Daheim

XXI. Jahrgang. 1885.

DAHEIM

Verlag der Daheim= Expedition in Leipzig

Velhagen u. Klasing in Bielefeld

S.

X.A.v.R.Brend'amour.

Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Seite
Auf See. Aus dem Tagebuche eines Seemanns. Von R. James . . . 38
Doktor Hollmann. Eine Weihnachtsgeschichte von Marc. Boyen . . . 177
Fölsch, Der alte. Eine Seehumoreske von R. Werner 106
Geheimnis, Das tiefe. Novellette von Zoë v. Reuß 746
Gespenst, Das gebannte. Eine Seehumoreske 342
Herrn Fortunatus Brautfahrt. Novelle von M. v. Reichenbach 209
Im Nest. Humoreske von Th. H. Pantenius 664
Major Nepomuk. Militärhumoreske von Herm. Ferschke 213
Mohre von Mohrstein, Die. Erzählung von Germanis 305
Odysseus. Eine Vogel- und Menschengeschichte v. H. Seidel 456
Reise nach Rothenburg, Die. Novellette von M. v. Reichenbach 797
Schatz des Fräuleins v. Itzleben, Der. Erzählung von Hans Hillna . . . 721
Schlachtfest, Das. Militärhumoreske von H. Ferschke 393
Sigrit. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg 625
Souverän. Roman von A. v. d. Elbe 417
Spritzfahrt nach Kleve. Von H. Ferschke 614
Student, Der nette. Eine lustige Geschichte von Hans Arnold 56
Verrechnet. Roman von C. Bernhardt 1

Gedichte.

Bismarckfeste, Ein Nachklang zum. Von K. Gerok 480
Dem Reichskanzler zum 70. Geburtstag Von Karl Gerok 401
Hallali. Von A. S. Groß v. Trochau 453
Kantor, Der alte. Von Rud. Kögel . 308
Ostern. Von R. Beutner 417
Pfingsten. Von Paul Kämpfe . . . 529
Weihnachten. Von Paul Kämpfe . . 177
Zum 88. Geburtstage unsres Kaisers. Von E. Greiner 385

Geschichts- und Zeitbilder.

Adressensturm, Der . . . . Beilage 16
Arbeiterinnenverein, Der, i. Berlin. Beil. 32
Aufstand in Kanada. Von H. Vogt. Beilage 36
Besuch beim König der Fidschiinseln, Ein 331
Braunschweigische Prinzessinnen . . . 346
Bugenhagens, Zur 400jähr. Gedächtnisfeier. Von B. Rogge 600
Congostaatgründung, Die Geschichte der 623
Cumberland, Der Herzog von Beilage 7
Deutsche Generalkonsul, Der, in Sansibar. Beilage 28
Dynamitkiste, Über der . . Beilage 23
Erstürmung der Universität in Madrid durch die Polizei 206
Fackelzug, Der, zu Ehren des Reichskanzlers am 1. April . . Beilage 30
Freiherr v. d. Mosel, Der. Von August Riemann 252
Fürst Bismarck als Wähler . Beilage 7
Fürstin Bismarck, Die. Von O. Pank 324
Gedankenlesen, Das sogenannte. Von J. Stinde . . . . . . Beilage 21
General Grant . . . . . Beilage 46
Heilsarmee, Noch einmal die. Von Th. H. Pantenius 455
Herzog Wilhelm von Braunschweig. Beilage 4
Herzog von Braunschweig, Beim letzten. Von H. Vogt 85
Herzogs Leopold v. Braunschweig, Zum 100jährigen Todestag des. Von G. Thiel 470
Kaisers 88. Geburtstag, Zu des. Beilage 25
Kamarun, Die Kämpfe in 315
Karl Anton, Fürst von Hohenzollern. Beilage 39
König Humbert in Neapel . Beilage 1
Kronprinzessin, Die, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin . . . Beilage 9
Landwehrverein, Die Jubelfeier des Berliner . . . . Beilage 11
Lüderitzland, Die deutsche Besitzergreifung von 45
Mahdi, Von den Wachtfeuern des, III, IV, V . . . . . . S. 30, 152, 186
Naturgeschichte, die mystische des Mittelalters. Von Dr. Fr. Leist . . . 75
Pende, In . . . . Beilage 33
Pfingstfest, Ein, am Rhein vor 700 Jahren. Von Dr. J. Nover . . . 538
Politik der Namaqua, Die 383
Pontius Pilatus in Geschichte und Sage. Von M. Wagner 422
Prinz August v. Württemberg Beilage 18
Prinz Friedr. Karl v. Preußen Beilage 39
Prinzen Friedrich Karl v. Preußen, Beisetzung des . . . . Beilage 41
Republik, Aus einer schwarzen Beilage 41
Romanismus und Protestantismus in England 126
Saarbrücken, Grubenunglück, Das von Beilage 27
Saarbrücken, Noch einmal . Beilage 29
Scheichs, Die beiden afrikanischen, vor dem Kaiser . . . . . Beilage 22
Slaven-Apostel Cyrill u. Methud. Zur 1000jährigen Gedenkfeier. Von Hugo Warmholz 440
Sozialisten in Amerika, Die Beilage 24
Stanley in der Versammlung des deutschen Kolonialvereins z. Berlin. Beil. 10
Tegetthof bei Lissa. Von R. Werner. 268
Testament des Großen Kurfürsten, Das. Von B. Rogge 586
Undine, Die Strandung S. M. Brigg. Von Franz Siewert 171
Vittoria Colonna. Von B. Schultze . 413
Vogel v. Falkenstein, General d. Infanterie . . . . Beilage 31
Welfengruft, Die, im Dom zu Braunschweig . . . . Beilage 6
Weltgeschichte, Rankes. Von Th. H. Pantenius 278
Wiclifjubiläum, Zum 500jährigen. Von Rudolf Buddensieg 200
Zeitrechnungstafel der Völker, Aus der Von Dr. Fr. Leist 676

Litteratur- und Lebensbilder.

Abt, Franz, Zur Erinnerung an . . 519
Adrian van Ostade. Von Ad. Rosenberg 488
Albrecht Dürers Porträt des H. Holzschuher. Von Ad. Rosenberg . . . 345
Bodinus, Heinrich, Dr. . . Beilage 10
Böhm, Rich., der Afrikareisende. Von Rich. Andree 631
Brehm, Alfred Eduard . . . Beilage 10
Burger, Ludwig. Von J. Lohmeyer 120
Camphausen, Wilhelm . . . Beilage 41
Christenfreude in Lied und Bild . . 136
Gebauer, Vom alten Hofrat . . 505, 703
Geißler, G., ein deutscher Missionar auf Neu-Guinea 346
Geschichte der christlichen Sitte, Zur. Von Prof. O. Zöckler 502
Geschichte eines Worts, Die. Von Franz Delitzsch 430
Goethespuren, Auf.
I. Von Rob. Koenig 366
II. Von M. Allihn 380
Hainbundes, An der Geburtsstätte des. Von Rob. Koenig 559
Hahnemann, der Stifter der Homöopathie. Von Dr. Dyrenfurth . . 492
Haman v. Holzhausen. Von M. K. . 155
Heine, Heinrich, und kein Ende. Von Th. H. Pantenius 438
Historischer Atlas, Ein neuer . . . 479
Hugo, Victor. Von St. Waetzoldt . 604
Jenner, Eduard, der Menschenfreund. Von Dr. Dyrenfurth 233
Klinger, Friedrich Maximilian . . . 28
Knapp, Albert, Zur Erinnerung an. Von R. Koenig 760
Kolbe, Hermann, Prof. . . Beilage 10
Lutherbibel, Die revidierte. Von Fr. Ebeling 358
Lutherspiel in Jena, Festhalle fürs. Von L. Witte 558
Manutius, Aldus, und die Aldinen . 711
Martensen, Hans Lassen. Von L. Witte. 265
Moser, J. J. Zur hundertjährigen Erinnerung an. Von Th. Schott . . 820
Mozart im Bilde. Von L. Meinardus 700
Nachtigal, Gustav 552
Paschen, Kommodore . . . Beilage 49
Richters, Ludwig, Landschaftskunst. Von Andreas Oppermann 133
Scott, Walter. Von Th. H. Pantenius 6
Serapis v. G. Ebers. Von Th. H. Pantenius 207
Staatshandbuch, Kleines. III. Jahrg. 319
Stabreims, Im Banne des. Von H. Schults 154
Swedenborg, Emanuel. Von L. Witte 660
Zarenlied, Das. Von v. Wenkstern . 46

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Altenburger Bauern, Die 199
Ansbach, die Kreishauptstadt von Mittelfranken 507
Armband, Das. Eine Geschichte aus Tunis. Von A. H. Fehde . . . 375
Augusta, Die vermißte Kreuzerkorvette 796
Außenbords. Von Marinepfarrer Heims 589
Bank von England, Die 520
Bergführer, Aus dem Leben der. Von G. Wymann
I. Wie einer ein Bergführer wird 742
II. Des Bergführers Gang und Ende 756
Bö, Eine, Von R. Werner 363
Burensohnes, Aus dem Leben eines . 102
Chinesischen Kinderbuche, Aus einem . 334
Deutsch-Südafrika, Aus 344
Dschunken und Zampans 711
Eingekerkert im Eise 824

Seite
Externsteine, Die. Von H. Knackfuß . 40
Findlingshaus, Das deutsche auf Hongkong 558
Freiheitsfackel, Eine amerikanische. Beil. 42
Friedrichsruh und der Sachsenwald. Von St. Waetzold 679
Friedrich-Wilhelmshafen. Von Harry Koenig 808
Gottscheer Ländchen, Im. Von W. Groos in St. Blasien 792
Hansische Flanderfahrt, Die. Von St. Waetzoldt.
I. Von Hamburg nach Amsterdam 10
II. Amsterdam und Antwerpen . 24
III. Von Antwerpen nach Gent . 42
IV. Von Gent nach Brügge . . 54
V. Von Brügge nach Hamburg . 73
Hartschier, Der . . . . . Beilage 14
Kadettenhaus, Das, zu Schloß Oranienstein. Von Dr. P. Heine 762
Konzerthaus, Das neue in Leipzig. Von C. Piutti 156
Kapitän Boytons neuestes Schwimmkunststück. . . . . . . Beilage 37
Karolinen, Der Archipel der 776
König Balademba, Ein Besuch bei. Von Harry Koenig 573
Kolonie, Die deutsche in Davos und ihr Kaiserfest. Von H. Hilprecht . . . 391
Kyffhäusergebirge, Im. Von H. Vogt. I., II. 651, 667
La mina de los Padres Von Aug. Niemann 629
Missionserfolge in Deutsch-Südafrika . 536
Onkel Bill. Aus den Erlebnissen eines Negersklaven 459
Preisschachspiel der Kinder in der Schule zu Ströbeck. . . . . Beilage 3
Reichsbank, Auf der deutschen. Von Th. Coßmann 472
Reiseeindrücke aus Rußland. Von Th. H. Pantenius 379
Reisende wider Willen, Der. Beilage 45
Rosenthal, Im Leipziger vor 100 Jahren. Von B. Stübel 614
Samoa-Inseln, Von den. Von G. A. v. Brauchitsch 634
Smyrna, Eine Sommerfrische bei . . 715
Sommerwohnung, Auf der Suche nach der . . . . Beilage 38
Südsee, Aus der. Von Marinepfarrer Aly. 621
Südsee Inseln, Unsere. I., II. . 281, 297
Sünte Märten. Von O. Thelemann. Beilage 8
Umschau in fernen Landen. Beilage 1, 3, 5, 8, 9, 10, 15, 18, 19, 21, 25, 26, 35, 37, 42, 47, 48, 49
Weihnachtsfeier, Deutsche, in Argentinien 183
Wilhelmsthal, Schloß b. Kassel. Von H. Knackfuß 728
Zulus, Die, in Berlin. Von J. Stinde Beilage 19

Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Ansiedelung von Nachtigallen. Von Th. H. Pantenius 511
Beleuchtung und Auge. Von Dr. H. Schäfer 726
Blick auf die Sonne, Ein. Von Dr. Klein 806
Dr. Ferran und die Einimpfung der Cholera. Von Dr. Dyrenfurth . . 744
Gifte verdorbener Speisen. Von J. Stinde 646
Komet, Ein merkwürdiger. Von Dr. Klein 302
Krankenpflege, Zur häuslichen. Von Dr. Clasen 63
Möwen, Zahme . . . . . Beilage 49
Vogelschießen in einer Irrenanstalt. Von E. Keßler 618
Wo kommen unsre gefiederten Lieblinge her? Von Th. H. Pantenius . . 487

Soziales und Volkswirtschaftliches.

Asyl für die Kleinsten unter den Kleinen. Von Dr. Paul Heine 230
Berliner Stadtmission, Die. Von Ad. Stöcker. I., II., III. . . 118, 139, 150
Seite
Blümchenkaffee, Beim. Von J. Stinde. 279
Deutscher Agentenschwindel in London 566
Mägdehaus, Das Berliner. Von Th. Coßmann 654
Maurerstreik, Vom, in Berlin. Beilage 43
Rückfällig. Eine Kriminalskizze von O. Klaußmann 647
Schuhe, Ein modernes Paar. Von H. v. Spielberg 568
Stöcker, Adolf, in seinen Reden. Von Th. H. Pantenius 190
Streik, Ein furchtbarer . . Beilage 37
Umschau auf gewerblichem Gebiete. Beilage 3, 4, 8, 9, 11, 15, 17, 18, 19, 20, 24, 26, 27, 32, 37, 40
Welt-, Industrie- und Baumwollen-Ausstellung in New-Orleans . Beilage 17

Vermischtes.

Beamte für alles, Der . . Beilage 51
Bei 25 Grad Réaumür: Langsamer Schritt . . . . Beilage 44
Blumen und Blumenduft. Von Frz. Delitzsch 246
Eltern, Die, der Kompanie. Von H. Vogt 489
Fähnrichszeit, Aus der fröhlichen. Von H. Vogt 584
Hubertus Freuden. Von H. Vogt . 28
La ilah ella Allah 336
Landesvermessung, Auf. Von H. Vogt 124
Leser, An unsre . . . . . Beilage 1
Luftballons, Landung des . Beilage 47
Marinesoldaten, Unsre, vor dem Palais des Kaisers . . . . . Beilage 40
Martini und der Martinsmann. Von C. Beyer 110
Madonna, Eine schwarze . . Beilage 26
Moment-Photographie, Die. Von Fritz Anders 410
Nachbarskinder, Die 176
Räuber, Ein umgänglicher 795
Postbote, Der, auf Schlittschuhen Beil. 20
Reiter, Leichte. Von H. Vogt . . 73
Rum, Der, in Westafrika . Beilage 18
Sakramentshäuschen, Die. Von H. Altendorff 407
Schiffsunfälle und Rettung zur See . 279
Schuhwerk und Hühneraugen. Von Dr. M. Dyrenfurth 314
Schwadronsbesichtigung, Eine. Von H. Vogt 347
Sonst, jetzt und künftig. Aus den Memoiren eines Hundes 12
Sonntagsmorgen-Kontraste in der Weltstadt . . . . Beilage 15
Sprache des Kindes, Die. Von Dr. Schäfer 692
Unterwegs mit dem großen Generalstabe. Von H. Vogt 200
Velhagen u. Klasing, Das Jubiläum von 776
Verdeutschung der englischen Sprache, Die. Von B. A. Schleicher . . . 814
Volapück 127
Wahl, In der Nacht vor der Beilage 5
Warum können wir keine Austern mehr essen? 518
Weihnachtsbaumes, Der Schmuck unsres 169
Wer war der Mörder? Von A. Niemann 581
Wetterpropheten, Vor dem . Beilage 35

Am Familientisch.

Abgeschätzt und unterschätzt. Von W. Hügel 639
Annonce, Eine königliche 575
Apotheker Heinrich. Von Th. H. Pantenius 495
Astronomie, Eine Zeitschrift für populäre 719
Barbara, Die heilige. Von Ad. Rosenberg 767
Bauernprotest. Von Emil Frommel . 222
Begegnung auf dem See 528
Berliner Theaterenthusiasmus vor 100 Jahren 639
Besuch, Ein unerwarteter 703
Bilder, Unsre 15, 32, 47, 64, 70, 95, 110, 127, 191, 222, 238, 255, 272, 399, 623, 688, 767, 800
Seite
Bischof Graf Roß 15
Borsdorfer Äpfel 719
Buddhistenvereinler, Die auf Ceylon . 239
Chaussee, Auf der 575
Cholera, Die Ableitung des Namens . 591
Cimbern, Die Nachkommen der . . . 591
Cyklone, Die 815
Das bekannte Wort des Archimedes von Syrakus 800
Deutschen Heere, Ein Buch vom . . 415
Dichterbuch, Ein, für den Salon. Von R. K. 815
Die Diamanten werden billig . . . 542
Döbbelin, Karl Theophilus 495
Eccehomo v. G. Reni. Von A. Rosenberg 431
Eine Wassermaus und eine Kröte. Von H. Schults 223
Epigramm eines Zahnarztes 383
Epileptische, Die Einweihung der Kirche für in Bielefeld 190
Evangelist Johannes, Der, von Domenichino. Von Ad. Rosenberg . . . 542
Februartagen des Jahres 1813 in Breslau, Aus den 671
Galanterie am Meer 367
Gebet, Ein altes 383
Generalfeldmarschall Frh. v. Manteuffel 639
Gesangbuchsstreit, Episode aus einem . 655
Gesundheitsrat 95, 191, 239, 384, 416, 431, 447, 464, 495, 511, 544, 672, 719
Gewerbeausstellungen, Zur Geschichte der 655
Grabinschrift, Eine seltsame . . . 79
Herzog Bernhard von Weimar . . . 735
Hofrat Gebauer, Noch etwas vom alten 703
Jerusalem, Fortschritte in 576
Kaiserhalle in Lorsch 783
Kalifornien, Ein neues 784
Karikatur, Probe amerikanischer politischer 367
Klassiker, Die, der Philosophie. Von L. Witte 494
Kriegstelegraphie am Kamarun . . . 288
Konversationslexikon, Ein konservatives von Th. H. Pantenius 543
Kunstfreunde, Die 382
Künstleruneigennützigkeit 751
Kupferstich, Für den. Von A. Rosenberg 575
Maler, Der, und die schwäbischen Bauern 511
Madonna, Eine moderne, von Gabr. Max. Von Ad. Rosenberg . . . 399
Nelkenliebhaberei 463
Neujahrskarten, Zwei, von Künstlerhand 207
Optimisten, Die Gedichte eines. Von Th. H. Pantenius 703
Ostermontag, Am 431
Ovidius in Sage und Legende . . . 447
Pfingstmorgen, Am 542
Phänomen, Ein arithmetisches. Von E. Harnack 446
Poesie, Amtliche 447
Publizistik, Zur Geschichte der deutschen 95
Rathaus, das zu Breslau 494
Rechtsrat 15, 79, 111, 223, 303, 351, 592
Reichswald, Im. Von W. Schmitz 750
Rembrandts Selbstbildnis von 1635 . 783
Reserve entlassen, Zur 159
Russische Reich, Das, in Europa. Von Th. H. Pantenius 608
Schäferstündchen, Ein 288
Schlafdoktor, Ein amerikanischer . . 15
Schutzgenossen, Neue, des Reichs. Von A. Kirchhoff 367
„Schwarze Republik“, Nochmals die . 415
Seidels, Heinrich, Idyllen und Scherze 191
Silhouette, Über ihrer 208
Sinneneindrücke, Zeitdauer der . . . 238
Spindelpoesie 303
Spielecke, In unsrer 16, 32, 48, 64, 80, 96, 112, 128, 144, 160, 176, 192, 208, 224, 240, 256, 272, 288, 304, 320, 336, 352, 368, 384, 399, 416, 432, 448, 464, 480, 496, 512, 528, 544, 560, 576, 592, 608, 624, 640, 656, 672, 688, 704, 720, 736, 752, 767, 784, 800, 816
Umschau für Haus- und Landwirtschaft 127, 431, 624

Seite

Umschau, Hauswirtschaftliche 63, 239, 336, 559
Vegetarianer, Hinderindische 272
Vergleich, Ein witziger 655
Vivisektion, Zur Geschichte der . . . 543
Weihnachtsbüchermarkt, Vom. Von Rob. Koenig 142, 159, 174
Weihnachtskünstler, Große und kleine. Von Emil Frommel 184
Weihnachtsspiel, Ein Spandauer . . 191
Westafrikanische Geschwader, Das . . 95
Wetterprophet, Ein. Von Br. Strauwald 239
Zigeuners Ende, Des 608
Zweikampf, Ein, auf Leben und Tod. 815

Illustrationen.

Abt, Franz 520
Aldus, Das Druckerzeichen der . . . 713
Altenburger im Korn. Von F. E. Meyerheim 197
Alter Krieger 617
Amsterdam, Die alte Ansicht von . . 12
Angra Pequena, Aufhissung der deutschen Flagge in 45
Ansbach, die Kreishauptstadt v. Mittelfranken. 5 Illustr. . . . . 508—510
Arbeiterinnenverein, Der, in Berlin. Beilage 32
Auf dem Umzuge . . . . Beilage 52
Auf der Suche nach der Sommerwohnung. Beilage 38
Aufstand in Kanada, Vom. 2 Illustr. Beilage 36
Augenblicksphotographien . 148, 212, 408, 409, 412.
Augusta, Die vermißte Kreuzerkorvette. 2 Illustr. 796, 797
Ängsten, In tausend. Von P. Krieger 581
Badesaison, Aus der . . . Beilage 49
Bank von England, Die. 7 Illustr. 520—525
Barbara, Die heil. Von Palma Vecchio 761
Barbiere, Die streikenden, und ihre Opfer. Beilage 37
Bauernprotest. Von F. Brütt . 220, 221
Bayrische Armee, Die alte. Von R. Knötel 716
Bayrische Armee, Die neue. Von R. Knötel 716
Begegnung auf dem See. Von A. v. Ramberg 517
Besetzt! 720
Besuch beim König der Fidschiinseln. 3 Illustr. 329, 332, 333
Bildnis des Nürnberger Patriziers H. Holzschuher. Von Albrecht Dürer . 345
Bismarckadressen, Eine Unterzeichnungsstelle der . . . . . . Beilage 16
Bodinus, Heinrich, Dr. . . Beilage 10
Böhm, Richard 632
Brehm, Alfred Eduard . . Beilage 10
Brenner, Allerlei vom. Von V. Grönvold 597
Brigittchen u. Mutter Brigitte. Von P. A. Wille jr. 9
Bugenhagen, Johannes 600
Burger, Ludwig. Von C. Koch . . . 121
Bursche nach dem Herzen Windthorsts, der 425
Buschmannsfrau mit ihren Kindern. Beil. 26
Cäcilie, Die heilige. Von Carlo Dolci 76, 77
Camphausen, Wilhelm. 3 Illustr. Beil. 41
Cromwell am Krankenbett seiner Tochter. Von J. Schrader 53
Cumberland, Der Herzog von. Beilage 7
Chinesischen Kinderbuche, Aus einem. 3 Illustr. 335
Chausseewalze, Die. Von K. Ahrendts 565
Christbaums Heimat. Von A. Richter 181
Curtius, Georg, Prof. . . Beilage 48
Dankbares Publikum. Von H. Beyer 277
Der junge Mann mit der Silhouette. Von Dan. Chodowiecky 204
Deutsche Generalkonsul, der, in Sansibar . . . . Beilage 28
Deutsch-Südafrika, Aus. 3 Illustr. 436, 444
Dorfpolitiker, Die. Von E. Harburger 249
Duell zur Zeit der französ. Republik 805
Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden. Von W. Kray 309
Dynamit-Verschwörer, New-Yorker. Beil. 23
Ecce homo. Von Guido Reni . 428, 429
Eckartsberg, Auf dem . . . . . 60—62
Eilwagen, der. Von J. v. Artois . 532
Eins! zwei! drei! Ich bin frei! . . 540
Erwischt. Von S. H. Crone . . . 25
Evangelist Johannes, Der. Von Domenichino 533
Externsteinen, Das Relief an den . . 40
Extrapost 237
Fackelzug, Der, zu Ehren des Reichskanzlers am 1. April . . Beilage 30
Fähnrichszeit, Aus der fröhlichen . . 584
Ferran, Dr., eine Choleraimpfung ausführend 741
Ferschke, Hermann 393
Fidschiinsulaner, die. 329
Fischerleben, Aus dem, von Long-Island in Nordamerika. Von V. Frost. 684, 685
Flegel, der Afrikareisende 92
Flegels Reisen im zentralen Westafrika 92
Flucht, Auf der, von Isandula. Von H. Merté 104
Fremdländ. Offiziere. Von R. Knötel 820
Freiheitsfackel, Eine amerikan. Beilage 42
Freiherr v. Manteuffel. Von H. v. Angeli 633
Friedrichsruh und der Sachsenwald. 5 Illustr. Von L. Th. Chaulant 680—682
Frühling, Im. Von L. Knaus . . 37
Fuchshunde auf der Fährte. Von Th. Blinks 29
Fürst Bismarck als Wähler . Beilage 7
Fürst Karl Ant. v. Hohenzollern Beil. 39
Gedankenlesen, Das sogenannte. Beilage 21
Gedanken, In 105
Geheimratssitzung, Die letzte, d. Großen Kurfürsten. Von O. Gennerich . . 585
Gerichtliche Obduktion. Von C. Sellmer 4, 5
Gewandhaus, Das alte, vom Hofe aus 157
Gewandhaus und Konservatorium in Leipzig 156
Gewehr, Das erste. Von H. Leinweber 85
Goethespuren, Auf.
I. 2 Illustr. 360, 361
II. 4 „ 377, 380, 381
Gossensaß a. Brenner. Von Warmholz 599
Grant, General . . . . . Beilage 46
Großmutter, Aus den Tagen unsrer . 512
Großvater auf dem Weihnachtsmarkt. Beilage 11
Grubenunglück, Das, von Saarbrücken. Beilage 27
„Grüß Gott.“ Von C. Koch . . . 777
Gute Aussichten . . . . . Beilage 35
Hahnemann, Samuel 492
Hainbundes, An der Geburtsstätte des 560
Hallali. Von Th. Rocholl 453
„Heil, Kaiser Wilhelm Dir.“ Von Hedw. Großmann 389
Heimkehr des Ernährers 108
Hendschels Albert Nachlaß, Aus. Beilage 10
Herbstnacht im Odenwald 813
Herzog Leopold v. Braunschweig. Von Dan. v. Chodowiecki 469
Herzog Wilhelm von Braunschweig Beil. 4
Herzog Wilhelm von Braunschweig auf dem Paradebett . . . . Beilage 6
Herzogin von Connaught, Die, in der Kirche zu Glienicke . . . Beilage 41
Herzstärkung, Eine. Von A. Lüben . 621
Historische Linde, Die, am Wörther See. Von T. Willroider 109
Hofbräuhaus, Einer vom. Von E. Harburger 392
Hofmaler Gebauer in seinem Atelier . 505
Hohenlohe, Fürst . . . . Beilage 48
Jan Jonker Afrikaner und seine Frau 376
Jenner, Der Erfinder der Kuhpockenimpfung. Von Dav. Weis . . . 233
Junge Friesin. Von Johanna v. Pritzelwitz 441
Kaiser Wilhelm in seinem Arbeitszimmer . . . . Beilage 8
Kaiser Wilhelm in seinem Parkwagen zu Babelsberg . . . . Beilage 2
Kamarun, Die Kämpfe in. 8 Ill. 305, 313, 315—317.
Kapitän Boytons neuestes Schwimmstück. Beilage 37
Katzenmütterchen. Von L. Knaus . . 649
Kavalier, Ein flotter. Von Franz Hals 41
Kirmeßlust. Von C. Breitbach . . . 717
Klingers Bildnis gez. v. Goethe . . 28
Klosterbruders Übungsstunde. Von C. Otto 765
Knapp, Albert 760
Knaus, Ludwig 48
Knorr, Admiral 313
Koch, Unser. Von R. Knötel . . . 217
Kolbe, Hermann, Prof. . . Beilage 10
Kommunalgardist, Der, am Feind. Von C. Beckmann 677
Konkurrenz 260
Konzerthaus, Das neue, in Leipzig. . 153
König Humbert im Choleralazarett in Neapel . . . . Beilage 1
Kronprinzessin, Besuch der deutschen, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Beilage 9
Kuhidyll, Ein. Von G. Schaumann . 821
Kurfürstin Dorothea, zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten 589
Kyffhäusergebirge, Im.
I. 4 Illustr. . . . . . 651—653
II. 5 Illustr. . . . . . 668—670
La mina de los Padres 629
Landwehrvereins, Die Jubelfeier des Berliner . . . . Beilage 11
Lorsch, Die Kaiserhalle in 780
Louise Henriette, erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Von v. Hondhorst 588
Luftballons, Landung des . . Beilage 47
Madonna. Von Gabr. Max . 396, 397
Madonna del Granduka. Von Raffael 188, 189
Madonna mit dem Kinde, Johannes der Täufer und die heil. Katharina. Von Palma Vecchio 21
Mann, Der, mit der Feder. Rembrandts Selbstbildnis 781
Mann mit der Pelzmütze, Der. Von Rembrandt 216
Manutius, Aldus Pius 712
Manutius, Paulus 713
Marinesoldaten, Unsre, vor dem Palais des Kaisers . . . . . Beilage 40
Martensen, Bischof v. Seeland . . . 268
Martinisingen in Westfalen . Beilage 8
Maurerstreik in Berlin, Vom Beilage 43
Max, Gabriel 252
Memento mori. Von Carl Zutz . . 57
Mendelssohn-Bartholdy 157
Militärische Charakterbilder. 3 Illustr. 348, 349, 445
Militärwaisenhaus, Das, zu Potsdam 236
Missionserfolge in Deutsch-Südafrika. 5 Illustr. 536, 537
Modell, Ein geduldiges. Von Fr. Kallmorgen 745
Modellpause. Von L. Vecchi . . . 725
Momentphotographie, Eine. Von O. Anschütz 68
Morgen, am frühen. Von F. Hiddemann 789
Morgengruß. Von K. Becker . 484, 485
Mormonentaufe in Berlin . Beilage 50
Morgenstimmung i. deutsch. Buchenwald 812
Mozart im Bilde. 5 Illustr. . 700, 701
Nachbarskinder. Von Hugo Engl . . 165
Nachtigal, Gustav. 7 Illustr. . 552—557
Neujahrskarten, Alte. I. II. . 193, 196
Nordseefischer, Die galanten. Von C. H. Reinhardt 356, 357
Nun bist du aber rein! Von O. Igler 117
Onkel Bill, Der alte Sklave 460
Ostergruß, Der, des Geliebten Beilage 27
Ostermontag. Von Fr. Kallmorgen . 421
Palmsonntag. Von H. Suykens . . 405
Paschen, Kommodore . . . . Beilage 49
Pende, In. 2 Illustr. . . . Beilage 33

	Seite
Perle der Sammlung, Die. Von Vinz. St. Lerche	373
Pfingstkirchgang. Beilage	34
Pfingstmorgen. Von C. L. Grimm	541
Pflege, In treuer. Von A. Frind	101
Postbote, Der, auf Schlittschuhen. Beilage	20
Prinz August von Württemberg. Beilage	18
Prinz Fr. Karl. 4 Illustr. Beilage	39
Prinz Wilhelm v. Preußen und Kronprinz Rud. v. Österreich. Beilage	7
Prischen gefällig?	709
Rathaus, Das, in Breslau	493
Reichenbach, Moritz v. (Gräfin Bethusy-Huc)	209
Reichskanzlers Daheim, Des. Von C. Koch	325
Reichsbank, Auf der deutschen. 6 Illustr.	468. 472—477
Reinecke, Karl, Leiter des Konservatoriums	157
Rembrandt und seine Frau	369
Rendezvous. Von R. Knötel	500
Reserve entlassen, Zur. Von G. Koch	149
Richterreliquien 132. 133. 136. 137. 140.	141
Rietz, Julius, Leiter des Konservatoriums	157
Rosenthal, Eingang in das. Von J. A. Roßmäsler	613
Rosenthal, Partie aus dem wilden, zw. Schkeuditz u. Leipzig. Von H. Deiters	232
Rubens, Peter Paul, Die Söhne des. Von P. P. Rubens	244. 245
Ruh, Zur letzten. Von Hans Bachmann	229
Rumpff, Polizeirat. Beilage	18
Saarbrücken, Noch einmal in. Beilage	29
Samoa-Inseln, Von den. 4 Illustr. 636.	637
Vor der Scheibe. Von R. Knötel	452
Scheichs, Die beiden afrikanischen, vor dem Kaiser. Beilage	22
Schiffe des deutschen westafrikanischen Geschwaders. Von C. Saltzmann	89
Schlachtenlenkers Vor dem Bilde des. Beilage	7
Schläferin, Die schöne. Von E. Jeaurat	437
Schnurrbart, Der gefährdete. Von S. Jakobides	341
Schöne Aussicht. Von E. Linde	365
Schuhe, Ein modernes Paar. 5 Illustr.	568—573
Schutzmann, der, für alles. Beilage	51
Schutzgenossen, Einer unsrer neuen, in Südwestafrika	364
Schützende Bäume. Von R. Schrader	793
Scotts, Walter, letzte Tage	8
Sedantage, Zum. Beilage	48
Seehase und Hummer. Von G. Mützel	620
Sommerfrische, Aus der, 1885. Beilage	45
Sonntagmorgen-Kontraste in der Weltstadt. Beilage	15
Sonst, jetzt und künftig. 4 Illustr.	12—14
Sozialisten in Amerika, Die. Beilage	24
Spinnrocken, Am. Von Karl Herpfer	293
Sport in der Armee. Von R. Knötel	764
Stanley in der Versammlung des deutschen Kolonialvereins zu Berlin. Beilage	10
Stein, Ein neuer, zum Bau der Ewigkeit. Beilage	13
Stock, Aus dem sechsten	69
Stöcker, Adolf	168
Studienreise, Auf der. Von B. Vautier	501
Südsee-Inseln, Unsre	
I. 5 Illustr. u. 2 Karten	281—285
II. 10 „	289. 296—301
Swedenborg, Emanuel. Von J. F. Martin	661
Taufpatin, Die. Von Paula Kohlschütter	549
Tegetthof bei Lissa. Von A. Romako	269
Telegraphenleitungen, Zerstörung von	73
Tonleiter in auf- und absteigender Linie	604
Treiber, Der. Von J. Schmitzberger	213
Überfahrt. Von Max Rentel	645
Übersegelt. Von A. Lins	205
Undine, Die Strandung S. M. Brigg	171—173
Ungeduldige Erwartung	544
Vater und Mutter der Kompanie. Von R. Knötel	489
Vegetationslandschaft auf Ovalau. Von C. A. Göring	333
Vetter vom Lande, Der. Von H. Oehmichen	693
Victor Hugo	605
Viere lang. Von K. Ahrendts	116
Violinspieler, Der, und der kleine Leiermann. Von Ostade	488
Vittoria Colonna. Von M. Longhi	413
Vivisektor, Der. Von G. Max	253
Vogel v. Falkenstein, General d. Infanterie. Beilage	31
Vorlesung im Park. Von Arthur v. Ramberg	757
Wahl, In der Nacht vor. Beilage	5
Waldrand, Am. Von C. Irmer	28
Walfisch, Der, im Eisberge	825
Welfengruft, Die, im Dom zu Braunschweig. Beilage	6
Weltausstellung in New-Orleans. Von der. Beilage	17
Werbebüreau, Das, der Lützower in Breslau. Von R. Knötel	665
Werner, Reinhold, Kontreadmiral a. D.	268
Wilderers Ende, Des. Von W. Strÿowsky	601
Wilhelmsthal, In Schloß. 10 Illustr.	728—733
Winde, Mit dem	368
Winter, Der. Von F. Bartolozzi	265
Winterlandschaft. Von R. van Hanen	462
Winterlicher Waldhof. Von L. Schön	36
Winterliches Gehöft. Von L. Schön	180
„Wozu Puffel alles gut ist!“	457
Württembergische Armee, Die alte. Von R. Knötel	748
Württembergische Armee, Die neue. Von R. Knötel	749
Zimmermeisters Weihnachtsfeier. Von B. Woltze	185
Zulus, Die, in Berlin. 5 Illustr. Beilage	19
Zum 1. April. Beilage	26

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Oktober 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 1.

Verrechnet.

Roman von E. Bernhardt.

I. Auf der Themsebrücke.

Es war an einem trüben Morgen im Februar. Ein echter Londoner Nebel bedeckte die Riesenstadt. Die Sonne stand am Himmel, wie eine bleiche Scheibe, ohne die Macht, mit Licht und Wärme die dichten Schleier zu durchbrechen, in welche die Erde sich hüllte. Die Gaslaternen brannten trübe in den Straßen, mehr, als wollten sie auf die herrschende Dunkelheit aufmerksam machen, als sie erleuchten.

In den Docks herrschte dasselbe rege Leben, wie zu allen Zeiten; stöhnend arbeiteten die riesigen Krane, um die in undeutlichen Umrissen durch den Nebel sichtbar werdenden Schiffe ihrer Ladung zu entledigen und sie zu ungeheuren Mauern von Fässern, Kisten oder Ballen am Bollwerk aufzuhäufen; gespensterhafte Lastträger mit Karren und Säcken rannten an einander und bogen einander aus, um im nächsten Augenblicke mit anderen ihresgleichen zusammenzustoßen und ihren Herzen in Fluchen und Schelten, oder auch jeweiligen Witzen Luft zu machen. Dazwischen rollten schwere Lastwagen mit betäubendem Dröhnen vorüber, drängten scheltende Cabführer ihre leichteren Fahrzeuge mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit durch die wogende Menge, tönten laute Zurufe der Matrosen von den in der Ferne gespenstisch verschwimmenden Schiffen her- und hinüber, knarrte die Takelage der zunächst am Kai liegenden Schiffe, so oft eine jeweilige schwache Luftbewegung die Raffung des Segelwerks auf einen Augenblick lockerte.

Aus den Fenstern einer der Tavernen, die, zur Bequemlichkeit der Seeleute, sowie der Ab- und Zureisenden angelegt, die dem Kai gegenüberliegende Seite der Straße einnehmen, strahlte Gaslicht in den Nebel hinaus, das, durch keine Rouleaux gehemmt, dem unmittelbar vor den Fenstern gelegenen Teil des für Fußgänger bestimmten Trottoirs ein mattes Licht verlieh. In diesem Lichtkreis erschien in bestimmten Zwischenräumen, wie sie das eilige Auf- und Niedergehen von einem Ende der Straße bis zum andern bedingte, eine für diesen Stadtteil auffällige Erscheinung. Es war eine verschleierte weibliche Gestalt, die in Bewegung und Haltung deutlich erkennen ließ, daß sie den höheren Ständen angehörte. Sie war von mittlerer Größe, und der weite graue Mantel, in den sie vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt erschien, konnte trotz seiner Schwere die schlanke Zierlichkeit der jugendlichen Formen nicht ganz verhüllen. Schon mehrmals war sie an dem erhellten Fenster vorübergegangen, jedesmal einen Augenblick vor demselben stehen bleibend und mit gespannter Aufmerksamkeit die Insassen des dahinter liegenden Zimmers beobachtend, bis sie von dem hinter ihr drängenden Menschenstrom von neuem erinnert wurde, daß in der vorwärts flutenden Menschenmasse einer Londoner Straße der Stillstand eines Einzelnen nicht geduldet werden könne. Jetzt trat sie unter die Thür der Taverne, zog eine kleine goldene Uhr unter dem Mantel hervor und suchte in dem matten Lichtschein ihre Zahlen zu entziffern.

„Schon elf Uhr!“ seufzte sie leise. „Und schrieb er mir nicht, daß er mich um zehn Uhr hier treffen wolle? Er läßt mich den Kelch der Vernachlässigung bis auf die Neige trinken!“

Sie war eben im Begriff, ihren unterbrochenen Spaziergang wieder aufzunehmen, als ihr das Geräusch zurückgeschobener Stühle und verworrener Stimmen verriet, daß die Gesellschaft drinnen zum Aufbruch rüstete. „Meine Herren“, rief eine Stimme so laut, daß sie jedes Wort trotz des draußen herrschenden Lärmens deutlich vernahm, „lassen Sie uns nicht auseinandergehen, ohne unserm Freunde Charlie, auf dessen Kosten wir so manches Glas geleert haben, in einem letzten

Glase glückliche Reise zuzutrinken. Wir alle geben ihm das Zeugnis guter Kameradschaft und einer freien Hand. Er hat mit uns geteilt, so lange er zu teilen hatte, und wir alle bedauern —"

„Daß es nichts mehr zu teilen gibt!"

„Hurra! Charlie hoch! Hurra! Hip, hip! Hurra!"

„Tod allen Knausern! Tod allen Perücken! — Charlie hoch!" so erscholl ein wirres Durcheinander verschiedener Stimmen, das es dem Redner schwer machte, seinen Faden wieder aufzunehmen.

„Wir alle bedauern, daß ihn das neidische Schicksal, wie zumeist die besten unter uns, in Gestalt von Wechseln und Schuldverschreibungen erfaßt und unserm lustigen Kreise entreißt. Wir alle sehen ihn mit Schmerzen scheiden, — wir wünschen ihm glückliche Überfahrt und in einer neuen Welt freien Spielraum für seine mannigfachen Gaben! Hoch, Charlie hoch, und mögen alle Gläubiger fallieren und alle Schuldner florieren!"

Lauter Beifall dankte dem Redner für seine nicht geringe Anstrengung, und gleich darauf ließ sich eine andere Stimme vernehmen, bei deren Klang die Zuhörerin sichtlich zusammenfuhr. „Verehrte Herren und Brüder! Ich sehe ein, daß es mir zukäme, auf eine so gelungene Rede zu meinen Ehren zu antworten und euch meinen unterthänigsten Dank auszusprechen für den Eifer, mit welchem ihr mir behilflich gewesen seid, das Gut meiner Gläubiger zu verzehren und mich für diesen Teil der Welt unmöglich zu machen. Indessen: „die Segel sind aufgezogen!" wie wir Deutschen singen, und „die Abschiedszeit ist da!" So bitte ich euch, mit meinem guten Willen fürlieb zu nehmen, die Flaschen auf euer eigenes Wohl vollends auszuleeren und euch draußen — verzeiht die Erinnerung — möglichst ruhig zu verhalten, — denn ich habe nicht Lust, die Augen auf mich gelenkt zu sehen und im letzten Augenblicke an meinem glücklichen Fortkommen gehindert zu werden! Möge es euch auch nach meinem Scheiden nie an solchen fehlen, die eure Verdienste anerkennen und auf deren Kosten ihr eure durstigen Kehlen anfeuchten könnt!"

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür, und die lärmende Gesellschaft strömte ins Freie. Es waren sechs bis acht Herren, ihrem Äußeren nach alle den höheren Ständen angehörig, aber so erhitzt vom Trunke und in so zügelloser Stimmung, daß jede Dame sich mit Recht scheuen durfte, ihnen in diesem Augenblicke zu begegnen. Die junge Dame hatte sich daher einige Schritte von der Thür zurückgezogen und beobachtete ängstlich jeden einzelnen der Heraustretenden, als er in den Lichtkreis des Fensters tauchte. Nachdem der letzte, ein schlanker Mann von etwa dreißig Jahren, das Haus verlassen hatte, streckte sie die Hand aus und berührte seinen Arm. Er wendete sich hastig um und schüttelte die Berührung ungeduldig ab. „Ach so! du bist's, Lucy!" sagte er beruhigt, als er in dem Dämmerlicht anstatt des gefürchteten Schergen der Gerechtigkeit sie erkannte. „Bist du wirklich gekommen? Du bist ein gutes Kind!"

„Dachtest du, ich könnte dich nach deinem gestrigen Briefe, ohne Abschied zu nehmen, reisen lassen, Charles? — Erwartetest du mich nicht?"

„Ja, ja, ich weiß!" erwiderte er leichthin. „Nun, es ist gut, daß du gekommen bist! Aber du bist doch allein?"

„Ganz allein! ich habe hier schon eine Stunde auf dich gewartet. Ich habe mein Cab an der Straßenecke warten lassen!"

„Gut, Kind! du bist immer eine gute Kleine gewesen, besser, als ich's um dich verdient habe! — Aber nur keine Thränen! — Du weißt ja, wir nehmen nicht Abschied auf Nimmerwiedersehen! Laß mir nur ein paar Jahre Zeit, mich im Auslande zu erholen, bis der Sturm hier vorüber ist!"

Der Nebel begann jetzt zu reißen, die Sonne brach mit einzelnen Strahlen hindurch, so daß er die zarte Gestalt, die an seinem Arme hing, deutlich sehen konnte. Für einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ob sie fähig sein werde, dem Sturm, von dem er sprach und dem er selbst aus dem Wege ging, stand zu halten!

„Aber was willst du dort treiben? — wovon willst du leben? — gehst du mittellos von hinnen?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Das laß deine Sorge nicht sein, Kleine! Ein Mann wie ich findet schon seinen Unterhalt, wenn er allein ist und Weib und Kind nicht überall als Hemmschuh an ihm hängen!"

Sie schwieg eine Weile, dann begann sie schüchtern von neuem: „Charles!"

„Nun, was ist, Kleine?"

„Ich hatte keine bare Münze, mit der ich dir aushelfen könnte, — aber wenn du dieses hier gebrauchen willst —" sie hielt ihm ein Kästchen hin, dessen Deckel sich auf einen Druck ihrer zarten Finger öffnete. Er sah die kleinen Kostbarkeiten, die zur Vervollständigung einer weiblichen Toilette gehören, durch den Nebel strahlen und schimmern, Ketten und Armbänder, ein in Perlen gefaßtes Medaillon, das Bild ihres Kindes enthaltend, das er ihr selbst einmal in einer Anwandlung früherer Zärtlichkeit geschenkt hatte, ein goldenes Kreuz, Ringe und andere Schmuckgegenstände. — Er stand einen Augenblick still. Eine ungewohnte Bewegung kam über ihn; er schob das Kästchen zurück. „Nein, Lucy", sagte er mit weicherer Stimme als bisher, „behalte deinen Schmuck, du möchtest diese Dinge selbst noch nötig haben! — Aber doch — gib mir eins, — gib mir das Kreuz, — es ist dein Name darauf. So", sagte er, als sie es mit zitternden Fingern von der Kette gelöst und er es in seiner Brusttasche geborgen hatte, „da soll es bleiben! Es soll mich erinnern an mein gutes, kleines Weib!"

Sie waren in schnellem Gange an eine Stelle des Kais gelangt, wo ein Westindienfahrer, fertig zum Abdampfen, am Ufer lag. Die Planke war hinübergeworfen, und die Passagiere begaben sich an Bord, fast alle begleitet von Freunden und Verwandten, die erst an Bord des Schiffes Abschied nehmen wollten.

Ein fragender Blick Lucys ward von ihrem Begleiter sogleich verstanden und beantwortet. „Nein, Lucy, besser nicht! Je länger der Abschied, desto schwerer würde er dir werden. Lebe wohl, Kleine; nur keine Thränen! Du bist eine gute Frau gewesen, wollte Gott, du hättest einen besseren Mann gehabt!"

Lucy hatte die Hand von seinem Arm genommen und stand mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Er schwieg einen Augenblick, sie mit einer Anwandlung von Mitleid betrachtend, dann setzte er hinzu:

„Ich habe geschwankt, ob ich dich dem alten Filz in Deutschland empfehlen sollte, Kleine! Kann sein, daß dein hübsches Gesicht sein altes Herz erweichte, — aber nein! — ich kann's nicht! — ich mag nicht zu Kreuze kriechen, auch nicht in der Person meines Weibes!"

Lucy schlug die großen Augen zu ihm auf mit einem Blick, der für ihn fortan von ihrem Bilde unzertrennlich blieb, und ihre Lippen formten mehr, als sie sprachen, das Wort: „für dein Kind!"

Noch einmal ging eine Bewegung über seine Züge. „Kleiner Johnnie!" sagte er weich. Er hatte nicht das Herz, hinzuzufügen, was er dachte, — daß sie nicht mehr lange für das Kind Sorge zu tragen haben werde, und wiederholte nur noch einmal: „Es geht nicht, Lucy, es geht nicht!"

In diesem Augenblicke ertönte der laute Ruf der Schiffsglocke, um die letzten säumigen Passagiere an den Abgang des Schiffes zu mahnen. Lucy streckte die Hand aus, die ihr Gatte wärmer drückte, als es sonst seine Gewohnheit war. „Leb wohl, Lucy! halt dich tapfer und laß den Sturm vorüber blasen! In etlichen Jahren, wenn alles vorüber und Gras darüber gewachsen ist, bin ich wieder da, — hoffentlich mit gefüllten Taschen! Gräme dich nicht! Es ist dir besser, du schlägst dich allein durch die Welt, als mit einem so unnützen Burschen, als ich's bin! Mag dir's so gut gehen, als du's verdienst, Kleine!"

Er sprang auf die Planke und ließ sie am Ufer stehen. Sie lehnte sich an einen der riesigen Ballen, die neben ihr

am Bollwerk lagerten, und sah der elastischen Gestalt nach, die bald für immer ihren Augen entschwinden sollte. Weiß Gott, er war ihr wenig genug gewesen, und doch kam jetzt ein Gefühl unendlicher Verlassenheit über sie!

Charles hatte jetzt die Schiffstreppe erstiegen, wandte sich um und winkte ihr zu; im selben Augenblicke aber ward er von den vorausgegangenen Freunden in Anspruch genommen, die ihn lachend und lärmend in Empfang nahmen. Lucy wünschte nicht, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu sehen, und zog sich von einer Stelle zurück, wo sie allen Blicken von Bord aus sichtbar war. Sie ging eine Strecke am Kai entlang bis dahin, wo eine Brücke den weiten Strom überspannt, deren mittelster Teil jedesmal aufgezogen wird, wenn ein Schiff in den Hafen eingeht oder ihn verläßt. Hier, wo das Fahrwasser sich verengt, mußte sie noch einen Blick aus nächster Nähe auf das vorübergleitende Schiff werfen können. Der Nebel hatte sich jetzt völlig zerteilt, und strahlend schien die Sonne auf das glänzende Schiff und die bunte Menge der Matrosen und Passagiere, die sich an der vorderen Galerie zusammendrängten, um den letzten Blick der am Lande zurückbleibenden Lieben zu erhaschen.

Lucy lehnte sich an die Barriere der aufgezogenen Brücke, sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und ließ ihre Blicke auf der bewegten Szene haften, bemüht, unter der sich auf dem Deck zusammendrängenden Menge das eine Antlitz herauszufinden. Sie bemerkte nicht, daß ganz in ihrer Nähe zwei junge Männer gleichfalls an der Galerie lehnten, die, müßig ihre Zigarren rauchend, sich das bunte Getriebe ansahen und sich in zwangloser Unterhaltung gehen ließen mit der Ruhe von Leuten, die sich unbekannt und unverstanden, und deshalb ungeniert wissen. Beide waren uniformiert; der Jüngere trug die Uniform eines Seekadetten, der Ältere die eines Arztes der deutschen Marine. Der Jüngere schien auf seinem ersten weiteren Ausfluge begriffen zu sein, der Ältere die Stelle des gereisten, kundigen Führers übernommen zu haben, wie aus den Bewegungen, mit denen er den jungen Begleiter auf diesen oder jenen Gegenstand der Umgebung aufmerksam machte, abgenommen werden konnte.

„Ich habe jetzt die meisten der großen Welthäfen gesehen", meinte der Ältere, auf eine Bemerkung des Jüngeren antwortend, „aber ich muß gestehen, daß mir der Londoner Hafen immer noch denselben großartigen Eindruck macht, wie bei meinem ersten Besuch. Nun, du wirst ja bald im stande sein, selbst zu urteilen, wenn sich der Kapitän in Madeira und Rio gnädiger in bezug auf die Urlaubszeit erweist, als hier!"

„Das will ich hoffen!" erwiderte der Jüngere. „Es ist wirklich ärgerlich, nur gerade mit einem Fuße ans Land treten zu sollen, ohne irgend welche Gelegenheit, Land und Leute in Augenschein zu nehmen! Und das, nachdem ich mir monatelang in Kiel die Herrlichkeiten dieser ersten, weiten Reise ausgemalt habe! Aber sieh, Felix! Welch wunderhübsches Mädchen!"

Felix wendete sich um, ohne indessen den Blicken seines jungen Kameraden zu folgen, und fragte in einem Tone, der kein sonderliches Interesse an dem Gegenstande verriet: „Welche meinst du?"

„Du scheinst deine Augen ebenso wie dein Herz in Ellernbrunn bei Margarete gelassen zu haben, erwiderte der Jüngere lachend. „Natürlich, die nächste, dicht neben dir, die mit den schwärmerischen Augen! Was mag sie haben, daß sie so schwermütig in derselben Richtung vor sich blickt?"

Die jungen Leute hatten deutsch gesprochen, und in der Meinung, den Umstehenden unverständlich zu sein, ihren Stimmen keinen Zwang auferlegt. Lucy hatte, obgleich ihr Gatte selten und ungern in seiner Muttersprache zu ihr gesprochen, doch genug davon begriffen, um den Sinn der letzten Worte zu verstehen. Ein tiefes Rot überzog ihr Gesicht und sie zog den Schleier über dasselbe herab.

Felix wandte sich mit einem vorwurfsvollen Blick an den jüngeren Genossen und sagte leise: „Die hat dich verstanden, Paul, und wird eine schöne Meinung von den Sitten deutscher Offiziere mit sich nehmen, dank deiner Unvorsichtigkeit! — Übrigens hast du recht, sie ist sehr hübsch!"

„Komm auf die andere Seite!" sagte Paul, sich verdrießlich abwendend und die Zigarre wegwerfend. „Sie soll uns wenigstens nicht für größere Bären halten, als wir sind! Nicht einmal ein hübsches Gesicht soll man ungestraft ansehen können in diesem verwünschten Lande, wo man gehofft hat, soviel Neues und Interessantes zu sehen!"

„Das ist deine Schuld, Freund!" erwiderte Felix kaltblütig, indem er sich mit seinem Kameraden an das entfernteste Ende der Galerie zurückzog. Paul lehnte verdrießlich an dem Geländer und sah dem Zigarrenstummel nach, der seinen Weg langsam den Fluß hinunter nahm, während Felix' Aufmerksamkeit durch einen neuen Gegenstand in Anspruch genommen wurde.

Der Westindienfahrer hatte sich in Bewegung gesetzt. Er löste sich vom Ufer und näherte sich mit langsamem Schwanken der Brücke. Tücher wehten, Hüte wurden geschwenkt, Grüße flogen hin und wieder, und ein lautes Hurra von den zunächst liegenden Schiffen, an denen er majestätisch vorüber zog, spendete ihm das letzte Glückauf zur weiten Fahrt. Jetzt trat er im Vorüberfahren dicht an die Barriere der Brücke heran und jedes Gesicht in der an Bord sich drängenden Menge ward deutlich erkennbar. In diesem Augenblicke erfaßte Felix den Arm seines jungen Begleiters plötzlich mit solcher Heftigkeit, daß er erschreckt zusammenfuhr.

„Sieh, Paul, den Mann dort! den ganz vorn an der Galerie, mit dem breiten Strohhut!"

Paul sah seinen Freund mit offenbarer Verwunderung an und sagte: „Nun? — er sieht aus wie andere Leute! Was hast du? Was ist dir?"

Aber Felix stand wie versteinert und starrte dem vorübergleitenden Schiffe nach, als habe er eine Vision gehabt.

„Hast du ihn nicht gesehen? — nicht erkannt?"

„Wen? — du träumst, Felix!"

„Ach, ich vergaß! Du warst ein Kind, du kannst dich seiner nicht entsinnen, wie ich! — Und doch — er hat sich so wenig verändert, ich sollte denken, selbst du hättest ihn erkennen müssen! — Ich wollte schwören, daß er's war!"

„Nimm deine Sinne zusammen, Felix! Du fällst auf!" sagte Paul, als er bemerkte, daß sie bereits die Aufmerksamkeit der Umstehenden erregten.

Felix fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Du hast recht, Paul! Verzeih!"

Pauls Aufmerksamkeit wurde soeben durch eine Gruppe junger Leute beschäftigt, die lachend und lärmend, und offenbar nicht im Zustande völliger Nüchternheit den Raum unmittelbar vor der Brücke halb versperrte. Einer derselben trat in diesem Augenblicke vor, der jungen Dame entgegen, die noch eben seine Bewunderung hervorgerufen hatte und jetzt im Begriffe stand, die Brücke zu verlassen. Mit dreister Aufdringlichkeit drängte er sich heran und bot ihr den Arm. Lucy warf einen Blick in das erhitzte Gesicht des jungen Mannes, und trat dann einige Schritte zurück, indem sie mit einigen Worten, die Paul nicht verstehen konnte, sein Anerbieten zurückwies. Der junge Mann trat einen Schritt näher und wiederholte dasselbe mit einer Dreistigkeit, die dem Deutschen das Blut ins Gesicht trieb. Im nächsten Augenblick hatte Paul seinen Standpunkt an Felix' Seite verlassen und befand sich neben der jungen Frau. „Wollen Sie einem Unbekannten das Vertrauen erweisen, der den besten Willen hat, Sie aus einer unangenehmen Lage zu befreien?" fragte er in gebrochenem Englisch, indem er mit einer tiefen Verbeugung und vor Eifer geröteten Wangen ihr gleichfalls den Arm bot. Lucy blickte auf und sah ein offenes knabenhaftes Gesicht und ein Paar gute, ehrliche Augen, und rasch entschlossen legte sie ihren Arm in den ihres unbekannten Beschützers, der, stolz auf seine Ritterpflicht, mit ruhigem Schritt und völlig unbekümmert um die Umstehenden, sie durch die Menge führte, ohne den zurückgeschlagenen Angreifer eines Blickes zu würdigen.

Gerichtliche Obd

ge Ob[illegible]ktion. Gemalt von C. Sellmer.

Als sie die offene Straße erreicht hatten, wollte Lucy ihren jungen Begleiter mit freundlichem Danke entlassen. Indessen gab sie mehr seinem treuherzigen Blicke, als seinen ihr ziemlich unverständlichen Worten nach, und ließ sich von ihm bis an die Ecke der Straße geleiten, wo ihr Wagen wartend stand. Hier reichte sie ihm mit innigen Dankesworten die Hand, die er respektvoll an die Lippen führte, und gab dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt.

„Der Fehler wäre wieder gut gemacht", dachte Paul, als er sich langsam ans Bollwerk zurückbegab, „der Flecken abgewaschen und die deutsche Höflichkeit gerechtfertigt in den Augen des schönsten Mädchens, das ich je gesehen! Dummes Schicksal, das mich zwingt, in einer Stunde aufs Schiff zurückzukehren und mir es unmöglich macht, die Bekanntschaft fortzusetzen!"

Er fand seinen Freund an der Brücke auf ihn wartend und wenig geneigt, seiner begeisterten Beschreibung der schönen Unbekannten sein Ohr zu leihen. Felix war noch völlig von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen.

„Da bist du nun so in Anschauung versunken bei dem ersten besten hübschen Gesicht, das dir entgegen kommt, daß du vergißt, die Augen zu gebrauchen, wo es so wichtig gewesen wäre!" sagte er vorwurfsvoll. „Du hättest ihn erkennen müssen, wenn du zur rechten Zeit hingeblickt hättest, wie ich dir sagte, und ich hätte einen Zeugen gehabt!"

„Sei so gut, mir endlich einmal zu sagen, von wem du sprichst und wen ich erkennen sollte", erwiderte Paul, beleidigt durch die Teilnahmlosigkeit seines Freundes bei seinem ersten kleinen Abenteuer.

„Wen? Nun, wen anders, als den Vermißten, den lange Gesuchten, den Totgeglaubten, deinen unglücklichen Stiefbruder Manfred!"

„Manfred!" rief Paul, jetzt seinerseits erregt. „Wo hast du ihn gesehen?" und seine Augen suchten auf der jetzt leer gewordenen Wasserfläche.

Felix lachte bitter. „Wo? — Dort auf dem Schiff die Themse hinunter fahren, und jetzt ist er zweifelsohne unseren Augen unwiederbringlich von neuem entrückt! — O Paul, was für ein Schicksal! Nachdem alle meine Nachforschungen, alle meine unermüdlichen Bemühungen vergeblich gewesen sind, jetzt, wo ich die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn jemals zu finden, — jetzt muß ich ihn sehen, ihn erkennen in einem Augenblicke, wo er mir von neuem in unerreichbare Ferne entschwindet! — Das Schiff war ein Westindienfahrer, und ist bereits außer Sicht; — es wird nicht eher erreichbar sein, — selbst wenn mich der Dienst nicht hinderte, ihm nachzufolgen! Das ist vorbei, wieder einmal vorbei!" schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Paul schwieg. Nach einiger Zeit, während er in den Strom geschaut hatte, ohne etwas von dem allen, was sich in rascher Aufeinanderfolge auf demselben bewegte, wahrzunehmen, legte er seine Hand auf den Arm seines Freundes und sagte: „Nach allem, Felix, ist's vielleicht am besten so! Wer weiß, ob du meiner Mama oder Margarete mit der Auffindung des Verschollenen einen Gefallen gethan hättest!"

„Für deine Mama erlaube ich mir keine Garantie zu übernehmen", erwiderte Felix kalt. „Für Margarete erlaube ich mir zu sagen, daß sie jedem dankbar sein würde, der Licht in das traurige Geheimnis unseres Hauses zu bringen wüßte, auch für den Fall, daß sie dadurch einer großen Erbschaft verlustig ginge! — Ach was Erbschaft! — Wer sagt euch überhaupt, daß der Onkel das Testament geändert hat?"

„Niemand, leider!" versetzte Paul nachdenklich. „Aber eben dann, wenn der Erbe verloren ist, müssen andere in seine Rechte treten! — Und du wirst doch selbst zugeben, daß das Familiengut in keinen Händen schlimmer aufgehoben sein könnte, als in denen dieses Erben, — wenn er überhaupt der Erbe ist!"

„Richtig! und abermals: leider! — Aber wer ihn gekannt hat, wie ich, — diese herrlichen Gaben, diese gewinnende Liebenswürdigkeit — und alles zerstört durch den verwünschten Leichtsinn einer ungebundenen Natur — Paul, es ist erschütternd — es ist zum Herzbrechen! — Aber komm! einen Versuch muß ich wenigstens machen, die Identität festzustellen!"

„Du vergißt, daß das Boot in einer halben Stunde mich erwartet und daß ich um zwei Uhr auf dem Pollux sein muß!"

Felix wußte, daß die Ordre seines jungen Kameraden nicht zu umgehen war. Er selbst genoß als Arzt einer weit ausgedehnteren Freiheit. „Ich bleibe bis morgen abend an Land", sagte er, „der Pollux segelt Freitag um sieben Uhr; Zeit genug, um etwas zu erfahren, wenn etwas zu erfahren ist!"

Die beiden jungen Leute schwiegen, jeder tief mit seinen Gedanken beschäftigt. Nicht lange darauf sah Paul das erwartete Boot durch den Wald von riesigen Schiffsrümpfen und kleineren eilig hin- und herüberfliegenden Fahrzeugen seinen Weg zur Brücke nehmen.

Einen Augenblick später legte es an der von der Brücke niederführenden Landungstreppe an; Paul drückte seinem Vetter die Hand und sprang hinein. Felix rief den Bootsleuten die Weisung zu, ihn zwei Tage später abends an derselben Stelle zu erwarten, und ging dann, in tiefes Sinnen verloren, den Kai entlang dem Platze zu, von dem aus er, wie er wußte, die Pferdebahn benutzen konnte, um ins Innere der Weltstadt zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott.

Unser fesselndes Bild (auf S. 8) gibt mir eine erwünschte Veranlassung, wieder einmal auf einen der merkwürdigsten und einflußreichsten Dichter, die Europa hervorgebracht hat, zurückzukommen, und ich hoffe, daß, wie die Werke Scotts ewig jung bleiben, so auch ein Versuch, die Bedeutung derselben zum Bewußtsein zu bringen, immer wieder willkommen ist.*)

Bei einem Festessen, das im Jahre 1827 in Edinburg stattfand, sagte ein Redner: „Sie, die Sie hier versammelt sind, würden es mir nicht verzeihen, wenn ich nicht ausspräche, daß unsere gesamte Nation eine große und schwere Schuld der Dankbarkeit gegen Sir Walter Scott abzutragen hat. Er zuerst hat das Ausland mit den Schönheiten unseres Vaterlandes bekannt gemacht und der Ruhm unserer Vorfahren ist von ihm über die Gestade dieser Insel hinaus getragen worden bis an die Grenzen der Welt. Er hat unseren Nationalcharakter zu neuer Anerkennung gebracht und den Namen Schottland unsterblich gemacht, wäre es auch nur durch das Glück, daß er unter uns geboren ist."

Die Worte enthalten keine Übertreibung. Dieser eine Mann hat in der That bewirkt, daß alle Gebildeten Europas mit einem Lande genau bekannt sind, von dem sie ohne die Lektüre seiner Dichtungen kaum mehr wissen würden, als daß es einen Teil von Großbritannien bildet. Infolge seiner Lage an der nördlichen Spitze der Insel hat dieses Land im Laufe des Mittelalters nur einen äußerst geringen Einfluß auf das übrige Europa ausgeübt, und es tritt fast ausschließlich nur insoweit in das Licht der allgemeinen Geschichte, als es in den Verlauf englischer Begebenheiten hineingezogen wurde. Im Lande selbst ging es freilich immer ungemein bewegt her, denn die Gegensätze zwischen den angelsächsischen Niederschotten und den keltischen Hochschotten, die Kämpfe mit den Engländern, die wilden Fehden zwischen den Großen des Landes und ihre Konflikte mit den Königen, sowie endlich die Religionskriege riefen eine Fülle romantischer Begebenheiten ins Leben und schufen manchen höchst eigenartigen Charakter. Aber, wie gesagt, es lag für den Ausländer keine Veranlassung vor, dieser buntbewegten aber isolierten Welt näher zu treten und das umsoweniger, da Schottland seit langer Zeit in England aufgegangen war und nur noch ein Anhängsel, gewissermaßen nur eine Provinz desselben bildete. Und das nicht nur für den Ausländer. Schon am Ende des vorigen

*) Ein ungemein sympathisches Lebensbild von Walter Scott hat Felix Eberty entworfen (Leipzig, S. Hirzel 1871).

Jahrhunderts fühlte auch der Schotte, daß die Tage des eigenartigen schottischen Lebens gezählt waren. Unwiderstehlich, allmächtig drang der englische Einfluß ins Land, und durch ihn mußte sich bald ein Volk von kriegerischen Ackerbauern und Fischern in eine zahme Industriebevölkerung verwandeln. Die Zeit der trotzigen Feudalherren und ihrer ihnen ganz ergebenen Untersassen, die Zeit der Fehden und der Grenzkriege war vorüber, aber die Erinnerung an sie war noch allerorten lebendig. Man hatte die Leiden, welche die ungeordneten, zuchtlosen Zustände mit sich brachten, zum Teil vergessen, und nur die Poesie, die in denselben lag, in treuer Erinnerung bewahrt. So gräßlich die buntbewegte Vergangenheit auch war, in der zahmen, ereignislosen Gegenwart erschien sie wie ein verlorenes Paradies.

In diese Zeit fallen die Jugendjahre Walter Scotts. Überall ragten noch die letzten Überbleibsel des alten Schottland in die Gegenwart hinein. Unter den älteren Leuten war der Gegensatz zwischen Jakobiten und Anhängern des Hauses Hannover noch ganz lebendig, obgleich er keine praktische Bedeutung mehr hatte, die Hochlande bildeten noch eine Welt für sich. In allen Familien waren die Traditionen an die Schicksale, welche die inneren Kämpfe des letzten Jahrhunderts gebracht hatten, noch frisch, die Vergangenheit umgab die heranwachsende Generation auf Schritt und Tritt, vertraut und doch fremdartig.

In dem 1771 geborenen Walter Scott war von vornherein eine starke Anlage für die historische Auffassung der Dinge. Da er nun als Kind durch ein gelähmtes Bein schon früh gezwungen wurde, seine Unterhaltung vorzugsweise in dem Umgange mit Erwachsenen und im Lesen zu suchen, so wurde diese Charakteranlage noch mehr ausgebildet. Naturgemäß bezogen sich die Unterredungen, die man mit dem Knaben führte, in erster Reihe auf seine Familie, und da diese in die Unruhen vielfach verwickelt gewesen war, so mußte auch die Geschichte dieser Händel zur Erklärung herangezogen werden. Die Lektüre aber wandte sich ebenfalls vorzugsweise historischen Schriften zu. Das kranke Bein hatte noch eine günstige Folge, denn um seinetwillen verbrachte der kleine Großstädter — sein Vater war Sachwalter in Edinburg — einen Teil seiner Knabenjahre auf dem Lande.

Es ist ein in der Geschichte großer Männer, zumal großer Dichter oder Gelehrter häufig wiederkehrender Zug, daß sie als Knaben in die Lage kamen, eine große Bibliothek unbeaufsichtigt benutzen und wahllos durchlesen zu können. Dadurch konnten sie sich aus dem reichen Lesestoffe aneignen, was ihren Anlagen entsprach und auf ihre Phantasie befruchtend wirkte, während Kinder, deren Lektüre sorgfältig überwacht wird, dieses Vorzuges entbehren. Das, was ihnen geboten wird, spricht die letzteren vielleicht innerlich nicht an, das andere, viel schlechtere, das aber ihnen allein verständlich ist, bleibt ihnen vorenthalten, die Frucht daher bleibt aus. Trotzdem dürften nur wenige Eltern die Verwegenheit haben, ihren Kindern mit Bewußtsein in dieser Beziehung freie Hand zu lassen, denn es ist immerhin ein Experiment auf Leben und Tod.

Der kleine Walter verschlang den Inhalt ungezählter Bände. Was sich nicht auf Schottland und die Schotten bezog, was nicht geeignet war, das Verständnis der schottischen Geschichte oder des schottischen Menschenherzen zu erleichtern, schwand wieder aus dem Gedächtnis, das andere blieb für alle Zeit haften.

Auf dieses eine Ziel, auf das volle Verständnis des Vaterlandes und seiner Bewohner, richten sich unbewußt in seltener Harmonie auch alle Liebhabereien des Knaben. Er sammelt nicht Käfer oder Schmetterlinge, sondern altschottische Balladen, schottische Altertümer.

Aber er ist auch selbst ein echter Schotte. Von den Seelenkämpfen, welche in dem Leben hervorragend begabter deutscher Jünglinge eine so große Rolle spielen, von religiösen Zweifeln, von innerer Auflehnung gegen die gesellschaftlichen Ordnungen mit ihren leidigen Härten, mit ihren die jugendliche Wahrhaftigkeit beleidigenden Fiktionen, findet sich in Scott keine Spur. Seine Wünsche sind immer auf erreichbare Dinge gerichtet; wenn er unter den Verhältnissen, in denen er lebt, seinen Neigungen nachgehen kann, ist er zufrieden, die letzten Dinge machen ihm nicht die mindeste Sorge. Eine gewisse äußere und innere Wohlanständigkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit ist das Ideal Walter Scotts auf allen Lebensstufen, wie sich denn überhaupt fast gar keine innere Entwickelung an ihm wahrnehmen läßt. Als Jüngling, als Mann, als Greis ist er immer derselbe: durchaus anständig, gut geartet, Aristokrat im Sinne eines reichen, hanseſtädtischen Kaufmanns von guter Familie. Er ist überaus rechtschaffen, ein liebevoller Familienvater, ein höflicher Hausherr. Waldpflege, Jagd, Fischerei bilden seine Erholung. Der Umgang mit vornehmen Leuten hebt ihn in seinen eigenen Augen, ohne daß er indessen ihn irgend auf unwürdige Weise erstrebte; der äußere Erfolg seiner Dichtungen erscheint ihm als ausreichender wie als unentbehrlicher Lohn seines Schaffens. Und das ist alles so von Anfang bis zum Ende seines Lebens.

Konnte ein solcher Mann ein großer Dichter sein? fragt man sich unwillkürlich. Und doch war er unzweifelhaft ein solcher. Das ist eben das Merkwürdige.

Sehr spät erst und gleichsam zufällig erwacht in ihm die Lust an dichterischer Thätigkeit. Er ist längst Sachwalter, als die ersten Balladen entstehen, denen einige Übersetzungen aus dem Deutschen folgen. Ein befreundeter Drucker läßt die Balladen drucken und sie finden vielen Beifall, aber der Autor wird dadurch immer noch nicht recht zu eigener Produktion angeregt. Er gibt zunächst eine Sammlung altschottischer Balladen heraus. Erst 1805 erscheint ein größeres erzählendes Gedicht: „Das Lied des letzten Ministrel.“ Es fand den größten Beifall, und dieser Erfolg ermuntert den Dichter fortzufahren. „Marmion“ und die „Jungfrau vom See“ (1810) folgen, aber die Poesie muß dazwischen immer noch hinter allerlei kritischen und litterarischen Arbeiten zurücktreten.

Die bisher genannten Dichtungen hatten den größten Erfolg. Nun erschien aber im Jahre 1811 Lord Byrons Held Harold, und die Nation jauchzte Byron, der ein Dichter im Stil der unsrigen war, begeistert zu. Infolge dessen fanden Walter Scotts spätere Dichtungen in gebundener Rede nicht mehr den früheren Anklang. Klug und verständig, wie Scott ist, gibt er den Wettkampf mit dem Gegner, dessen Überlegenheit er klar erkennt und dessen Talent er nach Gebühr schätzt, auf und versucht sich auf einem neuen Gebiet. Schon im Jahre 1805 hatte er einen historischen Roman angefangen, ihn aber nicht fortgesetzt, weil er ihm nicht genügte, jetzt 1814 nimmt er ihn wieder auf und vollendet ihn. Es ist „Waverley“.

Der Roman fand ungeheueren Anklang, für den Dichter ein Beweis, daß sein Schiff im richtigen Fahrwasser schwamm. Nun folgt Roman auf Roman. Da Scotts Romane in keinem Sinne Selbstbekenntnisse sind, und da er auch nicht zu warten braucht, bis die Begegnung mit einer ihn fesselnden Persönlichkeit oder bis ein Erlebnis ihn anregt, so findet seine Produktivität nur eine Grenze durch seine körperliche Arbeitsfähigkeit. Der Quell, aus dem er schöpft: die Überlieferungen und Sagen seines Volkes, versiegt nicht und seine Phantasie versagt ihm nie, wenn es gilt, die Schotten einer fernen Vergangenheit wieder ins Leben zu rufen. Ein Band schließt sich an den andern, ein Roman folgt auf den andern. Die Anonymität des Verfassers, durchsichtig wie sie ist, erhöht doch noch der Reiz, den die Dichtungen ausüben. Die Werke des „großen Unbekannten“ werden in alle Sprachen übersetzt, ungeheuere Summen fließen ihm zu.

Scott war aus guter, alter Familie, es war daher natürlich, daß er den Wunsch hatte, sein Geschlecht auch thatsächlich wieder in den Adel übergehen zu sehen. Infolge dessen suchte er einen großen Grundbesitz zusammenzubringen, und das gelang ihm auch. Er wurde Baronet und dadurch auch in englischem Sinn ein vornehmer Herr. Die Thüren zu den Salons der vornehmen Welt, vor der Scott einen so ausgesprochenen Respekt hatte, öffneten sich nun nicht mehr nur

Walter Scotts letzte Tage.
Nach einem in den dreißiger Jahren sehr verbreiteten Stiche mit der Unterschrift: Hélas! je ne m'en servirai plus!

dem berühmten Dichter, sondern auch dem Magnaten. Der König ließ sich gern von ihm unterhalten, die Herzöge und was hinter ihnen kam, gleichfalls.

Aber in Scott steckt nicht nur der Edelmann aus einem immerhin etwas heruntergekommenen Zweige eines alten Geschlechts, sondern auch ein Sammler von Altertümern, ein Freund alter Kunst. Er baut seine Besitzung Abbotsford mehr und mehr aus, aus dem Landhause wird ein prachtvolles Schloß. Warum auch nicht? Mit seiner Feder verdient er ja spielend ungeheuere Summen. Am Morgen erhebt er sich um fünf Uhr und arbeitet bis zehn, von da ab gehört, wenn er in Abbotsford weilt, der Tag den zahlreichen Gästen, den Freuden des Landlebens. Scott ist ein höchst liebenswürdiger Wirt, ein vortrefflicher Gesellschafter. Niemand weiß so zu erzählen wie er, keine Anekdote, von der er je hörte, vergaß er.

So entsteht, ganz gleichviel, was die wechselnden Jahre dem Dichter an Erlebnissen bringen, die lange Reihe der Romane. Niemand wird aus ihrem Inhalt, ihrer Färbung und aus der Bekanntschaft mit dem Leben des Verfassers Schlüsse ziehen können auf die Zeit ihrer Entstehung. Nicht alle sind natürlich von gleichem Wert, aber eine Stufenfolge, ein Auf- und Niedergang läßt sich nicht nachweisen. Die ersten sind keine Jugendwerke und die letzten durchaus nicht Erzeugnisse des Greisenalters.

Und wie wunderbar wirken diese Erzählungen. Jedes Alter liest sie gern, die Jugend, die so viel Lust daran findet, sich von der Vergangenheit erzählen zu lassen, verschlingt sie, das redselige Alter kehrt mit besonderer Vorliebe zu ihnen zurück.

Scott ist vor allem ein unübertroffener, ein unübertrefflicher Erzähler. Ununterbrochen fließt der Strom der Erzählung hin, die Lust, mit der hier fabuliert wird, teilt sich unwillkürlich dem Leser mit. Daneben charakterisiert er vortrefflich. Nicht in der Weise, daß er einen Charakter von innen heraus sich entwickeln läßt, seine Helden sind auch als Jünglinge keine Werdenden, sondern Gewordene, aber in dem Sinne, daß er Menschen von Fleisch und Blut schafft, die getreu ihrem Charakter handeln, leben, leiden. Auch hier bleibt er den Gesetzen der erzählenden Dichtung treu, der Charakter der vorgeführten Personen setzt sich immer in Handlung um. Dabei hat der Dichter immer und überall festen Boden unter den Füßen, gleichviel ob er den König oder den Bettler schildert. Er, der alle Klassen seines Volkes genau kannte, wird nie den Mann der unteren Volksklassen empfinden und reden lassen, wie den Gebildeten, er weiß ihn auch in seiner rauhen Schale anziehend zu machen. Seine Dienstboten, seine Pächter u. s. w. sind unübertrefflich, und gerade in dieser Welt treibt oft ein überaus ansprechender Humor sein Wesen. Das sicherste Zeichen für die Bedeutung einer Erzählung ist, daß man sie nicht vergißt. Nun die Scottschen Romane haften in dem Gedächtnis historisch beanlagter Menschen buchstäblich fürs Leben. Ich habe einige seiner Romane seit meinem vierzehnten Jahre nicht mehr gelesen, aber ich weiß noch ganz genau, was in ihnen vorkommt, ja ich könnte noch den Inhalt ganzer Kapitel wiedergeben. In diesen Romanen ist die ganze Geschichte des schottischen Volkes niedergelegt, besser, wahrer, fesselnder, als sie irgend ein Geschichtsschreiber hätte darstellen können. Ausgezeichnet sind ferner die Landschaftsbilder. Niemand kannte Schottland besser als Scott und er versteht es vortrefflich, die Reize des Landes so wiederzugeben, daß sie auch vor dem Auge des Lesers als solche wiedererstehen.

Nichts spricht lebhafter für die Bedeutung dieser Dichtungen als die Wirkung, welche sie im Auslande und auf Menschen übten und üben, die vorher nie etwas von Schottland erfuhren. Es ist bei uns eine weit verbreitete Ansicht, daß sich unseres Fritz Reuters Werke nicht einmal ins Hochdeutsche übersetzen ließen, ohne den größten Teil ihres Reizes einzubüßen. Wäre dem wirklich so, so wäre damit das Urteil über sie gesprochen. Walter Scotts Romane sind in alle Kultursprachen übersetzt worden und üben überall fast die gleiche Wirkung wie in ihrer Heimat. Man kann die für eine ausländische Zunge so schrecklichen Namen nicht aussprechen, aber dieser Umstand schwächt das Interesse, das wir für ihre Träger empfinden, nicht im mindesten ab. Überall entstand denn auch eine Flut von Nachahmungen. Von den deutschen sind die meisten wieder vergessen, die Romane von Wilibald Alexis aber bilden, obgleich sie ihr Vorbild nicht erreichen, eine bleibende Bereicherung unserer Litteratur.

Viel größer aber als der direkte, war der indirekte Einfluß, den die Romane Walter Scotts überall übten, und er währt auch heute noch fort. Von den Schablonen, vermittelst deren die große Masse unserer heutigen Journalromane hergestellt wird, hat Scott nicht wenige geliefert, der durchaus anständige, gutgeartete aber jeder inneren Entwickelung entbehrende Held unserer besseren Schriftsteller ist ebenfalls noch ein Enkel des großen Unbekannten. Aber auch hiermit sind die Wirkungen, welche Scotts Romane übten, bei weitem noch nicht alle hergezählt. Zu dem Aufschwung der historischen Wissenschaften, dem Wiedererwachen des Verständnisses für das Mittelalter, der neuen Liebe zur alten Kunst und zum alten Kunsthandwerk haben sie ein vollgerüttelt Maß beigetragen.

Wir sehen, daß dem Dichter alles zu teil wurde, wonach sein Herz verlangte. Leider sollte sein Lebensabend ihm viel Leid bringen. Er hatte sich verleiten lassen, in aller Stille als Teilnehmer in das Verlagsgeschäft eines Jugendfreundes einzutreten und sich dann, in allzugroßem Vertrauen

Brigittchen.

Mutter Brigitte.

Gemalt von P. A. Wille jr.

auf den Genossen, um das Geschäft nur zu wenig bekümmert. Der Freund aber war dem Umfange, den das Geschäft schließlich annahm, nicht gewachsen, das Haus fiel und Walter Scott verlor nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern sah sich auch noch einer erdrückenden Schuldenlast gegenüber.

In dieser Stunde der Prüfung bewährte sich der treffliche Charakter Scotts auf das glorreichste. Von hundert Menschen hätten neunundneunzig in seinem Fall jeden Versuch aufgegeben, sich selbst zu helfen. Anders Scott. Seine Gläubiger sollten keinen Heller verlieren, dafür würde seine Feder sorgen. Und nun entfaltet er in der That eine Fruchtbarkeit, gegen die selbst die frühere verblaßt. Und was das merkwürdigste ist, diese Fabrikarbeit, die im Interesse der Gläubiger eines gestürzten Verlagshauses geleistet wird, fördert Romane zu Tage, die nicht im mindesten schlechter sind als die früheren. Mit immer neuem Staunen vergegenwärtigt man sich, daß gerade einige der besten Romane z. B. „Die Schöne von Perth“ damals entstanden. So blieb denn auch die Gunst des Publikums die gleiche. In den beiden Jahren 1826 und 1827 nahm Scott 900 000 Mark ein! Am 17. Dezember 1830 waren 1 110 000 Mark von der Schuld abgetragen, 1 080 000 Mark aber waren noch zu decken.

Den ungeheueren Anstrengungen einer solchen Thätigkeit und den Seelenleiden, welche der Zusammenbruch eines mit so viel Fleiß erworbenen Wohlstandes erzeugen mußten, waren selbst Scotts kräftiger Körperbau und stählerne Energie nicht gewachsen. Längst war der Frohsinn, der einst Abbotsfords Hallen erfüllte, verstummt, die Achtung aber und die Liebe, die er sich in den Herzen seiner Landsleute erworben hatte, blieben ihm und sie fanden jetzt, wo Krankheit den Dichter niederwarf, einen schönen Ausdruck. Sein zweiter Sohn war der englischen Gesandtschaft in Neapel attachiert, und da man sich von einem Winteraufenthalt in Italien eine günstige Einwirkung auf den Gesundheitszustand Scotts versprach, sollte er nach Neapel. Für diese Reise nun stellte ihm jetzt die Regierung eines der besten Schiffe der königlichen Flotte zur Verfügung.

Der Aufenthalt in Neapel hatte nicht die gewünschte Wirkung. Als Scott wieder englischen Boden betrat, war er ein todkranker Mann. Nur mit vieler Mühe brachte man ihn nach Abbotsford. Dort aber erwachte in dem Unermüdlichen wieder die Lust an der Arbeit. Er will in sein Zimmer gebracht sein, sein Arbeitstisch soll in gewohnter Weise hergerichtet werden. Vergeblich widersetzen sich die Töchter, man muß ihm den Willen thun. Man rückt den Stuhl vor das Pult und er nimmt Platz. „So“, heißt es, „nun gebt mir die Feder und zieht euch zurück.“ Die Tochter reicht ihm die Feder, aber die kraftlose Hand vermag sie nicht mehr festzuhalten, sie fällt aufs Papier. Da sinkt Scott zurück und weint bitterlich! Das: „O weh, ich werde mich ihrer nicht mehr bedienen“, unter unserem Bilde ist ein französischer Zusatz.

Am 21. September 1832 ist Walter Scott in Abbotsford im Kreise seiner Lieben verschieden. An seinem Grabe trauerten Schottland, Großbritannien, Europa.

Th. H. Pantenius.

Die hansische Flanderfahrt.

Von Stephan Waetzoldt.

I. Von Hamburg nach Amsterdam.

Vlaenderen, dach en nacht
Denc i aen u.
Waer is ooc ben en vaer,
Ghi sijt mi altijt naer.
Vlaenderen, dach en nacht
Denc i aen u!
(Hoffmann von Fallersleben).

Die goldenen Ferien sind dahin! Das Leben geht wieder den alten Gang. Draußen über meiner stillen Vorstadtstraße liegt der Nachmittagssonnenschein; ein heller Strahl lugt mir aufs Papier und will mich wieder hinauslocken in die Freiheit. Im Ohr klingt mir die liebgewordene Weise: „Vlaenderen, dach en nacht, Denc i aen u!“ und wenn ich sinnend die Augen schließe, dann sehe ich vor mir altersgraue, hochragende Türme, von denen das Glockenspiel herab klingt über die hochgieblige Stadt; dunkle Häuser mit spiegelblanken Scheiben stehen hinter den Linden an der stillen Gracht, liebe Menschen rufen uns holländische und vlämische Abschiedsgrüße zu .... ich fühle das Wiegen und Wanken des Schiffes, weithinaus dehnt sich die wogende, blendende See, fröhliche Fahrtgesellen lassen die Gläser erklingen, dann kommt die Nacht, und wie helle Sterne strahlen ferne Leuchtfeuer zu uns herüber. —

Nun ist die hansische Flanderfahrt von 1884 ein historisches Faktum wie ihre Vorgängerin, die Wisbyfahrt des Jahres 1881. Manchem deutschen Philistergemüte mag der Gedanke, zu Schiff nach Emden, Amsterdam, Antwerpen, Gent und Brügge zu reisen, etwas abenteuerlich erschienen sein. Es gibt ja so bequeme Eisenbahnen durch Holland und Belgien; man sitzt gemütlich im Koupee, sieht sehr viele Bahnhofsgebäude, huscht im Fluge an Städten und Dörfern vorüber — und wird nicht seekrank. Bei uns aber war es anders beschlossen. Dem Wege über die wilde See, den die Vorfahren der hansischen Kaufleute vor einem halben Jahrtausend auf ihrem hochbordigen Koggen gezogen waren, wollten wir folgen; die Spuren jener Zeit aufsuchen, da in Antwerpen und Brügge der „gemeine Kaufmann deutscher Nation“ die Schätze des Nordens, Westens und Südens aufstapelte, neu knüpfen wollten wir das alte Band, das die deutschen Hansen und die Vlaminge vor Jahrhunderten geeinigt hatte. — Flanderfahrer nannte sich im XIV. und XV. Jahrhundert die vornehmste Hamburger Handelsgenossenschaft. Mit den Englands- und Schonenfahrern bildete sie die Aristokratie des Kaufmannsstandes. An die alten Handelskontore der Osterlinge, so hießen die Hansen in den Niederlanden, erinnert noch heute der trotzige Steinbau des Osterschen Hauses in Antwerpen und der Ostersche Platz (Place des Orientaux) in Brügge. „Wie die Lombarden zur Börse, die Spanier im langen Winkel und in der spanischen Straße, die Schotten auf ihrem Platz, wie jede Nation an ihrem Orte, so soll auch der deutsche Kaufmann auf dem Osterschen Platze sich einstellen; hat jemand mit Kaufleuten anderer Nationen zu thun, so möge er dort hingehen, nach Erledigung seiner Geschäfte aber soll er zurückkehren, und auf dem Osterschen Platz spazieren, vormittags wie nachmittags, zur Ehre des deutschen Kaufmanns und um der Vläminger willen.“ So bestimmt noch im Jahre 1500 der „Leitfaden für die Älterleute des deutschen Kaufmanns zu Brügge.“ — Es war natürlich, daß wir, die wir nach Osten hin den Spuren der Hansa gefolgt waren, nun auch westwärts zogen nach Holland und Flandern. Während aber das gotländische Wisby in Trümmern liegt, und nur hohe Ruinen noch Zeugnis geben von seiner einstigen meerbeherrschenden Herrlichkeit, ist das flandrische Brügge nie erobert und nie zerstört worden, und in Antwerpen blüht neben der alten Stadt ein neues Emporium mächtig auf. Es bedurfte freilich langer, mühsamer Vorbereitungen, um den Wunsch einer Flanderfahrt mit eigenem Dampfer der im Schoße des Vereins für hamburgische Geschichte entstanden war, zur Wirklichkeit werden zu lassen. Das Gelingen der Reise, die mehr sein sollte als eine bloße Vergnügungsfahrt, danken wir vor allem der unermüdlichen Sorgfalt und der Uneigennützigkeit des hamburgischen Kaufmanns J. D. Hinsch, des Leiters der Wisbyfahrt. — Unsere Abfahrt war auf den 17. Juli, morgens sieben Uhr festgesetzt.

An der Spitze des Dahlmannkais, neben dem hohen Silospeicher, dessen Uhr Flut und Ebbe anzeigt, liegt das Schiff der Flanderfahrer, der Schwan, ein stattlicher neuer Dampfer des Norddeutschen Lloyd, von 1000 Tons; ihn führt Kapitän Küster. Am Hintersteven weht die deutsche Flagge und am Top flattert lustig der Bremer Wimpel mit den gekreuzten Schlüsseln. Die Kajütten bieten nur für zwanzig Honoratioren und einige Damen Platz, aber in dem geräumigen Vorder-Zwischendeck sind für hundert Herren Kabinen eingerichtet, je zwei übereinander, bequem genug für anspruchslose Reisende. Das hintere Zwischendeck ist in einen großen, mit Fahnen und Tannengewinden geschmückten Speisesaal umgewandelt. Oben auf Deck herrscht augenblicklich noch ein buntes

Durcheinander: Dienstmänner laufen hin und her, die Dampfpfeife gellt, einige abschiednehmende Damen stehen den Schiffsleuten im Wege, eine verspätete Droschke bringt die letzten eiligen Gäste .... los! Die Laufbrücke nach dem Ufer wird zurückgezogen, die schwere Trosse eingeholt, langsam dreht das Schiff seinen Bug in den Elbstrom hinaus, der in der lichten Morgensonne glitzert, von Schiffen und Kähnen dicht belebt. Am Ufer winken zurückbleibende Freunde, der frische Reisewind weht mir allen Staub von der Seele, und wie in den lustigen Studentenjahren singe ich vor mich hin: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, Wer lange sitzt muß rosten. Den allersonnigsten Sonnenschein Läßt uns der Himmel kosten!"

Hamburgs schlanke Türme versinken in der dämmernden Ferne, der Strom wälzt seine gelben Fluten zwischen flachen Ufern, die weit auseinandertreten. Hinter den grünen Deichen liegen Marschhöfe und reiche Dörfer, ein blauer Waldrand schließt den Horizont, und aus der Ebene grüßt die Kirche von Buxtehude herüber. Das ist der klassische Ort, wo der Hase und der Swinegel ihren Wettlauf hielten; es ist ein behäbiges Städtchen, einst sangen die Wanderburschen: „Broder, ik un du, Wy gaat na Buxtehu': Wölt den Buern in'n Keller krupen Un em all syn Beer uutsupen." Die umliegenden Marschen heißen das Alteland. Wasserbaukundige Ansiedler aus Flandern haben vorzeiten der Flut den schweren Boden abgewonnen; seit der Mitte des XII. Jahrhunderts wohnen sie hier im Lande Kedingen und Hadeln. Sie bewahrten bis heute ihre vlämische Tracht, den eigentümlichen Bau ihrer Häuser und die alten Wahrzeichen ihres Stammes, die Schwanenhäupter an den Windbrettern des Giebels. — Während der Dampfer die ruhigen Wasser der Elbe hinabgleitet, mustern wir die Liste der Reisegenossen. Den Hauptteil der 120 Flanderfahrer bilden die Hamburger, die Reichshauptstadt hat acht Vertreter gesandt, Lübeck und Stettin je vier, Bremen drei, Riga fünf, und auch aus dem Ostwinkel deutschen Lebens, aus dem fernen Reval, nimmt ein Gelehrter an der Fahrt teil. Kaufleute, Juristen, hochmögende Herren aus den Hansestädten, Gelehrte und Beamten, Architekten, Künstler und Ärzte haben sich wie vor drei Jahren zusammengefunden. — Sehnsüchtig schauen wir aus nach dem freien Meer. Nun erscheint das holsteinische Ufer nur noch als ein dunkler Streif auf dem Wasser, wir fahren vorüber an der „alten Liebe" von Cuxhaven, weiter hinaus decken mächtige Geschütze der Strandbatterien die Elbeinfahrt, der Kurs des Schiffes läßt die hamburgische Insel Neuwerk zur linken Hand, ein wetterbrauner Helgoländer Lotse klettert aus seinem schwanken Boot das Fallreep hinauf zu uns, über dem Rücken hängt ihm der Sack mit dem Ölzeug .... „Morgen, Kap'tain" .... „Morgen, Lots", damit hat er die Führung des Dampfers übernommen. Draußen liegt die letzte rote Tonne, der Schwan wiegt sich hin und wieder, weißkämmige, lange Wogen kommen ihm entgegen, ein Flug Möven schießt kreischend vorüber, wir sind in der See, in der deutschen See! Aber vor uns am Horizonte taucht jetzt Helgoland auf, der englische Felsen mit dem deutschen Namen. Die Leute sind dort deutschen Stammes, ihre Schrift-, Schul- und Kirchensprache ist die hochdeutsche, unter sich sprechen sie einen friesischen Dialekt, ihr Heimatsfelsen liegt ein paar Meilen vor der Elbmündung, das Ganze aber gehört Ihrer britischen Majestät, die Kirchstraße heißt seit einiger Zeit Church-Street, und vor dem Hause des Gouverneurs weht der blaue Jack. Ein deutscher Historiker, Dr. Koppmann, hat hinter die bekannten Verse: „Grön is dat Land, Rot is de Kant, Witt is de Sand: Dat sünt de Wapen van Helgoland", die wehmütigen Worte gesetzt: „Wat baten (nützen) de Wapen van Helgoland? In vremder Hand Is Kant und Sand: Ik ere und love my Heyno Brant." Besagter Heyno Brant war ein Hamburger, dem im Jahre 1439 die Insel verpfändet wurde. — Oben vom Klippenrande, der Falm, leuchten die weißen Häuschen, senkrecht steigt der turmhohe, rötliche Fels empor, und von dem vorlagernden Unterlande, wo die Hotels, die internationalen Ausbeutungsinstitute, sich drängen, stoßen Boote ab, die uns von Bord holen sollen. Am Strande passieren wir zunächst die übelbeleumdete Lästerallee. Diejenigen unter uns, denen schon auf dieser kurzen ersten Seefahrt „Poseidon mit kalter Meerfaust dreimal griff in den hummergefüllten, stillwirkenden Magen", versuchen zu lächeln und geben sich den Anschein, als ob ihnen sehr wohl sei. — Es ist uralt heiliger Boden, den wir betreten. Alkuin erzählt, daß der Friesenapostel Willibrord auf einer Missionsreise im Jahre 696 an der Grenze der Dänen und Friesen an eine Insel verschlagen worden sei, welche die heidnischen Bewohner nach ihrem Gotte Fosetisland nannten; am Fuße des Felsens entsprang eine heilige Quelle, in der Willibrord die Bewohner taufte. Vierhundert Jahre später berichtet der Scholastikus Adam von Bremen: „Die Insel ist sehr fruchtbar an Feldfrüchten, reich an Vögeln und nährt Schafe; sie hat einen Hügel, keinen Baum. Von schroffen Felsen eingeschlossen besitzt sie nur einen Zugang, wo auch süßes Wasser hervorquillt. Der Ort ist allen Schiffern, besonders aber den Seeräubern ehrwürdig, woher sie den Namen Hillighéland erhalten hat." Auch jetzt führt zum Oberlande nur eine Treppe empor; droben ist's kahl: Kartoffelfelder, kurzes zerzaustes Gras, ein paar magere Schafe, kein Baum, kein Strauch. Aber der salzige Odem des Meeres weht kräftig darüber hin, und es ist schön, an der Klippe zu liegen, turmhoch über der weißbrandenden Flut, nichts zu hören als die gewaltige Stimme des Meeres und das Geschrei der Lummen, die in den Felslöchern nisten, nichts zu sehn als die unendliche See und den unendlichen Himmel und die rote Sonne, die hinter wundersam geformten Wolkenhügeln zur Rüste geht. —

Der Leuchtturm warf sein gelbes Licht schon auf die See hinaus, als wir an Bord des Schwan zurückruderten. Erst um Mitternacht suchten die letzten ihr Lager. Im Zwischendeck drunten schaukelt die Hängelampe regelmäßig hin und her, rechts und links; sie bestrahlt ein Chaos von Stiefeln, halboffenen Koffern, Hüten, Schlafschuhen und Mänteln. Da schleicht ein graues, hohläugiges Gespenst, die „Zeeziekte" sagen die Holländer, an den Kojen entlang; dort rüttelt sie einen Unglücklichen aus dem Schlaf. Der Vorhang seiner Bettstatt schiebt sich auseinander, ein ängstliches, hilfesuchendes Antlitz wird sichtbar und ein herzbrechendes Stöhnen entringt sich dem bleichen Munde; die Seekrankheit fordert in dieser Nacht viele Opfer. Das Schiff schlingert heftig; es liegt hoch aus dem Wasser und die See kommt von Backbord. Wenn du bei so bewandten Dingen glücklich hinaufgeklettert bist in deine Koje und die Decke über die Schultern ziehst, dann beginnt dein Körper mit verzweifelter Regelmäßigkeit von rechts nach links um seine Achse zu rollen.

Schlaf findest du erst, wenn du, Füße und Schulter anstemmend, eine Diagonale bildest. Dies probate Mittel teilte mir — leider erst am folgenden Morgen — ein seebefahrener Mann mit, den seine Geschäfte öfters nach Brasilien führen. Im Traume sah ich ein großes, wohlgefügtes, unbewegliches Bett, ungefähr gleichend dem Bett des vielgewanderten Dulders Odysseus, dessen einen Pfosten ein tief im Boden wurzelnder Ölbaum bildete. Ich erwachte am Morgen davon, daß mein müder Leib aus der rollenden in eine schaukelnde Bewegung überging ... Der Dampfer hatte seinen Kurs geändert, wir hielten auf die Mündung der Ems, den Dollart, zu. — Köstlich erfrischend weht oben die kalte Morgenluft. Links von uns zeigt sich in der Ferne auf dem dunklen Wasser ein breiter weißer Streif; das ist der Gischt der Brandung an dem gefürchteten Borkumer Riff. Ungefähr an der Stelle, wo wir uns befinden, versank die „Cimbria" mit 300 Menschenleben. Woher kommt der eigentümliche langgezogene Laut, der ab und zu aus dem Meere tönt? Dort vor uns liegt die große Heulboje, die bei Nacht und Nebel den Schiffer vor der Annäherung an das Riff warnt. Eine einfache Einrichtung bewirkt, daß jede hebende Welle die Luft im Innern der Boje aus dem Pfeifrohr herausdrückt; je heftiger die See, um so stärker der warnende Ton. Mit dem Fernglase unterscheiden wir jetzt die Landmarken auf den Dünen Borkums, der letzten deutschen Insel.

(Fortsetzung auf S. 14.)

„Die alte Ansicht von Amsterdam.“
Holzschnittnachbildung von Rembrandts eigenhändiger Radierung vom Jahr 1640.

Im vorigen Jahre brachten wir aus unserer Rembrandtmappe eine sehr kunstvolle Nachbildung des kleinen radierten Selbstbildnisses des Meisters vom Jahre 1634. Heute zeigen wir ihn in obigem nicht minder kostbaren und gelungenen Nachstiche als Landschafter.

Wer will entscheiden, worin Rembrandt als Radierer größer ist: im Figürlichen oder in der Landschaft? Seine „alte Ansicht von Amsterdam“, wie sie von den Sammlern benannt ist, stammt aus seinen frischesten und besten Zeiten. Wenn man sich erinnert, daß der Meister 1628 zu radieren anfing und 1661 aufhörte, so weiß man, daß eine so sauber und fleißig bis zur äußersten Vollendung durchgeführte Platte, wie die vom alten Amsterdam ihn auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Unser Blatt gehört nicht zu den seltensten Radierungen Rembrandts, doch kommen Abdrücke von der Güte desjenigen, der unserer Nachbildung zu Grunde gelegen hat, nicht oft vor. Gute Abdrücke gehen auf den Auktionen meist sehr hoch; der unsrige z. B. auf der Auktion Boerner Liphart in Leipzig 1876 auf 260 Mark.

Wir werden fortfahren, zwar sparsam aber in um so strengerer Auswahl, ähnliche Perlen verschiedener alter Meister ans Licht zu ziehen und unsern Lesern vorzuführen.

Sonst, jetzt und künftig.

Nach den Erinnerungen und Ausführungen eines alten Hundes geschildert von Packan.*)

Ich befand mich in Heinrich Bergmanns „Dampf-Bade-Anstalt für Hunde, verbunden mit Trockenstube“ in der Potsdamer Straße in Berlin. Ich brauche die Vorzüge dieser trefflichen Anstalt nicht erst noch hervorzuheben, denn sie ist wohl jedem gebildeten Hunde hinreichend bekannt. Vorzügliche Badeeinrichtungen, die größte Reinlichkeit, eine aufmerksame Bedienung und eine auch den höchsten Anforderungen genügende Restauration vereinigen sich hier zu einem ungemein ansprechenden Ganzen. Aber ich hätte, wie ich sehe, fast das beste vergessen, man befindet sich nämlich in dieser Anstalt in der besten Gesellschaft. Keines Köters Fuß betrat je diese Räume. Woher das kommt? Zum Teil mag es der hohe Preis sein, der die unteren Hundeklassen fernhält, maßgebender aber dürfte der Umstand sein, daß die Kinder der Arbeitshunde, auch wenn sie durch unerwartete

Im Römisch-Irischen.

*) Wer von unsern Lesern etwa der Meinung sein sollte, daß die Ausführungen unseres geehrten Mitarbeiters Packan eines thatsächlichen Untergrundes entbehren, dem versichern wir, daß uns in der That die Ankündigung einer „Dampf-Bade-Anstalt für Hunde verbunden mit Trockenstube, geöffnet von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr“ vorliegt. D. R.

Unter der Douche.

Glücksfälle zu Wohlstand gelangten, sich in einem Kreise von Luxushunden gesellschaftlich unsicher, überhaupt nicht wohl fühlen. Jedenfalls bleiben sie fort und das bewirkt, daß sich unter den regelmäßigen Besuchern der Anstalt ein sehr angenehmer, freier Verkehrston herausgebildet hat. Auch wer auf der Straße so reserviert ist wie ich, läßt sich hier wohl einmal auf ein Gespräch mit einem Unbekannten ein, ja man scheut sich nicht in demselben selbst intime Dinge zu berühren.

Es ist bekannt, wie vortrefflich die Douchen in der Bergmannschen Anstalt sind. Man kann den erfrischenden Strahl von allen Seiten her auf sich lenken und der im Schwitzbade erschlaffte Leib richtet sich neugestärkt auf. Streckt man sich dann, nachdem man tüchtig abgerieben wurde, in der Trockenstube zu kurzer Ruhe auf ein Lotterbett, so zieht ein unbeschreibliches Behagen durch Seele und Leib.

Neben mir hatte heute ein älterer Hund Platz genommen. Die Form seiner Stirn, der kluge Blick der großen, dunklen Augen, die hoch entwickelte Nase, vor allen der Schnurrbart ließen über Herkunft, Abstammung und Bildungsstand keinen Zweifel aufkommen. Auch ich schien seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen zu haben. „Rüde?“ fragte er mit gewinnendem Lächeln.

Ich bejahte. „Und ich habe die Ehre, mit einem Pudel zu sprechen?“ fügte ich hinzu.

„Zu befehlen“, erwiderte er. „Auch ein ehemaliger Zahnaer?“

„Leider nicht. Ich bin aus dem Klapprothschen Institut hervorgegangen.“

„O, ich bitte Sie, das Haus Chausseestraße Nr. 44 hat einen Weltruf.“

„Es wird jedenfalls darin von Zahna noch übertroffen.“

„Sie sind sehr gütig. Es sind ja allerdings Cäsar und Minka aus Zahna hervorgegangen, aber das ist doch gewissermaßen zufällig. Solche Hunde züchtet man nicht, sie werden eben nur einmal in jedem Jahrhundert geworfen.“

„Es ist aber gewiß kein Zufall, daß dieser Wurf gerade in Zahna stattfand. Der Wind trägt das Weizenkorn überall hin, aber es geht nur auf, wenn es auf wohlbestellten Weizenboden fiel.“

Es trat eine Pause im Gespräch ein. Der Pudel hüllte sich fester in sein Badelaken. „Wie sich die Welt verändert hat“, begann er wieder. „Wenn man unseren Großeltern prophezeit hätte, daß wir einmal in einer solchen Anstalt unser Bad nehmen würden!“

„Meinen Sie?“

Der Pudel lächelte. „Sie haben die alte Zeit nicht gekannt“, sagte er. „Es waren für uns Hunde böse Tage.“

„Man hatte damals Vorurteile gegen uns, wir standen in schlechtem Geruch.“

„Ja und — unter uns gesagt — leider nicht ohne eine gewisse Berechtigung.“

„Meinen Sie wirklich?“

„Allerdings, wenn wir auch ganz unschuldig daran waren. Vergegenwärtigen Sie sich, mein Herr Rüde, daß man uns damals wie Tiere behandelte. Meist gab es für einen Hund kein anderes Bad als das im Teich oder Bach, wenn es hoch kam, wurde man Sonnabends in einen abgelegten Zuber gesteckt. Wie sollten wir da nicht übel riechen!“

„In der That sehr erklärlich. So fand also die Inbestialität der damaligen Menschen ihren verdienten Lohn.“

„Ja, sie fand ihn. Nicht nur auf diesem Gebiet, denn die inbestialen Anschauungen jener Tage schädigten nicht nur den Leib, sondern auch die Seele unserer Vorfahren. Indem man uns mit Knochen abspeisen zu können glaubte, rief man naturgemäß den Neid in uns wach und der Mensch büßte seinen Geiz durch ewigen Hader unter seinen Lieblingen.“

„Unter seinen Beschützern!“ stellte ich zurecht.

„Ganz recht, unter seinen Beschützern. Indem die Menschen uns ferner als tief unter sich stehend betrachteten und uns von ihrem Tisch und Bett weg auf den Hof und auf den Strohsack verwiesen, riefen sie naturgemäß die schlimmsten Instinkte in uns wach. Der von seinem Herrn Mißhandelte biß den Fremden. Das war nur natürlich.“

„Sie hatten es nicht besser verdient“, rief ich zornig. „War doch „du Hund“ in ihrem Munde ein Schimpfwort, sagte man doch, um eine Mißhandlung auszudrücken, „man behandele jemand wie einen Hund.“

„Urteilt nicht zu hart“, meinte der Pudel mild, „im letzten Grunde waren alle diese inbestialen Ausschreitungen doch nur Früchte einer verhängnisvollen Theorie!“

„Welcher Theorie?“

„Die Menschen hatten sich in jener schrecklichen Zeit geistiger Umnachtung, die man das Mittelalter nennt, die Theorie ausgedacht, zwischen Mensch und Tier bestehe ein wesentlicher Unterschied, nur der erstere handele nach Willkür, das letztere dagegen nach ihm innewohnenden Gesetzen, denen es blindlings folgen müsse. Dem entsprechend sprach man auch nur dem Menschen die Unsterblichkeit zu, nicht aber dem Tier.“

„Abscheulich!“

„Ohne Zweifel, diese Theorie war stupid, aber sie beherrschte nun einmal die Menschheit. Erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten zu erkennen, daß der Mensch dem Hunde höchstens graduell überlegen ist.“

„Ich leugne diese Überlegenheit“, rief ich. „Auf gewissen Gebieten mag uns der Mensch überlegen sein, zugegeben, aber auf anderen überflügeln wir ihn weit. Nennen Sie mir den Mann, der die Spur eines flüchtigen Wildschweins nur durch den Geruch meilenweit verfolgen kann! Nennen Sie mir den Menschen, der einem frisch gewaschenen Tuch abriechen kann, wem es gehört!“

„Jäger.“

„Vielleicht könnte es Professor Jäger, aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel. Für Religion, für Philosophie und die übrigen sogenannten Wissenschaften haben wir Hunde allerdings kein Verständnis, aber ich frage Sie, welcher Mensch ist wachsam, wie ein Spitz, so tapfer wie eine Dogge, so schnell wie ein Windhund, so ausdauernd wie ein Jagdhund, so treu wie ein Neufundländer?“

„Sie hätten noch hinzufügen können, so geschickt wie ein Pudel“, meinte mein Vis-à-Vis nicht ohne Empfindlichkeit.

Ich fühlte, wie meine Zunge errötete. „Pardon“, stammelte ich.

„Ich wiederhole, die Theorie war ohne Zweifel stupid“, fuhr der Pudel fort, ohne den Zwischenfall weiter zu beachten, „aber wir müssen anerkennen, daß unser Jahrhundert gründlich mit ihr aufgeräumt hat. Heute sind die bestialen Ideen ein Gemeingut der Menschheit geworden.“

„Wer weiß“, meinte ich. „Es fehlt nicht an solchen, welche selbst heute noch das Tier nur für ein Vieh halten.“

Der Pudel zuckte die Achseln. „Das sind Äußerungen des Rassenhasses, wie sie vereinzelt immer vorkommen werden“, meinte

In der Trockenstube.

er. „Man errötet, wenn man an sie denkt, aber sie erscheinen leider als eine Naturnotwendigkeit.“

„Und die Maulkörbe?“ warf ich ein.

„Diese bilden in der That noch einen Schandfleck auf dem Schilde der Menschheit“ war die Antwort, „aber es fehlt ja auch nicht an einer lebhaften Agitation, um sie zu beseitigen. Man erkennt mehr und mehr, daß niemand das Recht hat, uns, die wir den Menschen doch gleichstehen, das Maul zu verbinden.“

„Die unsinnigen Agitatoren suchen Kapital aus der Hundswut zu schlagen“, bemerkte ich.

„In der That“, war die Antwort, „und sie verschweigen, daß jene schreckliche Krankheit, die man lieber nicht nennt, zwar nicht unter den Menschen selbständig entsteht, daß sie aber gerade die Menschen am heftigsten ergreift. Und dann: ist denn der Wahnsinn der Menschen etwas anderes? und an diesem sind wir Hunde doch gewiß unschuldig. Aber wie gesagt, man sieht das mehr und mehr ein und ich hoffe es noch zu erleben, daß man den Maulkorb nur noch in Altertumsmuseen erblicken wird. Die Zeit wird kommen, in der man erkennen wird, daß die Bewegungsfreiheit auch nur eines Hundes mit der Tollwut von fünfzig Menschen — deren es ja ohnehin zu viele gibt — nicht zu teuer erkauft ist.“

„Und die Vivisektion?“

„Von ihr gilt in erhöhtem Maße, was wir eben von dem Maulkorb uns sagten. So lange das Tier dem Menschen als ein Vieh galt, als ein Geschöpf, geschaffen zu seinem Dienst, konnte er sagen, daß die Gesundheit eines unsterblichen Menschen mit dem Tode von vielen Hunden nicht zu teuer erkauft sei. Seit der Mensch aber weiß, daß der Hund seinesgleichen ist, ein gleichberechtigtes, wenn auch anders geartetes Wesen — seitdem hat er erkannt, daß die Vivisektion ein Verbrechen ist.“

„Man könnte ja“, meinte ich, „wenn es denn in beiderseitigem Interesse ist, in dem der Hunde nicht weniger als in dem der Menschen, die Heilkunde auf diese Weise zu bereichern, man könnte ja, sage ich, dann arme Menschen durch Geld dazu veranlassen, sich diesen Experimenten zu unterwerfen. Es würden sich gewiß welche finden.“

„Unter uns gesagt“, flüsterte der Pudel, „das wird in der That voraussichtlich der Gang der Ereignisse sein. Wie schon jetzt die armen Menschen weder über eine solche Badeanstalt verfügen, noch sich einer solchen Nahrung und Behandlung erfreuen wie wir, so werden wir sie auch künftig mehr und mehr in unseren Dienst nehmen. Welchen Wert repräsentiert jeder von uns beiden schon jetzt! Unter zweitausend Mark ist keiner von uns zu haben, während niemand für einen armen Menschen auch nur fünfzig Mark zahlen wird. Dem Kapital aber gehört die Zukunft!“

Wir waren mittlerweile ganz trocken geworden und verließen die Trockenstube. Der Pudel betrat noch die Barbierstube, um sich frisieren zu lassen, ich, dessen Haar von Natur kurz ist, war fertig.

„Hat mich ungemein gefreut“, sagte ich. „Mein Name ist Packan Rüde.“

„Karo Pudel. War mir gleichfalls sehr angenehm.“

Nachdenklich trabte ich nach Hause. Das Gespräch in der Trockenstube hatte mich ungemein angeregt. Nicht nur angeregt, nein auch erhoben, denn es ist, wie Karo Pudel sagte, die Zukunft gehört uns Hunden.

Die hansische Flanderfahrt.

(Fortsetzung von S. 11.)

Vor Alters, als sich die Borkumer und Norderneyer noch nicht von den Badegästen nährten, sangen die Matrosen folgendes Spottliedchen: „Wangroog de schone, Spiekeroog de Krone, Langeoog is'n Botterfatt, Baltrum is'n Sandstatt, Norderne ett sik half satt, Juist is dat Toverlant (Zauberland), De Börkumers melken kojen (Kühe), Un bruken Dreck to brand“. — Vorüber an dem holländischen Delfzijl, das uns zur Rechten bleibt, gelangen wir in stilles Wasser; ein kleines Dampfboot kommt uns entgegen und bringt uns, einen schmalen Kanal hinauf, zu der an historischen Erinnerungen reichen Stadt Emden. Wenn sonst die Ostfriesen den Hamburgern entgegenfuhren, geschah es in weniger freundlicher und friedsamer Gesinnung. Emdener und Hamburger haben im XV. und XVI. Jahrhundert manch harten Strauß gegeneinander zu Wasser und zu Lande bestanden. Die Friesengrafen hegten und schützten auf der Nordsee die Vitalienbrüder, zu Schaden des Kaufmanns. Am 7. Oktober 1525 lud Klaus Kniphof, dem König Christiern II von Dänemark „uf enes olden, bosen wifes rat“ Steelbreve (Kaperbriefe) gegen die Hansastädte verliehen, den Friesengrafen Edzard ein, auf die Emdener Deiche zu kommen „unde seen to, wo kort und gud dat he mit den Hamborgern wolde spelen“. Der Hamburger Hauptmann aber, Herr Simon Parsseval, ermahnte seine Schiffsleute, dessen eingedenk zu sein, wie oft ihre Voreltern die Seeräuber besiegt hätten „dat de erlike Stadt Hamborch bi dem prise moge blieven, dar willet alle an denken.“ Um den Nachmittag waren Klaus Kniphof und seine Schiffe nebst hundertzweiundsechzig Mann in den Händen der Hamburger, und die Sieger ließen fröhlich ihre Fähnlein fliegen „up dat alle, de up dat lant stunden, mochten seen, dat Kniphof dorch Godes gnaden hadde vorloren.“ Ein Jahrhundert früher hatten die Hamburger den Häuptling Sibet von Sibetsburg und den Probst Imelo geschlagen und Emden genommen, das sie zwanzig Jahre lang durch ihre Amtmänner verwalten ließen, bis der Graf Ulrich Cirksena, dem die Stadt von ihnen verpfändet worden war, sich durch den Pabst seines Eides lösen ließ; ihn erhob am 1. Oktober 1464 der Kaiser zum Reichsgrafen von Ostfriesland.

Das heutige Emden macht ganz und gar den Eindruck einer niederländischen Stadt, und schilderten nicht neben dem Rathause die Ostfriesen vom Regiment 78, man glaubte sich in den schmalen, peinlich sauberen Straßen, oder an den Kanälen, die an malerischen Ausblicken reich sind, inmitten Hollands. Die Stadt macht einen stillen, ernsthaften Eindruck. Hie und da steht am Wasser ein altes Packhaus. Es erinnert an die Zeit, da Friedrich der Große, unter dessen Regierung Ostfriesland an Preußen gefallen war, sich bemühte, aus Emden eine Welthandelsstadt zu machen. Im Jahre 1750 veranlaßte der weitschauende junge König die Errichtung der „Emder Asiatisch-Chinesischen Kompagnie“. Die Genossenschaft handelte unter preußischer Flagge mit vier großen Schiffen von 520 bis 600 Last, die 30 bis 40 Geschütze und eine Bemannung von 160 Matrosen und 20 Offizieren führten nach Kanton. Das Geld für den Ankauf der Rückfracht wurde bar mitgenommen; 700 000 Gulden holländisch in Piastern, in Aurich zu diesem Zwecke gemünzt, nahm der zuerst ausgerüstete „König von Preußen“ an Bord. Die Rückladung, Seide, Porzellan, Thee, Droguen wurden in Emden an die Kaufleute, welche aus den freien Städten aus Holland und aus Frankfurt a. M. kamen, öffentlich versteigert. Die Besetzung Ostfrieslands durch die Franzosen i. J. 1755 machte dem aussichtsvollen Unternehmen ein Ende. Das letzte Schiff, der „Prinz Ferdinand“ löste in England für seine Ladung mehr als 600 000 Thaler. — Die Herren des Emdener Komitees geleiteten uns mit dankenswerter Liebenswürdigkeit zu allem Sehenswerten ihrer Stadt, in die Sammlung der Altertümer, wo einige gute holländische Bilder hängen und im Erdgeschoß eines der Hemden Störtebeckers gezeigt wird, zum Waisenhaus in dem alten Franziskanerkloster, wo frische rotwangige Kinder durch ihre Lieder das Wort Frisia non cantat zu Schanden machten, und dann zu dem schönen Grabdenkmal des Grafen Enno II in der großen Kirche. Schließlich vereinigte uns ein frohes Mahl in dem Saale eines Klubs „Zum guten Endzweck“, dessen Name sich auch an diesem Tage voll bewährte.

Vor uns lag wieder eine fast vierundzwanzigstündige Seefahrt nach unserm nächsten Ziele Amsterdam. Am Abend ertönte an Bord Lied um Lied. In allerlei Sprachen wurde gesungen, hoch- und niederdeutsch, lateinisch, russisch, französisch, selbst czechisch. Am schönsten klangen über den Wassern unsere alten Volkslieder. In dem von fleißigen und kundigen Gelehrten zusammengestellten „Niederdeutschen Liederbuch“*) fand

*) Niederdeutsches Liederbuch. Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen. Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg, Verlag von Leopold Voß. 1884.

sich manche Perle. Den Preis aber gewann auf der Flanderfahrt das von Karl Koppmann gedichtete trotzige Lied der Vitalienbrüder, das nach einer alten Pfeifermelodie gesungen wird. Die Vitalienbrüder führten eine blaue Flagge, und ihr Wahlspruch war, einer alten Urkunde zufolge: „Gottes Freund und aller Welt Feind". Darum lautete die erste Strophe des Liedes so:

De blaue Flagge wei't (weht)!
Wy ernen (ernten) wo de Koopmann sei't (säet).
Mord unde Brand!
Den leven Got to Vrunde und aller Werlt Viant (Feind)!" —

Allgemach zogen sich die Wolkenschleier auseinander und die Sterne standen über uns. Unter uns wogte die purpurne Tiefe, und wo die Brust unsers Schwanes die Wasser hochaufspritzen ließ, da leuchtete es phosphorisch in tausend sprühenden Lichtern, und wo dem Schiffe voraus die Wellen sich krönten, zuckten mattweiße Blitze über die dunkle bewegte Flut. Die Größe des Meeres ist mir nie so zum Bewußtsein gekommen als in dieser Nordseenacht, während ich, an straffe Taue mich klammernd, an der Spitze des Buges stand, hinaufgehoben den Sternen entgegen und hinuntergewiegt zu der nächtigen Tiefe, aus deren Schooß das geheimnisvolle Leuchten kam.

Die Inseln Ter Schelling und Texel sind passiert. In langer Kette ziehen sich an der Küste Hollands die weißen Dünenhügel hin. Dahinter dehnt sich die flache, eingedeichte Marsch, von der die Holländer sagen: „Gott schuf das Wasser, wir schufen das Land." An seiner schmalsten Stelle wird dies Land durchschnitten von dem 25 Kilometer langen Nordseekanal, der von Ijmuiden nach Amsterdam führt. Die Einfahrt in den Kanal decken starke granitene Molen, an deren Steinbrüstung die Brandung aufspringt. Zwei Leuchttürme senden von dort ihr brüderliches Licht weit hinaus. Wir passieren nicht ohne Mühe drei Schleusen und gleiten dann in langsamer Fahrt auf dem stillen Wasser des Kanals durch eine echt niederländische Landschaft. Soweit das Auge reicht grüne Wiesen, von schmalen Wasserstreifen durchblitzt, zur Rechten am Horizont die Türme der Blumenstadt Harlem, links Saardam; an einem erhöhten Deich eine schnurgerade Reihe fleißiger Windmühlen. Auf den Wiesen schwerhinwandelndes buntes Rindvieh, das bis zum Bauche in dem fetten Grase steht, und auf der schmalen Klinkerchaussee des Deiches dahinrollend ein leichtes zweiräderiges Kütschchen mit einem dicken Schimmel, den man noch eine Meile weit leuchten sieht. Diese Landschaft muß man kennen, um die Bilder de Potters und Wouvermans erst recht lieb zu gewinnen. Der Charakter eines gemütlich-beschaulichen, behaglich-ruhigen Lebens ist der holländischen Marschlandschaft eigen. Und wie wundervoll wölbt sich über dieser grünen Ebene der hohe lichte Sommerhimmel mit seinem klaren Blau und den aufgethürmten weißen Ballenwolken!

Ich will hier ein offenes Bekenntnis ablegen. Unsern holländischen Nachbarn bin ich nicht mit günstigem Vorurteil entgegengekommen. Ich meinte nicht, daß man uns Deutschen mit besonderer Freundlichkeit begegnen würde; es ist mancher Span zwischen uns und ihnen. Die großartige, vornehme Gastfreundschaft aber, die wir Flanderfahrer in Amsterdam gefunden, läßt mich heute noch fast beschämt an diese Tage denken. Der Schwan hatte an der Ruyterkade angelegt. Einige Herren des Empfangskomitees waren auf einem Dampfer uns entgegengekommen und hatten während der Fahrt künstlerisch geschmückte Programme verteilt, deren Innenseite einen kolorierten Plan der „Hansestadt Amsterdam" enthielt. Dies Programm diente uns zugleich als Algemeen Toegangsbewijs, und dieser „Zugang" erstreckte sich soweit, daß nicht nur die Pforten aller Sehenswürdigkeiten uns offen standen, sondern auch Pferdebahnen und Dampfschiffe uns unentgeltlich beförderten. Eine lange Reihe von Wagen führte einen Teil der Gesellschaft von Bord des Schiffes zu dem festlichen Empfange im Stadthaus. Der Archivar der Stadt geleitete uns durch den harnischgeschmückten Eingang in den großen Ratssaal. Hier empfing uns mit herzlichen Worten der Bürgermeister von Amsterdam, Herr van Thienhoven. Von den Wänden schauten aus alten schönen Bildern die ernsten tüchtigen Gestalten niederländischer Ratsherren und Stathouder auf uns nieder, die Ratsdiener kredenzten den perlenden Ehrenwein für die deutschen Gäste, und auf einem Seitentische prangte das Silberzeug der Stadt, darunter der schöne St. Georgsbecher der Bogenschützengilde vom Jahre 1564, dessen Bild wir auf der berühmten Schilderei van der Helsts, der Schuttersmaaltijd wiederfanden. (Forts. folgt.)

Am Familientisch.

Gerichtliche Obduktion. (Zu dem Bilde S. 4 u. 5.)

Es ist eine wunderbar ergreifende Szene, die das schöne Bild von Sellmer uns vorführt. „Willkommen 1871" steht in dem Kranz über der Thüre. Als man ihn aufhing, jubelte man dem jungen Förster entgegen, der aus so viel Schlachten ungefährdet hervorging, nun aber liegt er da, ein toter Mann. Den die Geschosse des Feindes nicht trafen, der erlag der aus tückischem Hinterhalt abgeschossenen Kugel des Wilddiebes. Man hat die Leiche gefunden, aufgehoben und in das Forsthaus gebracht. Dort ist jetzt die Untersuchungskommission eingetroffen und die Ärzte schicken sich eben an, die Obduktion vorzunehmen. Mitleidig redet der Gendarm den Angehörigen zu, das Zimmer zu verlassen, und auch der Assistenzarzt blickt noch traurig auf die unglückliche Witwe, während sein greiser Kollege schon am Werk ist. Der Oberförsterkandidat erklärt dem Untersuchungsrichter den Zustand, in dem man das Gewehr des Ermordeten fand, während der Gerichtsschreiber und der Amtsdiener gleichmütig genug dreinschauen. Ihnen sind solche Jammerszenen nichts Neues. Von denen, die im Zimmer zurückblieben, ist nur einer tief erschüttert: der Forstlehrling, der mit gefalteten Händen zu den Füßen des Toten kniet. Ihm mag der Gedanke durch die Seele gehen, daß auch er vielleicht einmal so daliegen wird, ein Opfer treuer Pflichterfüllung. Verwundert und ängstlich blicken die Hunde zu ihrem toten Herrn empor. Meisterhaft ist die Försterwohnung wiedergegeben. Selbst in diesem Augenblick spricht aus ihr noch das bescheidene Glück, das in ihr bisher seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Bischof Graf Roß.

Der einer alten schottischen Familie entstammende Bischof Graf Roß in Berlin, welcher sich bis zu seinem Tode der ganz besonderen Gunst König Friedrich Wilhelms IV zu erfreuen hatte, war ein Mann von vornehmer weltmännischer Bildung, aber bei großer Herzensgüte auch von schlagfertigem und feinem Witze, der nicht selten stark satirisch gelaugt war. Von vielen seiner glänzenden und treffenden Entgegnungen wollen wir hier nur zweier gedenken, die nur wenigen bekannt sein werden. — Auf einem „Ordensfeste" bemerkte ihm ein alter General, es müsse für die Herren Geistlichen doch recht schwierig sein, für Kasualpredigten immer gleich einen recht für die Gelegenheit passenden Text aus der Heiligen Schrift zu finden. Graf Roß entgegnete, daß für solche Fälle Not- und Hilfsbücher genug vorhanden seien, welche dem Suchenden ein passendes Bibelwort nachwiesen. „Welchen Spruch würden Sie, Herr Bischof, nun z. B. für das heutige Fest einer Predigt zu Grunde legen können?" fragte der General weiter. „O, das ist nicht so schwer," entgegnete der Gefragte, „ich würde die Worte wählen: da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut. (Matth. 2,10.)" — Als die berühmte Opernsängerin Sophie Löwe sich behufs ihres kirchlichen Aufgebotes ihm vorstellte, erbat er sich die Wiederholung ihres Namens, den er nicht recht verstanden hatte. „Ich bin Sophie Löwe," entgegnete die Künstlerin. „„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!"" „Haben Sie mich denn nie gehört, Herr Bischof?" „„Ja, mein Kind, haben Sie mich denn gehört?" entgegnete mit seinem ironischen Lächeln der Bischof.

Ein amerikanischer Schlafdoktor.

In Brooklyn, der Schwesterstadt New-Yorks, wohnt ein Doktor, der seine Patienten im Schlafe kuriert. Wenn dieser Wundermann den Besuch eines Patienten empfängt, so läßt er sich zuerst zehn Dollar bezahlen und verfällt darauf in einen tiefen Schlaf, in dem er den Kranken mit seinem inneren Organismus wie von Glas vor sich sieht. Schließlich träumt er eine Nummer, geht dann, vom Schlafe erwacht, an einen Wandschrank, gießt aus einer mit der korrespondierenden Nummer versehenen Flasche dem Kranken ein Tränkchen ein, das dieser genießt, um zur selbigen Stunde zu genesen. So geschehen im Jahre des Herrn 1884 zu Brooklyn bei New-York; der Doktor, der in wenigen Jahren, Dank seiner trefflichen Methode, zum steinreichen Mann geworden ist, heißt Tucker und wohnt in der Clintan Street. O Amerika! Im Humbug bist du doch ewig unerreichbar!

Rechtsrat.

Darf ein Kaufmann, der sich mit der Besorgung von Patenten befassen will, den Titel „Patentanwalt" annehmen? J. H. in L.

Es steht nichts im Wege, sich dieses Titels zu bedienen. Strafbar würde seine Führung nur mit einem Zusatze wie „Königlicher" u. dergl. werden.

1) Welcher Maßnahmen bedarf es, um nach preußischem Recht

die Übertragung des eigenen Namens auf eine andere, vielleicht verwandtschaftlich nahestehende Person zu bewirken?

2) Ist eine Adoption durch eine unverheiratete Person rechtlich möglich? G.

Die Übertragung des Namens auf eine andere Person erfolgt entweder für sich allein, oder in Verbindung mit der Übertragung weitergehender Familienrechte durch Adoption. Für sich allein ist die Annahme eines neuen Namens zulässig mit landesherrlicher Genehmigung, deren Erteilung den Bezirksregierungen (in Berlin dem Polizeipräsidium) übertragen ist. Es wird zu diesem Zwecke genügen, wenn derjenige, auf welchen der Namen übertragen werden soll, bei der Regierung um die Genehmigung nachsucht, und derjenige, dessen Name übertragen werden soll, seine Zustimmung erklärt.

In Verbindung mit der Adoption erfolgt die Namensübertragung von selbst und ohne die vorstehend gedachte Genehmigung. Die Adoption selbst bedarf zu ihrer Gültigkeit eines schriftlichen Vertrages, welcher, wenn alle Kontrahenten großjährig sind, der Bestätigung seitens desjenigen Amtsgerichtes bedarf, in dessen Bezirke der Adoptierende seinen Wohnsitz hat. Steht der Adoptierte unter Vormundschaft, so ist außerdem die Bestätigung des Vertrages seitens des Vormundschaftsgerichts erforderlich.

Nur kinderlose Personen über fünfzig Jahre können adoptieren, jüngere nur mit Genehmigung des Justizministers. Auch unverheirateten Personen steht mit dieser Maßgabe das Recht der Adoption zu, verheirateten Frauen aber nur mit Genehmigung des Mannes.

Der Adoptierte muß jünger sein als der Adoptierende; ist ersterer über vierzehn Jahre alt, so bedarf es seiner Einwilligung, lebt sein Vater noch, so muß auch dieser einwilligen.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von C. A. Gilberg.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Bilderrätsel.

1.

K	O			R	N
A	R			E	R
S	I			N	E
P	A			O	N
S	C			C	K
A	M			D	E

Die leeren Felder der obigen Figur lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die sechs wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter ergeben und daß sowohl die dritte als auch vierte senkrechte Reihe eine beliebte deutsche Oper nennt.

2. Homonym.

Bist du es vielen in vielen Dingen,
Wirst du manch' schwieriges Werk vollbringen.
Thust du es immer vor einer That,
Folgen die Freunde gern deinem Rat.

3. Arithmogriph.

1
2 3 3
4 1 5 6 3
7 2 8 9 10 11 12
11 6 9 13 1 3 14 6 7
6 15 9 2 16 2 17 6 7
18 2 17 6 19 2 10
16 2 20 15 6
21 15 5
18 6 21
12 10 3 5 10
7 14 9 1 15 7 7

Die Zahlen der obenstehenden Figur lassen sich durch Buchstaben so ersetzen, daß jede wagerechte Reihe ein bekanntes Wort ergibt und daß die senkrechte Mittelreihe etwas nennt, das den Engländern jetzt ein Dorn im Auge ist.

Die oberste wagerechte Reihe nennt einen Fluß, die zweite einen Helden der deutschen Sage, die dritte einen deutschen Dichter unseres Jahrhunderts, die vierte einen hervorragenden spanischen Dichter, die fünfte einen dramatischen Dichter der Griechen, die sechste eine beliebte Oper, die siebente eine der vier Kartenfarben, die achte einen Schweizer Kanton, die neunte eine Kopfbedeckung, die zehnte einen Fluß in Afrika, die elfte einen Vogel.

4. Kapselrätsel.

Der nachstehende Satz enthält die Namen dreier deutschen Städte. Welche sind es?

Im Reichstag vertritt oft die Rechte eine Ansicht, aber links herrscht die gerade entgegengesetzte und die Mittelparteien wollen wieder andres, denn der richtige Weg ist oft schwer in solchem Widerstreit der Ansichten zu finden.

S.

5. Rätselfrage.

Warum schätzt Kaiser Wilhelm die Kornblumen so sehr?

Die Beantwortung der Rätselfrage liegt in der folgenden Chifferschrift enthalten.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 2. 9. 7. 2. 4. 8. 2. 8. 2. 10. 11. 12. 10. 2. 13. (2. 12. 10. 2. 13.) 14. 3. 2. 14. 15. 5. 13. 8. 2. 13. 1. 3. 2. 2. 10.

6.

1. Erwerb 2. Leiche 3. Geier 4. Nagel
5. Leben 6. Neider 7. Rente 8. Laden
9. Weise 10. Feier 11. Siegel 12. Hobel
13. Lade 14. Rufe 15. Not 16. Fahne
17. Sache 18. Ruthe 19. Verbreitung 20. Mime
21. Klee 22. Flut 23. Rebe 24. Odem
25. Reime 26. Linse 27. Rasen 28. Hort
29. Treue 30. Harm.

Aus den obigen 30 Wörtern lassen sich der Reihe nach ebenso viele andere bilden, die in ihren Anfangsbuchstaben ein bekanntes Sprichwort ergeben.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Verrechnet. Roman von L. Bernhard. — Walter Scott. Mit Porträt. Von Th. H. Pantenius. — Brigittchen und Mutter Brigitte. Bild von P. A. Wille jr. — Die hansische Flanderfahrt. I. Von Hamburg nach Amsterdam. Von Stephan Wätzold. — Sonst, jetzt und künftig. Nach den Erinnerungen eines alten Hundes geschildert von Packan. Mit 4 Illustrationen. — Am Familientisch: Gerichtliche Obduktion. Zu dem Bilde von C. Sellmer. — Ein amerikanischer Schlafdoktor. — Bischof Graf Roß. — Rechtsrat. — In der Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Oktober 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 2.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

II. Verlassen.

Es war an dem Abend desselben Tages und Lucy saß in dem behaglichen Wohnzimmer ihrer eleganten Wohnung ganz allein. Müde lehnte sie sich in die Sofakissen zurück. Die Festigkeit, die sie mit Mühe im Laufe des Tages aufrecht erhalten hatte, wollte nicht stand halten, jetzt, wo die abendliche Stille ihr ihre Verlassenheit doppelt fühlbar machte.

Ein zu jäher Wechsel war in ihre Verhältnisse hereingebrochen, als daß sie sich so schnell hätte zurechtfinden, sich mit ihrer neuen Lage vertraut machen können. Noch gestern glaubte sie die Frau eines reichen Mannes zu sein, eines Mannes, der ihr freilich wenig von seiner Zeit opferte, der sie stets nur wie das Spielzeug seiner Laune behandelt hatte, aber der doch niemals hart oder unfreundlich gegen sie gewesen war. Sie war von jedem Luxus ihres Standes umgeben gewesen; sie lebte in einer der reizenden Cottages in der äußeren Peripherie Londons, hielt soviele Dienstboten, als für ihre Bequemlichkeit notwendig erschienen, und hatte, so lange sie Neigung dazu verspürte, die kostspielige Geselligkeit der höheren Stände mitgemacht, — sie hatte Diners gegeben und Theater besucht und alle ihre Wünsche und Neigungen waren bereitwilligst erfüllt worden. Niemals hatte es ihr an irgend einem Bedürfnis gefehlt, und niemals war ihr der Gedanke gekommen, daß es je anders werden könne.

Sie war die Tochter eines höheren Beamten, der in dem Rufe eines großen Vermögens gestanden hatte. Nach dem Tode ihrer früh verstorbenen Mutter war sie in einer Pension erzogen worden. Ihr Vater begnügte sich damit, sich ihre Zeugnisse schicken zu lassen und sich alle Jahre einmal persönlich von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Er war niemals glücklich in der Ehe gewesen und nach dem Tode seiner Gattin zu den Gewohnheiten seines Junggesellenlebens zurückgekehrt, brachte die Tage in seinem Office, die Abende in seinem Klub zu und betrachtete die Notwendigkeit, in Zukunft eine erwachsene Tochter ins Haus nehmen zu müssen, als eine Unannehmlichkeit, die nicht lange genug hinausgeschoben werden konnte. Als sich daher, kaum ein Jahr, nachdem Lucy ins Vaterhaus zurückgekehrt war, ein Bewerber für sie fand in der Person eines jungen Deutschen, der durch sein gewinnendes Äußere, sein gentlemännisches Benehmen und die Hindeutung auf die Erbschaft eines großen Landsitzes, die er über kurz oder lang in seinem Vaterlande anzutreten hoffte, eine gewisse Rolle in den gesellschaftlichen Kreisen, zu denen er gehörte, spielte, so war er froh, die lästige Pflicht der Sorge für eine erwachsene Tochter so leichten Kaufs los zu werden. Lucy selbst war kaum der Kindheit entwachsen, und der Aufenthalt im väterlichen Hause bot dem jungen Mädchen so wenig Annehmlichkeiten, — was Wunder, wenn sie bereit war, ihn gegen das Leben an der Seite eines schönen Mannes zu vertauschen, von dem sie glaubte, daß er sie leidenschaftlich liebe?

Freilich ward ihr der Irrtum bald genug klar. Bald genug sah sie, daß sie lediglich ein Spielzeug für ihn war, das er nahm und wegwarf, wie die Laune es ihm eingab. Als sie bald darauf durch den Tod ihres Vaters in den Besitz ihres Vermögens trat und sich dasselbe als lange nicht so ungeheuerlich groß erwies, als ihr Gatte erwartet hatte, ward ihr durch die tiefe Verstimmung desselben klar, was ihn zu ihr, dem unerfahrenen Kinde, hingezogen hatte. Diese Entdeckung würde ihr schmerzlicher gewesen sein, als sie zu ihrem eigenen Erstaunen fand, wenn sie jemals ein tieferes Gefühl für ihn empfunden hätte, — und wenn nicht gerade damals eine süße Hoffnung sie für die Enttäuschung mehr als entschädigt hätte. — Die Geburt ihres Kindes brachte die Gatten einander wieder näher, indessen nur für kurze Zeit. Die junge Frau zog sich

seitdem vom geselligen Leben mehr zurück und lebte für ihr Baby, ihren kleinen Johnnie, dessen gar zu zarte Gesundheit ihn besonders sorgfältiger Pflege bedürftig und ihrem Herzen dadurch immer teurer machte. Der Gatte, der durchaus keinen Sinn für den Reiz einer zurückgezogenen Häuslichkeit hatte, gab sich ganz den Vergnügungen hin, die ihm als einem Gentleman von Vermögen offen standen; er jagte und fischte auf den Gütern der jungen leichtfertigen Genossen, hielt Pferde und ging Wetten ein, gewann und verlor, borgte und bezahlte, wenn er's konnte, oder auch nicht, — kurz, er führte das Leben, das so viele vor ihm und nach ihm geführt haben, ein Leben ungezügelten Genusses, unbesorgt für Ehre und Zukunft, für Weib und Kind, — ein Leben im Rausche des Augenblicks. Lucy wußte von seinem Treiben nicht viel. Er war viel abwesend, aber seine Gegenwart hatte so wenig Anziehendes für sie, daß sie das kaum beklagte.

Ein einziges Mal, bald nach der Geburt ihres Söhnchens, hatte sie gewagt, eine Äußerung in bezug auf die demselben einst zukommenden Rechte in seinem, ihres Gatten, Vaterlande zu machen. Die Stirn desselben aber verfinsterte sich, sobald er den Sinn ihrer Worte verstand.

„Je weniger davon, je besser, Lucy!“ sagte er scharf. „Laß dir's ein für allemal gesagt sein, die Vergangenheit hat so wenig Erfreuliches für mich, daß du mich verpflichten wirst, wenn du keinerlei dahin zielende Fragen thust. Ich habe alles hinter mich geworfen, Namen, Familie und Vaterland, und bitte dich, sei so gut, mich als Engländer zu betrachten. Wenn's notwendig war, deinem Vater etwas vorzuschwindeln, so habe ich's doch stets mit Widerstreben gethan, und freue mich, der Notwendigkeit fortan überhoben zu sein!“

Er war aufgestanden und schritt in tiefer Erregung im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor dem Bettchen des Kindes stehen und setzte hinzu: „Dies ist Johnnie, Johnnie Manfred, Lucy! Einen andern Namen wird er nicht tragen, und eine andere Erinnerung wird er nicht haben, als die an sein englisches Heim und seine englische Abstammung! — Das merke dir, Kleine!“

Lucy war sich bewußt, nichts von einem andern Namen gesagt zu haben, aber sie vermied gehorsam jede künftige Andeutung auf den ihrem Gatten so mißfälligen Gegenstand.

So hatte Lucy bisher gelebt. Umgeben von jedem Luxus, den Geschmack und Reichtum zu bieten vermögen, ein einsames, ungeliebtes Leben, — allein erhellt durch die Liebe zu ihrem Kinde. Wäre dieses nur eine weniger sorgenvolle Freude für sie gewesen! Aber der Kleine wollte nicht gedeihen trotz der ängstlichsten Pflege der jungen Mutter. Die großen dunkeln Augen schauten aus einem bleichen Gesichtchen kummervoll in die Welt, als wollten sie fragen, warum doch wohl ein kleines, schuldloses Geschöpf zu so viel Schmerz und Qual hineingeboren sei, und je mehr sich das Herz der Mutter in dem leidenschaftlichen Wunsche und Streben erschöpfte, das Kind dem Leben zu erhalten, um so mehr stieg die Ahnung in ihr auf, daß es einer bessern Welt schnell entgegenging.

Erst am gestrigen Abend war ein Blitzstrahl in ihr, wenn auch nicht glücklich, so doch gleichmäßig dahinfließendes Leben gefallen. Ihr Gatte war mehrere Wochen abwesend gewesen, sie hatte nur selten Kunde davon gehabt, auf welchem Landsitz er die Zeit der Fuchsjagd zubrachte, und hatte auch diesmal sich keine Sorge um seine ungewöhnlich lange Abwesenheit gemacht. So öffnete sie den Brief, der ihr überbracht ward, ohne alle Erregung, in der Meinung, er werde ihr entweder seine bevorstehende Ankunft melden, oder sie von einer Verlängerung seiner Abwesenheit in Kenntnis setzen. Aber sie sank atemlos in den Sessel zurück, als sie die wenigen kurzen Zeilen gelesen.

„Liebe Lucy“, so lautete der Brief, „das Damoklesschwert, das längst über meinem Haupte hing, ist endlich gefallen, und ich bin ruiniert. Meine Verhältnisse nötigen mich, England sofort zu verlassen, jedenfalls auf längere Zeit, vielleicht auf etliche Jahre. Ich wähle diesen Weg, dich davon in Kenntnis zu setzen, da ich es für möglich halte, daß meiner Abreise bei einem Besuche in Rosecottage Hindernisse in den Weg gelegt werden möchten. Es hat mir leid gethan, deine Angelegenheiten mit den meinigen verwickeln zu müssen, indessen verlasse ich dich mit um so weniger Besorgnis, als ich weiß, daß du allen nötigen geschäftlichen Beistand bei Mr. Oldcastle finden wirst. Jedenfalls bist du unter den gegenwärtigen Verhältnissen besser ohne mich, als mit mir beraten. — Solltest du den Wunsch haben, mich vor meiner Abreise zu sehen, so bin ich bereit, dich morgen um zehn Uhr zu treffen, Westindien-Docks, Nr. 7 —, ich erwarte aber, daß du allein kommst! — Dein Gatte Charles Manfred.“

Lucy las den Brief wieder und wieder, ehe sie sich den Inhalt verständlich gemacht hatte. Ihr Gatte hatte ihr niemals etwas über den Stand seiner Vermögensverhältnisse mitgeteilt, und sie war niemals im stande gewesen, noch hatte sie es auch für nötig gehalten, sich eine Einsicht in dieselben zu verschaffen. So trafen sie die Mitteilungen seines Briefes völlig unvorbereitet. Ruin! sie hatte die denkbar unklarste Vorstellung davon, was dieses gefürchtete Wort für sie bedeuten konnte. Nur das war ihr klar, daß Charles sich in Geldverlegenheit befinden mußte, — aber warum kam er dann nicht zu ihr? wann hatte er sie je zurückhaltend mit ihrer Hilfe gefunden? — Sie hatte bereits dann und wann ihre Unterschrift auf sein Ansuchen unter ein ihr von ihm oder andern präsentiertes Papier gesetzt, ohne sich darüber Bedenken zu machen, — ja, sie hatte, als solche Aufforderungen sich in letzter Zeit gemehrt hatten, auch unausgefüllte Papiere mit ihrer Unterschrift in seinen Händen gelassen, — der Bequemlichkeit wegen, wie Charles sagte. Niemals daran gewöhnt, sich um Geldangelegenheiten selbst zu bekümmern, war sie viel zu unerfahren, um das Bedenkliche solcher Handlungsweise zu begreifen, viel zu vertrauensvoll, um in ihren Gatten Mißtrauen zu setzen. Liebte er sie auch nicht so, wie sie in ihren Mädchenträumen gehofft hatte, geliebt zu werden, so war er doch der Typus eines Gentleman in ihren Augen, in dessen Händen ihre Angelegenheiten wohl beraten sein mußten! — Sie wußte, daß sie selbst ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, das sich in den Händen eines alten zuverlässigen Rechtsgelehrten befand, der ihres Vaters Sachwalter gewesen war, so lange sie denken konnte, und ihr regelmäßige, monatliche Auszahlungen machte. Mr. Oldcastle war ein ernster, trockner Geschäftsmann, nicht geeignet, sich die Zuneigung eines jungen, sorglosen Wesens zu erwerben, aber sie setzte das unbedingteste Vertrauen in ihn. Wie kam es, daß er sie niemals gewarnt hatte, daß er keine Vorkehrungen getroffen hatte, die Gefahr abzuwenden, wenn eine solche vorhanden war? Warum hatte er niemals protestiert gegen den Luxus, der sie umgab, von den samtnen Fenstervorhängen und damit harmonierenden Portieren und Lehnsesseln, herunter bis zu dem kostbaren Teppich, auf dem ihre kleinen Füße ruhten?

Lucy schüttelte den Kopf; sie konnte es nicht verstehen! — Aber eines stand dessenungeachtet fest: Charles fand sich in dringenderer Verlegenheit, als je, und wollte ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen, weil er glaubte, daß sie ihm nicht mehr helfen konnte! — Er wollte sie verlassen und sie mußte ihn noch einmal sehen; ihn entweder überreden, seine Absicht aufzugeben, oder ihm an Hilfe bringen was sie augenblicklich zusammenraffen konnte!

Das hatte sie zu ihrer heutigen Morgenfahrt veranlaßt. Nach einer schlaflosen Nacht hatte sie sich in die Docks begeben, um sich während ihres langen Wartens dort völlig zu überzeugen, wie groß der Leichtsinn, wie gering die Liebe dessen war, an den sie ihr Leben geknüpft hatte. Sie fühlte sich tief gedemütigt, ja entwürdigt, und nur der feste Wille, so lange sie konnte, ihre Pflichten gegen ihn treu zu erfüllen, konnte sie bewegen, ihren im vollsten Menschengewühl doch so einsamen Spaziergang durch den Nebel fortzusetzen, bis er's für gut fand, sich von den Gefährten seines Lasterlebens loszureißen.

Und jetzt saß sie in der Stille ihres einsamen Zimmers ganz allein. Sie hatte sich bei Tage aufrecht gehalten, wo die

Beschäftigung mit ihrem Kinde ihre Gedanken abgelenkt, die Notwendigkeit, bei den Dienstboten keinen Verdacht zu erregen, einen heilsamen Zwang auf sie geübt hatte. Jetzt aber fühlte sie die Einwirkung der Abendschatten auf ihr gepreßtes Herz. Sie war an die häufige Abwesenheit ihres Gatten gewöhnt und hatte sich in ihre vereinsamte Lage zu finden gewußt. Ihr Herz mußte wohl nie in wirklicher Neigung für ihn geschlagen haben, denn sie hatte niemals den Schmerz vernachlässigter Liebe gefühlt, der ihrer Verlassenheit sonst den schmerzlichsten Stachel gegeben haben müßte. Sie hatte ihr Los getragen, ohne Charles mit Vorwürfen zu belästigen, die, wie sie fühlte, nur dazu gedient haben würden, ihn ihr vollends zu entfremden. Sie hatte für ihr Kind gelebt, dessen schwache Lebenskraft und häufige Erkrankungen ihre ganze Kraft in Anspruch genommen und ihre Aufmerksamkeit beschäftigt hatten. Aber sie hatte das Bewußtsein gehabt, einen Gatten zu besitzen, dessen Schutz sie unwillkürlich vertraute, so oft sie sich auch hätte überzeugen können, wie wenig gerechtfertigt solches Vertrauen war. Ihr Haus hatte einen Herrn, ihr Kind einen Vater gehabt, ihre äußeren Angelegenheiten einen Vertreter. Jetzt stand sie allein, und ein beängstigendes Gefühl grenzenloser Verlassenheit kam über sie. Sie war nicht einsamer, als sie es an vielen Abenden ihres unbefriedigenden Ehelebens gewesen war, und doch war's ein ganz neues, unerträglich banges Gefühl, das sie heute überschlich und sie frösteln machte. Es war nicht der Schmerz um den Gatten, der Weib und Kind so leichten Herzens verlassen hatte und sie dem Kampf mit dem Leben schutzlos preisgab, obwohl der Gedanke, daß ihn Wellen und Winde mit jeder Minute in unerreichbarere Ferne entführten, auch etwas unheimlich Bedrückendes für sie hatte. Es war das Gefühl, das jedes Frauenherz ergreift bei dem Bewußtsein völligen Alleinstehens, das Gefühl der angstvollsten Hilfsbedürftigkeit bei völliger Schutzlosigkeit. Dazu kamen noch die unbestimmten Andeutungen, die der Scheidende ihr heute als Abschiedsgabe hinterlassen hatte, die Ahnung eines nahenden, großen Unglücks, die sich wie ein kalter Nebel um sie zu lagern schien, je undurchdringlicher, je mehr sie ihn zu durchdringen trachtete. — Welches war der Sturm, welcher ihr drohte, dem sie stand zu halten hatte? — Sie hatte das Gefühl, als würde sie mutig und hoffnungsvoll den Kampf aufnehmen, wenn sie nur den Feind gekannt hätte, mit welchem es zu kämpfen galt! Aber die Ungewißheit ließ sie im tiefsten Innern erzittern!

Sie fühlte, daß sie sich den Wirkungen ihrer geängstigten Phantasie nicht länger überlassen durfte, und zog sich früher, als sonst, zurück, um ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Wie allabendlich galt der letzte Gang des Tages einem Besuch im Kinderzimmer. Sie fand die Wärterin, eine durchaus zuverlässige Frau, die ihren Pflegling zärtlich liebte, neben dem Bettchen sitzend, während der Kleine sich unruhig im Schlafe hin und herbewegte. Die Wärterin antwortete auf ihr Befragen, daß Master Johnnie sich eben erst in den Schlaf geweint habe, überhaupt unruhiger als sonst zu sein scheine. Lucy legte ihre Hand vorsichtig an die Stirn des Kindes und fand sie heiß und fieberisch. Ihr heute besonders empfängliches Gemüt faßte die neue Sorge begierig auf. Wenn ihr das Kind genommen würde? wenn dieser so oft gefürchtete Schlag sie gerade jetzt treffen sollte? Wenn sie ganz einsam zurückblieb? — Wenn ihr Leben — o es schien heute so lang, so endlos noch vor ihr zu liegen — jedes Inhalts, jedes Zweckes beraubt wurde?

Lucy schauderte. Sie kniete am Bettchen nieder und preßte ihr Gesicht gegen die Kissen. Sie berührte die kleine heiße Hand und schrak von neuem zusammen. In diesem Augenblick bewegte der Nachtwind das laublose Gebüsch des Gartens vor dem Fenster; Lucy war es, als habe sie das Geräusch eines gespenstischen Flügelschlags gehört. Ihre erhitzte Phantasie malte ihr den Engel des Todes, wie sie ihn auf Bildern gesehen, der seine schattenhaften Schwingen über das Bett ihres Kindes breitete. Angstvoll richtete sie die Augen auf die Wärterin. Die erschrockene Frau war daran gewöhnt, ihre Herrin in Aufregung zu sehen, wenn Johnnie sich nicht in völligem Wohlsein befand, aber so erregt wie heute war sie ihr noch nie erschienen. Es kostete ihr Mühe, sie zu beruhigen und sie zu bewegen, sich niederzulegen.

Als sie sich in der Einsamkeit ihres eigenen Zimmers befand, ward sie vollends das willenlose Spielzeug ihrer aufgeregten Empfindungen. Das verdeckte Nachtlicht malte ihr wilde, schattenhafte Figuren an die Wand; bald war's ein steuerloses Schiff, das erbarmungslos von Wind und Wellen auf und abgeschaukelt wurde, bald eine gespenstische Gestalt mit riesenhaften Flügeln, die ihr Kind in den Armen trug, und wuchs und wuchs, bis auch sie unter den kalten Hauch der eisigen Schwingen geriet und sich schaudernd im Bette aufrichtete, um zu gewahren, daß alles ein Traum ihrer halbwachen Phantasie gewesen. Der Wind war heftiger geworden und schien bald als Flügelschlagen, bald als Wellenrauschen den Bildern ihrer erregten Nerven zu dienen, oder sie glaubte Hilfegeschrei und wilde verzweifelte Angstrufe in seinem lauten Rauschen zu vernehmen.

Gegen Morgen schlief sie ein, aber sie erwachte früh und ungestärkt. Sie begab sich ins Kinderzimmer und ließ die Wärterin hinabgehen, ehe sie selbst ging, ihr Frühstück einzunehmen. Sie fand den Kleinen heißer und unbehaglicher, als in der vergangenen Nacht. Sie setzte ihn auf ihr Knie, legte den Arm um das klagende Kind und begann ihm mit süßer, leiser Stimme vorzusingen. Als die Wärterin zurückkehrte, lag Johnnie in festem Schlafe und konnte vorsichtig in sein Bettchen gelegt werden. Aber seine Händchen und Wangen brannten und sein Atem ging schnell und beschwert.

Mit schwerem Herzen begab sie sich ins Frühstückszimmer, um ihre einsame Morgenmahlzeit einzunehmen. Sie fand verschiedene an ihren Gatten gerichtete Briefe auf dem Briefteller liegen. Sie hielt sich für vollberechtigt, dieselben zu erbrechen, und fand sie mit geschäftlichem Inhalt gefüllt, von dem sie bei weitem den größten Teil nicht verstand; doch war ihr klar, daß sämtliche Briefe Forderungen enthielten, bei deren Betrag ihr die Worte des Scheidenden von neuem einfielen, daß sie einen Sturm auszuhalten haben werde. Aber sie fühlte sich heute besser im stande, einem ihr drohenden Unheil die Stirne zu bieten, als gestern abend, — oder, wo sie nicht kämpfen konnte, wenigstens zu ertragen. Die kurze Zeit des Schlafes hatte sie erquickt, und die Schatten der Nacht waren gewichen. Nur mußte sie Gewißheit haben, die Unbestimmtheit der ihr drohenden Gefahr war nicht auszuhalten. — Sie packte die eingegangenen Schriftstücke zusammen und gab Befehl, den Wagen um zwölf Uhr bereit zu halten.

Ehe sie sich indessen ihrer Absicht gemäß zu Mr. Oldcastle begab, hatte ihre Standhaftigkeit eine neue harte Probe zu bestehen. Sie hatte die Zwischenzeit an dem Bette des Kindes zugebracht, dessen Zustand sich verschlimmerte und sie mit der Sorge erfüllte, daß einer jener schweren, beängstigenden Krankheitszufälle im Anzuge sei, die sie so sehr zu fürchten gelernt hatte. Nur die zwingende Notwendigkeit, sich einen Einblick in ihre Lage zu verschaffen, konnte sie vermögen Johnnie heute, wenn auch nur auf kurze Zeit, den erfahrenen Händen der Wärterin zu überlassen. Als sie die Treppe herabstieg, die aus den oberen Räumen ihres villenartig gebauten Hauses in die Vorhalle führte, fand sie ihren alten Hausdiener in heftigem Wortwechsel mit zwei Männern, die in der Halle Fuß gefaßt hatten und sich nicht hinausweisen lassen wollten. Ihr Eintritt machte zwar dem Streit sofort ein Ende, indessen trat der eine der Männer ihr nicht unehrerbietig entgegen und übergab ihr ein Papier, dessen Inhalt sie erblassen machte. —

Auch das noch! sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte sie nach einer Stütze fassen, um ihre schwankende Kraft aufrecht zu halten. Der Mann, keineswegs ungerührt von ihrer großen Jugend und Schönheit und der sanften Würde ihrer doch so vornehmen Erscheinung, trat einige Schritte zurück, um ihr Zeit zu lassen, sich zu fassen, während James ihr zuflüsterte: „Ein Wort, Madame, und ich werfe die unverschämten Schufte hinaus, wie sich's gebührt!“

Sie winkte ihm zu schweigen und dem Manne näherzutreten.

„Ich bin im Begriff, mir rechtlichen Beistand zu verschaffen", sagte sie, sich mühsam beherrschend. „Ich hoffe, daß während meiner Abwesenheit —"

„Oh Ma'am", fiel der Mann ein, da sie stockte, „wenn Sie nur die Güte haben wollen, Ihre Dienerschaft anzuweisen, uns zu dulden, und uns mittlerweile die Versicherung geben, daß von dem Mobiliar und sonstigen Zubehör des Hauses nichts beiseite geschafft wird, so wollen wir uns gern mit einem Platze in der Vorhalle begnügen, und Ihnen so wenig lästig fallen, als nur immer möglich ist! Sie wissen, es sind viele Gläubiger vorhanden", setzte er in offenbarer Verlegenheit hinzu, „und da unserm Auftraggeber das Haus verpfändet ist, wie Sie sehen, so sind wir hergeschickt, dafür zu sorgen, daß andere nichts entfernen, was ihm gehört. — Aber Gott verhüte, daß wir mehr thun sollten, als was unsere Pflicht ist!"

Lucy nickte und winkte ihm mit der Hand, zurückzutreten, sie wäre keines Wortes mächtig gewesen. Sie winkte dem alten Diener, sie zum Wagen zu führen. Zitternd sank sie in die Kissen zurück und preßte die Hände vors Gesicht. — Sie begann einen Begriff zu bekommen, was Ruin, völliger Ruin, für sie zu bedeuten habe.

III. Mr. Oldcastle.

In einem dunkeln Hinterzimmer seiner Geschäftsräume in Chancerylane, dessen Fenster, welche in Jahren nicht abgestaubt waren, das Licht mehr auszuschließen als einzulassen schienen, saß Mr. Oldcastle in einem alten Lehnstuhl vor einem mit schwarzem Leder überzogenen Tische, dessen Platte fast nirgends durchschimmerte, vor den Stößen der aufgehäuften Papiere und Rechnungsbücher, die ihn bedeckten. Er war beschäftigt, einen ganzen Haufen gestern eingegangener Briefe durchzusehen; Brief auf Brief ward, nachdem er ihn gelesen, eingetragen, mit Notizen versehen, und je nach seiner Bedeutung, oder auch der Eile, die seine Abfertigung nötig machte, auf einen besonderen Stoß zurückgelegt. Ab und zu zog er die Klingel, worauf jedesmal einer der im Vorzimmer arbeitenden Clerks erschien, die Anweisungen seines Chefs entgegenzunehmen oder dessen Fragen zu beantworten, und sich darauf sofort wieder auf seinen Platz zurückzuziehen.

Mr. Oldcastle war ein kleiner Herr mit spärlichen grauen Haaren, die er hinter das Ohr gestrichen trug, wodurch seine ungewöhnlich hohe und breite Stirn unverhältnismäßig hervorgehoben wurde. Kleine, lebhafte Augen kontrastierten seltsam mit den schmalen, zusammengepreßten Lippen, die angeborne Lebhaftigkeit eines Temperaments anzeigend, das sich nur schwer in die notwendigen Schranken eines geschäftsmäßig gemessenen Benehmens fügte. Er trug einen braunen, ziemlich staubigen Oberrock, der, bis dicht unter das Kinn zugeknöpft, nur wenig von der weißen Halsbekleidung sichtbar werden ließ.

Mr. Oldcastle hatte eine geraume Zeit fortgearbeitet, als durch den Clerk ein Herr gemeldet wurde, der auch sofort, ohne eine Erlaubnis abzuwarten, ins Zimmer trat.

Der Eintretende schien in jeder Beziehung der direkte Gegensatz zu Mr. Oldcastle. Er war lang und dürr, hatte starkes, dunkles Haar, kleine listige Augen und trug sich mit der Eleganz, die der Verkehr mit den jungen Gentlemen der höheren Gesellschaft notwendig machte. Er war Mr. Oldcastle nicht unbekannt, war einer von den Menschen, die dem kleinen Advokaten von ganzer Seele zuwider waren. Seine Geschäfte hatten ihn öfter mit ihm zusammengeführt, und er empfand gegen ihn die volle Abneigung eines ehrlichen Bullenbeißers gegenüber einer geschmeidigen, hinterlistigen Katze. Als Mr. Bradshow jetzt sein Zimmer betrat, begrüßte ihn der kleine Herr mit einer stummen Verbeugung, es dem Gaste überlassend, selbst den Zweck seines Besuches anzukündigen.

Der Besucher schien durch die augenscheinliche Kälte des Empfanges durchaus nicht außer Fassung gebracht zu sein. Er setzte sich, rückte die Halsbinde zurecht und räusperte sich mit aller Ruhe; dann zog er eine Brusttasche hervor, entnahm derselben mehrere Papiere, breitete sie nebeneinander aus, strich sie mit einer mageren, knochigen Hand glatt und blickte Mr. Oldcastle mit ruhiger Impertinenz ins Gesicht.

„Darf ich bitten", begann er dann, „daß Sie sich diese Papiere näher ansehen, Mr. Oldcastle? Sie tragen die Unterschrift einer Dame, die, soviel ich weiß, Ihre Klientin ist. Der Gemahl der Dame, dessen Geschäfte wir die Ehre haben, zu führen, ließ sie als Sicherheit in unseren Händen bei verschiedenen Geldgeschäften, die wir für ihn vermittelten. Die Dame ist reich; Sie werden es natürlich finden, daß ihre Unterschrift uns Garantie genug bot, um sehr große Summen vorzustrecken. Darf ich Sie bitten, die Unterschrift zu prüfen?"

Mr. Oldcastle setzte seine Brille auf, wie er bei allen wichtigen Gelegenheiten zu thun pflegte, obwohl er die Gründe dafür schwerlich hätte angeben können. Er nahm das oberste der vor ihm ausgebreiteten Schriftstücke und betrachtete es genau.

„Lucy Manfred!" sagte er laut, und er fühlte zu seinem Ärger, daß seine Gesichtszüge nicht im stande waren, die Überraschung und den Verdruß gerade bei der Lesung dieses Namens zu verbergen.

Mr. Bradshow rieb die mageren Hände an einander und gab sich keine Mühe, seine Befriedigung zu verbergen. „Sie erkennen die Unterschrift an?"

„Nehmen Sie an, daß ich sie anerkenne! — Was weiter?"

„Sie erkennen sie an! — Gut, das ist mir genug! — Der Gemahl der hier unterzeichneten Dame hat Summen, ich darf wohl sagen sehr bedeutende Summen, von uns bezogen, oder vielmehr durch uns beziehen lassen. — Junge Gentlemen brauchen Geld, — Unerfahrenheit, Leichtsinn, nennen Sie es, wie Sie wollen, — kurz, das Geld ist vorgestreckt worden, und wir haben uns mit der Unterschrift der Dame als Sicherheit begnügt."

„Und halb so viel ausgezahlt, als diese Scheine besagen!" fuhr Mr. Oldcastle grimmig dazwischen.

„Als Sicherheit begnügt", wiederholte der dürre Herr unbeirrt. „Wir haben bisher Geduld gehabt und die Zahlungsfrist unseres Klienten mehrmals verlängert. Wir haben indessen auch andere Rücksichten zu nehmen und sind entschlossen, uns nicht durch neuen Aufschub hinhalten zu lassen. Wir erlauben uns daher, Ihnen, als dem Sachwalter der Dame, unsere Forderungen, wie sie sich nach Ablauf von Jahren, Zins auf Zinseszins gerechnet, gestaltet haben, vorzulegen."

Mit diesen Worten breitete Mr. Bradshow die mitgebrachten Papiere, eins nach dem andern, vor Mr. Oldcastle aus.

Der kleine Advokat hatte eine harte Prüfung zu bestehen. Er hätte am liebsten seinen Gegner am Genick erfaßt und aus der Thür hinausgeschüttelt, wie der Bullenbeißer die Katze, die auf einen Augenblick die Frontstellung verliert und dem Angreifer die unverteidigte Rückseite zeigt. Aber Mr. Bradshow hatte keineswegs die Frontstellung verloren, und Mr. Oldcastle wußte, daß er mit den Krallen und Zähnen der vor ihm befindlichen Katze zu rechnen hatte. So schob er die Brille auf die Stirn zurück und unterzog eines nach dem andern der genauesten

Madonna mit dem Kinde, Johannes der Täufer und die heil. Katharina. Von Palma Vecchio.

Prüfung. Er untersuchte Siegel und Handschrift, Datum und Stempel genau, und nahm schließlich Notierungen vor, deren Summe er auf einem Papierblatt zog. Die Falten auf seiner Stirn wurden tiefer, während der Dürre, ruhig in seinem Stuhl zurückgelehnt, mit anscheinender Gleichgültigkeit abwartend dasaß. Mr. Oldcastle schob endlich das Papier zurück und sagte: „Meine Klientin hat mit unverzeihlichem Leichtsinn gehandelt, indem sie solche Summen ohne Zuziehung ihres Sachwalters unterschrieb. Wenn Sie im stande sind, diese Forderungen auf gesetzlichem Wege zur Geltung zu bringen, so ist die junge Dame einfach ruiniert. Zu ganz besonderer Genugthuung gereicht es mir übrigens, Ihnen mitzuteilen, daß Sie das Vermögen der Dame überschätzt haben, und selbst durch übertriebene Vorspiegelungen ihres leichtfertigen Gatten getäuscht worden sind!"

„Ich denke nicht", erwiderte der andere gleichmütig. „Wir suchten uns natürlich gegen eine solche Überraschung zu sichern!" und er zog aus seinem Portefeuille eine Urkunde, die den Herren Bradshow und Co. das Haus nebst allem Zubehör drinnen und draußen im Falle der Nichtauslösung ihrer Schuldscheine verpfändete.

Mr. Oldcastle nahm auch dieses Papier, trat ans Fenster und unterzog es der genauesten Prüfung. Als er wieder an den Tisch trat, war es ihm gelungen, seine zornige Aufwallung abermals zu unterdrücken. Er schritt auf die Thür des nebenanliegenden Büreau zu und gab dem Clerk einen Auftrag, der gleich darauf mit einem Stoß Schriften eintrat, die er neben seinen Chef auf den Tisch legte. „Es sind Quittungen", sagte Mr. Oldcastle erklärend, „und tragen die Unterschrift der Mrs. Manfred. Sie werden mein Mißtrauen entschuldigen, Mr. Bradshow. Wir Advokaten sind Menschen des Mißtrauens. Ein Gemahl, der im stande war, seiner Gemahlin dieses Papier hier zur Unterschrift vorzulegen, konnte ebensowohl bis zur Fälschung einer Unterschrift gehen!"

„Sehr wohl, Mr. Oldcastle! Wir haben uns natürlich jeder Prüfung zu unterwerfen."

Er zog die Uhr hervor, warf einen Blick darauf, steckte sie wieder ein und erhob sich dann, um ans Kaminfeuer zu treten. Mr. Oldcastle nahm ein Papier nach dem andern vor und unterzog jede Unterschrift einer genauen Vergleichung mit den in seinem Besitz befindlichen Schriftzügen seiner Klientin. Ab und zu warf er einen Blick auf seinen Gegner, der ihm den Rücken zugekehrt, seine lange Gestalt über das Feuer neigte und sich mit größter Seelenruhe zu wärmen schien.

Endlich erhob sich Mr. Oldcastle. Mr. Bradshow wandte sich sofort nach ihm um und sagte höflich: „Darf ich fragen, zu welchem Resultat Ihre Untersuchungen geführt haben?"

„Ich denke, Mr. Bradshow", sagte der kleine Advokat, die Papiere wieder zusammenfaltend, „unsere Konferenz kann für heute beendigt sein. Ich werde meiner Klientin die von Ihnen gemachten Forderungen vorlegen, und es wird von ihrer Antwort abhängen, ob Sie, Mr. Bradshow, die Echtheit der Unterschriften zu beweisen haben werden oder nicht."

Mr. Bradshow verneigte sich. „Der Charakter der Mrs. Manfred ist so bekannt, daß wir von der Bedeutungslosigkeit der von Ihnen angeregten Frage überzeugt sind. Dieselbe wird lieber selbst die von ihrem Gemahl gefälschte Unterschrift anerkennen, als denselben als Verbrecher brandmarken, notabene die von ihm Betrogenen den Verlust tragen lassen!"

Mr. Oldcastle warf einen Blick auf den vor ihm stehenden Mann, der einen weniger verhärteten Schurken in Verlegenheit gesetzt haben würde, diesen aber ganz unberührt ließ. Er wußte, daß Mr. Bradshow seine Klientin richtig beurteilte, ja, daß er nur auf die eben ausgesprochene Überzeugung hin sich mit der Herbeischaffung so großer Summen befaßt haben konnte. Er wußte, daß Lucy lieber selbst zu Grunde gehen würde, ehe sie einen Schatten einer unter ihrem Namen eingegangenen Verpflichtung ungedeckt ließ. Er wußte, daß ein völliger Ruin, wie er nur die Schuldlosen und Ehrlichen auf dieser Welt treffen kann, seine junge Klientin erwartete, und es erfüllte ihn mit Ingrimm, daß der lächelnde Schurke vor ihm den Gewinn aus ihrem Ruin zog. Seine Augen leuchteten unheimlich, aber er verbeugte sich höflich, indem er sagte: „Die Beurteilung meiner Klientin macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre! Hätten Sie, anstatt nach der Echtheit ihrer Unterschrift, mich nach der Meinung gefragt, die ich mir über Ihr höchst ehrenhaftes Geschäft gebildet habe, so würde ich mir nicht erlaubt haben, Ihnen dieselbe vorzuenthalten! — Ich denke, unsere Konferenz ist zu Ende?"

„Mit dem größten Vergnügen, sobald Sie mir noch eine Bemerkung erlaubt haben. Ich habe Ursache zu glauben, daß sich Mr. Charles Manfred nicht mehr in England befindet, und ebenso, daß er Gelegenheit gefunden hat, sein uns verpfändetes Eigentum vorher zu verkaufen, — ohne Frage, um sich die Mittel einer anständigen Existenz im Auslande zu sichern. — Nicht schön, Mr. Oldcastle, werden Sie sagen, — und es ist betrübend zu sehen, daß sich auch Gentlemen zu so unehrenhafter Handlungsweise hinreißen lassen", — Mr. Bradshow sah in diesem Augenblicke höchst tugendhaft aus. — „Unter diesen Umständen hielt ich es für notwendig, unsere Voransprüche sicher zu stellen" —

Mr. Oldcastle fuhr auf. „Sie haben —"

„Ich habe das Haus durch zwei mit unserer Vollmacht versehene Polizeibeamte belegt, um jede anderweitige Besitznahme im voraus unmöglich zu machen!"

Mr. Oldcastle war sprachlos; Mr. Bradshow fuhr ruhig fort: „Ich hoffe Ihnen jetzt bewiesen zu haben, daß es für Mrs. Manfred das sicherste ist, ohne Zeitverlust zu zahlen!"

„Ich werde Ihnen binnen vierundzwanzig Stunden mitteilen, welchen Rat ich meiner Klientin gegeben habe. Darf ich jetzt um den ungeteilten Besitz dieses Zimmers bitten?"

Der Gast verbeugte sich höflich. Er strich mit der ruhigsten Miene von der Welt die Papiere zusammen und brauchte so lange Zeit, seine Handschuhe anzuziehen, daß Mr. Oldcastle gewaltsam an sich halten mußte, um seine Eile nicht durch einen Stoß anzuspornen. Als er sich endlich verabschiedet hatte, sank der kleine Herr ganz erschöpft in seinen Lederfessel. —

Ein langes Advokatenleben mit seinem Staub und seinen Akten, seinen Erfahrungen von der Niedrigkeit und Schlechtigkeit der Menschen und seinem Angelpunkte, dem harten und die Herzen verhärtenden Golde, hatte dennoch nicht vermocht, in Mr. Oldcastle das warme Herz zu ersticken, das ihm von Jugend auf mehr Not und Mühe gemacht hatte, als sein trockner Beruf zuzulassen schien. Immer noch konnte er die zornige Aufwallung nicht bemeistern, wo ihm menschliche Bosheit in ihrem nackten Egoismus entgegentrat, immer noch machte das Mitleid ihm zu schaffen, wo er hilflose Unschuld unterliegen sah. Lucy aber war ihm besonders teuer. — Es gab eine Zeit, an die er mit wärmerem Herzschlag zurückdachte, eine Kammer seines Herzens, in der er süße Erinnerungen allen Augen verborgen hielt, — die Zeit, wo er Lucys Mutter in ihrer ersten Jugendblüte kennen gelernt hatte. Er war damals noch ein Mann ohne Stellung und ganz ohne Vermögen, und durfte nicht daran denken, die liebliche Blume für sich zu pflücken. Als er sie später an der Hand eines ungeliebten Gatten wiedersah, hatte er tapfer mit seiner Neigung gerungen, und während der kurzen Zeit ihrer liebeleeren Ehe hatte kein Blick ihr das Geheimnis seines Herzens verraten. Nach ihrem frühen Tode aber verehrte er das liebe Bild mit all der Inbrunst, die wir einer frühen Neigung zu bewahren pflegen. In Lucy hatte er die Mutter neu aufblühen sehen. Er hatte niemals die Hoffnung gehegt, daß er, der alternde Mann, dem Kinde eine wärmere Zuneigung abgewinnen könne; aber er hatte ihr seine wärmste Teilnahme zugewendet und fühlte eine warme Befriedigung darüber, daß sie ihm ihr volles Vertrauen entgegenbrachte. Als sie, kaum dem Kindesalter entwachsen, ihre Hand dem ersten Manne reichte, der ihr von ihrem Vater zugeführt wurde, sah er sie mit Schmerz ein ihrer unwürdiges Band schließen, denn er hatte genügende Kenntnis von dem Thun und Treiben des jungen Gentleman, um sich von seiner inneren Wertlosigkeit völlig überzeugt zu fühlen. Er würde es für seine Pflicht gehalten

haben, von der Wahl abzuraten, wenn er nicht durch mannigfache Erfahrung belehrt worden wäre, daß ein Raten oder Abraten in dieser Beziehung stets das Gegenteil von dem beabsichtigten Zweck herbeiführt. So begnügte er sich bei Abfassung des Ehekontrakts die Stellung der jungen Frau zu einer möglichst gesicherten zu machen, und bis zu diesem Tage hatte er keine Ursache gehabt, mit dem Erfolg seiner Bemühungen unzufrieden zu sein. Er hatte ihr Vermögen sicher gestellt, zur rechten Zeit die vereinbarten Summen abgeführt und war niemals Klagen oder Mehrforderungen begegnet. Bei seinen regelmäßigen Besuchen in Rosecottage hatte er sich überzeugt, daß der junge Gatte des häuslichen Lebens bald überdrüssig geworden; indessen er hatte nichts anderes erwartet und war zufrieden, daß die junge Frau nicht unglücklich zu sein schien. Daß Mr. Manfred sich inzwischen auf seine Weise vergnügte, daß er auch kostspielige Vergnügungen liebte und über große Summen zu verfügen schien, war ihm gleichgültig, so lange er sie nicht herzugeben hatte. Er hatte früher Gerüchte gehört, die den jungen Mann als den Träger eines vornehmen ausländischen Namens bezeichneten, der sich mit seiner Familie überworfen und dem Vaterlande und allen alten Beziehungen abgesagt hatte, so war es ja immerhin nicht unmöglich, daß er über Mittel verfügte, von denen er, Mr. Oldcastle, keine Kenntnis hatte. — Daß er bis zu einem Grade gesunken sein konnte, der ihn die Unterschrift seines völlig unerfahrenen Weibes mißbrauchen ließ, war ihm niemals auch nur in den Sinn gekommen! —

Mr. Oldcastle saß in seinem alten Ledersessel mit geschlossenen Augen und zusammengefalteten Händen. Er fühlte sich völlig erschöpft. Hätte er seinem Unwillen Genüge thun, Mr. Bradshow mit den Füßen zur Thür hinausstoßen können, so würde ihm wohler zu Mute gewesen sein. So mußte er seinen Zorn in sich selbst verarbeiten. Er war ärgerlich über sich selbst, über Lucy, über die ganze Welt! Vor allem über Lucy. Wie konnte sie ein so unbegreiflich thörichtes, vertrauendes, verzweifelt kindisches Geschöpf sein! War sie nicht neunzehn Jahre alt? War sie nicht Mutter eines Kindes? sollte er sie etwa bis zu ihrem neunzigsten Jahre beaufsichtigen wie ein neugeborenes Baby? War es erhört, daß eine Frau, die ihre Sinne bei einander hatte, so mit ihrer Unterschrift verfahren, mit ihren Mitteln umgehen konnte?

Mr. Oldcastle stampfte ungeduldig den Boden. Und sollte er jetzt zu ihr gehen, ihre Thränen, ihre Verzweiflung sehen, ihre Bitte um Hilfe anhören, jetzt, wo jede Hilfe zu spät kam? — Es war, um rasend zu werden! —

Der Klerk hatte bereits zweimal angeklopft, ohne daß Mr. Oldcastle geantwortet hätte. Jetzt öffnete er die Thür und ließ eine verschleierte Dame eintreten.

„Das fehlte gerade noch!“ dachte Mr. Oldcastle, als er sich eilig erhob.

Die Dame trat einige Schritte vor und schlug den Schleier zurück. Mr. Oldcastle blieb stehen, schlug die Arme übereinander und sagte nichts, als: „Nun, Mrs. Manfred?“

Lucy hatte sich mit Mühe aufrecht gehalten. Die angstvollen Stunden des vergangenen Tages, die schlaflose Nacht, die Krankheit Johnnies, die aufregenden Ereignisse des Morgens, alles hatte sie ertragen, ohne die Herrschaft über sich selbst zu verlieren. Aber dieser unerwartete Empfang des einzigen Menschen, von welchem sie Hilfe, wenigstens Rat, erwarten konnte, brach ihr den Mut. Sie warf einen bittenden Blick auf Mr. Oldcastle, der den alten Herrn bis ins tiefste Herz traf, und brach in unaufhaltsame Thränen aus.

Mr. Oldcastle war in einem Augenblick erweicht. „O bitte, bitte Miß Lucy — meine liebe Mrs. Manfred — nur keine Thränen! beruhigen Sie sich! Sie geben mir ja das Gefühl, als sei ich ein Barbar gewesen! — Mr. Simmons, ein Glas Wasser!“

Es dauerte lange, ehe Lucy die gewohnte Fassung wiedererlangte. Es war zu vieles in den letzten Tagen über sie ergangen, sie hatte zu viel gelitten, zu viele angstvolle Empfindungen zurückgedrängt; jetzt, wo ihr gepreßtes Gefühl die Schranken einmal durchbrochen hatte, wollten die Thränen ihr Recht haben. Mr. Oldcastle, nachdem er sich überzeugt hatte, daß weder Bitten noch Zureden von seiner Seite eine Wirkung ausübten, setzte sich in stiller Verzweiflung auf den Stuhl, den Mr. Bradshow soeben verlassen hatte, und schaute mit einem Gemisch von Verdruß und Mitleid zu, bis der Paroxismus sich legte und seine schöne Besucherin soweit gefaßt war, daß eine Unterredung möglich erschien. Dann versuchte er mit größtmöglicher Schonung auf die Sache zu kommen und die Ursache ihres Schmerzes zu erfragen, ohne ihr mitzuteilen, welchen neuen Grund zur Sorge er für sie in petto hatte.

Was er erfuhr, war freilich nicht geeignet, sein Mitleid für die verlassene junge Frau abzuschwächen oder seine Sorge für sie und ihr Kind zu mildern. Die Sachlage war ihm trotz ihrer mangelhaften Kenntnis derselben bald klar genug. — Der Gatte hatte die Unterschrift des unerfahrenen Kindes, dessen Schicksal er an sich geknüpft hatte, benutzt, um die Gelder zu erheben, die er in grenzenlosem Leichtsinn vergeudet hatte. Die Forderung weiterer Sicherheit, die ihm von seinen Agenten gestellt wurde, hatte ihn gewarnt, daß das Vertrauen auf dieser Seite zu schwinden begann, und mit der Verpfändung ihres Besitztumes hatte er hier das letzte Geld bezogen. Von andern Seiten gedrängt und nicht im stande, neue Geldmittel flüssig zu machen, war er genötigt, England den Rücken zu kehren. Ihm graute vor der Notwendigkeit, sich durch Arbeit zu erhalten, wozu es ihm an Kraft und Intelligenz fehlte, und das hatte ihn zu dem letzten möglichen Schritte bewogen, das bereits verpfändete Gut, abermals auf Lucys Vollmacht hin, zu verkaufen — an irgend eine ganz unerfahrene Person jedenfalls, wie sich Mr. Oldcastle mit Kopfschütteln sagte. Die Unehrenhaftigkeit dieses Schrittes beschönigte er bei sich, indem er sich sagte, daß er seinen Agenten, die kaum die Hälfte der gebuchten Summen wirklich ausgezahlt hatten, keine Rücksicht schuldig sei, — wenn etwa Lucys Vermögen nicht zur Einlösung ihrer Verschreibungen ausreichen sollte, was er aber für unwahrscheinlich hielt. Und Lucy? — Nun, es erfüllte ihn freilich mit Bedauern, daß er sie in eine so unangenehme Lage versetzen mußte, — indessen, sie war ein solches Kind, — man würde milder gegen sie verfahren, als gegen ihn, — außerdem hatte sie Mr. Oldcastle, der sie nicht im Stich lassen würde, und endlich — nun, es war eben notwendig für ihn — dem gegenüber konnten auch Lucy und Johnnie nicht in betracht kommen!

Das war ungefähr das Bild, was sich Mr. Oldcastle von den stattgehabten Vorgängen entwarf.

Mr. Oldcastle hatte ein weiches Herz und schämte sich dessen sogar zuweilen, weil es einem alten Rechtsanwalt, der wußte, wie es in der Welt zugeht, und sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, sie, die Welt, mit ihrem ganzen Schwall von Gefühlen dem Buchstaben des Gesetzes dienstbar zu machen, gar nicht zukam. Es ging ihm wie seiner Zeit Horaz, die Natur, obwohl ausgetrieben, kam immer wieder! Und jetzt hätte er Lucy am liebsten an sich gezogen, ihr die Thränen abgewischt und ihr schönes braunes Haar zurückgestrichen, bis die Augen ihn wieder fröhlich angelächelt hätten. Freilich konnte er ihr nur wenig Tröstliches sagen. Aber seine Teilnahme, die Versicherung jeder Hilfe, die in seiner Kraft stand, das Versprechen, alle seine Fähigkeiten daran zu setzen, um Licht in ihre Verhältnisse zu bringen und ihre Lage nach Möglichkeit günstig zu gestalten, waren in ihrer Hilflosigkeit Himmelsbalsam für sie. Es schien ihr, als sei die Hälfte der sie erdrückenden Last bereits von ihren Schultern genommen, als sei sie nicht mehr so ganz allein. Mr. Oldcastle hatte ihre Hand in die seine gefaßt und strich mit der andern Hand tröstend darüber, als er ihr versprach, am nächsten Tage sicher in Rosecottage vorzusprechen und ihr dort das Resultat seiner noch heute zu beginnenden Ermittelungen und Berechnungen vorzulegen. Sie neigte sich über seine Hand und würde sie geküßt haben, wenn er sie nicht daran gehindert. Dann ließ sie sich von ihm an ihren Wagen zurückführen und kehrte erleichterten Herzens nach Rosecottage zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die hansische Flanderfahrt.

Von Stephan Waetzoldt.

II. Amsterdam und Antwerpen.

Nachdem wir den ältesten zoologischen Garten des Kontinents durchwandert haben, auf den die Amsterdamer sehr stolz sind und den sie kurzweg Artis nennen, weil die zoologische Gesellschaft den Wahlspruch Artis natura magistra die Natur die Lehrerin der Kunst führt, nehmen uns zwei kleine Dampfboote auf; eine Fahrt durch die Grachten soll uns ein Bild der eigenartigen Stadt geben. Im XIV. Jahrhundert hatte Hamburg hier ein Hansahaus und hundert Jahre später eine eigene Kapelle in der Nikolaikirche. Als in den niederländischen Freiheitskriegen der blühende Handel Antwerpens zu Grunde ging, kam für Amsterdam eine Periode hohen Aufschwungs. Während Deutschland im dreißigjährigen Kriege sich verblutete, sammelte sich hier künstlerischer und materieller Reichtum. Ein breiter halbkreisförmiger Kanal, der Singel, umgiebt die pfahlgebaute Stadt; ihm laufen sechs große Grachten parallel, fächerförmig durchschnitten von zahlreichen kleineren Kanälen. So ist die ganze Stadt in neunzig Inseln geteilt. Am stattlichsten stellen sich die Keizersgracht und die vier Kilometer lange Herrengracht dar. An den Häusern beiderseits läuft neben dem Bürgersteige ein breiter Fahrdamm; die Mitte zwischen beiden Straßen nimmt die Gracht ein. Ulmen- und Lindenalleen ziehen sich die Ufer entlang. Zwischen ihren Stämmen blicken die dunklen, hohen und schmalen Giebelhäuser hervor. Vornehm und reserviert hält sich das holländische Haus. Die breiten, hohen Fensterscheiben, der Thürklopfer und alles Metallwerk an der glänzenden Thür sind spiegelblank. Hinter den blütenweißen Gardinen erscheint hier und da ein neugieriger blonder Kopf, lugt hinaus und läßt langsam den Vorhang wieder zufallen. Ich kann mir wohl denken, wie es hinter der Thür aussieht: Auf der sauberen, marmorbelegten Hausflur eine alte Uhr im Nußbaumgehäuse, die nur diskret tickt und schlägt, hier und da in den Zimmern ein nachgedunkeltes altes Bild, ein Seegefecht vor zweihundert Jahren, eine Stadtansicht oder ein Stillleben; über den Fußteppichen liegt zur Schonung ein leinener Überzug und darauf zur Schonung des Überzugs ein strohgeflochtenes Deckchen. Mefrouw sieht etwas gelangweilt, wie der Regen in die Gracht tropft, und die weiße Katze geht mit unhörbaren Schritten durchs Zimmer, nur das Glockenspiel von den Türmen unterbricht die behagliche Stille. — Von außen sind diese Häuser ziemlich kahl. Die Thüren und die weißumrahmten Fenster sind schmucklos, nur die verzierten Rokokogiebel bauen sich malerisch auf. Das Ganze macht den Eindruck sicheren Reichtums und ererbten Wohlstandes. Die Grachten aber, die Lebensadern des alten Amsterdam, sind still, kein Kahn, kein Boot darauf; trübe liegen ihre schwarzgrauen Wasser, die Brücken sind oft so niedrig, daß wir uns tief bücken müssen, um durchzukommen. Während dieser Fahrt durch die weitverzweigten Kanäle Amsterdams durchnäßt uns ein gründlicher Gewitterregen; derselbe mildert in etwas die geradezu infernalischen Gerüche, welche aus dem morastigen Wasser aufsteigen und uns oft den Atem benehmen. Nun verstehe ich, warum in der Stadtvertretung eine Partei darauf dringt, die malerischen Grachten zuzuschütten. —

Dem Diner, das am Abend die Stadt uns gab, mußten wir infolge des Regens in wenig salonmäßigem Anzuge beiwohnen. Diese „Festmaaltijd, aangeboden aan de Leden der Vereeniging voor de Hanse-Geschiednis in het Hotel Krasnopolski te Amsterdam", wird uns lange in guter Erinnerung stehen. Die Speisekarte, auf Büttenpapier in alten Lettern gedruckt, wies eine überreiche Zahl gastronomischer Genüsse auf, unter denen ich einen erwähne des Namens wegen, Paddestoeltjes (Froschstühlchen), d. h. Pilze, und den andern seiner kulinarischen Wunderlichkeit halber, nämlich Sliersperſie (Stangenspargel) ... mit Muskatnuß! Der Saal war durch Edisonlampen erleuchtet, die ein mildes, ruhiges Licht verbreiteten; der fürstlich reichen Tafel präsidierte der Bürgermeister, der sein Glas zuerst erhob auf die Erneuerung der alten Freundschaft unter den Hansestädten. Zwischen unsern holländischen Wirten und ihren deutschen Gästen wurde der Ton ein herzlicher, und wo sich an jenem Abend die Flanderfahrer in Amsterdam zeigten, da baten die Holländer uns, die Wacht am Rhein zu singen, der sie immer neuen, lebhaften Beifall spendeten.

Die Fülle neuer Anschauungen, welche Städte wie Amsterdam und Antwerpen bieten, ist so groß, daß es eines Buches bedürfte, um auch nur allem Wichtigeren sein Recht werden zu lassen. So wolle der nachsichtige Daheimleser in diesen anspruchslosen Skizzen eines Flanderfahrers nichts anderes suchen, als die Darstellung einzelner persönlicher Eindrücke, die, weil sie eigenartig waren, tiefer hafteten. —

Der Frühnebel lag noch auf dem Wasser, als ich an den Amsterdamer Grachten hin zur Zwanenburgerstraat fuhr. Hier befindet sich, dicht an der Binnenamstel, die berühmteste Diamantschleiferei. Ehe das offizielle Programm des Tages in seine Rechte trat, wollte ich einen persönlichen Wunsch befriedigen und die geheimnisvolle Kunst kennen lernen, die das teure unscheinbare Stückchen kristallisierten Kohlenstoffs in den lichtsprühenden Brillanten umschafft. Meine Phantasie hatte mir ein altes Häuschen an einer kleinen Gracht vorgespiegelt, wo in einem sorgsam gehüteten Gemach die müde Gestalt eines portugiesischen Juden sich über das sausende Schleifrad beugt, in tiefem Sinnen an dem kostbaren Stein arbeitend, wie einst Baruch Spinoza an seinen Brillengläsern. Welch poetischer Gegensatz! Hier der alte Jude, der den grauen Stein aus dem Lederbeutelchen nimmt, und dort die junge Königin, von deren reiner Stirn der Brillant im Lichte der Kerzen funkelt. — Ich fand indessen ein großes, nüchternes Fabrikgebäude aus roten Ziegeln, mit hohen Schloten, pochenden Dampfmaschinen und modernster Arbeitsteilung. Der rohe Stein kommt zuerst in die Hand des Zurichters. Sein geübtes Auge erkennt in dem gedämpften Lichte, das unter der rauhen, matten Oberfläche schimmert, die Vorzüge des Steines, aber auch die kleinen Spalten, Risse und unklaren Punkte, die ihn verunstalten. Er kittet den Stein fest, und indem er ihn mit feinen Diamantsplittern feilt, gelingt es, ihn zu spalten. Diesen zugerichteten Stein erhält nun der Schleifer. Ich sah den berühmtesten dieser Künstler an der Arbeit. Vor sich hatte er eine horizontale, mit rapider Schnelligkeit kreisende Stahlscheibe. Der Stein ist in einen Bleiklumpen gebettet, den der Arbeiter mittels eines Stiels fest auf die mit Schmirgel und Diamantstaub bedeckte Scheibe drückt; so entsteht die Facette. Aber welch erstaunlicher Feinheit des Gefühls, welcher unglaublichen Sicherheit des Auges bedarf es, um an einen solchen Stein, an dem nichts vorgezeichnet und vorgemessen werden kann, 72 oder 144 gleiche, geometrisch reine Flächen zu schleifen. Der Künstler, Mynheer Dreese, zeigte uns einige fertige größere Steine, birnförmige, ovale und flachgeschnittene, gelblich glühende Kapdiamanten und im reinsten Wasser strahlende brasilianische Brillanten. — Der Rückweg führt uns durch das Amsterdamer Judenviertel. Hier hausen in engen, ghettoartigen Straßen die Kinder Israels zu Tausenden. Das ist ein Laufen, Schreien, Anbieten, Feilschen und Betteln! Aller Abhub der letzten zwei Jahrhunderte in alten Hosen und zweifelhaften Raritäten scheint hier aufgestapelt. Aus einer dunklen Thür sieht eine Frau von maurischer Schönheit uns nach, der kleine schwarzäugige Junge an ihrer Hand trägt einen alten langen Rock, dessen Schöße bis zum Boden reichen. Hinter uns her läuft ein halbwüchsiges Mädchen und bietet uns Heringe an; auf einem entsetzlich schmutzigen Holzbrett liegt neben einzelnen vorgeschnittenen Stückchen eine unbeschreibliche Gabel, für zwei Cents kann man sich ein appetitliches Mittelstück aufspießen — hinweg, hinweg! —

In den Straßen Amsterdams begegnen wir ab und zu Frauen in den Volkstrachten der umliegenden Landschaft. Glänzende Goldplatten, feine Spitzen, wunderliche Spiralen aus Silberdraht, weiße Battisthäubchen verdeckt leider meist ein moderner Hut. Verwunderlich ist für den Fremden das Kostüm der städtischen Waisenkinder. Auf der Kalverstraat

Erwischt. Von S. H. Crone.

kam uns ein stattlicher Bursche entgegen, eine Jackenhälfte, ein Ärmel, ein Bein waren rot, das andere schwarz. Diese mittelalterliche Kleidung in den Stadtfarben tragen Knaben und Mädchen aus dem Burgerweeshuis. Im Jahre 1520 schenkte eine fromme Amsterdamerin, Haesje Claesdochter, einige ihr gehörige Häuser an der Kalverstraat zur Einrichtung eines Waisenhauses für Bürgerkinder. Als August Hermann Francke den Plan faßte, das Hallische Waisenhaus zu gründen, sandte er im Jahre 1697 seinen Genossen Neubauer nach Amsterdam, und das Burgerweeshuis diente ihm in manchen Stücken zum Vorbild. Fünfzig Jahre nach ihrer Gründung schenkte die Stadt der Anstalt die früheren Klöster der heiligen Lucia und der Karthäuser; noch manch anderes Grundstück wurde im Laufe der Zeit in den Komplex einbezogen, und jetzt besteht das Waisenhaus aus vielen, unregelmäßigen, altertümlichen Gebäuden, voll malerischer Winkel, stiller Höfe, sonniger Fleckchen und kleiner blühender Gärten. Kein moderner Neubau im Kasernenstil, keine Riesenräume für Hunderte, überall Eigentümlichkeit, Beschränktheit und Heimlichkeit wie im Vaterhause. In dem altholländisch vornehmen Sitzungszimmer der Kuratoren hängt ein Bild von rührender Schönheit, die Aufnahme eines Waisenmädchens darstellend, und dort auch unter Glas und Rahmen über dem Kamin der Degen und das Portepee eines tapfern Marineoffiziers, der hier erzogen worden ist und im Dienste des Vaterlandes fiel. Auf Gängen und Vorplätzen, in Küchen, Stuben und Sälen herrscht eine schier unwahrscheinliche Sauberkeit. Alle Wände sind weiß gestrichen, alles Holzwerk blank poliert oder frisch abgewaschen; die kupfernen Kessel und die zinnernen Pfannen sehen aus, als seien sie nie gebraucht worden, vor dem Herde ist Sand gestreut, kein Stäubchen, kein Holzstückchen liegt umher, und dabei ist vor zwei Stunden hier für viele gekocht worden. In einem der Schlafzimmer kommt uns ein junges Mädchen entgegen von echt niederländischer Schönheit. Das schlichte schwarz- und rotgeteilte Kleid ist am Halse durch ein breites, schneeweißes Busentuch geschlossen, die Haube von eigentümlichem Schnitt läßt Stirn und Scheitel fast ganz frei; wie das frische Kind mit seinem milchweißen, vollen Gesicht, dem rötlichen Haar, den meergrünen schüchternen Augen, in verlegener Haltung halb abgewandt stehen bleibt, möchte man glauben, sie sei aus dem Bilde eines alten niederländischen Meisters herabgestiegen. — Die Zöglinge bleiben hier im Hause bis zu ihrem zwanzigsten Jahre. Die Knaben bringt man nach der Schulzeit zu einem tüchtigen Handwerksmeister in die Lehre, sie tragen aber ihre schwarzrote Jacke weiter, die herangewachsenen Mädchen helfen im Hause selbst als Mägde, Köchinnen, Wärterinnen und werden in aller weiblichen Arbeit ausgebildet. Beim Abschied erhalten sie eine kleine Ausstattung, die Knaben ein Geldgeschenk. Ich versäumte gern den Besuch der Altertümersammlung, um mich unter der freundlichen Führung eines Vorstehers, den die Kinder überall mit dem traulichen „Vader" grüßten, im Burgerweeshuis umzusehen.

Die Mittagsstunden brachte ich mit einigen gleichgesinnten Freunden im Rijksmuseum, der berühmtesten Gemäldesammlung Hollands, zu. Goethe sagt einmal: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn"; der Satz gilt auch für den Maler. Ich habe von jeher die niederländischen Meister wegen ihrer frischen Naturwahrheit, des kernigen Humors, der gemütvollen Laune und ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit lieb gehabt. Wie prächtig treten die Köpfe der ehrenhaften Staalmeesters, der Stempelmeister einer löblichen Tuchmacherzunft, auf dem berühmten Bilde Rembrandts hervor; von welcher Lebenswahrheit ist das runzelvolle Gesicht und die Hand der schwarzgekleideten lesenden Frau auf dem Bilde Metsus; wie vornehm-selbstbewußt schreiten der Kapitän, Herr Frans Banning Cock, und sein Leutnant Willem van Ruitenberg einher in Rembrandts sonnenbeleuchtetem „Auszug der Schützenkompanie", und wie gemütlich lebt die Entenfamilie an der Pfütze in Hondekoeters Bilde „La plume flottante". Wir schieden mit dem Bedauern, daß uns diesmal die Zeit des Genusses so kurz bemessen war. Am Nachmittage hielten wir mit unsern holländischen Wirten noch einen Abschiedstrunk am Bord des Schwanes, und abends sahen wir zwischen den Molen von Ijmuiden wieder die gefürchteten weißen Schaumkappen draußen auf der dunkelnden See.

In früher Morgenstunde des nächsten Tages führte der Lotse unsern Schwan an den grauen Festungsmauern von Vlissingen vorüber in die stillen Wasser der Schelde. Kaum merkbar erheben sich die Ufer; hinter den Deichen liegt das Bewerland, das in Polder geteilte „bebende" Land, sogenannt, weil über dem morastigen Untergrunde nur eine dünne Schicht festen Kulturbodens lagert. Aus dem gelben Wasser treten hier und da bei Ebbezeit Sandbänke hervor, auf denen sich in sicherer Ferne friedsame Seehundsfamilien sonnen. Seit der lästige Scheldezoll aufgehoben, ist die Bedeutung der Stadt Antwerpen, der wir zusteuern, von Jahr zu Jahr gestiegen. Die Schelde ist tiefer und weniger der Verschlickung ausgesetzt als die Elbe, sodaß alle Schiffe mit voller Ladung heraufkommen können. Antwerpen liegt der Mündung näher als Hamburg und näher dem Ozean. Ungezählte Millionen sind von Stadt und Staat ausgegeben worden für die an beiden Ufern, in der imposanten Gesamtlänge von je dreieinhalb Kilometern, sich hinziehenden Kaimauern, die in eisernen Caissons ruhen, für Bassins und für geräumige Docks, in denen die größten Dampfer trocken gelegt werden können. An Kais und Bassins sind die Eisenbahnstränge überall dicht herangeführt, sodaß die Löschungs- und Verladungsarbeiten mit der größten Schnelligkeit und den geringsten Kosten erfolgen. So kommt es, daß Antwerpen, welches mit Rotterdam und Amsterdam das große westdeutsche Hinterland versorgt, für einzelne Welthandelsartikel wie für überseeische Hölzer und brasilianische Häute Hauptstapelplatz geworden ist und den Hamburgern eine scharfe Konkurrenz macht. — Wechselvolle Geschicke sind über der stolzen und reichen Stadt hingezogen, deren Türme in der Ferne sichtbar werden. Die bürgerlichen Unruhen und die wilden Fehden, in denen die flandrischen Städte Gent und Brügge ihre Kraft aufrieben, hatten schon gegen das Ende des XV. Jahrhunderts die fremden Kaufleute nach Antwerpen gezogen, namentlich da Philipp von Kleve in Sluis, der Seevorstadt von Brügge, einen Raubstaat organisierte. Im Jahre 1545 wurde das hansische Kontor von Brügge in die Scheldestadt verlegt. Antwerpen hatte mit Portugal Verbindungen angeknüpft, um den Handel mit Indien in die Hand zu bekommen, und durch die spanische Herrschaft fiel ihm auch ein Hauptanteil an dem amerikanischen Handel zu. Um diese Zeit schreibt der venetianische Gesandte Marino Cavallo: „Ich war traurig, denn ich sah durch diese Stadt Venedig übertroffen." — Wenn in Antwerpen im XIV. und XV. Jahrhundert die beiden großen Märkte, zu Pfingsten und auf St. Bavostag (1. Oktober) gehalten wurden, durfte der hansische Kaufmann seine Ware direkt dorthin bringen mit Umgehung des Zwangsstapels in Brügge. Schon 1315 hatte der Herzog Johann II von Lothringen, Brabant und Limburg den deutschen Kaufleuten einen Freibrief für den Handel in Antwerpen und in Bergen op Zoom verliehen, und sechzig Jahre früher war den Hamburgern gestattet worden, den Zoll nicht in englischem Gelde, sondern in ihrer eigenen Münze zu zahlen. Ihre höchste Blüte erreichte die Stadt zu den Zeiten Karls V und Philipps II. Damals betrug in einem Jahre allein die Gesamteinfuhr aus England zwölf Millionen Dukaten, aus der Ostsee kamen in demselben Jahre für anderthalb Million Dukaten Getreide. Der große Bildersturm, das Saccagement von 1566, dem blutige Kämpfe folgten, vertrieb manche der vornehmsten Kaufleute. Es kam die Schreckensherrschaft Albas und nach dieser die furchtbare Meuterei der spanisch-wallonischen Truppen, die zweiundzwanzig Monate lang ohne Sold geblieben waren und sich nun an den reichen Bürgern der Stadt schadlos hielten; siebentausend Antwerpener fanden in jenen Tagen ihren Tod, und mancher spanische Soldat, so berichten Zeitgenossen, verspielte damals an einem Tage zehntausend Kronen.

In den Jahren 1585—89 wurden alle Protestanten, die nicht katholisch werden wollten, erbarmungslos aus der Stadt vertrieben; viele von ihnen wanderten nach Hamburg und ihre Nachkommen leben noch unter uns. Als im Westfälischen Frieden die Schelde gesperrt wurde, sank Antwerpen für anderthalb Jahrhundert zur völligen Bedeutungslosigkeit herab.

Die Mündung der Schelde ist, zum großen Nachteil für die Belgier, holländisch geblieben, aber Antwerpen hat zu seinem Schutze mächtige Forts weithinaus vorgeschoben. Wir betrachten eben mit dem Fernglase die unscheinbaren grünen Wälle, über denen der Turm der Panzerbatterie kaum sichtbar ist, da wird unsere Aufmerksamkeit auf einen Dampfer gelenkt, der im Schmuck aller Flaggen uns entgegensteuert. Nun macht auch der Schwan Galatoilette, zum Top fliegt die belgische Flagge empor, hundert bunte Wimpel flattern bald lustig im Winde; so naht sich, nach Seemannssitte aufgeputzt, unser Schiff den Fremden. Doch das sind keine Fremden! Von drüben krachen Kanonenschläge, ein Musikchor spielt die Wacht am Rhein, deutsche Stimmen fallen kräftig ein, Tücher und Hüte werden uns entgegengeschwenkt, dreimal klingt als Willkommsgruß das Hurra zu uns herüber, der belgische Dampfer legt sich längsseit des unsern, die Schiffstreppe wird hinabgelassen, und als erster tritt zu uns an Bord der deutsche Generalkonsul in Antwerpen, Herr Tiemann; ihm folgen die Spitzen der deutschen Kolonie. Während die ersten Worte der Begrüßung und des Dankes getauscht werden, beschießen sich zwei Photographen, einer auf unserem Dampfer, der andere drüben an Bord, mit ihren magischen Apparaten. Die Landsleute zeigen uns schon während der Fahrt hervorragende Punkte. Der graue Steinbau an jenem Ufer, mitten im Gewühl des Hafens, ist das alte Haus der Osterlinge, der himmelanstrebende feingliedrige Turm, der die andern überragt und von dem das helle Glockenspiel herabklingt, gehört der Kathedrale, der Notre-Dame von Antwerpen, und dort steht auf ödem Platze ein einzelnes düstres Gebäude, het Steen, der Rest der alten Zwingburg, in deren Kellern noch die Marterwerkzeuge und die eingekratzten Inschriften der Gefangenen an die Zeit der spanischen Inquisition erinnern.

Am Kai St. Pierre legte unser Schiff an; gemeinsam zogen wir zum Rathause, wo ein Empfang stattfinden sollte. Im Stil der edelsten Renaissance erhebt sich an dem „großen Platze" das Stadthaus. Besonders schön wirkt die leichte Säulengalerie, welche über dem zweiten Stockwerk das ausladende Dach trägt, und der aufgetürmte Mittelbau des Prachtgiebels, aus dessen höchster Nische die Schutzherrin der Stadt, die Mutter Maria, niederschaut. Im großen Saale hieß der greise Bürgermeister von Antwerpen, Herr Leopold de Wael, in einer französischen Anrede unsere Gesellschaft aufs herzlichste willkommen. „Die Thüren und die Herzen sind Ihnen geöffnet", so schloß seine Begrüßung. Und daß die Herzen der rein-vlämischen Bevölkerung uns Deutschen freundlich entgegenschlugen, das bewies ein Artikel in einer der großen Antwerpener Zeitungen „de Koophandel", in dem es heißt: „Morgen sind die Osterlinge in unserer Stadt. Sie kommen, etwa hundert an der Zahl, mit eignem Dampfer über Amsterdam aus Hamburg, Bremen, Lübeck, kurzum aus den noch freien Hansestädten, um ihre alten Stammesbrüder aufzusuchen ..... Diese Gesellschaft von großen Kaufleuten und vornehmen Niederdeutschen war vergangenes Jahr in Wisby auf Gotland und wurde dort herrlich empfangen. Hier wird dies unzweifelhaft dasselbe sein, sobald der vlämischen Bevölkerung, die nicht allein das Ostersche Haus gern bewahrt, sondern sich noch der stammverwandten Brüder erinnert, wie sie mit Pfeifen und Trommeln von da zur Börse zogen und in trüben Zeiten an der Seite der Bürger standen, Gelegenheit gegeben wird, mit ihnen in Berührung zu kommen.... Ein Willkomm den Abkömmlingen der geliebten Osterlinge in unserer alten Hansestadt!"

Während der letzten Nachmittagsstunden durchwanderte ich ziellos die Stadt. Es liegt ein hoher Reiz darin, ohne Führer, ohne Plan an einem fremden Ort vom Zufall sich leiten zu lassen. Man hat dann die Freude, alles selbst zu entdecken. Draußen in reichen, parkumgebenen Avenuen ist die Stadt modern und vornehm-französisch, vlämisch in der Stadtmitte um die Notre-Dame und das Rathaus und in den regsamen Hafenvierteln. An den Straßenecken lassen viel steinerne oder hölzerne Madonnenbilder mit goldner Aureole die katholische Stadt erkennen; zwischen neuen schmucklosen Bauten steigt zuweilen der reichgeschmückte Giebel eines alten Gildenhauses auf, einst Sitz einer ehrsamen Tuchmacher- oder Küferzunft, jetzt zu Lagerräumen vermietet. Verkäufer schreien ihre Waren aus, den meisten Zulauf haben die Frauen, die Pfahlmuscheln, moules, das Lieblingsessen des Antwerpener Volkes feil halten. In den bunten Straßenlärm hinein klingelt und bimmelt es jede Viertelstunde von den Glockentürmen, nicht ernsthafte protestantische Choräle, sondern allerlei profane Tänze, selbst kecke Operettenmelodien. Hier wohnt ein rühriges, lebenslustiges Völkchen. Schier unzählig sind die kleinen Gastwirtschaften, die Estaminets, wo man die unverfälschten belgischen Biere Lambic und Faro schenkt; und welche traulichen Devisen führen sie, In de drie Schaapskoppen, In den laten Avond und ähnliche. Ich rate aber keinem meiner Landsleute das belgische Nationalbier zu proben — „hier wendet sich der Gast mit Grausen" — abgestandene Leipziger Gose ist perlender Champagner diesem Getränk gegenüber. Und trotzdem ist, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, der Bierkonsum in Belgien größer als selbst in Bayern. Begreif's wer's kann!

Es war fast Abend, als wir zum Hamburger Kai gelangten, wo zwischen dem großen und dem kleinen Bassin das Ostersche Haus steht. Guicciardini nennt es den „Palast der Deutschen Hansa, ein herrliches, ein königliches Werk." Auch andere Zeitgenossen wissen es nicht genug zu rühmen. Den Bau, der in der That ein höchst großartiger und bewunderungswürdiger war, leitete Cornelis de Vriendt, der Schöpfer des Rathauses, in den Jahren 1564—1568. Die Hansestädte zahlten für das fertige Haus 160000 Gulden. Jetzt sind die hohen Fenster vermauert, der Turm ist verschwunden, das Innere wird als Lagerhaus benutzt, aber noch heute trägt das große Portal, überragt von den Wappen Hamburgs, Lübecks und Bremens, die Inschrift: Sacri Imperii Romani Domus Hansae Teutonicae. Einst hatte der massige quadratische Bau, der einen Hof von zweiundsiebzig Schritt Länge und fünfundvierzig Schritt Breite umschließt, vier schöne Portale. Nach einer Beschreibung vom Jahre 1593, welche Leonhard Ennen in den hansischen Geschichtsblättern veröffentlichte, enthielt das Gebäude „gegen Süden einen großen Saal, der siebenunddreißig Schritt lang ist, daneben zwei schöne Gemächer und andere Räumlichkeiten. Nach der Straße zu liegt eine große Eßstube für die Hansischen und neben derselben eine Kammer, wo die Hansischen zur Sommerzeit essen." Auf der ersten Galerie lagen siebenundvierzig, auf der zweiten einundfünfzig, über der zweiten noch zweiunddreißig Kammern, jede enthielt ein Kontor. Diese Kammern waren nicht, wie man heute thun würde, fortlaufend numeriert, sondern nach den Wahrzeichen auf der Thür benannt, zum Salm, Stör, Einhorn, St. Niklas, Artus 2c. Erst im Jahre 1863 überließen die drei freien Städte zur Ablösung des Scheldezolls das Ostersche Haus dem belgischen Staat. Ein älteres Hansehaus „Die Klause", am alten Kornmarkt, zwischen den Häusern zum „Adebar" und zum „Esel" belegen, haben die Hansestädte schon im Jahre 1622 an den Antwerpener Kaufmann Engebrecht Tholinck verkauft. —

Den gewitterschwülen Abend dieses ersten Antwerpener Tages brachten wir, als Gäste der Société royale d' Harmonie d'Anvers, in dem schönen Garten dieses vornehmen Vereins zu. Den Deutschen zu Ehren war für diesen Abend ein Symphoniekonzert veranstaltet, in dem fast ausschließlich deutsche Musik gespielt wurde. Unter rauschenden Gewitterschauern suchten wir in später Nacht, über Ziegelhaufen und durch Wasserlachen, an dem stockdunklen Kai den Pfad zur Laufbrücke des heimatlichen Dampfers. —

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Klingers Bildnis aus seiner Sturm- und Drangperiode, zu Frankfurt gezeichnet von Goethe; die „Datierung 1775 Januarius“ ist ebenfalls von Goethes Hand. Goethe sagt über sein Verfahren dabei: „Ich zeichnete die Portraits meiner Freunde in Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide.“ Das Original ist im Besitz des Klingerschen Verwandten und Biographen Max Rieger in Darmstadt.

Die Sturm- und Drang-Periode, „jene deutsche litterarische Revolution“ in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdankt ihren charakteristischen und historisch gewordenen Namen bekanntlich einem tollen Geniestücke Max Klingers, das im Jahre 1776 unter dem Titel: „Sturm und Drang“ entstand und sogar über einige Bühnen ging. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Stück von Klinger der ganzen Zeit ihren Namen gegeben hat; denn in seiner Persönlichkeit war der Sturm und Drang am meisten ausgeprägt und wirkte am mächtigsten auf die Jugend, insonderheit auf Schiller. Auch sein Landsmann, Goethe, fühlte sich von dem nur wenig jüngeren genialen Stürmer angezogen und würdigte ihn seiner Freundschaft. „Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und so war ich Klingers Freund, sobald ich ihn kennen lernte“, sagt er in „Dichtung und Wahrheit.“ Auch „die große schlanke, wohlgebaute Gestalt und die regelmäßige Gesichtsbildung“ des schönen Jünglings zog den kunstsinnigen Goethe an, und so entstand im Januar 1775 das beistehende Bildnis. Verglichen mit den Bildnissen aus Klingers Alter ist dieses Porträt leidlich ähnlich — freilich hält es schwer, darin etwas von dem Kraftgenie, das damals — dreiundzwanzig Jahre alt — bereits zwei leidenschaftliche und wilde Dramen „ausgebraust“ hatte, zu erkennen. Maximilian Klinger war, wie Goethe, ein Frankfurter und um drei Jahre jünger als dieser. Seine Wiege stand nicht in einem behäbigen Patrizierhause, sein Vater war nur ein Konstabler bei der städtischen Artillerie in Frankfurt und da er früh starb mußte die Mutter als Wäscherin sich und den Sohn erhalten. Aber der hochbegabte Knabe wußte sich selbst zu helfen. Schon als elfjähriger Knabe lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, so daß er eine Freistelle am Gymnasium erhielt. Später studierte er in Gießen. Mit Goethe hat er, während er als Student nach Frankfurt kam, Freundschaft geschlossen. Ungeachtet einer kurzen Trübung während Klingers Aufenthalt in Weimar (1776) erhielt sich der Freundschaftsbund der beiden Dichter — die von den verschiedensten Ausgängen und auf sehr verschiedenen Wegen beide als Exzellenzen in den höchsten Lebenskreisen endeten — bis in ihr Greisenalter, wovon ihr Briefwechsel zeugt, und als Klinger, der Russischer Generalleutnant war, dem Weimarer Dichterfürsten 1831 im Tode voranging, äußerte der Überlebende zu Müller: „Das war ein treuer, fester, derber Kerl wie keiner!“

Hubertusfreuden.

Die Thaten des denkwürdigen 3. November 1851 sind in meinem Jagdalbum getreulich erzählt und für die späteren Geschlechter aufbewahrt. Ich denke doppelt gern an jenen Tag, und namentlich wenn alljährlich die Blätter sich herbstlich färben, wenn der Wind über kahle Stoppeln streift, wenn die Rotröcke sich sammeln zu fröhlichem Ritte, wird die Erinnerung besonders lebhaft. Das ist wohl natürlich, denn damals feierte ich meinen ersten großen Triumph hinter den Hunden.

Ein zahlreiches Feld hatte sich zusammengefunden. Langsam und spät war der dicht über der Tiefebene gelagerte Nebel emporgestiegen, und als die klare Herbstsonne ihn dann siegreich durchbrach, da glänzten und funkelten die zurückgelassenen Tröpfchen an den Stauden der Heide, an dem kurzen Grase und den Blättern des Waldes. Das versprach guten Sport, denn unter solchen Umständen mußte die Fährte stehen, wie — nun, wie nur irgend möglich. Die auf dem Boden liegende Feuchtigkeit hatte aber einen andern Nachteil im Gefolge. Hase und Fuchs, die wir mit unsern mittelgroßen, untersetzten und starken Harriers jagten, hatten vor der Feuchtigkeit des Morgens die schützenden Lager aufgesucht und schienen wie vom Erdboden verschwunden. Die Reiter, in einer langen Reihe auseinandergezogen avancierten langsam und schweigend gegen den Wind über die braune Heide, aber schon war fast eine Stunde verstrichen und kein Wild gefunden. Endlich wickelte der rechte Flügelmann seine lange Hetzpeitsche los und klappte mehrmals gegen den Boden zu Füßen seines Pferdes, welches dazu ungeduldig in die Zügel schäumte und — sein scharfes Auge hatte recht gesehen. Ein alter Rammler lag nach der schlauen Art seines Geschlechts fest gedrückt in einer Furche und hatte wohl beabsichtigt, sich heimlich und unbemerkt nach rückwärts davon zu machen, wenn die Gefahr der Entdeckung glücklich an ihm vorübergezogen. Jetzt fuhr er aus dem Lager heraus, so rasch ihn seine Beine — bitte um Entschuldigung, wollte sagen seine Läufe tragen konnten.

Talli—ho erklang es von den Lippen des glücklichen Finders. Auf den Ruf des Huntsman eilte die Meute herbei. Im regen Jagdeifer überstürzten und überkugelten sich die Hunde und harmonisch ertönte ihr Geläut, als sie nun im dichten Haufen der frischen Fährte folgten.

Ohne Stop ging es in heller Fahrt fast eine Meile geradeaus. Ein übereifriger Neuling hatte sich von den tiefeingeschnittenen Geleisen noch keine rechte Vorstellung gemacht, die statt regelrecht abgegrenzter Wege zu zwanzig und dreißig Wagenspuren neben einander die Heide durchziehen, wieder überwachsen und ein nicht zu unterschätzendes Hindernis bilden. Sein heftiger Vollblüter, durch keine Hilfe beruhigt oder aufmerksam gemacht, sprang die erste Spur, landete in der zweiten, „kröppelte“ sich wieder heraus, um über die dritte und vierte hinwegzustolpern und in der fünften nach allen Regeln der Kunst zu Fall zu kommen. Und Roß und Reiter sah man niemals wieder, das heißt während der heutigen Jagd nicht. Von der Heide ging es in die Böhme viesen mit ihren festen Rickwerken, deren Stangen nicht nachgeben. Sie müssen klar gesprungen werden, wenn man nicht vorzieht, langsam zu reiten und den obern Riegel zurückzuschieben. Heute war daran nicht zu denken. Der alte Knele, der Huntsman auf seinem ellenlangen Schimmel — wir behaupteten immer, er, nämlich der Schimmel, habe zwei Rippen zu viel — zeigte den Weg und alles folgte blindlings seiner Führung. Teilweise pullten die Pferde zu stark, um sie ohne weiteres abstoppen zu können, und dann war auch jedermann zu sehr von der köstlichen Jagd begeistert, um den Gedanken solcher „Zachheit“ Raum zu geben. Hier und da gab es dafür einen Kumpler, zwei Sättel wurden leer, aber im übrigen blieb das Feld geschlossen, wie selten. Da kam die Sache ganz unvermutet zum Halt.

Mit scharfer Wendung war Lampe in einen Wegegraben eingebogen und hatte in den holligen Specken vorläufigen Schutz gefun-

Am Waldrand, radiert von C. Irmer in Düsseldorf.

den. Verloren! Ein böses Wort, doppelt unangenehm in einem solchen Augenblicke freudigster Erregung. Knele kennt aber die Gegend, sein Wild und seine Hunde genau. Gehorsam folgen die letzteren dem Tone des Hornes zum Umkreisen der Tannenschonung, während die Reiter sich ganz still verhalten und aufmerksamen Auges das Gebahren der vierbeinigen Gehilfen beobachten. Diese haben sich zerstreut, suchen mit tiefer Nase jeden Fleck Erde ab, und scheinen durch Schweifwedeln und einzelne gleichsam im Unmut hervorgestoßene Töne den Zuruf ihres Führers zu beantworten: Hä, hä, Sök ehm mal weder upp! Sök em upp! Da! Ein heiserer, kurzer Anschlag! Juno hat die Fährte am jenseitigen Rande der Dickung wieder ausgemacht, Kaliber bestätigt den Fund mit seiner tiefen Stimme und Wau! wau! klingt es in allen Tonarten. Die Jagd ist wieder flott.

War es bisher schon schwer gewesen, bei den Hunden zu bleiben, so sollte es jetzt noch besser kommen. Der Hase hatte sich geraden Weges gegen das Dorf Trebsen gewendet und hinein ging es in die dasselbe umgebenden Gärten und Weiden. Zuerst gab es nur einige grüne Hecken zu überwinden, die durchbrochen werden konnten, wenn sie für einen Sprung zu hoch erschienen, dann aber eröffnete sich die Aussicht auf eine Reihe jener höchst fatalen Lattenzäune, bei denen die dicht aneinander senkrecht aufgestellten Bretter oben in eine unheimliche Spitze auslaufen. Man denkt ganz ohne weiteres ans Aufspießen; zum Springen für die Jäger zu hoch; zum Brechen zu stark; und eine Bresche zu legen durch Abreißen erfordert zu viel Zeit, ganz abgesehen davon, daß man dadurch auch leicht in unangenehme Kollisionen mit den Besitzern der Grundstücke gerät, die merkwürdigerweise gar keinen Begriff von den Freuden der Jagd zu haben scheinen und namentlich fast sämtlich der gänzlich ungerechtfertigten Ansicht zuneigen, daß ihre Saaten durch den Hufschlag der Pferde geschädigt werden. Es bleibt also nichts übrig, als auf einem Umweg den Hunden zu folgen, und das sollte denn auch hier geschehen. Aber man hatte sich gründlich festgeritten, kam so schnell nicht aus dem Wirrwarr von Hecken und Planken heraus, und das Geläut der jagenden Meute drang immer schwächer und schwächer zu den Reitern herüber.

Das alles und noch viel mehr ist mir später oft genug erzählt, denn ich war gar nicht dabei. Das ging so zu.

Fuchshunde auf der Fährte. Nach dem Bilde von Th. Blinks.
„. . . . Und da kamen sie auch schon über den Lattenzaun herüber . . . ."

Ich war damals ein armer Leutnant, der sich schlecht und recht mit einem geringen Zuschusse durchschlagen mußte. Aber ich sparte gern das ganze Jahr, um im Herbste mit meinen beiden Dienstpferden regelmäßig bei den Jagden erscheinen zu können. Galopp hinter den Hunden deuchte mich das höchste Vergnügen auf der Welt zu sein, und wenn ich aufrichtig sein soll, denke ich eigentlich heute als alter Esel noch genau ebenso. Meine Pferde durften natürlich nicht viel Geld kosten, aber sie konnten alle „gehen", und dafür mußte ich manchen Temperamentsfehler und auch andere Schwächen mit in den Kauf nehmen. Dieses Jahr war ich mit Beauty und Red Rover ausgerückt.

Die rehbraune Stute mit schwarzen, stahlharten Beinen und dem Aalstrich auf dem Rücken war das Modell eines Hunters für leichtes Gewicht, und treu zu jedem Dienst. Aber sie war uralt, so alt, daß ich gar nicht gern ihr Pedigree vorzeigte, obgleich ich doch auf den tadellosen Stammbaum stolz genug war. Red Rover war ein knochiger, unansehnlicher Halbblutwallach, der gewöhnlich alle vier Wochen den Herrn wechselte. Der dicke Kopf mit den schlaffen Ohren konnte als Aushängeschild für seinen Charakter dienen, denn er flog über den Boden fort, sobald es ihm beliebte, aber — er wollte leider nicht immer, eigentlich nur selten.

Am Hubertustage pflegt man den letzten Fuß vorzusetzen und so hatte ich gehofft, auf Beauty eine gute Jagd zu machen. Aber beim Hinausreiten zum Rendez-vous wurde die Stute plötzlich stocklahm. Ich mußte umkehren, ließ rasch den „Dickkopp" satteln, wie der Wallach im Stalljargon genannt wurde, und eilte auf diesem der Heide zu. Das heißt, ich wollte eilen, aber Red Rover war anderer Meinung. Er glaubte links gehen zu sollen, wenn ich nach rechts wollte, refüsierte jeden Graben, drehte vor jedem Steinhaufen um, kurz, war störriger als je. Ich traktierte ihn mit Peitsche und Sporen, aber alles half nichts und schon hatte ich mich darein ergeben, daß ich überhaupt heute nicht mehr auf die Jagd treffen würde, als plötzlich das Geläute der Hunde aus nächster Nähe wie Musik an mein Ohr scholl.

Und da kamen sie auch schon über den Lattenzaun herüber. Voran Lucifer, der wilde, dann Däne, dann zwei oder drei auf einmal neben einander, kletternd, springend, drängend; und nun waren sie diesseits; mit der Nase tief am Boden jagend, dann wieder laut und freudig wie jauchzend anschlagend, stoben sie dicht zusammen an mir vorüber. Sie waren auf der richtigen Fährte und in voller Jagd. Fullcry, würde mein Freund Major Gootch sagen. Aber nirgends ein Rotrock zu sehen! Nicht einmal der alte Knele bei seinen geliebten Hunden! Sollten sie irgendwo frühstücken, die Jagd im Stiche gelassen haben? Das war undenkbar. Ein Blick nach der Richtung, aus welcher die Hunde gekommen, und eine Ahnung von der Sachlage dämmerte in mir auf.

Jetzt konnte ich den Kameraden einmal zeigen, „was eine Harke ist;" das konnte eine famose Jagdgeschichte abgeben mit unendlich vielen gesprungenen Lattenzäunen und anderen Hindernissen, mit — wenn nur Red Rover mit von der Partie war?

Und in der That, der wollte jetzt mit einem Male. Schon als er die Hunde zuerst hörte, hatte er wie elektrisiert den Kopf aufgeworfen und die Ohren gespitzt. Ein gutes Zeichen! Und als ich ihn jetzt an die Zügel nahm und mich für den Galopp zurecht setzte, da wieherte er kurz auf, wie das seine Gewohnheit war, wenn er Lust hatte, kaute lebhaft am Gebiß trotz dem bestgerittenen willigsten Bahnpferde, und ging ohne Zögern gegen die Planke an, die die Hunde schon zwischen uns gebracht hatten. Bravo Red Rover! Noch eine! und noch eine! Glücklicherweise waren sie nicht sehr hoch, denn wer weiß, ob das nicht der guten Laune meines Tieres Eintrag gethan hätte. Dann kamen noch einige Hecken und dann waren wir wieder auf der Heide, vor mir die Hunde in eifriger Arbeit und — dort den verdeckten Graben entlang, drückt sich auch der ermüdete Lampe. Noch hundert Galoppsprünge, und die Hunde decken ihn. Ich wie der Wind herunter vom Pferde, schlage die Hunde ab, ergreife den Hasen, nehme mir die Blume, und mit dem siegesgewissen: Horrido! ho, ho! Horrido! schleudere ich der blutgierigen Meute die wohlverdiente Beute zu.

Horrido! Ho! ho! antwortet es aus der Ferne, und bald erscheint, durch meinen Ruf herbeigelockt, auf schäumenden Pferden atemlos die übrige Gesellschaft. Das gab ein Fragen und Verwundern, ein Bedauern und Erzählen. Am Hubertus der Einzige beim Halali! Ich war der Held des Tages, habe beim Diner eine kolossale Rede geredet und mir, fürchte ich, dabei einen tüchtigen Affen gekauft.

Die Blume aber, das ehrlich erworbene Siegeszeichen, habe ich bis heute sorgsam aufbewahrt.

Herrmann Vogt.

Von den Wachtfeuern des Mahdi.

III.*)

Die Stadt Kartum liegt auf einer Landzunge zwischen dem blauen und dem weißen Nil. Gelehrte Leute haben mir versichert, diese Landzunge hätte die Form eines Elefantenrüssels und Kartum habe hiernach seinen Namen erhalten. Ich habe von der Rüsselform nichts bemerkt, doch mag dies wohl an der Schwäche meiner Beobachtungsorgane liegen. Ich habe nur bemerkt, daß weder der Anblick noch der Geruch der Stadt sehr lieblich sind. Die Straßen sind eng und winkelig, liegen voll Unrat und haben Häuser aus gebrannten oder an der Luft getrockneten Ziegeln. Das heißt, gebrannte Ziegel sind hier, was Sandsteinquadern bei uns sind. Nur der Palast des Gouverneurs ist daraus gebaut. Doch ein einziges Haus ist allerdings noch solider: es ist das der österreichischen katholischen Missionare. Natürlich haben deutsche Handwerker es gebaut. Wenn du im Orient etwas Solides siehst, sind allemal Deutsche dessen Schöpfer gewesen. Die schönsten Teile von Kartum liegen am blauen Nil und sind vielleicht wirklich nicht übel. Hier ist auch der Landungsplatz der Schiffe. Drüben am flachen Saume des weißen Nil, oder Bahr el Abiad, liegen die ärmlichen Hütten der Berabra. Interessant erschienen mir der Markt und Bazar im Mittelpunkt der Stadt. Da doch immerhin etwa 40000 Menschen in Kartum wohnen und ein lebhafter Handel zwischen dem Sudan und Ägypten stattfindet, kommt hier eine Masse von Artikeln zusammen, mit denen Griechen, Syrier, Juden u. s. w. schachern. Ich habe gehört, daß die Juden hier nicht recht aufkommen könnten, weil sie nicht genug Handelsgeist hätten, und das wird dir ein Bild davon geben, wie pfiffig die andern sein müssen. Wo Griechen und nun gar Armenier hinkommen, da ziehen sich die Juden sachte weg aus dem Geschäft, ganz wie die Christen bei uns zu Hause vor den Juden. Sie können's nicht aushalten, der Atem geht ihnen aus, der griechische und armenische Schachergeist ist ihnen zu mächtig. Hübsche wilde Tiere sah ich auf dem Markte: Löwen, Leoparden, Hyänen, Strauße und sogar Giraffen und Flußpferde. Infolge der Kriegsgefahr hatte sich das Lager gefüllt, denn der Handel stockte aus Furcht vor den Insurgenten und den ägyptischen Truppen.

Ich hatte Zeit, mir alles gründlich anzusehen, denn obwohl schleuniger Aufbruch von der Not geboten war, konnte ich mit keiner Mühe den Haushalt des Pascha schnell mobil machen. Das schrie und winselte, lief umher, packte ein, stürzte mit Kisten und Kasten, Teppichen, seidenen Kleidern, Wasserpfeifen und allem möglichen Geschirr umher, daß es zum Erbarmen war. Ein recht stattliches Haus hatte mein Pascha, im besten Stadtteil. Es war wie alle anständigen Häuser hier zu Lande. Nach außen helle Wände rund herum, mit wenigen Fenstern, die durch zierliches Gitterwerk verbarrikadiert sind, innen reizende Höfe und Gärten mit Springbrunnen, Palmen und allerhand erfreulichem Gewächs. Wie viele Weiber der Pascha eigentlich darin hatte, und welche davon seine Weiber und welche nur Sklavinnen waren, habe ich gar nicht herausbringen können. Ich fürchte, es ging damit etwas durcheinander, so daß eine strenge Grenze zwischen legitimer Ehe und Sklaventum kaum zu ziehen gewesen wäre. Gegen mich als Hund von einem Ungläubigen setzte sich die ganze Gesellschaft zunächst in eine Art von Opposition. Selbst Abdallah, der mir bisher auf der Reise, wo er im Geiste stets lange Insurgentenspieße sah, mit Hundedemut aus der Hand gefressen hatte, entwickelte sich angesichts der städtischen Verhältnisse von Kartum zu einem würdigen Haushofmeister, der mir als Fremdem imponieren wollte. Ich gewöhnte es ihm ab, sage ich dir. Ich sprach einmal ein Wort unter vier Augen mit ihm, in der Nähe des Springbrunnens, unter einer Palme, und ich hatte dabei eine Nilpferdpeitsche in der Hand. Er erklärte sich hierauf, durch die Gewalt meiner Gründe bewogen, bereit, mich der Herrin des Hauses vorzustellen. Bis dahin hatte mein Verlangen, mit dieser selbst über die Art und Weise unserer Abreise zu sprechen, kein Gehör gefunden, und sämtliche Weiber, mit Ausnahme einiger alten schwarzen Sklavinnen, die des Teufels Großmütter hätten sein können, waren vor mir ängstlich versteckt worden.

Ich gelangte also in das Innere und ward, nachdem ich eine Viertelstunde im Hofe hatte warten müssen, in ein hübsches Zimmer geführt, wo die Dame sich befand, die ich retten sollte. Am Fenster hockte als Ehrenwache eine Schwarze, welche sich mit Stickerei beschäftigte, die Dame selbst saß mit gekreuzten Beinen auf einem kleinen Berge von seidenen Kissen und lud mich ein, ihr gegenüber ebenfalls auf einem solchen Berge Platz zu nehmen. Ich war neugierig, das holde Bildnis zu sehen, das meinen Pascha zu so großen Opfern bewogen hatte, aber meine Neugierde sollte vorläufig noch nicht befriedigt werden. Die Schöne war so dicht verschleiert, daß von ihrem Gesicht gar nichts zu sehen war, als ein bißchen schwarzer Augenglanz, und das kann täuschen. Die böseste Hexe kann aus einer Spalte zwischen weißem Musselin hervor mit schwarzem Blick Feuer wirken. Ich hätte gern mehr von dem Gesichte gesehen, aber das war nicht möglich. Die Dame war nicht nach ägyptischer Mode, sondern eher griechisch und jedenfalls phantastisch gekleidet, mit blauer seidener Jacke, weißem Musselinröckchen und einem breiten, wundervoll mit Gold gestickten Gürtel. Ich konnte immerhin sehen, daß der Pascha in der Wahl dieser Frau keinen üblen Geschmack bewiesen hatte. Sie war offenbar jung, von prächtiger Figur und schöner, heller Hautfarbe. Sie konnte keine Ägypterin sein. Nach den wenigen italienischen Worten, die sie gesprochen hatte, um mich zum Sitzen einzuladen, hätte ich sie für eine Italienerin halten können, doch dachte ich von vorn herein, sie müsse eine Griechin sein, und darin hatte ich mich, wie sich später herausstellte, auch nicht getäuscht.

Nun ist es mir immer eine unbehagliche Sache gewesen, mit jemand zu sprechen, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte, noch dazu bei Damen und nun gar bei scheinbar ungewöhnlich hübschen. Das Gesicht ist für mich die Hauptsache und überwiegt alle anderen Reize. Im Ausdruck des Gesichts liegt ja auch oft mehr als in den Worten selbst. Und zumal wo ich, wie hier, die wichtigsten Angelegenheiten zu besprechen habe, macht mich ein Versteckenspielen ganz unwirsch. Ich nahm mir also die Freiheit, der Dame zu sagen, sie möchte so gut sein, ihren Schleier wegzuthun, und als sie unbeweglich sitzen blieb, dachte ich, sie hätte mein elendes Italienisch wohl nicht verstanden, und streckte die Hand aus, um selbst den Schleier wegzuziehen. Aber sofort sprang sie auf, trat in einer Stellung, wie die Priesterinnen auf der Bühne sie anzunehmen pflegen, vor mich hin und redete von Beleidigungen und Schimpf, die ihr Gatte rächen werde. Ich wurde wahrhaftig betroffen, und bat sie höflichst um Entschuldigung, aber sie beruhigte sich nicht, sondern fuhr fort zu klagen und zu schelten, obwohl sie sich wieder in der alten Stellung und sehr ungeniert auf ihre Kissen setzte. Die Sklavin am Fenster bekümmerte sich um nichts.

Das Ding wurde mir zu toll und ich ging ärgerlich weg. Mit Aufopferung meines Lebens wollte ich dies Weib und den ganzen Haushalt retten, und dabei wurde ich derartig behandelt. Ich ging zu einem deutschen Händler, mit dem ich über unsere Reittiere für die Reise nach Kairo in Unterhandlung stand, und erzählte ihm die Geschichte. Dieser Kaufmann, der schon lange in Ägypten und im Sudan gelebt hatte und ein sehr verständiger Herr war, fing an zu lachen. „Sie sind naiv," sagte er, „Sie kennen das Land nicht. Die kokette Griechin hat Ihnen eine Komödie gespielt und wird sich über Sie als über einen Neuling mokiert haben. Nach dem Schleier durften Sie übrigens nicht greifen, das ist gegen alle Sitte bei uns."

Mir ging ein Licht auf, und ich beschloß, mich künftighin mehr nach der Sitte des Landes zu richten. Doch kam ich bei meinen ferneren Schritten, die ich that, um unsere

*) Vgl. I., II., XX. Jahrg. S. 662 und 698.

Abreise zu beschleunigen, zu der Überzeugung, daß es der Dame selbst, um die der verliebte Pascha so zärtlich besorgt war, ziemlich gleichgültig sei, ob sie gerettet werde oder nicht. Entweder war es Indolenz oder aber die Meinung, eine so schöne Frau wie sie finde überall in der Welt und in jedem Verhältnis ein angenehmes Plätzchen, genug, sie sah alle Vorbereitungen mit Seelenruhe an und wäre sicherlich noch lieber geblieben als gereist. Ich bedauerte den Pascha. Große Liebe zu ihm konnte diese Frau unmöglich empfinden, und das einzige, was ihr verlockend bei der Abreise erschien, war die Aussicht auf den Glanz von Kairo. Es sollte aber anders kommen, als sie sich ausgemalt haben mochte. Wäre ich ein geborner Ägypter, hätte meine Wiege im afrikanischen anstatt im märkischen Sande gestanden, so würde ich mich wohl nicht so sehr angestrengt haben, von Kartum wegzukommen. Obwohl ein ziemlicher Schrecken in der Bevölkerung steckte, seitdem die Nachricht von der Niederlage Hicks-Paschas eingetroffen war, lebte sich's hier doch ganz erträglich. Ein Mann, der den Krieg kennt, läßt sich durch die Besorgnisse und Schreckensgerüchte, die wie auf den Fittichen des Windes durch kriegerfüllte Länder zu ziehen pflegen, nicht so leicht einschüchtern. Wollte man freilich alles glauben, was unter solchen Verhältnissen erzählt wird, so käme man aus der Gänsehaut gar nicht heraus. Dazu verstehen die Orientalen ja auch noch ganz anders zu erzählen, zu erfinden und zu lügen als wir Abendländer. Wo der deutsche Spießbürger hundert Mann erschlägt, da tötet der Ägypter oder Sudanese zehntausend mit dem Hauche seines Mundes. Entsetzliche Dinge berichtete man mir über die Wildheit der Truppen des Mahdi und die Niederlage der ägyptischen Armee. Ich tröstete mich mit der Gewißheit, daß kein Mensch in Kartum etwas davon wußte. Es war keiner von der Armee Hicks-Paschas zurückgekehrt. Der unglückliche englische General war am 24. September 1883 von Duem am weißen Nil, etwa dreihundert Kilometer südlich von Kartum, aufgebrochen und war mit siebentausend Mann regulärer ägyptischer Truppen, etwa viertausend Beduinen und dreißig Geschützen in südwestlicher Richtung nach El Obeid abmarschiert. Nicht eine Seele war nach Kartum zurückgekehrt, nur die Nachricht war gekommen, daß der Mahdi das ganze Heer gefressen habe. Aber da El Obeid, wo der Mahdi residierte und noch jetzt residiert, noch weiter von Duem entfernt ist, wie diese kleine Festung von Kartum, und das Land dazwischen nicht gerade einladend zu Truppenmärschen ist, so war meine Seele hinsichtlich eines Angriffs des Mahdi ziemlich ruhig. Ob Kartum freilich, falls der Mahdi wirklich käme, einen Widerstand leisten würde, wie ihn einst Saragossa leistete, das war mir sehr fraglich. Zwar hatten die hiesigen Europäer es bei der Regierung durchgesetzt, daß die sehr wackeligen sogenannten Fortifikationen Kartums im Jahre 1882 verbessert wurden. Man hatte fünf Forts ringsherum erbaut und einen Kanal im Süden der Stadt vom blauen zum weißen Nil geführt, der sieben Meter breit und vier Meter tief ist. So liegt Kartum jetzt völlig inselartig. Aber einmal ist die trockene Jahreszeit hier so gründlich trocken, daß der Nil ungemein zusammenschrumpft und infolge dessen der Kanal möglicherweise einmal trocknen Fußes durchschritten werden könnte, dann aber, was die Hauptsache ist, fehlen die Männer, die in den Forts und hinter dem Kanal stehen müßten. Die paar tausend Mann, welche hier lagen, würden meiner Ansicht nach beim ersten Anblick der Buckelschilde und langen Lanzen Reißaus genommen haben.

Aber, wie gesagt, als geborner Ägypter würde ich mir über alle solche Fragen keine Skrupel gemacht, die Zukunft Allah befohlen, mir das Leben angenehm gemacht und den Pascha übers Ohr gehauen haben. Es lebte sich, sobald es mir gelungen war, mit der schönen Fatme — sie hieß eigentlich Sophie und stammte von Chios, ward im Harem aber offiziell Fatme genannt — auf guten Fuß zu kommen, im Hause des Pascha sehr bequem, und die Schwierigkeiten, welche einer Abreise im Wege standen, waren groß genug, um mir als Entschuldigung zu dienen, wenn ich ruhig in Kartum geblieben wäre. Dann säße ich wohl noch heute im Palmenschatten am Springbrunnen, rauchte mein Nargileh und hörte Sophie-Fatmes Mandolinenklänge durch das elegante Holzgitter ihres Fensters herabtönen. Doch als Deutscher ist man an eine hier ganz unbegreifliche und lächerliche Dummheit, nämlich an die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen, gewöhnt, und ich trieb und arbeitete solange, bis wir endlich am 17. Februar zur Abreise gerüstet waren und am folgenden Tage in der Frühe aufbrachen. Den ganzen Schatz und Harem des Paschas mitzuschleppen, war freilich unmöglich und darauf hatte ich verzichtet. Ich beschränkte mich darauf, Fatme, noch fünf andere Weiber und sämtliche Geschirre von Edelmetall sowie die wertvolleren Teppiche, Kleider und Möbel fortzuschaffen. Zu diesem Zwecke hatte ich acht Reitkamele für die Frauen, Abdallah und noch einen Diener, ein gutes Pferd für mich selbst und vier Lastkamele erworben. Der Befehlshaber von Kartum gab mir auf meine Bitte, welche durch ein mitgebrachtes Schreiben des Paschas unterstützt wurde, sechs Reiter als Eskorte mit. Diese sollten uns bis Dongola begleiten.

In der ersten Morgenstunde des 18. Februar versammelte sich unsere Reisegesellschaft vor dem Hause des Paschas. Es war eine bunte Gesellschaft. Außer den Reitern der Eskorte, die zu Pferde waren, befand sich für jedes Kamel ein Treiber, von jener Sorte, die ich dir schon beschrieben habe, bei uns, und diese verübten ein mächtiges Geschrei und Gekreisch, um ihre Tiere in Ordnung zu halten. Einige der Kamele schienen die bevorstehende Reise mit demselben Mißtrauen zu betrachten, wie die Haremsdamen es thaten. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß ein Kamel, so dumm es auch bei den Berlinern zu sein gilt, ganz bestimmte Vorstellungen von einer Wüstenreise und seinem eigenen Anteil daran hat. Wenigstens stellten sich einzelne Tiere sehr ungebärdig, als sie niederknieen sollten, und andere thaten dies nur mit einer wahrhaft rührenden Miene der Resignation. Unter vielem Gekicher, das stellenweise durch Schluchzen unterbrochen wurde, trippelten die Weiber heran, um die Tiere zu besteigen. Doch mußte ich Frau Fatme-Sophie bei dieser Gelegenheit bewundern, und die Überlegenheit des europäischen Blutes über all dies braune und schwarze Pack kam mir von neuem deutlich zum Bewußtsein. In einen langen, weißen Reisemantel gehüllt, einen weißen Schleier um das goldgestickte Scharlachmützchen gewunden, trat sie stolz wie eine Fürstin hervor. In der Thür blieb sie einen Augenblick stehen, wandte sich zu einer alten Person, die als Hüterin zurückblieb, und zog den Schleier ab, um dieser einen Kuß zu geben. Hierbei zeigte sich für einige Sekunden das Profil ihres wunderhübschen Gesichts, und ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß sie das nicht der alten Hexe wegen, sondern zu dem Zwecke that, mich noch einmal recht daran zu erinnern, welche Schätze meiner Sorgfalt anvertraut würden. Dann stieg sie in den Sattel, und sie mußte wahrhaftig Übung im Kamelreiten haben. Solch ein Tier macht nämlich, wenn es aufsteht, zuerst die Hinterbeine lang, und dann die Vorderbeine. Das thut es aber schon, sobald es den Druck des Reiters im Sattel spürt, und der Ungeübte, der nicht beim ersten Ruck über den Kamelkopf wegfliegt, hat fast allemal beim zweiten Ruck Gelegenheit, einen Purzelbaum rückwärts zu schießen. Frau Fatme aber wiegte sich wie ein weißer Schwan und blieb oben.

So ging es denn fort auf der Karawanenstraße nach Nordwesten, und an diesem ersten Tage hatten wir eine interessante Begegnung. Um Mittag erhob sich eine kleine Staubwolke in der Ferne vor uns, gleich rötlichem Nebel schwamm es auf dem Horizont, der wie aus blauem Email gebildet dalag. Wir hielten unsere Waffen bereit, aber bald erkannten wir, daß es nur drei Reiter waren, die herankamen. Auf schnellen Reitkamelen sausten sie heran. Der vorderste trug unter dem wallenden Burnus die britische Uniform: dies konnte kein anderer als der in Kartum lang erwartete General Gordon sein. Es war General Gordon. Ich trieb mein Pferd ihm

entgegen, kam an seine Seite und wollte ihn anreden, um Erkundigungen einzuziehen. Aber er erhob die Hand mit einer abwehrenden Bewegung, und während seine Augen aus dem glühenden und verbrannten Antlitz hervor starr in die Ferne in der Richtung auf Kartum blickten, rief er: „Ich habe keine Zeit!“ So brausten die Reiter wie Wüstengespenster an uns vorüber.

Zu unseren Bildern.

Das schöne Bild Palma Vecchios auf S. 21 befindet sich in Dresden und stellt die Madonna mit dem Kinde, Johannes den Täufer und die heil. Katharina dar. Es ist eine für diesen liebenswürdigen Künstler höchst charakteristische Darstellung, denn die Köpfe zeigen durchaus jene Anmut, welche seine Bilder so anziehend macht. Die Italiener nennen ähnliche Bilder „heilige Unterhaltungen“ und dieser Ausdruck ist in der That ganz zutreffend. Solche „heilige Unterhaltungen“ aber waren recht etwas für unseren Künstler.

Von Jacopo Palma des älteren Lebensumständen wissen wir nur zu wenig. Er soll in Serena bei Bergamo geboren sein und kam jedenfalls schon früh nach Venedig, wo er bald für einen der ersten Maler galt. Als die Brüderschaft vom heil. Petrus dort ein neues Altarbild stiften wollte und alle Künstler Venedigs aufforderte, Skizzen einzusenden, beteiligten sich an der Konkurrenz nur drei: Tizian, Palma und Pordenone. Das charakterisiert die Stellung, die er einnahm. Die Querini, Priuli, Cornari und Contarini begünstigten ihn und diesen Kreisen gehören die Frauen und Männer an, deren entzückende Porträts er malte. Er scheint in erster Reihe Porträtmaler gewesen zu sein, außerdem schuf er aber noch eine Anzahl „heiliger Unterhaltungen“ und auch einige mythologische und historische Bilder. Er starb im Jahre 1528, auf der Höhe seines Ruhmes, im Vollbesitz seiner Kraft, neben und nach Tizian unzweifelhaft der erste Maler Venedigs.

Es ist ein hochnotpeinliches Halsgericht, das Crone in München uns in seinem „Erwischt“ vorführt. Die Äpfel und Birnen in des Schmiedes Garten hatten es dem Sepp angethan, so daß er sich nicht scheute sich in den Garten zu schleichen und die Bäume nach Kräften zu plündern. Er hat aber die Rechnung ohne die Dogge gemacht, die ihn witterte und stellte. Nun steht er, als ein ertappter Dieb, vor dem Manne, den er bestehlen wollte. Da wird es böse Hiebe geben und das von rechtswegen. Sie sollen ja überdies für das ganze Leben haften, damit der Sepp sich nie wieder in eine Lage begibt, in der man „erwischt“ werden kann.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Homonym.

Ich kenne Fesseln, ich kenne Bande,
Es beugen sich drunter die Höchsten im Lande.
Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
Daß ich nicht brauch' an der Kette zu gehen.
Auch viele Flaschen,
Draus mancher gerne möchte naschen,
Und Bücher, die mancher gerne hätte,
Sind verwahrt an dieser Kette. G. P.

2.

1) Trave.	2) Rinde.	3) Reim.	4) Adel.
Brief.	Seine.	Lodi.	Enkel.
Norden.	Trave.	Rinde.	Reim.
Adel.	Leim.	Rheder.	Neger.

Aus jedem der obigen sechzehn Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort bilden und zwar so, daß die Anfangsbuchstaben der neu entstandenen sechzehn Wörter (in derselben Reihenfolge) einen bekannten deutschen Spruch ergeben.

Bilderrätsel.

3. Dechiffrier-Aufgabe.

1c4b4r3b 4d3c3h3h 1c1r4b
4d5c3d2b1r4b 3b2c4c 1c1r3b
2r5r3d2c2b 2b1r2d1r3d 4d2c1r
1b1r2c1c1r 5b3c2d3d1r3d 1h
4r2h 1c1r4b 3b1r3d4d1d2d2d
1r2c4c 2d5r2d1r3d

4. Zweisilbige Scharade.

Das Erste ist die Einheit fürwahr,
Das Zweite der Einheit gänzlich bar.
Nach Zeiten und Zonen und Sitten
Kommt jeder anders daher geschritten.
Gern würde man diesen Mangel verzeih'n,
Zög' in die Herzen das Ganze ein. G. P.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 1.

Schachaufgabe.

1. T b 3 — d 3 K f 6 — g 6:, oder — f 5
2. T d 3 — d 6 oder — f 3 ‡

A.

1. . . . . beliebig anders
2. D a 2 — f 7 (— e 6) oder T d 3 — f 3 (d 6) ‡

Bilderrätsel:
Bedachtsamkeit ist eine Tochter der Weisheit.

1.

K	O	M	O	R	N
A	R	A	B	E	R
S	I	R	E	N	E
P	A	T	R	O	N
S	C	H	O	C	K
A	M	A	N	D	E

2. Homonym. Überlegen.

3.

A
I N N
H A G E N
S I M R O C K
C E R V A N T E S
E U R I P I D E S
F I D E L I O
P I Q U E
Z U G
F E Z
K O N G O
S T R A U S S

4. Kapselrätsel.

Berlin = aber links
Dresden = andres, den
Schwerin = schwer in.

5.

Weil auf dem Felde der Ähren (Ehren) sie standen wie er.

6.

1. Werber 2. Eichel 3. Riege 4. Angel
5. Nebel 6. Diener 7. Ernte 8. Nadel
9. Wiese 10. Eifer 11. Geisel 12. Bohle
13. Adel 14. Ufer 15. Ton 16. Hafen
17. Achse 18. Truhe 19. Vertreibung 20. Imme
21. Ekel 22. Luft 23. Erbe 24. Mode
25. Eimer 26. Insel 27. Senar 28. Thor
29. Euter 30. Rahm.

„Wer an den Weg baut hat viele Meister!“

(Die Auflösuugen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Die hansische Flanderfahrt. II. Amsterdam und Antwerpen. Fortsetzung. Von Stephan Wätzold. — Friedrich Maximilian Klinger. Mit Porträt. — Hubertusfreuden. Mit Illustration. — Von den Wachtfeuern des Mahdi. III. Fortsetzung. — Zu unseren Bildern: Madonna mit dem Kinde, Johannes der Täufer und die h. Katharina. Von Palma Vecchio. — Erwischt. Von S. H. Crone. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung für unsere Postabonnenten.

Diejenigen unserer Abonnenten bei der Post, welche ihre Bestellung auf das erste Quartal des neuen Jahrganges des Daheim zu spät aufgegeben und infolge dessen die erste Nummer dieses Quartals (XXI. Jahrgang No. 1) von ihrem Postamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß das betreffende Postamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, soweit sie überhaupt noch zu haben sind, besorgt. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Oktober 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 3.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

IV. Zwei Begegnungen.

Als Mr. Oldcastle am Nachmittag des nächsten Tages in Rosecottage erschien, um seine junge Klientin aufzusuchen und ihr das wenig erfreuliche Resultat seiner Ermittelungen mitzuteilen, fand er dieselbe nicht im stande, ihm Gehör zu leihen. Lucy hätte am vergangenen Tage nicht geglaubt, daß ihre Not noch wachsen könnte, und doch war alles, was sie bisher gelitten, verschwindend gering gegenüber dem Weh, das sie jetzt empfand. Als Mr. Oldcastle sie benachrichtigen ließ, daß er sie zu sprechen wünsche, erschien statt ihrer die Wärterin mit überwachten Augen und vom Weinen gerötetem Gesicht. Sie meldete, daß Mrs. Manfred ihn heute nicht sehen könne, daß Master Johnnie sehr krank sei, daß sie fürchtete, das liebe Kind werde sterben, daß Mrs. Manfred an seinem Bettchen kniee und weine und sich sicher auch krank machen werde, ihre liebe, junge Herrin! — Mr. Oldcastle entließ die Wärterin mit dem Bescheid, daß er warten wolle, aber dringend wünsche, Mrs. Manfred heute noch zu sprechen.

Mr. Oldcastle ging im Zimmer auf und nieder und betrachtete bald die mannigfachen Kunst- und Luxusgegenstände, die die Wände und Tischchen des geschmackvoll eingerichteten kleinen Salons schmückten, bald rieb er sich die Hände über dem Kaminfeuer, und arbeitete sich aus dem Mitleid, in das ihn die Nachricht der Wärterin versetzt hatte, in immer größere Ungeduld hinein. Er war eben im Begriff Hut und Stock zu ergreifen und Rosecottage Valet zu sagen, als sich die Thür öffnete, — aber anstatt der Erwarteten trat ein junger Mann ins Zimmer, den Mr. Oldcastle sich nicht erinnern konnte, schon gesehen zu haben. Er verbeugte sich flüchtig und nahm dann ohne Umstände auf einem der Sessel Platz. Er mußte wohl ermüdet sein, wenigstens lehnte er sich in einer Weise in dem Sessel zurück, die die Vermutung nahe legte, und schloß die Augen.

Mr. Oldcastle hatte Zeit den Fremden ungestört in Augenschein zu nehmen. Es war ein hochgewachsener Mann mit blondem Bart und Haar und einem schönen, aber sonnegebräunten Gesicht, das dem kleinen Advokaten ein sonderbares Gefühl erweckte, als habe er es schon früher gesehen, ohne daß er doch eine Ähnlichkeit mit einer ihm bekannten Person feststellen konnte. Nachdem er sich eine Zeitlang vergebens bemüht, sein Gedächtnis zu durchforschen, gab er den Versuch auf. Aber wer konnte der Fremde sein? — Mr. Oldcastle sann hin und her, bis ihm plötzlich der Gedanke kam, er möchte einen der Gläubiger seiner Klientin vor sich haben, — vielleicht sogar den unbekannten Käufer des Grundstücks, in dessen Händen es lag Verwickelungen herbeizuführen, die die Ehre derselben in der bedenklichsten Weise kompromittieren mußten. Mr. Oldcastles Gemüt mußte wohl ganz von Gedanken an Wucherer und Schuldforderungen eingenommen sein, sonst hätte er unmöglich in dem harmlos aussehenden, müden Fremden einen Gläubiger suchen können! — Jetzt unterbrach er aber seine regelmäßigen Auf- und Niedergänge und blieb plötzlich vor dem Fremden stehen, der sogleich die Augen öffnete und ihn verwundert ansah.

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich Ihnen als den Sachwalter der Mrs. Manfred vorstelle", begann er ohne alle Umschweife, „und entschuldigen Sie die Frage, zu der ich als solcher ein Recht habe. Habe ich einen ihrer Gläubiger vor mir?"

Der junge Mann lächelte und der Eindruck, als sei er schon irgendwo diesen gewinnenden Zügen begegnet, bemächtigte sich von neuem des alten Herrn.

„Ich bin leider noch niemals in der Lage gewesen, jemand in dieser Weise zu verpflichten, Sir", antwortete der Fremde in einem Englisch, das den fremdländischen Accent nicht verkennen ließ. „Meine Anwesenheit entspringt nicht einem

für mich so angenehmen Beweggrunde! Ich bin Assistenzarzt auf einem deutschen Kriegsschiffe und ein reiner Zufall führte mich in dieses Haus. Ich hatte Empfehlungen an einen Ihrer hiesigen Ärzte und wollte die kurze Zeit meines Aufenthaltes in London unter anderm auch dazu benutzen, mich demselben vorzustellen. Leider hatte ich meine Zeit schlecht gewählt, Dr. Tomason war zu einer ärztlichen Beratung nach einer entfernten Provinzialstadt berufen. Im Vorzimmer traf ich eine Frau, die über die Nachricht von Dr. Tomasons Abwesenheit fast fassungslos schien. Da einige Worte meinerseits mich ihr als Arzt verrieten, forderte sie mich so dringend auf, mit ihr zu kommen, daß ich nicht das Herz hatte, ihre Bitte abzuschlagen. — So habe ich seit gestern abend meine Zeit hier zugebracht, ohne daß meine Anwesenheit an der Thatsache, — leider! — etwas hätte ändern können, daß das Kind dieses Hauses dem Tode schnell entgegen geht!"

„Arme Lucy! Also auch das noch!" sagte Mr. Oldcastle, bei dem die Teilnahme wieder die Oberhand gewonnen hatte. „Freilich unter den obwaltenden Umständen würden die meisten es für eine wohlthätige Fügung ansehen, daß sie der Sorge für das Kind entledigt wird!" setzte er in Gedanken hinzu.

Der junge Arzt setzte sich wieder und Mr. Oldcastle nahm seine ruhelosen Spaziergänge wieder auf. Einige Zeit verging, dann erhob sich der Fremde und zog die Uhr hervor. „Bereits drei Uhr! meine Zeit ist fast abgelaufen! Es ist ein trauriges Gefühl, eine junge Mutter in dieser Lage verlassen zu müssen, aber —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Wärterin steckte den Kopf herein. Sie war offenbar in höchster Erregung, und rief bittend: „O Herr Doktor" —

Der junge Arzt war sogleich zur Thür hinaus und folgte der Wärterin die Treppe hinauf. Mr. Oldcastle blieb abermals allein. Er hätte ebensogut das Haus verlassen können, da er unter den Umständen keine Aussicht hatte, Lucy zu sprechen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, ehe er den Arzt noch einmal gesprochen und von ihm genaue Auskunft über Johnnies augenblicklichen Zustand erhalten hatte.

Es dauerte eine halbe Stunde und mehr, ehe der Fremde wieder erschien. „Alles vorüber!" antwortete er mit einem Seufzer der Erleichterung auf Mr. Oldcastles fragende Bewegung. „Und es ist gut so! eine verlängerte Qual war das einzige, was uns noch zu hoffen blieb! — Wollen Sie so gefällig sein, Ihre Uhr mit der meinigen zu vergleichen? — danke schön! Einviertel nach sechs Uhr, — sie stimmen genau überein. So kann ich den Ort meiner Bestimmung noch erreichen, wenn ich mich sofort verabschiede! — Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, der Dame des Hauses meine Empfehlung zu machen, denn ich möchte mich nicht störend in ihren Schmerz drängen!" —

Mr. Oldcastle reichte dem jungen Manne zum Abschied die Hand. Dieser zögerte noch einen Augenblick, ehe er sich entfernte. „Wenn ich recht verstanden habe, so ist der Herr dieses Hauses abwesend, und Sie sind der geschäftliche Beistand der jungen Dame während seiner Abwesenheit?"

Mr. Oldcastle verbeugte sich.

„Ich muß gestehen," fuhr der junge Mann fort, daß ich der gestrigen Aufforderung der weinenden Wärterin nicht aus reiner Menschlichkeit oder aus ärztlichem Triebe gefolgt bin. Der Name, den sie mir nannte, erweckte in mir eine alte Erinnerung. Ich dachte, vielleicht eine Erkundigung einziehen zu können, — habe aber die Verhältnisse hier meinen Hoffnungen so ungünstig gefunden, daß ich nicht einmal eine Frage wagen konnte."

Mr. Oldcastle war in einem Augenblicke wieder der steife Geschäftsmann. Jede Nachfrage nach den Verhältnissen seiner Klientin stand in seinen Augen in Verbindung mit unbezahlten Rechnungen, Wechseln und Schuldverschreibungen, und ihre Lage machte alle Vorsicht nötig. Er antwortete im trockensten Ton: „Sie werden nicht erwarten, mein Herr, von mir über Angelegenheiten der Mrs. Manfred unterrichtet zu werden, die außer dem Bereich meiner geschäftlichen Befugnisse liegen!"

„O bitte, bitte!" lächelte der junge Mann trübe. „Nichts, was Ihr Geschäftsgewissen beschweren könnte! Aber wenn Sie mir eine Frage beantworten könnten, so würde ich nicht ein paar Tage lang umsonst in London zugebracht haben! Ist der Gemahl der Dame ein Engländer?"

„Ich weiß durchaus nichts Sicheres über seine Herkunft!" antwortete Mr. Oldcastle achselzuckend.

„Auch nicht über seinen jetzigen Aufenthaltsort?" fragte der junge Arzt gespannt.

„Ich könnte Ihnen darüber nichts mitteilen, selbst wenn ich dazu befugt wäre!"

„Die traurigen Verhältnisse unseres kurzen Zusammenseins haben mir nicht erlaubt, mich an die Dame selbst zu wenden!" sagte der junge Arzt seufzend. „Es scheint, daß ich wiederum einem Phantom nachgejagt bin!"

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Aufenthalt ihres Gatten auch Mrs. Manfred unbekannt ist, daß also auch eine Frage an diese keinen Erfolg in Aussicht stellen würde!"

„Also eine getäuschte Hoffnung mehr! Leben Sie wohl, mein Herr!"

Er verließ schnell das Zimmer, und Mr. Oldcastle sah ihn den Garten und das Thor zur Straße passieren. Kaum aber war er seinem Gesichtskreise entschwunden, als der alte Herr es bedauerte, nicht doch nach dem Grunde seiner Nachforschungen gefragt zu haben. Das Gerücht, das er früher einmal gehört, kam ihm plötzlich wieder zu Sinn, möglicherweise hatte er hier eine Gelegenheit verpaßt, über Charles Manfreds frühere Verbindungen Aufschluß zu erhalten. Was sollte ihm freilich für Vorteil daraus erwachsen? Sicher hatte derselbe Beweggrund ihn veranlaßt, seinem Vaterlande zu entfliehen, der ihn jetzt aus England vertrieben hatte! — Dennoch bedauerte Mr. Oldcastle, sich nicht wenigstens die Karte des Unbekannten erbeten zu haben. Doch war es jetzt zu spät, und er griff nach Hut und Stock und verließ Rosecottage, ohne Lucy vorher gesehen zu haben.

Als er über einen der nächsten Straßenübergänge schritt, fuhr eine Equipage dicht an ihm vorüber. Sobald er stillstand, um sie vorbei zu lassen, lehnte sich ein Frauenkopf aus dem offenen Fenster und winkte dem Kutscher zu halten.

„Harry Oldcastle! alter Freund!" rief die Dame mit so lauter Stimme, daß der alte Herr plötzlich aus seinem Sinnen aufgerüttelt wurde.

„Miß Danvers! um Gotteswillen, sind Sie vom Himmel gefallen?" rief der Advokat und wäre im nächsten Augenblick fast von einem Kabriolett umgefahren worden, das auf diese unzeremonielle Weise seinen Protest gegen einen Stillstand an der belebtesten Stelle der Straße zu erkennen gab.

„Kommen Sie herein!" rief die Dame, ergriff Mr. Oldcastle ohne Umstände am Arm und zog ihn zu sich auf den Wagensitz. „Wissen Sie, daß ich eben von Ihnen komme? In einer Angelegenheit, von der ich glaube, ich hätte klüger gethan meinem alten Kopfe nicht allzuviel zu trauen und früher zu Ihnen zu kommen! — Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mein neu erlangtes Vermögen so schnell als möglich wieder los zu werden! — Ich habe mich in London angekauft!"

„Angekauft? — Sie? — und ohne meine Vermittelung? — Miß Danvers, so oft ich auch schon beschlossen habe, über keine Ihrer Exzentrizitäten mehr zu erstaunen, Sie machen es mir immer von neuem schwer, meinem Entschlusse treu zu bleiben! — Angekauft! — und wo und wie?"

Miß Danvers rieb sich die Stirn in offenbarer Verlegenheit. „Angekauft, ja! Aber was schlimm ist, ich glaube, ich bin in eine Schlinge gefallen! Der Verkäufer scheint einer von Ihren geriebenen Londoner Spitzbuben gewesen zu sein, der sich aus der Schlinge gezogen hat, um mich hinein zu placieren! Aber lassen Sie mich Ihnen die Angelegenheit in einiger Ordnung auseinander setzen."

Der Wagen rasselte vorwärts; die Dame erzählte mit einer Stimme, die sich trotz allen Straßenlärms Gehör zu

verschaffen wußte. Mr. Oldcastle hörte zu, so gut er's vermochte, und die mancherlei Ausrufe des Erstaunens, die ihre Erzählung ihm entlockte, verhallten in dem Lärm der Riesenstadt.

V. Eine Freundin in der Not.

Lucy saß während dessen noch immer an der Wiege und blickte in halber Erstarrung auf die zarte kleine Gestalt, die ihr Alles gewesen war. Die Lippen, noch eben so schmerzlich verzogen, daß das Herz der Mutter sich in krampfhaftem Mitschmerz gewunden hatte, waren jetzt sanft geschlossen, als lächelten sie ihr das letzte Lebewohl zu. Die kleinen Händchen lagen mit leicht gerundeten Fingern, wie sie sie oft im Schlafe geküßt hatte. Die Starrheit des Todes hatte die zarten Glieder noch nicht gestreckt, aber langsam wich die Farbe des Lebens von der bleichen Stirn und machte der kalten Todesblässe Platz. Lucy weinte nicht, dazu war die Erschütterung ihrer Seele zu groß, zu übermächtig. Sie hatte noch niemals an einem Totenbette gestanden und die Nähe des Todes hat immer etwas Erhebendes, Heiligendes bei all ihrer Furchtbarkeit. Sie saß mit gefalteten Händen und ihre Seele folgte dem Liebling in die Unendlichkeit nach.

Mehrmals hatte die Wärterin bereits mit von Thränen fast erstickter Stimme versucht, ihre junge Herrin zu erinnern, was sie sich selbst schuldig sei. Denn Lucy hatte Tag und Nacht an der Wiege zugebracht, ohne auf die Bedürfnisse ihres Körpers Rücksicht zu nehmen. Mit Recht fürchtete die Wärterin, daß ein Zusammenbrechen die Folge der rücksichtslosen Anspannung sein werde. Aber der Abend brach herein, und noch immer hatte sie sich nicht bewegen lassen, die Nähe der kleinen Leiche zu verlassen.

Weinend ging die treue Frau hinunter ins Wohnzimmer, um für ein warmes Feuer zu sorgen und die notwendigen Erfrischungen für ihre Herrin bereiten zu lassen. Als sie eintreten wollte, fand sie das Feuer bereits hell brennend und in einem Sessel, der dicht vor den Kamin geschoben war, eine ihr völlig unbekannte Dame sitzend, die ihren Mantel und Hut ohne Umstände abgeworfen hatte, die Füße in höchst ungenierter Weise gegen den Kaminsims stützte und mit übereinandergelegten Armen in die Kohlenglut schaute.

Die Wärterin blieb, den Thürgriff in der Hand, vor Erstaunen auf der Schwelle des Zimmers stehen. Die Dame, ohne ihre Stellung zu ändern, wendete den Kopf nach ihr herum und fragte mit unwilliger Stimme: „Nun, was hat die Frau? Bin ich ein Stück aus einer Schaubude, daß sie so in Erstaunen gerät bei meinem Anblick?"

„Madame", stammelte die erschrockene Amme — aber die Dame ließ sie nicht ausreden, sondern schnitt ihr das Wort ab mit der Frage: „Sparen Sie sich alle Entschuldigungen und sagen Sie mir sogleich, wie sich Mrs. Manfred befindet?"

„O Madame, Mrs. Manfred kann heute keinen Besuch annehmen! — Sie wissen wahrscheinlich nicht —"

„Woher wissen Sie, daß ich „Besuch" bin?" fragte die Dame ganz unbeirrt. Wo ist Mrs. Manfred?"

„Mrs. Manfred ist im Kinderzimmer, aber —"

„Zeigen Sie mir das Kinderzimmer!" sagte die Fremde und erhob sich. Sie war groß und ihre Gesichtszüge hätte man schön nennen können, wenn sie nicht allzu männlich gewesen wären. Ihr dichtes graues Haar war unter einer Haube fast verborgen, nur vorn an der Stirn war es um Lockenwickel gewunden, die rechts und links mit einer Art von Trotz vom Kopfe abstanden und ihr ein auffälliges Ansehen gaben, fast, als hätte sie sich mit kleinen Hörnern geziert. Ihre dunkle Kleidung zeigte eine völlige Schmucklosigkeit und eine auffallende Abwesenheit jeder Rücksicht auf modische Eleganz.

Die Wärterin gehorchte der Aufforderung mit Widerstreben und die Fremde folgte ihr die Treppe hinauf. Als die Wärterin die Thür des Kinderzimmers öffnete, blieb ihre Begleiterin stehen. Es war bereits zu dunkel, als daß sie die Züge derselben hätte beobachten können, aber ein Etwas in ihrer Stellung, ihren Bewegungen erfüllte sie mit der Zuversicht, daß sie keinen unbesonnenen Schritt durch ihre Einlassung gethan habe.

Lucy saß noch immer am Bettchen und ihre warme Wange berührte die kleine kalte Hand. Sie hatte die Hände gefaltet und die Augen geschlossen, und nur ihr schnelles Atmen verriet, daß in einem der beiden Gesichter, die so still nebeneinander lagen, noch Leben vorhanden war.

Mit leisem Schritt näherte sich die Fremde der Gruppe. Eine Weile stand sie still betrachtend davor, dann sah die Wärterin, wie sie sich die Thränen aus den Augen wischte und ihre Hand sanft auf die Schulter der jungen Mutter legte.

„Lucy!" sagte sie leise.

Die Angeredete fuhr auf wie aus einem Traume. Dann schaute sie einen Augenblick in das über sie gebeugte Gesicht und brach in Thränen aus. Die Fremde ließ sie weinen und verriet ihre Anwesenheit nur durch eine leise Berührung ihres reichen, braunen Haares oder ihrer willenlos daliegenden Hand.

„Nun, Lucy, komm! Komm mit mir, Kind! Hier ist kein Platz für dich!"

Willig erhob sich Lucy, aber sie schwankte und ein leichter Frost schüttelte ihre Glieder. Miß Danvers gab der Wärterin ein Zeichen und beide führten die Halbbetäubte in ihr eigenes behagliches Schlafzimmer. Miß Danvers hieß sie niedersetzen und Lucy weigerte sich nicht, wenigstens den Versuch zu machen, einige erwärmende Nahrung zu sich zu nehmen; dann verlangte sie selbst, sich niederzulegen. Bald lag sie in den weißen Kissen, die Vorhänge so weit zurückgeschoben, daß sie die Gestalt der Miß Danvers vor dem Kaminfeuer sitzen sehen konnte, die es sich in ihrer beliebten Stellung bequem gemacht hatte und, die Füße auf den Kaminsims gestützt, den Thee und das Butterbrot verzehrte, das ihr von der Wärterin gebracht worden war.

Lucy lag mit weitgeöffneten Augen und hörte nach und nach auf, sich ihrer Lage bewußt zu sein. Die Gestalten, die sich vor dem Bette und am Kamin bewegten, nahmen mehr und mehr die schattenhaften Umrisse von Traumgestalten an. Die Anwesenheit der alten Freundin ihrer Mutter, die sie seit Jahren nicht gesehen hatte, die für sie das einzige Band der Erinnerung an die so früh Verlorene war, schien ihr nicht aufzufallen, denn sie machte keine Bemerkung der Verwunderung darüber und that keine Frage, die darauf Bezug hatte. Das Feuer flackerte und sie sah es wie durch einen Nebel; sie schüttelte sich im Frost, aber sie hatte nicht das Bewußtsein einer schmerzhaften Empfindung. Nach und nach legte sich eine Wolke um ihre Sinne und dem Zustand einer traumhaften Unempfindlichkeit folgte der einer völligen Bewußtlosigkeit.

Miß Danvers blieb am Feuer sitzen und ihre Anwesenheit gereichte die Wärterin zum größten Trost. Ohne Umstände übernahm sie das Regiment im Hause und ohne Umstände fügte sich die verlassene Dienerschaft ihren Anordnungen. Alle besonderen Maßregeln, wozu der Diener vor allem die Auffindung und Herbeirufung des abwesenden Hausherrn rechnete, verschob sie bis zum nächsten Morgen, wo Mr. Oldcastle sich einfinden und alle nötigen Arrangements treffen werde. Sie ordnete die übliche Leichenwache und sie selbst übernahm es, bei Lucy zu bleiben. Die klare und bestimmte Art ihres Auftretens überzeugte die Leute davon, daß sie es gewohnt war, zu befehlen und ihren energischen Willen auch durchzusetzen, und sie fühlten die Wohlthaten einer verständigen Leitung und fügten sich willig in alles, was sie anordnete.

Wer aber war Miß Danvers, und woher kam sie? Diese Frage wurde eifrig am Küchenfeuer ventiliert. Die Wärterin und Jane fühlten sich geneigt, an eine ausdrückliche Himmelssendung zu glauben, James und William aber konnten sich himmlische Sendboten nicht mit Haarwickeln, einem soldatischen Schritt und einer entschiedenen Neigung zu unparlamentarischer Behandlungsweise der Mitwelt vorstellen. Indessen kamen sie alle darin überein, daß in diesem Augenblicke Miß Danvers für ihre arme Herrin die Stelle eines Himmelsboten übernommen habe und daß sie trotz offenbar vorhandener Exzentrizitäten eine echte „Lady" sei.

Miß Danvers war die Tochter eines Arztes und mit Lucys Mutter zusammen erzogen worden. Bis zu ihrem Tode

war sie mit ihr durch eine enge Freundschaft verbunden gewesen. Aus ihrer gemeinschaftlichen Jugendzeit stammte auch ihre Bekanntschaft mit Mr. Oldcastle, dessen Liebe zu ihrer schönen Freundin sie erraten und für den sie sich von jener Zeit her eine warme schwesterliche Teilnahme bewahrt hatte. Sie besaß ein unabhängiges Vermögen, das durch Mr. Oldcastles Bemühungen so gut angelegt war, daß es ihr erlaubte, in einem kleinen ländlichen Besitztum nahe der Seeküste eingezogen, aber sorgenfrei zu leben. Sie hatte Lucy zuweilen in der Pension besucht und war in ihrem Gedächtnis mit einer langen Reihe von Zuckertüten, Puppen und Spielschachteln unauflöslich verbunden. Mehrmals hatte die Kleine bei ihrer alten Freundin die Sommerferien zugebracht, und die Erinnerung an die Bucht mit den langsam daherrollenden Meereswogen, an das geheimnisvolle Rauschen, das ihr alle die wundervollen Sagen von den bald emporschwebenden, bald wieder niedertauchenden Meergreisen und Seenixen so nahe brachte, an das tagelange süße Nichtsthun im warmen Sande, wo sie mit den Fischerkindern nach bunten Muscheln suchte und sich von ihnen die wunderbaren Abenteuer ihrer Väter und Brüder erzählen ließ, gehörte zu den süßesten Erinnerungen des heranwachsenden Mädchens. Als dann später Miß Danvers von Lucys früher Verheiratung — Verkuppelung, wie sie es in ihrem Zorne nannte — durch deren Vater in Kenntnis gesetzt worden war, hatte sich diese schmerzlich berührt gefühlt, kein Zeichen der Teilnahme von ihrer alten Freundin zu erhalten. Miß Danvers aber, die jede Verheiratung als eine traurige Verirrung der menschlichen Natur ansah und jede Frau als ein bedauernswertes Opfer männlicher Willkür betrachtete, hatte seitdem nie etwas von sich hören lassen.

Erst kürzlich war sie ganz unerwartet durch Erbschaft in den Besitz bedeutenderer Mittel getreten und hatte beschlossen, ihren Wohnsitz in die Umgebung von London zu verlegen, wo ihr die Nähe von Freunden und entfernteren Familiengliedern für ihre alten Tage wünschenswert erschien. In einer der kleinen Villen in einer Londoner Vorstadt, die, vom Straßenverkehr durch Gärten getrennt und durch hohe Gitter und Rosenhecken den Blicken der Außenwelt entzogen, dem Bewohner eine fast ländliche Abgeschlossenheit gestatten, konnte sie ebenso zurückgezogen und doch viel bequemer leben, als in Seagrove. So war sie durch einen Verwandten zum Ankauf von Rosecottage bewogen worden, der, selbst ohne Ahnung, in wie mißliche Verhältnisse er sie versetzte, seinem Bekannten, Mr. Charles Manfred, einen Dienst zu leisten gedachte. Durch allerhand Gerüchte beunruhigt, die ihr später zu Ohren kamen, beschloß sie, Mr. Oldcastle aufzusuchen, und erfuhr durch diesen, daß ihr Geschick sie von neuem mit ihrer früheren Schutzbefohlenen in Verbindung brachte.

Es gewährte ihr trotz gleichzeitigen herzlichen Bedauerns doch eine Art Genugthuung, daß ihre traurigen Ahnungen sich erfüllt und daß Lucy das Opfer eines leichtsinnig gewählten Gatten geworden war, als Mr. Oldcastle ihr Lucys trauriges Geschick erzählte. „Ich wußte von Anfang, wie es kommen mußte, Mr. Oldcastle", sagte sie mit einem Blick in weite Ferne, so weit man die gegenüberliegende Wand einer Droschke mit diesem Namen belegen kann, und sie würde fortgefahren haben, ihre Ansichten über Eheglück auseinanderzusetzen, wenn nicht in diesem Augenblicke das Cab zum Stillstand gekommen wäre vor dem Hotel, in welchem Miß Danvers zur Zeit residierte. Mr. Oldcastle eilte sich zu verabschieden und drückte nur noch die Bitte aus, daß sie sich nach seiner verlassenen Klientin umsehen möge.

„Gewiß, gewiß!" sagte sie bereitwillig. „Ich werde das arme Ding aufsuchen!"

Und so war Miß Danvers in Rosecottage erschienen und hatte die Zügel der Regierung sofort in die Hand genommen.

Der nächste Morgen fand Lucy in heftigem Fieber. Mr. Oldcastle fand sich frühzeitig ein, und Miß Danvers verließ, nachdem sie ihren Platz an der Seite der Kranken der Wärterin abgetreten hatte, das Krankenzimmer, um mit ihm zu konferieren. Er teilte seiner alten Freundin mit, was er Lucy bereits am vergangenen Tage schonend hatte mitteilen wollen, daß er einen völligen Ruin für unabwendbar halte. Je eher Lucy das Haus verlassen konnte, je besser war es für sie, denn sie entging dadurch den peinlichen Szenen, die die kommenden Wochen ihr unabwendlich bringen mußten, wenn sie genötigt war, der Auflösung ihres Hausstandes, der Zerstreuung ihres Hausrates, all der kleinen und großen Dinge, die sich unmerklich durch Erinnerung und Gewöhnung an das menschliche Herz hängen, Zeuge zu sein. Zwar hatte Miß Danvers das Haus gekauft, aber die vorherige Verpfändung desselben machte ihren Besitz zu einem illusorischen. Es war zwar vorauszusehen, daß die gewissenlosen Agenten, die es sich stets angelegen sein ließen, einen gewissen Anstand zu bewahren, keine Schritte vor der Beerdigung des Kindes thun würden; aber für später hinaus wagte Mr. Oldcastle keine Garantie zu übernehmen.

Miß Danvers faßte ihren Entschluß mit ihrem gewöhnlichen praktischen Blick. „Die Kranke kann jetzt nicht fortgeschafft werden", sagte sie entschieden, „ohne die äußerste Gefahr, ganz abgesehen davon, daß es schwer sein würde, ein passendes Asyl zu finden. Ich weiß, was Sie sagen wollen, Mr. Oldcastle, aber bemühen Sie sich nicht, mir Ihre Pläne auseinanderzusetzen, die naturgemäß so unpraktisch sind, wie die aller Männer! Es ist liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns in Ihr Quartier nehmen wollen, — uns, denn es versteht sich, daß ich fürs erste mit der Kranken zusammengehöre! — aber davon kann nicht die Rede sein. Sie würde mir in der heißen Luft inmitten der Stadt vollends ersticken! Begeben Sie sich sofort zu den Herren Bradshow, verabreden Sie einen Mietzins für die nächsten drei Monate — bewilligen Sie jede vernünftige Forderung. Und stellen Sie den Herren, wenn sie Schwierigkeiten machen sollten, meinen Besuch in Aussicht. Ich, Emily Danvers, werde in diesem Falle das Vergnügen haben, den Herren meine Ansicht über gewisse Dinge auseinanderzusetzen!

„Um Himmelswillen, Miß Danvers! Stellen Sie uns nicht noch Injurienprozesse in Aussicht! — Ihr Vorschlag ist so vernünftig, daß ich mich anheischig mache, ihn sofort ins Werk zu setzen!"

Lucy lag währenddessen in einem Zustande, der ihr die Teilnahme an all den traurigen Ereignissen der folgenden Wochen ersparte. Der Arzt fand am nächsten Morgen ein völlig entwickeltes nervöses Fieber vor. Sie sah und hörte nichts von allem, was um sie her vorging; die kleine Leiche ward bestattet, die Dienerschaft mit Ausnahme der Wärterin und eines Hausmädchens entlassen, ohne daß sie den mindesten Anteil daran hätte nehmen können. Miß Danvers blieb ihre aufopfernde Pflegerin, die sich kaum die notwendigste Ruhe und Erholung gönnte. Tag für Tag erschien Mr. Oldcastle, um sich nach dem Ergehen der Kranken zu erkundigen. Tag für Tag empfing ihn Miß Danvers zur bestimmten Zeit, um ihm dieselbe Auskunft zu geben. So vergingen Wochen, und der Frühling kam ins Land. Die Rosen, die Rosecottage den Namen gegeben hatten, begannen ihre Ranken mit zarten Blättern zu bekleiden und in die offenen Fenster hineinzunicken.

Winterlicher Waldhof, von C. Schön.

Im Frühling. Gemalt von L. Knaus. Nach dem Stich von V. E. Willmann, mit Bewilligung des Eigentümers und Verlegers P. Kaeser in München.

Da kam eines Tages Mr. Oldcastle mit gerötetem Gesicht und in offenbarer Erregung früher als zu seiner gewöhnlichen Zeit, um nach dem Befinden der Patientin zu fragen, in welchem seit einigen Tagen eine entschiedene Wendung zur Besserung eingetreten war. Miß Danvers war noch nicht im Salon, aber gleich darauf hörte er ihren männlichen Tritt auf der Treppe und sah seine alte Freundin im vollen Schmuck ihrer Haarwickel und einer sehr steifen Haube eintreten.

„Nun, was ist's?" frug sie, ohne sich zu einer Begrüßung die Zeit zu nehmen. „Was haben Sie, Mann? Sie sehen aus, als hätten Sie Gespenster gesehen."

Mr. Oldcastle legte ein Zeitungsblatt in ihre Hand und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle in demselben. Es war ein Bericht aus San Jago de Cuba und lautete so: „Der gestern eingelaufene portugiesische Dampfer „Cronos" führt eine Anzahl Schiffsleute des englischen Westindienfahrers „Melanie" an Bord. Dieselben sagen aus, daß ihr Schiff in den Nachmittagsstunden des 26. Februar in der Nähe der spanischen Küste mit einem unbekannten Dampfer zusammengestoßen und plötzlich gesunken sei. Leider sind die hier ausgeschifften zweiundzwanzig Personen, die von der „Cronos", die einige Stunden später die Stelle passierte, an Schiffstrümmern hängend aufgefunden wurden, die einzigen Überlebenden, da die Katastrophe mit solcher Plötzlichkeit eintrat, daß die Boote nicht ausgesetzt werden konnten, und da die Passagiere sich des Nebels wegen fast ausnahmslos in der Kajütte befanden."

Die Namen der Geretteten folgten. Ein Mr. Roberts aus Birmingham und einige Landleute waren die einzigen Passagiere darunter; Charles Manfred war unter den Untergegangenen.

Miß Danvers hob die Arme zum Himmel. „Gottlob!" rief sie, „so trägt die Erde einen Schurken weniger, und mein armes Kind hat nicht mehr einen Mann zu fürchten, der jeden Tag zurückkehren konnte, um sie von neuem elend zu machen!"

„Sie sind sehr hart, Miß Danvers", sagte Mr. Oldcastle.

„Ja", erwiderte sie mit einem Seufzer aus tiefster Brust. „Sie haben recht, ich war hart!" und sie legte beide Hände vor's Gesicht und sank in den hinter ihr stehenden Sessel.

Eine Weile schwiegen beide, jedes bemüht, seiner Bewegung Herr zu werden. Dann sagte Mr. Oldcastle: „Die Strafe war schwer, wie das Verbrechen schwer war. Sie wird ihm verzeihen."

„Und wir wollen bitten: Führe uns nicht in Versuchung!" schloß Miß Danvers. (Fortsetzung folgt.)

Auf See.

Aus dem Tagebuche eines Seemanns.

Ich denke, daß erst derjenige, der übers Meer gefahren ist, mit Recht sagen kann, er sei draußen gewesen. Man mag zu Lande reisen so weit man will, immer ist man gewissermaßen zuhause, denn Berge und Wälder und mindestens ein scharf begrenzter Horizont schließen uns immer in vertraute Wände ein. Aber zur See ist es anders. Da ist das Dach abgerissen, da sind alle Wände niedergelegt, da schwimmst du auf der Erde nacktem Rücken, und nichts ist mehr zwischen dir und der Unendlichkeit. Alle deine Wegzeichen und Reisemerkmale sind himmlischer Art, die Sterne leiten dich und die Erde ist für dich verschwunden, kein Horizont umfängt dich mehr, sondern du wirst von einer unübersehbaren, kalten, glänzenden, blauschwarzen Flüssigkeit getragen, die nur eine dichtere Form des Weltäthers zu sein scheint, der dich umwogt. Es ist ein höchst eigentümliches Gefühl, von der Welt gleichsam losgelöst zu sein, jeden Maßstab für Gestalt, Größe, Entfernung verloren zu haben und das Universum als einen Zirkel zu erblicken, der zu gleicher Zeit unendlich klein und unendlich groß ist. Das erst nenne ich draußen sein und das Haus verlassen haben.

Sehr lebhaft hatte ich diesen Eindruck auf meiner letzten Reise, wo ich mit dem Klipper Catskill den Stillen Ozean durchmaß. Wir hatten die Philippinen verlassen und kreuzten die Celebes-See in der Richtung auf die Straits von Macassar mit dem letzten der Südwestmonsune, als sich eine Reihe von Seebildern in den Zeitraum weniger Tage zusammendrängte, die ich so leicht nicht wieder vergessen werde.

Es war an einem Sonntage, als der Himmel voller Wolken hing, so daß wir wie in einem Sacke saßen und nicht von einem Bord zum andern blicken konnten. Ich war auf Deck und betrachtete den Regen, der in das Meer platschte. Es schien mir eine Art von Spötterei in der Natur zu sein, denn welchen Nutzen konnte wohl der Ozean davon haben, daß er angefeuchtet wurde gleich einem Acker oder einer Wiese oder einem Walde? Aber reichlich und emsig senkten sich stundenlang die dichten Regenfäden auf die Wogen nieder, bis endlich gegen Abend die Wolken sich zerteilten und der Himmel völlig klar wurde. Die See wurde still und hell wie Glas, im Osten lagerte ein Wolkengebirge, dessen Gipfel im Schein der Abendsonne wunderbar leuchteten und einen breiten, rotgoldenen Pfad auf das Wasser malten. Je mehr die Sonne sank, desto heller schienen die Bergspitzen zu glühen, indem nun die Wolkenmassen unten dunkler wurden und einander mit blauen Schatten zudeckten. Ich blieb noch lange oben, um das zauberische Schauspiel zu genießen, und erst als völlige Nacht eingetreten war und die Sterne hell funkelten, begab ich mich zur Ruhe nach unten. Es fiel mir auf, als ich das Deck verließ, daß der Wind nur noch sehr schwach war. Während das Schiff auf den langhin rollenden Wellen des Pacific vorwärts schwankte, verloren die Segel ihre schneeige Schwellung und schlugen klatschend an die Raaen und Spiere, die Refftaljen rasselten, die Masten krachten, und die Segelstangen stießen unbehaglich an die Brassen. Das ganze Schiff hatte eine rappelnde, ungleiche, lockere Bewegung, rollte schwerfällig und gab kurze Stöße mit dem Kiel gegen die Wogen. Es war sehr heiß. Obwohl es fast den ganzen Tag geregnet hatte, waren die hellen Abendstunden genügend gewesen, die Schiffsplanken so zu erhitzen, daß ich die Glut durch die Schuhsohlen hindurch fühlte. Ringsum blitzte das Sternenlicht aus Myriaden kleiner Wasserwirbel wie aus Spiegeln zurück. Ich ging in meine Kabine und fiel bald in Schlaf.

Ich ward erweckt durch den Hochbootsmann, der seinen Kopf durch die Thür steckte und eilig rief: „Alle Mann reffen die Segel, Herr James! Eine Wasserhose windwärts!"

Ich sprang auf, zog rasch die wenigen Kleidungsstücke an, die in jenen Breitengraden notwendig sind, und eilte auf Deck. Welch ein Anblick! Leewärts waren Himmel, Luft und Wasser wie vorhin heiß, still und glitzernd, aber windwärts stand eine ungeheure schwarze Wolke, welche von Sekunde zu Sekunde gleich einem Leuchtturme glühend aufzuckte. Sie kam schnell näher und bald ward der Donner, welcher den Blitzen folgte, lang über das Meer hinziehend, Schlag auf Schlag so erschütternd, daß er uns beinahe betäubte, während das Schiff gleich einem Blatt im Winde zitterte. Nun zerrissen die unteren Ränder der Wolke in weiße, flatternde Zipfel, die von einem Wirbel umhergejagt wurden, während ich inmitten der Masse eine ungeheure Wassersäule erblickte, die vom Meere zum Himmel aufragte und den Dom der schwarzen Wolke zu tragen schien. Um die Basis der Säule herum tobte die See als ob sie kochte, und stieg und fiel in tumultuierenden Wellen, deren Gipfel gleich weißem Dampf vom Winde umhergepeitscht wurden. Die Säule kam gerade auf uns zu, und es schien keine Flucht möglich zu sein, ihr Gebrüll klang schon wie das Getöse eines großen Katarakts in unsern Ohren. Der Kapitän redete mich an, zeigte auf das Takelwerk, wo die gesamte Mannschaft mit fieberhaftem Eifer arbeitete, und sagte mir: „Herr James, wollen Sie das Geschütz bedienen?" Ich verstand ihn, ging zu der Signalkanone, welche verlassen dastand, und richtete sie auf die Wasserhose. Vielleicht gelang es, sie mit der Kugel zu zerschießen. Aber der Schuß ging fehl, und ein Verzweiflungsschrei ertönte aus dem Takelwerk, wo man mit dem Blick von Leuten in Todesgefahr das Rikoschettieren des Geschosses verfolgt hatte.

„Laden Sie wieder! Um Gotteswillen, laden Sie!“ rief es. Ich lud und schoß, und dieses Mal fuhr der eiserne Ball klatschend durch die Wassersäule, aber mit nicht mehr Wirkung, als ob das Geschütz ein Kinderspielzeug gewesen wäre. Und nun war keine Zeit mehr für einen neuen Schuß. Das Schiff wankte und bebte unter dem Druck des Windes, und die Mannschaft glitt in voller Hast aus dem Takelwerk herab. Jetzt lag das Schiff unter dem Angriff des Sturmes auf der Seite, wie ein besiegter Ringer, dem der Gegner das Knie auf die Brust setzt, und in der nächsten Sekunde begann die schwarze Wolke um uns herum zu kreisen. Plötzlich schwoll das halbgereffte Topsegel wie ein Ballon an und zog mit unbegreiflicher Gewalt das Schiff durch die schäumenden Wogen hin, als ob es unter vollen Segeln ginge. Diese Bewegung rettete uns, so daß wir nicht die volle Wucht der nun herangekommenen Wassersäule zu tragen bekamen, was zweifellos das Ende des Schiffes und unser aller gewesen wäre. Dennoch war der Ansturm hart genug. Mitten in der Fahrt faßte uns ein Teil der Basis der furchtbaren Säule. Das schwere Schiffsgebäude zitterte wie der von der Harpune getroffene Walfisch und tanzte wie ein Korb auf den sprudelnden Wellen. Die Masten bogen sich wie Peitschen und zersplitterten dann mit lautem Krachen, große Fetzen Segeltuchs wurden von den Raaen gerissen und flatterten davon gleich erschreckten Geistern, die ihre langen Arme in der Dunkelheit schwenkten. Mit einem Brüllen und Heulen wie von tausend Dämonen, unter dem Knacken und Splittern von Hölzern, dem Zerreißen der Taue und dem Ächzen der Schiffsplanken stürzte ein unwiderstehlicher Wasserfall auf das Deck nieder, so daß mir war, als ob ich unter dem Niagara stände. Er preßte mich gegen den Radkasten und hielt mich dort wie in einer Schraube fest. Kleider und Schuhe wurden mir vom Leibe gerissen und ich wurde so zusammengedrückt, daß mir die Augen aus dem Kopfe traten und daß ich dachte, ich würde von einem fallenden Mast zerquetscht.

Ein Augenblick totenähnlicher Stille folgte auf das Getöse, und dann fiel ein Regen herab, nicht in Tropfen, sondern in soliden Güssen, der uns auf das Deck niederwarf, unsere Augen, unsern Mund und unsere Nase erfüllte und uns beinahe ertränkte. Als ich mich ein wenig erholt hatte und als es mir geglückt war, wieder Atem zu schöpfen und mich aufzurichten, da sah ich, anstatt des schmucken Klippers von einer halben Stunde zuvor, dessen graziöser Bau und luftige Spieren den Catskill überall, wohin er kam, zum elegantesten Schiffe im Hafen gemacht hatten, nur ein elendes Wrack ohne jede Ähnlichkeit mit der früheren Schönheit. Nur einige Haufen Trümmerwerk, zwischen denen Leichen eingeklemmt waren, lagen noch auf Deck, aber Masten, Raaen, Segel, Schanzbekleidung — alles war fort. Ich suchte umher, verwundete, blutende Männer suchten mit mir: der Kapitän, der Steuermann, der Hochbootsmann waren verschwunden, von fünfundzwanzig Mann Besatzung waren nur noch elf vorhanden, und von diesen waren sechs schwer verletzt.

Wir Gesunden suchten nach dem Medizinkasten, verbanden und pflegten die Verwundeten und machten uns alsdann daran, das Schiff ebenfalls als einen verwundeten Körper zu behandeln. Mit unendlicher Mühe richteten wir die Querstange eines Leesegels als Notmast auf und befestigten ein altes Beilegesegel daran. So gelang es uns, dem Schiffe Fahrt zu geben und es vor dem Winde zu halten, so daß die Gewalt des Rollens auf den unruhigen Wogen vermindert wurde. Es kostete unendliche Mühe, mit so wenig Händen alle die Arbeit zu verrichten, die notwendig war, uns weiter zu helfen, denn die Verwüstung war groß. Wir begruben die Leichen in der See, und ich sah voll Schmerz den zerschmetterten Körper des kleinen Ben, des Sohnes des Kapitäns, der so sehr gebeten hatte, die Reise mitmachen und an den Gefahren des Berufes seines Vaters teilnehmen zu dürfen.

Inzwischen ward die See wieder ruhig, Himmel und Wasser nahmen einen friedlichen, unschuldigen Charakter an, und wenn ich nicht durch die Erlebnisse der vergangenen Stunden erschüttert worden wäre, so hätte ich mich wohl des herrlichen Anblicks freuen können. Die See war wie Gold, von glänzenden Strahlen durchglüht, und das Wrack schwamm in einem Meer von Licht. Aber zu den Schrecken der Erinnerung gesellte sich jetzt die Furcht vor neuem Unheil. Das Schiff fing an, schwer und unbehilflich durch die Gewässer zu stampfen, und von unten drang ein Gurgeln und unregelmäßiges Dröhnen auf Deck herauf, das uns besorgt machte. Es zeigte sich, daß ein Leck im Boden war, durch welches das Wasser langsam anstieg, um mit der Ladung zu spielen. Die Fässer und Ballen im Schiffsraum schwammen und wurden hin und her getrieben, sodaß sie gegen die Wände stießen. Wir mußten an die Pumpen, und selbst die Verwundeten mußten mit Hand anlegen, so gut es gehen wollte.

Aber noch hatte unsere Not nicht den Gipfel erreicht. Nach vielstündiger Arbeit, während der Tag und eine neue Nacht vorübergingen und wir uns beim guten Erfolg des Pumpens der Hoffnung hingaben, doch noch Kap Rivers auf Celebes erreichen zu können, fiel mir die Stille der Natur unheimlich auf. Ich sah nach dem Barometer und fand in seinem Stande die nicht mißzuverstehende Ankündigung des Fluches der chinesischen Seen, des Teifun. Ich teilte den Leuten meine Beobachtung mit, und wir verteilten unsere Kräfte, indem einige Männer an den Pumpen blieben, die andern sich bemühten, mit besonderen Hölzern und Tauen unser erbärmliches Takelwerk nach Möglichkeit zu stützen und zu befestigen. So ging der Tag vorüber und gegen Abend fing der schwache Wind an sich zu verstärken und zu einer frischen Brise anzuschwellen. Er trieb das Schiff munter vorwärts, aber je mehr die Nacht vorschritt, desto heftiger wurde er, und er ging weit über das Maß des von uns Gewünschten hinaus. Dazu stellte sich ein blendendes Blitzen ohne Donner ein, und einzelne Güsse von Regen und Hagel trafen uns gleich Peitschenhieben. Nicht lange dauerte es, so fing die See an, schwer zu gehen und mit hohlem Tone riesige Wasserberge aufzubäumen. Eine Welle nach der andern spülte über Deck hin, während das Schiff sich einem tollen Büffel gleich durch das Wasser hin wühlte und ganz wie ein lebendes Wesen ächzte und stöhnte. Das arme Wrack schwankte vorwärts und rückwärts von Woge zu Woge und rollte und stampfte, daß unser Gehirn zu kreisen anfing. Wenn ich an jene donnernden Schläge der Wellen, an das Heulen des Sturmes, das Rauschen des Wassers im Schiffsraum, das Poltern der Ladung und das uns umzuckende Blitzen zurückdenke, so wundere ich mich, daß unsere Vernunft standhielt. Aber wir besprachen alle Maßregeln, die wir treffen müßten, und alle Chancen unserer Rettung ganz kalt und logisch und waren thätig, als ob wir gewußt hätten, es werde alles gut werden.

Als der Morgen dämmerte, erblickten wir einen grauen, kalten, trostlosen Himmel, der mit fliegenden Regenwolken bedeckt war, während die Luft über dem Meere mit tanzenden Schaumflocken spielte. Die eiligen Tropfen und Hagelkörner und Schaumspritzer trafen unsere Hände und unser Gesicht wie Nadeln und machten uns blind, sobald wir windwärts zu blicken versuchten. Es wurde mir nach dem Stande unseres Schiffes, nach der Art unserer Bewegung und der Eigentümlichkeit des Windes klar, daß wir im Radius eines Cyklon waren, der die südliche Hälfte des Kompasses umkreiste und sicherlich alles zerstören würde, was in seinen Wirbel gelangte. Da kam gegen Mittag ein Mann vom Takelwerk herabgeklettert, näherte seinen Mund meinem Ohr und schrie durch die hohle Hand: „Segel an Backbord, Herr James!“ Ich stieg mit ihm hinauf und entdeckte durch den treibenden Gischt hindurch ein großes Schiff, unter Sturmsegeln und im Kampf mit der See. Wir brachten mit großer Mühe ein Notsignal an die Spitze unseres Mastes und beobachteten mit atemloser Spannung dessen Wirkung. Wir lagen sehr niedrig im Wasser, und es war zweifelhaft, ob man uns entdecken würde. Aber das Schiff kam näher und voll Freude sahen wir seine graziösen Bewegungen. Denn obwohl ihm die Wellen über Deck spülten und seine Masten sich oft bis dicht über die Oberfläche des Wassers bogen, so zeigte sein gefälliger Schwung, indem

es über Berg und Thal glitt, doch eine völlig gute Verfassung an. So kam es bis auf eine Viertelmeile heran, und wir erkannten die deutsche Flagge. Gleich darauf bemerkten wir Bewegung an Bord und sahen, daß das Leeboot herabgelassen wurde. Nun fiel es uns schwer aufs Herz, daß wir das Notsignal gegeben hatten, denn welche andere Folge konnte dies haben, als daß die wackern Burschen in dem Boote zu Grunde gingen? Kein Boot konnte in einer so furchtbaren See auch nur eine Minute lang fahren.

Aber bald zeigte sich, daß wir die Kraft und Geschicklichkeit der deutschen Seeleute unterschätzt hatten. Wir hielten den Atem an, als wir die Nußschale auf der Spitze einer Welle schweben und dann hinabfahren sahen in ein Thal, wo sie unsern Augen entschwand. Aber wieder tauchte sie auf, und es war ein prachtvoller Anblick, wie die sechs Öljacken im Boot stramm dasaßen und ihr Schiffchen köpflings auf unser Wrack zujagen ließen. Sie waren da, und sie brachten uns Rettung. Das Boot war, was ich noch niemals bei einem Kauffahrer gesehen hatte, ein eisernes Rettungsboot, nach dem Modell der Walfischboote gebaut, und höchst wacker ward es geführt. Nach halbstündiger Arbeit waren wir an Bord des guten Schiffes „Bismarck“ und dankten Gott. Robert James.

Die Externsteine.

Wenn man von der Grotenburg aus die Abhänge des teutoburger Waldes in südöstlicher Richtung durchwandert, erreicht man nach zwei Stunden die seltsame Felsengruppe der Extern- oder Eggestersteine, fünf in einer Reihe stehende, schroff und nackt gleich Riesensäulen aus dem Waldgebirge emporsteigende Sandsteinspitzen von dreißig bis vierzig Meter Höhe. Mehr noch als durch die an sich schon höchst auffallenden Gebilde der Natur wird die Aufmerksamkeit des Beschauers gefesselt durch ein in seiner Art einziges Bildwerk, welches sich an dem breitesten dieser Felsen neben dem Eingange einer dort eingehauenen und im Jahre 1115 als Kapelle des heiligen Grabes geweihten Grotte befindet. Es ist eine aus dem lebendigen Stein in ziemlich hohem Relief herausgemeißelte Darstellung von Sündenfall und Erlösung in lebensgroßen Figuren.

Die bei den alten Kulturvölkern des Ostens, bei Ägyptern, Westasiaten, Persern und Indiern vor Jahrtausenden beliebt gewesene, von den sassanidischen Neupersern und den Indern noch im Mittelalter ausgeübte Kunstsitte, Heiligtümer und Grüfte in Felsen auszuhauen und die Felswände selbst zu bildlichen Darstellungen zu benutzen, erscheint hier in einem ganz vereinzelten Beispiele im christlichen Abendlande. Ähnliches war in Europa sonst nur in den letzten Zeiten des römischen Heidentums ausgeführt worden, als die Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras, dessen Kultus Grottentempel erforderte, in der sinkenden Römerwelt und namentlich in den römischen Armeen Verbreitung fand. Was aber dem Werke des westfälischen Bildhauers ein höheres Interesse gibt, als diese Eigentümlichkeit, ist seine künstlerische und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit.

Unter allen Kunstzweigen war im frühen Mittelalter die Bildhauerkunst am weitesten zurückgeblieben. Dies kann nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß jene Zeit von Naturstudien gar keine Ahnung hatte, ein Mangel, der bei großen mehr oder weniger frei aus der Fläche herausgearbeiteten Figuren begreiflicherweise besonders fühlbar hervortritt, um so fühlbarer, als auch die in den Tagen der Karolinger noch einigermaßen lebendigen Überlieferungen antiker Kunstfertigkeit gerade auf diesem Gebiete schnell und beinahe vollständig verloren gingen, weil die frühromanischen Kirchen mit ihren großen Wandflächen mehr malerischen als plastischen Schmuck erforderten, die Übung der Bildhauerkunst somit eine äußerst geringe war. Daher machen denn die bildnerischen Erzeugnisse des Abendlandes aus jener Epoche — abgesehen natürlich von den durch Material und Kunsttradition ganz anders beeinflußten Schöpfungen der Kleinkunst — fast ausnahmslos einen sehr unerfreulichen Eindruck: die in unverstandene Gewandmassen gehüllten Gestalten sind starr und formlos, ohne Ausdruck und ohne Bewegung, ihre Beziehungen zu einander nur in der primitivsten Weise angedeutet.

Von ganz anderem Geiste beseelt, frei erfunden, von frischer Empfindung durchdrungen und von Leben erfüllt, zeigt sich dagegen das Relief der Externsteine.

Das Bild, welches wagerecht geteilt ist, zeigt in seinem unteren Abschnitt das erste Menschenpaar am Fuße eines Baumes auf die Kniee gesunken, von Tatzen und Schweif eines greulichen Drachen hilflos umstrickt. Der obere Teil enthält die Abnahme des Erlösers vom Kreuze, welches aus dem Stamme des Erkenntnisbaumes hervorwächst und so die beiden Darstellungen mit einander verbindet, entsprechend der alten kirchlichen Legende, welche das heilige Kreuz aus dem Holze jenes Baumes gezimmert werden läßt. Mit Hilfe eines kleinen ganz ornamental gebildeten Bäumchens ist ein Mann zu dem Querbalken des Kreuzes emporgestiegen und hat die Arme des Heilandes vom Holze gelöst; mit der Rechten hält er sich am Kreuze fest, sein Oberkörper folgt dem Zuge des herabgleitenden Leichnams, den seine Linke (nur im Ansatz wahrnehmbar) noch berührt, dem sein wehmütig gesenktes Haupt mit den Blicken folgt. Die heilige Last hat ein untenstehender Mann mit seinen starken Schultern aufgefangen, eine in der Mischung von weichem Schmerz und körperlicher Festigkeit höchst ausdrucksvolle Gestalt. Nicht minder ergreifend ist die hinter ihm stehende (leider stark verstümmelte) Figur der Jungfrau Maria, die mit beiden Händen das Haupt des geliebten Sohnes umfaßt und an ihr Antlitz drückt. Ihr gegenüber steht Johannes mit kummervoll zur Seite geneigtem Kopfe und lebhafter Gebärde der Wehklage. Sonne und Mond teilen den Schmerz der Menschen; in althergebrachter, aus der altchristlichen Kunst übernommener Weise sind sie über den Kreuzesarmen als weinende Halbfiguren angebracht, deren große Thränentücher mit kindlicher Naivetät die Verfinsterung der Himmelskörper verbildlichen. Ganz oben aber schwebt, die Rechte nach der Leiche des Sohnes ausgestreckt, die Gestalt Gottes des Vaters, der die Seele Jesu Christi zu sich nimmt, was die Bildersprache der Zeit durch eine (kaum noch erkennbare) Kindesgestalt ausgedrückt hat, die neben der Siegesfahne im linken Arme des Vaters ruht.

Das Relief an den Externsteinen.

Zwar entsprechen die Formen und Verhältnisse der Figuren keineswegs dem modernen, auf genauer Naturbeobachtung beruhenden und durch die Kenntnis der Antike geläuterten Schönheitsgefühl; wer sich aber tiefer in die Betrachtung des Bildwerkes, die allerdings durch die zahlreichen Verstümmelungen an Köpfen, Armen und Beinen, sowie durch die stellenweise starke Verwitterung erschwert wird, versenkt, der wird dem großartigen Ernst der wohldurchdachten Komposition, dem naiven und kräftigen Ausdruck menschlichen Gefühls, der in den Gestalten lebt, seine Anerkennung nicht versagen können. Es treten in diesem Relief, das in jeder Beziehung ohne nachweisbares oder auch nur denkbares Vorbild dasteht, und dessen Entstehungszeit durch jene in der Grotte eingemeißelte Jahreszahl annähernd genau bestimmt ist, die ersten Anfänge jener Blüte der Plastik romanischen Stils zu Tage, welche im Verlaufe des XII. Jahrhunderts sich vorzugsweise in den an Westfalen angrenzenden niedersächsischen Gebieten entwickelte und in den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts in den trefflichen Skulpturen der Kirche zu Wechselburg und der berühmten goldenen Pforte zu Freiburg Werke hervorbrachte, die der Anerkennung und Bewunderung aller Zeiten würdig sind.

H. Knackfuß.

Nachschrift der Redaktion. Was den Namen „Externsteine“ anbetrifft, so ist es für jeden, der westfälisches Plattdeutsch versteht, außer allem Zweifel, daß er Elstersteine bedeutet, denn die Elster heißt westfälisch „Exter“. „Eggestersteine“ scheint eine gelehrte Deutelei aus einer Zeit, welche das Naheliegende und Natürliche verschmähte.

Ein flotter Kavalier. Männliches Brustbild von Franz Hals in der Gemäldegalerie zu Dresden.

Die hansische Flanderfahrt.

Von Stephan Waetzoldt.

III. Von Antwerpen nach Gent.

Durch das kleine Südportal, von der Place Verte aus, betrat ich in einer Morgenstunde des nächsten Tages die Kathedrale, die größte und schönste der gotischen Kirchen in den Niederlanden. Fast zwei Jahrhunderte haben an dem herrlichen Werke gearbeitet, das Jan Apelmans aus Boulogne entworfen hatte. Sechsundvierzig Jahre, bis zu seinem Tode im Jahre 1398, leitete dieser selbst den Bau der hohen siebenschiffigen Basilika. Immer neue, malerische Durchblicke bieten die lichten Reihen des schlankaufstrebenden Pfeilerwaldes dem Auge dessen, der sich vom Portal des Querschiffes nähert. Purpurne, gelbe und blaue Lichter zittern auf dem Boden; in einer fernen Kapelle glimmen Hunderte von Kerzen, durch bläulichen Weihrauchduft glänzt die weiße Stola des Priesters, der die goldene Monstranz emporhebt, und das silberne Meßglöcklein klingt durch die hohen, heiligen Räume. Da hemmt den Schritt der Anblick eines gewaltigen Bildes. Trauernde Männer und Frauen in weiten Gewändern heben den Leichnam des Heilandes vom Kreuze. Düstres Gewölk deckt den Himmel, dunkel ist auch die Erdennähe; alles Licht geht aus von dem im Tode erschlafften Körper des Gekreuzigten. Johannes, der Lieblingsjünger, nimmt die Last des Erlösers in seinen Armen auf, weinend neigt die schmerzgebeugte Mutter sich dem göttlichen Haupte entgegen, auf der Schulter der Maria ruht der durchstochene Fuß, den sie einst mit köstlicher Narde salbte: das ist die Kreuzabnahme von Petrus Paulus Rubens. Lange saß ich in stilles Anschauen versunken vor dieser Offenbarung. Das Bild malte Rubens für die Gilde der Bogenschützen. Wie anders wirkt ein solches Gemälde an dem Ort, für den der Meister es schuf, als in irgend einer Galerie zwischen allerlei anderem, das den Blick zerstreut! Die Flügel des Bildes zeigen Mariä Heimsuchung und die Darstellung im Tempel. Aus den tiefen, zum Himmel gewandten Augen Simeons leuchtet der Gedanke: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Am lieblichsten aber erschien mir die keusche und doch schon mütterlich-schöne Gestalt der Maria auf dem Bilde der Heimsuchung, wie sie gesenkten Hauptes der Elisabeth entgegenschreitet. Die Wand des gegenüberliegenden Querschiffes schmückt Rubens' „Aufrichtung des Kreuzes." Gewaltig stemmen sich die starken Schultern der gigantischen Männer unter das Marterholz, an dem der schmerzzerrissene Leib des Gekreuzigten hängt, sie müssen ihre ganze Kraft einsetzen — sie tragen das „Weltgewichte."

Bilder und Gestühle, Gerät und Schmuck in der Kathedrale zu Antwerpen führen uns zurück in die Zeit der Renaissance, als die Heimat Rubens' eine vornehme Pflegestätte der Künste und Wissenschaften war. Wer aber ein vollständiges Bild des Lebens, Wohnens, Arbeitens der Menschen jener Jahre haben will, der gehe nach der unscheinbaren Place du Vendredi. Hier erblickt er über der Thür eines niedrigen weißen Hauses ein Steinwappen. Es zeigt eine, aus Wolken herabreichende, lorbeerbekrönte Hand, die einen goldenen Zirkel hält, durch dessen Schenkel sich ein Spruchband schlingt mit den Worten Labore et Constantia (durch Arbeit und Beständigkeit.) Es ist das allen Bibliophilen wohlbekannte Signet des Prototypographen König Philipps II, des Christophus Plantinus, aus dessen Offizin Werke hervorgingen, die den Drucken des Aldus Manutius zu Venedig und des Pariser Typographen Stephanus ebenbürtig sind.

Trittst du durch die Pforte dieses Hauses, so stehst du mitten in einer vergangenen Welt, in dem Hause eines reichen Bürgers des XVI. Jahrhunderts. Andere Städte haben kostbare Sammlungen, in denen Altertümer zur Schau gestellt sind; Nürnberg hat sein germanisches Museum, Paris das Musée Cluny, Lübeck das Fredenhagensche Zimmer und das Schifferhaus. Das Musée Plantin-Moretus aber ist ohne gleichen. Dreihundert Jahre haben die Moretus, die tüchtigen und arbeitsamen Nachkommen des ursprünglichen Gründers, den Ruhm und den Reichtum der Ahnen geehrt und mit pietätvoller Sorge dem stattlichen Erbe bis ins einzelne seine alten Einrichtungen und Erinnerungen belassen. Erst der Letzte des Stammes, der im Jahre 1880 verstorbene Edouard-Jean-Hyacinthe Moretus hat seiner Vaterstadt im Jahre 1876 dieses unschätzbare Haus seiner Vorfahren mit allem Inhalt für 1 200 000 Frank verkauft. Der Gründer der berühmten Offizin, Christoph Plantin, ist im Jahre 1514 zu St. Avertin bei Tours geboren. Seine Mutter raffte die Pest hin, sein Vater verließ ihn. Der heimatlose Knabe geht nach Caen, um bei Robert Macé als Druckerlehrling einzutreten. Im Jahre 1549 siedelt er sich in Antwerpen an. Obgleich er bei der St. Lucas-Gilde als Drucker eingeschrieben war, gewann er seinen ersten Ruhm als Buchbinder und Lederarbeiter. Da erhält er eines Tages von einem betrunkenen Gesellen auf dem Pont de Meir einen Degenstoß. Da die Ärzte nach seiner glücklichen Heilung ihm alle anstrengende Handarbeit verbieten, greift er wieder zum alten Gewerbe. Das erste Buch verließ seine Offizin im Jahre 1555. Philipp II schoß ihm wenige Jahre darauf 21 000 Gulden vor, um ihm den Druck der großen Biblia regia in fünf Sprachen zu ermöglichen. Als Prototypograph des Königs führte Plantin die Aufsicht über sämtliche Druckereien in den spanischen Niederlanden. Als er am 1. Juli 1589 starb, hinterließ er Haus und Geschäft seinem Schwiegersohn Jan Moerentorf, der sich Moretus nannte; seit jener Zeit blieb die Offizin eine Art Majorat im Hause Moretus. Im Jahre 1609 druckte Balthasar I für 115 000 Gulden Bücher; und als im Jahre 1662 Balthasar II sein Vermögen aufnahm, belief sich dasselbe auf 314 000 Gulden, nach unsrer Währung etwa zwei Millionen Mark. Das Haus Plantin-Moretus umschließt einen stillen, lichten Hof, auf den hinaus die Fenster der meisten Gemächer sich öffnen. Ein uralter Weinstock hat seine Reben um das Portal und die Steinbilder von Justus Lipsius und Balthasar Moretus geschlungen; hohe, aufgetreppte Giebel überragen das Dach. Wir treten in die Zimmer des Erdgeschosses. Altflandrische gewebte Tapeten bedecken die Wände, durch kleine bleigefaßte Scheiben fällt gedämpftes Licht; die bunten Glasmedaillons in der Mitte der Fenster enthalten die Daten der Familien-Chronik, z. B. „Johanna Rivière sterft den 17. Augustus 1596." Sie war die Stammmutter des Geschlechts. An den Balkenköpfen der Decke wechselt der goldene Zirkel Plantins mit dem Wappen der Moretus, einem goldenen Stern mit der Umschrift Stella duce. Kannen, Becher und venetianische Flügelgläser stehen auf der alten geschnitzten Kredenz. Im zweiten Sale zieren unter vielen anderen sieben von Rubens gemalte Familienporträts die Wände. In jenem Schranke liegt das große Hauptbuch der Firma, darin findet sich z. B. angemerkt: „Monsieur Pietro Pauolo Rubens doibt avoir pour aultant qu'il a retocqué les figures .... florins 36. — Pour 21 Paynctures pour mon frère Balthasar à savoir: C. Plantinus, J. Moretus, J. Lipsius, Plato, Seneca, Leo decimus, Laurentius Medicus, Picus Mirandula, Alphonsus rex, Mathias Corvinus .... florins 144." Für jedes dieser zehn Gemälde erhielt Rubens also vierzehn Florin acht Sous. Auch eine eigenhändige Quittung des großen Malers findet sich; sie schließt mit den Worten: „Tot bevesthinge der waerheyt hebbe dese quittantie met mijn Hant gescreven en ondertekent, desen 27 aprill 1612. Pietro Pauolo Rubens."

Wir schreiten durch den Hof, unter dessen Arkaden eine zierliche Wendeltreppe zum ersten Stock führt, und betreten den Buchladen; seine Fenster sehen auf die Heilige-Geiststraße. In dem engen, hohen Raume stehen auf Wandbrettern fast nur religiöse Bücher zum Verkauf. Auf dem Pulte, an dem der Ladenhüter saß, liegt noch der Kalender von 1595. An der Wand hängt der Index der verbotenen Bücher, auf Albas Befehl von Plantin gedruckt; es sind auch zwei Bücher seiner eigenen Offizin darunter. Daneben finden wir die „Taxatie oft Prisen van de ghemeyne Schoolboeken, Historijen &c."; danach kosten „de Vier Hemskinderen" (Haimonskinder) vier Stüber, „Esopus" zwei Stüber. Dann hängt dort eine alte Zeitung,

gedruckt „Aprilis 1622 by Abraham Verhoeuen op de Lombaerde Veste in de gulde Sunne". In dem engen dahinter liegenden Ladenstübchen steht auf dem Tische noch die Goldwage, der schwere eiserne Handleuchter und die Federbüchse für die Gänsekiele. Wir durchwandern fürstlich ausgestattete alte Schlafzimmer und Wohnräume und die reichen Bibliothekzimmer mit ihren Schätzen. In einem kleinen Zimmer zu ebener Erde wohnte der berühmte Philolog Justus Lipsius. Daneben ist die Stube der Korrektoren; Fahnen und Bürstenabzüge liegen noch auf dem Tische, es ist, als hätten die Arbeiter nur eben den Raum verlassen, um Mittag zu halten. Am ehrwürdigsten war mir der große Drucksaal. Dort stehen auf einer Estrade die beiden ersten Pressen, mit denen Plantin gedruckt. Alt, schwarz, schwer und unbehilflich erscheinen sie uns heute, hochverdiente, narbenbedeckte Veteranen der Arbeit, die einst geholfen haben, Geistesschlachten zu schlagen. Hohe Schränke enthalten die hier gebrauchten Typensätze von 1560 bis 1860, Miniaturen, Leisten, alte Kupferstichplatten und zahlreiche schöne Holzstöcke. In diesen Sälen und Gängen überblickt man die Arbeit einer Familie während dreier Jahrhunderte. Die Stunden, die ich in dem Hause dieser fürstlichen Drucker verlebte, sind unvergeßlich. An dem Musée Plantin-Moretus besitzt das reiche Antwerpen einen unvergleichlichen Schatz. — Da der Abend des zweiten Tages uns verging in fröhlicher Gemeinschaft mit der deutschen Kolonie, deren Gäste wir in den mit üppigster Kunst geschmückten Räumen des Cercle artistique, littéraire et scientifique waren, so fanden sich am nächsten Mittag einzelne Flanderfahrer in einer erklärlich trüben und weltschmerzlichen Stimmung bei der Dampffähre ein, mittels deren wir an das jenseitige Schelduser gesetzt wurden, um von da in kurzer Eisenbahnfahrt durch das reiche Waesland Gent zu erreichen. In Brügge erst sollten wir am Abend den Schwan wiederfinden, der bei seinem Tiefgange sich auf eine mühselige Fahrt durch Kanäle, die für seine Dimensionen nicht berechnet waren, gefaßt machen mußte.

Von Vlaamsch Hoofd am linken Scheldeufer, Antwerpen gegenüber, führt eine holprige Eisenbahn, auf der unbequeme Wagen ohne jede Übereilung verkehren, durch das Waesland nach Gent. Man hat während der Fahrt genügend Muße, Land und Leute sich anzusehen. Hier gewinnt man die Überzeugung, daß die Belgier es verdienen reich zu sein. Kein Fleckchen Erde ist unbenutzt gelassen, die eingehegten Felder machen den Eindruck üppiger Gartenbeete; schmuck und sauber schauen die Häuser, tüchtig und zufrieden die Menschen aus. Männer und Frauen tragen hier in Ostflandern völlig den germanischen Typus. Wenn man auf der Karte eine Linie von Verviers über Löwen nach dem französischen Dünkirchen zieht, so bezeichnet dieselbe fast überall die Grenze zwischen dem rein niederdeutschen Stamm der Vlaminge und den französisch redenden Wallonen, in denen keltisches, fränkisches und romanisches Blut sich mischt. Ihre Zahl ist annähernd die gleiche. Nach langen Kämpfen ist es dem germanischen Element gelungen, seiner Sprache und seiner Sitte in Belgien die berechtigte Stelle neben dem Französischen zu erobern. Diese „vlämische Bewegung" wurde im Jahre 1835 durch den gelehrten J. F. Willems angeregt. Ihre besten Vorkämpfer waren der edle Hendrick Conscience, der größte Dichter seines Stammes, und unser Hoffmann von Fallersleben, der schon im zweiten Teil seiner Horae Belgicae eine Sammlung vlämischer Volkslieder herausgab. Hoffmann von Fallersleben hatte sich so in Sinn und Poesie der Vlaminge eingelebt, daß zwei von ihm gedichtete Loverkens (Läuberchen) im Jahre 1848 von Willems in Gent, der sie für echt hielt, in seine Volksliedersammlung aufgenommen wurden.

Seit Deutschland stark und groß geworden, wird auch der Kampf der germanischen Brüder im Stromgebiet der Maas und der Schelde mit erneuter Kraft geführt; seit zehn Jahren ungefähr steht in den flandrischen Provinzen das Vlämische auch in öffentlichen Bekanntmachungen und als Gerichtssprache vor dem Französischen; selbst in den Mittelschulen ist seit einem Jahre das Vlämische wieder Unterrichtsgegenstand. Zwei der bedeutendsten Führer der vlämischen Bewegung, Professor Fredericq an der Genter Universität und Professor Sabbe vom Athenäum in Brügge, lernten wir persönlich kennen und schätzen.

Heut ist auch nicht mehr, wie früher, vlämisch fast identisch mit klerikal; der nationale Gedanke hat die Parteifessel gesprengt und alle Vlaminge sind einig in ihrem Wahlspruche: „Wij Vlaminge willen in Vlaanderen Vlaamsch!" Seitdem im Jahre 1864 die kleinen orthographischen Verschiedenheiten zwischen vlämisch und holländisch ausgeglichen worden sind, kann man von einer niederländischen Sprache sprechen, die unserm Plattdeutsch der Nord- und Ostseeküsten so nahe verwandt ist als irgend zwei hochdeutsche Dialekte untereinander. Dr. Hansen in Antwerpen überzeugte im Jahre 1878 durch einen Vortrag „Plattdeutsch und Niederländisch" seine Zuhörer davon, „daß es sehr möglich ist, in litterarische Verbindung mit zehn bis zwölf Millionen Norddeutscher zu treten, zur größeren Ehre unsrer Sprache und zur Verstärkung unsres Stammes." Er hofft, daß „Niederländisch und Plattdeutsch sich vereinigen werden zu einer niederdeutschen Sprache, der kraftverleihenden und kraftentleihenden Bundesgenossin der hochdeutschen Schwester." Das Vlämische hat vor unserm Platt den großen Vorzug, daß es stets Schriftsprache geblieben ist, daß es gewöhnt worden ist, auch alles Zarte und Hohe auszudrücken. Der Unterschied trat in Brügge einmal deutlich hervor. An einem frohen Abende, nachdem Julius Sabbe hinreißende vlämische Worte gesprochen, versuchten nacheinander drei geborne Niederdeutsche, ein Stralsunder, ein Rostocker, ein Hamburger, der letzte einer der besten Kenner des Dialekts, plattdeutsch zu erwidern; keinem gelang es. Unter unsern plattdeutschen Dichtern steht den Vlamingen Klaus Groth an erster Stelle. Weitfliegend freilich sind die Hoffnungen unsrer vlämischen Freunde; sie träumen von einer Zeit, da das Niederdeutsche wieder, wie einst im Mittelalter, die Verkehrssprache sein werde für die 17 Millionen Menschen, die von Dünkirchen in Frankreich bis nach Dorpat in Rußland wohnen.

Am Bahnhofe in Gent empfing uns Professor Fredericq, einzelnen unter uns schon bekannt von der Versammlung des hansischen Geschichtsvereins in Danzig. An ihm hatten wir den gelehrtesten und liebenswürdigsten Führer durch die altberühmte Hauptstadt Ostflanderns. Reich und mächtig vor anderen war einst der Ort, den wir betraten. Im Anfange des XV. Jahrhunderts stellten die Genter Tuchweber allein 18000 bewaffnete Männer ins Feld. Wenn am Morgen, Mittag und Abend vom Belfried das Glockenzeichen klang, das die Weber zur Arbeit oder zur Rüste rief, dann durften die Ziehbrücken über die Kanäle nicht geöffnet werden, damit der gewaltige Menschenstrom sich nicht staue; ängstlich holten die Mütter ihre spielenden Kinder von der Straße, und jedermann hielt sich im Hause. Solange das Geläut dauerte, gehörten Markt und Straße den 40000 Webern. Gent versorgte die halbe Welt mit seinen Tuchen. Erasmus von Rotterdam sagt: „Ich kenne keine Stadt, die an Größe, Macht und feinen Sitten Gent gleichkommt." Zweimal freilich haben die trotzigen Genter, die es mit den Engländern gegen die französischen Burgunder hielten, sich beugen müssen. Nach der Niederlage, die Philipp der Gute bei Gaveren ihnen am 23. Juli 1453 beigebracht, mußten ihre vornehmsten Bürger barfuß und entblößten Hauptes, mit Stricken um den Hals, den Herrn um Gnade bitten; daher ihr Spottname „Strickträger". Einige Hundert ließ Philipp aufknüpfen. Neunzig Jahre später weigerten sich die Genter, Karl V, der doch zu Gent im alten Fürstenhof geboren war, Geld zum französischen Kriege zu geben; sie verhandelten sogar mit Franz I und sagten der Schwester Karls, Maria, den Gehorsam auf. Karl V aber zog am 16. Februar 1540 „das Schwert in der einen, das Zepter in der andern Hand haltend" in Gent ein. Damals stand die Stadt auf der Höhe ihres Reichtums. Sie zählte 175000 Bewohner in 35000 Häusern und konnte in jenem Jahre die 60000 Fremden, die das Kriegsgefolge des Kaisers bildeten, aufnehmen und ernähren. Als Karl V mit dem Herzog von Alba von der

Zinne des Belfrieds auf die reiche Stadt zu seinen Füßen niederschaute, und die Strafe übersann, die sie für ihren Trotz tragen sollte, riet der Spanier ihm, Gent zu zerstören; darauf soll der Kaiser ihm erwidert haben: „Combien pensez-vous qu'il faudrait de peaux d'Espagne pour faire un tel Gand (gant)?" (Wieviel spanische Häute, meinen Sie, würde man wohl brauchen, um einen solchen Handschuh zu machen? Gand = Gent. Gant = Handschuh.) Franz dem Ersten gegenüber brauchte Karl dasselbe Wortspiel, als er ihm scherzend sagte: „Je mettrai votre Paris dans mon Gand." (Ich werde euer Paris in meinen Handschuh stecken.) Der Kaiser nahm der Stadt ihre alten Rechte und Freiheiten und für das Bußgeld von 150 000 Goldlilien baute er auf dem Platze, wo das Kloster des heiligen Bavo gestanden, die spanische Burg. — Unter den andern Türmen der Stadt Gent tritt auch heut noch der düstre Belfried hervor, das Wahrzeichen der alten städtischen Freiheiten. Der Bau eines solchen Belfredus, der Wachtturm und letzte Zuflucht der Bürger sein sollte, war eines der ersten und gesuchtesten Privilegien flandrischer Städte. Schon im Jahre 1183 legten die Genter den Grund ihres Belfrieds an der alten Tuchhalle. Von seiner Höhe klang über die Stadt in guten und bösen Stunden die Stimme der Glocken, deren größte, der Roland, die Umschrift trug: „Mijn Naam is Roeland, Als ik kleppe dan is storm of brand, Als ik luide is Viktorie in Vlaanderland." Im XVII. Jahrhundert überantworteten die Stadtväter den ehrwürdigen Roland, der einst die Bürger von Gent gegen Feuer und Feind gerufen hatte, einem Techniker aus Zütphen, damit er aus dem alten Metall ein neues Glockenspiel herstelle. Die Spitze des Turmes ziert das goldene Bild eines gewaltigen Drachen. Der Sage nach nahm ihn Balduin von Flandern von der Zinne der Hagia Sophia in Byzanz und schenkte ihn seinen tapfern Gentern. Die Brüggelinge aber behaupten, nicht den Gentern, sondern ihnen sei der Golddrache geschenkt gewesen, und nur durch ein Unglück hätte Brügge in einer der zahlreichen Fehden zwischen den Hauptstädten von Ost- und Westflandern den Schatz verloren. Leider hat die historische Forschung auch diese Sage zerstört; sie hat gezeigt, daß laut Kämmereirechnungen der 1800 Pfund schwere Drache im Jahre 1377 mit 2312 Livres dem Verfertiger bar bezahlt worden ist. Der goldne Drache hütete einst den Schatz der städtischen Freibriefe und Urkunden, die im sichersten und tiefsten Gemach des Turmes in eisenbeschlagener Truhe verwahrt lagen. — Weit und blühend dehnt sich das Land vor uns aus, nachdem wir bis zur höchsten Galerie des Belfried mühselig emporgeklommen. Durch die Arbeit der Jahrhunderte ist der Reichtum dieser Fluren dem Meere, den Strömen und dem Morast abgewonnen worden; mir kamen die Worte, die Philemon im Faust an den Wanderer richtet, in den Sinn:

„Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild . . .
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein."

In der Stadt unter uns stehen nur noch vereinzelt die alten Giebel an den Straßen, moderne Gebäude überwiegen. Gent hat zu neuem Reichtum sich erhoben. Es zählt heut wieder fast ebensoviel Einwohner als zur Zeit Karls V und die Stadt des heiligen Bavo ist unbestritten die geistige und wirtschaftliche Hauptstadt Flanderns.

Vom Belfried führen uns wenige Schritte hinüber zum Rathause, an dem Gotik und Renaissance völlig unvermittelt nebeneinander stehen. Wie kalt und nüchtern sehen die drei langen Reihen klassischer Säulen an der Ostfassade aus gegenüber der üppigen Phantastik des gotischen Flügels! Hier hat der Künstler die Massen des Baues aufgelöst in schlank aufstrebende Glieder und die Mauerflächen gefüllt mit den bizarren und lachenden Motiven des Flamboyantstils. Zu feinem Spitzenwerk ist der bläuliche Stein geworden, kühn und anmutig steigt der Bau empor, eine geniale Schöpfung der beiden Meister Waghemakere und Keldonnans aus Mecheln, die den Plan im Jahre 1518 entworfen.

Von all den gerühmten Kunstwerken in all den Genter Kirchen habe ich nur eines gesehn. Ich bin leider kein gewissenhafter Reisender, der in einer fremden Stadt „alles mitnimmt", und da ich an Art und Leben der Menschen von heute, an ihrem Handel und Wandel auf Markt und Straße im allgemeinen mehr Anteil nehme als an der Kunstgeschichte, so sah ich St. Jakob, St. Johannis, St. Michael, St. Nikolas, St. Peter und manche andere Kirche nur von außen. Auch an vielem Schönen in der Kathedrale des heiligen Bavo bin ich vorübergegangen, um mich in ein Bild zu vertiefen. Eine der Kapellen von Sint Baafs birgt die Anbetung des Lammes von Hubert und Jan van Eyck. Josse Vydts, ein reicher Genter aus edlem Hause, und seine Frau Isabelle Borluut gaben im Jahre 1420 dem kunstreichen Hubert den Auftrag, den Altar ihrer Familienkapelle durch eine Tafel zu schmücken. Van Eyck entnahm den Gedanken seiner großen Schöpfung aus der Offenbarung und führte mit ernster Treue und hoher Kunst das gedankenschwere Werk aus, unbekümmert um die Formensprache des Ideals, in Art und Gewandung seiner Zeit, bis ins kleinste sorgsam und liebevoll seiner Arbeit sich hingebend. So erreichte der naivfromme Künstler bei aller Mystik und allem Tiefsinn die Evidenz des Lebens. Die That der ersten Menschen macht die Erlösung notwendig, das Opfer des Lammes erneut die Welt, und die Anbetung des Lammes sammelt vor dem heiligen Jerusalem die Helden und Seher der Vorzeit, die Märtyrer und Pilger und alle Seligen. — Die geschlossenen Flügel des Altars zeigen die Verheißung des Heils. Propheten und Sibyllen weissagen das Kommen des Heilands, der Engel der Verkündigung tritt in das Gemach der Maria. Voll himmlischer Anmut und lieblichster Kindlichkeit des Ausdrucks ist die Gestalt der Jungfrau; in hingebender Demut hört sie den englischen Gruß. Zu ihr beten, vermittelt durch die beiden Johannes, die Stifter des Bildes, bescheiden in die unteren Ecken gesetzt, zwei typische Gestalten frommen altvlämischen Bürgertums. Öffnen sich die Flügel, so erblickt das Auge, über dem großen Mittelbilde, in thronender Majestät den Himmelsherrn. Der Maler stellte ihn dar im reichen päpstlichen Prachtgewande, die Tiara auf dem Haupte, die Finger der rechten Hand segnend erhoben, voll männlicher Kraft und Schönheit. Zu seiner Seiten Maria in einem kleinen Psalter lesend und die asketische Gestalt des Predigers in der Wüste; mit Scharen singender und spielender Engel stimmt die heilige Cäcilie den himmlischen Lobgesang an. Das große Mittelbild zeigt den Triumph des Lammes. Im Hintergrunde der schönen, sonnigen Hügellandschaft ragen die Türme des himmlischen Jerusalem empor, das anzuschauen ist wie eine altniederländische Stadt; über blumiger Wiese springt der Brunnen des Lebens, dem sich die Seligen nahen. Auf reichgeschmücktem Altar in der Mitte des Bildes steht das Lamm, aus dessen Brust der Blutstrahl in einen Kelch sich ergießt; betende und weihrauchspendende Engel knieen darum, über ihm schwebt in Lichtstrahlen die Taube. Zwischen den sanften Hügeln hervor, aus tiefgrünenden Gebüschen treten die Scharen heiliger Männer und Frauen. Mit ihnen wallen zum Brunnen des Lebens und zum Altar der Anbetung die Kreuzfahrer und heiligen Streiter, die Pilger, die Einsiedler und die gerechten Richter. In vollem reinen Lichte erglänzt das Ganze, die Stimmung himmlischen Friedens und schauernder Andacht ist über dies Bild ergossen. Dem Künstler erschien hier kein Detail zu klein, jede Blume des Wiesenteppichs, jeder Gewandschmuck ist erkennbar, ohne daß die Harmonie des Eindrucks darunter litte. Mit welcher mystischen Inbrunst des Glaubens hat van Eyck in seinen Stoff sich versenkt, und welcher Gegensatz zwischen dem Werke des alten Niederländers in Gent und der Disputa Rafaels in Rom, die in ähnlichem Grundgedanken Himmel und Erde wie Vorbereitung und Erfüllung der Erlösung einander gegenüberstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Besitzergreifung von Lüderitzland. Geschildert von einem Augenzeugen.

Für die Besatzungen von S. M. Schiffen „Elisabeth“ und „Leipzig“ und — will es Gott — auch für ganz Deutschland war der 7. August 1884 ein hochbedeutsamer Tag. Nachdem schon am 18. Juli S. M. S. „Leipzig“ vor Angra Pequena vor Anker gegangen war, erschien am 6. August S. M. S. „Elisabeth“ daselbst, dessen Kommandant Kapitän z. S. Scheering beauftragt war, das von der Bremer Großhandlung F. A. E. Lüderitz erworbene, nördlich vom Oranjefluß gelegene Gebiet unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen. Als Passagiere brachte das Schiff — außer zwei Angestellten des Hauses Lüderitz — Herrn Dr. Höpfner, einen jungen Afrikareisenden, der sich schon einen guten Ruf erworben hat, und den Bruder des Chefs der Firma als frische Kräfte dem neuerworbenen Lande zu. — Mit dreifachem donnerndem Hurra begrüßten sich die deutschen Schiffe, und unter den Klängen des Preußenmarsches fuhr die „Elisabeth“ in den Hafen ein, um ganz in der Nähe der „Leipzig“ vor Anker zu gehen. Der Hafen zeichnet sich durch seine geschützte Lage aus; die zahlreichen Inseln, der weit in das Meer hinausgeschobene Angra Point, bilden einen natürlichen Wall, der dem Hafen ruhige See sichert. Zugleich ist das Wasser tief genug, um auch Schiffen von der Größe der deutschen gedeckten Korvetten einen dem Lande nahen Ankerplatz zu bieten.

Die Küste macht mit ihrem nackten felsigen Boden, den kein Baum, kein Strauch ziert, zunächst keinen günstigen Eindruck; der Ausblick von der Küste aus über die blaue See, die Inseln, die unzählige Vögel umfliegen, ist aber ein sehr freundlicher, und er wird geradezu schön, wenn Schiffe den Hafen beleben, zahlreiche Boote Land und Schiff verbinden, und über dem Ganzen der wolkenlose, sonnige Himmel lacht, der in diesen Tagen uns beschieden war.

Am 7. August 1884 wurde es in der deutschen Kolonie auf Angra und auf den deutschen Schiffen frühe lebendig. Um sieben Uhr fuhren in etwa zwölf großen Booten die Offiziere und Mannschaften beider Schiffe an Land. Das Wasser stand leider so niedrig, daß die Boote nicht an Land anlegen konnten, so wurden die kräftigsten Bootsruderer ausgesucht, die ohne Strumpf und Schuh ins Wasser sprangen, um die Offiziere an Land zu tragen — ein Anblick, der geeignet war, die feierliche Stimmung in eine recht fröhliche umzuwandeln.

Mit voller Musik zogen die Matrosen nach bewirkter Ausschiffung den Abhang hinauf, in dessen Mitte der Flaggenstock gepflanzt war. Zu beiden Seiten desselben nahmen sie Aufstellung, während hinter demselben, die Front nach dem Hafen, Kapitän zur See Herbig, der Kommandant S. M. S. „Leipzig“, der in Vertretung des leider plötzlich erkrankten Kapitän z. S. Scheering den Auftrag desselben übernommen hatte, seinen Platz wählte. Ihm zur Seite standen die Beamten des Hauses, im ganzen nunmehr neun und gegen zwanzig dienstfreie Offiziere sowie fünfzig dienstfreie Seekadetten.

Die Mannschaft präsentierte das Gewehr, und unter lautloser Stille verlas der Kapitän das folgende Dokument (welches dem Herrn Lüderitz in Abschrift überreicht wurde) mit den durch den Personenwechsel bedingten Abänderungen, die hier weggelassen sind:

Angra Pequena 7. August 1884.

Se. Majestät der deutsche Kaiser, Wilhelm I, König von Preußen haben mir befohlen, mit Allerhöchstihrer gedeckten Korvette „Elisabeth“ nach Angra Pequena zu gehen, um das dem Herrn A. Lüderitz gehörige Territorium an der Westküste Afrikas unter den direkten Schutz Sr. Majestät zu stellen. Das Territorium des Herrn A. Lüderitz wird nach der amtlichen Mitteilung als sich erstreckend von dem Nordufer des Oranjeflusses bis zu 26° Südbreite, zwanzig geographische Meilen landeinwärts angenommen, einschließlich der nach dem Völkerrecht dazu gehörigen Inseln.

Indem ich diesen Allerhöchsten Auftrag hiermit zur Ausführung bringe, heisse ich hier als äußeres Zeichen die Kaiserlich Deutsche Flagge, stelle somit das oben erwähnte Territorium unter den Schutz und die Oberherrlichkeit Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I und fordere die Anwesenden auf, mit mir einzustimmen in ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät — Se. Majestät Kaiser Wilhelm I lebe hoch!

Scheering.
Kapt. z. S., Kommandant S. M. S. „Elisabeth“.

In das donnernde Hoch stimmte dumpf der Kanonenschall von beiden Schiffen ein, die der geheißten deutschen Flagge den Salut

Aufhissung der deutschen Flagge in Angra Pequena, am 7. August 1884 durch S. M. Schiffe „Elisabeth“ und „Leipzig“. Nach der Skizze eines Augenzeugen von Bord der „Elisabeth“.

von je 21 Schuß brachten. Das ernst und freudig gehobene Gefühl, das jeden von uns bei dieser einfachen, und doch so großen Feier ergriffen hatte, fand einen — echt deutschen Ableiter in deutschem Bier, das im eben erbauten Hause an festlicher Tafel dargeboten wurde; und einem gewissenhaften Erzähler liegt es ob, die Thatsache zu berichten, daß obgleich die Uhr die neunte Morgenstunde noch nicht gewiesen hatte, und obgleich roter und weißer Wein, selbst Sekt zur Verfügung stand, die Mehrzahl der Gäste zum schäumenden Bierglas griff, und in diesem heimischen Trank das Wohl der ersten deutschen Kolonie und ihres Gründers ausbrachte.

Als wir aber nach einigen Stunden zum Festplatz und der lustig im Winde wehenden Flagge zurückkehrten, fanden wir einen Wächter vor derselben. Auf schwarz-weiß-rotem Pfahl hing folgende Tafel:

Deutscher Reichsadler.

Territorium Lüderitz
Nördl. vom Oranjefluss bis 26° S. B.
unter Protektorat des Kaiserl.
Deutschen Reiches. 7. August 1884.

Am selben Tag lichteten beide Schiffe die Anker; S. M. S. „Leipzig", von dessen Großmast im Wind lustig spielend der Heimatswimpel wehte, nach Norden, S. M. S. „Elisabeth", nach Süden zu steuernd. Drei kräftige Hurras ertönten von beiden Schiffen und fanden ihr Echo am Land, das vom Abendrot verklärt da lag, prangend im stolzen Schutz der deutschen Kriegsflagge.

Kapstadt, 14. August 1884.

Das Zarenlied.

Man schrieb das Jahr 1837. Eines schönen Morgens war das Opernpersonal des Leipziger Theaters zur Probe auf der Bühne versammelt. Sänger, Sängerinnen und Musiker trugen etwas gelangweilte Physiognomien zur Schau; die meisten waren von dem lebhaften Wunsche beseelt, das „Geschäft" möglichst schnell zu erledigen. Nur einige von ihnen, darunter der begabte Baritonist Richter, beschäftigten sich noch bis zum letzten Augenblick mit dem Studium ihrer Rollen.

Es hatte soeben zehn Uhr geschlagen. Der Kapellmeister Stegmayr klopfte ungeduldig mit dem Taktierstock auf und rief nach dem Regisseur. Dieser erschien: Lortzing, der Komponist der Oper „Zar und Zimmermann", die heute zum letztenmale probiert werden sollte, da für den folgenden Abend die erste Aufführung angesetzt war. Das Zeichen wurde gegeben, die Probe begann.

Lortzing, der ein tüchtiger Komponist und brauchbarer Sänger, aber ein all zu gutmütiger Mensch und deshalb kein sonderlich hervorragender Regisseur war, ließ in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit manches durchgehen, was ihm, dem Komponisten, nicht recht behagte. So war man im Verlaufe der Dinge bis zum dritten Akt gekommen; die famose Probe auf dem Rathause wurde nach zweimaliger Wiederholung glücklich erledigt, und der Baritonist Richter, der Sänger des Zaren, trat vor, als der Kapellmeister abklopfte.

„Lieber Lortzing", rief er dem Regisseur zu, „ich will Ihnen einmal einen guten Rat geben: streichen Sie das kleine Lied. Bis hierher macht sich die Sache ganz gut, aber das Liedchen fällt ab; verlassen Sie sich auf meine Erfahrung. Es ist zu einfach, zu nichtssagend; das Publikum wird es abgeschmackt finden, daß der große, mächtige Zar, der im Begriff steht, eine wichtige und gefahrvolle Reise zu unternehmen, von der vielleicht die Existenz seines Thrones abhängt, daß der Selbstherrscher aller Reußen, der von schweren Sorgen vollauf in Anspruch genommen ist, sich hier auf dem Rathause kindischen Erinnerungen hingibt."

Der würdige Beamte trocknete sich nach dieser langen Rede den Schweiß von der Stirne, murmelte noch einmal wohlgefällig: „Ja, ja, ich verstehe das als alter Praktikus" und schaute darauf selbstbewußt nach der Bühne empor.

Es ist von jeher so gewesen und wird auch wohl immer so bleiben, daß ein Komponist, dem man zumutet, einen Teil seines Werkes zu streichen, und sei es auch nur ein kleiner, ein Zetergeschrei erhebt und behauptet, man verstümmele sein Werk, man bringe ihn um den Erfolg, man ruiniere mutwillig seinen künstlerischen Ruf.

Lortzing war freilich viel zu bescheiden, um von alledem etwas laut zu äußern; aber man sah es doch seiner bekümmerten Miene an, daß ihm die Sache gar nicht paßte.

„Wissen's, Herr Kapellmeister, das Liedel — nun, das Liedel mag ja halt nit so arg effektvoll sein, aber i hab' doch gedacht —"

„Lortzing, lassen Sie es weg", rief der Kapellmeister, „das Ding dringt nicht durch. — Na, habe ich nicht recht?" wendete er sich an Richter.

Dieser zuckte die Achseln und meinte:

„Ich glaube es auch. Streichen Sie ruhig, Lortzing, das Lied ist zu unbedeutend."

Der Komponist zögerte noch einige Augenblicke, dann rief er kurz entschlossen in das Orchester hinab:

„Das Lied bleibt weg!"

Hiermit war das Schicksal der kleinen Nummer vorläufig besiegelt; die Musiker notierten in ihren Stimmen „bleibt weg", und die Probe nahm ihren ungestörten Fortgang.

Am folgenden Abend strömte das Publikum scharenweise ins Theater, um die neue Oper zu hören. Die Leipziger zeichneten sich von alters her durch großen Kunstsinn aus, und jede neue Aufführung war daher ein Ereignis, welches lange vor- und nachher einen ausgiebigen Gesprächsstoff für die weitesten Kreise bildete. Da konnte es denn nicht fehlen, daß das liebenswürdige Werk mit seinem kernigen, gesunden Humor siegreich durchschlug. Die einschmeichelnden Melodien gefielen ungemein; das Publikum kargte nicht mit seinem Beifall, und so konnte der Komponist mit seinem Erfolge wohl zufrieden sein.

Das war Lortzing denn auch. Der arme, stets von allerhand materiellen Sorgen der drückendsten Art geplagte Künstler war glücklich, daß er das lächerlich geringe Honorar, welches damals die Herren Direktoren zu zahlen und mit dem sie ihre musikalischen „Lieferanten" ein für allemal abzufinden beliebten, erhalten hatte und wenigstens für die nächste Zeit seine Finanzen in Ordnung bringen konnte.

Nur eins ging ihm im Kopf herum: das kleine, so unbarmherzig gestrichene Lied.

Lortzing war zu bescheiden und zu wenig auf sein Talent eingebildet — könnt ihr es begreifen, ihr „unfehlbaren" modernen Komponisten? — um an seine musikalische Infallibilität zu glauben. Aber nun gerade dieses Lied! Er glaubte in ihm den richtigen Ton getroffen zu haben, der unmittelbar zum Herzen dringt, weil er vom Herzen kommt, den Ton, der nicht das Produkt mühseliger, steriler Kopfesarbeit ist, sondern frisch und lebendig aus dem Borne wahrer, musikalischer Empfindung hervorsprudelt. Kurz, eine innere Stimme sagte Lortzing: Du hast hier ein Volkslied geschaffen.

Zurückhaltend, wie er war, hatte er bei der Generalprobe nicht auf seinem Willen bestanden; aber nun ließ es ihm keine Ruhe mehr, zumal die Oper so beifällig aufgenommen war.

Einige Tage später — für den Abend war die erste Wiederholung der neuen Oper angesetzt — klopfte es in frühester Morgenstunde an der Wohnung des Baritonisten Richter.

„Herein!"

Die Thüre öffnet sich und Lortzing tritt ganz aufgeregt in das Zimmer.

„Lieber Richter, i hätt' eine schöne Bitt'. Kommen's da her" — dabei sitzt er schon am Piano — „singen's mir noch a Mal das Liedel — na, Sie wissen schon."

Wohl oder übel muß der also überrumpelte Sänger dem Wunsche Folge leisten. Als er geendet, springt Lortzing auf und ruft:

„Liebster, bester Richter, jetzt müssen's mir den einzigen Gefallen thuen und heut' abend das Liedel singen, so prächtig wie eben: ich sag' Ihnen, es schlägt durch!"

Richter versuchte einige Einwendungen zu machen und warnte Lortzing als wohlmeinender Freund, den hübschen Erfolg der ganzen Oper in Frage zu stellen. Da der ganz aufgeregte Komponist aber fortwährend rief: „I sag' Ihnen, es schlägt durch," so gab er endlich nach und versprach heilig und teuer, am Abend sein Bestes zu leisten. Lortzing mußte

ihm jedoch die Versicherung geben, daß er alle und jede Verantwortung auf sich nehme.

Der Abend kam heran. Die Musiker waren nicht wenig erstaunt, als ihnen mitgeteilt wurde, daß das gestrichene Lied nun doch gespielt wurde. Die beiden ersten Akte gingen vorüber, vom Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Nun wurde Lortzing doch etwas unruhig. Sollte er sich getäuscht haben, sollte die „Erfahrung" des Kapellmeisters recht behalten? In nervöser Hast kam er seinen Verpflichtungen als Regisseur nach und erledigte die Vorbereitungen zum dritten Akt.

Der gefürchtete Augenblick nahte heran.

Ein kurzes, einfaches Vorspiel des Orchesters ertönt, dann tritt der Zar vor und intoniert zur Verwunderung der Musikkenner, welche sich dieser Stelle von der ersten Aufführung her nicht entsinnen können, mit seiner klangvollen Stimme eine schlichte Weise:

„Einst spielt' ich mit Zepter, mit Krone und Stern."

Richter, der dem Komponisten zuliebe sein Bestes leistet, achtet nicht auf die Haltung des Publikums. Zum letztenmale hallt es wehmutsvoll durch den Saal:

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Während des kurzen Nachspiels brummt der Kapellmeister in sich hinein: „Na, ich habe es ja gleich gesagt, daß das dumme Ding abfallen wird" und sieht sich verstohlen nach den Zuhörern um. Er glaubt sich zu täuschen: aus den ersten Reihen des Sperrsitzes blinkt ihm so manches in Rührung feuchte Auge entgegen — —

Da bricht aber auch schon ein donnernder Beifall los, wie er wohl selten in den Räumen des alten Leipziger Theaters gehört wurde. Wieder und immer wieder muß der überglückliche Komponist an der Rampe erscheinen, und als endlich der Vorhang gefallen ist, ruft er seinem braven Zaren unter Thränen lächelnd zu:

„Nun, was hab' i Ihnen gesagt: das Liedel hat doch durchgeschlagen!" — —

Also nur einem glücklichen Zufall, dem richtigen Gefühl eines wahren Musikers haben wir es zu verdanken, daß ein gemütvolles, echt deutsches Lied, die Freude aller Musikliebhaber und das Paradepferd ungezählter Baritonisten und Bassisten uns erhalten geblieben ist.

Im Leipziger Theater sind aber heute noch in der ersten Violinstimme der Oper „Zar und Zimmermann" an einer gewissen Stelle die mit Rotstift geschriebenen Worte zu lesen: „Bleibt weg!"

v. Wenckstern.

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern. (S. 37 und S. 41.)

Ludwig Knaus gehört zu den wenigen Genremalern neuerer Zeit, deren Bilder keiner ausführlichen Erläuterung bedürfen, weil der klare anschauliche Vortrag mit genügender Beredsamkeit zum Beschauer spricht. Während die erfolgreichsten unter den modernen Genremalern — zum Teil nach dem Vorgange und unter dem Einflusse der Franzosen — ihre Erfolge meist dadurch erreicht haben, daß sie ganze Novellen in ihre Darstellungen „hineingeheimnisten" und so dem Beschauer Rätsel aufgaben, deren Lösung den Genuß eines Kunstwerkes erheblich beeinträchtigt, ist Knaus während einer ruhmgekrönten, schon durch ein Menschenalter reichenden Laufbahn stets dem obersten Grundsatz der Darstellungskunst, der Klarheit und Deutlichkeit treu geblieben. Bei einem so einfachen Motive, wie es unser Bild enthält, fällt dieser Vorzug des Meisters allerdings weniger schwer ins Gewicht, desto mehr aber die Kraft und Tiefe der Schilderung, mit welcher Knaus einen so schlichten Gegenstand anziehend zu machen weiß. Die blühende Frühlingspracht, welche in reicher Fülle über die Wiese ausgebreitet ist, zieht uns förmlich in das Bild hinein, und unwillkürlich regen sich unsere Hände, um der kleinen, herzigen Dirne behilflich zu sein, die blauen Glockenblumen und die roten Nelken in der Schürze zu bergen. Wie lieblich hat der ungetrübte Frohsinn der Jugend auf dem glatten, rosigen Antlitz des Kindes seinen Sitz aufgeschlagen und doch, wie ernst schaut die Kleine drein bei dem wichtigen Geschäft, welches ihr vermutlich die Mutter aufgetragen hat, um das Glas in der guten Stube mit den ersten Blumenspenden des Frühlings zu füllen.

Ludwig Knaus ist ein Künstler von umfassender Begabung. Er beherrscht wie Uhlands Sänger, „die Lust und auch den Schmerz." Er schildert die Freudenfeste des rheinischen und Schwarzwälder Landvolkes, aber auch seine Totenfeiern; er sucht die Bauern im Wirtshause beim Kartenspiel und bei der Rauferei auf und greift dabei mit sicherer Hand in Verwickelungen mit tragischer Perspektive hinein. Er weiß die bunte, leichtlebige Welt des Rokoko vor unser Auge zu zaubern und versteht zugleich die lustigen Gebilde der antiken Mythologie in lauschige Waldeinsamkeit zu bannen. In einer Darstellung der heiligen Familie hat er es zu Wege gebracht, für den überirdischen Inhalt eine menschliche Erscheinungsform zu finden, in welcher sich göttliche Hoheit mit tiefer, dem Menschenherzen entsprossenen Innigkeit paart, und in seinen geistvollen Bildnissen hat er eine Feinheit der Charakteristik offenbart, welche ihn auf eine Stufe mit den ausgezeichnetsten Porträtmalern der Vergangenheit stellt. Gleichwohl können wir in seiner Thätigkeit einen charakteristischen Zug beobachten, welcher wie ein goldener Faden seine Schöpfungen durchdringt: seine Lust an der Kinderwelt und an ihren kleinen Freuden und Leiden. In der intimen Würdigung und liebevollen Wertschätzung dieser kleinen Welt sympathisieren wir Deutsche so lebhaft mit unserem großen Genremaler, daß wir am Ende seine erstaunliche Fähigkeit, sich ganz und voll in das Denken und Empfinden dieser kleinen Wesen hinein zu versenken, für etwas Selbstverständliches halten. Wie diese Fähigkeit aber eine ganz außerordentliche und beneidenswerte ist, kann man am besten beurteilen, wenn man Angehörige anderer Völker vor den Knausschen Kinderbildern sieht.

In lebhafter Erinnerung ist mir jener Maiensonntag des Jahres 1878 in Paris, der Tag nach der Eröffnung der deutschen Kunstabteilung auf der Weltausstellung, als sich die Massen kleiner Leute aus Paris und der Umgegend vor dem Kinderfeste des Meisters aus der Berliner Nationalgalerie „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" drängten und trotz des nationalen Hasses die Ausrufe hellen Entzückens nicht bemeistern konnten. Ihre Landsleute suchen ihren Ruhm in der grauenhaften Schilderung hochnotpeinlicher Ereignisse. In die Kindesseele greift aber nur der deutsche Künstler hinein und erweckt damit ein Echo in den Herzen aller derer, welche sich ein warmes Gefühl für die kleine Welt bewahrt haben und einander darin begegnen, wenn sie auch durch die Gegensätze der Politik und des Idioms getrennt sind. Die Sprache, welche aus Kinderaugen zu uns redet, ist eine internationale.

Der Sprung von Ludwig Knaus zu Franz Hals, dem Maler des anderen in der Dresdner Galerie befindlichen Bildes, ist nicht so weit, als es die beide Meister trennenden, dritthalb Jahrhunderte erwarten lassen. Ludwig Knaus ist ein feiner Kenner und eifriger Bewunderer der niederländischen Malerei, auf deren Studium ein gutes Teil seiner malerischen Entwickelung begründet ist. Er besitzt selbst eine kleine, aber auserlesene Sammlung niederländischer Gemälde, unter denen sich auch eines von Franz Hals, zwei lachende Knabengesichter darstellend, befindet. In diesem Jahre vollendet sich gerade das dritte Jahrhundert, seitdem der holländische Meister in Antwerpen geboren wurde, und die Stadt Antwerpen beabsichtigt, diese Säkularfeier nicht vorübergehen zu lassen, ohne auch ihrerseits dem Gedächtnis des großen Porträtmalers zu huldigen, auf welchen sie sonst freilich keine anderen Ansprüche hat, als sie der Zufall der Geburt verleiht. Franz Hals ist nämlich ein Kind holländischer Eltern, welche wegen der kriegerischen Zeiten aus Harlem, wo die Familie seit mehr als zwei Jahrhunderten ansässig gewesen war und hohe Ehren genossen hatte, nach Antwerpen geflüchtet war. Hier wurde Franz Hals im Jahre 1584 geboren. Den Tag weiß man nicht, und auch im übrigen schweigen die Urkunden bis zum Jahre 1611, wo der Meister einen Sohn in Harlem taufen ließ, welchen ihm seine Gattin Anneke geschenkt hatte. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Eltern des künftigen Malers nicht lange nach seiner Geburt wieder nach Harlem zurückkehrten, wo der junge Franz zu Karel van Mander in die Lehre trat. Auch über die Arbeiten seiner Jugendzeit ist ein Dunkel gebreitet. Die frühesten seiner mit Jahreszahlen bezeichneten Bilder stammen aus den Jahren 1613 und 1616, als er neunundzwanzig, bezw. zweiunddreißig Jahre alt war. Damals hatte er sich schon von der Behandlungsweise seines Lehrers und anderer Harlemer Meister der vorausgegangenen Generation so ziemlich emanzipiert; in den Gemälden aus dem Jahre 1616 zeigt sich bereits der lichte graue Gesamtton, welcher für den Meister so außerordentlich charakteristisch ist und der allmählich auf seinen Bildnissen so sehr die Überhand gewann, daß die Buntheit der Lokalfarben schließlich ganz darunter verschwand. Das Brustbild des holländischen Kavaliers, welches wir unseren Lesern in getreuer, die eigentümlich breite und kecke Malweise des Originals vortrefflich wiedergebender Nachbildung vorführen, stammt aus der besten und kraftvollsten Periode seines Schaffens, etwa aus der Zeit um 1630, als das holländische Volksleben im Gefühl seiner Unabhängigkeit bereits eine sichere Basis gewonnen hatte. Dieses Bewußtsein eigenen Wertes, dieses Gefühl der Sicherheit spricht sich auch in der Physiognomie des Mannes aus, welcher, bequem in den Sessel gelehnt, frei und zufrieden aus dem Bilde herausschaut. Seine Persönlichkeit ist uns völlig unbekannt. Aber über das Interesse hinaus, welches man etwa an dem Individuum nehmen könnte, wächst das Porträt zu einer historischen Urkunde empor. Das Individuum verschwindet hinter dem Typus, welchen Frans Hals mit dem Scharfblick des echten, nicht bloß für seine Zeit, sondern auch für die Zukunft schaffenden Künstlers aus den Massen herausgehoben hat. Das Wams des Mannes ist etwas skizzenhaft und flüchtig behandelt. Franz Hals war eine temperamentvolle, leidenschaftliche Natur, ein Künstler, dem das Sitzen außerordentlich

Ludwig Knaus

schwer fiel. Deshalb tragen seine Porträts häufig den Charakter des Improvisierten, als ob er das Bild in wenigen Stunden auf die Leinwand geworfen, und von einigen seiner Werke wird uns das auch ausdrücklich berichtet. Er begnügt sich in einer gewissen Periode seines Lebens damit, den Kopf mehr oder minder sorgsam zu vollenden und das übrige nur anzudeuten, wobei er zugleich den künstlerischen Vorteil hatte, daß der Kopf um so wirksamer und ausdrucksvoller hervortrat. Seine Zeitgenossen wußten die geniale Kraft des Meisters in vollem Maße zu würdigen. Das beweist nicht nur die große Zahl seiner uns hinterlassenen Werke, sondern mehr noch, daß der Magistrat von Harlem ihm mehreremale ansehnliche Unterstützungen zuwendete und gegen Ende seines Lebens — er starb erst 1666 — eine jährliche Pension aussetzte. Franz Hals wußte nämlich mit seinem Gelde nicht Haus zu halten. Er führte ein flottes Leben, ließ seinen reichlichen Verdienst durch die Kehle fließen und kam häufig mit den Gerichten in Konflikt. Nichtsdestoweniger verstand er es, sich die Achtung seiner Mitbürger zu erhalten und heute stehen seine Werke so hoch in Ansehen, daß Preise von hunderttausend Mark und darüber für die besten derselben auf Versteigerungen gezahlt werden. Adolf Rosenberg.

Briefkasten.

K. M. in **L.** ad I. Wenn Sie die Qualifikation zum einjährig freiwilligen Dienst erworben haben, können Sie das Jahr bei der Waffe abdienen, gleichviel, was Sie später werden wollen. ad II. Ja. — **M. v. S.** Viktor von Scheffel lebt erfreulicherweise noch. — **R. R.** in **L.** Lebende fremde Sprachen werden jedenfalls am besten gelernt, wenn schon dem Kinde Gelegenheit geboten wurde, sie sich praktisch anzueignen. Ihre Besorgnis, daß dadurch das nationale Empfinden Ihrer Kinder geschädigt werden könnte, teilen wir nicht. Die eigentliche Erziehung bleibt ja doch in Ihren Händen und der nicht minder wichtige Einfluß, den Sie unbewußt ausüben, dürfte durch eine fremdländische Gouvernante oder Bonne schwerlich sehr abgeschwächt werden. Übrigens raten wir Ihnen mehr zu ersterer als zu letzterer. **W. M.** in **H.** Papierkorb.

Auflösungen der Spielecke aus No. 2.

Damespielaufgabe.

1. f6 — g7   1. h8 — f6 (schl. g7)
2. Da5 — d2   2. Db2 — e5 (schl. d4)
3. Dd2 — f4 gewinnt.

A.

1. . . . .   1. Db2 — e5 (schl. d4)
2. Da5 — d2 u. s. w.

2.

„Viel Feind, viel Ehr'."

1. Vater	2. Juder.	3. Emir.	4. Leda.
Fiber.	Eisen,	Idol.	Nelke.
Donner.	Vater.	Inder.	Emir.
Leda.	Emil.	Herder.	Regen.

1. Homonym.
Etikette.

Bilderrätsel. Bal paré.

3. Schlüssel d. Dechiffrier-Aufg.

	h	b	d	e	r
1	a	b	c	d	e
2	f	g	h	i	k
3	l	m	n	o	p
4	q	r	s	t	u
5	v	w	x	ä	ö

Auflösung.
Drum soll der Sänger mit dem König gehen.
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

4. Zweisilbige Scharade.
Eintracht.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von W. F. Wills.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.

Auf einem Auswandererschiffe befinden sich 476 Personen. Die Anzahl der Männer beträgt 18 mehr als die Anzahl der Frauen und Kinder zusammen und die Erwachsenen übertreffen die Kinder um 292.

Wie viel Männer, wie viel Frauen und wie viel Kinder sind auf dem Schiffe?

2. Becher-Arithmogriph.

Ersetzt man die Zahlen der obigen Figur durch Buchstaben, so ergeben die Anfangsbuchstaben der 11 Reihen den Titel einer beliebten Oper, die Endbuchstaben den Titel eines klassischen Dramas.

Die oberste wagerechte Reihe bezeichnet eine Stadt in Holland, die zweite einen Fluß in Italien, die dritte einen Fluß in Afrika, die vierte einen Berg, die fünfte einen Bund, die sechste einen Propheten, die siebente ein Fahrzeug, die achte ein Raubtier, die neunte einen Berg, die zehnte Bewohner von Afrika und die elfte einen deutschen Dichter.

1	2	2	3	4	5	6
	2	4	4	7	2	
	8	7	9	5	3	
	10	7	8	2	7	
	1	2	8	10	2	
	5	4	7	2	10	
	7	2	11	1	12	
		4	5	13		
		7	14	2		
	8	5	9	5	3	
9	5	4	4	5	3	12

3.

Aus den vier Wörtern „Prügel", „Quarz", „Jena", „Dante" lassen sich durch Umstellung der Buchstaben zwei Namen, ein Orts- und ein Personenname, bilden, die in jüngster Zeit oft in Verbindung mit einander genannt wurden.

4.

Mit dem härteren Laute dient's oft zur Sperrung der Grenze,
Mit dem weicheren ward jüngsthin es selber gesperrt.

Bilderrätsel.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Winterlandschaft. Von C. Schön. — Auf See. Von Robert James. — Die Externsteine. Von H. Knackfuß. Mit Illustration. — Die hansische Flanderfahrt. Von Stephan Waetzoldt. III. Von Antwerpen nach Gent. — Die deutsche Besitzergreifung von Lüderitzland. Geschildert von einem Augenzeugen. Mit 2 Illustrationen. — Das Zarenlied. Von v. Wenckstern. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Ein flotter Kavalier. Von Franz Hals. — Im Frühling. Von L. Knaus. Mit L. Knaus' Bildnis. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Oktober 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. **1885. № 4.**

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

VI. Am Seestrand.

Es war an einem lauen Maiabende; die Sonne brach mit schrägen Strahlen durch die am Horizont sich auftürmenden Wolkenschichten und verkündigte den am Strande mit dem Hereinziehen der Boote beschäftigten Fischern, daß rauhes Wetter im Anzuge sei. Bereits begann ein dumpfes Rauschen aus der Tiefe sich hörbar zu machen, und die unabsehbare Fläche des Meeres wogte unruhig auf und nieder. Lange weiße Streifen, die sich unheimlich gegen den Horizont abhoben, sich senkten und wieder erstanden, zeigten dem erfahrenen Auge, daß auf der offenen See der Sturm das Wasser bereits zu hohen Wogen peitschte, während in der von der Küste in weitem Bogen umspannten, geschützten Bucht die Wogen sich noch langsam in regelmäßiger Aufeinanderfolge dem Ufer entgegenwälzten.

In dem Garten des sauberen Häuschens, das von einer mäßigen Anhöhe dicht an der Küste eine freie Aussicht über die Bucht und die dahinter sichtbar werdende offene See gewährte, war eine Dame beschäftigt, mit Hilfe eines Knaben die Rosenstöcke, die bereits Knospen trugen, durch festeres Anbinden an ihre Stäbe vor dem nahenden Sturme zu sichern. Jeder Zweig, der sich zu weit vorgewagt, jede Knospentraube, die durch ihre Schwere dem Abbrechen besonders ausgesetzt schien, wurde mit sorgfältiger Hand an dem ihr zunächststehenden Stabe oder stärkeren Zweige befestigt. „Jetzt, Bill“, sagte die Dame, indem sie die letzten schwankenden Ranken eines prächtigen Marschall Niel aufband, „jetzt lauf und sage Bridget, daß sie die Fensterläden im oberen Stockwerk sicher schließe; der Sturm wird bald hier sein. Und dann eile dich, heimzukommen.“

Während Bill, der die Erlaubnis zur Heimkehr mit offenbarer Befriedigung aufnahm, ins Haus lief, zog die Dame das Tuch, das sie über einem Hute von mehr praktischer als kleidsamer Form trug, unter dem Kinne fester zusammen, und zeigte dabei die Haarwickel und die markierten Gesichtszüge der Miß Danvers. Sie ging den sauber gehaltenen Kiesweg entlang zu der Gitterthür, die ihr Gärtchen von dem steinigen Abhang abschloß, der unmittelbar davor zum Strande abfiel, lehnte beide Arme auf das Gitter und blickte auf die graue Wassermasse zu ihren Füßen, die sich rauschend am Strande unter ihr brach.

Sie hatte noch nicht lange an dieser Stelle gestanden, in die Betrachtung des gewaltigen Schauspiels verloren, das, ewig alt und ewig neu, nie seine Wirkung auf das empfängliche Menschenherz verliert, als ihre Aufmerksamkeit durch die Erscheinung eines Herrn gefesselt wurde, der den Strand heraufkam und offenbar nach einem Aufstieg suchte. Wenige Minuten darauf öffnete sie die Thür und rief mit lauter Stimme: „Hier herauf, Mr. Oldcastle, alter Freund!“

Mr. Oldcastle war in wenigen Augenblicken oben und wurde von Miß Danvers mit ausgestreckten Armen und offenkundiger Freude empfangen. Nachdem er ihr auseinandergesetzt, daß er, von Geschäften nach Dover geführt, der Versuchung nicht habe widerstehen können, einen Abstecher nach Seagrove zu machen, um sie und seine junge Freundin nach einjähriger Trennung wiederzusehen und ihr zugleich diejenigen geschäftlichen Mitteilungen zu machen, die er lieber persönlich als schriftlich ausrichte, wollte Miß Danvers ihn sofort ins Haus führen. Aber Mr. Oldcastle nahm den Hut ab, ließ den frischen Seewind durch sein graues Haar wehen und wehrte jede Nötigung ab. „Nein, nein, meine liebe Miß Danvers,“ sagte er, indem er einen entzückten Blick über das vor ihm sich ausbreitende weite Panorama warf, „gönnen Sie einem der Londoner Luft auf kurze Zeit Entlaufenen das süße

Gefühl, einmal der Gefangenschaft entsprungen zu sein und seine Brust in Ihrer herrlichen Seeluft auszudehnen!"

Miß Danvers lächelte. So wenig sie persönlichen Komplimenten zugänglich war, so gerne hörte sie die Umgebungen und den Anblick rühmen, die ihr die liebsten auf der Welt geworden waren.

„Ich begreife in der That nicht," fuhr Mr. Oldcastle fort, indem er den Blick immer von neuem über die weite Fläche schweifen ließ, ohne satt werden zu können, „wie Sie daran denken konnten, Ihren Aufenthaltsort zu verlegen, um gegen diese deliziöse Freiheit die Beschränktheit eines Londoner Himmels einzutauschen. Sie wären ein unglückliches Wesen geworden, Miß Danvers!"

„Ich habe selbst so gedacht, alter Freund," antwortete Miß Danvers. „Ich glaube, der Besitz eines Vermögens hatte mir für den Augenblick die Urteilsfähigkeit geraubt. Und so müßte ich ja unserm Freunde Charles Manfred noch dankbar sein, daß er mich von einem Ballast befreite, der mir am Ende zu schwer zu tragen gewesen wäre. — Was bringen Sie übrigens Neues von der alten, traurigen Geschichte? Lucy ist augenblicklich auf einer ihrer Strandwanderungen begriffen, und Sie können mir's am besten jetzt mitteilen, was Sie etwa zu sagen haben."

Mr. Oldcastle sah ihr ins Gesicht und seufzte. „Es ist mir lieb, daß Sie mich eben noch Ihrer philosophischen Gleichgültigkeit gegen Geld und Gut versichert haben. So habe ich wenigstens den Trost, daß Sie nicht allzuschwer von meinen Nachrichten getroffen werden. Ihre Ansprüche sind zurückgewiesen, Bradshow und Co. haben über uns gesiegt."

„Und ist alles verloren?"

„Alles!"

Miß Danvers schwieg eine Weile. „Und ich bin wahrscheinlich nicht die einzige Person, die um ihre gerechten Ansprüche gekommen ist. Gewiß sind andere, die es noch schwerer zu tragen haben. Nicht wahr, Mr. Oldcastle?"

Mr. Oldcastle nickte.

Miß Danvers zog ihr Tuch mit einer Miene der Entschlossenheit fest um sich. „Nun, wenn andere nicht besser daran sind, als ich, warum sollte ich klagen? Ich bin nicht an Reichtum gewöhnt und kann den Verlust ertragen, den Traum einiger Wochen. — Ich will mich nicht besser machen, als ich bin," setzte sie nach einigem Stillschweigen hinzu. „Es war mir ein lieber Gedanke, auf meine alten Tage aller kleinlichen Einschränkung überhoben zu sein. Ich dachte mir's schön, mit freien Händen austeilen zu können, — es sollte nicht sein, und damit basta! Die Armen müssen sich eine andere Beschützerin suchen, Mr. Oldcastle," setzte sie hinzu, indem sie sich abwendete und schnell mit der Hand über die Augen fuhr.

„Sie sind eine tapfere Seele, Miß Danvers! Wollte Gott, es gäbe mehrere von Ihrer Art."

„Was mir weh thut," fuhr Miß Danvers fort, „das ist, daß der Name des armen Kindes in diese ganze unehrenhafte Sache verwickelt worden ist. Und in dieser Beziehung ist's mir besonders lieb, daß wir hier in einem Winkel der Welt leben, wo sie vor allen widrigen Angriffen sicher ist. Sie ist hier Miß Lucy, meine Pate; niemand weiß etwas von der vormaligen Mrs. Manfred. Sie selbst in ihrer Unerfahrenheit ahnt nicht, welche Schmach sich an ihren Namen hängt; wie viele ihr fluchen, als der Ursache ihres Unglücks, und sie lebt hier nicht in der Gefahr, es jemals zu erfahren."

„Und Sie haben es wirklich verstanden, sie in Unwissenheit darüber zu erhalten? Ich bewundere Sie wirklich, Miß Danvers!"

„Wenn Sie Lust haben, etwas zu bewundern, was dessen würdiger ist, so blicken Sie da hinaus, Mr. Oldcastle," sagte Miß Danvers und wies mit weit ausgestrecktem Arm auf die Szene vor ihnen. Die dunkle Wolkenwand, die höher und höher gestiegen war, hatte sich vom Horizont abgehoben, einen hellen Streifen über demselben freilassend. Die Sonne trat jetzt in diesen freien Raum als große glühende Kugel, die schwarzen Wolken über ihr mit tiefem Lila färbend und einen breiten Streifen glühenden Goldes über das bewegte Meer ergießend, der sich bis dicht zu den Füßen der beiden ganz in Anschauung versunkenen Zuschauer hinzog. Die oberen leichteren Wolken erglühten in prächtigem Rot und färbten die Schaumkronen der Wellen mit rosigem Widerschein, während die Senkungen sich in tiefem Schatten desto deutlicher abhoben. Die gegenüberliegende Küste der Bucht lag bereits ganz im Dunkel und hob ihre hügeligen Formen deutlich vom helleren Hintergrunde des Himmels ab, während der Strand zu ihren Füßen mit der majestätisch daherrauschenden Brandung noch hell beleuchtet erschien. Miß Danvers hatte die Hände gefaltet, Mr. Oldcastle atmete kaum. Schweigend betrachteten beide das glänzende Schauspiel. Da fuhr plötzlich ein scharfer Windstoß über das Meer, der ihnen den Schaum ins Gesicht trieb.

„Der Sturm ist da," sagte Miß Danvers. „Wo ist Lucy?"

Lucy stand in diesem Augenblicke auf einer flachen Düne, nicht weit von den Redenden entfernt. Der Wind setzte sich in ihre Kleidung und zauste an den Bändern des Strohhutes, den sie am Arme trug, der Schaum, der zu ihr heraufsprühte, benetzte ihr Haar und Wangen, aber sie merkte es nicht. Sie hörte nicht das Brausen, das wie ein mächtiger Flügelschlag dem Sturme voranflog, sie sah nicht die wildbewegte Flut, die in empörten, schaumgekrönten Wogen vor ihm herzog. Sie war von einem ihrer gewohnten Spaziergänge, die sie allein am Strande zu machen pflegte, heimgekehrt, und sich mit leichtem Schritte dem Hause auf einem durch Gebüsch gedeckten Seitenpfad nähernd, hatte sie unvermutet die Stimmen der beiden Sprechenden vernommen. Sie hielt in ihrem Gange still, um zu unterscheiden, welch einen ungewohnten Gast Miß Danvers so lebhaft unterhalte. Da schlugen Worte an ihr Ohr, die sie an die Stelle fesselten.

„Charles Manfred — Lucy — Neues von der alten traurigen Geschichte" — Lucy zitterte. War es nicht genug, was sie bereits ertragen hatte? War mit seinem schrecklichen Tode nicht alles vorüber? Welche neue Kunde wartete ihrer? Deutlich hörte sie Miß Danvers sagen: „Und ich bin wohl nicht die Einzige, die um das Ihre gekommen ist? Es sind andere, die es noch härter trifft."

Lucy war's, als müsse das laute Klopfen ihres Herzens sie verraten. Sie preßte die Hände fest auf die Brust und die Lippen fest aufeinander, damit kein unwillkürlicher Ausruf sie verrate, als sie Miß Danvers sagen hörte: „Ich dachte mir's schön, auf meine alten Tage aller kleinlichen Einschränkungen überhoben zu sein — die Armen müssen sich eine andere Beschützerin suchen." Und als sollte dem armen Kinde kein Tropfen des bittern Kelches erspart bleiben, folgte jetzt die Bemerkung: „Es thut mir weh, daß ihr Name in eine unehrenhafte Sache verwickelt ist, — es ist mir lieb, daß sie in einem Winkel der Welt lebt, wo sie nie erfahren wird, wie viele ihrem Namen fluchen" 2c.

Lucy stand einige Augenblicke wie gelähmt, als Miß Danvers und ihr Begleiter ihre Stelle verließen, um sich ins Haus zurückzuziehen. Dann verließ auch sie geräuschlos ihren Platz in den Büschen und eilte den geschützten Pfad wieder hinunter, bis sie unter den hohen Buchen, die den niedrigen Dünenrand, der sich zum flachen Strande hinabsenkte, bestanden, zum Stillstand kam. Hier lehnte sie sich an einen der schlanken Stämme und schaute regungslos auf die unter ihr wogende See, die bereits den Strand zu überfluten begann, hinunter.

So wie die tobenden Wellen, die schäumend und brausend sich nach allem, was am Strande in sicherer Höhe lebte, zu strecken schienen, um mit gierigem Griffe alles Lebende mit sich hinabzureißen in die tosende Tiefe, so hatte der Sturm ihres Lebens ihr alles verschlungen, sie selbst bis an den Rand der Vernichtung mit fortgerissen. Wie die schlanken Stämme, die sich jetzt dem Sturme beugten und bis in die Wurzeln hinein erzitterten unter seinen gewaltigen Schlägen, und sich dennoch im nächsten Augenblicke wieder hoch und mächtig emporreckten, die unverkürzte Kraft dem erneuten Angriff dar-

bietend, so hatte auch sie sich nach den furchtbaren, scheinbar vernichtenden Schlägen ihres Geschicks zu neuer Kraft emporgerichtet. Lange hatte sie zwischen Tod und Leben geschwankt, mit aufopfernder Treue von Miß Danvers und der alten Wärterin gepflegt. Und als die Kraft der Krankheit gebrochen, da hatte sie noch Wochen auf Wochen in tödlicher Ermattung zugebracht, unfähig, sich von den quälenden Erinnerungen loszureißen und das Leben von neuem zu erfassen. Was hatte sie auf der Erde zu schaffen, sie, die jedes Lebenszweckes entbehrte? Wer bedurfte ihrer? Die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, die man ihr so schonend als möglich mitteilte, konnte ihrer Leidensfülle wenig mehr zusetzen. Sie hatte ihn nie geliebt und — hatte ihn längst verloren! Tag für Tag saß sie mit zusammengefalteten Händen unter dem großen Eibenbaum, der den Schmuck des Londoner Gartens ausmachte, und schaute teilnahmlos auf die Rosenhecken, die wuchsen und rankten, blühten und verblühten, als ob sich niemals die Händchen eines zarten Kindchens nach ihnen gestreckt, als ob niemals eine glückliche Mutter ihnen zugelächelt habe! Als ihr eines Tages Miß Danvers mitgeteilt hatte, daß ihre Verhältnisse sie nötigten, in ihr eigenes kleines Besitztum zurückzukehren, und daß sie es fürs beste halte, wenn Lucy sie begleite, da hatte sie ebenso teilnahmlos darein gewilligt, Rosecottage zu verlassen. Und doch war dieser Wechsel der Angelpunkt, an dem sich ihr Zustand wenden sollte. Die freie Natur, in die sie versetzt wurde, bewährte sich in ihrer heilenden Macht; die stärkende Seeluft erhob die gesunkenen Kräfte, die Großartigkeit der Umgebung weckte ihre Sinne zu erneuter Thätigkeit. Miß Danvers' rauhes und originelles, doch aber stets liebevolles Wesen wirkte auf ihren Geist, wie die Seeluft auf ihren Körper, reinigend und kräftigend. Nach und nach nahm sie Anteil an den häuslichen Angelegenheiten der alten Freundin; bald erwachte auch ihre Teilnahme für Leid und Freud ihrer einfachen Umgebung. Miß Danvers sah mit glücklichem Gesicht, wie sie von Tag zu Tag frischer von ihren Streifereien am Strande zurückkehrte, wie ihr Schritt die frühere Elastizität, ihre Augen den alten Glanz, ihre Wangen den rosigen Hauch der Jugend zurückgewannen.

Als die wiederkehrenden Kräfte die Möglichkeit gewährten, suchte Miß Danvers ihrem Schützling eine Thätigkeit zu verschaffen. Lucy übernahm nach der Sitte der englischen Damen höherer Stände eine Schulklasse an der Wohlthätigkeitsschule, die von dem Pastor des Dorfes unterhalten wurde, und die Beaufsichtigung und Verteilung der verfügbaren Mittel für Kranke und Notleidende jeder Art. Sie gewann damit nicht nur ein Lebensinteresse, sondern auch einen Einblick in die Leiden, die über andere ihrer Mitmenschen ergingen. Beides, zugleich mit der Befriedigung, die ihr das Bewußtsein gewährte, kein ganz unnützes Leben zu führen, übte eine heilsame Rückwirkung auf ihre neu erstandenen körperlichen und geistigen Kräfte, und Miß Danvers sah auch hier ihre Maßregel mit dem erhofften Erfolg gekrönt. Lucy wußte, daß sie mittellos war. Sie hatte es durch Mr. Oldcastle erfahren. Doch ihr Besitz hatte ihr so wenig wirkliches Glück gebracht, daß sie den Verlust kaum betrauerte. Niemals aber hatte sie eine Andeutung erhalten, daß ihr Vermögen nicht hingereicht habe, ihre Schulden zu tilgen. Niemals hatte sie eine Ahnung davon gehabt, daß ihr Name gedient hatte, unehrenhafte Unternehmungen zu decken, daß sie Ursache habe, sich desselben zu schämen, niemals, daß sie diejenige, die mit selbstloser Liebe ihr Haus zur Heimat, ihr Herz zur Zufluchtsstätte für sie gemacht hatte, um ihr Hab und Gut gebracht habe. Sie hatte Miß Danvers für reich gehalten; mit der ihr anerzogenen Sorglosigkeit um die äußeren Angelegenheiten des Lebens hatte sie es für ausgemacht angesehen, daß sie in den besten Verhältnissen lebe, und hatte die ihr gebotene Heimat ohne alle Bedenken angenommen.

Sie war auf eine rauhe Art aufgeklärt worden, das arme Kind! Aber sie senkte heute nicht ihr Haupt in willenloser Hingabe an den neuen Schmerz. In diesem bitteren Augenblicke wurde Lucy Manfred aus dem Kinde ein Weib. Hochaufgerichtet stand sie da; den zarten Arm um den Stamm eines Baumes geschlungen, um sich einen festen Standpunkt zu sichern, schaute sie mit dem großen, offenen Auge über die bewegte Fläche unter ihr. Die wilde Naturkraft schien ihr etwas von dem eigenen Leben mitzuteilen, ihre Brust atmete hoch, ihr Fuß stemmte sich fest in den Boden. Ein Unrecht war begangen, ein schweres Unrecht, — sie hatte es begangen, wenn auch willenlos. Es mußte gesühnt, es mußte wieder gut gemacht werden, sie wußte freilich heute noch nicht wie, — aber eins wußte sie: sie wollte es sühnen. Sie wollte den Kampf wagen, und sie wollte siegen!

Miß Danvers und Mr. Oldcastle saßen während dessen in dem freundlichen Wohnzimmer der ersteren und horchten auf das Brausen des Windes, das Rollen und Branden der Wogen. Miß Danvers hatte zwar keine eigentlichen Besorgnisse wegen des Ausbleibens ihres Schützlings, sie wußte, daß Lucy nicht unvorsichtig war, und das Wetter hatte sich lange genug vorher angekündigt, auch fand sie in jeder Hütte wegekundige Leute, die sie früher heimgebracht haben würden, wenn sie sich verspätet haben sollte, — dennoch aber war sie nicht wenig erleichtert, als sie jetzt die Thür gehen und Lucys leichten Schritt die Treppe hinaufeilen hörte.

Als Lucy bald darauf ins Zimmer trat, konnte Mr. Oldcastle einen Ruf der Überraschung kaum unterdrücken. War Lucy immer hübsch gewesen, so hatte sie jetzt eine Vollendung der Schönheit erlangt, die er der kindlich zarten Erscheinung, wie sie ihm bekannt war, nicht zugetraut hätte. Die großen braunen Augen hatten denselben ernsten, und doch kindlich vertrauenden Blick, den er kannte und liebte, und das Haar, das noch nicht wieder zu seiner vollen Länge gewachsen war und in kurzen Locken um das reizende Gesicht hing, ließ sie jünger erscheinen, als früher. Die unlängst krankhaft weiße Haut war jetzt leicht gebräunt, Wangen und Lippen vom zartesten Rot angehaucht. Die Gestalt war voller und kräftiger geworden, ohne an Elastizität zu verlieren, und um die ganze Erscheinung schwebte ein Liebreiz, der das Herz des alten Herrn entzückte. Als er ihr die Hand hinhielt und sie sie mit freudiger Herzlichkeit drückte, da fühlte er, daß ein solches Wiedersehen eine Reise wert gewesen sei.

Der Abend verstrich in ungestörter Gemütlichkeit, wie sie Miß Danvers um sich zu verbreiten verstand. Als Mr. Oldcastle sich nach zehn Uhr verabschieden wollte, fand es sich, daß Regen und Sturm einen Gang zu dem kleinen Wirtshaus zu einer schwierigen Unternehmung machten, und daß bereits ein behagliches Nachtquartier im Oberstock für ihn bereitet war. Als Lucy dem alten Herrn die Hand reichte, um für die Nacht Abschied zu nehmen, sagte sie leise: „Ich hoffe, Sie morgen vor dem Frühstück allein sprechen zu können, Mr. Oldcastle.“

Der kleine Advokat zerbrach sich in seinem Zimmer den Kopf, um zu ergründen, was seine junge Freundin von ihm wünschen könne. Als er am nächsten Morgen erwachte und ans Fenster trat, um die Vorhänge zurückzuziehen, sah er sie bereits im Garten auf- und niedergehen. Der Sturm hatte ausgetobt, die Sonne glänzte in erneuter Herrlichkeit, und die noch immer bewegte Meeresfläche strahlte in tausend verschiedenen Farbentönen, während vom Strande herauf das majestätische Rauschen der sich brechenden Flut hereintönte.

Mr. Oldcastle war in kürzerer Zeit, als er jemals zu seiner Toilette gebraucht hatte, bei Lucy. „Nun, meine schöne Freundin,“ frug er sie lächelnd, „sind Sie wie Venus aus der Flut getaucht?“

Lucy aber schien heute keine Neigung zu leichtem Scherz zu haben. Ohne weitere Vorbereitung ging sie sofort auf ihr Ziel los. „Mr. Oldcastle,“ begann sie, „ich brauche Ihren Rath. Ehe Miß Danvers uns unterbricht, müssen wir unsere Unterredung beendet haben. Wollen Sie so gütig sein, mich freundlich anzuhören?“

Mr. Oldcastle, in einem Augenblicke ernst geworden, nickte Zustimmung.

„Ich weiß, Mr. Oldcastle, was mir Ihre und Miß

Danvers' Güte so lange verborgen hat, daß ich in den Augen von Gott und der Welt eine schwere Schuld wieder gutzumachen habe, wenn auch eine nicht mit Bewußtsein eingegangene."

„Miß Lucy, um Gottes willen!" unterbrach der alte Herr eifrig, „wer hat Ihnen —"

Aber sie ließ ihn nicht ausreden. „Sie versprachen mir, mich anzuhören, Mr. Oldcastle. Erlassen Sie mir die Mitteilung, wie ich zu der Erkenntnis gekommen bin — genug, sie ist da und läßt sich nicht mehr zurückdrängen. Und Sie werden mir recht geben, daß ich unter solchen Umständen die Gastfreundschaft nicht mehr annehmen kann, die ich schon zu lange genossen habe."

Mr. Oldcastle schwieg, aus dem einfachen Grunde, weil er nichts zu erwidern wußte. Er brach eine von Miß Danvers' schönsten Rosen von ihrer Ranke und zerpflückte sie mit ungeduldigen Fingern. — Lucy stand einen Augenblick an der Gitterthür still, an der sie ihr Gang eben vorüberführte, und warf einen Blick über das Meer. „Es wird mir nicht leicht, von hier fort zu gehen", sagte sie, „aber es muß sein!"

Mr. Oldcastle warf die zerpflückten Rosenblätter von sich, lüftete den Hut und setzte ihn wieder auf und sagte dann: „Aber, meine liebste Miß Lucy, was gedenken Sie zu unternehmen? — Haben Sie einen Plan?"

„Ja", antwortete sie einfach. — „Ich habe die ganze Nacht gesonnen, entworfen und verworfen, bis ich zu einem Resultat gekommen bin. Und von Ihnen möchte ich die Versicherung haben, daß mein Plan ausführbar ist."

Mit sichtlichem Widerstreben folgte Mr. Oldcastle, als sie einen neuen Rundgang durch das taufrische Gärtchen begann. Als sie aber ihre Pläne mit dem Eifer eines thatkräftigen Geistes auseinanderzusetzen begann, gelang es ihr, ihn mit zu erwärmen. Sie meinte, wenn es ihr möglich wäre, eine Erziehungsanstalt, ein größeres vornehmes Pensionat ins Leben zu rufen, so würde ihr mit Mr. Oldcastles und Miß Danvers' Hilfe und ausgebreiteter Bekanntschaft der Erfolg nicht ausbleiben. Nur fehlte es an einer Vorbedingung: des Französischen war sie völlig mächtig, im Deutschen aber hatte sie kaum einen Anfang gemacht. Es mußte ihr ermöglicht werden, nach Deutschland zu gehen, und sie hoffte hier auf Mr. Oldcastles Hilfe.

Der alte Herr stand plötzlich still; ein neuer Gedanke durchfuhr ihn blitzartig. Deutschland! — Mr. Manfred war ein Deutscher gewesen; war es nicht möglich, daß ein Aufenthalt in Deutschland zu ganz ungeahnten Resultaten führte, — ihr ganz neue Verbindungen und Hilfsquellen erschloß? — Er deutete von seinen Gedanken nichts an, aber er widersprach nicht mehr, sondern versprach, seine mannigfachen Geschäftsverbindungen zu benutzen, um ihr den Eintritt in eine deutsche Familie zu ermöglichen. Dann wandten sich beide dem Hause zu.

„Noch eins, Mr. Oldcastle", sagte Lucy zögernd, während eine dunkelrote Glut ihr schönes Gesicht überzog, — „lassen Sie mich meinen Mädchennamen führen, lassen Sie mich nicht eher Mrs. Manfred sein, bis ich den Namen ohne Erröten tragen darf!"

Wenn Mr. Oldcastle geglaubt hatte, er werde in Miß Danvers eine heftige Gegnerin für Lucys Pläne finden, so hatte er sich geirrt. Als Lucy zu ihrer Schulpflicht gegangen war und er sich mit seiner alten Freundin allein am Frühstückstisch befand, teilte er ihr sein heutiges Morgengespräch mit. „Mr. Oldcastle", sagte Miß Danvers, „Sie sind ein Mann, wie alle Männer! Die Männer sind alle Narren! — Denken Sie, daß ein Frauenzimmer nicht dieselbe Befriedigung fühlt, wie Sie, wenn sie das Bewußtsein haben darf, das Leben nicht als Wachspuppe hinzubringen? — Sie alle geraten in Wallung, wenn Sie erkennen, daß wir etwas anderes als Ihr Spielzeug zu sein beanspruchen!"

Mr. Oldcastle warf einen Blick auf Miß Danvers und ihre Haarwickel, die heute ganz besonders widerspenstig unter der Haube hervorblickten, und dachte, daß sie ein wenig handliches Spielzeug abgeben würde.

„Lucy ist jung und gesund —"

„Und sehr schön!" unterbrach Mr. Oldcastle. „Es kann ihr kaum fehlen, daß sie, wenn sie unter ihresgleichen tritt, die Gelegenheit findet, ein neues, glücklicheres Band zu knüpfen, und das würde, nach meiner Meinung, das wünschenswerteste Ende sein!"

Miß Danvers ließ vor Entsetzen den Theelöffel, mit dem sie soeben ihren Thee umrührte, klirrend in die Tasse fallen. „Gott erbarme sich", rief sie, „hat der Mann noch nicht genug! Wenn ich dächte, daß Sie im Ernst sprächen, Mr. Oldcastle —"

„Verzeihung! ich bitte demütig um Verzeihung, Miß Danvers! Beruhigen Sie sich, — ich will ihr keinen Antrag machen! — Aber jetzt erlauben Sie, daß ich meinen Abschied nehme", fuhr er fort, indem er langsam die Uhr hervorzog und sie mit der auf einer Etagere befindlichen alten Stutzuhr verglich, — „denn wie alles auf Erden ein Ende hat, so ist auch meine Zeit für diesen angenehmen Aufenthalt bei alten, lieben Freunden schneller abgelaufen, als ich wünschte! — Und sagen Sie Miß Lucy, daß sie bald von mir hören werde!"

VII. Neue Bekanntschaften.

„Nun, und wohin gedenkt ihr heute Miß Ernscliffe zu führen?" fragte eine schlanke, hochgewachsene Dame, von dem Strickzeug, das sie in den Händen hielt, aufblickend.

Die Dame war nicht mehr jung; sie mochte das fünfzigste Lebensjahr erreicht haben. Ihr blondes, schlicht gescheiteltes Haar war bereits hie und da von einem Silberfaden durchzogen. Ihr blasses Gesicht war gewiß einmal schön gewesen; auch jetzt noch ruhte das Auge gern auf den feinen Zügen, der schöngeschnittenen Nase, der glatten, weißen Stirn. Nur der Mund trug einen Zug, namentlich wenn er sich in Ruhe befand, der auf ein durch manche schwere Sorge, manch bittere Enttäuschung erschüttertes Leben schließen ließ.

Die Frage war an ein hübsches junges Mädchen gerichtet, die sich soeben von einer kleinen Gruppe getrennt hatte, die an der andern Seite der Terrasse plaudernd um ein Tischchen saß, auf welchem leere Tassen und zusammengeschobene Teller verrieten, daß die gemütlichste Mahlzeit des Tages, der Nachmittagskaffee, soeben beendet worden war.

„O Mama, wenn du so gütig sein willst, es zu erlauben, so möchten wir uns von Martin über den See rudern lassen und die Klosterruine drüben besuchen. Es ist der schönste Platz des Waldes und Miß Ernscliffe war noch nicht dort!" fuhr sie eifrig fort, als sie in den Zügen ihrer Mutter ein Zögern zu bemerken glaubte, „und wir können sehr gut vor Einbruch des Abends zurück sein!"

„Und könnten auf dem Rückwege noch einen Blick ins Stift werfen, und deine Schützlinge dort durch unsern Anblick erfreuen, — auch eine Bestellung ausrichten, an der es ja niemals fehlt!" setzte eine andere junge Dame hinzu, die um einige Jahre älter sein mochte, als die erste Sprecherin, die kaum das fünfzehnte Jahr zurückgelegt haben konnte. —

„Wird euch der Gang nicht länger aufhalten, als für heute wünschenswert ist? Ich setze voraus, daß ihr bei Ulrichs Ankunft nicht fehlen möchtet, Else!"

Else schien einen Augenblick zu überlegen. „O Mama, du glaubst nicht, was für eine Spaziergängerin Miß Ernscliffe ist, wie schnell wir zuschreiten können, und wie viel kürzere Zeit wir brauchen, als mit der langweiligen Mademoiselle Charotte, die immer nach hundert Schritten schon ermüdete!"

Ein strafender Blick traf Else, die bis unter das lockige Haar errötete. Dann fragte die Mutter mit einem Lächeln, das nichts von der eben erfolgten stummen Zurechtweisung verriet: „Und was sagt Miß Ernscliffe selbst? — Hat sie Lust, immer willenlos über sich verfügen zu lassen?"

„O bitte, bitte, Miß Ernscliffe!" rief Else, sich von ihrer Mutter zu einer dritten jungen Dame wendend, welche ihre großen Augen mit lebhaftem Interesse von einem Gliede der Gruppe zum andern schweifen ließ, als versuche sie durch aufmerksame Beobachtung dem Sinne der lebhaften Unterhaltung

Cromwell am Krankenbett seiner Tochter. Nach dem Gemälde von Julius Schrader.

ganz zu folgen, wo sie von ihrer mangelhaften Sprachkenntnis im Stiche gelassen wurde.

„As you like!“ versetzte sie, freundlich in Elses bittende Augen blickend. Darauf wurde die Erlaubnis erteilt und die jungen Mädchen mit der Ermahnung entlassen, sich nicht zu erhitzen und zur rechten Zeit wieder einzutreffen. —

Bevor sie sich zurückzogen, um sich zu dem geplanten Spaziergang zurechtzumachen, verabschiedete sich eine nach der andern von einem sehr alten Herrn, der in einem bequemen Fahrstuhl an dem entferntesten Ende der Terrasse saß. Else und Margarete küßten ihm respektvoll die Hand, während die junge Engländerin sich vor ihm verbeugte. Seine blöden Augen, die mit leerem Ausdruck in das üppige Grün der Parkbäume gestarrt hatten, schienen ein wenig mehr Leben zu erhalten, als er sie für einen Augenblick auf der vor ihm stehenden Gestalt des jungen Mädchens ruhen ließ.

„Kommen Sie her, meine Liebe!“ sagte er mit schwacher, zitternder Stimme, indem er eine magere Hand ausstreckte. „Sie sind ein schönes Mädchen! — Sie sind eine Engländerin! Sagen Sie mir Ihren Namen noch einmal! Wie heißen Sie?“

Die junge Engländerin, die diese Szene seit den wenigen Wochen, die sie in Ellernbrunn zugebracht, ebenso oft durchgemacht hatte, als sie Gelegenheit gehabt, dem alten Grafen Ellern zu begegnen, beugte sich zu der gebrechlichen Gestalt, und antwortete: „Mein Name ist Lucy Ernscliffe.“

„Lucy!“ sagte der alte Herr und schüttelte mit einem Ausdruck der Hilflosigkeit den Kopf, der einen überaus wehmütigen Eindruck machte. „Lucy Ernscliffe! — Der Name ist mir ganz unbekannt! — Aber Sie sind aus England.“

„Ja, Herr Graf!“ antwortete Lucy. „Meine Heimat ist Seagrove in England.“

„Seagrove in England! — Sie bringen mir nicht Nachricht aus London — Nachricht von einem — Lucy Ernscliffe — nein, der Name ist mir ganz unbekannt!“ und die Gedanken des alten Herrn verwirrten sich augenscheinlich von neuem. — Seine Augen verließen ihre Gestalt und blickten wieder ausdruckslos ins Leere, sodaß es Lucy gelang sich zu entfernen, ohne daß er ihre Flucht wahrgenommen hätte.

„Hat der Onkel wieder gefragt, wer Sie sind, Miß Ernscliffe?“ — fragte Else, als Lucy sich zu den beiden andern jungen Mädchen gesellte, die am Fuß der Freitreppe auf sie gewartet hatten.

„Werden Sie denn nicht ungeduldig über dies ewige, unnütze Fragen und Antworten, was er bis zum nächsten Tage allemal wieder vergessen hat?“

Lucy hätte erwidern können, daß es auch ihr schwer werde, dieselben Fragen täglich mit denselben Worten zu beantworten, aber sie sagte nur: „Mich stören weniger die Fragen, die ich beantworten kann, als das ungewisse ängstliche Forschen nach etwas, wofür der alte Herr keinen Ausdruck zu finden scheint. — Es gibt mir das ein beängstigendes Gefühl, als müsse ich ihm helfend beispringen, wo mir doch jedes Verständnis abgeht für das, was er sucht.“

„Der Onkel ist seit einiger Zeit unruhiger, als gewöhnlich“, sagte Margarete, „er wird stets durch eine neue Gegenwart im Hause mehr oder weniger beunruhigt. — Er wird in seine gewöhnliche Passivität zurückfallen, wenn er erst mehr an Ihre Erscheinung gewöhnt ist!“

„Aber was quält ihn? — Wissen Sie, was es ist? was er fragen möchte? — könnten Sie ihm nicht auf den rechten Ausdruck verhelfen? Die offenbare Unsicherheit seiner Gedanken wirkt peinlich auf ihn selbst und auf andere!“

Margarete schwieg. Else aber sagte geheimnisvoll: „Mama ist stets unwillig, wenn sie bemerkt, daß wir uns über die Dinge Gedanken machen, die der Onkel spricht. Ich glaube, Mama weiß, was ihn beunruhigt, aber sie möchte es uns nicht erfahren lassen.“

Lucy sah der Sprecherin erstaunt ins Gesicht. Es war das erste Mal, daß ihr der Gedanke kam, es könne auch in der sonnenklaren Umgebung, in die sie sich hier versetzt sah, tiefe Schatten geben.

Margarete schob ihren Arm durch den der jungen Engländerin und sagte: „Wenn man einem Ihrer englischen Sprichwörter glauben kann, so gibt's in Ihrer Heimat in every house a skeleton. In jedem Hause ein Gerippe, ein Gespenst, ein trauriges Geheimnis! Glauben Sie mir, es ist auch bei uns in Deutschland nicht anders!“

Lucy seufzte. War nicht auch sie sich eines Gespenstes bewußt, eines traurigen Geheimnisses, das sie sorgfältig zu verbergen entschlossen war?

Else, die sich beengt fühlte durch die allzu ernste Richtung, welche die Unterhaltung zu nehmen begann, suchte dem Gespräch eine neue Wendung zu geben. „Welche Verirrung des Geschmacks, hier unter den grünen Bäumen an einem entzückenden Sommertage von Gespenstern zu sprechen!“ rief sie ärgerlich. „Sind solche in jedem Hause, wovon ich noch nicht überzeugt bin, so lassen wir sie wenigstens drinnen, und nehmen wir sie nicht mit zum Spazierengehen, Margarete!“

„Du hast recht, Else!“ sagte Margarete, indem sie den Hut abnahm, und das üppige blonde Haar zurückschüttelte, als wollte sie zugleich all die beunruhigenden Gedanken abschütteln, die sich so ganz zur Unzeit eingedrängt hatten. „Vergessen Sie, was ich gesagt habe, Miß Ernscliffe, und lassen Sie uns lieber unsern Spaziergang genießen!“ (Fortsetzung folgt.)

Die hansische Flanderfahrt.

Von Stephan Waetzold.

IV. Von Gent nach Brügge.

Durch enge Straßen führt uns ein kurzer Weg aus der hohen und ernsten Kirche von St. Bavo und aus der überirdischen Gedankenwelt van Eycks an den historischen Mittelpunkt des alten Gent, den Vrydagsmarket (Marché du Vendredi). An der Stelle, wo einst hier die Bildsäule Karls V gestanden, die von den Sanskulotten gestürzt wurde, erhebt sich jetzt die Erzgestalt des Mannes, der nächst Karl V der größte Sohn Gents war; an den Platz des souveränen Herrn zweier Welten ist der Demagoge getreten, an Karls V Stelle Jakobus van Artevelde. — In dem Kriege, der zwischen Philipp von Valois und Eduard III von England ausgebrochen war, hatte der Flandergraf Louis von Nevers für seinen französischen Lehnsherrn Partei genommen. Jeder der beiden Gegner versuchte die flandrischen Städte zu gewinnen. Da Gent den größten Teil seiner Wolle aus England bezog, waren die Bürger englisch gesinnt. Der Krieg störte ihre Industrie, die Webstühle standen leer, und in der Stadt begann das hungernde Volk zu murren. Aus dieser Not beschloß Jakob van Artevelde sein Land zu befreien. Artevelde war als Sohn eines Edelmannes im Jahre 1285 zu Gent geboren. Doch ließ er sich, da er in erster Ehe eine Metbrauerstochter heiratete, in die Zunft der Brauer aufnehmen. Im Jahre 1320 verband er sich mit Katharine de Koster, einer entschlossenen und kühnen Frau, die später in seinem Namen mit Eduard III unterhandelte. Arteveldes Reichtum, seine Verbindungen, seine feurige Beredsamkeit, die Kriegs- und Welterfahrung, die er als Page am französischen Hofe und als Kampfgenosse des Grafen von Valois auf dem Zuge nach Rhodus gewonnen, hoben ihn empor, er wurde Vorsteher der dreiundfünfzig Zünfte und später Hauptmann der Stadt Gent. In dieser Stellung legte er den Grund zu der kommunalen Selbständigkeit seiner Vaterstadt und verfolgte seinen Plan, den Zwist der Könige zu nutzen, um die flandrischen Grafschaften und Städte zu einem starken unabhängigen Bunde zu einigen. Auf sein Betreiben schlossen Brügge, Gent und Ypern zunächst ein Handels- und Freundschaftsbündnis mit England. Im Jahre 1337 ruft das Volk seinen Führer Artevelde zum Ruwaerd (Friedenswart) von Flandern aus. Der Friede des Jahres 1342 gab Flandern die Freiheit und während dreier Jahre blühte Stadt und Land in Macht und Reichtum. Aber die eifersüchtigen Städte gerieten untereinander in Streit. Artevelde wird der Verschwendung des „großen Schatzes von Flandern“ angeklagt und des Ver-

rats am Vaterlande beschuldigt. Während er in Brügge und Ypern Eduards Sache führte und seine Frau in England mit dem Könige selbst unterhandelte, gewann in Gent sein Gegner Gerhard Denys an Boden. Als am Mittag des 17. Juli 1345 der Ruwaerd nach Gent zurückkehrt, umringen ihn murrende Volkshaufen, er schließt sich in sein festes Haus auf dem Kalanderberg ein. Das wetterwendische Volk begrüßt den mit Steinwürfen, dessen Rede es oft begeistert gelauscht. Artevelde sieht, daß hier für ihn alles verloren ist, er versucht in die nächste Kirche zu gelangen, um das Asylrecht des heiligen Ortes zu genießen, da empfängt er in enger Straße von der Hand des Gerhard Denys den tödlichen Streich. Die Verfassung aber, die er dem flandrischen Städtebunde gegeben und erkämpft, blieb bis zum Jahre 1793 fast unverändert. Ein Jahr nach ihm fiel der Graf Ludwig für Frankreich in der Schlacht bei Crécy. Dem Denkmal des großen Volksführers gegenüber, an der Ecke des Freitagmarktes steht ein altes gotisches Haus mit einem zierlichen Eckturm, der Collatie zolder, einst der Versammlungsort der Genter Kaufleute. Von der ersten Galerie des Turmes herab hat nach der Überlieferung Jakob van Artevelde zu den Bürgern von Gent gesprochen und in der Haltung des Volksredners zeigt ihn das Standbild. Diese Kämpfe der flandrischen Städte gegen Frankreich haben eine weit über ihre Zeit hinausgehende Bedeutung; dank dem Widerstand gegen die französischen Könige haben die Städte die deutsche Sprache und Sitte ihres Landes gerettet.

Wer wissen will, wie ein altvlämisches Städtchen des XV Jahrhunderts aussah, der wandre hinaus vor die Thore Gents, nach Mont St. Amand zu dem großen Beginenhofe. Als neue Straßenanlagen im Jahre 1871 die Beginen zwangen ihren alten Hof in der Stadt zu verlassen, baute der Herzog Engelbrecht von Aremberg der frommen Gemeinschaft das neue Heim vor der Stadt. Auf den Straßen in Gent und Brügge begegnet man den Beginen häufig. Sie tragen ein schwarzes Nonnengewand, ein weißes Kopftuch, und darüber außerhalb des Klosters die altflandrische Faille, eine Art schwarzen Mantels, der sie bis zu den Füßen verhüllt. Ihren Orden ließ selbst die französische Revolution bestehn, da er sich stets der Krankenpflege und Unterstützung der Armen gewidmet hatte. Jetzt bieten die Beginenhöfe Belgiens vor allem eine Versorgung für alleinstehende unbescholtene Witwen und Jungfrauen. Bei ihrem Eintritt müssen die Novizen eine Jahresrente von hundertzehn Frank nachweisen; nach zwei Jahren erst erfolgt die Wahl im Konvent der Schwestern. Die Beginen binden sich nicht durch strenge Gelübde, der Austritt aus der Gemeinschaft steht einer jeden frei. Die Ärmeren arbeiten um Geld, die Reicheren spenden von ihrem Besitz zum Besten der Armen. Kleine Gruppen frommer Schwestern wohnen beisammen in den schmucken Häuschen. Sie stehen unter der Leitung ihrer selbstgewählten Oberin, der Groot-Jufvrouw. Die Zahl der Beginen beträgt in Belgien gegenwärtig etwa 1400, davon kommen auf die beiden Genter Höfe allein an tausend. Ein Priester zu Lüttich, Lambert le Bègue, soll um das Jahr 1184 zuerst Frauen und Jungfrauen zu frommen Werken der Nächstenliebe und zu Gebeten für die Kreuzfahrer vereinigt haben; nach ihm nennt sich der Orden.

Mauern und Palissaden umschließen den großen Genter Beginenhof. Aus der Nische über dem Eingangsthor grüßt das Bild der heiligen Elisabeth herab. An schmalen Gassen, die absichtlich unregelmäßig um die schöne Kirche im Mittelpunkt angelegt sind, hinter Mauern, von Gärtchen umgeben, stehen die malerischen Häuser, alle in gotischem Backsteinbau und jedes von den andern verschieden; so geben sie in ihrer Mannigfaltigkeit ein stets wechselndes, höchst anziehendes Bild altvlämischer Architektur. Die nägelbeschlagene Mauerpforte trägt statt der Hausnummer den Namen des Heiligen, dem das Haus geweiht ist, z. B. Huis van Sente Annen. Durch die Straßen dieser stillen kleinen Stadt wandeln nur die dunklen Gestalten der Beginen, die im Mittelalter auch in den niederdeutschen Städten heimisch waren, von der Kirche tönt der Vespergesang der Schwestern, weitab scheint die moderne Welt zu liegen, man glaubt sich um vier Jahrhunderte zurückversetzt. Eine alte freundliche Begine verkauft uns von den schönen Spitzen, die hier und in Brügge von den Schwestern mit altberühmter Vollendung geknüpft oder geklöppelt werden. Der Zauber dieser verwunschenen Stadt löst sich erst, wenn wir draußen wieder die Schlote der Genter Baumwollspinnereien rauchen sehen.

Es ist schon spät am Abend, als die Flanderfahrer nach kurzer Eisenbahnreise in Brügge aussteigen. Wir sehen staunend Tausende von Menschen, die unsere Ankunft erharrt haben, draußen vor dem Bahnhofe sich drängen. Aus den Fenstern wallen Fahnen nieder, durch dichtgescharte Volksmassen bewegt sich langsam unser Zug vorwärts, dunkel heben sich die Giebel alter Häuser vom Abendhimmel, immer mehr schwillt die Menge um uns, nun staut sich der Menschenstrom auf dem Marktplatz. Düster und gewaltig, den Platz beherrschend, ragt der Hort der Stadt, der Belfried, über dem Hallenbau empor, das Murmeln der Menge verstummt, von der Höhe des ehrwürdigen Turmes klingt das volle Glockenspiel, es grüßt die Deutschen mit der Wacht am Rhein; ihr folgt die Brabançonne und das Flandernlied: „O dierbaarts Land der aarde, o Vlanderland!" Und weiter wälzt sich der Strom nach der Sint-Jakobsstraat. In dem großen Konzertsaal, der dort an Stelle einer alten Markthalle erbaut ist, erwartete uns der Empfangsausschuß unter dem Vorsitz des Schöffen der Stadt Brügge, des Herrn J. Fonteyne. Wir werden in vlämischer Zunge herzlich bewillkommnet im Namen des Komitees Brügge-Nürnberg, das sich die Erhaltung und Wiederherstellung der reichen Kunstschätze Brügges zur Aufgabe gestellt hat, damit nach einem Wort des Königs Leopold „Brügge ein Nürnberg des Nordens" werde. Dann tritt Professor Julius Sabbe vor und in begeisterter und begeisternder Rede ruft er den Vlaandervaardsghesellen een hartelijk welkom zu. Mit seinen Worten steigt das Bild des alten mächtigen Brügge vor uns auf, der Stadt, die einst die reichste der Welt war und in der der deutsche Kaufmann als der vornehmste galt. Den Abend brachten wir inmitten der schnellgewonnenen Freunde bei vlämischem und deutschem Bier zu. Viele Reden, deutsche, vlämische, französische wurden geredet, viel Heildronken, wie die Vlaminge schön und bezeichnend für Toast sagen, gethan. Wir versuchten uns durch Plattdeutsch verständlich zu machen; doch gelang das nur halb, und das Französische mußte überall aushelfen. Die Herren des Brügger Komitees, Gelehrte, Stadtbeamte, angesehene Kaufleute, haben während der Tage unseres Aufenthalts nur für uns gelebt, mit einer Aufopferung an Zeit und Geduld uns geführt und alle Schönheiten ihrer Heimatstadt uns gezeigt, die uns allen allzeit in dankbarster Erinnerung stehen wird. In später Nachtstunde suchten wir unter Führung der Brüggelinge den Schwan, der nach vielen kleinen Unglücksfällen glücklich im Hafenbassin angelangt war. Bei Fackelschein gelangten wir auf gefährlichem Wege über Flöße bis zum Schiff, und als wir von Bord dankend zurückgrüßten, da stimmten die Vlaminge drüben noch einmal an: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall." Dies Lied, das uns einst zu Kampf und Sieg geführt, und das auf unsern Wegen in den Niederlanden uns immer wieder entgegenklang, war uns ein Beweis, daß wir den Empfang, den wir in den flandrischen Städten gefunden haben, dem Jahre 1870 danken, das unserem Volke Einheit, Macht und Ansehen in der Fremde gab, und den deutschen Stämmen in der Diaspora frisches Selbstgefühl und das Vertrauen auf die Zukunft des Germanentums.

Wer heutzutage durch die Straßen Brügges wandelt, der findet eine stille Stadt und ungestört liest er die Chronik der Jahrhunderte an den gotischen Giebelhäusern, den Hallen und Türmen. Wo einst frachtschwere Kähne sich drängten, träumen die Mummeln, Kalmus und flüsterndes Schilf ist am Fuß der grauen Mauern aufgeschossen, und wie silberne Kronen schwimmen die Wasserrosen auf der trägen Flut. Um Binnen

und Erker webt gleich dem Epheu romantischer Zauber der Vergangenheit. Ich stehe auf einsamer Brücke und blicke lange in das malerische Gewirr der Giebel, Türme, Spitzen und Bogen, das im Abendlicht sich vor mir aufbaut und aus dem spiegelnden Wasser wiederkehrt, die Phantasie webt ihre Goldfäden in die Wirklichkeit, vor mir ersteht das alte Brügge. Über die Straße schreiten Menschen in verschollener Tracht: ernste deutsche Kaufherren in dunklen, pelzverbrämten Röcken, blonde Frauen in Samt und Geschmeide, allerlei fremdes Volk wandert vorüber, Perser und Byzantiner, Provenzalen und Genueser, Moskowiter und Spanier. Die Speicher bergen unermeßliche Schätze, Linnen von Holland, englische Wolle, Tuche von Tourcoing und Gent, Teppiche von Arras, köstliche Gewürze aus Indien, arabische und genuesische Seide, griechische, portugiesische und gaskogner Weine, Schmuck und Waffenwerk aus Deutschland, Gläser und Spiegel aus Venedig, Getreide und Wachs aus den Ostseeländern, kostbares Pelzwerk aus Moskau und Nowgorod; was die Welt an Waren tauscht, ist hier gehäuft. Ein Zug Gewaffneter reitet durch das Thor der Burg, sie geleiten Bürgermeister und Schöffen der Stadt Brügge, die ihrem Grafen Ludwig van Maele zur Huldigung nach Paris, an den Hof des Königs Johann, gefolgt sind. Es sind stolze und selbstbewußte Herren. In Paris gab man ihnen, weil sie nicht adelig geboren waren, beim Mahle keine Kissen, da setzten sie sich auf ihre kostbar goldgestickten Mäntel und ließen sie liegen, als der König aufstand, „denn, sagten sie, die Vlaminge sind nicht gewohnt, wenn sie irgendwo zu Tisch gesessen, ihre Kissen mitzunehmen.“ Als zur Zeit ihrer Väter König Philipp der Schöne, ihr oberster Lehnsherr, nach Brügge gekommen war, hatte seine Königin, Johanna von Navarra, beim Anblick der vielen schönen, verschwenderisch geschmückten Bürgersfrauen ausgerufen: „Ich vermeinte, allein hier Königin zu sein, und finde Königinnen zu Hunderten.“ Ein Jahr darauf, in der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1302, zecht der Herzog Jacques von Châtillon, des Königs Statthalter, der die Brüggelinge zwingen soll, in seinem Hause mit dem Kanzler Peter Flotte und den Baronen seines Gefolges. Die „Leliaarts“, die Lilienritter, lassen es sich wohl sein, indes draußen, im Schutze des Dunkels die Klauwaarts, die Hüter der Freiheit, die sich nach den Klauen des flandrischen Löwen nennen, an ihren Waffenplätzen sich sammeln. Die französischen Garden, vom langen Ritte müde, sind in den Thorwegen eingeschlafen. Von den Stadtwällen spähen die Handwerker ins Dunkel, ob Peter de Koninc, der Webermeister, und der Knochenhauer Jan Breidel noch nicht nahen. Die sind aus der Stadt gebannt mit vielen Bürgern und liegen draußen in Damme und Ardenburg. Vergebens hat Peter de Koninc die Freundschaft der Genter angerufen; die Stadtedelleute in Gent, die „Poorters“, sind zur Stunde Leliaarts und die Bürger erkauft oder geängstigt. Der Flanderngraf Gui von Dampierre und seine Tochter Philippine liegen gefangen, sein Enkel, Wilhelm von Jülich, ist aus der Stadt gewichen, als Châtillon vom Hennegau anrückte. Nun hat der Franzose die Stadt besetzt, und morgen will er Rache nehmen an den übermütigen Bürgern; in den Tonnen, die den Welschen nachgefahren sind, liegen die Stricke, um die edelsten Bürger von Brügge zu hängen. Der Morgen graut, da ziehen die Gebannten heran. Dem Knochenhauer Breidel und seiner Schar wird die Schleusenpforte heimlich geöffnet, vom Kreuzthor rückt der Weber ein. Als die Sonne sich erhebt, sind siebentausend Klauwaarts in der Stadt, ihr Feldgeschrei ist „Schild en Vriend“, das vermag kein französischer Mund zu sprechen, und wer den vlämischen Ruf nicht nachrufen kann, wird erschlagen. Am Abend ist die Stadt frei, die Zünfte reißen die französischen Lilien herab und pflanzen die flandrischen Löwen auf. In der Nacht nach diesem Tage, den die Vlaminger Goede Vrijdach nennen, flieht Châtillon unter der Kapuze seines Kaplans aus der Stadt. Ganz Flandern steht auf, und am 17. Juli desselben Jahres wird der Graf von Artois geschlagen; siebenhundert goldene Rittersporen erbeuten die Vlaminger in dieser Guldensporenslag. — Neunzig Jahre später: An einem Wintertage, dem 8. Januar 1393, zieht, von Volkshaufen geleitet, eine Schar vornehmer Flamänder, Vertreter der Städte Ypern, Gent, Brügge und der Freien des Landes Flandern, durch die Straßen der Stadt zum Reventer der Karmeliter. Dort ist der Sitzungssaal des deutschen Kaufmanns, Flandern kommt, die Hansischen um Verzeihung zu bitten und Sühne zu bieten. Graf Ludwig von Flandern hat die Osterlinge in den Stein werfen lassen, allerlei Unbilden haben sie während der innern Streitigkeiten der Städte dulden müssen, und Genugthuung wurde ihnen geweigert. Da verlegte die deutsche Hansa ihr Kontor nach Dordrecht, und die brüggischen Kaufleute sahen mit Schrecken, wie der Handel ihrer Stadt den Hansen folgte. Auf einer Tagfahrt in Hamburg muß Brügge sich geben, es verspricht 10000 Pfund Groschen an die geschädigten Kaufleute zu zahlen und hundert Vlaminge sollen kommen und die Osterlinge bitten zurückzukehren. Auf hundertfünfzig Pferden ist im Dezember 1392 der deutsche Kaufmann wieder in Brügge eingezogen. Im Refektorium der Karmeliter sitzen, der Abgeordneten Flanderns harrend, der Bürgermeister von Hamburg, Herr Johann Hoyer und Herr Hinrich Westhof, Bürgermeister zu Lübeck, um sie die Älterleute und Achtzehmänner und der gemeine Kaufmann. Neugieriges Volk drängt sich mit den Abgesandten in den Saal. Einer der Vlaminge tritt vor und verliest laut die Worte der Sühne: daß der Kaufmann in den Stein gelegt und gehindert ist, das ist ihnen leid in guten Treuen und sie bitten, daß er es ihnen vergebe; sie wollen dafür sorgen, daß es nicht wieder geschieht, und wollen, Gott zu Ehren und dem Kaufmann zur Genugthuung ehrliche Leute aussenden als Pilgrime, sechzehn nach Rom, sechzehn nach San Jago de Compostella und vier über Meer nach dem heiligen Grabe unseres Herrn. — —

Die Gemeinschaft der hansischen Kaufleute, sie nannte sich „de gemeyne Koopman van der Dudescher Hansen des Helighen Romschen rykes up der tît to Brugghe residirende“ hat ihre ersten Privilegien schon im Jahre 1252 erworben. Die Kaufleute wohnten bei den Bürgern der Stadt, bis im Jahre 1478 beschlossen wurde, das Haus der Osterlinge binnen Brügge herrlich aufführen zu lassen. Meister Jan van de Poele baute ihnen das Ostersche Haus, dessen Steingiebel noch hundert Jahre später als der schönste der Stadt galt. Die Hansen sind in Brügge nach Dritteln gegliedert: das lübisch-wendische Drittel unter der Führung Lübecks, das westfälisch-preußische unter Köln, das gotländisch-livländische unter Wisby. Jedes Drittel wählt alljährlich zwei Älterleute, nebst sechs Achtzehnern. Acht Tage nach Pfingsten wird im Reventer der Karmeliter die feierliche Hauptversammlung gehalten, der eine Messe vorhergeht. „Der Chor, der Reventer, der Umgang sind mit grünem Laub bestreut, die Älterleute stehen neben dem köstlichen Gewebe, darauf der Kaiser und die Kurfürsten dargestellt sind, die Kaufleute hören die Ordinanz verlesen, geben eidlich an, worin sie gegen solche Ordinanz sich vergangen und bezahlen ihre Bußen.“ Am 6. September 1486 verlieh Kaiser Friedrich III den Osterlingen zu Brügge um ihrer Verdienste willen ein eigenes Wappen. (Schluß folgt.)

Der nette Student.

Eine lustige Geschichte von Hans Arnold.

Der Professor Bergmann saß in seinem Wohnzimmer und las. Er war ein wohlkonservierter, älterer Herr mit einem feinen, ironischen Gesicht, der die Eigentümlichkeit vieler Väter teilte, seine Töchter blind zu vergöttern und ihnen, nach einem anstandshalber festgehaltenen Widerstand von fünf Minuten, jeden Willen zu thun und zu lassen.

Zu seiner Rechtfertigung sei es schon hier gesagt, daß er allerdings zwei ganz ausnahmsweise reizende Töchter besaß, die er am liebsten immer für sich behalten hätte.

Die älteste, Annie, war aber zur gerechten Entrüstung des Vaters seit kurzem verlobt und trieb die Keckheit sogar so weit, daß sie auch zu heiraten beabsichtigte. Die Jüngere besuchte noch die erste Klasse einer höheren Töchterschule, und war, um es kurz zu sagen, der hübscheste, lustigste und verlegenste Backfisch der ganzen Stadt. Da diese jüngere, Bärb-

Radiert von Carl Jutz. Verlag der Gesellschaft für vervielf. Kunst Wien.

Memento mori.

chen mit Namen, erst fünfzehn Jahre zählte, so hegte der Professor die gerechtfertigte Hoffnung, sie noch eine Weile unbestritten für sich zu haben, eine Hoffnung, welche seine Frau zwar teilte, aber von deren Erfüllung sie keineswegs fest überzeugt war.

Professor Bergmann saß an diesem heutigen Vormittag also, wie wir gesehen haben, in seinem Wohnzimmer und las. Es war kurz vor Tisch, und er benützte die ruhige Viertelstunde, bis die Seinigen versammelt waren, noch in aller Geschwindigkeit zur Absolvierung von ein paar Korrekturen, die er sonst nur in seiner Studierstube vorzunehmen pflegte.

Da wurde die Thür hastig aufgerissen, ein großes, schlankes Mädchen stürzte so eilig herein, daß ihr dicker, blonder Zopf förmlich flog, und atemlos rief sie: „Der nette Student ist wieder da!“

Der Professor zog die Augenbrauen in die Höhe, sah die kleine, stürmische Fee etwas verwundert an und sagte dann in trocknem Tone: „Das ist mir um so interessanter, mein Kind, als ich nicht wußte, daß der nette Student nicht da war!“

Bärbchen blieb mit Glut übergossen stehn.

„Ach, du bist hier, Papa, — ich dachte, es wäre Annie!“ brachte sie dann endlich hervor.

„Ein anderes Mal würde ich mich erst davon überzeugen,“ erwiderte der Vater aufstehend, um seine Korrekturen wegzulegen, warf noch einen halb mißtrauischen, halb bewundernden Blick auf seine Tochter und fügte bei: „ist Walden schon da?“

„Jawohl, Papa,“ sagte Bärbchen, die ihre momentane Verlegenheit schon wieder überwunden hatte, „Mama war mit dem Brautpaar spazieren — sie gingen vor mir ins Haus, als ich aus der Schule kam, darum dachte ich eben, daß Annie hier wäre.“

In diesem Augenblicke erschien die Professorin, gefolgt von Annie und ihrem künftigen Schwiegersohn, und begrüßte ihren Mann, indem sie ihn gleichzeitig aufforderte, zu Tisch zu kommen.

Assessor Walden bot seiner dunkeläugigen Braut mit scherzhafter Feierlichkeit den Arm, die übrige Familie folgte, und man nahm an der Tafel Platz.

„A propos, Bärbchen,“ begann der Vater, indem er die Suppe auffüllte, „du hattest ja eine so unbeschreiblich wichtige Mitteilung für Annie!“

„Papa!“ rief Bärbchen flehend, und wurde wieder dunkelrot, worauf die ganze Familie die Ohren spitzte.

„Nun, was ist denn geschehn?“ frug Annie neugierig.

„Heraus mit der Sprache!“ sagte der Assessor behaglich, der sich an den Verlegenheitsanfällen seiner kleinen Schwägerin immer weidlich ergötzte, „hast du etwa nachsitzen müssen? Den deutschen Aufsatz vergessen?“

Bärbchen warf ihm einen verächtlichen, unendlich würdevollen Blick zu. „In unserer Klasse sitzt man nicht mehr nach!“ sagte sie imposant.

„Nein, es war etwas viel Wichtigeres,“ nahm der Professor das Wort, „mein Fräulein Tochter stürzt in größter Aufregung ins Zimmer und meldet mir, daß der „nette Student“ wieder da sei! Wer ist denn der „nette Student“, wenn man fragen darf?“

„Ja, wenn wir das erst selber wüßten,“ sagte Annie und lachte, „der nette Student ist ein Geheimnis, ein interessanter Anonymus, — nach Bärbchens Idee ein Prinz inkognito —“

„Nach deiner auch!“ rief Bärbchen eifrig, „gestehe es doch, Annie, du schwärmst gerade so für ihn, wie ich!“

„Das ist ja eine recht erfreuliche Neuigkeit!“ sagte der Assessor mit etwas erzwungner Heiterkeit, „Annie, warum habe ich denn davon noch gar nichts gehört?“

„Ach, es ist ja dummes Zeug," erwiderte Annie verdrießlich, „ich will euch die ganze Geschichte erzählen, damit ihr seht, wie wichtig sie ist! Bärbchen und ich begegnen täglich zur selben Stunde einem sehr distinguiert und hübsch aussehenden Studenten, und haben uns aus Spaß manchmal den Kopf zerbrochen, wer es wohl sein möchte!"

„Ich glaube, er ist etwas ganz Besonderes," sagte Bärbchen kühn, „studiert nicht irgend ein Prinz hier?"

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht dienen," sagte er.

„Kinder, ich warne euch!" mengte sich die Mutter hier ins Gespräch, „ihr habt Unglück mit euern Helden! Denkt an den polnischen Grafen, der sich dann als ehrsamer Besitzer eines Tabakladens in der Burgstraße erwies, und an den Siegfried aus den Nibelungen, der schließlich in Knöpfen reiste. Am Ende entpuppt sich euer Student noch in ähnlicher Weise."

„Unmöglich!" riefen beide Mädchen empört, „er muß etwas Besonderes sein!"

„Arthur, suche es doch des Scherzes halber zu ergründen," wandte sich Annie bittend an den Bräutigam.

Der zuckte etwas ärgerlich die Achseln.

„Ich kann doch unmöglich an jeden Studenten herangehen und fragen, ob er vielleicht der „Nette" ist," sagte er, „ihr müßt ihn mir wenigstens erst beschreiben!"

„Er ist gar nicht zu verkennen," rief Bärbchen, deren Eifer, dem interessanten Unbekannten auf die Spur zu kommen, ihre Verlegenheit überwog, „sehr groß, dunkelblond, einige Schmarren im Gesicht" – –

„Und auffallend gut angezogen," fügte Annie lobend bei, „gewöhnlich in etwas hellen Farben". —

„Geckenhaft!" bemerkte der Bräutigam.

„Elegant!" verbesserte Bärbchen würdig.

„Ich schlage vor, daß er erster Kommis in einem Konfektionsgeschäft für Herrengarderobe ist," meinte der Assessor, „und die hübschesten Überzieher spazieren führt, um seinem Prinzipal Kunden zu besorgen!"

„Und ich schlage vor, daß wir vom Tisch aufstehn," sagte die Professorin, „und den „netten Studenten" vorläufig seinem Schicksal überlassen — ich höre seit acht Tagen kein anderes Wort!"

Als das Brautpaar nachmittags allein saß, sagte Annie vertraulich zu ihrem Bräutigam: „weißt du, Arthur, Bärbchen hat eine wirkliche Schwärmerei für den „netten Studenten."

Arthur machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nein, du kannst es mir glauben," fuhr Annie fort, „sie ist auch jetzt gerade in dem richtigen Alter für eine solche Geschichte und phantasiert sich einen ganzen Roman über den Unbekannten zusammen. Nett sieht er wirklich aus, das muß ich selbst zugestehen!"

„Soll ich etwa zu seinen Gunsten auf dich verzichten?" frug der Assessor lächelnd, aber doch mit einem Anflug von Gereiztheit im Ton.

„Sprich nicht solchen Unsinn," sagte Annie ärgerlich, „aber suche heraus zu bekommen, wer der Student ist!"

„Ich wollte, ich wäre der Student, da er dir so interessant ist," seufzte der etwas zur Eifersucht geneigte Arthur.

„Da müßten wir doch einen gar zu langen Brautstand haben," meinte Annie und stand auf, „bleib' du lieber Assessor!"

Von diesem Tage an begann das Interesse für den „netten Studenten" aus verschiedenen Motiven die ganze Familie zu ergreifen, der Vater betrachtete sein Auditorium mit kritischen Blicken, um herauszufinden, ob der gesuchte wohl darunter sei — die Mutter erkundigte sich mit nicht ganz ungerechtfertigtem Unwillen, ob die Dummheit mit dem „netten Studenten" denn noch kein Ende nähme, — und das Brautpaar geriet mehrmals an einander, weil der Assessor im vollen Ernst auf den „netten Studenten" eifersüchtig war. Es muß hier allerdings die traurige Wahrheit zugestanden werden, daß Annie ein grausames Vergnügen daran fand, ihren Bräutigam etwas zu peinigen und seine Hüte, Überzieher und Handschuhe in abfälliger Weise mit denen des Namenlosen zu vergleichen.

Der Assessor erwiderte dann mit bitterm Hohn: „ja, wenn ich der „nette Student" wäre" — oder „freilich — so schön und elegant wie der „nette Student" kann nicht jeder sein" — und ärgerte sich von Herzen, daß er sich ärgern ließ.

Bärbchen endlich, die einzige, der die Sache heiliger Ernst war, hatte, wie ihre Schwester ganz richtig vermutet, in ihrem unschuldigen Herzen eine Art Altar für den Unbekannten errichtet, und verhimmelte mit der ganzen reizenden Naivität ihrer fünfzehn Jahre den Gegenstand ihrer Schwärmerei.

Bärbchen las gerade zum erstenmal „Soll und Haben" und übertrug die Eigenschaften des unwiderstehlichen Fink, der doch die erste Liebe der meisten Mädchen ist, Zug für Zug auf den „netten Studenten," ihn sich nebenbei noch mit allen sonstigen idealen Farben ausmalend, so daß es bald in der ganzen Weltgeschichte von Alkibiades bis auf den Prinzen Louis Ferdinand keinen Helden gab, der in ihrer Phantasie nicht die Züge des Namenlosen getragen hätte.

So nahm der „nette Student" ahnungslos den ganzen Haushalt des Professors in Beschlag. Die Mädchen durchforschten das Verzeichnis der Studierenden, und sowie sie auf einen schönen hochtrabenden Namen, wie Armin von Bärenhorst oder ähnliches trafen, erklärten sie, das wäre unbedingt der „nette Student!"

Dem armen Assessor wurde jede Mahlzeit im schwiegerelterlichen Hause vergiftet durch die ewigen Gespräche über seinen anonymen Rivalen, an denen sich die Eltern, die die Sache nun schon humoristisch nahmen, mit einiger Malice beteiligten.

„Der „nette Student" hatte heute schon wieder einen neuen Überzieher," meldete Annie, dem Bräutigam entgegeneilend, als er eines Nachmittags zum Kaffee antrat.

„Mir scheint, er gibt recht viel Geld für seinen Anzug aus" bemerkte die Professorin ernst.

„Er verfügt wahrscheinlich über fürstliche Reichtümer," sagte der Assessor, „gestern hatte er sich einen Hund angeschafft, wie ich höre" —

„Eine Ulmer Dogge — entzückend" — rief Bärbchen enthusiastisch.

„Er sah heut recht melancholisch aus!" seufzte Annie, „der arme Mensch — was mag er für Kummer haben!"

„Vielleicht hat ihm seine Braut abgeschrieben," meinte die Mutter.

„Studenten haben nie Bräute," rief Bärbchen ärgerlich.

„Das wollen wir doch nicht so schroff hinstellen, liebe Schwägerin," proponierte der Assessor, „ich glaube übrigens auch nicht, daß er Liebeskummer hatte — vielleicht aber etwas anderes" —

„Was denn?" frug Annie eifrig.

„Gestern war großer Kommers!" sagte Arthur gleichgiltig, „den Tag nachher sollen manche Studenten melancholisch sein — das kommt vor!"

Die Mutter und Annie lachten.

Bärbchen warf dem Schwager einen Blick zu, in dem das ganze Mitleid einer erhabenen Seele mit seinem verwilderten Gemüt zu lesen war. Ihr Ideal melancholisch infolge eines Kommerses! Arthur war doch manchmal nichts weniger wie verständig und zartfühlend — sie bedauerte Annie in diesem Augenblicke von Herzen.

„Studieren scheint mir übrigens nicht die Hauptbeschäftigung des „netten Studenten" zu sein" — fuhr der Assessor scharf fort, „ihr geht nie aus, ohne ihm zu begegnen!"

„Bitte, lieber Arthur," sagte die Mutter, „er geht immer nur von 12—1 aus, so viel ich gehört habe — da kann er recht wohl von 8—12 im Kolleg sein, wenn er z. B. bei Papa hört."

„Nimmst du auch schon Partei für den „großen Unbekannten," liebe Schwiegermutter?" frug Arthur mit einem Achselzucken, „dann will ich nur nichts mehr über ihn sagen — vielleicht ist er auch ein Musterknabe an Fleiß" —

„Sicherlich!" rief Annie mit einem schelmischen Blick auf ihren Verlobten, „er arbeitet den ganzen Tag, und gönnt sich nur diese eine Stunde Erholung" —

„In der er euch trifft," bemerkte der Assessor ingrimmig, „ja der, und den ganzen Tag arbeiten — danach sieht er gerade aus!"

„Du hast ihn ja noch nie gesehen," riefen die Mädchen, und brachen in ein schallendes Gelächter aus, in das sogar die Mutter einstimmte, „da sieht man, wohin blinde Vorurteile führen!"

„Ich gehe jetzt aus" sagte der Assessor nach seinem Hute greifend, „und durchwandre ein paar Cafés, um euer Ideal nach der Beschreibung herauszufinden — ich vermute, daß das merkwürdigste an dem „netten Studenten" sein wird, daß er erstens kein Student und zweitens nicht nett ist — gehabt euch wohl!"

„Er war wirklich böse," sagte Annie nachdenklich, als der Bräutigam fort war, „jetzt spreche ich aber einmal acht Tage lang nicht von dem „netten Studenten!"

„Wenn du's über's Herz bringst," warf Bärbchen schnippisch ein.

Annie drehte sich um und sah sie groß an.

„Sei du doch ja still!" sagte sie mit der ganzen Überlegenheit eines Menschen, der Bescheid weiß.

Das Semester neigte sich seinem Ende zu, und die Nachforschungen über den „netten Studenten" hatten zu keinem Resultat geführt, so daß in der Familie das Interesse ein wenig zu erlahmen begann. Nur Bärbchen blieb ihrer Schwärmerei im stillen getreu und verbrach von Zeit zu Zeit ein paar Verse an „Ihn," die bei der gänzlichen Unbestimmtheit ihres Gegenstandes etwas unklar und schwulstig, aber sehr schön ausfielen, und den Vorsatz aussprachen, mit der Erinnerung an den „netten Studenten" ein sonnenloses Dasein ausfüllen zu wollen.

Der April kam ins Land — die Kollegien waren teilweise schon geschlossen. Der Professor hatte einen kleinen Ausflug gemacht und wurde heute von demselben zurückerwartet.

Man saß, wie gewöhnlich um die Kaffeestunde, im Wohnzimmer. Die Mutter strickte, Arthur hatte einen Strähn roter Seide über beide Hände gespannt, den seine Braut abwickelte — ein Frondienst, zu dem sich ein Bruder manchmal, ein Bräutigam immer und ein Ehemann nie herbeiläßt, und der sonach als wichtiges psychisches Moment in der Entwickelung des männlichen Charakters zu bezeichnen ist.

Bärbchen, die vor wenig Tagen ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert hatte, saß am Fenster und sah hinaus auf die Promenadenanlagen, die unter einem milden, warmen Frühlingsregen sichtlich in zartem Grün zu erstehen schienen.

Ihre Gedanken trieben mit den jungen Zweigen um die Wette Knospen und Blüten — die Unbestimmtheit und träumerische Gestaltlosigkeit, mit der ihre erste Liebe sie überkommen hatte, mahnte an den Lenz da draußen, aus dem auch noch so viel — so unendlich viel werden kann — der einen ganzen Rosengarten voll Glück verspricht — den aber auch der Reif treffen kann, daß seine frischen, zarten Blüten zu Grunde gehen! — Es ist ja noch kein wohlbestelltes Feld, noch kein fruchtversprechender Obstgarten, solch junges Frühlingsgrün und solche erste Liebe — aber wenn sie vom Wetter zerstört werden, dann stehen wir doch ganz besonders traurig davor, weil wir fühlen, so schön wird's im ganzen Jahr und — im ganzen Leben nicht mehr!

Bärbchens träumerisches Hindämmern fand eine plötzliche Unterbrechung, sie sprang mit einem leichten Schrei auf und stand am Fenster, wie angewurzelt. Annie warf, neugierig gemacht, dem Bräutigam den Knäuel zu und eilte ebenfalls zum Fenster. Auch sie stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Was ist denn?" frug der Assessor, der mit seinem Seidensträhn über den Händen hinter ihr herkam.

„Der nette Student!" rief Annie aufgeregt, „er kommt aufs Haus zu — er ist schon drin — du kannst ihn nicht mehr sehn," fügte sie bedauernd bei, — „da, hörst du? — es klingelt schon!"

Bärbchen hatte sich bei der Annäherung des Idols hastig hinter die Gardinen versteckt und horchte jetzt mit atemloser Spannung, die von der ganzen Familie mehr oder weniger geteilt wurde. Der Assessor trommelte ärgerlich auf den Tisch.

„Wozu der Mensch hierherkommt, kann ich nicht begreifen," sagte er kurz.

„Nun, Studenten machen doch manchmal bei ihren Professoren Besuch," meinte Annie und rieb sich vor Vergnügen die Hände, „die Sache nimmt eine dramatische Wendung, Arthur; du wirst dich noch mit ihm duellieren, — soll ich dir das große Tranchiermesser schleifen lassen?"

In dem Augenblicke erschien die Magd des Hauses und brachte zwei Visitenkarten.

„Der junge Herr ist schon wieder fort," rapportierte sie gleichzeitig, „wie er hörte, daß der Herr Professor verreist wäre, wollte er die Herrschaften nicht stören!"

„Zwei Karten!" rief Bärbchen atemlos, „Mama, dann hat er dir auch einen Besuch gemacht" — und beide Schwestern stürzten sich auf die Botin und entrissen ihr die Zettel, auf denen die Lösung des Geheimnisses stehen sollte.

„Nun — wie heißt er?" frug die Mutter auch neugierig und trat näher.

Annie sah etwas verlegen aus.

„Nicht Armin von Bärenhorst?" erkundigte sich der Assessor liebevoll.

„Nein — Joseph Kunze, stud. philol., wohnt in der kleinen Mehlgasse 14, im dritten Stock," sagte Annie und brach zugleich in ein so übermütiges Gelächter aus, daß die ganze Familie mit und gegen ihren Willen einstimmte — außer Bärbchen!

Gestehen wir es — auch Bärbchens Herz hatte sich im ersten Moment schmerzlich zusammengezogen, als sie hörte, daß der Held ihrer Träume Joseph Kunze hieß und in der kleinen Mehlgasse wohnte — aber nur einen Moment! Das nächste Bedauern galt schon der Thatsache, daß der „nette Student" wieder fortgegangen sei, ohne daß sie ihn wenigstens einmal hätte sprechen hören.

„Im übrigen," sagte sie tapfer, „ist es ganz egal, wie er heißt — darum ist er sicher eben so nett — so kleinlich bin ich nicht!"

„Aber schmerzlich ist es!" neckte der Assessor, „und die Karten sind auch nicht sehr elegant! Nun, wir sind am Schlusse des Semesters — Josephs Wechsel wird knapp geworden sein und Papa Kunze wollte nicht zuspringen! Ja ja, Bärbchen, der ideale Kunze mit den schönen Überziehern mag hübsch Geld brauchen!"

„Jedenfalls muß ihn Papa aber einladen," bestimmte Annie, „ob er nun Kunze oder Hinze heißt — er hat für Mama eine Karte abgegeben, das heißt, er will eingeladen sein — gestehe selbst, daß das nur gerecht ist, Arthur!" —

„Warum mag er aber zu uns kommen," frug die Mutter, „da er Philologe ist? Zu Papa kommen doch nur Juristen!"

„Er will seine liebenswürdigen Begegnerinnen von der Straße kennen lernen," sagte der Assessor bitter, „Annie brennt ja darauf, daß ihm der Wunsch erfüllt wird! da ladet ihn nur bald ein, damit die Sache aus der Welt kommt. Ich wollte, daß Herr Kunze seine Studien nun bald beendet hätte — ich habe ihn von Herzen satt — das muß ich gestehn!"

„Kunze!! — es gibt mir jedesmal einen Stich ins Herz!" sagte Annie, „nicht wahr, Bärbchen?"

Aber Bärbchen hatte das Zimmer verlassen, sich in ihr kleines Stübchen zurückgezogen und ein hölzernes Kästchen vor sich hingestellt. In diesem Kästchen, welches sie als Reliquienschrein betrachtete, lag ein welker Veilchenstrauß. Den hatte ihr nicht etwa der „nette Student" gegeben — aber sie hatte ihn einmal von einem fliegenden Blumenhändler gekauft, dem der interessante Kunze fünf Minuten vorher seine Kundschaft zugewendet hatte, — und seitdem bewahrte sie das Sträußchen andächtig auf. In dieses heilig gehaltene Kästchen steckte sie nun als zweites Angedenken die geschickt entwendete Visitenkarte und schloß den Deckel mit dem Seufzer: „schade, daß „Er" Kunze heißt!"

(Fortsetzung folgt.)

Von deutschen Industriestätten.

II. Auf dem Eckartsberg.

Im Jahre 1846 stellte im fernen Osten Berlins, in der Landsbergerstraße 55, ein einfacher Schlossermeister, H. F. Eckert mit Namen, seinen Schraubstock und sein Schmiedefeuer

Auf dem Eckartsberg: Polieren der Pflugscharen.

auf, ein einziger Lehrling stand ihm zur Seite. Aber der Mann, das sprach sich bald in der Nachbarschaft herum, kannte sein Fach, und was er anfaßte, hatte Hand und Fuß — die Aufträge mehrten sich, die Einstellung einiger Gesellen wurde notwendig, und nicht lange, so betraute ein Gutsbesitzer aus dem nahen Weißensee den Meister mit dem Bau eines eisernen Kühlschiffes. An diesen Auftrag sollte sich merkwürdigerweise indirekt die Entstehung eines Industriezweiges anknüpfen, der nicht nur den unbekannten Schlossermeister aus der Landsbergerstraße überraschend schnell in einen der ersten Industriellen unseres Vaterlandes verwandelte, sondern der in seiner weiteren Entwickelung auch für ganz Deutschland die segensreichsten Folgen zeitigte.

Auf dem Hofe des Pistoriusschen Gutes sah Eckert einige Pflüge, welche der Besitzer aus England bezogen hatte, da es zu jener Zeit in Deutschland noch keine Maschinenbauanstalt gab, die sich mit der Anfertigung landwirtschaftlicher Geräte befaßte. Der Berliner Schlosser war schnell entschlossen, die Pflüge, deren praktische Konstruktion ihm sofort gefiel, nachzubauen; einer derselben wurde auseinandergenommen, Streichbretter und Sohle unterm Arm wanderte Eckert vergnügt nach Hause und schon nach kurzer Frist stand vor dem Thor des kleinen Hauses in der Landsbergerstraße der erste Schwingpflug. Aber unsern braven Bauern wollte das fremde Ding anfänglich gar nicht scheinen: daß ein Pflug ohne Vorderkarre, ohne die altgewohnte „Buße" überhaupt möglich sei, galt ihnen als unglaublich, und mehr als einmal mußte Eckert selbst ihnen durch persönliches „Vorexerzieren" begreiflich machen, daß der „Engländer" infolge der direkten, nicht unterbrochenen Zugkraft leichter arbeitete, als ihre alten schwerfälligen Pflüge. Wie überall brach sich das Gute indessen schließlich doch Bahn: nachdem Eckert dem fremden Produkt durch mannigfache und durchgreifende Veränderungen den Stempel seines eigenen Geistes aufgedrückt und besonders nachdem er durch die Einfügung einer verstellbaren Sohle die Möglichkeit geschaffen hatte, das Schar des Pfluges ganz und voll auszunutzen, wurde sein „Patent-Ruchadlo-Pflug" 1853 auf der Berliner Tierschau und Ausstellung prämiiert und im Lauf der nächsten Jahre zu dem in den alten preußischen Provinzen weitaus verbreitetsten Ackergerät. Der kleine Pflug, den unsere Skizze freundnachbarlich neben einem Giganten der Neuzeit zeigt, ist derselbe, mit welchem Eckert den Ruf seines von nun an schnell aus der Werkstatt zur Fabrik anwachsenden Etablissements begründete, der zuerst die vollkommene Lockerung und Mischung der Ackerkrume mit verhältnismäßig geringer Zugkraft bewirkte und bald weit über die deutschen Grenzen hinaus in vielen Tausenden von Exemplaren benutzt wurde.

Aus kleinem Anfang blühte der für Deutschland gänzlich neue Fabrikationszweig überraschend empor. Grade in jenen Jahren stiegen die Arbeitslöhne rapide und das Bedürfnis nach ihrem nur in maschinellen Hilfsmitteln zu findenden Ersatz kam dem Aufblühen auch der Eckertschen Fabrik äußerst vorteilhaft zu statten; schon 1858 wurde mit der Erbauung einer eigenen Gießerei vorgegangen, 1862 richtete der unermüdliche Besitzer eine besondere Versuchsstation ein und umspannte allmählich mit seiner Schaffensthätigkeit das ganze weite Gebiet der landwirtschaftlichen Maschinentechnik. Nacheinander traten zur Pflugfabrikation die Herstellung von Dresch- und Mähmaschinen, von Drahtseilleitungen und Mühlen, von Wagen und Brennereiutensilien. Als Eckert im Jahre 1871 sein Etablissement in eine Aktiengesellschaft umwandelte, konnte er mit Befriedigung konstatieren, daß er es zum ersten und weitaus hervorragendsten in ganz Deutschland erhoben und den lange Zeit gerade auf diesem Gebiet absolut dominierenden englischen und amerikanischen Fabriken gegenüber auch exportfähig für das Ausland gemacht hatte. Leider sollte der rastlose Mann sich seiner wohlerworbenen Ruhe nicht allzulange erfreuen, schon vier Jahre später raffte ihn der unerbittliche Tod dahin.

Das heutige Etablissement „Eckartsberg" der Aktiengesellschaft „H. F. Eckert" nimmt ein ausgedehntes Areal im Osten Berlins ein und beschäftigt gegenwärtig über neunhundert Arbeiter. Mit einem Kapital von 2 400 000 Mark

Auf dem Eckartsberg: In der Schleiferei.

arbeitend, hat die Gesellschaft ihren Umsatz seit 1871 mehr als versechsfacht und, was gerade für unsere Zeit doppelt erwähnenswert erscheinen muß, das Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse von Jahr zu Jahr weiter auszudehnen gewußt. Es war gewiß ein kühnes Wagnis, als der Begründer der Fabrik die Konkurrenz gegenüber dem Auslande auf deren eigensten

Absatzfeldern aufnahm, aber das Samenkorn, welches er ausstreute, hat reiche Frucht getragen: nicht nur, daß die Eckertschen Pflüge auf den fruchtbaren Weizengefilden Südostrußlands zu beiden Seiten der Wolga bis tief hinab in den Kaukasus fast ausschließlich im Gebrauch sind, daß Rumänien, Schweden und selbst Frankreich zu den stehenden Abnehmern der Fabrik gehören, erwarben sie sich auch jenseits des Ozeans längst das Bürgerrecht. Wir haben neben den einfachen Ruchadlopflug in unserer kleinen Skizze absichtlich eins der Ackergeräte gestellt, wie sie nach Australien und in veränderter Konstruktion nach dem Kap oder Südamerika geliefert werden, einen jener Riesen, der als größter Vertreter des Gespannpfluges dazu dient, mit der enormen Bespannung von zehn bis zwölf Paar Ochsen den durch monatelange Trockenheit versteinten Boden zur Anlegung von Wasserreservoirs oder Gräben aufzureißen!

Die Pflugfabrikation bildet überhaupt auch heute noch den wichtigsten und bedeutendsten Zweig der mannigfachen Produktion, er ist recht eigentlich für die Fabrik eine Spezialität geblieben, an deren weiterer Ausbildung und Vervollkommnung rastlos gearbeitet wird. Man muß selbst auf den Lagern des Eckartsbergs gestanden haben, um verstehen zu können, welcher Mannigfaltigkeit ein scheinbar so einfaches Instrument, wie der Pflug, fähig ist, welche verschiedenartigen Formen und Gestaltungen er annehmen kann und annehmen muß, um seinen je nach Bodenart, Bestellungsweise und Bespannung wechselnden Aufgaben genügen zu können. Neben dem alten Ruchadlopflug stehen dort die Meißelpflüge für harten, lehmigen Boden, die Tiefkulturgeräte, die Forstkulturpflüge und Grubber. An den sogenannten schwedischen Pflug lehnt sich der bulgarische, der mit besonderer Rücksicht auf die Bespannung durch Ochsen und auf das Queckengras der westrussischen und bulgarischen Steppen gebaut ist — in langen Reihen endlich harren die neuesten und beliebtesten Konstruktionen der Fabrik, die sogenannten mehrscharigen Pflüge, der Betrachtung. In diesen letzteren scheint die Pflugkonstruktion überhaupt — mindestens vorläufig — einen gewissen Abschluß gefunden zu haben, sie verrichten doppelt bis dreifach soviel Arbeit als die bisher gebräuchlichen Einscharer, sie erfordern eine geringere Bespannung als die zur gleichen Leistung erforderlichen älteren Pflüge, und gewährleisten gleichzeitig eine gleichmäßigere Bestellung. Erst ihre große Leistung beim Flachpflügen hat es möglich gemacht, die Stoppel gleich nach der Ernte zu stürzen, wozu es früher dem Landwirt an der erforderlichen Zeit gänzlich fehlte, und Millionen werden jetzt durch besseren Aufschluß des Bodens und Verwertung der Pflanzenreste so dem Volkswohlstand erhalten. Der beste Beweis von der Beliebtheit dieser mehrscharigen Pflüge aber ist wohl der riesige Absatz, den sie fanden; im Laufe von kaum zehn Jahren verkaufte die Fabrik über 50 000 Stück und hat jetzt in dieser Spezialität unzweifelhaft die größte Produktion unter allen Pflugfabriken der Erde erreicht. Über 12 000 Stück mehrschariger Pflüge verließen im letzten Jahre das Etablissement, um als Zeugen deutscher Tüchtigkeit in alle Welt hinauszuwandern.

Denn die tüchtige, unbedingt zuverlässige Ausführung bildet doch schließlich den entscheidenden Faktor, sie ist die Grundbedingung jedes bleibenden Erfolges. Wie sie hier bei der staunenswerten Massenfabrikation durchgeführt wurde, ist sehr bemerkenswert. Vor allem muß die von der Entwickelung unserer Montanindustrie begünstigte ausschließliche Verwendung des besten und zwar nur deutschen Materials hervorgehoben werden; die Zeiten, in denen der englische Rohstoff dominierte, sind längst vorüber. Das Walzeisen liefern schlesische Hütten, rheinische Werke den Stahl, beim Roheisen wird das Produkt des Harzes und der Main-Weser-Distrikte wegen seiner enormen Zähigkeit bevorzugt, da diese bei Ackergeräten besonders wertvoll ist. Sodann aber ist es die sorgfältige bis ins Detail durchgeführte Teilung der Arbeit und die umfangreiche Anwendung von technischen Hilfsmitteln, wie sie früher nur die Großmaschinenindustrie kannte, welche bei der Durchwanderung der schönen lichten Fabrikräume ins Auge fällt. Hier donnert neben dem lodernden Schmiedefeuer der mächtige Dampfhammer, dort arbeitet wuchtig und schweigsam die gewaltige hydraulische Presse, welche Tag um Tag tausend und wieder tausend Pflugstreichbretter in stets auf den Millimeter gleicher Form herstellt — hier sausen, von der Dampfkraft getrieben, die Steine der umfangreichen Schleiferei, dort rasseln im unaufhörlichen Getose die massigen Werkzeugsmaschinen für die Fabrikation von täglich über dreihundert Pflugrädern und die leichten Hilfsmaschinen der Tischlerei! Es liegt fast etwas Unheimliches in dem Zusammenwirken aller dieser einzelnen Glieder einer langen Kette, ein Ruck, ein Schlag — und eine Arbeitsleistung, welche früher die stundenlange Thätigkeit eines starken Mannes erforderte, ist erledigt — pfeilschnell saust die Säge im vorgeschriebenen Lauf durch die starke Brettwand, meißelt der Bohrer durch das harte

Auf dem Eckartsberg: Der Dampfhammer.

Eisen, automatisch rückt die Maschine, wenn sie einen Teil ihrer Arbeit vollendet, das Werkstück um die vorgeschriebene Distanz vor, automatisch meldet sie den Beginn der neuen Leistung oder registriert ihre Ausführung, dem Arbeiter bleibt nur die Beobachtung des fügsamen, zuverlässigen Helfers!

Indessen bildet die Pflugfabrikation immerhin nur einen Zweig des Etablissements, die dreihundert Ehrenpreise, welche dasselbe auf den verschiedenen Ausstellungen erwarb, gelten zum Teil denn doch auch ihren anderweitigen Leistungen und es dürfte z. B. kaum noch eine zweite Fabrik geben, welche wie die Eckertsche, von einer Säemaschine in einer einzigen Sorte und Größe, in kaum zwölf Jahren über 10 000 Exemplare absetzte. Auch dieses Gerät hat seinen Weg über alle Lande gefunden, ja mehr als das, es hat in vielen Gebieten, wie u. a. in Rußland, die Maschinensaat überhaupt erst eingeführt. Eine fernere Spezialität, unter vielen herausgegriffen, sind die Brennereieinrichtungen der Fabrik, ihr neuer Zentrifugal-„Maisch- und Kühlapparat" wird vom Professor Maerker besonders in bezug auf die leichte, durchaus nötige innere Reinigung der Kühlflächen als bahnbrechend bezeichnet.

Einen breiten Raum in der Fabrik nimmt die Wagenbauanstalt ein und auch in ihr herrscht infolge des erworbenen Renommees die lebhafteste Thätigkeit. Goethes Satz: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" ist hier wohl beherzigt worden. Auf dem Eckartsberge werden ausschließlich Wagen für technische Zwecke, diese aber auch in seltener Vollkommenheit, gebaut. Auch auf diesem Gebiet hat die Werkzeugmaschine mit ihrer exakten, schnellen und sauberen Arbeit den Handbetrieb zum großen Teil verdrängt. Im sausenden Fluge glättet die Hobelmaschine die Bretter und leistet in kaum dreiviertel Minute die gleiche Arbeit, zu der ein Tischler über eine Stunde braucht, die Speichenkopiermaschine fertigt in der Stunde in der vorgeschriebenen Form auf den Millimeter genau nahezu vierhundert Speichen, die Felgen- und Nabenbohrmaschinen, die Reifenbiegemaschine, der mechanische Zapfenschneider und wie all die weiteren technischen Hilfsmittel der Fabrikation heißen greifen gleich den Zähnen eines großen Räderwerks ineinander. Ungleich der alten Stellmacherwerkstatt, in der womöglich zwei Hände den ganzen Wagen aufbauten, fertigt hier die eine Abteilung ausschließlich Räder, eine andere vollendet die Gestelle, eine dritte montiert die Wagen, in großen luftigen Schuppen sind einige zwanzig Arbeiter mit den Anstreich- und Lackierarbeiten beschäftigt. Große Vorräte aller einzelnen Teile, sei es in Eisen, sei es in gutgetrockneten Hölzern, harren fertig beschnitten und modelliert der Verwendung — eine kurze Anweisung des Obermeisters — und in wenig Stunden baut sich aus ihnen das komplizierte Gestell dieser eigentümlichen Konstruktionen zusammen.

Freilich — was wußten noch unsere Großväter von Wagen für technische Zwecke? Der schwere Frachtwagen mit der mächtigen Plane aus Segelleinwand, der offene Arbeitswagen, in dem heute das Heu in die Scheune, morgen die Molkereiprodukte nach der nahen Kreisstadt wanderten, die simple Karre, sie erschöpften beinahe das Register von ehedem. Wie anders heute, wo jeder Betrieb seine eigenen Konstruktionen verlangt und jede von ihnen wiederum in den verschiedensten und durchdachtesten Anordnungen entworfen und ausgeführt sein will! Da reiht sich zunächst an das einfache und doch mit allen Rücksichten auf praktische Brauchbarkeit zusammengestellte Modell des Ackerwagens die lange Kette der verschiedenen Gefährte für Lebensmittel: der ein oder zweietagige Milchgefäßwagen mit seiner luftigen Eisengitterung, in der die Milch vom Gut unter sicherem Verschluß nach der städischen Verkaufshalle transportiert wird, der Schlächtereiwagen, die Brot-, Bier- und Eiswagen in den mannigfachsten Formen und Größen von der leichten Handkarre bis zum schweren Zweispänner. Neben den Wagen für den landwirtschaftlichen Industriebetrieb, für die Brennerei, für die Jaucheverteilung, stehen die originell geformten Geräte der städtischen Straßenreinigung, die Kehrmaschinen und Sprengwagen. Gerade die letztgenannte Kategorie hat in unserer Zeit, der man das Verdienst nicht absprechen kann, den Forderungen der Hygiene zuerst in sachgemäßer Weise und in umfassendem Maße nachgekommen zu sein, eine hohe Bedeutung erlangt: wenn man bedenkt, daß drei Kehrmaschinen in einer Stunde gegen zwanzigtausend Quadratmeter Pflasterfläche reinigen und ein Sprengwagen mit etwa acht Füllungen das gleiche Areal sprengt, daß anderseits zur gleichen Leistung im Handbetrieb mindestens fünfzig Personen erforderlich wären, wird man begreifen, welche segensreichen Umwälzungen die Einführung dieser an sich so einfachen Apparate im Gefolge haben mußten. Die Verdienste der Eckertschen Fabrik in dieser Beziehung sind übrigens auch auf der Berliner Hygieneausstellung durch Verleihung der goldenen Medaille anerkannt worden.

Blicken wir noch einmal zurück auf den Entwickelungsgang des Etablissements, so entfaltet sich vor uns eins der erfreulichsten Bilder deutscher Gewerbsthätigkeit und deutschen Unternehmungsgeistes. Vor kaum vierzig Jahren besaß unser Vaterland keine einzige Fabrik, welche befähigt gewesen wäre, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte in einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Ausstattung zu bauen, unsere intelligenten Landwirte waren darauf angewiesen, ihren Bedarf aus dem Auslande zu beziehen und Hunderttausende über die deutschen Grenzen in die Fremde zu senden. Nur der Reiche war in der Lage, die an sich kostspieligen, durch Zölle und Fracht aber noch mehr verteuerten Maschinen zu erwerben, der mittelmäßig Begüterte, also die Mehrzahl unserer Landwirte, mußte auf sie verzichten, auch wenn er ihre Vorzüge zu würdigen wußte. Aber selbst das letztere war nur selten der Fall und es konnte kaum anders sein: erst seit die eigene Industrie und unzweifelhaft Eckert als ihr hervorragendster Pionier für die Verbreitung jener sorgte und sie in Verbindung mit den segensreichen landwirtschaftlichen Vereinen durch Ausstellungen und öffentliche Erprobungen in weiteren Kreisen bekannt machte, erwachte das Verständnis und das Interesse für den maschinellen Betrieb. Wie hat sich die Sachlage dem gegenüber heute verändert! Nicht allein, daß unsere Fabriken die fremde Konkurrenz innerhalb unserer Grenzen vollständig von Position zu Position verdrängten, haben sie es verstanden, auf dem Weltmarkt als Mitbewerber aufzutreten, und die Thatsachen beweisen, daß ihr Streben auch in dieser Hinsicht von dem glänzendsten Erfolg gekrönt war. Allein im Jahre 1883 bewertete sich der deutsche Export in dieser Branche auf etwa acht Millionen Mark und der beste Beweis für die Leistungsfähigkeit unserer Industrie ist, daß auch britische Kolonien, von denen man glauben sollte, daß sie den Bezug aus dem Mutterlande jedem anderen vorziehen müßten, zu den stehenden Abnehmern Deutschlands geworden sind. Von dem Augenblick an, in welchem die Eckertsche Fabrik mit ihren Tiefkulturpflügen und Kultivatoren am Kap und in Australien festen Fuß fassen konnte, durfte man annehmen, daß unsere Erzeugnisse denen der gerade in dieser Branche vielgerühmten englischen Industrie mindestens ebenbürtig seien. Hoffen wir, daß die in ehrlichem Streben errungene Stellung zu einer dauernd behaupteten und stetig gefestigten werde!

Hanns v. Spielberg.

Der erste Pflug, mit dem die Fabrik begann, und der neueste Riesenpflug für Australien.

Am Familientisch.

Zur häuslichen Krankenpflege.

Über Krankenpflege sind in den beiden letzten Jahrzehnten, seit die großen Kriege die Aufmerksamkeit darauf gelenkt haben, verschiedene zum Teil vortreffliche Bücher geschrieben worden, z. B. von Miß Nightingale, Frau Simon, Prof. Billrot, Frau von Roosen u. a. Diesen reiht sich als neuestes und für den praktischen Gebrauch vielleicht bestes ein vor einiger Zeit aus dem Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart hervorgegangenes Werk an unter dem Titel: „Die Krankenpflege in ihrer Begründung auf die Gesundheitspflege mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Krankenpflege von Paul Sick." Kaum irgend jemand konnte zur Herausgabe eines solchen Buches besser berufen sein als der Obermedizinalrat Dr. Paul Sick, der seit zwanzig Jahren als Lehrer der Schwestern des Stuttgarter Diakonissenhauses wirkt und aus seiner langjährigen Erfahrung weiß, was Laien, namentlich Frauen aufzunehmen und geistig zu verarbeiten verstehen. Andere den Gegenstand behandelnde Bücher, verfaßt teils von Ärzten, die der praktischen, ausübenden Krankenpflege immer ein wenig ferner stehen, teils von hervorragenden Krankenpflegerinnen, denen selbstverständlich die eingehenden medizinischen Kenntnisse fehlen, lassen demgemäß immer nach der einen oder anderen Seite manches zu wünschen übrig. Das Sicksche Buch wird, wie bei der Stellung des Verfassers kaum anders erwartet werden darf, in vollendeter Weise beiden Richtungen, der theoretischen wie der praktischen gerecht und trägt, frei von aller salonhaften oder theoretisierenden Behandlungsweise, ein eminent praktisches Gepräge.

Gute populär-medizinische Bücher zu schreiben gehört nicht zu den leichten Aufgaben. Es ist und bleibt ein Unding, den Laien in medizinischen Dingen ins Innere der Medizin einführen zu wollen, wie es so viele populäre Schriftsteller immer wieder versuchen. Es geht dem Laien mit der Medizin, wie dem Bauer, der zum erstenmal in die große Stadt kommt. Es ist noch nicht einmal das Schlimmste, daß er sich nicht in ihr zurechtfindet, er muß noch froh sein, wenn er nicht das Opfer von allerlei Schwindel und Betrug wird, und wenn er nur ohne schweren Schaden dieser oder jener Art wieder herauskommt. Von der Mehrzahl der Bücher, die mit größerer oder geringerer spezialistischer Ausführlichkeit „vom gesunden und kranken Menschen" handeln, kann man getrost behaupten, daß sie den Gesunden nicht genützt, unzähligen Kranken aber direkt oder indirekt geschadet haben. — Das eigentliche Gebiet der populären Medizin liegt auf dem Vorterrain der ausübenden Heilkunde, auf dem Gebiet der Gesundheitspflege und Krankenpflege; letztere begreift eine allgemein gehaltene Darstellung von krankhaften Zuständen (nicht Krankheiten!) und ebenso allgemein gehaltene Verhaltungsmaßregeln gegenüber denselben in sich. So unnütz und schädlich jene Art von Populärmedizin ist, so notwendig und förderlich sind alle Kenntnisse der Gesundheitspflege und Krankenpflege für jedermann; man kann deshalb nicht oft genug die Forderung wiederholen, daß letztere in noch weit höherem Grade popularisiert werden sollten, als es bisher geschehen ist. Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind durchaus einfacher Natur und dem Verständnis so nahe liegend, daß jemand, der ernsten Sinn und guten Willen dafür mitbringt, in Nutzen versprechender Weise in die Sache eingeführt werden kann.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das Buch von Sick ganz vorzüglich, es gibt nicht zu viel, nichts über das Verständnis des Lesers Hinausgehendes, aber das Gegebene ist mit solcher Sachkunde und Ausführlichkeit durchgearbeitet, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Als Zeichen reicher Erfahrung und reiflichster Überlegung muß man es bezeichnen, daß die theoretische Darstellung der Zustände des gesunden und kranken Körpers, soweit sie für die gründliche Erlernung der Krankenpflege nötig ist, unmittelbar in die praktische Unterweisung eingeflochten ist. Bei der in populären Schriften so vielfach beliebten, die theoretische Auseinandersetzung von der praktischen Nutzanwendung trennenden Behandlungsweise, so unerläßlich sie für eine fachwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes auch sein mag, pflegt das Theoretische als zu langweilig vom Laien überschlagen und das „Praktische" infolge dessen nicht verstanden zu werden. Diese Klippe hat das vorliegende Buch sehr geschickt vermieden.

Wenn auch zunächst das praktische Bedürfnis nach einem vollständigen, das Ganze der Krankenpflege umfassenden Leitfaden für seine Schülerinnen dem Verfasser die Feder in die Hand drückte, so ist doch das Buch im besten Sinne des Wortes ein deutsches Familienbuch zu nennen, das namentlich dem Arzte in seinen Bemühungen ein hochwillkommener Assistent zu sein verspricht im Gegensatz zu jenen populären Büchern, die vermittelst des durch sie erzeugten Halb- und Afterwissens seine Bestrebungen und Maßregeln auf Schritt und Tritt nur zu lähmen und zu durchkreuzen pflegen.

Man kann die Thätigkeit des Arztes am Krankenbett passend mit der eines Lotsen vergleichen, den ein Schiff an Bord nehmen muß, um durch die Strömungen, Untiefen und die verborgenen Sandbänke des Hafeneinganges hindurch ohne Fährlichkeit in den schützenden Hafen zu gelangen. Der Lotse übernimmt das Kommando, er schreibt dem Kapitän die zu ergreifenden Maßregeln, dem Steuermann die einzuhaltende Richtung vor, sonst aber legt er nicht Hand an, das ist Sache der Schiffsmannschaft. So ungefähr nimmt sich auch in Krankheitsfällen die ärztliche Thätigkeit aus, die Hauptsache fällt immer den Hausgenossen zu, denen der Arzt ihr Verhalten und die zu ergreifenden Maßregeln vorschreibt. Aber hier ist der Punkt, wo so oft seine Bemühungen scheitern, sei es wegen mangelnden Verständnisses für die Wichtigkeit wie für die Erfolge einer guten Krankenpflege, sei es wegen einer oft allerdings recht weitgehenden Unbekanntschaft mit einer solchen.

An dieser Thatsache wird nichts geändert dadurch, daß die schlechte Krankenpflege größtenteils auf einer radikalen Unkenntnis beruht. Unter solchen Umständen muß man also das vorliegende Buch aufs wärmste begrüßen und es ist nur zu wünschen, daß es eindringen möge in alle Familien und Häuser, wo Krankenpflege getrieben werden muß, sei es an eigenen Familiengliedern, sei es von weiblichen Vereinen an Armen und Kranken; und ebenso ist zu wünschen, daß es seine Leser erfüllen möge mit dem Geiste, von dem es selber durchdrungen ist. „Daß in dem Geiste Christi allein die nach Leib und Seele Rettung bringende Nächstenliebe, soweit sie ihr Werk vollkommen treiben soll, begründet ist, das beweist nicht bloß die Geschichte, das beweist neben einer Wolke von Zeugnissen vielberufener Beurteiler auch die persönliche Erfahrung und Überzeugung des Verfassers, der Krankenpflege im Vollsinn des Wortes bisher noch von niemand in anderer Weise als in eben diesem Geiste hat ausüben sehen."

Dr. F. E. Clasen.

Hauswirtschaftliche Umschau.

„Ein guter Kochherd ist die halbe Köchin — namentlich aber der Bratofen!" sagt, wenn wir nicht irren, irgendwo die vortreffliche Wilhelmine Buchholz unseres geehrten Mitarbeiters Stinde. Und sie hat recht, leider lehrt die tägliche Erfahrung aber nur zu oft, daß besonders ein wirklich guter Bratofen eine recht seltene Erscheinung ist. Ich halte daher den „Kochplattenfuß", an dem der komplizierte Name das wenigst Einladende ist, für eine Erfindung von wirklicher Bedeutung. Abgesehen davon, daß durch die einfache, aus der Skizze leicht ersichtliche Konstruktion das ominöse Anbrennen ganz vermieden wird, gewährt der Apparat, den Emil Angstin in Berlin, Potsdamerstraße 1 für 3 Mk. liefert, die Möglichkeit, durch die Verschiebung der einzelnen Platten aus der geschlossenen wagerechten in die senkrechte Stellung die Hitze ganz nach Wunsch zu regulieren. Er verhütet zugleich das allzuscharfe und plötzliche Durchbraten und macht jedes Fleischstück früher genießbar, da er die Grundhitze nach oben leitet. In der That erhöht er hierdurch bei richtiger Benutzung nicht allein die Schmackhaftigkeit, sondern auch die Verdaulichkeit und den Nährwert der Speisen.

Kochplattenfuß.

Eine andere Novität fanden wir in dem Magazin von Raddatz, Berlin, Leipzigerstraße 101, ein elegantes jedem Tisch zur Zierde gereichendes Gestell aus Nickeldraht, das in der Mitte eine kleine zierliche Spirituslampe trägt und zum Warmhalten fertiger Schüsseln bestimmt ist. Sehr praktisch ist hierbei die Einrichtung, daß das Gestell auf der einen Seite für kleinere, auf der anderen für größere Schüsseln brauchbar ist, wobei die Lampe die entsprechende Schwenkung von selbst mitmacht. Der „Speisewärmer" wird sich voraussichtlich bei den bevorstehenden Jagdfrühstücken schnell Freunde erwerben, aber auch mancher Hausfrau die gute Laune erhalten, wenn der Gatte — natürlich durch dringende Berufsgeschäfte abgehalten — ausnahmsweise einmal nicht zur rechten Zeiten an der Tafel erscheint.

Noch einen dritten Gram hoffe ich diesmal bannen zu können. Wer hätte nicht schon einmal die Geduld verloren, wenn ein widerhaariger Kork, anstatt der Lockung des Pfropfenziehers nach oben zu folgen, sich respektwidrig in das edle Naß der Flasche selbst versenkt. In dem Angstinschen Lager sah ich nun eine kleine Drahtzange, die den Übelthäter mit drei scharfen Widerhaken erbarmungslos faßt und mag er wollen oder nicht schleunigst ans Tageslicht befördert. Ich habe das höchst einfache Instrument, das nur 30 Pfennig kostet, im Interesse meiner Leserinnen sofort eingehend erprobt, da es mir in der That einem wirklichen Bedürfnis zu entsprechen schien, und es als sehr brauchbar erkannt. Das Gleiche läßt sich von einer neuen Salatgabel sagen, welche von demselben Magazin an den Markt gebracht wird und durch ihre geschmackvolle und dauerhafte Ausführung in Nickel wie durch ihre zweckmäßige Konstruktion den Vorzug vor der Mehrzahl ihrer zahlreichen Konkurrentinnen zu verdienen scheint. Die aus der Zeichnung ersichtlichen Doppelzinken öffnen sich nämlich durch Federkraft von selbst und werden beim Gebrauch durch den Druck der Hand geschlossen; besonders erwähnenswert ist aber, daß die Zinken und die Federvorrichtung nur durch eine Schraube mit dem Griff verbunden und daher leicht zu lösen und zu reinigen sind. (Pr.: 4 M.)

Drahtzange. Salatgabel.

Zu unseren Bildern.

Der Lordprotektor und sein Lieblingskind. (S. 53.) Der eiserne Cromwell war ein überaus liebevoller Vater und er hing mit großer Zärtlichkeit an allen seinen Kindern, das liebste aber war ihm seine Tochter Elisabeth, die Lady Claypole. Und wunderbar — gerade dieses Kind war und blieb bis zum Tode königlich gesinnt. Nach der Meinung der Lady Claypole war jener Karl Stuart, den Cromwell so verachtete, der rechtmäßige König von England, Cromwell selbst nichts anderes als ein rebellischer Usurpator. Das Schwert, das er führte, war nicht das Schwert der Obrigkeit, sondern die blutbefleckte Waffe des Kronenräubers, und die Dame hörte nicht auf, dem Vater in den Arm zu fallen, sobald er es wider seine Feinde brauchen wollte. Kein anderer Kummer fraß so an dem Herzen des harten Mannes, wie dieses ihm so unbegreifliche Empfinden seines sonst so sanften und nachgiebigen Lieblings.

Unser Bild führt uns in das letzte Lebensjahr Cromwells. Der Grimm, ja die Verzweiflung seiner Gegner hatten den Höhepunkt erreicht. Die Radikalen und die Königlichen reichten sich die Hände, ein Attentat folgte auf das andere, eine Verschwörung löste die andere ab. Eben jetzt ist ein Komplott der Königlichen entdeckt, der Marquis von Ormond stand an der Spitze, der Dr. Hewet war einer der eifrigsten Agitatoren. Die Verschwörung wurde bekannt, und Hewet war dem Beil verfallen. Dieser Mann stand der Lady Claypole nahe. In ihren Augen war sein Thun berechtigter als das ihres Vaters, konnte dieser nimmermehr Richter sein über den treuen Diener des Königs. Fiel das Haupt des Doktors, so war das ein schnöder Mord, nichts anderes. Die Lady war damals, anfang Juni 1659 bereits eine Sterbende. Sie ließ den Vater rufen und beschwor ihn, die Hand vom Schwerte zu lassen, das ihm nicht gebührte. Ihre Worte zerrissen das Herz Cromwells, aber sie vermochten es nicht, seinen Willen zu ändern. Der Staatsmann siegte über den Vater. Am 8. Juni wurde Dr. Hewet hingerichtet. Am 6. August starb Lady Claypole. Ihr Vater war ganz außer sich, er glaubte vor Schmerz zu sterben. Am 21. August erkrankte er selbst und am 3. September, dem Jahrestage der Schlachten von Dunbar und Worcester, ging seine Seele hinüber in das Land, in dem wir gerichtet werden nach unseren Thaten, unseren Worten, unseren Gedanken.

Gedenke, daß du sterben mußt! (S. 57.) Es ist ein erschütterndes Bild. Da liegt er, der Kopf des Enterichs, der noch heute morgen so kampfesmutig einherwackelte, so laut und lustig schnatterte. Mit stillem Grausen betrachten die Genossen das Haupt des Führers auf so manchem verbotenen Gang ins Gersten- oder Erbsenfeld und eine Ahnung sagt ihnen, daß auch sie ihm bald folgen werden. Gedenke, daß du sterben mußt!

Briefkasten.

Ratlose in **B.** Wenden Sie sich an P. Schneider in Gothenburg, Kungsgatan 45. — **E. H.** in **B—g.** Ist bereits von uns ausführlich behandelt worden. — **S. v. F.** Ein Institut, das junge Damen speziell für die Oper ausbildet, ist uns nicht bekannt. — Herr v. **R.** in **Z.** Das von uns s. Z. (XIX. Jhrg. S. 655) eingehend besprochene, sehr empfehlenswerte Werk des Dr. C. Evers: „Martin Luther in Wort und Bild“ (mit 8 Illustrationen nach Schwerdgeburth) ist jetzt für 5 Mark (statt 15 Mark) zu haben (Leipzig, Johannes Lehmann). — **Ratsbedürftiger** in **B.** Eine solche Adresse ist uns nicht bekannt. Vielleicht wäre eine entsprechende Anzeige im Daheimanzeiger von Erfolg. — **H. v. A.** in **L.** Die Malmaschinen, die Sie meinen, hat ein Herr L. Walkup in Rockford (Illinois) erfunden. An Stelle des klassischen Pinsels und der nicht minder klassischen Palette nebst Farbebüchsen soll jetzt eine Art Zerstäuber, wie man ihn zum Räuchern gebraucht, sowie ein, das muß man gestehen, sehr sinnreich erdachter Farbekasten treten, den der Maler in der Hand hält. Dieser verdichtet mittels Tretvorrichtung die Luft in einem Behälter und bewirkt dadurch, daß die dünnflüssige Farbe aus dem Sprühbläser in Gestalt eines feinen Regens heraustritt. Bringt er nun besagten Bläser der Leinwand ganz nahe, so gibt es nur einen dünnen Strich; entfernt er ihn, so bedeckt der Farbestrom eine breitere Fläche, und es soll möglich sein, auf diese Weise Öl- oder Aquarellbildern in unglaublich kurzer Zeit zum Dasein zu verhelfen. Ob Künstler sich zur Anwendung des Sprühverfahrens jemals herbeilassen werden, möchte allerdings zu bezweifeln sein. Wir dächten indessen, die Walkupsche Methode liefere vielleicht einen guten Ersatz für die Tuschmalerei und könnte auch dem Photographen beim Retouchieren seiner Bilder gute Dienste leisten. — Ungeeignet sind die Zusendungen von **K. K. 100** in **W. a/S. v.** — **H. H.** in **Paris.** — **M. L.** in **Fkft. a/M.** — **H. S.** in **H. a/E.** — **Carol. H.** in **M.** — **W. L.** in **G.** — **E. K.** in **A.** — **K.** in **L.** Die Marinegeistlichen haben zwei vorgesetzte Behörden: in militärischer Beziehung sind die nächsten die Stationskommandos, die höchste die Admiralität die vorgesetzten Behörden. In geistlicher Beziehung ist es für die evangelischen Geistlichen der Feldprobst der Armee, für die katholischen der Bischof, wenn wir nicht irren, der von Osnabrück.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

schon

1. Dreisilbige Scharade.

Die beiden letzten — hört ich oft schon sagen —
Sind mit der ersten zu bezahlen nicht;
Und was die Weisheit auf der Gasse spricht —
Wer wollt' es ernstlich zu bekritteln wagen?
So viel die erste auch in unsern Tagen
Bedeutet, so daß mancher seiner Pflicht
Und Ehr vergißt, weil er darauf erpicht
Nur ist, sie als Gewinn davon zu tragen,
So ist sie doch im Grunde wenig nütze,
Wenn ihr die Letzten nicht zur Seite stehn,
Und elend würde dann zu Grunde gehn,
Der zu ihr spräche: du bist meine Stütze!
Dann könnte auch das Ganze nicht gedeihn
Und nicht zur Frühlingszeit dein Aug' erfreun.

V.

2. Rätsel.

Er stand einst nahe einem Thron;
Doch Undank ward zuletzt sein Lohn.
In seinem Namen sind gepaart
Zwei Wesen von verschiedener Art;
Zuerst ein Gott und dann ein Fluß.
Doch ohne Anfang, ohne Schluß
Ist es ein göttlicher Prophet,
Der so verändert vor dir steht.
Raubst du dein Gürtel dem Propheten,
Siehst du die Jungfrau vor dich treten,
Die einst in größter Pein und Not
Ihr Ritter hat befreit vom Tod.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 3.

Schachspielaufgabe.

1. S e3 — d5 1. K e4 — d5:, f5, d4
2. S c4 — e3, T e6 — e5:, S c4 — e5 ‡

A.

1. . . . . 1. L f8 beliebig oder a 6 — a 5
2. S c4 — d6 ‡

B.

1. . . . . 1. S c5 — a 4: oder — e 6:
2. T e6 — e5 ‡ oder S c4 — d6 ‡

1. Auf dem Schiffe sind: 247 Männer 137 Frauen und 92 Kinder.

2. Becherarithmogriph.

„Hans Heiling — Maria Stuart“

H a a r l e M
A l l i A
N i g e R
S i n a I
H a n s A
E l i a S
I a c h T
L e U
I d A
N e g e R
G e l l e r T

3. Aus den vier Wörtern „Prügel“, „Quarz“, „Jena“, „Dante“ lassen sich durch Umstellung der Buchstaben die beiden Namen „Angra Pequena“ und „Lüderitz“ bilden.

4. Kordon — Gordon.

Bilderrätsel: Veterinärschule.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Die hansische Flanderfahrt. Von Stephan Wätzold. IV. Von Gent nach Brügge. — Der nette Student. Eine lustige Geschichte von Hans Arnold. — Von deutschen Industriestätten. II. Auf dem Eckartsberg. Von H. v. Spielberg. Mit 4 Illustrationen. — Am Familientische: Zur häuslichen Krankenpflege. — Hauswirtschaftliche Umschau. Mit 3 Illustrationen. — Zu unseren Bildern: Cromwell am Bett seiner Tochter. Von Joh. Schrader. — Memento mori. Radierung von Carl Jutz. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. November 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 5.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Seit Lucy aus der Pension in ihr Vaterhaus zurückgekehrt war, hatte sie den Umgang mit jungen Mädchen fast völlig entbehrt. Die kurze Zeit, die sie in ihres Vaters Hause zugebracht hatte, war eine Zeit fast völliger Abgeschlossenheit für sie gewesen. Als sie dann, fast noch ein Kind, sich verheiratete, trennte sie ihre neue Würde gesellschaftlich von der jungen Damenwelt und gesellte sie den Frauen zu, um so mehr, als keins der jungen Mädchen, mit denen sie eine Pensionsfreundschaft verband, ihrem Kreise angehörte. Nach der Geburt ihres Kindes war der Ernst des Lebens so gewaltig in sein Recht getreten, daß sie kaum etwas von der natürlichen sorglosen Heiterkeit der Jugend kennen gelernt hatte. Seit dem Zusammenbruch ihrer Häuslichkeit war sie ganz auf die Gesellschaft von Miß Danvers angewiesen, — und diese konnte trotz ihrer Vortrefflichkeit doch kaum als passender Umgang für ein zwanzigjähriges Mädchen gelten. So war's geschehen, daß sie noch nie, seit sie erwachsen war, sich in der beständigen Gesellschaft gleichalteriger Gefährtinnen befunden hatte, und ein harmloser Verkehr mit solchen hatte für sie den vollen Reiz der Neuheit. Obgleich sie sich durch Erfahrung weit von ihnen getrennt fühlte, so daß sie zuweilen das Gefühl hatte, als habe sie eine Last zu tragen, die sie hinderte, gleichen Schritt mit ihnen zu halten, so machte sich doch die natürliche Anziehungskraft von gleich zu gleich mächtig geltend. — Margarete war ein ernstes Mädchen, die die junge Fremde nicht durch ein Übermaß von Heiterkeit und Offenheit bedrückte. Ihr feiner Takt hatte sie bald erkennen lassen, daß ein Druck auf dem Gemüt derselben lastete und sie war sich wohl bewußt, daß nur eine zarte Zurückhaltung von ihrer Seite ihr ein Herz aufschließen konnte, dem sich das ihre von Anfang an in warmer Teilnahme zuneigte.

Für Lucy hatte die zurückhaltende Zartheit der älteren Schwester, ebenso wie die harmlose Offenheit, die Frische und Elastizität der viel jüngeren Else etwas gleich Wohlthuendes, und sie gab sich dem neuen Verkehr mit warmem Herzen hin.

Die Mädchen schritten auf geebneten Kieswegen unter hohen Parkbäumen hin, die sich hin und wieder zu Lichtungen öffneten und freien Rasenplätzen Raum gestatteten, die mit ihrem saftigen Grün und der heiteren Farbenpracht der darin angebrachten Blumengruppen eine stets willkommene Abwechselung gewährten. Hier und dort waren Sitzplätze angebracht, an anderen Stellen war ein künstlicher Durchblick durch das dichte Grün hergestellt, und das Schloß oder die kleine Dorfkirche von Ellernbrunn, oder weiter unten der See mit dem dahinterliegenden Waldrand hoben sich aus grünem Rahmen bildartig hervor. — Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gegangen waren, ging der Park allmählich in den Wald über; ihre Füße sanken in weiches, sanftes Moos und Unterholz, und eine reichliche Vegetation von Farnkräutern und Waldmeister bedeckte den Boden. Der Weg führte zwischen den sanft anschwellenden Abhängen von Hügeln hin, bis er sich plötzlich senkte und einen rings von Waldwänden eingerahmten See erblicken ließ. Lucy stand überrascht still. Sie war an das Meer gewöhnt, an die großartige Weite, die wilde Beweglichkeit, die unabsehbare Fläche, die unwillkürlich dem Gemüt das Bild der Unendlichkeit nahe bringt; — hier bot sich ihr ein Bild der absoluten Ruhe, der engsten Abgeschlossenheit, des tiefsten Waldfriedens. Die riesigen Buchenstämme des gegenüberliegenden Ufers schauten aus dem völlig klaren, von keinem Windhauche bewegten Wasserspiegel wie aus unergründlicher Tiefe wieder; ein Reiher, durch das Geräusch nahender Stimmen aufgejagt, stand scheinbar unbeweglich über dem Wasser, als könne er sich von dem Anschauen seines Bildes, das ihn aus unendlicher Tiefe heraufzugrüßen schien, nicht losreißen; das Heer der kleinen Vögel barg sich noch vor der

heißen Nachmittagssonne im kühlen Buschwerk und ließ die Stimmen ruhen, um desto lustiger ins allgemeine Abendkonzert einstimmen zu können, und selbst die Schwärme der zahlreichen Insekten, die im Schilf des Ufers geschützte Brutstätten fanden, bildeten keilförmige Pyramiden in der stillen Luft, die in scheinbarer Bewegungslosigkeit sich der Sonnenwärme hingaben.

Die Mädchen standen einige Augenblicke regungslos still, sich ganz dem Eindruck des lieblichen Bildes hingebend. Dann aber eilte Else den Hügel hinunter, um sich nach dem Kahn und seinem erwarteten Führer umzuschauen, während die beiden älteren Mädchen langsamer folgten. —

Martin, ein junger Gärtnerbursche, der bereits öfter zu gleichem Dienst gebraucht worden war, hatte den Kahn an eine Stelle gerudert, wo er bis dicht ans Ufer gebracht werden konnte, weil sich der See hier ziemlich steil zu bedeutender Tiefe senkte. Eine kurze glatte Fahrt brachte die kleine Gesellschaft ans jenseitige Ufer, wo der Waldweg steil anzusteigen begann. Ein schluchtartiger Hohlweg führte zu beträchtlicher Höhe hinauf, während der Wald dichter und dichter wurde. Sie waren eine gute Stunde gestiegen, als sich plötzlich eine Lichtung zeigte, und sie sich am Ziel ihres Ganges, vor der Klosterruine befanden. Sie bestand aus wenigen Resten alten, ganz von Epheu und Gesträuch überwucherten Gemäuers, und Lucy hatte großartigere Ruinen gesehen. Aber sie wußte, was man dem Helden einer Gegend schuldig ist. Sie ließ sich durch Else von einer zerstörten Mauer zur andern führen, ließ sich die verwitterten Reste eines Kreuzgangs zeigen, und setzte sich endlich vor einem alten Eingang nieder, der etliche Fuß in die Erde hineinführte und wahrscheinlich den Zugang zu einem mittlerweile verschütteten Keller gebildet hatte, von welchem Else aber behauptete, daß er den Anfang eines unterirdischen Ganges bilde, der unter dem See hinweggeführt und eine Verbindung mit den Kellerräumen des Schlosses hergestellt habe.

Die Sonne hatte sich eine weite Strecke dem Horizont zubewegt und war ihrem Untergange nahe, als die Damen wieder am Ufer anlangten. Der Kahn schwankte ruhig an dem Pfahl, an welchem er befestigt worden war, aber kein Martin ließ sich sehen. Margarete erinnerte sich, daß sie auf dem Herweg von einem Besuche im Stift gesprochen hatte, einer Art von Hospital, das die gnädige Frau zur Aufnahme von alten Männern und Frauen des Dorfes gegründet hatte, und sie vermutete, daß Martin, in der Meinung, die Damen würden den Fußweg durchs Dorf Ellernbrunn zurücknehmen, seinen Posten verlassen habe und bereits zurückgekehrt sei. Der Weg um den See herum war weit und würde sie viel später zum Schloß gebracht haben, und Margarete fürchtete ohnehin, die erlaubte Zeit bereits überschritten zu haben. Sie warf einen Blick auf die Sonne, die ihre Strahlen schräg durch die Bäume herübersandte und das Laubwerk in ein goldiges Licht tauchte. Sie erkannte, daß keine Zeit zu verlieren war, und wandte sich schnell entschlossen an Lucy.

„Miß Ernscliffe, ich bin des Ruderns nicht ganz unkundig. Der See ist ruhig und die Fahrt nicht weit. Wenn Sie sich entschließen können, sich mir anzuvertrauen, so hoffe ich uns sicher hinüber zu führen!“

Lucy stimmte zu, und Else, für die das Unternehmen den Reiz des Abenteuers hatte, drückte ihre höchste Billigung aus. Die Schwierigkeit war keine geringe, den Kahn mit Hilfe eines langen Stockes dem Lande so nahe zu bringen, daß sie einsteigen konnten. Auch war Else bis an die Kniee ins Wasser geraten und die beiden andern Mädchen hatten durchnäßtes Fußwerk, ehe sie auf den Ruderbänken Platz nahmen. Indessen gottlob, sie saßen und Margarete berechnete die Wahrscheinlichkeit, noch vor dem Einbruch der Dunkelheit im Schlosse einzutreffen. Aber da nur ein Ruder vorhanden war, von welchem sowohl die Fortbewegung, als auch die richtige Steuerung des kleinen Fahrzeugs abhing, ging die Fahrt nur langsam von statten.

Margarete hatte die Absicht gehabt, an derselben Stelle zu landen, von welcher sie heute ausgefahren waren, aber sie war bedenklich geworden. Die Dämmerung war hereingebrochen, und der Wald lag bereits im tiefsten Schatten. Der See war dort tief; ein Fehltritt, wie er in dem ungewissen Licht nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, konnte schwere Folgen haben. Sie hielt das Ruder an, und die Mädchen hielten eine kurze Beratung, dann wendete Margarete, um an eine andere, seichtere Stelle des Ufers zu rudern. Sie hatten allerdings den Nachteil, einige Schritte durchs Wasser machen zu müssen, wenn sie hier landeten, aber da keine Gefahr dabei war, so schien ihnen eine solche Unbequemlichkeit vorzuziehen.

Abermals vergingen zehn Minuten und die Schatten wurden tiefer. Das Rohr, das das Ufer an den meisten Stellen einfaßte, begann im Abendwinde zu schwanken und ein tiefes Rauschen ging durch die Baumwipfel. Else schauerte und schmiegte sich ängstlich an Lucy. Da endlich stand der Kahn.

Margarete prüfte vorsichtig mit dem Ruder die Tiefe des Wassers und die Entfernung vom Ufer. Dann erbot sie sich voran zu gehen, indem sie versicherte, daß die Entfernung nur wenige Schritte betrage und das Wasser kaum die Knöchel berühren werde. Mutig stieg sie über den Rand des Kahnes und war in einem Augenblicke glücklich am Ufer. Else konnte sich nicht so schnell entschließen und zögerte, wollte aber ebenso wenig als letzte im Kahn zurückbleiben. Margarete bat und ermahnte und zitterte vor Ungeduld, bis sie endlich unter Thränen der Angst den Versuch machte und glücklich ausführte. Lucy war die letzte geblieben. Als sie sich zum Verlassen des Kahnes rüstete, schwankte derselbe, des Gleichgewichts beraubt, heftig auf und nieder, sie sprang entschlossen ins Wasser und mit einem Satz ans Ufer. Hier aber stieß sie so heftig gegen eine sich ins Wasser streckende Baumwurzel, daß sie mit einem Schrei, den sie nicht unterdrücken konnte, zusammenbrach.

Margarete war in einem Augenblicke an ihrer Seite. „Miß Ernscliffe, um Gotteswillen, was ist geschehen?“ fragte sie, vor Schreck und Angst mit den Zähnen klappernd.

„Hoffentlich nicht viel!“ antwortete Lucy, indem sie sich mit Hilfe der beiden andern in die Höhe richtete. — Aber es fand sich bald, daß sie, trotz heroischer Überwindung, nicht im stande sein werde, das Schloß zu Fuß zu erreichen.

„Was machen wir jetzt?“ frug Margarete, und eine gelinde Verzweiflung kam über sie. „Wir können Sie unmöglich hier allein zurücklassen, Miß Ernscliffe, und doch muß Nachricht zum Schlosse gebracht werden! Else kann nicht allein gehen, und ist doch zu durchnäßt, als daß ich sie ohne die Gefahr einer ernstlichen Erkältung bei Ihnen zurücklassen könnte! O wenn doch was käme und uns mitnähme!“ setzte sie in trübseligem Pathos hinzu.

„Aber da ganz sicher nichts kommt und mich mitnimmt, werden Sie mich schon allein lassen müssen“, sagte Lucy, indem sie sich, so gut sie konnte, gegen die Furcht zu stählen suchte, die sie bei dem Gedanken überschlich, im besten Falle mindestens eine Stunde allein im Walde zu dieser Abendzeit zubringen zu müssen.

Margarete sah trotz allen Widerstrebens ein, daß ihr kein anderer Weg übrig blieb. Mit Elses Hilfe gelang es ihr, die junge Engländerin so zu stützen, daß sie sich vom Seeufer hinweg eine Strecke in den Wald hinein bewegen konnte. Hier deckten die Mädchen die Tücher, die sie zum Schutz gegen die Abendluft vorsorglich mit sich genommen hatten, über das feuchte Gras, Lucy setzte sich darauf nieder, so daß ihr ein Baumstamm als Rückenlehne diente, und schaute dann mit einem Gefühl von Bangigkeit, dessen sie nicht Herr werden konnte, den in der Dunkelheit schnell entschwindenden Gestalten ihrer Begleiterinnen nach.

Lucys Lage war keine beneidenswerte. Der Wald lag schwarz und schweigend, kaum hoben sich die schattenhaften Umrisse der Baumstämme von der allgemeinen Dunkelheit ab und erinnerten sie an das Wort des Blinden im Evangelium, so charakteristisch für die tappende Unsicherheit seines mit dem Dunkel ringenden Gesichts: „Ich sehe Menschen, als sähe ich Bäume!“ Ihr erschien es, als befinde sie sich in einer ungeheuren Versammlung schweigsamer Riesen, die hier und da

flüsternd die Häupter zusammensteckten und sich drohend über das winzige Menschenkind zu ihren Füßen niederneigten. Hoch über ihr rauschte es im Laube, ein Nachtvogel schüttelte sein Gefieder — und neben ihr im Moose raschelte es leise, — eine Blindschleiche verließ ihr geschütztes Lager, um ihren nächtlichen Geschäften nachzugehen. — Lucy kämpfte tapfer, um sich nicht zum Sklaven ihrer erregbaren Phantasie zu machen. Sie öffnete ihre Augen so weit sie konnte, um die sie umgebenden Gestalten in möglichst deutlichen Umrissen wahrzunehmen, sie suchte sich die Ursachen des hie und da auftauchenden Geräusches klar zu legen, — sie suchte ihre Gedanken gewaltsam auf faßbare und greifbare Dinge zu lenken und zu fesseln. Aber sie war ermüdet und durchnäßt, und von dem kleinen Unfall, der sie betroffen, erschreckt und erschüttert; ein leises Frösteln begann ihre Glieder zu schütteln, sie kam sich so unendlich allein und hilflos vor. Sie fühlte sich unfähig den Kampf länger fortzusetzen; sie senkte den Kopf in die Hände und schloß die Augen, um die unheimlichen Gestalten auszuschließen, die ihre Phantasie aus jedem schattenhaften Baumstamm, jedem struppigen Wacholderstrauch erschuf.

Da glaubte sie plötzlich das Geräusch nahender Schritte zu hören. Sie hob den Kopf und in demselben Augenblicke setzte ein Leuchten den Wald und alle Gegenstände um sie her in ein momentanes, helles Licht. Deutlich hatte Lucy die Gestalt eines Mannes erkannt, der sich in einiger Entfernung auf dem Waldwege befand und ebenso schnell wieder in der Finsternis ihren Blicken entschwand. Eine neue Angst bemächtigte sich ihrer. Es war unmöglich, daß der Mann ihr vom Schlosse aus zu Hilfe gesendet sein konnte; eine viel zu kurze Frist war verstrichen, überdies befand er sich auf der dem Schlosse abgekehrten Seite des Weges und schien vom See heraufzukommen. Wer konnte der nächtliche Wanderer sein? vielleicht ein Wilddieb, der sie finden und in ihr eine Verräterin fürchten konnte? — Ein fernes Rollen ließ sich jetzt hören und verkündigte das Nahen eines nächtlichen Gewitters. Jeder Blitz konnte sie dem Gefürchteten verraten! — Es blieb nichts übrig, als die schwache Hoffnung, daß er in der Dunkelheit an ihr vorübergehen werde, ehe eine neue Helligkeit ihn auf sie aufmerksam machte. Sie schob den hellen Strohhut, der neben ihr im Grase lag, vorsichtig unter das dunkle Tuch, auf welchem sie saß, damit er nicht zum Verräter werde, senkte den Kopf auf die Kniee und lauschte atemlos auf die Schritte, die sich langsam näherten.

Jetzt mußte er ganz nahe sein, — Lucy hielt den Atem an, — jetzt mußte er sich dicht vor ihr befinden, — noch hatte er sie sicherlich nicht bemerkt. — Jetzt mußte er vorüber sein, — aber nein, — er stand offenbar in geringer Entfernung still. Lucy hob ängstlich den Kopf, — ja, dort stand er, dicht vor ihr, aber sie konnte nicht entdecken, ob er ihr mit dem Gesicht oder dem Rücken zugewendet sei. — Jetzt — ein neues Leuchten, Lucy senkte erschreckt das Gesicht nieder, aber das Licht hatte ihr deutlich eine hohe Gestalt gezeigt, die nicht mehr als dreißig Schritte von ihr entfernt sein konnte.

Einen Augenblick war alles still, dann erschütterte ein Donner die Luft und hallte majestätisch von dem gegenüber liegenden Ufer des Sees zurück. Ein leiser Schrei entfuhr Lucys Lippen und im nächsten Augenblick stand der Fremde neben ihr.

„Wer ist hier? Und was haben Sie zu dieser Stunde im Walde zu schaffen?“ fragte eine klare, ruhige Stimme.

Lucy fiel's wie Schuppen von den Augen. Es mußte der Förster sein, der einen Holzdieb gefaßt zu haben glaubte. Ein neuer Blitzstrahl ersparte ihr die Antwort, denn der Fremde fuhr sogleich in offenbarem Erstaunen fort: „Eine Dame? — und darf ich fragen, was diese ungewöhnliche Situation veranlaßt hat?“

Lucy faßte Mut; es war ihr wenigstens sicher, daß sie es nicht mit einem gesetzlosen Herumstreicher zu thun hatte.

„Ich gehöre ins Schloß“, sagte sie mit ziemlich sicherer Stimme, „und bin durch einen Unfall gehindert worden, dorthin mit meinen Begleiterinnen zurückzukehren.“

„Und haben Sie die Absicht, eine Gewitternacht im Freien zuzubringen?“

„Nicht, wenn ich's vermeiden kann!“ antwortete Lucy, die ihren Mut von Minute zu Minute wachsen fühlte.

„So, das freut mich! und wollen Sie mir die Ehre anthun, mich als Begleiter anzunehmen? Auch ich gehe ins Schloß zurück. Aber ich muß bitten: schnell! denn wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir vor Ausbruch des Sturmes eintreffen wollen!“

„Mein Fuß ist verletzt! — ich kann nicht gehen!“

Der Fremde ließ ein leises Pfeifen hören. Dann sagte er: „Meine angeborene Höflichkeit verbietet es mir, eine Dame in solcher Lage allein zu lassen! Und doch ist es schwer, einzusehen, wie ich Sie unter diesen Umständen aus Ihrer unerfreulichen Situation erlösen soll!“

Lucy blickte auf und ein Blitzstrahl, der soeben den Wald in ein Lichtmeer verwandelte, zeigte dem Fremden ein junges, erschrockenes Gesicht und eine zarte zusammengekauerte Gestalt. Gleich darauf ließ ein Donnerschlag die Erde unter ihren Füßen erzittern und ein Geräusch in den Baumwipfeln meldete das Fallen der ersten Regentropfen.

„Sind Sie im stande sich aufzurichten, mein Fräulein? Der Sitz am Fuße eines Baumes von solcher Höhe ist keineswegs sicher!“ rief der Fremde hastig und Lucy ergriff ohne Umstände seine dargebotene Hand. Der Fuß aber, der, so lange sie ihn nicht bewegte, kaum geschmerzt hatte, verursachte ihr jetzt einen so heftigen, plötzlichen Schmerz, daß sie schwankte. Der Fremde legte ohne Zögern seinen Arm um ihre schlanke Gestalt und trug sie mehr, als er sie führte, zu einem Platze, wo sie in der Mitte eines Kranzes von Waldriesen standen.

„Hier genießen wir wenigstens eine verhältnismäßige Sicherheit“, sprach er dann, „und der Regen muß schon sehr stark sein, der das dichte Blätterdach über unsern Häuptern durchdringt. — Lehnen Sie sich fest auf mich, mein Fräulein! Wir sind nun einmal im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Elemente schnell zu Bekannten geworden!“

Er zog, während er den einen Arm noch immer fest um sie geschlungen hielt, mit der andern Hand ein warmes Tuch, das ihr halb von der Schulter geglitten war, wieder um sie. Lucy war genötigt, sich mit jedem Augenblicke fester auf seinen Arm zu stützen, und eine ganz ungewohnte Neugierde kam über sie. Sie fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, das Gesicht dessen zu sehen, der sich ihrer so freundlich schützend annahm. Sie blickte auf und ein heller Strahl zeigte ihr in demselben Augenblicke ein männlich schönes Antlitz dicht über das ihre gebeugt. Ihre Augen trafen sich für einen Augenblick und sie schlug die ihrigen betroffen nieder.

Indessen hatte sie in der nächsten Minute schon keine Zeit mehr, an das Sonderbare ihrer Lage zu denken. Die volle Gewalt des Gewitters war losgebrochen, Blitz auf Blitz erhellte mit grellem Leuchten den Wald, Schlag auf Schlag erschütterte die Luft und ließ die Bäume bis in ihre Wurzeln erzittern. Der plötzlich hereinbrechende Sturm bog die Wipfel nieder und brach bald hier bald dort krachend einen Ast, der Regen strömte auf das dichte Blätterdach über ihnen und ward vom Sturm auf sie niedergeschüttelt. Lucy hatte in unwillkürlicher Bewegung ihr Gesicht an der Schulter ihres Beschützers verborgen, und er den freien Arm um ihre zitternde Gestalt gelegt. Die wilde Wut der Elemente stürmte über sie hin, wie klein und hilflos standen ihr diese beiden schwachen Menschenkinder gegenüber! Und doch stemmte er seine jugendkräftige Gestalt mit einer Art freudigen Trotzes dem Anprall des Sturmes entgegen in dem Bewußtsein, daß er einem zarten Geschöpf den Schutz seines jungen Armes und mutigen Herzens bot, und sie hatte vergessen, daß es ein Fremder war, an dessen Schulter sie lehnte, und ein Gefühl der Sicherheit und des Schutzes durchdrang ihr Gemüt trotz des Wütens der entfesselten Naturkraft, wie sie es in ihrem Leben kaum jemals gefühlt hatte!

So schnell es gekommen, so schnell zog das Wetter über sie dahin. Nach einer Viertelstunde wurden die Schläge sel-

tener und entfernter, und wenn auch noch immer ein unheimliches Aufleuchten den Wald von Zeit zu Zeit erhellte, so glich es doch nur der Erinnerung an überstandene Gefahr. Ihr Gefährte hatte Lucy sanft ins Gras gleiten lassen und stand nun vor ihr in neuer Verlegenheit.

„Ich kann Sie nicht allein zurücklassen, mein Fräulein! Helfen Sie mir einen Rat ersinnen, wie ich Sie aus Ihrer Lage befreien kann, ohne meine Ritterpflichten zu verletzen! Soll ich Sie tragen? Wollen Sie sich meinen Armen anvertrauen?"

Lucy erzählte ihm erst jetzt, was sie vorher im Drange der augenblicklichen Not versäumt hatte zu thun, daß ihre Lage im Schlosse bekannt sei, und daß sie von dort her Hilfe erwarte, die jetzt schon nahe sein mußte.

„Nun dann erlauben Sie mir, daß ich mich bis zu deren Eintreffen zu Ihren Füßen niederlasse," sagte ihr unbekannter Begleiter, indem er die That dem Gedanken folgen ließ. Er hatte aber kaum den nassen Erdboden berührt, als er sich wieder erhob. „Ich glaube, mein Fräulein, daß wir besser thun, uns, wenn auch mit Schwierigkeiten, zu bewegen. Dieser nasse Sitz kann Ihnen unmöglich gut sein! Kommen Sie", sagte er gutmütig, „unsere Kameradschaft ist noch nicht zu Ende! Lehnen Sie sich fest auf mich und lassen Sie uns, so gut es geht, dem abgesendeten Hilfsboten entgegen gehen!"

So schwer Lucy jede Bewegung wurde, so sah sie doch ein, daß er recht hatte. So schob er ihren Arm noch einmal durch den seinen und zog sie mit sich dem Wege zu. Ein Glück war's, daß ihre Prüfung nicht mehr lange dauern sollte, denn Lucy war der völligen Erschöpfung nahe. Aber schon nach wenigen Schritten verkündeten ihnen grelle Schlaglichter, die auf die ferner stehenden Bäume fielen, daß Menschen mit Laternen im Anzuge seien, und gleich darauf hörten sie das Knarren von Rädern auf dem Wege und die Stimmen mehrerer Personen. Es waren ein Knecht vom Hofe und der Diener des alten Grafen mit dessen bequemem Fahrstuhl, über den vorsorglich warme Decken gebreitet waren.

Lucy bemerkte jetzt, daß ihr Begleiter den Leuten keine unbekannte Erscheinung war. Beide begrüßten ihn ehrerbietig, und wenn sie auch ein erklärliches Erstaunen darüber, daß sie Miß Ernscliffe an seinem Arme fanden, nicht unterdrücken konnten, so waren sie doch zu wohlgezogen, dasselbe merken zu lassen. In einem Augenblicke hatte er Lucy in den Stuhl gehoben und sie in die mitgebrachten wollenen Decken sorglich eingewickelt. Ihre Bitte, eine derselben als Schutz gegen Erkältung selbst über seinen durchnäßten Anzug zu schlagen, wies er mit lächelndem Kopfschütteln zurück. Der Diener nahm hinter dem Fahrstuhl Platz, der Knecht schritt mit der Laterne leuchtend voran, und der junge Fremde ging in einiger Entfernung neben ihnen her. Das Licht der Laterne streifte seine kräftige, wohlgebaute Gestalt, auf der Lucy ihre Augen mit einem Gefühl von unwillkürlichem Interesse haften ließ, bis einmal ein Blick aus seinen Augen sie ertappte und den ihren von da an eine andere Richtung gab.

Als sie am Schlosse eintrafen, fanden sie die ganze Gesellschaft auf der Terrasse ihrer wartend. Margarete und Else hatten alle Ermahnungen, sich sofort niederzulegen, mit der Versicherung zurückgewiesen, daß sie erst Lucy in Sicherheit wissen müßten, ehe sie selbst an Ruhe denken könnten. Sie waren kurz vor Beginn des Sturmes im Schlosse eingetroffen, und Frau von Ellern hatte sogleich den Diener zu Miß Ernscliffes Hilfe abgeschickt, der aber, durch den Ausbruch des Wetters aufgehalten, nicht früher an Ort und Stelle hatte eintreffen können. Groß war das Bedauern und die Freude, als man Miß Ernscliffe wohlgeborgen im Hause hatte. Ihr Begleiter war während dessen verschwunden; Lucy sah ihn nicht mehr. Erst als sie von Margarete und der Kammerjungfer die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer mehr getragen, als geführt wurde, begegneten sie ihm auf dem oberen Korridor. „Ulrich!" rief Margarete freudig. „Du sehnlichst Erwarteter, warum bist du nicht unten, wo alles in Verzweiflung nach dir ausschaut? — Mama glaubt dich vom Blitz erschlagen, oder von der Flut weggeschwemmt!"

„Verzeih! aber ich fühlte das Bedürfnis mich erst aus einem wandelnden Wasserfall in menschliche Gestalt zu versetzen, ehe ich im Salon erschien!" antwortete Lucys Beschützer. Dann reichte er ihr gutmütig die Hand und setzte hinzu:

Eine Momentphotographie von O. Anschütz in Lissa. Verlag von Paul Heßling in Leipzig.

Aus dem sechsten Stock.

„Wir werden jedenfalls morgen die Ehre haben, einander in aller Form vorgestellt zu werden, mein guter Kamerad! Bis dahin wünsche ich Ihnen Erholung von den heutigen Strapazen und eine gute Nacht!“

Lucy ruhte auf ihrem Lager. Ihr Fuß war sanft gebettet und in einen weichen, kalten Umschlag eingeschlagen. Das Anerbieten der Kammerjungfer, die Nacht bei ihr zuzubringen, hatte sie zurückgewiesen; sie zog es vor, das nasse Tuch von Zeit zu Zeit selbst in eine Schüssel kalten Wassers zu tauchen, die auf einem Fußstuhl neben ihrem Bette stand. Sie hatte keine Schmerzen und fühlte sich sehr ermüdet, dennoch hielt eine eigentümliche Unruhe sie wach, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Immer wieder klang die Stimme des Fremden an ihr Ohr; immer wieder sah sie seine vom Licht der Laterne ungewiß erleuchtete Gestalt vor sich hergehen. War's Fieber? — War's Ahnung? — Immer wieder erfaßte sie ein unerklärliches Gefühl, fast Bangen zu nennen, als sei diese Gestalt, diese Stimme, unlösbar mit ihrem Schicksal verknüpft. — Sie richtete sich auf, zog das Medaillon hervor, das sie bei Tag und Nacht nicht ablegte, und öffnete es. Der matte Schein des Nachtlichts fiel auf das zarte Kinderköpfchen, auf die Locke blonden Haares, und sie preßte es heiß an die Lippen. Sie legte sich wieder nieder und umschloß es fest mit der Hand, als sollte es ihr ein Schutz sein gegen die auf sie eindrängenden Bilder, — als sollte es die Nachtgespenster verscheuchen, die Irrlichter, die sie auf eine abschüssige Bahn zu locken kamen. Sie faltete die Hände und betete, — sie betete um Schutz und Hilfe — und hätte doch nicht zu sagen vermocht, was für eine Gefahr es war, die sie nahen fühlte, — was für eine Furcht, die sie beunruhigte. — Aber das Gebet that ihrem erregten Herzen wohl, es gab ihr die Ruhe zurück und sie sank in einen tiefen, gesunden Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Im sechsten Stock.

(Zu dem Bild auf Seite 69.)

In einem jener palastähnlichen Häuser, welche die Hauptstraßen New Yorks bilden und in ihren unteren Stockwerken die Magazine großer Handlungsfirmen, wie die üppig ausgestatteten Wohnungen der Reichen bergen, während in den oberen Stockwerken, je höher sie hinaufsteigen, desto ärmere Bewohner Obdach suchen, sitzt bei sinkender Nacht ein junges Mädchen am Fenster. Sie lehnt den Kopf auf die Hand und ihr aufgelöstes Haar wallt in langen reichen, goldig glänzenden Strähnen über ihre Schultern und den aufgestützten Arm hin. Sie ist schon für die Nachtruhe gekleidet: ein langes, weißes Gewand, oben am Halse geschlossen und bis zu den Knöcheln hinabreichend, umhüllt ihre Glieder, ihre schön geformten zarten Füße sind nackend. Es ist warm im Zimmer, denn das Feuer auf dem Herde hat noch vor wenigen Stunden gebrannt. Dies Gemach ist Wohnzimmer und Küche zugleich. Sie hat ihr Lager aufsuchen wollen, dort in dem breiten Bette, wo schon zwei Mädchenköpfe in ruhigem Schlummer auf dem Kissen liegen, aber ein lebhafter Gedanke hat sie munter erhalten, und sie sitzt mit träumerischem Blick im Lehnstuhl, ein entfaltetes Papier auf dem Schoße. Sie vermag die Schriftzüge auf demselben kaum zu erkennen, denn die Lampe ist bereits verlöscht und sie hat sie nicht wieder anzünden wollen, um die Schwestern nicht zu erwecken. Der Mond scheint hell, und sie kann bei seinem Lichte den Brief lesen, um so leichter, da sie genau weiß, was er enthält.

Jetzt denkt sie darüber nach, wie wohl der Mann, der ihn schrieb, ihre Antwort aufnehmen wird. Er liebt seine Florence mit treuem, warmem Herzen. Wird er ihr nicht zürnen, daß sie seinen Wünschen beharrlichen Widerstand entgegensetzt? Wird er verstehen, was in ihrem Herzen vorgeht, indem sie sich weigert, ihm ihre Hand zu reichen? Sie käme ja so gerne seiner Sehnsucht entgegen. Florence liebt ihn, wie er Florence liebt. Aber sie hat ihre Pflichten, sie hat ihre Vernunft, ihre Sorglichkeit. Seitdem die Eltern tot sind, ist sie die Ernährerin der Familie. Die Schwestern sind noch zu jung, um selbst für sich zu sorgen. Florences fleißige Hände halten die Schwestern und bewahren sie vor dem Hinuntersinken in das Proletariat, in völlige Armut, in Schande. Wenn sie heiratete, was sollte da aus den Schwestern werden? John will für die Mädchen sorgen. Er hat ein so gutes Herz. Sicherlich ist das nicht nur eine Redensart von ihm, sondern sein Ernst. Aber wird er die Last, welche er sich dadurch aufbürdet, tragen können? Wird er nicht mit der Zeit unwillig werden, wenn seine Sorgen um ein so Bedeutendes vermehrt werden? John hat eine Anstellung bei der städtischen Feuerwehr und sein gutes Auskommen für sich, wohl auch noch für eine Frau, aber mit drei Frauenzimmern die Wirtschaft anzufangen, das mag Florence ihm nicht zumuten.

Und doch, dieser Brief ist so verführerisch. Wie schön und zart der starke John, der beherzte Mann, bitten kann! Sie geht unhörbar nach ihrem Schränkchen und holt seine älteren Briefe hervor. Es ist eine so schmerzliche und doch so süße Beschäftigung, sie zu lesen, nun sie weiß, daß sie auf das Glück verzichten muß. Der Mond blickt in das turmhoch gelegene Gemach herein, es ist so still in der Stadt, sie ist hier oben im sechsten Stock den Wolken nahe und dem Himmel mit seinen Gestirnen. Sie liest und liest die mit silbernem Scheine überhauchten Blätter, die niemand würde lesen können außer ihr, und allmählich sinken ihr die Hände in den Schoß, der Kopf lehnt sich an die gepolsterte Lehne des Stuhles, und ihr friedlicher Atem, die heitere Miene verraten, daß Gedanken und Sorgen für jetzt entschwunden sind.

Die Stunden verrinnen, und eine eigentümliche Veränderung geht mit den Zügen des jungen Mädchens vor. Ihr Atem wird schwerer, ihre Wangen röten sich, sie macht eine unruhige Bewegung, es ist, als wollte sie sich erheben, aber könnte sich aus fesselnden Banden nicht emporringen. Was ist das? Die Luft im Zimmer wird von feinem blauem Dunst durchwoben, ein eigentümlicher, scharfer Geruch, ein brenzliger Rauch wie von sengendem Holze verbreitet sich, Dunst und Rauch werden dichter und stärker. Die Mädchen im Bette stöhnen und regen sich, doch sie richten sich nicht auf. Ihre Wangen färben sich mit dunkelm Rot, wie bei der Ältesten, die im Lehnstuhl schläft. Sie wälzen sich umher, während die Luft immer dichter und heißer wird — und jetzt richtet sich plötzlich die Jüngste, die nahe dem Rande des Bettes liegt, wie im Krampfe auf, scheint aufstehen zu wollen, aber fällt mit dem Kopfe voran zu Boden. Das Geräusch des Falles erweckt die beiden anderen. Die Bettgenossin des Kindes starrt empor, aber alsbald schließen sich ihre Augen wieder, sie sinkt auf das Kopfkissen nieder, und ihre Arme hangen kraftlos über den Bettrand. Florence aber fährt empor. Indem sie sich erhebt, fallen Johns Briefe von ihrem Schoße nieder und flattern auf die Dielen. Florence reibt sich die Augen, greift sich an den Kopf. Er ist heiß und schwer, sie vermag sich nicht zu besinnen, was um sie her vorgeht. Da dringt lautes Geräusch von draußen an ihr Ohr. Hornsignale, schrilles Pfeifen, ein Rasseln wie von vielen Wagenrädern ist zu vernehmen. Florence, schon der Thür nahe, eilt an das Fenster. Der Mond ist von dunkeln Massen — sind es Wolken, ist es Rauch — ganz verhüllt, sein Licht ist nicht mehr zu sehen, und dafür fällt jetzt mit einemmale roter Feuerschein in das Zimmer.

„Feuer!“ ruft Florence. Der Schrei erstickt auf ihren Lippen. Sie läuft zum Bette und findet zu ihrem Schrecken die Schwestern bewußtlos. Sie läuft zum Wasserbecken und spritzt ihnen Wasser in die erhitzten Gesichter. Sie unterbricht sich und stürzt zur Thür, denn es fällt ihr ein, daß sie fliehen müssen. Aber dichter Rauch und unerträgliche Glut schlagen ihr entgegen und sie prallt voll Entsetzen zurück und schließt die Thür. Kaum vermag sie sich noch auf den Füßen zu halten. Jeder Atemzug trägt Erstickung in ihre Brust, ihr Herz pocht mächtig, ihre Sinne schwindeln. Sie hat noch Kraft, an das Fenster zu gehen. O großer Gott, rette uns! betet sie voll Inbrunst. Indem sie das Fenster emporschiebt, springt bereits eine Scheibe in der von außen herandringenden Hitze. Florence prallt zurück, sie sieht in Todesangst, daß nicht frische Luft, wie sie hoffte, sondern ein verzehrender Gluthauch herein und ihr entgegen bläst. Sie taumelt, sie ist ihrer Sinne nicht mehr mächtig, ihre Kniee wanken, und sie sinkt bewußtlos zusammen. Noch eine Minute, und gierig lecken, vom Winde gepeitscht, rot glänzende Flammen vor dem Fenster empor und umtosen die hochgelegene Wohnung der Armen. Sie sind verloren, keine Rettung ist mehr möglich.

Aber nein! Ein Schlag wird vernehmbar, mit scharfen Zacken fährt ein kleiner Anker, von außen geschleudert, in die Fensterbank und klammert sich hinter die Brüstung fest. Was unmöglich scheint, wird gewagt. Die Rettung wird versucht. Bald erscheint ein Kopf mit dem Helm bedeckt im Fenster, ein bärtiges Gesicht mit angstvoll suchenden Augen zeigt sich in der Öffnung, und nun schwingt sich eine schlanke, kräftige Gestalt herein. Es ist John, der sein Leben wagt, um Florence zu retten. Sein Gesicht und sein Anzug sind von Rauch geschwärzt, und seine Hände bluten. Er löst die Strickleiter, mit der er umgürtet ist, vom Leibe und befestigt sie anstatt des Knotenstricks, woran er emporstieg, in der Fensterbank. Dann hebt er Florence empor, und wie er sie in den Armen trägt, ist sein Antlitz von unbeschreiblicher Zärtlichkeit durchleuchtet. Er geht mit ihr zum Fenster, er trägt sie wie ein Kind, und nun zeigt sich auch sein Freund und Kamerad da draußen, der ihm zu helfen kommt und den gefährlichen Aufstieg ihm nachgemacht hat. Er streckt seine Arme aus, um Florence in Empfang zu nehmen, aber John trägt die Geliebte selbst hinunter auf der schwanken Leiter. Die wackeren Männer, der Todesgefahr nicht achtend, laden die zarten Gestalten der Mädchen auf ihre nervigen Arme, und John versucht, nachdem er Florence in Sicherheit gebracht hat, noch einmal hineinzudringen. Es gelingt ihm. Obwohl mit Brandlöchern in der Uniform und mit Brandwunden am Körper trägt er die dritte und letzte hinab, und was Menschenkunst vermag, das wendet Menschenliebe an, um die Mädchen ins Leben zurückzurufen.

Doch ach! nur die kräftigere Natur der Älteren, nur Florence vermag den jähen Angriff auf ihr Leben zu überwinden, die Kinder erwachen nicht wieder. Florence hat das Glück, mit ihrem Lebensretter, mit ihrem John vereinigt zu sein, teuer erkauft.

Der nette Student.

Eine lustige Geschichte von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Als der Professor, dem sein Ausflug verregnet war, an diesem Abend etwas müde und verdrießlich nach Hause kam und seinen nassen Schirm noch nicht aus der Hand gestellt hatte, wurde er von seinen Töchtern bereits im Flur empfangen.

„Papa — er heißt Kunze!“ rief Annie aufgeregt.

„Das freut mich von Herzen!“ sagte der Vater etwas kurz.

„Und er war hier!“ erzählte Bärbchen.

„Mit zwei Visitenkarten!“ ergänzte Annie.

„Zum tausend noch einmal!“ fuhr der Vater etwas ärgerlich heraus, „ihr habt wohl das Fieber! so laßt mich doch erst meinen Überzieher ablegen! — wer war hier? wer heißt Kunze?“

Die Schwestern sahen sich verlegen an.

„Nun, der „nette Student!“ sagte Annie endlich etwas begossen.

„Geht die Geschichte immer noch weiter?“ murrte der Professor, dem seine fehlgeschlagene Vergnügungstour in allen Gliedern steckte, „verschont mich wenigstens heut abend mit dem „netten Studenten,“ ich hatte seine Existenz total vergessen! Das ist ja eine alberne Wirtschaft!“

„Das war euch einmal gesund!“ bemerkte der Assessor schadenfroh, der im Hintergrunde der Szene mit beigewohnt hatte, „dem Papa ist die Wichtigkeit mit Herrn Kunze grade so zuwider, wie mir — was wetten wir, daß er ihn nicht einladet?“

„Was du willst!“ rief Annie lebhaft, „nun wird es Ehrensache! nicht, Bärbchen? Er muß ihn einladen, und Arthur bezahlt überdies eine Wette. Ein hübsches Gedichtbuch, Arthur, wenn er eingeladen wird!“

„Ich fände ein Kommersbuch passender bei der Gelegenheit!“ sagte der Assessor trocken.

Der Vater schlief seine schlechte Laune aus, und als er am nächsten Morgen, statt in einer häßlichen Wirtshausstube, wie auf seiner kleinen Reise, in seinem behaglichen Wohnzimmer saß, seiner Frau und den hübschen Töchtern gegenüber, da wurde er ohne Schwierigkeit in die richtige Stimmung gebracht, um wie gewöhnlich alles zu thun, was die Mädchen von ihm verlangten.

Annies Interesse an der Einladung für den „netten Studenten“ war übrigens ein mehr pädagogisches — sie wollte es ihrem Bräutigam bei Zeiten abgewöhnen, eifersüchtig zu sein und ihn zu dem Zwecke so gründlich mit seiner ersten Eifersucht quälen, daß ihm die Lust auf eine zweite wohl vergehen sollte!

Es war noch keine Woche seit der Rückkehr des Professors verstrichen, da hielt Annie dem Assessor triumphierend ein geschlossenes Kouvert hin.

„Lies!“ sagte sie einfach.

„An Herrn stud. philol. Joseph Kunze,“ buchstabierte Arthur mit Abscheu, „also ihr habt es durchgesetzt? Na, ich hoffe, die nähere Bekanntschaft mit dem Herrn wird euch abkühlen.“

„Hoffe du ruhig — morgen mittag wirst du dich überzeugen,“ sagte seine Braut erhaben.

Einige sanfte Vorwürfe, die der Assessor seinem künftigen Schwiegervater machte, kamen zu spät — der Professor war verstockt und erklärte sogar, er hielt es nur für richtig, den jungen Mann einzuladen und selbst einmal zu sehen, was an ihm sei.

Der Assessor fand sich murrend in sein Schicksal und war am nächsten Mittag pünktlich zur Stelle — pünktlicher wie Herr Kunze, der noch erwartet wurde, während die anderen Tischgäste bereits versammelt waren.

Annie empfing ihren Bräutigam mit sehr vergnügtem Gesicht und verkündete ihm beglückend, sie hätte den „netten Studenten“ sich zum Vis-a-Vis ausgesucht — „Bärbchen sitzt neben ihm,“ fügte sie hinzu.

Der Assessor zuckte die Achseln. Bärbchen, in einem weißen Kleide und einem Veilchenstrauß, ganz erwachsen und besonders reizend aussehend, stand im Gespräch mit einigen Gästen und sah dazwischen ein paarmal erwartungsvoll nach der Thür.

„Der Herr Student kommt mit dem akademischen Viertel, — bei einem Diner recht weltmännisch!“ sagte der Assessor höhnisch.

„Herr Studiosus Kunze“, meldete in diesem Moment der Diener, und die Augen der ganzen Familie wendeten sich erwartungsvoll und belustigt nach der Thür.

Ein kleiner, blasser Mensch mit unsäglich glatt gekämmten Haaren, sehr großen Handschuhen und einem nicht gerade „wie angegossen“ sitzenden Fracke trat ein, machte mehrere linkische Verbeugungen und dienerte sich so bis zu dem Professor durch, der einen verzweifelten Versuch machte, ernsthaft zu bleiben, schließlich aber den „netten Studenten“ mit einem so heitern Gesicht begrüßte, daß dieser sich nur über den herzlichen Willkommen freuen konnte. Dann stellte er Herrn Kunze den Anwesenden vor.

Bärbchen wurde es schwarz vor den Augen — trieb ein böser Dämon sein Spiel? Annie biß krampfhaft auf ihr Taschentuch, um ihr übermächtiges Gelächter zu ersticken, und Arthur sah mit so fassungsloser und verstörter Miene auf seinen Rivalen, daß es zum Erbarmen war. Endlich wandte er sich an seine Braut.

„Nun höre, mein liebes Herz, ich bewundre euren Geschmack,“ sagte er kopfschüttelnd, „und euren „netten Studenten!““

Annie hatte sich inzwischen gefaßt.

„Nicht wahr?“ sagte sie unbefangen, „Herr Kunze ist doch auffallend hübsch und elegant!“

Die Eltern wechselten auch beständig erstaunte Blicke, es schien ihnen doch zu merkwürdig, daß dieser kleine, höchst ungewandt und wenig fein aussehende junge Mann die Aufmerksamkeit ihrer Töchter in so hohem Grade erregt hatte — aber man mußte mit gegebenen Größen rechnen! Herr Kunze war da und Herr Kunze mußte nun so verbraucht werden, wie er eben war.

„Es ist serviert!“ meldete der Diener in dem Augenblick.

„Wollen Sie meine Tochter zu Tisch führen, Herr Kunze?“ sagte der Professor freundlich zu dem jungen Manne. Da Bärbchen es sich als besondere Vergünstigung ausgebeten hatte, neben dem „netten Studenten“ sitzen zu dürfen, glaubte der Vater, ihr einen großen Gefallen zu erzeigen.

Herr Kunze wand sich in tödlicher Verlegenheit bis zu dem jungen Mädchen hin und bot ihr seinen Arm, in den sie mit verzweifeltem Gesicht ihre Fingerspitzen legte und nebst der übrigen Gesellschaft in den Speisesaal trat. — Der „nette Student“ — denn für diesen hielten bis jetzt die Eltern und der Assessor mit vollem Recht den armen Kunze — erwies sich als nicht gerade brillanter Gesellschafter. Er aß stumm und viel, fuhr bei jedem Wort, das einer der Anwesenden an ihn richtete, so erschreckt zusammen, als wenn der Blitz vor ihm einschlüge, und antwortete nur „o gewiß!“ ob es paßte oder nicht.

Bärbchen sprach überhaupt nicht, sie war dem Weinen vor Ärger nahe, — auf diesen Mittag hatte sie sich so gefreut! Das Diner schien ihr endlos und sie betrachtete den armen Kunze mit so unverhehltem Abscheu, daß Annie ihr manchmal durch Winke zu verstehen gab, sie möge sich beherrschen.

Annie war entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, und als man vom Tisch aufstand, ließ sie ihren Bräutigam los und sagte freundlich: „nicht wahr, ich darf ein paar Worte mit dem „netten Studenten“ sprechen, — als Tochter vom Hause!“

„Je mehr, je besser!“ erwiderte Arthur unliebenswürdig und ließ sie gehen, indem er vor sich hinmurmelte: „weiß der Himmel, was die Mädchen manchmal an dem allerhäßlichsten und gewöhnlichsten Menschen finden!“

Annie näherte sich Herrn Kunze, der so lange vor ihr retirierte, bis er an einen kleinen Tisch anstieß und vor Schreck stehen blieb. Da war er gefaßt!

Das junge Mädchen begann ein gleichgültiges Gespräch mit ihm, und als er auf ihre Fragen, ob es ihm in der hiesigen Universitätsstadt gefalle und ob er zu den Ferien nicht

nach Hause reise, ein paar mal sein „o gewiß“ hervorgestoßen hatte, frug sie plötzlich kühn und unvermittelt: „hören Sie bei meinem Vater Kolleg?“

„Nein, ich bin Philologe!“ sagte Herr Kunze in so entschuldigendem Ton, als wenn das etwas Unrechtes wäre.

„Wer hat Sie denn an unser Haus empfohlen?“ frug Annie unbefangen weiter.

Herr Kunze blickte auf.

„Ja, das möchte ich auch wohl wissen,“ sagte er ängstlich.

Annie sah ihn groß an.

„Ich meine,“ fuhr der junge Mann in tödlicher Verlegenheit fort, „ich meine nur, die Herren Professoren müssen doch irgend welche Veranlassung haben, mich jetzt am Schluß des Semesters mehrfach so freundlich einzuladen.“

„Das geschieht eben auf Ihre Visiten hin, die Sie ja erst vor kurzem machten!“ sagte Annie scheinbar verwundert.

„Meine Visiten?“ wiederholte Herr Kunze und sah sie ratlos an.

Annie wurde es immer klarer; der arme Mensch und sie alle mit ihm waren das Opfer einer Mystifikation.

„Bei uns sind vor etwa acht Tagen zwei Visitenkarten von Ihnen abgegeben worden,“ bemerkte sie ruhig, „auf denen auch Ihre Wohnung vermerkt war, und demzufolge hat Papa Sie eingeladen!“

Herr Kunze sah so hilflos aus, daß er Annie zu dauern begann.

„Nun jedenfalls ist es ja sehr nett, daß wir Sie bei uns sehn,“ sagte sie liebenswürdig, „ob Sie nun die Absicht gehabt haben, uns zu besuchen, oder nicht!“

Durch die anmutige Freundlichkeit des jungen Mädchens ermutigt, nahm Herr Kunze wieder das Wort mit krampfhaftem Anlauf und erzählte der gespannt aufhorchenden Annie, daß er seit kurzem von fünf oder sechs der Herren Professoren ohne jeden Schritt seinerseits eingeladen worden sei und, völlig unbekannt mit den Gebräuchen der hiesigen Gesellschaft und ziemlich menschenscheu, sich ganz gegen seinen Willen genötigt gesehen habe, diesen Einladungen teils zu folgen, teils sie unter möglichst plausiblen Vorwänden abzulehnen, — Annie bedauerte ihn nach Kräften, ohne sich die Sache erklären zu können; der kleine Herr Kunze wurde ganz redselig und erzählte ihr so viel, daß der Assessor am andern Ende des Zimmers den Fächer seiner Braut vor blindem Zorn in kleine Stücke zerbrach.

Die Fremden entfernten sich nach und nach und als die Familie sich auch von Herrn Kunze getrennt hatte und die Entreethür hinter dem letzten Gast ins Schloß fiel, sagte die Mutter in gerechter Verwunderung: „Nein Kinder, so enttäuscht war ich aber in meinem Leben nicht, wie heut mittag! Das ist also euer „netter Student“? Annie — von dir war es ja wohl nur ein Scherz — aber Bärbchen! Du! — einen so entsetzlichen Geschmack hätte ich keiner meiner Töchter zugetraut!“

Bärbchen nahm als einzige Antwort ihren Veilchenstrauß, den sie dem „netten Studenten“ zu Ehren angesteckt hatte, und warf ihn stumm zum Fenster hinaus in den Garten. Der Professor, der die Seinen auch kopfschüttelnd betrachtete, ging in sein Zimmer, um für sich und seinen Schwiegersohn Zigarren zu holen.

„Ja, alles andre hätte ich eher erwartet,“ fuhr die Mutter fort, „aber dies kleine Jammerbild — wenn die Geschichte nicht schon so lange spielte, würde ich denken, ihr habt einen Aprilscherz mit uns machen wollen.“

„Er muß doch einen Zauber in sich haben,“ sagte Annie, die jetzt in unaufhaltsames Gelächter ausbrach, „sahst du nicht, wie lange und eifrig ich mich mit ihm unterhalten habe? Und Arthur als Othello meinen Fächer malträtierend im Hintergrunde — Arthur, mache jetzt ein anderes Gesicht, oder ich sterbe!“

Und sie fing wieder an, aus vollem Herzen zu lachen.

„Nun erklärt mir aber mal die Geschichte!“ begann der Assessor, dem nun doch auch allmählich klar wurde, daß hier etwas nicht in Richtigkeit sei.

„Ja, wer das könnte!“ sagte Annie — da trat der Vater wieder ein und hatte einen Brief in der Hand. Er lachte ebenfalls und reichte seiner Frau das beschriebene Blatt. „Nun lies mal, Anna, und ihr hört alle zu. Die Geschichte ist zwar unverschämt genug, aber ganz amüsant. Hier ist die Aufklärung über unsern Herrn Kunze!“

Die Mutter entfaltete den Brief und blickte auf: — „Anonym?“

Der Professor nickte: „Lies nur!“

„Aber laut, Mama,“ rief Bärbchen aufgeregt — sie war ganz blaß geworden.

Die Mutter las:

„Hochverehrter Herr Professor.

Die Absender dieses Briefes hoffen im voraus auf Ihre Verzeihung für einen kleinen Scherz, den sie sich mit Ihnen und einigen Ihrer Herrn Kollegen erlaubt haben. Unser Kommilitone Kunze, ein höchst biederer junger Mann, war zu lebhaftem Bedauern seiner Bekannten zu schüchtern, um sich in die hiesige Gesellschaft einzuführen, der er, wie Sie sich jetzt gewiß schon überzeugt haben werden, in jeder Weise zur Zierde zu gereichen bestimmt ist. Drei Freunde von Herrn Kunze, unter ihnen der Schreiber dieser Zeilen, die mit dem eben vergangenen Semester die Universität verlassen, haben sich nun erlaubt, vor ihrem Abgehen Herrn Kunze ohne sein Wissen in einige Häuser der Stadt einzuführen und seine Visitenkarten in den Familien abzugeben, wo sie glaubten, sich für ihn Vorteil und Annehmlichkeit versprechen zu dürfen. Fest überzeugt, daß wir sowohl Herrn Kunze, als auch seinen freundlichen Gastgebern einen großen Gefallen erwiesen haben, nehmen wir zugleich alle drei Gelegenheit, uns Ihnen, hochverehrter Herr Professor, auf das angelegentlichste bei unserm Scheiden zu empfehlen und Sie unserer aufrichtigsten Verehrung zu versichern.“

Allgemeines Schweigen folgte diesem überraschenden Briefe.

„Das ist ein richtiger Studentenstreich,“ nahm endlich die Mutter lächelnd das Wort und legte das Blatt wieder in seine Falten, „du bist doch nicht böse auf die Anstifter, Franz?“

Der Professor lachte.

„Nein, dazu ist die Sache zu harmlos,“ sagte er.

„Ja, nun wissen wir aber wieder nicht, wer der „nette Student“ ist!“ rief Annie.

„Die Hauptsache weiß ich,“ sagte der Assessor aufstehend, „er ist fort und hoffentlich auf Nimmerwiedersehn!“

Bärbchen blickte rasch auf und wieder zu Boden — sagte aber kein Wort, während das Brautpaar ans Fenster trat und sich definitiv zum letztenmal wegen des „netten Studenten“ zankte und versöhnte, denn Arthur gelobte, nicht mehr eifersüchtig zu sein und Annie, ihn nicht mehr eifersüchtig zu machen.

Bärbchen ging langsam in ihre Stube und setzte sich ans offne Fenster. Es wurde schon dämmrig draußen und im jungen Laube schlug die erste Nachtigall.

So war sie denn aus, fast ehe sie begonnen, die Geschichte ihres Kinderherzens — der „nette Student“ war fort und mit ihm ein ganzes Stück hübschen Träumens und innerlichen Erlebens! Und sie wußte nicht einmal seinen Namen — sie konnte es vielleicht einmal ahnungslos hören, wenn er sich verlobte — und das war das traurigste, er wußte wahrscheinlich noch weniger von ihr, wie sie von ihm — und so blieb es! Der Traum war ein Traum gewesen und kein vernünftiger Mensch wird einem Traum nachtrauern. Sie war nur eben noch kein vernünftiger Mensch, sondern wollte es erst werden und das ist ein großer Unterschied!

Als sie des Abends vor dem Schlafengehn ihr Reliquienkästchen wieder vornahm, wollte sie erst die Karte des Herrn Kunze dem Flammentode überliefern, — dann aber überlegte sie sich, daß doch diese Karte das einzige greifbare Erinnerungszeichen an den „netten Studenten“ sei, und ließ sie ruhig in dem Kästchen liegen.

Und mit dem Gedanken: „ich bin doch froh, daß er wenigstens nicht Kunze heißt!“ wurde die Geschichte vorläufig tief versenkt und niemand sprach mehr vom „netten Studenten“ in dem Professorenhause.

(Schluß folgt.)

Zerstörung von Telegraphenleitungen durch Kavallerie mit Steigeisen.

Leichte Reiter.

„Nun, was gibt's, Gawlik," fragt der die Seitendeckung führende Offizier den von der Spitze eilig zurücksprengenden Unteroffizier.

„Herr Leutnant! Tausend Schritte von hier hört der Wald auf, man kann dann das ganze Terrain weithin übersehen. Am Waldrande läuft eine Eisenbahn her, und gerade als die Spitze dort ankam, fuhr ein Militärzug vorüber. Wir haben in die Koupeefenster geschossen und auch Feuer wieder bekommen!" rapportierte der Gefragte in dienstlicher Haltung.

„Das Schießen hätten Sie bleiben lassen können. Nun wissen die Kerls ja, daß wir schon hier sind. Jemand verwundet?"

„Nein, Herr Leutnant." — „Na, das ist gut. Vorwärts denn."

Der Zug trabt an und hat den Eisenbahnübergang bald erreicht. Weit und breit ist kein Zug zu sehen. Die Gegend scheint völlig menschenleer und wie ausgestorben. Der Offizier weiß nicht, woher Bahn und Telegraphenlinie kommen und wohin sie führen, die Karte reicht nicht so weit. Es ist ja überhaupt eine alte Thatsache, daß man auch im Manöver sich immer auf dem Rand der Karte, meistens dort befindet, wo die Ecken von vier Blättern an einander stoßen. Aber es gilt dem Feinde Abbruch zu thun. Leutnant von Ritzenstein läßt deshalb einige Leute absitzen, und diese unternehmen den Versuch, die Bahnlinie durch Ausheben von Schienen wenigstens auf kurze Zeit unfahrbar zu machen. Das gelingt mit Hilfe von Axt und Spitzhacke, die man in dem verlassenen Wärterhäuschen gefunden hat. Wichtiger ist den elektrischen Draht abzuschneiden.

„Dann können sie wenigstens nicht mehr nach Orleans melden, daß wir schon in Limours sind, und ihnen ordentlich auf den Fersen sitzen," meint der Offizier schmunzelnd.

Aber das ist leichter gesagt, als gethan. Die Husaren sind wohl fixe Kerls auf dem Pferde und wissen auch mit ihrem Schießgewehr umzugehen, aber in voller Kriegsausrüstung an der glatten Stange heraufzuklettern, dazu schütteln sie doch die Köpfe. Zwar unternimmt einer nach dem andern den Versuch, aber sie gleiten alle bald wieder zurück. Da tritt Gawlik vor. Der kann alles, das wissen die Leute und vertrauen deshalb seiner Führung blindlings, hängen an ihm „wie die Kletten", trotz seiner wahrhaft pyramidalen Grobheit. Mit einigen nichts weniger als parlamentarischen Bemerkungen über die „Schlappheit" der jungen Kerls, die Husaren sein wollen und nicht verdienen die Gänse zu hüten, macht er sich ans Werk, gelangt glücklich bis an die Drähte und kann dieselben auch durchreißen. Dasselbe Manöver wird seitab im Walde nochmals wiederholt und die Seitendeckung setzt unbelästigt vom Feinde ihren Marsch fort.

Es kann unerörtert bleiben, ob der Offizier in diesem Falle das Richtige getroffen, indem er Bahn und Telegraph zerstörte, oder ob er nicht dadurch das eigene Heer für längere oder kürzere Dauer eines wichtigen Verkehrsmittels beraubt, ob er statt der erhofften Belobigung nicht vielleicht gar eine Nase eingesteckt hat.

Jedenfalls ist während des Krieges ein Armeebefehl erlassen worden, demzufolge Eisenbahnen und Telegraphenlinien künftig nur auf Befehl des Oberkommandos unterbrochen werden durften, und dieser Grundsatz hat seitdem allgemeine Gültigkeit gewonnen. Da es aber von hoher militärischer Wichtigkeit ist, gegebenen Falls solche Linien, die nur dem Feinde zugänglich sind, und dann recht gründlich unbrauchbar zu machen, so ist die deutsche Kavallerie in der Zwischenzeit mit den dazu nötigen Gerätschaften ausgerüstet. An einer neben dem Exerzierplatz gelegten kurzen Übungsstrecke handhabt der Reitersmann jetzt schon im Frieden den Schraubenschlüssel zur Lockerung der Schienen, legt die Dynamitpatronen, von denen jede Eskadron einige mit sich führen soll, und lernt ihre zerstörenden Wirkungen aus dem Augenschein kennen. Oder er schnallt die schweren Steigeisen an den Fuß, schlägt den starken nach innen stehenden Sporn im Aufwärtssteigen in das glatte Holz und gewinnt so den Halt, um den andern Fuß nachzuziehen. Oben angekommen schlingt er den mitgeführten starken Riemen um die Telegraphenstange und befindet sich so in einer verhältnismäßig bequemen, sichern Stellung und in der Lage, mit den an seiner rechten und linken Seite befindlichen beiden Hämmern den Draht zu durchschlagen oder noch besser ihn zur Ableitung des elektrischen Stromes mit Silberfäden zu umwickeln. Dieses letztere Verfahren bietet den Vorteil, daß der Feind wohl die Unterbrechung der Linie entdeckt aber nur schwer den Punkt auffindet, wo diese eingetreten ist, während man selbst nur den Silberdraht zu entfernen braucht, um den Telegraphen den eigenen Zwecken dienstbar zu machen.

H. Vogt.

Die hansische Flanderfahrt.

Von Stephan Waetzoldt.

V. Von Brügge nach Hamburg. (Schluß.)

Für die fremden Kaufleute in Flandern bestand ein Stapelzwang, d. h. alle eingeführten Waren mußten in Brügge gelagert werden. Gent war die Fabrikstadt, Brügge die Handelsstadt und zwar zwei Jahrhunderte lang (1250 bis 1450) die erste Handelsstadt der Welt. Die drei flandrischen Städte Ypern, Gent, Brügge und das Land von Brügge, „het lant van den vryen", der Franc de Bruges, bilden die vier Glieder „de ver leden" des Flanderlandes. Den frühesten Aufschwung nimmt Ypern, dessen Einwohnerzahl eine päpstliche Bulle im Jahre 1247 auf 200 000 schätzt. Brügge überflügelt die Schwesterstadt, dank seiner Lage und der Thatkraft seiner Bürger. Ein Meeresarm, het Swijn, verband in alter Zeit Brügge direkt mit der See. Die Stadt selbst durchzieht in verschiedenen Armen das Flüßchen Reie. Geschickt angelegte Kanäle verknüpften Brügge mit den wichtigsten Städten des Inlandes und bildeten die bequemsten Wege für den Transport der Waren aus dem Süden. Durch großartige Schleusenbauten (speien) wurde der Wasserstand der Binnengewässer nach Flut und Ebbe des Meeres geregelt, und Brügge erwuchs als ein Venedig des Nordens. Es vermittelte den Verkehr zwischen dem Nordosten und dem Südwesten Europas. Die Kaufleute, welche auf ihren Hulks und Koggen von Wisby, Lübeck oder Köln ihre Waren hierher brachten, waren der gefürchteten und gefährlichen Fahrt durch den Kanal La Manche überhoben. Sie tauschten hier die Erzeugnisse Deutschlands, Livlands, Skandinaviens, Rußlands gegen die Produkte Englands, Frankreichs, Spaniens, Italiens und des Orients. „Im Jahre 1456," berichtet der Chronist, „sah man an einem Tage hundertundfünfzig fremde Schiffe in unseren Hafen einlaufen." Noch am Anfang des XVI. Jahrhunderts sah Zeger van Male die Osterlinge einmal in Brügge 2600 Stück flandrischen Tuches kaufen, das für den Export nach Polen und Moskau bestimmt war. So wurde Brügge die Warenbörse der Welt; zwanzig Konsuln fremder Nationen hatten hier ihren Wohnsitz, und überall treffen wir noch die Spuren dieses einstigen großartigen Verkehrs. Da ist die Casa negra, das Warenlager der Spanier, die Parisische Halle (das Haus der Kaufleute von Paris), das Haus der Engländer, der Schotten, die Loge der Genueser, die Häuser der Florentiner und der Kaufleute von Lucca, die Wapene van Danzig, die Wapene van Hamburg, das Haus der Biskajen, die Städte Köln u. a. m. An der jetzigen Place de la Bourse, einem der Versammlungsorte der Kaufleute, erbaute im Jahre 1453 Jan van der Buerse, ein Bürger aus altem Geschlecht, det Huis van der Buerse, in dessen Giebel sein Wappen, drei Säcke, stand. Sechsunddreißig Jahre später wird das Haus schon abgekürzt de Beurse genannt; von dem Namen dieses Hauses leiten manche die Bezeichnung Börse in dem Sinn einer Versammlung der Kaufleute her. — Der Gründe, weshalb Brügge im XVI. Jahrhundert zurückging, sind mancherlei: die Konkurrenz Antwerpens, die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die dem indischen Handel andere Bahnen wies, vor allem aber die allmähliche Versandung des Swijn, wodurch Brügge mehr und mehr vom Meere getrennt wurde. Eine den fremden Kaufleuten aufgelegte drückende Weinaccise vertrieb viele Osterlinge, schließlich mußte das hansische Kontor nach Antwerpen verlegt werden. Damit war der Niedergang der Stadt besiegelt, wenn sie auch noch ein Jahrhundert lang von ihrem alten Ruhme zehrte.

Brügge hatte einst 150 000 Einwohner, heut hat es

noch nicht ein Drittel dieser Zahl erreicht, und von den 45000 Bewohnern sind 20000, fast die Hälfte, im Livre des pauvres als Unterstützungsbedürftige verzeichnet. Diese Zahl habe ich aus dem Munde eines Brügger Stadtbeamten. Die niedere Bevölkerung hat die Thatkraft und die Erwerbslust der Vorfahren ganz verloren. Wer arbeiten will, geht nach Gent und Brüssel, die Zahl der Frauen überwiegt nicht unbedeutend die der Männer; ähnlich wie in Venedig oder Neapel begnügen sich die Leute mit dem geringsten Arbeitsquantum. Die Frauen und Mädchen klöppeln Spitzen und verdienen damit 50 Centimes den Tag, aber sie sind sicher, an der Thür einer der sechsundfünfzig geistlichen Niederlassungen, die in der Stadt sich finden, Nahrung oder ein paar Pfennige zu erhalten. In den ärmlichen Straßen der Außenviertel sitzen die Spitzenarbeiterinnen an der Schattenseite nebeneinander; während die Finger emsig mit den tausend Nadeln und Klöppeln hantieren, erklingen allerlei vlämische Volkslieder oder fromme Hymnen, die die Nonnen den Mädchen lehren. An den Pforten der Kirchen wird der Fremde, wie in Italien, von arbeitsscheuem Bettlervolk belagert; allerlei Mißgestalten und Gebrechen werden zur Schau gestellt, als sei die mittelalterliche cour des miracles wieder erstanden. Vergebens hat man versucht Brügge wieder zu einer Handelsstadt zu machen; die Kanäle nach Ostende und Sluis sind für große befrachtete Handelsschiffe nicht fahrbar; neben unserm Schiff lag im Bassin eine einzige norwegische Brigg. So war es für die Stadt ein Ereignis, als unser Schwan, das größte Schiff, das je nach Brügge gekommen, glücklich anlangte. Ein neues Projekt liegt seit lange der Regierung vor. Durch einen großen Kanal nach Blankenberghe soll Brügge wieder Seeplatz werden; ob aber der belgische Staat gesonnen sein wird, dem aufblühenden Antwerpen im eigenen Lande eine Konkurrenz zu schaffen, ist mindestens zweifelhaft.

Von den mittelalterlichen Kunstschätzen, an denen Brügge in seinen Kirchen, Häusern und Museen überreich ist, kann ich nur einiges herausheben. Wie man Antwerpen die Stadt des Rubens, Gent die Stadt van Eycks, so kann man Brügge die Stadt Memlings nennen. Gelehrte haben darüber gestritten, ob der Künstler Hemling oder Memling heiße; wann und wo er geboren, wann er gestorben, weiß niemand, in Brügge hat die Sage des berühmten Malers sich bemächtigt. Es wird berichtet, Memling sei als liederlicher Bursche den Fahnen Karls des Kühnen gefolgt. Nach der Schlacht bei Granson, in der er schwere Verwundungen davongetragen, sei es ihm gelungen, sich bis Brügge durchzubetteln; den Todkranken hätten die frommen Schwestern vom Johannisspittel gepflegt und gerettet. Zum Dank dafür soll Memling, zuerst noch mit zitternder Hand, dem Kloster die köstlichen Bilder gemalt haben, die jetzt den Reliquienschrein der heiligen Ursula schmücken. In Wahrheit ließ sich Memling, der aus dem Gelderland stammte, um das Jahr 1478 in Brügge nieder. Sein erstes Bild malte er für die Buchführergilde. Als er gegen 1495 starb, hinterließ er seinen drei Kindern Hannekin, Neelkin, Klaykin (Hans, Kornelius, Klaus) nach Ausweis der Vormundschaftsakten im Brügger Archiv ein stattliches Vermögen. — Zwischen den Goldschmiedewerken und der Architektur der Gotik besteht ein enger Zusammenhang. Der goldene Schrein der heiligen Ursula im Johannishospital hat die Gestalt einer zierlichen gotischen Kapelle mit feinen Fialen, schlanken Strebepfeilern und reichem Maßwerk. Die beiden Längsseiten zeigen je drei Bilder aus der bekannten Legende der Heiligen und ihrer Gefährtinnen. Das Anziehende in der Kunst Memlings liegt nicht in der idealen Erfassung des Vorganges, sondern in der erstaunlichen Fülle feincharakterisierter Gestalten, in einer Liebe zum Ausmalen des Einzelsten, wie nur die Miniaturen des Mittelalters sie haben, in einer Feinheit und Sauberkeit der Pinselführung, die es kaum glaublich erscheinen läßt, daß diese Striche nicht mit der Feder gezogen sind. Mir aber machte die Miniaturmalerei dieser berühmten Bilder den Eindruck des Kleinlichen; wenn auch der Gegenstand mit naiver Frömmigkeit dargestellt ist, fehlt es hier doch ganz an der Größe und Tiefe der Auffassung, wie sie in van Eyck sich erweist. — Über diesem Johannisspital in Brügge scheint die Zeit spurlos vorübergegangen zu sein. Memlings Bilder zieren den Saal, die Schwestern tragen die alte Ordenstracht, und selbst die Apotheke hat ihre Einrichtung von vor fünfhundert Jahren bewahrt: allerlei krause Büchsen und alte Töpfe, blanke Messingmörser mit Inschriften, ein schwarzer, reichgeschnitzter Dispensiertisch, darüber das Bild einer Nonne, die als Heilkünstlerin einst Ruhm erwarb — in der Luft ein scharfer Geruch, sodaß ich mich unwillkürlich nach Theriak, Latwergen und Goldpulver umsah.

Mitten hinein in die Kunst und die Geschichte Brügges sind wir versetzt an der Place du Bourg. Den Blick fesselt die schöne Front des gotischen Rathauses mit dem steilen Dach und den sechs hochaufstrebenden Erkertürmchen. Zwischen den hohen Fenstern stehen unter Baldachinen die Statuen der achtundvierzig Flandergrafen. Einen malerischen Gegensatz zu der graurötlichen Front des Rathauses bietet zur Linken desselben die alte Kanzlei mit ihrer reichvergoldeten üppigen Renaissancefassade. Zur Rechten erhebt sich die Doppelkapelle des heiligen Blutes, in der das höchste Heiligtum der Stadt verschlossen ist, die Phiole mit dem „heilig bloed“, die Graf Dietrich vom Elsaß im Jahre 1147 vom Patriarchen in Jerusalem als Dank für seine auf der Kreuzfahrt bewährte Tapferkeit erhielt. Der Graf schenkte die teure Reliquie seiner lieben Stadt Brügge. Sie ist annoch verwahrt in einem goldenen, edelsteinbesetzten Schrein von höchster Kostbarkeit aber geringem Kunstwert. Unter der alten Stadtkanzlei führt ein Thorweg über den Kanal nach dem Fischmarkt. Von der Brücke aus bietet sich ein prächtiges Bild. Über das Rathaus schauen die Türme von Notre Dame und Sankt Salvator, im Wasser spiegeln sich die drei steilen grauen Giebel und die schlanken Türmchen des Franc de Bruges, des alten Rats- und Gerichtshauses der „Freien vor dem Thor.“ Im Schöffensaale dieses Palastes, an einer der Langseiten, steht ein Renaissancekamin, dessen mannshohe Holzschnitzereien die Fläche der Wand fast völlig bedecken. Der Kamin ist zum Andenken der endgültigen Loslösung Flanderns von der Krone Frankreichs durch den Frieden von Cambrai errichtet. Lancelot Blondeel, gleich ausgezeichnet als Maler, Architekt und Bildhauer, hat das Werk entworfen. Die in Eichenholz geschnitzten Gestalten sind fast lebensgroß. Wir sehen in der Mitte mit erhobenem Schwerte Karl V, den Sieger von Pavia. Er ist geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes, den Philipp der Gute am Tage seiner Hochzeit mit Isabella von Portugal im Jahre 1430 zu Brügge stiftete, „dessen eingedenk, daß durch das Schaffell viel Geld in sein Land kam.“ Zu beiden Seiten des Kaisers stehen seine väterlichen Großeltern, Maria von Burgund und Maximilian von Österreich, und die mütterlichen Ahnen Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien. Liebliche Kindergestalten halten die blumenbekränzten Medaillonbildnisse der Eltern Karls, Philipps des Schönen und der Johanna von Kastilien. Keine Beschreibung vermag indes eine Vorstellung zu geben von dem phantasievollen Reichtum der Pilaster und Friese, des Laubwerks und der Wappen, von der in immer neuen Motiven sich gefallenden Ornamentik an diesem Meisterstück der Holzbildhauerei.

War ich in Brügge des Schauens und Wanderns müde, so saß ich am liebsten vor einem der Cafés am großen Markte, den der gewaltige Hallenturm, der Belfried der Stadt, beherrscht. Gegenüber, an der Ecke der Rue St. Amand, steht die Cranenburg, ein altes Haus, darin die Brügger einst, vom 5.—17. Februar 1488, den letzten Ritter gefangen gehalten haben. Damals gehörte das Haus dem reichen Kaufmann Heinrich Nieulant. Am 1. Februar waren die zweiundfünfzig Zünfte mit Bannern und Büchsen auf den großen Markt gezogen, und hatten von dem deutschen und römischen Könige Maximilian Rechenschaft verlangt wegen der Vormundschaft seines Sohnes Philipp, des Erben von Flandern, deren der König selbst begehrte. Ihren Schultheiß Langhals, der es mit Maximilian hielt, hatten die Bürger enthaupten lassen. Da Max

in der Cranenburg ihnen nicht sicher genug verwahrt schien, wurde er hinübergeführt in das reiche und üppig geschmückte Haus des Messire Jean de Gros an der Eselsbrücke. Trotz der Banndrohung des Papstes gaben die Zünfte den König nicht eher frei, als bis er am 16. Mai auf offnem Markte vor dem Altar und den Gebeinen des heiligen Donatian geschworen hatte, die Vormundschaft seines Sohnes nicht länger selbst erstreben zu wollen. Ob der König Max am Abend dieses Tages bei dem Gelage, das die Stadt ihm in Jan Caneels Hause ausrichtete, sich besonders fröhlich und gnädig erwiesen, wird nirgend berichtet. In diesen Händeln mit den Zünften von Brügge stand ein Hohenzoller dem letzten Ritter treu zur Seite. Eitelfriedrich, Graf von Zollern, Reichserbkämmerer und Hauptmann zu Hohenberg, Erbherr zu Haigerloch, unterwies auf dem Markt von Brügge, vor dem Hallenturm, die niederländischen Edelleute in der Handhabung der ihnen noch ungewohnten Waffe, des achtzehn Fuß langen Landsknechtspießes. Seiner mußte ich denken, als wir am letzten Tage vor dem Panier d'or am Markte saßen. Obgleich es kein Freitag war, hatte die Frau Wirtin uns ein treffliches Fischessen bereitet, wie sie in dem frommen Brügge berühmt sind, und nach demselben plauderte ich, angesichts der Cranenburg, mit einem der liebenswürdigen Brügger Herren von Landsknechtswaffen, Partisanen, Falkonetts und Mausergewehren, als er mich plötzlich fragte: „Kennen Sie unsere Bogenschützengilde, die Confrérie royale des Archers de St. Sébastien?" Ich verneinte. Er winkte einen Mietwagen heran, und wir fuhren hinaus nach der Karmeliterstraße in der Nähe des alten Stadtwalles. Wir halten vor einem gotischen Bau des XVI. Jahrhunderts, ein achteckiger Turm, aus dem oben noch ein spitzer Erker herauswächst, überragt das Dach. Die Bogenschützen, welche einst die Leibwache der flandrischen Grafen bildeten, stifteten im XIV. Jahrhundert eine Sebastiansgilde, und in ununterbrochener Tradition wird bis zum heutigen Tage mit der alten Waffe jener Zeiten die Kunst des Bogenschießens geübt. Als König Karl II von England und sein Bruder, der Herzog von Gloucester, hier in der Verbannung lebten, vergnügten sie sich gern in Gemeinschaft der Bürgersöhne mit Pfeilschießen. In dem Versammlungssaal der Gilde steht des Königs Büste über dem Kamin, und das Porträt des Herzogs hängt an erster Stelle unter den Hofmannen, Stathoudern und Deken (Dekanen) der Schützen. Kostbare Silbergeschenke und Preise aus alter und neuer Zeit, Pfeile, Becher, Papageien, bewahrt der Schatz, alte Dokumente der Bruderschaft das Archiv. Hinter dem Hause dehnt sich ein grüner stiller Garten. Auf einer Erhöhung ist ein stattlicher Mastbaum errichtet, seine Spitze krönt ein Baum, an dessen Zweigen als Ziele kleine Thonfiguren, „Wachteln" genannt, angebracht sind. An jenem schönen Sommerabende übte eine Anzahl junger Leute die alte Kunst. Ihre Waffe ist ein polierter Bogen aus Eschenholz von mehr als Mannshöhe; ein Leder am linken Arm schützt gegen den Rückprall der Senne. Die langen, dreifach befiederten Pfeile schießen so hoch hinauf, daß das Auge sie verliert, und herabsausend bohren sie sich tief in den Rasen. Die Waffe ist durchaus nicht verächtlich. Am Hause entlang zieht sich eine gedeckte Bahn zum Schießen nach der Scheibe. Wer gesehen hat, wie tief der Pfeil eindringt, und mit welcher Treffsicherheit der geübte Schütz ihn entsendet, der begreift, daß die flandrischen und englischen Bogenschützen im Mittelalter gefürchtete Gegner waren. Manche der Schränke, in denen das Schießzeug verwahrt wird, stammen aus dem XVI. Jahrhundert, und manch gute alte Waffe dient den Brüggelingen noch heute.

Von der Höhe des Walles sah ich noch einmal über die liebgewordene Stadt. All' die malerischen Türme hoben sich stolz und schlank vom hellen Abendhimmel, weit hinaus dehnte sich das grüne Land, das Land der Freien, und golden glänzte das Wasser der stillen Teiche. Das Glockenspiel des Hallenturmes klang kaum vernehmlich herüber; mit einem letzten Blicke nahm ich Abschied von all' dem Schönen, das ich hier gefunden, nicht mit dem Gefühl, daß die Zeit jener deutschen Handelsmacht nie wiederkehren könne, daß der kühne Unternehmungsgeist der alten Osterlinge für immer verloren sei, sondern mit der frohen Hoffnung, daß unsere Söhne und Enkel an fremden Küsten sich ebenso klug, stark und selbstbewußt erweisen werden, wie einst der gemeine Kaufmann der deutschen Hansa in den Niederlanden.

Im Hafenbassin lag der buntbewimpelte Schwan zur Heimfahrt bereit. Trotz einzelner Gewitterschauer schob sich die Falltreppe hinauf und hinab unausgesetzt der Zug neugieriger Besucher, die den Sonntag benutzten, um den großen Dampfer in allen Teilen kennen zu lernen. Der Kapitän war schlechter Laune, denn nun sollte er durch die „Kartoffelallee" bis Ostende zurückfahren, der Führer des kleinen Brügger Schleppdampfers sah nicht gerade sehr seemännisch aus, es war somit Aussicht, daß wir einigemale im Schlamme sitzen blieben. Unten im Speisesaale waren unsere Köche und Kellner beschäftigt, die Festtafel zu schmücken, an der ein Abschiedsmahl die Herren von Brügge und Antwerpen und die dankbaren Flanderfahrer vereinigen sollte. Während der Schwan langsam den Kanal hinabschwamm, geleitete uns am Ufer, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd, ein Menschenschwarm bis weit hinaus vor die Thore der Stadt; allen voran zwei barhäuptige, barfüßige Patres vom Kapuzinerkloster, die ihrer tiefen Kapuze abwechselnd ein buntes Taschentuch und eine Schnupftabaksdose entnahmen. Zu beiden Seiten lag, weit und fruchtbar, das schöne Flanderland. Es waren fröhliche letzte Stunden, die wir mit den Vlamingen verlebten. Manch gutes Wort von hüben und drüben wurde geredet, eines klingt mir noch im Ohr: „Wir Vlaminge wollen an Deutschlands Seite stehen." Als wir am Abend in Ostende uns die Hände zum Abschied reichten, fühlten wir, das waren nicht Bekannte von heut und gestern, die uns verließen, zwischen uns war ein festeres Band gewoben, das Band gleichen Blutes, gleichen Sinnes, gleicher Sprache, gleicher großer Erinnerungen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages trieb mich der Lärm des Deckwaschens über mir aus meiner Koje. Wir waren draußen auf hoher See. Die Sommersonne glitzerte auf der bewegten grünen Flut, fernab am Horizont zog die schwarze Rauchwolke eines großen Dampfers, es war still und feierlich auf den weiten Wassern. — Zwei Tage, für manchen sehr lange, dauerte die Seefahrt; dann hoben die roten Felsen Helgolands sich wieder über den Wellen, und wenige Stunden später strebte der Schwan zwischen grünen, sonnenhellen Ufern die Elbe hinauf, der Heimat entgegen. Vor viel hundert Jahren sind Tausende von Niederländern diesen Weg gezogen zu uns in Ostland und haben die Elbinseln eingedeicht und besiedelt. Noch heut singen die Bauernmägde in Flandern beim Johannisabgang das Lied, mit dem die Vlaminge einst auswanderten:

Na Oostland willewy varen,
Na Oostland willewy mee (mit),
Al över de Berge und Dale,
— Vrisch över de Heiden —
Und över de blaue See.

Als wir zum letzten Trunk beim Rheinwein saßen und dankbar der vergangenen Tage dachten, versprachen wir uns, wenn die Niederländer uns in Deutschland besuchen, soviel wir vermögen, auch die zweite Strophe ihres alten Liedes wieder wahr zu machen:

As wy dan in Oostland gekomen,
Al under dat Huus mannelyn
Dar werdewy wol upgenomen,
— Vrisch över de Heiden —
Se heten uns willekom syn. —

Die mystische Naturgeschichte des Mittelalters.

Von Dr. Friedrich Leist.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung unserer unmittelbaren Gegenwart, auf allen Gebieten des Seins und Lebens das Veraltete gleichsam wieder aufleben zu lassen, und zwar nicht nur in der historischen Darstellung der Vergangenheit als Geschichtserzählung, sondern vorzugsweise auf dem Gebiete der Kunst und Industrie in der lebendigen Nachahmung der alten Kunst- und Industrieerzeugnisse. Von den feinsten Schmuckgegenständen und kostbarsten Hausgeräten

Meisenbach.

Die heilige Cäcilie von Carlo Dolci in der Gemälde-Galerie zu Dresden.

Nach der römischen Legende soll die heilige Cäcilie, die Schutzpatronin der Orgel und der Kirchenmusik, den Märtyrertod am 22. November 220 erlitten haben. Die Legende berichtet weiter, daß sie vor ihrem Tode, den sie in den heißen Dämpfen eines Bades oder in einem kochenden Kessel gefunden haben soll, sich noch einmal die Gnade ausgebeten habe, ein Loblied Christi unter Orgelbegleitung singen zu dürfen. Nach beendigtem Gesange soll sie die Pfeifen der Orgel zerbrochen haben. Diesen Moment hat Raffael in seinem berühmten Gemälde in der Pinakothek zu Bologna geschildert. Schon damals galt die Heilige als die Schutzpatronin aller Musikinstrumente, welche bei der Kirchenmusik zur Verwendung kommen. Denn zu ihren Füßen liegen Pauken, Flöten, ein Violoncell und dergleichen mehr, und sie selbst wird von den Künstlern mit Bratsche, Violine, Harfe und Klavier dargestellt. Ihr Lieblingsinstrument aber ist die Orgel, deren Schutzpatronin die Heilige vorzugsweise ist. Sie fehlt selten auf Orgeln und Klavieren künstlerischer Ausstattung, welche sich aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert erhalten haben. Insbesondere ist das XVII. Jahrhundert, in welchem die italienische Kirchenmusik zur Herrschaft im ganzen katholischen Europa gelangte, reich an Darstellungen der heiligen Cäcilie. Von der edlen Einfalt Raffaels ist freilich auf diese Darstellungen nichts übergegangen. Entweder wurde die Heilige, wie es z. B. Rubens gethan hat, umgeben von dem kirchlichen Pomp der Zeit den Augen der Gläubigen vorgeführt oder man gab ihr das süßlich-kokette Gepräge, welches damals namentlich die italienische Malerei beherrschte. Der Florentiner Carlo Dolci (1616 bis 1686), der beliebteste Vertreter dieser Richtung, stellte sie sogar als vollkommene Virtuosin des Orgelspiels dar und charakterisierte demnach besonders ihre Hände und Finger. In der Gemäldegalerie in Kassel, in der Eremitage zu St. Petersburg und in der Dresdener Galerie befindet sich je eine seiner Cäcilien. Die letztere, welche unsere Leser in getreuer Nachbildung wiedersehen oder kennen lernen, ist die vollendetste und liebenswürdigste. Die dem Meister eigentümliche Affektiertheit macht sich in dem schönen Kopfe nicht so geltend. Nur der zierlich arrangierte Faltenwurf des reichen Gewandes und die schlanken, schmalen und wohl gepflegten Hände können den koketten Zug Dolcis nicht verleugnen. Ungeteilte Bewunderung verdient die sorgsame Vollendung der Malerei, in welcher er sich nie genug thun konnte. Freilich war dieses Bild auch für keinen Geringeren als für den Großherzog Cosmo III von Toskana gemalt worden, welcher es dem Großschatzmeister von Polen schenkte. Im Jahre 1742 kam das Gemälde mit einem Pendant, welches die Tochter der Herodias mit dem Haupt Johannes des Täufers darstellt, für den ansehnlichen Preis von 1600 Livres in die Dresdener Galerie, zu deren mit Recht populärsten Bildern es gehört. Die heilige Cäcilie ist keine legendarische, sondern eine wirklich historische Gestalt. Ihr Grabmal ist sogar in den römischen Katakomben aufgefunden worden. Nach der Inschrift starb sie aber nicht im Jahre 220, sondern sie erlitt bereits im Jahre 177 den Märtyrertod.

A. R.

bis herunter zur einfachsten Nadel und dem gewöhnlichen Feueranzünder bedient man sich mit ausschließlicher Vorliebe „antiker Muster“ zur Fertigung.

In architektonischen Prachtwerken zumal begegnen wir allenthalben jener Fülle von phantastischen Gestalten, die uns bald lächerlich, häufiger aber noch rätselhaft erscheinen; auch in den verschiedensten Geräten des Hauses, in den Initialen der Schriftwerke 2c. sehen wir jene wechselreichen künstlich verschlungenen Verbindungen von Rankenwerk und mannigfach mißgestalteten Tierfiguren, eine Ornamentik, die in der mittelalterlichen Kunst gewiß einen tiefen symbolischen Sinn hatte, die wir aber heute zumeist nur als eine Thatsache hinnehmen, ohne uns über deren eigentliche Grundlage eine Rechenschaft zu geben.

Diese Grundlage nun besteht in einer ganz eigentümlichen Vermischung von Naturgeschichte und Bibel, und diese Vermischung der beiden möglichst auseinander liegenden Gebiete verdankt ihre sonderbare Entstehung und Entwickelung und ihre Ausdehnung über Jahrhunderte dem Streben, für die Darstellung der Naturgeschichte, deren Bedeutung als eines zur geistigen Entwickelung der Menschheit unerläßlich notwendigen Bildungselementes man nicht zu negieren vermochte, eine Form zu finden, in welcher der Natursinn unbeschadet der kirchlichen Autorität wachgehalten werden konnte.

Die gesuchte Form bot ein uraltes christliches Schulbuch, das den Titel: „Physiologus“ oder „der Naturkundige“ führt, in seinem mehr als tausendjährigen Leben eine Reihe der mannigfaltigsten Schicksale und Wandlungen hinter sich hat und als das charakteristischste und wichtigste Aktenstück der mittelalterlichen mystischen Naturgeschichte betrachtet werden darf.

Woher dieses eigentümliche Buch stammt, ist nicht mit Sicherheit ermittelt, denn wollte man, um seine Heimat zu erforschen, der Spur der darin behandelten Tiere nachgehen, man müßte in alle Gebiete der Erde wandern: es ist da der indische Elefant und der äthiopische Strauß, der arabische Wildesel und der ägyptische Ichneumon, der pontische Biber und unser einheimischer Storch in friedlicher Vereinigung zusammengestellt. Der gelehrte Benediktiner Dom Pitra hält es für ein altheidnisches, im christlichen Sinne umgearbeitetes Mysterienbuch aus dem III. Jahrhundert, andere halten es für ein naturgeschichtliches Werk der älteren griechischen Litteratur, das in späterer Zeit von einem christlichen Kirchenlehrer „moralisiert“ wurde; sei dem nun wie ihm wolle: für die hohe Bedeutung dieses Buches spricht vor allem seine große Verbreitung; es war in allen Kultursprachen vorhanden und heute noch ist es in mehr oder minder guten Fragmenten erhalten in der griechischen, lateinischen, angelsächsischen, altenglischen, isländischen, provençalischen, syrischen, armenischen, arabischen, äthiopischen, altfranzösischen und althochdeutschen Sprache.

Soweit die Frage nach einer eigentlichen Naturgeschichte gegeben ist, erfüllt dieses Buch die Ansprüche nicht vollkommen; es ist vielmehr nur eine Tiergeschichte, welche die Tiere der Erde nach bestimmten Gruppen zusammengestellt und zwar vorzüglich folgende:

1. Säugetiere: Panther, Sirenen, Onocentauren, Antilope, Elefant, Löwe, Fuchs, Biber, Hirsch, Igel, Einhorn, Hyäne, Delphin, Ziege, Walfisch, Wildesel, Affe und Wiesel;

2. Vögel: Adler, Charadrius, Nyktikorax, Pelikan, Phönix, Fulica, Rebhuhn, Wiedehopf, Krähe, Turteltaube, Strauß, Taube, Ibis und Schwalbe;

3. Reptilien und Amphibien: Schlange, Hydrus, Salamander, Viper, Lacerta und Aspis.

Außer diesen Arten werden noch einige vierzig andere Tiere, darunter noch von mehr hervorragender Bedeutung der Ichneumon, die Ameise und der Ameisenlöwe, behandelt.

Von Pflanzen werden genannt: der indische Baum Peridexion, unter dessen Schatten sich die Tauben Schutz suchen gegen die ihnen nachstellenden Drachen, ferner der Feigenbaum, die Mandragora, der Schierling und die Nieswurz; unter den Steinen endlich werden als vorzüglich bezeichnet: die feuerbringenden oder entzündlichen; der eine ist männlich, der andere weiblich; berühren sich beide, so entsteht ein mächtiges Feuer. Außer diesen werden noch Eigenschaften des Diamant, Achat, der Perlen und des „indischen Steins“ erwähnt, des letzteren namentlich als eines heilkräftigen Mittels gegen die Wassersucht.

Diese verschiedenen Gattungen aus dem Naturgebiete wurden, sobald die ursprüngliche alte Naturgeschichte in die Hände und unter die Bearbeitung der christlichen Bücherschreiber und Moralisten gelangte, nicht mehr von dem naturwissenschaftlich beschreibenden Standpunkte aus angesehen und behandelt, sondern die Tiere, ihre Körper- und Charaktereigenschaften mußten den Stoff zu allerlei mystischen Betrachtungen und erbaulichen Vergleichungen liefern, sie galten ihnen bloß noch als die Repräsentanten von Tugenden und Lastern, als Sinnbilder, mit denen sie Unbegreifliches begreiflich und Moralisches möglichst eindringlich machen wollten. Es handelte sich alsbald gar nicht mehr darum, ob die genannten Tiere in Wirklichkeit oder nur in der aber- und wundergläubigen Phantasie des Zeitalters existierten, — wenn sie nur brauchbar waren, das zu erklären, was man seitens der christlichen Moralisten als rechtgläubig durch sie darstellen wollte.

So kam es denn, daß dieses Naturbuch, obwohl auf einer römischen Synode unter Papst Gelasius I im Jahre 494 als untergeschobenes, häretisches Machwerk verpönt, schon an Papst Gregor dem Großen einen gewaltigen Gönner fand, der es in der lateinischen Kirche einbürgerte und zwar mit der Wirkung, daß es vom VII. bis zum XII. Jahrhundert als klassisches Buch der Naturgeschichte und als orthodoxes Lehrbuch der christlichen Moral galt.

Eine naturgemäße Folge dieser hohen Bedeutung des Naturbuches war es, daß allmählich auch der ganze symbolische Tierschwarm seinen Weg in die kirchliche Ornamentik fand. Zunächst fanden die Plastiker des XI. Jahrhunderts willkommenen Anlaß, den Geräten und Gefäßen, die teils in Messing gegossen, teils in Email gearbeitet wurden, namentlich kirchlichen Geräten, Salbflaschen, Weihrauchkesseln u. dergl. die Form von Drachen, Schlangen, Greifen, Kranichen, Delphinen, und andern nach Gestalt und Bedeutung dafür besonders geeigneten Tieren zu geben. Da wurden zu Henkeln von Weihwasserkesseln mit Vorliebe zwei sich begegnende Drachen, zum Untersatz von Reliquienladen liegende Löwen, zum Untergestell von Leuchtern Köpfe oder Füße von Untieren gewählt, bis dann im XII. Jahrhundert sich diese symbolisierend darstellende Kunst weiter ausbreitete und Drachen, Centauren, Sirenen, Satyrn, Affen, Löwen und alles mögliche und unmögliche andere Getier in allen Kunstgebilden hervordrängten und bald namentlich die Säulen, die Portale und die Fassaden der Kirchen mit einem Gemisch von mystischen und symbolisch-naturgeschichtlichen Darstellungen überflutet wurden.

Diese Erscheinungen aller erdenklichen Fratzen- und possenhaften Zusammensetzungen von Tiergestalten sind demnach in dieser Zeit nichts Unverständliches; die Mönche, die während der romanischen Epoche den gesamten Kirchenschmuck bis in die kleinsten Einzelheiten besorgten, meinten es vielmehr mit solcher Symbolik gründlich ernst, und unverkennbar ist ihre moralische Absicht, das Böse und seine Folgen in möglichst drastischen und abschreckenden Figuren darzustellen.

Bis zu welchem Maße sich dieser symbolisierende Trieb erweitern konnte, möge eine Stelle aus einem „Buch von den Tieren“ des XIII. Jahrhunderts zeigen, wo über die Taube folgendes gesagt ist:

„In der heiligen Schrift werden drei Tauben genannt: die Taube Noahs, die Taube Davids, die Taube Christi. Die erste bedeutet die Ruhe, die zweite die Kraft, die dritte das Heil. Die Taube ist die Kirche; der zweispaltige Schnabel scheidet die Gersten- und Weizenkörner d. h. die Lehren des alten und neuen Testamentes; sie hat zwei Augen, mit dem einen faßt sie den moralischen, mit dem andern den mystischen Sinn; mit dem einen sieht sie sich selbst, mit dem andern zu Gott; die zwei Augen sind ferner das Gedächtnis, das auf die Vergangenheit zurückblickt, und der Scharfsinn, der das Zukünftige sieht. Die zwei Flügel sind Nächsten- und Gottesliebe. Die roten Füße der Taube sind die Füße der Kirche und ihre rote Farbe bedeutet das Blut, das für die Begründung der Kirche die Märtyrer vergossen haben. Gelb schimmern ihre Augen: ein Gleichnis des durch Überlegung gereiften Gedankens, denn gelb ist die Farbe der zur Reife gelangten Frucht. Ihr übriger Leib schimmert in wechselnden Farben: ein Bild der Unruhe des von Leidenschaften wogenden Gemütes.“

Man sieht an diesem Beispiel, daß von dem Begriffe „Naturschilderung“ nichts mehr vorhanden ist; man erkennt darin den Klostergeistlichen, der es sich förmlich zur Aufgabe gemacht hat, die ganze Naturdarstellung seiner Symbolik aufzuopfern und seinen Tieren lediglich die Spitzfindigkeiten seiner Schulweisheit anzudeuteln.

Daß man natürlich, wo nur immer möglich, alle diese Symbolik mehr und mehr in die Kunst übertrug, dafür sprechen Hunderte und Tausende von Zeugen aus jener Zeit. Aber die fortschreitende Zeit blies diesen wunderlichen, grotesken Erscheinungen gleichsam einen anderen Geist ein. Im XIV. Jahrhundert ging die Leitung und plastische Ausschmückung der kirchlichen Gebäude aus den Händen der Kleriker auf bürgerliche Steinmetzen über und diese ließen alsbald auch wieder die monströsen Tier- und Menschengestalten in ihren Bauten zu Ehren gelangen, aber natürlich lag diesen jetzt der belehrende und erbauende Zweck ferne, sie entsprangen vielmehr aus humoristischer oder sarkastischer Absicht gegen den Kultus selbst und vorzüglich gegen seine Diener. Da zeigt sich denn eine wahre Faschingslaune in vielen Bildwerken jener Zeit und ein beißender Spott, wenn wir diese Mannigfaltigkeit der verarbeiteten Motive näher beachten, z. B. Füchse auf der Kanzel, wie sie den Gänsen predigen und in ihrer Mönchskappe die gestohlenen Hühner versteckt haben, oder orgelspielende Esel mit Mönchsgesichtern und dergl.; ja in einzelnen Erscheinungen war die gotische Auffassungsweise sogar noch dem symbolischen Gedanken treu geblieben, so namentlich dem alten Gedanken des Sieges der Kirche über die Hölle und ihre Bestien, wie er den zahlreichen Drachen- und Untiergestalten zu Grunde liegt, welche die gotischen Steinmetzen mit allerlei Grimassen und Krümmungen als Wasserspeier an den Dachrinnen und als Schemel unter den Füßen heiliger Personen anbrachten.

Aber nicht nur Prediger, Schullehrer und theologische Schriftsteller, und nicht nur die Künstler im großen entnahmen aus diesem „Buche von der Natur“ ihre Angaben und Motive; auch der Künstler im Kleinen fand dort einen reich ergiebigen Stoff, vorzugsweise die Miniaturmalerei und die alte Mosaikdarstellung bieten uns heute noch glänzende Beweise und schon in lateinischen Handschriften des VII. Jahrhunderts sind vielfach die großen Anfangsbuchstaben aus Tauben, Fischen und andern symbolischen Tieren zusammengesetzt. So ist z. B. auch durch mehrere Jahrhunderte hindurch fast in

allen Urkunden, welche mit dem Worte: „Ich“ beginnen, das große I durch die vollständige Gestalt eines Fisches dargestellt, dem Repräsentanten des Namens Jesus. Und in dem verschlungenen Blätter- und Rankenwerk, womit die Bücherschreiber der Karolingischen Periode oftmals so glücklich ihre Initialen in den Handschriften ausstatteten, nehmen Drachen, Schlangen und anderes Gewürm eine Hauptstelle ein. Auch diesen Erscheinungen fehlt gewiß niemals die symbolische Bedeutung.

So stehen Bibel und antike Kunst, Naturbetrachtung und fromme Symbolisierung, Wahrheit und Mystizismus in engster Vereinigung verbunden und zur weiteren Illustration dieser merkwürdigen Thatsache mögen hier noch einige Beispiele dienen, die unserem Hauptbuche, dem „Naturkundigen“ entnommen sind.

Der König der Schlangen ist der **Basilisk**, das fürchterlichste Gewürm, das allein schon mit seinem Blicke erstarrend auf die Quellen des Lebens wirkt. Für unsere heutigen Naturforscher ist das Tier nur noch ein einfacher Saurier, fast ebenso harmlos wie die Eidechse. Jener fabelhafte Basilisk aber ist eine in Afrika heimische Schlange, die einen kronenartigen Kamm auf dem Kopfe trägt, daher auch sein Name gleichbedeutend mit „kleiner König“. Alle Schlangen fliehen, wenn sie sein Zischen und Pfeifen hören; sein feuerheißer Pesthauch verdörrt das Gras, die über ihn hinfliegenden Vögel fallen tot aus der Luft herab, kein Raubtier wagt sich in seine Nähe. In späteren Tierbüchern wird er als schlangengeschwänzter Hahn beschrieben und so findet er sich auch als Schmuckwerk mittelalterlicher Kirchen zu den Füßen des Erlösers, der diesen Feind des Heils niedertritt nach der Prophezeiung in den Psalmen: „Auf Ottern und Basilisken wirst du gehen.“

Das **Einhorn** bot in dem, was die Alten von ihm erzählten, den neuen christlichen Religionslehrern eine willkommene Fülle des Stoffes für ihre Erbauungszwecke. Die älteste christliche Zeit betonte besonders das Horn, das als Symbol des Kreuzes aufgefaßt wurde; es schützte seinen Besitzer vor Vergiftung, indem es das Vorhandensein von Gift kenntlich machte und dessen schädliche Wirkung aufhob. — Ein Nachklang dieser Eigenschaft des Einhorns findet sich heute noch darin, daß das Einhorn häufig als symbolisches Schild für Apotheken gewählt wird. — Von den Moralisten wird das Einhorn auf Christus bezogen, von dem David sprach: „Ich habe ihn lieb, wie ein junges Einhorn.“

Der **Panther**, auch Pardel oder Leopard genannt, wird als Tier beschrieben, das nie auf der Erde seinesgleichen hatte; er ist sanftmütig und wunderschön, sein Fell prachtvoll gefleckt; seinem Munde entströmt ein Wohlgeruch lieblicher als ein ganzes Spezereigewölbe. Da liegt es natürlich nahe, daß Christus unter diesem Pardel zu verstehen ist, denn ihn nennt der Psalmist „den Schönsten unter den Menschenkindern“ und bei Hoseas findet sich die Stelle: „Ich bin dem Stamme Ephraim wie ein Panther“

Die **Drachen** sind ein uraltes Ungeziefergeschlecht, schon lange vor den Auslegern der Bibel bekannt und von Helden und Heiligen seit Herkules und Theseus bis auf die letzten Recken der Ritterzeit aufs heftigste bekämpft. Überall gilt der Drache als Symbol des Bösen und dient deshalb auch direkt zur Bezeichnung des Teufels selbst. Er spielt in vielen Legenden eine Hauptrolle und wird stets als fürchterlich geschildert. Die heutige Naturforschung freilich hat das Schreckliche seiner Erscheinung abgestreift und ihn auf ein kleines Eidechschen reduziert, das an den Seiten mit einer Art von Flügeln zum Schwirren versehen ist.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um einen Blick in die fabelhafte und symbolische Tiergeschichte des Mittelalters zu gewähren. Den Begründern der Kirche war das große offene Buch der Natur nur der erste und vorbereitende Teil der Offenbarungen Gottes, der zweite und Hauptteil war die Bibel, welcher den Inhalt der Natur erst erklären und nutzbar machen sollte. Daß diese Schilderungen und Symbolisierungen im Mittelalter auf einen fruchtbaren Boden fielen, ist im Wesen des Mittelalters begründet, denn bei dem allgemein herrschenden Aberglauben war das abenteuerlichste gerade das erwünschteste. Aber merkwürdig ist, daß das Zeitalter der wiederauflebenden Wissenschaften keineswegs die Wuchersaat des Aberglaubens vertilgte und selbst die Naturforscher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entschuldigen vor der abergläubischen Befangenheit ihrer Zeit den Eifer für das Studium der Natur mit der Versicherung, daß sie dabei nur das Interesse der Moral und Religion im Auge hätten.

Am Familientisch.

Zu unserem Bilde auf S. 68.

Der Weimaraner K. Ahrendts hat uns da ein hübsches Bild entworfen aus dem Leben und Treiben der großen Welt mit seiner frischen Zeichnung: Viere lang, oder besser Viere vom Bock, denn viere lang im Gegensatz zu viere breit, der russischen Art des Anspannens, müßte man auch sagen, wenn die beiden Sattelpferde vom Postillon à la d'Aumont geführt würden. Man sieht selten einen gleichmäßigen gut gefahrenen Viererzug. Seine Unterhaltung erfordert einen großen Geldbeutel. Aber das ist nicht das Ausschlaggebende. Die vier Tiere wollen nach Gestalt, Farbe, Gang und Temperament ausgesucht, „zusammengestellt“, und dann auch entsprechend gefahren sein. Dazu gehören hippologische Kenntnisse, Erfahrung und vor allen Dingen große Passion. Die kleine Szene im herbstlich gefärbten Walde ist augenscheinlich bis in die Einzelheiten hinein, bis auf die ruhige, unbewegliche Haltung des anscheinend für die Umgebung völlig teilnahmlosen herrschaftlichen Kutschers, bis auf den griesgrämig dreinschauenden Schoßhund der Damen im Wagen, den neumodischen Mops, und das unruhig spielende Gebaren des Windspiels, das man ordentlich „jaffen“ hört, dem Leben entnommen. Die lustig vorwärts trabenden Pferde sind gewiß Porträts und, wenn es gestattet ist, nach dem Bilde zu urteilen, so verfügt der glückliche Besitzer nicht nur über die oben angedeuteten Eigenschaften, sondern hat auch einen besonders guten Griff gethan. Es scheinen vier prächtige Schimmel zu sein, die da von zarter Hand so leicht und sicher geleitet werden; etwas größer, schwerer und breiter die Tiere an der Stange, leichter, temperamentvoller, flüchtiger die Vorderpferde. Die junge Dame fährt nicht zum erstenmale, das geht auch für Uneingeweihte ohne weiteres hervor aus der ruhigen, überlegenen Art, mit der sie die Zügel führt und daneben noch die lange Peitsche zu handhaben versteht, deren Ende bis auf den Hals der Vorpferde reichen muß. Zum Antreiben oder Strafen wird sie hier kaum gebraucht werden, aber ein richtiger Kutscher legt die Peitsche während der Fahrt doch nicht aus der Hand. Sie dient ihm zu Hilfen von allerlei Art. Die schwere Viktoria ist eigentlich kein rechter Wagen zum Selbstkutschieren; dazu soll man auf höherem Bocke sitzen, um sein Viergespann ordentlich überschauen zu können. Doch das schadet nichts. Der weibliche Kutscher auf unserer Zeichnung mit dem knapp anliegenden Amazonengewand macht ganz den Eindruck, als ob er — oder sie, wie muß der Stilist sagen? — auch gern und gut reiten würde. Und wenn man aus irgend welchen Gründen nicht in den Sattel steigen kann, so ist es das nächstgrößte Vergnügen, Papas Schimmelzug im Parke zu tummeln, und Mama ist gut — oder schwach — oder tapfer genug, dem verwöhnten Töchterchen den Willen zu lassen. Vor den sachkundigen Kavalieren, die zufällig des Weges kommen, zeigt diese ihre Kunst im schönsten Glanze. Oder ist das Zusammentreffen nicht zufällig? Wer kann das wissen? Vielleicht drückt der Blick, welcher vom Bock herunter so siegesgewiß den schmucken Husaren trifft, kein Erstaunen, sondern nur Freude aus, und das, was sich hier unter Gottes freiem Himmel anknüpft, wird während eines Kotillons im nächsten Winter zu glücklichem Ende geführt.

H. V.

Eine seltsame Grabinschrift.

Auf dem Kirchhofe zu Erlau im sächsischen Amte Rochlitz befindet sich folgende eigentümliche Grabschrift:

Hier ruhet ein Fischer
nicht ein leiblicher, sondern ein geistlicher
der weil. Wohlehrwürdige, Großachtbare und Wohlgelahrte
Herr M. Johann Christian Fischer
er ward von christlichen und ehrlichen Eltern
anno 1646 d. 19. April in Dresden geboren. Und nachdem er das geistliche Fischeramt erlernet, hierher nach Erlau Anno 1677 zum Fischer-Amte berufen;
doch seinem Amte besser vorzustehen
hat er 3 Gesellinnen zu unterschiedenen Malen angenommen
Anno 1677 Jgfr. Anna Margaretham geb. Förtschin
Anno 1712 Jgfr. Theodoram Elisabeth geb. Mörlinin
Anno 1717 Jgfr. Marien Magdalenen geb. Kuntzin,
von welcher Letzteren
2 Söhne am Leben geblieben.
Endlich, da er seinem Fischer-Amte
Nach dem Vermögen, so Gott dargereichet
beynahe 49 Jahr treulich vorgestanden
Fischte ihn Anno 1726 d. 19. Mart der Tod und die hinterlassene
Wittib ließ den Cörper hier zur Ruhe legen
Der himmlische Ober-Fischmeister Jesus Christus
nahm die Seele in seine Verwahrung
Nachdem er in seiner 3fachen Ehe 5 Kinder
In der Welt aber als Fischer zugebracht
80 Jahre, weniger 3 Wochen.

R. F.

Rechtsrat.

Bekanntlich bekommt jeder Lehrer bei seinem Eintritt in sein Amt eine Anstellungsurkunde, der ein Kompetenzverzeichnis beigefügt ist, welches das Anfangsgehalt und die Gehaltsskala genau festsetzt. In meiner Anstellungsurkunde heißt es nun wörtlich: Das Anfangsgehalt beträgt 1200 Mark und steigt vom sechsten bis zehnten Dienstjahre um 150 Mark, nach je fünf Jahren weiter um 100 Mark bis zur Höhe von 1800 Mark.

Bisher ist es nun gebräuchlich in unserem Ort, nicht beim Antritt des sechsten Dienstjahres, sondern erst mit Beginn des Etatsjahres die Steigesätze in Kraft treten zu lassen. Beginnt also ein Lehrer beispielsweise im Juni sein sechstes Dienstjahr, so kann er

erst im April des kommenden Jahres die entsprechende Gehaltserhöhung beanspruchen.

Es fragt sich nun, darf ein Lehrer auf Grund seiner Anstellungsurkunde nicht schon vom Tage nach seiner fünfjährigen Amtszeit die Gehaltsverbesserung beanspruchen, oder muß er dem Ortsgebrauch entsprechend damit warten, bis das neue Etatsjahr beginnt, selbst wenn von dieser Einschränkung in der erwähnten Urkunde nichts vermerkt ist?
P. in G.

Das Interesse einer geordneten Verwaltung spricht für diejenige Auslegung, nach welcher die Steigegesetze erst mit dem Beginn des betreffenden Etatsjahres in Kraft treten. Die andere, dem Wortlaute der Anstellungsurkunde jedoch mehr entsprechende Berechnung, bei welcher vom Tage des Dienstantritts ab die effektive Dienstzeit zu Grunde gelegt wird, würde die Aufstellung des städtischen Etats mehr komplizieren. Für die letztere Berechnungsart spricht freilich die Analogie der Berechnung des Dienstalters zum Zwecke der Pensionierung, bei welcher nicht Etatsjahre, sondern die effektiven Dienstjahre vom Tage des Dienstantritts oder der Vereidigung zu Grunde gelegt werden. Außerdem spricht dafür der Wortlaut der Anstellungsurkunde insofern, als man unter dem Ausdruck „Dienstjahre“ wohl die effektive, vom Tage des Dienstantritts zu berechnende Zeit im Gegensatze zum Etatsjahre verstehen muß.

Für die Entscheidung dieser zweifelhaften Rechtsfrage dürfte immerhin der bisher am Orte dauernd geübte Gebrauch mit heranzuziehen sein.

Die hiesige Kirche zu B. hat ihre Gelder zum größten Teil in Staatsobligationen belegt. Nun ist eine Obligation schon vor mehreren Jahren ausgelost, ohne daß es der Vorsitzende des Kirchenvorstandes oder der Kirchenvorstand gewußt haben. Wer ist nun für die Zinsen verantwortlich? 1) Der Vorsitzende des Kirchenvorstandes (Pastor) dem entsprechende Zeitung gehalten wird? 2) der Kirchenvorstand? 3) der Bankier, der den Ankauf besorgte und es auch übernahm über die Verlosung zu wachen, aber vor einigen Jahren gestorben ist?
C. in B.

In erster Linie haftet der Bankier, welcher mit der Verpflichtung, über die Verlosung zu wachen, auch die Verbindlichkeit übernahm, dem Kirchenvorstande von der geschehenen Auslosung und dem Aufhören der Verzinsung Mitteilung zu machen. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Bankier zur Zeit der Auslosung noch am Leben war. Seine Schadenersatzverbindlichkeit ist auf seine Erben übergegangen, an welche sich die Gemeinde zu halten hat.

In zweiter Linie haftet derjenige, welchem die Vermögensverwaltung obliegt, also entweder der Vorstand oder dessen Vorsitzender. Bei welchem von beiden dieses zutrifft, ist aus Ihrer Darstellung sowie mangels der Angabe, welches Territorialrecht zur Anwendung kommt, nicht zu entscheiden.

Das haftbare Verschulden desjenigen, welcher die Vermögensverwaltung führt, würde darin zu finden sein, daß er die Resultate der Verlosung nicht verfolgt hat, trotzdem daß ihm die betreffenden Publikationen zu Gebote standen.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von J. P.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge matt.

1. Quadraträtsel.

	u		e	u	
A			o		a
	o			a	
	o		e		
I	u		i		
	e		i		a

Die 20 leeren Felder des obigen Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die sechs wagerechten Reihen und ebenso die erste und die letzte senkrechte Reihe bekannte Wörter ergeben.

Die acht Wörter sind:
1) eine beliebte Oper
2) ein männlicher Vorname
3) eine große Stadt
4) eine europäische Residenz
5) ein alttestamentlicher weiblicher Name
6) ein anderer alttestamentlicher weiblicher Name
7) eine Schatzkammer
8) eine Münze.

Bilderrätsel.

2. Zweisilbige Scharade.

Leicht wird dir jede Lebenslast,
Wenn du im Ersten Frieden hast.
Die Zweite hat uns Heil gebracht
Durch des Erlösers Todesnacht.
Das Ganze jagt den, der es hat
Aus meiner Ersten Friedensstatt. R. F.

3. Rätsel.

Ein Jeder drin einherspaziert,
Den Mann so wie die Frau es ziert.
Hängst du die Silbe en noch an,
So führt es dich in alte Zeit;
Da saß die fleißge Hausfrau dran
Und schaffte stets mit Emsigkeit
Und lehrte auch ihr Töchterlein
Bei Zeiten schon hübsch fleißig sein.

4.

Von welcher Zahl ist das Produkt der vier Viertel um 16640 größer als das Produkt der drei Drittel?

Arithmetische Aufgabe.

A, B, C und D spielen Domino (mit 28 Steinen). Jeder nimmt 7 Steine auf. A und B zusammen haben in ihren Steinen 4 Augen weniger als C und D zusammen, A und C zusammen 8 Augen mehr als B und D zusammen, A und D zusammen 32 Augen mehr als B und C zusammen.

Wie viel Augen hat jeder der vier Spieler in seinen Steinen.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 4.

Damespielaufgabe.

I. a 3 — b 4   1. a 5 — c 3
2. e 3 — f 4   2. g 5 — c 5
3. b 2 — h 8 D gewinnt.

1. Dreisilbige Scharade.
Goldregen.

2. Belisar. Bel, Isar, Elisa, Elsa.

Bilderrätsel.
Fang es mutig an, so ist's schon halb gethan.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Im sechsten Stockwerk. Mit Illustration. — Der nette Student. Fortsetzung. Eine lustige Geschichte von Hans Arnold. — Leichte Reiter. Von H. Vogt. Mit Illustr. — Eine hansische Flanderfahrt. Von Stephan Waetzoldt. V. Von Brügge nach Hamburg. (Schluß.) — Die mystische Naturgeschichte des Mittelalters. — Carlo Dolcis Cäcilie. — Am Familientisch: Zu dem Bilde: Viere lang. Von K. Ahrendts. — Eine seltsame Grabinschrift. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. November 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 6.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

VIII. Feldzugspläne.

Als die jungen Mädchen die Terrasse verlassen hatten, um ihren so übel abgelaufenen Spaziergang anzutreten, kehrte Frau von Ellern auf ihren vorigen Platz zurück, und schien sich eine Zeitlang ihrer Handarbeit allein zu widmen, obwohl ihre Augen zuweilen zu dem wieder in die alte Lethargie zurückgesunkenen Greise einen unruhigen Blick hinübersandten. Ihre Stirn war umwölkt und um ihren Mund lag ein Ausdruck unverkennbarer Bitterkeit.

Eine Bewegung des alten Herrn erregte nach einiger Zeit ihre Aufmerksamkeit. Er hatte sich mühsam in seinem Sessel aufgerichtet, und seine Augen begegneten den ihren mit einem weniger leeren Ausdruck, als sie ihn gewöhnlich trugen. „Sophie!“ rief er mit zitternder Stimme. Frau von Ellern stand sogleich auf, setzte sich auf einen Gartensessel in seine unmittelbare Nähe und fragte: „Was wünschest du, Onkel?“

„Wer war das junge Mädchen, die uns soeben verließ?“ Eine ungeduldige Bewegung eben so rasch wieder unterdrückend, als sie in ihr aufgestiegen war, antwortete Frau von Ellern ruhig: „Es war Miß Ernscliffe, Onkel!“

„Ernscliffe!“ wiederholte der alte Mann. „Ich kenne sie nicht! Was will sie hier?“

Die Freifrau erklärte zum hundertstenmale seit drei Wochen: „Sie ist die junge Engländerin, Onkel! Du weißt, sie wünschte in einem feinen Hause in Deutschland sich das geläufige Sprechen unserer Sprache anzueignen. Ich erfuhr durch eine Zeitungsannonce von ihr und da ich ebenso dringend wünschte, daß Margarete und Else das Englische richtig und fließend sprechen möchten, so habe ich die günstige Gelegenheit benutzt, ihnen den Umgang mit einer gebildeten Engländerin zu verschaffen.“

Der alte Mann starrte eine Weile vor sich hin. Sein aschgraues Gesicht und seine verwitterten Züge gaben ihm eher das Ansehen einer Steinfigur, als eines Menschen aus Fleisch und Blut. Schon hoffte die Freifrau aller weiteren Fragen ledig zu sein, da wandte er sich noch einmal zu ihr und sagte: „Aus England! — Ob sie wohl in London bekannt sein mag? — Ob sie ihn vielleicht gesehen hat? — Sie stammt aus London, Sophie?“

„Nicht doch! sie kommt nicht aus London, sondern aus einem kleinen Strandorte, viele Meilen von London entfernt!“

„Wenn ich mich nur des Namens erinnern könnte! — Der neue Name, du kennst seinen Namen, Sophie?“

Die Freifrau konnte eine ungeduldige Bewegung nicht unterdrücken. — Aber sie faßte sich sogleich, nahm die Hand des alten Herrn in die ihre, und sagte mit einem Anflug von Mitleid, als sie die angstvoll fragenden Augen auf sich gerichtet sah: „Nicht doch, lieber Onkel! Niemand von uns kennt den Namen, nach welchem du suchst!“

Der alte Mann sank in seinen Stuhl zurück. Er bewegte unruhig die Hände und die Lippen, brachte aber keine neue Frage hervor. Bald nahmen seine Züge wieder den gewohnten Ausdruck der Leere an, die Augen starrten vor sich ins Graue, ohne der Gegenstände wahrzunehmen, auf welche sie gerichtet schienen, und die Hände lagen bewegungslos in einander gefaltet auf den Knieen.

Frau von Ellern erhob sich leise und kehrte auf ihren verlassenen Platz zurück. Sie nahm die Handarbeit wieder auf, aber ihre Stricknadeln flogen hastig auf und nieder, denn die Ruhe wollte nicht wiederkommen. Endlich legte sie die Arbeit hin, lehnte sich an das eiserne Gitter der Terrasse und sah vor sich nieder auf den weiten, grünen Rasenplatz drunten mit seinen Bosketts und glänzend farbigen Teppichbeeten. Aber sie schien wenig von der Blütenpracht wahrzunehmen,

sie bewegte sich unruhig hin und her und trommelte mit ihren schlanken Fingern gegen die Eisenstäbe der Galerie. Dann trat sie ins Haus und befahl dem Diener, sich auf die Terrasse zu begeben und des alten Herrn wahrzunehmen, während sie selbst sich auf ihr Zimmer zurückzog.

Vergebens bemühte sie sich hier, ihrer Bewegung Herr zu werden und die innere Unruhe zu überwinden, in welche die verwirrten Fragen des alten Mannes sie versetzt hatten. „Welch eine Thorheit“, schalt sie sich selbst, „mich immer von neuem aufzuregen! Und doch ist's so bitter, immer wieder das alte, unglückliche Thema berühren zu hören! Seit das englische Mädchen im Hause ist, schlagen seine Gedanken stets die alte Fährte ein! — Wenn er recht hätte! Wenn es wahr wäre, was Felix behauptet, wenn Manfred noch lebte! — Wenn er — aber nein, es ist unmöglich, daß er sich wieder hierher wagt, und so lange bin ich sicher! — Sicher? — Und wenn das Testament nicht geändert worden wäre?“

Das Rollen eines rasch sich nähernden Wagens erinnerte Frau von Ellern an die Notwendigkeit, ihre Aufregung zu bemeistern und sich zu fassen. Sie seufzte tief auf, strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie alle sorgenvollen Falten davon verjagen, und trat auf die Terrasse heraus mit dem gleichmäßig ruhigen Ausdruck auf ihrem Gesicht, den ihre schönen Züge für gewöhnlich trugen.

Die Freifrau erwartete heute ihren ältesten Sohn, der, nachdem er sich zuerst dem juristischen Studium gewidmet und dasselbe zu einem gewissen Abschluß gebracht hatte, sich jetzt auf einer landwirtschaftlichen Akademie befand, um sich dort zur Übernahme der Güter seines Onkels, des alten Grafen von Ellern, als dessen Erbe er galt, zu befähigen. Frau von Ellern hatte mit besonderer Freude die Absicht ihres Sohnes vernommen, die akademischen Ferien daheim zuzubringen, wo er die praktische Anwendung seiner neu gewonnenen theoretischen Kenntnisse beginnen konnte. Sie liebte ihre Kinder mit leidenschaftlicher Hingabe, und die Anwesenheit dieses Sohnes war für sie eine um so größere Freude, als sie den jüngeren, der in der Marine diente, nur selten und in weit von einander gerückten Zeiträumen bei sich sehen durfte.

Ihre Hoffnung täuschte sie nicht; es war der Wagen, den sie zur nächsten Eisenbahnstation geschickt, aber erst nach einem späteren Zuge zurückerwartet hatte. Er hielt vor der Terrasse und das stürmische Freudengebell des großen Neufundländers, der bisher regungslos zu den Füßen seines alten Herrn gelegen hatte, kündete ihr, daß der Erwartete gekommen sei, noch ehe er elastischen Schrittes die Treppe heraufsprang, um sie zu begrüßen.

„Du kommst früh, Ulrich!“ sagte sie, indem sie sich aus seiner herzlichen Umarmung befreite und das weiche braune Haar von der offenen Stirne zurückstrich. „Und du siehst gut aus! Es ist eine Freude, dich einmal wieder als Hausgenossen bei uns warm werden zu sehen!“

„Ja, Mama? — Nun, mich freut's auch von Herzen! — Aber wo sind die Schwestern? — Was, Pluto ohne Else? — Wo hast du deine Herrin, alter Bursche?“ rief er, die ungestümen Zärtlichkeiten des zottigen Gesellen durch kräftiges Klopfen und Streichen des prächtigen Kopfes erwidernd.

„Sie sind ausgegangen und hofften noch vor deiner Ankunft wieder zurückgekehrt zu sein; — wir hatten dich später erwartet! — Aber komm zum Onkel!“

Der alte Herr, durch das Bellen des Hundes aus seiner Apathie geweckt, schien beim Anblick Ulrichs etwas von der ihm gewöhnlichen Lethargie abzuschütteln. Er streckte ihm die Hand entgegen und Ulrich begrüßte ihn herzlich. Während dessen hatte Frau von Ellern Zeit, einen zweiten Ankömmling zu bemerken, der, obgleich bereits ein Mann in vorgerückten Jahren, mit großer Behendigkeit die Treppe heraufkam. Es war ein alter Herr von militärischer Haltung, der, trotz seines spärlichen Haares und grauen Schnurrbarts, die unverkennbarste Ähnlichkeit mit ihr selbst trug.

„Das ist eine ganz unverhoffte Freude!“ sagte sie, indem sie dem neuen Ankömmling einige Stufen hinab entgegen eilte. „Eine so unverhoffte und seltene Freude,“ setzte sie nach der ersten herzlichen Begrüßung etwas leiser hinzu, „daß der Gedanke nahe liegt, es müsse dich eine besondere Angelegenheit hergeführt und dich veranlaßt haben, deine gewohnte Bequemlichkeit aufzugeben!“

„Davon später!“ antwortete der Oberst, ihr den Arm bietend, um sie auf die Terrasse zurückzuführen. „Warum sollte ich nicht gekommen sein, mir meine hübschen Nichten einmal anzusehen, deren Loblied ich von allen jungen Kameraden singen höre! — A propos, wo stecken sie denn?“

„Du vergißt, daß wir dich nicht erwarteten! — Sie werden sich indessen schon um Ulrichs willen beeilen, von ihrem Spaziergange bei guter Zeit zurückzukehren.“

Der Oberst wandte sich dem entgegengesetzten Ende der Terrasse zu, wo der alte Graf trotz Ulrichs Bemühungen, ihn zu unterhalten, bereits wieder in seinen gewöhnlichen Zustand zurücksank. „Noch immer derselbe?“ fragte er mit einem verständnisvollen Blick, den Arm der Freifrau leise drückend.

„Noch immer derselbe! Das Kreuz meines Lebens!“ antwortete sie kaum hörbar.

„Und die Hoffnung deines Lebens!“

Die Freifrau zuckte die Achseln, und der bittere Zug entstellte für einen Augenblick ihr schönes Gesicht. Dann trat sie dicht an die Seite des Greises. „Lieber Onkel, mein Bruder Konrad, Oberst de la Croix, wünscht dich zu begrüßen!“

Der alte Mann blickte auf, aber sein blödes Auge zeigte keine Spur einer Erinnerung. Erst nachdem die Freifrau ihre Ankündigung noch einmal wiederholt hatte, schien seinem zerrütteten Verständnis ein schwaches Licht aufzudämmern. Er machte einen vergeblichen Versuch sich zu erheben, winkte mit einer Handbewegung, die an die Gewohnheit früherer Tage erinnerte, und murmelte abgebrochen: „Ehre! — mein Haus zu Ihren Diensten! — leider nicht selbst im stande; — Friedrich! führe den Herrn ins Haus!“

Dann wandte er sich mit dem ihm eigentümlichen blöden Blick zur Seite und schien den Gast völlig vergessen zu haben.

Frau von Ellern zuckte abermals die Achseln und ließ sich von ihrem Bruder in den Salon führen, von dem zwei breite Flügelthüren sich auf die Terrasse öffneten. Ulrich folgte, während Pluto auf der Schwelle blieb, von wo aus er jede Bewegung mit klugen Augen beobachtete.

Die Unterhaltung bewegte sich zunächst zwischen den Fragen und Antworten, die bei einem Wiedersehen so nahestehender Personen nach längerer Trennung gewöhnlich sind. Frau von Ellern erfuhr, daß das gleichzeitige Eintreffen ihrer Gäste nicht auf Verabredung beruhe, da beide Herren ihre Reisedispositionen ganz selbständig getroffen hatten und ihr Zusammentreffen lediglich einem glücklichen Zufall verdankten. Auch während die Diener den Herren einige Erfrischungen anboten, die bei der Hitze gerne angenommen wurden, verließ das Gespräch nicht die durch die Anwesenheit von Untergebenen vorgeschriebenen Grenzen. Das Wetter, der Stand der Felder, soweit sie nicht schon abgeerntet waren, der Wildstand der Wälder, die der Oberst auf seinem Herwege passiert hatte, Hofnachrichten, Neuigkeiten aus den höheren Gesellschaftskreisen der Residenz, in welchen die Freifrau keine Fremde war und in welchen der Oberst, der früh verwitwet und dessen einziger Sohn seit Jahren abwesend war, als pensionierter Offizier ein vornehmes Junggesellenleben führte, — das alles bot Stoff genug zu leichter Unterhaltung.

Nachdem die Diener sich zurückgezogen hatten, begab sich die Gesellschaft auf die Terrasse zurück. Der alte Graf war bereits mittels seines Fahrstuhls in seine eigenen Gemächer zurückgeführt worden, wo der für seine Person eigens verantwortliche alte Diener für seine Bedürfnisse sorgte. Es war kühler geworden und die Sonne blickte mit abendlichem Schimmer hinter den Parkbäumen hervor. Da machte Ulrich den Vorschlag, den Schwestern durch den Park entgegen zu gehen. Frau von Ellern, die ihre Gründe hatte zu glauben, daß ihrem Bruder ebenso wie ihr die Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen nicht unerwünscht sei, lehnte ihre

Begleitung unter dem Vorwande großer Ermüdung ab, schlug aber vor, daß Ulrich allein gehen möge. — Dieser, dem die Heimat nicht als Heimat erschien, ehe er seine Schwestern begrüßt hatte, eilte die Freitreppe hinunter und schritt quer über den offenen Platz unter der Terrasse dem Eingang des Parkes zu, wo er den Blicken der Zurückgebliebenen schnell entschwand. Schon nach wenigen Schritten begegnete er Martin, dem Gärtnerburschen, der ihn mit einem glücklichen Grinsen begrüßte und ihm auf seine Anrede mitteilte, daß die jungen Damen einen Besuch im Stift beabsichtigt hätten und jedenfalls durchs Dorf zurückzukehren gedächten, eine Nachricht, die Ulrich veranlaßte, sich auf einem Seitenwege der Dorfstraße zuzuwenden.

Der Abend brach stark herein, und während er die Straße hinaufschritt, ward er von allen Seiten von den von der Feldarbeit heimkehrenden Landleuten freundlich begrüßt. Ulrich war der erklärte Liebling der Ellernbrunner Dorfbevölkerung. Er galt als der Erbe des alten Grafen, seit sein viel älterer Stiefbruder vor mehr als zehn Jahren verschwunden und nach der Überzeugung der Leute verstorben war, und schon deshalb war der schöne, stattliche Mann als künftiger Grundherr der Gegenstand des allgemeinen Interesses. Seine Frische und Lebhaftigkeit, die Freundlichkeit, mit der er jeden Gruß erwiderte und für jeden einen Scherz bereit hatte, die Geduld, mit der er ihre Klagen und Wünsche anhörte, und das Interesse, das er ihren Angelegenheiten erwies, hatten ihm ihre Herzen gewonnen, und die Überzeugung ging dahin, daß man einen guten Tausch gemacht habe und daß der Wechsel der Erben für Ellernbrunn ein Glück gewesen sei.

Gegrüßt und wieder grüßend war Ulrich bis ans Ende des Dorfes gelangt, ohne die jungen Damen zu treffen. Hier, wo der Weg zum Stift waldeinwärts anstieg, blieb er unschlüssig stehen. Es dunkelte bereits stark, und es erschien ihm nicht wahrscheinlich, daß sie sich noch im Walde befanden. Hatten sie vielleicht einen Besuch in einer der Dorfhütten gemacht, so daß er sie im Vorübergehen verfehlen konnte? — Er mußte sich erkundigen, ob sie den Wald hier verlassen hatten, und schritt demgemäß auf die alte Frau zu, die, ein weißes Netzchen auf dem Kopfe und mit einer sauberen Schürze auf der Bank vor dem letzten Häuschen des Dorfes saß und eifrig strickte.

„Ei, Mutter Meinhardt," redete er die Alte an, „wohnen Sie noch immer allein hier draußen? Ich glaubte Sie längst ins Stift übergesiedelt zu finden, wo Sie es auf Ihre alten Tage doch besser haben würden!"

Die alte Frau hatte etwas in ihrem kalten grauen Auge, was einen weniger unbefangenen Frager hätte stutzig machen können, als sie antwortete: „Das ist Geschmackssache, gnädiger Herr! Ein wenig Arbeit vertreibt die Zeit, ich genieße lieber meine Freiheit."

„Ich bin überzeugt, daß meine Mutter nicht wünscht, daß die Freiheit der alten Leute im Stift beschränkt wird, so weit es nicht zu ihrem eigenen Besten ist!"

„Das eben ist's, gnädiger Herr! Ich möchte selbst entscheiden, was zu meinem Besten ist! Die gnädige Frau hat ihre Ansichten und ich die meinen. Die Frau Mutter beruhigt ihr Gewissen durch das Bauen von Armenhäusern und Stiften, und ich denke, 'schlecht und recht! Das behüte mich!'"

„Nun, ich meine, Sie werden meiner Mutter den letzten Grundsatz auch zugestehen," sagte Ulrich.

Aber die Alte antwortete nur: „Die Ansichten sind eben verschieden, gnädiger Herr!"

Ulrich wandte sich verletzt zum Gehen, ohne seine Frage ausgesprochen zu haben, als die Alte hinzufügte: „Wie Sie übrigens doch Ihrem Herrn Bruder ähnlich sehen!"

Er wendete sich noch einmal um. Die Frau konnte doch wohl nicht die Absicht gehabt haben, etwas Verletzendes zu sagen; sie sah durchaus ruhig und unbefangen aus. — Sein Verdruß war schon vergangen, und er erwiderte lachend: „Nun, das muß ich sagen, Frau Meinhardt! Wenn Sie meine alternde Schönheit mit Pauls blondem Kinderkopf vergleichen —"

„Nicht so", unterbrach die Alte ruhig, „ich meinte unsern jungen gnädigen Herrn, Herrn Manfred! — Wenn er einmal wiederkehrt, so wird man Sie kaum zu unterscheiden wissen!"

Ulrich war jetzt doch irre gemacht und sagte kurz: „Gute Nacht, Frau Meinhardt!"

Als er einige Schritte weit gegangen war, kehrte er noch einmal zurück, weil ihm einfiel, daß er seine ursprüngliche Absicht, zu fragen, ob die jungen Mädchen bereits des Weges gekommen seien, ganz vergessen hatte. Er fand die Alte auf derselben Stelle sitzend mit einem so entschieden schadenfrohen Ausdruck auf dem blassen Gesicht, daß er seine Frage dennoch zurückgehalten hätte, wenn sie ihm nicht mit der Antwort zuvorgekommen wäre. So erfuhr er, daß seine Schwestern nicht aus dem Walde gekommen waren, also den Parkweg eingeschlagen haben mußten. Er beschleunigte seine Schritte, da die Dunkelheit schnell hereinbrach, in der Hoffnung, den Damen zu begegnen, oder doch den Kahn an der ihm von Martin bezeichneten Stelle vorzufinden und so den Heimweg um ein bedeutendes abzukürzen. Nach beiden Seiten hin getäuscht, sah er sich genötigt, den viel weiteren Weg um den See herum zu nehmen und traf, durch all' diese unvorhergesehenen Umstände aufgehalten, gerade unter den Waldbäumen ein, als die ersten Blitze das herannahende Gewitter verkündigten und ihm die zitternde Lucy zeigten, die sich, in den dichtesten Schatten gedrückt, vergebens zu verbergen suchte.

Während dessen befanden sich der Oberst und seine Schwester auf der Terrasse allein. Sobald Ulrich sich entfernt hatte und seine schlanke Gestalt durch die Bäume den Blicken der Zurückbleibenden entzogen war, erhob sich Frau von Ellern, um die zur Terrasse führenden Flügelthüren zu schließen. Nachdem ihr Auge die Treppe und die zunächst liegenden Wege des unten gelegenen Gartens überflogen und sie sich vergewissert hatte, daß kein unberufenes Ohr in der Nähe lauschte, trat sie neben den Oberst, der, an der Galerie lehnend, soeben seine Zigarre in Brand steckte und den unten sich ausbreitenden Platz mit seiner Umrahmung von herrlichen Baumgruppen wohlgefällig in Augenschein nahm.

„Ich muß dir meine Anerkennung aussprechen, Sophie!" begann er, mit der Hand eine kreisförmige Bewegung beschreibend. „Wer den Platz seit zehn Jahren nicht gesehen hat, muß sagen, du hast deine Zeit nicht unbenutzt gelassen! — Paradiesisch!"

Die Freifrau seufzte. „Nun, ich wenigstens habe hier nicht das Leben des Paradieses geführt!"

„Glaub's dir! — Glaub's dir! — der kindische Alte —"

„Es ist nicht das, Konrad! — Aber die Unsicherheit meiner Existenz, die stets näher rückende Möglichkeit, mir und meinen Kindern alles das entzogen zu sehen, was wir gewohnt sind, als unser Eigentum zu betrachten, ist in der letzten Zeit oft nahezu erdrückend für mich gewesen!"

„Glaub's dir! — Glaub's dir!" sagte der Oberst. „Es war schwer zu ertragen! — Ich bin deshalb gekommen, mit dir zu sprechen, — dir zu raten, entschiedene Maßregeln zu ergreifen! — Manfred ist tot!"

„Ist tot!" — Und die Freifrau faßte hastig nach der Galerie, um sich zu stützen. „Ist tot! — seit wann? — bist du dessen sicher?"

„Manfred ist tot!" wiederholte der Oberst bestimmt. „Du weißt bereits, daß Felix ihn vor mehr als einem Jahre an Bord eines Schiffes gesehen hatte —"

„Glaubte gesehen zu haben!" schaltete die Freifrau ein.

„Wie du willst! — Felix war seiner Sache sicher. Die Nachfragen, die er auf dem Einschreibebüreau nach der Schiffsliste anstellte, führten zu dem Resultat, daß ein Mr. Charles Manfred unter den Passagieren sich befand. Wenn du den Namen berücksichtigst und die Ähnlichkeit in Betracht ziehst, die Felix zu seinen Nachforschungen veranlaßte, so wirst du zugeben, daß er berechtigt ist anzunehmen, daß es Manfred war, der Verschollene, den er auf jenem Schiffe sah. — Übrigens liegt es durchaus in deinem Interesse, die Identität nicht

anzuzweifeln. — Ich gab dir damals sofort Nachricht von Felix' Vermutung, als ich seinen Brief erhalten hatte."

„Und ich habe seitdem keine Stunde gehabt, in welcher ich nicht Folterqualen wegen eben dieser Nachricht erlitten hätte!"

„Glaub's dir! — Glaub's gerne! — Sie war von der äußersten Wichtigkeit für dich und die Aussichten deiner Kinder! — Jetzt aber haben wir die Gewißheit, daß er tot ist, das heißt, daß derjenige tot ist, den Felix an jenem Februarmorgen in London gesehen hat! —"

„Wo starb er?" — Und wie war sein Ende? — Lassen sich Beweise beschaffen?"

„Felix wurde damals gehindert, weitere Nachforschungen vorzunehmen, da der Pollux tags darauf nach Rio in See ging. Du wirst von Paul dasselbe gehört haben. — Erst vor drei Monaten verließ das Schiff Rio, um in den westindischen Gewässern zu kreuzen. Es lief San Jago an, und bei einem Fest, welches den deutschen Offizieren von der dortigen Kaufmannschaft gegeben wurde, erfuhr Felix im zufälligen Gespräch, daß dort vor Jahresfrist die Reste der Schiffsmannschaft der Melanie gelandet seien. Weitere Erkundigungen stellten fest, daß von demselben Westindienfahrer die Rede war, von dessen Abfahrt Felix in London Zeuge gewesen war. Es war ihm möglich, die amtlichen Nachrichten einzusehen und sich zu überzeugen, daß sich unter den zweiundzwanzig geretteten Personen kein Charles Manfred befand."

Die Freifrau hatte sich gesetzt. Sie war so daran gewöhnt, jeden Ausbruch des Gefühls zu unterdrücken, daß auch jetzt nur die zusammengepreßten Hände, die das erlöschende Tageslicht gespenstisch weiß erscheinen ließ, ihre tiefe Bewegung verrieten. „Gott verzeihe mir," sagte sie gepreßt, „daß ich nichts als Erleichterung bei dieser Nachricht empfinden kann!"

„Glaub's wohl! kann sie auch nicht betrauern! — der Mensch ist für dich und deine Kinder ein Gegenstand des Schreckens, eine Quelle unabläßiger Angst gewesen!"

„Es war nicht das allein," erwiderte die Freifrau, indem sie sich erhob und langsam auf und nieder zu gehen begann, in der Hoffnung, so ihre Selbstbeherrschung leichter wieder zu finden. „Ich weiß nicht, ob du mich verstehen wirst, Konrad, aber seit jener Nachricht hat mich der Gedanke verzehrt, daß es meine Pflicht sei, den Onkel davon in Kenntnis zu setzen. Du kannst nicht ermessen, was es für eine Erleichterung für mich ist zu erfahren, daß eine solche Maßregel meinerseits, — die ich versäumte, Konrad! — an dem Schicksal des Unglücklichen nichts mehr hätte ändern können!"

„Krankhafte überreizte Empfindungen, meine Teure!" sagte der Oberst entschieden. „Du bist Mutter, und Pflicht und Naturtrieb weisen dich darauf hin, deiner Kinder Wohl in erster Linie zu bedenken."

„Ich habe danach gerungen, diese Anschauung auch zu der meinen zu machen! Ich habe danach gehandelt, Konrad! Und doch hat es Stunden gegeben, wo mich das Bewußtsein verfolgt — und sehr unglücklich gemacht hat, daß ich auch für ihn Mutterpflichten übernommen hatte!"

„Erlaube mir da zu widersprechen, Sophie! — Als du die zweite Frau deines verstorbenen Gemahls wurdest, thatest du es unter der Voraussetzung, daß der Onkel die Erziehung des Stiefsohnes übernehme. Das geschah, indem er ihn in sein Schloß aufnahm und später sogar, — ungerechter Weise, — zu seinem alleinigen Erben einsetzte. Du bist nicht dafür verantwortlich zu machen, daß er sich der Bevorzugung unwürdig erwies und sie infolge dessen einbüßte."

„Es war mein und meiner Kinder Vorteil, Konrad!"

„Gleichviel. Du warst nicht dafür verantwortlich, — und du bist es nicht, wenn du die Vorteile seines Leichtsinnes erntest. Du hast ihm nichts genommen; — er warf's in unbegreiflicher Thorheit von sich und du hobst es auf!"

Frau von Ellern schwieg. Sie faßte so gerne nach jedem Strohhalm, den ihr weniger skrupulöser Bruder ihr hinwarf, um ihr feiner fühlendes Gewissen zu retten. — Auch der Oberst hielt sich selbst für einen Mann strengster Ehre; er würde den Gedanken, sich in den Besitz des Gutes eines andern zu setzen, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Aber es erschien ihm als Weiberthorheit, sich über die Rechtmäßigkeit eines Besitzes Skrupel zu machen, da, wo die Vorsehung denselben ihm gleichsam in den Schoß warf. Es war ihm unverständlich, daß seine Schwester sich einer schweren Versäumnis anklagen konnte, weil sie einem Unwürdigen nicht geholfen hatte, sein weggeworfenes Erbe wieder zu erlangen, da es doch nur mit Schädigung ihrer eignen Interessen geschehen konnte. Das wäre nach seiner Ansicht eine unverzeihliche Thorheit, eine Vergessenheit ihrer höheren Pflichten gegen die eigenen Kinder gewesen.

„Übrigens," fuhr der Oberst nach einer Pause fort, „möchte ich dich noch auf etwas anderes aufmerksam machen. — Manfred ist tot, — aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß er verheiratet gewesen ist. — Felix ist sicher, daß zur Zeit seiner Einschiffung eine Mrs. Manfred in London existiert hat. Er selbst ist in ihrem Hause gewesen, hat aber nicht feststellen können, ob zwischen ihr und unserm Verstorbenen irgend eine Verbindung bestand."

Die Freifrau schaute ihren Bruder mit großen Augen an. „Diesmal verstehe ich dich nicht," sagte sie. „Wo wir so wenig Ursache hatten, uns nach erneuter Verbindung mit Manfred selbst zu sehnen, kann es uns nur gleichgültig sein, ob er eine Witwe hinterlassen hat. Niemand kann verlangen, daß wir uns ihrer annehmen!"

„Dazu scheint auch keine Veranlassung zu sein; nach Felix' Äußerungen befand sich die Dame in durchaus behaglichen Verhältnissen. — Ich wollte deine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt lenken. — Du bist noch immer nicht sicher, ob das ursprüngliche Testament noch besteht? — Und ebenso wenig weißt du über seine etwaige veränderte Fassung?"

„Ich weiß nichts! — Absolut nichts!" sagte die Freifrau.

Der Oberst brannte die zweite Zigarre an. Sinnend sah er den blauen Kreisen nach, wie sie sich in der reinen Luft nach und nach verflüchtigten.

Dann sagte er: „Du bist sorglos, Sophie!"

„Es ist nicht das erstemal, daß ich den Vorwurf von dir höre, Konrad! Aber sage selbst, wie hätte ich mir eine Kunde verschaffen sollen? — Marwitz, der das erste Testament aufsetzte, ist un-

durchdringlich; — der Onkel selbst — doch du hast ihn heute gesehen! — Ich will dir sagen, was ich für wahrscheinlich halte. — Das Testament ist schwerlich verändert worden; — wenn der Onkel es in seiner ersten Hitze auch widerrufen hat, so ist er doch später niemals im stande gewesen, ein neues Testament zu entwerfen!"

„Danach würde überhaupt kein Testament existieren!" „So muß er jetzt eins verfassen, Sophie!" — „Unmöglich! Er ist nicht im stande, einen Gedanken fest zu halten."

„Gleichviel! es muß gemacht werden! — bedenke, was auf dem Spiele steht! — Wenn Felix' Vermutung richtig ist, so könnte dir trotz der Gewißheit von Manfreds Tode der Preis zehnjähriger Mühe verloren gehen!" „Konrad!" „Sollte das Testament noch fortbestehen, das Manfred zum Erben all' dieser Güter einsetzt, — dieser Güter, die ihre Blüte, ihre Schönheit, ihren Wert zum nicht geringen Teile dir verdanken, Sophie! so wäre immerhin die Möglichkeit, daß Nachkommen von ihm in die Rechte der Deinen treten könnten!"

Die Freifrau, welche die ganze Zeit über langsam auf- und niedergeschritten war, blieb jetzt vor ihrem Bruder stehen und faßte seinen Arm. „Aber was rätst du, daß ich thun soll?" fragte sie ihn mit erregter Stimme.

„Denke nach, Sophie! — weißt du keine Person, die zu der entscheidenden Zeit um den Grafen gewesen ist? — die etwas wissen könnte — etwas wissen muß von dem, was in jener unseligen Nacht vorgefallen ist? — Niemand, der einen bestimmenden Einfluß auf ihn hat? — der ihn aus seiner Lethargie aufrütteln könnte? — nur auf ein paar Stunden? — Es muß gelingen, ihn von Manfreds Schicksal in Kenntnis zu setzen, ihn zu bewegen, sage zu zwingen — eine letztwillige Verfügung zu treffen!"

Sophie schüttelte den Kopf. „Es gibt nur eine Person, die einen derartigen Einfluß auf ihn ausüben könnte, aber ich bin gewiß, daß sie ihn nur zu meinem Schaden geltend machen würde. Es ist das die Meinhardt — du wirst dich ihrer kaum noch erinnern. Sie war Manfreds Wärterin und siedelte mit ihm zugleich nach Ellernbrunn über. Sie schwang sich hier zur Haushälterin und Vertrauensperson des Grafen auf. Sie war Manfred leidenschaftlich ergeben, und ich habe den Verdacht, daß sie manchem seiner schlechten Jugendstreiche aus Schwäche Vorschub geleistet hat. Als er in jener Nacht verschwand, war sie im Schloß. Sie allein könnte irgend eine schätzenswerte Auskunft geben. — Später verließ sie das Schloß und bewohnt seitdem das kleine Haus am Waldrand, jenseits der Kirche. Sie wird größtenteils von uns erhalten, da sie Ansprüche auf eine ihr angeblich vom Grafen versprochene Pension machte. Sie hätte diese schwerlich geltend machen können, ich hielt es aber für klug, sie nicht zu meiner Feindin zu machen, da es nicht unmöglich war, daß sie mir schaden konnte. Meinen Zweck scheine ich indessen durch diese Nachgiebigkeit nicht erreicht zu haben. Sie hat sich stets abweisend gegen mich verhalten, hat auch das Schloß niemals wieder betreten, wozu ich auch nicht nötig fand sie zu veranlassen." — Die Freifrau hätte hinzu setzen können: „Weil ich ihren Einfluß zu gunsten Manfreds fürchtete;" — sie unterließ es aber, ihr Gewissen daran zu erinnern. (Fortsetzung folgt.)

Das erste Gewehr. Gemalt von H. Leinweber.

Beim letzten Herzog von Braunschweig.

Erinnerungen an Sibyllenort.

In der Gesellschaft von Öls und Umgegend machte sich unverkennbar eine gewisse Bewegung geltend. Die kleine Stadt auf dem rechten Oderufer beherbergt eine Garnison und verschiedene preußische Behörden; sie ist außerdem der Sitz der „herzoglichen Kammer", welche mit ihrem zahlreichen Personal von Forstmeistern, Bauräten und andern Beamten den viele Quadratmeilen umfassenden Grundbesitz des Fürstentums Öls, der Grafschaft Medzibor und der Herrschaft Guttentag in Oberschlesien verwaltet. Die Büreaus sind in den weiten

Räumen des alten Dynastenschlosses in Öls untergebracht, einem mächtigen, jetzt leider etwas verwahrlosten Steinbau, der mit seinen Innenhöfen, Treppen und Holzgalerien ein interessantes Baudenkmal aus der Zeit slawischer Herrschaft bildet. Im Schlosse befindet sich auch die Wohnung des Kammerpräsidenten, und dieser hatte die Nachricht erhalten und weiter verbreitet, daß Seine Hoheit, der regierende Herzog von Braunschweig, welcher den größten Teil dieses schlesischen Besitzes zu Lehen trug, in Sibyllenort zu einem der Jagd gewidmeten Aufenthalte eingetroffen sei.

Das geschah in der Regel zweimal im Jahre, und dann bevölkerte sich für kurze Zeit das sonst völlig leerstehende, zwei Meilen von Öls gerade halbwegs nach Breslau gelegene Schloß für kurze Zeit, und der prunkvoll gediegene Haushalt eines vornehmen und reichen Mannes hielt in den Hallen und Gemächern seinen Einzug.

Wenn der Herzog in Sibyllenort seinen Aufenthalt nahm, so machten der Landrat des Kreises und die umwohnenden Gutsbesitzer ihm ihre Aufwartung, und wurden dann mit Einladungen zur Jagd oder zur Tafel beehrt. Auch die älteren Offiziere der Garnison meldeten sich bei dem deutschen Fürsten und preußischen General. Man bat dazu den Hofmarschall von Lauingen brieflich um Mitteilung einer passenden Zeit und erhielt dann gewöhnlich mit der Antwort eine Einladung zu dem der Audienz unmittelbar folgenden Diner.

So sollte ich nach langen Jahren dem Herzog wieder begegnen. Zum erstenmal hatte ich bei Gelegenheit der Manöver, welche im Herbst 1858 bei Nordstemmen vom damaligen 10. Bundesarmeekorps abgehalten wurden, den damals im besten Mannesalter stehenden Fürsten gesehen. Er bewohnte, mitten im Lager seiner Truppen, ein geräumiges Zelt und versäumte keinen Übungstag. Wundervoll beritten, war die herrliche Reitergestalt im kleidsamen schwarzen Schnürenrock immer dort zu finden, wo es etwas zu sehen und zu entscheiden gab. Eines Tages führte der seines schneidigen Reitens wegen bekannte hannoversche Kavalleriegeneral von Dachenhausen den Befehl auf der einen Seite, und wich in seinen Anordnungen erheblich von der damals üblichen Schablone ab. Er entsendete nach der Art, wie man neuerdings die Kavallerie verwendet, die Masse seiner Reiter im scharfen Ritte nach vorwärts zur Aufsuchung des Feindes und schloß die Ansprache an die Offiziere, in der er ihnen seine Absicht auseinandergesetzt hatte, mit den für eine Friedensübung allerdings etwas überschwenglichen Worten: „Was dabei liegen bleibt, bleibt dabei liegen. Heute ist kein Tag darnach zu fragen.“ Und vorwärts ging es. Nach einiger Zeit, die wir in rascher Bewegung zurücklegten, rief mich der Herzog von Braunschweig, an dem ich mit einem Befehle für die Vorhut vorbeigaloppierte, und meinte mit einer bezeichnenden Gebärde der Mißbilligung über den Gang des Manövers, halb lachend, halb zürnend: „Haben Sie Lionel nicht gesehen? Wo steckt denn der?“ Ich wußte natürlich nicht, an welchem Punkte der kommandierende General von Dachenhausen sich aufhielt, konnte aber eine kecke Antwort, welche der Freude über den lustigen Ritt Ausdruck gab, nicht unterdrücken, die übrigens auch keineswegs übel aufgenommen zu werden schien.

Das war eine geraume Zeit her und während derselben hatten sich viele Verhältnisse von Grund aus geändert. Ich war doch etwas beklommen, als ich mich jetzt in dem großen, mit Boulemöbeln ausgestatteten Empfangszimmer zu Sibyllenort einfand, das wie das ganze Schloß mit seinen mannigfachen Schätzen mir von einer früheren Besichtigung her bereits bekannt war. Ich hatte nicht lange zu warten. Mit der Pünktlichkeit des großen Herrn, die auf niedriger Stehende nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlt, erschien nach wenigen Sekunden in der gegenüberliegenden Thüre des Gemachs die stattliche ungebeugte Gestalt des Herzogs. Er trug, wie alle seine Gäste und seine Umgebung während des Aufenthalts in Sibyllenort, Zivilkleider, und der einfache schwarze Anzug, ohne Stern oder Ordensband, ließ die Figur des immer noch schönen Mannes besonders vorteilhaft hervortreten. Die sorgfältige Pflege von Haupthaar und Bart ließ den bereits 1806 Geborenen erheblich jünger erscheinen, als er war. Auf mich zutretend, bot mir der hohe Herr die Hand und sagte, ehe ich noch meine dienstliche Meldung abstatten konnte: „Sind Sie derselbe Leutnant Vogt, der sich in früheren Jahren so lebhaft für Sport interessierte?“ Auf die bejahende Antwort erkundigte er sich in seiner gewinnenden, ruhigen Art nach meinen Erlebnissen, erinnerte sich mit Vergnügen einzelner kleiner militärischer und sportlicher Zwischenfälle, auf die ich hinweisen konnte, und meinte schließlich, zu meiner großen Verwunderung ohne jeden Übergang: „Sie haben ganz recht gethan, daß Sie in preußische Dienste getreten sind. Sie und Ihre Kameraden konnten gar nicht anders handeln.“ Damit war ein heikles Thema angeschlagen, aber der Herzog sprach ganz geflissentlich noch längere Zeit über hannöversche Zustände, berührte auch die Ausnahmestellung seines Kontingents und meinte mit Bezug darauf: „Ich sehe es ganz gut ein. Meine Offiziere sind in einer schwierigen Lage, aber so lange ich lebe, muß es so bleiben.“

Zu dem folgenden Diner versammelten sich die Gäste in dem anstoßenden, mit schottischen Stoffen dekorierten Speisesaale zu ebener Erde. Es waren etwa vierzehn Herren anwesend, als Vornehmste der König von Sachsen und sein Bruder Prinz Georg. Ungezwungen und heiter bewegte sich die Unterhaltung über den ganzen Tisch, des mitanwesenden englischen Militärbevollmächtigten wegen zuweilen englisch. Merkwürdigerweise und im Gegensatze zu der in Schlesien üblichen Sitte wurde der Jagd gar nicht gedacht, kein Trinkspruch auf den Jagdkönig ausgebracht, keine Schußliste mitgeteilt, und doch sollten, wie man gelegentlich erfuhr, gerade heute einige Kapitalhirsche zur Strecke gebracht worden sein.

Küche und Keller des braunschweigischen Hofes haben von jeher einen vorzüglichen Ruf genossen, und so bestand auch das heutige Mahl aus einer Zusammenstellung leckerer Speisen und köstlicher Weine. Der Herzog, welcher seinen Platz mitten an der einen langen Seite des Tisches genommen hatte, trank nur eine Sorte Wein, und stülpte das besonders geformte runde Mundglas nach dem Gebrauch immer in ein größeres mit Wasser halbgefülltes Glas. Ihm gegenüber saß der Hofmarschall von Lauingen. In dem sehr starken Herrn, der eines nervösen Zitterns wegen beide Hände gebrauchen mußte, um den Champagnerkelch zum Munde zu führen, war nur schwer der geschmeidig schlanke Husarenoffizier von ehedem wieder zu erkennen. Aber seine Eleganz und die volle frühere Liebenswürdigkeit gegen alte Bekannte waren dem Hofmarschall geblieben, der ebenso die dienstliche Strenge mit in seine jetzige Stellung hinübergenommen hatte. Wenn man ihm ein bewunderndes Kompliment über die geräuschlose und präzise Art machte, in der Haushofmeister und die zahlreichen Lakaien ihres Amtes im Servieren, Tellerwechseln, Eingießen warteten, so meinte er wohl ingrimmig: „Ja, ja, mein Lieber, eine Schwadron zu kommandieren ist nicht schwer, aber so ein paar Hundert verd..... Schlingel“ — und nun folgten einige durchaus nicht kourfähige Liebenswürdigkeiten — „in Ordnung zu halten, dabei möchte man zuweilen aus der Haut fahren. Die kann man nur mit Geldstrafen zwingen.“ Dann zeigte er auf ein Blatt Papier, das neben dem einen Überblick über alle kulinarischen Genüsse gewährenden Menü auf seinem Platze lag, und auf die kleinen Bleistiftstriche zeigend, die er hinter den Namen des Betreffenden machte, in dessen Hand ein Teller klapperte: „Das kostet jedesmal fünf Silberlinge. Anders geht es nicht.“

Wir speisten ganz von Silber. Die Silberkammer von Sibyllenort ist ihres Reichtums wegen bekannt, und der dort vor mehr als zwanzig Jahren verübte großartige Diebstahl hat in den Annalen der Kriminalpolizei, die lange vergeblich nach den frechen Einbrechern forschte, eine gewisse Rolle gespielt. Nur zum Dessert wurden durchbrochene Porzellanteller von bemerkenswerter Schönheit hingestellt. Vom schwarz und goldenen Grunde hoben sich in runden Medaillons künstlerisch ausgeführte Landschaftsbilder wirkungsvoll ab. Ich erzähle das, weil diese Teller die Veranlassung gaben zu einem kleinen,

mich einigermaßen beschämenden Zwischenfalle, der zugleich aber auch das urbane Wesen des fürstlichen Gastgebers beleuchtet. Ich interessiere mich für schönes Porzellan und betrachtete deshalb, um nach der Fabrikmarke zu sehen, verstohlen die Rückseite eines Tellers. Das bemerkte der Herzog, dem ich schräg gegenüber saß, und lachte: „Sie haben einen guten Blick. Die sind mehr wert, wie mein ganzes Silber."

Die Teller waren aus Meißen, und ebendaher stammten noch andere Stücke, die ich bereits im Schlosse gesehen hatte, so namentlich die Waschgeschirre in den nach dem sächsischen Könige und seinem Bruder benannten Gemächern, einige ganz prachtvolle Spiegelrahmen in großen Dimensionen und verschiedene Uhrgehäuse. Überhaupt hat der jetzt verstorbene Herzog das von außen in seiner langgestreckten Form etwas kasernenmäßig anzuschauende Sibyllenort nicht allein im Innern reich und bequem ausgestattet, sondern dort auch zahlreiche Gegenstände von künstlerischem Werte angesammelt.

Dieser erste Besuch in Sibyllenort hat vor fast zehn Jahren stattgefunden. Später bin ich, solange meine dienstliche Stellung mich in Öls festhielt, noch wiederholt zur herzoglichen Tafel gezogen. Auf eine Einladung zur Jagd konnte ich keinen Anspruch machen, dazu war ich ein zu schlechter Jäger und Schütze. Die Gesellschaft war sehr verschiedenartig zusammengesetzt. Oft waren die großen Herren aus Oberschlesien, der Herzog von Ujest, die Prinzen Hohenlohe, der Graf Maltzahn aus Militzsch Logiergäste im Schloß. An der Jagd nahmen außer diesen teil einzelne herzogliche Beamte und Gutsbesitzer aus der Gegend. Zu Tisch verstärkte sich dann die Gesellschaft durch den königlichen Landrat, durch Offiziere und Geistliche. Nie aber habe ich einen größeren Kreis in Sibyllenort getroffen, als zwölf oder vierzehn Tischgenossen. Deshalb wurde auch stets in dem kleineren Saale gespeist, in dem ein großes Orchestrion mitunter die Tafelmusik machte. Der eigentliche, für eine große Tischgesellschaft berechnete Speisesaal liegt im ersten Stocke. Er ist mit seinen mächtigen Spiegeln, die an den Längswänden sich genau gegenüber, aber mit einer bestimmten Neigung gegen die Mauer aufgehängt sind, dem berühmten Spiegelsaale von Versailles nachgebildet, und es gibt in der That ein zauberhaftes Bild, wenn man im Spiegel eine endlos fortlaufende Reihe kostbarer Gemächer zu erblicken vermeint. In früherer Zeit mögen die lichtglänzenden Kronen mit ihren Hunderten von Kerzen auf manche frohe Tafelrunde heruntergestrahlt haben, wie denn die Festlichkeiten, die der Herzog ehedem in Sibyllenort veranstaltet hat, einen weit großartigeren Charakter getragen haben sollen. Mit dem zunehmenden Alter hatte der Fürst den fröhlichen Kreis seiner Gäste mehr und mehr eingeschränkt, doch war seine liebenswürdige Art dieselbe geblieben.

Als ein wirklich vornehmer Mann hatte der Herzog ein freundliches Wort für jeden einzelnen, den er in die allgemeine Unterhaltung hineinzog, trank hie und da einem Gaste zu, gab selbst einen Scherz zum besten und verstand über den Witz eines andern herzlich zu lachen, kurzum, der fürstliche Herr wußte den Aufenthalt in seinem gastlichen Schlosse so behaglich zu gestalten, daß mit mir gewiß jeder frühere Gast die dort verlebten Stunden zu den angenehmen und genußreichen seines Lebens zählt.

Während in dem an den Speisesaal stoßenden Billardzimmer der Kaffee getrunken wurde, machte der Herzog eine Art von Cercle, und begab sich dann meistens in das die Zimmerreihe abschließende dritte kleinere Gemach. Dort stand in der Mitte ein großer, runder, mit grünem Tuch überspannter Tisch, und die darüber hängende mit dunklem Schirm überdachte ewige Lampe warf ihr helles Licht auf die Mitte der Platte, ließ aber die Gesichter der um den Tisch Platz nehmenden Herren im Halbschatten. Hier spielte der Herzog allabendlich seine Partie Quinze, und dabei durfte merkwürdigerweise nur französisches Gold auf dem Tische erscheinen.

Ich bin niemals zu diesem Spiele herangezogen worden, und auch nicht indiskret genug gewesen, Erkundigungen über dessen Höhe einzuziehen, glaube aber annehmen zu dürfen, daß sich Gewinn und Verlust in mäßigen Grenzen bewegten. Einen Abend allerdings kam es vor, daß der Herzog verschiedene Male den Spieltisch verließ und durch das größere Zimmer, in dem die übrige Gesellschaft sich an verschiedene Whist- und Lhombretische verteilt hatte, seinem Kabinett zuschritt. Man munkelte, daß der hohe Herr im Unglück sei und persönlich die goldenen Füchse zur Fortsetzung des Gefechtes heranhole.

Nur ein einziges Mal in dem Zeitraum, während dessen ich die Ehre hatte, gelegentlich als Gast des verstorbenen Herzogs in Sibyllenort zu weilen, ging die Geselligkeit über die Grenzen des in den vorstehenden Zeilen Mitgeteilten hinaus, und erhob sich zu einem Schimmer früheren Glanzes. Zu Ehren der sächsischen Herrschaften hatte der Herzog das Corps de ballet seines Hoftheaters aus Braunschweig nach Schlesien kommen lassen und für mimische Darstellungen einige Breslauer Schauspieler gewonnen. Da ging es nach aufgehobener Tafel statt zum Spiel in das geschmackvoll dekorierte und glänzend erleuchtete kleine Theater des Schlosses. Die Fürstlichkeiten nahmen in der kleinen halbvergitterten Proszeniumsloge des Herzogs Platz; die Damen der benachbarten Gesellschaft in großer Toilette füllten mit den Hofkavalieren und den Gästen den ersten Rang und die davor liegenden Foyers, und im Parkett drängten sich die besseren Bürgerfamilien aus Öls. Es war ein lebensvolles, farbenprächtiges Bild, das aber nur zu bald den Blicken wieder entschwand. Der Vorhang fiel, die Lichter verlöschten, der für wenige frohe Stunden hier zusammengetroffene Kreis ging auseinander, und wenn nach wenigen Stunden auch der fürstliche Besitzer sein Schloß verließ, so stand dieses für Monate wieder öde und verlassen da. Verwundert fragte dann der Wächter am Parkthor den gelegentlich einmal Einlaß begehrenden Kutscher, woher und wohin des Weges, bevor er langsam die schweren Flügel zurückstieß, und neugierig lugte das Wild unter den Büschen und Bäumen hervor, wenn das Gefährt knarrend auf den breiten Wegen des weiten und gedehnten Parkes entlang rollte, der mit Hügel und See künstlich einer öden Sandbüchse abgewonnen ist. Parkhüter und Wild hatten die Herrschaft im Grünen und ließen sich in ihrer beschaulichen Einsamkeit nicht gern stören.

Hermann Vogt.

Der nette Student.

Eine lustige Geschichte von Hans Arnold.

(Schluß.)

Drei Jahre waren seitdem ins Land gegangen, in deren Verlauf Arthur und Annie längst zum ehrsamen Ehepaar in einer kleinen Stadt geworden waren, und drei Jahre, die Bärbchen zu einem ganz so reizenden Mädchen hatten erblühen lassen, als sie damals zu werden versprach. Bärbchen hielt sich augenblicklich bei ihren Geschwistern für längere Zeit auf, um dem Kreise ihrer Bekannten und Verwandten daheim Zeit zu geben, sich ungestört darüber auszusprechen, daß des Professors Töchterlein wieder einen Korb ausgeteilt habe, und sich gegenseitig zu fragen, was sie denn eigentlich für Ansprüche mache? — Der Assessor war über den besagten Korb auch etwas gereizt, um so mehr, da der abgewiesene Freier nicht der erste und sein intimer Freund war. Er konnte es auch nicht lassen, Bärbchen darüber zur Rede zu stellen, und griff sogar mit rauher Hand an die geheiligtste Erinnerung ihres Herzens, indem er sagte: „ja wenn Maßen (so hieß der Beförbte) zeisiggrüne oder himmelblaue Überzieher trüge und aussähe wie der „nette Student" — da läge die Sache freilich anders." Bärbchen war bei diesen gefühllosen Worten dunkelrot geworden und hatte schweigend das Zimmer verlassen.

„Siehst du!" sagte der Assessor vorwurfsvoll zu seiner Frau, „sie denkt noch immer an den „netten Studenten!"

„Du hast sie ja wieder darauf gebracht," erwiderte Annie ruhig, „übrigens kann ich dir sagen, daß ich bestimmt glaube, den Unbekannten wiedergesehen zu haben — und zwar heut nachmittag! Ein großer, eleganter Mann mit einer Schmarre im Gesicht und einem hellen Überzieher stand an

der Thür der Konditorei in der Eisenstraße, — es müßte mich alles trügen, oder es war der „nette Student!“

„Na, wenn der interessante Mann immer noch Student ist,“ bemerkte der Assessor, „da muß er es ja in den drei Jahren recht weit gebracht haben! Übrigens spreche ich die kühne Hoffnung aus, daß ihr mir nicht wieder die Häuslichkeit durch diesen Jüngling vergiftet, hörst du, Annie?“

Annie war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihr Mann sie noch einmal zurückrief: „Ja richtig, das hätte ich ja fast vergessen, mein Kind, ich habe Dr. Oldenburg und Assessor Soldau zu heut abend zum Thee eingeladen — du weißt, die Herren, die neulich hier Visite machten, ohne dich anzutreffen. Ich sprach sie diesen Morgen, als ich vom Gericht kam, und sagte es ihnen so beiläufig — es paßt dir doch?“

„Eigentlich gar nicht,“ sagte Annie, „denn ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit, um das Abendbrot zu bestellen — aber es ist ja nicht mehr zu ändern! Das sind wohl deine beiden Ideale aus dem Kegelklub?“ Der Assessor nickte.

„Wenn Bärbchen einer von denen gefiele, à la bonne heure — das sind noch nette Leute!“

„Ja, jetzt kann ich aber nicht mehr zuhören, wie du ihr Lob singst,“ sagte seine Frau, „ich muß eilen, damit deine Freunde noch etwas zu essen bekommen!“

Der Assessor bewohnte mit seiner Familie eine Villa vor der Stadt. Den ersten Stock hatte der Besitzer inne, ein reicher Fabrikherr, Rodeck mit Namen, dessen Tochter Käthe mit Bärbchen viel zusammen war und mit der sie auch heute die Abendstunde wieder im Garten verbrachte. Der Lieblingsplatz der beiden Mädchen war eine Laube, in deren unmittelbarer Nähe ein unter Bäumen halb verstecktes Pförtchen direkt auf die Verkehrsstraße mündete. Hier kamen an schönen Abenden öfters Fußgänger und Wagen in größerer Zahl vorüber, die dann von den Insassen der Laube mit vielem Vergnügen zu Protokoll genommen wurden.

Heut abend aber war keine Zeit zu derartigen Unternehmungen. Die jungen Damen saßen in aufgeregtem Nachdenken zusammen und hüteten mit Händen und Augen den runden Gartentisch, auf dem ein winselndes, kohlschwarzes Hündchen im ehrenvollen Alter von vierzehn Tagen sich herumbewegte. Das kleine Tier war der letzte einer heute morgen noch zahlreichen Familie, — alle seine Brüder und Schwestern hatte der herzlose Hausherr dem Wassertode geweiht, und die Tochter des Hauses hatte dies eine Exemplar heimlich geraubt und stand nun vor der Frage: „was wird man damit machen?“

Im Hause behalten? Das war ausgeschlossen, der Papa Rodeck hatte einen ausgesprochenen Abscheu gegen kleine Hunde und duldete in seinem eleganten Zimmer, ja selbst in den Wohnungen seiner Mieter keinen Vierfüßler — und nun gar diesen, der ein ganz gemeiner Schäferhund zu werden beabsichtigte! Alle Bekannten, denen Fräulein Käthe das zweifelhafte Juwel schon schriftlich und mündlich angeboten, hatten sich schaudernd bedankt und mit Entschiedenheit abgelehnt — kurz, die Aussichten Jolis, wie der Obdachlose in aller Eile gegen jeden Anschein benannt worden war, standen trübe!

Bärbchen wurde in die Sorge ihrer Freundin eingeweiht und man sann an diesem schönen Sommerabend schon seit mehreren Stunden vergeblich auf einen Weg zur Rettung des kleinen Schwarzen. Plötzlich sprang Bärbchen auf.

„Käthe — ich hab's!“

„Nun?“ fragte Käthe in höchster Spannung.

„Wir verschenken Joli an irgend jemand, der hier vorbei kommt,“ sagte Bärbchen, „auf eine recht liebenswürdige Art — und du sollst sehen, der Empfänger fühlt sich noch sehr geschmeichelt und freut sich von Herzen!“

„Aber Bärbchen,“ wandte die besonnenere Käthe ein, „das geht doch nicht! Die Leute müssen uns ja für nicht recht gescheit halten!“

„Was willst du lieber? vor ein paar fremden Leuten für nicht recht gescheit gelten, oder den kleinen Hund ertränken lassen?“ fragte Bärbchen mit Entschiedenheit.

Diese schauerliche Alternative gab den Ausschlag. Käthe stand auch auf und überreichte Joli der Freundin.

„Aber noch eins,“ sagte sie und hielt Bärbchen am Arm zurück, „du gibst ihn! Du hast dies ausgedacht!“

„Losen wir!“ schlug Bärbchen vor, „das ist nur gerecht!“

„Aha!“ rief die andere lachend, „vorschlagen kannst du, aber wenn's ans Ausführen geht, hast du keine Kourage!“

„Schön!“ sagte Bärbchen kühn, „ich verschenke ihn — komm an die Gartenthür!“

„Wie wirst du's denn machen?“ frug die Freundin zaghaft.

„Das ergibt der Moment — so etwas kommt gewöhnlich ganz anders, als man denkt,“ erwiderte Bärbchen.

Beide Mädchen traten in die Gartenthür und sahen auf die bereits dämmernde Straße hinaus.

„Der dritte Mensch, Mann oder Frau, der von links kommt, noch keinen Hund hat und nicht betrunken ist, bekommt ihn!“ erklärte Bärbchen feierlich, „aber kein früherer und kein späterer!“ — „Hand darauf!“ rief Käthe und ein Handschlag besiegelte die unschuldige Verschwörung.

Nach einem atemlosen Harren von etwa fünf Minuten rief Käthe leise: „der erste! Gruppen zählen als einer!“

Ein spindeldürrer Herr, gefolgt von einem Rudel kleiner Jungen, trabte vorüber, ahnungslos, welchem grausen Schicksal er entging. „Wie gut, daß wir ihn dem nicht zu geben brauchen!“ sagte Bärbchen aufatmend, „die Jungen hätten ihn in drei Tagen zu Tode gemartert, nicht wahr, du süßes Geschöpf?“ fragte sie und drückte den kleinen Hund zärtlich an ihr Gesicht.

Joli erwiderte auf diese Frage mit einem leisen Winseln, welches die Rührung seiner Beschützerinnen wesentlich erhöhte.

„Still — Nr. zwei!“ rief Bärbchen und sie traten in den Schatten der Bäume zurück, während ein paar alte Damen mit großen Strickbeuteln und riesigen Blumenhüten vorbeitrippelten und sich soviel zu erzählen hatten, daß beide zu gleicher Zeit unbekümmert weiter sprachen, ohne daß eine ein Wort von dem zu hören vermochte, was die andere vorbrachte.

Als sie aus Hörweite waren, sagte Käthe bedenklich: „du, bei denen hätte er's ausgezeichnet gehabt! Lauf ihnen nach! Die hatten Hundeherzen, das sah man auf zwanzig Schritt!“

Bärbchen schüttelte den Kopf. „Ich sage „Kismet“, wie die Türken — aller guten Dinge sind drei!“

Es wurde immer dämmriger und noch kam niemand, denn der Laternenanzünder, dessen Lampe wie ein kleiner Stern am Ende der Straße aufging, wurde nach Übereinkunft nicht gerechnet, da seine Revenuen Joli ein zu mageres Leben in Aussicht gestellt hätten. Jetzt hörte man von ferne Stimmen, die sich näherten, Männerstimmen, vor deren Besitzern her gleichzeitig eine Laterne nach der andern aufflammte.

„Der Dritte!“ flüsterte Käthe mit unterdrückter Stimme, „mir klopft das Herz fürchterlich, Bärbchen!“

„Und mir erst!“ seufzte diese, „lassen wir es lieber — ich nehme ihn mit für uns!“

„Nein, nein,“ drängte Käthe, „es geht nicht —.“

Die Sprechenden, zwei Herren, hatten sich inzwischen der Gartenthür genähert und wären wohl, da Bärbchens Mut gänzlich erloschen war, unbehelligt ihres Weges gegangen, wenn Käthe nicht durch einen nachdrücklichen kleinen Stoß, den sie der Freundin gab, allem Schwanken ein Ende gemacht hätte.

So trat denn Bärbchen, ohne Hut, mit tief gesenkten Wimpern, über und über errötend, vor die Herren hin, die überrascht stehen blieben. Vor Bärbchens Augen tanzten zahllose Funken — sie hielt dem ihr zunächst Stehenden das kleine, lebendige Packetchen hin und sagte mit zitternder Stimme: „wollen Sie einen kleinen Hund haben? — er heißt Joli!“

Bei diesen Worten blickte sie auf — sah in ein bekanntes — ach, trotz der vergangenen Jahre nur zu wohlbekanntes Gesicht — und mit dem atemlosen Ausruf: „der nette Student!“ — warf sie ihm fast bewußtlos den kleinen Hund zu, stürzte in den Garten hinein und schlug die Thür hinter sich ins Schloß. Hier rief sie der erstaunten Käthe zu: „ich habe mich auf ewig blamiert!“ und brach in Thränen aus.

Käthe lief, von brennendster Neugier getrieben, in die

Ariadne. Bismarck.

Schiffe des deutschen westafrikanischen Geschwaders in den Molen von Wilhelmshaven. Aufnahme nach der Natur von C. Saltzmann.

Laube, um den Hundeempfängern nachzusehen, und Bärbchen folgte ihr, sich die Augen trocknend.

Aber wer beschreibt den Schreck der beiden Mädchen, als die Herren, statt sich links nach der Stadt zu wenden, um die Ecke bogen und mit der unverkennbaren Absicht einzutreten sich der Hauptthür näherten! — „Käthe!“ mehr brachte Bärbchen nicht hervor und faßte den Arm ihrer Freundin mit krampfhaftem Griff. Aber Käthe war gefaßter.

„Ach was!“ sagte sie und fing an zu lachen, „wenn sie sich beschweren wollten, machen sie sich ja nur lächerlich — ein Hund ist doch keine tödliche Beleidigung — laß sie kommen!“

„Ja, du weißt viel, was du sagst!“ seufzte Bärbchen, „thu mir nur die einzige Liebe und verrate mich nicht — hörst du? Sie gehen doch entschieden zu deinem Papa als Hausbesitzer — da lüge du ein einziges Mal für mich — sage, du wüßtest von nichts — du rettest mir das Leben!“

„Ich werde mich hüten und heraufgehen!“ sagte Käthe, „ich lasse die Schelte erst kalt werden, die ich für Joli kriege, — bleiben wir ruhig im Garten!“

„Nein, um keinen Preis!“ rief Bärbchen aufgeregt, „wenn sie wieder herauskommen und mich sehen, schäme ich mich zu Tode — ich gehe ins Haus und komme nicht eher wieder herunter, bis du sie hast fortgehen sehn!“

Und der Freundin zunickend, lief sie hastigen Schrittes die Verandastufen hinauf.

Im selben Augenblick, als sie die Thür öffnete, die den Balkon mit dem Zimmer verband, ging die gegenüberliegende Thür ebenfalls auf. Zwei Herren erschienen mit Bärbchen gleichzeitig im Zimmer, — der eine von beiden, eine große, elegante Gestalt mit einem auffallend hübschen, humoristischen Gesicht, trug einen kleinen, schwarzen Hund mit einer Art von schaudernder Ehrerbietung auf dem Arm.

Und nun begab sich etwas sehr Merkwürdiges.

Von den fünf Personen, die sich im Zimmer befanden, blieben vier vor Staunen sprachlos stehen und der fünfte erstaunte darüber wieder so, daß er kein Wort fand, um das Schweigen zu brechen.

Die Herren standen starr, als sie bei ihren Gastgebern die reizende Hundespenderin von der Straße wiederfanden — Bärbchen ging vor Schreck über dieses schnelle Wiedersehen die Sprache aus — Annie erkannte in einem der Eintretenden mit der größten Überraschung den „netten Studenten“, und Arthur sah fassungslos von einem zum andern.

Doch fand er zuerst die Sprache wieder und stellte die Herren vor — „Dr. Oldenburg — Assessor Soldau“ — worauf Annie ihre Gäste mit etwas verlegner Freundlichkeit begrüßte. Den ersten unbewachten Moment benützte die junge Frau, um ihrem Mann zuzuflüstern: „Das ist ja der nette Student!“

„Welcher?“ frug Arthur hastig. Annie lachte.

„Ja, das rate nun 'mal,“ sagte sie und wandte sich von ihm ab.

Inzwischen hatte der „nette Student,“ der übrigens Dr. Oldenburg hieß, seine Fassung wiedergefunden.

„Meine gnädige Frau,“ sagte er, „ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich hier einen so ungebetenen Gast einführe“ — damit hob er Joli in die Höhe — „aber dieses Tierchen ist mir in so reizend liebenswürdiger Weise zum Geschenk gemacht worden, daß ich mich, so lange ich es besitze, noch nie auch nur eine Minute von ihm getrennt habe!“

„Wörtlich zu nehmen?“ lachte die junge Frau, während Bärbchen glutübergossen daneben stand und nicht aufsah.

„Ganz wörtlich, gnädige Frau — Soldau, du bist mein Zeuge! Er heißt Joli!“ fügte der „nette Student“ ernsthaft hinzu und warf bei dieser Wiederholung ihrer Worte einen schelmischen Blick nach Bärbchen hinüber.

„Nun, er sei uns willkommen!“ meinte der Assessor und wandte sich mit einer Regung des Mitleids für die tödliche Verlegenheit seiner kleinen Schwägerin an diese: „Bärbchen, hole doch einen Korb für den kleinen Hund!“

Bärbchen flog dankbar hinaus und erholte sich draußen langsam von den überwältigenden Aufregungen der letzten Stunde.

Der Abend verging unter heitern Gesprächen. Man sagte sich gegenseitig sehr zu und auch Bärbchen vermochte allmählich ihre Schüchternheit so weit zu überwinden, daß sie an der Unterhaltung teilnahm. Meist freilich saß sie schweigsam in einem tiefen Sessel zurückgelehnt, hörte auf das Plaudern der anderen und freute sich, daß der „nette Student“ ganz so war, wie sie sich ihn gedacht hatte, — nein, doch nicht ganz so — sondern viel — viel netter! Das Vergnügen, welches sie an der Unterhaltung empfand, wurde nur beeinträchtigt, sowie man auf frühere Zeiten kam, denn sie zitterte beständig, daß Arthur schändlich genug sein könnte, die Rede auf den „netten Studenten“ zu lenken.

Bisher war der gefährliche Punkt immer noch glücklich umschifft worden, selbst als der Assessor so unvorsichtig war, zu fragen, ob die Herren nicht seinen Schwiegervater, den Professor Bergmann in G. gekannt hätten, bejahte Oldenburg nur mit einer flüchtigen Verlegenheit und sprach sofort von etwas anderem. Auf einmal erhob Annie ihre Stimme.

„Haben Sie eigentlich einen Studienfreund namens Kunze gehabt?“ fragte sie anscheinend unbefangen.

Dr. Oldenburg sah sie mit einem halb fragenden, halb lustigen Ausdruck an. „Den hatten wir — entsinnst du dich, Soldau?“ sagte er mit etwas erzwungenem Lächeln.

„Dann verdanken wir Ihnen wohl gar einen interessanten Mittagsgast!“ rief Annie und lachte hell auf.

Bärbchen sah zitternd vor Angst nach Arthur hin, der aber höchst harmlos lächelte, sie legte mit bittender Miene den Finger auf den Mund und zuckte die Achseln.

„Ich werde sehen!“ sagte er halblaut und orakelhaft.

„Vor dem Augenblicke, wo diese damalige Schandthat ans Licht kommen würde, habe ich mich schon den ganzen Abend gefürchtet,“ bemerkte Oldenburg jetzt, „aber zu leugnen wage ich gar nicht!“

„Wie benahm sich denn der gute Kunze damals?“ fragte Soldau lachend.

„Danach müssen Sie meine Schwägerin fragen,“ mischte sich Arthur ins Gespräch, „sie saß an jenem denkwürdigen Diner neben ihm!“

„Dann habe ich mich wohl bei Ihnen noch ganz besonders zu entschuldigen, mein gnädiges Fräulein,“ meinte Oldenburg.

„Gar nicht!“ sagte Bärbchen mutig. „Herr Kunze war der bequemste Tischnachbar, den ich je gehabt habe — er sprach von Anfang bis Ende kein Wort!“

„Dieses Urteil will ich mir doch merken, für den Fall, daß ich einmal die Ehre haben sollte, Ihr Tischnachbar zu sein,“ erwiderte Oldenburg neckend.

„Aber was ist denn aus Herrn Kunze geworden?“ fragte Annie mit Interesse.

„O, ein großes Tier,“ sagte Soldau, „ich habe ihn vor kurzem wiedergesehn, er ist Privatdozent in K. und gilt für hochgelehrt.“

„Er soll sogar in neuester Zeit bewiesen haben, daß mehrere der bedeutendsten alten Bücher überhaupt nie geschrieben worden sind,“ fügte Oldenburg ernsthaft hinzu, „ich habe mir schon oft im stillen zu dem Scharfblick gratuliert, mit dem ich dieses Lumen damals in die Gesellschaft einführte, denn von mir ging der ruchlose Plan aus!“

Von diesem einen Studentenstreiche kam man auf mehrere, und die Zeit flog so schnell dahin, daß alles erstaunt war, die große Turmuhr Mitternacht schlagen zu hören.

Als die beiden Herren sich erhoben, um zu gehen, wurden sie vom Assessor und Annie freundlich aufgefordert, öfter wieder zu kommen, und Bärbchen fügte halblaut hinzu: „bitte, bringen Sie immer den Joli mit!“

Sie war wieder etwas unbefangen geworden, seitdem sie die Hoffnung hatte in sich aufkommen lassen, daß Oldenburg ihren Ausruf von vorhin „der nette Student“ überhört haben könnte.

Aber diese Hoffnung wurde zu nichte, denn in dem Moment, wo die Herren gingen, rief Bärbchen zum Himmel aufblickend: „Ach, die prachtvolle Sternschnuppe, und ich habe mir nichts gewünscht!“

Da sagte Oldenburg, der gerade vor ihr stand und sich

empfahl, so leise, daß nur sie es hören konnte: „Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, was ich mir gewünscht hätte? Zu erfahren, wer von uns beiden" — er sah flüchtig nach Soldau — „der „nette Student" ist!"

Bärbchen erwiderte seinen Abschiedsgruß mit tiefer Verneigung und schwieg.

Die Herren gingen langsam nach Hause, und während Soldau von der Liebenswürdigkeit der Assessorenfamilie schwärmte, war Oldenburg ganz stumm und sah nur von Zeit zu Zeit nach, ob Joli in seiner Rocktasche schon erstickt wäre.

Endlich brach er in die Worte aus: „Wer von uns beiden mag wohl der „nette Student" sein?"

Soldau warf ihm einen schlauen Blick zu.

„Nun das ist wohl außer Frage — ich bin es!" sagte er gemütlich, „ich war Student und war auch immer auffallend nett — die Sache ist doch wohl klar!" Oldenburg lächelte gezwungen. „Möglich!" sagte er gedankenvoll. Soldau lachte und blieb stehen. „Du bist vor deiner Hausthür, lieber Doktor, was dir entgangen zu sein scheint! Gute Nacht — übrigens — ich gratuliere!"

„Wozu?" frug der nette Student etwas ärgerlich und schnell.

„Zu deinem kleinen Hunde!" sagte Soldau ruhig, „mögen seine Beziehungen zu dir sich weiter so angenehm erweisen, wie heute abend — schlaf wohl!"

Die Freunde waren von da an sehr häufige Gäste im Hause des Assessors — besonders Oldenburg. Er hatte, was oft bezweifelt wird und eben so oft vorkommt, gleich in der ersten Stunde der Bekanntschaft sein Herz an Bärbchen verloren, und nur ein Umstand störte ihn noch und verlieh dem Zusammensein mit dem reizenden Mädchen einen geheimen Stachel — er hätte gar zu gern näheres über den „netten Studenten" gewußt!

An dem heutigen Abend begab er sich auch wieder in das Haus der Freunde. Joli, der an Größe und Häßlichkeit täglich wuchs, begleitete seinen Herrn treulich und pflegte sich, während die Gesellschaft im Freien saß, in einem für ihn bereit stehenden Korbe im Zimmer auszuruhen.

Man hatte nach dem Thee die beliebten Plätze auf der Veranda wieder eingenommen. Bärbchen postierte sich so, daß der Schein des Windlichtes nicht sie traf — wohl aber den „netten Studenten."

Es war ein herrlicher, milder Sommerabend, am dunkelklaren Himmel erschien hier und da ein blasser Stern und aus der Ferne hörte man je zuweilen ein paar weichmütige Walzertakte, die der Nachtwind bald stärker, bald leiser durch die Luft trug, dann wieder einmal in neckischem Spiel ganz fallen ließ, daß man sie gedankenvoll erraten mußte. Ein gefährlicher Sommerabend, um einen Traum weiter zu spinnen — nicht wahr, Bärbchen?

Aber die rauhe Wirklichkeit sollte den Zauber der Minute unterbrechen. Arthur, dem die Lust, seine Schwägerin zu necken, schon die ganze Zeit seit der Bekanntschaft mit Oldenburg das Herz abdrückte, erhob plötzlich seine Stimme und sagte: „Bärbchen, — ich weiß nicht, wobei mir das eben einfällt — was mag denn aus dem „netten Studenten" geworden sein?"

Bärbchen errötete, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und erwiderte nichts.

Annie warf ihrem Mann einen strengen, verweisenden Blick zu, und Oldenburg, der nach Annies und Arthurs Ansicht Ahnungslose, sah gebührend ernsthaft aus, den verstohlenen Blick, den er auf Bärbchen warf, hatte nur diese bemerkt.

„Frage doch einmal den Doktor Oldenburg nach ihm," fuhr der unbarmherzige Arthur fort, „der hat ja auch in G. studiert, du besinnst dich doch noch auf den „netten Studenten?"

„Nein!" stieß Bärbchen mühsam und energisch hervor.

„Ei, ei, dann muß ich deinem Gedächtnis nachhelfen," sagte Arthur kopfschüttelnd. „Arthur!" bat seine Frau leise.

„Du wünschest?" fragte er laut zurück.

Annie zuckte die Achseln, sie sah ein, daß sie die Sache nur verschlimmerte, — das Ding mußte seinen Lauf haben.

„Also," begann Arthur behaglich, „ich werde jetzt 'mal die Geschichte vom „netten Studenten" erzählen. Es war einmal" — Bärbchen stand hastig auf.

„Ich will doch einmal nach dem kleinen Hunde sehen," sagte sie mit zitternder Stimme und lief ins Zimmer, wo sie, von Verlegenheit überwältigt, neben Joli niederkniete und ihr Gesicht in sein flockiges Fell versteckte.

Oldenburg saß eine Weile schweigend da, dann erhob er sich auch. „Nun, wohin?" fragte Arthur.

„Ich — ich möchte einmal sehen, was der kleine Hund macht," bemerkte der „nette Student" verlegen.

„Aha!" sagte Arthur und rieb sich die Hände, „na, aufsichtslos wächst das Tier wenigstens nicht auf!" fügte er hinzu, als Oldenburg fort war.

Bärbchen hörte indes die Schritte des „netten Studenten" näher kommen und blieb verlegen neben Jolis Korb auf der Erde sitzen, während sie das Tierchen auf den Schoß nahm.

„Kommen Sie gar nicht wieder heraus?" begann Oldenburg nach einer Weile: Sie schüttelte den Kopf.

„Arthur ist zu greulich!" sagte sie energisch.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten," bemerkte Dr. Oldenburg, „er erzählt nichts — er hat Sie wohl nur necken wollen! Ist es denn eine so schreckliche Geschichte mit dem „netten Studenten"?" fügte der Doktor mit halbem Lächeln bei, „er hat sich wohl einmal bedeutend lächerlich gemacht — ist es das?"

„Nein!" sagte Bärbchen im Tone vollster Überzeugung, „**das** hat er **nie** gethan!"

„Wäre es sehr indiskret," fuhr Oldenburg fort und bückte sich, um ihr ins Gesicht zu sehen, „wenn ich fragte — was studierte denn der „nette Student"?"

Bärbchen zerpflückte in blinder Verlegenheit eine Nelke, die sie in der Hand hatte, und streute die Blättchen über Joli aus.

„Ehe Sie die Blume zerstören," sagte Oldenburg in leichtem Ton, „können Sie sie lieber mir geben, ich verspreche Ihnen, sie an niemand abzutreten, als an den „netten Studenten", — wenn ich erst weiß, wer es ist!"

„Ach bitte," brachte Bärbchen mühsam hervor, „sprechen Sie nie mehr mit mir von dem — von der alten Geschichte!"

„Nur noch eine Frage," sagte Oldenburg hastig, „war er Ihnen gleichgültig?" Bärbchen stand auf. Ihre Hände, die den kleinen Joli unaufhörlich streichelten, fingen an, heftig zu zittern — sie schüttelte stumm den Kopf.

„Da habe ich ja meine Antwort!" fuhr Oldenburg etwas bitter fort, „aber ich muß Sie **doch** noch etwas fragen — wenn ich **das** weiß, weiß ich alles — haben Sie den „netten Studenten" jetzt vergessen?"

Seine Stimme war bei den Worten unsicher geworden. Bärbchen blickte mit ihren großen, thränenvollen Augen zu ihm auf — schüchtern, aber tapfer und ehrlich.

„Nein," sagte sie, „ich habe ihn nicht vergessen, und ich werde ihn nicht vergessen, und ich will ihn auch nie vergessen!"

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, mein gnädiges Fräulein," sagte Oldenburg totenblaß aber sehr ruhig, „und ich habe die Ehre, Ihnen Lebewohl zu sagen!"

Er schritt bei diesen Worten nach der Thür, aber Bärbchen hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Wenn Sie mich **soviel** gefragt haben," sagte sie in trotzigem Ton, aber mit kaum unterdrücktem Schluchzen, „da fragen Sie doch noch eins — wollen Sie denn gar nicht wissen, — wie er heißt?"

Oldenburg ging plötzlich ein Licht auf.

„Bärbchen!" rief er glückselig und stürzte auf sie zu.

„Nun ja" sagte sie und brach in Thränen aus, „freilich sind Sie der „nette Student" — und ich habe bloß Angst gehabt, daß Sie's zu früh merken würden!"

Hier flog Joli in seinen Korb und Bärbchen schlug, tief beschämt über ihr Geständnis, die Hände vors Gesicht.

Als der Assessor im allgemeinen Freudentaumel die Depesche an seine Schwiegereltern aufsetzte, die ihre Einwilligung und ihren Besuch erbitten sollte, konnte er es sich nicht versagen, hinter den Namen des Bräutigams das erklärende Adjektiv zu setzen: „Der nette Student!"

Der Afrikareisende Eduard Robert Flegel.

Es sind jetzt zweiunddreißig Jahre darüber vergangen, da ertönte in Europa die Kunde, daß unser berühmter Landsmann Heinrich Barth tief im Innern von Zentralafrika, in Adamaua, einen großen schiffbaren Nebenfluß des Niger, den Benué, entdeckt habe. Da dessen Bett tief im Lande nur etwa 260 Meter über dem Meeresspiegel lag, so drang damals Dr. Petermann in englischen Zeitschriften auf die Erforschung dieses Flusses mittels einer Dampferexpedition vom Niger aus. Das Parlament und die Regierung beschlossen die Absendung des Dampfers „Plejade“ unter Dr. Baikie, der dann auch im Sommer 1854 in den von Barth entdeckten Nebenfluß des Niger einfuhr. Während sonst die afrikanischen Ströme in ihrem Unterlauf durch Stromschnellen und Katarakte meist unfahrbar sind, fuhr die „Plejade“, aus dem Niger kommend, im Benué ohne wesentliches Hindernis bis in die Nähe von Adamaua hinauf und mußte die weitere Verfolgung des Stromes nur deshalb unterlassen, weil das Schiff mit den unvollkommensten Werkzeugen zum Schlagen des für die Maschine erforderlichen Brennholzes versehen war. Durch diese Expedition war festgestellt, daß der Benué einschließlich des unteren Niger eine brauchbare Wasserstraße von mindestens 1100 Kilometer abgibt, was der Länge des Rheins von seiner Mündung bis in die Schweiz entspricht.

Eduard Robert Flegel.

So glücklich auch der Versuch Dr. Baikies ausgefallen war, zumal auch das gefürchtete Klima keine Opfer gefordert hatte, so vergingen doch fünfundzwanzig Jahre, bevor ein zweiter Dampfer die Erforschung des Benué fortsetzte. Erst im Jahre 1879 fuhr denselben der „Henry Venn“, ein der englischen Kirchenmissionsgesellschaft gehöriger Dampfer, wieder aufwärts, und daß diese Fahrt zu einer für die Wissenschaft gewinnbringenden wurde, ist einem Deutschen zu verdanken, der sich als „Clerk“, oder „Kommis“, wie wir sagen würden, an Bord des Schiffes befand. Ein einfacher Kaufmann, der sich bald zu einem vortrefflichen wissenschaftlichen Reisenden entwickeln sollte, begann hier seine Entdeckungslaufbahn. Eduard Robert Flegel, von dem hier die Rede sein soll, wurde am 13. Oktober 1855 zu Wilna geboren. Im Jahre 1869 trat der Knabe in eine Buchhandlung zu Riga als Lehrling ein, bezog aber schon 1872 die Handelsschule zu München, um sich als Kaufmann auszubilden. In Hamburg fand er zuerst Stellung und hier, in der alten Hansestadt, wo der Blick für weite überseeische Unternehmungen geschärft wird, verspürte auch Flegel die ersten Ahnungen seines künftigen Berufs. Er ward von einem Großhandelshause nach Lagos an der Guineaküste gesandt, wo er 1875 eintraf und als Händler seine afrikanischen Lehrjahre durchmachte. Auch ihn zog, wie so manchen Vorgänger, der schwarze Kontinent mächtig an; er machte verschiedene größere und kleinere Ausflüge und besuchte 1879 auch das Kamarungebirge.

Jene Ausrüstung des Missionsdampfers „Henry Venn“ gab Flegel, der durch Privatstudien sich tüchtig weiter gebildet hatte, Gelegenheit, die erste größere Reise zu unternehmen. Von der Missionsstation Lokoja, gegenüber der Mündung des Benué in den Niger, wurde am 8. Juli 1879 die Reise angetreten, die nicht nur den fernsten von der „Plejade“ 1854 erreichten Punkt erreichte, sondern noch 230 Kilometer weiter hinaus bis tief nach Adamaua hinein ging. Auf dieser ganzen letzten Strecke war der Fluß nur an einer einzigen Stelle, wo ihn 1851 Barth überschritten hatte, nämlich bei der Einmündung des Faro, jemals von einem Europäer gesehen worden, und der „Henry Venn“ drang noch 60 Kilometer über diese Strecke hinaus. So bezeichnete diese denkwürdige Expedition wieder einen beträchtlichen Fortschritt in unserer Kenntnis von Afrika — eine mächtige, fahrbare Wasserstraße wurde wieder ins Gedächtnis Europas zurückgerufen und die geographische Aufnahme derselben verdanken wir Flegel, der mit seinen geringen Hilfsmitteln den Fluß mappierte. Der Benué, das erfuhren wir durch Flegel, fließt durch schöne, fruchtbare und dicht bevölkerte Landschaften. „Auf einer Strecke von zwanzig Kilometer wird das linke süd-

FLEGEL'S REISEN im zentralen West-Afrika. Maſsstab 1:10 000 000.

liche Ufer von einer fast ununterbrochenen Hüttenreihe begleitet, während am rechten Ufer auf derselben Strecke fünf große Ortschaften von je 500 bis 600 Hütten, außer vielen kleinen Farmweilern liegen.“ Am 4. September 1879 erreichte die Fahrt des „Henry Venn“ bei Ribago ihr Ende, dann wurde die Rückreise angetreten. Die Frage nach der Quelle des Benué war aber immer noch eine offene geblieben.

Flegels Reisebegleiter: Madugu Maigasin baki.
Der Prinz, Besitzer der Haare des Mundes (Schnauzbarts).

Die Entdeckungsreise auf dem Benué hatte Flegel gezeigt, wohin er gehöre: er wußte es nun, daß seine Laufbahn nicht fürder eine kaufmännische sein, sondern daß er in die Schar der Afrikareisenden eintreten solle. So wandte er sich denn nach Berlin an den Vorstand der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, und dieser war auch geneigt, in Anerkennung der vortrefflichen Karte, welche Flegel vom Laufe des Benué geliefert hatte, ihn zu unterstützen. Auch der reine Enthusiasmus und die Jahre hindurch bewiesene selbstlose Hingebung Flegels an die Afrikaforschung wurden in Betracht gezogen. So erhielt er denn von der Afrikanischen Gesellschaft 5000 Mark und von der Berliner Karl Ritter-Stiftung 1000 Mark zu dem Zwecke, die Quellregion des Benué in Adamaua zu erforschen.

Ein direktes Vordringen nach diesem zentralafrikanischen Lande war indessen nicht möglich, und so wollte denn Flegel über Sokoto zu seinem Ziele zu gelangen suchen. Dorthin wollte er auf dem Niger fahren, soweit dieses möglich, und um auf diesem Flusse bequem und sicher vorwärts kommen zu können, mußte er erst dem Sultan Umoru von Nupe seine Aufwartung machen. Dieser Herr aber war gerade auf einem Feldzuge gegen die Akoko begriffen und Flegel mußte daher von Eggan am Niger aus sich in das Lager des Königs begeben; dabei betrat er durchaus unbekannte Gebiete und erlebte manches Abenteuer.

Am 31. August 1880 verließ Flegel Eggan am Niger mit sieben Trägern und einem Dolmetscher, um in südlicher Richtung durch das Flußthal des Kampe vorzudringen. Die Überfahrt über diesen Strom kostete ihm tausend Kaurimuscheln, die in jener Gegend des Landes die übliche Münze bilden. Für ein Stück Yamwurzel in Nußöl gekocht, von Faustgröße zahlte er fünf Kauri; eine gleich große Menge Bohnen in Palmöl gekocht gelten zwanzig Kauri; drei bis vier Bananen je nach Größe ebensoviel; fünfzehn bis zwanzig Erdnüsse erhielt man für fünf Kauri. Jenseit des Kampe war ein schlammiges Terrain zu passieren, in dem Flegels Pferd zusammenbrach, so daß er von nun an die Reise ins Lager des Königs zu Fuß zurücklegen mußte. Dieses geschah aus Rücksicht auf das elende Pferd, das Flegel um jeden Preis erhalten mußte, denn wäre er, als Europäer, ohne ein solches beim Könige eingezogen, so würde ihn dieser nicht für voll angesehen haben.

Endlich war am 9. September in der Gegend von Akunu das Lager des Königs Umoru erreicht. „Ich machte ihm meinen Besuch und übergab ihm die nicht eben glänzenden Geschenke, unter denen eine Uhr mit Kette, ein Kaleidoskop, zwei Tischglocken, drei große Spiegel erwähnt werden mögen. Des Königs Gegengeschenk, bestehend aus einem Schafbock, einem Puter, sechs Hühnern, einem Topf Honig, einem Topf Palmöl, neun großen Yamwurzeln und einem Gewand, ist als ein bedeutendes zu betrachten und spricht am besten für die günstige Aufnahme meines Gesuchs um Empfehlung für die Reise durch sein Gebiet. Ich glaube, daß meine an ihn gerichteten Worte nicht wenig dazu beigetragen haben.“ Flegel erhielt das gewünschte Empfehlungsschreiben für die Reise den Niger aufwärts und einen Geleitsmann. Dieser Königsbote wurde in der That für Flegel sehr nützlich, da er nach seiner Rückkehr nach Eggan, sofort Kähne und alles Nötige zur Nigerfahrt geliefert erhielt. Nun war es Flegel beschieden eine noch unbekannte Strecke des Nigerlaufs, die auf den Karten nur hypothetisch niedergelegt war, zu erforschen und zu mappieren, nämlich die Strecke von Bussan bis Gomba. Erstere Stadt war berüchtigt als der Vereinigungspunkt alles Gesindels der ganzen Gegend; legitimer Handel existierte nicht, wohl aber ein ausgedehntes Beraubungssystem. Auch hier war es schwierig, von dem jungen despotischen Könige die Erlaubnis zur Weiterreise zu erhalten, und erst als Flegel sein Zelt ge-

Flegels Reisebegleiter: Madugu dan Tambari.
Der Prinz, Sohn des Tambari.

opfert und nachdrücklich auf sein Empfehlungsschreiben hingewiesen hatte, gestattete man ihm die Weiterfahrt.

Weiter als bis Gomba wollten die Kanoeleute Flegel um keinen Preis bringen, jenseit dieser Stadt, so sagten sie, hätten sie das Leben zu verlieren, da alles unsicher sei. So war es denn Flegel nicht gegeben bis Say vorzudringen und den letzten noch unbekannten Rest des Niger zu erforschen. Er fuhr nun den bedeutenden Gulbi-n-Gindi aufwärts, den wir durch ihn zuerst als einen großen Zufluß des Niger näher kennen lernen. Trostlose Zustände herrschten überall im Lande, das von Räubern und Dieben erfüllt war. Diebe wurden gefangen und geköpft, andere mauerte man, bis der Richter herbeikam, lebendig ein, da man vermutete sie besäßen „Medizin“, um alle Fesseln zu sprengen. Trotz aller Hindernisse aber schritt unser einsamer Reisender mutig vorwärts.

Am 28. Januar 1881 hatte Flegel die Hauptstadt Sokoto erreicht, wo der Sultan Masu ihn sehr liebenswürdig aufnahm und ihm Empfehlungsschreiben für seine Territorien und das wenig bekannte Land Adamaua aushändigte. Damit war der Hauptzweck der Reise erreicht und im April 1881 war Flegel wieder am Niger.

„Auf dieser Reise“, schreibt er, „wie schon auf dem Ausflug in das Lager des Königs Umoru ist es mir durchaus klar geworden und meinem Gemüt tief eingeprägt, daß es Übermut und Thorheit ist, sich bei glücklichem erfolgreichem Ausgange eines Unternehmens, wie das meine irgend ein Verdienst beizumessen.“ Gewiß ein Zeichen der großen Bescheidenheit des Reisenden, mit dessen Resultaten wir aber immerhin sehr zufrieden sein müssen. Wohl war es ihm nicht gegönnt die ganzen Lücken in unserer Kenntnis des Nigerlaufs auszufüllen, aber er hat wenigstens einen bedeutenden Teil davon beseitigt, die Strecke zwischen Jauri und Gomba.

Ein anderes Resultat der Reisen Flegels war seine Begeisterung für deutsche Kolonisation in Afrika und seine wiederholten Aufforderungen in deutschen Blättern, daß Deutschland sich mehr als schon geschehen am Handel Afrikas beteiligen solle. So schrieb er am 9. März 1882 von Loko am Benué: „Ich glaube schon lange nicht ohne Grund betont zu haben, daß Deutschland, wenn es sich einen Teil Afrikas als Kolonie oder auch nur als Absatzgebiet für die mehr und mehr sich entfaltende Industrie sichern will, bald beginnen muß, einleitende Schritte zu thun. Das Gebiet, das ich vor allem empfehle ist das Niger-Benué-Gebiet, das uns den Weg zum reichen und immer mehr nach europäischen Artikeln verlangenden Sudan offen hält. Es ist auch das uns best- und nächstgelegene und an seiner Grenze allein ist der deutsche Handel mit Afrika von Bedeutung; er müßte sogar von hoher Bedeutung werden, sobald er sich nach dem Innern ausbreitet. Gegenwärtig leben wir hier in einer wichtigen und interessanten Periode, welche vielleicht über die nächste Zukunft dieser majestätischen Handelsstraße entscheidet. Sowohl Engländer als Franzosen arbeiten hier — — —“ Flegel schlägt die Errichtung deutscher Stationen am Benué vor. „Wenn die afrikanische Gesellschaft meine Vorschläge in ihr Programm aufnimmt, so wird sie sich bald den Lorbeerkranz in wissenschaftlicher sowohl als in praktischer Beziehung holen. Hiermit glaube ich nicht zu viel behauptet zu haben. Gerade in diesem Gebiet sind die interessantesten Fragen der Geographie Afrikas zu lösen und an praktischer Bedeutung steht keine Gegend des tropischen Afrika der des Niger-Benué gleich. Die deutsche Regierung und das deutsche Volk sollten sich doch erinnern, daß hier sowohl zum Andenken Heinrich Barths wie auch zum eigenen Nutzen und zur Förderung der Wissenschaft etwas unternommen werden muß.“

Wie glücklich war Flegel, als ihm von der afrikanischen Gesellschaft 15 000 Mark übersendet wurden, mit denen er Waren einkaufen konnte, die ihm als Zahlung auf seinem Wege zur Entdeckung der Quellen des Benué und zur Erforschung Adamauas dienen sollte. Viele Hindernisse waren indessen noch aus dem Wege zu räumen, kleinere und größere vorbereitende Reisen auszuführen, ehe Flegel nach Osten aufbrechen konnte.

Am 9. März 1882 verließ er Loko am Benué: „Morgen früh geht's, wenn meine Träger nichts dagegen einzuwenden haben, weiter nach Osten, der aufsteigenden Sonne entgegen. Dieses Bild am frühen Morgen vor mir stärkt und befestigt meinen Glauben an meinen guten Stern, trotz manches Ungemachs. Ich fühle mich etwas besser, bin aber körperlich sehr herunter und rechne darauf in Adamaua zu erstarken. Die unregelmäßige und oft mangelhafte Ernährung ist es, der ich hauptsächlich meine physische Schwäche zuschreibe. In Madugu, „dem Besitzer des Schnauzbartes“, habe ich einen vortrefflichen Cicerone gefunden, welcher zum dreiundzwanzigstenmale nach Adamaua geht und Elfenbeinhändler ist; dabei ist er treuherzig und wahr, wie ich noch keinen Haussa gefunden habe.“ Die Reise verlief zunächst auf dem nördlichen Benuéufer, durch Bautschi führend, dann ging Flegel auf das südliche über und erreichte dort die Stadt Wukari, die er von der Fahrt im Jahre 1879 schon kannte. Seine Gesundheit stärkte sich und hatte er auch fünf Pferde verloren, so kam er doch glücklich vorwärts und näherte sich immer mehr den Grenzen Adamauas.

Endlich betrat er im Juni 1882 Jola, die gefürchtete Hauptstadt des Landes, wo er beim Statthalter die vortrefflichste Aufnahme fand und sein Empfehlungsbrief aus Sokoto die gewünschte Wirkung that, so daß selbst die Elfenbeinhändler, die in ihm einen Konkurrenten erblickten, sich still verhalten mußten. So konnte denn Flegel schreiben: „Jola, 24. Juni 1882. Ein denkwürdiges Datum! An diesem Tage vor einunddreißig Jahren verließ Barth, krank und elend, ausgewiesen durch den Herrn Adamauas, Jola, wo ich Glücklicher mit vieler Liebenswürdigkeit aufgenommen bin!“ Die Großen des Reichs schildert Flegel als „gebildete Menschen“, die Herzens- wie Geistesbildung besitzen. Einen besonderen Freund fand der Reisende in Mallam Abdullahi, der sich seiner Zeit mit Barth arabisch unterhalten konnte und jetzt von Flegel Heilung von einem Augenleiden hoffte. Der König, der sehr reich von dem Reisenden beschenkt worden war, schwärmte für die Anbahnung eines direkten Handels mit den Weißen und bot Flegel das Monopol des Elfenbeinhandels an. Doch dieser, um seine Stellung als wissenschaftlicher Reisender zu wahren, schlug alle Anerbietungen aus. Aber es blutet ihm das Herz, wenn er sieht, was für Schätze hier leicht zu heben sind und doch nicht benutzt werden. „Warum sind Deutsche nicht schon längst am Niger thätig?“ ruft er aus. „Ich hege die feste Überzeugung, die deutsche Flagge mit der Zeit noch in diesen Gewässern zu sehen, die allein einen großen Verkehr mit Zentralafrika ermöglichen.“ Jola allein liefert jährlich 1600 Zentner Elfenbein in den Handel. Der Butterbaum, Sesam, Reis, Baumwolle, Indigo, die Ölpalme kommen in Adamaua vor, Droguen und Straußenfedern, Blei, Eisen, Kupfer, Zinn sind vorhanden und werden von den Eingebornen bearbeitet.

Von Jola aus konnte Flegel einen Vorstoß nach Süden machen und im September 1882 den wichtigen Ort Ngaundere erreichen, seinen südlichsten Punkt. Hier stand er endlich an der lange gesuchten Quelle des Benué, deren Entdecker er also ist, und konnte er die Wasserscheide zum Logonefluß passieren, welcher bereits dem Gebiete des Tsadsees angehört, während die weiter südlich fließenden Ströme teils zum Congo, teils zum Kalabar und Kamarun hin ihren Lauf nehmen. Welch verlockender Punkt für einen Entdeckungsreisenden! Doch den reellen Nutzen aus seiner Entdeckung zu ziehen, war Flegel nicht beschieden. Seine Mittel waren fast zu Ende und in Afrika gibt es keinen Borg! Auch dort ist alles teuer und muß jede Kleinigkeit bezahlt werden. Also rückwärts — es blieb nichts anderes übrig und im März 1883 befand sich Flegel wieder in Lagos an der Guineaküste. Er hatte großes geleistet und dabei jährlich nur etwa 6000 Mark verbraucht, eine Summe, mit der man in Europa eben anständig existieren kann.

Flegel war aber trotz des halben Mißerfolges noch nicht gebeugt. Er harrte noch aus. Das hielt er für seine Pflicht, „denn ich fühle, daß Sprachkenntnisse, Gewöhnung an Sitten und Lebensweise mich heute vor andern befähigen am Baue

der Wissenschaft mitzuarbeiten." So sehen wir ihn denn im Herbst des Jahres 1883 abermals am Benué und in den Landschaften südlich von demselben, wo er das über 2000 Meter hohe Gebirge erforschte, welches die Zuflüsse des Benué von jenen des Alt-Kalabar trennt. Näheres über diese in das Jahr 1884 sich hinein erstreckende Reise verlautet noch nicht.

Der unermüdliche Pionnier für Deutschlands Kolonialthätigkeit in Afrika weilt seit Anfang Oktober, begleitet von zwei schwarzen Reisegefährten, wieder im Vaterlande, wo seine rührige Thätigkeit und rastlose Zähigkeit die gebührende Anerkennung finden. Das von ihm erforschte Niger-Benué-Gebiet mit seinen reichen Schätzen und seiner konsumfähigen dichten Bevölkerung wird von ihm als ein verheißungsvolles Land dargestellt, welches sowohl für den Handel als die Plantagenwirtschaft wohl geeignet ist, bis jetzt aber nur von Engländern und Franzosen ausgebeutet wird. Bei aller dieser agitatorischen Thätigkeit hat der bescheidene Mann jedoch seine wissenschaftliche Forschung nie aus den Augen gelassen. Durch eigene Kraft hat er sich vom Kaufmann zum gelehrten Reisenden emporgearbeitet und sein Name wird allezeit mit der Entdeckungsgeschichte Afrikas verknüpft bleiben, denn außer vielen kleineren Arbeiten verdanken wir ihm die Aufnahme der Route von Eggan nach Akoko, die Aufnahme des bisher unbekannten Laufes des Niger von Bussan bis Gomba, die Aufnahme des oberen Benué und die Entdeckung der Quellen dieses Flusses.

Am Familientisch.

Das westafrikanische Geschwader.

(Zu dem Bilde auf S. 89.)

Mit Staunen, Mißbehagen und teilweise schlecht verhehltem Neid hat das Ausland in letzter Zeit sehen müssen, wie sich an verschiedenen Punkten der afrikanischen Westküste die deutsche Flagge entfaltet hat und das deutsche Reich damit als Kolonialmacht aufgetreten ist.

Vor 200 Jahren, am 1. Januar 1683, ist schon einmal in der Nähe unserer jetzigen Besitzungen die kurbrandenburgische Flagge auf der Feste der Faktorei Groß-Friedrichsberg gehißt worden. Der weite staatsmännische Blick des Großen Kurfürsten hatte erkannt, daß ein Küstenstaat, der dauernd zu Macht und Größe gelangen will, teilhaben müsse am Welthandel und an der Herrschaft des Meeres. Leider wurde sein großgedachtes Werk nicht in demselben Sinne weiter geführt. Bald nachdem der Tod sein helles Auge geschlossen, zerfiel jenes und mit ihm die Anfänge einer Kriegsmarine, die er geschaffen. Erst unserm ruhmreichen Kaiser, dem würdigen Sproß seines weisen Ahnherrn, war es vorbehalten, dessen Politik nach dieser Richtung wieder aufzunehmen und sein großer Kanzler hat ihr thatsächlichen Ausdruck gegeben. Seit den letzten zwei Jahrzehnten ist eine Flotte geschaffen worden, die den Feinden und Neidern Achtung abzwingt und mit der sie fürderhin zu rechneu haben. Sie gibt zugleich die Gewißheit, daß die neuen Kolonien, die des Vaterlandes Wohlstand fördern, seinen Erzeugnissen weite Absatzgebiete eröffnen und dem Handel einen mächtigen Aufschwung geben werden, nicht wieder verloren gehen, sondern zu Deutschlands Ruhm und Größe aufblühen sollen, den äußern und innern Feinden zum Trotz. Der Adler in unserer Kriegsflagge wird nicht nur schirmend seine mächtigen Schwingen über die gewonnenen Länder ausbreiten, sondern seine Fänge werden sie auch festhalten und gegen jedermann zu verteidigen wissen.

In wenigen Tagen wird ein stolzes Geschwader nach den neuen Erwerbungen abgehen, um das Protektorat sicher zu befestigen, und den fremden Völkern zu zeigen, daß Deutschland es ernst damit meint und niemand gestatten will, seinen Besitztitel anzuzweifeln.

Vier Schiffe mit zusammen über 1300 Mann sind es, aus denen das Geschwader besteht, und zu denen noch der als Transportschiff gemietete Hamburger Dampfer „Adler" als fünftes tritt. Es sind die beiden gedeckten Korvetten „Bismarck" und „Gneisenau" von je sechzehn 15 cm-Kanonen und die zwei Glattdeckkorvetten „Olga" von zehn und „Ariadne" von acht 15 cm-Geschützen, von denen wir unsern Lesern im Bilde „Bismarck" und die „Ariadne" vorführen, wie sie zwischen den Außenwerken Wilhelmshavens zum Auslaufen bereit liegen.

„Bismarck" ist das Flaggschiff, und wie wir dem großen Staatsmann diese Erweiterung deutscher Machtsphäre zu danken haben, ist es wohl angemessen, daß das Schiff, welches seinen Namen trägt, auch an der Spitze dieser Expedition stehe und die neue Kolonialpolitik inauguriere. „Bismarck" und „Gneisenau" sind Schwesterschiffe, aus Eisen gebaut. Sie haben einen Raumgehalt von nahezu 3000 Tonnen, eine Maschinenkraft von 3000 Pferden, die ihnen eine Geschwindigkeit von 14 Knoten ($3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen in der Stunde) verleiht, und je 404 Mann Besatzung. „Olga" und „Ariadne" führen ihre Geschütze auf dem Oberdeck, während sie bei jenen in einer Batterie unter Deck stehen, und haben etwas kleinere Dimensionen bei gleicher Geschwindigkeit. Die „Olga" ist auch von Eisen gebaut, mit 2200 Pferdekraft und 267 Mann, die „Ariadne" ist dagegen aus Holz konstruiert und hat 2100 Pferdekraft, sowie 238 Köpfe an Bord. Außerdem sind alle vier, wie die früheren Segelfregatten, mit denen sie auch in der äußeren Erscheinung ungefähr übereinstimmen, vollgetakelt, d. h. mit drei Masten und Raaen versehen und können ebensogut unter Segel wie unter Dampf manövrieren. Der Befehlshaber des Geschwaders ist Kontreadmiral Knorr, ein schneidiger, energischer Seeoffizier, der 1870 das Kanonenboot „Meteor" kommandierte und in seinem Kampfe mit dem weit größeren französischen Aviso „Bouvet" am 8. November 1870 auf der Rede von Havana letzteren in die Flucht schlug und dabei zeigte, aus welchem Holze er geschnitzt sei. Die Namen der Schiffskommandanten sind: Kapitän zur See Karcher (Bismarck), Valois (Gneisenau), Korvettenkapitän Chüden (Ariadne), Bendemann (Olga) und sie alle haben einen guten Klang.

Deutschland darf sich deshalb der Erwartung hingeben, daß die Ehre seiner Flagge hoch gehalten werde und das westafrikanische Geschwader das Seinige thun werde, um den Ruhm unseres Vaterlandes zu wahren. Wünschen wir den braven Besatzungen und ihren Führern von Herzen eine glückliche Reise, das deutsche Volk wird sie im Geiste begleiten, sie nehmen dessen Sympathien mit sich. Möge ihnen allen dereinst eine glückliche Rückkehr in die Heimat beschieden sein.

Der künftige Förster. (Zu dem Bilde auf S. 85.)

Das ist ein glückseliger Augenblick, den das Bürschchen auf unserm Bilde erlebt. Noch ein paar Handgriffe und das erste Gewehr ist fertig, ein wirkliches, leibhaftiges Gewehr, das den Bolzen weithin schleudert dem Ziele zu. Wenn der Junge künftig den Vater begleitet, wird er nicht mehr unbewaffnet neben ihm herschreiten, und wenn Diana „steht", wird auch er sein Gewehr an die Backe bringen. Weidmannsheil, du kleiner Gesell!

Zur Geschichte der deutschen Publizistik.

Als im August des Jahres 1625 Tilly an die Abgesandten der Fürsten des niedersächsischen Kreises zu Braunschweig zwei Bevollmächtigte sandte, drangen diese unter andern auch darauf, daß die Kreistagsdeputierten auch ihre ganze Autorität anwenden möchten, den Schreibern und Druckern ernstlich zu untersagen, sich nicht zur Ungebühr über das kaiserliche Kriegsvolk zu äußern und durch „dergleichen Druckschriften nur die Gemüter zu erbittern." — Die darauf unterm 30. August 1625 von den Kreistagsdeputierten ergangene Resolution lautet buchstäblich also:

„Was nun die angegebenen pasquillischen Schriften anlangt, so können anwesende Räte und Gesandten ein Mehreres dabei nicht thun, als daß sie alle Schmähschriften, schmähliche Gedichte und Anschläge unter ernstlicher und unnachlässiger Bestrafung der Übertreter verbieten, wie es des heiligen Reiches Konstitutionen allerdings gemäß ist. Sie ersuchen dahero Ihro Exzellenz, Sie wollen an dessen schleuniger Zuwerkstellung keinen Zweifel tragen. Viel eine andere Meinung aber hat es, wenn nur historisch und nude ohne Verbitterung und violentia verborum die Geschichte erzählet wird; denn solches als Unrecht nicht verboten werden mag. Man müßte sonst alle historische Beschreibungen zugleich mit verbieten und aufheben, da doch publice und privatim so wohl nötig als hochnützlich, memoriam rerum gestarum zu haben. Dazu ist aber kein ander Mittel, als die historische Beschreibung, daran alle Politici judizieren, daß sie ein custos virtutum, aber auch testis malorum facinorum sei. Im Fall dahero Ihro Exzellenz bei der Soldateska ernstlich beschaffet, sich gänzlich der hostilischen, unmenschlichen, bösen Thaten bei unnachlässiger Leibes- und Lebensstrafe zu enthalten, so werden sich dergleichen Avisen bald verlieren." R. F.

Gesundheitsrat.

L. B. in Schwerin. Sie haben, da Sie Ihr Haus nicht allein bewohnen, ganz recht hinsichtlich einiger ansteckenden Krankheiten, ob auch der Cholera, wird schwer zu entscheiden sein; allerdings ist Vorsicht auch da das beste. Wir können Ihnen deshalb die fraglichen geruchlosen Zimmerklosetts aus der Fabrik von A. Töpfer in Stettin nur aufs beste empfehlen, namentlich die nach Dr. Schür'schem System konstruierten. Wenigstens benutzt die hiesige (Altonaer) große Garnison dieselben seit Jahren zu großer Zufriedenheit, außerdem aber viele andere Militärverwaltungen, namentlich in Lazaretten.

Linchen. Sprödigkeit und Aufspringen der Hände beruht auf zu sparsamer Bildung von Hauttalg. Blutarme und Nervöse leiden mehr daran, weil die Winterkälte ihre Haut noch blutleerer macht, wodurch die Talgabsonderung noch eine weitere Einschränkung erfährt. Dazu kommt dann noch eins, nämlich das Waschen mit den jetzt üblichen Toiletteseifen. Dieselben werden nämlich mit wenigen Ausnahmen auf kaltem Wege hergestellt und enthalten deshalb überschüssiges Ätznatron (das sich als der bekannte weißliche Überzug der Toiletteseifen kundgibt). Dies Ätznatron nimmt auch noch den letzten Rest von Hautschmiere weg und reizt die Haut in hohem Grade. Sie müssen zum Waschen laues weiches Wasser und als Seife die „flüssige Glycerinseife" von Sarg & Sohn, Wien oder einfache gute Kernseife (Marseiller oder Kastilianische Seife, ebenfalls in der Apotheke zu haben) benutzen. Um der Haut zu dem fehlenden Fett zu ver-

Röschen im Moose.

helfen, müssen Sie dieselbe abends sorgfältig mit einem härteren Fettgemisch einreiben, am besten mit der sogenannten Lippenpomade. Bei den Damen ist der Gebrauch des Glycerin sehr beliebt, doch entzieht das der Haut Wasser und reizt sie dadurch (daher das Brennen beim Einreiben). Besser als reines Glycerin ist folgendes Gemisch: Glycerin 100 Gramm, Orangenblütwasser 12 Gramm und Benzoëtinktur 2—3 Gramm, womit abends die rissigen Hautpartien einzureiben sind. Außerdem müssen Sie im Winter sehr warme Handschuhe (wenn nötig Fausthandschuhe) beim Ausgehen tragen, Glacehandschuhe verschlimmern die Sache.

Leser an der Nordküste. Die bekannten O-Beine kommen vor bei Kindern mit englischer Krankheit, deren Knochen dem Druck der Körperlast nachgebend, sich so nach außen verkrümmen, daß beide Beine zusammen eine höchst unwillkommene Ähnlichkeit mit dem lateinischen Buchstaben O annehmen. Die Verkrümmung pflegt aber nur bei denjenigen Kindern so schlimme Dimensionen anzunehmen, welche zu früh von Ältern oder Kindermädchen zum Stehen und Gehen angehalten worden sind. Kinder mit englischer Krankheit dürfen nicht „gewartet" werden, sondern müssen liegen oder höchstens auf dem Fußboden umherkriechen, wo sie niemals in Versuchung kommen, ihre Knochen zu überanstrengen und zu stark zu belasten. Als einfaches Mittel dagegen empfehlen wir Ihnen, von orthopädischen Maschinen abgesehen, folgendes: Fest gestrickte gut passende Strümpfe mit einem Knopf an der äußern Seite des Knies. Dieser Knopf muß aber genau in der Höhe sitzen, wo das Knie bei der Beugung den Winkel bildet oder ein ganz wenig darunter. An diesem Knopf befestigt man ein Gummiband, welches an der Außenseite des Oberschenkels hinauflaufend am Unterjäckchen oder einem andern Teil der Kleidung in der Nähe der Hüfte angeknöpft ist. Bei aufrechtem Stehen muß dies Band straff gespannt sein. Die Wirkung dieses einfachen Apparates, also der jetzt allgemein gebräuchlichen Strumpfhalter ist die, daß bei jeder Streckung des Beines im Knie das Band gespannt wird in dem Augenblick, wo das Bein gerade wird. Der durch das Band ausgeübte Zug wird durch den Strumpf auf den Unterschenkel übertragen und macht sich hauptsächlich im Knie geltend in der Weise, daß derselbe im Knie nach außen gedreht wird. So geringfügig diese Kraft erscheinen mag, so ist sie doch von großer Wirkung. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht die Bemerkung unterdrücken, daß diese Art Strumpfhalter für Kinder mit zartem Knochen- und Muskelbau oft geradezu gefährlich wird. Wenn nämlich zur Erzielung eines „adretten" Sitzens der Strümpfe diese Strumpfhalter etwas knapp bemessen werden, sodaß sie beim geraden Stehen geradezu straff und gespannt sind, zumal wenn die Strümpfe gar nicht einmal bis zum Knie hinaufreichen, so sind die Strumpfhalter, wie ärztliche Beobachtungen gelehrt haben, im Stande, aus ganz geraden Beinen die bekannten X-Beine (Bäckerbeine) zu machen. Wer also für seine Kinder diese Strumpfhalter verwenden will, hat zweierlei zu beachten: Erstens, daß die Strümpfe bis über das Knie hinaufgehen und zweitens, daß die Strumpfhalter beim geraden Stehen vollkommen locker d. h. nicht gespannt erscheinen. Strumpfhalter aus einfachem Leinenband dürfen wegen ihrer Unnachgiebigkeit überhaupt nicht verwendet werden.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

	a	b	c	d	e	f	g	h
8						●		●
7								
6		●		○				●
5								
4				●		○		
3								
2				○				
1					○			

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1.

Aus den vier Wörtern „Riga", „Emden", „Mime", „Kost" kann man durch Umstellung der Buchstaben vier andere Wörter erhalten, welche den Anfang eines sehr bekannten Liedes bilden.

2.

Es hat wohl „ohne Kopf" die größten Geister,
Viel herrliche und kunstbeflissne Meister
Hervorgebracht, die längst im Grabe ruhn.
Ich schau dich an und seh den Kopf dich schütteln
Als fragtest du: Wie soll ich das ermitteln?
„Mit Kopf" sollst du es, lieber Leser, thun.
Gt.

3. Scherzaufgabe.

Wenn ich von Zehn
Abziehe Zehn,
Bleibt doch noch Zehn.
Wie kann das gehn? K. v. W.

4.

Gibst du dem Philosophen ein Fußbrett französischen Goldes,
Höre, wie führt er so brav dann den Gemeindegesang. L . . . . g.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 5.

Schachspielaufgabe.

1. Kb4—c5 1. Sd2—e4† oder ein Bauer zieht oder Sd2—f1 (f3)
2. Kc5—c6‡

A.
1. . . . . 1. Ke7—d7
2. Le4—c6‡

B.
1. . . . . 1. Sd2—b1
2. Le4—c6‡

1.

M	U	S	E	U	M
A	L	T	O	N	A
D	O	L	L	A	R
R	O	B	E	R	T
I	U	D	I	T	H
D	E	L	I	L	A

Bilderrätsel:

Gewähren ist oft leichter als versagen,
Und legt die Liebe uns auf ein schmerzlich Nein,
Ists dem Verneinenden am schwersten wohl zu tragen.

2. Zweisilbige Scharade. Hauskreuz.

3. Rock — Rocken.

4. Von der Zahl 48.

Arithmetische Aufgabe.

A hat in seinen Steinen 51 Augen, B 31, C 37 und D 49.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Beim letzten Herzog von Braunschweig. Erinnerungen an Sibyllenort. Von H. Vogt. — Der nette Student. Schluß. Eine lustige Geschichte von Hans Arnold. — Der Afrikareisende E. Robert Flegel. Mit Porträt, Bildnissen seiner zwei Begleiter und Karte. — Am Familientische: Das westafrikanische Geschwader. Mit Illustration. — Der künftige Förster. Zu dem Bilde auf S. 85. — Zur Geschichte der deutschen Publizistik. — Gesundheitsrat. — Röschen im Moose. Bild von Oskar Pletsch. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. November 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 7.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Der Oberst hatte während dessen ruhig zugehört. Jetzt aber wendete er den Kopf einer Stelle zu, von der das Geräusch entfernter Fußtritte auf den bereits völlig dunklen Parkwegen hörbar wurde und das Nahen der jungen Mädchen anzeigte. „Unsere Unterredung geht zu Ende, Sophie," sagte er sodann, „und ich muß deshalb noch einmal meinen Rat wiederholen und ihn dir aufs dringendste empfehlen. Du mußt dich dieser Person versichern, es koste, was es wolle! — Du mußt dir durch sie volle Gewißheit über deine Aussichten verschaffen! — Du mußt ihr den Tod ihres Lieblings mitteilen, — sie kann dann kein Interesse mehr an der Wiedereinsetzung seiner Person in seine vermeintlichen Rechte nehmen, — du mußt sie im Gegenteil darauf aufmerksam machen, daß ihr Interesse erheischt, die künftige Herrin zur Freundin zu haben. — Bedenke, daß es eine gebieterische Notwendigkeit für dich ist, Klarheit zu gewinnen, daß das Wohl und Wehe deiner Kinder in der Wagschale liegt! — Und jetzt", fuhr er fort, die Zigarre über den Rand der Galerie werfend und seine bisherige Stellung verlassend, „noch eine scheinbar abliegende Frage, die aber dennoch mit dem Gegenstand unseres Gesprächs im engsten Zusammenhange steht. — Ich habe seit längerer Zeit meine Bemerkungen gemacht, die mich auf die Vermutung lenken, daß zwischen Margarete und Felix eine Zuneigung besteht. — Weißt du darum?"

„Ich glaube allerdings, daß die beiden jungen Leute ein warmes Interesse für einander fühlen. Ich habe der Sache kein Hindernis in den Weg gelegt, da ich eine Verbindung für ein im Interesse beider liegendes, durchaus wünschenswertes Ereignis halten würde."

Ein langgedehntes „Hm!" war die Antwort des Obersten. „Du entschuldigst, Sophie, daß ich nicht völlig mit dir übereinstimmen kann. Bei aller Achtung für dich und deine Tochter, die mir persönlich eine höchst wünschenswerte Schwiegertochter sein würde, muß ich doch entschieden gegen jede Beförderung eines Verhältnisses zwischen beiden protestieren, ehe deine Vermögensverhältnisse völlig klar gelegt sind. Du wirst selbst einsehen, daß mein Sohn als völlig vermögensloser Arzt eine Dame von der Erziehung deiner Tochter nicht heimführen könnte, ohne durch eine entsprechende Mitgift in den Stand gesetzt zu sein, ihr eine gebührende Stellung zu verschaffen."

Die Freifrau seufzte. „Du magst recht haben; und doch erscheint es hart, Bruder!"

„Es ist dein Fehler, Sophie, dein Urteil stets durch dein Gefühl bestimmen zu lassen! — Deine eigene Einsicht muß dich lehren, daß es nicht Härte, sondern lediglich die Forderung der Klugheit ist, die mich zwingt, dich auf die Inkonvenienzen einer Verbindung aufmerksam zu machen, die nicht die Garantie eines künftigen Wohlstandes bietet. — Wenn deine Wünsche in dieser Richtung liegen —"

Die Freifrau richtete sich hoch auf. „Meine Wünsche für das Wohl meiner Tochter ließen mich hoffen, daß sie in Felix einen liebenden und in jeder Beziehung tüchtigen Gatten von durchaus zuverlässigem Charakter finden werde. Und laß mich hinzufügen, daß ich zu hoffen wagte, auch das Glück deines Sohnes werde an ihrer Seite gesichert sein. — Ich werde aber nie wünschen, sie in eine Stellung eintreten zu sehen, in welcher sie der ihr gebührenden Aufnahme nicht sicher ist."

Der Oberst war in Verlegenheit. Er fürchtete, die Aussichten seines Sohnes geschädigt zu haben, da, wo er doch nur einen Sporn zu erneuerter Anstrengung, das Ziel zu erreichen, zu geben wünschte. Denn obgleich es sein völliger Ernst war, daß er Margarete als vermögensloses Mädchen nicht zur Schwiegertochter geeignet hielt, so war er doch weit davon

entfernt, sie für vermögenslos zu halten. Im Gegenteil schienen ihm ihre Aussichten glänzend, wenn seine Schwester sich nur entschließen konnte, auf dem Wege vorzugehen, den er ihr vorgezeichnet hatte. Er beeilte sich etwas von „nicht so schlimm gemeint, erwünschteste Verbindung, nur vernünftig sein“ zu sagen, konnte aber doch nicht sogleich wieder den richtigen Faden finden. Es gereichte ihm daher zur großen Erleichterung, daß die Fußtritte der Mädchen sich schnell näherten. Er bot seiner Schwester den Arm, und beide verließen die Terrasse, um den Nahenden entgegenzugehen. — In diesem Augenblicke ließ ein plötzliches Leuchten Treppe und Park im hellsten Lichte erscheinen und zeigte ihm das totenbleiche Gesicht der Freifrau.

„Mut, Sophie, Mut!“ sagte er leise. „Sei entschlossen, und alles wird gut!“

„Gut!“ erwiderte sie tonlos. „Ich werde thun, was du forderst. Aber ich habe gesündigt, und meine Kinder werden die Strafe tragen!“

Der Oberst wurde durch das Herankommen der jungen Damen an einer Antwort gehindert. Groß war die Freude der Mädchen, den Unerwarteten zu begrüßen, groß die Sorge der Freifrau, als sie sowohl Lucy als Ulrich vermißte, von dem sie voraussetzte, daß er die kleine Gesellschaft getroffen habe, — um so größer, als eben ein neuer Blitz mit deutlich vernehmbarem Donnerschlag bewies, daß das Gewitter in schnellem Anzuge sei. Eilig kehrte die Gesellschaft ins Schloß zurück, wo Frau von Ellern sogleich die nötigen Maßregeln traf, um der Vermißten Hilfe entgegenzusenden.

IX. Eine Bundesgenossin wider Willen.

Als sich die Gesellschaft am folgenden Morgen im Eßzimmer zum Frühstück zusammen fand, fehlte Lucy. Margarete, die ihr bereits in aller Frühe einen Besuch auf ihrem Zimmer abgestattet hatte, erklärte, daß sie sich zwar wohl befinde und über keine übeln Folgen der gestrigen Durchnässung geklagt habe, daß aber ihr Fuß angeschwollen sei und keine Bewegung gestatte. Margarete fügte hinzu, daß die Jungfer geraten habe, die alte Meinhardt ins Schloß kommen zu lassen, die eine besondere Fertigkeit im „Streichen“ besitze, und ein durch einen Fehltritt verletztes Glied, dessen Krankheit auf eine zu plötzliche Anspannung der Sehnen, nicht aber auf einen Bruch zurückzuführen sei, mit besonderer Geschicklichkeit zu behandeln wisse. — Frau von Ellern würde unter anderen Umständen die Zuziehung der Alten auf keinen Fall gestattet, vielmehr sofort einen Arzt herbeigerufen haben. Heute war ihr eine Gelegenheit willkommen, die ihr die Möglichkeit bot, auf die wenigst auffällige Art mit ihr in Verbindung zu treten. So hatte sie nichts dagegen, als Margarete sich erbot, selbst die Alte aufzusuchen, denn sie fürchtete mit Recht, daß dieselbe einer anderen Aufforderung keine Folge leisten werde.

Die drei Geschwister brachen zusammen auf. Ulrich, den seine gewohnte gute Laune heut im Stich gelassen zu haben schien, um sie auf einem Morgenspaziergang mit Else wieder zu finden, Margarete, um sich zur Meinhardt zu begeben. Sie war das einzige Glied der Schloßherrschaft, das sich rühmen konnte, eine Art rauher Zuneigung von der Alten zu genießen. Ihre Besuche im Stift führten sie oft an ihrer Wohnung vorüber, und da sie die Blumen liebte, die die alte Frau mit besonderer Vorliebe pflegte, so hatte sie ihrem Gärtchen manchen Besuch abgestattet und das Herz der Alten durch aufrichtige Bewunderung ihrer Lieblinge erfreut. Sie saß dann wohl ein Weilchen neben ihr auf der Bank vor dem Häuschen, oder wartete einen drohenden Regenschauer in ihrem Stübchen ab. So hatte sich zwischen ihnen eine Art von Freundschaft gebildet. Margarete freute sich des selbständigen Geistes der Alten, die ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst unbeirrt ihren Weg ging, und diese wiederum fand in dem jungen Mädchen all' die Liebenswürdigkeit und Frische ihres verschollenen Lieblings ohne den Leichtsinn, der sein trauriges Ende herbeiführte, und konnte sich dem Reiz derselben nicht verschließen.

Margarete fand die Alte in ihrem Zimmer, das durch die hereinnickenden Weinreben besonders traulich gemacht wurde, beschäftigt, die Vorbereitungen zu ihrem einfachen Mittagsmahl zu treffen. Sie trug einen Anzug, der die Mitte hielt zwischen dem ländlichen Zuschnitt und der Tracht der höheren Stände, der aber in allen Einzelheiten die äußerste Sauberkeit zeigte. Das glatt gescheitelte graue Haar war unter einer schneeweißen Haube fast gänzlich verborgen. Das glatte, alte Gesicht hätte anziehend genannt werden müssen, wenn es nicht durch einen strengen, fast finsteren Ausdruck zugleich abgeschreckt hätte. Die klugen grauen Augen hatten einen fast jugendlichen Glanz bewahrt, aber sie schienen durch ihren kalten Blick jede Annäherung zurückzuweisen.

Als Margarete nach vorherigem Anklopfen in das Zimmer trat, flog ein Ausdruck von Freude über die strengen Züge der Alten, der das junge Mädchen an den Strahl der Wintersonne mahnte. Sie ruhte nicht, bis das junge Fräulein sich gesetzt hatte, und hörte dann aufmerksam ihrer Erzählung zu; ihr Gesicht verfinsterte sich aber zusehends, als Margarete mit der Bitte hervortrat, daß sie sie aufs Schloß begleiten und ihrer kranken Freundin Hilfe leisten möchte.

„Ei, ei! gnädiges Fräulein!“ sagte sie halb ungläubig. „Und hat die gnädige Frau Mutter auch erlaubt, daß die alte Meinhardt ihr“, — sie sprach das „ihr“ mit einer Betonung, die den Spott durchblicken ließ, — „ihr Schloß wieder betritt?“

„Wie mißtrauisch Sie sind, Meinhardt!“ antwortete Margarete begütigend. Ich bin gewiß, daß weder Mama noch sonst jemand Ihnen das Schloß verboten hat!“

„Ei, mein gnädiges Fräulein, es läßt sich ein Verbot auch ohne Worte ausdrücken. Und die Alte ist zu stolz dahin zu gehen, wo man sie nicht gerne sieht!“

„O reden Sie doch nicht so dummes Zeug, Meinhardt! — Wenn man Sie nicht gerne sähe, würde ich dann selbst kommen, um Sie zu holen?“ —

„Kann alles sein, gnädiges Fräulein! Man braucht zuweilen in der Not auch Leute, die man in guten Tagen über die Achsel ansieht! Die gnädige Frau Mutter und ich kennen einander zu gut, um uns zu trauen!“

Margarete lachte. „Dann solltet Ihr Euch noch viel besser kennen lernen, Meinhardt! — Ich bin überzeugt, daß Mama keine Ursache hat, Sie zu fürchten, — und Sie selbst fürchten sich vor gar nichts, am wenigsten vor Mama! — Jetzt kommen Sie und lassen Sie Miß Ernscliffe nicht länger Schmerzen leiden, als nötig ist!“

„Das junge Fräulein hat einen Namen, den niemand im Ort behalten kann. Ist es wahr, daß sie eine Ausländerin ist?“

„Sie ist eine Engländerin. — Jetzt aber seien Sie eine gute alte Frau, — da, binden Sie das Tuch um und folgen Sie mir sogleich. Ich will Ihnen unterwegs auf all' Ihre Fragen Rede stehen!“

Die Alte zögerte noch, indessen entschloß sie sich nach einiger Überlegung mitzugehen. Als sie durch das Parkthor traten, ließ sie ihre Augen überrascht umherschweifen. Seit zehn Jahren hatte sie den Platz nicht betreten, und sie fand ihn völlig verändert. Die breite Terrasse, die, mit Treibhausgewächsen reichlich geschmückt, sich an dem ganzen Vorderflügel des Schlosses hinzog, war erst nach ihrer Zeit entstanden, ebenso die prächtigen Treppen, die zu beiden Seiten hinaufführten. Die alten Parkbäume kannte sie wohl; aber wo früher nicht allzu sauber gehaltene schmale Wege in ein waldartiges Gestrüpp führten, waren jetzt herrliche Grasplätze, breite, sauber gehaltene Kieswege, ein üppiger Flor von farbenprächtigen Blumen und hie und da eine Marmorgruppe, die aus dem tiefen Grün der Umgebung hell hervorleuchtete. — Die Alte stand nicht still; sie wollte ihrer alten Feindin, der Freifrau, nicht diesen Tribut der Bewunderung zollen. Sie schritt schweigend an Margaretes Seite die Treppe hinauf, und ohne jemand in den weiten Räumen zu begegnen, gelangten sie in Lucys Zimmer.

Lucy war sehr bleich. Das üppige dunkle Haar war nicht in Fesseln gelegt, sondern fiel ungezwungen über Hals

und Schultern herab und kontrastierte um so auffallender mit der blendend weißen Haut. Sie saß in einem Lehnstuhl, der kranke Fuß war in möglichst bequemer Lage auf einem zweiten Sessel ausgestreckt.

Die Alte machte sich sofort an ihre Aufgabe und widmete sich, ohne ein Wort zu sprechen, ganz dem verletzten Fuß. Sie besah das kranke Glied, dehnte es, zog und rieb und strich mit der Hand über die Geschwulst. Lucy hatte all' ihre Standhaftigkeit zusammenzunehmen, um sich bei dem Schmerz der Berührung keinen Schrei entschlüpfen zu lassen und die geschickte Hand nicht durch unwillkürliches Zucken zu stören. Als die Alte ihre Manipulationen beendet hatte, sprach sie zum erstenmal und verhieß der erschöpften Lucy, die mit einem Seufzer der Erleichterung in ihren Sessel zurückgesunken war, schon zum Abend eine wesentliche Besserung, und bei gänzlicher Schonung für morgen das Verschwinden der Geschwulst und baldige, völlige Wiederherstellung.

Margarete verließ mit der Alten zugleich das Zimmer. Draußen erwartete sie ein Diener mit der Meldung, daß die gnädige Frau die Meinhardt vor ihrem Heimgange in ihrem Kabinett zu sprechen wünsche.

Die alte Frau richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und folgte ohne Zögern dem Manne, der sie bis vor die Thür begleitete und drinnen anmeldete.

Frau von Ellern saß auf einem Sessel vor einem kostbar ausgelegten Fenstertischchen; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte mit abgewandtem Gesicht aus dem Fenster. Mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt und das Gesicht der Thüre zugewendet, stand ein Herr mit grauem Bart und Haar, die Hand leicht auf die Lehne des Sessels gestützt.

Als die alte Frau in das Zimmer trat, ließ der Oberst seine Blicke für einige Momente forschend auf ihrem Gesicht ruhen. Er sah indessen bald, daß es ihm nicht gelingen werde, sie auf diese Art aus der Fassung zu bringen, denn sie erwiderte seinen Blick durch ein völlig furchtloses Aufschlagen ihrer kalten, grauen Augen.

„Meine Gute", begann er, „ich habe Sie hereinrufen lassen, um Ihnen einige Fragen vorzulegen. Von ihrer Beantwortung wird es abhängen, ob wir uns Ihrer in einer wichtigen Angelegenheit, — jedenfalls nicht zu Ihrem Schaden, — bedienen können."

Die Alte machte einen tiefen Knix, gab aber keine Antwort.

Der Oberst fuhr fort: „Sie haben lange Jahre im Dienst dieser Familie gestanden?"

Die Alte knixte von neuem.

„Und werden in Anerkennung Ihrer treuen Dienste von der Schloßherrin erhalten?"

„Ich genieße eine Pension von meinem gnädigen Herrn, dem alten Herrn Grafen."

„So, so? — das kommt auf eins heraus! — Wir dürfen uns demnach Ihrer Treue für versichert halten?"

„Ich bin meines gnädigen Herrn Grafen treue Dienerin. Und ich hoffe, später meinem jungen Herrn Grafen Manfred treu zu dienen."

„Gewiß, gewiß, wenn es Gott so gewollt hätte! — Ihre Gesinnung macht Ihnen Ehre! — Aber Gottes Wege sind unerforschlich, — der junge Herr ist tot!"

„Tot!" rief die Alte mit einem solchen Zuge von Schrecken und Schmerz in dem bisher so ruhigen Gesicht, daß der Oberst unwillkürlich schwieg und ihr Zeit ließ sich zu fassen.

„Auch wir, meine gute Frau", begann er nach einiger Zeit von neuem, „fühlen mit Ihnen das tief Schmerzliche dieses Todesfalls. — Wir hatten die Hoffnung nie aufgegeben, ihn dereinst mit seinem Oheim versöhnt zurückkehren zu sehen. Aber es war anders beschlossen!" — und er erzählte in einfachen Worten das traurige Ende des jungen Freiherrn.

Die Alte schwieg einige Augenblicke. — Dann sagte sie unsicher: „Darf ich's glauben, gnädiger Herr?"

„Frau!" brauste der Oberst auf, — sie aber, mehr durch den Anblick seines Zornes als durch seine soeben gehörten Schmerzensversicherungen überzeugt, ließ ihm nicht Zeit mehr zu sagen, sondern fügte sogleich hinzu: „Verzeihung, gnädiger Herr! Verzeihen Sie einer alten Frau, die der Schmerz ungerecht gemacht hat!"

„Schon gut!" erwiderte der Oberst mit einer beschwichtigenden Handbewegung; er durfte die Alte nicht reizen und erinnerte sich dessen. — „Ich denke, Sie werden verstehen, meine gute Frau, daß uns viel daran liegen muß, genaue Kenntnis von all den Umständen zu erlangen, die sich hier zutrugen vor zehn Jahren, zur Zeit, wo der junge Herr vom Schlosse verschwand, und die Ihnen bekannt sein müßten. Insonderheit, so weit sie sich auf die Testamentsabfassung beziehen."

Die Alte warf einen scharfen, prüfenden Blick auf den Herrn, und von ihm auf die Freifrau, die ihr jetzt ein bleiches, aufmerksam gespanntes Gesicht zuwendete. — Ihr Mißtrauen regte sich von neuem, und sie antwortete nur mit einem Knix.

Der Oberst wiederholte seine Forderung. „Wir erwarten, daß Sie uns einen genauen Bericht geben über alles, das, was sich am Tage der Abreise des verstorbenen Herrn von Ellern zutrug, so weit Sie gegenwärtig waren und sich der Umstände noch genau erinnern."

„Über alles, gnädiger Herr?"

„Über alles, was zur Aufklärung der Sache von Bedeutung ist!"

„Ich habe mich gewundert, daß man solchen Bericht nicht vor zehn Jahren von mir verlangt hat, gnädiger Herr! — Ich wäre damals ebenso bereit dazu gewesen, wie jetzt! — Es hätte damals zur Auffindung meines jungen Herrn dienen können, wozu die gnädige Frau doch jedenfalls alle sonstigen nötigen Schritte gethan hat!"

Frau von Ellern wurde abwechselnd blaß und rot, und selbst der Oberst wandte seine Augen einen Moment von dem forschenden Blick der Alten ab. Ehe er indes den rechten Ausdruck finden konnte, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, ohne sie doch zu verletzen, begann sie, ohne Notiz von der Verwirrung beider zu nehmen, ihre Erzählung, die sie, obgleich von manchen Pausen unterbrochen, in denen sie ihrer tiefen inneren Bewegung erst Herr werden mußte, um fortfahren zu können, dennoch mit der Sicherheit vortrug, als spräche sie von den Erlebnissen des gestrigen Tages.

„Der junge Herr war am Abend von einer längeren Reise zurückgekommen. Ich wußte, daß der Herr Graf schon seit mehreren Tagen Briefe in Händen hatte, die ihn in eine sehr unruhige Stimmung versetzten und die den jungen Herrn betrafen. Es war nicht das erste Mal, daß zwischen Herrn Manfred und seinem Oheim Wortwechsel und plötzliche Entzweiungen stattgefunden hatten; der Herr Graf waren heftig und der junge Herr stolz und unnachgiebig. Als der junge Herr an diesem Abend ankam, sah er verstört und sehr bleich aus und fragte mich sogleich, ob er den Herrn Oheim in guter Laune finde, — denn Sie wissen, gnädige Frau, ich war seine Wärterin gewesen, und er behandelte mich — Gott segne ihn dafür — nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine alte Freundin." Die Alte stockte, setzte aber nach einer Pause ihre Erzählung fort. „Ich riet ihm, wenn er den Herrn Onkel beleidigt habe, möchte er sich demütigen und ihn um Verzeihung bitten, — denn der Herr Graf liebte meinen jungen Herrn — o so sehr, gnädige Frau! — und hätte ihm alles, alles verziehen! Aber der junge Herr schüttelte nur den Kopf und sagte: 'Du meinst es gut, Meinhardt, aber das verstehst du nicht! Wenn er alles weiß, so vergibt er's nicht, niemals!' — Ich riet ihm, er solle dem Herrn Grafen nur heute nicht unter die Augen kommen, — er solle nur bis morgen warten, — ich wolle seine Anwesenheit schon vor dem gnädigen Herrn zu verbergen wissen. — Ich bat ihn und flehte, aber er sagte nur: 'Nein, Meinhardt, es nützt nichts! — Es mußte einmal zum Brechen kommen, und kann's nicht anders sein, dann je eher je besser!' — Er ließ sich nicht zurückhalten; er eilte die Treppen hinunter und klopfte selbst an die Thür des Herrn Grafen. Vor Angst schlich ich ihm nach und stand zitternd

an der Thür, die er nicht hinter sich geschlossen hatte. — Es ging zuerst ziemlich still zu; der alte Herr zeigte dem jungen einige Papiere und fragte: ‚Hast du dies unterschrieben, Manfred?' Der junge Herr war sehr bleich, aber er antwortete trotzig und ohne Furcht: ‚Ja, Oheim!' — ‚Und wofür hast du diese Unsummen ausgegeben? Habe ich dich nicht reichlich versehen, und habe ich nicht erst vor kurzem alle deine leichtsinnigen Schulden bezahlt?' — Der junge Herr zuckte die Achseln und schwieg. Der alte Graf wurde immer röter im Gesicht und trat zu seinem Schreibtisch. ‚Und hast du dich erfrecht, — ich sage erfrecht,' wiederholte er zitternd vor Wut, ‚meinen Namen zu mißbrauchen? Hast du dies geschrieben?' — und damit hielt er ihm ein Papier unter die Augen. Der junge Herr war totenbleich, und der Herr Graf fuhr fort: ‚Du bist ein Ehrloser, ein Betrüger, der die Güte seines alten Oheims benutzte, ihn zu ruinieren!' — ‚Onkel' fuhr der junge Herr auf, aber der Graf ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er überhäufte ihn mit Schmähungen, nannte ihn Dieb und Betrüger und andere schreckliche Worte, bis dem jungen Herrn die Geduld riß. Bebend vor Wut sprang er auf den Oheim zu und erhob den Arm — o daß ich es erzählen muß, gnädige Frau! — und wenn ich nicht mit lautem Schrei ins Zimmer geeilt wäre, so hätte er den gnädigen Herrn zu Boden geschlagen. — Nun standen sie beide still, bleich vor Entsetzen, und schwiegen eine lange Weile. Dann sagte der Graf, und seine Stimme klang so kalt und ruhig, als ob er von Eis wäre: ‚Geh und laß dich niemals wieder hier sehen! — Noch heute nacht werde ich das Testament, das dich zu meinem Erben einsetzt, widerrufen. Du bist dessen nicht wert! — Du wirst bei meinem Bankier in Hamburg eine Summe für dich angewiesen finden, die ich dir unter der Bedingung aussetze, daß du das Vaterland verläßt und bei meinen Lebzeiten nicht wieder zurückkehrst. Für den Fall, daß du diese Summe nehmen und die daran geknüpften Bedingungen nicht erfüllen solltest, warne ich dich. Du sollst bei einer Rückkehr der gerichtlichen Strafe für deine ehrlose Fälschung nicht entgehn! — Ich werde die Summe, die du erhältst, so bemessen, daß du damit auf neuem Boden ein neues Leben beginnen kannst, — nicht ein Leben ungezügelten Genusses, aber wohl ein Leben ehrlicher Arbeit! — Geh jetzt und erlöse mich von dem Anblick eines Ehrlosen, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe!' Ich glaubte der junge Herr werde etwas erwidern, aber er verließ schweigend das Zimmer. Ich folgte ihm und draußen bot er mir die Hand. ‚Lebe wohl, Meinhardt!' sagte er. Ich weinte, gnädige Frau, und bat und versprach ihm, daß der gnädige Herr Graf bald wieder weicher werden würde, und daß ihm dann alles leid sein würde, was er in der Hitze gesprochen. — Aber es war umsonst. ‚Lebe wohl!' sagte er ‚ich werde den Oheim nicht wiedersehen! — Ich gehe nach England; wenn er einmal nicht mehr lebt, laß mich's wissen; kann sein, ich kehre dann zurück! du wirst von mir hören und meine Adresse erfahren!' Ich bat, er möge wenigstens die Nacht bleiben, — sich zuerst erfrischen — aber er wollte nichts davon hören, ließ sein Pferd satteln und ritt vom Hofe."

„Und mein Oheim?" fragte Frau von Ellern, die jetzt zum erstenmal sprach.

„Der alte Herr Graf", fuhr die Meinhardt nach einer Pause fort, „ließ mich an dem Abend nicht wieder zu sich rufen. Ich hörte ihn, denn mein Zimmer lag gerade unter dem seinen, und ich that kein Auge zu in dieser Nacht, ich hörte ihn die ganze Nacht im Zimmer auf und nieder gehn. Gegen Morgen ward er ruhiger, und ich merkte, daß er den Sessel vor seinem Schreibbüreau mehrmals hin und herschob. Vergebens wartete ich am Morgen auf die Klingel. Um zehn Uhr kam der Diener und klagte, daß er noch immer nicht zum gnädigen Herrn befohlen sei; er fürchte, daß dieser die Nacht nicht in seinem Bett zugebracht habe, sondern in seinem Zimmer geblieben sei, und er würde es wagen hineinzugehen, aber die Thür wäre verschlossen. — Nachdem wir noch eine Stunde gewartet hatten, erbrachen wir die Thür. — Der Herr Graf saßen in seinem Sessel, die Hände waren kalt und starr, die Augen geschlossen, als sei er tot. Als wir uns ihm näherten, sahen wir, daß er noch atmete. Friedrich brachte ihn mit meiner Hilfe ins Bett und wir schickten zum Arzt. Als er wieder ins Leben kam, war er in dem Zustand, den Sie an ihm kennen, gnädige Frau!" Die Alte schwieg und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Und haben Sie vom jungen Herrn niemals etwas gehört, Meinhardt?" — fragte die Freifrau.

„O doch! — einmal! er schrieb mir, daß er in London sei, und daß er seinen Namen abgelegt habe und sich Charles Manfred nenne. Er gab mir einen Ort an, wo ich seine Adresse erfahren könne, aber er schärfte mir ein, nicht eher zu schreiben, bis sein Oheim verstorben sei."

„Und Sie sind der Anweisung gefolgt?"

„Ich habe einmal geschrieben und keine Antwort erhalten. — Die gnädige Frau kamen gleich darauf mit ihrer Familie, und ich verließ das Schloß. — Einmal noch sprach ich den alten Herrn Grafen; ich suchte ihm klar zu machen, daß der junge Herr noch lebe, wenn auch unter anderem Namen, und daß er in England sei. — Er hörte mich, aber er verstand mich schwerlich!"

Die Freifrau wechselte mit ihrem Bruder einen Blick des Verständnisses. Daher also das verwirrte Fragen nach einem unbekannten Namen, — daher die unerklärliche Erregung, sobald die Rede auf England kam!

Der Oberst ging einigemal schweigend durchs Zimmer. Dann blieb er vor der Alten stehen und fragte: „Wo, sagten Sie, fanden Sie den alten Grafen?"

„Er saß in dem Sessel vor seinem Schreibpult. Er hatte offenbar geschrieben, als ihn ein Schlaganfall getroffen, wie der Doktor sagte. Zwei Briefe lagen auf dem Schreibtisch."

Die Freifrau, die, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend vor sich niedergeblickt hatte, schaute jetzt auf. „Wo blieben diese Briefe? Mir sind bei meiner Ankunft keine übergeben worden!"

Die Alte antwortete ruhig: „Der eine der Briefe war adressiert und untersiegelt; er war an einen Bankier in Hamburg gerichtet und ich besorgte ihn zur Post."

„Und der andere?"

„Der zweite war weder adressiert noch untersiegelt."

„Und was haben Sie damit angefangen?"

„Ich hatte ihn am selbigen Abend in dem Kaminfeuer von meines gnädigen Herrn Schlafzimmer verbrannt."

Die Freifrau war atemlos. „Sie hatten ihn gelesen?"

„Ich habe nur die ersten Zeilen gelesen, gnädige Frau!"

„Aber Sie wußten, was er enthielt?"

„Ich wußte es nicht, aber ich vermutete es."

„Und was vermuteten Sie?"

„Daß er an den Herrn Justizrat von der Marwitz gerichtet war und den Widerruf des Testaments enthielt."

„Und Sie wagten, ihn zu vernichten?"

„Er war weder adressiert noch untersiegelt."

Der Oberst machte eine Bewegung, als wollte er sich auf die alte Frau stürzen, aber die Freifrau hielt ihn zurück. „Weib!" begann er wütend, aber die Freifrau unterbrach ihn und fragte mit halb erstickter Stimme: „Und was hatte ich Ihnen gethan, Meinhardt, daß Sie mich und meine Kinder eigenmächtig beraubten?"

Die Alte stand gerade aufgerichtet an der Thür, und ihre furchtlosen grauen Augen begegneten denen der Freifrau. „Nichts, gnädige Frau! Aber ich wußte, daß mein gnädiger Herr, wenn ihm das Licht seiner Vernunft zurückkäme, meine That segnen würde. Ich handelte als treue Dienerin meines gnädigsten Herrn Grafen!"

„Aber Sie haben eine strafbare, ungesetzliche Handlung begangen!"

„Der Brief war weder adressiert noch gesiegelt, gnädige Frau!"

Die Freifrau wandte sich gegen das Fenster und preßte die Stirn an die Scheiben. Der Oberst sagte erregt: „Gleichviel! Sie haben ein wichtiges Dokument vernichtet, und wir können Sie dem Gericht überliefern."

In treuer Pflege. Gemalt von A. Frind.

„Dann leide ich als meines gnädigen Herrn getreue Dienerin!“ antwortete die Alte.

Eine lange Pause entstand, während welcher der Oberst im Zimmer auf und nieder ging und vergebens seine Erregung zu bekämpfen suchte. Dann wandte die Freifrau ihr bleiches Gesicht der Alten zu und fragte: „Und was sagen Sie jetzt, wo derjenige nicht mehr lebt, um dessentwillen Sie meine Kinder grausam geschädigt haben? — Ihr unberechtigtes Eingreifen hat sich schwer gerächt!“

Die Alte schwieg. Nach einigen Minuten ruhigen Nachdenkens aber sagte sie: „Das sehe ich nicht ein, gnädige Frau. Wenn mein junger gnädiger Herr, den Gott segne, tot ist, so werden Ihre Kinder meinen Herrn Grafen beerben, mit oder ohne Testament!“

Die Freifrau wechselte einen schnellen Blick mit ihrem Bruder, und dieser nahm die Verhandlungen von neuem auf. „Und doch haben Sie die gnädige Frau in Widerwärtigkeiten aller Art gestürzt, die vermieden wären, wenn ein Testament zu ihren Gunsten alles vereinfacht hätte.“

Die Alte schien zum erstenmal unsicher. Sie zupfte an ihrer Schürze und sagte: „Ich habe als meines Herrn Grafen treue Dienerin gehandelt.“

Der Oberst blieb vor ihr stehen. „Sind Sie bereit, alte Frau, soviel an Ihnen ist, der Sache wieder zurecht zu helfen, die Sie unnötig verwirrt haben?“

Die Alte sah ihn zweifelnd an, und er fuhr fort: „Sie können der gnädigen Frau, die Ihnen Gutes gethan hat, und Fräulein Margarete, die Ihnen lieb ist, noch immer einen wesentlichen Dienst thun und den angerichteten Schaden wieder gut machen.“ —

„Ich verstehe den gnädigen Herrn nicht.“

„Merken Sie wohl! Sie haben nach Ihrem eignen Geständnis eine strafbare Handlung begangen. Wir sind bereit, darüber hinwegzugehn, wenn Sie sich anheischig machen, dem alten Grafen die Nachricht von seines Neffen Tode beizubringen und einen der zuweilen eintretenden Momente geistiger Klarheit zu benutzen, um ihn ein Dokument unterzeichnen zu lassen, das ich Ihnen zustellen werde.“

Die alte Frau stutzte. Sie dachte eine Weile nach, während der Oberst ungeduldig auf und ab ging und die Freifrau in atemloser Spannung der Antwort harrte. Dann sagte sie: „Wollen Sie, gnädiger Herr, mir auf Ihre Ehre, Ihr Gewissen und Ihre Seligkeit schwören, daß mein junger Herr nicht mehr lebt?“

Der Oberst fuhr auf, hielt aber an sich. „Meinetwegen! — obgleich Sie eine verrannte Person sind, Meinhardt!“

„Gut! und darf ich das Dokument erst lesen, welches ich unterzeichnen lassen soll?“

„Gewiß!“

„Ich bin bereit, gnädiger Herr! — Nicht weil ich mich vor Strafe fürchte, — auch nicht um Ihret- oder der gnädigen Frau willen, — ich bitte um Vergebung, gnädiger Herr! — Aber weil ich weiß, daß mein Herr Graf, wenn er bei gesundem Geiste wäre, dasselbe thun würde, wozu ich ihn bestimmen soll!“

Die Freifrau seufzte tief auf. Der Oberst war kaum weniger erleichtert, als sie. Als aber Frau von Ellern der Alten die Hand reichen wollte, zog diese die ihre zurück. „Gnädige Frau verzeihen, es kommt nicht von Herzen!“

Verletzt wandte die Freifrau sich ab. In demselben Augenblicke öffnete ein Diener die Thür und meldete ihr, daß der Herr Graf angekleidet und bereit sei, ihre gewöhnliche Morgenbegrüßung entgegenzunehmen. Als sie das Zimmer verließ, winkte sie der Alten mit der Hand und sagte: „Kommen Sie!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines transvaalischen Buernsohnes.

Es ist eine hocherfreuliche Erscheinung unserer Tage, daß in den Kreisen unserer Höchstgebildeten das bewußte Bestreben herrscht, die Errungenschaften der Wissenschaft wie die Erzeugnisse der Poesie auch denjenigen Volksklassen mitzuteilen, welche nicht in der Lage sind, sich an den fraglichen Arbeiten selbst zu beteiligen oder auch nur sie im einzelnen zu verstehen. Der Gelehrte schreibt nicht mehr nur für die Fachgenossen, der Dichter schafft nicht nur für einen kleinen Kreis ihm befreundeter schöner Seelen, beide wenden sich an das große „Publikum“ und dieses umfaßt heute bereits Volksschichten, welchen noch vor einem halben Jahrhundert jedes Verständnis für solche Dinge abging.

Diese Richtung kommt auch unserer Jugend zu gute. Während es früher meist ungenannten und ungekannten schriftstellerischen Handlangern überlassen blieb, für die Jugend zu arbeiten, verschmähen es heute viele unsrer besten Schriftsteller nicht, sich an das heranwachsende Geschlecht zu wenden. In der trefflichen Zeitschrift Julius Lohmeyers: „Die deutsche Jugend“ z. B. begegnen wir den Namen der Elite unsrer Autoren.

Auf eine solche Jugendschrift, die einer unsrer geistvollsten Schriftsteller schuf, wollen wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Wir meinen „**Pieter Maritz, der Buernsohn von Transvaal**“, von **August Niemann**. Mit diesem Buch ist August Niemann, dem wir so manchen gedankenvollen Roman verdanken (Bakchen und Thyrsosträger, Die Grafen von Altenschwerdt), unter die Jugendschriftsteller gegangen und zwar mit glänzendem Erfolg. Zu der Jugend soll man mehr noch als zu den Erwachsenen durch die Handlung reden, die Charaktere sich durch Thaten entwickeln lassen. August Niemann hat das meisterhaft verstanden. Die Kämpfe der Zulus mit den Buern und Engländern, sowie der letztern untereinander werden uns in so lebhaften Farben vorgeführt, daß jedes Alter, sofern nur der Träger desselben an solchen Dingen Gefallen findet, in hohem Grade befriedigt wird. Wir geben im Nachfolgenden eine Probe von der Schreibweise des Verfassers.

Es handelt sich um die Schlacht von Isandula. Pieter Maritz, der Sohn eines im Kampf gegen die Schwarzen gefallenen Buern, ist nach mancherlei Schicksalen als Gefangener der Engländer in das Lager verschlagen, in welchem die Engländer unter Oberstleutnant Pulleine später von den Zulus überfallen wurden. Der junge Buer, der am Hofe Tschetschwajos geweilt, und der aus mancherlei Anzeichen gemerkt hat, daß ein großes Zuluheer in der Nähe ist, warnt die Engländer, die einschließlich der schwarzen Hilfstruppen nur etwa 1600 Mann stark sind, aber diese lächeln über seinen Vorschlag, nach Art der Buern eine Wagenburg zu errichten. Selbst als bereits Schüsse fallen, lassen sich die Europäer im Vertrauen auf ihre Überlegenheit nicht ernstlich beunruhigen.

Und nun möge unser Verfasser selbst das Wort ergreifen:

„.... Während dessen ließ Pieter Maritz seine hellen Augen ringsum schweifen und es war ihm plötzlich so, als erblicke er schwarze Punkte auf einer andern Stelle, im Norden des Lagers. Er konnte sich nicht getäuscht haben: es tauchten Zulus dort hinter den Hügeln auf. Gleich nachdem der Knabe sie gesehen hatte, mußten auch die Vedetten auf jener Seite sie gesehen haben, denn ein Schuß fiel dort und ein Reiter jagte zum Lager zurück. Nun aber erschienen auch im Westen, den Basutos gegenüber, Zulukrieger. Eine lange dünne Schützenkette ließ sich sehen und trieb die braunen Reiter zurück.

Oberstleutnant Pulleine wandte sich um und ließ Alarm blasen. Die Soldaten setzten ihre Kessel nieder, steckten ihr Brot in die Tasche, sprangen auf und liefen an die Gewehre, die Reiter gingen zu ihren Pferden, die Artilleristen zu ihren Geschützen.

Pieter Maritz schwang sich in den Sattel und hielt sich bereit, zu thun, was der Verlauf der Ereignisse ihm vorschreiben würde. Mit der höchsten Spannung verfolgte er die Erscheinung der Zulus und das Verfahren der Engländer. Vom 24. Infanterieregiment waren das 1. Bataillon und zwei Kompanien vom 2. Bataillon im Lager. Diese formierte Oberstleutnant Pulleine zu einer Kolonne nordwestlich vom Lagerplatz und sandte einen Zug Schützen vor, um die Zulus zurückzutreiben.

Aber der Zulus gegenüber wurden immer mehr und sie

kamen immer näher. Es war, als wüchsen sie aus dem Boden hervor. Jetzt kamen sie auch aus Osten, und nun umgab eine ganze Wolke von schwarzen Schützen das Lager im Halbkreise. Die Vedetten waren zurückgetrieben, jetzt kehrte Oberstleutnant Durnford in Eile zurück. Schon pfiffen einzelne Kugeln über das Lager hin, obwohl die Zulus noch fern waren.

Niemand achtete mehr auf Pieter Maritz, aller Augen waren nach dem Feinde gerichtet, und eine eigentümliche Spannung beherrschte das Lager. Pieter Maritz hatte die Büchse vor sich auf dem Sattel, und es zog ihn vorwärts. Sein Instinkt zum Kampfe trieb ihn, vorzureiten und mit den englischen Schützen zusammen auf die Zulus zu schießen. Aber ein anderes Gefühl hielt ihn zurück. Hatten die Zulus das um ihn verdient, daß er sich ihren Feinden anschloß? Wohl war er ein Weißer, und gegenüber waren Schwarze, aber sollte er, den die Engländer als Gefangenen behandelten, auf die Truppen Tschetschwajos schießen, der ihn bewirtet und beschenkt und mit seinem eigenen Fingerringe ausgezeichnet hatte? Er warf die Büchse wieder auf den Rücken.

Unser Feind ist England, hatte ihm sein sterbender Vater gesagt. Er wollte sich nicht mit in den Kampf mischen, sondern der Schnelligkeit seines Pferdes vertrauen, um der Gefangenschaft und dem Tode zu entrinnen. Aber obwohl er jetzt die Gelegenheit hätte benutzen können, um davonzureiten, bannte ihn doch die Begierde zu sehen an die Stelle. Er war ganz Auge, er konnte sich von dem Schauspiel, das sich jetzt bot, nicht losreißen, so gefährlich es auch war, noch länger in dem von drei Seiten bedrohten Lager zu bleiben, und so klar er auch einsah, was die andern alle nicht wußten, daß ein großes Heer unter Dabulamanzi zum Angriff heranrücke.

Aber jetzt wurde dies auch den Engländern klar, und lautlose erwartungsvolle Stille lastete auf dem ganzen Lager. Denn nun erschienen hinter den zerstreut kämpfenden Schützenschwärmen der Zulus lange schwarze Reihen auf den gegenüberliegenden Höhen. Es war ein drohender Anblick. So weit sich der Halbkreis der Schützen erstreckt hatte, so weit stand es jetzt gleich einer dunkeln Mauer von geschlossenen Abteilungen. Nur war die Mauer in Bewegung. Regiment neben Regiment stieg die Höhen herab nach dem Lager zu, und schon konnten die verschiedenen Farben erkannt werden.

Pieter Maritz sah in der Mitte der Angriffslinie das Regiment des Königs und unterschied die roten, die weißen und die schwarzen Schilde in der langen Schlachtlinie. Jetzt erkannte er auch den Prinzen Dabulamanzi selbst, der zu Pferde durch die Reihen jagte. Ein Sonnenstrahl ließ den Goldreif auf seinem Kopfe leuchten.

Als nun die englischen Truppen sahen, wer ihnen gegenüberstand, und als es keinem in der kleinen Schar mehr verborgen bleiben konnte, welche Übermacht herankam und in welcher kriegerischen Ordnung die Zulus vorrückten, da ging es wie Todesahnung durch die Reihen. Viele Gesichter wurden bleich, die Freunde und Kameraden sahen einander an, aber nur noch enger schlossen sich die Kämpfer aneinander, und grimmige Entschlossenheit sprach aus der Haltung wie aus den Mienen der Europäer. Aber auch die schwarzen Truppen zeigten sich wacker. Wenn auch einige der Zulus im Lager voll Schrecken den Rücken wandten und davonliefen, so ließ sich doch die Hauptmasse von den englischen Offizieren in Reihe und Glied stellen, und die berittenen Basutos schwärmten umher und schossen auf die vordringenden Schützen der feindlichen Armee.

Die Zuluregimenter waren jetzt so nahe gekommen, daß die Geschütze wirksam auf sie schießen konnten, und nun feuerten die englischen Artilleristen so schnell sie konnten Shrapnels und Raketen. Der Donner der Kanonen war für Pieter Maritz etwas Neues, und er sah gespannt auf die Wirkung dieser Schüsse. Der erste Shrapnel zersprang über dem Regiment des Königs, wie ein leichtes weißes Wölkchen über der dichten schwarzen Masse anzeigte. Der zweite schlug in das vorderste Glied desselben Regiments ein und riß eine Lücke durch die ganze Tiefe desselben hindurch. Aber der Vormarsch der Zulus stockte keinen Augenblick, die Lücke schloß sich wieder. Shrapnels wie Raketen, die nun Schlag auf Schlag in die völlig frei herankommenden Massen fuhren, waren nicht imstande die Ordnung derselben zu stören, und wenn auch zahlreiche schwarze Flecke hinter den vordringenden Linien erschienen, die Leiber der Toten und Verwundeten, so trat doch keine Stockung im Angriff ein.

Mit Bewunderung sah Pieter Maritz die Ausführung dieses Angriffs an. Er hatte unwillkürlich sein Pferd vorgehen lassen und hielt dicht hinter dem Oberstleutnant Pulleine, der nebst mehreren andern Offizieren zu Pferde neben der Artillerie hielt. Auch die Engländer waren voll Verwunderung über die Ordnung beim Feinde und sprachen sich, obwohl sie ihren nahen Tod vor Augen sahen, wie Kenner bei einem gleichgültigen Anblick darüber aus.

Hinter den langen Linien der geschlossenen Regimenter, welche sich anfänglich gezeigt hatten und nun im Feuer der Artillerie und der Infanterie herankamen, zeigte sich jetzt eine andere dunkle Masse, welche der vordern Linie als Unterstützung zu dienen schien. Sie hielt sich einen Büchsenschuß weit hinter der vordern Linie in sehr tiefer, massenhafter Aufstellung und mochte eine Abteilung von fünftausend Mann sein, während wohl fünfzehntausend Mann vorn in lang entfalteter Linie waren. Diese führten nun in größter Ordnung das Manöver aus, von welchem Pieter Maritz hatte berichten hören. Das Regiment des Königs, welches in der Mitte war, marschierte im Schritt gerade auf die englische Artillerie los, die beiden Flügel aber waren im Lauf und so krümmte sich der Bogen der schwarzen Armee immer mehr, um das englische Lager zu umfassen.

Da die Zuluregimenter ganz ohne Deckung von den Höhen herab in das Thal liefen und dicht geschlossen, acht Reihen hintereinander, formiert waren, hatten sie sehr starke Verluste. Nicht allein traf jeder Shrapnel und riß die Leute haufenweise nieder, sondern auch die englische Infanterie richtete große Verheerungen unter dem Feinde an. Sie stand in Linie, so daß jedes Gewehr feuern konnte, und die Leute schossen in kaltem Ingrimm ausgezeichnet, so daß die Reihen der Angreifer immer wieder sich erneuern und zusammenschließen mußten. Die vorgehaltenen Schilde nützten nichts, die Kugeln der Gewehre schlugen hindurch, und unzählige Zulus stürzten nieder.

Doch auch das kleine Heer der Engländer hatte Verluste. Nachdem schon mehrere Leute von den Kugeln der feindlichen Schützen getroffen worden waren, hatten auch die Salven der geschlossenen Regimenter zu wirken angefangen. Denn die Zulus feuerten stark und heftig während ihres Vormarsches. Die Indunas ließen die Regimenter halten, die vordern Glieder feuern und dann die ganze Masse weiter stürmen. Die Kugeln flogen dicht, und mehr als eine war schon nahe an Pieter Maritz' Ohren vorbeigepfiffen. Doch war das Feuer der Zulus an Wirksamkeit nicht mit dem der Engländer zu vergleichen, und das Blut der Weißen zeigte seine Überlegenheit im Gefecht sehr deutlich. Pieter Maritz glaubte es dem Feinde anzusehen, daß er sich sehnte, mit Schießen aufzuhören und zur Nationalwaffe, zum Assagai greifen zu können. Mehr als einmal zuckten seine Hände nach der Büchse, aber das Gefühl, daß er weder die Pflicht noch das Recht habe, am Kampfe teilzunehmen, hielt ihn zurück.

Der nahe Feind, dessen donnernder Schlachtgesang nun beinahe das Knattern des Gewehrfeuers und selbst den Donner der Geschütze übertönte, übte indessen jetzt durch seinen Anblick einen starken Druck auf die schwarzen Truppen unter dem englischen Heere aus. Die Basutos hatten sich zerstreut und waren nicht mehr zu erblicken, die Zulus konnten kaum durch Säbelhiebe und Revolverschüsse der englischen Offiziere und Unteroffiziere zusammengehalten werden, und ein Teil von ihnen war in voller Flucht nach der einzigen Seite hin, welche noch offen war. Pieter Maritz sagte sich, daß auch für ihn die Zeit gekommen sei, wo er an seine Rettung denken müsse. Bald mußten die Zulus das Lager völlig umklammert haben, und dann war er mit den andern verloren. Der Augenblick

war nicht mehr ferne, wo die Zulus anfangen würden, ihre Assagaien zu werfen, und wenn sie erst so nahe heran wären, sagte er sich, dann würde es zu spät sein, noch zu fliehen. Indem Pieter Maritz so überlegte, und doch halb und halb Lust hatte mit den Europäern zu kämpfen und zu fallen, weil der Pulverdampf und das Getöse des Kampfes seine Sinne mit der Trunkenheit der Kampflust zu umnebeln anfingen, sah er neben sich eine Szene, die ihn entschied. Ein englischer Offizier, dessen Gesicht und Uniform ihm bekannt waren und den er sich erinnerte, bei La Trobe Lonsdales Truppe gesehen zu haben, hatte auf einem der Wagen gelegen, weil er verwundet war. Sein linker Arm war verbunden. Beim Beginn des Kampfes war er vom Wagen gestiegen, hatte das Gewehr eines erschossenen Infanteristen ergriffen, sein Pferd am Zügel genommen, und, das Pferd an seiner Seite, auf den Feind geschossen. Jetzt aber legte er das Gewehr nieder, bestieg sein Pferd und ritt eiligst davon. Als Pieter Maritz dies sah und zugleich erkannte, daß der einzige Rückzugsweg, welcher noch offen war, mit jedem Augenblick schmaler wurde, wandte er Jager, drückte die Kniee an den Sattel und flog im schnellsten Galopp davon. Schrecklich dröhnte hinter ihm das Feuer vieler tausend Gewehre, das Krachen der Kanonen und das wilde Rufen der angreifenden Zulus.

Pieter Maritz ritt einige Minuten, und blickte sich dann um. Er befand sich auf einer Höhe, von wo aus er das Schlachtfeld übersehen konnte, und war dem Kampfe so nahe, daß er deutlich die einzelnen Personen unterschied. Unwiderstehlich zog der schreckliche Anblick ihn an, so daß er halten blieb und unverwandten starren Auges zusah, obwohl die Gefahr in so bedrohlicher Nähe war. Die Zulus waren jetzt auf hundert Schritte von der beweglichen Linie der englischen Infanterie angekommen und warfen zweimal ihre Assagaien. Dann ergriffen sie ihre Lieblingswaffe, den Stoßassagai, und rannten mit dämonisch wildem Rufe, mit jenen entsetzlich gellenden Tönen, die Pieter Maritz von den Manövern her kannte, zum Handgemenge mit den Weißen vor. Die Engländer wichen keinen Schritt. Sicher, daß sie sterben mußten, wollten sie ihr Leben teuer verkaufen. Bis zur letzten Sekunde setzten sie ihr schnelles sicheres Feuer fort, so daß die Zulus reihenweise stürzten, und dann hielten sie dem wilden schwarzen Feinde das Bajonett vor. Aber die Zulus waren durch nichts aufzuhalten. Wie die Teufel sprangen sie heran, ihre Federbüsche flatterten im Pulverrauch, die grellen Farben ihrer Haut und ihrer Waffenstücke schienen durch den Dampf hindurch, und ihre rauhen Kehlen stießen die unheimlichsten Töne aus. Sie waren in solcher Kampfeswut, daß sie die Gefallenen vom Boden in die Höhe rissen und als Schilde vor sich hertrugen, ja daß sie die Körper der eigenen getöteten und verwundeten Brüder aufhoben und in die Bajonette schleuderten, um sich einen Weg zu bahnen.

Nun bildeten die schwarzen Leiber und die roten Röcke nur noch ein wirres Durcheinander, und furchtbar arbeitete der Stoßassagai. Mann für Mann fielen die Engländer auf der Stelle, wo sie standen, durchstochen nieder. Jetzt schlug der Offizier, der die Artillerie kommandierte, lange Nägel in die Zündlöcher der Kanonen, um sie unbrauchbar zu machen, und in der Sekunde, wo er das zweite Geschütz vernagelte, stieß ihm ein Induna, kenntlich am kostbaren Putz, den Speer durch die Brust. Jetzt fiel der Unteroffizier, der so viel gelacht hatte, durchbohrt zu Boden, jetzt sank Oberstleutnant Pulleine, samt seinem Pferde von vielen scharfen Spitzen getroffen, nun stürzte Oberstleutnant Durnford, wütend mit seinem Säbel um sich hauend, unter den Assagaien nieder. Jeder Mann fiel wie ein Held. Die Offiziere schossen mit ihren Revolvern, bis sie keinen Raum mehr zum Schießen hatten. Sie schwangen den Säbel in der Rechten, während sie mit der Linken feuerten, und ein jeder verkaufte sein Leben um den Preis mehrerer Feinde. Aber die Zulus sprangen mit weiten Sätzen gleich Panthern daher und scheuten keine Gefahr, keinen Schuß, keinen Hieb. Ihre nackten schwarzen Gestalten stürzten sich, den Tod verachtend, im Siegestaumel auf die weißen Männer, und ihre Speere verbreiteten überall den Tod. Die Pferde selbst, die Ochsen wurden erstochen, und nur den äußersten Anstrengungen der Indunas gelang es, einen Teil der Tiere als erwünschte Beute vor den tötenden Assagaien zu retten. Dabulamanzis finstere Erscheinung auf dem schwarzen Pferde mit der Tigerdecke war jetzt inmitten der Scharen, und seine ausgestreckte Hand lenkte die mordtrunkenen Haufen und scheuchte sie von der Beute zurück.

Schaudernd sah Pieter Maritz die Verwüstung. Es war ein Greuel zu sehen. Gleich der Flut des empörten Flusses, den Gewitterregen geschwellt, ergossen sich die schwarzen Scharen mit ihrem Mark und Bein durchdringenden Siegesgeheul über die Stätte dahin, wo das kleine englische Heer gestanden hatte. Nun war kein roter Rock mehr zwischen den Schilden und schwarzen Leibern zu entdecken, das Ächzen, Stöhnen und Schreien der Verwundeten war verstummt, alle lagen darnieder. Die Scharlachröcke und weißen Helme lagen

Auf der Flucht von Isandula. Zeichnung von H. Merté.

am Boden, in einer Flut von Blut, und die nackten Füße der wilden schwarzen Krieger stampften über die Leichen dahin und traten alles, was lag, tote Körper von Menschen und Tieren, Waffen, Helme, Vorräte an Munition, Kochgeschirr, Speisen, den ganzen Inhalt des Lagers in eine wüste wirre Masse zusammen. Ja der furchtbare Andrang der stürmenden Regimenter stürzte viele Wagen um, und zerrissene Leinwanddächer, zertrümmerte Räder, umgeworfene und zerschlagene Kisten, Fässer und Ballen bedeckten im Verein mit zerfetzten Leichen die vordem grüne Erde.

Pieter Maritz blickte immer noch mit weitgeöffneten entsetzten Augen auf die schreckliche Szene, da bemerkte er, daß die Zulus, als sie nichts Lebendes mehr vor ihren Speeren fanden, sich zur Verfolgung der Flüchtlinge wandten. Hunderte von schnellen Läufern kamen auf die Stelle zu, wo er hielt.

Da wandte er das Pferd. „Heda, alter Freund," rief er Jager zu, „jetzt zeige, was du kannst!" Er ließ dem Gaul die Zügel, neigte sich vor, und rasch wie ein Pfeil vom Bogen flog Jager davon.

Pieter Maritz gedachte nach Rorkes Drift zurückzureiten, und er hatte mit seinem Instinkt des jagdgewohnten Buern unter allen Schrecken der letzten halben Stunde immer die Lage der umliegenden Höhen in der Erinnerung behalten, um den Rückweg nicht zu verfehlen. Aber nun sah er, daß starke Abteilungen vom rechten Flügel des Zuluheeres abgebogen waren, in vollem Laufe in der Richtung auf Rorkes Drift waren und ihm schon den Weg dorthin abgeschnitten hatten. Er mußte es aufgeben dorthin zu reiten, und gerades Wegs nach dem Buffalofluß eilen, um auf gutes Glück vertrauend hindurchzukommen. Vor sich sah er Reiter und Fußgänger eben die Richtung verfolgen, welche er selbst zu nehmen gezwungen war.

Er wußte nicht, wie lange sein Ritt dauerte, die Minuten dehnten sich zu Stunden, während er die gellenden Rufe der schnellen Verfolger hinter sich hörte. Doch überholte er viele Flüchtlinge, und wenn er über die Schulter zurückblickte, sah er die geschwungenen Assagaien, wie sie in die Brust der überholten und von Furcht gelähmten Fliehenden drangen. Der Todesschrei der Getroffenen folgte den Hufschlägen seines Pferdes. Jetzt zog das Gefilde sich bergan, das Land war felsig und durchklüftet: er hatte das Ufer des Buffalo erreicht. Nun war er auf der Höhe auf einem schmalen Paß und sah tief unter sich den Spiegel des Flusses. Es erschien dunkel und nur einzelne weiße Streifen zogen sich hindurch, denn die hohen Felsen beschatteten das Wasser, und nur wo die Wellen an Klippen schäumten, zeigten sich helle Stellen. Der Weg führte steil hinab und es war kein gebahnter Weg, sondern nur eine Senkung inmitten unzugänglicher Abhänge. Vor sich sah Pieter Maritz wohl an fünfzig schwarze Männer und einige wenige Reiter. Diese letzteren kletterten mühsam den steilen Weg hinab, da die Pferde nur mit Schwierigkeit gingen; die Fußgänger, in eine lange Reihe hinter einander verstreut, kamen besser fort. Einige schwammen schon unten im Wasser, ihre schwarzen Köpfe ragten aus der Flut. Auch den englischen Offizier sah Pieter Maritz. Er war mitten im Flusse, den Helm auf dem Kopfe, den Revolver am Kolbenringe mit den Zähnen haltend. Sein Pferd streckte den reichgezäunten Kopf aus den Fluten empor und arbeitete mühsam gegen den Strom.

Pieter Maritz ritt langsam hinab und hielt Jagers Kopf hoch, um das Tier vor dem Straucheln zu bewahren. Schon sah er hinter sich, als er halbwegs hinunter war, die roten Schilde der Verfolger leuchten. Es ging nur Schritt vor Schritt weiter und Pieter Maritz biß die Zähne zusammen. Jetzt kam ein Assagai von hinten geflogen, sauste dicht an Jagers Kopfe vorbei und schlug, zerspringend, an die Felswand an. Pieter Maritz sah sich um und nahm die Büchse zur Hand. Er erblickte mehrere Zulus vom roten Regiment in guter Schußweite. Doch er drohte ihnen nur mit der Büchse und rief ihnen in der Zulusprache zu: „Hütet euch!"

In Gedanken. Photographie nach dem Leben.

Vielleicht erkannten sie ihn, denn sie hörten auf den Ruf und folgten nur langsam. Glücklich erreichte Pieter Maritz das Ufer. Es fiel jäh ab, so daß wohl zehn Fuß Höhe zu springen waren, aber hier galt kein Besinnen. War der englische Offizier durchgekommen, so konnte auch der Buernsohn hindurch. Er drückte Jager vor, gehorsam sprang das Tier, und einen Augenblick schlug das Wasser Roß und Reiter über dem Kopfe zusammen. Dann aber tauchten sie auf und kraftvoll ruderte Jager durch die reißende breite Flut. Um ihn her, vor ihm und hinter ihm schwammen Flüchtlinge, und auch einzelne Verfolger warfen sich ins Wasser.

Aber Pieter Maritz kam durch, Jager ließ ihn nicht im Stiche. Jetzt war das jenseitige Ufer nahe, und es war flach, so daß das Pferd heraus konnte. Auch der englische Offizier war drüben gelandet. Pieter Maritz hörte einen Hilferuf neben sich und sah einen schwarzen Kopf, dem Versinken nahe. Er streckte seine Hand aus, die der Versinkende ergriff und zog ihn mit sich. Gleich darauf setzte Jager einen Huf auf festen Boden. Triefend von Wasser, doch glücklich gerettet kam Pieter Maritz auf dem rechten Ufer des Buffalo an."

Der alte Fölsch.

Eine Seehumoreske von Reinhold Werner.

An Bord der alten Fregatte „Deutschland" war einmal wieder großes Hallo gewesen wegen eines Streiches der Seejunker, den sie zwar durchaus nicht verübt haben wollten, für den sie aber wegen schwerer Verdachtsgründe wenigstens anderweit büßen mußten, da der Thäter nicht herauszubringen war.

Die Sache hing folgendermaßen zusammen. Die „Deutschland" war Seekadettenschiff und es befanden sich sechzehn dieser hoffnungsvollen Jünglinge und zukünftigen Admirale an Bord. Die Zahl war zu groß, um sie in den damals auf den hölzernen Kriegsschiffen befindlichen Verließen unterzubringen, die man Seekadettenmessen nannte, die weder Luft noch Licht hatten, im Zwischendeck lagen und nur so groß waren, daß auf jeden Seekadetten zwei Quadratfuß Platz kamen, wenn dies das leichte Völkchen auch nicht hinderte, kreuzfidel zu sein, allerlei tolle Streiche auszuhecken und die Vorgesetzten in gelinde Verzweiflung zu bringen.

Wie gesagt, waren ihrer hier zu viele für die übliche Lokalität, selbst wenn nur ein Quadratfuß gerechnet wurde. Da sie außerdem täglich regelrechten theoretischen Unterricht erhielten, der sie in die Geheimnisse der analytischen Geometrie und der trigonometrischen Funktionen einweihen sollte, was ihrem nicht gerade hervorragenden mathematischen Lehrer den Spitznamen cosinus a-sinus . . . . eintrug, so war ihnen der hinterste Teil der Batterie als Aufenthaltsort eingeräumt und durch eine Wand abgeschlagen. Die mit Fenstern versehenen Kanonenpforten gaben nun zwar hinreichend Licht und Luft und dieser Umstand war sowohl für die geistige Ausbildung, wie in vielen Richtungen auch für das körperliche Wohlsein gewiß sehr förderlich, erschien jedoch in einer Beziehung den Junkern höchst unbequem. Über ihnen lag nämlich in der Kampanje, dem hintern Halbdeck, die Kapitänskajütte und gerade unter ihnen im Zwischendeck die Offiziersmesse. Befanden sie sich einmal in jovialer Stimmung und stimmten dann sechzehn jugendliche Kehlen eines ihrer selbst komponierten Lieder wie z. B. „Und so saß er eine Leiche, eine Leiche — eines Morgens da juchhe! u. s. w." an, so drang der Schall durch die Decksplanken nach oben und sie durften sicher sein, daß innerhalb fünf Minuten der Stabswachtmeister in der Thür erschien, um sie im Auftrage des Kapitäns zu ersuchen, gefälligst ihre Stimmen etwas zu dämpfen. Gerieten sie aber anderseits in eine mehr oder minder animierte Debatte, bei der die Worte nicht auf die Wagschale gelegt wurden, dann verstand man jede Silbe in der Offiziersmesse, besonders wenn die Fenster von deren Oberlicht geöffnet waren, was meistens stattfand. Die Junker saßen deshalb zwischen zwei Feuern, bekanntlich eine höchst ungemütliche Position für Seeoffiziere, die nach den Regeln der seemännischen Taktik möglichst vermieden werden soll,

Verdenken konnte man es ihnen daher nicht, daß schon aus diesem Grunde die offenen Fenster ihnen ein Dorn im Auge waren, zu dem außerdem noch ein anderer unangenehmer Umstand trat, und daß sie, wenn auch lange leider vergeblich, sich die Köpfe zerbrachen, wie sie die Offiziere zum freiwilligen Schließen der Fenster bringen könnten. Jener zweite Umstand war folgender.

Kadetten sind selten gute Wirtschafter. Nach Auszahlung der Tafelgelder am Ersten des Monats wird acht bis vierzehn Tage flott gelebt und in der übrigen Zeit ist Schmalhans Küchenmeister. Vorschüsse auf den nächsten Monat durften von der Kasse nicht gegeben werden, der Kredit der Kadettenmesse stand bei den Lieferanten am Lande auf sehr schwachen Füßen, und so hieß es dann für die Zeit des Monatsrestes: Schiffskost. In dieser spielten damals Bramstagläufer und Tornisterfleisch eine Hauptrolle. Ersteres ist der seemännische Spitzname für graue Erbsen, obwohl mir nie klar geworden, weshalb sie so genannt werden. In Ostpreußen werden merkwürdigerweise die grauen Erbsen sehr hoch geschätzt, im Westen unseres Vaterlandes und namentlich bei den Matrosen ist dies jedoch keineswegs der Fall und nur das Vieh an Bord delektiert sich daran. Sie haben die Eigentümlichkeit trotz alles Kochens nie weich oder sämig zu werden, liegen im Suppennapf wie Bleikugeln auf dem Boden und haben das klare Wasser über sich. Tornisterfleisch nennt der Matrose jedoch Salzfleisch, das lange „für Schiffsgebrauch" in der Pökel gelegen und von dem er behauptet, man könne es acht Tage im Tornister tragen, ohne einen einzigen Fettfleck zu bekommen.

Es ist erklärlich, daß bei solcher Speisekarte geöffnete Oberlichtfenster, durch welche Bratendüfte und andere gaumenkitzelnde Gerüche heraufdringen, den Humor der Seejunker wesentlich beeinträchtigen mußten und zu Vergleichen anregten, die das Gemüt nicht heiter stimmten. Bei solchen Gelegenheiten wurde dann der Messevorstand der erste Ableiter des Mißvergnügens und es fielen allerlei anzügliche Redensarten wie „schlechte Wirtschaft", „Unverstand" und dergleichen; ja es wurden sogar Drohungen von „Absetzen" am nächsten Ersten laut. Leider blieb das ohne allen Erfolg; konnte sich doch der Messevorstand aus gutem Gewissen sagen, daß er sich überhaupt noch nicht um die Messeangelegenheiten gekümmert, sondern alles dem Steward Fritz überlassen habe. Die Drohung zog deshalb nicht, und da es jeder so machte, würde damit auch nichts geändert gewesen sein. Wie sollte sich auch ein Kadett mit häuslicher Sorge plagen, wozu wäre Fritz da? Dem Steward wagte aber niemand etwas zu sagen, es würde sich zu schwer gerächt haben.

Fritz war ein geriebener Berliner, ein Allerweltskerl, nicht allein Kellner, sondern Messevorstand de facto, Vertrauter, Freund und Helfer in allen Nöten. „Fritz, du mußt heute an unsere Mutter schreiben, daß wir Wäsche gebrauchen, ich habe heute keine Zeit!" — „Fritz, du mußt mir einen Thaler borgen, ich bin eingeladen." — „Fritz, du bringst das Briefchen heute abend nach Dunkelwerden in die Leher Straße; aber daß du es nur in die Hände von Fräulein Julchen gibst! Niemand sonst darf es sehen." — Dergleichen Ersuchen und Aufträge erfolgten täglich dutzendweise und Fritz entledigte sich derselben stets prompt und gewandt.

Kein Wunder, daß man ihn von allen Seiten warm zu halten suchte und ein Auge zudrückte, wenn er ganz selbständig wirtschaftete, die Servietten als Wischtücher verbrauchte, unverfrorne Antworten erteilte, sich seinen gehörigen Marktgroschen machte, für sein ausgeliehenes Geld anständige Zinsen nahm und aus den ersten fetten Tagen des Monats für sich selbst so viel reservierte, um für die mageren mit seinen Herren nicht auf Bramstagläufer und Tornisterfleisch angewiesen zu sein, die er beide gründlich verachtete.

Im übrigen war er aber nicht so schlecht, sorgte wirklich für das Wohl der Junker, sobald seine Interessen nicht dadurch gekreuzt wurden, und wenn die knappe Zeit gar zu lange dauerte, so brachte er dann und wann sogar auch ein gut schmeckendes Gericht auf den Tisch, für das er entweder selbst Vorschüsse leistete, oder wozu er diesen oder jenen Lieferanten zum Kreditieren zu beschwatzen wußte.

Es war an einem Sonntage, die Schiffskost bestand aus Bohnen, Salzfleisch und Pudding. Diese letztere euphemistische Bezeichnung wird an Bord einer Speise gegeben, die aus Mehl, Wasser und Fett von Pökelfleisch besteht und in einem Beutel gekocht wird. Das Mittagsmahl der Seejunker fiel mit dem der Mannschaft um zwölf Uhr zusammen, während die Offiziere gleichzeitig frühstückten. Letztere hatten heute den Kommandanten eingeladen und dazu ihre Tafel besonders reich versehen. Mit dem Glockenschlage „acht Glas" (zwölf Uhr) war der Tisch bereit, aber die Offiziere wurden noch etwas länger in der Kajütte des Kapitäns aufgehalten, der die kürzlich eingelieferten wissenschaftlichen Arbeiten mit ihnen durchsprach.

Auch Fritz hatte seinen Tisch gedeckt und schickte sich an, die Seejunker zu rufen, die vorn in der Batterie bei der

Kombüse eine Zigarre rauchten, als er ein Auge durch das offene Oberlicht in die Offiziersmesse warf. Beim Anblick der vielen Herrlichkeiten auf dem Tische dort ergriff ihn auf einmal eine Anwandlung von Mitleid mit seinen Herren. Dort unten so reich, hier oben so arm und noch dazu an einem Sonntage — nein das durfte nicht sein; der Gegensatz war zu schroff und er faßte den kurzen Entschluß, auch seinen Tisch einmal festlich zu schmücken: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" sagte er bei sich, traf mit Blitzesschnelle ein Arrangement und eilte dann voraus, um die Seejunker zu Tisch zu bitten.

Wie klärten sich aber plötzlich deren ziemlich mürrische Gesichter hell auf, als sie ihre Messe betraten! Auf der Tafel stand zwar die große Terrine mit Bohnen, das Tornisterfleisch und der ominöse Pudding, aber in der Mitte thronte noch etwas anderes. Die Junker wollten ihren Augen kaum trauen; dort paradierte ein Riesenschinken, mindestens zwanzig Pfund schwer, höchst sauber angerichtet, in einem appetitlichen Kleide von gebräunter Semmelkrume und das Bein sogar kokett mit einer Papiermanschette verziert. Aller Blicke richteten sich zuerst dankbar auf den Wohlthäter Fritz und bald ertönte auch laut sein Lob in allen Tonarten, was er mit diskretem Lächeln entgegennahm; dann aber ging es sofort mit größter Energie an die Vertilgung des unerwarteten Leckerbissens. Mit Schrecken nahm der Steward wahr, daß er diesmal ganz gegen seine sonstige Gewohnheit wenig klug und umsichtig gehandelt hatte, indem er den Schinken nicht vorher tranchierte und ein ausreichendes Stück aus der Mitte für eigenen Gebrauch zurückhielt. Innerhalb zehn Minuten schauten ihm nur noch die bleichen Knochen entgegen, an denen nicht einmal so viel sitzen geblieben war, daß ein Hund dabei seine Nahrung gefunden hätte. Desto lustiger war die Stimmung der Seejunker. Auf jeden war ein gutes Pfund gekommen, Bohnen und Pudding wurden mit souveräner Verachtung betrachtet und das behäbige Gefühl angenehmen Sattseins äußerte sich in ziemlich lebhafter Unterhaltung.

Oben in der Kapitänskajütte hörte Fritz' feines Ohr jetzt Stühle rücken, ein Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben war. Mit besonderer Behendigkeit räumte er den Tisch ab. Die kahlen Schinkenknochen flogen blitzschnell durch die Kanonenpforte ins Wasser und mit den übrigen Speiseresten eilte er zum Ausgußrohr nach vorn in die Batterie. Ein lauter Wortwechsel in der Offiziersmesse unterbrach das Gespräch der Seekadetten und alle lauschten. „Ich frage Sie, wo der Schinken geblieben ist!" ertönte in höchstem Zorn die Stimme des Messevorstandes durch das offene Oberlicht herauf.

„Es ist mir ganz unbegreiflich, Herr Leutnant" erwiderte mit weinerlicher Stimme der Steward. „Vor einer Viertelstunde, Schlag zwölf Uhr, habe ich ihn auf den Tisch gesetzt. Da aber die Herren noch beim Kapitän blieben, ging ich zum Koch, um ihm beim Anrichten der übrigen Sachen zu helfen, und beauftragte den Läufer mich sogleich zu rufen, sobald Sie kämen." Läufer sind Ordonnanzen, die nebst einer Schildwache vor den Kajütten stehen. Der Blick des erregten Messevorstandes richtete sich durchbohrend auf beide. „Wer ist in der Kajütte gewesen, Posten?" herrschte er diesen an. „Niemand, Herr Leutnant, außer dem Steward" lautete die prompte und unbefangene Antwort, die nicht zweifeln ließ, daß sie die Wahrheit sagte.

„Was soll das nur werden!" klagte verzweiflungsvoll der Offizier den hinzugekommenen Kameraden seine Not, „der Kapitän muß jeden Augenblick kommen, und die Hauptsache ist auf rätselhafte Weise verschwunden. Dabei waren es volle zwanzig Pfund — es ist zum Verzweifeln!"

Allgemeine Entrüstung; der kostbare Schinken war die pièce de résistance gewesen, alles andere nur Beiwerk, auf das allein man unmöglich den Kapitän einladen konnte. An Land zu schicken und einen andern zu besorgen, dauerte wenigstens eine Stunde, aber es war das einzige Mittel, um die Blamage abzuwenden. Der erste Leutnant übernahm es, dem Kapitän die Sachlage darzuthun und den entstandenen Aufschub zu entschuldigen. Die Kadetten lauschten noch immer aufmerksam; sie hatten offenbar ihre große Freude an der Verlegenheit der Offiziere und wie diese sich über das unerklärliche Verschwinden des Schinkens die Köpfe zerbrachen.

„Sollten uns nicht die Seejunker den Streich gespielt haben?" hörten sie jetzt einen Leutnant fragen.

„Der Posten behauptet ja aber, daß niemand in der Messe gewesen, und er ist einer der zuverlässigsten Leute", lautete die Erwiderung.

„Nun nicht durch die Thür", sagte ersterer, „ich meine durch das Oberlicht."

„Unmöglich!" warf ein anderer ein. „Wer sich dort herunterlassen wollte, müßte ja mitten auf unsern Tisch springen, und wie wollte er wohl wieder hinaufkommen ohne Leiter und bei der Hängelampe vorbei, ohne sie zu zerbrechen?"

„Na, na, Sie wissen nicht, was man denen alles zutrauen darf", meinte der Mathematiklehrer. Er wußte freilich davon zu erzählen und hatte Erfahrung in dergleichen.

Die Junker warfen bei dieser Äußerung einen wütenden Blick durch die Decksplanken auf den unsichtbaren Sprecher, der schlimme Rache für die Beleidigung andeutete. Diese bodenlose Verleumdung! sie wußten sich von jeder Schuld frei. Wehe dir, armer cosinus a-sinus . . . . . !

Es blieb indessen doch ein merkwürdiges Zusammentreffen. Dort war unbegreiflicherweise ein Schinken verschwunden und hier ebenso unerwartet erschienen. „Über zwanzig Pfund!" hatte der Messevorstand geklagt; das stimmte auch auffallend. Jeder der sechzehn Seekadetten hatte ein gutes Pfund gegessen und den Rest machten die Knochen aus. Der Gedanke kam mehreren; sie sahen sich verständnisvoll fragend an und schauten nach Fritz aus. Fritz war jedoch vorläufig nicht zu erreichen. Er saß im Boot, das man wegen des zweiten Schinkens schleunigst an Land geschickt hatte. „Wenn jemand nach mir fragt, so sage, ich sei in „Messeangelegenheiten" an Land gefahren", hatte er den Koch beauftragt! — Das war der Bescheid, als man ihn suchte.

„Die drei ältesten Herren Junker möchten zum Herrn Kapitän kommen", ließ sich die Stimme des in die Kadettenmesse tretenden Stabswachtmeisters vernehmen.

Die Gerufenen folgten dem empfangenen Befehle und es begann ein scharfes Verhör, wenn auch ohne irgend welchen Erfolg. Im Bewußtsein ihrer gekränkten Unschuld trugen sie den Kopf hoch, es war ihnen nichts zu beweisen und sie mußten entlassen werden. Jetzt war noch Fritz zu inquirieren. Er mußte wohl viel am Lande zu thun haben, denn er kam erst mit dem Abendboote in der Dunkelheit zurück und deponierte schnell und ungesehen ein mitgebrachtes Paket in seiner Speisekammer. Dann erst meldete er sich beim wachhabenden Leutnant zurück, der ihn sofort an den Vorstand der Offiziersmesse zum Verhör expedierte. Dieser hatte indessen erfahren, daß die Kadetten zu Mittag Schinken gehabt; das war der sicherste Beweis für das begangene Verbrechen.

„Woher haben Sie den Schinken heute mittag gehabt?" fragte der Leutnant Fritz stirnrunzelnd.

„Er ist an Land gekauft," lautete die unverfrorene und mit größter Seelenruhe gegebene Antwort. Sie entsprach jedenfalls der Wahrheit und stimmte die Zuversicht des Inquirenten sichtlich herab, da er sich die darin liegende Zweideutigkeit nicht klar machte.

„Aber ich weiß doch, daß die Seejunker schon über acht Tage von Schiffskost leben", fuhr der Messevorstand fort, „und sie keine andern Vorräte haben."

„Der Herr Leutnant irren sich", erwiderte Fritz sehr höflich aber auch sehr bestimmt, „wir haben Vorräte genug und in der letzten Woche nur aus Sparsamkeit Schiffskost gegessen. Wollen der Herr Leutnant sich gefälligst selbst überzeugen?"

Der Offizier, in der Hoffnung, den Steward auf einer Lüge zu ertappen, folgte ihm auf dem Fuße in die Speisekammer — aber Fritz stand glänzend gerechtfertigt da. Dort

lagen mächtige Cervelat= und andere Würste, Preßkopf und ein halber angeschnittener Schinken. Der Messevorstand schoß wie ein Raubvogel auf letzteren zu — da war ja das Corpus delicti gefunden! Doch Fritz stand ungerührt und der Inquirent mußte sich selbst bald von seinem irrtümlichen Verdachte überzeugen. Dieser Schinken war viel zu klein, er konnte höchstens sechs bis acht Pfund gewogen haben und der seinige war mindestens zwanzig schwer gewesen. Er mußte die ergebnislose Untersuchung fallen lassen und ging ziemlich kleinlaut ab, während die Junker innerlich jubelten und Fritz ihm triumphierend nachsah.

Die Freude der ersteren über den siegreich abgeschlagenen Angriff machte sich jetzt ziemlich laut kund, leider etwas zu laut für das offenstehende Oberlicht. Es fielen sehr anzügliche Redensarten, namentlich über cosinus a-sinus . . . .; der erste Leutnant war in der Messe; er hörte sie und sie waren zu anzüglich und despektierlich, um sie überhören zu können. „Ich bitte mir Ruhe aus da oben!" tönte seine Stentorstimme nach oben. Die Unterhaltung verstummte sofort, aber sie war trotzdem verhängnisvoll geworden, denn der erste Leutnant notierte die Namen der drei Hauptraisonneure in sein Taschenbuch; eine solche Notiz bedeutet immer nichts Gutes.

Es schlug zwei Glas (neun Uhr) auf der Schiffsglocke. Unmittelbar danach steckte der Stabswachtmeister, dies perpetuum mobile an Bord, seinen Kopf durch die Tür der Kadettenmesse: „Zwei Glas, Feuer und Licht aus", schnarrte er. Nach der Schiffsordnung müssen die Kadetten um neun Uhr ihr Licht löschen und in ihre Hängematte gehen.

„Haben die Herren noch Befehle für mich?" fragte Fritz, der bei der Lampe fertig stand, um sie auszuschrauben, sobald die Junker die Messe verlassen haben würden.

„Nein, für heute nicht," lautete die Antwort des Ältesten, „aber sorge dafür, daß wir morgen mittag keine Bramstagläufer und Tornisterfleisch bekommen."

„Wir wollen sehen," erwiderte Fritz leichthin, „vielleicht."

Fritz drehte die Lampe aus, als die Junker die Batterie betraten, doch hatten diese kaum einige Schritte gethan, als ein durchdringender Schrei ertönte, und sie zurückrief. Fritz war in der Dunkelheit über einen Stuhl gestolpert, hingestürzt und mußte argen Schaden gelitten haben, denn er stöhnte heftig, und als man ihn aufhob und in die Batterie an das Licht brachte, drang ein heftiger Blutstrom durch seine Beinkleider.

Einer der Junker holte sofort den Doktor und es stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß ein großer Makrelen-Angelhaken in sehr empfindliche Weichteile des Beines gefahren und gut zur Hälfte darin verborgen war. Der Widerhaken machte beim Herausziehen sehr arge Schmerzen und Fritz schrie, als ob er am Spieße stäke.

„Meiner Seele, wie kommt der Angelhaken dahin?" fragte der Doktor.

„Ich hatte heute geangelt," sagte Fritz, immer noch vor Schmerz stöhnend, „steckte den Haken mit der Leine in die Tasche und bin dann hineingefallen."

Es war wieder die reine Wahrheit, die er sprach; nur ging er darüber fort, was er geangelt hatte. Die Kadetten verstanden jedoch zwischen den Zeilen zu lesen. Sie begriffen auf einmal, wie der Schinken von der Offizierstafel verschwinden konnte, ohne daß jemand durch das Oberlicht auf den Tisch springen, oder beim Hinaufklettern die Lampe zerbrechen mußte.

Sie schienen jedoch stillschweigend übereingekommen zu sein, diesen Punkt nicht näher zu erörtern. Fritz mußte wohl acht Tage die Koje hüten, und die schmerzhafte Wunde verschaffte ihm einige schlaflose Nächte. Aber auch er redete nicht weiter über die Angelegenheit, als er wieder seinen Dienst angetreten hatte, und so blieb für Kapitän und Offiziere der verschwundene Schinken eine mysteriöse Sache.

Eine lebhafte Erinnerung daran hatten nur für die nächsten drei Tage die vom ersten Leutnant notierten Seejunker. Bei der Musterung am nächsten Morgen wurden ihnen wegen „unpassenden Benehmens gegen Vorgesetzte" drei Tage „Fölsch", wie der Arrest im Kabelgat nach dessen Hüter benannt wurde, zudiktiert, während den Mathematiklehrer eine heimliche Ahnung beschlich, daß er über kurz oder lang doch dafür büßen müssen werde.

Nach der Musterung wurden die drei Delinquenten vom Stabswachtmeister in das Kabelgat abgeführt und der alte Fölsch nahm sie mit wohlwollender Miene in seine Obhut. Er hatte merkwürdigerweise lange keine Gäste bei sich gesehen, sehnte sich wohl nach Gesellschaft und mochte sich vielleicht auch erinnern, daß in seinem Spinde die Flasche mit Tropfen leer war, mit denen er sich innerlich gegen Rheumatismus einrieb, und welche die Kadetten aus Erkenntlichkeit für die ihnen gewordene Behandlung pränumerando zu erneuern pflegten. Darin hatte er sich nun diesmal freilich geirrt. Die jungen Herren, denen die Notierung ihrer Namen durch den ersten Leutnant unbekannt geblieben, waren durch das Strafedikt ganz unerwartet getroffen, unmittelbar darnach in Arrest gebracht und hatten keine Zeit gehabt, eine Flasche der starken Tropfen einzustecken. Der sonst aushelfende Fritz lag schmerzerfüllt an der Angelhakenkrankheit in der Koje, und so gestaltete sich die nächste Zukunft ziemlich düster. Fölsch war plötzlich einsilbig geworden, klagte bald über heftigen Rheumatismus und verschwand nach einer halben Stunde gänzlich, um die Betreffenden für den Rest des Tages sich selbst zu überlassen, wobei er jedoch sorgfältig die Thür verschloß. Nur um Mittag erschien er wieder, um den Schiffsjungen einzulassen, der an Stelle von Fritz das Essen brachte. Letzteres war eine traurige Affaire — Schiffskost. Nicht einmal eine Flasche Bier war dabei. Wenn sie auch wußten, daß der eigene Vorrat längst aufgebraucht war, Fritz hätte es doch möglich gemacht.

Schweigsam und mit langen Zähnen wurde das Mahl eingenommen; dann waren sie für den Nachmittag wieder allein in dem dunkeln Loche, das eine trübe Öllampe nur schattenhaft erhellte. Die Bücher, welche die Kameraden mit dem Jungen geschickt, waren von Fölsch zurückgehalten. Er richtete sich heute scharf nach seiner Instruktion und ihr gemäß wurden auch keine Hängematten verabfolgt — das machte alles der Rheumatismus. So saßen denn die drei auf den harten Tauwerks-

Die Heimkehr des Ernährers. Augenblicksphotographie aus dem Verlage von O. Anschütz in Lissa, im Verlage von P. Heßling in Leipzig.

Die historische Linde am Wörther See (Kärnten). Gezeichnet von J. Willroider.

bündeln, atmeten den mit Ölqualm gemischten Teergeruch und suchten sich mit schlechten Witzen die Zeit zu vertreiben. Das hielt jedoch auch nicht lange vor und der Humor ging dabei aus.

Endlich kam der Abend heran. Um sieben Uhr erschien der Junge mit dem Thee in einer sehr großen Kanne. Fölsch ließ ihn ein, schien aber bedeutend weniger vom Rheumatismus zu leiden, denn er war freundlich und übersah es auch völlig, daß auf dem Theebrett ein halbes Dutzend Romane lagen. Die Seejunker waren sehr erstaunt, aber bald klärte sich die Sache auf. Als die erste Tasse eingeschenkt wurde, entströmte ihr ein aromatischer Duft, der das ganze Kabelgat erfüllte und Teer- wie Lampengeruch zurückdrängte. „Fölsch, wollen Sie nicht eine Tasse Thee mit uns trinken?" fragte Hohenholz, der älteste der Kadetten, „er scheint sehr gut zu sein und wird Ihnen gewiß wohlthun." „Ja es muß eine gute Sorte sein", erwiderte der alte Unteroffizier entgegenkommend, „ich roch es schon draußen und ich nehme es gern an. Ich glaube selbst, daß ein paar Täßchen (in die Tasse ging ungefähr ein halbes Liter) meinem Rheumatismus ganz gut sein werden. Doch ich will erst ein paar Roßhaarmatratzen hereinholen, damit wir es bequemer haben; auf dem harten Tauwerk sitzt es sich schlecht, wenn man es nicht gewohnt ist." Die Junker gaben dies gern zu, sie hatten es zehn Stunden lang bereits erprobt und waren den Kameraden sehr dankbar, daß sie statt des Thee Grog geschickt, der ihre Situation so günstig änderte.

Fölsch erschien sehr bald mit den Matratzen; man machte es sich bequem, das kräftige Getränk animierte die Geister, Scherze flogen hin und her, das Kabelgat wurde zum „fidelen Gefängniß" und sein Hüter nach dem Genuß des ersten Täßchens in eine sehr redselige und heitere Stimmung versetzt. Er vergaß völlig, daß er Thee vor sich hatte und sprach immer nur von Grog.

„Ein merkwürdiger Name," meinte der Seejunker Feldmann, „woher mag er stammen? Gewiß aus England! es klingt so. Wissen Sie nichts darüber, Fölsch?"

„Na und ob!" erwiderte dieser selbstbewußt, „so leicht werden Sie niemand finden, der das besser weiß; aber mit dem Englischen liegen Sie doch auf einem falschen Bug. Das Wort stammt aus dem Französischen."

„Das klingt doch aber durchaus nicht wie französisch."

„Schadet nichts, aber der erste der ihn braute, war ein Franzose und nach ihm hat der Grog auch seinen Namen", versetzte der Unteroffizier apodiktisch. „Ich muß das wissen, denn ich war dabei."

„Was?" riefen die Seejunker, „Sie waren dabei. Oh, das müssen Sie erzählen. In der Messe ist schon oft die Rede davon gewesen und man hat die verschiedensten Erklärungen darüber gehört."

„Sie sind alle falsch," behauptete Fölsch ruhig. „Ich allein weiß die richtige, denn ich bin wie gesagt dabei gewesen, als das Kind den Namen erhielt, und zweifle, ob noch jemand sonst am Leben ist, der dabei Gevatter gestanden, denn die Geschichte ist schon ziemlich lange her. „Na," fuhr der Alte fort, nachdem er sich das zweite Täßchen vollgeschenkt und einen tüchtigen Schluck genommen hatte, „da Sie es gern hören wollen, so will ich einmal sehen, ob ich die Sache noch zusammenfinde. Eben schlägt es sieben Glas (halb acht), da haben wir noch anderthalb Stunde bis zu „Feuer und Licht aus", und bis die Ronde kommt — so lang ist das Garn aber nicht."

„Zunächst," hub der Erzähler an, „müssen Sie wissen, junge Herren, daß der erste Grog, der getrunken wurde, etwas verschieden von diesem da war" — er schlürfte wieder ein Schlückchen und schnalzte wohlgefällig mit der Zunge — „der wirklich vortrefflich ist. Einmal war er nicht warm, sondern kalt; Wasser war auch weniger darin, als in diesem, Zucker gar nicht und auch keine Zitronenschale — dafür aber etwas

anderes, ganz besonderes, was man jetzt nicht mehr hineinzuthun pflegt," fügte Fölsch mit einem listigen Augenzwinkern hinzu, indem ein Lächeln über seine verwitterten Züge glitt — „das war eben französisch. Wie er geschmeckt hat, kenne ich zwar aus eigener Erfahrung nicht. Ich war damals noch ein junger Kerl und wenn ich auch jetzt, wie Sie wissen, ein gutes Tröpfchen in Ehren und Maßen (er meinte jedenfalls Litermaße) nicht verschmähe, so fand ich damals an starken Getränken doch noch keinen Geschmack. Überdem kam aber dazu, daß jener erste Grog uns gar nicht gehörte, und ich hätte mir lieber den Finger abgebissen, als etwas anzurühren, was mir nicht rechtsgültig zukam. Die meisten andern von der Mannschaft — nun es waren ja auch Engländer," fügte er wegwerfend hinzu, „dachten jedoch nicht so und der Branntweinteufel verführte sie."

(Fortsetzung folgt.)

Martini und der Martinsmann.

Die Rettung des Kapitols hat den Gänsen unsterbliches Ansehen gebracht, aber auch durch Verrat erwarben sie sich einstmals großes Verdienst, wenngleich der Dank dafür der Art ausgefallen ist, daß noch jetzt, wie man in dieser Jahreszeit überall hören kann, die Gänse heftig dagegen protestieren.

Martin war im IV. Jahrhundert ein römischer Kriegsmann, der sich durch sein gutes Herz gegen die Armen auszeichnete. Als Christ dem ihm aufgezwungenen Berufe abhold, zog er sich später in die Einsamkeit zurück und gewann durch sein strenges Leben so große Achtung, daß man ihn zum Bischof von Tours erwählte. Dieser Würde wollte er sich demütig entziehen, entlief den Boten und verbarg sich. Gänse erspäheten indessen sein Versteck und schnatterten so lange, bis sie die Aufmerksamkeit der Suchenden erregten, worauf Martin sich zur Übernahme des neuen Amtes bequemte. Er verließ auch jetzt seine Zelle nicht, um ihn aber siedelten sich fromme Brüder an, die von seiner Heiligkeit lernten, und als er im Jahre 400 starb, wurde er heilig gesprochen, und der 11. November, sein Todestag, wurde ihm geweiht. Den Gänsen, deren Verdienst man völlig begriff, ward der Lohn, daß man sie zu Ehren des h. Martin in Zukunft an seinem Tage gebraten auf den Tisch brachte.

Die Deutschen beugten sich bei ihrer Bekehrung willig vor dem Ruhme des Heiligen, sei es nun, weil er ein Kriegsmann gewesen, sei es, weil sein Vogel in der Bratpfanne sein Lob prätzelte, sei es endlich, weil Martini mit den heidnischen Herbstfesten zusammen fiel. Früh wurde der 11. November festlich begangen, der neue Most wurde an diesem Tage gründlich geprüft (daher der h. Martin in mittelalterlicher Unbefangenheit musto madidus genannt und zum Patron der Trinker erhoben), Martinshörner wurden, offenbar nach heidnischer Tradition, gebacken, und da diese Leckerbissen auch dem Klerus mundeten, so drückte er ein Auge zu, wenn man im Feiern etwas weit ging, nach dem Spruche: „Wer nicht voll sich saufen kann, ist kein rechter Martinsmann."

Bei der bekannten Gutherzigkeit, die ein voller Bauch und ein weinlustiger Sinn schafft, hatte man außerdem den Vorteil, daß den Armen, deren Patron gleichfalls der h. Martin war, mit offener Hand gegeben wurde, und daß die Naturalien, die nach Vollendung der Korn- und Weinernte der Geistlichkeit zu entrichten waren, nicht so kärglich flossen und insbesondere zu observanzmäßigen Gänsen nicht die mager-blauen, sondern die feist-gelben ausgewählt wurden.

Aus dem Lieferungstermine entwickelte sich Martini zum Zahlungstermin; allerdings kennt die Legende einen andern Grund zur Herausbildung des „Umschlags".

Chlodwig, der bekanntlich in Gelübden nicht zurückhaltend war, weihete im Gedränge der Schlacht bei Vouglé sein Streitroß dem heiligen Martin unter der Bedingung, es mit 100 Gulden lösen zu dürfen. Er siegte, aber in nicht ungewöhnlicher Weise vergaß er die Lösung seines Gelübdes. Da wollte sein Pferd nicht mehr aus dem Stalle, und der König mußte seinen Beutel ziehen, meinte aber: „Wunderlich ist es, daß die Heiligen, die doch auf Erden das Geld für nichts geachtet haben, im Himmel so geldgierig sind." Die Bemerkung, daß der h. Martin so genau in Geldsachen war, machte die Geldgeschäfte an seinem Tage besonders sicher.

Einen ernsten Zweck, wie wir nicht verhehlen wollen, hatten beim Martinsfeste die sich dem Heiligen weihenden Bruderschaften, Martins-Gnozen (= Genossen, Mannen) genannt, die sich der Armenpflege annahmen.

In fein ausgebildeter, hervorragender Weise wurde in früheren Jahrhunderten in Schwerin i. M. das Martinsfest gefeiert. Die mecklenburgischen Fürsten hatten seit wendischen Zeiten die Schirmherrschaft über die Stadt Lübeck, und zu Martini mußte diesem Rechte in folgender Weise Ausdruck gegeben werden.

Der Lübecker Rat erwählte aus seiner Dienerschaft einen recht ehrenfesten, trunktüchtigen Mann als Martinsmann, dem zwei gleichfalls im Tiefstrunk bewanderte Zeugen beigegeben wurden. Auf einen sorgsam beschlagenen Wagen wurde ein Ohm guten Rheinweins verladen und unter Führung des Martinsmannes nach Schwerin gebracht. Unterwegs schonte derselbe sich, um auch mit Ehren seine schwere Prüfung zu bestehen. In den Ortschaften, die er auf dem acht Meilen langen Wege durchzog, teilte er zum Ruhme seiner Stadt freigebig Nüsse, Äpfel rc. aus, und die Kinder an der Landstraße umschwirrten den würdevoll kutschierten Wagen voll Eifers.

Vor den Thoren von Schwerin, in der Vorstadt, hielt man an, ließ durch einen heimlich herbeigeholten Schmied Wagen und Pferde auf guten Beschlag noch einmal untersuchen und zog nun, während die Thorwache präsentierte, ein. Die Lehrjungen der Schmiede und Sattler betrachteten Wagen und Geschirr schon jetzt mit Kennermienen und beanspruchten als ihr hartnäckig verteidigtes Privilegium, den Gesandten mit Geschrei: „Hei, Martensmann (oder Mertensmann, wie damals schon der Schweriner sagte), Pfennigmarten! Musmarten! Schönmarten!" zu Geldspenden zu zwingen. Sie stellten sich vor seinem Quartiere auf, ließen diejenigen, die zum erstenmale an dieser Martinsbruderschaft teilnahmen, Gassen laufen, um sie mit in die Gosse getauchten Kuhschwänzen einzuweihen, und präsentierten sich dann zum Teil greulich maskiert oder durch den Schmutz schon unkennbar genug gemacht, grunzend und schreiend dem Martinsmann, der von ihnen sich möglichst rasch loskaufte.

Nach geschehener Anmeldung fuhr er am Nachmittage in scharlachrotem Mantel ohne Ärmel, breiter Faltenkrause und stattlicher Perücke zum Schlosse. Er hatte seinen Platz auf der mittelsten Bank, hinten im Wagen saßen die Zeugen, zwischen ihnen lag das Faß. Die Schweriner füllten im bunten Gewimmel die Straßen und beobachteten, ob der Martinsmann auch mit recht würdevoll freundlicher Miene auf sie sah. Am Schloßthore nahm er seinem Kutscher den Hut ab und umfuhr entblößten Hauptes zweimal in scharfem Trabe den Schloßhof, wobei er mit voller Hand kleine Geldmünzen für die Jugend ausstreute, um in brillanter Parade an der Haupttreppe still zu halten, empfangen von dem Schloßvogt, einigen Unterbeamten und einem Notar. Es entwickelte sich ein im Laufe der Jahrhunderte fest formuliertes Gespräch, worin alljährlich der Schloßvogt protestierte, daß dem Fürsten Rheinwein und nicht Most geliefert würde, der Martinsmann reprotestierte, worauf schließlich der erstere zur Annahme sich bequemte, aber den Notar zur Aufnahme seines Protestes veranlaßte.

Jetzt kam der von der Schweriner Jugend sehnlichst erwartete Augenblick, daß Wagen und Pferde auf Beschlag und Geschirr vom Schloßpförtner untersucht wurden, die Jungen halfen, krochen überall unter und um den Wagen herum und späheten, ob nicht ein kleiner Fehler zu entdecken sei, denn dann waren Pferde und Wagen dem Herzoge verfallen.

Der Kellermeister prüfte und übernahm den Wein, im raschen Trabe ging es unter einem Geldregen noch einmal im Schloßhof herum und zum Thore hinaus ins Quartier. Bei Ankunft und Abfahrt trat die Schloßwache ins Gewehr.

Gegen Abend holte der Pförtner den Martinsmann feierlichst zum Schmause ab, er trug eine ausschließlich für diesen Zweck bestimmte drei Fuß hohe Laterne mit hundert Hornscheiben, in der vier Lichter brannten, und wanderte mit seinem Stabe gravitätisch voran. Die Martinsmannskammer im Schlosse war gerüstet, die obere Schloßdienerschaft, als Küchenmeister, Kellermeister, Kastellan rc., hatte sich erwartungsvoll unter Führung des Vogtes eingefunden, der Gast sah beim Eintritt sich um, ob in der Kammer ordnungsgemäß ein Bett stand, das er freilich niemals benutzen durfte, das aber zur Einrichtung gehörte. Drei Hauptgänge wurden aufgetragen, jeder mußte zwölf Schüsseln zählen, bei den Fischen brachte der Schloßvogt das Wohl des Landesfürsten aus. Wer zum erstenmal an dieser Tafel saß, mußte einen großen Willkomm leeren „auf die Gesundheit des Fürsten und dieses Hauses Gerechtigkeit", der hielt fünf Flaschen, ein Schwächling durfte sich zwei Gevatter bitten, ein rechter Mann trank ihn allein aus und gab ihn zurück mit der Frage: „Ist nun Gnade widerfahren und Recht geschehen?" Antwort: „Es ist Gnade widerfahren und Recht geschehen." Man trank bei all den zahllosen Trinksprüchen aus „Fleuten", den trichterförmigen Gläsern ohne Fuß, die man auf einen Zug leeren und umgestürzt bei sich hinstellen mußte.

Nach dem Schmause wurde der Martinsmann, der allezeit seine Würde zu Ehren seiner Stadt bewahren mußte, nach Hause geleitet. Ein Frühstück von dreißig Schüsseln fand am nächsten Morgen statt und schloß mit dem Spruch des Martinsmannes: „Das gute Vernehmen zwischen dem Hause Mecklenburg und der Stadt Lübeck!" Nach ungefährer Rechnung gingen bei diesen Gelagen 162 Pfund Fleisch und eine entsprechende Menge Fisch drauf, dazu eine Tonne Bier und drei Anker Franzwein.

Im Jahre 1817 wurde vom Herzoge auf diese Martinssendung verzichtet, allerdings zum Vorteil seines Säckels, aber zum Leidwesen der Schweriner. Dem Schreiber dieser Zeilen erzählte sein Großvater noch glänzenden Auges von der Freude, die einst der Martinsmann brachte.

C. Beyer.

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern.

An ein Kranken-, vielleicht ein Sterbelager, führt uns Frinds Bild (S. 101). Doch ist es kein Schmerzenslager zu nennen. Friede und Freude ist darüber ausgebreitet. Die beiden Alten sind manches Jahrzehnt Hand in Hand miteinander durch das Leben gepilgert.

Auch jetzt ruhen ihre Hände fest ineinander, und Auge in Auge lesen sie die nie getrübte Liebe und enge Verbundenheit. Das heilige Buch, aus dem sie zusammen so oft den besten Trost geschöpft, bietet ihnen auch jetzt die köstlichste Erquickung, der gekreuzigte Erlöser die sichere Gewähr des ewigen Heiles und des Wiedersehens droben. Warum sollten sie trauern?

Wie anders mutet uns das kleine Mädchen (S. 105) an! Vor ihm liegt der irdische Lebensweg mit seinen Leiden und Freuden noch offen da wie ein unbeschriebenes Blatt. Aber schwerlich denkt sie daran und sorgt darum, ob sie wohl in Gedanken versunken scheint. Aus ihren großen hellen Augen blickt sie nachdenklich in die Welt hinein und träumt ein wenig. Gewiß nicht zu lange! Bald wird sie aufspringen und zu ihren Spielen zurückkehren und fröhlich ihr junges Leben genießen.

Ein lustiges Bildchen erblicken wir S. 108 — das interessante Ergebnis einer Augenblicksphotographie. Der Storchenvater als treuer Versorger der Seinen mit dem gefangenen Frosch im Schnabel eilt der seiner harrenden Gattin entgegen. Schön sind sie nicht, die beiden, aber doch ein glücklich liebendes Paar!

Die Grenzlinde am Wörther See (S. 109). — Einer der schönsten Punkte des an Naturschönheiten so reichen Kärnten ist der Wörther See. Das sechzehn Kilometer lange und fast einen Kilometer breite Gewässer hat inmitten der umliegenden Berge eine wundervolle Lage, die den, der einmal an diesen reizenden Gestaden weilte, immer wieder zu ihnen zieht. So weilen hier denn alljährlich zahlreiche Badegäste, und noch viel zahlreichere Touristen machen eine Fahrt über den See und bewundern von ihm aus das imposante Karawankengebirge, dessen Kette sich im Süden und Südosten des Sees hinzieht.

Hier am Wörther See liegt die interessante Linde, die unser Bild zeigt. Als Napoleon einst nach dem Frieden von Schönbrunn 1809 aus der Graffschaft Görz, Krain, Triest, Fiume, dem Litoral, Istrien und dem kärntischen Kreise Villach einen besonderen Staat, die Illyrischen Provinzen schuf, lief die Grenze, die diese von Österreich trennte, mitten durch diese Linde.

Jetzt ist längst wieder hüben und drüben Österreich, die Linde aber steht noch aufrecht und die seltsame Höhlung in ihrem Stamm erinnert noch an den wunderbaren Mann, der einst hier wie überall sonst, Staaten und Völker schaffen zu können vermeinte nach seinem Gefallen.

Rechtsrat.

Mein Klient, Apotheker L., soll unter einem Schuldscheine noch die Worte: „Zahlbar bis Juli und August 1884" gesetzt haben, die jedoch vom Schuldner nicht unterschrieben waren. Im Schuldschein selbst aber heißt es: „Zahlbar auf mein Verlangen" ꝛc., und zum Schluß: „Was hiermit anerkannt und unterzeichnet. Datum. Name."

Nun soll L. diesen Beisatz: „Zahlbar bis Juli und August 1884", der unter der Unterschrift des Schuldners gestanden haben soll, vom Schuldschein weggeschnitten und sich damit der Privaturkundenfälschung schuldig gemacht haben.

Sämtliche hiesige Juristen jedoch sind der gegenteiligen Ansicht und behaupten: Da unter der von L. selbst geschriebenen Zahlungsfrist die Unterschrift des Schuldners nicht gestanden hat, so ist das Abtrennen dieses nicht unterzeichneten Teils keine Urkundenfälschung und infolge dessen auch keine strafbare Handlung.

Apotheker L. steht schon seit sechs Wochen in Untersuchung und ist man auf die Antwort Ihres Rechtsrates sehr gespannt. Ebenso behaupten hiesige Juristen, daß, so lange eine geschriebene Bedingung nicht mit Unterschrift versehen ist, dies noch gar keine Privaturkunde sei, selbst wenn diese Bemerkung auf vorstehenden Schuldschein Bezug hat.

Kopie des Schuldscheins:

„Gutsbesitzer K. schuldet dem Apotheker L., beide aus D., „28 Mark, mit Worten: Zwanzig acht Mark, welche K. auf mein „Verlangen zu bezahlen hat. Was hiermit anerkannt und unterzeichnet
D . . . ., 28. Mai 1884.

Unterschrift des K.

„Zahlbar bis Juli und August."

Zwölfjähriger Abonnent in D. in Württemberg.

Wer in rechtswidriger Absicht eine solche Privaturkunde, welche zum Beweise von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist, verfälscht oder fälschlich anfertigt und von derselben zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch macht, wird wegen Urkundenfälschung bestraft. (Daß im vorliegenden Falle von der angeblich gefälschten Urkunde zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch gemacht ist, muß angesichts Ihrer Sachdarstellung vorausgesetzt werden und scheidet daher als feststehend aus der weiteren Erörterung aus. Ebenso die rechtswidrige Absicht als sich von selbst ergebend.)

Was nun zunächst den Begriff der Verfälschung einer Urkunde betrifft, so besteht dieselbe an und für sich in jeder unberechtigten Abänderung in einem für den Beweis erheblichen Punkte. Ob eine solche Abänderung nur die Schriftzüge oder den Körper des die Schriftzüge tragenden Papiers betrifft, ist dabei gleichgültig, und es kann, wie auch das Reichsgericht angenommen hat, eine Verfälschung an und für sich durch Abschneiden eines Teiles des Papiers bewirkt werden.

Es bleibt daher für den vorliegenden Fall nur noch zu prüfen, ob der Schuldschein einschließlich des unter der Unterschrift befindlich gewesenen Vermerks: „Zahlbar bis Juli und August", zum Beweise von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit, also im Sinne des Strafgesetzes eine Urkunde, und ob speziell dieser Schlußvermerk ein für den Beweis erheblicher Bestandteil ist.

Es mag in ersterer Beziehung zunächst dahingestellt bleiben, ob der Schuldschein nach dem in Württemberg geltenden bürgerlichen Rechte mangels der ausdrücklichen Angabe des Schuldgrundes — es fehlt in demselben die Bezeichnung „Darlehen" — allein und für sich zur Begründung einer Klage geeignet ist. Denn es ist für den Begriff Urkunde nicht erforderlich, daß dieselbe alle für das betreffende Rechtsverhältnis erheblichen Thatsachen in sich aufnimmt, es genügt vielmehr, wenn ihr Inhalt in irgend einer Beziehung zum Beweise von Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist. Die vorliegende Urkunde beweist jedenfalls, daß ihr Aussteller sich als Schuldner in bestimmter Höhe bekennt: ein Bekenntnis, welches für den Beweis des unter den Parteien geschlossenen Darlehensvertrages ein erheblicher Bestandteil ist.

Mit letzterer Ausführung ist zugleich dargethan, daß der Schuldschein an und für sich eine Urkunde im Sinne des Strafgesetzes ist, und es fragt sich nun weiter, ob der mehrfach erwähnte Schlußsatz: „Zahlbar bis Juli und August", sich als ein Bestandteil dieser Urkunde und zwar als ein solcher Bestandteil darstellt, welcher für das durch die Urkunde verbriefte oder für sonst ein Rechtsverhältnis von Erheblichkeit ist. Er ist es, wenn er auf das betreffende Rechtsverhältnis in irgend einer Weise bestimmend einwirkt, er ist es nicht, wenn er dasselbe ganz unberührt läßt. An und für sich findet eine solche Einwirkung auf das Rechtsverhältnis unzweifelhaft statt, wenn der Termin der Rückzahlung der geschuldeten Summe durch Vereinbarung unter den Parteien rechtsgültig bestimmt wird. Sofern also der mehrfach erwähnte Schlußsatz gar nicht auf einer Vereinbarung der Parteien beruht, sondern, wie es dem äußeren Anscheine nach sehr wohl möglich ist, der Gläubiger nach beendeter Vertragschließung für sich etwa notizweise die Anmerkung auf den Schein gesetzt hat, wird das Vertragsverhältnis oder sonst irgend ein Rechtsverhältnis gar nicht berührt, ist der Schlußsatz zum Beweise eines solchen nicht erheblich, liegt also keine Urkundenfälschung vor. Denn eine solche einseitige Notiz des Gläubigers ist kein Bestandteil des Vertrages, die sie darstellende Schrift ist kein Bestandteil der Urkunde geworden.

Haben aber die Parteien den Zahlungstermin auf den Juli und August vereinbart, und ist auf Grund dieser Vereinbarung der entsprechende Vermerk geschrieben, so muß endlich auf die in Ihrer Sachdarstellung bereits aufgeworfene Frage eingegangen werden: Welchen Einfluß hat der Umstand, daß der Vermerk unter der Unterschrift des Schuldners steht und selbst der Unterschrift entbehrt?

Soweit unsere Kenntnis des in Württemberg geltenden bürgerlichen Rechtes reicht, steht dasselbe im Obligationenrechte auf dem Boden des gemeinen Rechts und macht die Gültigkeit der Verträge von der Schriftform nicht abhängig. Ist dieses aber richtig, so ist es für den Begriff Urkunde ganz gleichgültig, ob ein Schriftstück unterschrieben ist oder nicht. Speziell im Sinne der Reichszivilprozeßordnung kann auch ein nicht unterschriebenes Schriftstück eine Urkunde sein, und das Reichsgericht hat dieses sogar in dem Sinne angenommen, daß aus einer solchen nicht unterschriebenen Urkunde der Urkundenprozeß zulässig ist. Sofern daher der Inhalt eines nicht unterschriebenen Schriftstücks für den Beweis von Rechten oder Rechtsverhältnissen erheblich ist, kann daran Urkundenfälschung begangen werden.

Aber selbst wenn das geltende bürgerliche Recht, wie z. B. das Preußische Landrecht, die Gültigkeit gewisser Verträge von der Schriftform abhängig machte, so würde man einem nicht unterschriebenen Schriftstücke doch die Urkundenqualität im Sinne des Strafgesetzbuches nicht ohne weiteres absprechen können. Wie die Praxis der höchsten Gerichtshöfe stets angenommen hat, hört ein Schriftstück deshalb nicht auf, Urkunde zu sein, weil es von einem Akt handelt, welcher wegen Mangels in der Form oder in der Rechtsfähigkeit der disponierenden Personen durch Einreden mit Erfolg angefochten werden kann. Nur wenn der betreffende Akt absolut nichtig und rechtlich wirkungslos wäre, also irgend ein Rechtsverhältnis weder schaffen noch beeinflussen könnte, würde man von einer Urkunde nicht mehr reden dürfen. Wohnt ihm aber trotz jener Mängel noch irgend eine Beweiskraft bei, so bleibt die Urkundenqualität bestehen. So würde z. B. für das Preußische Recht, welches gewisse mündliche Verträge zwar an sich klaglos macht, aber aus denselben, wenn sie von der einen Partei erfüllt worden sind, Rechte entstehen läßt, der Abschluß eines solchen mündlichen Vertrages niemals absolut ungültig und wirkungslos, eine auf denselben sich beziehende schriftliche Beurkundung daher immer zum Beweise eines Rechtsverhältnisses von Erheblichkeit sein. Speziell beim Darlehen würde nach Preußischem Rechte eine auch nur mündlich getroffene Vereinbarung über die Rückzahlung deshalb von rechtlicher Wirkung sein, weil durch dieselbe der in dem schriftlichen Schuldscheine festgesetzte Zahlungstermin als aufgehoben, der Vertrag in einem wesentlichen Punkte anders niedergeschrieben als verabredet erscheinen, und daher die gesetzliche Kündigungsfrist eintreten müßte. Die Anwendung auf das Württembergische Recht ergibt sich von selbst, wobei es von vornherein höchst zweifelhaft erscheint, daß dasselbe bei einem Vertrage, wie dem vorliegenden, der mündlichen Abrede absolut jede Rechtswirkung versagen möchte.

Ist aber irgend eine rechtliche Wirkung vorhanden, so ist das Niederschreiben der mündlichen Abrede für den Beweis derselben von Erheblichkeit, die Verfälschung der Niederschrift also eine Urkundenfälschung, auch wenn die Unterschrift fehlt.

Briefkasten.

E. L. in B. Daß Ihnen das Bild von Ludwig Knaus, „Im Frühling“ in Nr. 3 sehr gefallen hat, überrascht uns nicht. Ist das Bild doch eines der reizendsten Kinderbildchen von Knaus. Um so mehr wird es Sie interessieren zu erfahren, daß nach diesem Bild ein ganz vorzüglicher Stich existiert, ausgeführt von dem leider zu früh verstorbenen Landschaftsstecher Willmanns. Das Blatt ist im Kunstverlage von P. Kaeser in München erschienen und um den geringen Preis von 12 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. Als Weihnachtsgeschenk dürfte dieser Stich sich besonders empfehlen. — Von kleineren Manuskriptzusendungen erwiesen sich als ungeeignet die von **C. D.** — **U. v. B.** in **N. b. P.** — **N. L.** in **B. b. B.** — **C. E.** in **H. a/S.** — **N. B.** in **L—g.** — **E. F.** in **Z.** — **Ifin** in **A—n.** — **K. P.** in **P.** — **C. W.** in **C.** — Wiederholt müssen wir erklären, daß wir uns weder auf Rezension noch auf Rücksendung von Gedichten und kleineren Artikeln einlassen können. — **H. H.** in **Paris**. Das Manuskript ist s. Z. an Sie unter Kreuzband zurückgeschickt. — Frau **A. T.** in **D.** Von Wilhelm Baurs „Geschichts- und Lebensbildern aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen“ (Hamburg, Ag. des Rauhen Hauses) ist so eben eine vierte bereicherte und vielfach verbesserte Auflage erschienen. Ein ebenso patriotisch wie christlich begeistert geschriebenes und begeisterndes Buch, das Ihre Töchter und Ihre Söhne gleicherweise zu fesseln und zu fördern ganz geeignet ist. Auch für den Familienkreis können Sie keine anregendere Lektüre finden als dieses treffliche Werk. Auch äußerlich hat es gewonnen. In zwei stattlichen Groß-Oktavbänden, schön gedruckt und elegant gebunden (Preis: 10 Mark), ist es ein ausgesucht schönes Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk. — **J. M. N.** in **Utrecht**. Nein, wir bringen unsere Bilder nicht in Separatausgabe. — **P. E. W.** in **M.** In der Kamarunbeilage des vorigen Jahrgangs ist Ihr Wunsch erfüllt; aber immer läßt sich das nicht so einrichten — da müssen Sie schon einen Atlas zur Hand nehmen.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

Von vier Dominospielern spielt der erste mit dem dritten zusammen, ebenso der zweite mit dem vierten. Jeder nimmt 6 Steine auf, 4 Steine bleiben verdeckt liegen. Es wird ohne Kaufen gespielt. Nach dem Ende jeder Partie zahlen die beiden Verlierer zusammen an die Gewinner so viele Points als überhaupt Augen auf den noch nicht gesetzten Steinen vorhanden sind.

Der erste Spieler hat

Der dritte hat 5 Doppelsteine, der vierte hat 2 Doppelsteine und im ganzen 59 Augen.

Der erste setzt aus, der zweite paßt, der dritte setzt an, der vierte paßt, der erste setzt an, der zweite paßt, der dritte setzt an. Dann passen alle vier. Die Partie ist zu Ende und die beiden Verlierer zahlen zusammen 126 Points. Die Summe der Augen auf den vier gesetzten Steinen beträgt 22. Welche 4 Steine blieben verdeckt? Welche 4 Steine wurden gesetzt?

2. Arithmetische Aufgabe.

Eine wichtige Jahreszahl der deutschen Geschichte läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben leicht bestimmen. Die Summe der ersten (links) und der zweiten Ziffer ist gleich der vierten. Die Summe der ersten, zweiten und vierten Ziffer ist kleiner als die dritte. Die Summe der vier Ziffern beträgt 13.

Bilderrätsel.

3.

*	A	N	I	E	*
*	P	O	R	T	*
*	I	T	S	C	*
*	A	B	A	L	*
*	L	B	I	O	*
*	E	D	I	N	*
*	A	N	N	E	*
*	R	S	I	N	*
*	I	M	S	O	*

Die mit einem Stern bezeichneten Felder der obenstehenden Figur lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die neun wagerechten Reihen neun bekannte Wörter ergeben. Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein klassisches Drama, die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine beliebte Oper.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 6.

Damespielaufgabe.

1. d 6 — e 7 1. f 8 — d 6
2. f 4 — g 5 2. h 6 — f 4
3. d 2 — e 3 3. d 4 — f 2 oder f 4 — d 2
4. e 1 — a 5 gewinnt.

1.

Aus den vier Wörtern „Riga, Emden Mime, Kost“ erhält man durch Umstellung der Buchstaben den Anfang des Geibelschen Frühlingsliedes „Der Mai ist gekommen“.

2. Athen, Rathen.

Bilderrätsel.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

3. Scherzaufgabe.

Anders, o Leser, ist's möglich wohl nie,
Als wenn von den Fingern die Handschuh ich zieh'.

4.

Kant, Or = Kantor.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Aus dem Leben eines transvaalischen Burensohnes. Von Niemann. Mit der Illustration: Auf der Flucht von Isandula. Von H. Merté. — Der alte Fölsch. Seehumoreske von Reinhold Werner. — Martini und der Martinsmann. Von E. Beyer. — Am Familientisch: Zu unseren Bildern: In treuer Pflege. Gemalt von A. Frind. In Gedanken. — Die Heimkehr des Ernährers. Augenblicksphotographie. — Die historische Linde am Wörther See (Kärnten). — Rechtsrat. Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. November 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 8.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

X. Wider die Berechnung.

Während dessen wanderten Ulrich und Else durch den taufrischen Wald auf demselben Wege, den sie gestern unter Blitz und Donner zurückgelegt hatten. Ulrich wollte den Ort besichtigen, wo seine Schwestern die in Rücksicht auf die Dunkelheit immerhin bedenkliche Ausschiffung unternommen hatten. Auch zog es ihn, ihm selbst vielleicht unbewußt, zu der Stelle, wo er gestern abend das kleine Abenteuer erlebt, das seine Gedanken bisher fast ausschließlich beschäftigt hatte. Hätte er Lucy heute früh gesehen, so würde das nüchterne Tageslicht einen Teil des geheimnisvollen Reizes dieser Erinnerung abgestreift haben, die jetzt Zeit hatte, sich seiner Phantasie mehr und mehr zu bemächtigen. — Else ließ freilich dem Bruder wenig Muße, seinen Gedanken nachzuhängen. Kaum hatten sie den freien Platz vor der Schloßfront verlassen, um unter den Schatten der Parkbäume zu treten, als sie stehen blieb, die Arme mit komisch ernster Gebärde von sich streckte, als wollte sie es Pluto nachmachen, der soeben seine Glieder in der Sonne reckte, und mit melancholischem Gesicht ausrief: „O Ulrich! ich bin des Lebens so müde!“

„Nun, das fehlte noch, Kleine!“ antwortete er lachend. „Darf ich die Gründe zu dieser ungewohnten Anwandlung von Weltschmerz erfahren?“

„Ach Ulrich, wenn du wüßtest, was ich für ein Leben führe! Zwischen dem armen Onkel und der Mama, die stets trübselig ist — und Margarete, die in letzter Zeit angefangen hat, immer ernst auszusehen und mich für jeden Ausbruch von Lustigkeit zu strafen! Miß Ernscliffe war meine einzige Erholung, — sie ist so drollig mit ihrer unbehilflichen Sprache — und so gutherzig, — ‚Da kommt das Schicksal rauh und kalt,‘ deklamierte sie mit komischem Pathos, ‚und faßt der Freundin zärtliche Gestalt, und wirft sie‘ — nun wenigstens doch aus dem Kahn auf die Erde, und ich — o Pluto! Pluto! wenn ich dich nicht hätte!“ — Und Else warf beide Arme um den Hals des Neufundländers, der an ihr hochgesprungen war, und flog dann pfeilschnell vor ihm her, während er sich, sie mit freudigem Gebell umspringend, sogleich zu fröhlichem Wettlauf herbeiließ. — Ulrich sah der Schwester lächelnd nach, bis sie atemlos und heiß zurückkehrte und, durch augenblickliche Ermüdung gezwungen, ganz ehrbar neben ihm herschritt. Sie näherten sich jetzt der Stelle, wo Ulrich Lucy gestern gefunden hatte. Der Baum, unter welchem sie gesessen, war leicht kenntlich; das zerdrückte Gras, sowie ein verlorner Handschuh bezeichneten ihn deutlich. Ein großer Ast, von der Gewalt des Sturmes herabgerissen, oder durch einen Blitzstrahl vom Stamme getrennt, lag genau auf der Stelle, wo die junge Engländerin gesessen haben mußte. Ulrich schauderte bei dem Gedanken, welch' ein Unglück seine unvermutete Dazwischenkunft verhütet hatte. Auch die Stelle, an welcher er sie später im schützenden Arme gehalten, war, wenn auch weniger deutlich, erkennbar, und ein ihm bisher unbekanntes Gefühl durchrieselte Ulrich, als er ihren warmen Atem wieder an seiner Wange zu fühlen meinte.

Der Kahn lag an der Stelle, wo sie ihn gestern gelassen hatten, und das in der Morgensonne blitzende und funkelnde Wasser lockte unwiderstehlich zu einer Spazierfahrt. Auch behauptete Else, es ihrem Freunde Martin schuldig zu sein, den Kahn an dem rechten Orte anzulegen und zu befestigen, — ein Grund, den Ulrich lachend gelten ließ. Die Luft war herrlich nach der gestrigen Abkühlung, das Schilf rauschte leise im Morgenwind, der Wasserspiegel war klar und kühl, und Elses Lebensgeister sprudelten über in fröhlichem Lebensmut.

Am jenseitigen Ufer angelangt, wollte Ulrich zurückkehren. Aber Else behauptete, sich vor Mama nicht sehen lassen zu

können, wenn sie nicht heute den gestern gescheiterten Besuch im Stift nachgeholt habe. So wanderten denn beide den kurzen Weg durch den Wald, bis sie vor dem langgestreckten, weißen Hause anlangten, das diesen Namen trug.

Das Stift war eine von mehreren wohlthätigen Anstalten, die Frau von Ellern mit mehr Freigebigkeit als Einsicht auf den ausgedehnten Gütern ihres Oheims gegründet hatte, „um," wie die alte Meinhardt zu Ulrich gesagt hatte, „ihr Gewissen zu beruhigen." Es enthielt zwölf große, ziemlich kahle Zimmer nebst den dazu gehörigen Wirtschaftsräumen, die für sechs alte Männer und ebenso viele alte Frauen ihrer Dörfer bestimmt waren, welche hier unter der Aufsicht und Pflege von einer Diakonissin ein abgeschlossenes und völlig unthätiges Leben führten. Die Freifrau schrieb es der Undankbarkeit der menschlichen Natur zu, daß ihre Einrichtung sich keiner großen Beliebtheit unter ihren Leuten erfreute, und daß die Alten, trotz der trefflichen Versorgung, die sie dort fanden, stets nur mit Widerstreben sich zur Übersiedlung ins Stift entschlossen und da allerhand zu klagen fanden, wo sie nach ihrer Meinung lediglich Dank empfinden sollten. Dennoch war die Anstalt eines ihrer Lieblingskinder, und sie sah es gern, wenn die Glieder ihrer Familie an der Sorge für dieselbe teilnahmen.

Elses Besuche wurden von den Alten stets mit Freude aufgenommen. Die Freundlichkeit, mit der sie nach dem Befinden und den Bedürfnissen der einzelnen fragte, die heitere Lebendigkeit, mit der sie ihren Nachfragen hie und da fröhlichen Scherz beimischte, waren eine wohlthätige Unterbrechung für die alten Leute, die hier ein einförmiges Leben hinschleppten, und thaten mehr dazu, sie beliebt zu machen, als Margaretes treu gemeinter Ernst und die würdevolle Herablassung der Freifrau. So wurde sie auch heute freudig begrüßt, und Ulrich hatte Gelegenheit, die leichte, kindliche Art zu bewundern, mit der sie ihren Besuch für alle angenehm zu machen verstand, ohne ein bewußtes Streben zu verraten.

Als sie das Haus wieder verlassen hatten, blieb Else vor dem Gartenthor stehen und blickte, von dem dichten Gebüsch verborgen, auf die eben verlassene Stätte zurück. „Da sieh, Ulrich," sagte sie leise, „da sieh, wie müde die alte Müller wieder in ihren Sitz zurückgesunken ist! — Und da drüben, sieh, wie der alte Jakob sich auf seinen Stab stützt und ausschaut, als wisse er nicht, was er in diesem langweiligen Leben noch zu suchen habe! — Und mit welch' stumpfem Gesicht hört die alte Maitz dort der Schwester zu, die ihr vorliest! Und doch blickte sie mich eben noch ganz hell an, als ich nach ihren kleinen Enkelkindern fragte!"

Ulrich antwortete nicht und beide wandten sich zum Rückweg. Nach einigen Augenblicken rief Else plötzlich: „Kannst du mir sagen, Ulrich, wie Mama auf den unglücklichen Gedanken kommen konnte, diese Anstalt zu bauen?"

Überrascht sah Ulrich die Schwester an, die jetzt ernsthaft neben ihm herschritt. „Ich darf es Mama nicht merken lassen," fuhr sie fort, „was ich denke; ich würde sonst die ungeratene Tochter sein! Aber sage mir, konnte man etwas Schrecklicheres ersinnen, als diese alten Leute von den Ihrigen zu trennen und sie hier ohne Interesse oder Beschäftigung einzuschließen?"

„Ich denke doch, sie haben hier alles, was sie bedürfen, in viel höherem Maße, als sie es in ihren kleinen Behausungen haben könnten? Sie haben gute Wohnräume, Verpflegung, Sauberkeit und keine Sorgen! Was willst du mehr, Fräulein Ketzerin?"

Else schüttelte die üppigen Locken. „Weißt du, Ulrich, ich glaube, der Mensch muß eben etwas zu sorgen haben, um sich glücklich zu fühlen. Es muß nur nicht zuviel sein," setzte sie vorsichtig hinzu. „Wenn Mama nur die Diakonissin zurückzöge, wäre es schon anders. Ach, und wie viel Nötigeres wäre für diese zu thun! Wenn die alten Frauen ihre Zimmer selbst sauber hielten, wenn sie für die alten Männer kochten, und diese dafür das Holz schlügen und den Garten besorgten, so würden die Gesichter bald anders aussehen! — Aber so, — wie sollen gerade diese Leute, die an Arbeit gewöhnt sind, sich beim Nichtsthun zufrieden fühlen?"

„Du hast ja mehr Weisheit in deinem kleinen Kopfe" — begann Ulrich, — aber Else unterbrach ihn sogleich. Sie war von ihrem Gegenstande zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie ihn so leichten Kaufs losgelassen hätte. „Und die Schwester hat auch nicht genug zu thun und fühlt sich unbehaglich und plagt die armen Leute den ganzen Tag mit Vorlesen —"

„Aber Else!" rief Ulrich jetzt erschrocken, sich umsehend, ob auch jemand seine Begleiterin höre. „Aber denke doch, Ulrich," fuhr sie fort, „wie sollen denn Leute, die bei Graben und Pflügen, bei Waschen und Kartoffelhacken alt geworden sind, die nie an geistige Beschäftigung gewöhnt waren, — Ulrich! wie können sie jetzt Geschmack an Vorlesungen finden?"

Ulrich schwieg. Er war ebenso überrascht, solche Gedanken von seinem lustigen Schwesterchen aussprechen zu hören, als betroffen über das mancherlei Wahre, was ihre Bemerkungen enthielten. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann stand Else plötzlich still und sagte: „Ulrich, versprich mir, daß du, wenn du erst Gutsherr bist, das ganze Stift zusammenreißen und die alten Leute wieder zu ihren Kindern lassen willst!"

„Das wäre doch wohl ein voreiliges Versprechen!" antwortete Ulrich ernst.

„Oder nein! es soll stehen bleiben und die Schwester soll darin wohnen. Aber sie soll zu den Leuten gehen und die Kranken pflegen und die Alten *daheim* versorgen! Glaubst du nicht selbst, daß sie besser und frömmer werden, wenn sie Leid und Freud mit den Ihrigen teilen? wenn sie sich untereinander aufopfernd helfen? — und wenn sie von ihren Enkeln und Urenkeln lernen können, daß Gott sich aus dem Munde der Kleinen und Unmündigen Lob zurichtet?"

Ulrich sah die Schwester bewegt an. Ihre Augen leuchteten; ein Strahl von Begeisterung und der Eifer, mit dem sie gesprochen, hatten die Wangen frisch gerötet, und er fühlte, daß sie trotz ihres muntern kindlichen Wesens nicht mehr das Kind war, als das er sie bisher betrachtet hatte. Er drückte den runden Arm, der in dem seinen lag, zärtlich an sich. „Ich hoffe, daß es dir mit deinen Ideen nicht geht, wie jedem verständigen Reformator, der es vergebens versucht, die richtige Mitte praktisch ausführbar zu machen. — Du weißt, was Goethe zur Wahrheit sagt: „Da ich dich suchte, hatt' ich viel Gespielen, nun ich dich kenne, steh' ich ganz allein!" Die Welt bewegt sich nicht auf der Mittelstraße; sie bewegt sich in Extremen, Kleine!"

Beide schwiegen eine Zeitlang. Else war ruhiger geworden. Dann sagte sie plötzlich, während ihr die Thränen in die Augen schossen: „Es ist Mamas innere Unruhe, die sie ins Extrem drängt! — O Ulrich, was fehlt ihr? — Weißt du, was sie so unglücklich macht?"

Ulrich war wiederum betroffen. Aber er hätte nicht antworten können, auch wenn er eine passende Antwort gewußt hätte, da sie soeben das Parkthor erreicht hatten. Als sie der Terrasse zuschritten, übersah er die Reihe der oberen Fenster und sah Miß Ernscliffe an einem derselben sitzen. Er grüßte und ärgerte sich im nächsten Augenblick über sich selbst, da er das Blut auf eine ganz unmotivierte Weise in die Wangen steigen fühlte.

Leichtfüßig sprang Else die Treppen hinauf und durch die offene Flügelthür in den Salon, wo sie ihre Mutter und den Oberst zu finden erwartete. Aber das Zimmer war leer. Eine auffällige Stille herrschte im Hause, und als sie in ihr eigenes Stübchen hinaufstieg, sah sie die Dienerschaft auf dem Korridor bei einander stehen und die Köpfe zusammenstecken. Sie eilte weiter und traf in der Thür auf Margarete, die ihr mit bleichem Gesicht entgegenkam.

„Es ist gut, daß ihr zurück seid, Else," sagte diese mit leiser Stimme. „Mama wünscht, daß wir ins Grafenzimmer kommen. Ich glaube, dem Onkel ist etwas zugestoßen!"

Else warf hastig Hut und Handschuhe beiseite, und beide

Schwestern begaben sich Hand in Hand die Treppe hinunter. Hier fanden sie Ulrich bereits ihrer wartend, der bei seiner Ankunft dieselbe Botschaft seiner Mutter erhalten hatte. Alle drei betraten miteinander das im untern Stock gelegene Zimmer, das dem Grafen seit seiner Erkrankung als Wohnzimmer gedient hatte. Es war ganz leer und auch in dem nebenan gelegenen Schlafzimmer herrschte eine beängstigende Stille.

Die drei Geschwister sahen einander mit Blicken an, aus denen das Bewußtsein der geheimnisvollen Nähe sprach, gegen deren Schauer auch der Mutigste nicht gestählt ist. Leise näherten sie sich der Thür des Schlafzimmers.

Die schweren Vorhänge des Bettes waren zurückgezogen, vor demselben kniete die Freifrau, das Gesicht in den seidenen Kissen verbergend, und ihre Stellung, sowie die zuckende Bewegung der Hände verrieten die angstvollste Aufregung. Regungslos auf dem Bette ausgestreckt lag eine starre Gestalt, die das schwache Leben, das noch in ihr glimmte, nur durch ein jeweiliges, tiefes Aufatmen und ein Aufschlagen der halbgebrochenen Augen verriet. Besonders peinlich berührte der qualvolle Ausdruck dieser Augen, die sich mit einem Blick angstvoller Frage auf das Gesicht der alten Frau richteten, welche, die schwache Hand fest in der ihren haltend, sich über den Sterbenden beugte; — der Diener stand in respektvoller Zurückhaltung hinter dem Kopfende des Bettes und ganz im Hintergrunde der Szene hatte sich der Oberst hinter die herabgelassenen Fenstervorhänge zurückgezogen.

Kein Laut war hörbar außer den leisen Flüstertönen der Alten, die dem bereits geschlossenen Ohr leise Gebete und Trostsprüche zuflüsterte. — Der unglückliche alte Mann hatte längst ein einsames Leben unter den Seinen geführt. Der Einzige, für den sein Herz in leidenschaftlicher Liebe geschlagen, hatte sich dieser Liebe unwert gezeigt und dieses Herz gebrochen. Und doch war die Liebe zu dem Verlorenen der Faden gewesen, der das schwache Leben noch zurückgehalten zu haben schien. Nach einem plötzlichen Aufflackern beim Anblick der alten Frau, mit welcher das Andenken an seinen unglücklichen Liebling unauflöslich verbunden zu sein schien, sank der schwache Funke in Asche, sobald ihm klar geworden, daß der Verschollene nicht mit ihr zurückgekehrt war. Sie wußte nicht, ob die Nachricht von dem traurigen Ende des jungen Freiherrn dem geschwächten Verständnis ihres alten Herrn noch zum Bewußtsein gekommen sei; sie hatte ihre schonende Mitteilung noch nicht vollendet, als er schwer in seinen Sessel zurücksank. Die erschrockene Freifrau und der herbeieilende Diener halfen ihn auf sein letztes Lager betten.

Der Zustand war jedem Auge sofort klar. Kein Arzt brauchte ihnen zu sagen, daß hier eine heftige Gemütsbewegung ein schwankendes Rohr gebrochen habe, daß hier ein schwach glimmender Docht durch einen plötzlichen Windstoß gelöscht sei. Hier war auch das wenige nicht anzuwenden, wodurch sonst die Liebe der Zurückbleibenden dem Scheidenden die letzte Qual erleichtert; hier falteten sich die Hände nur zu dem Gebet, daß sie bald vorüber sein möge.

Leise betraten die Geschwister das Sterbezimmer. Else schmiegte sich heftig zitternd an die Seite der ruhigeren Schwester, und alle warteten in ungebrochenem Schweigen des Augenblicks, wo die Hand des Todes, dessen unsichtbare, geheimnisvoll schaurige Gegenwart sich kalt auf die jungen Herzen legte, die Fesseln der ringenden Seele lösen werde. Mehrere Stunden vergingen, ohne daß sie das Fortschreiten der Zeit gewahrten, bis der letzte der in längeren und längeren Pausen eintretenden schweren Atemzüge verhaucht war. — Dann drückte die alte Meinhardt mit fester Hand ihrem Herrn die Augen zu, und indem sie die kalte Hand ehrfurchtsvoll küßte, trat sie vom Sterbelager zurück, um die Angehörigen vortreten zu lassen. Alle, selbst Else, folgten ihrem Beispiel mit Ausnahme der Freifrau, die noch immer ohne sich zu regen am Bette kniete. Da berührte Ulrich leise die Schulter seiner Mutter; sie erhob sich schwankend und er führte sie die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer, wo er sie Margaretes Sorge überließ.

Eine Reihe stiller Tage folgte für die Bewohner von Schloß Ellernbrunn. Die Läden und Vorhänge waren geschlossen, das Geräusch der Stimmen gedämpft. So wenig der alte Graf als geistiger Mittelpunkt für die Familie hatte gelten können, so war doch seine Person als die des Hausherrn und Familienoberhauptes immerhin diejenige gewesen, an die das Interesse der übrigen geknüpft war, und welche die Sorge der Hausbewohner zumeist beschäftigt hatte. Niemand hatte Grund ihn zu betrauern und jedem fehlte dennoch seine anspruchslose, stille Gegenwart. Der Oberst reiste am Tage nach dem Todesfall ab. Es war ihm unmöglich, den leisen Vorwurf in dem Auge seiner Schwester zu ertragen, der ihn stets daran erinnerte, daß er es gewesen, der sie zu dem Schritte veranlaßt hatte, durch welchen nichts gewonnen war und durch den so vieles verloren sein konnte. Er hatte versprochen, vor dem feierlichen Leichenbegängnis zurückzukehren und bis nach der Testamentseröffnung zu bleiben, womit er Ulrich einen wesentlichen Dienst zu leisten hoffte. Die Freifrau fühlte sich zu angegriffen, um sich viel außer ihren eigenen Räumen sehen zu lassen, und Margarete leistete ihr treue Gesellschaft. So kam es, daß Lucy und Else während der Tagesstunden, wo Ulrich von Geschäften in Anspruch genommen war, fast ganz auf einander angewiesen waren.

Die alte Meinhardt hatte ihre Kur an Lucy regelmäßig fortgesetzt, und, war es nun ihrer Geschicklichkeit oder den gesunden Jugendkräften der Patientin zuzuschreiben, sie war schon nach zwei Tagen im stande, den Fuß in ihrem Zimmer zu gebrauchen, wenn auch die Alte das Treppensteigen noch untersagte. — Lucy bewohnte zwei nebeneinander liegende Zimmer im Oberstock, von denen das vordere, größere zu einem komfortabeln kleinen Wohnzimmer eingerichtet worden war, während das zweite kleinere ihr als Schlafzimmer diente. Beide hatten den Blick in das Grün des drunten liegenden Parkes, beide waren miteinander durch eine Thür verbunden, zugleich aber war auch jedes durch einen besondern Eingang von der Galerie aus zu erreichen, welche die drei Flügel des Schlosses in ganzer Länge verband und mit ihren Fenstern auf den Schloßhof blickte, einen stillen, kühlen Ort, von drei Seiten her durch das Schloß, von der vierten durch einen ehrwürdigen alten Turm mit drunter wegführendem Bogenthor eingeschlossen. Ein uralter Brunnen, von steinernen Löwen bewacht und von einer Gruppe mächtiger Linden beschattet, versetzte den Beschauer in die Zeiten des Mittelalters zurück. — Es war für Lucy eine besondere Freude, in der tiefen Nische, welche das ihrer Zimmerthür gegenüber liegende Galeriefenster in der mannsdicken Mauer bildete, auf der breiten Fensterbrüstung zu sitzen und dort, durch die Vorhänge den Augen der Vorübergehenden entzogen, in den stillen Hof zu schauen, von wo ein leises Murmeln fließenden Wassers und das sanfte Rauschen der leichtbewegten Blätter zu ihr heraufdrang und ihr Grüße zuzuflüstern schien.

Als Lucy ihrem genesenden Fuße den kleinen Gang wieder zumuten konnte, hatte sie auch ihrem Lieblingsplatze wieder einen Besuch abgestattet. Hier saß sie am dritten Abende nach dem Tode des Grafen. Die erquickende Luft des warmen Augustabends drang durch das geöffnete Fenster, sie schaute auf die Kronen der Linden unter ihr und lauschte dem Rauschen des Wassers und dem Summen der Insekten, die über dem Brunnenrande schaukelten. Sie hatte sich ganz dem traumhaften Zauber der Stunde und des Ortes hingegeben, als sie Else die Treppe heraufkommen und ihre Zimmerthür öffnen hörte. Da sie das Zimmer leer fand, blieb sie zögernd auf der Schwelle stehen, ungewiß, wo sie Lucy suchen sollte. Obgleich diese das Geheimnis ihres stillen Plätzchens gern gewahrt hätte, drängte sie doch ihr Gewissen, sich dem armen Kinde, das sich in diesen Tagen so einsam und verlassen fühlte, zu entdecken, und Else saß im nächsten Augenblicke neben ihr auf der Fensterbrüstung.

„O Miß Ernscliffe, wenn Sie wüßten, wie traurig es unten ist, Sie würden froh sein, daß Ihr Fuß Sie an das obere Stockwerk fesselt! O diese einsamen Mahlzeiten, wo Ulrich und ich allein sitzen, und keiner es wagt, ein lautes Wort zu sprechen! Ich hätte es nicht geglaubt, daß sich in wenigen

Tagen alles so schrecklich verändern könnte!“ seufzte die arme Else.

Lucy hatte selbst traurige Tage erlebt. Sie kannte den Einfluß, den die Stille nach einem Todesfall, den Druck, den die Gegenwart eines Toten im Hause auf ein junges Gemüt ausübt. „Kommen Sie zu mir herauf, Else, so oft es Ihnen unten gar zu einsam vorkommt!“ sagte sie freundlich.

„Ja? darf ich, Miß Ernscliffe? O Sie glauben nicht, wie gern ich komme! Aber Sie dürfen mich nicht allein so begünstigen! Ulrich muß auch kommen!“

Lucy war wenig zufrieden mit dieser Ausdehnung ihrer Einladung; indessen wußte sie nicht, wie sie eine Ablehnung Else gegenüber hätte motivieren sollen. Auch konnte sie dem Hausherrn kaum den Zutritt zu einem unbewohnten Plätzchen seines eigenen Schlosses verwehren, das sie ganz eigenmächtig für sich in Anspruch genommen hatte. Übrigens war auch Else längst die Treppe hinunter gesprungen, ehe sie sich auf eine Antwort besonnen hatte, und so blieb ihr nur die Hoffnung, daß er der Aufforderung nicht Folge leisten werde. Aber auch diese Hoffnung erwies sich trügerisch, denn nach wenigen Minuten sah sie die schlanke Gestalt des jungen Freiherrn neben Else den dunkeln Gang heraufkommen.

Lucy war froh, daß die Dämmerung ihm nicht erlaubte, die Röte ihrer Wangen wahrzunehmen, als Ulrich ihr treuherzig die Hand reichte, indem er sagte: „Es ist freundlich von Ihnen, Miß Ernscliffe, daß Sie mir gestatten, mitzukommen. Else und ich, wir sind so verlassen unten, seit Mama und Margarete genötigt sind, sich andauernd zurückzuziehen, daß wir den Wert dieser Erlaubnis nicht genug zu schätzen wissen!“

Lucy war sich nicht bewußt, eine Erlaubnis erteilt zu haben, indessen konnte sie nur aus der Not eine Tugend machen und dabei im stillen hoffen, daß er keinen zu unbeschränkten Gebrauch von ihrer Nische machen werde.

Er nahm unbefangen neben Else auf dem geräumigen Fenstersitz Platz. „Es ist ein wunderliches Geschick, Miß Ernscliffe,“ sagte er sodann zu seiner Nachbarin, „das uns nötigt, eine Bekanntschaft, die im Dunkeln begonnen hat, auch im Dunkeln fortzusetzen. Haben Sie noch Hoffnung, daß wir einander jemals auf die gebührende Weise vorgestellt werden?“

„Ich wüßte nicht, wie ich zu einer für mich glücklicheren Zeit hätte Ihre Bekanntschaft machen können, Herr von Ellern,“ erwiderte Lucy, der seine Unbefangenheit die ihrige zurückgab. „Wenn Sie sich eine Vorstellung von dem Gefühl der Verlassenheit machen könnten, das mich vor Ihrer Ankunft beschlichen hatte, so würden Sie sich denken können, welch' eine Erleichterung Ihre Dazwischenkunft für mich war, und mit welchem Danke ich Ihrer Hilfe gedenke.“

„Aber ihr habt noch gar nicht erzählt, wie ihr euch eigentlich getroffen habt?“ fragte Else. Das gab Ulrich Veranlassung, die kleine Geschichte zu erzählen, mit solchen Auslassungen, die er Lucy schuldig zu sein glaubte, und die ihre Wangen mit hellerem Rot färbten. — Doch das konnte Ulrich nicht sehen, und die Unterhaltung wurde unbefangen fortgesetzt. Von dem alten Schloßhof unter ihnen, den Lucy nicht genug bewundern konnte, kamen sie auf Schlösser, die sie in England gesehen, auf die verschiedenen Baustile der Londoner Kirchen, auf die Westminsterabtei und ihre Schätze an merkwürdigen Denkmälern und Grabstätten, auf Shakespeare und andere Lieblingsdichter Lucys. Ulrich hatte englisch auf der Schule getrieben; er versuchte es jetzt mehr zu radebrechen, als zu sprechen, was Else Anlaß zu fröhlicher Neckerei gab, und schließlich zu lautem Lachen, das sie errötend unterdrückte, als sie sich bewußt wurde, wie unpassend es unter den bestehenden Verhältnissen sei.

Es war völlig finster geworden, aber die heimliche Fensterecke hatte nichts von ihrer Traulichkeit verloren, als die Wandleuchter in der Galerie angezündet wurden und das Licht, das von den Waffen und alten Rüstungen, mit denen die Wände geschmückt waren, zurückgeworfen wurde, einen matten Schein durch die zugezogenen Vorhänge dringen ließ. Als sich die jungen Leute endlich trennten, geschah es mit herzlichem Händedruck und in der unausgesprochenen Hoffnung, sich morgen an demselben Platze wiederzufinden.

Lucy fühlte sich heute nicht beunruhigt, als sie ihr Lager aufsuchte. Es war gar so harmlos, gar so traulich gewesen.

Viere lang. Von K. Ahrendts in Weimar. Nach der Radierung aus dem Verlage der Gesellschaft für Radierkunst in Weimar.

„Nun bist du aber rein!" Gemalt von Gustav Igler.

Ihr Herz klopfte nicht höher, aber die Unterhaltung wob sich im Traume fort, und eine klangvolle, herzliche Stimme schien noch lange in ihrem Ohre nachzuhallen.

Während sich ihre Augen in ruhigem Schlafe schlossen, barg, nur durch eine Wand von ihr getrennt, Margarete ihr Gesicht schluchzend in den weichen Kissen. Als sie heut abend in dem Zimmer ihrer Mutter saß und sich bemühte, durch Vorlesen und liebreiches Zusprechen deren Gedanken von dem sie stets beschäftigenden Thema abzuziehen, bat sie die Freifrau, ihr Buch zu schließen und sich neben sie zu setzen. Margarete zog ein Fußkissen dicht neben die Chaiselongue, auf welcher Frau von Ellern ruhte, und indem sie sich zu ihren Füßen niedersetzte, drückte sie die Wange zärtlich auf die Hand der Mutter.

„Margarete", begann diese, indem sie ihre Hand langsam über die blonden Flechten des Mädchens gleiten ließ, „du bist verständiger als deine Jahre. Ich denke zuweilen, es würde mein Herz erleichtern, wenn ich dir mitteilte, was in den letzten Jahren mich wie eine schwere Last niedergedrückt hat!"

Margarete antwortete nichts, aber ihre großen Augen blickten fragend in die ihrer Mutter.

Frau von Ellern seufzte tief und fragte dann: „Du bist ein junges Mädchen, und mußt Gedanken gehabt haben, wie andere junge Mädchen! Du hast dir deine Zukunft ausgemalt, nicht wahr, Margarete?"

Margarete errötete tief. „Wie meinst du das, Mama?"

„Ich fürchte, ich habe sehr zu eurem dauernden Schaden, euch niemals meine Sorgen mitfühlen lassen. — Ach, wie hätte ich es auch gekonnt! — Ihr seid erzogen in dem Gedanken und dem Anspruch, einmal eine Stellung in der Welt einzunehmen, wie sie euch gebührt. — Und jetzt quält mich die Sorge, daß ich euch nur unfähig gemacht habe, euch in einer beschränkteren Sphäre glücklich zu fühlen, während es doch allen meinen Bemühungen nicht gelungen ist, euch die Stellung in einer höheren zu sichern!"

„Ist es nur das, Mama?"

„Nur das! — Wie kindlich, Margarete! — Ach, du weißt nicht, was es heißt, herunterzusteigen! — Zu gehorchen, wo man befehlen lernte, — zu arbeiten, wo man für sich arbeiten ließ! — Aber du wirst mich nicht verstehen! — Erinnerst du dich deines Stiefbruders?"

„Nur undeutlich, Mama. Ich bin so selten mit ihm zusammengekommen und war so jung, als er verschwand. Ich erinnere mich, daß, als die Nachricht zu uns kam, du sagtest: „Gottlob, daß es Papa nicht mehr erlebte!"

Die Freifrau schwieg eine Weile. Dann fuhr sie fort: „Wir nahmen an, daß er in Verzweiflung Hand an sich gelegt habe. Wir hörten niemals wieder von ihm, bis vor einem Jahre."

„Ich weiß, Mama!"

„Damals hatte ihn Felix in London gesehen. Und jetzt hat dein Onkel durch Felix erfahren, daß Manfred tot ist, — gesunken mit dem Schiffe, das ihn nach Amerika überführen sollte!"

Die Freifrau schwieg erschöpft, und Margarete zeigte ihre Teilnahme durch leise Liebkosungen. (Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Stadtmission.

Von Adolf Stöcker.

I.

Die Bestrebungen, Arbeiten und Kämpfe, welche seit Jahren die Hauptstadt des deutschen Reiches bewegen und die Wiederherstellung eines christlich-vaterländischen Volkstums an diesem Mittelpunkte des öffentlichen deutschen Lebens bezwecken, haben von Anfang an die lebhafte Aufmerksamkeit ernster Patrioten auf sich gezogen und erwecken, je länger sie dauern, in wachsendem Maße das Interesse aller, denen der Sieg der christlichen Weltanschauung, der nationalen Idee am Herzen liegt. Eine kleine Anzahl von Männern, ohne jede Unterstützung von oben, versucht es, lediglich mit den Waffen des Geistes und den Kräften freier Überzeugung eine Millionenstadt, die von radikalen, sozialdemokratischen, antichristlichen Tendenzen zerwühlt ist, für Gott, König und Vaterland zurückzuerobern. Berlin war nahe daran zu verjuden und so, des christlichen Einflusses im Volksleben beraubt, eine Beute aller schlechten Gewalten zu werden. Da erhob sich, aus den Tiefen des deutschen Geistes geboren, der in Berlin nur zur Unterströmung geworden aber dennoch mächtig geblieben war, durch die Ereignisse des letzten nationalen Krieges notwendig geworden, von allen edlen Antrieben des christlichen Glaubens, der sittlichen Idee, des monarchischen Gedankens, der sozialen Reform getragen, die Berliner Bewegung, und gewann erst Tausende, dann Zehntausende dem Feinde ab, schuf ein mächtiges Wogen der Volksversammlungen und eine öffentliche Strömung der Geister, drang öffentlich und heimlich so gewaltig in die Herzen, daß die Angreifer von gestern zu Angegriffenen von heute wurden und die Juden und Judengenossen — sie, die Jahrzehnte hindurch alle Gegner mit den schmählichsten Mitteln bekämpft hatten — nach der Polizei und dem Staatsanwalt riefen. Sie fürchteten den neuen Geist. Bisher hatten die großen Städte in dem Rufe gestanden, sie seien dem Christentum, der konservativen Idee unzugänglich. Nun geschah es, daß in Berlin, der Stadt der sogenannten Intelligenz, der Bann, der durch eine schmachvolle Presse auf die Geister gelegt war, gebrochen wurde. Bei der Reichstagswahl von 1881 stellten sich 46 000 Wähler unter die Fahne des Königtums von Gottes Gnaden, die schauerlichen Zahlen der Verächter von Taufe und Trauung verminderten sich zusehends, so daß Provinzialstädte der Hauptstadt nachstanden, bei den Gemeindewahlen wurden beinahe in der Hälfte der Gemeinden Siege erfochten, eine Kreissynode gewann eine positive Majorität; bei den Landtags- und Stadverordnetenwahlen erschienen große konservative Minoritäten. Bei der diesjährigen Reichstagswahl wuchs die Zahl der Anhänger der Berliner Bewegung auf mehr als 53 000 und errang drei Stichwahlen gegen den Fortschritt. Das alles war das Werk weniger Jahre, ein Wunder vor unseren Augen.

Gewiß hat zu dieser Erscheinung die öffentliche Agitation am meisten gewirkt, aber nicht sie allein; jeder hat sein Bestes gethan. Die stille Arbeit der Kirche, der Geistlichen und vieler Ältesten, die treue Sorge der Diakonissen, die eifrige Thätigkeit der Presse, die persönliche und freiwillige Seelsorge vieler Tausende hat geholfen, daß Berlin heute einen hoffnungsreicheren Anblick bietet, als vor zehn Jahren bei dem Beginn des ersten Krachs oder vor sechs Jahren unter dem Eindruck der schauerlichen Attentate. Unter diesen Mitarbeiterinnen steht die Berliner Stadtmission in erster Linie; von ihr wollen wir unseren Lesern ein Bild zu zeichnen versuchen.

Jede große Aufgabe für einen Mann oder ein Volk nennt man wohl eine Mission. Die größte Aufgabe innerhalb der Menschheit ist die, Seelen zu retten; diese Aufgabe heißt schlechthin: die Mission. Der Trieb dazu ist unzertrennlich mit dem Christentum verbunden; derselbe Menschensohn, der gekommen ist, das Verlorene zu suchen und selig zu machen, hat seinen Jüngern das Vermächtnis hinterlassen: gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker. Ob die Mission draußen unter heidnischen Nationen oder in der alten Christenheit an verwahrlosten Menschen, an den entkirchlichten Massen großer Städte oder an einer verödeten Volksseele geschieht, ist für ihr innerstes Wesen gleichgültig. Nur die Form und Methode wechselt, die Mittel und Wege sind andere; das Ziel ist dasselbe, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, auch der eigentümliche Zug der Missionsarbeiter ist derselbe, ihr Herz muß erfüllt sein von dem glühenden Verlangen, das Verlorene zu suchen. Es kann auffallen, daß unsere evangelische Kirche so lange Zeit brauchte, ehe sie ihre Hand überhaupt an die Mission legte, und daß, als sie es that, sie zuerst der Heidenmission gedachte. Doch ist dieser Gang der Mission ganz naturgemäß. Luther bewegte in seinem großen Geiste unter all den anderen kirchlichen Fragen auch die Sache der Mission; aber die nach seinem Namen genannte Kirche hatte zwei Jahrhunderte den Kampf um das Dasein zu kämpfen und brauchte

ihre Kräfte wie ihre Waffen für diesen Kampf, der ihre Mission war. Als um die Wende des vorigen Jahrunderts die evangelische Kirche zum erstenmal das volle Gefühl der Ruhe hatte und eine Erweckung der Geister erlebte, erklang auch sofort die Mahnung an die lang versäumte Pflicht; die ersten Missionare zogen hinaus zu den Heiden. Das Jahrhundert der Aufklärung war der Mission nicht günstig, nur die Brüdergemeinde trieb dies Werk als ihre Spezialaufgabe. Es bedurfte der methodistischen Erschütterung in der geistlichen Welt Englands und der nationalen Katastrophen auf dem Kontinent, um die Atmosphäre zu schaffen, in welcher seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die großartigen Missionen der gesamten evangelischen Kirche auf Erden erwachsen sind. Aber es konnte nicht fehlen, daß der Missionsblick, je weiter er den Welthorizont umspannte und je tiefer er in den Abgrund heidnischen Elends hineinschaute, desto lebendiger des Jammers in der christlichen Heimat gewahr wurde. Die äußere Mission rief mit Notwendigkeit die innere hervor, die der evangelischen Kirche zwar nie gefehlt hat, aber doch in ihrer Organisation ein Erzeugnis des letzten halben Jahrhunderts ist. Es war der selige Dr. Wichern, der, nachdem er anderthalb Jahrzehnte auf der Arbeitsstätte des Rauhen Hauses seine Kraft gestählt, sein Werk erprobt hatte, im Jahre der Revolution 1848 vor den ersten evangelischen Kirchentag hintrat und mit feuriger Begeisterung seine Glaubensgenossen zur inneren Mission aufrief. Seitdem sind die Werke, welche man unter diesem Namen zusammenfaßt, ein Reichtum und eine Ehre unserer Kirche geworden. Die Stadtmission ist der zuletzt erblühte Zweig dieses großen Baumes; sie ist die christliche Arbeit an der Seele der großen Städte.

Wir leben in einer Zeit der großen Städte; der eine bewundert diese Thatsache, der andere beklagt sie. Beides ist fruchtlos. Man muß die menschlichen Dinge — sagt ein Philosoph — nicht beweinen, nicht belachen, man muß sie begreifen. Und daß die großen Städte noch größer werden, begreift sich leicht genug. Industrie und Handel treiben die Menschenmassen zusammen, Freizügigkeit und Eisenbahn befördern sie ohne Umstände und Schwierigkeit Hunderte von Meilen. Es ist vergeblich, die Großstädte vom Erdboden wegzuwünschen, weil sie die Brutstätte alles Bösen seien. Nur einen Weg gibt es, die Gefahren, welche in ihnen liegen, zu bemeistern: das ist der Weg der religiös-sittlichen Arbeit im großen und im kleinen. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, lautet ein Sprichwort. Man könnte auch umgekehrt sagen: wo viel Schatten, da muß auch viel Licht sein. Große Menschenmassen können Herde feuerspeiender Leidenschaften, sie können auch Stätten lodernder Begeisterung sein. Brennpunkte der Zivilisation hat man die Hauptstädte genannt. Paris ist gewiß solch ein Brennpunkt; aber alle darin aufgehäufte Kultur hat nicht verhindert, daß die Residenz Frankreichs unter den Augen der siegreichen Deutschen von Bürgerkrieg und Petroleum brannte. Ein Schauspiel des Wahnsinns! Paris ist eben eine irreligiöse Stadt.

Berlin war auf dem Wege, Paris den Rang in der Feindschaft gegen das Christentum streitig zu machen. So lange die Christenheit besteht, hat keine Stadt erlebt, was hier geschah. In den Vorstadtgemeinden wurden, als das erste Jahr unter dem Zivilstandsgesetz seine Früchte offenbarte, achtzig von hundert Ehepaaren nicht getraut, vierzig von hundert Kindern nicht getauft. Ein freches Heidentum drohte mitten in der preußischen Hauptstadt sein Haupt zu erheben. Und während die Treuen im Lande mit Schmerz das Angesicht verhüllten, rief ein sozialdemokratisches Blatt: „Hurra! die ersten zehntausend Heiden", schrieb die Fortschrittspresse schadenfrohe und boshafte Artikel. Tiefer blickte ein Sozialdemokrat, der über jene schauerlichen Zahlen einen Aufsatz schrieb und darin bemerkte, die Tausende von ungetrauten Ehen und ungetauften Kindern seien die Quittung, welche das evangelische Berlin seinen Geistlichen über die Seelsorge ausstelle. Ganz richtig! Nur war es nicht die Schuld der gegenwärtigen Geistlichen, die in dem Bankerott der Kirche zu Tage trat, sondern die grauenvolle Verwahrlosung der kirchlichen Versorgung Berlins hatte endlich, allen sichtbar, ihre gerechte Strafe gefunden. Die erste Stadt Deutschlands, der Vorort des Protestantismus auf dem Kontinent, die Residenz der preußischen Könige, die Hauptstadt der größten evangelischen Kirche der Welt, ist die kirchenärmste Stadt in der ganzen Christenheit. Es gibt Städte, die im ganzen und großen noch weniger Kirchen haben, als Berlin; aber es gibt nirgend auf Erden einen so massenhaften, so umfassenden, so intensiven Notstand wie hier. Sieben- bis achthunderttausend Evangelische in den Vorstadtgemeinden haben zwanzig Kirchen und Kapellen, siebenundzwanzig, seit einigen Wochen dreißig ständige Geistliche und neben ihnen einige Hilfsprediger, die bei dem herrschenden Mangel an Theologen kommen und gehen. Wie ist das möglich?

Von den aufstrebenden Hauptstädten ist Berlin diejenige, welche am schnellsten wächst. Noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege, unter der Regierung des Großen Kurfürsten, hatte die brandenburgische Residenz zehntausend Einwohner, hundert Jahre später hunderttausend, wieder hundert Jahre später eine Million. In den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde ausgerechnet, daß Berlins Bevölkerung seit lange sich immer in der Hälfte der Zeit, die bis dahin nötig gewesen war, verdoppele, zuerst in zweiundsiebzig Jahren, dann in sechsunddreißig, zuletzt in achtzehn. Dazwischen lag die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, die aus allen preußischen Provinzen, aus allen deutschen Staaten, ganz anders als sonst, einen Strom von Einwanderern in die Thore der neuen Reichshauptstadt treibt. Ganz Deutschland hätte mit verdoppelter geistlicher Sorge seine Söhne und Töchter in der Hauptstadt pflegen sollen. Daran dachte in den Jahren nach dem Kriege niemand. Ein wüster Tanz um das goldene Kalb, ein Hexensabbat des Unglaubens, eine grenzenlose Verworfenheit der Presse: das waren die Elemente, die, verbunden mit dem falsch geführten, noch falscher verstandenen Kulturkampf, das geistige Leben Berlins beherrschten, wenn man einem solchen Leben überhaupt noch Geist zuschreiben darf. In einem solchen Zustand war nur noch Raum für eine mechanische Zählung der Volksmasse, keine sittliche Würdigung der Volksseele. Jubelnde Leitartikel brachte die radikale Presse an dem Tage, als Berlin die Million überschritt. „Berlin wird Weltstadt," das war zum Teil ihre Überschrift, jedenfalls ihr Inhalt. Als ob es für die Residenz des christlichen Deutschlands genügen könnte, nur Weltstadt zu sein! Man erzählte sich damals, an jenem Tage sei im Kaiserschlosse Gesellschaft gewesen, ein Hofmann habe die Kaiserin gefragt: „Wissen Euer Majestät schon, daß die Bevölkerung Berlins heute die Million übersteigt?" „Ja," antwortete die hohe Frau, „aber das macht mich traurig." Kurze Zeit darauf, und — die beiden Mordversuche auf den Kaiser bewiesen, wie recht die Kaiserin hatte, die Millionenstadt nicht bloß zu beglückwünschen.

Viele Jahre früher hatte der König Friedrich Wilhelm IV mit dem Generalsuperintendent D. Hoffmann am Fenster seines Schlosses gestanden, hatte hinausgeschaut in die dunkelnden Straßen und tiefbewegt gesprochen: „Sehen Sie da, diese große, sündenreiche Stadt! Wie viel Arbeit ist da zu thun!" Die Stadt ist um das dreifache größer, viel sündenreicher geworden, als damals; die notwendige Arbeit ist nicht geschehen. Die wenigen geistlichen Kräfte, die vorhanden sind, arbeiten freilich bis zur Ermüdung, bis zum Nervöswerden; die Siebentausend, die ihre Kniee dem Baal des Zeitgeistes nicht beugen, stehen treulich in der Mitarbeit. Ein amerikanischer Professor sagte neulich in einer religiösen Versammlung der Hauptstadt, er habe nie und nirgends thätigere Christen gefunden als hier. Aber die Versäumnisse der Kirche lassen sich durch Opfer der einzelnen, der Mangel an Gemeinden und Pastoren läßt sich durch die Anspannung der inneren Mission nicht ersetzen. Es ist ein verderblicher Irrtum der Gegenwart, wenn man sich durch die rührige Thätigkeit und den großen Erfolg der inneren Mission über die Verluste täuschen läßt, welche die Kirche selbst in Macht und Wirksamkeit erleidet. Gott hat in

seiner Kirche auf Erden vor allem die Gemeinde, das Amt, die Predigt, die Seelsorge, die Verwaltung der Sakramente gestiftet. Gewiß ist ohne die Liebesthätigkeit der inneren Mission eine lebendige Kirche nicht zu denken. Aber das kirchliche Leben nur oder hauptsächlich durch die Kreise freiwilliger Liebe bauen, ist dasselbe, als wollte man die Strebepfeiler und Widerlager einer Kirche aufrichten, aber nicht ihr Schiff, nicht ihren hohen Chor. Und so gewiß die stolzesten Pfeiler, wenn sie allein stehen, zusammenbrechen würden, so gewiß werden auch die Kräfte der freien Liebesthätigkeit ohne die Pflege der Kirche zuletzt erlahmen oder unterliegen. Das Arbeitsfeld der Reichshauptstadt bietet dafür den klaren Beweis. In den Monstregemeinden, die achtzig bis hundertzwanzigtausend Seelen zählen — und ihrer sind drei — kommen trotz aller Arbeit auch heute noch die Wirkungen der Berliner Bewegung nicht zur Geltung. Da werden die sozialdemokratischen Wählermassen aufgezogen, die bei der vorletzten Reichstagswahl von Berlin allerdings unterlegen sind, aber gegenwärtig größere Kreise als je umspannen; da werden die liberalen Kirchenräte gewählt, die mit einem Kalthof liebäugeln, oder wohl gar für dessen Vorstand Mitglieder abgeben. Hier muß die alte Losung durchdringen: mehr Gemeinden! mehr Kirchen! mehr Pastoren! Eher wird die wirksame Hilfe nicht kommen.

Aber eben über dem Kirchenbau in Berlin schwebt es wie ein Verhängnis. Die Ruinen des Campo=Santo, die fruchtlos in die Spree hineingebauten Fundamente eines neuen Doms, der nicht zu stande kommt, liegen mitten in der Stadt, dicht neben dem königlichen Schlosse, eine moderne Ruine kirchlicher Ohnmacht. Die früheren preußischen Könige, durch die Geldbewilligungen vom Parlamente nicht beschränkt, sind wirklich Bauherren der Berliner Kirchen gewesen. Die Epochen des Berliner Kirchenbaues knüpfen an die Geschichte der preußischen Könige an. Heute ist das anders. Der Landtag des Jahres 1873 hat sogar dem König jede Erweiterung seines Patronats unmöglich gemacht; kein Minister, kein Geheimrat, kein Konservativer, kein Liberaler hat darüber ein Wort verloren.

Nicht einmal die nach den Siegen des Jahres 1866 gelobte Kirche ist gebaut; sowenig wie die verheißene Dankeskirche nach den Freiheitskriegen. Die letztere — so meinte man damals — könne vielleicht auf den Spittelmarkt, an Stelle der Gertraudenkirche gebaut werden. Da wo dieses alte Gotteshaus stand, ziehen jetzt die Geleise der Pferdebahn; eine Dankeskirche ist nicht errichtet. Es bedurfte nichts Geringeres als der Attentate auf den geliebten Kaiser, um Berlin eine Dankeskirche zu bringen, auch diese, so lieblich sie ist, ein kleines Kirchlein für ein paar hunderttausend Mark, sehr unähnlich der Votivkirche in Wien, zu welcher die Völker Österreichs viele Millionen Gulden zusammenbrachten, um Gott für die Errettung ihres Kaisers zu danken. Und jene Berliner Dankeskirche, deren Besetzung durch den Kaiser — wenigstens für diesmal — ein Akt einfacher Pietät gewesen wäre, kann einen Pfarrer nur dadurch gewinnen, daß die Wahl derselben durch die Gemeinde geschieht. Die Berliner Stadtsynode, die das Steuerbewilligungsrecht in der Hand hat, will nur unter dieser Bedingung das Gehalt der Pfarrer aufbringen; vor wenigen Monaten hat der Vorsitzende derselben, der zugleich Vorsitzender des Protestantenvereins ist, die für seine Stellung unpassendste Agitation geübt, um in der Dankeskirche einen Freigeist auf die Kanzel steigen zu sehen. — Die Wahlen zur Gemeindevertretung sind liberal ausgefallen; es ist nicht unmöglich, daß die Kirche, welche aus den Gaben der gläubigen Christen gebaut ist, der kirchlichen Linken in die Hände fällt. Gewiß fällt aus der Stadtsynode von Berlin ein Hoffnungsstrahl in die dunkle Nacht der Berliner Kirchennot; die liberale Majorität dieser Versammlung, allerdings durch die wachsende Berliner Bevölkerung erschreckt, thut Dinge, die vor fünf Jahren unmöglich gewesen wären; aber auch wenn sie viel mehr thäte, wenn sie in der höchsten Liebe zur Kirche handelte, wäre sie nicht im stande, allein mit ihren Kräften den halbhundertjährigen Notstand von Berlin wirksam zu bekämpfen. Und zunächst besteht dieser Notstand in kolossalen Verhältnissen, die mit der Bevölkerungsziffer von Berlin sich noch immer um das Vielfache vergrößern.

Seit dem letzten Kriege hat Berlin um eine halbe Million Evangelischer zugenommen; außer der Zwölfapostelkirche, deren Bau schon vorher beschlossen war, und der Dankeskirche ist in dieser ganzen Zeit kein Berliner Gotteshaus errichtet. Kann man sich wundern, daß der religiöse Geist in der Hauptstadt sank, die Sittlichkeit schwand, die Ehescheidung zunahm, der Selbstmord stieg, die Sozialdemokratie wuchs, die Judenpresse siegte? Daß an einem Sonntage weit mehr Leute in den Zoologischen Garten gingen, als in alle Kirchen Berlins? Daß die evangelische Kirche Berlins noch heute, obwohl vieles sich gerade hierin gebessert hat, mit allen Konfirmanden nicht mehr als einhundertvierzigtausend Kommunikanten zählt? Und doch — das ist an diesen Zuständen, wenn auch verheißungsvoll, so überaus traurig, daß der Berliner nicht etwa religiös unempfänglich ist. Jeder, der in Berlin Seelsorge treibt, ist erfreut über das herzliche Entgegenkommen. Ein fremder Prediger, der in Berlin religiöse Versammlungen hielt, mußte zugestehen, daß er weder in England noch in Amerika eine ähnliche Empfänglichkeit gefunden habe. Auch jene schauerliche Verachtung von Taufe und Trauung, wie sie in den siebziger Jahren herausbrach, will richtig verstanden sein. Wenn ein einziger Geistlicher in der größten Gemeinde Berlins schon vor Jahren an einem Festnachmittage einhundertacht Taufen, neun Trauungen — heute gewiß viel mehr! — und eine Abendpredigt zu halten hatte, so kann es nicht befremden, daß ein Stadtmissionar in einem einzigen Hause einundzwanzig ungetaufte Kinder fand, daß bei einer Anmeldung für die unterste Klasse einer Volksschule sechzehn ungetaufte Schulpflichtige vorhanden waren. Von jenen einundzwanzig Kindern wurden durch die Hilfe der Stadtmission in wenigen Wochen dreizehn, diese sechzehn wurden in wenigen Tagen alle getauft. In dem grenzenlosen kirchlichen Notstande Berlins und in der ungemeinen Empfänglichkeit seiner Bevölkerung wurzelt die Hoffnung seiner Freunde, daß doch etwas geschehen muß; darin wurzelt auch die Notwendigkeit und der Segen der Stadtmission.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Burger.

Selten hat eine Zeit so furchtbare Ernte gehalten unter hervorragenden Meistern unserer Kunst, wie diese letzten Monate. Auch **Ludwig Burger**, einer der tüchtigsten, vielseitigsten und kenntnisreichsten Künstler unserer Tage, ist von uns geschieden. Am 22. Oktober dieses Jahres erlag er einem vieljährigen Leiden, gegen das seine mannhafte Natur lange energisch ankämpfte, nach kurzem Krankenlager. In den Fiebervisionen seiner letzten Tage rief er aus: „Ich habe meine Pflicht gethan!“ und wahrlich, Hofprediger **Emil Frommel** durfte dem befreundeten Meister nachrufen: „Wenige haben solches mit größerem Rechte von sich sagen können, wie er!“ Und als der teure Redner dem großen Kreise des Leidgefolges, der zum nicht geringsten Teil aus Kunstgenossen zusammengesetzt war, den Dahingegangenen als ein Vorbild treuer Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit in Leben und Kunst, der Pflichttreue gegen sich und andere, als das Muster eines geraden, ehrenfesten Charakters hinstellte, da war wohl keiner unter den Anwesenden, der nicht in gerührter Seele voll und ganz dieser Anerkennung zugestimmt hätte. Ja es thut wohl, sich in das Leben eines Künstlers zu vertiefen, bei dem die Himmelsgaben des Genius nicht nur ein mehr oder minder äußerlicher Schmuck waren, ein prächtiges Feuerwerk, das in berauschendem Farbenglanz versprüht, sondern ein köstliches Pfund, das, auf dem lauteren Grunde eines edlen Gemüts ruhend, aus treuer Arbeit heraus eine unendliche Fülle reifer Früchte zeitigte.

Die enorme Vielseitigkeit und Fülle des Schaffens und Wirkens dieses reichen Künstlerlebens zu überschauen, ist selbst für den Eingeweihten keine geringe Aufgabe. Ludwig Burgers Name ist mit der Geschichte der modernen Illustration tiefer als irgend ein anderer verknüpft. Erfahren wir, daß neben der fast unabsehbaren Reihe seiner Illustrationen und monumental=dekorativen Arbeiten, sich in seinem künstlerischen Nachlaß **hundertfünfzig** reichgefüllte Mappen sorgfältigst ausgeführte Studien und Skizzen befinden, so repräsentiert diese Lebensleistung einen Schatz von Anschauungen, Kenntnissen und künstlerischem Können, wie ein solcher sich kaum noch zum zweitenmale in einem lebenden Künstler vereinigt findet, und wir müssen die vergleichende Erinnerung an Chodowiecki, die bei der Charakteristik des Meisters von berufenster Seite herbeigezogen wurde, eine überraschend zutreffende nennen.

Wir können hier nur an die bekannteren und hervorragenderen Arbeiten Burgers erinnern. Wer von uns die Waffensammlung der Ruhmeshalle besucht, werfe nur einen Blick auf die dort in stattlichem Rahmen die Wand schmückenden fünfundzwanzig großen und bedeutenden Kompositionen, welche „die Geschichte der Kanone“ darstellen, um eine Ahnung von dem Ernst, der Gründlichkeit des Studiums, dem umfassenden Wissen des Künstlers nur auf diesem einen Gebiete zu erlangen. Erinnern wir uns an die Hunderte von köstlichen Holzschnittillustrationen zu Ferdinand Schmidts „Preußischer Geschichte“, zu Theodor Fontanes patriotischen Werken „Der Schleswig-Holsteinische Feldzug“ und „Der Deutsche Krieg von 1866“, liebevolle Arbeiten vieler Jahre, die, wie ein hervorragender Kunstschriftsteller meint, eine spätere Zeit erst als treue, zuverlässige Dokumente der vaterländischen Geschichte würdigen wird, denken wir an die Fülle der reizvollen Illustrationen zu dem hoch interessanten „Poststammbuch“, an die gedankenvoll-sinnigen allegorischen Titel- und Kapitelkopf-Kompositionen in Spamers „Buch der Erfindungen“, die Illustrationen zu v. Leixners „Litteraturgeschichte“, Lohmeyers „Deutscher Jugend“, zu Ebers „Ägypten“, an die großartigen und prachtvollen ornamentalen Zeichnungen, Initialen und Vignetten zum „Krönungswerk“ des Grafen Stillfried, und ungezählter anderer größerer und kleinerer Werke, und dazu an die Fülle von Illustrationsarbeiten in den großen illustrierten Zeitungen, so blicken wir in einen Reichtum von geistreicher Erfindung, von Studien in der Kriegs-, Kultur-, Sitten- und Kostümgeschichte aller Zeiten, von Kenntnissen und Anschauungen, die uns mit Staunen erfüllen. Die Aufzählung der großen lithographierten und aquarellierten Gelegenheitskompositionen, Adressen, Festkarten, Gedenkblätter &c., die seine nimmer ruhende Hand schuf, würde Seiten anfüllen.

Alle Gebilde der Natur, der Kunst, alles von Menschenhand Gestaltete, alles was seinem Auge und Stift zugänglich war, fesselte er durch seine Zeichnung, machte er zu seinem klaren Besitztum. Figürliche, pflanzliche, tierische, selbst technisch-industrielle Motive, die vor ihm wohl noch keiner in ähnlicher Weise zu benutzen verstand, zog seine geistreiche Symbolik in die ornamentale Komposition hinein, und bewältigte die nüchternsten und sprödesten Formen in organisch stilvoller Weise. Ungezählte derartige originelle symbolische Kompositionen schmücken die Innenräume, die Decken, Wände, Fenster, Möbel in Palästen und Wohnungen, Hotelsälen, und selbst Weinhandlungen und Bierstuben. Wir kommen hier auf Burgers fast nicht minder umfassende Thätigkeit auf den Gebieten der dekorativen Malerei. Auch hier vermögen wir nur einige seiner bekannteren Schöpfungen hervorzuheben, indem wir an die anmutigen Märchenbilder im Lesesaale des Berliner Rathauses, die Dekorationen des Stadtverordnetensaales, jenes glänzend komponierte „Stillleben“ im Speisesaale der Charlottenburger „Flora,“ ferner an die großen Deckengemälde im Feldmarschallsaale der Zentralkadettenanstalt in Lichterfelde, an die trefflichen, grau in grau gemalten Wandbilder zur Geschichte des Belagerungskrieges in der Eingangshalle des Zeughauses in Berlin, an die Darstellungen in der Universitätsbibliothek, an die großen Sgrafittokompositionen in dem neuen Bahnhof in Metz, an das Südfenster des Kölner Doms, das große Aquarell im Postmuseum und die mächtigen Friese zum Einzug des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin, erinnern. Nur engeren Kreisen bekannt, aber zum Teil von ganz ausnehmendem Reichtum und großer Schönheit der Erfindung sind seine dekorativen Arbeiten in den Zimmern der Fürstin Bismarck, in dem Berliner Palais von Thiele-Winkler, Ravené, Pringsheim, Sußmann-Hellborn, Gilka &c., in dem Kurfürstenkeller, auf Schloß Buldern &c. Überall geht auch durch diese Arbeiten wie durch alle seine Schöpfungen ein durchaus eigenartiger, selbstbewußter Zug, ein ernstes selbständiges Denken, ein Streben nach stilvoller Originalität und ein überaus tüchtiges technisches Können.

Seine einzig dastehenden Studiensammlungen, auf deren Erwerbung bereits verschiedene staatliche Institute ihr Augenmerk richten, eröffnen uns wieder ganz neue Seiten seiner reichen Begabung.

Ludwig Burger in seinem Atelier. Nach dem Leben von C. Koch.

Der Lebensgang dieses fruchtbarsten, neben L. Richter, Ad. Menzel und P. Thumann wohl genanntesten deutschen Illustrators war ein äußerlich sehr einfacher. Am 19. September 1825 in Krakau von deutschen Eltern geboren — sein Vater stammte aus Schwabach bei Nürnberg — verlebte er, da die Eltern ihm eine deutsche Erziehung zu geben wünschten, im Hause seiner Großeltern in Birnbaum seine Jugend vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre, eine im ganzen harte und sonnenlose Jugend, die manchen herberen Zug seines Wesens erklärt. 1842 trat er in die Zeichenklasse der Berliner Akademie ein. Aber nicht nur zu lernen, sondern auch zu erwerben, sich zu erhalten galt es, und so begann er bereits vom achtzehnten Jahre an jene illustrative Thätigkeit, zu welcher ihn auch in der Zukunft seine Verhältnisse zwangen, und die im Verlauf den wesentlichsten Teil seines Lebens ausfüllen sollte. Von 1846 an war er ein Jahr in der bekannten Spielkartenfabrik von der Osten in Stralsund beschäftigt. 1852 besuchte er eine kurze Zeit die Akademie in Antwerpen und im Herbst desselben Jahres war er eine Zeitlang in Coutures Atelier in Paris thätig. 1857 folgte er als Illustrator der Triumphreise des Kaisers Franz Joseph in Ungarn; 1864—1866 begleitete er unsere Heere nach Schleswig-Holstein und Böhmen und wohnte als Augenzeuge den meisten größeren Gefechten, namentlich auch der Schlacht von Königgrätz bei. Zwischen größere dekorative Arbeiten nach dem Kriege von 1870—1871 fällt 1872 bis 1873 eine Reise nach Italien, von der er eine solche Menge von Studien mit heimbrachte, daß er dieselben in einer besonderen Ausstellung den Berliner Künstlern vorführen konnte. — Hunderte von jüngeren Kunstgenossen haben in seinen Mappen bereitwillig Belehrung und Aufklärungen gefunden, die ihnen wohl an keiner anderen Stelle so ergiebig zu teil werden konnten. Er, der stets Überlastete, Vielbeschäftigte, der nur in dem glücklichen Kreise seiner zahlreichen, liebenswürdigen Familie Erfrischung und Erholung suchte, war doch für jede tüchtige Sache der Öffentlichkeit voll und ganz zu haben und verwaltete jedes der vielfachen Ehrenämter, zu denen ihn das Vertrauen seiner Genossen berief, mit jener hingebenden Treue und ernsten Zuverlässigkeit, die sein ganzes Wesen auszeichnete. Ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein Feind der Phrase, der Reklame und jeder Art von Streberei, ernst und streng, fest in sich geschlossen, seiner Kraft, seines Wissens und Könnens sich bewußt, und doch ohne jede Spur von Überhebung, voll Anerkennung für andere Leistungen, stets aufrecht, gerade und bieder, voll warmer Vaterlandsliebe und hingebender Anhänglichkeit an unser Fürstenhaus, dessen Thaten und Tugenden er bei jeder Gelegenheit verherrlichte, ein ganzer Mann, tapfer und mutig im schweren Kampfe des Lebens, so trat sein Bild in herber Reinheit allen, die ihn kannten, entgegen.

Julius Lohmeyer.

Der alte Fölsch.

Eine Seehumoreske von Reinhold Werner.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie einmal, Fölsch“ unterbrach Hohenholz, „ist es wirklich wahr, daß die englischen Matrosen so furchtbar trinken, wie man immer sagt?“

„Ja, es ist wahr,“ lautete die Erwiderung, „und in keinem anderen Lande findet man so etwas, ich glaube kaum in Rußland. Sie sind so schrecklich dahinter her, daß sie sich Rum oder dergleichen auf jede Art zu verschaffen suchen und sich sofort darin übernehmen, obwohl sie ganz genau wissen, daß am andern Morgen, wenn sie den Rausch ausgeschlafen, die neunschwänzige Katze so sicher auf ihrem Rücken blutig herumtanzt, wie zwei mal zwei vier ist. Sehen Sie, deshalb gibt man den englischen Matrosen, wenn sie einmal an Land gehen, auch immer gleich drei Tage Urlaub, damit sie sich ausruhen können und weil die Vorgesetzten hoffen, daß sie in dieser Zeit auf irgend eine Art ihr sämtliches Geld los geworden und entnüchtert sind. Nun mit dem ersteren haben sie gewöhnlich recht. Das Geld ist bis auf den letzten Pfennig fort, verthan, vertrunken, verschenkt oder gestohlen — was weiß ich, aber von Nüchternheit ist weniger die Rede. Wenn die Urlaubszeit zu Ende ist, dann muß der Stabswachtmeister mit Seesoldaten doch an Land, um wenigstens drei Viertel von den Urlaubern irgendwo aufzulesen. Da haben Sie den großen Unterschied mit uns Deutschen. Sehen Sie, Junker, wenn wir an Land gehen, dann ist es auf einen halben Tag und wir sind immer wieder pünktlich zurück. Nun einzelne sind wohl angeheitert, aber doch nicht drei Tage betrunken.“

Die Kadetten warfen sich einen verständnisvollen Blick zu und lächelten. Fölsch mußte sich wohl in diesem Augenblicke nicht zu den Deutschen rechnen, denn wenn er auf Urlaub ging, kam er sicher vor drei Tagen nicht zurück und dann war er durch den Stabswachtmeister auch „irgendwo aufgelesen“. Er schien jedoch von der Pantomime nichts zu bemerken und fuhr fort: „Sehen Sie, da ist auch noch ein anderer großer Unterschied zwischen Englischen und Deutschen. Den letzteren fällt es doch nicht ein, Branntwein von Land zu schmuggeln (Fölsch trank nie gewöhnlichen Branntwein, sondern nur Rum), da kommen Sie aber einmal auf ein englisches Schiff. Dort herrscht die schärfste Kontrolle, jedes Boot, jeder Mann, die vom Land kommen, werden genau untersucht und trotzdem hilft alles nichts, es wird doch geschmuggelt.“

„Aber wie fangen die Kerle es denn an?“ warf Feldmann neugierig ein.

„Oh! die sind nie verlegen; sie wissen immer etwas Neues ausfindig zu machen trotz Fußeisen und Katze. Da lag einmal eine englische Fregatte vor Singapur, deren Mannschaft seit Monaten nicht beurlaubt wurde. Trotzdem waren täglich Dutzende von Matrosen betrunken, ohne daß es dem ersten Leutnant lange Zeit gelang dahinter zu kommen, obwohl er auf das schärfste aufpaßte. Da bemerkt er eines Tages, daß gerade die Leute, welche sich am häufigsten betranken, von dem chinesischen Bumbootmann, der die Erlaubnis hatte, Lebensmittel an Bord zu verhandeln, meistens nur Kokosnüsse kauften, das fiel ihm auf; er wußte, daß englische Matrosen nicht gerade große Liebhaber von Kokosmilch sind, schöpfte Verdacht und siehe da, das Rätsel war gelöst. In den Nüssen befand sich statt der Milch Rum. Natürlich wurde nun der Chinese an seinem Zopf an Bord geheißt, bekam seine fünf Dutzend und wurde dann auf nicht sanfte Art auf Nimmerwiedersehen an Land expediert. Eine Zeitlang half dies auch, aber nach vierzehn Tagen ging die alte Geschichte mit dem Trinken wieder los, und es dauerte noch länger bis es herauskam; sie hatten es aber noch schlauer angefangen und wissen Sie wie?“

„Nun?“ fragten die Junker sehr gespannt.

„Die Kerle schmuggelten den Rum in ihren Halstüchern an Bord. Ja, ja“, sagte Fölsch, als er die ungläubigen Gesichter seiner Zuhörer sah, „es ist so, in den Halstüchern. Diese werden in England gerade so wie bei uns getragen. Nun was thaten die Bootsgäste? Sie nahmen einen Wurstdarm, der mit etwas Seidenzeug überzogen war, als hinteren Teil des Halstuches, so weit er von dem breiten Hemdkragen bedeckt wird. Diesen füllten sie an Land mit Rum und brachten ihn so an Bord. Was half da alles Visitieren der Boote und der Taschen? an die Halstücher dachte lange keiner, bis schließlich der erste Leutnant doch dahinter kam und die Geschichte wieder für eine Zeit gestoppt wurde. Da sehen Sie, junge Herren, wie weit Menschen kommen können, die sich dem Trunke ergeben, wie die Engländer,“ setzte er feierlich hinzu und leerte die dritte Tasse. „Es ist traurig, daß so viele nicht Maß halten können, aber ich bin aus meinem Kurs geraten; ich wollte Ihnen ja vom ersten Grog erzählen.

„Nun also, es mochte gegen das Ende des Jahres 1809 sein. Ich war damals noch ein junger Kerl, hatte auf einem englischen Kauffahrteischiffe gefahren, war aber gepreßt worden — und dies war auch eine wunderbare Geschichte, doch die erzähle ich Ihnen ein ander Mal — und auf die Fregatte „Arethusa“ gebracht. Sie gehörte zur Flotte des Admirals Cochrane, der mit Landungstruppen nach der Insel Guadaloupe sollte, um sie den Franzosen abzunehmen, was auch bald darauf geschah. Unsere Fregatte war sehr schnell und der Admiral schickte uns voraus, um zu rekognoszieren und nach französischen und spanischen Kriegsschiffen Ausguck zu halten. Zu andern Zeiten wäre das ja wegen der Prisengelder ganz willkommen gewesen, aber du lieber Gott! damals war nicht viel zu holen. Seit Trafalgar steckten weder Franzosen noch Spanier, soviel Lord Vincent, Nelson und alle die andern englischen Admirale noch davon übrig gelassen, ihre Nase mehr auf das blaue Wasser hinaus und so gingen wir ziemlich mißmutig fort, denn, wissen Sie, ohne Prisengelder machte damals der Dienst auf der englischen Flotte herzlich wenig Vergnügen. Trotzdem hatten wir doch unerwartetes Glück. Als wir schon einige Wochen in der Ferne um Guadaloupe gekreuzt, und weiter nichts als ein paar elende Fischerboote und Küstenfahrer bemerkt hatten, kam eines Morgens bei Tagesanbruch ein verdächtiges Segel in Sicht. Wir machten natürlich sofort Jagd, hatten es in fünf bis sechs Stunden unter unsern Leekanonen und ein Schuß zwischen seinen Masten durch brachte es schnell zum Beidrehen. Es war eine große mit Zucker beladene französische Brigg, die abends vorher die Insel verlassen und gehofft hatte, während der Dunkelheit an uns vorbei zu kommen.

„Gerade als der Franzose seine Flagge strich, kamen die Mastspitzen unserer Flotte in Sicht. Nun hätten Sie sehen sollen, wie schnell wir dabei waren, von der Prise Besitz zu nehmen. Sie müssen nämlich wissen, daß wenn ein englisches Kriegsschiff ein feindliches nimmt und andere englische dabei in Sicht sind, diese — ob sie nun dabei helfen oder nicht — Anteil an den Prisengeldern haben. Das paßte uns aber gar nicht; hier war eine ganze Flotte und wenn diese uns wahrnahm, ehe wir die Prise in der Gewalt hatten, so wären auf jeden von uns nur ein paar Schillinge gekommen, während wir sonst doch jeder auf mindestens 20 Pfund Sterling rechnen konnten. In größter Eile wurden deshalb sämtliche Franzosen auf die „Arethusa“ gepackt und von uns eine Prisenmannschaft kommandiert. In weniger als einer halben Stunde war alles fertig und als man uns auf der Flotte sah, da wehte schon unsere Flagge über der französischen und die Brigg war auf dem Wege nach England, sodaß wir gewonnen Spiel hatten.

„Ich befand mich mit auf dem Franzosen und wir waren im ganzen zwanzig Mann. Bei solchen Gelegenheiten geben die ersten Leutnants nicht ihre besten Leute ab und mehr als die Hälfte von uns bestand aus schlimmen Gesellen, namentlich was das Trinken betraf. Unser Prisenmeister dagegen war ein junger Leutnant, der es noch nicht recht verstand, solchen rauhen Patronen gegenüber, die der lange Krieg nicht zahmer gemacht hatte, die Oberhand zu behalten. Er dauerte mich oft und mir wurde unter dieser Bande auch nicht sehr wohl zu Mute, aber trotzdem war ich ganz zufrieden, an Bord geschickt zu sein. Es ist kein großes Vergnügen dabei, als

Ausländer widerrechtlich gepreßt zu werden und dann sich noch die Knochen entzwei schlagen zu lassen. So dagegen hoffte ich in England mein Prisengeld zu erhalten und dann die erste Gelegenheit zur Desertion wahrzunehmen.

„Nun, eine Zeitlang ging alles gut; dann aber war fast jede Nacht die halbe Mannschaft betrunken und es gab regelmäßig Skandal. Der Leutnant ließ anfänglich die neunschwänzige Katze spielen, aber sie blieb ganz ohne Eindruck, wenigstens auf das Trinken. Dagegen fielen allmählich drohende Blicke und Redensarten und der Prisenmeister ließ sich einschüchtern. Vergebens forschte er mit aller Kraft, woher die Leute die Getränke nähmen, er vermochte nicht dahinter zu kommen. Das Schiff war bis dicht unter die Luken mit Zucker beladen; sonst befand sich nichts an Bord. Die wenigen für den Gebrauch der früheren Mannschaft bestimmt gewesenen Spirituosen lagen hinten in der Pik verstaut. Der einzige Eingang zu diesem Raume befand sich in der Kajütte, war gut verschlossen, der Schlüssel in der Tasche des Herrn Leutnants und niemand konnte daran. Was sollte der arme Prisenmeister machen? Er war in Verzweiflung. Am Tage blieben alle nüchtern; solange er sich nachts an Deck befand, auch; aber er war der einzige Offizier an Bord und konnte doch nicht immer an Deck sein. Sobald er dann zur Koje ging, waren sehr bald die meisten Leute der Wache betrunken.

„Ich hatte meine Station vorne bei den Backsgasten und wußte selbst lange nicht, wie die Sache zusammenhing, kam aber eines Nachts dahinter. Längs der mittschiffs liegenden Reservespieren waren, wie dies meistens auf Kauffahrteischiffen der Fall ist, die Laderaum sparen wollen, die Wasserfässer festgemacht, während nur ein kleiner Teil unter Deck als Reserve für den Fall verstaut wurden, daß eine Sturzsee die ersteren einmal fortschlagen sollte. Von jenen waren zehn vorhanden und das hinterste von ihnen an Steuerbord beim Großmast ein wenig größer als die übrigen. Nun bemerkte ich zufällig, daß die Leute sich bei diesem Fasse immer zu schaffen machten und dort längere Zeit in gebückter Stellung verblieben. Zuerst glaubte ich natürlich, wie anfänglich wir alle, und wie es auch der Leutnant bis zuletzt annahm, daß Wasser darin sei. Als ich jedoch einmal wie zufällig daran vorbeiging, flog mir ein starker Rumgeruch entgegen, und nun wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte. Die geriebenen Kerle hatten mit ihrer, wo es sich um Spirituosen handelte, sehr feinen Spürnase sehr bald herausgefunden, daß in dem Fasse ein stärkerer Stoff sei als bloßes Wasser, und sich dies auf schlaue Weise zu Nutzen gemacht. Sie bohrten ein ganz feines Loch, steckten einen Strohhalm hinein und sogen Probe. Der Erfolg entsprach vollständig ihren Erwartungen; es war wirklich Rum darin, wenn auch kein ganz reiner, sondern mit etwas gemischt, das dem Getränke einen ganz besonderen Geschmack gab. Dieser mußte aber wohl ausgezeichnet gefunden sein, denn, wie gesagt, lutschten die Kerle seitdem jede Nacht nach Leibeskräften und viertelstundenlang an dem Strohhalm. Die Folge war, daß sie bald den Himmel für einen Dudelsack ansahen, betrunken auf dem Deck herumlagen und vor dem andern Morgen ihren Rausch nicht ausgeschlafen hatten. Der Letzte am Faß steckte stets einen Pflock in das kleine Bohrloch, und wer es nicht wußte, der bemerkte danach nichts.

„Wie gesagt machte ich mir damals nichts aus starken Getränken und hielt es außerdem für unrecht davon zu nehmen. Ich that deshalb, als hätte ich nichts gesehen. Verraten konnte und durfte ich es nicht, da es mir bei den rabiaten Kerlen sonst wohl schlecht ergangen wäre, aber wundern mußte ich mich doch sehr, wie man so unvorsichtig sein konnte, ein großes und wertvolles Faß Rum oben auf dem Deck zu verstauen, wo es allen möglichen Fährlichkeiten ausgesetzt war.

„Nun, wie das auch sein mochte, die Reise ging ihren Gang. Dank dem guten Wetter, das uns begleitete, und der Vorsichtsmaßregel des Leutnants, jede Nacht ganz kleine Segel zu führen, passierte nichts, und nach Verlauf von sechs Wochen langten wir eines schönen Morgens glücklich in Plymouth an. In dem bewußten Fasse war inzwischen eine ganze Reihe Löcher gebohrt und das letzte saß bereits so tief unten, daß nicht viel mehr darin sein konnte.

„Als wir vor Anker waren und der Leutnant sich beim Hafenadmiral gemeldet hatte, kam dessen Flaggkapitän mit einem Zahlmeister und einem Prisenagenten an Bord. Sie sollten ein Inventar aufnehmen, sowie Schiff und Ladung für das zusammentretende Prisengericht abschätzen. Der Leutnant übergab ihnen die Schiffspapiere; es wurde auch alles richtig befunden, nur ein großes Faß war nicht aufzuspüren, das außer dem Zucker in den Papieren als Ladungskollo verzeichnet stand und mit den Buchstaben G. R. O. G. gemarkt sein sollte. Als ich erfuhr, worum es sich handelte, konnte ich jedoch Aufschluß darüber geben.

„Ich hatte das Faß, dessen Geheimnis ich kannte, natürlich auch bei Tage öfter mit einem gewissen Interesse betrachtet und jene darauf gemalten aber ziemlich verwischten Buchstaben bemerkt. Ich zeigte es deshalb den Beamten, und wenn ich dafür auch sehr wütende Blicke der alten Trinker einerntete, die damit ihren Schatz verloren sahen, kümmerte ich mich nicht darum, denn noch am selben Abend wurden wir außer Dienst gestellt und ich kam mit ihnen auseinander.

„Am andern Morgen traf ich den Zahlmeister. Ich erzählte ihm den Hergang und daß das Faß unterwegs ziemlich leer getrunken sei. Er lachte laut auf und sagte: „Nun ich wünsche guten Appetit und möge es den Spitzbuben bekommen!" Ich war sehr verblüfft darüber, denn Zahlmeister sind gewöhnlich nicht darauf zugeschnitten, über einen so bedeutenden Diebstahl an Spirituosen so leicht hinzugehen und er mochte wohl die Verwunderung darüber auf meinem Gesichte lesen, da er mich noch immer laut lachend fragte: „Hast du etwa auch davon getrunken?" Ich verneinte sehr ernst. „Nun dann gratuliere deinem Magen," fuhr er fort, „weißt du, was in dem Fasse war? Ich fand gestern unter den Schiffspapieren noch den dazu gehörigen Frachtschein. Die Tonne enthielt die Leiche des Gouverneurs von Guadaloupe, die in Rum präserviert nach Frankreich geschickt werden sollte, und die wir deshalb nächstens unsern Freunden jenseits des Kanals hinüber spedieren wollen, während wir indessen Schiff und Ladung behalten. Es stand übrigens auf dem Fasse geschrieben, die französische Mannschaft wußte es und man konnte es demnach ruhig an Deck liegen lassen ohne Besorgnis vor Anzapfung."

„Auf dem Fasse geschrieben?" fragte ich weiter, „ich habe es doch oft genug angesehen, aber nichts weiter darauf bemerkt als die vier Buchstaben G. R. O. G."

„Nun ja!" erwiderte der Zahlmeister, „das war's ja gerade, die Buchstaben bedeuteten „Gouverneur Roussel Obiit Guadaloupe." — „Ja aber was heißt das „Obiit?"

„Obiit oder Obitus mein Junge, sieh, das ist lateinisch und heißt „gestorben;" also stand es doch auf dem Fasse geschrieben, daß eine Leiche drin war," schloß er immer noch lachend. Nun es mochte ja wohl so sein, zum Lateinischen bringt es ja unsereines nicht, da es, so viel ich weiß, nicht nötig ist, um einen Spleiß zu machen oder beim Wind so zu steuern, daß die Segel nicht killen, und so glaubte ich es ihm schon. Jedenfalls ging die Geschichte wie ein Lauffeuer in Plymouth und auf der ganzen Flotte herum. Da aber das Getränk den alten Kerlen so gut geschmeckt hatte und offenbar auch sehr gut bekommen war, so wurde fortan Rum, der nicht ganz trocken, sondern etwas mit Wasser gemischt war, „Grog" genannt, wie es auf dem Fasse geschrieben stand. Nun wissen Sie, woher der Name stammt und daß er ursprünglich nicht aus England, sondern aus Frankreich kommt, wenn er auch nicht so klingt. Wenn Sie es weiter erzählen, so können Sie sich auf mich berufen, denn ich war dabei."

Die Junker brachen in ein schallendes Gelächter über den sonderbaren Ursprung des ersten Grog aus, aber gleichzeitig nahmen sie auch wahr, daß sowohl des Unteroffiziers Tasse wie auch der Theetopf selbst leer geworden waren. Fölsch war so in das Erzählen gekommen, daß sie sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen wollten, noch mehr aus ihm herauszupumpen.

(Schluß folgt.)

Auf Landesvermessung.

Vor dreißig Jahren besuchte ich die hannoversche Generalstabsakademie. Wer sich zu dem vielbegehrten Kommando melden wollte, mußte wenigstens vier Jahre als Offizier gedient haben. Eine Aufnahmeprüfung entschied über die wissenschaftliche Befähigung, die Zeugnisse der Kommandeure über die allgemeine Brauchbarkeit. Glücklich die Einberufenen. Sie waren auf fünf Jahre den Leiden und Freuden des Gamaschendienstes in der kleinen Garnison entrückt und konnten die Herrlichkeiten der Residenz mit vollen Zügen genießen. Die Generalstabsoffiziere zweiter Klasse, so lautete die offizielle Bezeichnung, verblieben während der Dauer des Besuchs der Akademie in dem Etat ihrer Regimenter, von welchen sie auch ihren Gehalt bezogen, aber sie erhielten eine bedeutende Zulage und empfingen Rationen für zwei Dienstpferde, die sie sich allerdings aus eigenen Mitteln zu beschaffen hatten. Dabei trugen sie die Uniform des Generalstabes, und wenn dieser letzte Umstand der Eitelkeit des einen oder des anderen Feldmarschalls der Zukunft vielleicht über Gebühr schmeichelte, so gab er auf der anderen Seite nicht selten Anlaß zu mehr oder weniger harmlosen Neckereien.

„Hören Sie mal, Vering, die karmoisinvergnügten Streifen machen sich aber höllisch fein auf Ihren dünnen Beinen", meinte in lustiger Gesellschaft einst ein rothaariger Artillerist unter allgemeinem Jubel, und nur die schlagfertige Antwort vermochte die Lacher auf die Seite des also Angegriffenen hinüberzuziehen und Ernsteres abzuwenden: „Ja, ja, das ist aber purer Neid, Sie trügen das Rot auch lieber an den Hosen, als auf dem Kopfe."

Im Wintersemester fanden die regelmäßigen Vorlesungen statt. Der Unterricht erstreckte sich auf alle militärischen Fächer, auf Mathematik und neuere Sprachen. Den Zivillehrern, welche die Sprachstunden gaben, wurde das Leben sauer genug gemacht. Ihr Unterricht nahm die ersten Stunden auf der Tagesordnung ein und wir lebenslustigen Gesellen vertraten oft genug praktisch die Meinung, daß es zu viel verlangt sei, schon um acht Uhr in der Frühe wieder die Schulbank — in diesem Falle zwar einen bequemen Rohrstuhl — drücken zu müssen, wenn man nachts vorher bis in den grauenden Morgen hinein „geochst", oder getanzt, oder gekneipt hatte. Die erste Beschäftigung sollte nach der Ansicht unseres Chefs natürlich die gewöhnliche sein, auch der Besuch von Gesellschaften und Bällen gehörte zu den Pflichten des Generalstabsoffiziers, wie er sein soll; aber kneipen, bis in die Nacht kneipen, und vielleicht gar spielen, das war in den Augen des gestrengen Vorgesetzten mit gutem Rechte verpönt. „Glauben Sie mir, meine Herren, es kommt nichts dabei heraus", schloß er seine Ermahnungen, als er gelegentlich einer gemeinschaftlichen Dienstreise uns über einer Partie Bouillotte ertappt hatte. Leider hatte er in dieser Beziehung wenig Erfolg.

Wir kamen oft zu spät, manchmal auch gar nicht zum Sprachunterricht. Der Engländer Mr. Jukes, ließ sich das gutmütig gefallen. Der alte, rundlich und bequem anzuschauende Herr hatte, wie alle Männer seiner Nation, eine große Vorliebe für den Sport, sprach gern von Pferden und Jagd, die er allerdings nur vom Studierzimmer aus kannte, und war seelenvergnügt, wenn man ihm gelegentlich in mangelhaftem Englisch eine Beschreibung des letzten Rittes zum besten gab. Mich persönlich hatte er besonders in sein Herz geschlossen, seit ich ihn auf einen Ausdruck im Jargon aufmerksam gemacht hatte, den er selbst noch nicht kannte. Wenn man nämlich von der Hetzpeitsche, der hunting-whip, die lange Schnur abknüpft, so heißt der übrig bleibende Stock nunmehr hunting-crock. Diese Feinheit, die in keiner Grammatik zu finden ist, hatte ich von bekannten Engländern in Erfahrung gebracht. Sie imponierte dem guten Jukes ganz gewaltig. Wir wurden dadurch die besten Freunde, und ich konnte eine ganze Woche fortbleiben, ohne daß er darüber Erstaunen oder gar Unwillen geäußert hätte.

Anders Monsieur Müller, parisien malgré son nom, wie er in seinen Ankündigungen als Lehrer der französischen Sprache sich nannte. Der kleine, unglaublich schmutzige und im persönlichen Verkehr höchst unangenehme Mensch besaß einen ganz lächerlichen Dünkel auf seine Nationalität, den man in Deutschland Ausländern allerdings damals gern nachsah, und war eine giftige Kröte. Er konnte sich in den Ton mit Offizieren nicht recht hineinfinden, mußte zuweilen gehörig „auf den Pott" gesetzt werden, bei welcher Gelegenheit er dann gut deutsch verstand, war dafür aber mit einer Anzeige sofort bei der Hand, wenn einer seiner Hörer zu spät kam. Selbst das akademische Viertel, auf das wir aus guten Gründen eifersüchtig hielten, wollte er nicht gelten lassen. Aber Monsieur Müller, übrigens wirklich ein geborener Franzose, war ein vortrefflicher Lehrer, und wenn ich im stande bin, mich halbwegs in seiner Muttersprache auszudrücken, so habe ich es vorzugsweise seinen Bemühungen um meine Bildung zu verdanken.

Während der Sommermonate lernten die Generalstabsoffiziere zweiter Klasse den Dienst bei den anderen Waffen praktisch kennen, oder wurden zu Vermessungsarbeiten verwendet.

In diesem Jahre sollte es zu solchem Zwecke nach Muffrika gehen. So nannte man, und nennt man vielleicht auch noch, die dort hinten — nördlich von Osnabrück, zwischen dem rechten Ufer der Ems und der oldenburgischen Grenze gelegenen weiten Moorstrecken. Woher der Ausdruck stammt, und was er bedeutet, vermag ich nicht zu sagen. Vielfach nimmt man an, daß die Holländer verächtlich das Land der Muffen, der Deutschen, so bezeichneten. Doch dem sei, wie ihm wolle. Für uns galt es sich zu mehrmonatlichem Aufenthalte in der allerdings abgelegenen und menschenleeren Gegend zu rüsten.

Die Zahl der Generalstabsoffiziere zweiter Klasse war auf acht beschränkt und die Klasse, zu der ich gehörte, zeichnete sich besonders durch Kameradschaft aus. Wir waren sämtlich gut miteinander bekannt geworden, hielten fest zusammen und saßen voller Ränke und Schwänke. Auch für die Reise nach Ostfriesland, die jeder andere Mensch auf der Eisenbahn, oder doch, wo diese nicht ausreichte, mit der gewöhnlichen Personenpost gemacht hätte, mußte etwas Besonderes ausgeheckt werden. Der eine von uns, welchem als Erben eines großen, gräflichen Majoratsbesitzes reichliche Mittel zu Gebote standen, ließ eigens zu diesem Zwecke einen mächtigen, offenen Omnibus mit hölzernem Kasten erbauen, dessen Räder — und das war das Merkwürdige an der Sache —, um besser über Bodenunebenheiten fortzurollen, den Riesendurchmesser von sechs Fuß hatten.

Eines schönen Morgens bestiegen wir acht mit unseren Stativen, Meßtischplatten, Kippregelkästen und einem kleinen

Handkoffer ausgerüstet — die Diener mit den Pferden und die für eine monatelange Abwesenheit berechneten größeren Gepäckstücke waren vorausgeschickt — seelenvergnügt das Ungetüm von einem Wagen. Der Postillon schwang aus dem Sattel die Peitsche über seine vier Rosinanten, entlockte dem eingerosteten Horn die herzzerreißendsten Töne, und dahin ging es, zunächst nach Bückeburg.

Sind wir erst in Bückeburg
Sind wir auch schon dicke durch,

hieß es in dem Spottliede, das hannöverschen Bankerotteuren in den Mund gelegt wurde. Vermutlich bestand zwischen den beiden Großmächten kein Auslieferungsvertrag. Nun wollten wir zwar nicht drohender Verfolgung uns entziehen, dafür machten wir aber in allen Orten, durch die uns unser Weg führte, ein ungeheures Aufsehen, und namentlich in der fürstlichen Hauptstadt, deren bester Gasthof uns ein vorher bestelltes Mittagessen bot, rottete sich ein förmlicher Menschenauflauf zusammen, um uns anzustaunen. Und in der That mögen wir in unserem Zivil, bei dem die damals in den Seebädern mit Vorliebe getragene kurze Jacke von rotem oder blauem Flanell mit weiß gesteppten Nähten und der Südwester eine Hauptrolle spielten, mit den eigenartig geformten Gepäckstücken in dem einer Arche gleichenden Gefährt, mit den zahlreichen, uns begleitenden Hunden der verschiedensten Größe und Rasse eher einer Truppe fahrender Bänkelsänger geglichen haben, als einer Gesellschaft von Offizieren, die sich zu dem durchaus ernsten Geschäfte der Landesvermessung begab. Ich weiß nicht mehr genau, ob und zu welchen übermütigen Streichen der bei dem vortrefflichen Mahle fließende kalte Sekt uns damals etwa noch angestiftet hat, jedenfalls konnten wir unangefochten das freundliche Städtchen wieder verlassen. Die Postillone fuhren, was die Pferde laufen konnten, denn einer erzählte immer dem anderen von dem reichlich fließenden Trinkgelde, und abends kamen wir nach dem von Hannover mehr als zwölf deutsche Meilen entfernten Osnabrück, unserem Nachtquartier. Am folgenden Tage Fortsetzung der Reise bis nach dem mitten in weitgestreckten Moorflächen gelegenen Städtchen Sögel. Mehrere Meter unter der Erdoberfläche hat man in jenen Gegenden Überreste von alten, mit gewaltigen Eichenklötzen gepflasterten Römerstraßen gefunden, die darauf hindeuten, daß die jetzige, mit Heidekraut bestandene Ödfläche, der menschlicher Fleiß nur in schwerer Arbeit die notwendigsten Früchte, Kartoffeln, Buchweizen und spärlichen Hafer oder Roggen abzugewinnen vermag, früher stolzen deutschen Wald getragen hat. Auch noch in späterer Zeit ist wenigstens die Pracht und der Luxus hoher Herren bis hierher gedrungen. Zeugnis davon legt ab das unmittelbar bei Sögel liegende, in Form eines Kegelspiels aus neun getrennten Gebäuden aufgeführte Schloß Clemenswerth. Als König im Spiele nimmt die Kirche den mittelsten Platz ein, und an Stelle der Kegelbahn führt eine von prächtigen alten Bäumen begrenzte Allee der seltsamen Anlage zu.

Sögel blieb unser Hauptquartier, in dem namentlich der die Aufsicht führende Hauptmann Meier Aufenthalt nahm, und wir suchten Unterkommen in den spärlich ringsum gesäeten Dörfern. Meine Platte wies mich nach der Kolonie Neu-Arenberg und ich fand dort gegen billiges Entgelt Unterkunft für die folgenden Wochen. Diese Kolonien, deren es eine Anzahl auf dem damals von uns aufgenommenen Territorium gab, legen das beredtste Zeugnis ab von dem eisernen Fleiße und der zähen Ausdauer des niedersächsischen Bauern. Die wenigen Dörfer verfügten über einen verhältnismäßig großen gemeinsamen Grundbesitz. Bei der Gemeinheitsteilung haben, wie dies auch anderwärts wohl üblich ist, nun die ärmeren Besitzer und die Tagelöhner ein um so größeres Stück Land erhalten, je weiter dies vom Orte entfernt lag, und haben bei der großen Entfernung dann vorgezogen, ein eigenes Dorf zu gründen. Dieses führte meistens den Namen des alten mit der vorgesetzten Silbe Neu. Aus dem von der Stammgemeinde gegebenen Holz und Stroh haben die Auszügler dann zuerst einfache dachförmige Hütten errichtet, mit den Händen mühsam ein Stück Acker urbar gemacht, und im Laufe der Jahre, soweit glückliche Ernten kleine Ersparnisse ermöglichten, eine Lehmwand nach der anderen in die Höhe gebaut. Damals gab es in vielen dieser Hütten noch keine Schornsteine, sondern der Rauch von dem in der Mitte des einzigen Raumes, den die Bewohner mit ihrem Kleinvieh teilten, entzündeten Herdfeuer suchte sich den Ausweg durch die Thüröffnung. Andere Gebäude wiesen doch schon ein getrenntes Schlafgemach auf und ein einziges, dem Schankwirt gehöriges, Haus war sogar aus Backsteinen aufgemauert und besaß zwei Stuben, deren eine mir eingeräumt wurde.

Am Tage nach der Ankunft in Neu-Arenberg rekognoszierte ich die auf der Meßtischplatte bereits eingetragenen trigonometrischen Punkte, suchte nach anderen weit sichtbaren Punkten, die ich ohne weiteres zum Rückwärtseinschneiden benutzen, oder durch Anbringung einer kleinen Flagge zu diesem Zwecke brauchbar machen konnte, und begab mich dann in Begleitung meines mit Instrumenten schwer beladenen Burschen — Bedienten sagte man in Hannover — und noch eines ortskundigen Gehilfen an die Arbeit.

Der mächtige Schirm zum Schutze gegen die glühenden Strahlen der Julisonne war aufgepflanzt, das Stativ mit seinen drei spitzen Füßen fest in den Boden gedrückt, die Platte aufgeschraubt, ihrer Umhüllung entledigt, mit Hilfe der Boussole genau wagerecht gestellt, und nun wurde die Kippregel vorsichtig aus dem Kasten genommen. Ich kam meinen Leuten und mir selbst sehr groß vor, als ich nun den Kirchturm von Arenberg zum erstenmale anvisierte.

Aber, o weh! Was war das? Das Fadenkreuz mußte sich verschoben haben oder zerrissen sein. Ich versuchte natürlich zuerst, den Schaden selbst zu verbessern, aber das war eine heikle Aufgabe. Ich machte die Sache immer schlimmer. Es half also nichts, Knoche mußte satteln und einen Brief an den Hauptmann Meier nach Sögel befördern.

Ludwig Meier, wie er zum Unterschiede von den unzähligen anderen Meiern meistens genannt wurde, oder Messer und Gabel-Meier war ein liebenswürdiger Kamerad und heiterer Gesellschafter. Seinen geselligen Talenten verdankte er den letzten, keineswegs sehr schönen Zunamen, da er unter anderen gern geübten Künsten auch verstand, am Schlusse eines Diners zu allgemeinem Erstaunen augenscheinlich in nicht zu stillendem Heißhunger selbst die Bestecke zu verschlingen. Als Vorgesetzter war der tüchtige und diensteifrige Mann weniger

Unter den Eingebornen.

beliebt. Namentlich wollte es uns gar nicht gefallen, wenn er eines schönen Tages plötzlich beim Topographieren auftauchte, nicht um zu konstatieren, daß wir wirklich ausgerückt seien, denn darüber führten wir ein dienstliches Tagebuch, sondern um unsere Aufnahme in bezug auf ihre Zuverlässigkeit und Genauigkeit zu prüfen. Dann stellte er den Meßtisch irgendwo mitten in der bereits vermessenen Gegend auf, und wählte dazu höchst sonderbarer Weise immer einen Punkt, von dem er möglichst viele Gegenstände, Häuser, einzelne Baumgruppen, Wegekrümmungen erreichen konnte. Dorthin schickte er den Arbeiter mit der Distanzlatte und stellte die ungebührliche Forderung, daß die abgelesenen Entfernungen mit der eingezeichneten Linie stimmen sollten. Das war gewiß nicht mehr als recht und billig, denn unsere Aufnahmen geschahen im Maßstabe von 1:33333⅓ und später in 1:25000, waren also drei- beziehungsweise viermal so groß als die preußische Generalstabskarte; ich hielt diese Genauigkeit aber für eine überflüssige, unnütze Quälerei, wie ich denn die ganze Arbeit des Vermessens als eine eines „Gentleman" durchaus unwürdige erachtete, als eine Arbeit, die man wohl lernen könne und müsse, die aber nicht gut genug sei, um sie jahrelang, vielleicht gar des materiellen Erwerbes wegen, zu wiederholen. Das war eine recht unreife Auffassung, die sich an mir selbst bitter gerächt hat, denn als ich nach Jahren mich aus Rücksicht auf meinen Geldbeutel um das sehr gut bezahlte Kommando bewarb, wurde meine Bitte abschläglich beschieden. Wahrscheinlich hatten meine Platten seiner Zeit denn doch nicht genügt.

Ludwig Meier kam, brachte unter einigen grollenden Bemerkungen über leichtfertige Behandlung königlichen Eigentums das Instrument wieder in Ordnung, und von da an ging ich täglich mit dem frühesten an die Arbeit, um erst abends heimzukehren.

Nur wenn dichter Höhenrauch, der bekanntlich von hier seinen Ausgang nimmt und dadurch entsteht, daß die Bauern die Heide oder auch das Stroh der eingeheimsten Frucht auf dem Felde verbrennen, um die Asche zum Düngen des Bodens zu benutzen, nur wenn dieser Höhenrauch gleich undurchdringlichem Nebel die Höhen bedeckte und die Arbeit unmöglich machte, blieb ich zu Hause, zog die an Ort und Stelle mit Blei auf die Platte gezeichneten Punkte und Linien in Tusche nach und trug die wenigen, in der dortigen Ebene nötigen Koten zur Höhenbestimmung ein. Auch die Morgenstunden der Sonntage waren dieser Arbeit gewidmet, während ich an den Abenden als gern gesehener Gast an dem Kegelspiel teil nahm, zu welchem der Förster und der Amtsvorsteher sich regelmäßig mit einigen Honoratioren im benachbarten Hauptdorfe zu vereinigen pflegten. Dort ging es immer sehr lustig her, es wurde nach Herzenslust gekannegießert, wobei die Stimme des Residenzlers stets gebührend in das Gewicht fiel, und den Beschluß der gemütlichen Abende machte in der Regel ein Glas Grog oder Punsch, wie es das dortige Klima erheischt. Glücklich habe ich bis zum Herbst meine, etwa eine Quadratmeile umfassende Platte, und noch das Eckchen einer Grenzplatte fertig gebracht. Das ist nicht viel, namentlich im Vergleich mit den Leistungen preußischer Topographen, die im Durchschnitt 2½ Quadratmeilen während der Sommermonate eines Jahres aufnehmen, es darf aber als mildernder Umstand für diese scheinbare Unthätigkeit geltend gemacht werden, daß der größere Maßstab die genaueste Eintragung zahlreicherer Terraingegenstände bedingte.

Herrmann Vogt.

Romanismus und Protestantismus in England und Amerika.

Auf dem Anfang Juli in Belfast tagenden Allgemeinen Presbyterianerkonzil, auf dem das Puritanertum fast der ganzen Welt vertreten war, hielt Rev. Dr. Pomeroy aus Ohio, Amerika, über die Aussichten des Romanismus in Amerika einen Vortrag, welcher in der Behauptung gipfelte, daß „in der angelsächsischen (amerikanischen) Luft die Pflanze des römischen Katholizismus nicht gedeihen könne." So viel diese Äußerung des Amerikaners von katholischer Seite angefeindet, von protestantischer angezweifelt worden ist, eine so schlagende Bestätigung erhält sie durch die neuesten statistischen Untersuchungen, welche die konfessionelle Bewegung unter den Angelsachsen darstellen, und die wir im wesentlichen mehreren in England und Amerika eingewanderten deutschen Landsleuten verdanken. Schon Ravenstein, die erste statistische Autorität Englands, hatte vor einigen Jahren den Triumphrufen des Kardinal Manningschen Catholic Directory die kühle Berichtigung zugehen lassen, daß, soweit England in Frage komme, der Katholizismus des Volkes zurückgehe, da die katholische Bevölkerungsziffer von 1865 bis 1871 von 1 321 000 auf 1 193 000 gesunken sei, während allerdings das Wachstum des Katholizismus der Kirche, der Bistümer, Kirchen, Priester, Klöster 2c. zugegeben werden muß. Auch in diesem Jahre hat auf Grund neuer Berechnungen Ravenstein sich dahin geäußert, daß „um 1800 die Anhänger des Vatikans etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung des vereinigten Königreichs, 1884 dagegen noch nicht ein Siebentel ausmachten. In England absorbiert der Protestantismus den irischen Romanismus fast ebenso rasch wie in Amerika, und dort hat letzterer seit 1863 um 20% abgenommen." Diesen Ravensteinschen Angaben entsprechen zunächst diejenigen Pomeroys in Belfast, der nachweist, „daß der nordamerikanische Romanismus keineswegs in dem Verhältnisse des Protestantismus und der massenhaften irischen Einwanderung zugenommen habe. Seine sechs Millionen müßten jetzt wenigstens sechzehn Millionen sein. Seine Zunahme beträgt höchstens ⅙ von dem, was man nach Maßgabe jener Einwanderung hätte erwarten dürfen. Für die Vereinigten Staaten ist er keine Gefahr, höchstens ein Ruhestörer (a disquiet rather than a danger)." Hiermit stimmen ferner im wesentlichen die neuesten statistischen Angaben van Lenneps, Schaufflers (bei Randolph & Co. in New York 1884), Jones' in Dublin, Behms und Wagners wie des Statesmans Year Book (London 1883) und endlich auch die von uns verglichenen deutschen Angaben der geographisch-statistischen Tabellen von O. Hübner für 1884 überein. Im folgenden geben wir die wichtigsten derselben. — Die um 1500 in Europa wohnenden achtzig Millionen Katholiken und zwanzig Millionen Griechen, Türken und Juden ergeben 380 Jahre nach Luthers Auftreten 159 315 155 römische Katholiken, 81 148 062 Griechen und Orientalen, 5 309 989 Mohammedaner, 4 515 425 Juden, 524 487 Unklassifizierte und 76 688 882 Protestanten. Ein viel intensiveres, in hohem Grade bedeutsames Wachstum ergibt sich aber, wenn wir die letzten achtzig Jahre ins Auge fassen. Um 1800 betrug die Anzahl der römischen Katholiken 120 Millionen, der Protestanten 40 Millionen, 1884 dagegen zählten jene 184 Millionen, diese 148 Millionen, d. h. die Zunahme der Katholiken betrug 50%, diejenige der Protestanten 250%, übertraf also die katholische ums fünffache. Geht dieses Wachstum in gleichem Maße weiter, so ist um 1900 der Romanismus um viele Millionen überflügelt. — Für die Vereinigten Staaten Amerikas ist das stetige Wachstum des Protestantismus aus folgender Tabelle zu ersehen, deren Zahlen die Statistiker den offiziellen Jahrbüchern des römischen Episkopats und den Jahresberichten der Denominationen entnommen haben.

	1800	1850	1870	1880
Protestanten	1 277 052	12 723 158	24 041 486	36 031 974
Römische Katholiken	100 000	1 614 000	4 600 000	6 367 000
Unklassifizierte	3 928 873	8 854 718	9 916 885	7 753 892
Gesamtbevölkerung	5 305 925	23 191 876	38 558 371	50 152 866

oder nach der Bevölkerungsprozentzahl zusammengestellt kamen bei den

		1800	1850	1870	1880	
Protestanten	je	24	54¾	63	71¼	auf je 100 Bewohner.
Römischen Kathol.	„	2	7	12	12½	
Unklassifizierten	„	74	38¼	25	16¼	

Auch die Kommunikantenzahl ist seit den letzten dreißig Jahren 1850—1880 in rascherem Fortschritt begriffen, als die Bevölkerungszahl: 139% Zunahme an Kommunikanten gegen 96% Zunahme der Bevölkerung; im Jahre 1850 kam an evangelischen Kommunikanten je einer auf 14½, 1880 je einer auf fünf Bewohner, wie denn auch die erste Tabelle in dem letzten Dezennium eine Abnahme der Unklassifizierten, d. h. der aussterbenden Indianer, Mormonen, Chinesen und Atheisten oder Konfessionslosen, mithin eine Stärkung des Christentums um mehr als zwei Millionen zeigt. Mit dieser entschiedenen Zunahme des christlich evangelischen Sinnes stehen nun in erfreulicher Übereinstimmung die auf die verschiedenen christlichen Bestrebungen verwendeten Mittel, welche uns die folgende Tabelle veranschaulicht. Es wurden gesammelt für die äußere Mission 1810—20: 206 210 $; 1830—40: 2 885 839; 1870—80: 24 861 482. Innere Mission 1820—30: 233 826 $; 1830—40: 2 342 712; 1870—80: 31 272 154.

Daß indessen in dieser Beziehung noch nicht soviel geschieht, als geschehen könnte und sollte, und daß nichtige und schädliche Dinge die Herrschaft über die Börsen der Amerikaner noch in fast unbestrittener Macht besitzen, beweist folgende für das Jahr 1880 aufgestellte Ausgabenübersicht:

Für	Äußere Missionen	wurden	aufgebracht	in den Verein. Staaten	2 225 000 $
„	Innere	„	„	„ „ „ „	2 750 000 „
„	Kirchliche Ausgaben	„	„	in der Stadt New-York	3 000 000 „
„	Polizei	„	„	„ „ „ „	4 000 000 „
„	Öffentl. Vergnügungen	„	„	„ „ „ „	7 000 000 „
„	Spirituosa	„	„	„ „ „ „	60 000 000 „
„	Tabak	„	„	in den Verein. Staaten	38 000 000 „
„	Spirituosa	„	„	„ „ „ „	73 000 000 „

Diesem Thatbestande gegenüber — die Vereinigten Staaten opfern jährlich etwa fünf Millionen dem Missionswerke, während eine einzige Stadt der Union in derselben Zeit zwölf mal so viel dem Trunke

gewährt — darf der Fortschritt, den das Christentum und der Protestantismus drüben aufzuweisen hat, zwar als ein immerhin bedeutender genannt werden, die Zahlen beweisen aber zugleich, daß dem Evangelium drüben noch große Aufgaben zu lösen bleiben. Bu.

Am Familientische.

Zu unseren Bildern.

Viere vom Bock*). — Der Weimaraner K. Ahrendts hat uns da (auf S. 116) ein hübsches Bild entworfen aus dem Leben und Treiben der großen Welt mit seiner frischen Zeichnung: Viere lang, oder besser Viere vom Bock, denn viere lang im Gegensatz zu viere breit, der russischen Art des Anspannens, müßte man auch sagen, wenn die beiden Sattelpferde vom Postillon à la d'Aumont geführt würden. Man sieht selten einen gleichmäßigen gut gefahrenen Viererzug. Seine Unterhaltung erfordert einen großen Geldbeutel. Aber das ist nicht das Ausschlaggebende. Die vier Tiere wollen nach Gestalt, Farbe, Gang und Temperament ausgesucht, „zusammengestellt“, und dann auch entsprechend gefahren sein. Dazu gehören hippologische Kenntnisse, Erfahrung und vor allen Dingen große Passion. Die kleine Szene im herbstlich gefärbten Walde ist augenscheinlich bis in die Einzelheiten hinein, bis auf die ruhige, unbewegliche Haltung des anscheinend für die Umgebung völlig teilnahmlosen herrschaftlichen Kutschers, bis auf den griesgrämig dreinschauenden Schoßhund der Damen im Wagen, den neumodischen Mops, und das unruhig spielende Gebaren des Windspiels, das man ordentlich „jaffen“ hört, dem Leben entnommen. Die lustig vorwärts trabenden Pferde sind gewiß Porträts und, wenn es gestattet ist, nach dem Bilde zu urteilen, so verfügt der glückliche Besitzer nicht nur über die oben angedeuteten Eigenschaften, sondern hat auch einen besonders guten Griff gethan. Es scheinen vier prächtige Schimmel zu sein, die da von zarter Hand so leicht und sicher geleitet werden; etwas größer, schwerer und breiter die Tiere an der Stange, leichter, temperamentvoller, flüchtiger die Vorderpferde. Die junge Dame fährt nicht zum erstenmale, das geht auch für Uneingeweihte ohne weiteres hervor aus der ruhigen, überlegenen Art, mit der sie die Zügel führt und daneben noch die lange Peitsche zu handhaben versteht, deren Ende bis auf den Hals der Vorpferde reichen muß. Zum Antreiben oder Strafen wird sie hier kaum gebraucht werden, aber ein richtiger Kutscher legt die Peitsche während der Fahrt doch nicht aus der Hand. Sie dient ihm zu Hilfen von allerlei Art. Die schwere Viktoria ist eigentlich kein rechter Wagen zum Selbstkutschieren; dazu soll man auf höherem Bocke sitzen, um sein Viergespann ordentlich überschauen zu können. Doch das schadet nichts. Der weibliche Kutscher auf unserer Zeichnung mit dem knapp anliegenden Amazonengewand macht ganz den Eindruck, als ob er — oder sie, wie muß der Stilist sagen? — auch gern und gut reiten würde. Und wenn man aus irgend welchen Gründen nicht in den Sattel steigen kann, so ist es das nächstgrößte Vergnügen, Papas Schimmelzug im Parke zu tummeln, und Mama ist gut — oder schwach — oder tapfer genug, dem verwöhnten Töchterchen den Willen zu lassen. Vor den sachkundigen Kavalieren, die zufällig des Weges kommen, zeigt diese ihre Kunst im schönsten Glanze. Oder ist das Zusammentreffen nicht zufällig? Wer kann das wissen? Vielleicht drückt der Blick, welcher vom Bock herunter so siegesgewiß den schmucken Husaren trifft, kein Erstaunen, sondern nur Freude aus, und das, was sich hier unter Gottes freiem Himmel anknüpft, wird während eines Kotillons im nächsten Winter zu glücklichem Ende geführt. H. V.

Hänschens Rüstung zur Kirmeß (S. 117). Große Aufregung herrscht im Dorfe. In jedem Hause ist gescheuert, geweißt, geputzt, gebacken worden, denn morgen ist Kirmeß, da kommt von nah und fern die Verwandtschaft und Freundschaft herbei. Die fleißige Bäuerin blickt zufrieden um sich, nur eins bleibt noch zu thun — ihr kleines Bübchen zu baden. Das ist nicht nach seinem Geschmack. Aber, während er sich sonst unter dem festen Abreiben und Abseifen der Mutter wehrt, strampelt und weint, läßt er sich heute alles stillschweigend gefallen, denn er weiß, wenn er ungezogen ist, gibt's morgen keinen Kuchen. Endlich ist alles vorbei, das große Tuch über ihn geschlagen. „Ei Hänschen,“ sagt die Mutter und hält ihm den Spiegel vor, „sieh mal, welch schmuckes, reines Bübchen du nun bist.“ Ja, da muß Hänschen, trotz der verstohlenen Thränen, über sein eigenes drolliges Gesichtchen lachen. Ganz fröhlich läßt er sich in sein Bettchen bringen und träumt glücklich vom schönen Kirmeßkuchen des nächsten Tages.

Volapük.

Man darf getrost annehmen, daß viele Leser den Namen des Dorfes Meidling oder Unter-Meidling noch nicht gehört haben, oder doch in der Landeskunde nicht so weit vorgeschritten sind, um sofort zu wissen, wo der genannte Ort liegt. Ich gestehe wenigstens aufrichtig, daß ich zu dem Zwecke Meyers Konversationslexikon zu Rate gezogen habe. Was dort über den Wiener Vorort gesagt ist, mag jeder selbst nachlesen, den es interessiert. Aber selbst Meyer weist Lücken auf und eine derselben will ich versuchen, hier auszufüllen.

Meidling ist nämlich der Mittelpunkt einer Bewegung, welche sich darauf richtet, eine allgemein verständliche Weltsprache einzuführen. Ein solches Bestreben ist nicht neu und selbst Leibniz hat seiner Zeit einmal etwas Ähnliches angeregt. Vor dreißig Jahren ging von einem Anonymus, dem Dr. L., in seiner zu Berlin erschienenen Schrift: das „Weltdeutsch,“ der Vorschlag aus, unsere Muttersprache zu verballhornisieren, um sie den Bewohnern fremder Länder leichter zugänglich zu machen; 1882 erschien das Buch „Weltlatein“, das die lateinische Sprache durch Vereinfachungen der gesamten Menschheit beibringen wollte und in diesem Jahre tauchte ein Wohlthäter des Weltverkehrs auf mit seinem Buche: „Neulatein als Weltsprache!“ In dieser Sprache würde beispielsweise die Frage: „Wo ist die Post?“ lauten: „Ubi est post?“ und „Sum conductor tramviae“ ist allerdings leicht verständlich: „Ich bin Kondukteur bei der Trambahn!“

Die Volapük genannte Weltsprache endlich ist 1880 vom Pfarrer Johann Martin Schleyer zu Litzelstetten bei Konstanz am Bodensee erfunden, dessen Grammatik und Wörterbuch in dieser Sprache auch bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Wie stark die erste Auflage war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Am 26. und 27. August dieses Jahres nun war nach Friedrichshafen die „erste internationale Versammlung der Weltsprachenfreunde“ eingeladen. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Obhlidal — der Name ist nicht der Volapüksprache entnommen — aus Meidling gewählt und das mit vollem Recht, denn von den neunundvierzig Mitgliedern des Volapükvereins wohnen zweiunddreißig in jenem Dorfe, von denen das Volapük bereits fließend wie Wasser gesprochen werden soll. Ein Lehrer aus Böblingen, ein Lehrer aus Sindelfingen und ein Buchdrucker aus Üblingen übernahmen die Stellungen von Stellvertretern des Vorsitzenden. Hiernach scheint der Besuch der internationalen Konferenz allerdings vorzugsweise auf Bewohner von Meidling und der Umgebung des Bodensees beschränkt gewesen zu sein.

Trotzdem wurden dort wichtige Beschlüsse gefaßt, Weltsprachenvorstände und Weltsprachlehrer ernannt und der Grundsatz proklamiert, daß mit der Erfindung des Volapük endlich die Idee einer Universalsprache verwirklicht sei, da diese Sprache keinem Volke Vorteil vor dem andern gewährte. Sie ist nämlich allen Völkern gleichmäßig unverständlich. Zugleich beantragte die internationale Versammlung die Gründung einer Weltsprachen-Akademie, zu der die verschiedenen Staaten der ganzen Erde kompetente Fachmänner als Lehrer entsenden und bezahlen sollen, und beschloß: die Regierungen zu ersuchen, für die Einführung der Volapük einzutreten.

Menade bal püki bal — der Menschheit **eine** Sprache, lauten die letzten Worte der von der Friedrichshafener Versammlung verfaßten Denkschrift.

Dieser letzteren seien auch die folgenden Übersetzungsproben entnommen.

Die Wohlthat. „Hast du einen größeren Wohlthäter unter den Tieren als mich?“ fragte die Biene den Menschen. „Ja wohl“ erwiderte dieser. „Und wen?“ „Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir notwendig, dein Honig ist mir nur angenehm.“

Im Weltlatein würden diese Sätze heißen: Le bonefic. „Lasat una grandio boneficora inter les animales vam ma?“ interrogasat le ap la gomona. „Certe“ respondasat dic. „Et vila?“ „La ova! Nam son län sat necessar ma, sed ton mel sal modo jucund.

Was klingt aber formvoller, abgerundeter, harmonischer als die gleiche Fabel, von Volapükinchen erzählt, welche außerdem die achtunddreißig Worte und hundertdreiundachzig Buchstaben unseres schwerfälligen Deutsch in achtundzwanzig Worte mit nur hunderteinundzwanzig Buchstaben verkürzen.

„Li-labol benodeli gleticum bevü nims ka olei?“ äsäkom meni bien. „Lesi!“ ägepükom. „E k'miki?“ „Jipi“ Ibo lain oma binom obe zesüdik ab miel ola te lesumik. H. V.

Umschau für Haus- und Landwirtschaft.

Eine eigenartige und durch ihre Einfachheit bestechende Neuheit ist die seit kurzem in fast allen größeren Wirtschaftsmagazinen, in Berlin unter andern bei A. Ravené, Stralauerstraße 28, käufliche **Kontrollkanne**. Ein geeichtes Glasgefäß in einem soliden Blechmantel, der an den Eichungsstrichen des ersteren Einschnitte besitzt, so daß man jede in der Kanne enthaltene Flüssigkeit nach ihrer Quantität, wie nach ihrem Aussehen genau abschätzen und beurteilen kann. Der Verschluß ist durch eine einfach und dauerhaft konstruierte Einfüllschraube gesichert und auch das sehr praktische Abflußrohr ist durch eine Schraube verschließbar, so daß beim Transport von der Flüssigkeit nichts verloren gehen kann. Die Kontrollkanne wird sich speziell für das Einholen und Aufbewahren von Milch und Petroleum schnell einbürgern. Ihr Preis differiert je nach dem Fassungsvermögen (von 1 bis 10 Litern) zwischen 2 und 7 Mark 50 Pf.

*) Wird aus No. 5 wiederholt, da das für jene Nummer bestimmte Bild, das damals im letzten Augenblick durch ein anderes ersetzt werden mußte, ohne daß der Text herausgenommen werden konnte, jetzt zum Druck gelangen kann. D. R.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von M. Leprettel.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Citatenrätsel.

Der Anfang eines bekannten Liedes besteht aus sieben Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden sieben Citaten enthalten sind, also das erste Wort in 1, das zweite Wort in 2 u. s. w.

(1.)

Röslein sprach ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich.

(2.)

Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.

(3.)

Und was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

(4.)

Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

(5.)

Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.

(6.)

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

(7.)

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

2.

Durch Addition der drei Quadratzahlen $9 + 16 + 100$ ergibt sich als Summe die Kubikzahl 125 ($5 \times 5 \times 5$).

Welche drei Quadratzahlen muß man addieren, um als Summe die Kubikzahl 216 ($6 \times 6 \times 6$) zu erhalten?

Bilderrätsel.

3. Neckrätsel.

Im Garten hinter einer Rosenhecke
Fand ich drei Krüppel im Verstecke.
Was, rief ich schon von weitem,
Was soll denn das bedeuten?
Wir sind Gärtner und ohne zu säen,
Lassen wir allerlei Blumen erstehen.
Nelken, Lilien und so weiter,
Riesen alle drei heiter.

Im Speisesaal, wo ich bald sinnend stand,
Die Krüppel ich hinter der Suppe fand.
Wiederum rief ich von weitem,
Was hat das zu bedeuten?
Köche sind wir und braten und backen
Für euch die allerschönsten Sachen.
Steinbutt, Schnepfen und so weiter,
Riesen alle drei heiter.

Vortrefflich schmeckte mir das Essen
Und bald hatt' ich der Krüppel vergessen.
Doch beim Tanzen, denkt, welch ein Schreck,
Find' ich sie wieder in der Eck'.
Aengstlich rief ich von weitem,
Was hat das zu bedeuten?
Alle guten Geister —
Auch im Tanzen sind wir Meister.
Lehren Polka, Walzer und so weiter,
Riesen alle drei heiter.

Ich flieh' in den Wald, da seh' ich sie wieder.
Hinter Bäumen, die verkrüppelten Glieder.
Ich lief auf mein Zimmer,
Ihr glaubt es mir nimmer,
Daß im Kleiderschrank sie steckten
Und grinsend ihre Glieder reckten.
Sie stellten sich vor nun als Schneider:
Wir liefern jede Sorte Kleider,
Röcke, Westen und so weiter,
Riesen alle drei heiter.

Wohin ihr uns stellt,
In und außer dem Haus,
Selbst jenseits dieser Welt,
Füllen den Platz wir aus;
Als Weise, als Thoren,
Mit Schnupfen, mit Husten,
Als Weiße, als Mohren,
Mit Riesen, mit Prusten.
Immer sind wir am rechten Ort,
Ersparen Zeit und manches Wort.
Hast du's erraten, sag' es geschwind,
Wer die drei Universalgenies sind! v. W.

4. Homonym.

Ich kann dein Lob nie ganz verdienen,
Denn stets bin ich zu klein, zu schmal;
Grüßt du mich auch mit frohen Mienen,
Du tadelst mich doch jedesmal!
Nie wirst du satt bei deinem Essen,
Nimmt mich dein forschend Auge wahr.
Magst deinen Stoff du zehnmal messen,
Siehst du mich, fehlt's doch immerdar. —
Doch wirst du unbedingt mich loben,
Wenn ich als Dichter dir genaht,
Und liebevoll und fest nach oben
Gezeigt dir deines Glückes Pfad. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 7.

1. Dominoaufgabe.

Verdeckt blieben:

Gesetzt wurden:

2.

1273, Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg.

Bilderrätsel:

Wie der Geber so die Gaben.

3.

D	A	N	I	E	L
O	P	O	R	T	O
N	I	T	S	C	H
C	A	B	A	L	E
A	L	B	I	O	N
R	E	D	I	N	G
L	A	N	N	E	R
O	R	S	I	N	I
S	I	M	S	O	N

Briefkasten.

A. W. in B. Ein Wappen darf in Deutschland jedermann führen, natürlich aber nur ohne die den Adel anzeigenden Kronen. Wünschen Sie eins zu haben — etwa damit Ihre Nachkommen sich einmal an demselben als Verwandte erkennen können — so steht es Ihnen frei sich dasselbe, wie Sie wollen, zusammenzusetzen. — **Alter Freund in B.** Eine solche Stiftung ist uns nicht bekannt. — **S. in H. a. d. W.** Die Betreffende residiert in Dresden. — **C. v. E. in C.** Bei dem Antiquar. — **F. R. in H.** Wir haben oft genug erklärt, daß wir Gedichte weder zurückschicken, noch auch in Bezug auf sie korrespondieren können. Wer nicht acht Tage nach Einsendung einen Brief von uns erhielt, weiß, daß das Manuskript in den Papierkorb wanderte. — **A. F. in Göttingen.** Wenden Sie fleißig Insektenpulver an. — **B. R. in Berlin.** Eine Übersicht über den derzeitigen Stand der sozialistischen Bewegung in den verschiedenen Kulturstaaten finden Sie in der interessanten Brochüre von Dr. Zacher: „Die rote Internationale“. Berlin 1884. Wilhelm Hertz. Dort sind auch das Eisenacher und Gothaer Programm, das Manifest des Wydener Kongresses, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie und die Allerhöchsten Botschaften vom 17. November 1881 und vom 14. April 1883 im Wortlaut abgedruckt. — **J. S. in S.** Wir können Ihnen nur dringend abraten, sich für Niederländisch-Indien anwerben zu lassen. Alle Zuschriften, die wir von dort erhielten, drücken lebhaftes Bedauern aus, je diesen Schritt gethan zu haben. — **C. W. in St.** Näheres über die Verhältnisse in D. ist uns nicht bekannt. — Als ungeeignet erwiesen sich die Zusendungen von **H. W. in H.** — **M. J. in L—k.** — **S. W. 45.** — **Gr. H. in B.** Von der reizenden Erzählung Heinrich Steinhausens: „Irmela“ ist jetzt auch eine von W. Steinhausen, dem Bruder des Dichters reich illustrierte Prachtausgabe erschienen (Leipzig, Georg Boehme). Die beiden Brüder haben hier ein ganz eigenartiges, durchaus einheitliches Kunstwerk geschaffen.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Die Berliner Stadtmission. Von Adolf Stöcker. — Ludwig Burger. Von Jul. Lohmeyer. Mit Porträt. — Der alte Fölsch. Fortsetzung. Seehumoreske von R. Werner. — Auf Landesvermessung. Von H. Vogt. — Romanismus und Protestantismus in England und Amerika. — Am Familientische: Zu unseren Bildern: Viere lang. Von K. Ahrendts; und Nun bist du aber rein. Von K. Igler. — Volapük. — Hauswirtschaftliche Umschau. Mit Illustration. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. November 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 9.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Nachdem die beiden Damen mehrere Minuten stillschweigend dagesessen hatten, begann Frau von Ellern von neuem: „Ich dachte meine Maßregeln zu treffen, Margarete, um euch das Erbe, das euch gebührt, zu sichern. Ich habe mich grausam verrechnet. Ich wollte den Faden mit eigener Hand lösen und führte eben dadurch den Schlag herbei, der euch möglicherweise elend macht!“

„Ich habe das geahnt, Mama! — Und ich fühlte, was es für dich sein mußte! — Du hast dich allemal verrechnet, wo du selbst eingreifen wolltest, liebe Mama; kannst du nun nicht jetzt ruhig abwarten, wie Gott alles fügen wird? — Ich glaube, er wird uns nicht so elend werden lassen, als du denkst!“

„Du bist ein Kind, Margarete! — Aber freilich läßt sich jetzt nichts thun, als abwarten! — Wenn du fühltest, was es mich kostet! — Und du, meine Tochter, wirst, wie ich fürchte, von uns allen diejenige sein, die der Schlag am härtesten trifft!“

„Warum härter als dich, als Ulrich und Else, Mama?“

„Weil du, Margarete, — aber laß mich eine Frage an dich stellen. Wie stehst du mit Felix?“

Ein glühendes Rot ergoß sich über des Mädchens liebliches Gesicht. Sie senkte den Kopf und faltete die Hände, als sie sagte: „Ich habe ihn sehr lieb, Mama.“

„Und er?“

„Ich weiß nicht, Mama. Er hat sich nie darüber ausgesprochen, und doch — ich glaube, er hat auch mich lieb.“

„Verstehst du nun, was ich meinte, als ich sagte, daß dich der Schlag am härtesten treffen werde? — O Margarete, ich gab meine Ruhe hin, um euch glücklich zu machen, und was habe ich ausgerichtet?“

„Aber was hat Felix mit unserm Unglück zu schaffen, Mama?“

„O du thörichtes Kind! — Felix' Vater hat mir's vor wenigen Tagen klar ausgesprochen, daß er in eure Verbindung nie willigen werde, wenn du ihm kein Erbe zubrächtest! Kann ich's ihm verdenken?“ setzte sie bitter hinzu. „Er fühlt sich verantwortlich für seines Sohnes Glück, wie ich für das eurige!“

Margarete war leichenblaß geworden. Dann sagte sie zuversichtlich: „Mama, er läßt nicht von mir, wie ich auch nicht von ihm lassen würde, wenn er ins Unglück käme.“

„Kind, wie thöricht! — Er kann nicht, wie er wollte. Er ist selbst ganz unbemittelt, wie könnte er daran denken, eine Frau von deiner Gewöhnung heimzuführen?“

Margarete schwieg, und die Freifrau setzte hinzu: „Und wenn er's selbst wollte, möchtest du ihn an ein Leben voller Opfer und Entbehrungen fesseln?“

„Ja, Mama!“ antwortete Margarete fest.

„Kind, ich hätte dich für verständiger gehalten!“

„Mama, ich würde ein Leben an seiner Seite niemals für ein Leben voll Opfer und Entbehrungen halten, selbst wenn ich das Brot für ihn und mich erarbeiten sollte! Was ich selbst von mir weiß, das glaube ich auch von ihm!“

Frau von Ellern seufzte tief. „Die gewöhnliche Verblendung der Jugend! — Armes Kind! — Ich wollte dich auf Unvermeidliches vorbereiten, und du hältst mir deine Träume entgegen!“

„Mama, ich sehe nicht ein, warum du dich um das quälen solltest, was erst in der Ferne droht. — Glaube nur, Gott macht es besser, als du denkst! — Aber du bist angegriffen und blaß. Und ich —“

„Du bist müde. — Wollte Gott, ich wäre es auch! — Geh, Kind, lege dich zu Bett und schicke mir die Jungfer!“

Sie drückte einen innigen Kuß auf des Mädchens reine Stirn.

So lange die Mutter ihr nachsehen konnte, bewahrte Margarete die ruhige Haltung; erst auf ihrem Zimmer verließ sie die Fassung. Der freudige Mut, welchen sie noch eben gefühlt, wollte sich nicht aufrecht erhalten lassen; das kindliche Vertrauen, daß Gott alles recht machen werde, wurde schwankend, wenn sie an Felix dachte und sich sagte, daß Gott auch oft schwere Opfer verlange. Sie weinte bitterlich, bis ihre Müdigkeit und ihre gesunde Natur siegten und der Schlaf ihre nassen Augen schloß.

XI. Sorgenschwer.

Lucy saß oben an ihrem Fensterplätzchen. Sie hatte die Fensterflügel geöffnet und ihre Hände lagen gefaltet auf den Knieen. Ihre großen braunen Augen blickten mit dem Ausdruck der Teilnahme in den Schloßhof hinunter, wo sich eine schwarzgekleidete Menge zusammendrängte und erwartungsvoll dem Erscheinen des Trauerzuges entgegensah. — Lucy hatte der Trauerfeier im Saale des Schlosses beigewohnt; sie hatte ihre Stelle unter den Hausgenossen eingenommen und die Schauer empfunden, welche das junge Leben beim Anblick des Todes durchwehen. Obgleich die ländliche Sitte es verlangte, daß sie sich dem Zuge auch auf dem Wege zur Kirche anschloß und dem verstorbenen Hausherrn bis zu seiner letzten Ruhestätte ein ehrendes Geleit gab, so wurde sie doch durch den Zustand ihres noch immer nicht völlig hergestellten Fußes von dieser Pflicht ausgeschlossen. So wollte sie von ihrem erhöhten Standpunkt aus dem Zuge nachschauen, und die Augen thun lassen, was ihr im übrigen versagt war.

Der Rang des Verstorbenen und die hohe Stellung, die er als Großgrundbesitzer seines Kreises eingenommen hatte, hatten eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. Der Adel der Provinz, die Geistlichkeit, Deputationen der umliegenden Städte, wie der verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten des Kreises, die er unterstützt hatte, so lange seine Geisteskräfte der Aufgabe gewachsen waren, die Schulen seines Bezirks, die ländliche Bevölkerung der Güter, die zu seinem Komplex gehörten, sie alle waren gekommen und warteten im Schatten des Schloßhofes, in Gruppen bei einander stehend, während das leise Murmeln der Stimmen mehr noch, als die schwarze Kleidung, den Anlaß verrieten, der so viele vereinigt hatte.

Jetzt ließen die Kirchenglocken ihr feierlich dumpfes Geläute erschallen, und die Menge entblößte die Häupter. Das zum Hofe führende Schloßportal öffnete sich, die Gruppen trennten sich und ließen der Geistlichkeit den Vortritt, die sich vor dem Zuge ordnete. Der von den Beamten des Grafen getragene, von dem Grün der Kränze und Palmen ganz überdeckte Sarg erschien im Schloßhofe; die Freifrau, am Arme ihres Sohnes und ihre beiden Töchter zur Rechten und zur Linken, folgten als die nächsten Angehörigen, und ihnen schloß der unabsehbare Zug sich an, der sich am Brunnen vorüber durch das Schloßthor langsam der Dorfstraße zu bewegte und von da wie eine schwarze Linie sich bis zum Hügel der Kirche hinzog, unter deren Mauern sich die gräfliche Familiengruft befand.

Lucy schaute dem Zuge nach, bis das Aufhören des Glockengeläutes ihr seine Ankunft an Ort und Stelle anzeigte. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und verlor sich in Gedanken, die mehr und mehr den Charakter von Träumen annahmen. Sie schweiften zurück in vergangene Zeiten; sie weilten an der Wiege ihres Kindes, sie umflogen die unbekannte Stätte, wo Wasserwogen dem in der Tiefe Schlummernden ein Grablied sangen. Sie kehrten zurück in die Gegenwart und schweiften vorwärts in die Zeit, die erst kommen sollte. Was für Veränderungen konnte dieser Todesfall auch für ihre nächste Zukunft hervorbringen? War die Freifrau Herrin dieses Schlosses? — War der junge Freiherr der Erbe und Herr? — Mußte sie in diesem Falle die ihr bereits liebgewordene Stätte wieder verlassen? Sie fühlte einen dumpfen Schmerz bei diesem Gedanken; sie fühlte, ihr Herz habe hier bereits Wurzeln geschlagen, und ein Losreißen müsse eine tiefe Wunde zurücklassen.

Der Trauergottesdienst war zu Ende, die Familie kehrte zurück, und die Versammlung zerstreute sich allmählich. Bald hatten die letzten Wagen den Schloßhof verlassen, und an die Stelle der ungewohnten Unruhe trat tiefe, feierliche Stille, nur durch das Rauschen des Wassers unterbrochen. — Lucy zog sich auf ihr Zimmer zurück, während in dem schwarz behangenen Saale, der soeben noch die Reste des toten Herrn umschlossen hatte, sich die Familie versammelte, um der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Frau von Ellern nahm, bleich, aber in fester Haltung, am oberen Ende der schwarzverhangenen Tafel Platz; neben ihr stand Ulrich, Elses Hand in der seinigen; Margarete, die einzige, die die Spannung erkannte, die es der Freifrau fast unmöglich machte, ihre Fassung aufrecht zu halten, stand auf ihrer anderen Seite, die Hand auf ihre Schulter gelegt, — als wollte sie aus sich selbst Kraft und Mut in die Seele der Mutter hinüberleiten. Der Oberst schloß die Reihe.

Am unteren Ende der Tafel saß ein ältlicher Herr mit hoher kahler Stirn und goldener Brille. Es war Herr von der Marwitz, der Rechtsfreund des verstorbenen Grafen. Er hatte das verhängnisvolle Schriftstück vor sich liegen und ging jetzt daran, jedes der Siegel mit geschäftsmäßiger Ruhe zu öffnen, ohne Rücksicht auf die Spannung, mit der seine Mitteilungen erwartet wurden. Dann entfaltete er bedachtsam das Dokument, schob die Brille zurecht und schickte sich an zu lesen. Die Freifrau nahm Margaretes Hand von ihrer Schulter und faßte sie fest in die ihrige.

Das Testament war kurz und übersichtlich abgefaßt und enthielt nur wenige Bestimmungen. Außer einigen kleineren Legaten, für die alte Meinhardt und einige andere treue Diener, und einigen größeren Summen, die für wohlthätige Stiftungen ausgesetzt waren, bestimmte der verstorbene Graf Ellern zum einzigen Erben seiner sämtlichen liegenden und fahrenden Hinterlassenschaft Charles Manfred, Freiherrn von Ellern, ältesten Sohn von Kurt, Freiherrn von Ellern, — hinterlassenem Sohne von des Grafen jüngstem Bruder, gleichfalls Curt, Freiherrn von Ellern. Im Falle vorzeitigen Ablebens des genannten Charles Manfred von Ellern hatten dessen gesetzliche Erben in seine Stelle zu treten. Einziger Vollstrecker war, mit Ausschluß gerichtlicher Einmischung, — des Verstorbenen langjähriger Freund und rechtlicher Beistand, der anwesende Justizrat Karl Moritz von der Marwitz. Eine Klausel, des Inhalts, daß spätere von dem Testator abgefaßte Zusätze, Änderungen oder Widerrufe, gleichviel ob deponiert oder nur versiegelt in seinem Nachlaß gefunden, — gesetzliche Kraft genießen sollten, bildete den Schluß des Testaments.

Herr von der Marwitz schwieg und faltete das Schriftstück wieder zusammen. Dann schob er die Brille auf die Stirn zurück und sah die Anwesenden der Reihe nach an. Da alle schwiegen und eine Äußerung von ihm zu erwarten schienen, strich er mit der Hand durch sein graues Haar und räusperte sich in einiger Verlegenheit.

„Ich bin zu meinem Bedauern hiernach nicht in der Lage,“ begann er sodann, „einem von Ihnen, meine Herrschaften, zu einer Erbschaft Glück wünschen zu können. Dennoch wird, wie ich vermute, nach der Sachlage das Resultat unserer Auseinandersetzungen dasselbe sein, als ob das Testament ursprünglich zu Ihren Gunsten abgefaßt worden wäre. Steht es in Ihrer Macht, gnädige Frau, uns über den letzten Aufenthaltsort Ihres Herrn Stiefsohnes in Kenntnis zu setzen?“

Frau von Ellern, die, ohne durch ein äußeres Zeichen ihre Bewegung zu verraten, der Vorlesung gefolgt war, erhob sich und erwiderte mit ruhiger Würde: „Mein Bruder ist in der Lage, alle Ihre Fragen beantworten zu können, ebenso gut oder vielmehr besser als ich selbst, da ich meine Kenntnis von dem Verbleib und dem späteren Tode des Freiherrn von Ellern seinen Mitteilungen allein verdanke, verehrter Herr. Ich bitte daher um die Erlaubnis, mich mit meinen Töchtern zurückziehen zu dürfen. Nach beendigter Beratung erwarte ich die Herren im Salon.“

Sie verließ, auf Margaretes Arm gestützt, den Saal. In ihrem Zimmer angelangt, schloß sie die Thür, winkte die

Mädchen zu sich und küßte sie zärtlich. Dann entließ sie sie mit dem Bemerken, daß sie allein zu sein wünsche.

Die Herren wurden durch eine lange Beratung im Saal zurückgehalten, während Frau von Ellern allein blieb und vergebens ihr bewegtes Gemüt zu beruhigen versuchte. Sie hatte die Teilnahme an der Beratung abgelehnt, weil sie sich selbst nicht traute. Mit einem feinfühlenden Gewissen begabt, hatte sie doch niemals die Kraft besessen, ihm zu folgen. In jeder Versuchung war sie unterlegen, um danach die Beute von Gewissensbedenken und Gewissensvorwürfen zu werden. O was hätte sie darum gegeben, wenn sie entweder Margaretes Festigkeit oder ihres Bruders Skrupellosigkeit sich hätte zu eigen machen können! — Auch heute fürchtete sie Anteil zu nehmen an den Bemühungen des Obersten, der, wie sie wußte, entschlossen war, etwaige Nachforschungen nach Manfreds Erben womöglich zu hintertreiben, — und konnte sich doch noch viel weniger entschließen, mit dem Bekenntnis, daß die Existenz solcher Erben möglich, ja wahrscheinlich sei, hervorzutreten. Indem sie sich von der Beratung ausschloß, glaubte sie jede Verantwortung für das, was ihr Bruder etwa thun möchte, ablehnen zu können, ohne sich einzugestehen, daß sie dadurch für das, was ihr Gewissen als Unrecht bezeichnete, die Wege ebnete.

Ruhelos ging sie im Zimmer auf und nieder, bald am Fenster stehen bleibend und ihre Stirn müde gegen die Glasscheiben drückend, bald einen Versuch zu kurzer Ruhe in einem der bequemen Lehnstühle machend. — Als sie nach mehr als einer Stunde durch den Diener benachrichtigt wurde, daß die Herren aufgebrochen seien und sie im Salon erwarteten, begrüßte sie die Unterbrechung ihrer Einsamkeit mit dem Gefühl, daß es besser sei, vor die Notwendigkeit, sich beherrschen zu müssen, gestellt zu werden, als der Unruhe ihres Herzens länger überlassen zu bleiben.

Das Souper, zu welchem auch Lucy erschien, verlief so ernst, als es dem Schlusse eines solchen Tages angemessen war. Die Freifrau war würdevoll, die jungen Mädchen schweigsam, Ulrich ernst, der Oberst verstimmt, der Justizrat zurückhaltend. Jedermann war froh, als es vorüber war und Herr von der Marwitz sich verabschiedete.

Es war ein lauer, stiller Sommerabend. Während der Oberst, neben seiner Schwester auf der Terrasse Platz nehmend, ihr einen Bericht abstattete über alles, was während ihrer Abwesenheit verhandelt worden war, zog sich Lucy auf ihr Zimmer zurück, wohin ihr Else folgte. Margarete schob den Arm in den ihres Bruders, und beide wandten sich einem der dunkeln Parkwege zu. — Sie waren kaum außer Gehörweite, als Ulrich das Gespräch mit den Worten begann: „Mir ist, als ob heute der Grund unter meinen Füßen verschlungen worden wäre!“

Margarete antwortete nicht; sie drückte nur leise seinen Arm. Sie gingen schweigend nebeneinander her, dann fragte sie: „Warst du ganz unvorbereitet?“

„Völlig!“

„Das ist sehr hart, mein armer Bruder! — Aber ich weiß, du kannst es tragen!“

„Ich muß es tragen, Margarete! — Aber sage mir, wie konnte Mama uns unter völlig falschen Voraussetzungen aufwachsen lassen! — Was gäbe ich darum, wenn ich gelernt hätte, mich als armen Mann anzusehen, — wenn ich in einem Beruf erzogen wäre, der mich unabhängig von Glücksgütern hinstellte!“

„Mama selbst hat erst seit Jahresfrist an Manfreds Tode gezweifelt. O Ulrich, und wie hat sie gelitten!“

Beide schwiegen, bis Margarete nach einiger Zeit wieder anhub: „Bist du nicht gar zu hoffnungslos, Ulrich? — Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß Manfred Nachkommen hinterlassen hat! Sollte er nicht in diesem Falle eine Versöhnung mit dem Onkel angebahnt haben? Und wie ließe sich eine solche Voraussetzung mit der Gewißheit vereinbaren, daß er England verließ, allein und auf einem Auswandererschiff?“

„Der Punkt kam soeben drinnen zur Sprache; Onkel Konrad machte ihn geltend. Aber Wahrscheinlichkeit ist noch nicht Gewißheit.“

„Und was soll jetzt geschehen?“ frug Margarete nach langer Pause.

„Marwitz verlangt eine offizielle Bescheinigung von Manfreds Tode, die der Onkel versichert, sich verschaffen zu können, wenn ihm einige Monate Zeit gelassen würde. Außerdem rät er öffentliche Anschläge und Bekanntmachungen in den gelesensten Blättern Londons, in welchen eine Präklusivfrist angegeben wird, binnen deren sich etwaige Erben oder deren Vertreter zu melden haben. Onkel Konrad hielt das für das beste Mittel, uns jede Art von Glücksjägern auf den Hals zu hetzen, aber Marwitz bestand darauf. Er machte den Vorschlag, daß er selbst oder ich nach London gehe, um den Erfolg der Bekanntmachungen abzuwarten und eine Prüfung und Sichtung etwaiger Meldungen vorzunehmen. Der Onkel aber hält sich selbst für die passendste Person für diese Aufgabe.“

„Und du! was sagst du zu dem Vorschlag?“

„Ich würde in meiner jetzigen Gemüthsstimmung die Bewegung der Ruhe vorziehen, freilich anderseits die Mama und euch eben jetzt nicht gern verlassen!“

Wieder entstand eine Pause. Dann fragte Margarete: „Aber was wird aus uns in der Zwischenzeit bis zur Entscheidung?“

„In dieser Beziehung fand ich Marwitz sehr zugänglich. Er meinte, es sei, da er der einzige Testamentsvollstrecker und die Einmischung des Gerichts ausdrücklich untersagt sei, kein Grund vorhanden, für den Augenblick irgend etwas zu ändern. Mama möchte als Verwalterin eines augenblicklich herrenlosen Gutes die gewohnte Stellung weiter einnehmen; es sei dies sogar wünschenswert, damit jedes müßige Gerede vermieden werde. Sollte eine andere Partei Erbansprüche geltend machen, so sei noch immer Zeit, das Weitere zu ordnen. In jedem Falle riet er völliges Stillschweigen über den Inhalt des Testaments und will die Folgen vertreten.“

Margarete schwieg. Sie waren jetzt an der Stelle angelangt, wo der Park in den Wald überging, und wendeten sich zur Umkehr. Beide waren tief in die eigenen Gedanken versunken. Margarete dachte an das Gespräch, das sie vor wenig Tagen an dieser Stelle mit Lucy geführt hatte. Damals hätte sie nicht gedacht, daß das „Skelett“ ihres Hauses so bald zum Leben erwachen und sich als grimmer Gast in ihren Kreis eindrängen werde! — „Es ist mir unerträglich, Margarete,“ begann Ulrich das Gespräch von neuem, „hier unter falschen Voraussetzungen bleiben zu müssen! — Soll ich mich als Gutsherr grüßen lassen? — mit dem Bewußtsein der Lüge im Gewissen? — Soll ich's ablehnen? — wo bleibt dann das Geheimnis? —“

„Sei geduldig, Ulrich, um Mamas willen! — Sie ist zu unglücklich, als daß wir ihr nicht erleichtern sollten, was sich erleichtern läßt!“

„Aber Mama allein hat das Unglück —“

„O Ulrich! — schweige mir zuliebe!“

„Gute Schwester! — Wie kann Mama unglücklich sein mit zwei solchen Töchtern!“

„Vergiß die Söhne nicht! — Und hier hast du den Punkt berührt, der mir Hoffnung für sie gibt! Die Liebe zu uns ist im Grunde genommen ihr Lebenselement; was sie gefehlt hat, stammt alles aus dieser Liebe. — Wenn sie nur erst alle ehrgeizigen Pläne für uns aufgegeben hat, und wenn wir ihr beweisen, daß wir auch ohne Prunk und äußere Stellung glücklich zu sein vermögen, so wird sie es mit uns sein!“

Sie waren bis zur Terrasse gelangt. Frau von Ellern hatte sich bereits zurückgezogen, der Oberst rauchte seine Zigarre einsam im Freien. Ulrich gesellte sich zu ihm, und Margarete wünschte beiden gute Nacht. Nach einem kurzen Besuch auf Miß Ernscliffes Zimmer zog sie sich mit Else in ihr gemeinsames Schlafkabinett zurück. Beide waren erschöpft und bedurften der Ruhe.

Lucy fühlte noch keine Müdigkeit. Sie stand träumend am Fenster, ließ ihre Blicke auf dem vom Monde beschienenen

Richterreliquien I: Aussicht von der Bastei. Aus den „Ansichten der Sächsischen Schweiz", nach der Natur gezeichnet und radiert von Ludwig Richter. Dresden 1854. Ernst Arnold.

Parke ruhen und beobachtete die beiden glühenden Punkte auf der Terrasse, die ihr die Anwesenheit der beiden Herren drunten verrieten. Dann schlich sie leise aus ihrem Zimmer an das gegenüberliegende Fenster und blickte in den stillen Hof hinunter. Else hatte sich nicht so völlig beherrschen können, daß ihr nicht eine Ahnung gekommen wäre von einer schweren Wolke, die über dem Geschick der ihr so lieben Menschen schwebte, unter denen sie sich kurze Zeit so glücklich gefühlt hatte, und die Zweifel des heutigen Nachmittags kamen mit erneuter Gewalt über sie. — Würde sie scheiden müssen?

Wie friedlich lag der mondbeglänzte Hof unter ihr, das Wasser plätscherte und rauschte, die Linden bewegten ihr duftendes Laub wie im Traume, hie und da schüttelte ein schlafender Vogel die Federn mit leisem Geräusch, hoch über ihr „wallte unzählig entfacht melodischer Wandel der Sterne." — Wie war es möglich, daß Qual und Sorge des unruhigen Menschenherzens eine Stätte fand in solchem Frieden der Natur? — Lucy hätte antworten können: „Die Sünde ist der Leute Verderben." Die Sünde, diese furchtbare Macht, die mit ihren Folgen den Schuldigen und den Unschuldigen trifft: — den müden Greis, der draußen zur Ruhe gebettet, — das unglückliche Weib, die dort unten die Ruhe vergebens auf schwellendem Lager sucht, und das unschuldige Kind, das drüben am Herzen der tapferen Schwester den ersten herben Lebensschmerz ausweint.

Es kamen Schritte die Treppe herauf; Lucy horchte. Es war Ulrich, der sein Schlafzimmer aufsuchte, das, im Seitenflügel gelegen, von derselben Treppe erreicht wurde. Die Schritte hätten von links her schwächer erschallen müssen, aber sie kamen näher. Sollte auch er noch die Fensternische aufsuchen? — Lucy hätte fliehen können, ihr Zimmer befand sich in unmittelbarer Nähe, aber sie stand lauschend still. Es war ja auch möglich, daß er vorüberging und das Gemach seiner Schwestern aufsuchte. — Doch nein, er schien stille zu stehen, — jetzt öffnete er die Vorhänge und stand im Mondlicht vor ihr. — Er war nicht weniger überrascht als sie. „Sie noch auf, Miß Ernscliffe?" sagte er. „Verzeihen Sie! Ich konnte nach diesem mehr als unruhigen Tage der Versuchung nicht widerstehen, noch einen Blick auf unser stilles Plätzchen zu werfen."

Er trat dicht vor das Fenster und blickte herab.

„Sie haben einen schweren Tag gehabt, Herr von Ellern!" begann Lucy leise, und zürnte mit sich selbst, daß ihr Herz so thöricht klopfte.

„Ja wohl!" antwortete er einfach.

Er schwieg und sie wünschte, er möchte sprechen. Ihre Situation wäre ihr dann weniger sonderbar erschienen.

„Ich habe heute das Gefühl gehabt," sagte er endlich, „als habe ich mein lebenlang auf einem lieblichen Hügel gelebt, der sich plötzlich in einen Vulkan verwandelt und mich und alles, was mir lieb ist, zu begraben droht!"

Vor Lucys Erinnerung erhob sich der Tag, an welchem sie zum erstenmal erfahren, daß sie verlassen, hilflos und arm sei, und sie antwortete weich: „Ich habe dasselbe Gefühl kennen gelernt, Herr von Ellern, und habe doch erfahren, daß nach dem Erdbeben die Sonne wieder scheint."

Ulrich streckte ihr die Hand hin und hielt die kleine, weiche Hand in der seinen fest, während er noch immer in den Hof niederschaute. „Haben Sie Dank für das Wort, Miß Ernscliffe," sagte er

Richterreliquien 2: Ludwig Richters Kinder. Nach der äußerst seltenen Originalradierung vom Jahre 1831.

warm. „Aber wie konnte ein solches Gefühl über Sie kommen? — Ich habe mir Ihr Leben wie fortgesetzten Sonnenschein gedacht.“

„Sie sahen nur die Stille nach dem Gewitter.“

Er hielt ihre Hand noch immer fest, ohne sie anzusehen. „Unsere traulichen Stunden an diesem Plätzchen kommen mir heute wie ein Traum längstvergangener Tage vor,“ sagte er nach einer längeren Pause.

„Oh! — sie werden gewiß wiederkehren!“

„Meinen Sie, Miß Ernscliffe? — Sie sind eine freundliche Trösterin! — Miß Ernscliffe —“ er brach plötzlich ab, und Lucy, die ihn fragend anblickte, sah, daß er die Zähne fest aufeinanderpreßte.

„Gute Nacht!“ — sagte er dann plötzlich. — Er bückte sich nieder und berührte ihre Hand mit den Lippen, und sie hörte seine verhallenden Fußtritte im nächsten Augenblick vom anderen Ende der Galerie.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Richters Landschaftskunst.

Von Andreas Oppermann.

In unserer schnell dahin lebenden Zeit, bei dem Geräusch der großen sozialen Umwälzungen schwindet in der Volkserinnerung verhältnismäßig bald das Bild einer Künstlerpersönlichkeit. Wenn bei Ludwig Richter hiervon eine Ausnahme zu bemerken ist, so hat dies seinen Grund hauptsächlich in dem Umstand, daß Richters Schöpfungen in allen Kreisen des Volks, in Hütte und Palast gleich bekannt, gleich geliebt sind, und dieselben immer neue Veranlassung zu eingehenden Betrachtungen auf dem Gebiete der Kunst geben. Anknüpfend an die vorliegenden Darstellungen im Daheim, drängen sich allgemeinere Betrachtungen über die Entwickelung der Landschaftsmalerei, den Zustand derselben zu Richters Jugendzeit und die Stellung, die er in seinen besten Schaffensjahren dazu einnahm, unwillkürlich auf.

Kein Zweig der bildenden Kunst wird so unmittelbar von der Auffassung der Natur seitens der Zeitgenossen und von der Dichtung so beeinflußt, als gerade die Landschaftsmalerei, sie ist der zarteste Leiter zwischen Poesie und bildender Kunst, und es spricht in der That wenig für die weiterblickende Auffassung unserer Kunsthistoriker, wenn sie sich diesen innigen Zusammenhang zwischen der Naturanschauung der Menschen und Völker in den verschiedenen Zeitaltern des Menschengeschlechts und der Landschaftsmalerei, in welcher gerade und zunächst die verschiedene Naturauffassung ihren nächsten Ausdruck findet, bisher nahezu ganz haben entgehen lassen. Welch' eine Fülle von Parallelen der intimsten Natur ließe sich zwischen diesem Kunstzweige und der poetischen Naturauffassung der verschiedenen Zeiten, und umgekehrt zwischen letzterer wiederum und der Geschichte der Kunst und deren Produkte ziehen. Welche interessanten Reflexe fielen bei genauerer Prüfung dieser Parallelen auf die Charakterzeichnung der verschiedenen Jahrhunderte, und umgekehrt. Claude und Ruisdael würden uns erst recht verständlich, und wir würden uns erst recht zu erklären vermögen, warum es gerade das XVII. Jahrhundert sein mußte, in welchem die Landschaftsmalerei einen so hohen Grad der Vollendung erreicht hat.

Bereits im XVI. Jahrhundert war die Schönheit landschaftlicher Formen, der Zauber dessen, was man Stimmung in der Natur nennt, geahnt. Albrecht Dürer hat mit seinem rigorösen Wahrheitssinn in staunenerregender Weise den Kern der Erscheinung, das Charakteristische auch in der Landschaft erfaßt. Wie wenn ein Lichtstrahl auf unbekannte Fernen fällt, so bezaubern uns die Konturen und die naive Poesie der Landschaft auf den Bildern Raffaels und Tizians, Giorgiones, bis uns der zum vollsten Bewußtsein ausgebildete realistische landschaftliche Natursinn in den Werken Claudes, Ruisdaels und anderer aufgeht. Und wie verschieden sind trotzdem diese Meister, um nur Claude und Ruisdael einmal gegenüberzustellen. Mit welcher fast unbeholfenen und verschwommenen Zeichnung erreicht Claude Lorrain das Höchste in der Kunst. Über seinen Bildern ist der vollste Zauber der Schönheit des Lichtes verbreitet. Man meint bei ihrem Anblick die reine Luft des schönen Südens zu atmen, sie erfüllen die Seele mit den Empfindungen eines sonnigen Glückes, das so nur die unschuldig-schöne Natur dem Menschen zu bereiten vermag. Vor dem berühmten Bilde der Dresdner Galerie — an der sizilianischen Küste — nicht wie Hettner meint an Neapels Küste, die nie solche Stimmung erzeugen kann — klinget unwillkürlich Goethes schönes Lied „Der Fischer“ und besonders die Worte:

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau,
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Richterreliquien 3: Widmungsblatt an Cichorius vom Jahre 1866. (Radierung.)

in der Seele wieder. Mögen die Bergformen zu stumpf, die Wogen unsicher in den Linien dem Beurteiler erscheinen, so ist doch über das ganze Werk eine so innige Empfindung der Naturschönheit ausgebreitet, ein frischer Duft verbindet Berg und Wald, die Gesamtbewegung des Meeres ist aufs herrlichste wiedergegeben, erquickend sind die Töne der Luft und fein und leicht erheben sich auf den Claudeschen Bildern die Wolken über den sonnendurchleuchteten Luftschichten.

Wie erfrischend wirken die Ruisdaelschen Bilder mit ihren rauschenden Bächen, ihren stillen im Abendschein zwischen den hohen Bäumen hindurch glänzenden Wassern, den ernsten Buchen und Eichen, frei und frisch hebt sich die Brust. Alles spricht die Sprache der ernsten heimischen Natur. Einigen Bildern gegenüber hat man die spezifischste Naturempfindung, kurz, wir haben es mit der Vollendung im höchsten Sinne, mit klassischen Kunstwerken zu thun. Und betrachtet man die Mittel, mit denen diese Wirkung erzielt ist, so kann man nicht umhin, die Zeichnung hie und da skizzenhaft, die Malerei flüchtig zu nennen.

Aber — wie Carus in seinen Briefen über Landschaftsmalerei sehr richtig sagt — „Der Becher schäumt über!" Naturwahrheit und Geist in liebender Umschlingung erzeugen stets unsterbliche Kinder! Die Poussins lassen sich mit diesen Meistern nicht vergleichen, sie wollen in ihren Bildern zuviel geben und verfallen deshalb, obwohl in der Zeichnung von hoher Meisterschaft, hie und da aus der Stimmung und in das Krippenhafte. Diderot schon weist in seinen Versuchen über die Malerei darauf hin, wie Poussin auf einem und demselben Gemälde vorn den Jupiter zeigt, der die Callisto verführt, und im Hintergrunde die vor Juno geschleppte verführte Nymphe. Dies sei, meint er, ein eines so verständigen Künstlers unwürdiger Fehler. Der Maler hat nur einen Augenblick, sein Werk muß auf einen Blick erfaßt werden, trotzdem daß es mannigfaltig ist, dies ist aber nur zu erreichen, wenn der Künstler ein strenger Beobachter der Natur ist, wenn er von dem Gefühl der Wahrheit getragen wird.

Hatte das blühende reiche Leben eines zur Freiheit erstarkenden Volkes, die steigende Erkenntnis der Natur, das sich verbreitende Interesse an ihren Wundern herrliche Blüten auch in der Landschaftskunst getrieben, so war diese Blütezeit nur von kurzer Dauer. Rapid ist das Zurückgehen von dieser Höhe der Kunst. Manieriertheit und Gefallsucht überwuchert alles, Leben wie Kunst. Schon die Nächstfolgenden, Mucheron, Berghem und andere bekunden den Verfall. Für den bekanntesten Künstler des XVIII. Jahrhunderts, Watteau, ist die Natur, so fein seine Technik — nur die Kulisse für seine modisch-graziösen Figuren. Die Vorgänge in seinen Bildern sind so äußerlich, daß nur eine Zeit wie die unsrige auf der hastigen Suche nach Pikantem, sich wieder auf die Darstellung von Stoffen à la Watteau werfen kann. Diderot sagt treffend in bezug auf die Darstellung solch rein äußerlicher Motive: „Nur auf einem Ofenschirme kann ein Frauenzimmer sich verneigen oder ein Mann mit zierlicher Armbewegung seinen Hut abnehmen, und einen Fuß hinter den andern ziehn. Ich weiß wohl, man wird mir Watteaus Gemälde einwenden, aber ich lache über sie und bleibe bei dem, was ich gesagt."

So war denn die Landschaftsmalerei im Beginne unsers Jahrhunderts zunehmender Verflachung verfallen, man begnügte sich an der mattherzigen Herstellung von Veduten, im besten Falle mit der oberflächlichsten Nachahmung der Niederländer und Franzosen. An Stelle naturgetreuer Wiedergabe der Formen war ein schablonenartiges Formelwesen getreten, was die Bilder damaliger Zeit geradezu unausstehlich erscheinen läßt. Jeder Stümper, dem alle Empfindung für künstlerische Darstellung abging, glaubte sich doch an die Landschaft wagen zu können. Es herrschte drum in den Darstellungen der Landschaftsmaler damaliger Zeit die größte Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit, sie hatten keinen Begriff davon, wie unheilig, wie nichtswürdig sie die Natur behandelten, denn die Ahnung des göttlichen Lebens in der Natur war ihnen nicht aufgegangen, ja mit wachsender Routine verbunden, steigerte sich diese Mißachtung zu wahrer Frechheit.

Die Landschaftsmalerei war übrigens das Stiefkind auch auf den Akademieen, sie blieb sich selbst überlassen. Wollte sich ein junger Künstler für Landschaftskunst ausbilden, so war er dem Zufalle überlassen, und gewann im besten Falle eine gute Routine in der Anwendung der herkömmlichen Formeln. Gediegene Lehrer standen ihm beratend und führend, anregend nicht zur Seite, denen, welchen der Unterricht anvertraut war, war es meist bedeutungslos, ob ein Gebirge mit dieser oder jener Linie sich erhebt, ob die Felsbildung, die in der Natur sich durch granitene Schärfe markiert, auf dem Bilde sich durch eine dem Wollsacke gleichende Weichheit der Form kennzeichnet, ihnen war es gleichgültig, ob eine Wolke von rechts nach links, oder umgekehrt zieht, eine Welle in dieser oder jener Linie sich erhebt, ihnen galt es einerlei, ob ein Baum gerade so gewachsen, ja sie wurden kaum den Unterschied, den verschiedene Baumarten in ihren Formen bieten, als etwas Notwendiges gewahr. Aus dieser trostlosen Zeit schreibt sich auch hauptsächlich die Anwendung des sogenannten „Baumschlages" her. Für jede Baumgattung gab es gewisse Krakelformen, an denen man erkennen sollte, ob man eine Eiche, eine Buche, eine Linde oder sonst welchen Baum vor sich habe.

Wenige nur erreichten auf diesem sandigen trockenen Wege den frischen Lebensquell der Natur. Manier überwucherte eben alles, entnervte selbst talentvolle Künstler und bewirkte es, daß die Produkte jener Zeit auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei fast niemals an die Natur, sondern immer nur an andere Bilder erinnern, genau so, wie die Historienbilder nicht an das Leben, sondern an das Theater erinnerten. Aber es stand auch mit dieser Kunst nicht nur schlecht nach innen, sondern auch nach außen, sie fand wenig Widerklang unter den Zeitgenossen. Es herrschte in Deutschland viel Armut, welche die Kriege hinterlassen, was etwa an Kunstsinn bei vermögenden Leuten vorhanden, war auf Pflege der Musik oder auf kleinliche Sammelei gerichtet. Prospekte, kleine Kupfer von Gegenden, und dergleichen Sachen, deren Wert ungefähr mit den allergewöhnlichsten Werkeltagsporträten auf einer Stufe stand, die den kleinen engen Sinn befriedigten, diese waren willkommen, für anderes wollte sich niemand bemühen, niemand — zahlen. Dazu kam, oder vielmehr der Hauptgrund für diese Erscheinungen war darin zu suchen, daß das große Publikum am Ausgange des vorigen Jahrhunderts und im Eingange dieses in einer ganz trivialen Naturauffassung befangen war, „es betrachtete den Himmel nur insoweit, um das Wetter zu ermessen, um zu sehen, ob es zu einer Lustfahrt, zu einer Reise passe oder nicht, bei einem Baume denken sie nur an den Schatten, den er zu einem Gelage verleihen kann, bei einer Wiese an das gute Heu, oder daß das schöne Grün die Augen stärke, aber das innere psychische Leben aller dieser Dinge, das Poetische dieser Erscheinungen — das ist ihnen zum größten Teil ein Buch mit sieben Siegeln."

So sank denn die Kunst der Landschaftsmalerei mehr und mehr. Ein eigentümlicher Zufall ist es, daß der Mann, der diese schmählichen Fesseln brach, in denen sie schmachtete, ein Landsmann unsers großen Schiller war, und, wie er, aus der Karlsschule flüchtend, an seine große Aufgabe ging. Es war dies Josef Anton Koch, geboren 1768. Er kann als der Regenerator der Landschaftsmalerei bezeichnet werden. Er predigt in seinen Bildern die hohe Lehre, daß jede verderbte Kunst durch die Rückkehr zur Natur, und durch Vertiefung in ihrer Sprache sich vor dem Untergange bewahren, und hierdurch allein der Prometheusfunken der göttlichen Kunst, selbst wenn er dem Erlöschen nahe, wieder angefacht werden könne.

Freilich war es schon vor ihm ein anderer und größerer Meister, der auf die gesamte Auffassung der Natur, auf deren Vertiefung den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Es war Goethe. Obwohl er selber, soweit er die Malerei als Dilettant übte, auf den Wegen Hackerts wandelte, hat er doch die deutsche Kunst und Poesie, und im weitesten Sinne die deutsche

Volksseele von den kleinen und äußerlichen Anschauungen des Naturlebens befreit, und wie er für alle Herzen neue ungekannte Töne angeschlagen, so hat er der Natur Stimmungen abgelauscht, die befruchtend auf jedes empfängliche Gemüt wirken mußten, und so nachhaltig wirkten, daß wir heute mit vollem Rechte sagen müssen, wir sehen die Natur mit dem Auge Goethes an, und ihre geheimnisvolle Zauberwelt hat er in seinen Liedern uns erschlossen.

Wie in Goethes Dichtungen Menschenseele und Natur sich zu einem Ganzen vereint, so strebte in seiner Weise Koch und seine Nachfolger nach demselben Ziele. In seinen „Gedanken über Malerei" spricht er aus, wie es in Gottes Schöpfung kein Fach gebe. „Aus der Natur, dem großen A B C, mit welchem die Kunst ihre Sprache bildet, kann man keinen Buchstaben hinauswerfen und bevorzugen, und Historie und Landschaft lassen sich so wenig durch die Kunst gesondert darstellen, als sie Gott in der Geschichte gesondert." Er meinte, daß man den ewigen Born des Wahren und Schönen in der Kunst nicht streng in drei Rinnsale — Historie, Landschaft, Genre trennen könne, wer volle Wahrheit schöpfen wolle, der gehe über diese Leitung hinaus nach der einen Quelle — dort schöpfe er mit geweihtem Gefäß den kastalischen Trank! Dieser Gedanke, und mehr noch eine demselben treue und von ihm getragene Kunstweise hat auf die besten unter unseren neuen deutschen Meistern, insbesondere auch auf unsern Ludwig Richter befruchtend gewirkt.

C. G. Carus weist in seinen Briefen über Landschaftsmalerei sehr geistvoll darauf hin, daß die triviale Bezeichnung der „Landschaft" für das Ideal neuerer Landschaftskunst nicht mehr genüge, wie sie denn nichts anderes ist als eine Übersetzung desselben französischen Wortes und es wäre ein anderes Wort zu suchen. Er schlägt vor „Erdlebenbild." Jede, auch die stillste und einfachste Seite des Erdlebens, wenn nur ihr eigentlicher Sinn, die in ihr verborgene göttliche Idee richtig erfaßt würde, sei ein würdiger und schöner Gegenstand der Kunst, der stillste Weltwinkel mit seiner mannigfaltig treibenden Vegetation, der einfachste Rasenhügel mit seinen zierlichen Pflanzen von bläulicher Ferne mit duftig blauem Himmel umwölbt, könne das schönste Erdlebenbild gewähren, und er weist ferner darauf hin, daß es dieser wahren Erdlebenbildkunst so schlimm ergehe, wie der Musik, man brauche nur einen Blick auf die tausend und aber tausend Bilderchen zu werfen, welche als Landschaften kursieren.

Unter den oben angedeuteten Kunstverhältnissen wuchs Richter heran. Er gehörte schon seiner Naturanlage nach zu denen, die mit schön aufstrebender Seele begabt, bemüht waren, ihre Kunst zu heiligen, das Herz von allem Niedrigen und Gemeinen rein zu halten, er behielt Geist und Augen offen für die vor ihm ausgegossenen Wunder der Welt. Freilich war es nicht leicht für ihn, immer am Ideale festzuhalten, durch seine ganze Lebenslage war er abhängig von dem Erwerbe des täglichen Brotes. Er mußte seinen Stift mit unendlichem Fleiße rühren, aber er erlangte auch während dieser Zeit jenen scharfen und schnellen Blick für alle Gegenstände in der Natur, jene Gewandtheit in der Beherrschung der Mittel, die ihn später anscheinend mit spielender Leichtigkeit arbeiten ließ.

Als er dann später von den drückenden Fesseln des täglichen Broterwerbes wenigstens auf einige Zeit erlöst war, Italien aufsuchte, da gab er sich ganz dem tieferen Zuge hin, von dem Koch bei Ausübung seiner Kunst getragen wurde.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte Richters Arbeiten aus dieser und der folgenden Zeit, so finden wir, daß er sich nur nach und nach von den hindernden Fesseln seiner Zeit befreien konnte, daß er dies nur zufolge seines rückhaltlosen Anlehnens an die Natur vermochte. Uns liegen zwei Blätter vor „Der Watzmann bei Salzburg" und das „Castel Gondolfo." Sie kennzeichnen den künstlerischen Standpunkt seiner Naturauffassung aus früherer Zeit. Aber auch hierin ist das Streben ersichtlich, die Einfachheit der Form, die geistige Belebung der Linie und die einheitliche Gemütsstimmung in Mensch und Natur zur Geltung zu bringen, wenn man auch nicht verkennen wird, daß er namentlich auf dem Bilde „Der Watzmann" sich von einem gewissen Konventionalismus in der Darstellung der Baumgruppen, und einer gewissen Dürftigkeit der Komposition noch nicht ganz befreit hat.

Die „Aussicht auf der Bastei" ist und soll zunächst nichts anderes sein, als eine Vedute. Diese Arbeit — ursprünglich eine Radierung, gehört zu einem Cyklus von Ansichten, irre ich nicht, „das malerische Deutschland" genannt, und war, wie die meisten Radierungen aus jener Zeit z. B. die Ansichten aus dem Riesengebirge in dem Herloßsohnschen Buche, eine sogenannte Brotarbeit, und doch hat er auch hier den poetischen Hauch, der über dieser anmutigen Natur liegt, und der jeden anmutet, welcher von diesem Felsenplateau herab auf den Strom, auf das grüne Land mit seinen Sandsteinbergen herniederblickt, auf das glücklichste getroffen. Wie sich im still dahin ziehenden Strome die Segel der Schiffe spiegeln und in sanften Wellenlinien das Land ausgebreitet liegt, wie darüber die leichten Wolken ziehen, wie bei dem Klange der Harfen die Wanderer das glückliche Land begrüßen, wie sich der Philister daran behagt, wie die Sehnsucht das junge Mädchenherz beim Anblicke der fernen Berge bewegt, wie die Kinder fröhlich da oben lachen und spielen, und das Alter in Ruhe die reinere Luft da oben einatmet — das alles ist in den harmonisch mit dem freundlichen Naturbild verwachsenen Gruppen lebendig ausgedrückt.

Wenn „Mariechen und Heinemännel" aus dem Jahre 1831 zunächst mit dem Landschaftsmaler Richter nichts zu thun haben, so weist diese reizende Darstellung doch von neuem darauf hin, wie fein realistisch, und mit welch' köstlichem Humor sich Richter in die Kinderwelt zu vertiefen vermochte. Kann man das selige Behagen eines Kindes sprechender und wahrer ausdrücken, als dies Richter in dem vor uns liegenden Blättchen in dem Neigen des Kinderkopfes an den der Puppe, in dem Reiben des einen Beinchens an dem andern, gethan hat? Dies Bildchen kennzeichnet bereits die Wege, welche Richter in späteren Jahren ging.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Richter als Landschaftsmaler in der Beherrschung der Farbe manches zu wünschen übrig läßt, daß er auch in seinen Ölbildern das Hauptgewicht auf den Gegenstand legt, dabei in seinen Farben hie und da hart und bunt bleibt. Dagegen ist jede seiner landschaftlichen Studien ein Juwel an feiner Beobachtung und freier Behandlung — und welchen enormen Fleiß entwickelte er in den langen Jahren, während welcher er an der Dresdener Akademie eine zahlreiche und tüchtige Schülerschaft heranzog. Aber nicht hierin allein liegt seine Hauptbedeutung. Er lehrte sein ganzes Volk und seine Zeit die Natur mit andern Augen ansehen, wie bisher, er hat auf das Verhältnis der Volksseele zur Natur fast ebenso bedeutenden Einfluß ausgeübt, wie unsere größten Dichter und vor allen — Goethe.

Diesen Erfolg vermochte er aber nicht durch Staffeleibilder, durch das Studium der Farbe zu erreichen. Ein günstiges Geschick in dieser Hinsicht war es für ihn, daß gerade in jener Zeit der Holzschnitt, eine Kunstthätigkeit, die seit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts völlig darniedergelegen hatte, zu einer ungeahnten Entwickelung gelangte. In klarer Erkenntnis der Aufgabe, welche dem Holzschnitte in der Entwickelung oder vielmehr Popularisierung der Kunst zugeteilt war, warf er sich auf die Ausübung und Anleitung in dieser Kunst. Ihm zur Seite standen Gaber und Bürkner in Dresden, welche sich durch die treffliche Wiedergabe Richterscher Werke nicht den geringsten Teil ihres Ruhmes als bewährteste Meister der Holzschneidekunst erworben haben. Ein feiner Kenner auf diesem Gebiete, Hermann Lücke, findet die große nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung Ludwig Richters für die Entwickelung des modernen Holzschnittes darin, daß er ihn anleitete, auf seine einfachsten und reinsten Formen zurückzugehen, und mit den feineren Mitteln der modernen Technik die Weise des altdeutschen Holzschnittes wieder aufzunehmen. Der ganze und volle Reiz dieser stilistischen Reinheit sei in

Richterreliquien 4: Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Aus „Christfreude in Lied und Bild". (Leipzig, A. Dürr.)

dem kostbaren Schatz seiner Holzschnittblätter zu Tage getreten. Viele derselben zeigten den Holzschnitt in seiner schlichtesten Gestalt, andere dagegen lieferten den glänzenden Beweis, wie es ihm möglich sei, auch bei reicheren malerischen Wirkungen sich ganz in den Grenzen seines eigensten Gebietes zu halten. Lücke weist mit feiner Empfindung darauf hin, wie sehr dem inneren Wesen der Richterschen Kunst, der Naivität und Volkstümlichkeit seines künstlerischen Gefühls der Charakter des Holzschnitts gemäß sei und wie viel seine Kompositionen von ihrem eigentümlichsten Reize verlieren würden, wenn man sich solche in den Kupferstich übersetzt denken würde.

Richters Kompositionen, durch welche er seinen Ruhm und mehr als dies — die Liebe seines Volkes erworben hat, lassen sich nicht in die landläufigen Begriffe „Genre" oder „Landschaft" einregistrieren. Sie sind meist zu keinem von beiden zu rechnen und wir empfinden mit dem feinsinnigen Carus, dem Freunde Goethes, der nach dem gezwungenen Ausdruck „Erdlebenbild" griff — das Bedürfnis, für diese Bilder eine treffende Bezeichnung zu suchen.

Zwei köstliche Blätter aus der Blütezeit Richters liegen vor uns, ein seinem Freunde E. Cichorius gewidmetes Blättchen vom Jahre 1866 und eine Darstellung aus Richters Skizzenbuch. Ein heimlicher Erdenwinkel zwischen dem kleinen Bach und dem Feldrand, im schmalsten Raum ein Bild voll Glück und Sonnenschein und lauschiger Mittagsstille — die Liebe bietet die herrlichste Rast von der Arbeit!

Am deutlichsten aber kennzeichnet sich Richters Auffassung der Natur in dem letzten Blatt —

„Da drunten im tiefen Thale
Da treibt das Wasser ein Rad,
Mich aber treibt nur die Liebe
Von Morgen bis Abend spat!"

Die Meisterschaft Richters tritt in diesem Blatte eminent hervor. Wie charakteristisch sind die Formen in ihrer Totalität wiedergegeben, und wie einfach die Mittel, welche dazu verwendet sind, und welcher Eindruck ist mit den wenigen Strichen erzielt! Wer hat nicht einmal von der Höhe hinab in den grünen Grund geschaut, wenn der Gewitterregen Baum und Gras erfrischt hatte und die Sonne wieder scheint, über dem lieblichen Thal der Bogen des Friedens und Hoffens sich wölbt, die letzten Wolken dampfend in dem reinen Äther sich verzehren, und die Kinder der Luft wieder ihre Schwingen fröhlich heben! Ferner glänzt der Horizont im Abendschein, — nur das Herz hat keine Ruhe und sehnt sich nach einem unbestimmten Ziele. Der Wanderer fühlt die feuchte Wärme, die von unten emporsteigt, er glaubt überall um sich Bewegungen unsichtbarer Art zu verspüren, sich selber fühlt er schwerer, und es überkommt ihn eine Art von Wehmut — die treffend in dem lagernden Wanderer mit seinem rastenden treuen Hund auf unserm Bilde zum Ausdruck gebracht ist. So geht durch dasselbe ein einheitlicher Zug, man kann sich Mensch und Natur nicht mehr getrennt denken, die Gesamtwirkung ist ähnlich der eines Volksliedes.

Mit seinen fast unzähligen Schöpfungen dieser Art und Geistesrichtung hat aber Ludwig Richter die nachhaltigste Anregung zur Reinigung und Veredlung des innersten Seelenlebens seines Volkes gegeben, er hat die höchste Aufgabe eines Kunstwerkes — den ganzen Menschen zu sittlicher und geistiger Schönheit zu erziehen — erfaßt, er ist bei Verfolgung dieser Aufgabe von der naivsten Liebe zur Natur erfüllt, und so wie er ist, gibt er sich in seinen Werken wieder. Jeder aber, der von Liebe zur Kunst und Natur beseelt ist, findet in Richter einen trefflichen Führer und Begleiter durch das überreiche Leben!

Der alte Fölsch.

Eine Seehumoreske von Reinhold Werner.

(Schluß.)

„Das war ein famoses Garn, Fölsch," sagte Hohnholz, „und wir danken Ihnen herzlich dafür, aber Ihnen muß die Kehle ganz trocken geworden sein und leider sehe ich, daß kein Tröpfchen mehr im Topfe ist. Könnten Sie nicht jemand mit letzterem zu unserm Messevorstand schicken und ihn um eine zweite Auflage ersuchen lassen? Es hat eben acht Glas geschlagen und wir haben bis zur Ronde noch eine ganze Stunde Zeit. Wer weiß, ob wir bald wieder so lustig beisammen sein können."

Letzteres war nun zwar nicht so unwahrscheinlich, wie es hingestellt wurde, aber Fölsch schien es auch einer fernen Zukunft vorzubehalten und sich lieber der heiteren Gegenwart erfreuen zu wollen.

„Nun ja," erwiderte er schmunzelnd, „meine Kehle ist allerdings etwas rauh geworden, und ein bißchen anfeuchten könnte nichts schaden. Aber ich will lieber selbst mit dem Topfe gehen, es wird wohl besser so sein. Es ist dunkel und ein anderer könnte davon verschütten." Der Alte war vorsichtig.

Er kam bald zurück und wickelte den Topf sorgsam aus einer Umhüllung, die ihn nicht nur für Neugierige unkenntlich gemacht, sondern auch den Inhalt nicht durch „Verdampfen" verraten hatte.

„Nun wie kamen Sie denn mit der Desertion zurecht, wie es Ihre Absicht war? Gelang es?" fragte Feldmann, als die Tassen wieder vollgeschenkt waren.

„Oh ganz gut," erwiderte der Alte, „ich brauchte nicht einmal zu desertieren. Mein Prisenanteil stellte sich über dreißig Pfund heraus und mit zehn Pfund ist in England schon etwas zu machen. Ich nahm einen geriebenen Advokaten an, der für zehn Pfund dem Admiralitätsgericht genau bewies, daß ich ein Amerikaner, also ganz ungesetzmäßig gepreßt war. Er legte meine Papiere vor, die ich freilich früher selbst noch nicht gesehen hatte und aus denen ich entnahm, daß ich nicht Jan Fölsch, wie ich immer gedacht, sondern Bill Brown hieß, auch nicht in Mecklenburg, sondern in Connecticut geboren war. Nun ich ließ mir das ruhig gefallen, weil mir der Advokat sagte, um Deutschland scherte man sich nicht in England, aber vor Amerika hätte man Respekt und sonst käme ich nicht los. Er hatte recht, man gab mich frei, und um in Zukunft gegen nochmaliges Pressen gesichert zu sein, behielt ich die Papiere und ging als Amerikaner an Bord eines englischen Handelsschiffes, das nach Brasilien bestimmt war. Hätte ich allerdings voraussehen können, was das für eine schlimme Reise werden würde, dann würde ich mir eher den Finger abgebissen haben, als sie mitzumachen."

„Wie so denn," fragte ein Seejunker, „mußten Sie viel Stürme aushalten?" Die „Deutschland" hatte als Kadettschiff in ihrem Leben an einem schönen Sommertage nur eine

Richterreliquien 5: „Aus Ludwig Richters Skizzenbuch". Dresden 1857, Gaber & Richter.

Reise von der Elbe nach der Weser gemacht, sonst immer in trübem Flußwasser still gelegen, und so war es erklärlich, daß die Seejunker sich noch unter Stürmen das schlimmste dachten, was einem Schiffe auf See passieren könne.

„Bah! Stürme," erwiederte Fölsch ziemlich wegwerfend, „was macht sich unsereiner daraus; die gehören ja zum täglichen Brot und wenn sie auch bisweilen einmal etwas hart kommen, so ist das recht gut, sonst würden alle alten Weiber zur See gehen wollen und den ordentlichen Matrosen nur die Heuern verderben. Nein, von solchen Kleinigkeiten würde ich nicht sprechen — aber das Schiff war behext," fügte er mit sehr ernster Miene hinzu.

„Aber Fölsch, wie können Sie so abergläubisch sein," rief Jänicke, der naseweise junge Junker lachend. Der Alte sah ihn mit einem Blicke tiefer Verachtung an. „Abergläubisch?" antwortete er dann zornig erregt, „ich glaube nur, was ich selbst sehe und erlebe. Was ich erzählen wollte, dafür sind meine beiden Augen Zeugen, aber wenn Sie mir so kommen, dann brauche ich Ihnen die Geschichte nicht auf die Nase zu binden. Man sieht gleich, daß Sie noch nicht Salzwasser gesehen haben, sonst würden Sie nicht so klug sein und einem alten Seemanne, der zehnmal das Kap Horn und zwanzigmal die Linie passiert hat, mit Aberglauben kommen."

Fölsch war an seinem wunden Punkte getroffen und Jänickes Kameraden konnten den erzürnten Alten nur mit größter Mühe beruhigen und ihn zur Fortsetzung seiner unterbrochenen Erzählung bewegen. Endlich ließ er sich dazu herbei, aber nur unter der Bedingung, daß nichts dazwischen gesprochen werde, da er sonst augenblicklich aufhören werde. Dies wurde bereitwilligst zugesagt, der kleine Jänicke bekam von dem langen Hohenholz einen Wink, der für eine abermalige Unterbrechung nichts Gutes weissagte, Fölsch feuchtete etwas beruhigt noch einmal gründlich seine Kehle an und nahm seine Erzählung wieder auf.

„Nun, ich schiffte mich also in London auf der „Mary Ann" ein. Es war das eine nette Bark, hübsch in Ordnung, segelte sehr gut und steuerte wie ein Boot. Nur einen kleinen Fehler hatte das Schiff, es leckte nämlich vorn im Bug etwas mehr, als damals die Schiffe gewöhnlich thaten. Zwar konnten wir das Wasser mit den Pumpen noch ganz gut wegschaffen, aber wenn ein bißchen See stand und die „Mary Ann" die Nase wegsteckte, dann kam es doch vor, daß im Volkslogis vorn, wo wir wohnten, unsere Seekisten aufschwammen und durcheinander kreuzten. Dann segelten sie nachts oft mit einem Ruck gegen unsere Kojen und wir wurden davon aufgeweckt. Das war nun zwar nicht so schlimm, aber auch unsere Seegrasmatratzen sogen sich schließlich so voll wie ein Schwamm und das war schon schlimmer. Auf Deck werden einem oft genug von Regen und See die Augen ausgewaschen, und wenn das auch dazu gehört und man es sich gefallen läßt, will man wenigstens gern in seiner Koje trocken liegen.

„Unser Kapitän war jedoch ein guter alter Kerl, hatte ein Einsehen, und da der Zimmermann das Leck nicht dicht machen konnte, räumte er uns den Vorplatz vor der Kajütte ein, dort saßen wir schnugg und trocken und lebten vergnügt wie die Maden im Käse. Wir waren im ganzen gerade vierzehn Mann vor dem Mast, und wenn wir gewöhnlich auch nur mit einer Wache unsere Mahlzeiten einnahmen, so kam es bei gutem Wetter doch auch öfter vor, daß der Steuermann alle Mann essen ließ und dann nur der Mann am Ruder an Deck blieb. Das war schon ein paar mal so gewesen, da bemerkte ich plötzlich, daß wir dann zu dreizehn am Tische saßen. Als ich darauf aufmerksam machte, da waren wir alle sehr betroffen, und uns kam der Gedanke, daß daraus nichts Gutes kommen werde. Wir richteten es zwar von jetzt an so ein, daß in solchen Fällen immer noch einer an Deck blieb, aber es war nun auch einmal geschehen und die Sache lag uns noch lange in den Knochen, bis sechs bis acht Wochen darüber hingegangen waren und wir nicht mehr daran dachten.

„Sonst lebten wir recht gut mit einander und wohl selten

ist ein Dutzend so ruhiger, nüchterner und fixer Kerle an Bord eines Kauffartheischiffes zusammengewesen. Nur einer machte eine Ausnahme und zwar unser Segelmacher. Ein so nichtsnutziger Halunke ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Nie war er zufrieden, über alles räsonnierte er, fing mit jedem Streit an, wenn er auch oft genug schlecht dabei fort kam, und hatte ein wahres Schandmaul. Unser einer ist ja nicht so zipp wie eine Jungfer und flucht auch einmal, wenn der Koch Salzwasser zum Thee genommen, oder nachts uns auf der Marsraa der Sturm eine Reffzeising in das Gesicht peitscht, daß einem Hören und Sehen vergeht, aber so etwas von Schwören und Fluchen, wie bei diesem Kerl, da hört wirklich alles auf. Sobald er nur den Mund aufthat, gleich kam eine solche Ladung von gottlosen Redensarten heraus, daß sie ein Schiff zum Sinken bringen konnten.

„Eines Sonntags waren wir nahe bei der Linie, saßen rauchend und erzählend auf unseren Kisten und dabei kam auch die Rede auf die Taufe. Der Segelmacher war außer den Jungens der einzige an Bord, der noch nicht soweit nach Süden gekommen war. Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er sich in seiner gewöhnlichen Manier hoch und teuer verschworen, er würde sich unter keiner Bedingung die Taufe gefallen lassen, aber an jenem Sonntage, da legte er in schrecklicher Weise los und als Knoten auf die lange Leine seiner Lästerungen setzte er die Erklärung, der Teufel solle ihn sofort zur ewigen Verdammnis holen, wenn er nur einen Augenblick daran dächte, sich jenen Unsinn gefallen zu lassen. Nun junge Herren" sagte Fölsch mit etwas erhobener Stimme und einen Augenblick inne haltend, um die Empfänglichkeit der Zuhörer für das Kommende vorzubereiten — „kaum waren die Worte aus seinem ungewaschenen Munde, da begab sich etwas Schreckliches.

„Der armselige Kerl begann plötzlich am ganzen Leibe heftig zu erzittern, wurde blau im Gesicht, atmete, als wenn ihm jemand die Kehle zuschnürte, und stemmte sich mit aller Gewalt, als ob er sich gegen jemand wehrte. Und während wir übrigen noch ganz stumm und verdonnert saßen, da" — Fölschs Züge wurden starr, als ob er es noch vor sich sähe, und seine Stimme klang dumpf wie aus dem Grabe, sodaß auch die Junker sich eines Schauers nicht erwehren konnten. — „da wurde er plötzlich ganz glatt von seiner Kiste hochgehoben und die Treppe hinauf an Deck geschleppt. Vergebens sträubte er sich mit aller Gewalt und suchte sich überall festzuhalten, — oh! es war schrecklich anzusehen, wie sich sein Gesicht dabei verzerrte, — aber es half ihm alles nichts. Eine übernatürliche Kraft zog und zog, und als er sich zuletzt in seiner Verzweiflung an eine Zwischendeckstütze klammerte, da brach diese mitten durch, was sonst drei von uns nicht fertig bekommen hätten.

So ging es mit dem Unseligen voraus, längs Deck, den Kopf schräg nach oben und vorn gerichtet, die Hacken auf den Decksplanken schleppend — immer weiter an der Leeseite des Schiffes, unter dem Großsegel durch bis an das Fockschoot und dann — über Bord. Das war das letzte, was wir von ihm sahen, aber sein Stöhnen und ersticktes Schreien hörten wir noch stundenlang."

Fölsch hielt inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und war von seinem Vortrage selbst so ergriffen, daß er nicht einmal nach der Grogtasse griff. Sein feierliches Wesen hatte offenbar auch tiefen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht. Sie saßen stumm da, ihre Blicke hingen an den Lippen des Unteroffiziers und selbst in des skeptischen Jänicke Mienen zeigte sich kein zweifelnder Zug.

„Nun, junge Herren," fuhr der Alte nach einer Pause mit etwas gedämpfter Stimme fort, „wie uns bei alledem zu Mute war, können Sie sich denken. Als der Segelmacher auf so schreckliche Weise nach oben durch die Luke verschwand, da zwang es uns, ihm unwillkürlich an Deck zu folgen. Die Schiffsjungen schrieen aus Angst wie toll, und wir Matrosen standen bleich und wie festgenagelt, denn wir glaubten nicht anders, als unsere letzte Stunde sei gekommen.

„Etwas später trat der Kapitän zu uns heran. Er war mit dem Steuermann an Deck gewesen, hatte alles mit angesehen und wollte wissen, wie es seinen Anfang genommen. Als wir es ihm dann erzählt hatten und auch, was für ein schreckliches Schandmaul mit Fluchen und Schwören der Segelmacher gewesen, da nickte er sehr ernst mit dem Kopfe. Dann ging er in die Kajütte hinunter und holte eine Bibel und ein Gebetbuch herauf. Er sagte, er wolle uns einige Kapitel aus der Bibel vorlesen und nachher wollten wir eine Andacht halten. Nun das geschah denn auch, doch mit dem Lesen ging es nun so so. Er schlug das Buch Baruch auf, obwohl ich nicht wußte, wie das eigentlich paßte und wir auch nur sehr wenig verstanden. Wenn er auf lange Worte traf, dann mußte er erst immer beidrehen und buchstabieren und dann kam wunderliches Zeug zum Vorschein. Ich glaube, es war überhaupt das erste Mal in seinem Leben, daß er eine Bibel aufgeschlagen hatte. Doch, wie das auch sein mochte, wir hörten alle aufmerksam zu, und mit der Andacht ging es auch viel besser.

„Nachher sprachen wir noch einmal über die Sache, aber daß der Teufel gehorcht und den Segelmacher beim Worte genommen hatte, als dieser seinen gottlosen Wunsch aussprach, das war so klar wie der Tag, und ebenso sicher war es, daß die Dreizehn am Tische auch dabei mitgespielt hatten. Während der Nacht hielten wir uns alle mittschiffs auf, denn auf dem Verdeck zu bleiben traute sich keiner. Gegen Mitternacht wollte der Steuermann in Lee vom Großschoot einmal ein grelles Gelächter gehört haben, aber von uns hatte es keiner vernommen und es mochte ja auch wohl Einbildung gewesen sein.

„In der folgenden Woche gab es viel zu thun. Wir hatten wenig Zeit zum Schwatzen und am nächsten Sonnabend schien es, als ob jeder von uns vergessen hätte, daß je ein Mensch wie der Segelmacher bei uns an Bord gewesen sei. Aber es schien nur so, denn ich hatte die ganze Zeit an ihn gedacht und die anderen auch. Wir waren fest überzeugt, unser Schiff sei ein Unglücksschiff, und als wir Sonnabend abend unsern Grog tranken, da kam es heraus, und wir alle hatten den Entschluß gefaßt, in Rio Janeiro zu desertieren.

„Am Sonntag morgen war sehr schönes Wetter und beide Wachen konnten wieder zusammen zum Frühstück gehen. Diesmal blieb der Mann am Ruder allein an Deck, denn wir waren ja jetzt nur noch zwölf zusammen. Nach dem Frühstück saßen wir rauchend auf unseren Kisten, aber es wollte kein richtiges Gespräch in Gang kommen, und es drückte uns alle etwas, bis Tom Jones endlich das Eis brach und das aussprach, was uns allen im Sinne lag.

„Na, Maate," rief er aus, „wozu spielen wir Versteckens miteinander; wir denken doch alle an dasselbe, daß wir heute vor acht Tagen einen mehr an unserer Back zählten, der jetzt nicht mehr unter uns ist."

„Gerade als diese Worte fielen —" Fölschs Stimme hob sich wieder und wurde hohler — „und ehe noch jemand etwas erwidern konnte, hörten wir einen dumpfen Fall auf dem Vorderdeck und den Mann am Ruder einen lauten Schrei ausstoßen. Erschreckt sprangen wir in die Höhe und sahen einander stumm an. Dann sagte Tom leise: „Jungen, laßt uns zusammen an Deck gehen, da ist wieder etwas Schlimmes passiert. Hol mich" — aber er dachte noch rechtzeitig an den Segelmacher und verschluckte den Rest — „das Schiff ist ganz bestimmt verhext."

„Kapitän und Steuermann hatten auch das Geräusch gehört und kamen aus der Kajütte. Wir drängten ihnen in Haufen nach und die Treppe hinauf an Deck. Der Mann am Ruder stand bleich und zitternd, wies mit der Hand nach vorn und wir gingen dorthin. Da hörten wir in der Gegend des Fockmastes ein schweres Stöhnen. Die Haare standen uns zu Berge und wir trauten uns kaum weiterzuschreiten.

„Da ist es!" rief jetzt der Steuermann und zeigte nach der Leeverschanzung. Dort lag ein zusammengekrümmter menschlicher Körper, und wen erkannten wir beim Näherkommen? — den Segelmacher! Als wir herantraten, sahen wir, daß er noch lebte, aber er atmete sehr schwer und schien be-

wußtlos. Wir brachten ihn hinunter und legten ihn in seine Koje. Die Untersuchung des Kapitäns ergab, daß er zwar sehr stark am Körper geschunden, daß aber kein Glied gebrochen war. Im Nacken zeigten sich fünf große rotblaue Flecke, wie die Spuren von den Fingern einer mächtigen Faust. Wir pflegten ihn aufs beste und er erholte sich auch zusehends, so daß er schon nach drei Tagen wieder an seine gewohnte Arbeit gehen konnte. Aber er war ein anderer Mann geworden. Früher laut, gewaltsam, stets zu Zank und Streit geneigt, arbeitete er jetzt ruhig und schweigsam, sprach nur, wenn man ihn anredete, und dann auch nur das nötigste. Sie können denken, wie wir neugierig waren und aus ihm herauszupumpen suchten, wo er die Woche über gewesen war; aber in diesem Punkte war er stumm wie ein Fisch. Nur soviel konnten wir von ihm erfahren, daß er während der ganzen Zeit bei Sinnen gewesen sein wollte.

„Bei unserer Ankunft in Rio herrschte das gelbe Fieber und wir bekamen deshalb keinen Urlaub. Auch mußte der Kapitän wohl etwas von unserer Absicht gemerkt haben, denn nachts blieb nie ein Boot im Wasser und er oder der Steuermann hielten beständig scharfe Wache an Deck. So mußten wir unsere Gedanken an Desertion aufgeben und mit dem Unglücksschiffe wirklich nach England zurück.

„Das war hart und ich brauche weiter nicht zu sagen, wie schrecklich die Reise für uns hinging. Obwohl etwas Schlimmes gerade nicht passierte und wir auch sehr aufpaßten, daß nicht wieder dreizehn an der Back saßen, so bin ich doch in meinem ganzen Leben nicht so vergnügt gewesen, als an dem Tage, der uns auf der Themse zu Anker brachte.

„Sobald wir in London angekommen waren, machte sich der Segelmacher, der seit dem Tage seiner Rückkehr sehr fromm geworden war und täglich auf seiner Freiwache in der Bibel gelesen hatte, sogleich fertig, um an Land einen Prediger aufzusuchen. Als er sich zu diesem Zwecke gründlich wusch, kam ich bei ihm vorbei; mein Auge fiel zufällig auf seinen bloßen Nacken und ich schauderte unwillkürlich. Dort sah ich die fünf Flecke noch ebenso deutlich und blaurot, wie an jenem Sonntage, als wir ihn wiederfanden.

„Als er an Bord zurückkehrte, sagte er uns, daß er nie wieder zur See gehen werde. Auch erzählte er aus freien Stücken, er habe seine Erlebnisse dem Geistlichen anvertraut und sie sollten gedruckt werden, aber erst nach seinem Tode. Dann gab er jedem von uns zum Abschiede die Hand, die wie ein Feuer brannte, und verschwand. Ich habe ihn nie wiedergesehen."

Fölsch schwieg, und es schien, als ob die Erinnerung ihn noch jetzt schreckte, denn er war blaß und blickte starr vor sich hin. Auch die Kadetten saßen stumm.

„Wissen Sie, was aus der ‚Mary Ann' geworden ist?" fragte Spohnholz nach einer Weile.

„Ja!" erwiderte der Alte. „Ein ganzes Jahr lag sie unthätig im Hafen. Die Sache hatte sich natürlich herumgesprochen, und es wollte niemand an Bord. Schließlich gelang es, eine Mannschaft zusammenzubringen — sie mag freilich auch darnach gewesen sein" — fügte der Erzähler wegwerfend bei, „und das Schiff segelte nach einem westindischen Hafen. Es ist aber weder dort angekommen, noch hat man je wieder etwas von ihm gehört. Das Schiff war eben behext."

Ein langer Rollpfiff des wachehabenden Bootsmannsmaats schrillte durch die Räume der Fregatte, gefolgt von dem Kommando: „Tambour! Seesoldatenwache an Deck!" Es war fünf Minuten vor Neun, und nach dem Zapfenstreiche begann die Ronde des ersten Leutnants durch das Schiff.

Fölsch sprang auf und rief den Seejunkern eindringlich zu: „Schnell in die Hängematten, das übrige werde ich schon besorgen!" Er schob die Überreste des Abendessens beiseite und verwahrte sorgfältig die noch halb gefüllte Theekanne gut eingewickelt in einer Ecke seines Spindes, das er doppelt verschloß. Als die Ronde kam, war das Licht verlöscht. Die Junker und ihr Hüter lagen ruhig in ihren Hängematten und bald waren sie auch eingeschlummert. In der Nacht entstand jedoch ein heilloser Lärm im Kabelgat; Jänicke schrie laut, schlug wild um sich und fiel zuletzt aus der Hängematte. Als die Kameraden ihn mit vieler Mühe geweckt hatten, blickte er noch ganz verstört um sich und sagte, er habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ob er selbst „abergläubisch" geworden und ihm der Segelmacher auf seiner Fahrt die Treppe hinauf und längs Deck erschienen war, oder ob Gouverneur Roussel in dem Weinfasse ihm den Schrecken eingejagt, blieb unentschieden, aber vielleicht war beides daran schuld.

Jedenfalls hatten die Seejunker von der Schinkengeschichte aber einen Vorteil. Die Fenster des Oberlichtes blieben fortan geschlossen und jene brauchten fernerhin ihre Worte nicht mehr so vorsichtig abzuwägen.

Die Berliner Stadtmission.

Von Adolf Stöcker.

II.

Die Arbeit der Berliner Stadtmission.

Die Stadtmission Berlins, wie sie heute besteht, ist aus zwei Strömen zusammengeflossen, deren erster vor fünfundzwanzig Jahren aus dem Herzen des seligen Dr. Wichern entsprungen ist. Das von ihm mit Hilfe des Königs Friedrich Wilhelm IV begründete Johannesstift, wie eine geistliche Citadelle vor Berlin gelagert, sollte die Stadtmission in der Hauptstadt einbürgern. Auf zwei Gebieten, der Gefangenenpflege und der Armenpflege, hat die Brüderschaft des Johannesstiftes bahnbrechend gewirkt, die rechten Wege gefunden und die klaren Ziele aufgestellt, mit großer Treue und heiliger Hingebung viel geleistet. Für die Stadtmission, wie sie heute innerhalb der Parochie, eng verbunden mit dem Geistlichen, in der Seelsorge helfend, das Vereinsleben pflegend getrieben wird, war damals die Zeit noch nicht gekommen, das Verständnis noch nicht vorhanden. Zwei Versuche scheiterten nach kurzen Anfängen. Aber wie die Brüder, zum Teil von dem eine Stunde weit entfernten Johannesstift aus, zeitweise auch von einer in der Stadt begründeten Filiale die Angehörigen der Sträflinge besuchten, pflegten, das zerrissene Familienband wieder anknüpften, die beantragte Ehescheidung wieder aufhoben, wie sie den entlassenen Gefangenen nachgingen, ihnen Stellung, Handwerkszeug, Unterkunft verschafften, sie auf dem rechten Wege zu halten suchten, wie sie durch viele Tausende von Besuchen — in einem Jahre mehr als elftausend — dieses schwere Werk trieben, das ist in unzähligen Familien unvergessen. Verlorene Söhne wurden von ihren Eltern wieder aufgenommen, verlorene Väter von ihren Kindern im Gefängnis besucht. Mit welchen dämonischen Gewalten die Brüder dabei zu kämpfen hatten, davon nur ein Beispiel. Ein Gefangener, der mit guten Zeugnissen aus der Haft entlassen war, schloß sich der Stadtmission an, die sich seiner annahm, ihm Arbeit zu verschaffen suchte und ihn zunächst unterstützte. Eines Tages sieht der pflegende Bruder diesen Mann elegant gekleidet auf der Straße. Er ahnt, was geschehen ist, daß die Kumpane von früher ihn umgarnt haben, ergreift ihn bei der Hand, fragt ihn: „Was haben Sie gethan?" Der Entlassene antwortet: „Ich war bei einer Wahrsagerin; einmal — sagte sie — müsse ich noch in Zuchthaus, dann würde ich ein angesehener und wohlhabender Mann." So ging er in sein Verderben. Und doch können auch solche Beispiele die Barmherzigkeit und den Jammer um die Not des Verlorenen nur verstärken. — Nicht minder schwierig waren die ersten Schritte in der Mithilfe an der Armenpflege. Die Stadtmission treibt in der Regel nicht selbst Armenpflege; sie überläßt dies der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, sowie den Vereinen. Aber sie hilft gern, wenn es um der Seelsorge willen nötig ist, einem Armen, der ihr nahe getreten ist; sie hat von jeher bei dem Nachsuchen der Verhältnisse der Armen willig ihre Dienste angeboten. Als die Stadtmission damit begann, war in Berlin der mündliche und schriftliche Bettel noch weit schlimmer als heute, raffinierter und unentdeckter. Die Brüder fanden Ehen, die nur dazu geschlossen waren, um

ein Bettelgeschäft zu begründen; der junge Ehemann schrieb die Briefe, welche die ältere orts- und personenkundige Frau austrug. Als dies Bettelnest ausgenommen wurde, war die Frau äußerst unwillig; sie müsse sich ihr Brot durch das ewige Treppauf- Treppablaufen sauer genug verdienen. In einem anderen Falle hatte solch eine bettelnde Familie zwei Wohnungen, eine sehr ärmliche, welche als Adresse angegeben war, und eine sehr üppige, wo der Stadtmissionar eines Abends eine Gesellschaft beim Tanzvergnügen fand. Dieser Bettel ist noch heute arg genug; man kann wohlwollende Herzen gar nicht dringend genug ermahnen, bei Bettelbriefen die Hilfe der Stadtmission in Anspruch zu nehmen. Aber dieser Greuel ist doch seitdem bekannt geworden, ist durchleuchtet und scheuer geworden. Jedermann begreift, welch ein Verdienst darin liegt, in diese Finsternis Licht gebracht, unwürdige Bettler entlarvt, ehrliche Bedürftige erkannt zu haben. — Aber es ist auch klar, daß für eine Millionenstadt, die kirchlich so verwahrlost ist wie Berlin, eine Stadtmission nicht ausreicht, die bloß Gefangenen- und Armenpflege treibt. Und in der That, im Jahre 1876, unter günstigeren Verhältnissen der kirchlichen Anschauung, zugleich unter dem wachsenden Notstande der Seelsorge, war die Stadtmission des Johannesstiftes im Begriffe, mit mehr Aussicht auf Erfolg den großen Gemeinden ihre Dienste zu allgemeiner Hilfe anzubieten. Da war inzwischen von einem anderen Punkte aus eine lebenskräftige parochiale Stadtmission begonnen, die sich nach mehrjähriger Entfaltung mit der bisherigen Stadtmission des Johannesstiftes zu einem neuen Ganzen in Einmütigkeit des Geistes zur Einheit des Wirkens zusammenschloß.

Der Generalsuperintendent von Berlin, D. Brückner, hatte im Jahre 1874, in Voraussicht der kommenden Dinge, einen ordinierten Theologen, den im vorigen Jahre in China verstorbenen Prediger Jentzsch, zunächst mit einem einzigen Stadtmissionar berufen, um im Norden von Berlin dem geistlichen Amte in der Seelsorge die nötige Unterstützung zu gewähren. Anknüpfend an die Sonntagsschule, auf dem Wege persönlicher Hausbesuche wurden bestimmte Bezirke in Pflege genommen. Daß der Generalsuperintendent von Berlin selbst die Sache unter seine Leitung nahm, daß ein ordinierter Geistlicher sie begann, beseitigte in den kirchlichen Kreisen von vornherein jeden Argwohn. Mit sicherer Hand wurde die Arbeit gethan. Das Zivilstandsgesetz mit seinen bitteren Früchten bewies die Notwendigkeit desselben; binnen wenigen Jahren standen sechs Stadtmissionen in voller und gesegneter Thätigkeit. Nachdem die Grundlage gesichert, der Aufbau angefangen war, ergab es das Bedürfnis, daß diese Stadtmission aus der Führung des kirchlichen Oberen, der durch seine kirchenregimentliche Stellung gebunden und durch unverständige Opposition eines Gemeindekirchenrates angegriffen war, in die Hand eines freien Komitees gelegt und die gesamte Stadtmission Berlins in dieser Hand vereinigt wurde. In erwünschter Weise vollzog sich die Einigung; der Verfasser dieses Aufsatzes trat an die Spitze des neuen Komitees, welches durch die beiden bisherigen Geistlichen der Stadtmission und angesehene Laien gebildet wurde. Die drei Stadtmissionare des Johannisstiftes, welche unter Prediger Hoffmann gearbeitet hatten, die sechs unter Prediger Jentzsch bildeten mit diesen ihren Inspektoren die geeinte Schar der Arbeiter.

Richterreliquien 6: Der Watzmann, aus den „Malerischen Ansichten aus den Umgebungen von Salzburg", Verlag von C. G. Börner, Leipzig 1830.

Der seelsorgerliche Besuch bei den einzelnen ist die Grundlage jeder Stadtmissionsarbeit. Wie derselbe aus-

knüpfen sei, ist immer und besonders in den unübersehbaren, buntgemischten Gemeinden Berlins eine schwierige Frage. Man kann den Stadtmissionar zu einem Träger der Armenpflege bestellen, ihn so zuerst bei den Notleidenden bekannt machen und damit in der Gemeinde einführen. Aber abgesehen davon, daß dann sein Beruf, Helfer in der Seelsorge zu sein, überhaupt zurücktritt, läuft er Gefahr, auch bei den Armen als Almosenbringer, nicht als Mann der inneren Mission zu gelten. Diese Art der Vermittlung wurde in Berlin von vornherein abgelehnt. — Es läßt sich auch denken, daß der Missionar einen Traktat anbietet oder abgibt und so einen Eingang in die Familien sucht. Diese Methode hat gleichfalls ihre große Bedenken. Die Traktatenlitteratur enthält manches Ungesunde und erweckt, auch wenn die einzelnen Schriften, wie das in der Berliner Stadtmission im Anfang Jahre hindurch geschah, vor der Verteilung genau geprüft werden, in den der Kirche fernstehenden Kreisen Argwohn. Auch auf diese Anknüpfung wurde verzichtet; wenigstens wollte man damit nicht beginnen. — So schien sich trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten kein anderer Weg zu bieten, als der unvermittelte persönliche Besuch, der im Namen der Kirche an die Thüren, an die Herzen anklopft und Einlaß begehrt. Aber bei der im Anfang der siebziger Jahre herrschenden Entfremdung von Kirche und Christentum mußte dieser Angriffsweise erst vorgearbeitet werden, sollte nicht die Freudigkeit des Stadtmissionars unter dem Spott und Widerspruch der Gegner sofort erlahmen. Wir haben es später erlebt, daß einzelne Stadtmissionare, weil der Haß gegen alles Göttliche, der ihnen bei den Besuchen entgegen trat, ihr Herz allzusehr verwundete, die Stadtmission aufgaben und ein anderes Arbeitsgebiet aufsuchten. Es war deshalb ein glücklicher und segensreicher Gedanke, bei den ersten Schritten an die Sonntagsschule anzuknüpfen. Eltern, die ihre Kinder da hinein schicken, stehen der Kirche wenigstens nicht mit Zorn oder Verachtung entgegen; und doch sind sie oft genug der Seelsorge dringend bedürftig, da in großstädtischen Verhältnissen mancher, der für seine Kinder das religiöse Element nicht entbehren will, selber mit dem Glauben gebrochen hat. Die Stadtmission begann die Besuche bei den Eltern der Sonntagsschulkinder, benutzte die gewonnenen Bekanntschaften, um andere Kinder zu werben und auch deren Väter und Mütter aufzusuchen. Dabei blühte die Sonntagsschule auf und der geistliche Verkehr gewann an Ausdehnung und Kraft. In einer Vorstadtgemeinde stieg die Zahl der Sonntagsschulkinder schnell von fünfzig auf über zweihundert; auch den Familien derselben wurde dabei das Herz warm, und mancher Arbeiter, der in dem Gottesdienst von der Bibel und den Chorälen nichts wissen wollte, hörte gern die Wochensprüche der Kinder und die lieblichen geistlichen Volkslieder, welche in der Sonntagsschule gelernt und geübt wurden. Man erkannte bald, daß in den Herzen der Haß gegen die Kirche doch so groß nicht war, wie er in der sozialdemokratischen und Judenpresse pulsierte, in den Volksversammlungen und Agitationen zum Ausdruck kam. Dies führte einen Schritt weiter. Der Geistliche der Stadtmission, ein eifriger und mit der Gabe der Herzenserweckung ausgerüsteter Mann, besuchte Straße für Straße, Haus für Haus, Wohnung für Wohnung die vorstädtischen Quartiere; er ging als Bahnbrecher voran, der Stadtmissionar folgte in einem gewissen Zeitraume nach und benutzte die von jenem gemachten Erfahrungen.

Richterreliquien 7: Castel Gandolfo, aus den „Malerischen Ansichten aus den Umgebungen von Rom“, Verlag von C. G. Börner, Leipzig 1832.

Mögen die geneigten Leser mir einmal zu einem Hause im Norden folgen, das ein Stadtmissionar beschrieben hat. Bei der letzten Volkszählung hatte er dies Haus durchzuzählen; er machte sich Notizen, welche beweisen, daß eine ganze Welt in so ein einziges Berliner Haus zusammengedrängt ist. Zwölfhundertachtundfünfzig Personen wohnen da bei einander; davon sind tausenddreiundsiebzig evangelisch, einhundertzweiunddreißig katholisch, Sektierer siebenundzwanzig, sechsundzwanzig jüdisch. Alleinstehende evangelische Frauen finden sich achtundfünfzig, darunter acht eheverlassen; katholische sind sieben. Das Haus enthält etwa dreihundert Hausstände, einhunderteinundsiebzig evangelische, dreizehn katholische, drei jüdische; neunundzwanzig Mischehen zwischen Evangelischen und Katholiken, drei zwischen Evangelischen und Juden, eine zwischen einem Freigemeindler und einer Jüdin. — Das ist eine ganze Gemeinde und hat doch nur einen Ausgang nach der Straße. Ein Stadtmissionar hätte genug daran zu thun. Aber weil die Kirche nicht genug Kräfte stellen kann, hat ein methodistischer Geistlicher dort Fuß gefaßt — und wer will sich das Recht nehmen, es ihm zu verbieten? Natürlich ist solch ein Haus eine wahre Chronik von weltlichen und geistlichen Ereignissen: Geburt und Tod, Trauung und Begräbnis werden zuweilen an einem Tage gefeiert. In solchen Verhältnissen machten die Stadtmissionare ihre Studien und Erfahrungen. Trauriges und Freudiges wechselte mit einander ab; Ausbrüche vollendeter Gottlosigkeit kamen in demselben Hause vor, wo die Stadtmissionare bei anderen Familien die freundlichste Aufnahme fanden. „Ich gehe immer" — sagte einer der Brüder — „zuerst in das Hinterhaus; werde ich da hinausgeworfen, so kann ich noch immer das Vorderhaus besuchen." Geduld der Heiligen war nötig und wurde gern geübt; auch der gesunde Humor, der in Berlin unumgänglich notwendig ist, fehlte nicht, wie jener Ausspruch zeigt.

Da kam in die Anfänge des Werkes hinein die Katastrophe, welche durch das Zivilstandsgesetz hervorgerufen wurde. Man wird je nach dem kirchlichen Standpunkt die Aufhebung des Tauf- und Trauzwangs verschieden beurteilen. Den Trauzwang möchte wohl niemand zurückführen. Wer die Selbständigkeit der Kirche vertritt, wird den Zivilstand verteidigen; wer die staatskirchlichen Verhältnisse beibehalten will, wird ihn verwerfen. Aber darin wird das Urteil aller Verständigen übereinstimmen, daß es eine üble Staatskunst war, unsere Kirche über Hals und Kopf, in kürzester Frist, ohne Zeit zu Vorbereitungen, ohne daß sie das Volk unterweisen, die Stolgebührenfrage erledigen konnte, in den Zivilstand zu drängen und die bisherigen Fundamente des Volkskirchentums zerbrochen vor ihre Füße zu werfen. Was niemand in so ungeheurem Umfang erwartet hatte, geschah: Für einen Augenblick war die evangelische Kirche in Berlin dem Zeitgeiste völlig unterlegen. Der erste Stadtmissionsbericht vom Februar 1875 bringt folgende Statistik über das erste Vierteljahr des Zivilstandes: Es betrug vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1874

1. die Zahl der Taufen im Verhältnis zu der Zahl der Meldung evangelischer Eltern im Zivilstandsregister eingetragener Geburten etwa 55 Prozent,
2. die Zahl der Trauungen im Verhältnis zu den bürgerlichen Eheschließungen Evangelischer etwa 19 Procent und
3. hat sich die Zahl der Aufgebote im Verhältnis zu der im Jahre 1873 auf 2 Prozent vermindert.

In diesen trostlosen Zahlen lag für die Stadtmission ein klares, Gottgewiesenes Arbeitsfeld; sie hat es treulich beackert und viel Frucht geerntet. Bei den Besuchen der Ungetauften und Ungetrauten lernte sie die innere Statistik der evangelischen Kirche kennen. Man würde irren, wenn man glaubte, daß das Unterlassen der kirchlichen Handlungen überall, oder auch nur in den meisten Fällen auf Geringschätzung derselben beruht habe. In der Zahl der Konfirmationen, die in den Kreis der Zivilstandsangelegenheiten nicht hinein gehören, hat niemals eine nennenswerte Abnahme stattgefunden: der beste Beweis, daß der kirchliche Abfall noch mehr eine Verirrung des Verstandes als des Herzens war. Der kleine Mann dachte trotz des Kaiserparagraphen, den er nicht kannte, es sei die Absicht der Regierung, Taufe und Trauung abzuschaffen. Ungebildete Gebildete bestärkten diesen Aberglauben. Ein alter treuer Droschkenkutscher fragte den Standesbeamten, ob später die standesamtliche „Taufe" zur Konfirmation genügen würde, und erhielt die Antwort: Die Regierung würde es sich schön verbitten, wenn der Geistliche seine Taufe nicht als gültig respektieren wollte. Es war nicht bloß ein aus Unwissenheit geborener Scherz, wenn damals die Eheschließung auf dem Standesamte eine standesgemäße Trauung genannt wurde. Die Erkenntnis dessen, was religiös und was staatlich ist, fehlte den Menschen, die in dem Königtum von Gottes Gnaden eine religiöse Institution und in der Regierung der Kirche ein fürstliches Privilegium zu sehen gewohnt waren; Volksschule und Volkskirchentum hatten nicht vermocht, dem einfachen Christen den Unterschied von Staat und Kirche, von Sakrament und standesamtlicher Handlung klar zu machen. Aber alles dies genügt nicht, den jähen Fall unseres evangelischen Kirchenwesens von damals zu erklären; die tiefste Ursache war doch die durch ein gottloses öffentliches Leben bewirkte Verführung, der nun die Stadtmission entgegenzutreten hatte. Der eine hielt die Taufe für eine bloße Modesache, die er mitmachen wolle, wenn es ihm 'mal passe; ein anderer spottete: „Ich lasse die Kinder täglich waschen;" ein dritter, ein Bierverleger, lästerte: „Mein Kind ist mit bayrisch Bier getauft, wir haben tüchtig getrunken, das war die Taufe." Ein Sozialdemokrat herrschte den Stadtmissionar an: „Ich will nicht;" ein pantheistischer und darwinistischer Schneider meinte: „Er habe den Segen der Taufe nie an sich selber erfahren;" „die Kinder leben auch so," erwiderte ein Droschkenkutscher auf die ernste Mahnung; selbst eine Frau schimpfte: „So dumm war man früher, heute ist man klüger." — Bei der Vernachlässigung der Trauung spielten die Gebühren eine größere Rolle als bei der Taufe und hielten manches Paar von dem Altar zurück, da die ersten Jahre des Zivilstandes in eine Periode völliger volkswirtschaftlicher Zerrüttung fielen, in der viele Tausende von Arbeitern brotlos, verdienstlos umherliefen. Aber auch hier war der letzte Grund nicht immer Gleichgültigkeit oder Haß gegen den göttlichen Segen. „Es ist keiner von denen getraut, die mit mir arbeiten," sagte ein Kutscher. „Wir vertragen uns auch so," meinte ein sonst rechtschaffenes Paar. „Für die Traugebühren wollen wir uns lieber lustig machen," witzelte der Leichtsinn. „Wir sind auf dem Standesamte kirchlich getraut," sprach ganz ernsthaft der Unverstand. So dachten viele. Ganze Beamtenkategorien blieben vom Altare weg und mußten durch obrigkeitlichen Befehl erst daran erinnert werden; auch Höhergestellte ließen sich nicht trauen, selbst zwei Adlige fand damals die Stadtmission unter den Verächtern. In vielen Fällen half doch nun sofort der Zuspruch des Stadtmissionars; wo es an den Traugebühren fehlte, bat man um Erlaß; Trauringe wurden hier und da angeschafft, um sie den Brautleuten zu leihen; es kam vor, daß ein Stadtmissionar seinen schwarzen Rock zur Trauung verborgte. Alles in allem sah jeder, der damals Seelsorge trieb, einerseits die grauenvolle Verwüstung des Gemütslebens durch die satanischen Gewalten der gottlosen öffentlichen Meinung, anderseits die ersten Spuren von Empfänglichkeit, welche aus der Nacht zum Lichte führten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Ich beginne meine Rundschau mit einigen Weihnachtsromanen. Mehr und mehr wird es bei uns Sitte, daß die neuen Romane in der Zeit vor Weihnachten erscheinen, um als Geschenk verwandt werden zu können. Dürfen sie doch vielfach, wenn man ihren Verlegern glauben will, auf dem Weihnachtstisch „keiner gebildeten Familie fehlen." Diese Sitte hat übrigens manches Gute im Gefolge gehabt, denn die Ausstattung ist eine viel bessere geworden, während die Preise jetzt doch weniger hohe sind als früher. Der letztere Umstand hat seinerseits wieder den Dichtern in bezug auf die Länge ihrer Erzählungen wohlthätige Fesseln auferlegt.

Zuerst sei auf „Haus Wartenberg" von Oskar von Redwitz (Berlin, Wilhelm Hertz) hingewiesen. Redwitz ist einer unserer liebenswürdigsten Dichter. Aus seinen Werken sprechen ein hoch-

gebildeter, reifer Geist, ein warmes, liebevolles Gemüt, ein hingebender Patriotismus. Das ist viel, sehr viel, und alles dieses findet man auch in „Haus Wartenberg". Im übrigen hat mich der Roman nicht sehr angesprochen. Das Thema: Die Liebe eines vornehmen Majoratserben zur Gouvernante seiner Schwester, ist nur zu oft bereits behandelt worden und auch die Lösung des Konflikts ist nicht eigenartig. Außerdem hat die Vornehmheit der Familie Wartenberg etwas so überaus Protziges, daß sie dem Leser dadurch nicht wenig verleidet wird. Es ist ganz unverständlich, warum Redwitz sie so gehalten hat. Der alte Graf ist aus uraltem Geschlecht, ein reicher schlesischer Kohlengraf, in jedem Stück ein vornehmer Herr. Auch seiner Gemahlin Abstammung ist nach allen Anforderungen des Heroldsamtes in schönster Ordnung, kurz keinem Menschen kann es einfallen, oder fällt es ein, die Vornehmheit dieser Familie in Zweifel zu ziehen. Ganz im Gegenteil Pastor, Beamte rc. sind von einer Devotion, die stark an die gräflich Hahnsche Begüterung lustigen Reuterschen Angedenkens erinnert. Trotz alledem dreht sich das innere Leben dieser sonst lieben und guten Menschen fast einzig und allein um den Gegensatz von vornehm und gering, und zwar schon lange, ehe die bürgerliche Gouvernante ins Haus kommt. Ein Beispiel für viele. Es ist Krieg, der Graf und seine beiden Söhne sind im Felde. Aber nicht nur sie, sondern auch viele Hausväter im Dorfe. Die Gräfin, eine überaus liebenswürdige Dame, nimmt sich natürlich der zurückgebliebenen Familien an. Sie begnügt sich aber nicht damit, der wirtschaftlichen und seelischen Not zu steuern, sondern hält vor den versammelten Frauen eine Rede. In dieser Rede wird nun den armen Weibern gegenüber ein ungeheures Wesen davon gemacht, daß nicht etwa nur die Tagelöhner ihr Vaterland zu verteidigen haben, sondern auch die Vornehmen nnd Reichen, ja die Rednerin hält ihren Zuhörerinnen — Frauen von Kohlenarbeitern rc. — vor: „Schon diese allgemeine Gleichheit aller wehrpflichtigen Männer im Kriege ist ein gewisser Trost für die niedrigeren und ärmeren Stände des Volkes und somit für euch selber." Und in diesem Stil geht es fort. Und alles das in Preußen, wo doch die allgemeine Wehrpflicht jedermann ganz gewohnt und natürlich ist. Ich habe die feste Zuversicht, daß dort nicht allzuviele adlige Frauen in der Not ihrer Hinterlassenen einen erwünschten Anlaß fanden, sich im Licht ihrer eigenen Vornehmheit zu sonnen und daß, wenn sie sich auf Reden einließen, sie zu den Leuten von ganz anderen Dingen und ganz anders sprachen als diese Gräfin. Dieses ewige Prahlen mit der Vornehmheit der Wartenbergs steckt schließlich gewissermaßen selbst die Sprache des Verfassers an. Wieder ein Beispiel für viele. Der Graf geht auf den Anstand. Wenn ein Graf auf die Jagd geht, bleibt er natürlich ein Graf. Trotzdem heißt es nicht etwa: „An eine Tanne gelehnt, stand der Schütze da," sondern: „Der gräfliche Schütze." Und so in gleichem Fall immer.

Man könnte mir hier einwenden, es handele sich ja doch um etwas verhältnismäßig Äußerliches, Unwichtiges. Zugegeben, aber wenn ein sonst lieber und braver reicher Fabrikant die Gewohnheit hat, bei jeder Zigarre, die er vorsetzt, ihren Preis zu nennen und wenn er mit einem Freunde spazieren fährt, diesem auseinander zu setzen, wie viel der Wagen kostete und wie viel die Pferde, so wird man bei aller Hochachtung doch mit ihm ebenso wenig gern verkehren wie mit der „gräflichen Frau" oder dem „gräflichen Schützen" unseres Romans.

Die Gräfin ist im übrigen eine höchst fesselnde Erscheinung, ebenso der Graf. Nicht dasselbe gilt meines Erachtens von dem Helden, der etwas verzweifelt Schulmeisterliches an sich hat. Dieser gelehrte Pedant scheint mir allerdings geeignet, den alten Herrn in seiner Abneigung gegen gebildete Zivilisten zu bestärken.

Die Heldin ist von der Natur selbst nicht zur Gräfin, sondern zur Dienerin bestimmt. Das Verhältnis ist denn auch von beiden Seiten ganz so aufgefaßt, als ob es sich um einen türkischen Pascha handelt, der eine Sklavin gegen den Willen der Seinigen zu seiner Gattin machen will. Daß auch sie nach eigenem Recht leben könnte, daß auch von ihr schwere Opfer verlangt werden könnten durch den Eintritt in ein Geschlecht, welches die Klasse, aus der sie hervorging, so verachtet, daß diese Verbindung für des Mädchens Gatten sogar den Verlust seines bürgerlichen Erbes nach sich zieht — alles das fällt überhaupt keinem der Beteiligten auch nur ein, weder den Wartenbergs, noch dem Mädchen, noch dessen Mutter, noch selbst dem Verfasser.

Der Konflikt, der unserem Roman zu Grunde liegt, nimmt im Leben in der Regel einen tragischen Ausgang, hier aber findet er darin seine Lösung, daß der Held um seiner Liebe willen auf das Erbe seiner Väter verzichtet. Leider schwächt nun aber Redwitz das Opfer, das er seinen Helden bringen läßt, selbst dadurch in hohem Grade ab, daß er den jungen Herrn vorher ein beträchtliches Vermögen erben läßt. Es ist ganz unbegreiflich, warum das geschieht, denn der Graf ist ohnehin ein wohlexaminierter Geologe, und eine Professur kann ihm nicht fehlen, so daß selbst die zartfühlende Leserin in bezug auf seine und seiner Gattin ferneres Schicksal nicht in Sorge zu sein braucht. So wirkt denn der obige Zug nur störend.

Mit noch viel gemischteren Gefühlen als „Haus Wartenberg" habe ich „Das Vermächtnis" von Ernst Eckstein (Leipzig, Karl Reißner) gelesen. Eckstein hat uns im vorigen Jahre in seinem „Prusias" die Sozialdemokratie des alten Rom vorgeführt und hat sich wohl dadurch verleiten lassen, auch die soziale Frage der Gegenwart in einem Roman zu behandeln. Ich sage verleiten lassen, denn Eckstein war darauf durch seine Studien offenbar nicht vorbereitet. Ich zweifle gar nicht daran, daß, wenn er sich die Mühe genommen hätte, diese Dinge ebenso gründlich zu studieren wie die römische Welt, wir einen höchst interessanten Roman erhalten haben würden; da Eckstein das aber nicht gethan hat, so bleibt auch die dichterische Belehrung aus, die wir von ihm erwarten durften. Die Hand wird immer wieder an den Pflug gelegt, aber auch immer wieder fortgezogen, ehe die Pferde sich in Bewegung setzen. Außerdem hat Eckstein in der Fabel von Motiven Gebrauch gemacht, die er billig Erzählern überlassen sollte, welche sehr weit unter ihm stehen. Das unterschlagene vornehme Kind mit dem Anrecht auf diverse Millionen nimmt sich in einem Roman, in welchem die heutige soziale Frage behandelt werden soll, doch gar zu kurios aus.

Sehr störend ist ferner, daß der Held so durchaus unsympathisch ist und daß uns solche Unmöglichkeiten zugetraut werden, wie daß dieser grüne, halbgebildete junge Mensch zugleich mit einem fortgeschickten verdrehten Schulmeister ein deutsches „Weltblatt" redigiert. Ein solches hätte unter dieser Leitung bald aufgehört eins zu sein. Den Helden halte ich überhaupt für ganz mißglückt, da man sein inneres Leben gar nicht versteht. Jetzt erscheint er wie ein weltfremder Jüngling, dann wieder wie ein Hochgebildeter, ja wie ein in Bildung jeder Art Blasierter, ohne daß man das „Warum?" begreift. Sehr sympathisch und wahr sind der Doktor Lehrbach und seine Frau gehalten. Auch den Professor Salomon lernt man mit Vergnügen kennen. Das Redaktions- und das Vereinsleben sind treu nach dem Leben geschildert, doch hätte das letztere, meines Erachtens, noch mehr von der humoristischen Seite wiedergegeben werden sollen.

Daß es in dem Roman nicht an vielen feinen Beobachtungen fehlt, versteht sich, da von einer Ecksteinschen Dichtung die Rede ist, von selbst.

Während wir im „Vermächtnis" ganz in dem komplizierten Treiben einer modernen Großstadt leben, führt uns: „Von der deutschen Nordost-Mark" von Ernst Wichert (Leipzig, Karl Reißner) in die kleinen Städtchen Ostpreußens. Es ist mir immer ein großes Vergnügen, diesem kundigen Führer in sein eigenartiges Vaterland zu folgen. Wichert kennt nicht nur seine Leute und ihre Verhältnisse aus dem Grunde, sondern erzählt auch in der Regel ganz vortrefflich. Da er sehr viel schafft, glückt ihm der Wurf freilich nicht immer, gelang er aber, so bleibt auch ganz und gar nichts zu wünschen übrig.

Unser Buch enthält vier Erzählungen. Von diesen möchte ich die erste zu denjenigen zählen, welche nicht in der besten Stunde empfangen sind. In bezug auf „Der Schulmeister von Labiau" weiß man, was bei dem klaren Wichert nur höchst selten vorkommt, nicht recht, wo hinaus die ganze Geschichte soll. Dieser Stoff — es handelt sich um den Bauernaufstand in Preußen — hätte meines Erachtens ausführlicher und namentlich in kräftigeren Farben behandelt werden müssen. „Resi, die Salzburgerin", ist dagegen eine ganz vortreffliche, im höchsten Grade ansprechende Erzählung. Die Komposition ist hier überaus geschickt. Wie trefflich schließen die Gestalten des Soldatenkönigs und seines Korporals die Erlebnisse der Salzburgerin im fernen Ostpreußen ab! Auch „Das Bannrecht" ist höchst gelungen. Diese mittelalterlichen Vorrechte bildeten auch ganz mittelalterlich empfindende Menschen und mit dem Bannrecht der Mühle mußte auch ihr Müller fallen. „Fanchon" gibt uns ein hübsches Memler Bild aus der Franzosenzeit.

Alles in allem, ich kann nur wünschen, daß „Von der deutschen Nordost-Mark" recht viele Leser finden möge. Namentlich möchte ich unsere baltischen Leser recht eindringlich auf dieses Buch und auf Wichert überhaupt aufmerksam machen.

Lange vor dem Weihnachtsmarkte erschienen, aber hier noch nicht angezeigt, ist ein höchst lustiges Buch von Julius Stinde „Die Familie Buchholz" (Berlin, Freund & Jeckel). „Aus dem Leben der Reichshauptstadt", heißt es erklärend auf dem Titel, und es sind in der That richtige Berliner, die uns hier vorgeführt werden, nicht die Berliner, welche in Berlin leben, weil es die Residenz ist, auch nicht jene Berliner, welche die Reichshauptstadt zum Mittelpunkt der deutschen Intelligenz machen, sondern jene Berliner, an die man denkt, wenn von „Berliner Kindern" die Rede ist, die Berliner des unteren Mittelstandes. Diese sehr eigenartige Rasse, in der sich Härte und Gutmütigkeit, Verstand und Einfalt, Offenheit und Hinterhaltigkeit in einer höchst merkwürdigen Weise mischen, wird uns hier mit sehr viel guter Laune vorgeführt. Stinde hat den Leuten ebenso sehr in die Herzen, wie, um mit Meister Martin zu reden, aufs Maul gesehen und der reiche Humor des Verfassers ist Frau Wilhelmine Buchholz, welche wie das Haupt so auch das Paradestück der Familie ist, trefflich zu statten gekommen. Ihre Briefe — um solche handelt es sich — sind höchst ergötzlich.

Das Buch hat bereits zahlreiche Auflagen erlebt, und überall sein Publikum gefunden. Die größte Freude aber machte dem Verfasser gewiß ein Brief des Fürsten Bismarck, der neulich durch die Blätter lief, und in dem der Fürst für die ferneren Schicksale der Familie Buchholz ein warmes Interesse an den Tag legt. Der Fürst ist in diesem Fall außer dem allverehrten „Bismarck" auch noch ein Sachkundiger, denn er soll über eine sehr eingehende Kenntnis Berlins in allen seinen Bevölkerungsschichten verfügen.

Th. H. Pantenius.

Christenfreude in Lied und Bild.*)

(Zu dem Bilde auf Seite 136.)

Einen alten Freund wiederzusehen thut immer wohl. Ein solcher ist das schöne Buch, dessen Titel ich über diese Zeilen gesetzt, in jedem Sinne des Wortes. Fast dreißig Jahre sind es her, daß ich es zum erstenmal in meinem Hause begrüßt und in der Presse empfohlen habe. Die Lieder, die es enthält, haben uns alle von Kindheit an bis ins Alter begleitet; sind es doch die ausgesuchtesten Perlen unseres fast vierhundertjährigen evangelischen Kirchenliederschatzes von Martin Luther bis auf Johannes Falk, dazwischen auch ein tiefer fassendes weltliches Gedicht, wie das anmutige Freundschaftslied von Paul Fleming: „Ein getreues Herze wissen ꝛc." Die Bilder muten uns nicht minder altvertraut an. Meist sind sie aus Ludwig Richters Hand und Herz hervorgegangen — zweiundvierzig unter siebenundfünfzig — und jedes einzelne blickt uns an, wie ein Freund aus der Jugendzeit. Ich sage — uns, denn wie mir so geht es gewiß jedem meiner Leser, der das altbewährte Buch in die Hand nimmt. Wer es früher gekannt und geliebt, wird es übrigens noch um vieles bereichert und verschönert finden. Ohne daß der Preis erhöht worden, sind vierzehn Kernlieder und sechs Bilder (darunter mehrere von Führich) hinzugekommen; auf das Papier und den Einband hat der kunstsinnige Verleger die liebevollste Sorgfalt verwendet. So ist die alte „Christenfreude" ganz geeignet, die Weihnachtsfreude aller Orten aufs neue zu erhöhen.

Robert Koenig.

*) Christenfreude in Lied und Bild. Die schönsten geistlichen Lieder mit Holzschnitten, nach Originalzeichnungen von L. Richter, Julius Schnorr v. Carolsfeld, Joseph Ritter v. Führich, O. Pletsch, A. Sträßhuber und E. Andreae. 9. reich vermehrte Auflage. Leipzig, A. Dürr. Preis elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Briefkasten.

J. H. W. Die, bei Gelegenheit der 400jährigen Gedächtnisfeier der Geburt Luthers, im Herbst 1883 begründete „Deutsche Lutherstiftung" bezweckt: „Die Erziehung von Kindern evangelischer Pfarrer und Lehrer, insbesondere derer, auf dem Lande, zu erleichtern durch Gewährung von Stipendien und den Nachweis von Pensionen und Unterrichtsanstalten, welche dem für die Kinder erwählten Beruf entsprechen." Der Zentralvorstand der Stiftung hat seinen Sitz in Berlin; Vorsitzender: Bürgermeister Geheimer Regierungsrat Duncker. Unterstützungsgesuche sind an den bezüglichen Lokalverein zu richten. Ob ein solcher für Bayern, beziehentlich die bayrische Rheinpfalz bereits organisiert ist, wird am sichersten durch eine Anfrage bei dem Zentralvorstande in Berlin zu erfahren sein. — **P. Z. in T.** Für Ihre Sonntagsschule empfehlen wir Ihnen als die geeignetste liturgische Unterlage des Weihnachtsfestes die von L. Tiesmeyer und P. Zauleck unter dem Titel: „Die Weihnachtsfeier der Kinder" herausgegebenen Weihnachtsandachten mit vollständiger Begleitung sämtlicher vorkommender Lieder (Leipzig und Bielefeld, Velhagen & Klasing, Preis: 1 Mark). Die Lieder sind auch separat zu haben; für jede der sechs Andachten apart. Je 50 Stück eines dieses Blätter kosten 40 Pf. Eine Ergänzung dazu bietet das von denselben Herren herausgegebene „Buch der Weihnachtslieder" (Bremen, C. Ed. Müller, Preis: 1 Mark 50 Pf.), welches hundertdreiundvierzig der schönsten deutschen Weihnachtslieder mit Noten (bearbeitet von Musikdirektor Putsch in Berlin) enthält. — **W. v. d. K. i/B.** Ungeeignet. — **M. W. in M.** Wir machen Sie auf den „Katalog der Kunstgegenstände und Lehrmittel in Gips und Elfenbeinmasse aus der Werkstatt der Gebrüder Weschke in Dresden" aufmerksam. Derselbe enthält, wie schon der Titel sagt, nicht nur Abgüsse von allen möglichen zum Schmuck dienenden Antiken und modernen Kunstgegenständen, (Statuen, Büsten, Säulen, Reliefs ꝛc.), sondern auch ein reichhaltiges Verzeichnis von plastischen Vorlagen für Unterrichtszwecke: von den einfachsten geradlinigen Figuren an bis zu den reichstverzierten Ornamenten, Masken und Köpfe nach Antiken, einzelne Körperteile nach dem Leben abgegossen ꝛc. — In dem ersten Teil dieses Katalogs ist eine reiche Auswahl für Weihnachtsgeschenke enthalten.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1.

all, be, e, e, ei, en, eu, er, ge, her, i, i, in, is, l, ll, n, ne, ne, ne, ne, o, o, o, o, oc, p, pe, r, r, rg, s, st, so, t, ter, un, un, w, w, z.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich 11 Wörter bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein bekanntes deutsches Sprichwort ergeben.

1. Im Schweizerlande ein Kanton bin ich,
2. Kennst du den Wallenstein, so kennst du mich;
3. Mich holst du aus der Erde tiefem Schacht,
4. Im Herbst erfreut dich meiner Farben Pracht;
5. Ich werde in der Bibel oft genannt,
6. Ich bin als großer Komponist bekannt,
7. Und ich als Strom in einem fernen Land;
8. Ich bin ein ruhmgekrönter Admiral,
9. Dir künden meine Zeichen eine Zahl;
10. Als edle Muse ward ich einst verehrt,
11. Ich war als Gott der Römer hochgeehrt.

2. Homonym.

Was zu haben keiner liebt,
Freut doch jeden, wenn er's gibt.

v. D.

3. Dreisilbige Scharade.

Erste Silbe.

Ich bin in diesem Erdenleben
An vielen Widersprüchen reich;
Bin grade, schief, bin hohl und eben,
Verboten oft und frei zugleich.
Oft quäl' ich dich bis zum Ermatten,
Folgst du mir mutig bis zur Höh'.
Doch trostreich führt' in's Reich der Schatten
Ich Orpheus zu Euridice.

Zweite und dritte Silbe.

Aus Erdennot uns zu erheben
Suchst Wahrheit du ohn' Unterlaß,
Bewundert und verfolgt im Leben
Wie Sokrates Pythagoras.
Zu stiller Klarheit durchgedrungen.
Strebst du stets höherm Ziele zu,
Seit du im Sturme dir errungen
Des Hafens ungestörte Ruh.

Das Ganze.

Du streckst uns unbeirrt entgegen
Die hilfbereite, kalte Hand,
Wirst jubelnd stets begrüßt als Segen,
Wenn man dich lange suchend fand.
Und aus des Schmerzes finstern Gründen
Führst du uns leuchtend himmelan,
Zeigst uns, wo Heilung stets zu finden,
Des wahren Friedens sichre Bahn. E. St.

4. Zweisilbige Scharade.

Bereitet hat schon manchen bittern Schmerz
Die erste Silbe und gerührt manch Herz,
Und wiederholt die zweite sie erhält,
Bevor sie schwankt und hin zur Erde fällt.
Vor'm ganzen Worte hält oft mit Verdruß,
Wer seinen Beutel bei ihm ziehen muß. v. D.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 8.

Schachspielaufgabe.

1. Dg7—g6   1. Kd4 oder Ld6—e5:
2. Lh6—g7 oder Dg6—b6 ♯

A.

1. . . . . Le8, Sf4, Sh5—g6:
2. Sb4—c6, Te5—d5, Se1—f3 ♯

1. Citatenrätsel. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" ꝛc.

2. Durch Addition der Quadratzahlen 4 + 16 + 196 ergibt sich als Summe die Kubikzahl 216.

Bilderrätsel: Regierungssupernumerar.

3. Homonym. Knapp.

4. Rechrätsel. Die Buchstaben „u. s. w."   v. W.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Ludwig Richters Landschaftskunst. Von Andreas Oppermann. Mit sechs Bildern von Ludwig Richter. — Der alte Fölsch. (Schluß.) Seehumoreske von Reinhold Werner. — Die Berliner Stadtmission. II. Von Adolf Stöcker. — Vom Weihnachtsbüchermarkt. — Christfreude in Lied und Bild. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Orig. L. Richter. H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Dezember 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 10.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

XII. Erfolglose Beratung.

Die Tage waren kürzer geworden, und an der Seeküste begannen die Herbstwinde stürmisch über das Wasser zu wehen. Sie türmten die Wogen zu Bergen und warfen sie rollend gegen das Ufer; sie verwehten die letzten Rosenblätter und trieben die Fischer, die Kähne weit aufs Land zu ziehen und an dem wirtlichen Herdfeuer die starren Glieder zu erwärmen.

In Miß Danvers' Wohnzimmer herrschte eine behagliche Wärme. Eine beschattete Lampe verbreitete einen kleinen Lichtkreis auf dem Tische, wo Tassen und Theebüchse in gewohnter Ordnung nebeneinander standen und die glänzend geputzte silberne Theekanne ihrer Bestimmung wartete. Der Theekessel summte sein altes, einschmeichelndes Lied von der Traulichkeit des eigenen Daheim, und das Kaminfeuer knisterte und flackerte harmonisch seine Zustimmung.

Nur die Bewohnerin dieses anheimelnden Zimmers schien sich nicht in Übereinstimmung mit der sie umgebenden Harmonie zu befinden. Miß Danvers ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder; ihre Haarwickel standen steifer und höher als je, und selbst die Halskrause hatte etwas an sich, was an die aufgespreizten Federn eines kampflustigen Vogels erinnerte.

„Harry Oldcastle ist ein Narr!“ sprach sie laut, indem sie vor dem Feuer stehen blieb und die Kohlen mit dem Schüreisen auseinander warf. „Mehr oder weniger sind alle Männer Narren! — Wollte Gott, sie ließen uns Frauen allein machen! — Das arme Kind in ein Haus zu bringen, wo es mehr als sicher ist, daß sie ihr armes, thörichtes Herz wegwerfen und entweder gar nicht, oder als ein Vogel mit gebrochenen Flügeln zu uns zurückkehren wird!“ Miß Danvers wußte sehr wohl, daß sie Mr. Oldcastle mit ihren Beschuldigungen schweres Unrecht anthat. Sie hatte durchaus zugestimmt, als er einem seiner deutschen Geschäftsfreunde den Auftrag gab, ein passendes Asyl für Lucy ausfindig zu machen, und war wie er von der Zweckmäßigkeit der Wahl überzeugt gewesen. Da aber das Bedürfnis zu mächtig war, den Zorn ihres Herzens von sich selbst auf eine andere Person zu lenken, so bot sich Mr. Oldcastle als ein längst gewohntes, passendes Objekt für ihren Unmut. Miß Danvers trat an den Tisch und zog heftig die Klingel.

Ein sauberes Mädchen in dem ehrbaren Alter von etlichen dreißig Jahren erschien.

„Es fehlt die Zuckerzange, Bridget!“

„Miß Danvers wollen entschuldigen, aber Sie halten sie in der Hand!“

„Du bist närrisch, Bridget! — Du kannst gehen!“

Miß Danvers legte die Zuckerzange ohne alle Reue aus der Hand und goß den Thee auf. Dann setzte sie sich und begann langsam mit dem Löffel in der leeren Tasse zu rühren. Als sie ihren Irrtum wahrgenommen hatte, schob sie die Tasse zurück, seufzte tief und griff nach dem offenen Briefe neben ihr, dessen Inhalt sie in so große Aufregung versetzt hatte.

Sie suchte von neuem die ihr so anstößige Stelle und las noch einmal: „Wir freuen uns jetzt der längeren Abende, denen freilich die englische Gemütlichkeit insofern abgeht, als sie in Deutschland nicht durch Kaminfeuer erhellt werden. O unser köstliches englisches knisterndes, knackerndes, flackerndes, wärmendes Kaminfeuer! — Die Familie, die für jetzt durch die Trauer von einer größeren Geselligkeit ausgeschlossen ist, ist meist ganz auf sich selbst beschränkt. Wir rücken abends um den Tisch und bringen die Zeit in freundlicher Unterhaltung zu, an der auch ich jetzt fast ohne Anstoß teilnehmen

kann, oder wir lesen unsere englischen oder auch deutsche Klassiker, musizieren auch vielfach. Die noch immer leidende Freifrau ist oft genötigt, sich zurückzuziehen, häufig aber schließt sich der junge Freiherr unserem kleinen Kreise an, dessen anregende Unterhaltung mir immer lieb ist, fast mehr noch als seine schöne musikalische Begabung und reiche Stimme."

Miß Danvers legte das Blatt zusammen, goß den Thee ein und trank eine Tasse voll. Der warme Trank wirkte beruhigend auf ihre Nerven. — Sie warf einen Blick seitwärts auf den Brief und sagte: „Vielleicht bin ich doch übertrieben ängstlich gewesen! Aber wie soll man seinen Verstand behalten, wenn die Bridget, das alberne Geschöpf, noch in ihrem dreiunddreißigsten Jahre aufs Heiraten fällt!"

Sie goß eine zweite Tasse Thee ein und griff nach dem Zeitungsblatt, der Abendpost, die sie beim Thee durchzulesen liebte.

Miß Danvers war keine politische Natur; sie pflegte deshalb ihre Lektüre stets mit dem Annoncenteil zu beginnen. Indem sie das Blatt herumwarf, um von hinten anzufangen, fiel ihr eine in fetter Schrift gedruckte „Anfrage" sofort in die Augen.

„Großer Gott, erbarme dich! — was haben wir hier!" sprach sie wieder laut. Dann schob sie die Tasse zurück, stand auf, zog einen Sessel vor das Feuer, stützte beide Füße gegen das Gitter und die Ellbogen gegen die Kniee, senkte den Kopf in die Hände und starrte unverwandt in das Feuer. Miß Danvers änderte ihre Stellung nicht, bis nach einiger Zeit das Mädchen ängstlich zur Thür hereinschaute.

„Du kannst abräumen, Bridget!" sagte sie dann.

Bridget kannte ihre Herrin zu gut, um sich Fragen über die fast unberührte Mahlzeit zu gestatten. Sie setzte das Geschirr zusammen, entfernte Gläser und Tassen und schickte sich eben an, das blendend weiße Tischtuch abzunehmen, als Miß Danvers den Kopf plötzlich wendete und sagte: „Wir werden morgen nach London reisen, Bridget."

Das Mädchen stand wie gelähmt, aber Miß Danvers fuhr unbeirrt fort: „Bestelle zwei Plätze in der Postkutsche bis Dover, von dort aus fahren wir auf der Bahn."

„Miß Danvers verzeihen, — wir?"

„Wer sonst, albernes Mädchen? — Soll ich mich vielleicht allein abmühen, dir den Hochzeitsstaat einzukaufen, damit dir nachher doch nichts gefiele? — Oder dachtest du, ich würde dich, nachdem du mir zwölf Jahre gedient hast, nackt und bloß ins Elend gehen lassen?"

Bridget hatte zwar andere Ansichten vom Elend des ehelichen Standes als Miß Danvers; dennoch war sie so gerührt, daß sie sich anschickte, die Hand ihrer Herrin zu küssen. Diese entzog sie ihr zu rechter Zeit, senkte den Kopf darauf und sagte: „Geh, thörichtes Mädchen, und vergiß nicht meinen Auftrag auszurichten!"

Dazu war nun gar keine Gefahr, und der nächste Morgen sah Miß Danvers auf dem Sitz eines jener unbehilflichen Fahrzeuge, die das gewöhnliche Beförderungsmittel unserer Eltern und Großeltern waren, jetzt aber nur noch auf entlegenen Stationen zu finden sind und bald zu den Erinnerungen der Vorzeit gehören werden. Ihr gegenüber saß Bridget in einem Hut und Mantel, die Miß Danvers fast veranlaßt hätten, sie zu guterletzt doch noch zurückzulassen.

Die Reise ging ohne allen Unfall von statten, und der Abend fand Miß Danvers in einem Londoner Cab, mit dem erstaunten Mädchen ihrem Hotel zufahrend. Sie bestellte Zimmer und ließ das Mädchen an einem der Fenster, ganz im Anschauen des ungewohnten Straßenverkehrs versunken, stehend zurück, während sie selbst sich sogleich nach Chancery Lane auf den Weg machte.

Sie fand Mr. Oldcastle soeben im Begriff, den Hut aufzusetzen und sein Büreau zu verlassen, um sich in sein einsames Junggesellendaheim zu begeben. Er war nicht wenig überrascht, seine alte Freundin unangemeldet bei sich eintreten zu sehen. Hilflos sah er sich in dem mit Büchern und Skripturen vollgepfropften Zimmer nach einem Sitz um, den er einem Gast anbieten könnte. Miß Danvers aber räumte ohne Umstände die verstaubten Foliobände von einem der Sessel, und nahm so ungeniert Platz, als ob sie sich in ihrer eigenen komfortabeln Wohnung befände.

„Und nun ich einmal hier bin, alter Freund," begann sie nach der ersten Begrüßung, „lassen Sie mich auch gleich sagen, was mich zu einer Reise nach London veranlaßt hat. Sie haben die Annonce im gestrigen Abendblatt gelesen?"

„Wenn Sie die Aufforderung an die etwaigen Erben des Freiherrn von Ellern meinen, so habe ich sie gelesen. Ich begab mich heute früh ins Hotel Maurice, um dem Colonel de la Croix meine Aufwartung zu machen."

„So haben Sie meiner Reise den Zweck genommen! Ich hatte die Absicht, den Herrn aufzusuchen, wollte aber vorher mit Ihnen Rücksprache nehmen."

Mr. Oldcastle lachte rückhaltlos. „Meine Freundin Miß Danvers, wie sie leibt und lebt!" rief er. „Also Sie wollten die Sache in die Hand nehmen? — Da lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie an einen Fuchs geraten wären, den ein erfahrenerer Jäger aus seiner Höhle treiben muß!"

„Was meinen Sie, Mr. Oldcastle?" fragte Miß Danvers ein wenig verletzt.

„Meine liebe Miß Danvers, Sie scheinen in Ihrem liebenswürdigen Vertrauen zu glauben, daß wir's hier mit einem entgegenkommenden Freunde zu thun haben! Ich kann Ihnen im Gegenteil sagen, daß wir uns einem entschlossenen Gegner gegenüber befinden, der jede Position mit der äußersten Zähigkeit verteidigen wird."

„Und doch kann die betreffende Aufforderung keine andere Absicht haben, als die, den Erben, in diesem Falle meinem armen Schützling, gerecht zu werden," sagte Miß Danvers ganz verwirrt.

„Sie hat den Zweck, etwaige Erbberechtigte hervorzulocken, um diesen sodann ihr Erbe auf jede nur mögliche Art streitig zu machen. — Glauben Sie mir, Miß Danvers, wir werden für Miß Lucy nichts weiter erhalten, als was wir durch die Beibringung ganz unwiderleglicher Zeugnisse als ihr absolutes Recht zu beweisen im stande sind, und wir werden uns sehr glücklich schätzen, das zu erhalten."

„Und Sie wissen natürlich nicht, worin dies ‚das' besteht?"

„Ich fand den Herrn für meine Fragen so unzugänglich als möglich. Es gelang mir nur zu erfahren, daß einer seiner nahen Verwandten, ein Freiherr von Ellern, vor vielen Jahren aus dem Hause seines Oheims sich entfernt habe, ohne jemals Nachricht von sich zu geben, daß diesem eine Erbschaft zugefallen sei, und daß die Familie den Tod dieses Angehörigen konstatiert habe. Die gesetzliche Nachweisung sei von dem Konsulat in San Jago ausgestellt, doch scheine derselbe während einiger Jahre in England gelebt zu haben, so daß die Möglichkeit gesetzlicher Nachkommenschaft nicht ausgeschlossen sei. Einer solchen das Erbe auszuliefern, sei die Familie bereit; sie sei aber ebenso fest entschlossen, jede Forderung zurückzuweisen, die nicht auf rechtlich beglaubigten, nach allen Seiten hin begründeten Ansprüchen beruhe."

Miß Danvers schwieg nachdenklich still. Ihre Augen wanderten langsam von Mr. Oldcastles Gesicht zu dem überhäuften Tisch und von da zum Kamin, in welchem noch wenige Kohlenstückchen glimmten, und dann ebenso langsam zu Mr. Oldcastles Gesicht zurück.

„Sie sehen also, meine teure Miß Danvers, daß wir uns auf einen harten Kampf gefaßt machen müssen, dessen Ausgang sehr ungewiß ist, — und was noch dazu kommt, ein Kampf, zu dessen Durchführung bedeutende Mittel notwendig sein könnten."

Miß Danvers seufzte tief. — „Ich bin zu alt, Mr. Oldcastle, um die Phantastereien der Jugend zu teilen, die Geld und Geldeswert gering zu achten pflegt. Und doch — ich würde alles hingeben, was mir geblieben ist, um dem armen beraubten Kinde zu ihrem Rechte zu verhelfen!"

„Ich weiß, Miß Danvers, ich weiß. — Und lassen Sie

mich versichern, daß auch ich zu Opfern gern bereit bin. — Aber," und er fuhr mit der Hand durch sein graues Haar, „es gilt hier einen Kampf, bei dem die Berechnung geboten ist, ob wir es haben, ihn durchzuführen und — ob der Preis dem Opfer entspricht!"

Miß Danvers starrte in tiefem Nachdenken auf die Lehne des ledernen Sessels. „Jedenfalls würde doch Lucy die Herstellung des eigenen Vermögens fordern können aus dem Erbe des Menschen, der sie darum betrogen hat!" sagte sie nach einer Weile.

„Ich fürchte nein, Miß Danvers. Abgesehen davon, daß sich Miß Lucy kaum dazu verstehen dürfte, die Schmach eines ihr so nahen Verstorbenen durch einen Rechtsstreit ans Licht zu ziehen, könnte ich auch meinen Rat zu solchem Schritte nicht einmal geben, da ihre eigene Unterschrift ihre Mitschuld, — nicht moralisch, aber juristisch — feststellt, der Schritt also das gewünschte Resultat nicht haben würde."

Mr. Oldcastle ging ein paarmal durchs Zimmer, so weit es der von allen Seiten voll gepfropfte Raum gestattete, und nahm dann auf einem Sitz von Folianten ihr gegenüber Platz.

„Wir haben es hier nicht mit dem englischen, sondern mit einem deutschen Recht zu thun, welches die Frau von dem Erbe des Mannes ausschließt in dem Falle, daß keine Nachkommenschaft vorhanden ist. Es würde also uns darauf ankommen, das Erbrecht des verstorbenen Kindes zu beweisen, und danach erst das Recht der Mutter darzuthun. — Ich bin glücklicherweise im stande, die Stunde, ja Minute des Todes des Kindes nachzuweisen; — d. h. nachdem es mir gelungen sein wird, den damals anwesenden deutschen Arzt aufzufinden und zum Zeugnis zu veranlassen. — Aber auch das fördert unsern Zweck nur dann, wenn wir auch die Todesstunde des Vaters ermitteln können, der, wie Sie wissen, an dem nämlichen 26. Februar ertrank, und, merken Sie wohl, denn hier liegt der Punkt, auf den es ankommt, — wenn wir zu beweisen im stande sind, daß dieser Todesfall **vor** dem des Kindes eingetreten ist. Nur dann würde Miß Lucy als Erbin ihres Kindes einen Anspruch auf die Erbschaft ihres Gatten haben. Sie mögen jetzt selbst die Schwierigkeiten ermessen, die wir zu überwinden haben!"

Miß Danvers erhob beide Hände zum Himmel, als wolle sie die Rache desselben auf diejenigen niederziehen, die ihrem geliebten Kinde solche Schwierigkeiten zur Erlangung ihres Rechtes in den Weg legten. „Gott erbarme sich aller Armen und Unterdrückten," rief sie mit Pathos, „wenn solche Spitzfindigkeiten an Stelle der Gerechtigkeit stehen!"

Mr. Oldcastle ging über diese Bemerkung klüglich stillschweigend hinweg und fuhr fort: „Es würde also in erster Linie unsere Pflicht sein, alle Schritte zu thun, um über die Todesstunde von Charles Manfred Aufklärung zu erhalten. Ich werde mich vor allen Dingen deshalb an das englische Konsulat in San Jago wenden. Angenommen aber, dasselbe wäre außer stande, uns die betreffende Kenntnis zu verschaffen —"

„Nun, Mr. Oldcaste?"

So würde ich Mrs. Manfred jede gerichtliche Geltendmachung ihrer Rechte widerraten. — Es bliebe dann nur der Vergleich übrig."

„Ein Vergleich!" Miß Danvers sprang auf, wie von einer Feder emporgeschnellt. „Ein Vergleich, Mr. Oldcastle! Da, wo wir klares Recht für uns haben! Ich wundere mich, daß Sie sich nicht schämen, das Wort auszusprechen!"

Mr. Oldcastle zuckte die Achseln. „Der einzige Rat in anbetracht der Verhältnisse."

„Nun, ich hoffe, daß Lucy sich mit Entrüstung von diesem Rat abwenden wird!"

„Möglich, aber nicht vernünftig, Miß Danvers."

Miß Danvers stand auf und ließ ihre Erregung an dem Kohlenrest aus, den sie mit der Schaufel mehrmals her- und hinüberwarf. Dann kehrte sie etwas ruhiger auf ihren Platz zurück und sagte: „Ein zweiter Sorgenpunkt ist, was inzwischen aus Lucy werden soll. Bei der Unsicherheit ihrer Erwartungen wäre es schade, wenn sie ihren Plan und die einmal begonnene Laufbahn aufgeben sollte, und doch — Sie sind jedenfalls ebenso wie ich zu dem Schlusse gelangt, daß sie sich in der Familie ihres Gatten befindet?"

„Ich sehe keine Notwendigkeit, sie aus diesem Grunde zu beunruhigen, oder gar zurückzuberufen. Im Gegenteil scheint mir diese Bekanntschaft von großer Wichtigkeit zu sein. Sollte das Recht uns im Stiche lassen, so könnte der Eindruck der Persönlichkeit von Wert sein, wenn wir genötigt sein sollten, auf einen Vergleich zurückzukommen."

„Sie vergessen, Mr. Oldcastle, daß sie sich unter Personen befindet, deren natürliches Interesse es ist, diesen Vorteil für sich selbst auszubeuten und sie von ihren Freunden und Ratgebern zu trennen!"

„Und Sie vergessen, Miß Danvers, daß diese Personen ihren Namen nicht kennen, folglich keine Ahnung von der Identität ihrer Person mit der etwaigen Erbin haben können!"

„Dennoch ist es zu viel gewagt, das arme Kind in solcher zugespitzten Lage ihrem eigenen Urteil zu überlassen! — Und Sie wollen sie nicht einmal warnen?"

„Das habe ich nicht gesagt! — Indessen möchte ich mich allerdings dahin entscheiden. — Unbefangenheit, Miß Danvers, ist oft der beste Schutz! — Wenn wir Miß Lucy eine Warnung zugehen lassen, wenn wir sie auf ihre Lage aufmerksam machen, ihr aber dessenungeachtet raten, in ihrer jetzigen Stellung zu verbleiben, so rauben wir ihr diese Unbefangenheit und versetzen sie in eine mißliche Situation. Ja, Miß Danvers", sagte Mr. Oldcastle indem er sich erhob, noch einmal mit Entschiedenheit, „ich rate, Miß Lucy in Kenntnis zu setzen, daß Nachforschungen erhoben worden sind, und sie unseres Eifers in der Verfolgung ihrer Angelegenheiten zu versichern, — im übrigen aber sie nicht zu beunruhigen."

„Und wenn" — Miß Danvers stockte — „wenn das thörichte, weichherzige Ding mittlerweile — es ist ein junger Freiherr von Ellern ihr Hausgenosse, und möglicherweise ihr Rival in bezug auf die Erbschaft!"

„Nun, Miß Danvers, — einem solchen Vergleich würde ich jedenfalls meine Zustimmung erteilen," antwortete Mr. Oldcastle lächelnd.

Miß Danvers zuckte verächtlich die Achseln, — sie fügte aber doch gleich darauf hinzu: „Nun, Mr. Oldcastle, ich hoffe, Sie werden zum Dank dafür, daß ich Ihrer Höhle die Ehre meines Besuches erwiesen habe, mich in mein Hotel begleiten, und sich von Bridget eine Tasse Thee servieren lassen, besser als Ihr Junggesellengetränk, wie ich Ihnen versprechen kann!"

„Mit dem größten Vergnügen, was den zweiten Teil Ihrer Einladung anbetrifft. In Beziehung auf den ersten werden Sie mir erlauben müssen, nein zu sagen."

Mr. Oldcastle wies auf seinen staubigen Überrock. „Sie werden die Notwendigkeit zugeben, erst angemessene Toilette zu machen, ehe ich mich in Ihrem Salon präsentiere!"

„Gut, gut! aber kommen Sie nicht zu spät. — Nebenbei was haben Sie dazu gesagt, daß selbst meine gute, ehrbare Bridget auf ihre alten Tage vom Heiratsfieber ergriffen wird?"

„Der Lauf der Welt, Miß Danvers! Wir werden bald als die letzten Einsamen zurückbleiben, deren Haus nichts Besseres als sie selbst enthält!"

Miß Danvers war im Begriff zu antworten: „Sie sind ein Narr, Mr. Oldcastle, ein Narr wie alle Männer!" — Aber sie hielt inne, als sie, sich umwendend, in ein halb lächelndes, halb melancholisches Gesicht sah. Sie ließ sich von Mr. Oldcastle an ihren Wagen führen und entließ ihn mit der wiederholten Ermahnung, sich nicht zu verspäten. — Mr. Oldcastle kehrte in sein Zimmer zurück, um die Läden selbst zu schließen, da der Clerk das Büreau bereits verlassen hatte. Er sah sich mit einem sonderbaren Gefühl darin um; es kam ihm heute so ganz besonders dunkel, öde und einsam vor. Die staubigen Folianten hatten wunderbar mürrische Gesichter, die schön geschriebenen Manuskripte sahen trocken und hartherzig aus, die Tintenflecken, die überall auf Tisch und Fußboden zu sehen waren, machten sich ungewöhnlich breit, und die bis unter die

Decke vollgestopften Aktenregale knarrten mißgünstig bei seinen Fußtritten wieder. Er konnte sich nicht enthalten, einen Seufzer auszustoßen, der von der anderen Seite des Zimmers widerzuhallen schien. „Sie sind ein Narr, Mr. Oldcastle“, würde Miß Danvers gesagt haben. Aber er wußte es besser. Er fühlte, daß es keine Narrheit ist, dieses tiefe Sehnen des Menschenherzens nach einem freudigen Widerhall aus einer gleichgestimmten Brust. Er fühlte, daß es nicht gut ist, „daß der Mensch allein sei.“

XIII. Entdeckungen.

Der Winter war ins Land gekommen; ein Winter, wie ihn Lucy noch nicht erlebt hatte. Sie war als Londoner Kind daran gewöhnt, sich unter demselben eine tägliche Wiederholung von dickem Nebel, unergründlichem Schmutz und steter Dämmerung vorzustellen. Das frische Leben eines guten, deutschen Winters mit seinem klaren Frost, seinen im Schmuck des Reifes prangenden Bäumen und Gebüschen, seinen glitzernden Schneeflächen, seinen Schlittenfahrten und Eispartieen war ihr ein unbekanntes Ding gewesen und hatte einen neuen, ungeahnten Reiz für sie. Während daher Mr. Oldcastle in London seine Feder in ihrem Dienste abmühte, um bei allen erdenklichen Behörden und in allen Hafenstädten des In- und Auslandes Erkundigungen einzuziehen, die doch niemals ein nennenswertes Resultat lieferten, und Miß Danvers am Kaminfeuer saß, an Bridgets Ausstattung arbeitete und dabei in ihren Gedanken ihres fernen Schützlings Aussichten auf eine glänzende Zukunft immer von neuem erwog, beteiligte sich Lucy mit neu erwachter Lebenslust an den Winterfreuden ihrer jugendlichen Genossen.

Ulrich war nicht wieder auf die Akademie zurückgekehrt. Abgesehen davon, daß ihm für den Fall, daß er der Erbschaft verlustig ging, das Studium der Landwirtschaft keinerlei Vorteile bot, bewog ihn dazu der Wunsch seiner Mutter, die sich in ihrer ungewissen Lage der Stütze des Sohnes bedürftig fühlte. Er suchte das beiseite gelegte Studium wieder hervor und arbeitete mit Ernst und Eifer, um im Falle der Notwendigkeit die juristische Karriere wieder aufnehmen zu können. Dennoch fehlte es ihm nie an Zeit, die jungen Mädchen im Schlitten über die glatten Schneeflächen dahinzuführen, oder mit ihnen den Waldsee aufzusuchen, dessen vor dem Winde geschützte Lage und daher außerordentlich glatte Eisfläche ihn vorzüglich geeignet fürs Schlittschuhlaufen machten. Ulrich und Else hatten Lucy vermocht, sich von ihnen in dieser Kunst unterrichten zu lassen, und ihre ungeschickten Versuche gaben immer neuen Anlaß zur Fröhlichkeit, die Notwendigkeit der Unterstützung der ungeübten Läuferin immer neuen Anlaß zur Annäherung der jungen Leute unter einander. Lucy war sich nicht bewußt, wie sehr eben dieser Umstand zu dem neuen Gefühl von Mut und Frische beitrug, das ihre Wangen täglich höher färbte und ihren Augen einen ungewohnten Schimmer von Glück und Lebenslust verlieh.

Ulrich hatte sich in den ersten Wochen nach den erschütternden Vorgängen des Herbstes mit allem Ernst dem Reiz zu entziehen versucht, den Lucy auf ihn auszuüben begann. Er fühlte, es mußte so sein. — Was hatte er in seiner völlig ungewissen Stellung für ein Recht, das schöne Mädchen zu lieben? Oder nach ihrer Liebe zu streben? — Er war möglicherweise ein vermögensloser Mann, der sich mit Mühe in einen Beruf hineinzuarbeiten strebte, der ihm im besten Falle erst nach Jahren Aussicht auf eine Stellung bot, — er hatte überdies die Sorge für Mutter und Schwestern zu übernehmen, deren geringe Mittel ihn erst in den Stand setzen mußten, sich diese Stellung zu erringen. Wie durfte er seine Hand nach einer lieblichen Blume ausstrecken, um sie verblühen zu sehen, ehe er ihr den Schutz bieten konnte, dessen sie bedurfte! — So zog er sich aus dem häuslichen Kreise zurück und warf sich mit doppeltem Eifer auf sein Studium, in der Hoffnung, die Ruhe und das Gleichgewicht bei der Arbeit wiederzufinden, welche durch die Gemütsbewegungen der vorhergegangenen Tage tief erschüttert waren. Aber Tag auf Tag verging; die gefürchtete Kunde von der Entdeckung eines rechtmäßigen Erben traf nicht ein, und Herr von der Marwitz hatte bei seinen häufigen Besuchen nichts weiter mitzuteilen, als daß Mr. Oldcastle von Zeit zu Zeit schreibe, aber noch keine bestimmten Beweise für das Dasein eines solchen in Aussicht gestellt habe. — Da war es nur natürlich, daß bei Ulrich und seinen jungen Schwestern neue Hoffnung die Stelle der Sorge einnahm, und daß in ihren Augen die Gefahr mehr und mehr die Gestalt eines schweren, aber vorübergegangenen Übels annahm. Bald war es nur noch die Freifrau, die bei jeder ungewöhnlichen Bewegung im Hause zusammenfuhr und jeden Brief von unbekannter Hand mit bebenden Fingern erbrach. Ulrich hielt sich nicht mehr so strenge zurück; er suchte in seinen Erholungsstunden die Gesellschaft der Schwestern, ohne sich Rechenschaft zu geben, wie sehr eine andere Gegenwart ihm dieselbe reizvoll machte; er nahm an allen Spaziergängen

Eine Augenblicksphotographie von O. Anschütz in Lissa, im Verlage von Paul Heßling in Leipzig.

Zur Reserve entlassen. Gezeichnet von Georg Koch.

teil und fand sich zu den allabendlichen Vorlesungen am Familientische ein, unter dem Vorwande, daß die Erlernung der englischen Sprache seinen übrigen Studien zu gute kommen müsse.

Viele Gründe kamen zusammen, die Familie in diesem Winter von dem Verkehr mit der Außenwelt abzuschließen. Die Rücksicht auf die Trauer, sowie auf die noch immer geschwächte Gesundheit der Freifrau erklärte ihre Zurückgezogenheit der Welt gegenüber hinlänglich, und keines der Familienglieder hatte den Wunsch, die gewohnte Stellung in der Gesellschaft wieder einzunehmen, ehe ihre Lage eine völlig gesicherte war. Keines vermißte eine größere Geselligkeit, und die Abgeschlossenheit nach außen erleichterte wesentlich die wachsende Vertraulichkeit der jungen Leute.

Margarete war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die Frage, welche ihre Mutter in jener verhängnisvollen Nacht an sie gestellt, hatte ihr über ihr eigenes Herz Aufschluß gegeben und ihr zugleich enthüllt, welche Gefahr sich über ihrem Glück zusammenzog. Eine neue Welt entfaltete sich in ihrem tiefen Gemüt. Sie wußte, daß sie liebte, und hütete diese ihre Liebe in ihrem Innern wie einen heiligen Schatz. Sie rang nach Stille und Festigkeit, und wenn sie sich auch dem Kreise der Ihren nicht entzog, so fühlte sie doch, daß ihr Herz an anderer Stätte seine Lebenswurzeln hatte.

Und Lucy? — Sie war zu glücklich, um zu fragen, woher ihr Glück stamme. Für sie, die sich niemals in einem Familienkreise bewegt hatte, in welchem ihr liebevolles und liebebedürftiges Herz hätte Wurzeln schlagen können, die alle Bitterkeit des Lebens durchgekostet hatte, ohne daß ihr Gemüt sich jemals seiner Freude hätte erschließen können, für sie bot das Leben unter diesen trefflichen Menschen, die sie mit entgegenkommender Herzlichkeit in ihren Kreis aufgenommen und ihr nach jeder Richtung hin freie Bewegung gestatteten, eine Fülle von Glück, viel zu groß, als daß sie sich der Gefahr, in welcher sie sich befand, hätte bewußt werden können. Wenn ihr mitunter einmal die Ahnung kam, daß es so nicht bleiben könne, daß ihr Lebensweg sie von diesen geliebten Menschen trenne, daß sie ihr Herz werde losreißen müssen, wo es sich mit allen Fasern der innigsten Liebe festklammerte, — so schob sie den Gedanken zurück. Sie wollte, sie mußte einmal glücklich sein, wenn es auch nur auf kurze Zeit sein konnte. Sie wollte dieses Glück genießen, voll auskosten und Kraft daraus schöpfen für die Zeiten der Einsamkeit, die ihr, wie sie wußte, wiederkehren müßten. Ihr Herz, das bisher geschlafen hatte, war zum erstenmale zum vollen Leben erwacht; sie wollte leben, ehe der Winterschlaf sich wieder erstarrend auf die neu erwachten Keime legte.

Lucy hatte zu verschiedenen Malen von Mr. Oldcastle gehört; aber es war wenig, was er schrieb. Er teilte ihr mit, daß Nachforschungen im Gange seien nach den Erben ihres verstorbenen Gatten, und daß alle seine Bemühungen darauf gerichtet seien, ihre etwaigen Ansprüche zu sichern. — Was aber waren für Lucy Geld und Gut in ihrer jetzigen Stimmung? Die Vergangenheit war ihr so ferne gerückt durch die beglückende Gegenwart; mochte sie später wieder in ihre Rechte treten, nur jetzt, nur dieses eine Jahr wollte sie vergessen und glücklich sein!

So war Weihnachten herangekommen und hatte die Freifrau zum erstenmale wieder aus ihrer Zurückgezogenheit herausgeführt. Es gehörte zu den Pflichten, die sie sich auferlegt hatte, dasselbe zu einem reichen Feste für alle ihre Untergebenen zu machen. Eine Bescherung folgte auf die andere; die Dienstboten, die Arbeiterfamilien, die Schulen, das Stift, die Armen, alle hatten ihre besonderen Festtage, und eine fröhliche Geschäftigkeit führte die jungen Leute immer wieder zusammen in dem gemeinschaftlichen Bestreben, jedes neue Fest neu zu schmücken. Zum erstenmale bemerkte die Freifrau, welch eine Vertraulichkeit zwischen ihnen herrschte, bis zu welchem Grade der Annäherung ihre häufige Abwesenheit die Gelegenheit geboten hatte, und sie erkannte mit Schrecken die volle Gefahr für ihren Sohn. — Mochte sein Schicksal sich günstig oder ungünstig gestalten, niemals konnte ja diese liebenswürdige, aber arme Fremde ohne Stand und Namen eine passende Lebensgefährtin für ihn sein! — Sie kannte ihren Sohn genau; sie wußte, daß bei aller kindlichen Zuvorkommenheit und Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche doch eine Festigkeit die Grundlage seines Charakters bildete, die ihrer Macht Schranken setzte. Sie gedachte an die Szene mit Margarete, an den ruhigen Widerstand, den dieses Kind ihrer Ermahnung entgegengesetzt hatte, und fühlte, daß ihr bei Ulrich dasselbe in Aussicht stand, wenn sie nicht zu rechter Zeit Maßregeln ergriff, nicht warnte, ehe sein Herz dauernd gefesselt war, oder seine Ehre sich durch Rücksicht auf Lucy gebunden fühlte. Sie fürchtete nicht, daß es zu spät sei; — so blind konnte er selbst nicht gegen sich gewesen sein! — aber er spielte mit der Gefahr, ohne sich derselben bewußt zu sein; es war die höchste Zeit, ihn zu warnen! — So schwer es ihr auch wurde, in ihrer jetzigen Lage ihres Sohnes Beistand und seine liebevolle Teilnahme zu entbehren, so war sie doch fest entschlossen, auf seiner Entfernung zu bestehen. (Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Stadtmission.

Von Adolf Stöcker.

(Fortsetzung.)

Wer es nicht aus eigener Erfahrung weiß, macht sich keine Vorstellung davon, wie sehr damals den Menschen der Glaube entschwunden war; für viele waren Gott, Seele, Jenseits die wesenlosesten, unwirklichsten Schattenbegriffe. Man könnte einen Katechismus des Unglaubens jener Jahre zusammenstellen; so gleichlautend waren die Äußerungen desselben, die immer aus denselben armseligen Blättern und Büchern geschöpft waren. Einen Gott gebe es nicht, sonst könnte nicht so viel Ungerechtigkeit auf Erden sein; Christus sei ein guter Mann, zu gut, denn er habe immer an die anderen gedacht und jeder sei doch sich selbst der Nächste; die Kirche werde in kurzer Zeit nicht mehr existieren, sie habe sich überlebt; das Jenseits sei ein Unsinn, wer sterbe, der vergehe wie ein Tier; die Bibel sei ein Märchenbuch: so oder ähnlich lauteten die Sätze, welche die Stadtmissionare bei ihren Disputationen anzuhören und zu widerlegen hatten. Je frecher sie gesprochen wurden, desto nötiger war die Ruhe bei ihrer Widerlegung. War ein erster Besuch nicht erfolgreich, vielleicht schloß ein zweiter, ein dritter die Herzen auf; fand das Licht Gottes in gesunden Tagen keine offenen Augen, so geschah es wohl, daß Krankheit oder Not die Seele anders stimmte. Die Macht des Wortes Gottes und die Gewalt der seelensuchenden Liebe kam den Gliedern der Kirche doch wieder einmal zum Bewußtsein. Seitdem ist nun in anhaltender Arbeit die Physiognomie des geistlichen Berlin wesentlich verändert. Der hier aufgenommene Kampf gegen alle widerchristlichen Mächte hat das Volk ernüchtert und belehrt, und die Feinde stiller und vorsichtiger gemacht. Die unermüdliche Thätigkeit der Stadtmission ist tief in das Volksleben hineingedrungen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß sie in unserer Hauptstadt populär geworden ist.

Es liegt in dem Fortgang solcher Arbeit, daß sie immer weitere Kreise zieht und immer mehr Personen berührt. Jeder Stadtmissionar hat täglich zehn bis zwölf Besuche zu machen, worüber er zur Kontrolle ein Tagebuch führt. In den letzten Jahren sind durchschnittlich 60000 Besuche gemacht. Diese Bemühungen wären zum Teil unnütz, wenn sie nicht fortgesetzt und gepflegt würden; das Bedürfnis dazu führt ganz von selbst zu Organisationen der Thätigkeit. Die Gewonnenen müssen gesammelt und in Vereinen gepflegt werden. Eine ganze Anzahl von Männer- und Jünglings-, von Frauen- und Jungfrauenvereinen ist die bleibende Ernte der Stadtmission. Da ist in einer Vorstadtgemeinde ein Vereinssaal. An jedem Sonntag Morgen um elf Uhr, wenn der Gemeindegottesdienst beendigt ist, wird Kindergottesdienst gehalten. Es kommen je nach dem Wetter und der Jahreszeit bis 150 Kinder. Am Schluß empfängt jedes Kind einen Traktat, daß auch Vater und Mutter zu Hause etwas haben, wenn sie nicht in der Kirche gewesen sind. Dann kniet der Stadtmissionar

mit all den Helfern und Helferinnen nieder und betet, daß Gott der Herr die Kinder behüte und das gesprochene Wort segne. Von sechs bis acht Uhr am Sonntag Abend ist Jünglingsverein und Gesangstunde; da übt man schöne geistliche Lieder. Wenn dann um acht Uhr die Bibelstunde beginnt, zu welcher manchmal 150—160 Personen sich versammeln, dann singen die Jünglinge ihre Lieder, die sie vorher geübt haben. Einer von den jungen Männern hat unter dem Antrieb Gottes einen Jünglingsverein begründet, der recht frisch und fröhlich erblüht ist. Das ist die Arbeit am Sonntag. Am Freitag fünf bis sieben ist Flick- und Nähschule für Mädchen, am Donnerstag acht bis neun eine Bibel- und Gebetsstunde für Erwachsene. Es sind meist arme Leute, die dahin kommen; aber der Saal kostet der Stadtmission keinen Pfennig. In der Büchse, die dort aufgestellt ist, hat man im Laufe eines Jahres 90 Mark gefunden; gute Freunde in der Gemeinde haben 252 Mark gesammelt; so ist noch ein Überschuß geblieben. Daneben hat man den Gedanken gefaßt, in der Gemeinde ein Kapellchen zu bauen; 28 Mark 40 Pfg.: das ist der zum Baufond vorhandene Posten.

Vielleicht macht man den Einwurf, — und wir haben ihn auch in Berlin zuweilen gehört, — daß es doch bedenklich sei, den theologisch nicht gebildeten Stadtmissionar Bibelstunden halten zu lassen. An sich ist das gewiß zu erwägen; aber es haben nur die, welche tüchtig sind, dazu die Erlaubnis. Und wenn Theologen ohne Glauben auf der Kanzel stehen dürfen, erscheint es uns als minder zweifelhaft, daß Gläubige, ohne Theologen zu sein, im kleinen Kreise Bibelstunden halten. Die Entstehung solcher Zusammenkünfte ist so natürlich wie möglich. Ein Stadtmissionar findet bei seinen Besuchen in einem Hause eine Familie, die für Gottes Wort zugänglich ist. Er fragt, ob er wohl einmal am Abend in der Woche kommen könne, um mit ihr in der Bibel zu lesen. Meist wird der Vorschlag mit Freuden angenommen; und wenn der Stadtmissionar kommt, ist es oft nicht bloß diese eine Familie, die sich versammelt, sondern eine ganze Schar. Sehr bald füllen sich Stube, Kammer und Küche; die Räume reichen nicht aus, und ein kleiner Saal muß gemietet werden. In einer Gemeinde geschah es, daß beinahe ein Jahr hindurch an einem Kranken- und Sterbebett im Dachstübchen eines Arbeiterhauses zweimal wöchentlich unter reger Beteiligung der Hausbewohner Bibelstunden stattfanden und Segensströme von da auf das ganze Haus herniederrauschten. So sind viele kleine Säle in den Vorstädten Berlins für Bibelstunden gemietet; drei große Räume haben den Charakter von Kapellen; eine wirkliche Kapelle ist kürzlich vollendet und eingeweiht, sie wird Immanuelskapelle heißen auf den Wunsch der Wohlthäterin, die sie aus ihren Mitteln allein gebaut hat. So hilft die Stadtmission auch in ihrer Weise, daß der Kirchennot von Berlin entgegengearbeitet werde. — Das neue Stadtmissionshaus ist für alle Arbeiter und Freunde der Stadtmission das Hauptquartier. Ein Vereinshaus mit zwei Sälen, drei Zimmern, ein großer Versammlungssaal, der anderthalbtausend Menschen faßt, ein schattiger Garten, der bei Volksfesten Raum für fünftausend bietet, hängen miteinander zusammen. Für den billigen Preis von 225 000 Mark ist das Etablissement, ein früheres Theater, erworben; zum Bau des Vereinshauses sind 50 000 Mark aus allen Provinzen Preußens, allen Staaten Deutschlands, allen Erdteilen der Welt zusammengekommen. Im Vertrauen auf Gottes Hilfe hat man den Kauf gewagt; noch ist von dem Kaufpreis nichts abgezahlt, aber die Hypothek des Reiches Gottes ist gut und wird seiner Zeit schon ihre Tilgung finden. — Kürzlich bei der internationalen Jünglingskonferenz hat das Stadtmissionshaus seine Probe bestehen müssen und hat sie nach dem Urteil der Teilnehmer bestanden. So herrscht an vielen Punkten ein reges und energisches Leben, das an der Volksseele von Berlin wirksam ist.

III.

Die sonntägliche Predigtverteilung.

Am ersten Adventssonntag des Jahres 1881 verteilten einige Freunde und Freundinnen des Reiches Gottes in den Straßen Berlins sechshundert Predigten; heute läßt die Buchhandlung der Stadtmission zu jedem Sonntag vierzigtausend Predigten drucken, die von der Expedition des Stadtmissionshauses versandt werden und zu zehntausend in Berlin, sowie an vielen Orten Deutschlands auch des Auslandes, ja in fremden Erdteilen allermeist umsonst zur Verwendung kommen. Sie werden von den Verteilern gern gekauft, gern verschenkt und von den Sonntagslesern gern genommen, gern gelesen: ein leuchtender, begeisternder Beweis, daß es mit der Empfänglichkeit für das Wort Gottes wieder vorwärts geht. Wie ist dies Werk geworden und gewachsen?

Am Sonnabend vor jenem erwähnten Sonntag waren in dem Konfirmandenzimmer des Dompfarrhauses in der Hinderſinstraße zu Berlin einige zwanzig ernste Christen versammelt. Ein Aufruf hatte sie in der Abendstunde zur ersten Besprechung dieser Arbeit zusammengeführt. Es war ein Kreis, wie er sein mußte, aus allen Ständen und Berufsarten zusammengesetzt. Neben dem hohen Beamten saß ein Arbeiter, neben der adligen Dame eine Dienstmagd; Studenten, Gymnasiasten, Bürgerfrauen und junge Mädchen bildeten das bunte Bild der Versammlung. Auf der Tagesordnung stand die Frage: soll eine Predigtverteilung auf den Straßen am Sonntag in Gottes Namen begonnen werden? Die Anwesenden fühlten die ganze Schwere und Verantwortlichkeit der Aufgabe und sagten: Ja! In Demut und doch mutig gingen sie fort; der Segen Gottes wurde über das Werk angerufen. Notwendig war es gewiß. Tausende, ja Zehntausende in der Millionenstadt haben fast keinen Sonntag: Droschkenkutscher, Kellner, Portiers und Kindermädchen, Verkäufer und Verkäuferinnen; Zehntausende haben nur aller drei, vier, zehn, fünfzehn Wochen einen Sonntag: Schutz- und Feuerwehrleute, Straßenkehrer und Schauspieler, Pferdebahnbeamte, Post- und Telegraphenbeamte und Omnibuskutscher. Hunderttausende können nicht regelmäßig zum Gottesdienste kommen, Hunderttausende haben es verlernt und wollen nicht. Soll man sie deshalb gehen lassen? Viele darunter fühlen ihre leibliche und geistliche Not von ganzem Herzen. Ein Pferdebahnkondukteur wollte Sonntags sein Kind taufen lassen, erhielt aber keinen Urlaub und mußte die Taufe in die Woche verlegen, wo er die erbetenen Paten nicht haben konnte; er empfand diesen Druck tief in seinem Gemüte. — Ein anderer brauste bei einer ähnlichen Gelegenheit laut auf; seine Freunde trösteten ihn damit, daß sie nachts, wenn er vom Dienst nach Hause komme, noch ein Stündchen mit ihm verleben wollten; er kam lange nach Mitternacht, die Taufpaten waren gekommen und feierten nun mit ihm. — Ein kleiner Beamter, der nie einen Sonntag hatte, meinte, wenn er nicht die Liebe zum Kaiser im Herzen trüge, er ginge verloren; ein Aufschrei des beleidigten Menschenrechtes aus dem Zustand der Sklaverei! Solche Zustände muß man natürlich reformieren; aber das kostet Zeit. Was soll man thun, bis sie geändert sind? Können die Leute nicht in die Kirche kommen, so muß die Kirche zu den Leuten kommen. Aus diesem Gedanken ist die Hilfe entsprungen.

Die Predigten, welche man den Sonntagslesern in die Hand gibt, sollen versuchen, den Gottesdienst einigermaßen zu ersetzen, wenigstens die Leser im Geist in das Gotteshaus zu versetzen. Ein Eingangsspruch, ein Lied mit unverfälschtem Text und der Melodie davor, das Bibelwort, über welches gepredigt wird, die kurze Predigt, Gebet und Segensspruch: ist die Einrichtung des Ganzen. Der halbe Bogen von acht Quartseiten wird für einen Pfennig verkauft, ob man eine Predigt oder tausend bestellt. Auf den Preis wurde von vornherein ein gewisser Wert gelegt. Ein Pfennig berechnet sich leicht, und der sonstige Brauch, größere Mengen billiger abzugeben, als das einzelne Exemplar, ist eigentlich nicht volkstümlich; gerade wer so arm ist, daß er nur eine Predigt oder wenige kaufen kann, muß besonders berücksichtigt werden. Findet dies allgemeine Zustimmung, so sind wegen der inneren Einrichtung manche Bedenken laut geworden. Man solle — so hieß es — die Lieder oder die Sprüche am Eingang und am Schluß weglassen, um Raum für die Predigt zu gewinnen.

Aber die Absicht ist ja gerade, einen dem Gottesdienst ähnlichen Gang einzuhalten, damit, wenn die Predigt während des Läutens der Sonntagsglocken auf den Straßen ausgeteilt wird, der Empfänger etwas von dem Geiste der Kirche fühlt. Auch ist wiederum hier und da gerade diese Art und Weise praktisch erfunden. Und manche Äußerungen beweisen, daß sie einem lebendig gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. „Da ist das schöne Lied wieder" — sagte ein Arbeitsmann, — „das wir zu Weihnacht gesungen haben, als ich noch ein Kind war." — „Wie habe ich mich gefreut — meinte ein anderer — das Lied zu lesen: Ich habe nun den Grund gefunden; es war das Lieblingslied meiner Mutter." — Ein deutscher Matrose in Hull, der diese Predigten empfing, sagte, er lese dieselben an den Sonntagen auf seinem Schiffe; die Lieder seien ihm besonders lieb, da denke er, er sei in der Kirche. — Deutsche Katholiken in Ungarn, welche die Predigten mit Begier lesen, finden gerade an den Bibelsprüchen und den „schönen" Kirchenliedern ihren Gefallen. Es ist kein Zweifel, daß diese Einrichtung sich bewährt hat. (Schluß folgt.)

Von den Wachtfeuern des Mahdi.

IV.*)

So interessant mir die Begegnung mit dem General Gordon war, so sehr erregte sie in mir auch Besorgnisse wegen meiner eigenen Reise. Ich sah, daß die Engländer Ernst mit der Verteidigung des Sudan machten, indem sie gleichsam ihren besten Trumpf ausspielten. Schickten sie den berühmten Gordon auf einen so gefährdeten Posten, wie Kartum, so wollten sie offenbar den großen Napoleon nachahmen, der auf der Brücke von Arcole die Trikolore mit kühnem Schwunge mitten in die österreichischen Grenadiere warf, nicht in der Absicht, seine Fahne zu verlieren, sondern mit dem Zwecke, seine Soldaten zu äußerster Kraftanstrengung bei Wiedererlangung derselben anzuspornen. Es mußte nun dort in der Rüsselecke der Nilarme ein wildes Streiten geben, wenn der heißblütige schwarze Mann voll Ingrimms sich auf das letzte große Bollwerk der ägyptischen Herrschaft warf, und der geistig überlegene weiße Mann seine Muskeln anspannte, um sich auf Tod und Leben zu verteidigen. Aber sicherlich war, soweit es sich um meine Reise mit der schönen Fatme handelte, der eilige Marsch des englischen Generals nicht von Vorteil. Sicherlich hatten die Insurgenten von der Ankunft Gordons erfahren, und ich konnte nicht daran zweifeln, daß sie den lebhaften Wunsch hegten, ihn auf dem Wege abzufangen. War er ihnen zuvorgekommen und erreichte er, wie ich wohl annehmen konnte, Kartum, so lief ich selber Gefahr, mit meiner Karawane den Abteilungen entgegen zu gehen, die zu Gordons Fange unterwegs waren. Mein Weg hatte eine fatale Wichtigkeit dadurch bekommen, daß Gordon ihn in entgegengesetzter Richtung durchmaß.

Ich überlegte, ob es nicht möglich sei, auszubiegen und auf einem Umwege vorwärts zu kommen. Im Nordosten zog sich der violett schimmernde Kamm eines langgestreckten Gebirges am Horizonte hin, und ich dachte, daß es möglich sein würde, durch jenes Gebirge hin, das vom Wege abwärts lag, weiter zu reisen. Aber diesen Gedanken gab ich bald wieder auf, denn sich in dieser Wüste von der Karawanenstraße entfernen, hieß wohl dem sicheren Untergange durch Durst entgegen ziehen. Wir blieben also in der von Anfang an verfolgten Richtung, aber nur zu bald sollte ich erfahren, daß meine Besorgnisse sehr gegründet waren.

Etwa zwei Stunden waren verflossen, seitdem Gordon an uns vorbeigezogen war. Meine Kamele schritten mit der ihnen eigenen Langmut durch den Sand dahin, und die Weiber saßen, in ihre weißen Gewänder gehüllt, mit der Ergebung, die den Moslim zukommt, in den hohen Sätteln. Ich war bald hinter dem Zuge, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und um vorwärts zu treiben, bald an der Spitze desselben, um mich zu überzeugen, daß der Weg noch sicher sei. Ringsum dehnte sich eine Unendlichkeit aus, unten von gelbem glühenden Sande, oben von kristallener Bläue; nur die violetten Berge im Nordosten zu unserer rechten Hand brachten eine Art von Abwechselung in die Einheitlichkeit des Bildes. Da drehte sich, während ich gerade neben dem vordersten Kamele ritt, der Führer desselben halb zur Seite und wies mit seinem braunen, sehnigen Arme in die Ferne. Ich strengte meine Augen an, um zu entdecken, was er meine, aber obwohl ich den Vorteil eines guten Krimstechers hatte und zu Pferde höher war als der zu Fuße reisende Bischari, so konnte ich doch nichts finden. Der Bischari aber stieß einen Schrei aus, der alsbald von allen den anderen Mantelaffen wiederholt wurde, und nun kam eine grenzenlose Verwirrung in unseren Zug. Die Kamele blieben stehen, indem sie sofort zu begreifen schienen, daß da irgend etwas nicht in Ordnung sei, und ihre Führer besprachen sich untereinander in der eigentümlichen Manier dieser Sudanesen, die sich zu der Sprechweise der Nordländer verhält wie kochendes zu kaltem Wasser. Ihre Wörter und Redensarten überstürzten sich, ihre Stimmen kreischten und gellten, ihre Arme flogen umher wie Windmühlenflügel bei einem frischen Winde. Dabei drängten sich meine ägyptischen Reiter zusammen wie eine kleine Herde Schafe, und ich bin überzeugt, daß sie sofort Kehrt gemacht und Reißaus genommen haben würden, wenn ich nicht, den Revolver in der Hand, in ihrer unmittelbaren Nähe gewesen wäre und sie mit bedeutungsvollem Blicke angesehen hätte. Infolge dieser allgemeinen Unruhe wurden auch die Weiber auf den hohen Sätteln lebhaft, sie lüfteten ihre Schleier, um besser umherschauen zu können, und begannen eine Unterhaltung, die den Diskant in dem allgemeinen Schreckenskonzert abgab. Nur allein die schöne Fatme blieb ruhig, wie ich mit Anerkennung ihrer überlegenen Eigenschaften bemerkte. Sie hatte ebenfalls ihren Schleier etwas gelüftet, aber kreischte nicht gleich den anderen, sondern sah mich mit ihren großen schwarzen Augen an, als ob sie sagen wollte, sie verlasse sich auf mich, und so lange ich den Mut nicht verlöre, wolle sie sich zu dem Jammergeheul der übrigen Gesellschaft nicht herablassen. Dieser Blick war mir wahrhaftig ein kleiner Trost in der Not und schien mir ein Sporn zu sein, meine Pflicht womöglich doppelt zu thun.

Vorläufig konnte ich freilich nur erst ahnen, um was es sich handle, denn ich hatte den mutmaßlichen Feind, den die scharfen Augen der Wüstenkinder entdeckt haben mußten, selber nicht gesehen. Freilich sollte er auch mir sehr bald zu Gesichte kommen. Während ich meinen Leuten noch zuredete und dabei meine eigene Beredsamkeit mit der sprechenden Revolvermündung unterstützte, sah ich eine kleine Staubwolke in der Ferne auftauchen und nicht lange nachher aus dem rötlichen Staube dunkle Gestalten hervortauchen. Der Staub ward breiter und breiter, der Gestalten wurden immer mehr, und nach einigen Minuten konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ein starker Reitertrupp uns entgegenkomme. Zwar ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen, daß es Feinde seien, die den Sand der Wüste gleich uns durchmaßen, aber die Überlegung sagte mir dasselbe, was schon der Instinkt meinen Bischarin und Ägyptern gesagt zu haben schien: Daß nämlich nnr eine Insurgentenschar dorther kommen könne, die dem General Gordon auf der Spur sei.

An Flucht war für uns nicht zu denken. Wohin hätten wir fliehen sollen? Die Reiter dort drüben kamen ungemein schnell heran, schon konnte man ihre weißen Mäntel, den Blitz ihrer Waffen, die eilenden Rosse und Reitkamele erkennen und unterscheiden. Sie würden uns sicher eingeholt haben, wenn wir mit unseren Lasttieren davongelaufen wären. Ich bemühte mich daher, meinen Trupp in Ordnung und im Marsche zu erhalten, und das letzte Glimmen eines Hoffnungsfünkchens in meiner Brust bestand in dem Gedanken, daß die Sache möglicherweise gut ablaufen könne, wenn wir mit unschuldiger Miene, als ginge uns der Krieg nichts an, an der begegnenden Abteilung vorüberzögen. Aber wie war es möglich, dies auszuführen? Der Glanz der Buckelschilde, Gewehrläufe und

*) Vgl. XX. Jahrgang Nr. I, S. 662. II, S. 698. Nr. III, XXI. Jahrgang Nr. 2, S. 30.

Das neue Konzerthaus in Leipzig.

langen Sudanlanzen dort drüben raubte meinen Ägyptern den letzten Rest von Besinnung, und nur meine Säbelklinge und mein Pistol hielten sie noch auf dem Platze. Die Kameltreiber aber gaben jetzt ihr Leben Allah anheim. Einige kauerten sich am Boden nieder, bohrten mit den Fingern Löcher in den Sand und zogen Linien zwischen den Löchern — was ihre Art und Weise ist, die Zukunft zu erforschen — andere lehnten sich an ihre Kamele und starrten ergebungsvoll in die Ferne, alle waren thatlos. Die Weiber aber schrieen und weinten, mit alleiniger Ausnahme Fatmes. Die schöne Griechin saß ganz still und erwartungsvoll auf ihrem hohen Sitze.

Doch jetzt kamen die fremden Reiter heran, und man konnte schon das Weiße im Auge bei ihnen erkennen. Es mochten ihrer wohl hundert sein, und sie waren zum größeren Teil mit Kamelen beritten. Es war eine böse Sorte von Leuten, ganz der Schlag, dem man ungern in der Wüste begegnet. Nicht unähnlich einer Schar von Teufeln kamen sie auf uns los, und ohne zu parlamentieren fielen sie auf uns wie der Geier auf seine Beute. In wenig Sekunden waren sie um uns her und umringten uns, und dann hieben und stachen sie ohne Erbarmen auf alle Männer ein. Es war eine höllenmäßige Szene. Meine ägyptischen Reiter hielten sich, nun sie sahen, daß an kein Entkommen zu denken war, doch besser, als ich erwartet hatte. Sie schossen ihre Karabiner ab und wehrten sich dann mit den Säbeln, so gut sie konnten, obwohl es ihnen nicht lange half. Ich für meine Person drängte mein Pferd an Fatmes Dromedar heran und gedachte mein Leben teuer zu verkaufen. Einen schwarzen Burschen auf hohem Kamele, der mit dem Spieße nach mir stoßen wollte, holte ich mit der Kugel herunter und die fünf anderen Schüsse meines Revolvers haben ebenfalls, wenn ich nicht irre, nicht Löcher in die Luft gemacht. Fehlen war in diesem Handgemenge kaum möglich. Dann aber griff ich zur blanken Waffe und hieb nach Leibeskräften um mich. Es schien mir eine kleine Erleichterung in dem Gedanken zu liegen, aufgespießt oder zerhackt zu werden, während ich selbst Blut fließen machte. Als ich aber gerade mit einem weißbärtigen Herrn im Kampfe lag, der einen famosen Rappen zwischen den Schenkeln hatte und seinen krummen Säbel mit wütender Gebärde vor meiner Nase blitzen ließ, während ich versuchte, ihm oberhalb seines Brustharnischs beizukommen, da packte mich unversehens eine unwiderstehliche Gewalt von der Seite in meinem Burnus an und riß mich vom Pferde. Ich lag im Sande, ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, und erst als ich unten war, kam ich zu der Erkenntnis, daß ich mit einer Hakenstange heruntergerissen worden war. Der Kerl, der dies verübt hatte, war jetzt vom Pferde gesprungen, hatte seine Stange in den Sand gesteckt und setzte mir sein nacktes schwarzes Knie auf die Brust. Was ihn nun veranlaßte, mir die Kehle mit seinem Messer nicht durchzuschneiden, das weiß ich nicht. Mitleid war es meiner Meinung nach nicht. Aber daß ich am Leben blieb, ist mir ganz klar, und daß ich als Gefangener den weiteren Verlauf der Angelegenheit beobachtete, ist auch sicher.

Meine schwarzen Freunde, die glaubenseifrigen Anhänger Seiner Heiligkeit des Mahdi, verfuhren mit einer bemerkenswerten Intelligenz bei all ihrer Wildheit. Zunächst machten sie mit allem Männlichen ein Ende, soweit es Waffen trug und ägyptischen Blutes war. Wie man ein Frikassee zusammenhackt, so säbelten sie die ägyptischen Reiter zusammen, und auch den edlen Kammerdiener meines Pascha, der wie ein basaltenes Götzenbild vor Schreck versteinert dasaß und seinen Revolver gar nicht zu gebrauchen wagte, brachten sie ums Leben. Er wurde mit einer langen Lanze durchspießt und dann mit großer Schnelligkeit geköpft. Dagegen ließen sie die Bischarin am Leben, offenbar in der Überlegung, daß sie mit den Kamelen besser fortkommen könnten, wenn diese Leute deren Leitung ferner besorgten. Am interessantesten aber war mir die Art der Behandlung, die sie den Weibern angedeihen ließen.

Der ganze Überfall hatte mir schon ein lebhaftes Bild des großen Unterschiedes vorgeführt, der zwischen diesen schwarzen Leuten und meinen Landsleuten besteht. Wir Deutschen können auch wohl einmal heftig, aufgeregt, kampflustig, wütend werden, aber das ist alles gar nichts im Vergleich mit diesen Kerlen hier. Nicht Blut fließt in den Adern dieser Männer, sondern es muß eine Flüssigkeit von anderer Beschaffenheit, so etwas wie glutflüssiges Metall sein. Von diesem wahnsinnigen Geschrei, diesen Gebärden, dieser Mordlust, hat nur derjenige einen Begriff, der einen solchen Überfall erlebt hat. Aber wie die Kerle sich nun auf die Weiber stürzten, sie vom Kamel herunterzerrten, ihnen die Schleier herunterrissen, sie angafften

und dann sich untereinander um sie stritten, das war wieder einmal etwas ganz Überraschendes. Ich wundere mich nur, daß die Weiber nicht gleich im ersten Anlauf auseinander gerissen worden sind, denn jeder wollte sie haben, und wenn zwei Kerle die Arme gepackt hatten, so waren zwei andere gewiß auch schon da, die an den Beinen zogen. Dennoch kam Ordnung in die Geschichte. Gerade in dem Momente, wo ich mit wahrhaftem Entsetzen sah, daß sechs schwarze Teufel sich um Frau Fatme balgten, deren blendende Schönheit, da ihr Schleier zerrissen war, wie ein heller Stern zwischen den Unholden hervorglänzte, gerade da kam Rettung. Ein uralter Herr mit einem Barte, der ihm silberweiß bis zum Gürtel wallte, hatte Fatme entdeckt und kam auf die Gruppe zu, indem er mit dem Schafte seiner Lanze darauf losschlug, ganz unbekümmert, ob er die Köpfe oder die Beine seiner Glaubensbrüder träfe. Er befreite Fatme, betrachtete sie mit Kenneraugen, ließ sie wieder auf ihr Reittier steigen und gab alsbald auch für die übrigen Frauen seine Anordnungen. Die ganze Haremsgesellschaft des armen Pascha ward wieder beritten gemacht, dann wurde auch ich, nachdem man mir die Waffen genommen hatte, wieder in den Sattel gehoben, und darauf ging es mit Weibern und Schätzen südwärts. Der Patriarch mit dem Silberbart ritt voran. Doch war ein starker Trupp in der Richtung weiter geritten, welche Gordon genommen hatte.

Eine lange Reise nach Süden hin ward von uns gemacht, und ich hatte Zeit, über meine Lage nicht nur, sondern auch über die des ganzen Landes nachzudenken. Was wollte der Mahdi? Wie war es ihm möglich geworden, eine solche Sturmflut aufzuwühlen, die den Sudan überschwemmte und das alte Ägypten bedrohte? Unter den Leuten, die uns gefangen genommen hatten, sah ich zum erstenmale des Mahdi Uniform — wenn ich mich so ausdrücken darf, — die auszeichnende Tracht seiner Anhänger. Der Patriarch trug sie, und wohl noch ein halbes Dutzend der besten Reiter waren damit geschmückt. Sie bestand aus einem langen weißen Kittel, der auf der Brust und auf dem Rücken mit je drei farbigen Vierecken verziert war. Die Ärmel waren sehr weit und mit farbigem Rande verziert. Um den Leib wurde dieses Gewand von einem Gurte zusammengehalten, an dem sich das Schwertgehänge befand. Auf dem Kopfe trugen diese Männer eine weiße Kappe mit blauem Kreuze. Wir wurden nicht schlecht behandelt auf der Reise und besonders Fatme ward mit einer Aufmerksamkeit umgeben, die mich schließen ließ, daß große Dinge ihr bevorständen. Da ich manche Brocken der Landessprache aufgelesen, auch einige Übung in der Zeichensprache erlangt hatte, gelang es mir, nicht nur für mein Wohlergehen einigermaßen sorgen zu können, sondern auch allerhand Kenntnisse über die Politik des Mahdi zu sammeln. Es erschien mir nach alledem nicht wunderbar, daß die Macht des neuen Propheten so ansehnlich geworden war. Schon viele Jahre vorher war der Keim zu der jetzigen Krankheit des Landes gelegt worden, und viele einzelne Ereignisse und Entwickelungen, zu Anfang scheinbar unabhängig von einander, waren zusammen gekommen und hatten sich miteinander verknüpft, um das Drama zu bilden, dessen Katastrophen nun die Welt erschrecken.

Es ist auch keine neue Erscheinung, daß die Europäer in ihren Bemühungen, das Los unzivilisierter Völker zu verbessern, es nur verschlimmern. Was im Norden heilsam, ist oft im Süden verderblich, und Entwickelungen, die im natürlichen Laufe der Dinge einen ungefährlichen Verlauf genommen haben würden, werden durch das Eingreifen der fremden Hand zu bedenklichen Krisen getrieben. Religion verwandelt sich dann in Fanatismus, Handel in Räuberei und Mord, und die vielgestaltigen Sitten einer vorgeschrittenen Kultur dringen wie Gift in den Staatskörper der roheren Nationen ein und führen zu Mißbräuchen und selbst zu Orgien, die keine Macht mehr zu übersehen oder gar in Schranken zu halten vermag.

Im Banne des Stabreims.

Es ist einer jener schönen Frühlingstage, die alles zu neuer Lust und neuem Leben erwecken. Im Freien tummeln sich die Knaben, und während der eine mit dem Reime „Enne, denne Daus, Du bist 'raus" das Abzählen zum Spiel besorgt, schallt aus dem Kreise der in Reihen sich drehenden Mädchen der helle Gesang: „Ringlein, Ringlein, Rose" und „Ringel, Ringel, Rosenkranz," und drüben am Zaune hockt ein Kleines im Grase, und das soeben gefundene, bunte Schneckenhäuschen in der Hand sucht es durch sein unermüdliches „Schnecke, Schnecke schniere, Weis mir deine Viere" das Tier aus seiner Klause hervorzulocken. Auf der Schwelle der Hausthüre sitzt mit dem jüngsten Brüderchen auf dem Schoß ein halberwachsenes Mädchen: es scherzt und schäkert mit dem Kinde und singt ihm zur Belustigung: Ru, ra, rineken, Der Fuchs der fraß dat Hühneken" und das Liedchen vom Hündchen, das Wurst und Wecken bekommen soll, und vom Huhn und vom Hahn und der Kuh und dem Kalbe. Daneben stehen zwei Frauen in eifrigem Gespräch: Die eine klagt der Nachbarin, wie ihr Junge so wild sei; er laufe durch dick und dünn und springe über Stock und Stein und kürzlich sei er ins Wasser gefallen und nur mit genauer Not dem Ertrinken entgangen, worauf jene der Freundin ihr Herz über ihr nachlässiges Mädchen ausschüttet, das seine Siebensachen nicht zusammenhalte und erst heute morgen ein neues Halstuch verloren habe, und das sei für so eine große Grete doch wirklich ein starkes Stück!

Die spielenden Kinder so gut wie die plaudernden Mütter stehen bei ihrem Singen und Sprechen, ohne sich dessen bewußt zu sein, unter dem Einfluß einer uralten Macht, die, einst in unserer Sprache und besonders in der Poesie von höchster Bedeutung, auch heute noch, wenn auch vielfach unbeachtet, entschieden wirkt: In ihren Liedern und Reden zeigt sich die Allitteration oder der Stabreim, d. h. gleicher Anlaut in den betonten Silben. Es genüge hier kurz zu bemerken, daß diese Erscheinung, nach bestimmten Gesetzen geregelt, in alter Zeit bei uns Deutschen und den germanischen Stämmen überhaupt das herrschende Kunstmittel in der Poesie war. Erst später trat an die Stelle des regelmäßigen Stabreims der von den romanischen Völkern zu uns gekommene Gleichklang der Endsilben, der Endreim, heute gewöhnlich kurzweg als „Reim" bezeichnet. Trotzdem aber hielt sich der Stabreim, wenn er auch die Herrschaft in der Dichtung verloren hatte, auch weiterhin in Sprache und Poesie bis auf den heutigen Tag, und zwar in weit größerem Umfange und weit einflußreicher, als man gewöhnlich meint. Es ist allbekannt, daß er in einer großen Menge von feststehenden, formelhaften Verbindungen, in Wortbildungen und -zusammensetzungen, wie in sprichwörtlichen Wendungen und Redensarten in der Sprache fortlebt. Zu Beispielen wie Geld und Gut, Haus und Hof, los und ledig, singen und sagen, sind jedem sofort eine Menge ähnlicher zuhanden, welche ihm aus dem täglichen Leben ganz geläufig sind, die er hundertmal gehört, gelesen und selbst gebraucht hat; ähnlich steht es mit Zusammensetzungen wie bitterböse, felsenfest, lichterloh, windelweich 2c. Auch in Sprichwörtern und in sprichwörtlichen Redensarten zeigt sich die Allitteration unendlich häufig. Manche unserer sprichwörtlichen Redensarten sind so seltsamer Natur, daß ihre Entstehung und Erhaltung geradezu auffallend erscheinen würde, wenn man dieselben nicht zum guten Teile auf Rechnung der Allitteration setzen dürfte. Da verkauft einer, der mit dem Wasser sein lebenlang nichts zu thun gehabt hat, sein Besitztum mit Schiff und Geschirr; ein anderer verliert, verschenkt, verspielt Sack und Seele, während ein dritter eine Geldsumme, um die er gekommen ist, ans Bein binden muß. Unter dem Einfluß der Allitteration entstanden und erhielten sich neben manchen anderen Ausdrücken: faule Fische (=Unwahrheiten), etwas links liegen lassen und durch die Zähne ziehen, hartes Holz bohren und das Heft in der Hand haben oder behalten, einem die Wege weisen (so stets im übertragenen Sinne, während in der gewöhnlichen Bedeutung „zeigen" statt „weisen" eintritt, welches letztere aber in dem allitterierenden Wegweiser sich hält), einem die Suppe versalzen und etwas in die Schuhe schieben, einen herunter reißen (= „auszanken," schelten), sich weiß waschen (statt des logisch richtigeren „rein"), Mäuse merken (= von etwas „Wind bekommen"), auf falscher Fährte sein, auf dem letzten Loche pfeifen. Und wenn wir von einem langen Laban sprechen, so gebrauchen wir einen Ausdruck, der bei Vergleichung der betreffenden biblischen Erzählung durchaus grundlos erscheint. Daß Laban lang gewesen, steht nirgends geschrieben, vielmehr bloß, daß Jakob bei ihm lange Zeit hat dienen müssen, aber der lange Laban mit seiner Allitteration ist so bequem und mundgerecht, er sagt dem Ohre so zu, daß er, so wenig er ursprünglich auch existenzberechtigt ist, sich ebensogut hält, wie z. B. der alte Adam oder die bösen Buben, welchen letzteren Ausdruck Luther in den Sprüchen Sal. 1,10 für das im Texte wörtlich stehende, „Schlechte" oder „Sünder" gesetzt hat.

Unser großer Bibelübersetzer zeigt überhaupt an schier unzähligen Stellen eine entschiedene Vorliebe für die Allitteration. Kein Wunder, daß er, der durch und durch Deutsche, der unsere Sprache kannte und beherrschte wie wenige, und der, wie er selbst einmal sagte, „dem Volke aufs Maul gesehen" hat, um ihm recht verständlich reden zu lernen, kein Wunder, daß dieser Mann auch jenen urdeutschen, echt volkstümlichen Schmuck der Rede außerordentlich häufig anwendet, bewußt oder unbewußt, auf jeden Fall immer höchst wirkungsvoll. Einzelne bei Luther vorkommende allit-

terierende Wendungen und Verbindungen sind schon damals fertige Formeln, wie das bereits im Mittelhochdeutschen (z. B. mehrfach im Tristan) erscheinende Dornen und Disteln, wodurch außer in der Erzählung vom Sündenfall auch in einer Stelle des Hiob zwei verschiedene Bezeichnungen für Dornen und anderes „Unkraut“ wiedergegeben werden. Weitaus die meisten Allitterationen in unserer Bibel aber sind von dem Übersetzer neu gebildet, mit größtem Geschick und durchaus im Geiste der Sprache, sicher zum guten Teile mehr „gekommen,“ als von ihm gesucht. Die Wendungen Herr der Herrlichkeit, Herr im Himmel, Hand und Haus des Herrn, des Herrn harren, Hort oder Horn des Heils, die Haare auf dem Haupte, und viele andere kehren oft wieder; manches vereinzelt Vorkommende ist uns, sicher nicht zum geringsten Teile, wohl eben infolge der Allitteration, ganz geläufig, wie die Hut des Herrn, der Weg der Welt, des Herzens Härtigkeit, Gottes herzliche Barmherzigkeit und aus der Geschichte von des Heilands Geburt, das Kind in Windeln gewickelt und die Hirten bei ihren Hürden, die des Nachts ihre Herden hüten; ferner Stellen wie: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name, Der Herr ist mein Hirt, Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht, Meine Hilfe kommt von dem Herrn, Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Einzelnes ist geradezu „geflügeltes Wort“ geworden, z. B. der Tod im Topf, Alles ist eitel, Das Land, des König ein Kind ist, Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. In Stellen, wie Gottes Wege sind ohne Wandel, oder Herr . . Deine Wahrheit (reicht) so weit die Wolken gehen und vielen anderen hebt die Übersetzung durch die Wahl eines allitterierenden Ausdrucks statt des zunächst liegenden wörtlichen die Schönheit ganz bedeutend. Besonders interessant aber sind für uns solche Stellen, an denen eine Vergleichung des Grundtextes deutlich zeigt, wie Luther auf Kosten der Genauigkeit, ja der Richtigkeit allitterierende Wendungen vorzieht, die eben als solche recht deutsch klingen und recht wirksam erscheinen. Im 5. Mos. 33,3 „Wie hat er die Leute so lieb,“ steht im Grundtext für „Leute“ ein Wort, welches (eigentlich = Völker) wiederholt zur Bezeichnung der „Stämme“ des Volkes Israel gebraucht und demgemäß auch von Luther übersetzt wird, so auch in demselben Kapitel Vers 19; im Psalm 16,6 „Das Los ist mir gefallen aufs liebliche“ bedeutet der letztere Ausdruck genauer „in eine angenehme Gegend.“ Ein andermal (1. Kön. 3,4) wird eine „Höhe der Größe,“ wie es wörtlich lauten würde, zur herrlichen Höhe,“ die „Grube des Verderbens“ (Psalm 40,3) wird zu einer grausamen Grube; lose Leute, lose Lehre, das liebe Land erscheinen Psalm 12,9, 24,4 und 106,24 in ganz freier Übertragung der betreffenden Stellen des Grundtextes, ebenso in Psalm 30,6 „er hat Lust zum Leben“ und so noch vieles andere.

Auch bei anderen deutschen Übersetzern läßt sich beobachten, wie ihnen beim Übertragen der fremden Werke in unsere Sprache der Stabreim sich einstellt, sowohl in geläufigen Formeln, wie in neugebildeten, oder sagen wir lieber neu sich ergebenden Wendungen, und wie derselbe häufig den Ausdruck geläufig und angenehm ins Ohr fallend macht, ihm Schönheit und Kraft verleiht. Bei unserer Shakespeare-Verdeutschung durch Schlegel-Tieck erscheint der häufige Stabreim um so erklärlicher, weil das englische Original selbst die Allitteration in reicher Fülle zeigt; aber auch in der Voßschen Homer-Übersetzung, deren Original die besprochene Erscheinung ebenso wenig kennt, wie Luthers Urtext, findet sich dieselbe nicht selten, und, was besonders bemerkenswert ist, gerade in manchen, häufig wiederkehrenden und besonders geläufigen Formeln. Da begegnet uns der Völkerfürst Agamemnon mit anderen Führern der Völker, da sehen wir vor Pergamos' heiliger Höhe den helmumflatterten Hektor und den gerenischen reisigen Nestor; da tobt die männermordende Feldschlacht, und dann wieder sehen wir friedliche Hüter der Herden, und in Hallen und Höfen ertönen süße Gesänge. Und über wüste Gewässer hin durch die Wirbel der Windsbraut und des Westes, hin über die Wogen des weithinwallenden Meeres steuert der herrliche Dulder Odysseus dem lieben Lande der Väter zu, er, der sich so lange vergeblich gesehnt, der Väter Gefilde wieder zu schauen, und des „Herz so herzlich wünschte die Heimkehr.“

Daß mehr noch als in den Übertragungen aus fremden Sprachen in den eigenen Werken unserer vaterländischen Schriftsteller, zumal der Dichter, der Stabreim eine bedeutende Rolle spielt, wird jeder begreiflich finden. Natürlich sehen wir hier ab von der in der neueren und neuesten Zeit zuweilen bis zum Überdruß gepflegten Poesie, in welcher anstatt des Endreims eine der alten sich annähernde Art des Stabreims durchgeführt ist oder doch überwiegt (z. B. in Jordans Nibelungen, den Texten Rich. Wagners, auch verschiedenen Werken von Felix Dahn u. a.), bewußt und künstlich, nicht selten auch im einzelnen gesucht und gekünstelt und daher störend. Wir sprechen hier nur von jener scheinbar und häufig gewiß auch wirklich unbewußt und ungesucht sich einstellenden Allitteration. Wie weit hier der Zufall und wie weit das künstlerische Bewußtsein des Schaffenden gewirkt hat, ist im einzelnen Falle nicht zu entscheiden, oft würde es gewiß selbst der betreffende Dichter nicht können; es ist auch ziemlich gleichgültig, ob die Sprache oder der Sprechende die Erscheinung herbeiführt: genug, daß sie da und unleugbar wirksam ist. Wer sich die Mühe nimmt, darauf hin nur einmal einen Blick in unsere Dichter zu werfen, wird überrascht sein, wie häufig ihm unsere Erscheinung begegnet, und er wird bald bemerken, daß gerade viele der schönsten, wirksamsten Stellen, der bekanntesten, geläufigsten Lieder und Verse Allitteration zeigen. Nicht selten verleiht der Stabreim dem vom Dichter geschaffenen Worte eine gewisse Färbung, die dasselbe volkstümlich, fast wie ein Sprichwort erscheinen läßt. So wenn bei Goethe, der nebenbei bemerkt auch in seinem scherzhaften Liede von der „Schneider-Kourage“, „die Spatzen von den Schroten, den Schneider von dem Schreck“ fallen läßt, in den „Mitschuldigen“ der liederliche Söller konstatiert: „Ich seh's, man wird zum Dieb geboren wie zum Dichter“, oder wenn in Götz der wackere Georg, nachdem er, um Blei zum Kugelgießen zu bekommen, die Dachrinne heruntergerissen hat, sich über den Schaden mit den Worten tröstet: „Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch!“ — Ein schönes Beispiel wirksamer Allitteration bietet Jakob Grimm im Wörterbuche bei Besprechung des Wortes „Armee“. Er macht dort seinem gerechten Unwillen Luft über dieses „mit dem feind überall vorgedrungene, völlig entbehrliche wort, das unsere sprache längst mit heer und haufen hätte zurückschlagen sollen.“

Die Lust an allitterierenden Verbindungen liegt uns Deutschen im Blute und unvermerkt wird sie, wie wir bereits sahen, schon in der Jugend durch zahlreiche, zum Teil alte Spielreime, Liedchen rc. geweckt und genährt. Aber auch der Erwachsene begleitet sein Spiel, seine Karten, seine „Knöcheln und Knobeln“ nicht selten mit allitterierenden Redensarten, wie u. a. die köstliche Bostonpartie in Reuters „Stromtid' zeigt, in der die Spieler mit einem kräftigen „Kreuz, Kringel un Tweibak, Das Mädchen muß einen Mann haben, Herze mich un küsse mich un krunkle meine Krause nich“ ihrem Spiel den gehörigen Nachdruck geben. — In Gevelsberg, einer kleinen Stadt Westfalens, dort, „wo der Märker Eisen reckt,“ liegt ein Gasthaus: Hotel Hause — Heinrich Hütz! So sicher hier die Allitteration nichts weiter ist, als ein reines Spiel des Zufalles, so möchte ich doch sehen, welcher Deutsche, wenn ihm die Firma genannt wird, sich nicht von der Wirkung des Stabreims berührt fühlt, falls er anders „Ohren hat, zu hören!“ Herm. Schults.

Ein neues Buch der Verfasserin von „Unsere Mutter.“

M. K., wie sich Friedrich Krummachers Tochter noch immer bescheiden nennt, hat sich durch den verdienten Erfolg ihres Erstlingswerkes zu keinem raschen übereilten Schriftstellern verführen lassen. Fünf Jahre sind es her, daß „Unsere Mutter“ erschien; 1882 folgte die reizende Jugendgeschichte „Himmelsschlüsselchen“ (ersteres hat bereits fünf, das zweite vier Auflagen erlebt); und erst jetzt hat sie ein drittes wohlausgereiftes Buch vollendet.

Auch noch in einem anderen Sinne gebührt der Erzählerin Lob; — sie hält die Grenzen ihres Talentes und ihres weiblichen Gesichtskreises aufs strengste inne. „Haman von Holzhausen“, ihr neues Werk, ist eine Familiengeschichte, wie die beiden ersten; oder — wie es auf dem Titel heißt — „eine Frankfurter Patriziergeschichte nach Familienpapieren erzählt“ *). In diesem familienhaften Charakter liegt ihr vornehmster Reiz und ihr dauernder Wert.

Die große Zeit der Reformation, in welcher Haman von Holzhausen — einer der sechsundsechzig Bürgermeister, welche seine Familie der alten Reichsstadt geliefert haben soll — lebte und in die er machtvoll eingriff, erscheint hier vorzüglich in ihren Widerspiegelungen, wie sie in der Familie zur Erscheinung kommen und wie sie dem Frauengemüt am nächstliegenden und verständlichsten sind. Und dennoch wird dadurch vielleicht die Einwirkung der Reformation auch auf das Volksleben besser veranschaulicht, als durch so manchen historischen Roman von hohem Rufe.

Wie Haman von Holzhausen und seine Familie zum Evangelium und seiner reinen Lehre gekommen, wie er die Einführung der lutherischen Reformation in seiner Vaterstadt veranlaßt und gefördert, wie er endlich nach langem Sträuben zum Eintritt des Rates in das evangelische Bündnis seine Zustimmung gegeben, das alles erleben wir in dem alten Hause der „Öd“, dem Sitze des glücklichen Familienlebens der Holzhausen. War doch auch Hamans Mutter, die edle Katharina, eine persönliche Freundin Luthers, der zu zweien Malen in das gastliche Haus einkehrte und später die Studien des einzigen Sohnes Hamans, Justinians von Holzhausen, in Wittenberg leitete und überwachte. Auch andere Persönlichkeiten der Reformationszeit treten in den Rahmen dieses Hauses: Ulrich von Hutten und der gelehrte Nesen, der Luthers Schrift über die Babylonische Gefangenschaft der Kirche ins Deutsche übertrug, und so mancher andere.

In dieses durch die Zeitereignisse mannigfach bewegte Stillleben sind verschiedene Liebesepisoden ungesucht hineinverwoben, von denen eine über das friedliche Gehege des Hauses weit hinausgeht, aber nach vielen stürmischen Erlebnissen doch wieder dahin zurückkehrt und eine freundliche Lösung findet.

Kurz: es ist Leid und Freud einer altehrbaren, frommen evangelischen Patrizierfamilie, welches die Verfasserin aus den vergilbten Urkunden des Hauses Holzhausen sorgsam zum Lichte emporgehoben und mit großer Lokaltreue und Lebenswärme geschildert hat. Im übrigen aber wird unser Leserkreis in dem ihm unzweifelhaft sehr sympathischen Buche noch sehr viel mehr finden, als ich ihm verraten durfte. Ich wünsche eben, daß er die Geschichte in vollen Zügen genießt, und will deshalb durch weitere Mitteilungen aus ihrem reichen Inhalt ihn nicht um die Freude der Überraschung bringen. Robert Koenig.

*) Bielefeld und Leipzig 1885. Verlag von Velhagen und Klasing. 28 Bogen. Preis: eleg. geb. 6 Mark.

Oberes Bild: Das alte Gewandhaus in Leipzig von der Universitätsstraße aus.
Unteres Bild: Das Konservatorium für Musik im Hofe des alten Gewandhauses.

Das neue Konzerthaus in Leipzig.

Am 11., 12. und 13. Dezember feiert das kunstsinnige Leipzig hohe Freudenfeste. Es gilt die Einweihung des neuen Konzerthauses, ein Ereignis, das in Kreisen weit über Leipzig und Deutschland hinaus, man kann sagen, in der ganzen musikalischen Welt sympathisch begrüßt werden wird. Der alte Konzertsaal, dies Meisterwerk der Akustik, ist mehr als hundert Jahre die Kunstherberge der Leipziger Musikliebhaber gewesen und nun zu eng geworden, um allen, die ihn begehrten, den Kunstgenuß zu gewähren. Selbst die glücklichen Besitzer eines Sperrsitzes konnten zuletzt nur durch enge Garderoberäume und noch engere Zugänge im Saal selbst auf ihren Platz kommen; dort angelangt saßen sie dann gedrängt und oft in nahezu tropischer Hitze, seufzten und — freuten sich. Wie mancher Ausländer hat dies alles erst wieder vergessen müssen, um sich die kostbaren Erinnerungen an ein Leipziger Gewandhauskonzert ungetrübt zu bewahren! Nun ist es anders geworden. Im südwestlichen Teil von Leipzig erhebt sich seit Jahresfrist ein prächtiger, weithin sichtbarer Bau, dessen Bestimmung es ist, die Konzertbesucher künftig aufzunehmen, und wir können sagen, daß, soweit Menschenkunst reicht, alles geschehen ist, um den Aufenthalt dort so angenehm und schön wie möglich zu machen. Die Lage des „neuen Gewandhauses", wie es in Würdigung der historischen Bedeutung der Leipziger Gewandhauskonzerte heißt, ist in einem der schönsten Viertel der Stadt, unweit des Johannaparks neben dem Areal des früheren botanischen Gartens. Im Lauf der kommenden Jahre werden hier voraussichtlich eine Reihe monumentaler öffentlicher Gebäude und Villen entstehen, als nächste Nachbarn des Konzerthauses das Reichsgericht und, wie man zu hoffen berechtigt ist, auch das königliche Konservatorium der Musik. Der kolossale Sandsteinbau, dessen ungefähre Länge 130 Schritt beträgt, nimmt ein ganzes Straßenviertel ein und läßt in seinem Äußern bereits die innere Anlage deutlich erkennen. In der Mitte treten die Konturen des großen Konzertsaales hervor, welcher, im Hauptgeschoß gelegen, eine Höhe von 14,6 m, 42,5 m Länge, 19 m Breite hat und nahezu 1500 Personen faßt. An der Rückseite (auf unserem Bilde nicht zu sehen) ist das Oval des kleinen Saals erkennbar, der in seinen Größenverhältnissen genau denen des alten Saals entspricht. Zu beiden Seiten, ungefähr in $^2/_3$ Höhe des Kerngebäudes, zeichnen sich die Treppenhäuser und Außengalerien ab, und der im ionischen Stil ausgeführte Vorbau, im Vordergrunde unseres Bildes, charakterisiert wirkungsvoll die Eingangshalle und das darüber liegende Hauptfoyer. Seinen Giebel ziert eine Meisterschöpfung Professor Schillings in Dresden, Apollo unter den Hirten darstellend, eine Kolossalgruppe aus grauem westfälischen Kalkstein, welche den Eindruck der Musik auf den Menschen veranschaulichen soll. Auch der übrige statuarische Schmuck des Gebäudes rührt von demselben Künstler her: Zunächst über dem Giebel in der Mitte die Statue des Gesanges und an den Ecken zwei Frauenfiguren, die eine mit der Violine, die andere mit der Harfe in der Hand, instrumentale und kirchliche Musik darstellend. In den beiden Nischen des Vorbaues stehen die Statuen von Mozart (links) und Beethoven (rechts). Das große, auf unserem Bilde bereits ausgefüllte Feld am Oberbau über dem Giebel ist in Wirklichkeit noch leer geblieben, doch ist dafür ebenfalls ein Schilling'scher Fries projektiert: die Sinfonie in ihren vier Sätzen verherrlichend, zu dessen Ausführung zur Zeit die Mittel noch nicht vorhanden sind.

Am Oberbau und den Vorder- und Seitenfronten sind außerdem kunstvolle Sgraffito-Malereien angebracht, deren Urheber Otto Lessing in Berlin ist; um die Mozart'sche und Beethoven'sche Figurennische sind dieselben mit direkter Beziehung auf die Musik beider Meister entworfen. Im äußeren Fries unter dem Giebel tritt in Bronze-Ausführung die altehrwürdige Inschrift hervor — das Wahrzeichen des Leipziger Gewandhaussaales — „Res severa verum gaudium" („Ernstes Thun schafft wahre Freude.")

Macht so der Bau bereits in seinem Äußeren den Eindruck reicher aber harmonischer Schönheit und vornehmer Würde, so erhöht sich derselbe beim Anblick des Inneren, und ich möchte den sehen, der ohne ästhetisches Behagen das große Eingangsvestibül im Parterre betritt. Drei Eingänge unter dem Giebel und je zwei auf beiden Seiten, letztere vier lediglich für den Wagenverkehr bestimmt, führen zunächst in eine weite Vorhalle und von da in das mit Bronze dekorierte und von kräftigen grünen Stuckfäulen getragene Vestibül. Auf der Rückseite befindet sich ebenfalls noch ein Eingang und zwei Notthüren, so daß das Haus, alles in allem, zehn Eingänge besitzt. Im Erdgeschoß mit dem großen Garderoberaum, der

in seiner vorzüglichen Anlage und dem reichlich ihm zugewiesenen Raummaß unter Fachmännern als ein bisher unerreichtes Muster gilt, liegen noch Bibliothek, Lesezimmer, Büreau, Wohnung des Hausmeisters, Logentreppen, Aufgänge zum Orchester und ein besonderer Aufgang zum kleinen Konzertsaal. Alle Säle haben Tagesbeleuchtung, der große Seiten-, der kleine Oberlicht. Der Mittelraum im Parterre erhält sein Licht durch die Fenster bei den großen seitlich gelegenen Freitreppen. Jede dieser prächtigen Treppen, aus belgischem Marmor, teilt sich nach beiden Seiten und führt zu einer breiten Galerie mit den Eingängen zum Hauptsaal. Während die Nebentreppenhäuser und übrigen Verkehrsräume einfacher behandelt sind, entfaltet sich in den Sälen, dem Foyer und den beiden Haupttreppenhäusern ein reicher, ja glänzender Farbenschmuck. Die Auszierung dieser Konzerträume bezeichnet einen Triumph der Dekorationskunst unserer Tage. Die architektonischen Glieder — um mit Anton Springer zu reden — heben sich klar und deutlich von den ornamentalen Feldern ab, die Dekoration drängt sich nicht auf. Ein satter, aber ruhiger Farbenton dominiert und kommt gerade durch die feinen Mitteltöne und leichten Kontraste entschieden zur Geltung. An die Stelle der Eintönigkeit ist Harmonie getreten, bei allem Reichtum bleibt doch vornehme Einfachheit gewahrt. Das Einzelne prunkt nicht, das Ganze zeigt einen behäbigen, gleichsam altgewohnten Glanz. Am luxuriösesten ist das Foyer ausgestattet. Eine flache reich geschmückte Decke wird von zehn Säulen aus rötem Stuckmarmor getragen, in die Wände sind sechs Nischen eingefügt, welche zur Zeit noch des statuarischen Schmucks entbehren, ihn aber, wie auch zwei dafür bestimmte Plätze im Vestibül und neben der Orgel, hoffentlich bald erhalten werden.

Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1835—1841 Dirigent der Gewandhauskonzerte, 1843—1847 Leiter des Konservatoriums.

Julius Rietz, 1847—60 Leiter des Konservatoriums.

Karl Reinecke, Dirigent der Gewandhauskonzerte und Lehrer am Konservatorium seit 1861.

Betreten wir nunmehr den zwischen dem Foyer und dem kleinen Konzertsaal gelegenen Hauptsaal! Er nähert sich in seinen Formen in etwas dem alten Gewandhaussaale, doch treten hier die Galerieen hervor, während sie dort in die Wand eingefügt sind. Die Stilart ist die der besten Zeit der italienischen Renaissance und erinnert an den Geschmack der Loggien im Vatikan und an die Farnesina. Bei der öffentlichen Konkurrenz deutscher Künstler, wie eine solche für den Bau des Konzerthauses ausgeschrieben wurde, gingen fünfundsiebzig Arbeiten ein, von denen die von Gropius und Schmieden in Berlin als eine Meisterschöpfung, bei welcher der glückliche Wurf und die sorgsame Durchbildung sich vollkommen die Wage halten, mit Einstimmigkeit und zur Freude der Berliner Fachkreise den Siegespreis erhielt.

Professor Gropius hat sich mit diesem Entwurfe ein bleibendes Denkmal gesetzt und der Tonkunst in Leipzig eine ideale Wohnstätte geschaffen. Leider rief ihn der Tod ab, noch ehe die Zeit der Ausführung kam. An seine Stelle trat Baurat Schmieden mit seinem Genossen Speer und Baumeister von Weltzien. Die spezielle Ausführung in Leipzig unterstand den Herren Baumeister Goldschmidt und Architekt Altgelt. Die Malereien in beiden Konzertsälen stammen von der Meisterhand Professor Schallers in Berlin. Sie bilden einen wesentlichen Schmuck des Hauses: An der Decke des großen Saales (imitiertes Spiegelgewölbe) haben in den beiden seitlich gelegenen größeren Feldern, von Sternbildern umgeben, Saturn und Venus (dem Orchester zunächst), Jupiter und Juno (neben der Königsloge) ihren Platz gefunden; in dem gleichgroßen Mittelfelde, farbenreicher gehalten, schwebende musizierende Genien; auf vier kleineren runden Feldern zwischen den obigen: Morgen, Mittag, Abend und Nacht; an den abgerundeten Eckplätzen der Saalwände die Embleme von Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Auf der Galeriebrüstung, in den Medaillons, ist Platz gelassen für sechzehn Musikerbildnisse, von denen aber vorläufig nur zwölf in Aussicht genommen wurden: In der Mitte, dem Orchester gegenüber, Bach und Händel; links an Bach anschließend: Gluck, Mozart, Cherubini, Spohr und Mendelssohn; auf der anderen Seite neben Händel: Haydn, Beethoven, Schubert, Weber und Schumann. Mit der Ausführung dieser Bildnisse sind Luerssen und Brodwolff in Berlin betraut.

Einen seltenen Schmuck, wie ihn nicht so leicht ein Konzertsaal aufweisen dürfte, ist die groß angelegte und in ihrem Prospekt reich durchgebildete Orgel mit ihren mehr als fünfzig Stimmen aus der Werkstatt von Walcker in Ludwigsburg. Auf drei Manualen und einem Pedal ist das Werk spielbar, durch sinnreiche dem Fortschritt der Gegenwart entsprechende Hilfszüge leicht zu lenken, seiner Disposition nach ebensowohl als Begleitungsinstrument, wie zu Konzertzwecken selbständig verwendbar. Unter der Orgel, die in Logenhöhe steht, breitet sich das Orchester aus, noch einmal so groß, wie das bisherige, sodaß auch ein ver-

Das alte Gewandhaus vom Hofe aus.

hältnismäßig starker Chor placiert werden kann. Chor- und Orgelwerke werden also nunmehr im Gewandhaus ihre volle Berücksichtigung finden können; das ist die freudige Gewißheit, welche dem Beschauer dieses Festsaaals aufgeht und ihm das Herz lachen macht, wenn er in die Zukunft blickt!

Wie für die Ausführenden hinreichend Platz vorhanden, so ist auch für die Bequemlichkeit der Zuhörer in opulenter Weise gesorgt. Die Sitze haben die ungefähre Form derer im Berliner Opernhaus, d. h. eine Tiefe von 78 cm. und eine Breite von 58 cm., sind also noch etwas geräumiger als z. B. die des Wiener Musikvereinssaals, der Berliner Singakademie und des neuen Theaters in Frankfurt. Eine Vergleichung der Raumverhältnisse unseres Leipziger Saals mit denen der großen Konzertsäle anderer Städte ergibt das folgende interessante Resultat:

	Länge m	Breite m	Höhe m
Gürzenich in Köln	52,0	21,5	15,0
Musikvereinssaal in Wien	50,0	20,0	18,0
Tonhalle in Düsseldorf	48,4	23,85	16,0
Der große Konzertsaal in Leipzig (exklusive Orgelnische)	42,5	19,0	14,6
Saalbau in Frankfurt a. M.			
Mittelraum	31,0	23,0	14,5
Vorsaal	12,0	5,0	—
Konzertsaal in Basel	36,0	21,0	15,0
Saal des alten Gewandhauses (= kleinem Saal des Konzerthauses) in Leipzig	23,0	11,50	8,0

Im großen Konzertsaal ist die helle Farbenstimmung vorherrschend. Bei der Eröffnung ist eine vollständige Fertigstellung der Wandmalereien wegen der Kürze der Zeit (man fing im Frühjahr 1882 an zu bauen!) nicht möglich gewesen. Ein Teil der Wandfelder, für die sechs Gemälde projektiert sind, hat daher provisorisch glatt bleiben müssen. Die Gesamtwirkung des Raumes wird sich natürlich nach Vollendung der Wandmalereien wesentlich steigern.

Im Gegensatz zum großen Saal zeigt der kleine, vorwiegend für Kammermusik bestimmte eine dunkle Farbenstimmung. Die Architektur ist dunkel bronzebraun auf blauem Grunde gehalten. Als Gegenfarbe tritt ein helles Rot hinzu. Das Foyer ist im lichtgrünlichen Farbenton ausgemalt. Es soll einen festlichen Eindruck hervorrufen im Gegensatz zu den beiden der Kunstübung gewidmeten und daher ernst gehaltenen Konzertsälen.

Die Abendbeleuchtung wird durch Gas und elektrisches Licht bewirkt. An der Decke des großen Saals sind Sonnenbrenner und drei Gaskronen (zusammen mit fünfhundert Flammen), an den Wänden achtundzwanzig Wandarme angebracht. Sämtliche, auch die Nebenräume sind durch Luftheizung gleichmäßig erwärmt; die Ventilationsvorrichtungen sind ebenso raffiniert, wie die Maßnahmen zum Zweck guter Akustik. Geradezu großartig aber ist die Idee verwirklicht, das Konzerthaus außer zu Konzerten auch für andere Festlichkeiten brauchbar zu machen. Die Orchester und die Sitze sind aus diesem Grunde nicht fest hergestellt; nach ihrer Beseitigung können somit beide Konzertsäle mit dem Foyer zu einem einzigen Festlokal vereinigt werden, das durch die weiträumigen, hallenartigen Umgänge und Treppenhäuser auch um den Hauptsaal herum verbunden seinesgeichen sobald nicht wiederfindet.

Die Kosten des ganzen Baues, Fundierung und Inventar mit einbegriffen, betragen rund 1 350 000 Mark, wobei allein 30 000 auf die Orgel, 70 000 auf Skulpturen und Sgraffito-Malerei und 48 000 auf die Heizungs- und Lüftungsanlagen gerechnet sind. Diese Summe ist im wesentlichen durch „Stiftungsanteile“ aufgebracht worden, welche das Vorrecht geben, sich einen ständigen Platz zu wählen und mit welchen sich etwa tausend Personen beteiligten; von der Stiftung Grassis, eines kürzlich verstorbenen, durch edle Freigebigkeit bekannten Leipziger Bürgers, kam dann noch ein Kapital von 400 000 Mark hinzu. Der Bauplatz wurde von Herrn Voigt in Leipzig geschenkt.

Der alte Kern der Konzertbesucher ist geblieben, und ihrer viele fragen, ob es im neuen Haus nun auch beim alten Geiste bleiben werde? Auf diese Frage kann ich mit einer Geschichte antworten. Als Anton Rubinstein einst mit einer jungen Künstlerin zur Mitwirkung in einem Gewandhauskonzert gebeten war, und beide zusammen im „Künstlerzimmer“ warteten, verriet die Dame, welche hier zum erstenmal auftrat, eine leichtbegreifliche Unruhe. „Ach mein Fräulein,“ wandte sich Rubinstein zu ihr, „es gibt zwei Plätze in der Welt, wo ich selbst wohl niemals ganz meine Befangenheit überwinden werde: das Pariser Konservatorium und das Leipziger Gewandhaus!“

So lange es noch so steht, so lange die größten Künstler es sich zur Ehre schätzen, im Gewandhaus aufzutreten und da die Größe ihrer Aufgabe in solchem Maße empfinden, so lange wird das Gewandhauspodium, auf dem nicht allein Rubinstein, sondern notorisch auch die ruhmredigsten Künstler eine Art von bescheidner Haltung anzunehmen pflegen, seinen alten Ruhm bewahren, wie er durch Mendelssohn-Bartholdy begründet und durch Rietz, der Mendelssohns goldene Tage gesehen, und Reinecke, in dessen Händen noch jetzt die Kunstleitung ruht, bis auf die Gegenwart treu erhalten worden ist.

Und so muß es bleiben. Denn nach wie vielen Seiten hin bedeutungsvoll und ausschlaggebend ist nicht dieses Leipziger Konzertinstitut, an dessen Spitze die ersten Männer der Stadt stehen, — um nur einige zu nennen: Der energische Vorsteher Konsul Limburger; ein Dr. Otto Günther, unter dessen unternehmender Direktion das Leipziger Konservatorium eine gegen früher ganz bedeutende Frequenz erhalten hat; ein Dr. Georgi, Leipzigs Oberbürgermeister, dessen thatkräftiger Anteilnahme das berühmte Gewandhausorchester im wesentlichen seine jetzige Organisation verdankt! Und dieses Orchester selbst, aus dessen Mitte die bedeutendsten Künstler hervorgegangen sind, und das noch heute hier die Proben echter Meisterschaft ablegt, wie sollte es seine Kernkraft bewahren, wenn es wahr und notwendig wäre, daß durch größere Raumverhältnisse die Vollkommenheit, die Feinheit in der Durchführung der Aufgaben leiden muß? Wir glauben in dieser Beziehung uns keinen Befürchtungen für die Zukunft hingeben zu müssen. Was die möglicher Weise wünschenswerte Verstärkung des Orchesters anlangt, so wird das Direktorium keinen Augenblick zögern, sie herbeizuführen, wenn sie notwendig sein wird; daß aber die Aufführungen im großen Stil dieselbe minutiöse Vorbereitung erfahren werden, wie die bisherigen, dafür bürgt uns die Person Reinecke's, in welcher sich die Größe eines echten Künstlers mit der Gewissenhaftigkeit und Routine eines gediegenen Kapellmeisters auf das glücklichste vereinigt.

Wie aber für das Orchester, so ist auch für die Virtuosen der ganzen Welt das Gewandhaus eine Art Hochschule geworden, auf der sie „promovieren“. Nicht zwar im eigentlichen Sinn, aber die namhaftesten Künstler und Künstlerinnen haben hier ihre höchsten Ehren erworben, vielen ist hier ihre musikalische Laufbahn geebnet worden; andere wieder haben Jahre lang danach gestrebt, einmal im Gewandhaus ihr Bestes thun zu können — nur, um nachher einsehen zu müssen, daß sie besser gethan hätten, etwas Besseres zu thun.

Wie bedeutungsvoll ferner ist dies Institut für das ganze musikalische Leben Leipzigs und der vielen Fremden aller Länder, die sich hier aufhalten, wie bildend selbst für die Kritik, wie wichtig und anregend insbesondere für ein Institut, wie das Leipziger Konservatorium, dessen Organisation in der Verflachung ihren größten Feind sieht, und dessen heranreifende Kunstgenossen den höchsten Maßstab für Produktion und Reproduktion hier im Gewandhaus gewinnen!

So möge es auf lange, lange seine Pforten öffnen, dies neue Haus und in ihm blühen und gedeihen die alte, hehre Kunst! Dann ersteht, so hoffen wir, auch bald an Stelle des dürftigen Baues, den unser Bild neben dem alten Gewandhaus zeigt, ein neues Konservatoriumsgebäude, das der aufblühenden Anstalt den nötigen Raum und eine würdige Heimstätte darbieten kann!

Carl Piutti.

Am Familientisch.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

An die Romane reihe ich ein Buch, das sich ebenfalls an das große Publikum wendet: „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches“ von P. G. Heims. (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn). Der Verfasser, der als Marinepfarrer auf S. M. S. „Elisabeth“ während der Jahre 1881—83 die Reise um die Erde machte, bietet uns hier ungemein frisch gehaltene „Bilder und Skizzen von der Weltreise“. Diese Skizzen stammen gar nicht aus der Bibliothek, sondern nur aus der Wandermappe und sind sehr flott gehalten. Vielleicht mitunter etwas zu flott. Ich für meine Person wenigstens kann einen Kapitelanfang wie den folgenden nicht eben geschmackvoll finden: „Als die rosenfingrige Eos, — die an diesem Tage scheinbar vergessen hatte sich die Hände zu waschen — am 6. April die Wolkenvorhänge, hinter denen eigentlich die Sonne hätte zum Vorschein kommen sollen, verdrossen gelüftet hatte, ꝛc.“ Heims hat überhaupt eine unbillige Vorliebe für Citate, namentlich für gereimte. Sehr viel weniger wäre hier wieder einmal sehr viel mehr. Im übrigen folgt man dem Verfasser gern auf seiner Weltreise.

An „Unter der Kriegsflagge“ reihe ich „Spanische Frühlingstage“ von G. von Beaulieu (Leipzig, Hoffmann & Ohnstein). Einige dieser Frühlingstage sind unseren Lesern bereits geschildert worden, und sie werden sich gewiß derselben mit Vergnügen erinnern. „Halb-Afrika“ wird uns in diesem anmutigen Reisebericht in der zwanglosesten Weise vorgeführt und wir nehmen gern an G. von Beaulieus Fahrten und Fahrnissen Teil. Über den Wundern der Fremde wird übrigens das Deutsche nie vergessen, im Gegenteil, unsere Landsleute dort werden mit Vorliebe aufgesucht, ihr Leben und Treiben wird mit Teilnahme und Verständnis beurteilt.

Von Georg Erlers: Deutsche Geschichte in den Erzählungen Deutscher Geschichtsschreiber. (Leipzig, Alphons Dürr), auf die ich bereits aufmerksam machte, liegt nun der dritte (Schluß-)Band vor. Das treffliche Werk führt uns bis an die Schwelle der neueren Zeit, bis zu Maximilian I. In diesem letzten Bande hat der Verfasser mehr noch als in den früheren selbst das Wort ergreifen müssen, um ein richtiges Bild namentlich von den Kulturzuständen jener Tage entwerfen zu können. Es ist das in höchst fesselnder Weise geschehen. Ich kann dieses Buch, das auch in einzelnen Bänden zu haben ist, allen Geschichtsfreunden, namentlich aber der deutschen Jugend nur auf das Wärmste empfehlen.

Ein höchst interessantes Buch ist: „Wie Rußland europäisch wurde von Ernst Freiherren von der Brüggen (Leipzig, Veit & Ko.). Der Titel sagt hier voll und ganz was man zu erwarten hat und der Verfasser war durchaus dazu berufen, diese Frage zu beantworten. Brüggen ist vielleicht der gründlichste Kenner russischer Verhältnisse, den wir zur Zeit in Deutschland haben. Die Frage selbst und ihre Beantwortung sind im höchsten Grade interessant, denn wer das heutige Rußland begreifen will, der muß vor allem verstehen, wie es europäisch wurde, d. h. wie aus dem im Grunde asiatischen russischen Großfürstentum ein europäischer Großstaat wurde. Dieser Vorgang hat in der That die Geschicke Rußlands auf zwei Jahrhunderte bestimmt und daß diese Wandelung aus einem fast völlig abgeschlossenen Staat in ein europäisches Reich so jäh erfolgte, das ist die Ursache der meisten Übel, an denen Rußland zur Zeit krankt.

Brüggen schildert uns in drei Abschnitten das Großfürstentum Moskau, den Reformator Peter und Peters Nachfolger bis auf Elisabeth ausschließlich. Er bricht mit dieser ab, weil seiner Auffassung nach mit dem Ende der Herrschaft der deutschen Abenteurer der Umwandlungsprozeß im ganzen vollzogen war. Elisabeth repräsentierte in der That eine altrussische Reaktion, wenn auch nur eine nicht sehr einflußreiche.

Ich kann hier natürlich nicht näher auf die geistvollen und ungemein klaren Ausführungen des Verfassers eingehen, ich muß aber immerhin auf einige Punkte aufmerksam machen, in welchen mir Brüggen nicht das Richtige getroffen zu haben scheint. Zunächst wird er der ungeheueren Kulturarbeit des russischen Volkes nicht gerecht. Diese war durchaus extensiver Natur, aber sie war gewaltig. Die russischen Ordnungen in Sibirien, im Kaukasus, in Zentralasien lassen, mit westeuropäischen verglichen, gewiß sehr viel zu wünschen übrig, vergleicht man sie aber mit den Zuständen, die ihnen vorhergingen und an deren Stelle sie traten, so stellen sie immerhin den größten Fortschritt dar. Für diese Ordnungen aber ist in ununterbrochenen, harten Kämpfen unter den größten Opfern ein ganzer Weltteil voll sich knechtender und mordender Barbaren gewonnen worden.

Nicht nur das. Es sind doch auch ganz ungeheuere Landstrecken durch die russischen Bauern unter den Pflug genommen worden. Das ganze Gebiet der schwarzen Erde, das heute ein großes Weizenfeld bildet, war vor zweihundert Jahren öde Steppe, in der nur einige wenige Tartarenhorden ihre Herden weideten.

Diese Dinge müssen doch betont werden, wenn davon die Rede ist, wie wenig die Russen bisher für die europäische Kultur leisteten. Es konnte sich eben nie ein Überschuß der Bevölkerung bilden, der für die Wissenschaft, für die Kunst frei blieb, denn jede Eroberung rief wieder das Bedürfnis noch einer großen Zahl von Beamten wach.

Aber wozu diese ewigen Eroberungen? Nun so willkürlich wie Brüggen annimmt, waren sie denn doch nicht. Die Geschichte zeigt uns überall dieselbe Erfahrung: den Barbaren gegenüber kann ein Kulturstaat eine feste Grenze nicht aufrichten. Er muß da erobern, immer weiter erobern, ob er will oder nicht.

Aber Polen? Aber Schweden? Nun, das waren eben die alten Erbfeinde. Mit den ersteren wurde seit lange ein Kampf geführt, aus dem nur einer lebend hervorgehen konnte, die letzteren sperrten dem Lande den Zugang an die Ostsee. Wenn Brüggen die Beteiligung Rußlands an den europäischen Händeln für ganz müßig hält, so vergißt er, daß Polen, daß Schweden, daß die Türkei in sie tief verstrickt waren. Es war ganz unmöglich sie erfolgreich zu bekämpfen, ohne mit ihren europäischen Gegnern intime Fühlung zu haben und zu behalten. Der Drang an's Meer aber datiert schon aus der Zeit der großen Iwane und er war vollberechtigt, Peter folgte daher hierin nicht einer Leidenschaft, sondern alten ganz zwingenden Erwägungen.

Ich bin noch in manchem Stück anderer Meinung als Brüggen, aber das hindert mich nicht, sein geistvolles Buch allen denjenigen, die sich für Rußland interessieren, warm zu empfehlen. Es ist ungemein anregend, voll überraschender Gesichtspunkte, und, wie ich bereits hervorhob, sehr klar und anschaulich geschrieben.

Von einem andern Buch, das von Rußland handelt von Leroy Beaulieus „Das Reich der Zaren und die Russen“ ist so eben die Übersetzung des zweiten Bandes erschienen. Ich habe auf das hier in vorzüglicher Übertragung und in prächtiger Ausstattung vorliegende treffliche Werk seinerzeit ausführlich hingewiesen und beschränke mich daher diesmal darauf mitzuteilen, wovon dieser Band handelt. Es werden da besprochen: Die Bauerngemeinde, die staatliche und provinziale Verwaltung, die Justiz, die Preßverhältnisse und die revolutionäre Agitation.

Th. Hermann Pantenius.

Zur Reserve entlassen.

(Zu dem Bilde auf S. 149.)

Auf der kleinen Eisenbahnstation haben sich mehrere von verschiedenen Seiten angekommene Reservisten zusammengefunden, die auf dem Wege sind, nach abgeleisteter aktiver Dienstzeit in das gemeinschaftliche Heimatsdorf zurückzukehren. Der Müllerbernhard hat bei den ersten Gardeulanen in Potsdam gestanden, und wie die Form der eigenen schirmlosen Mütze den allerneuesten Schnitt aufweist, einen Schnitt, der noch nicht bis in die Provinz gedrungen ist, so drückt sich in Haltung und Gebärde des hübsch gewachsenen Mannes unverkennbar das Übergewicht aus, das der Gardist über den Soldaten der Linie zu haben vermeint. Hojinski hat seine Zeit bei des Kronprinzen Dragonern abgedient, und er dünkt sich entschieden wieder vornehmer, als die übrigen, denn diese haben lediglich bei den beiden Infanterieregimentern der Brigade, zu deren Aushebungsbezirk Stradam gehört, Kuhfuß und Affen geschleppt. Die fünf Bauernsöhne, die miteinander aufgewachsen sind, den Rohrstock des alten Kantors oft genug gemeinsam gekostet haben, und dann in guter Genossenschaft manch harten Strauß auf den Tanzböden der verschiedenen „Kretschams“, der Krüge und Wirtshäuser, gegen die Burschen der anderen Dörfer ausgefochten haben, waren auf diese Weise räumlich recht weit getrennt, sie haben sich selten während der letzten Jahre gesehen, und standen deshalb beim heutigen Zusammentreffen einander auch innerlich ziemlich fremd gegenüber. Aber ein gemeinsamer Frühtrunk hat die Freundschaft und Brüderlichkeit bald wieder hergestellt. Zusammen macht man sich auf den Weg.

Nicht weit von der Eisenbahnstation werden die fünf von dem bekannten Pferdehändler in seinem Sandschneider eingeholt. Der will auch nach Stradam. Vielleicht ist seine Reise kein Zufall, denn Simon Zabeck bringt alles in Erfahrung, was dem Geschäfte förderlich sein kann, und so weiß er möglicherweise auch, daß heute die heimkehrenden Reservisten in der Umgegend zurückerwartet werden. Die Freude des Augenblicks pflegt von jung und alt im Kretscham gefeiert zu werden, und da könnte sich dann leicht ein vorteilhafter Handel abschließen lassen. Der schlaue Jude hat deshalb die Stirnbänder der beiden an der Stange befindlichen Pferde ebenso wie den Kopf des nach Händlerweise daneben gehängten Rappen mit farbigen, wehenden Bändern geschmückt. Außerdem wirft die Fahrt an diesem Tage wahrscheinlich noch ein anderes Profitchen ab. Reservisten haben zuweilen Geld, meistens Kredit, sind erfahrungsmäßig immer übermütiger Laune, und fahren lieber bequem und stolz daher, als daß sie mühselig im Schweiße ihres Angesichts die Landstraße entlang wandern. Unsere fünf Freunde gehen denn auch auf den Leim. Zabeck erklärt sich für Geld und gute Worte bereit, sie nach Stradam zu fahren. Er verlangt das erstere nicht einmal bar, sondern will es stehen lassen und gelegentlich daran erinnern. Aber der Gardist hat in den größeren Verhältnissen doch zu viele Erfahrungen gemacht und ist gewitzt genug, die Gefahren zu begreifen, die hinter diesem freundschaftlichen Angebote lauern. Er hat auch einen vollen Beutel und zahlt für seine Kameraden mit.

Die Fahrt geht ziemlich langsam von statten, denn Simonche will seine Prachtgäule natürlich in den Dörfern recht frisch zeigen. Vor dem Eingange in Stradam „mischt“ er sie indes ordentlich auf: und in flottem Trabe rasselt er über das halsbrecherische Steinpflaster. Das Gut gehört dem Landrat selbst und da soll erfahrungsmäßig die Wegebesserung immer am meisten im argen liegen. Im Örtchen ist alles auf den Beinen. Dort erblickt Anton Häufel

seine alte Mutter und jauchzend winkt er ihr mit dem dicken Eichheister zu, an dem zum Zeichen seiner Würde die Säbeltroddel flattert. Auch Navrocki und Hojiuski begrüßen freudestrahlend Verwandte oder Bekannte. Nur Bernhard Müller schaut noch erwartungsvoll drein, und Jochen? Swoboda ist ein ordentlicher, fleißiger Kerl und hat sich im allgemeinen auch während seiner Dienstzeit zufriedenstellend geführt. Aber der polackische Leichtsinn steckt ihm tief in den Gliedern. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, und deren findet er nur zu häufig, sieht er gern bis auf den Grund der Flasche. Dreimal hat er deshalb brummen müssen und jedesmal feierlich Besserung gelobt. Aber die guten Vorsätze halten nicht lange vor. Auch heute hat der Schlingel wieder die verd..... Pulle bei sich; die Mütze sitzt ihm tief im Nacken, er gröhlt und juchzt und weiß augenscheinlich gar nicht mehr, daß dies sein Heimatsdorf ist. Morgen wird das anders sein. Da wird Swoboda sich schämen. Nüchtern und bescheiden gefällt er allen Leuten weit besser und findet dann gewiß Arbeit, die der arme Teufel dringend braucht. Er besitzt nichts und muß sich mit seinen Fäusten das tägliche Brot verdienen. Morgen sind die bunten Röcke überhaupt verschwunden. Der Kittel tritt wieder in sein Recht und die kräftigen Männer rühren sich, und schaffen für des Leibes Notdurft. Heute aber schwellt doppelte Freude ihre Brust, sind sie doch der strengen Disziplin der Kompanie entronnen, und zurückgekehrt in die Heimat, in das Vaterhaus, in die Arme ihrer Lieben. Und diesen Freudentag wollen wir ihnen nicht verkümmern. H. V.

Briefkasten.

Fr. A. v. D. in P. Zu kleineren Weihnachtsspenden empfehlen wir Ihnen die beliebten kunstvollen Karten, welche die Gebrüder Obpacher in München in reichster Auswahl und Mannigfaltigkeit für das Weihnachtsfest und den Neujahrstag darbieten. Insbesondere eignen sich die Weihnachtsbilder und die reizenden Glückwunschkarten, die Brieftauben (bald mit der Botschaft im Schnabel, bald ans Fenster klopfend ꝛc.) und die Rosenkarten mit Liebesgrüßen, die Kalender in allen Größen nicht zu vergessen, für die nahende Festzeit. Ältere Serien sind zu herabgesetzten Preisen zu haben — ein Verzeichnis derselben, wie einen Gesamtkatalog senden die Herren Obpacher an jeden, der direkt an sie deshalb schreibt. — Sehr empfehlenswert sind auch Ida Hausers, zwei neue Serien (III, IV) von je sechs Blumenkarten mit Sprüchen welche die Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg in trefflicher chromolitographischer Ausführung den vorjährigen hinzugefügt hat. — Der von Ed. Meisel in Leipzig herausgegebene „Spruchabreißkalender für das christliche Haus“ für 1885 reiht sich den früheren würdig an. **Ed. Z. z. H—e.** Die von Ihnen berührte Frage über das Alter des deutschen Weihnachtsbaumes ist von uns ausführlich behandelt im XVIII. Jahrgang S. 208. — **Fr. D. Sch. in F.** Zu oft schon dagewesen, auch in unserem Blatte. — **T. in Z.** Von der in No. 5 veröffentlichten „Heiligen Cäcilie“ von Carlo Dolci finden Sie eine meisterhafte photographische Nachbildung (großes Format 40 × 50 cm Preis 12 Mark) in dem neuen großartigen Werke der berühmten Kunstanstalt von Ad. Braun & Cie. in Dornach i/E., welches unter dem Titel: „Die Königliche Gemäldegalerie in Dresden“, sechshundert Gemälde in Lieferungen von vierzig Blatt mit erläuterndem Texte von Dr. Karl Woermann, Direktor der Gemäldegalerie zu Dresden umfassen wird. Die Photographieen sind in dem von Herrn Ad. Braun erfundenen Kohledruckverfahren ausgeführt, welches sich dadurch auszeichnet, daß es unveränderlich ist, d. h. daß Luft und Licht den damit hergestellten Blättern nicht, wie es bei allen anderen photographischen Vervielfältigungen der Fall ist, ausbleicht. Bisher sind von dieser Sammlung drei Lieferungen à 40 Blatt erschienen. Darunter ist das hervorragendste und vollendetste Rafaels Sixtinische Madonna. Während andere Photographien nach dem Original nicht viel mehr aufweisen, als eine Anzahl heller und dunkler Flecke und Risse, welche laut Unterschrift, das genannte Bild darstellen sollen, ist die Braunsche Aufnahme von einer bewundernswerten Klarheit. Es ist in verschiedenen Formaten zu haben zu 12 Mark (40 × 50 cm) zu 48 (60 × 80 cm) und zu 160 Mark. Von letzteren gibt es zwei Aufnahmen: einmal das Gesamtbild in halber Größe des Originals, und: das Detailbild, die Jungfrau mit dem Christuskind, in der genauen Größe des Originals. Beide sind auf Holzrahmen gespannt, oder auf Leinwand gezogen, zu beziehen durch den Vertreter der Firma: Hugo Großer, Leipzig Langestraße 37. — **B—w. in Z.** Dankend abgelehnt. — P. **M. in K. b. T.** Alle Lutherfeste des vorigen Jahres im Daheimkalender zu erwähnen, war unmöglich.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Abela.

	a	b	c	d	e	f	g	h
8		♘	♛					
7	♖							
6					♟			♗
5								
4	♙	♚						
3	♖	♘		♙	♟	♔		
2		♙				♕	♞	
1							♝	

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Rösselsprung.

sie	ner	Sohn	schwis	Va	den	ter	wie
ren	letz	durch	fiel	Schwes	tern	Mein	Auch
Frau	Und	sei	Die	Ge	ter	der	freund
te	ih	en	auf	durch	lich	sei	ner
Schuld	ruht	Laß	gehn	nem	Hand	nen	un
mich	Hoff	ihm	treus	Haus	und	rei	Hin
me	lein	Von	rei	ber	Her	ser	süh
nung	mit	Stam	al	A	ent	ü	zen

Bilderrätsel.

2. Diagonalrätsel.

	a		u		u	
	i	o		i		e
A				a		y
A			e			a
	a		i		ä	a
A			e		i	
O			a		i	o

Die leeren Felder des obigen Quadrats lassen sich mit je einem Konsonanten so ausfüllen, daß die sieben wagerechten und die beiden diagonalen Reihen bekannte Wörter ergeben. Die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) nennen:

1) eine Göttin der Griechen,
2) eine Provinz von Palästina,
3) ein ungarisches Grafengeschlecht,
4) einen Zweig der Mathematik,
5) eine der Hauptpersonen in Mozarts „Don Juan“.
6) ein musikalisches Instrument,
7) des Herrn Professors rechte Hand. Von den beiden diagonalen Reihen nennt die eine eine klassische Oper, die andere eine bekannte Stadt in Frankreich.

3.

Als Jambus erfreulich.
Als Trochäus abscheulich. R. F.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 9.

Damespielaufgabe.

1. Db8—c7 1. Da3—e7
2. Dd8—f6 2. Da5—g5
3. h4—f6 gewinnt.

1. „Wie gewonnen, so zerronnen“.

Walli S
Ill O
Eisener Z
Georgin E
Esthe R
Webe R
Orinoc O
Nelso N
Neu N
Euterp E
Neptu N

2. Ausschlag.

3. Dreisilbige Scharade: Wegweiser.

Bilderrätsel:

Es ist nicht immer an dem, daß Sprüchwort wahr Wort ist, z. B.: „Einmal ist keinmal“.

4. Schlagbaum.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Eine Augenblicksphotographie von O. Anschütz in Lissa, im Verlag von Paul Heßling in Leipzig. — Die Berliner Stadtmission. Fortsetzung. Von Adolf Stöcker. — Von den Wachtfeuern des Mahdi. IV. — Im Banne des Stabreimes. Von H. Schults. — Ein neues Buch der Verfasserin von „Unsere Mutter“. Von R. Koenig. Das neue Konzerthaus. Von Carl Piutti. Mit drei Illustrationen und drei Porträts. — Am Familientische: Vom Weihnachtsbüchermarkt. Von Th. H. Pantenius. — Zur Reserve entlassen. Zu dem Bilde von G. Koch. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Dezember 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 11.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Es war an einem der ersten Januartage. Nachdem stürmisches Wetter und Schneetreiben die jungen Leute mehrere Tage lang genötigt hatte, die gewohnten Übungen im Freien zu unterbrechen, schien heute die Sonne strahlend vom wolkenlosen Himmel und erweckte auf der Schneefläche und auf den beschneiten, tief niederhängenden Bäumen des Parkes ein Strahlen und Flimmern, ein Glitzern und Funkeln, als wolle der Winter beweisen, daß er's wohl aufnehmen möge mit des Sommers Pracht und Herrlichkeit. — Die Freifrau stand am Fenster und sah den jungen Mädchen zu, die unter der Freitreppe am Eingange des Parkes auf Ulrich warteten. Er hatte den Waldsee vom Schnee säubern lassen, und die von den behandschuhten Händen der Mädchen niederhängenden Schlittschuhe bewiesen, daß es auf eine gemeinsame Eispartie abgesehen war. Während Margarete langsam durch den Park voranging, schüttelte Else übermütig den Schnee von den schwergebeugten Zweigen auf die junge Engländerin nieder. Lucy hatte den Schleier zurückgeschlagen, das kleidsame Pelzbarett ließ das von der Kälte frisch angehauchte zarte Gesicht frei, und als sie sich jetzt anmutig niederbog, um den Schnee von den kurzgeschürzten Kleidern abzuklopfen, mußte die Freifrau sich gestehen, daß sie kaum je ein reizenderes Geschöpf gesehen habe. „Der arme Junge!“ seufzte sie bei sich selbst. „Es ist kein Wunder, daß sie ihn anzieht! Und doch muß er sie aufgeben, und je eher er aus seinem sich Gehenlassen aufgerüttelt wird, desto besser ist's für ihn! — Er muß gewarnt werden! So schwer mir's fällt, ihn zu beunruhigen, ich darf nicht länger zögern!“

„Ich sehe mit Bedauern, daß du heute keine Zeit für mich zu haben scheinst“, wandte sie sich an Ulrich, der soeben ins Zimmer trat, um sich bei ihr zu verabschieden. „Ich hatte die Absicht, dich um deine Begleitung zu bitten.“

„Du, Mama?“ fragte Ulrich mit einigem Erstaunen, und sie sah deutlich den Schatten, der über seine offenen Züge flog.

„Ich würde dir dankbar sein, wenn du mich auf einem kurzen Gange durchs Dorf begleiten wolltest“, fuhr sie fort. „Du könntest deine Schwestern vorangehen lassen und sie später abholen. Es würde dir immer noch Zeit dazu bleiben.“

„Wir hatten Miß Ernscliffe eine neue Lektion im Schlittschuhlaufen versprochen“, sagte Ulrich, dem es schwer wurde, sich in das veränderte Programm zu schicken. „Aber natürlich begleite ich dich, wenn du es wünschest. Nur erlaube, daß ich die jungen Damen von meinem Ausbleiben in Kenntnis setze.“

Die Freifrau sah ihm nach, wie er die Treppe niederstieg und nach einem kurzen Hin- und Widerreden mit den jungen Mädchen zum Schlosse zurückkehrte, während diese langsam den Parkweg einschlugen. Sie zog sich zurück, um Hut und Mantel anzulegen, ehe er das Zimmer wieder betrat, und fand ihn bei ihrer Rückkehr am Fenster stehen und den Weg hinabschauen, obgleich die drei jungen Gestalten bereits hinter den Waldbäumen verschwunden waren.

Mit einem unwillkürlichen Seufzer wandte er sich zu ihr und bot ihr den Arm. Beide schwiegen, während sie miteinander den Park verließen, um den Weg durchs Dorf einzuschlagen, der an der alten Meinhardt Häuschen vorüber zum Walde führte. Ulrichs Gedanken gingen, ihm selbst unbewußt, den jungen Mädchen nach und hafteten an dem Ausdruck der Enttäuschung, der Lucys liebes Gesicht bei seiner Ankündigung überflogen hatte. Die Freifrau suchte nach einer Anknüpfung, um das Gespräch einzuleiten, das ihr jetzt, wo sie den Zeitpunkt gekommen fühlte, als eine schwierige Aufgabe erschien. Sie war nicht gewohnt zu zögern, wo es sich um eine Pflicht gegen ihre Kinder handelte, und doch ward der Anfang ihr schwerer, als sie geglaubt hatte.

Endlich gab Ulrich selbst die gewünschte Gelegenheit, indem er sagte: „Welch eine angenehme Hilfe bei unsern Weihnachtspflichten uns Miß Ernscliffe gewesen ist, Mama! — Namentlich bei unsern Gesangaufführungen möchte ich ihre Stimme nicht entbehrt haben.“

„Sie hat einen vortrefflichen Alt“, erwiderte Frau von Ellern, „der mit Margaretes vollem Diskant vorzüglich harmoniert. Indessen hoffe ich, daß, wenn sie uns verlassen hat, Else ihre Stelle wird einnehmen können.“

Ulrich schwieg, die Kälte der Bemerkung verletzte ihn. Die Freifrau gewahrte es, fuhr aber jetzt unbeirrt fort: „Du bringst mich auf einen Gegenstand, den es mich längst gedrängt hat einmal vertraulich mit dir zu besprechen, Ulrich! — Bist du vorsichtig genug in deinem Benehmen gegen Miß Ernscliffe? Bist du dir bewußt, daß du dich ihr gegenüber in einer besonderen Lage befindest?“

Ulrichs „Wie so, Mama?“ kam etwas zögernd heraus, und seine Mutter fuhr fort: „Ihr verkehrt mit ihr auf einem Fuße, den ihre Liebenswürdigkeit und Bildung zu rechtfertigen scheint. Aber bleibst du dir bewußt, daß deine Stellung ihr gegenüber dir Schranken auferlegt, die du als Mann von Ehre nicht überschreiten darfst?“

„Mama!“ rief Ulrich und eine hohe Röte überflog sein Gesicht. Sie ließ ihm nicht Zeit zu einer Antwort, sondern fuhr sogleich fort: „Du bist der Repräsentant eines sehr alten Namens, mein Sohn, oder — du bist nichts! — Du hast kein Recht, die Gefühle eines Mädchens zu beunruhigen, die dir in beiden Fällen gleich unerreichbar fern steht.“

Ulrich schwieg, aber er atmete tief auf. Was er sich selbst bisher nicht gestanden hatte, das hatten ihm ihre Worte plötzlich klar gemacht, — wie unaussprechlich teuer ihm Lucy geworden war. Zugleich aber konnte sein rechtlicher Sinn seiner Mutter nicht in allen Stücken unrecht geben, so gern er sich auch gegen diese Erkenntnis verschlossen hätte. — Die Freifrau ging schweigend neben ihm her und ließ ihm Zeit, seiner Bewegung Herr zu werden.

„Mama,“ sagte er endlich, während seine Stimme ihr die Erregung seines Innern verriet, „verzeih, wenn ich dir nicht völlig zustimmen kann. Wenn ich auch, wie du sagst, nichts bin, so bin ich doch immer ein Mann, der ein starkes treues Herz zu bieten hat und den Willen und die Kraft in sich trägt, eine Stellung zu erringen, die ihm erlaubt, ein edles Mädchen an sich zu fesseln.“

„Ulrich! laß mich nicht glauben, daß die Leidenschaft dein gesundes Urteil bereits verblendet hat!“ rief die Freifrau, erschrocken in sein erregtes Gesicht blickend.

Er zog die Hand, die auf seinem Arme ruhte, an seine Lippen und fuhr gefaßter fort: „Beruhige dich Mama! — Ich will dir's nicht verhehlen, daß deine Warnung für mich zu spät kommt; ich konnte nicht so lange in ihrer Gesellschaft leben und kalt bleiben! — Aber ich werde um ihrer selbst willen nichts thun, was ihren Frieden stören könnte, ehe ich weiß, wer ich bin und was ich zu bieten habe!“

„Das spricht mein Sohn!“ sagte Frau von Ellern und drückte zärtlich den Arm, der sie führte. „Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen konnte! Du konntest nicht taub sein, wo deine und deines Hauses Ehre Opfer von dir fordert!“

„Ich glaube, wir mißverstehen uns, Mama! — In meinen Augen ist Miß Ernscliffe durch soviel seltene Gaben, durch soviel Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß sie jeder noch so hohen Stellung zur Zierde gereichen würde, selbst wenn sie nicht durch ihre Herkunft dazu berechtigt erscheinen sollte, — was wir nicht wissen! — O Mama! Du selbst kannst nicht kalt gegen soviel Güte und Unschuld sein!“ — Er schwieg einige Augenblicke, in der Hoffnung auf ein Zeichen der Zustimmung von den Lippen der Freifrau; als es ausblieb, fuhr er fort: „Was ich meine, ist, daß ich nichts thun will, ihr Herz zu gewinnen, ehe ich weiß, daß ich ihr einen ihrer würdigen Platz in der Gesellschaft bieten kann.“

Frau von Ellern wollte etwas erwidern, — aber sie hielt sich zurück. Sie fühlte, daß sie für jetzt genug gesagt hatte; sie hatte warnen wollen, und sie hatte gewarnt. Auch hatte sie nicht wenig erreicht. Zwar waren durch Ulrichs Geständnis ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt worden, aber er hatte ihr versprochen, nichts Übereiltes zu thun, — sie hatte Zeit gewonnen und hoffte, damit alles gewonnen zu haben. Sie war überzeugt, daß ihn bei ruhigerer Überlegung sein klarer Verstand selbst zu ihrer Ansicht der Angelegenheit führen werde, — jedes weitere Wort von ihrer Seite konnte nur seine Selbständigkeit gegen sie ins Feld führen. — So gingen sie schweigend neben einander her, bis Ulrich noch einmal begann: „Wenn aber, was ich nicht zu hoffen wage, ihr Herz schon gesprochen haben sollte, wie das meine? — Dann, Mama, könnten mich Ehre und Rücksicht auf ihr Glück zu einer anderen Handlungsweise nötigen!“

Frau von Ellern erwiderte schnell: „In diesem Punkte hoffe ich mich auf dich verlassen zu können, mein Sohn. Dein gesunder Sinn wird dich vor der Narrheit anderer junger Männer bewahren, die in jedem Blick harmloser Freundlichkeit aus den Augen eines schönen Mädchens einen Tribut ihrer Eitelkeit sehen und jedes höfliche Wort für ein Zeichen warmen Gefühls nehmen!“

Ulrich schwieg verletzt, und es war für beide eine Erleichterung, daß sie jetzt vor dem Häuschen der alten Meinhardt angelangt waren, der seine Mutter einen Besuch zu machen dachte. Die Alte war nicht so kräftig wie früher. Es war, als habe sie mit der Hoffnung auf das Wiedersehen ihres Lieblings einen Teil ihrer Lebenskraft eingebüßt, und sie hatte der Winterkälte nicht den Widerstand entgegen zu setzen vermocht, wie in früheren Jahren. Margarete, und in letzter Zeit namentlich Lucy, für die sie von den Tagen her, wo sie ihren Fuß behandelt hatte, eine besondere Teilnahme an den Tag legte, hatten sie häufig besucht und öfters bettlägerig gefunden.

Die Freifrau, die es als eine ihrer Gutsherrinpflichten betrachtete, sich nach den Alten und Kranken persönlich umzusehen, obwohl sie selbst fühlte, daß die vornehme Zurückhaltung, von der sie sich nicht frei machen konnte, wenig Wohlthuendes für ihre Leute hatte, suchte in der Regel ihre Besuche durch ein zurückgelassenes Geschenk wertvoll zu machen. Der alten Meinhardt würde sie indessen niemals gewagt haben, ein solches anzubieten, und sie betrat deshalb selten das Häuschen dieser Frau, bei der sie nie das Gefühl verließ, daß sie in ihrer ganzen inneren Haltlosigkeit von ihr durchschaut und schonungslos beurteilt werde. Auch heute war es nur ein kurzer Besuch, bei welchem sich weder Besucher noch Besuchte wohl fühlten. Ulrich, der es sonst verstand, eine gewisse Behaglichkeit herzustellen, war abwesend und schweigsam, und alle waren erleichtert, als die Freifrau sich erhob, um sich zu verabschieden.

Sie ließ sich darauf von Ulrich bis an den Eingang des Parkes begleiten und entließ ihn dann, als der kurze Nachmittag sich bereits dem Abend zuneigte, um die jungen Mädchen vom Eise abzuholen. — Sobald er sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie stehen und preßte die Hand aufs Herz. — „Ich habe kein Glück mit meinen Einmischungen,“ sagte sie mit einem schweren Seufzer. „Alle meine Kinder gehen ihren eigenen Weg. — Aber das Mädchen muß fort!“ — Langsam schritt sie die Stufen hinauf. — „Das Mädchen muß fort!“ wiederholte sie noch einmal. „Es wird sich eine Veranlassung finden lassen, sie zu entfernen. — Es thut mir leid; sie ist eine frische, angenehme Gesellschaft gewesen für die armen Kinder in diesem einsamen Winter; und die englischen Studien nahmen einen erfreulichen Fortgang. Aber Ulrichs Zukunft darf nicht riskiert werden.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und hielt sie auf den Boden geheftet; da blitzte ihr etwas aus dem Schnee entgegen, sie bückte sich nieder es aufzuheben. Es war ein goldenes Medaillon, kostbar gearbeitet, wie ihr kundiges Auge sogleich erkannte. Eins der jungen Mädchen mußte es verloren haben. — Vielleicht Margarete? — Und es flog ihr der Gedanke durch den Kopf, ihr Kind könne ein Geschenk ange-

nommen haben, ein Bild bei sich tragen, von dem sie nichts wußte. Sie barg das kleine Schmuckstück in der Hand und stieg die Stufen schneller hinauf. In ihrem Zimmer angelangt, trat sie sogleich ans Fenster und öffnete die Kapsel. Aber nicht das erwartete Bild ihres Neffen blickte sie an aus dem engen Rahmen; es war ein zarter, lockiger Kinderkopf, ein Paar helle Augen und ein rosiger Mund, — ihr fremd, und doch — o wie bekannt! — Es war ihr, als sähe sie sich um mehr als zwanzig Jahre zurückversetzt, als stünde neben ihr der Mann, dem sie soeben Herz und Hand zu eigen gegeben, als hielte er ihr eben dieses Bild mit den wunderbar klaren Augen entgegen, als hörte sie seinen zärtlich warmen Ton, als er sprach: „Sieh, geliebte Sophie, das war der Junge vor sechs Jahren; er ist aber auch heute noch ein schöner Junge, den es dir leicht werden wird, um meinetwillen zu lieben!“

Frau von Ellern legte die Hand an die Stirn und dann plötzlich an den Fenstergriff. Ihr schwindelte. Woher kam das Bild, wer besaß es, wer trug es am Herzen, wie sie es nie getragen? — Und ein bitteres Weh der Reue durchfuhr sie bei der Erinnerung, wie wenig sie das Vertrauen des verstorbenen Gatten gerechtfertigt hatte. — Dann legte sie das Medaillon nieder, warf Hut und Mantel hastig von sich, nahm es wieder auf und suchte ein Zimmer auf, das sie in den letzten Monaten gemieden hatte, das Zimmer des verstorbenen Grafen. Sie drückte die Thür hinter sich ins Schloß, zündete die mitgebrachte Kerze an und zog einen Schlüssel hervor, den sie stets bei sich zu tragen pflegte. Sie öffnete eilig das verschlossene Schreibbüreau, und begann in den Schubfächern zu kramen. Aber es war keins dieser vergilbten Papiere, selbst die Abschrift des letzten Willens nicht, die sie mit einem neuen schmerzhaften Stich ins Herz zurückschob, das heute ihre Aufmerksamkeit fesselte. Sie suchte nach einem kleinen Etui in braunem Maroquin, das sie bei Lebzeiten des Oheims zuweilen gesehen, und das er, wie sie wußte, in eigenem Gewahrsam gehalten und mit der kindischen Eifersucht seines gebrochenen, alten Herzens vor fremden Augen gehütet hatte. Jetzt hielt sie es in der Hand und öffnete es mit bebenden Fingern. Sie stellte die Kerze dicht daneben und legte das Miniaturbild dazu. Zitternd verglich sie Zug um Zug; die offene Stirn, die großen blauen Augen, die vollen Lippen, die in dem Kinde schon einen Zug von Sinnlichkeit verrieten, der die Schönheit des Mannes gebrandmarkt hatte, — das braune dichtgelockte Haar; ihre Vermutung erhob sich zur Gewißheit. Beide Bilder waren, wenn nicht von einem und demselben Original entnommen, so doch von einer Ähnlichkeit, wie sie nur der allernächste Verwandtschaftsgrad hervorbringen konnte.

Die Freifrau legte das dem Büreau entnommene Etui an seinen Ort zurück, verschloß es sorgfältig, löschte das Licht und verließ den Raum, still und eilig, wie sie gekommen. Im eigenen Zimmer angelangt, untersuchte sie das Medaillon von allen Seiten; sie hielt es gegen das Licht und entdeckte bald in den verschlungenen Arabesken der inneren Deckelfläche winzig kleine Buchstaben. Sie brauchte Mühe, dieselben zu entziffern, und es gelang ihr erst mit Hilfe eines Vergrößerungsglases; deutlich hoben sich nun die Buchstaben aus der Arabeskenverschlingung, und sie las: „Ch. M. to his dear wife L. M.“

Frau von Ellern ließ die Hände sinken; die kleine Goldkapsel glitt zur Erde, und sie saß regungslos, bleich, mit zusammengepreßten Lippen, während ein fieberhafter Frost ihre Glieder durchrieselte. Wie eine Offenbarung war es über sie gekommen, unvermittelt und plötzlich. Niemand brauchte ihr zu sagen, wes das Bildchen sei, — niemand, wer die sei, der es angehörte; sie fühlte, sie wußte instinktmäßig, daß es nur Eine sein konnte, die Eine, die ihr als die furchtbarste Feindin erschien, — die sie fürchtete als das Hindernis, das ihre Kinder vom Glücke schied. Das Mädchen, welcher sie ihr Haus gastlich geöffnet hatte, die fröhliche Gefährtin ihrer Kinder, deren Lieblichkeit und unschuldiger Herzensgüte sie selbst ihr Herz nicht ganz hatte verschließen können, — das Mädchen, das ihr den Sohn „verführt,“ wie sie es soeben in der Bitterkeit ihrer Seele bei sich selbst genannt hatte, die sie hatte verbannen wollen, — sie war es, — sie war die gefürchtete, unbekannte Erbin, die zwischen ihr und der glänzenden Zukunft ihres Hauses stand!

Wie aber kam sie hierher? — Was hatte sie bewogen, sich in den Busen einer Familie einzunisten, deren Interessen den ihrigen so schroff entgegengesetzt waren? — War's möglich, daß sie sich selbst nicht kannte? — Daß sie nicht wußte, daß es nur eines Hervortretens ihrerseits bedurfte, um den Frieden der Familie zu zerstören und alle Verhältnisse zu verwirren, — den Gast zum Wirt, den Wirt zum ausgestoßenen Fremdling zu machen? — Je mehr Frau von Ellern sich Lucys Erscheinung und Auftreten vergegenwärtigte, desto mehr befestigte sie sich in dieser Auffassung. Sie dachte an ihre unbefangene Heiterkeit, an die harmlose Art und Weise, mit welcher sie sich ihren Töchtern angeschlossen hatte, und sagte sich: „Das Mädchen kann keine abgefeimte Heuchlerin sein!“ Was aber bedeutete ihr Erscheinen hier zu einem so verhängnisvollen Zeitpunkt? — War sie ein Werkzeug in einer fremden Hand? — Und in welcher?

Und Ulrich liebte dieses Mädchen, — Frau von Ellern konnte sich nicht so schnell gewöhnen, eine Frau in ihr zu sehen —, und vielleicht war auch sie nicht unempfindlich gegen ihn. Sie konnte es nicht sein, sagte sich das Mutterherz. — Lag hier eine Hilfe? eine Lösung der Verwirrung? — Und gerade heute hatte sie mit harter Hand in die zarten Fäden gegriffen und vielleicht ein keimendes Verhältnis auf immer gestört! — O, sie hatte kein Glück mit ihren Einmischungen! — Eins war gewiß: jetzt mußte Lucy bleiben; sie mußte sie in der Hand behalten. Und Ulrich? — Es war eine schwierige Frage! Sollte sich Lucys Recht auf das Erbe beweisen, so war es ja der beste Ausweg, wenn er mit der Hand dieser schönen Frau das Verlorene wieder gewinnen konnte; — wenn aber nicht? — Die arme, verlassene Witwe des ungeliebten Stiefsohnes, des Verbrechers, war keine Partie, an welche nur gedacht werden konnte! — Frau von Ellern wand sich unruhig hin und her. — Konnte sie nicht dies eine Mal ihre Hand aus dem Spiele lassen, und ruhig erwarten, wie eine höhere Hand die verwickelten Fäden lösen würde? — Sie dachte an Margaretes Worte: „Du hast dich allemal verrechnet, wo du selbst eingreifen wolltest, Mama! Kannst du nicht einmal ruhig zusehen, wie Gott es fügen wird?“ — O, wie bitter warf ihr Gewissen ihr vor, was sie bisher in ungeduldigem Vorgreifen gesündigt hatte! — Sie hatte die Nachforschungen nach ihrem Stiefsohn verhindert und ihn selbst dem Verderben preisgegeben, um ihren Kindern sein Erbe zu sichern, — und er war wieder aufgetaucht, als sie es am wenigsten noch erwartet hatte. — Sie hatte den schnellen Tod des Oheims herbeigeführt, und selbst die Hoffnungen zerstört, die sich für ihre Kinder vielleicht noch an sein längeres Leben hätten knüpfen können. Konnte sie jetzt nicht stille sein und der Fügung dessen vertrauen, dem sie bisher stets zum eigenen Schaden in die leitende Hand gegriffen hatte?

Frau von Ellern wußte, daß sie es nicht konnte. — Sie hatte nicht Margaretes vertrauendes Gemüt. — Ihre Frömmigkeit diente nur dem Triebe, die Unruhe des Gewissens zu betäuben; sie fürchtete Gott, aber sie vertraute ihm nicht.

Die Freifrau ward aus dem angstvollen Brüten, in welches sie ihre Entdeckung gestürzt hatte, durch die sich vom Park her nähernden Stimmen geweckt. Eilig hob sie das ihren Händen entfallene Medaillon vom Boden, eilte die Treppe hinauf und legte es in Lucys Zimmer so nieder, daß diese glauben mußte, es dort verloren zu haben. Ebenso schnell kehrte sie in ihr eigenes Gemach zurück, und ehe die jungen Leute das Schloß betraten, war jede Spur einer ungewöhnlichen Erregung aus ihren Zügen verwischt.

Die frühen Abendstunden pflegte in Ellernbrunn ein jeder auf seine Weise hinzubringen. Else hatte Musikübungen zu machen, Lucy Briefe zu schreiben, Margarete begab sich ins

Zimmer ihrer Mutter. Ulrich warf sich in dem seinigen auf den Sessel neben dem Fenster, stützte den Kopf in die Hand und starrte in die Dunkelheit hinaus. — Er hatte, seinem Vornehmen getreu, als er die Mädchen vom See heimgeleitet, Margarete den Arm geboten, es Else und der jungen Engländerin überlassend, ihnen nachzufolgen. Er war schweigsam und kaum im stande, seine Aufmerksamkeit im Gespräche mit der Schwester festzuhalten; bald gingen beide schweigend nebeneinander her. Auch das andere Paar schien nicht gesprächig zu sein. Elses Geplauder wenigstens ward selten durch Lucys sonst so fröhliche Stimme unterstützt. Als sie, im Schlosse angelangt, in den Kreis der Lichter traten, begegneten ihm ihre Augen mit einem so unschuldig fragenden Blick, daß er sich eilig abwandte und die Treppe hinaufsprang. Und nun zürnte er sich selbst, daß er's nicht vermocht hatte, ihr unbefangen entgegenzutreten. Was hatte sie gethan, was eine verminderte Freundlichkeit von seiner Seite rechtfertigte?

Es war heute ein sogenannter „deutscher Abend," an welchem deutsche Lektüre die gemeinsame Unterhaltung nach der Abendmahlzeit bildete. Lucy war so weit im Verständnis der Sprache vorgeschritten, daß ihre jungen Gefährtinnen die Dichtungen deutscher Klassiker mit ihr lesen konnten; „Hermann und Dorothea" war von ihnen begonnen und sollte heute beendigt werden. Nach dem frühen Abendessen rückte die junge Welt um den Familientisch des behaglichen Wohnzimmers, Frau von Ellern nahm auf der Chaiselongue Platz, die Handarbeiten der Mädchen wurden hervorgesucht und die Vorlesung begann. Ulrich pflegte regelmäßig daran teilzunehmen; heute schützte er anfangs Kopfweh vor, bei welchem das Licht für seine Augen schmerzhaft sei, und zog sich in die Fensternische zurück. Er konnte von hier aus ungesehen die Blicke auf dem lieblichen Gesichte haften lassen, das sich über die Handarbeit beugte und ihm heute blasser als gewöhnlich zu sein schien. — Als die Reihe des Lesens an ihn kam, trat er näher und stand hinter Margaretes Stuhl, ihr über die Schulter blickend, als sie die letzten Verse des Gesanges vorlas.

„Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an"

Die Erinnerung an einen ähnlichen Augenblick seines Lebens war zu mächtig in ihm, er hob die Augen und begegnete denen Lucys mit einem Blick, vor dem sie die ihren sofort senkte, während das rasche Blut ihr plötzlich Hals und Wangen und die reine Stirn mit glühendem Rot bedeckte.

„Verzeiht, wenn ich mich zurückziehe," sagte Ulrich, nachdem Margarete geendigt, „ich bin außer stande heute zu lesen."

„O Ulrich, was fehlt dir? — Du siehst krank aus! — Du hast dich doch nicht erkältet?" begegneten die besorgten Fragen einander.

„Es ist nichts! — es wird morgen vorüber sein! Eine ruhige Nacht bringt mich schon wieder zurecht!" tröstete Ulrich und verabschiedete sich schnell.

Und Lucy? — Die Vorlesung war für sie verloren, und sie wußte nicht, wie sie ihre Rolle in dem daran sich schließenden Gespräch geführt hatte, als sie später die Einsamkeit ihres Zimmers aufsuchte. Sie kniete vor dem Divan nieder, preßte das Gesicht in die Hände und das stürmisch klopfende Herz gegen die Kissen. Was Ulrich die Warnung der Mutter verraten, das hatte ihr der eine Blick der Augen gezeigt, — er hatte den Schleier von ihrem Innern weggezogen, sie wußte, daß sie liebte, zum erstenmale mit der vollen Kraft ihres Herzens. Lange lag sie auf den Knieen, vergebens gegen die Gewalt ihrer Bewegung ankämpfend. Stürmische Seligkeit und angstvolles Bewußtsein ihrer Lage durchzuckten ihr Herz. — Was sollte jetzt aus ihr werden? — Konnte sie bleiben mit dem Bewußtsein dieser Liebe im Herzen, da ihr der Geliebte doch so unerreichbar ferne stand? — Konnte sie sich losreißen? — O wie hatte sie sich so weit vergessen können, so unbewacht das Herz in eine Liebe hineintreiben zu lassen, die nun ihr Unglück werden mußte! — Ihr Unglück? — Und war's nicht Seligkeit an sich, zu lieben? — Mußte es nicht immer Seligkeit sein, ihn geliebt zu haben? — Kein Gedanke an die Möglichkeit, den Geliebten zu besitzen, kam ihr in den Sinn. Ihre ihr selbst so lange in Vergessenheit geratene Lage, ihr befleckter Name, das Gelübde, das sie gethan, ihn von der daran haftenden Schuld zu reinigen, standen plötzlich wieder klar vor ihres Geistes Auge. Es war, als hätte der Moment, der ihr Herz enthüllt, erleuchtend und klärend die Decke von ihrem inneren Auge gezogen. Sie sah die Kluft, die sie vom irdischen Glücke trennte, aber sie wandte sich nicht verzweifelnd ab. Sie beugte ihr Haupt der Last, die ihr Schöpfer auf sie legte, und erhob sich mit dem festen Entschluß, sie willig zu tragen, — und ihre Liebe schien ihr als verklärendes Licht auf ihren Weg zu leuchten.

Als sie aufstand, sah sie zu ihren Füßen etwas glänzen. Erschrocken faßte sie danach; es war ihr Medaillon, das Bild ihres Kindes, das, wie sie meinte, eben erst von dem Bande abgeglitten sein konnte, das es an seinen Platz an ihrem Herzen fesselte. Sie öffnete es fast unwillkürlich und blickte mit feuchten Augen in das liebe Gesicht. „Kommst du, um deiner armen Mama Mut zu machen, mein Liebling?" sagte sie leise und preßte die Lippen darauf. Da erschien ihr zum erstenmale etwas in diesen Zügen, was sie noch nie bemerkt hatte. Erschrocken blickte sie das Bild an, ja, sie irrte sich nicht. Lag's im Blick der Augen oder war's die freie, klare Stirn? — Was war's, das ihr das Bild des geliebten Mannes in das des heimgegangenen Lieblings verklärte? — Sie küßte das Bild noch einmal und befestigte es von neuem an seinen Ort. Dann suchte sie ihr Bett auf, aber der Schlaf wollte lange nicht kommen. Sie zog die Vorhänge zurück und folgte mit wachen Augen dem Mond auf seiner glänzenden Bahn, die er über den Parkbäumen wandelte. Mitternacht war längst vorüber, ehe die Müdigkeit ihr Recht geltend machte und ihre Augen zu unruhigem Schlummer schloß.

XIV. Ein Zufall.

Miß Danvers hatte einen sehr stillen Winter verlebt. Sie war an ihre vereinsamte Stellung gewöhnt und hatte in vergangenen Jahren keinen Mangel empfunden. Aber die Erfahrung des vorigen Winters, in welchem die Gegenwart ihres Schützlings ihrem Leben Wechsel und Interesse, die Sorge für ihn einen Inhalt verliehen hatte, ließen sie jetzt entbehren, was sie früher zu wenig gekannt hatte, um es zu vermissen. Sie war weicher gestimmt und hatte das früher nie gefühlte Bedürfnis, an den Leiden und Freuden ihrer Mitmenschen Anteil zu haben, dem durch die jeweiligen brieflichen Nachrichten von Mr. Oldcastle und Lucy nicht genügend entsprochen wurde. — Den Schaden und Nutzen ihrer unbefriedigten Gemütsstimmung hatte in erster Linie ihr Mädchen Bridget zu tragen, und es würde für einen Beobachter unterhaltend gewesen sein, festzustellen, welchen Exzentrizitäten der Laune dieses Rechnung zu tragen und welche Beweise teilnehmender einer halben Reue entsprungener Gutherzigkeit sie zu verzeichnen hatte.

An einem trüben Märztage saß Miß Danvers am Fenster ihres Wohnzimmers und blickte hinaus auf die hin- und herwogende Nebelmasse, die Land und Meer, Luft und Wasser mit dem gleichen Schleier deckte und in die gleiche Farbe eines eintönigen Grau hüllte. Zuweilen ballte sich der Nebel zu rollenden Massen zusammen und ließ auf einen Augenblick die bleierne Wasserfläche oder die dunkeln Bergkuppen der gegenüber liegenden Küste erblicken, zuweilen flogen dunkle Flocken, wie losgerissene Fetzen seines wehenden Schleiers, über den trüben Himmel und die jetzt so öde Küste dahin. Das Feuer im Kamin flackerte, aber die feuchte Luft, die von Fenstern und Thüren nicht völlig ausgeschlossen wurde, schien sich erkältend selbst über seinen warmen Schimmer zu legen. Miß Danvers' Stricknadeln klapperten eintönig, und diese Beschäftigung, in ihrer Einförmigkeit so wenig geeignet eine thätige Menschennatur zu befriedigen, that wenig dazu bei, ihre Gedanken von dem Gange abzulenken, den sie in letzter Zeit mit unbarmherziger Hartnäckigkeit einzuschlagen pflegten.

Nachbarskinder. Von Hugo Engl.
Aus: Münchener bunte Mappe. (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.)

Mit wie großer, fast enthusiastischer Hoffnung die neuen Aussichten ihres Schützlings auch Miß Danvers zuerst erfüllt hatten, der schleppende Gang, den die Dinge seither genommen, schien dieselbe nicht zu rechtfertigen. Sie hatte mit Mr. Oldcastle einen regelmäßigen, wenn auch nicht lebhaften Briefwechsel unterhalten, aber der Refrain jedes seiner kurzen Briefe war das unerwünschte Alte: „Nichts Neues!" — Erst in der vergangenen Woche hatte sie eine neue Anfrage an ihn gerichtet und die heut eingelaufene Antwort lag neben ihr auf dem Fenstersims, wohin sie dieselbe in einer Anwandlung ungeduldigen Unwillens unsanft geworfen hatte.

„Sie fragen mich, verehrte Freundin, was ich in Angelegenheiten der Mrs. Manfred neuerdings für Schritte gethan habe, und ich gebe meine Antwort mit demselben Gefühl der Unbefriedigtheit, mit welchem Sie dieselbe zweifelsohne aufnehmen werden. Es ist meinen Bemühungen noch immer nicht gelungen, ein Glied der Mannschaft der Melanie aufzufinden. Die wenigen geretteten Personen gehörten zu einem kleinen Teil dem Schiffsvolk an, und diese haben sich ohne Ausnahme in neue Dienste begeben. Nur der Zufall könnte uns in den Bereich eines dieser Zeugen führen. Der größere Teil gehörte der Klasse der Auswanderer an, die sich sogleich in alle Himmelsgegenden zerstreuten und sich noch mehr, als die ersteren, jeder Nachfrage entziehen. — Je mehr ich mich dieser hoffnungslosen Angelegenheit hingegeben habe, desto mehr hat sich bei mir die Überzeugung befestigt, daß wir wohlthaten, Mrs. Manfred nicht durch allzu lebhafte Hoffnung zu beunruhigen, notabene in der von ihr erwählten Laufbahn zu stören. — Seien Sie indessen versichert, daß ihre Angelegenheit in keinen eifrigeren Händen ruhen könnte, als in denen

Ihres 2c."

„Harry Oldcastle ist ein Narr! ein Narr wie alle Männer!" so lauteten etwa Miß Danvers' ungeduldige Auslassungen nach dem Lesen dieses Briefes. „Da sitzt er in London fest zwischen den Spinnen seiner dumpfigen Spelunke, der man zu viel Ehre anthut, wenn man sie eine finstere Aktenhöhle nennt, und durchwühlt seine staubigen Papiere, bis ihm der aufgewirbelte Staub vollends die Augen verklebt und er nicht mehr sieht, als eine Eule bei Tageslicht! — Warum reist er nicht? — Ich in seiner Stelle würde keinen Winkel der Erde undurchsucht lassen! — Wenn nicht morgen die Bridget Hochzeit hätte, — das dumme Ding trifft alle ihre Einrichtungen so, als hätte sie den ausdrücklichen Zweck, mir das Leben zu verleiden — so sollte Mr. Oldcastle keinen Tag älter werden, ehe ich ihm meine Meinung zu verstehen gegeben hätte! — Die Angelegenheit ruht in seinen Händen! — Es gehören keine scharfen Augen dazu, zu sehen, daß sie ruht! — Er ist ein Narr, — wie alle Männer!" setzte sie als das Schlußergebnis ihrer Erfahrung hinzu.

Ein leichtes Klopfen unterbrach sie in ihren ärgerlichen Ergießungen. In der Thür erschien Bridget, ihr zu allen Zeiten mehr als rosiges Gesicht von einer Röte übergossen, die einen Truthahn an die Grenzen der Verzweiflung gebracht haben würde, mit einem halb furchtsamen, halb stolzen Lächeln auf den vollen Lippen und einem Blick, der so deutlich wie möglich sagte, daß sie ihrer Aufnahme keineswegs sicher sei. Hinter ihr erschien die Gestalt eines dunkel gebräunten kräftigen Mannes, in einem braunen Schifferjackett mit lose um den Hals geschlungenem roten Halstuch, der einen breitkrempigen Hut in der Hand drehte.

„Miß Danvers", begann Bridget mit etwas unsicherer Stimme, „dies ist Tom. Sie sind eine so freundliche Herrin gegen mich gewesen, daß ich hoffe, Sie werden es nicht ungütig nehmen, wenn wir beide uns herausnehmen Ihnen noch einmal zu danken, ehe ich gehen muß, was ich nie und niemals thun würde, Miß Danvers, wenn es nicht gerade Tom wäre und ich es ihm schon vor zwölf Jahren versprochen hätte, als er zuerst zur See ging." — Und ihr Blick wendete sich von ihrer Herrin mit solch einem Ausdruck liebevollen Stolzes auf den hübschen Menschen, daß Miß Danvers' Erstaunen einer Art Rührung Platz machte.

Es war Miß Danvers keineswegs unangenehm, eine kleine Unterbrechung ihrer Einsamkeit zu erfahren; auch erweckte eine wirkliche Teilnahme für das Mädchen, das ihr so lange treu gedient hatte, ihr Interesse an dem jungen Manne, der ihr, wenn sie ihm auch billig zürnte, nicht übel gefiel. Er war der Sohn eines Fischers in Seagrave, war, wie die meisten Einwohner der Stranddörfer, Matrose gewesen und vor wenigen Monaten heimgekehrt, um das kleine Eigentum des Vaters zu übernehmen, und mit den Ersparnissen, die er während seiner zwölfjährigen Seefahrten gemacht hatte, einen Hausstand zu gründen. Er war ein verständiger Bursche, der auf Miß Danvers' Fragen Rede und Antwort zu geben wußte, und sie merkte bald, daß er seine weiten Reisen mit offenen Augen gemacht hatte. Bridgets Bewunderung siegte völlig über die Unsicherheit, mit der sie ihren Tom zuerst eingeführt hatte, als sie ihn so bescheiden und doch so furchtlos mit ihrer Gebieterin sprechen hörte. Mit ihrem Mut wuchs der Wunsch, ihn sich nach allen Richtungen hin vorteilhaft präsentieren zu sehen, und so begann sie ihn durch zwischengeworfene Fragen und Bemerkungen auf solche von seinen Erlebnissen zu bringen, die ihr besonders interessant und ergreifend erschienen, und die, wie sie meinte, ihm in den Augen ihrer Herrin zu besonderem Verdienst gereichen mußten.

„O Miß Danvers, wenn Sie wüßten, was Tom alles erlebt und gesehen hat!" rief sie. „Als Sie neulich vorgelesen haben vom heiligen Apostel, daß er so oft Schiffbruch gelitten hat und viele Tage in der Tiefe des Meeres gewesen ist, da habe ich an Tom denken müssen! Wenn er's Ihnen nur erzählen dürfte, was für schreckliche Dinge er erlebt hat!"

„Und warum hast du mir niemals davon erzählt, wunderliches Mädchen?"

Bridget errötete tief. „Ich? — ich hätte es niemals wagen dürfen, zu Miß Danvers von Tom zu sprechen! — Aber jetzt, wenn's die gnädige Miß erlaubt, Tom, dann erzähle doch von dem Sklavenschiff, das ihr aufgejagt, und den armen gebundenen Schwarzen, — und wie ihr damals von den Portugiesen umgesegelt wurdet, und ohne Speise auf den Brettern umhertriebt!"

Miß Danvers nickte freundlich Zustimmung. Tom, nachdem er sich zuerst bescheiden geweigert und versichert hatte, daß das gnädige Fräulein gewiß viel bessere Geschichten schon gehört und gelesen habe, folgte der Aufforderung und erzählte.

(Fortsetzung folgt in Nr. 13.)

Aus einer schwarzen Republik.

Die Schwärmer sind noch nicht ausgestorben, welche da meinen, von der Staatsform hänge das Glück der Menschen ab; nur in einer Republik wohne die Zufriedenheit. Diese Leute laden wir ein, mit uns einen Blick auf die gegenwärtige Republik Haiti zu werfen und sie werden da vielleicht erkennen, daß Rassenbegabung und moralische Anlagen doch noch etwas mehr zu bedeuten haben, als freie Staatsformen. Man könnte von jener westindischen Negerrepublik, die nach dem Vorbilde der ersten französischen Republik eingerichtet ist, auch sagen, es sei eine Republik von Kannibalen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß dort die altheidnischen Greuel und die Menschenfresserei wieder in vollster Blüte stehen. Wer das bezweifelt, möge sich näher umsehen in dem soeben in London erschienenen Werke: „Hayti", dessen Verfasser, Spencer St. John, der ehemalige englische Gesandte bei jener Republik, ist.

Die „Citoyens" von Haiti, welche dem Namen nach Christen sind und französisch parlieren, nennen die Männer ihrer Regierung „eine Spitzbubenbande" und trotzdem ein paar Jahrhunderte französischer Zivilisation über die Insel dahin gegangen sind, steht die Masse des Volkes heute noch nicht höher da, als es die Vorfahren desselben waren, die als Sklaven aus Afrika auf die Insel geschleppt wurden. Seit die Haitier sich unabhängig machten, haben sie fortwährend Revolution gespielt, mehr als ein Robespierre ist aufgetreten und gelegentlich hat auch ein imperialistisches Intermezzo gespielt, welches einen Haufen von schwarzen Fürsten, Herzögen und Marquis hinterlassen hat. Daher kommen denn die Herzöge, die heute Seife verkaufen, und die Marquisinnen, welche die edle Kunst des Wäschereinigens betreiben. Jetzt besteht die Hälfte der verlumpten Armee aus Generalen, die bei Truppenmanövern in prachtvollen französischen Uniformen, aber ohne Stiefel erscheinen.

Alles dieses ist gewiß lächerlich und es erscheint auch mindestens sonderbar, daß die europäischen Mächte dort Gesandte unterhalten (Deutschland hat nur Konsulate). Aber die Republik hat einen schwarzen Präsidenten, hat Ministerien, einen Senat, eine Kammer

und sogar einen schwarzen Erzbischof. Flotte und Armee fehlen nicht. Doch lassen wir einmal die französische Schminke beiseite und betrachten wir uns das Volk ernsthaft. Die Vorfahren der Neger, welche heute die republikanische Bevölkerung der Insel ausmachen, wurden als Sklaven von der Guineaküste eingeführt; ihre Nachkommen erhielten die Freiheit und wurden in eine europäische Schablone hineingesteckt, ohne den alten Fetischglauben Afrikas mit dem Christentum gründlich vertauscht zu haben. Die Sache verhält sich nun etwa so, als wenn man ein Kind von seinen Spielsachen wegnimmt und an eine Dampfmaschine stellt, damit es dieselbe regiere. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn der eigentliche Glaube der Haitier heute derjenige an Wodu ist. Wodu bezeichnet ein übernatürliches mächtiges Wesen, von dem alles, was auf der Erde geschieht, abhängt. Dieser Wodu ist verkörpert in einer großen nicht giftigen Schlange und dieser zollt man Verehrung. Die Schlange kennt Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Das Organ, durch welches die Schlange sich äußert, ist der von den Wodudienern gewählte Großpriester oder noch mehr seine schwarze Geliebte, welche als Großpriesterin der Schlange fungiert. Diese beiden inspirierten Geschöpfe werden von den Wodusektierern bald als „König“ und „Königin,“ bald als „Mama“ und „Papa“ bezeichnet und sie, deren Würde lebenslänglich ist, sind die wichtigsten Personen in Haiti, die unbedingten Gehorsam fordern und auch erhalten. Ihnen ungehorsam sein oder sich zu widersetzen, wird wie ein direkter Widerstand gegen die Gottheit angesehen und zieht fürchterliche Strafen nach sich. Der Kultus, den diese Wodu-Schlangen-Sektierer zusammengebraut haben, ist ein Gemisch aus afrikanischen und christlichen Elementen und Gebräuchen.

Dieses ist nun die herrschende Religion des nominell christlichen Haiti, wo ein vom Papste ernannter schwarzer Erzbischof residiert. Wodu-König und -Königin sind die eigentlichen Beherrscher der schwarzen Republik, denn die ersten Staatsbeamten bekennen sich zum Woduglauben. Die Zusammenkünfte der Wodudiener sind heimlich und charakterisiert erstens durch ein fürchterliches Blutvergießen und dann durch die sittenlosesten Ausschweifungen. Das wäre schon schlimm genug, aber die Sache ist noch grauenvoller und steigert sich noch barbarischer durch das Opfer der „Ziege ohne Horn,“ wie das unglückliche Kind genannt wird, welches bei den großen Wodufesten von dem hohen Priester geschlachtet und dann bis auf die Knochen verzehrt wird. Darüber kann nicht der geringste Zweifel aufkommen; die Dokumente liegen vor, die Sache wird auch gar nicht geleugnet und ist schon seit längerer Zeit bekannt, weit früher als jetzt der englische Gesandte wieder die Aufmerksamkeit darauf lenkt.

Dieses ist aber nicht die einzige Form, unter welcher der Kannibalismus auf Haiti herrscht. Sir Spencer St. John bringt Zeugnisse genug bei, daß heute noch oft Handel mit Menschenfleisch auf der Insel getrieben wird und daß ein großer Teil der Bevölkerung es mit Vergnügen verzehrt, wenn es nur zu haben ist. Die Regierung, wenn sie sich auch einmal um diese Dinge bekümmert, wagt doch nicht kräftig einzugreifen, und wenn auch einigemale die Wodumörder und Kannibalen eingesperrt wurden, so ließ man sie doch nach ein paar Wochen wieder laufen. Die Herren Präsidenten, welche es mit der edlen republikanischen Masse nicht verderben wollen, drücken ein Auge zu.

Das alles geschieht in der Nähe der von Europäern verwalteten und von Weißen bewohnten Inseln Kuba und Jamaika. Echt afrikanische Negerbarbarei herrscht auf Haiti, dessen schwarze Einwohner absolut unfähig sind, sich selbst zu regieren und für die die europäischen Staatsformen sich als Unglück und als unverdaulich gezeigt haben. Dabei ist das Land ein Paradies, überreich an Hilfsquellen aller Art. Was könnte aus ihm gemacht werden! Aber freilich nicht mit freien Negern!

Die Berliner Stadtmission. (Schluß.)

Von Adolf Stöcker.

Zu den Predigten nahm man in den beiden ersten Jahren die bewährtesten, die zu finden waren. Luther und Heinrich Müller, Hofacker und L. Harms, Ahlfeld, M. Frommel und Heinzelmann waren die Quellen, aus denen am liebsten geschöpft wurde; das Beste ist eben für das Volk gerade gut genug. Alle Verlagsbuchhändler, die gebeten wurden, auch die Verfasser der Predigten, gaben bereitwillig ihre Zustimmung. Theodor Harms gab sie für die so populären und wirksamen Predigten seines Bruders; der selige Ahlfeld schrieb: „In einer Zeit, wo man die Hauptstadt des deutschen Reiches noch nicht wie jetzt das böse Berlin nennen konnte, habe ich dort viel Liebe und Förderung erfahren, und ist es nur eine Dankesschuld und mir nur eine große Freude, wenn ich eine und die andere Seele auf den Lebensweg weisen darf.“ Damit war die größte Schwierigkeit überwunden; die volkstümliche Schönheit der ersten Jahrgänge hat dem Unternehmen Bahn gebrochen. Der Vertrieb machte sich leicht und wuchs von selbst.

Viele Monate hindurch war an jedem Sonnabend abend Versammlung in dieser Sache bei dem Verfasser dieses Aufsatzes. Reich und arm, Mann und Weib, alt und jung kamen zusammen und teilten ihre ermutigenden Erlebnisse mit. Die Predigten wurden fast ausnahmslos mit Dank und Freude hingenommen; wollte einer sie nicht nehmen, weil er darin eine zudringliche Propaganda sah, so wurde ihm gesagt: „Es sei ein Liebeswerk für die Leute, die keinen Sonntag haben.“ Meist stimmte diese Nachricht das Herz um. Aus den sechshundert Predigten wurden bald Tausende. So groß wurde die Lust des Verteilens, daß arme Arbeiter ihre ganzen Wochenersparnisse zum Ankaufe von Predigten verwandten, zuweilen zwei Mark. Damen, welche den Winter in Berlin zubrachten und Predigten verteilten, aber im Sommer auf das Land gingen, ließen hundert Mark und mehr zurück, damit das gesegnete Werk nicht nachlasse. Es hat bisher der Sache niemals an Freunden und Freundinnen gefehlt, so daß bis auf die wenigen hundert Mark, welche die erste Einführung kostete, das große Werk sich selbst trägt. Allerdings will auch die Stadtmission daran nichts verdienen; sie gibt die Predigten zum Selbstkostenpreise, aber sie hofft, daß dadurch die Verbreitung derselben immer mehr wachsen wird, und erwartet Unterstützung von anderer Seite. Wenigstens in Berlin erleben wir, daß gerade der billige Preis leicht Mitarbeiter wirbt. Da ist ein Droschkenkutscher, der kauft immer eine Predigt für seinen Stallknecht; ein Fuhrherr kauft zehn für seine Kutscher, ein christlich gesinnter Oberkellner für die zehn Kellner, die unter ihm dienen. In den christlich-sozialen Versammlungen sind, ehe der Verkauf an bestimmten Stellen geregelt war, bis zu zweitausend Exemplare verkauft; ja in der Woche des Konradschen Prozesses sind von einer Kögelschen Predigt noch außer der gewöhnlichen Predigt zehntausend Exemplare verteilt, und ein schlichter Mann meinte: „Wenn die Predigtverbreitung schon früher stattgefunden hätte, wäre der grausenhafte Mord nicht vorgekommen.“ — Sehr bald kam es dahin, daß die Predigten von heilsbegierigen Seelen auf der Straße erbeten wurden. Pferdebahnkondukteure springen vom Wagen; Droschkenkutscher treiben ihr mattes Pferd zum Galopp an, um von einem vorübergehenden Verteiler eine Predigt zu erhalten; ein Offizierbursche gibt sie regelmäßig seinem Herrn, ein Kutscher dem jungen Arzt, den er fährt; ein Arbeiter, der einigemal übergangen ist, meldet sich, gibt zehn Pfennig und sagt: „Der Knabe, der ihm immer die Predigt bringe, solle ihn so lange suchen, bis er ihn finde.“ — Eine der lieblichsten Erscheinungen ist, daß sich Kindervereine gebildet haben, die für die Verbreitung wirken: Gymnasiasten und Volksschüler, Mädchen aus höheren Töchterschulen und Arbeitertöchter von jedem Alter treten zusammen, veranstalten Theeabende, machen kleine Bazare und Vorlesungen, um die Mittel für das Werk zu schaffen. So geht es denn fröhlich weiter. Niemand sucht es zu hindern; auch die radikale Presse von Berlin — was man immerhin anerkennen muß, — hat es nicht angegriffen.

Die christliche Presse wird mehr und mehr zur Großmacht, die auch von ihren Gegnern respektiert wird. In der That läßt sich kein wirksameres Mittel denken, um dem Unglauben und der Kirchenfeindlichkeit entgegen zu treten, als dieser friedliche Feldzug christlicher Blätter, der von der Stadtmission und in anderer Weise von dem Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften geführt wird. Die Predigtverteilung hat in diesem Werke ihre besondere, notwendige und gesegnete Stätte. Was in London die Straßenpredigt ist, das ist, ins Deutsche übersetzt und ohne Zweifel wirkungsvoller, dies Werk in Berlin. Es wendet sich nicht bloß an die einzelnen, sondern dringt in die Büreaus der Post, der Telegraphie, der Polizei, in die Depots der Feuerwehr und die Stationen der Straßenreinigung, in die Restaurationen der Bahnhöfe und Viehhöfe: kurz überall hin, wo Menschen sich finden, die durch ihren Beruf ganz oder zum Teil des Sonntags entbehren. Die Aufnahme war von Anfang an überaus günstig; heute ist sie fast allgemein freundlich und dankbar.

Ein Stadtmissionar hat bei fünfzehnhundert Angeboten

nur eine Abweisung erfahren; ein anderer, der von Anfang an wöchentlich vierzig Predigten verteilte, ist niemals abgewiesen. In einem Depot nahmen alle Beamte, in einem Gefängnis alle sechzig Gefangene die Predigt. Pferdebahnkutscher beklagen sich, daß sie keine Predigt bekommen, „die Kondukteure kriegen doch welche,“ sagen sie.

„Nimm nur“, meinte ein Droschkenkutscher zum anderen, „ich habe es auch versucht;“ „Ich werde vernachlässigt,“ — sagte ein Stiefelputzer — „wann kriege ich denn meine Predigt wieder?“ „Ich werde Sie bei Ihrer Obrigkeit verklagen“ — drohte allen Ernstes ein Kofferträger — „ich habe schon seit Wochen keine Predigt bekommen.“ „Ich danke Ihnen“ — sprach ein Kaufmann — „daß Sie meinen jungen Leuten Predigten bringen, und ich freue mich, daß sie dieselben gerne lesen.“ Ja, ein jüdischer Knabe erbat sich eine Zeitlang jeden Sonntag eine Predigt für die christliche Magd seines Hauses. Es ist wirklich eine Freude, am Sonntag Morgen auf den Straßen hier einen Kutscher, dort einen Dienstmann, hier eine Zeitungsverkäuferin, dort eine Milchfrau die Predigt lesen zu sehen. Auch im Grunewald fand man eines Sonntags morgens eine Schar junger Männer, die im Freien die Predigt lasen, um den Gottesdienst nicht allzusehr zu entbehren.

Natürlich entzieht sich die Wirkung der Predigten vielfach der Beobachtung; gerade solche Arbeiten offenbaren ihre Frucht erst in der Ewigkeit. Einzelnes kommt doch zur Kenntnis und setzt dann in Erstaunen. Einer kranken Frau, die ungetaufte Kinder hatte, wurde eine Predigt vom ersten Sonntage nach Epiphanias auf das Bett gelegt; sofort nach ihrer Genesung ließ sie die Kinder taufen. Ein Mann, der ein unzüchtiges Verhältnis hatte, krank lag und eine Predigt erhielt, gab seine Sünde auf. Zwei Frauen erhielten Sonntag früh eine Abendmahlspredigt; sie hatten lange den Tisch des Herrn nicht besucht, noch an demselben Sonntag empfingen sie das heilige Sakrament. In einer Familie war immer Zank und Streit; seit die Predigten Eingang finden, ist Friede, die Bewohner des Hauses haben es selbst bezeugt. Zwischen den Verteilern und Empfängern knüpft sich leicht ein freundschaftliches Verhältnis; eine Blumenfrau gab ihrer Predigtverteilerin den schönsten Strauß; eine Holzhändlerin brachte zum Dank einen Korb voll Holz, der dann einer Armen geschenkt wurde; ein Stadtmissionar wurde zum Frühstück genötigt. Einem Studenten bot ein Droschkenkutscher eine Berliner Weiße an; als das Angebot abgelehnt wurde, trat ein anderer Kutscher hinzu, gab den Rat, sein Kollege solle doch die zehn Pfennig zur Predigtverteilung schenken, und legte dann selber noch einen Groschen dazu. Das sind einzelne von hundertfältigen köstlichen Erfahrungen. Natürlich fehlt es auch an unerfreulichen Zügen nicht. „Von Stöcker nehme ich nichts!“ bekommt wohl hin und wieder einer zur Antwort. „Geben Sie mir lieber das Geld.“ „Ich glaube an mich selbst.“ „Bleiben Sie mir mit Ihrer Predigt vom Leibe.“ Das sind Äußerungen, die sich wiederholen. Zuweilen erfährt man den tieferen Grund. Ein Droschkenkutscher hatte sechs Wochen lang mit einem gewissen Entgegenkommen die Predigt erhalten; am siebenten Sonntag weigerte er sich, lief um seinen Wagen herum und schrie: „Wenn ich die Predigt noch länger lese, muß ich mich ändern, und das will ich nicht!“ — Meist aber, das darf man mit Freude sagen, wird der Widerstand überwunden. Eines Sonntags ging ein Verteiler zum erstenmal aus und hatte gleich bei der ersten Predigt eine Abweisung in einem Feuerwehrdepot, wenigstens keinen freundlichen Empfang; wenige Wochen darauf erfährt er zu seiner Freude, daß die Feuerwehrleute um zehn Uhr Sonntags sich die Predigt vorlesen, ja, daß einer derselben seiner Frau gesagt hat, „sie solle ihm in dieser Zeit kein Frühstück bringen, das störe ihn.“ — In der Gepäckkammer eines Bahnhofes waren dreißig Leute beschäftigt; zuerst wollten nur sehr wenige die Predigt, allmählich mehr, zuletzt alle bis auf einen; „aber“ — sagten die andern — „geben Sie nur eine Predigt her, der muß sich auch noch bekehren!“ — In ein Postamt trat eine verteilende Dame, der Sekretär verbot das Verteilen; in einem Büreau, das in demselben Hause lag, wurden die Predigten gerne genommen. Die Postboten sahen voll Sehnsucht auf die anderen und wünschten, die Predigten außerhalb des Dienstlokals zu bekommen. Aber die Dame wollte nicht unloyal handeln und fragte am nächsten Sonntage noch einmal. Es wurde erlaubt; vier nahmen die Predigt, — den Sonntag darauf waren es sieben, nach einigen Wochen zwölf, unter ihnen auch der Postsekretär. Auch diese Züge könnte man vervielfältigen; mag es mit diesen genug sein, sie beweisen die große Änderung in der Stimmung der Residenz. Vor zehn Jahren, in der Zeit des Schwindels, wäre das nicht möglich gewesen. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.

An anderen Stätten wirkt die Propaganda des Wortes weiter. Aus Siebenbürgen berichtet ein Kolporteur, eine Frau habe ihm erzählt: „Wir behalten nicht eine einzige Predigt; wenn wir sie gelesen haben, holt sie meine Tochter, von der borgen sie die Nachbarn, es kommt keine zurück.“ — „In ungarischen Städten“ — so erzählt ein anderer — „trifft man oft deutsche Handwerker, die kein Ungarisch verstehen; für diese sind die Predigten eine Wohlthat. — In der Stadt E. bestand mein Vorrat noch aus zwanzig. An Bauern aus der Umgegend hatte ich vier verteilt. Nach abgeschlossenem Handel gingen die Bauern in das Wirtshaus und lasen die Predigten; aber es dauerte nicht lange, so kamen Männer und Frauen und verlangten noch mehr Predigten; ich gab sie und hatte nachher zu wenig. In der Stadt ist seit Jahren keine Schule und für die zwanzig Familien nur an den hohen Festtagen einmal Gottesdienst. Nun kamen die Predigten wie ein Trunk Wasser in der Wüste.“ — Soviel vom Ausland; eine Mitteilung neben vielen, die ihr gleichen.

Das ganze Werk ist eine Glaubensstärkung und Verheißung. Ein Volk, das Gottes Wort so gern ausbreitet und hinnimmt, hat mit dem Christentum noch nicht gebrochen. Deutschland kann, muß und wird für die Fahne des Gottessohnes zurückerobert werden; nur ist Fleiß nötig. Aber Arbeit im Glauben und in der Liebe ist nicht vergeblich. Die Stadtmission steht in der Hauptstadt neben vielen anderen helfenden Mächten rüstig an der Arbeit. Dürfen wir die Leser des Daheim bitten, uns zu helfen? Gewiß gehören schon viele von ihnen zu der großen Stadtmissionsgemeinde, welche das Werk unterstützt. Ihnen sei tausendmal gedankt. Aber wir müssen weiterkommen. Im vorigen Jahre hat auch das Daheim einen Aufruf gebracht für unser Stadtmissionshaus. Es ist fertig gebaut und mit einer herzerquickenden Feier eingeweiht. Mit einer halben Million Mark ist der Wert unseres Besitzes niedrig geschätzt. Aber wir haben nahezu vierhunderttausend Mark Schulden darauf. Sie drücken uns nicht; das Reich Gottes ist eine gute Hypothek. Aber wir möchten doch davon los kommen, wir möchten auch mehr Stadtmissionare anstellen und das Werk vergrößern. Wer hilft? Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Wer reichlich säet, wird auch reichlich ernten.

Der Schmuck unseres Weihnachtsbaumes.

Von O. Vater.

Mit Freuden werden die Leser des Daheim in Nr. 11 vom 15. Dezember 1883 die „Anleitung zur Ausschmückung des Weihnachtsbaumes" gelesen und befolgt haben. Wie nützlich aber eine solche Anregung ist, habe ich damals selbst erfahren, und will ich deshalb versuchen, die von mir inzwischen gemachten Studien über den Ausputz des Weihnachtsbaumes hiermit niederzulegen, hoffend, manch kleinen und großen Händen angenehme Beschäftigung zu bieten.

Einen Stern zu fabrizieren hat ja nun jeder aus dem vorjährigen Artikel gelernt, wer sich aber einige weitere Mühe nicht verdrießen läßt, der mag es auch einmal mit dem folgenden versuchen.

Hohle Sterne. Man mache sich ein Modell in der Art, daß man auf einem Stück Papier einen Kreis schlägt, etwa im Durchmesser von 10 zm. Alsdann teilt man den Kreis in sechs Teile und verbindet dann die gegenüber liegenden Punkte (Abb. 1). Hierauf schneidet man die schraffierten Teile aus und der Stern ist fertig. Nach diesem Modell zeichnet man einen auf beiden Seiten mit Gold- oder Silberpapier beklebten starken Aktendeckel und schneidet dann die Sterne mit einem scharfen Messer aus. Will man recht glatte Schnittflächen haben, so nehme man als Unterlage beim Ausschneiden nicht Holz, sondern eine starke Glasscheibe. Alsdann wird jeder Stern sechsmal eingeritzt und zwar nach Abb. 2 auf der einen und nach Abb. 3 auf der anderen Seite. Nach diesen Einschnitten wird der Stern gebogen und ist nun, nachdem an eine Spitze ein bunter Faden zum Aufhängen befestigt worden, fertig (Abb. 4). Ein in

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

dieser Weise verfertigter Stern bringt im Lichterglanz eine außerordentliche Wirkung hervor. Freilich entstehen dadurch, daß der Aktendeckel vor der Verarbeitung mit Gold- 2c. Papier beklebt wird, durch das Ausschneiden und Einritzen an den Schnittstellen helle Streifen, die jedoch fast gar nicht zu sehen sind; will man aber diese vermeiden, muß das Bekleben erst nach Fertigbiegung der Sterne geschehen, was jedoch schwierig ist. Auch kann man die Schnittflächen mit Goldbronze oder mit beliebiger anderer Farbe bemalen, bei Gold z. B. zinnoberrot, bei Silber kornblumenblau, welche Farben in einem hübschen Gegensatz stehen.

Volle Sterne. Man nimmt von den nach vorstehendem Muster angefertigten hohlen Sternen zwei Stück, legt sie — mit der hohlen Seite nach innen — aufeinander und klebt sie mittels gummierten Seidenpapiers zusammen, worauf die Vergoldung erfolgt. Die Vergoldung kann auch vorher geschehen, alsdann werden die zwei Hälften entweder mit dem gleichen Papier aneinander geklebt, oder mit einem andersfarbigen harmonierenden, so daß die Sterne dann andersfarbig eingefaßt erscheinen. Macht man einen solchen vollen Stern im Durchmesser von 18—20 zm von Spitze zu Spitze, so hat man einen sehr schönen, effektvollen Putz an die Spitze des Baumes. Die Befestigung geschieht in diesem Falle mit einem in den Stern eingesteckten Draht.

Morgenstern mit zwanzig Spitzen. Wer nun aber Lust hat, sich einen richtigen „Morgenstern," der sicher den Hauptschmuck des Baumes bilden wird, zu machen, der lasse sich die freilich bedeutend größere Mühe nicht verdrießen und verfahre nach folgender Vorschrift. Man nehme ein Stück starkes Kartonpapier, oder auch sogenannten „Schrenz" — zu kleinen Morgensternen ist Aktendeckel genügend — und zeichne darauf in drei Reihen zwanzig gleichseitige Dreiecke, wie Abb. 5 angibt, jede Dreiecksseite 5 zm lang. Nun ritze man, nach Entfernung des überflüssigen — hier schraffierten — Papiers auf ein und derselben Seite sämtliche gezeichnete Linien und biege das Ganze derart zusammen, daß *c* und *d* sich berühren und alle Spitzen *a* zu einem Ganzen verbunden, ebenso alle *b* vereinigt werden, Abb. 6. Die Verbindung geschieht wiederum mit gummiertem Papier. Hat man nun diesen Körper fertig, so macht man sich an die Herstellung der einzelnen Spitzen. Nach beistehendem Muster Abb. 7 werden Dreiecke ausgeschnitten, deren Seiten die doppelte Länge der Dreiecksseiten der Abb. 6 haben, dann in der Weise geritzt wie die Linien auf Abb. 7 angeben, zusammengebogen, geklebt, sodaß Abb. 8 entsteht. Diese Spitzen werden, und zwar nur auf drei Seiten vergoldet und wenn alle zwanzig auf dem Körper aufgeklebt sind, ist der Stern fertig, Abb. 9. Die Befestigung auf der Spitze des Christbaumes geschieht mittels eines starken Drahtes. Will man kleinere Morgensterne zur Anhängung an die Äste des Weihnachtsbaumes anfertigen, so macht man die Dreiecksseiten nur $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ zm lang. Diese Sterne sind von ganz überraschender Wirkung.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7

Abb. 8.

Abb. 9.

Wir bringen die Anleitung zur Verfertigung eines anderen **Sternes**, wie solche in manchen Gegenden Deutschlands an den Weihnachtsbaum gehängt zu werden pflegen.

Die Herstellung eines solchen mit sechzehn Spitzen versehenen Sternes ist ungleich schwerer als die bis jetzt beschriebenen. Derselbe wird nicht geklebt, sondern gehört in das Kapitel der Flechtarbeiten. Es werden dazu vier Streifen von gleicher Länge verwendet und das Papier zu diesen muß auf beiden Seiten gefärbt sein. Man kann sich entweder diese Sorte Papier gleich fertig kaufen oder, wenn es nicht zu haben sein sollte, vom Buchbinder je zwei Bogen Glanz- oder Goldpapier mit den Rückseiten zusammenkleben lassen.

Abb. 10.

Die vier Streifen werden in der Breite von 1 zm von der ganzen Länge eines Bogens herunter geschnitten, sodaß sie die Länge von circa 36 zm erhalten. Nachdem diese Streifen in der Mitte zusammengebrochen worden sind, werden sie an den offenen Enden spitz geschnitten, jedoch so, daß sich die Spitzen nicht leicht umbiegen können. Hierauf werden zwei Streifen nebeneinander gelegt, so daß die beiden offenen Spitzen nach den entgegengesetzten Richtungen liegen, also so: ⟵ ⟶ und die beiden andern Streifen durch Herumschlagen und durch Hindurchstecken von rechts und links hinzugefügt. Durch festes Anziehen der offenen Enden wird nun die kreuzähnliche Form Abb. 10 entstehen.

Abb. 11.

Diese offenen Enden liegen selbstverständlich doppelt übereinander oder mit anderen Worten, es ragen aus einem Vierecke im ganzen acht Streifen hervor. Schlägt man nun jeden der vier obersten Streifen, so lang er aus dem Viereck herausragt nach seiner entgegengesetzten Seite hinüber, also *a* nach *a'*, *b* nach *b'* 2c. (Abb. 11) und steckt endlich den letzten Streifen *d* bei dem Sternchen * (Abb. 11) hindurch, so erhält man die in dieser Figur ersichtliche Form, bei welcher die acht Streifenenden einzeln und zwar paarweise neben einander liegen.

Abb. 12.

Es handelt sich nun darum, aus den acht Streifen am Umfange des Vierecks acht Spitzen herzustellen, wobei man sich aber vor Fehlern ganz besonders in acht nehmen mag. Dieselben können jedoch vermieden werden, wenn genau nach folgender Angabe verfahren wird. Vor der Anfertigung einer jeden Spitze wird zunächst die Stelle am Rande des Vierecks geprüft, an welcher es möglich ist, einen Streifen so hinein zu stecken, daß er auf der Mitte des Vierecks wieder herausgezogen werden kann. So ist z. B. die Stelle bei *b* am Viereck (Abb. 11) so geschlossen, daß es nicht möglich ist, einen Streifen auf diese Seite einbringen zu können, dagegen wird es gelingen, wenn man es auf der Rückseite versucht. Bei *a* ist bereits die Vorderseite geeignet, denn hier muß ein hineingesteckter Streifen in der Mitte des Vierecks wieder herauskommen. Es wird also nun der Streifen *c* (Abb. 11) hinterwärts so umgebrochen, daß er mit den beiden Streifen *d* und *e* gleichlaufend zu liegen kommt; hierauf wird er abermals und zwar so gebrochen, daß er mit dem Streifen *f* und *g* gleichlaufend ist und die Form Abb. 12 entsteht. Der bis jetzt behandelte Streifen bildet da, wo er gebrochen ist, die Form eines Dreiecks, aus welchem, wenn man *a* auf *b* legt und scharf zusammenbricht, eine Spitze entsteht, die dadurch befestigt wird, daß man das Ende *c* des Streifens bei *d* hineinsteckt und bei *e* hervorzieht. Von dieser Seite lassen sich noch die Spitzen aus den Streifen *f*, *g* und *h* herstellen, dagegen muß die Arbeit bei Herstellung der vier übrigen Spitzen umgewendet werden.

Abb. 13.

Abb. 14.

Dies sind die acht Spitzen am Rande, und es sollen nun noch acht Stück tütenförmiger Spitzen, auf jeder flachen Seite des Vierecks vier, angefertigt werden. Abb. 13 zeigt die Form, welche entsteht, wenn die Randspitzen fertig sind. Dieselbe soll jetzt recht gut in Ordnung gebracht werden, d. h. die aus der Mitte herauskommenden vier Streifen sollen so liegen, wie sie natürlich fallen, ohne nach irgend welcher Seite umgebrochen zu sein. Hierauf wird der Streifen *b* (Abb. 13) nach *a* herüber gebrochen, sodaß die Form Abb. 14 entsteht, bei welcher nun der Streifen *a* mit der Spitze dergestalt unter *b* zu schieben ist, daß er erstens nicht verdreht wird und zweitens, daß er aus der dort befindlichen Randspitze hervorgezogen werden kann. Vor einem Verdrehen des Streifens *a* beim Hindurchstecken schützt man sich am besten so, daß man sich da, wo in der Abb. der Buchstabe *a* steht, ein Zeichen macht und darauf achtet, daß dieses Zeichen stets oben bleibt.

Abb. 15.

Abb. 16. Abb. 17.

Sobald nach dem Hindurchstecken des Streifens *a* das Ende an der betreffenden Randspitze erscheint, wird daran vorsichtig gezogen, worauf die tütenförmige Spitze auf der Mitte entsteht, wie Abb. 15 zeigt. Für das weitere Arbeiten ist es nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß die tütenförmige Spitze schräg nach *b* geneigt ist, an welcher Stelle auch der nächste, also der mit *a* bezeichnete Streifen hindurchgesteckt wird, damit die zweite Spitze entsteht. In derselben Weise sind noch die übrigen sechs Spitzen auf beiden Seiten herzustellen, sodaß die Form Abb. 16 entsteht, bei welcher nur noch die überstehenden Streifen, bis auf einen, der zum Aufhängen dient, abzuschneiden, und der Stern ist fertig (Abb. 17).

Abb. 18. Abb. 19.

Körbchen. Man nehme ein Stück Papier, weiß, farbig, Gold oder Silber (letztere beiden müssen, ihrer Weichheit wegen aber auf weißes Papier aufgeklebt werden) 10 zm lang und 10 zm breit, lege es einmal zusammen und schneide es nach Abb. 18 bis auf 1 zm ein. Alsdann mache man es behutsam auf, ohne den Falz, welcher die Form des Körbchens gibt, glatt zu ziehen und klebe mit starkem Gummi *a* auf *b*. Nun versehe man ein rundes Stückchen Papier im Durchmesser von $4\frac{1}{2}$ zm mit Einschnitten nach Abb. 19, und nachdem man den eingeschnittenen Rand etwa 1 zm breit gummiert hat, klebt man dies als Boden an die Korbfigur fest, indem man den Rand umbiegt. Diese Arbeit wird dann leicht von statten gehen, wenn man sich ein Stück Holz rund schneidet, daß es in das Körbchen hineinpaßt (Abb. 20). Nun hat man nur noch nötig, Streifchen Papier von 1 zm Breite und 10 zm Länge zu schneiden, diese zu gummieren und teils als Henkel, teils als oberer und unterer Rand zu befestigen und das Körbchen ist fertig (Abb. 21).

Abb. 20.

Abb. 21.

Und nun Gott befohlen und fröhliches Weihnachtsfest!

Die Strandung Sr. Maj. Brigg „Undine“.

Illustriert nach Aussagen von Beteiligten und nach an Ort und Stelle aufgenommenen Studien von Paul Duyffcke.

Es ist ein ganz eigen Ding um die Poesie des Seemannslebens. Was man sich von ungefähr an reizender Mannigfaltigkeit des Seelebens in erhabenen und unaufhörlich wechselnden Genüssen seines reichen Inhalts denkt, das bleibt mit gruselnder Enttäuschung in Wirklichkeit oft schon hinter der ersten drohenden Wetterwolke zurück. Dennoch aber kennt der Seemann einen bestrickenden Zauber und Reiz seines Berufes. Wenn er sein Leben auch mit einem oft elenden Dasein erkaufen muß, nach der Stunde überstandener Gefahren erfüllt ihn das doppelte Gefühl der Sicherheit und der erfüllten Pflicht und darin liegt eine Entschädigung für alle Fährlichkeiten, die ihn vielleicht hundertmal an den Rand des Grabes geführt haben. Es ist recht, wenn Littrow sagt, daß die ganze Existenz des Seemanns eine Reihe von Gefahren und Aufopferungen — eine Schlacht ist, die er den Elementen liefert. Keine Macht der Erde hemmt die Gewalt des Windes, wenn er in die vollen Segel stürmt und das Schiff mit zehn Meilen Fahrt gegen eine zu spät entdeckte Untiefe oder gegen ein Riff treibt. Da muß der Seemann entschieden handeln. Ein schmales Verdeck fast ohne Zeugen, eine finstere Wüste, durch die der Sturm heult, sind sein Schlachtfeld — und der Ruhm, den er sich von Stunde zu Stunde erkämpfen muß, den er im nächsten Augenblick wieder verlieren kann, dringt oft gar nicht bis in das Vaterland zu seinen Lieben.

Alljährlich verlassen unsere Kriegshäfen stattliche Fahrzeuge mit hohem stolzen Mastenbau und schwellender Besegelung, wie sie noch der ganze Stolz unserer Seeleute alten Schlages sind. Sie sind Schulschiffe unserer jungen blaujackigen Marskinder, die sich auf diesen Segelschiffen üben und erfahren machen sollen in allen Werken rechter Seemannschaft. Im Frühjahr und im Herbst gewöhnlich brechen sie von der Reede unserer Kriegshäfen zu fernen Meeresfahrten auf, gerade wenn Sturm und Wogendrang sich am ungestümsten vor unseren Küsten gebärden, denn die jungen Besatzungen sollen die Gefahr ihres Berufes, so meint man, aus seinen Gefahren lernen. S. M. Brigg „Undine“, die am 22. Oktober auf der Reede der Kieler Föhrde segelfertig ihre zierliche Takelung in der blauenden Flut spiegelte, gehörte zu diesen Schulschiffen der Flotte. Sie hatte eine Besatzung von 150 Mann an Bord, junge lebensfrohe Matrosen, die mit der bevorstehenden Reise der „Undine“ nach dem Mittelmeer ihren ersten Fuß in ein mühseliges entbehrungsreiches Leben setzen wollten. Die Hügelwellen der Buchtufer, in ein prächtiges Herbstgold gefärbt, winkten ihnen die letzten Grüße der mütterlichen Erde zu, als S. M. Brigg unter der schneeigen Fülle aller Segel sanft nach Lee geneigt langsam ihren Kurs in See hinein suchte. Der Himmel wölkte sich im reinsten Blau, im sonnenfrohen Licht glänzten ringsherum Wasser, Luft und Ufer. Der Bülker Leuchtturm war als letztes Wahrzeichen der vaterländischen Küste hinter der Brigg ins Meer getaucht; die Kriegsflagge wehte jetzt an ihrer Gaffel allein auf weiter ruhiger See und so waren es entschiedene Vorzeichen des besten Verlaufs der Reise, unter welchen der Hauptschutz- und Trutzgott unserer Flotte an der Ostsee seine jüngsten Seekinder entlassen hatte. Aber unter dem nordischen Himmel liebt es der Herbst nicht lange so harmlos und heiter zu bleiben; häufig geschieht es, daß, wenn er zu Raste geht, der Sturm verheerend über Land und Wasser fährt. Die Brigg hatte kaum den Belt passiert und war ins Skagerak gesteuert, als auch schon aus der Nordsee sich ein solches Herbstwüten unheimlich ankündigte. Ein orkanartiger Sturm war es, den die Nordsee entfesselt hatte, dessen Gewalt verderbend durchs Skagerak brach und nun die ganzen Nord- und Ostseeküsten verheerend heimsuchte. Überall wo sich die See noch vor wenigen Tagen friedlich zwischen den Föhrden und Buchten gedehnt hatte, da türmte sie jetzt ihre Wogen wild durcheinander, Jammer und Zerstörung tragend. Mancher, der durch die zitternden Scheiben seines wankenden Hauses hinaus auf dieses empörte Meer blickte, mochte wohl unserer wackeren Seeleute gedacht haben, die um anderer willen jetzt ihr eigenes Leben nicht achten, ja dabei vielleicht nicht einmal an das flehende Weib und die Kinder daheim denken durften; manch Mütterchen, das stolz und freudig seinen Herzensjungen mit dem schmucken Schiff davon eilen sah, mochte da zum Himmel aufgeschaut haben, trotz rabenschwarzer Nacht, mitten unter den Wogen das Schiff und ihr Herzblut erkannt und ein Mal um das andere Mal ein inbrünstiges „Du lieber Gott, bleib bei ihm!“ emporgesendet haben.

S. M. Brigg „Undine“ in der Kieler Bucht vor ihrer letzten Fahrt.

Der Nordseesturm vom 26. bis zum 28. Oktober hatte am Nachmittage des 28. seinen Höhepunkt erreicht, und zu den vielen Opfern, mit denen er die Küsten Jütlands besäete, sollte hier auch die schmucke Kriegsbrigg „Undine“ zählen, welche drei Tage Sturm und Wogen getrotzt, an jenem schrecklichen Tage aber doch noch von einer Gewalt erfaßt wurde.

Schon als S. M. S. „Undine“ den großen Belt passiert hatte, war aus verschiedenen Anzeichen mit Sicherheit zu schließen gewesen, daß man schweren Tagen entgegengehe. Das Barometer war ungewöhnlich schnell und zunehmend gefallen; die See war immer hohler aufgelaufen und dazu hatte man oben in den Lüften ein beständiges, ganz eigentümliches Tosen gehört. Trotz der wild und wilder rasenden See war aber die Brigg glücklich durch den Sturm aus dem Belt um Skagen gekommen, bis sie hier nun von dem Höhepunkt seiner Gewalt vernichtend getroffen werden sollte. Nicht mehr im stande ihren normalen Kurs einzuhalten, hatte sie sich von Skagen südwärts treiben lassen und so um die Mittagsstunde des 28. Oktober die Bucht von Agger an der westjütischen Küste erreicht, die wahrlich nicht mit Unrecht den Namen „Jammerbucht“ führt. Von den Seeleuten selbst ist sie so getauft worden, denn kaum gibt es eine andere Küstenstelle des Kontinents, die so viele Gefahren unter ihrem Wasser birgt. Hier war es, wo die Undine, die flüchtige Schöne, mit den Nordseewellen ihren Totentanz aufführen sollte, ohne daß man an Bord eine Ahnung von der großen Nähe der nordischen Charybdis am Aggerstrand hatte, denn alle Messungen und Ortsbestimmungen hatten unter dem schwarzen Himmel schon seit achtundvierzig Stunden völlig aufgegeben werden müssen.

Die Besatzung war vom besten Geiste beseelt, obgleich sie schon seit mehreren Tagen aus ihren nassen Kleidern nicht ein einziges Mal herausgekommen war. Ebenso hatten die unausgesetzten Segelmanöver bei Tag und bei Nacht schon seit mehreren Tagen die Leute jeder Ruhe und Erholung beraubt. Aber die Offiziere und der Kommandant, der Korvettenkapitän Cochius, waren im Ausharren und Dulden allen ein leuchtendes Beispiel und wenn es auch manchmal schien, als ob der eine oder der andere erschöpft oder entmutigt werden wollte und auch wohl schon stumm die Kameraden und Vorgesetzten ansah, dann hatte Kapitän Cochius immer ein neues Wort und einen neuen Ausdruck der Aufmunterung und Anregung.

S. M. Brigg „Undine" vor dem Sturme in der Bucht von Agger.

Alle Vorsichtsmaßregeln waren, soweit sie Einsicht und Erfahrung geboten, sorgfältig getroffen worden. Die Stückpforten waren zugeschroben und ebenso die Außenluken des Zwischendecks verdichtet; die Geschütze auf dem Oberdeck und alle Boote waren doppelt und dreifach versichert. Von Bord zu Bord waren über Deck Trossen gespannt, um so der Mannschaft zu ihren Bewegungen einen sicheren Halt zu bieten; das obere Segelgut der Masten war geborgen, um die Toppen und damit das Obergewicht des Schiffes zu erleichtern.

Trotz aller dieser Vorkehrungen wurde die Not am 28. Oktober eine unsagbar schwere, und mancher der erfahrenen und älteren Seeleute mochte neben dem Kommandanten das Schicksal des Schiffes vorausgesehen haben, als nach eingetretener Dunkelheit die Lichter der drohenden Küste mit ihren Riffen plötzlich aus der Nähe auftauchten. Wenn die kleine Brigg vom Gipfel eines Wogenberges in das kreisende Wasser des Thals herabstürzte, so wollte es oftmals scheinen, als ob sie aus der Wassermasse nicht wieder hervorkommen sollte. Eine unbändige See ergoß sich nach der anderen fortgesetzt krachend und polternd über das Schiff, so daß die Besatzung auf Sekunden wiederholt völlig im Wasser begraben wurde und die ins Zwischendeck herunterstürzenden Wasserfluten hier ein chaotisches Durcheiander aller möglichen Gegenstände und Sachen anrichteten. Mehrere der Segel, mit welchen noch einigermaßen die Führung des Schiffes durch die Wasserwüste eingehalten werden konnte, vermochten nicht dem Druck der Luft zu widerstehen, platzten daher und wurden gleich Schneeflocken weggetragen; die Raaen und Stengen folgten mehrmals hinterdrein oder sausten mit fürchterlicher Gewalt aufs Oberdeck herunter. Schwerer und schwerer wurde die Besorgnis, mit welcher man dem Ausgange dieses Kampfes entgegensah. Einige der schwächeren Leute hatten schon erschöpft aus der Takelage getragen werden müssen. Andere kamen mit blutigen Köpfen oder zerschundenen Gliedern herunter, denn die losgerissenen Taue und Segel schlugen oben in den Masten wild durcheinander. So war die Brigg schon drei Stunden lang im Angesichte der Aggerküste von einer Woge zur anderen geschleudert worden, und es schien, als ob die größte Gefahr, der Anprall gegen die nahen Riffe, über deren Lage man sich inzwischen klar geworden war, eine unvermeidliche werden sollte. Unvermutet, es war drei Uhr nachmittags, tauchte plötzlich schon das äußerste Riff vor dem Bug des Schiffes, was aus der Brandung zu schließen war, auf. Noch einmal enterten jetzt „alle Mann" auf, um die Segel mit allen Kräften an den Wind zu drücken. Wenngleich der Sturm sich den Leuten zentnerschwer auf die Brust drückte, das Manöver wurde auf das exakteste ausgeführt. Die Segel waren wirklich an den Wind gebracht worden und man versuchte nun hinaus zu kreuzen. Das Schiff bäumte sich, ächzte und stöhnte in allen Fugen, der Druck in den Segeln war ein gewaltiger, dennoch blieb die Kraft der Strömung, die den Rumpf nach der Küste riß, größer — das Manöver war ein vergebliches. Noch ein Versuch konnte die „Undine" vielleicht vor der Gefahr des Scheiterns an der Sandbarre retten. Die Anker wurden ausgeworfen, und es schien, als ob die Ketten das schwer und schwerer arbeitende Schiff zu halten vermochten. Der Sturm wurde jedoch immer stärker und mit dem Licht des Tages schwanden mehr und mehr die Hoffnungen. Dreißig weitere bange Minuten waren vergangen, als sich auf allen Gesichtern die Überzeugung auszuprägen anfing, daß hier nichts mehr zu hoffen war. In diesen Augenblicken

Kapitain Cochius' Hoch auf den deutschen Kaiser.

Die Bergung der Mannschaft durch den Rettungskorb am Strande von Agger.

beginnender Mutlosigkeit übertönte das Wogengetöse plötzlich der Befehl des Kommandanten: „Alle Mann achter aus!" Der letzte Atemzug gehört der Ehre der Kriegsflagge, und so folgte denn jeder ohne Zögern dem bestimmten Befehle. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, viele schon mit dem Rettungskork umgürtet, hatten sich auf dem Achterdeck mühsam mit dem Sturme ringend um den Kommandanten geschart, und als dieser hier mit donnernder Stimme eine kurze Ansprache mit den Worten schloß: „.... darum gedenken wir, wie sonst zum ersten, hier noch zum letzten unseres Heldenkaisers, Se. Majestät unser Kaiser er lebe hoch!" da erklang brausend in das Sturmgeheul hinein der begeisterte Ruf aus aller Mund: „Unser Kaiser, er lebe hoch!" Gleich darauf brachen die Ketten, die das Schiff bisher gehalten hatten, und die „Undine" wurde eine Zeitlang wie ein Spielball von den Wellen auf die Sandbarre und wieder zurück und wieder auf den Grund geworfen, bis, gleich als ob Gott die wackeren Soldatenherzen nach der langen Not jetzt nicht länger schutzlos lassen wollte, ein mächtiger Wasserberg heranrollte, der das Fahrzeug auf seinen Rücken nahm und es mit fortreißender Gewalt ganz über die Sandbank weg auf den Strand nur 125 Meter weit vom Ufer schleuderte. War bis dahin die Not am größten gewesen, so war jetzt unvermutet Hilfe und Rettung nahe.

Strandsamariter von Agger.

Fischer und Lotsen von Agger hatten schon lange schweigend vom Strande aus das Orlogsschiff beobachtet. Jetzt, da das schwer bedrängte Fahrzeug so nahe ihrer Hilfe gekommen war, säumten sie nicht, schnell Hand anzulegen und zur Rettung der deutschen Seeleute zu thun was menschenmöglich war. Aus der nahen Rettungsstation war der Wagen mit dem Rettungsboot, dem Raketenapparat und anderen passenden Rettungswerkzeugen an den Strand geschafft worden. Das tobende Meer hatte das Ufer stellenweise ganz überschwemmt, so daß die auslaufenden Wellen oft in den schwer beladenen Wagen geschlagen und sich gegen das Boot gebrochen hatten; auch hatten sich die acht Pferde gescheut, das schwere Gefährt durch den grundlosen Weg zu schleppen. Aber handfeste Leute hatten sie am Zügel gehabt, wenngleich diese selbst oft bis zur Hüfte im Wasser hatten waten müssen, und allen voran war Thöger Sörensen geschritten, der „König von Agger," wie die Fischer ihren Ältesten wegen seiner schlichten Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit nannten.

Der Abend hatte sich mittlerweile ganz herabgesenkt, und das Orlogschiff trat nur noch in undeutlichen Umrissen aus dem Dunkel der See hervor, wenn nicht die aufblitzenden Signallichter deutlicher seine Lage anzeigten. Um sechs Uhr schickten die Fischer die erste Rakete hinüber; sie fiel vorn am Schiff ins Wasser. Die zweite fiel gerade zwischen die Masten, und es hatte vom Lande aus den Anschein, als ob die Leine, welche an der Rakete befestigt war, eingeholt, dieser Versuch dann aber bald wieder aufgegeben würde. Dies wiederholte sich noch ein zweites Mal und man zerbrach sich wieder um am Ufer den Kopf, was solche Unschlüssigkeit zu bedeuten hätte. Schon siebenthalb Stunden hindurch standen die Fischer von Agger bis an den Leib im Wasser, bei heulendem Wetter und einer Temperatur von + 4°, ohne irgend eine Erfrischung durch Speise oder Trank zu sich genommen zu haben. Endlich, schon Mitternacht hatte sich angekündigt, wurden von der Brigg Zeichen mit einem roten Licht gegeben, daß man die Leine erfaßt hatte. Eine vierte Rakete hatte sie in den Topp des Großmastes geworfen, hier hatte sie sich in die Stengwanten verwickelt und hier war sie von dem Leutnant zur See, Jahnke, der mit größter Schnelligkeit aufgeentert war, erfaßt worden. Vom Strande aus wurde mit einem weißen Licht das Zeichen gegeben, daß das Signal verstanden sei, und hier jetzt nunmehr das Strandlicht angezündet, welches mit einer außerordentlich klaren Flamme brannte und sehr bald taghell den ganzen Schauplatz des Rettungswerkes beleuchtete. Darauf steckten die Fischer den Rettungskorb auf das Rettungskabel, welches von der Besatzung mittels jener leichteren Führungsleine an Bord genommen und im Mast befestigt worden war und an diesem Kabel wurde nun

Abmarsch der geretteten Besatzung in das Dorf Agger.

mittels eines Flaschenzuges jener Rettungskorb zwischen Schiff und Strand hin- und hergezogen. Ein Offizier in voller Uniform war der Erste der Besatzung, welcher auf diese Weise an Land geborgen wurde. Nach dem Offizier kamen Gemeine, dann Unteroffiziere, dann folgten wieder Offiziere, bis zuletzt der Kommandant, Korvettenkapitän Cochius am Ufer aus dem Stuhle stieg. Obwohl die Besatzung sehr erschöpft war, so wurde doch nach der ersten Erholung und Erquickung ordnungsmäßig angetreten, die Gewehre wurden geschultert und dann unter Führung der Strandsamariter die Wege in die Quartiere gesucht. An die Bewohner von Agger war die Frage gerichtet worden, ob sie die Gewehre der geretteten Besatzung ausgeliefert wünschten. Die Frage war mit „Nein“ beantwortet worden, auch hatte man von einer Auslieferung der Patronen abgesehen. So ging's denn hurtigen Schrittes in das Dorf hinein. Die Frage der Unterbringung von hundertfünfzig Mann war nicht so schnell zu erledigen, denn Agger ist nur ein kleines Dörfchen und zählt höchstens einige dreißig Häuser. Aber Thöger Sörensen hatte auch dafür Rat. Er schaffte nicht bloß Quartiere, sondern sorgte auch für Erquickung durch warmen Thee und Speisen aller Art. So ruhten unsere hundertfünfzig geretteten wackeren Seeleute auf fremdem Boden von ihren Strapazen aus, und als sie am anderen Tage neu gestärkt aus dem Hause ihrer Wohlthäter traten, da ragte das Wrack der „Undine“ noch unweit aus dem Meere empor. Die Wellen spritzten zwar noch über seine Planken hinweg, aber im Vergleich zur Nacht war Ruhe und Friede ringsherum. Zwei Tage blieben unsere Leute noch bei ihren Rettern, dann brachen sie per Bahn nach der deutschen Grenze auf, um in Kiel die Anerkennung für ihre mutige Haltung aus allerhöchster Hand zu erhalten.

Franz Siewert.

Bücher für den Weihnachtstisch.

1. Zur Hausbibliothek.

Sammelausgaben. — Auch in diesem Jahre mache ich gerne auf einige Gesamtausgaben älterer klassischer Dichter aufmerksam. Es ist erfreulich, daß neben den billigen, nachlässig hergestellten und textlich kritiklosen Ausgaben solche auftreten, welche durch inneren Wert wie durch ihre vornehme Ausstattung Verlegern wie Herausgebern gleiche Ehre machen. Dazu gehört vor allem die durch kaiserliche Munifizenz ermöglichte historisch-kritische Bearbeitung der sämtlichen Werke Herders (Weidmannsche Buchh., Berlin), von welcher der — neuerdings durch C. Redlich unterstützte — eben so gründlich gelehrte, wie für seinen Autor begeisterte Herausgeber, Bernhard Suphan, nach siebenjähriger Arbeit 22 Bände (von 32) vollendet hat. Diese mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit und musterhafter Sorgfalt soweit gelöste Aufgabe, die selbst französischen und englischen Kennern unserer klassischen Litteratur die lauteste Bewunderung abgenötigt hat, kann an dieser Stelle um so weniger gebührend gewürdigt werden, als dazu wissenschaftliche Nachweise gehören, die außerhalb der Aufgabe unseres Blattes liegen. Aber auf dieses nunmehr der Vollendung nahe, alle Gebildeten interessierende Gesamtbild von Herders litterarischem Wesen und Wirken hinzuweisen, schien mir um so passender, als es jedem begüterten Litteraturfreunde als Ehrenpflicht erscheinen sollte, derartige hervorragende Werke durch Ankauf zu unterstützen. Wem das aber zu viel erscheint, den verweise ich auf die von denselben Gelehrten mit Geschmack und sicherem Gefühl veranstaltete „Auswahl aus Herders Schriften“ in neun Bänden, welche das enthalten wird, was von Herders Werken in keiner deutschen Bücherei fehlen sollte, den Cid, die Volkslieder, die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit 2c. Es versteht sich von selbst, daß der Text der großen kritischen Ausgabe auch dieser „Auswahl“ durchgehends zu Grunde liegt und daß die Ausstattung derselben hinter der der Gesamtausgabe in keiner Weise zurücksteht. — Mit gleicher Liebe wie B. Suphan sich mit Herder, hat Richard Hamel sich seit langen Jahren mit Klopstock beschäftigt und nach verschiedenen kleineren Studien, welche zur erneuerten Wertschätzung des vielgerühmten, aber wenig gelesenen Dichters beitrugen, eine kritisch mustergiltige Ausgabe seiner Werke in vier Bänden (Stuttgart, W. Spemann) herausgegeben. Außer dem Messias, den Oden und dem Bardiet: „Hermanns Schlacht“ enthält diese Ausgabe noch einige Dichtungen der Hauptvertreter des Bardenwesens des XVIII. Jahrhunderts. Besonders wertvoll ist die aus gründlichsten Studien hervorgegangene Biographie des Dichters, sowie die litterarhistorische Beleuchtung, welche Hamel den Oden und der Bardendichtung vorausschickt. An Thatsachen und Urteilen bieten diese Geleitworte sehr viel Neues und tragen zum Verständnis des noch immer lesenswerten Dichters bei, der mit Recht einer der hervorragendsten Bahnbrecher für die Litteratur der Neuzeit genannt wird. — Endlich noch ein litteratur- wie kulturhistorisch wertvolles Sammelwerk, das jedem Vaterlandsfreunde willkommen sein wird: „Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten (1386—1871) gesammelt und herausgegeben von H. Ziegler (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Mit begeisterter Liebe und großer Sorgfalt hat der Herausgeber die am meisten charakteristischen lyrischen und epischen Erzeugnisse unserer gesamten Kriegspoesie aus dem überreichen Schatze derselben ausgewählt und geschickt zusammengestellt: eine Widerspiegelung zugleich der wichtigsten Jahrhunderte unserer glorreichen Geschichte bis auf die Tage des großen Kriegsmannes, Graf Moltke, dem das reichhaltige Liederbuch gewidmet ist.

Einzeldichtungen. Unser Freund, Karl Gerok, legt auf den Weihnachtstisch ein zierliches Büchlein: „Der letzte Strauß“ (Prachtb.: Pr.: M. 3,50, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer) gewunden aus Liedern „von Himmel und Erde“, „aus Sage und Geschichte“, „aus Welt und Kirche“, „von Haus und Herz“. So Gott will, ist es noch lange nicht das letzte, was der greise Sänger unserem Volke bietet. „Soll's auch der letzte Strauß sein“, schreibt er mir, „so will ich drum keineswegs verschworen haben, daß noch von Zeit zu Zeit dies und jenes Blümlein dazu gepflückt wird, ihn völliger zu runden.“ — Neben dem Altmeister der christlichen Poesie darf sich wohl ein jüngerer Dichter vernehmen lassen: G. Huyssen, dessen „Häusliche Feierstunden“ (Berlin, Maurer und Greiner. Eleg. geb. Pr.: M. 3) eine Fülle tiefempfundener, gedankenvoller, gläubig ernster Lieder enthalten, welche in ansprechender Form, Ernst und Scherz, Leid und Lust des häuslichen Lebens („Am Hausaltar“ und „Bei Hochzeiten“ — „Scheideweh“ und „In der Kinderstube“ 2c.) sympathisch begleiten und poetisch verklären. — Von Prosadichtungen nenne ich zunächst eine Erzählung aus dem XV. Jahrhundert: „Der Bürgermeisterturm“ von A. v. d. Elbe (Berlin, Grote. 2 Bände Pr.: M. 6), ein interessantes Seitenstück zu Julius Wolffs „Sülfmeister“, unabhängig davon und fast gleichzeitig damit gedichtet. In beiden handelt es sich um die Selbständigkeit der alten Hansestadt Lüneburg, doch ist hier das tragische Geschick des edlen Bürgermeisters Springintgut der Angelpunkt der Erzählung, während Wolff den Sülfmeister Gotthard Henneberg zu seinem Helden erwählt hat. Ich kann versichern, daß man auch neben Wolffs Roman den A. v. d. Elbes mit gespanntem Interesse lesen, ja daß er vielleicht den Leserinnen noch besser gefallen wird. — L. Bernhard, dessen Roman: „Verrechnet“ gegenwärtig von unsern Lesern mit lebhaftem Anteil verfolgt wird, hat eine ältere Erzählung unter den Weihnachtsbaum gelegt: „Verschwunden — gefunden“ (Leipzig, H. Risel. Pr.: M. 3), eine frisch geschriebene Dorfgeschichte ohne neue Motive, aber aus langjähriger Erkenntnis des Volkslebens wie des menschlichen Herzens herausgeschrieben, ohne Tendenz, aber von christlichem Geiste ungesucht erfüllt, voll lebensvoller, fesselnder Gestalten, unter denen die alte, in kräftigem Platt ihre Weisheit verkündende Großmutter sich unverlöschlich der Erinnerung einprägt. — In die letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges führt uns eine schlicht geschriebene und doch gewaltig ergreifende Geschichte von Konr. Fron, die u. d. T.: „Das Kräuterweible von Wimpfen“ (Leipzig, Böhme. Geb. Pr.: M. 3) in dem engen Rahmen des kleinen, aber historisch sehr merkwürdigen Städtchens ein kulturgeschichtliches Bild von bleibendem Werte aus jener trübsten Zeit unserer Geschichte entwirft. Die in dieses Kulturbild hineinverwobene Geschichte des Kräuterweible und ihres Sohnes ist eine Dichtung von höchster Anmut; das Ganze ein Volksbuch ersten Ranges, das hoch und niedrig gleicherweise erfreuen wird. — Wer die talentvolle, so jung ihrem heldenhaften Edelmut zum Opfer gefallene Margareta von Bülow aus dem Daheim liebgewonnen hat, wird sich freuen, einen Band „Novellen“ (Berlin, W. Hertz. Pr.: M. 3) aus ihrem Nachlasse kennen zu lernen, denen durch eine kurze geistreiche Charakteristik dieser vielversprechenden Dichterin aus Julian Schmidts Feder ein erhöhter Wert verliehen wird. — Durch eine interessante Lebensskizze der lange anonym gebliebenen Eugenia von Mitzlaff aus Steffanns Feder wird die mehrfach aufgelegte Erzählung: „Gott ist mein Heil“ (Halle, Fricke. Pr.: M. 3) doppelt willkommen sein. — Einen alten Bekannten werden die Daheimleser in der schönen Weihnachtsgeschichte aus Nordfriesland: „Ein Licht auf meinem Wege“ von Johannes Biernatzki begrüßen, die sich jetzt als zierliches Büchlein (Kiel K. Biernatzki. Eleg. geb. Pr.: M. 1,50) vielen gewiß zur erhöhten Weihnachtsfreude darbietet. — Von alten Erzählern hat N. Fries zwei treffliche Geschichten: „Der Schulmeister und Gottes Wunder“ und „Vom großen Christoffer“ für den Weihnachtsbüchermarkt geliefert; ferner Rich. Weitbrecht zwei lehrreiche Vagabundengeschichten: „Auf der Wanderschaft“ und „Wodans Rache“ (beide in Barmen, bei Klein, Pr.: M. 1 u. 50 Pf.); und A. Vollmar einen Strauß anmutiger Weihnachtsgeschichten u. d. T.: „Weihnachtsgrün“ (Berlin, Wiegandt & Grieben). — Eine anspruchslose aber doch warm ansprechende Erzählung ist „Waldhof“ von Augusta Fechner (Halle, Kämmerer), in welcher die Umwandlung eines gedankenlosen und übermütigen Backfisches in ein selbstloses, aufopferndes, bei allem Ernst fröhliches Mädchen geschildert wird, das zugleich einen gesegneten Einfluß auf ihre alte, in Sorge und Arbeit aufgehende, grämliche Tante übt.

Biographisches und Geschichtliches. Zu dem unlängst in diesen Blättern (XX. Jahrg. S. 822 ff.) besprochenen vortrefflichen Leben August Tholucks aus Leopold Wittes Feder ist nun auch die Schlußabteilung des ersten Bandes von Wicherns Leben gekommen. Dieser Band, eine meisterhafte Leistung F. Oldenbergs

(Hamburg, Ag. d. R. H. 618 S. Pr.: M. 9) umfaßt die ersten vierzig Lebensjahre Wicherns und enthält außer einem vorzüglichen Porträt eine Ansicht des alten Rauhen Hauses. Überall ruht die Darstellung auf authentischen Quellen. Aber zum lebenstreuen und lebenswarmen Bilde des Heimgegangenen hat das massenhafte Material nur die Liebe des Freundes ausgestaltet. Wichern lebt auf jeder Seite, sei es, daß wir ihn unter den Rauhhäusler Kindern oder unter den Brüdern, sei es daß wir ihm in seiner Familie oder auf Reisen und in großen Versammlungen begegnen. — Die zahlreichen Freunde der „Christlichen Ethik" des dänischen Gottesgelehrten, Martensen, wird es freuen, die Mitteilungen, die er selbst u. d. T.: „Aus meinem Leben" (Karlsruhe, Reuther. 703 S. Pr.: M. 8,50) hinterlassen hat, zu lesen. Insonderheit sind seine zahlreichen Beziehungen zu den berühmtesten philosophischen, theologischen und litterarischen Persönlichkeiten Deutschlands (Hegel, Schleiermacher, Lenau 2c. 2c.) die Gespräche mit ihnen, die geistreichen Bemerkungen über sie höchst interessant. — Prof. Viktor Schultze empfiehlt mit warmer Einführung ein aus dem Englischen uns zu eigen gemachtes Werk von Fr. Elliot: „Bilder aus dem alten Rom" (Leipzig, Böhme. Pr.: M. 2,80), welches auf Grund selbständiger Studien die Siebenhügelstadt, ihre Menschen, ihre Geschichte in den verschiedenen Epochen in wechselnden, farbenreichen, fesselnden Bildern vor unsern Augen hingleiten läßt. — G. Uhlhorn hat auf seine Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit in der alten Kirche die der „christlichen Liebesthätigkeit im Mittelalter" (Stuttgart, Gundert, Pr.: M. 7) folgen lassen: eine umfassende, quellenmäßig gründliche, dabei nicht trocken gelehrte, sondern lebensfrische Darstellung der in der Kirche Christi waltenden und wirkenden Caritas bis an die Schwelle der Reformation. — In die Gegenwart führt uns ein die letzten Jahrzehnte 1858—1883 durch Blätter aus den Thaten und Worten unseres Kaisers und seines großen Reichskanzlers beleuchtendes Buch: „Kaiser und Reich" (Stuttgart, Steinkopf 22 Bog. geb. Pr.: M. 2). Ein echt patriotisches, politisch-geschichtliches Gedenkbuch für unser Volk. — Die interessante Reise, welche Bodenstedt im Sommer 1858 im Gefolge des Königs Maximilian II von Bayern durch den Bregenzer Wald und das ganze bayerische Alpenland machte, beschreibt er höchst lebendig und farbenprächtig in „Eine Königsreise" (Leipzig, Lehmann. Geb. Pr.: M. 4,50) und versteht es, soviel aus den Gesprächen mit dem geistreichen und reichgebildeten Fürsten mitzuteilen, daß uns das Bild desselben lebensvoll daraus entgegentritt. — Allerneuesten Datums sind die Reisefrüchte aus drei Weltteilen, welche Max und Hermann Strack u. d. T.: „Aus Süd und Ost" (Karlsruhe, Reuther. Pr.: M. 4) soeben haben erscheinen lassen. Es sind eigenartig fesselnde Schilderungen aus Italien, Sizilien, Griechenland und Kleinasien, welche auch für tüchtige Kenner dieser Länder viel Neues enthalten.

Erbauliches. Die zahlreichen Freunde des gemütvollen Erzählers Emil Frommel werden eine Sammlung seiner Predigten über „Das Gebet des Herrn" (Barmen, Klein. Pr.: M. 3 sehr willkommen heißen. Zur gemeinsamen häuslichen Andacht sind diese durch die ganze liebenswürdige Eigenart des Verfassers wie durch Kürze sich auszeichnenden Reden wie gemacht. — Über das ganze Kirchenjahr verbreitet sich ein Jahrgang Evangelienpredigten aus Württemberg, welchen Gustav Gerok u. d. T.: „Himmelan!" (Stuttgart, Krabbe. 38 Bog. Pr.: M. 3) herauszugeben den glücklichen Gedanken gehabt. Alle bedeutenden Kanzelredner des Schwabenlandes der Gegenwart: Karl Gerok, Kapff, Blumhardt, Burk, Faulhaber, Laurmann, Knapp 2c. — sind darin durch ihre besten und charakteristischsten Reden vertreten. — Einen neuen lehrreichen Führer durch die „Psalmen" in fortlaufender Erläuterung bietet uns Dr. H. V. Andreae (Frankfurt, Verl. d. evangel. Vereins. Cart. Pr.: M. 4,20): ein Werk, hervorgegangen aus vieljähriger eingehender Beschäftigung mit dem herrlichen Liederbuche des Alten Testamentes und ganz geeignet, zum tieferen Verständnis desselben zu dienen. — Das großartige Arbeitsgebiet der inneren Mission eröffnet der gediegenste Kenner desselben, Lic. E. Lehmann in seinem reichhaltigen Buche: „Die Werke der Liebe" (Leipzig, Hinrichs. Pr.: M. 4,50) das in seiner edel einfachen, zu Herzen dringenden Sprache höchst anregend auf den Leser wirkt und wie kein anderes sich eignet, falsche Vorurteile zu zerstreuen und die soziale Bedeutung der vielseitigen christlichen Liebesthätigkeit der Neuzeit in das rechte Licht zu stellen.

2. Bücher für die Frauenwelt.

„Christliche Frauenbilder", wie sie Heinrich Merz nun schon in fünfter, umgearbeiteter Auflage (Stuttgart, Steinkopf. Eleg. geb. Pr.: M. 5) von Anfang der Kirche bis in die Reformationszeit darbietet, sind die beste Lektüre für Frauen. — Ihnen reihen sich würdig an die „Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes" von B. Riggenbach (Basel, Detloff. Eleg. geb. Pr.: M. 3,40), welche von den Zeiten des alten Bundes bis auf die Arbeiterinnen der inneren Mission sich erstrecken und gewissermaßen eine Geschichte des weiblichen Geschlechtes darbieten: „ein in knappem Rahmen gehaltener, aber wohl geschliffener und treu porträtierender Frauenspiegel." — Ein kirchengeschichtliches Frauenbild hat G. Stähelin in „Maddalena das Waldensermädchen" (Basel, Schneider. Pr.: M. 3,20) an der Hand einer alten Familienurkunde entworfen: zugleich ein trefflich gelungener Versuch, das Leben, die Sitten und Geschicke des bibelgläubigen Volkes der Waldenser zu veranschaulichen. Ein Liebling der Frauen — seit Jahren jetzt schon — ist die von Kögel, Baur und G. Frommel herausgegebene „Neue Christoterpe" (Bremen, Müller. Pr. M. 4), welche in dem neuen Jahrgang für 1885 des Schönen in Prosa und in Versen wieder gar viel enthält, u. a. eine Würdigung Geibels als religiöser Dichter von Kögel, ein Lebensbild Martensens von Michelsen, „Blumen aus der Wüste" von O. Funcke, „Osterglocken" von E. Frommel, eine Erzählung von Joh. Biernatzki: „Ein Oratorium von Händel" 2c. — Eine Gabe von höchster Anmut hat Elisabeth Sieveking, die Tochter des unlängst heimgegangenen Rauhhausfreundes, Dr. Hermann Sieveking, auf den Weihnachtstisch gelegt: acht Blätter, welche „die Seligpreisungen der Bergpredigt" auf dunklem Untergrunde, von sinnig gewundenen Blumensträußen eingefaßt, hervortreten lassen. (Ag. d. R. Hauf. Hamb. in eleg. Mappe mit Goldpressung 30 cm $\times$ 22 cm. Pr.: M. 10). — Für die Hausfrauen fehlt auch in diesem Jahre nicht das von der Freifrau von Friesen herausgegebene „Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau" (Düsseldorf, Fel. Bagel), dem außer den Kochrezepten, Speisezetteln u. a. nützlichen Dingen auch ein poetischer Anhang (von Redwitz, Bodenstedt 2c.) beigegeben ist.

3. Bücher für die Jugend.

Ein paar bunte Bilderbücher für die Kleinen und Kleinsten stelle ich hier voraus. Der alte Hey-Speckter liegt in einer kolorierten Ausgabe (Gotha, F. A. Perthes. Pr.: M. 4) vor. Mir gefällt er besser in seinem altgewöhnten schwarzen Kleide; die Kinderschar wird aber wohl anderer Meinung sein. — Das „Weihnachtsbuch" von Heinrich Adamy (Stuttgart, W. Nitzschke) ist alles Lobes wert. Zehn Bilder in gut ausgeführtem Farbendruck nach Aquarellen von Prof. C. Offterdinger veranschaulichen die Kindheitsgeschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seinem ersten Tempelbesuch. Dazu dient als Geleitwort die zum Teil wörtlich den Evangelien entnommene Erzählung, durchflochten von den darauf bezüglichen, für das kindliche Verständnis sehr gut ausgewählten Liedern: kurz, ein Buch, ganz geeignet, die Weihnachtsfreude der Kleinen zu erhöhen und zu vertiefen. — Auch die „Fabeln, Erzählungen und Rätsel" von Paul Benndorf (Leipzig, Ambr. Abel) mit zahlreichen Holzschnitten und drei Buntdruckbildern nach Aquarellen von Woldemar Friedrich können für die kleine Welt bestens empfohlen werden.

Nächst Johanna Spyris Geschichten für Kinder, an deren vorjährige: „Gritlis Kinder" und „Kurze Geschichten" (Gotha, F. A. Perthes) hier noch einmal erinnert werden soll, enthält die von G. Chr. Dieffenbach bei Perthes in Gotha herausgegebene „Sammlung von Kinderschriften", von der jetzt 19 Bändchen (Kart. à M. 2) vorliegen, durchweg gute, christlich gesunde Erzählungen, die meist auch den auf den Titeln bezeichneten Altersstufen entsprechen. Ich hebe daraus als besonders empfehlenswert hervor: 1. Für Knaben von zehn bis zwölf Jahren: „Heinz der Lateiner", eine Schulgeschichte von E. Biller; „Großvaters Zuversicht", eine Knabenpensionatsgeschichte von M. Karstens; und zwei Erzählungen (Hänschens erste Stelle. — Lorenz Bronsons Sieg) a. d. Engl. übersetzt von Marie Dieffenbach. 2. Für Mädchen von zehn bis zwölf Jahren: „In Waldheim" von L. Schneider, eine allerliebste Mädchenpensionatsgeschichte; 3. für Kinder von sechs bis acht Jahren: „Kleine Geschichten für kleine Leute" von Aurelie.

Für heranwachsende Mädchen bestimmt Clementine Helm ihre diesjährige, ganz reizende Erzählung: „Röschen im Moos", (Velhagen und Klasing. Eleg. geb. Pr. M. 5,50) so genannt, weil die kleine Heldin als mutterlose Waise von ihrem Vater in einem mit Moos angefüllten Korbe heimlich einer Gemüsehändlerin vor die Thüre gesetzt wird, die sie mit großer Treue wie ihr eigenes Kind sieben Jahre lang pflegt und erzieht. Als sie dann stirbt, setzt ihr Bruder das begonnene Werk fort, bis er die Pflegetochter den Händen des inzwischen aus Amerika heimgekehrten Vaters übergeben kann. — Derselben Altersstufe angemessen ist Johanna Spyris neueste Erzählung: „Sina" (Stuttgart, C. Krabbe), von der ich weiter nichts verraten will, als daß sie auch die anspruchsvollsten Leserinnen vollauf zufriedenstellen wird.

Für die reifere Jugend männlichen Geschlechts empfiehlt sich außer dem in Nr. 7 besprochenen „Pieter Maritz" von August Niemann vor allem eine neue spannende Erzählung von S. Wörishöffer, dem Verfasser von „Kreuz und Quer durch Indien", Onnen Visser, „Der Schmugglersohn von Norderney" (Velhagen und Klasing. Mit 16 Textbildern. Eleg. geb. Pr: M. 9). Außerdem hebe ich aus der starken Flut von Büchern für diese Altersstufe noch als tüchtig hervor: 1. Oskar Höcker, „Mit Gott für König und Vaterland," eine warme patriotische Geschichte aus den Jahren 1806—1812 (Leipzig, F. Hirt. Prachtbd. 5 Mark), welche den Cyklus „Preußens Heer, Preußens Ehr" zum Abschluß bringt; und 2. Hans Blum, „Der Überläufer" (Leipz., F. M. Gebhardt. Geb. Pr.: M. 5), eine sehr anregend erzählte und hübsch illustrierte Geschichte aus den Tagen des Nordamerikanischen Befreiungskampfes unter Washington, deren Held aber ein Deutscher ist. — Die Steinkopfsche „Deutsche Jugend- und Volksbibliothek" (Stuttgart, Steinkopf. Kart. à 75 Pfg.) ist zum diesjährigen Weihnachtsfeste um mehrere Bändchen wiederum vermehrt worden, von denen ich als bestgelungenen nenne: Klee, „Langobardische Sagen und Geschichten;" Paulus, „Herodias" und Weitbrecht (Herausgeber der trefflichen „Jugendblätter"), „Von der Blockhütte zum Präsidentenpalast (Leben James Garfields"). — In

der einst von W. O. v. Horn ins Leben gerufenen Niednerschen Sammlung (Wiesbaden, Jul. Niedner. Kart. à 75 Pfg.) sind zwei treffliche Jugendschriften von J. Bonnet, „Der Reiskönig“ und „Feldscherers Kriegsglück“ und zwei ihnen ebenbürtige von O. Schupp: „Die Klemenskirche“ und „Die Rache ist mein,“ erschienen.

* * *

Im Begriffe, meine Weihnachtsbücherumschau zu schließen, wird mir noch ein elegantes Buch auf den Tisch gelegt, das ich den Daheimlesern nur zu nennen brauche, um ihres Beifalls sicher zu sein. Es ist die im vorigen Jahre mit so lebhaftem Anteil und stets gespannter Erwartung verfolgte gedankenreiche Erzählung unserer geehrten Mitarbeiterin Bernhardine Schulze-Smidt, „Er lebt,“ (Velhagen und Klasing. Eleg. geb. Pr.: M. 5,50), welche als Buch zu verschenken, zu besitzen und zum zweitenmale zu lesen Tausenden eine erneuerte und erhöhte Freude machen wird.

Robert Koenig.

Die Nachbarskinder.

(Zu dem Bilde auf S. 165.)

Unter dem Titel: „Münchener bunte Mappen“ (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) hat Max Bernstein in einem interessanten Buche Beiträge zahlreicher in München lebender Maler, Dichter und Schriftsteller veröffentlicht. Es ist gleichsam ein bunter Strauß, voll Farbe und Duft, den die Münchener Künstlerwelt hier dem deutschen Publikum überreicht. Da die meisten Beiträge für diejenigen, welche sie lieferten, charakteristisch sind, so hat man hier gewissermaßen eine Musterkarte von dem, was in München geschaffen wird.

Diesem Buche nun sind unsere reizenden „Nachbarskinder“ von Hugo Engl entnommen.

Briefkasten.

Gegenüber den sich kurz vor Weihnachten (häufig viel zu spät für unsere Nummern) massenhaft häufenden Büchereinsendungen müssen wir wiederholt erklären, 1) daß wir nur nach eigener Wahl anzeigen, was uns empfehlenswert erscheint, 2) daß wir uns in Bezug auf Länge der Besprechung ꝛc. keinerlei Vorschriften machen lassen und am wenigsten die beiliegenden Rezensionszettel abdrucken können, und 3) daß wir unter keinen Umständen das nicht Besprochene zurücksenden. — **v. D. in Str.** Zigarrenabschnitte für wohlthätige Weihnachtszwecke (besonders Bekleidung armer Waisenkinder) sind nachstehende Damen und Herren in Berlin gern bereit in Empfang zu nehmen: Frau Geheimrat Bußler, Marienstr. 29, Frau Meineker, Körnerstr. 18, und die Herren Mertens, Linienstr. 58/59, P. Mulzer, Johanniterstr. 1, J. Lauterbach, Landwehrstr. 1 und W. Schüler, Elisabethstr. 45a.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1.

A	A	A	A
O	O	I	I
I	D	D	L
M	N	R	R

Die Buchstaben in den Feldern des obenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß die oberste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten und so fort. Von den vier Wörtern bezeichnet das eine ein großes Hochland, ein anderes eine der Hauptpersonen in Lessings „Nathan der Weise“, ein anderes einen bekannten orientalischen Namen, ein anderes einen Schlachtenort.

2. Dreisilbige Scharade.

Der Ersten und Zweiten verheerender Fluß
Versengt und verwüstet der Schöpfung Segen,
Doch folget den beiden dann Überfluß,
Gedeihen und Fülle auf allen Wegen.
Die Zweite und Dritte sie bilden ein Wort
Des' Träger der Kinder liebender Hort.
Das Ganze nennt einen frommen Mann,
Der einst sich viele Freunde gewann
Und jedem an der Nase sah an,
Ob er heilig war oder profan. R. F.

3.

Hast du's, so darfst du vieles wagen!
Du kannst dadurch das Schwerste tragen
Und bist bewundert und geehrt;
Es ist für dieses kurze Leben
In reichem Maße dir gegeben,
Vom Höchsten dir zum Glück beschert.
Bezieht es sich auf deine Kräfte,
Brauch' es zu jeglichem Geschäfte
Nur immer ganz mit frohem Mut
Und wird dadurch der Not entrissen
Dein Nächster, o! so laß nicht wissen
Die Rechte, was die Linke thut. Fr. St.

4. Zweisilbige Scharade.

Da liegt das Ganze hingestreckt
Von tödlichem Geschoß,
Es sank entseelt und blutbedeckt
Herab vom stolzen Roß.
In tiefe Trauer ward darob
Die Erste nicht versetzt;
Das Ganze hatte allzu grob
Ihr gutes Recht verletzt.
Vertausch für einen Augenblick
Nun beider Silben Stand,
So nennt das Ganze dir ein Stück
Vom schönen Sachsenland. V.

5.

Mit Kopf ein Ritter, ohne Kopf ein Getränk.
Mit Kopf Bewohner eines Küstenstrichs von Europa, ohne Kopf größer als mit Kopf.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 10.

Schachspielaufgabe.

1. T a 7 — c 7   1. beliebig.
2. D T S L ♯

1. Schlüssel zum Rösselsprung.

24	19	28	5	14	3	10	7
27	30	25	16	9	6	13	2
20	23	18	29	4	15	8	11
31	26	21	40	17	12	1	52
22	39	44	57	48	53	64	59
45	32	41	36	61	58	51	54
38	43	34	47	56	49	60	63
33	46	37	42	35	62	55	50

Auflösung.

. . . . , sei
Auch den Geschwistern wie der Schwester freundlich
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unser Haus entsühnen.
(Iphigenie.)

Bilderrätsel:

Seinen Feind überwinden ist ein großes Verdienst, seiner schonen ist ein größeres.

2.

F	a	m	u	l	u	s
V	i	o	l	i	n	e
A	n	d	r	a	s	y
A	l	g	e	b	r	a
G	a	l	i	l	ä	a
A	r	t	e	m	i	s
O	c	t	a	v	i	o

3. Modern.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Aus einer schwarzen Republik. — Die Berliner Stadtmission. Mit Porträt Stöckers. — Der Schmuck unseres Weihnachtsbaumes. Von O. Vater. Mit 21 Illustr. — Die Strandung Sr. Maj. Brigg „Undine“. Von Franz Siewert. Mit 6 Illustrationen. — Bücher für den Weihnachtstisch. Von Robert Koenig. — Die Nachbarskinder. Zu dem Bilde von Hugo Engl. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Dezember 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 12.

Weihnachten.

Ehre sei Gott in der Höhe, so schallt es hernieder.
Singe, o Menschheit, mit hellem Klang Jubellieder,
Gott ist die Liebe, sein Sohn liegt in Bethlehems Stalle:
Gnade, Erlösung und ewiges Leben für alle
Und das verschlossene Paradies öffnet sich wieder.

Gottes Sohn, Davids Sproß, Hoffnung und Trost aller Zeiten,
Der du vom Himmel kamst, um uns zum Himmel zu leiten,
Nimm uns zu eigen hin, göttliches Kind in der Krippe,
Wohne in uns und weihe nun Herz und Lippe,
Mache uns los von Sünde und Eitelkeiten.

Weihnachtsstern, strahle mit himmlischem Licht den Verirrten,
Daß sie den rechten Weg finden zum guten Hirten,
Weihnachtsglanz leuchte hinein in die Hütten der Armen:
Heute verzage keiner; denn Liebe und göttlich Erbarmen
Allen, die Not und Zweifel mit Schwermut verwirrten!

Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen!
Laßt uns in Eintracht und Liebe des Lebens Bahn wallen;
Unter dem Weihnachtsbaum, in dem Glanz der Kerzen
Friede in Ehe und Haus, versöhnte Herzen,
Gott ist versöhnt, der Friedensfürst komm nun zu allen!

Glockenklang, Festtagsgruß, jubelnde Kindergestalten,
Freude in Palast und Hütte, bei Jungen und Alten:
Weihnachten, seliges Fest, von Gott uns erkoren,
Jauchzet; denn Christus, der Herr ist uns heute geboren:
Machet ihm Bahn, denn er will seinen Einzug halten.

Paul Kaempfe.

Doktor Hollmann.

Eine Weihnachtsgeschichte von Marcus Boyen.

Der erste Advent hatte endlich die ersehnte Kälte gebracht, frische Winterluft verscheuchte alle lästigen Novembernebel, der Erdboden, den Regen und welker Schnee so lange durchfeuchtet hatten, erhärtete und der kleine, nahe der Stadt gelegene See bedeckte sich rasch mit mehrzölligem Eise; auf allen schon für das nahe Weihnachtsfest geschriebenen Wunschzetteln der Knaben stand sicher: „Ein Paar neue Schlittschuhe" obenan.

Der Doktor Richard Hollmann war es auch wohl zufrieden, daß ein frischer Frostatem durch die Welt zog, seit Wochen hatten schwere Krankheiten in der Stadt geherrscht, die Hospitäler gefüllt und Jammer und Weh genug geschaffen. Doktor Hollmann, der seit einiger Zeit als Arzt an einem Krankenhause der Stadt angestellt war, hatte arbeitsvolle Wochen verbracht, und die Erinnerung daran füllte jetzt, da er bei sinkender Sonne durch die winterliche Landschaft einherschritt, sein Herz mit feierlichen Gedanken, in denen er sich dankbar des schwachen Gelingens freute und demütig das Fehlschlagen so mancher Hoffnungen und Bestrebungen Gott anheimstellte.

Viel junges Volk kam dem Doktor entgegen mit vom Winterfrost schön geröteten Gesichtern und mit sichtlich etwas müden Füßen und an allen Armen hingen Schlittschuhe jeder Art. Auf dem kleinen See, welcher der Stadtjugend zum Tummelplatz gedient hatte, war es schon fast leer geworden, die bürgerliche Kaffeestunde hatte alles heimgelockt

und nur vereinzelte Schlittschuhläufer glitten noch über die Eisdecke hin. Am Rande des Sees schritt eine wohl in Pelz gekleidete ältere Dame auf und ab, zuweilen halb ungeduldige, halb besorgte Blicke auf eine junge Schlittschuhläuferin werfend, welche noch in weiten Bogen sehr anmutig über die spiegelglatte Eisfläche dahinglitt und sich damit begnügte, mit Kopfnicken und Kußhändchen die auf sie wartende und frierende Mama schadlos zu halten. In einiger Entfernung fuhr ein eleganter, geschlossener Wagen langsam auf der Landstraße hin und her, ein stattlicher in schwarzen Bärenpelz versunkener Kutscher lenkte die schönen Pferde und neben demselben trottete ein Diener, der sichtlich sehr ungeduldig bald seine Hände, bald seine Füße zu erwärmen strebte.

Richard Hollmann erfreute sich an dem prächtigen winterlichen Bilde; er war in letzter Zeit selten zu einem sorglosen Spaziergange gekommen und hatte doch schon lange beabsichtigt, gerade diesen kleinen See aufzusuchen, der in den Erinnerungen an zwei lustige Jugendjahre, welche er bei Lebzeiten seines oft versetzten Vaters als Quartaner in hiesiger Stadt zugebracht, einen Ehrenplatz einnahm; oft genug hatte auch er sich hier auf der Eisbahn getummelt, oder dann auch mit einem besonderen Genossen, dessen Vater die Fischerei auf dem See gepachtet hatte, einen fröhlichen Fischzug mitgemacht, zur Sommerzeit im Kahn, oder von Eisloch zu Eisloch im Winter. So ging er zum Seeufer und beschritt die glatte Fläche, auf welcher zwei oder drei Schlittschuhläufer an ihm vorüberglitten.

„Liebste Edith," hörte er jetzt die ältere Dame rufen, „du solltest jetzt aber wirklich genug haben, komm, laß dir deine Schlittschuhe abschnallen."

Fräulein Edith hielt einen Augenblick im Laufe neben der Mutter an, Richard konnte ihr reizendes Gesichtchen recht gut betrachten. „Noch einen einzigen, weiten Rundlauf, Herzensmama," bat Edith, „es ist weiter hinauf gerade die allerköstlichste, ganz unbefahrene Bahn, ich finde es so engherzig von der Polizei, daß sie uns auf dies vorgeschriebene kleine Stückchen See beschränkt hat, während die ganze, herrliche Fläche lockt. Auf Wiedersehen!" Sie hob das kleine, zierliche Müffchen grüßend in die Höhe und flog pfeilschnell davon.

Doktor Hollmann sah ihr mit Wohlgefallen nach, doch plötzlich sprang er entsetzt vorwärts. „Fräulein!" schrie er, „Fräulein, nicht so weit, um Gotteswillen, Sie beachten die Stangen nicht. Gnädige Frau!" wandte er sich dann sehr erregt gegen die ältere Dame, „rufen Sie Ihre Tochter zurück, man hat ja auf dem See gefischt, es wird dort überall dünne Eisstellen geben."

Doch während die Mutter noch laut und angstvoll Ediths Namen rief, sahen die entsetzten Fernstehenden, wie die leichtfüßige Gestalt des jungen Mädchens eben jetzt unter hellem Aufschrei fiel, einen kurzen Augenblick sich noch bewegend auf der Eisfläche sichtbar blieb und dann unter erneutem angstvollen Rufen im Wasser versank.

Richard Hollmann stürzte sich auf die am Rand des Sees angebrachte, äußerst primitive Bank, welche beim Anschnallen der Schlittschuhe benutzt wurde, mit heftigem Ruck riß er das lange Sitzbrett von den Stützen ab und eilte damit, so schnell er konnte, dem Platze zu, an welchem er das Mädchen hatte versinken sehen, er rief laut noch einen in Rufweite dahinsausenden Schlittschuhläufer an und wies ihm die Stelle, der sie nun beide zustrebten.

Hollmann kam einige Augenblicke früher als sein Mithelfer an der Stelle an, wo die dünne Eisdecke gebrochen war, welche ein zur Fischerei, vielleicht erst heute benutztes Loch bedeckt hatte; die entstandene Öffnung war groß und die ganze Umgebung noch auf einige fußbreit nur mit für jedes Menschenkörpergewicht zu schwachem Eise bedeckt, um erfolgreich nach dem bereits untergegangenen Mädchen spähen zu können.

Der Doktor schob sich mit Zuhilfenahme des Brettes endlich doch weit genug vor, um in das Eiswasser hineingreifen zu können, nichts als das kleine Müffchen, welches an eine Eiskante herangetrieben war, bot sich seinen rettenden Händen dar.

„Sie ist unter das Eis geraten," flüsterte der Mann, welcher dem Doktor beistand. Hollmann erhob sich, er wies nach einer entfernten Stelle. „Es gibt gerade hier eine starke Unterströmung," rief er, „ich kenne die Stelle genau, wenn wir sie noch finden sollen, so kann es nur dort sein."

Sie eilten beide fort zu einer nächsten Eisöffnung, in welche eine Stange hineingefügt und festgefroren war; von dem schützenden Brett aus gelang es, die neugebildete, dünnere Eisdecke zu zertrümmern, wieder und immer wieder tauchte Richards Arm in die eisige Flut, da! ein Schrei des Entzückens. An einem an der Stange befindlichen Nagel war das Kleid der Versunkenen, welche die starke Strömung wirklich hierher geführt hatte, hängen geblieben; fest hielt der Doktor, was er gefunden, er warf einen halb verzweifelten Blick um weiteren Beistand über die Eisfläche hin, da sah er, daß der Diener, welchen er vorhin neben dem Wagen bemerkt hatte, herzugelaufen war.

Sie zogen das unglückliche Mädchen heraus; schneebleich, leblos wurde sie ihrer verzweifelnden Mutter entgegengetragen, man brachte sie in ein nahegelegenes Haus und Doktor Hollmann begann seine Belebungsversuche. Nach einer Viertelstunde brachte der zur Stadt gesandte Wagen zwei weitere Ärzte, den Hausarzt der Familie des Mädchens und den eleganten, ersten Modearzt der Stadt. Der Letztere warf nur einen halben Blick auf die regungslose, schöne Gestalt, dann sah er seine Kollegen bedeutsam an und zuckte die Achseln, er sprach einige halblaute Worte der Teilnahme zu der wie betäubt aussehenden Mutter und war dann gegangen, ohne daß man sein Fortgehen bemerkt hatte.

Der andere Arzt blieb noch, er hatte nur alle Maßregeln gutheißen können, welche Richard Hollmann ergriffen hatte, er selbst hatte bald von eigenen Rettungsversuchen Abstand genommen und beschäftigte sich mehr mit der unglücklichen Mutter, die sich starren Blicks aber unermüdlich nach den Vorschriften Doktor Hollmanns weiter um ihr lebloses Kind bemühte. „Mein armer Mann," das war das Einzige, was die verstörte Frau stöhnen konnte.

„Ich will Ihren Herrn Gemahl aufsuchen, er soll die schreckliche Nachricht nur durch mich erfahren," tröstete der Medizinalrat, „ich werde mit ihm hierher zurückkehren, um dann vielleicht behilflich sein zu können, hier — Fräulein Edith nach der Stadt zu überführen." Er trat zu Hollmann und legte ihm bedeutsam die Hand auf die Schulter. „Es ist ja alles umsonst, Kollege," sagte er traurig, dann ging er fort, um den Vater, den Bankier Krusius, in seinem Kontor aufzusuchen.

Frau Krusius faßte mit ihren bebenden Fingern nach Richards Hand und rang nach Worten. „Sie aber werden nicht müde werden," flüsterte sie heiser, „Sie werden uns das einzige Kind retten."

„Ich kann ja noch hoffen, gnädige Frau," entgegnete Hollmann und sah mit feuchten Augen in das Gesicht der verzweifelnden Mutter.

Nach einiger Zeit kam der Bankier Krusius in Begleitung des Medizinalrats, dieser schaute fast lächelnd auf die unermüdet fortgesetzten Belebungsversuche seines jungen Kollegen. „Es ist ja ganz umsonst," sagte er von neuem und sprach dann wieder von dem Transport der Verunglückten nach der Stadt.

„Ich protestiere dagegen," sagte Doktor Hollmann entschieden, „es würde sie sicher töten — —"

Der Medizinalrat hob ablehnend die Hand.

„Kann ich noch sonst irgend etwas für Sie thun?" fragte er die gebrochenen Eltern. Frau Krusius antwortete nichts, sie hob nur mit sprechender Gebärde die Hände gegen Hollmann auf. „Bleiben Sie doch noch, Herr Rat," bat verzweifelt Herr Krusius, „soll mir Ihr Gehen sagen, daß wirklich keine, keine Hoffnung — —?"

„Ich würde nicht recht daran thun, Sie ohne Grund länger in dieser Qual der Ungewißheit zu lassen," sprach der

Medizinalrat erschüttert, „nein, ich halte jede weitere Bemühung für vergeblich, jedenfalls sehe ich mich genötigt, alle weiteren Belebungsversuche meinem jungen Kollegen anheimzustellen. Gott segne sein Bemühen und thue ein Wunder."

Richard Hollmann ermattete noch lange nicht; endlich ließ auch er mit einem sprechenden trauervollen Blick von seinem Bemühen ab; ja, es war umsonst, das schöne Mädchen war tot. Die Eltern verstanden ihn nur zu bald, der Vater trat zu seiner jetzt krampfhaft aufweinenden Gattin und drückte ihr blasses Gesicht in seine Arme.

In diesem Augenblicke bemerkte Hollmann ein Zucken des Augenlides der Verunglückten, er faßte die Hand der Bewegungslosen, sein Herz stand ihm fast still vor überwältigenden Empfindungen, ja, er fühlte die matten Bewegungen des Pulses, und jetzt bebte ein leiser Seufzer über die weißen Lippen des Mädchens. „Gerettet!" jubelte seine Seele.

Hollmanns halblauter Jubelruf ließ die Eltern aufschauen, da sahen sie den jungen Doktor mit bebender Hand auf die verloren gegebene Tochter deuten und sahen, wie die Augenlider, die sie für ewig geschlossen glaubten, sich zitternd hoben und sanft wieder niedersenkten, gleich den zarten Flügeln eines Schmetterlings. — — —

Doktor Hollmann ward von diesem Tage an ein vielgeliebter Gast im Krusiusschen Hause; doch die Dankbarkeit des Vaters, die sich durch fast erdrückend große, sichtliche Zeichen zu äußern liebte, die überquellende Zärtlichkeit der Mutter gegen den Retter ihres einzigen Kindes zogen ihn dort nicht so an, als der Gruß der blauen Augen und der kleinen Hände, welcher seinem Kommen stets von Edith gespendet wurde. Als es ohne Gefahr geschehen durfte, wurden alle Einzelheiten des Unfalls immer von neuem durchgesprochen, Edith war reuevoll genug, sie schauderte bei der Erinnerung an jene entsetzlichen Minuten, die sie noch bei Bewußtsein unter dem Eise zugebracht hatte, und wenn ihre Blicke sich dann zärtlich auf ihren Retter richteten, dann glaubte Richard Hollmann noch mehr darin lesen zu dürfen, als eben nur Dankbarkeit. Und als er am Weihnachtsabend unter dem großen, hellschimmernden Tannenbaum im Hause des Bankiers vor einem mit überreichen Gaben für ihn bedeckten Tische stand, als Vater und Mutter mit Thränen in den Augen zu ihm davon sprachen, was dieses Fest der Freude ohne ihn für dieses Haus hätte werden müssen, da fand er den Mut, sich noch ein köstlicheres, langersehntes Geschenk zu erbitten; die schöne Edith wurde ihm verlobt und die Weihnachtskerzen beleuchteten ein glückseliges Brautpaar.

Erst mit dieser Hingabe der einzigen Tochter an ihren Retter schien für Herrn und Frau Krusius das Maß ihrer Verpflichtungen gegen diesen nun auch ganz erfüllt zu sein, die Aufregungen der letzten Wochen legten sich und man begann wieder mit nüchternen Augen die Welt um sich her zu betrachten. Doch die Eltern konnten sich sagen, daß diese Wahl eines Schwiegersohnes, welche unter anderen Verhältnissen ihnen als vielleicht etwas zu unerlaubt eilig erschienen sein möchte, sie sicher nicht reuen durfte, nun sie mehr Ruhe zu einer Prüfung von Richards Charakter finden konnten. Hollmanns Ernst, der ihn vielleicht älter erscheinen ließ, als es der Jugendlichkeit Ediths gegenüber erwünscht sein mochte, war mit allem Zauber gütigster Würde und liebevollster Rücksichtnahme geschmückt, der überaus gute Ruf als tüchtiger Arzt, dessen er sich in der ganzen Stadt erfreute, bot für die Schwiegereltern eine natürliche Gewähr für die Zukunft der Familie ihrer Tochter, wenn letztere auch eine Mitgift in die Ehe bringen sollte, welche allein schon alle Gedanken an eine spätere Notlage unnötig machen mußte. Edith selbst hing mit unbegrenzter Verehrung an ihrem Verlobten, sie verdankte ihm das neugeschenkte Leben, nun kam sie sich vor wie sein Geschöpf, und da sie jung und ihr Herz, trotz aller schädlichen Verweichlichungen von seiten der Eltern, zärtlich und eindrucksfähig war, so war es natürlich, daß sie ein wenig von der übermütig neckischen Fröhlichkeit verlor, welche sie früher nur zu unbegrenzt hatte zur Schau tragen dürfen, sie war ja ganz und gar glücklich.

Doch das Leben eines Arztes gehört nicht dem Einzelnen. Erst mit unfaßbarer Verwunderung, zuletzt aber mit entschiedenem Mißbehagen sahen die Eltern Ediths, wie wenig diese selbst von der persönlichen Gegenwart ihres Gatten würde für ihr Leben zu erwarten haben. Wie oft verrannen lange Stunden, ehe der Doktor in die Arme seiner harrenden Braut eilen durfte, wie oft wurde er, noch ehe sie seiner Anwesenheit recht froh werden konnte, wieder fortgerufen an die Betten der Kranken. „Das ist einmal so der Beruf des Arztes, Mama," tröstete Edith die Mutter, wenn diese gegen sie deshalb Klage führte, „ich bin stolz auf den Ruf, den Richards Geschicklichkeit und Kenntnisse ihm geschaffen haben."

„Er wird aber später auch bei Tag und Nacht zu diesen Kranken hinlaufen, und du wirst sehen müssen, wie du dich ohne ihn behelfen kannst," sprach Frau Krusius verdrießlich. „Hollmann sollte seine Praxis beschränken, was liegt denn daran, ob er ein paar tausend Mark mehr oder weniger jährlich erwirbt, sein Erwerb wird doch neben deiner großen Mitgift kaum zur Beachtung kommen."

Frau Krusius begann ihrem Schwiegersohne darauf bezügliche Vorschläge zu machen, er lächelte und versuchte die besorgte Mama in höflich ausweichender Weise zu beruhigen, allein zu Edith sprach Richard dann wohl von alle dem, was ihm seinen Beruf teuer machte, ihm Kraft und Begeisterung gab, Tag und Nacht für das Wohl anderer zu schaffen und zu sorgen, und Edith blickte mit zärtlichem Stolze zu ihm auf und flüsterte ihm zu, daß sie sich willig darein fügen würde, den Besitz des Geliebten mit seinem Beruf teilen zu müssen.

Die nächsten Wochen ließen allerdings erkennen, daß dieser Teilnehmer an Ediths Ansprüchen an den Doktor Hollmann auch zu einem recht anspruchsvollen und unredlich teilenden Nebenbuhler werden könnte; immer mehr mußte sich Edith eine Verkürzung der ihr sonst von Hollmann gewidmeten Stunden gefallen lassen, es war viel Krankheit in der Stadt, und wenn Richard endlich müde und erschöpft ins Haus seiner Schwiegereltern kam, sah man ihm selbst dort noch an, wie oft er in Gedanken den Kreis seiner Lieben dort verließ, um seinen schweren Berufspflichten nachzusinnen.

„Es ist mir ganz und gar verhaßt," schalt dann nach seinem Weggehen auch wohl der Vater, „daß Hollmann so oft eben nur seine elenden Kranken im Sinne hat, während er hier unter uns weilt; wenn nicht einmal jetzt die Gegenwart einer schönen, jungen Braut im stande ist, ihn für die Stunden, wo er eben nur Mensch und nicht Arzt allein zu sein nötig hat, völlig zu fesseln, dann mag unser armes Kind sich nur erst auf rechte Einsamkeit in ihrer Ehe gefaßt machen. Ich muß sagen, dieser Glorienschein der edlen Wirksamkeit, für den jeder Arzt sich sicher ganz berechtigt glaubt, zeigt, in der Nähe betrachtet, recht häßliche, dunkle Flecke. Haben wir unser einziges Kind in allem Reichtum unserer Liebe und unseres Besitzes für solch ein Leben der Entbehrungen aufwachsen lassen? Ich bin mir wohl bewußt, was wir Hollmann verdanken, aber wenn ich ihn aus seinen wirklich allzu anspruchsvollen lästigen Berufspflichten herauslösen könnte, ich gäbe viel darum."

So fing Herr Krusius allen Ernstes an zu bedenken, wie viel in der That er es sich würde kosten lassen wollen, um seinem Schwiegersohne eine andere Art des Lebens, Wirkens oder Genießens verlockend erscheinen zu lassen, er war gar nicht im Zweifel darüber, daß es sich hierbei eben nur um die Größe des von ihm zu bringenden Geldopfers handeln würde, und so lange seine Tochter Edith lebte, war dem Bankier nun einmal nie ein Opfer, das sein Geldbeutel ihr zu Liebe brachte, zu groß erschienen. Zuerst nur halb scherzend, dann immer unverhüllter begann Krusius seine Lockspeisen dem Schwiegersohn hinzuhalten; war es heute die begeisterte Vorführung eines glänzenden Bildes, welches alle Reize und Vorteile eines großen, herrschaftlichen Grundbesitzes vor den Augen Hollmanns entfaltete und ihn aufzufordern schien, nur einen Wunsch nach dem Besitz solcher Herrlichkeiten zu äußern, so waren es morgen verlockende Beschreibungen, welche lange mit Unterstützung von allem erdenklichen Luxus ausgestattete

herrliche Reisen für das junge Paar in Aussicht stellten, und endlich wurde dem Doktor gar das Anerbieten gestellt, als Teilnehmer in das Bankiergeschäft des Vaters zu treten, um dann unverwehrt das süße Vorrecht genießen zu können, nach Belieben wenig oder gar nicht zu arbeiten und doch den Mitgenuß des großen Vermögens des Hauses für sich zu beanspruchen.

Der freundliche aber zähe Widerstand, welchen Hollmann allen diesen Bemühungen entgegenzusetzen verstand, reizte Krusius mehr, als zur Aufrechterhaltung des früheren herzlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem Schwiegersohne tauglich war. Anfänglich noch bald halb vergessen, dann durch eine absichtlich zur Schau getragene Fröhlichkeit verleugnet, wurden diese Mißstimmungen nach und nach eine Ursache ernster Sorge und aufrichtiger Betrübnis für Frau Krusius und für Edith. Beide waren überzeugt, daß Richard unerschütterlich an seinem Berufe festhalten würde, und sie achteten und bedauerten ihn deshalb um so mehr, Mutter und Tochter wußten aber auch genugsam, wohin ein Entgegenstemmen gegen die Wünsche und Pläne des Vaters schließlich führen könnte, und eine unbestimmte Furcht vor dem, was kommen könnte, vergällte ihnen oft genug die Freude an der Gegenwart.

„Ich hoffe, Hollmann," sagte eines Tages Krusius, nachdem er eben die neueste Abendzeitung gelesen hatte, „Sie haben unter Ihren Patienten nicht etwa auch Kinder oder Erwachsene, welche an Diphtheritis leiden, die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle, welche die Zeitung täglich meldet, wächst ja erschreckend von Tag zu Tag. Ich erwarte aber, Hollmann, daß Sie mir doch vorher Mitteilung davon machen, wenn Sie etwa um Behandlung eines solchen Patienten angegangen werden sollten, denn ich würde es keinenfalls — —"

Der Doktor lächelte. „Ich habe seit Wochen eine große Anzahl gerade derartiger Patienten in Behandlung," sagte er, „welcher Arzt in der Stadt hätte keine solchen unter seinen Kranken?"

Das Gesicht des Bankiers rötete sich stark. „Und dabei kommen Sie täglich nach wie vor in unser Haus?" rief er erregt, „schütteln Edith die Hand, umarmen, küssen sie?"

„Ich beachte alle gebotene Vorsicht, lieber Vater," verteidigte sich Hollmann, „ein Arzt muß an die Ansteckungsfähigkeit seiner Person gar nicht glauben wollen, er käme ja sonst nie aus der Angst für seine Familie und für sich; meine liebe Edith wird sich an alles dieses zu gewöhnen wissen."

„Warum aber," rief Krusius, „sie auf eine solche Probe ihres Mutes stellen? Wenn eine Notwendigkeit für Sie vorläge, an Ihrem Berufe, als an Ihrer einzigen Erwerbsquelle festzuhalten, so möchte die Sache noch angehen, aber in diesem Falle, wo Sie das Recht und die Möglichkeit vor sich sehen, Ihrem Verlangen nach Thätigkeit auf vielen anderen Feldern Genüge leisten zu können, ohne irgend eine Verminderung des Wohlbehagens der Ihnen anvertrauten Familie fürchten zu müssen, wäre man stark versucht, an einen Mangel von Liebe und Sorgsamkeit dieser gegenüber glauben zu müssen. Ich kann, gerade heraus gesagt, den Gedanken an eine Zukunft Ediths an der Seite eines derartig wie Sie wirkenden Arztes nicht länger ertragen. Ein Leben der Sorge, der Angst, der vernichtenden Einsamkeit erwartet mein bisher nur von Liebe getragenes, einziges Kind."

Dieser Abend, der unter recht heftigem Meinungsaustausch der beiden Männer verlief und mit einem hastigen, frühzeitigen Aufbruch Hollmanns und mit Thränen Ediths endete, war der erste in einer Reihe von vielen, in unerquicklichsten Quälereien verlaufenden Abenden. Mit dem Verbot der Besuche Richards während in der Stadt herrschender Epidemieen begannen die Maßregeln, zu welchen sich Krusius veranlaßt sehen wollte, um den Doktor zu einem Verzicht auf seinen Beruf zu drängen. Und als die Welt sich in alle Wonnen des neuen jungen Lenzes hüllte, war ein eisiger Frost auf die Blüten gefallen, welche sich so schön in den Herzen der Verlobten entfaltet hatten und reiche Frucht für das ganze Leben der Glücklichen versprachen; die unter so voll beglückenden Umständen freudig geschlossene Verlobung war von seiten des Bankiers Krusius aufgelöst worden, und die Stadt nahm gebührend Anteil an dem allen Klatschbasen so überaus interessanten Ereignis.

Wochen, Monate vergingen, Edith war in Begleitung der Mutter in ein Bad gebracht, jeder Verkehr zwischen den früher Verlobten war untersagt. Ein flüchtiger Blick, welchen Richard später im Herbst auf die dann wieder zur Heimatstadt zurückgekehrte Geliebte werfen konnte, während sie mit der Mutter auf der Straße an ihm im Wagen vorüberfuhr, zeigte ihm, wie tiefe Spuren die Kämpfe, welche das arme Kind geführt und zwar vergeblich geführt hatte, in dem lieben Gesicht zurückgelassen. Edith wurde des geliebten Mannes nicht gewahr, allein Frau Krusius erwiederte kummervoll seinen vorwurfsvollen Blick.

Der Kummer, welcher aus dem Gesicht der Frau gesprochen hatte, galt nicht nur dem Anteil, den das Herz der Mutter an den Schmerzen nahm, unter denen das liebe einzige Kind so schwer litt, nein, auch an Krusius konnte sie wahrnehmen, wie tief es ihn beunruhigte, sich vielleicht als den Vernichter des Glücks seiner Tochter ansehen zu müssen. Zwar war der Bankier fest davon überzeugt gewesen, daß diese Neigung, welche unter romantischen Verhältnissen so rasch aufgekeimt war, wohl kaum Zeit gefunden hatte, zu derartig zwingender Größe anzuwachsen, daß der Schmerz, den der Abbruch des Verlöbnisses Edith bereiten könnte, diese ernstlich gefährden möchte. Er hatte sicher geglaubt, daß er die Thränen und Klagen seiner Tochter, wie schon die gelegentlichen kleinen Leiden ihrer Kinderzeit, einfach durch ein Überschütten Ediths mit Annehmlichkeiten und Geschenken jeder Art stillen könnte, und es erfüllte ihn mit eifersüchtigem Zorn, zu sehen, wie wirkungslos sich jetzt alle seine früheren Hilfsmittel erwiesen. Nach den ersten Tagen des leidenschaftlichsten Bittens und Klagens war dann bei Edith die offene Kundgebung ihres Schmerzes einer stillen Ergebung gewichen; den Tröstungen der Mutter gegenüber sprach sie zwar von ihrer unveränderlichen Treue gegen Richard und von ihrem schmerzlichen Hoffen auf eine Wandelung von des Vaters starrem Widerstand, gegen den Vater selbst erwähnte sie nie wieder etwas von ihrer Liebe und ihrem Hoffen. Ihre Ruhe schien sogar anfänglich den Bankier glauben zu lassen, Edith fange an zu vergessen und er dürfte hoffen, daß sie in Zukunft ihre Liebe vielleicht einem anderen Manne zuwenden könnte. Als aber die Zeit verrann, ohne daß über das stille, blasse Antlitz seines Kindes je wieder ein frohes Lächeln glitt, als ihre Augen müde und glanzlos wurden und die zarte Gestalt noch zarter, da stieg fast ein Gefühl des Hasses gegen Hollmann in Krusius auf. Und wenn hier und dort die Kunde zu ihm drang von dem, was Richard Hollmann in der Stadt wirkte, wenn man nur halb verstohlen die Achseln zuckte über den verblendeten Mann, dem ein solcher Schwiegersohn nicht angestanden hatte, da hätte Krusius am liebsten mit seiner Familie die Stadt verlassen mögen, wenn seine Geschäfte ihm dies nur irgendwie ermöglicht hätten. — Der Sommer verging, der Herbst zog über das Land, die ersten Schneeflocken fielen auf die winterliche Erde; der Bankier sprach von einer Reise nach Italien, allein seine Frau wollte nichts davon hören, daß man das Weihnachtsfest nicht in der alten Heimat feiern sollte. Eine

Winterliches Gehöft von C. Schön.

Christbaums Heimat. Originalzeichnung von Albert Richter.

fieberhafte Unruhe hatte sich der sonst in ihrem Kummer so still gewordenen Frau bemächtigt, sie hatte den Entschluß gefaßt, am Jahrestage von Ediths Unfall noch einmal den Versuch zu machen, ihren Gatten zu einer Versöhnung mit Hollmann zu drängen, ihre Bitten und Vorstellungen würden — so sagte sie sich — durch den Anblick der blassen Edith schrecklich verständnisvoll verstärkt werden.

Dieser erneute Versuch, ein Wort zu gunsten der Getrennten einzulegen, mißlang wiederum. Der Bankier hatte gerade an dem Tage selbst erfahren, daß Hollmann nun die Oberleitung des Krankenhauses, an dem er wirkte, übernommen hatte, und er wußte ganz gut, daß dieser Schritt die Arbeitslast des Doktors erheblich vermehren mußte. „Er lebt nur für seine Kranken," so hatte jemand, der nichts von den Beziehungen der beiden wußte, zu Krusius gesagt, „er ist ewig in der Arbeit, dieser Doktor Hollmann, und die Kranken können sich freuen, daß er nicht verheiratet ist, soviel Zeit fiele doch sonst nicht für sie ab." O Krusius wußte es besser, der Mann würde eben keinen Unterschied machen, seine Frau, seine Familie würde eben seinen Kranken nachstehen müssen.

So kam das Weihnachtsfest heran, gleich nach demselben wollte Krusius Frau und Tochter nach Italien bringen, wo sich Ediths Wangen sicher schon wieder röten würden. Von jeher war in dem Hause des Bankiers das Weihnachtsfest mit allem Aufwande, den Reichtum und Wohlthätigkeitssinn schaffen können, begangen worden, eine Menge armer Familien wurde stets an dem Tage vor dem heiligen Abend reich beschenkt und eine kleine kirchliche Feier im Hause leitete die Bescherung ein.

In diesem Jahre verdoppelte der Bankier die Summen, welche er so den Bedürftigen opferte, er suchte auch mit verschwenderischer Hand für Frau und Kind Gaben und Geschenke aller Art aus, er wollte Freude schaffen, er wollte, wenn auch nur für den einen Tag, frohe Gesichter unter dem Christbaum im eigenen Hause sehen.

An langen Tischen, auf denen mannigfaltige Geschenke lagen, standen die Armen, welche am Tage vor dem heiligen Abend hier beschenkt wurden; drei mächtige Christbäume durchflammten den großen Saal im Hause des Bankiers, und unter den grünen Zweigen stand der Prediger der Marienkirche, las das Evangelium des Weihnachtstages vor und sprach von dem Glanz des Sternes, der zuerst den armen Hirten geleuchtet und ihnen den rechten Weg gewiesen hatte; dann sprach er von der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit gegen Arme und Kranke und von der Liebe, welche die Menschen verbindet.

Aller Augen hingen an den strahlenden Tannenbäumen, nur vor die Blicke des Bankiers schien sich bei diesen Worten des Predigers die Gestalt eines Mannes zu stellen, eines mildthätigen, barmherzigen Mannes mit wohl bekannten Zügen, wie er sich über die Lagerstätten der Armen und Kranken beugte, tröstend, helfend, selbstlos wirkend, ganz so, wie Gottes Wort es von uns fordert.

Bewegte Stimmen sangen dann ein liebes, altes Weihnachtslied. An der kleinen Hausorgel saß Edith und begleitete den Gesang der Armen; von ihrer Kindheit an, seit die kleinen Finger die ersten Akkorde greifen lernten, war dies ihr liebes Amt und ihres Vaters Freude gewesen, sie so beschäftigt zu sehen.

Jetzt schlich eine Thräne nach der andern über ihre schmächtigen Wangen und fiel auf ihre Hände nieder; der Vater sah die schillernden Tropfen niederfallen und das Herz that ihm weher als sonst. „Es war ja nur zu deinem Besten, mein armes Kind," flüsterte er vor sich hin.

Später ging Edith gefaßt von einem der Beschenkten zu dem andern, und für jeden hatte sie auch heute ein freundliches Wort, wie sonst stets an diesem Tage. „Warum beißt du nicht in deinen Pfefferkuchen hinein?" fragte sie ein kleines Mädchen, das bewundernd ein großes Kuchenherz vor sich in der Hand hielt.

„Ich will's nicht essen," beteuerte die Kleine mit allerliebster, treuherziger Miene, „ich will es ja dem Herrn Doktor Hollmann schenken, bei dem ich drei Wochen krank gelegen habe, er hat mich gesund gemacht, und er war so gut, so gut zu mir: darum schenke ich ihm meinen Kuchen."

Edith antwortete nichts, sie küßte das Kind und versuchte weiter zu gehen, aber ihre Thränen drohten sie zu ersticken, sie schritt auf ihren Vater zu; es war, als wollte sie ihm etwas sagen, allein sie blickte ihm nur mit zitternden Lippen ins Gesicht, sie wankte und sank ohnmächtig in seine Arme.

Es war Richard Hollmann gleich in den ersten Tagen nach der erzwungenen Trennung von Edith gelungen, einen Brief an sie gelangen zu lassen, in welchem er sie um Bewahrung ihrer Treue anflehte und zu Geduld im Ausharren und Ergebung in den väterlichen Willen ermahnte; er erhielt dann auch in wenig Zeilen Ediths erneuten Treuschwur und das Versprechen, in Geduld des Vaters Willen zu tragen, bis Richard selbst den Zeitpunkt zum Handeln bestimmen würde.

Oft genug hatte Richard in einsamen Stunden mit sich gerungen, ob er seinen Beruf seiner Braut opfern sollte; aber es war unmöglich: seine Kranken besaßen heilige Anrechte an sein Herz, er wagte selbst nicht ganz erschöpfend in sich abzuwägen, ob seiner Liebe zu Edith, oder dieser seiner andern starken Liebe der größere Teil seines Herzens gehörte.

So kam der Winter heran, der erste Schnee bedeckte die harte Erde und wieder legte sich eine glänzende Eisdecke über die Oberfläche des kleinen Sees, zu welchem die Schlittschuhläufer fröhlich hinaus zogen. Ein heißes, ungeduldiges Hoffen hatte Hollmann glauben lassen, daß der Anblick der Orte, wo er vor Jahresfrist unter Angst und Entsetzen Edith zuerst gesehen, wo er dann mit dem Tode um seine Beute gerungen und seine Freudenthränen mit denen der beglückten Eltern vereint hatte, daß alles dieses jetzt Krusius bewegen müsse, von seinem thörichten Festhalten an unmöglichen Anforderungen an den Mann abzustehen, dem er, wie er damals gesagt, das höchste Gut seines Lebens zu verdanken habe; allein die Tage vergingen, und Richard wartete umsonst auf eine Botschaft, die ihm dies Glück bringen sollte.

Weihnachtsjubel erfüllte die Stadt, in Häusern groß und klein flammten die Lichtbäume, die Liebe nahm und gab mit bereitwilligen Händen, und jede Familie fühlte inniger das Glück der Zusammengehörigkeit. Doch in den Zimmern, welche Doktor Hollmann bewohnte, war es dunkel und einsam; Richard saß allein am halbverglimmenden Kaminfeuer und sein Herz war von bittern Gedanken erfüllt, die nichts mit der Freude des heutigen Festtages gemein hatten.

Ja, es war Weihnachtsabend, er wußte es wohl, aber wie anders, ach wie sehr anders hatte er vor einem Jahre gehofft, daß dieses Zimmer an dem heutigen Abend aussehen würde! Er hatte von einem hellstrahlenden Christbaume geträumt, er hatte in seinen Armen eine glückliche, junge Frau gesehen, in deren Augen die Weihnachtslichter sich spiegeln würden. Und nun saß er allein und in traurigen Gedanken und der Weihnachtsjubel zog an ihm vorüber, ohne ihn zu berühren.

Endlich, um der Qual solcher Gedanken zu entfliehen, erhob er sich und trat an das Fenster. Das Gewühl der Menschen auf den Straßen war jetzt verschwunden, die Straße lag einsam und still, nur aus den Häusern, deren Fenster hellen Glanz auf die Schneedecke fallen ließen, drang Kinderjubel oder die feierliche Weise eines Weihnachtsliedes. Richard lehnte seinen Kopf gegen die kalten Scheiben und die Kälte that seiner heißen Stirn wohl. — Und wieder wog er in seiner Seele ab, ob er auch recht gehandelt, ob er beharren, oder sich den harten Bedingungen, die ihn von seiner Edith trennten, beugen sollte? Wenn er sich beugen wollte, so war der heutige Abend gewiß für Entgegenbringen einer Bitte um Beendigung dieser Trennung günstig, heute, wo alle Welt Gaben austauscht, heute dürfte auch er nicht vergeblich zu bitten brauchen.

Sein ganzes, vergangenes Leben zog in diesen Augenblicken an ihm vorüber; er gedachte der ersten Knabenjahre, in welchen der heiß ersehnte Weihnachtstag ihm stets nur vollen Jubel über alle seine erfüllten Wünsche geschaffen hatte, und erinnerte sich wohl, wie zärtlich dann seine Mutter zu

ihm von der wahren Bedeutung des hohen Festes gesprochen hatte.

Und nun! Für ihn kein freudevolles Fest, kein Brennen seines Herzens in Jubel und Dank; o wenn er heute noch die volle Glaubensseligkeit seiner Knabenjahre fühlen könnte, die frische Zuversicht, daß Gott sein Ohr allen unseren Wünschen neige, wenn wir nur gläubig und vertrauensvoll bitten.

Der Klang der Weihnachtsglocken tönte zu dem einsamen Manne hin und erfüllte sein Herz mit tröstender Andacht; Richard hob seine Augen zu dem dunkeln Nachthimmel auf. „Mein Gott," bat er innig, „laß dein helles Licht auch meine Nacht erhellen!" Er trat in das Zimmer zurück, zündete seine Studierlampe an und nahm ein Buch aus dem Schranke, wie um darin zu lesen. Er setzte sich, schlug einige Blätter um und sah hinein, dann stützte er sein Kinn auf die gefalteten Hände und blickte in tiefen Gedanken vor sich hin.

Er dachte daran, daß es ihm gestern vergönnt gewesen war, einem Arbeiter, dessen schwer kranke Frau er wochenlang behandelt hatte, sagen zu können, daß die Frau gesund werden würde, und daß Mann und Kinder wieder ihrer Liebe und Arbeitskraft froh werden sollten. Ein warmes Gefühl von Freude zog über sein ruhiger gewordenes Herz; nein, er war nicht ganz in Schatten und Nacht versunken, auch für ihn gab es beglückende Freude, und die Thräne jenes armen Mannes, seine Dankesworte, die davon gesprochen, welch kostbares Christgeschenk diese Botschaft des Arztes seinem Hause gegeben, sollten jetzt auch für ihn zur Weihnachtsgabe werden. „Ich konnte geben und habe erhalten, wer wollte nicht dankbar bleiben. Ja, liebste Edith, wir müssen uns noch weiter gedulden, ich kann mein Recht und meine Pflicht nicht opfern, und ich weiß, dein großes Herz denkt deshalb nicht schlechter von mir."

Da hielt ein Wagen vor dem Hause, ein Mann stieg heraus und sein Tritt klang bald auf des Doktors Treppe. Der kleine Diener, der im Vorzimmer über einer Kiste aus der Heimat geweint und gejubelt hatte, trat hastig mit einem ganz sonderbaren Ausdruck im Gesicht ins Zimmer. „Herr Doktor," stammelte er verlegen lächelnd, „es ist jemand draußen, er sagt, er wolle Sie sprechen."

„Gut, so führen Sie nur den Mann herein!"

Die Thüre öffnete sich, bestürzt erhob sich Hollmann, vor ihm stand der Bankier Krusius.

„Herr Krusius!"

Der Bankier kam langsam näher. „Ja wohl," sagte er mit etwas unsicherer Stimme, „so mußte es ja kommen, Sie sagen nun: ‚Herr Krusius' zu mir." Er zog verlegen einen Stuhl heran, faßte die Rücklehne desselben und hob dann langsam seine Augen zu dem schweigend vor ihm Stehenden auf. „Hollmann," sagte er, „ich bin zu Ihnen gekommen, um —" er hielt etwas inne — „es steht schlecht bei mir zu Hause, die Frau ist elend geworden, mein Kind still und traurig, und ich kann nur sagen, das ist mein Werk. Da bin ich denn hergekommen, um den Doktor zu bitten, mir Frau und Kind gesund machen zu wollen."

„Herr Krusius, ich —"

„Nennen Sie mich doch nicht so, Richard, nennen Sie mich doch wieder Vater, sein Sie nicht unversöhnlich, kommen Sie zu Edith."

„Ich will es wohl, Herr Krusius, ich will," rief Hollmann erregt, „allein ich — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Richard, kommen Sie nur und zögern wir nicht. Ich war ein Thor, Hollmann, ich weiß es eigentlich schon lange, der Eigensinn ist verraucht, ich achte Sie um so höher um Ihrer Festigkeit willen. Meines guten Kindes feste Liebe zu Ihnen, ihr liebes, blasses Gesicht — ach alles dies hat eindringlich genug zu mir gesprochen. Wenn ich dazwischen vielleicht noch gedacht habe, doch noch auf meinem Recht beharren zu können, um Ediths Lebensglück nach meinen Ansichten allein formen zu können, so haben diese Tage, die der Festfreude und dem Familienglück geweiht sind, mich besiegt. Und dann — heute — die Freudenthränen und die Segenswünsche, welche ein Arbeiter, dem Sie die Frau gerettet haben — der Bericht des schlichten Mannes über das, was Sie tage- und nächtelang in seinem dürftigen Hause gethan haben, ja Richard, um Gotteslohn, aus edelster Hingabe an Ihren Beruf — dies alles hat mich eines bessern belehrt." Wieder griffen des Bankiers Hände nach dem Doktor und zogen ihn zu sich heran. „Bleiben Sie denn Arzt und Helfer der Menschen," sprach Krusius sehr bewegt, „doch jetzt, Doktor Richard, kommen Sie, zu Hause weiß man nichts von meiner Fahrt hierher, ich kann die Zeit nicht erwarten, wo ich Edith wieder glücklich sehen werde."

Halb sprachlos ließ sich Hollmann von dem Erregten fortziehen, er hatte gar keine Zeit, viel darüber nachzudenken, daß er ja nicht einmal gefragt worden sei, ob er noch der Wiederaufnahme des Verlöbnisses beistimmen wollte.

Im Wagen sprachen die beiden Männer nicht viel, Krusius hatte Richards Hand in die seine genommen und klopfte nur zuweilen darauf, wie in sanfter Liebkosung.

Vor dem bekannten Hause hielt der Wagen; halb schwindlig stieg Hollmann die breite Treppe hinauf, Krusius stieß eine Thür auf, ein Meer von Licht flutete ihnen entgegen.

Aber Richard sah nichts als ein liebes blasses Gesicht, das sich wie halb entsetzt zu ihm wandte, er hörte seinen Namen rufen, dann flog er auf Edith zu und umschlang sie mit seinen Armen.

„Vater! Vater!" jubelte Edith, während sie an der Brust des Langentbehrten lag.

Der Vater nahm die kleine Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, und drückte sie zärtlich an seine Wange, ein paar schwere Thränen rollten langsam in seinen grauen Bart. Dann zog er Hollmann in seine Arme. „Du mußt vorlieb nehmen, du eisenköpfiger Doktor," sagte er mit bewegter Stimme, „denn ich habe heute nur dies eine schon vorjährige Christgeschenk für dich, allein ich sehe ja, wie lieb es dir ist, und ich weiß, du wirst es dein Leben hindurch in Treue und Ehren halten."

Deutsche Weihnachtsfeier in Argentinien.

Nachdem in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahres das öffentliche Interesse sich der Republik Argentina zuzuwenden begonnen hat, dürfte es jetzt für manchen wünschenswert sein, von Augenzeugen etwas Genaueres über die Gestaltung des Lebens im Familien- und Freundeskreise unter den deutschen Einwohnern des Landes zu erfahren. Wählen wir aus dem weiten Gebiete zur Beschreibung die Zeit, welche am lebhaftesten die Erinnerung an die alte Heimat und die seligsten Stunden früh vergangener Tage in uns wachruft, die Weihnachtszeit, die vor anderen Nationen den Deutschen lieb ist.

Es gibt hier zulande manche Gründe, welche die Feier des Weihnachtsfestes erschweren. Während drüben der eisige Wind und der knisternde Frost den Menschen ein Plätzchen im traulich warmen Stübchen so behaglich und begehrenswert erscheinen läßt, lockt hier die wunderbare Schönheit des Abends, die erfrischende Kühle nach der bisweilen großen Tageshitze, die funkelnde Pracht des majestätisch schönen Sternenhimmels hinaus in die grünumrankte Veranda; der Aufenthalt im Zimmer, welches der Moskitos wegen geschlossen bleibt, ermüdet bei der Wärme des angezündeten Lichterbaumes nur zu bald.

Während in Deutschland der Landmann zur Weihnachtszeit die Hände in den Schoß legt und die Weiterförderung seiner Arbeit Gott überläßt, muß er hier alle Hände rühren, von Sonnenaufgang bis zum Abend angestrengt thätig sein, um den reichen Segen des Feldes in Sicherheit zu bringen. In den Monat Dezember fällt gerade die Weizenernte, von deren Umfang man sich erst einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß 1800 preußische Morgen auf einer Estancia mit Weizen besät sind. Wie viel Schaden kann da einer von den hiesigen Regengüssen anrichten, wie sehr bemüht man sich, dies zu verhüten! Wohl sind mehr als ein halbes Dutzend der besten Mähmaschinen in Thätigkeit, wohl liefert die Dreschmaschine durchschnittlich 240 Sack Weizen täglich, aber die Arbeit bleibt doch eine ungeheuere, besonders auch wegen der geringen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der eingeborenen Arbeiter, welche eigentlich jede Arbeit verachten, die sie nicht zu Pferde vornehmen können. Wäre nicht der Lohn so enorm hoch, etwas über fünf Reichsmark pro Tag bei freier Wohnung und Beköstigung, so würden sie sich wohl überhaupt nicht zur Feldarbeit verstehen. Und nach der angestrengtesten, oft fünfzehn Stunden dauernden Arbeit ist Ruhe und Schlaf den müden Menschen erwünschter als jubelnde Feier, die hastende Geschäftigkeit des Tages läßt nicht die rechte Weihnachtsstimmung aufkommen. So

hat man in manchen deutschen Familien auf dem Lande dem Druck der Verhältnisse nachgegeben, und die Weihnachtsfeier in die ruhigere Zeit nach der Ernte verlegt, um sie sich nicht ganz rauben zu lassen.

Auf der Estancia (Landgut), welche dem Schreiber dieses zum Aufenthalt dient und die eine der größten und besteingerichteten der ganzen Provinz Santa Fé ist, war auch die Weihnachtsfeier auf den ersten Ruhetag nach der Ernte verschoben worden. Aber die Regierung sorgte dafür, daß schon vor deren Beendigung ein Tag der Erholung eintrat. Es kam ein gewichtiges Schreiben des Inhalts, daß am Neujahrstage um zwölf Uhr mittags alle Bewohner des Gebietes der Estancia sich versammeln sollten, auf daß eine allgemeine Volkszählung stattfinden könne. Nun ist es aber ziemlich unmöglich, alle Leute in dem etwa fünf Quadratmeilen großen Gebiete von ihren Posten abzurufen. Thatsächlich kamen auch nur die in der nächsten Nähe wohnenden, aber selbst diese hätten ruhig zuhause bleiben können, denn die ganze großartige Unternehmung lief darauf hinaus, daß ein junger Engländer als Vertreter der Regierung mit einem großen Formular eintraf, um die Anzahl der Kinder festzustellen, die wohl allmählich dazu fähig wären, in die Tiefe der Lese- und Schreibwissenschaft einzudringen. Großartiger Fortschritt, es sollen Volksschulen eingerichtet werden! Die bombastische Einleitung verspricht viel. O tempora, o mores! Aber nun war ein Feiertag da, es konnte Weihnachten gefeiert werden, sogar Silvester und Weihnachten zur Erhöhung der Festfreude zu gleicher Zeit.

Die Weihnachtsbescherung selbst sucht man möglichst der in Deutschland üblichen Art und Weise anzupassen, und dies gelingt bis zu einem gewissen Grade vortrefflich. Sieht man darüber hinweg, daß der duftige Tannenbaum einen immerhin lange nicht ebenbürtigen Vertreter in einem oder mehreren Ästen des dornigen Espinillobaumes findet, dessen Laub dem des Lebensbaumes ähnelt und nur weniger dicht ist, und darüber, daß im Zimmer eine Temperatur von etwa 22° R. herrscht, so findet man hier wie dort den gleichen Kinderjubel, dasselbe Leuchten der unschuldigen Augen. Auch hier erklingen die anheimelnden Melodieen von „Stille Nacht, heilige Nacht", „O du fröhliche, o du selige ꝛc.", auch hier erzählt der Vater den Kindern von Maria und Joseph, dem Christkindchen und den Weisen aus dem Morgenlande und zeigt die ehrwürdig-possierlichen Gestalten in der Krippe. Derselbe glaubensselige glückliche Ausdruck liegt dabei auf den Gesichtern der Kleinen. Argentinische, allerdings importierte Blashörner, Flötpfeifen, Trommeln, Mundharmonikas machen kein weniger buntes Konzert als deutsche. Die Geschenke für die Kleinen sind teils den in Deutschland üblichen entsprechend, teils für das Land bezeichnend. Es fehlt nicht ein Teller mit Kuchen für die großen und kleinen Leckermäuler, Blasinstrumente jeglicher Art, Gewehr und Helm, Puppe und Kochstube und so weiter. Vergebens aber sucht man die dicken Handschuhe und Shawls, Tribut und Attribute des Königs Winter. Schuhe und Strümpfe finden sich vor, doch nur zum Putze an festlichen Tagen und für die rauhere Jahreszeit, sonst lassen auf dem Lande die Eltern ihre Kinder barfuß laufen, selbst wenn es ihnen nicht darauf anzukommen brauchte, den kleinen Pantoffel aus gediegenem Golde machen zu lassen. Eine Folge davon ist gesundere freiere Entwicklung der Füße und Unkenntnis des Begriffs „Hühnerauge". Dagegen sieht man sehr reichlich vertreten Reitzeug allerlei Art, wie es charakteristisch ist für dieses Land der Pferde. Ein Gaucho-Sattel wird dem Kleinsten beschert anstatt des deutschen Schaukelpferdes, er versieht vollständig des letzteren Dienste und auf ihm gewöhnt sich schon der Einjährige daran, mit Eleganz im Sattel zu sitzen; so vollführt er wilde Ritte, ohne erst gehen zu können. Zaum und Zügel, Reitdecken, Gurten und Riemen oder gar ein englischer Sattel sind erwünschte Gaben für die größeren, ob Knaben oder Mädchen ist einerlei, beide reiten mit neun Jahren mit dem Winde um die Wette. Bei solchen Herrlichkeiten hört man dann hier wie dort dieselben Ausbrüche des vollständigsten Kinderglückes: „O Mutter, Mutter sieh einmal dies, o Vater, und dies! Wie schön! Soll ich dies alles haben?" Diese Rufe aus seligem Kindermund treffen im Durcheinander das Ohr und dringen tief hinein zum Herzen, das auch einmal übergeströmt ist in solche Laute in paradiesischer Zeit. Kurz, auch hier ist das Weihnachtsfest echt deutsch und schön wie kein anderes. S—s.

Große und kleine Weihnachtskünstler.

(Zu dem Bilde auf S. 188 u. 189.)

Von altersher hat die Kunst mit der Weihnacht einen Bund geschlossen. Liegt doch in den Weihnachtsgeschichten und Weihnachtsgedanken ein reicher Stoff für Dichtkunst, Tonkunst und bildende Kunst.

Eine Fülle von Liedern, geistlichen und weltlichen, umgibt den Christbaum mit würzigem Duft.

Seb. Bachs Weihnachtsoratorium und Händels erster Teil des „Messias" sind mit unsern Chorälen und weihnachtlichen Volksweisen doch nichts anders als ein großer Weihnachtshymnus, der sich mit in den Engelchor mischt. — Auch die bildende Kunst bleibt nicht zurück. Die Verkündigung Mariä, der Besuch der Maria bei Elisabeth, die Hirten auf dem Felde und der zu ihnen tretende Engel, die Feier der Hirten an der Krippe, die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, die Darstellung im Tempel, der bethlehemitische Kindermord — alle diese Szenen aus der Weihnachtsgeschichte haben ihre Darsteller gefunden, unter ihnen die berühmtesten Namen aller Zeiten. Der Reichtum des gegebenen Stoffs für die bildende Kunst fällt sofort ins Auge. Galt es doch zunächst ein Kind darzustellen, ein Kind sondergleichen. Ist schon jedes Kind in Anmut und Unschuld ein trefflicher Vorwurf für sinnige Maler gewesen, welcher Zauber und Liebreiz muß erst über diesem Kinde ausgegossen gewesen sein? Ist jedes Kind ein Rätsel und Geheimnis, trägt es eine verborgene Welt der Zukunft in sich, welche Welt schlummerte in diesem einzigartigen Kinde! Zwei Welten sind es, denen es angehört: Gottes eingeborener Sohn vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren — so bekennen wir im Glaubensbekenntnis. Beides in dem Kinde zu einen, ist die hohe Aufgabe des Künstlers, wenn er dies Kind malen will. — Armut und Reichtum, Niedrigkeit und Hoheit, Schwachheit und Kraft begegnen sich in ihm. So schaut auch auf unserm Bilde, noch mehr auf der Sistina desselben Meisters der künftige weltbeherrschende Mann aus dem Kinde uns an. Ähnlich läßt Correggio in seiner „Heiligen Nacht" verheißungsvoll von dem Kinde selbst das Licht über alle Gestalten ausstrahlen. Wenn die Mutter hinter dem heiligen Kinde zurücktritt, so lag hier schon ein stiller Protest in Farben gegen eine unbiblische Auffassung des Verhältnisses der Mutter zu dem Kinde vor.

Aber die Mutter des Herrn selbst — auch sie ein Frauenbild sondergleichen; ein geheimnisvolles Ineinander von jungfräulicher Scheu und Hoheit, und zugleich von mütterlicher Liebe und Seligkeit. Maria ist nicht die Himmelskönigin, ihre Größe liegt vielmehr darin, daß sie des Herrn Magd ist; aber sie ist „die Gebenedeiete unter den Weibern", die Krone unter den Frauen. Sie ist aber auch zu gleicher Zeit die Schmerzensreiche, durch deren Seele die Schwerter einst gehen werden; so mischen sich in die Züge seligster Mutterfreude die ahnungsvollen Züge künftigen Leides. Wir begreifen daher die Mannigfaltigkeit der Auffassungen und sehen in ihnen den Künstlern selbst ins Herz, wie weit und tief sie das Geheimnis erfaßt haben: Gott geoffenbart im Fleisch.

Aber auch die andern Personen der Weihnachtsgeschichte weisen eine Fülle individuellster Gestalten auf. Wen ergreift nicht die hohe Einfalt der Hirten, deren Furcht und Schrecken sich in seligste Freude auflöst; wer schaut ihnen nicht gern in das staunende Antlitz, wenn sie eilend zur Krippe kommen und dort das Kind in Windeln gewickelt finden? Wie anders aber wieder der Reflex der Weihnachtsgedanken in den Weisen des Morgenlands! Hier war der Phantasie des Künstlers der freieste Spielraum geboten. Die geheimnisvollen, nachtwandernden Reisenden, die Pracht ihrer Kostüme, ihrer Geschenke, ihr buntes Gefolge von Menschen und Tieren —, vor allem aber ihre tiefe Sehnsucht nach Licht und Frieden, ihr schmerzliches Suchen und seliges Finden, das alles ein reicher Stoff für ein Künstlerauge und eine Künstlerhand.

Ebenso ist der Vorgang im Tempel bei der Darstellung Jesu reich an Stoff auch für die Darstellung erhabenster Seelenvorgänge. Simeon, der Greis voll Jugendkraft und Todessehnsucht, ausbrechend über dem Kinde in seinen unsterblichen Schwanengesang, zum Propheten werdend, dem das Kind in den Armen wächst, wie weiland das Jesuskind auf der Schulter des Christophorus, zum Fels der Zeiten, an dem die einen sich aufrichten, die andern fallen. — Und neben ihm sinnend Maria, diese Worte hörend und bewegend, die ihr eigenes Schicksal zugleich verkünden — das alles sind Kontraste, wie sie besser ein Künstler sich nicht wünschen kann. Ich vergesse nicht, daß über dem Kinde Himmel und Erde nahe zusammenrücken, Engel und Menschen zu einer großen heiligen Familie sich verbinden, und daher auch darin ein reicher Stoff für die Kunst geboten ist.

Alle diese Gedanken sind reichlich in der Malerei zur Geltung gekommen. Man könnte füglich ein gut Stück Kunstgeschichte schreiben, wenn man nur einmal alle Darstellungen der „Madonna mit dem Kinde" von den ältesten Zeiten aneinander reihen wollte. Daß hier die raffaelischen den Preis davon tragen werden, ist unbestritten; aber auch die italienischen Vorgänger und Zeitgenossen Raffaels wollen nicht vergessen sein. Wir Deutschen aber freuen uns unserer Weihnachtsbilder, unserer Memlings, Holbeins, Martin Schön und anderer, und hüten unser Kleinod — das kölner Dombild. Es war darum ein sinniger Gedanke des Daheim, gerade eines der berühmtesten Bilder Raffaels den Lesern auf den Weihnachtstisch zu legen und so auch für die Kunst unter dem Christbaume zu sorgen.

Auch die dramatische Kunst hat nicht gefeiert, die Weihnacht zu feiern, freilich in volksmäßigerer Weise als die bildende. Die alten Weihnachtsspiele haben den reichen Stoff und die dramatische Bewegung in der Weihnachtsgeschichte so gut entdeckt wie in der Passionsgeschichte für das Passionsspiel. Aus rohen Anfängen heraus, wobei man die Kirche selbst zum Ort der Handlung machte, entwickelte sich das Weihnachtsspiel, um in der süßesten Naivität die heilige Geschichte in die unmittelbarste Gegenwart zu verpflanzen. Wer sie liest, kann, wenn er nebenher Sinn für derben Volkswitz hat, und nicht zu prüde ist, sich erquicken an dem fröhlichen kindlichen Sinn, der überall durchklingt, und den Anachronismus so gut begreifen wie in den Weihnachtsbildern unserer deutschen Maler, die zum Hintergrunde ohne weiteres ein deutsches Städtlein wählten. So bemächtigt sich die Kunst der Weihnachtsgeschichte und Weihnachtsgedanken, im letzten Grunde aber bemächtigen sich die Weihnachtsgedanken der Kunst, um dieselben in Herz und Haus des Volkes zu pflanzen. Bilder bilden und bleiben tiefer haften als das Wort.

Zimmermeisters Weihnachtsfeier. Gezeichnet von B. Woltze.

Es gibt aber auch noch kleinere Weihnachtskünstler, die mit nicht geringerer Freude zu ihrem Werke stehen. Da kommt es nur darauf an, wie viel Sinn einer mitbringt sein Fest zu schmücken. Von altersher ist der Bau der Krippe mit dem nötigen Apparate eine Hauptfreude unseres Volkes gewesen. Was mußte da nicht alles zu sehen sein! Nazareth und der Kiesweg, der über Berg und Thal direkt bis zur Krippe führt, an den Springbrunnen und lauschigen Baumgruppen vorbei. Joseph führt den Esel, auf dem Maria sitzt, die Zimmermannsaxt über der Schulter nicht zu vergessen. In Bethlehem selbst ein stattlicher Stall mit allem Getier, das kreucht und fleucht — und über dem Hause der Stern funkelnd in Pracht. Von der andern Seite kommen die Weisen auf Kamelen und Rossen, mit Turbans und weißen Gewändern und schwarzen Gesichtern. Kurz, da ließ sich „hineingeheimnissen". Es war allemal schade, wenn dies schöne Nachtstück verschwand und die ganze Weihnachtsgesellschaft wieder am hellen Tage in die Schachteln verpackt wurde, aber immer wieder neu, wenn sie das nächste Jahr wieder antrat, und zu den alten feststehenden Typen neue Variationen traten. So dehnte sich von Jahr zu Jahr auf dem Tisch, wie im Herzen selbst, die Geschichte der Weihnacht.

Und dann der Baum! Ja, was wäre die deutsche Weihnacht ohne ihn! Auch er muß zum Kunstwerk werden, wiewohl er schon selbst in seinem schlanken Bau eines ist. Aber wie reich soll seine Zier werden mit alten Bekannten und neuen Erfindungen! Da kann jeder seinen Kunstgeschmack offenbaren, und seinem Herzen Genüge thun, so weit der Geldbeutel reicht!

Ein anderes Stück Weihnachtskunst sah ich einst im Hause eines gefeierten Künstlers. Da mußte die laterna magica, dies geheimnisvolle Zauberding, das sich zu so vielem hergeben muß, dienen, unter dem Sang der Weihnachtslieder die Bilder der Weihnacht vorzuführen. Es war eine weihevolle Stunde, als die prächtig gemalten Bilder in dem dunklen Zimmer an der weißen Wand auftauchten; man war in eine heilige Welt entrückt.

Kurz am Stoffe fehlt es nicht, wo nur ein sinniger Geist sich seiner bemächtigt. Das köstlichste Kunstwerk bleibt freilich immer, jenes Kunstwerk des heiligen Geistes: Unter dem Christbaum voll Lichtes und Lebens eine Familie zu schaun, geeint in Liebe untereinander, Friede im Herzen, Freude im Auge, die Erfüllung jener alten Weihnachtsbitte darstellend:

O Jesu schönste Weihnachtssonne,
Bestrahle mich mit deiner Gunst!
Dein Licht sei meine Weihnachtswonne
Und lehre mich die Weihnachtskunst:
Wie ich im Lichte wandeln soll,
Und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Emil Frommel.

Von den Wachtfeuern des Mahdi.

V.*)

Die ersten Händler, welche in den Sudan kamen, brachten geistige Getränke und Tabak und holten sich dafür Elfenbein, aber durch den Alkohol nahmen sie Besitz von den Seelen der Eingebornen und verdarben sie in dem Maße, daß bald die Unterscheidung zwischen Elfenbein und lebendigem Ebenholz verloren ging. So gelang es den Händlern, den Sklavenhandel an die Stelle des Elfenbeinhandels zu setzen. Sklaven waren in Kairo und Konstantinopel mehr begehrt, als Elfenbein in ganz Europa begehrt war. Zuerst war dieser Handel in den Händen von Europäern, als aber ein Schrei der Entrüstung ob dieser Schmach durch die Welt ging, da überließen die Europäer ihr Geschäft den Arabern, und die Sache ward dadurch sehr viel schlimmer. Kartum ward der Mittelpunkt des Handels, aber bald verbreitete er sich nach Darfur, und Shaka ward sein Hauptsitz.

In Shaka wohnte Zebehr, ein geldgieriger, ehrgeiziger, unternehmender Häuptling. Er besaß große Niederlagen von Elfenbein, als er aber den Sklavenhandel kennen lernte, gab er das Elfenbein auf und betrieb nun die Menschenjagd in einer bisher unerhörten Großartigkeit. Eine ganze Armee versammelte er in seiner Seriba, alle Räuber und Mörder des ganzen Landes zogen sich hierher. Als Schweinfurt 1871 zu Zebehr kam, fand er dort allein an Detailhändlern, die sich bei dem Grossisten in Shaka versorgten, 2700 Mann. Zebehr stand an der Spitze von wohl zehntausend Bewaffneten, mit denen er Kriegszüge unternahm, Dörfer umzingelte und ausraubte, ganze Provinzen entvölkerte. Er lebte wie ein König, bewaffnete Schildwachen standen vor seinem prachtvollen Zelte, er hielt Löwen an Ketten neben seinen Ruhelagern und der ganze verschwenderische Luxus der Orientalen umgab ihn.

Ismaïl Pascha, der Khedive von Egypten hörte stirnrunzelnd von dieser Macht und Pracht und schickte eine Armee unter dem General Bellali aus, sie zu zerstören. Aber Zebehr ging den Egyptern entgegen, umstellte sie und machte den größten Teil von ihnen in einem blutigen Gefechte nieder. Und nun schickte der schlaue Mann, um der schwankenden Regierung den Rückzug zu erleichtern, Boten an des Khedive Hof und ließ um Entschuldigung bitten, während er zugleich zurückkehrte und damit fortfuhr, seine Reihen mit frischen Soldaten und seine Kisten mit neuerbeuteten Schätzen zu füllen. Der Khedive nahm nicht nur die Entschuldigungen an, sondern schloß ein Bündnis mit Zebehr, den er zum Bei ernannte, zum Kampfe gegen den Sultan von Darfur, der sich durch Ausfuhrverbote mißliebig gemacht hatte. Die Egypter drangen von Norden, Zebehr von Süden in Darfur ein, und dank der Kriegstüchtigkeit des Sklavenhändlers ward Darfur erobert und der Sultan getötet. Eine Gewehrkugel drang ihm durch den Helm in die Stirn, und seine beiden Söhne, welche die Leiche des Vaters verteidigten, wurden niedergehauen. Mit ihnen erlosch eine Dynastie, die vierhundert Jahre lang über Darfur geherrscht hatte. Zebehr verlangte als Belohnung seiner Hilfe nunmehr die Stellung eines Generalgouverneurs des eroberten Landes. Aber der Khedive verweigerte diese Forderung und begnügte sich damit, Zebehr zu danken und ihm den Rang eines Pascha zu verleihen.

Und nun beging der sonst so schlaue Zebehr eine große Unvorsichtigkeit. Er that hunderttausend Pfund in seinen Beutel und ging an den Hof des Khedive, um durch Bestechung zu erreichen, was er wünschte. Nur die eine Sicherheitsmaßregel traf er, seine Häuptlinge vor der Abreise zu versammeln und sie unter einem Baume am Wege von El Obeid nach Shaka auf den Koran schwören zu lassen, daß sie einen Aufstand erregen wollten, sobald er sie an die Zusammenkunft unter diesem Baume erinnern ließe. Sie leisteten ihm den Eid und Zebehr reiste ab nach der Höhle des Fuchses Ismaïl. Er ward glänzend empfangen, und das Geld, welches er unter den Würdenträgern freigebig verteilte, ward dankbar und unter Versprechungen genommen. Nur die Angelegenheit selbst, derentwegen er da war, rückte nicht vor, und als er endlich Kairo enttäuscht verlassen wollte, merkte er, daß er nichts Besseres war als ein Staatsgefangener. Sein Geld war fort und auf jede Bitte um Urlaub erhielt er eine höfliche Entschuldigung. Die Gastfreundschaft, welche ihn mit Luxus umgab, hatte sich in eine strenge Beaufsichtigung jedes seiner Schritte verwandelt. Da entsandte Zebehr einen treuen Diener nach Shaka und ließ seinem Sohne Suleiman und den Chefs sagen, sie möchten die Befehle ausführen, die sie unter dem Baume erhalten hätten. Und alsbald erhob sich Suleiman, mit ihm standen die Sklavenhändler in Waffen auf, und eine Armee rüstete sich zum Kampfe gegen die egyptische Regierung.

Zu dieser Zeit nun war aber General Gordon, der seine Aufgabe in den äquatorialen Provinzen vollführt hatte, Generalgouverneur des Sudan, und es war sein Plan, von Kartum aus einen vernichtenden Schlag gegen die Sklavenjäger und Sklavenhändler zu führen, deren Hauptquartier Shaka, „die Höhle Adullams" war, wie Gordon sagte. Als Suleiman sich erhob, da fühlte Gordon die Notwendigkeit, seinen Schlag sogleich zu führen. Aber wie wollte er es anfangen? Shaka war eine Stadt geworden und stark befestigt. Gegen viertausend Sklaven, welche für die Käufer bereit standen, wohnten dort, und gegen zehntausend Bewaffnete bewachten sie. Gordon befehligte nur eine geringe und unzuverlässige Macht von egyptischen Truppen. Mit Gewalt war nichts zu erreichen. Da that Gordon, was selbst bei seinem Mut kaum glaublich erschien: er begab sich allein und unbewaffnet nach Shaka.

Sechstausend Sklavenjäger, um ihr Oberhaupt Suleiman geschart, empfingen den Engländer, als er ankam, und staunten ihn vor Verwunderung betroffen an. Gordon stieg vom Pferde,

---

*) Vgl. Nr. 10.

ging in das prachtvolle Zelt Zebehrs und setzte sich auf Zebehrs königlichen Thron, während die Häuptlinge, lautlos und wie gelähmt von Schrecken, sich um ihn scharten. Dann begann er zu reden und verkündigte ihnen allen das Verderben, falls sie ihm nicht gehorchten. Sie bildeten Gruppen, sie flüsterten mit einander, und endlich legten sie die Waffen vor dem Throne nieder und gelobten Folgsamkeit. So stark erwies sich die Persönlichkeit eines vom göttlichen Rechte gleichsam umstrahlten und auf dieses Recht vertrauenden Mannes gegenüber einem Heere von Gottlosen.

Gordon ernannte Suleiman zum Gouverneur des Gebietes am Gazellenfluß, und dieser küßte ihm die Füße. Dann beschwichtigte der kluge Engländer die Habgier der anderen Chefs durch Versprechungen von Elfenbein und regelmäßigen Zahlungen aus der Regierungskasse, und der drohende Aufstand war völlig besänftigt worden. Nur hatte Gordon leider nicht Zeit, am Platze zu bleiben und den ferneren Verlauf der Dinge zu überwachen. Er wurde zu anderen wichtigen Angelegenheiten berufen, sollte auf des Khedive Verlangen die egyptischen Finanzen ordnen, ward alsdann nach Abessinien entsandt, und während der Jahre seiner Abwesenheit vom Sudan ging dort wieder alles drunter und drüber. Suleiman vergaß seine Versprechungen und guten Vorsätze, fing an, die Bevölkerung seines Gouvernements auszuplündern, anstatt als guter Hirte für die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Herde zu sorgen, und so fraß der alte Schaden von neuem um sich. Der einzige Sklavenhändler war Suleiman wohl nicht, und nicht ihm allein und seinem Vater Zebehr können die Greuelthaten jener Zeit zur Last gelegt werden, aber er war doch der vornehmste und ein Vorbild für die kleineren Raubtiere. Er trieb die Frechheit so weit, daß er einen hohen Staatsbeamten auf seinem Wege nach Kartum überfiel und beraubte.

So stellte sich die Notwendigkeit heraus, dennoch mit den Waffen gegen ihn vorzugehen, und Gordon, der selbst verhindert war, die Expedition zu befehligen, beauftragte Romulus Gessi mit dem Befehl über die Truppen, die den Suleiman unterwerfen sollten. Dieser war ein ausgezeichneter Mann und er führte seine schwierige Aufgabe mit Mut und Klugheit durch. Zwölf hitzige Gefechte führte er mit dem Sklavenhändler, und die entsetzlichsten Grausamkeiten wurden auf beiden Seiten verübt, bis es Gessi gelang, den Suleiman völlig zu besiegen und gefangen zu nehmen. Es stellte sich durch die bei dem letzten Siege erbeuteten Dokumente heraus, daß Zebehr, der noch in Kairo als höflich behandelter Staatsgefangener lebte, die eigentliche Seele des Aufstands gewesen war und seinen Sohn mit Geld und Kriegsmaterial sowie mit Kriegsplänen unterstützt hatte. Wunderbarerweise ward jedoch nur Suleiman hingerichtet, Zebehr blieb in seiner geachteten Stellung, und im Gegenteil behandelte der Khedive ihn mit Auszeichnung und ließ ihn an den Hoffesten teilnehmen. So etwas ist nur im Orient begreiflich. Und ich möchte auch wohl behaupten, daß Zebehr völlig überzeugt war und noch ist, er sei völlig im Rechte. Sklavenhandel war eine nationale Einrichtung, eine berechtigte Eigentümlichkeit. Die Egypter hatten ihm stets die Sklaven abgekauft, die er gefangen hatte, die egyptische Regierung hatte ihn früher mit Waffen und Munition versorgt, um Menschenjagd im großen Maßstabe erfolgreich treiben zu können, sie hatte sich endlich seiner Hilfe im Kriege gegen den Sultan von Darfur bedient, und die Belohnung für seine Dienste war dürftig und unzureichend gewesen. Zebehr stand im eigenen Rechtsgefühl und im Rechtsgefühl der khedivianischen Regierung so, daß seine Einsetzung als Generalgouverneur noch immer ein wohl zu überlegender Fall war. Hatte Suleiman den Aufstand mit dem Leben bezahlen müssen, so war dessen Schuld hauptsächlich darin zu suchen, daß er sich nicht stark genug erwiesen hatte, seine Sache zum Siege zu bringen. Nubar Pascha, der Premierminister des Khedive, sagte damals, er sei willens, Zebehr als Generalgouverneur nach dem Sudan zu senden, falls Gordon dazu seine Zustimmung gäbe, und die Regierung überlegte diese Ernennung als eine sehr vorteilhafte, weil Zebehr versprochen hatte, als Generalgouverneur jährlich 25 000 Pfund in den Staatsschatz zu zahlen. Daß Gordon aber seinerseits einer solchen Maßregel nicht zustimmte, ist sehr natürlich, denn die Ernennung Zebehrs würde alles, was er geschaffen, über den Haufen gestürzt, würde dem großen Ziele der Unterdrückung des Sklavenhandels, dem sich Gordon geweiht, Hohn gesprochen haben. Unter solchen Verhältnissen des Landes und der Zeit, angesichts solcher Gaunerei, Betrügerei, Bestechlichkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit auf seiten der egyptischen Regierung wuchs aus kleinem Anfange die Person und Sache eines Mannes wie der Mahdi zu ungeheurer Macht und Größe an. Der Mahdi erklärte den Reichen für den Sünder, und das gesamte arme Volk glaubte ihm. Es hatte gute Gründe ihm zu glauben, da seine Güter ihm geraubt, seine Kinder und Väter, seine Schwestern und Brüder ihm erschossen oder in die Sklaverei geschleppt wurden von den Leuten, die, wie sein Rechtsgefühl ihm sagte, von Allah dazu eingesetzt worden waren, den Unterthan zu schützen. Egypter oder Engländer, Afrikaner oder Europäer — von den Leuten, die in schönen Kleidern gingen und in schönen Häusern wohnten, ging das Verderben aus, und der Mahdi befahl zu des Volkes hoher Befriedigung, sie alle totzuschlagen, falls sie sich nicht den Geboten Allahs, vom Mahdi verkündigt, unterwerfen wollten. Hat England die Sache Egyptens aufgenommen und aus politischen Gründen seine Hand zwischen die Rinde und den Stamm gebracht, so mag es nun zusehen, wie es herauskommt. Es will sich den Seeweg nach Indien, die Häfen am Roten Meere sichern, wenn es nicht, wie es wohl am liebsten möchte, das ganze Egypten als Provinz seinen Kolonien hinzufügen kann. Aber der Mahdi läßt sich auf feine Unterscheidungen zwischen dem einen und dem andern Reichen, er läßt sich auf Politik überhaupt nicht ein. Er unterscheidet nur zwischen dem Armen und dem Reichen, zwischen dem Einheimischen und dem Fremden, zwischen dem Frommen und dem Gottlosen. Fromm ist aber der, welcher sich ihm und seinem Allah unterwirft, gottlos der, welcher das nicht thut, und er läßt die Gottlosen, wo er sie fassen kann, über die Klinge springen.

Wir hatten eine lange und mühsame Reise, bis wir glücklich nach El Obeid kamen, wo der Mahdi residierte. Auch wurde unser Zug bald kleiner, und nur mit geringer Eskorte langten wir an. Die Mehrzahl unserer Schar entfernte sich nach kurzem Marsche, um, wie ich vermute, andere kriegerische Unternehmungen auszuführen. Manchen Tag zogen wir durch heiße Einöden, manche Nacht lagen wir unter dem Sternenzelt des Himmels und hörten die Tiere der Wüste heulen. Aber zuletzt kam unser Marsch ans Ziel. Im roten Licht der Abendsonne erreichten wir die Stadt, welche den großen Fanatiker, den Mahdi, Mohammed Achmed, beherbergt und von welcher aus er Nordafrika in Aufregung versetzt, sodaß das Zittern des schwarzen Kontinents sich bis über Europa hin fortpflanzt.

Die Kamele schritten eifriger vor, die Reiter streckten die Hälse, bange Erwartung zugleich mit der Sehnsucht nach dem lange erstrebten Reiseziel beschleunigte den Puls der Müden und verlieh den erschöpften Gliedern neue Spannkraft. Und nun sahen wir die weißen Häuser aus dem Grün hervorleuchten und schlanke Palmen ihre Fächerzweige ausbreiten.

Jauchzen tönte uns entgegen, als wir in die Gassen einritten, und ein Volksgedränge fiel mir auf. Aber das Gedränge und das Jauchzen galt nicht uns. Unser Führer gebot der Karawane Halt, wir stiegen ab, es hieß, der Mahdi wolle seine Wohnung, die Mudivieh, d. h. das Regierungsgebäude, verlassen, um sich zur Moschee zu begeben. In der Straße, durch welche er kommen sollte, drängte sich das Volk, um seines gesegneten Anblicks teilhaftig zu werden. Erwartungsvoll mischte ich mich gemeinsam mit einigen der schwarzbraunen Reiter, die unsere Eskorte bildeten, unter die Volksmenge. In diesem Augenblick sank die Sonne völlig unter den Horizont, und indem ihre Strahlen nicht mehr auf El Obeid herableuchteten, umhüllten sich Stadt und Land mit tiefer Finsternis. Nur die Sterne begannen zu funkeln, und binnen wenigen

Gemalt von Raffael.

Gestochen von E. E. Schäffer.

Madonna del Granduca.

Nach dem im Verlage von Ernst Arnold in Dresden erschienenen Stich.

Minuten hatte sich das Bild vor meinen Augen völlig verändert. Blauschwarzer Himmel trat an Stelle des roten Glanzes, und mit wunderbarer Klarheit funkelte ein Silberlicht von oben. Jetzt ging eine Bewegung durch das Volk: der Mahdi verließ seine Wohnung. Ich sah Fackeln erscheinen, diese Fackeln vermehrten sich, das Volk warf sich auf die Kniee nieder. Eine starke Hand legte sich auf meinen Nacken, und ich bog ebenfalls die Kniee. Nun kam der Zug heran. Von wohl zweihundert Fackelträgern in glänzender Kleidung und Waffenrüstung begleitet, zeigte sich eine schneeweiße Gestalt. Auf einem Schimmel edelster arabischer Rasse, der köstlich gezäumt war, saß ein Mann in langwallendem weißen Gewande, das Haupt von weißem Turban bedeckt. Von diesem Turban ging ein weißes Tuch in Falten auf den Nacken herab, und das bräunliche Gesicht sah dunkel aus dem völlig umschließenden Rahmen heraus. Mit stolzem Schritt kam das Roß langsam daher, und ich konnte im Lichte der Fackeln das Gesicht des Propheten deutlich sehen. Er ist ein sehr schöner Mann, was seiner Erscheinung aber mehr Gewalt als die Schönheit verleiht, das ist der wundersame geistige Schimmer, der aus den Zügen spricht. So sieht ein Mann aus, der an seine Sendung glaubt und der unbedenklich sein eigenes Leben wie das Leben vieler Tausende dem Gotte zum Opfer bringt, dessen Diener er zu sein überzeugt ist. Ein schwärmerisches Licht strahlt aus den tiefen schwarzen Augen, und darüber wölbt sich eine gebieterische Stirn auf. Der Mund ist fein geschnitten und von einem kurzen schwarzen Bart umgeben, die Nase ist oval geformt, das ganze Gesicht länglich, und würde kaukasisch zu sein scheinen, wenn die Farbe nicht die des Sudan wäre. Mit königlichem Anstande ritt der Mahdi durch die knieenden Reihen der Gläubigen dahin und ließ mich in staunender Bewunderung zurück, während er seinen Weg fortsetzte.

Adolf Stöcker in seinen Reden.

Es gibt wohl keinen zweiten Mann im deutschen Reich, der so verschieden beurteilt wird wie Adolf Stöcker. Während die einen mit aufrichtiger Bewunderung zu dem Manne aufblicken, der zuerst es wagte das Kreuz in die sozialdemokratischen Versammlungen zu tragen und der allmächtigen jüdischen Presse Deutschlands den Fehdehandschuh hinzuwerfen, verhalten sich die anderen kühl ablehnend und sehen in seinem Auftreten eine Gefahr für das Christentum und die konservative Weltanschauung. Den dritten endlich, den Vertretern des nichtsnutzigen Teils der jüdischen Presse ist er der Böse selbst. In den Kreisen der zuletzt Genannten wird auch nicht einmal der Versuch gemacht, diesem Feinde gerecht zu werden; sobald sein Name genannt wird, geht nicht nur alle Billigkeit, sondern selbst die gewöhnlichste Besonnenheit, geht jeder Rest von Anstandsgefühl verloren. Rohe Schmähworte, giftige Verleumdungen, Ausdrücke einer affektierten, weil jeder Spur von Berechtigung entbehrenden Verachtung sollen hier den Mann mundtot machen, gegen dessen Vorwürfe stichhaltige Einwendungen sich eben nicht machen lassen.

Es wäre selbstverständlich ganz vergeblich zu erwarten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der politischen Persönlichkeit Stöckers hier Wandel schaffen könnte. Man will ja den Mann gar nicht kennen lernen, einfach um der Selbsterhaltung willen nicht. Er ist hier in der That der Todfeind. Ihn nicht mehr hassen, nicht mehr lästern, heißt einfach selbst ein anderer werden, als man ist.

Nun gibt es aber auch unter den Juden und radikalen Deutschen zahlreiche anständige Menschen, die zwar unter dem Einfluß der verlogenen Blätter, die sie täglich lesen, sich dazu hinreißen lassen für einen politischen Gegner zu „erröten“ oder in Ausdrücken der Verachtung von ihm zu reden, denen aber im übrigen das Gefühl für gut und böse, für Wahrheit und Lüge keineswegs abhanden gekommen ist. Wenn diese auch ihrerseits vielfach urteilten, ohne geprüft zu haben, so lag das wesentlich daran, daß ihnen das Material für eine Würdigung des Gegners nicht vorlag oder daß es wenigstens nicht ohne Mühe zu beschaffen war.

Aber nicht nur unter dem jüdischen Preßgesindel Berlins, wie unter anständigen Juden und Radikalen hat Stöcker erbitterte Gegner, sondern auch, wenn ich nach eigenen Erfahrungen urteilen darf, in zahlreichen anderen Kreisen. Die greulichen Lügen und Verleumdungen jener Blätter, denen er ans Leben geht, sind eben nicht ohne Einfluß geblieben. Auch aus dem Munde besonnener und billig denkender Männer habe ich mit Verwunderung und Bedauern über Stöcker in der härtesten und unbilligsten Weise urteilen hören. Suchte ich dann zu ermitteln, worauf sich denn eine so harte Verurteilung gründete, so stellte sich regelmäßig heraus, daß man nicht gelesen hatte, was von ihm, sondern immer nur was über ihn geschrieben worden war.

Das alles war natürlich genug, denn die Stöckerschen Reden waren eben entweder gar nicht oder nur als Broschüren veröffentlicht. Jetzt erst sind sie unter dem Titel „Christlich-Sozial“ Reden und Aufsätze von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger in Berlin (Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing, in Kartonband 6 M.) gesammelt erschienen. In einer vortrefflich geschriebenen Einleitung orientiert uns Stöcker zunächst über die Entstehung und den bisherigen Verlauf der sozialen Bewegung. Er gibt uns dann seine Reden in den christlich-sozialen Versammlungen Berlins, die Reden zur Judenfrage, die Vorträge in deutschen Städten und endlich Aufsätze über die kirchliche Lage von 1875—1880. An der Hand dieses Buches kann man sich nun ein Urteil über Stöcker und seine Thätigkeit bilden. Das Material liegt ausreichend vor, es ist Freund und Feind gleich zugänglich.

Ich bin überzeugt, daß, wer unser Buch einer unbefangenen Prüfung unterwirft, jedenfalls aufhören wird mit Nichtachtung von Stöcker zu denken oder zu reden. Es versteht sich von selbst, daß die meisten Gegner seiner Anschauungen deshalb nicht aufhören werden, dieselben für einen beklagenswerten Irrtum zu halten; daß andere nach wie vor es nicht billigen werden, daß gerade ein Geistlicher sich an die Spitze einer Agitation stellt, welche ihrer Meinung nach mit seinem Amte nichts zu thun hat; daß die dritten die Mittel mißbilligen, durch welche Stöcker sein Ziel zu erreichen sucht. Das ist alles selbstverständlich, das schließt aber keineswegs aus, daß sie alle künftig in dem Gegner einen Mann sehen werden, der offen und ehrlich, furchtlos und treu, wahrhaftig und ohne jeden Hinterhalt eintritt für das, was ihm fromm und gut, klug und wünschenswert erscheint. Sie werden auch begreifen, wie er dazu kam, sich die Ziele zu stecken, nach denen er strebt, und die Waffen zu wählen, mit denen er kämpft. Was ihn antrieb, hinabzusteigen in das wüste Lärmen der Volksversammlungen; was ihn zwang, mit fester Hand in das Wespennest der jüdischen Presse zu greifen; warum er auftrat auch gegen die jüdischen Wortführer und was von Juden ihnen Heerfolge leistet; woraus die Lügen stammen, die ihn, den Wahrhaftigen zu einem Lügner stempeln; wie er selbst urteilt über die Aufgaben der Geistlichen in den sozialen und politischen Dingen, über ihre Pflichten, über ihre Rechte; worin er die schlimmsten Schäden der Gegenwart sieht und wie sie seiner Meinung nach geheilt werden können, geheilt werden müssen — das alles findet der Leser hier in schlichten, immer klaren, meist zu Herzen gehenden Worten.

So sei denn unser Buch den Anhängern wie den Gegnern Stöckers auf das wärmste empfohlen. Die einen werden ihn noch mehr schätzen und lieben, die andern ihn begreifen und auch in dem Gegner den wackeren Mann achten lernen. Beides aber erhebt die Seele: Den Freund höher schätzen, mehr lieben — den Gegner besser verstehen und ihn achten zu können. Th. H. Pantenius.

Am Familientisch.

Die Einweihung der Kirche für Epileptische in Bielefeld.

Es sind nun siebzehn Jahre her, seit eines Tages ein kleines Häuschen am Fuße des sogenannten alten Berges bei Bielefeld von vier Epileptischen bezogen wurde. Aus diesem bescheidenen Anfange ist dann im Laufe der Jahre unter der unermüdlichen Leitung des Pastors von Bodelschwingh eine Anstalt erwachsen, in der zur Zeit fast achthundert Epileptische Unterkunft gefunden haben. Dieser Anstalt ist wie den anderen, die sogleich erwähnt werden sollen, ein biblischer Name gegeben worden, zum Zeugnis, daß alle diese Bestrebungen aus der Bibel erwuchsen. Sie heißt Bethel. Aber Bethel ist auch der Gesamtname für die sämtlichen Anstalten, die Bodelschwingh mit Hilfe christlicher Freunde ins Leben rief. Zu diesen aber gehören das Diakonissenhaus Sarepta mit dreihundertsechzig Diakonissen, das Diakonenhaus Nazareth mit fast zweihundert Diakonen, die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, mit der wir unsere Leser durch einen ausführlichen Artikel bekannt gemacht haben. Im ganzen leben in Bethel gegen achtzehnhundert Personen.

Für diese zahlreiche Gemeinde diente bisher die Kapelle von Sarepta als Gotteshaus. Es leuchtet ein, zu welchen Unzuträglichkeiten das führen mußte, denn die Epileptischen sind natürlich auch während des Gottesdienstes nur zu oft Anfällen unterworfen. Eine neue, eigens für die Epileptischen bestimmte Kirche mußte erbaut werden, und sie wurde erbaut.

Im Juli des vorigen Jahres legte der Kronprinz, der Protektor von Wilhelmsdorf, den Grundstein zu der neuen Kirche, die den Namen Zionskirche erhielt. Und nun begann ein fleißiges Schaffen von allen Mitgliedern der verschiedenen Anstalten. Wollte doch ein jedes wenigstens etwas beitragen zum Bau des Gotteshauses. Aber nicht nur, was zu den Anstalten gehörte, regte fleißig die Hände, auch die vielen Freunde draußen in der weiten Welt bethätigten ihre Anerkennung für die Bestrebungen Bethels durch entsprechende Gaben. Der Kaiser, der Kronprinz und Prinz Wilhelm spendeten schöne, gemalte Chorfenster, aus Afrika kam das Geld für die Glockentürme.

Am 28. November konnte die feierliche Einweihung der Zionskirche stattfinden. Von weit her war zu ihr alles zusammengeströmt, was an den Werken christlicher Liebesthätigkeit Freude findet. Auch Prinz Albrecht von Preußen war erschienen.

Um die Mittagsstunde setzte sich der feierliche Zug der Teilnehmer des Festes von der Kapelle in Sarepta aus in Bewegung. Voran schritten die Geistlichen im Ornat. Sie trugen die kirchlichen Geräte und die aus Holland geschenkte Bibel.

Als der Zug vor der Hauptthüre hielt, überreichte der Baumeister den Schlüssel dem Prinzen. Dieser öffnete nun die Thüre und sprach: „Indem ich die Thüre dieses Gotteshauses öffne, thue ich es mit dem Wunsch, daß alle, die in dieses Haus eingehen, den Frieden suchen und alle, welche aus ihm kommen, den Frieden gefunden haben mögen. Unser Heiland und Seligmacher spricht: Ich bin die Thüre. Wer durch mich eingehet, der wird selig werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden."

Es folgten sodann noch Reden vom Generalsuperintendenten Nebe, dem Vorsitzenden der Westfälischen Synode Polscher und Bodelschwingh selbst, während bei einem zweiten Gottesdienst Pastor Schmalenbach, Generalsuperintendent Baur und Pastor Siebold sprachen.

Zwischen den Gottesdiensten traf die freudige Nachricht ein, daß die Universität Halle Herrn von Bodelschwingh zum Doktor der Theologie ernannt habe. Das Hoch auf ihn brachte Prinz Albrecht aus.

So möge sich denn der schöne Wunsch, mit dem der Prinz das neue Gotteshaus eröffnete, allezeit und an allen erfüllen.

Zu unseren Bildern auf S. 181 u. 185.

Weihnachtszurüstung und Weihnachtsfeier — das ist's, was uns Alb. Richter und B. Woltze auf ihren stimmungsvollen Bildern anschaulich vorführen. Lockt uns das eine hinaus in des „Christbäumchens Heimat", den harzduftenden Tannenwald, der mit seinem Silberschmuck den Großstädter noch in ganz anderer Weise weihnachtlich anmutet, als der städtische Markt mit seinen in Reih' und Glied aufgepflanzten Weihnachtsbäumen, so führt uns das andere in die schlichte Werkstatt des Zimmerers, die heute am Vorabend des Festes von Kindern und Lehrling um die Wette zur Weihnacht hergerichtet und geschmückt worden ist. Und nun sitzt der Meister neben dem mit Tannenreisern geschmückten Transparente, das nach dem bekannten Schnorr v. Carolsfeldschen Bilde die Anbetung des Christkindes darstellt, und hat eben das Weihnachtsevangelium vorgelesen und die Meisterin, das Kleinste auf dem Schoße, schaut lächelnd auf ihren Jungen, der nach seiner Weise der Schwester das Bild erklärt, während der Altgesell mit dem eigenen Werkzeuge vor seinem Heimweg noch einen Blick auf das leuchtende Bild wirft und die Mägde staunend und bewundernd sich näher herandrängen. Im Hintergrund aber beginnt der Christbaum sich mit Lichterglanz zu bedecken, der nach der ernsten Feier die Kinder zur Bescherung begrüßen soll.

Heinrich Seidels Idyllen und Scherze.*)

Es wird heutzutage viel gedichtet, aber leider meistens von Dilettanten, welche ebenso schlimm sind, wie ihre musikalischen Kollegen, die ihre Nebenmenschen mit dem Vortrag von Chopin und Schumann zu erfreuen wähnen, da doch Empfindung und Fertigkeit höchstens für einen Salonhauer ausreichen. Gegen Musikgestümper ist das Publikum im allgemeinen empfindlicher als gegen Versepfuscherei, weil die Pflege guter Musik im großen getrieben wird, während die Dichtkunst rechtes Verständnis nur in kleinen Gemeinden findet. Daher kommt es, daß an dem breiten Wege der Welt so viel gereimtes Unkraut wuchert nnd die blaue Blume der Poesie abseits blüht. Man muß aber sagen, wo sie sich entfaltet, damit hinzugehen kann, was sich nach ihrem Anblick sehnt. In Heinrich Seidels „Idyllen" erschließt sie ihre Knospen, in seinen Scherzen ist sie mit allerlei Lustigem zu bunten Sträußen gewunden, zuweilen ganz versteckt, aber man spürt an ihrem Duft, daß sie dabei ist. Manche sind der Meinung, der Dichter und der Fromme müßten sauer sehen. Ertönen aber von den Zweigen Klagelieder, schmücken sich Flur und Hain mit düsteren Farben, macht der Friede das Herz verdrossen, kann frohe Zuversicht denn anderes schaffen, als Fröhlichkeit? — Das eben sind die Dilettanten, welche in die verstimmte Leier des Weltschmerzes greifen, der Dichter aber singt:

> Das Schöne, das Gute, das heilig Hohe,
> Was hold die Herzen der Edlen erhebt

und weiß nicht nur dem Ernsten, sondern auch dem Heiteren die vollendete Form zu geben, in der Gedachtes und Empfundenes poetisches Leben gewinnt. Und deshalb sei das zierliche Büchlein, welches Heinrich Seidels „Idyllen und Scherze" enthält, den Freunden der Dichtkunst warm empfohlen. St.

Ein Spandauer Weihnachtsspiel.

Sicherlich werden die Freunde altdeutscher Litteratur unter unseren Lesern uns dankbar sein, wenn wir sie auf das Spandauer Weihnachtsspiel von 1549 aufmerksam machen, das den Pfarrer Christoph Lasius, einen Schüler Melanchthons, zum Verfasser hat und vor kurzem von Johannes Bolte neu herausgegeben worden ist. Unter dem ausführlichen Titel:

Ein gar schön herrlich new Trostspil | noch niemals in druck komen. **Von der Geburt Christi** | vnnd Herodis Bluthundes | als dieser letzten zeit | fürbilde | mit allem fleis gestellt | durch M. Christophorum Lasium | Weyland Pfarrhern zu Spandaw daselbst gespielt.

stellt uns dieses zum Teil auf der volkstümlichen Überlieferung beruhende Weihnachtsspiel die Geburt Christi, den bethlehemitischen Kindermord und den Tod des „Bluthundes" Herodes dar. Das ganze Spiel ist in fünf Akte eingeteilt, deren erster uns die Hirten auf dem Felde und die Verkündigung der Geburt Christi vorführt. Im zweiten treten, nachdem die Hirten ihrer Freude über das Christkindlein Ausdruck gegeben haben, die drei Könige aus dem Morgenlande auf und erkundigen sich in Jerusalem nach dem neugeborenen Könige der Juden, während Herodes die Schriftgelehrten über die Geburtsstätte des Messias ausforscht. Darauf läßt Herodes im dritten Akte die drei Könige zu sich kommen und schärft ihnen ein, von Bethlehem wieder über Jerusalem zu kommen. Nachdem diese aber das Kind angebetet haben, ziehen sie auf einem anderen Wege wieder in ihr Land, indes Joseph und Maria nach Ägypten fliehen. Es erfolgt nun im vierten Akt die Beratung der Teufel, deren Endergebnis, Herodes den Kindermord einzublasen, im fünften Akt ausgeführt wird. Der Kindermord selbst geht hinter der Szene vor sich — nur die Mütter treten mit ihren ergreifenden Klagen auf — und wird durch die unmittelbar darauf vom Engel Gabriel herbeigeführte Erkrankung des Herodes wie durch seinen Tod gesühnt.

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß dieses Weihnachtsspiel kein Schauspiel in unserem Sinne des Wortes ist; wohl aber gibt es uns ein Bild, wie unsere Vorfahren sich die Weihnachtsgeschichte zu veranschaulichen wußten, und dadurch wird es gewiß auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken, umsomehr als die Sprache wenig Schwierigkeiten bietet und der Herausgeber das Verständnis durch sorgsame Anmerkungen sehr erleichtert hat. Kg.

*) Idyllen und Scherze. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Gesundheitsrat.

Dekan U. Ausschließlich Morphium als Schlafmittel zu geben bei einer so langdauernden Schlaflosigkeit einer nervösen Dame, hat seine Gefahren, zumal wenn die Patientin schon so daran gewöhnt ist, „daß sie immer größere Gaben bedarf und verlangt." Warum gibt der Arzt nicht Chloral oder Bromkalium?

B. in Bergh. Gegen Ihre Fettleibigkeit können wir Ihnen hier nur im allgemeinen anraten: Knappe aber hinreichende Nahrung, die vorwiegend aus Fleisch und möglichst wenig Fett besteht. Daneben möglichst geringe Aufnahme von Flüssigkeit aller Art (Getränke und Suppen) und regelmäßige tägliche anstrengende Körperarbeit von mehrstündiger Dauer. Besser ist es, sich wegen des Genaueren mit einem Arzte zu beraten.

R. in Burg. Für so blonde, fast weiße Augenbrauen gibt es kein vorzüglicheres Färbemittel als die persische Henna. Dieselbe ist vollkommen unschädlich (Pflanzenpulver), färbt echt (aber nicht die Haut) und gibt wundervolle Farbe. Näheres brieflich, wenn Sie uns Ihre Adresse (mit Postmarke) geben.

J. D. in G. Ihr achtjähriges Töchterchen, welches vor drei Jahren eine so starke Gehirnreizung hatte, daß sie von den Ärzten aufgegeben wurde, aber wider alles Erwarten genas und sich seitdem geistig mehr als normal, aber auch körperlich gut entwickelte, dabei aber ein die Erziehung erschwerendes aufgeregtes Wesen zeigt und beim Schlafen mit den Zähnen knirscht, müßte am Ende längere Zeit vom Arzte zu verordnendes Bromkalium nehmen.

E. G. Ein sehr angenehmes Mittel zum Waschen des Kopfhaares besteht aus etwa zwei Liter lauwarmen Wassers und einem Guß Salmiakspiritus. Man spült die Haare nachher in klarem Wasser aus und es werden dieselben sehr rein, weich und glänzend darnach. Ist dieses Mittel, wenn man es jeden Monat einmal anwendet, der Kopfhaut oder dem Haarwuchs schädlich?

Dies Mittel zum Haarwaschen (besser ein Eßlöffel voll Salmiakspiritus auf je ein Liter) ist im Gegenteil sehr gut. Das Waschen der Kopfhaut muß aber öfter als zwölfmal im Jahre vorgenommen werden. Die Kopfhaut ist der Reinlichkeit genau so bedürftig wie der übrige Körper. Der schlechte Zustand des Haarwuchses auf den Häuptern mancher Leute, selbst aus den besseren Ständen, ist vielfach bedingt durch die unbegreifliche Unreinlichkeit. Viele waschen sich, durch ein unbegreifliches Vorurteil davon abgehalten, nie den Kopf, so wohlthuend die Reinlichkeit demselben auch wäre. Mindestens einmal wöchentlich sollten Sie sich den Kopf waschen, wozu sich ebensogut auch flüssige Glycerinseife, Krankenheiler Jodsodaseife oder auch Kleienwasser verwenden läßt.

Briefkasten.

Major v. B. in D. Sie wünschen zu wissen, ob von dem hübschen Holzschnitt in No. 2 „Fuchshunde auf der Fährte" Photographieen zu haben sind. Diese wohl nicht, dagegen existiert ein Stich im Verlage von A. Tooth & Sons in London, welcher Ihrem Bedürfnisse genügen wird. Er hat zur Vorlage für unsern Holzschnitt gedient. — **M. R. in Melbourne.** Franz Abt lebt als pensionierter Hofkapellmeister in Braunschweig. — Frl. **Ada in T.** Ein neues zierliches „Vergißmeinnicht", das sonst die übliche Einrichtung hat, erhält dadurch noch einen besonderen Reiz, daß K. Gerok ihm ein poetisches „Vorwort" mit auf den Weg gegeben hat. (Leipzig, E. Meisel. Pr. m. Goldschn. M. 1, 25.) — Ein umfangreicheres „Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres" ist u. d. T.: „Christlicher Hausschatz" bei F. Riehm in Basel erschienen mit einem interessanten Vorworte von Prof. Riehm in Halle. Es zeichnet sich dadurch vor anderen ähnlichen Büchern aus, daß es für jeden Tag — außer einem Bibelspruch — einen dazu passenden, gutgewählten Ausspruch aus den Werken der Kirchenväter der ersten fünf Jahrhunderte enthält. Die Ausstattung ist würdig und schön. — Das in unserer heutigen Nummer veröffentlichte Bild Raffaels „Madonna del Granduca" haben wir nach einem Stiche von E. E. Schäffer reproduziert, welcher im Verlage von Ernst Arnold in Dresden erschienen und durch jede Kunsthandlung (in Leipzig durch C. G. Börner) zu dem Preise von M. 15 bezogen werden kann.

In unserer Spielecke.

1.

Nach dem Muster der nachstehenden Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, bilde man eine Wortfigur mit Hilfe der folgenden Angaben.

In A und C sind die einzelnen Wörter von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu lesen.

Die wagerechte Mittelreihe besteht aus drei Wörtern und nennt eine Dichtung von Goethe. Die senkrechte Mittelreihe besteht aus fünf Wörtern und nennt eine Dichtung von Schiller.

B

A C

D

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

A.

Der erste Buchstabe ist H.

1) Einen alttestamentlichen weiblichen Namen.
2) Eine Göttin der Römer.
3) Einen römischen Kaiser.
4) Ein Maß.
5) Einen Komponisten unserer Zeit.
6) Einen alttestamentlichen männlichen Namen.
7) Einen Fluß in Österreich und Bayern.

Der letzte Buchstabe ist u.

C.

Der erste Buchstabe ist d.

1) Einen weiblichen Vornamen.
2) Einen Komponisten unseres Jahrhunderts.
3) Einen Raubvogel.
4) Einen deutschen Historiker.
5) Einen Sonntag zwischen Ostern und Pfingsten.
6) Einen der kleinen Propheten.
7) Einen Marschall Napoleons I.

Der letzte Buchstabe ist a.

B.

Der oberste Buchstabe ist D.

1) Einen Schiffsteil.
2) Einen der kleinen Propheten.
3) Einen weiblichen Vornamen.
4) Einen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.
5) Ein Land in Afrika.
6) Einen Kurort in Deutschland.
7) Einen weiblichen Vornamen.

Der letzte Buchstabe ist o.

D.

Der erste Buchstabe ist d.

1) Einen männlichen Vornamen.
2) Einen Mitarbeiter des Daheim.
3) Ein europäisches Königreich.
4) Einen weiblichen Vornamen.
5) Einen weiblichen Vornamen.
6) Einen der kleinen Propheten.
7) Einen Teil eines Dramas.

Der letzte Buchstabe ist e.

Der gemeinsame Buchstabe der wagerechten und der senkrechten Mittelreihe ist n.

2. Arithmetische Aufgabe.

Welche drei positiven ganzen Zahlen ergeben als Summe die Zahl 26, während die Summe der Quadrate dieser Zahlen = 300 ist?

Schachaufgabe von D. W. Clark in Sibirien.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Bilderrätsel.

3.

Weißt du das Wort mit N zu melden,
Das einst uns gab den Friedenshelden,
Der Heil gebracht der ganzen Welt,
Wogegen Heilung seiner Wunden
Oft nicht in dem mit L gefunden
Der schwer getroffne Kriegesheld?

4.

Da bald ja scheidet das alte Jahr,
Ist kalt in der ersten der Silben es zwar,
Doch tummelt in fröhlichem Leben
Sich drin der Englein geflügelte Schar,
Bis sie endlich — dank ihrem Flügelpaar —
Mit grünen Tannen entschweben.

Sie tragen zur Stadt sie und putzen sie fein,
Zum Fest sie den artigen Kindern zu weih'n,
Die dann jubelnd den Christbaum umtanzen;
Und klingt auch der Lärm nach den letzten zwei'n
Weit mehr als nach friedlichen Engelein —
Er kommt nur vom harmlosen Ganzen.

5.

*	R	*	U	*
G	*	U	*	K
*	E	*	E	*
T	*	E	*	D
*	E	*	R	*

Die mit * bezeichneten Felder sind mit einem Buchstaben so auszufüllen, daß die fünf wagerechten Reihen und die mittlere senkrechte Reihe sechs Komponisten ergeben.

6. Buchstabenrätsel.

Was plagt mit „e“ die trägen Kinder,
Mit „d“ die reuevollen Sünder,
Und Bauern oft mit „z“ nicht minder? v. D.

7. Viersilbige Scharade.

Die erste ist ein Strom mit vielen Brücken,
Das nächste Paar ein Eden zum Entzücken
Die letzten zwei hat mancher auf dem Rücken.
Das Ganze ißt und schneidet man in Stücken. Gt.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 11.

Damespielaufgabe.

1. d6—e7 1. f8—f4
2. Da5—d2 2. Db2—g7
3. Dd2—f8 gewinnt.

1.

L	O	D	I
O	M	A	R
D	A	I	A
I	R	A	N

2. Lavater.
3. Vermögen.
4. Landvogt — Vogtland.

Bilderrätsel: Sextaner.

5. Zwein, Wein. — Friese, Riese.

Inhalt: Weihnachten. Gedicht von Paul Kaempfe. — Dr. Hollmann. Eine Weihnachtserzählung von Marcus Bohen. — Winterliches Gehöft von L. Schön. — Deutsche Weihnacht in Argentinien. — Große und kleine Weihnachtskünstler. Von Emil Frommel. Zur Abbildung von Raffaels Madonna del Granduca. — Von den Wachtfeuern des Mahdi. V. — Adolf Stöcker in seinen Reden. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientisch: Die Einweihung der Kirche für Epileptische in Bielefeld. — Ein Spandauer Weihnachtsspiel. — Heinrich Seidels Idyllen und Scherze. Zu unseren Bildern: Christbaums Heimat. Von Albert Richter; und Zimmermeisters Weihnachtsfeier. Von B. Woltze. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das **erste** Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, **besonders die Postabonnenten**, die Bestellung auf das **zweite** Quartal (Januar bis März 1885) **sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Dezember 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 13.

Alte Neujahrskarten I.

Zum neuen Jahr 1816 v. J. A. Klein

Caro

Neujahrskarte zum Jahre 1816 vom Maler J. A. Klein, geb. 1792 zu Nürnberg, gest. 1875 in München.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Ein Wort gab das andere, eine Erzählung rief die andere hervor, und Miß Danvers, die zuerst nur ihrem Mädchen zu lieb zuhörte, ward selbst mehr und mehr von dem Interesse angesteckt, mit welchem Bridget jedes Wort von den Lippen ihres Bräutigams aufnahm.

„Das ist das Wetter und die See", sagte Tom, mit der Hand aus dem Fenster zeigend, wo die weißen Nebelmassen wie rollende Ungetüme über der grauen Tiefe wogten, „die einem armen Teufel von Seemann am gefährlichsten sind, Miß Danvers! Wenn er sich dabei in der Nähe einer Küste befindet oder kurz vor dem Eingang in den Hafen, oder auf einer der engen Kanalstraßen, wo das Fahrwasser schmal und die Menge der passierenden Schiffe groß ist, und Gott erbarmt sich der armen Seele nicht, so kann das beste Schiff und die trefflichste Führung nicht mehr nützen, als ein festes Haus in Caracas, wo die Erde nicht feststeht! — Solch ein Wetter hat uns einmal das beste Schiff gekostet, auf dem ich je gefahren bin. — Ich war dazumal Matrose auf einem großen Auswanderer; wir waren erst seit zwei Tagen in See und fuhren dahin so glatt und fühlten uns so sicher, als lägen wir noch, wie zwei Tage zuvor, an unserer Ankerkette hinter der Londoner Schiffbrücke. Es war nicht dunkel, kaum dunkler als jetzt, Miß Danvers, aber der Nebel legte sich um uns wie eine dichte Wand, und ich, der ich den Ausguck hatte, konnte keine zehn Fuß über den Schiffsrand hinaus sehen. Da sah ich plötzlich vor mir ein Licht, — dann eine dunkle Wand und im nämlichen Augenblick fühlte ich einen Stoß und vernahm ein Brechen und Krachen unter mir. Einen Augenblick später, und ich fühlte die kalten Wasser über mir zusammenschlagen, und hörte einen Schrei — o Miß Danvers, Gott stehe Ihnen bei, daß Sie nie einen solchen Schrei vernehmen mögen, als drängte sich die Todesangst von vielen hundert armen

Seelen in diesem einzigen Schrei zusammen. — Und gleich darauf hörte ich ein Gurgeln und Rauschen, und kam fast unter den Kiel eines großen Dampfers, — er hatte sich schräg auf die Seite gelegt und rauschte dicht an mir vorüber, — und ein plötzlicher Windstoß kam und rollte auf einmal die Nebel auseinander, wie dort, Miß Danvers, wo Sie die Klippen von Littletown deutlich sehen können. — Da sah ich auf einen Augenblick die See um mich her und unser gutes Schiff. Das Verdeck lag bereits unter See, und die Wassermenge, die von oben nachdrängte, bildete einen strudelnden Trichter darum her und zog viele der Menschen, die in der Nähe trieben, sich nach zur Tiefe. Neben mir aber lag ein schwarzer Gegenstand; es war eins von den Brettern, das der scharfe Zusammenstoß vom Bord getrennt hatte, ich faßte danach und hielt mich fest, da rollte der Nebel wieder herab und breitete sich wie ein Leichentuch über das Wasser und über den Todeskampf der armen Seelen, und über die kleinen schäumenden Wirbel, wo einer nach dem andern untersank. Gott erbarme sich ihrer, denn es waren mehr als vierhundert, die in den wenigen Minuten das bittere Salzwasser schluckten!"

Miß Danvers folgte dem Erzähler mit atemlosem Interesse. Zuerst war es nur die Teilnahme an der Erzählung selbst, die ihre Augen mit Spannung auf sein Gesicht heftete. Jetzt aber faßte sie plötzlich nach dem Briefe, der noch neben ihr auf dem Fenstersims lag. „Nur der Zufall könnte uns in den Bereich eines dieser Zeugen führen," hatte Mr. Oldcastle geschrieben. War's möglich, daß sie hier monatelang in nächster Nähe eines solchen gelebt hatte? — Aber sie sagte nichts weiter, als: „Fahrt fort! — was wurde aus Euch? — was aus den übrigen?"

„Eine Weile war mir's, als sollte mich die Kraft verlassen," fuhr dann Tom fort, „aber die Todesangst war stärker, als ich. Ich klammerte mich fest, und als ich aus dem Bereich der Wirbel kam, kletterte ich auf das Brett. Es waren ein paar breite Bohlen, fest aneinander gefügt und etliche zwanzig Fuß lang, ein Floß, das sich schon einige Stunden gegen die Wellen wehren mochte, — überdies hatten wir glatte See. Der Nebel lichtete sich, und der Mond zeigte mir später, daß ich nicht allein war. Am anderen Ende des Brettes saß noch ein Mann, ein Engländer, ein Mr. Roberts aus Birmingham, wie ich später erfuhr, der nicht in der Kajütte gewesen war, wie die meisten anderen Passagiere, und den das Wasser weggeschwemmt hatte. Er hielt ein Kind fest, ein Mädchen, das zu den Passagieren gehörte. So trieben wir zu dreien; es war eine kalte Februarnacht und es war gut für uns, daß einer für den andern zu sorgen hatte; wir hatten so weniger Zeit an die eigene Not zu denken. Zum Glück dauerte unsere Fahrt nicht lange. Ein spanischer Dampfer, der nach San Jago bestimmt war, zog uns morgens an Bord. Als die Leute von unserer Not hörten, setzten sie Boote aus und kreuzten bis zum Mittag auf der Unglücksstätte. Es waren katholische Papisten, Miß Danvers, und so unwissend, wie die armen Heiden, aber sie handelten an uns als Christen. Sie suchten und fanden noch etliche von unsern Leuten, die wie wir an Planken hingen, denn die Boote hatten bei der Geschwindigkeit des Stoßes nicht gelöst werden können, und die meisten waren augenblicks mit untergesunken, denn die Passagiere waren bei dem schlechten Wetter fast sämtlich in der Kajütte. Als wir uns überzeugt hatten, daß kein lebendiges Wesen mehr über dem Wasser schwamm, nahmen sie ihren Kurs wieder auf und so kamen wir, zweiundzwanzig Personen ohne die Kleine, die unterwegs gestorben war, auf den westindischen Inseln an, wo ich andere Schiffsdienste fand."

Miß Danvers starrte unbeweglich den Sprecher an. „Und das war an einem Februarabend? Und vor zwei Jahren?" brachte sie endlich mit Mühe hervor.

„Am 26. Februar nachmittags nach 5 Uhr. Ich hatte soeben meine Wacht angetreten, nachdem die Schiffsglocke 5 Uhr läutete," erwiderte Tom, als ob er einem Vorgesetzten Bericht erstattete.

Miß Danvers saß noch immer unbeweglich. Nur ihre Augen wanderten von dem Gesicht des jungen Mannes hinaus über die See, auf welcher der Nebel jetzt wie eine bleierne Masse fest aufzuliegen schien. Dann sprang sie plötzlich auf, faßte den erstaunten Tom vorne an der Seemannsjacke, schüttelte ihn mit festem Griffe und rief: „Und das sagt Ihr mir erst jetzt, Mann? — Wie konntet Ihr Euch unterstehen, eine solche Nachricht für Euch zu behalten?"

Tom war kaum weniger erschrocken als Bridget über die unerwartete Folge seiner Erzählung. Aber ehe er im stande war, eine Antwort zu geben, hatte Miß Danvers ihn bereits losgelassen, war auf den Sessel zurückgesunken und brach, indem sie beide Hände vor das Gesicht preßte, in einen Strom von Thränen aus.

Bridget, die ihre Herrin noch niemals hatte weinen sehen, stand starr vor Schrecken auf ihrer Stelle fest, und Tom, der nichts Besseres zu thun wußte, als sich zu entfernen, näherte sich der Thür. Aber Miß Danvers hörte die Bewegung. „Halt ihn fest! Halt ihn fest, Bridget!" rief sie in höchster Aufregung. „Laß ihn nicht von der Stelle! Er muß mit mir nach London — noch heute nacht!"

Bridget zweifelte jetzt nicht mehr, daß ihre Herrin infolge von Toms erschütternder Erzählung eine Verwirrung ihrer gesunden Sinne davon getragen habe, und winkte ihrem Verlobten, leise hinauszugehen.

Aber Miß Danvers hatte ihre Fassung ebenso schnell wieder erlangt, als sie sie verloren. Sie richtete sich plötzlich auf und sagte: „Bleibt, Mr. Tom, Ihr wundert Euch über mich, aber Ihr wißt nicht, wie nahe mich Eure Geschichte angeht!" — Darauf ging sie wohl zehn Minuten lang mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne sich im geringsten um ihre beiden Gefährten zu bekümmern. Dann setzte sie sich in ihren Sessel und zeigte ihre gewöhnlichen, ruhigen Gesichtszüge.

„Ich sehe ein, daß Ihr morgen an Eurem Hochzeitstage nicht mit mir nach London kommen könnt, Mr. Tom," sagte sie mit gewohnter fester Stimme. „Aber übermorgen mit dem frühesten erwarte ich, daß Ihr Euch nach London begebt. — Oder besser, Ihr könnt Euch um 6 Uhr hier einfinden und mich zum Abfahrtsbüreau der Postkutsche begleiten, denn ich werde mit Euch reisen. — Wenn Ihr's schwer findet, euch so früh von Eurer jungen Frau zu trennen, so mag sie mitkommen; und Ihr werdet auf diese Weise eine Hochzeitsreise machen, die Ihr Euch nicht habt träumen lassen. — Ich erwarte," setzte sie mit plötzlicher Strenge hinzu, „daß Ihr bereit seid, Eure heutigen Angaben über die Zeit und Stunde eures Schiffsunglücks genau so auch vor einem Rechtsanwalt abzugeben, wie Ihr es heute vor mir gethan habt."

„Genau so, Miß Danvers," erwiderte der erstaunte Tom.

„Gut! so geht, und richtet Euch nach meinen Anweisungen! — Bridget, ehe er das Haus verläßt, sorge dafür, daß ihm Jane in der Küche ein Glas Wein einschenkt. — Ihr seid ein braver Mensch, Mr. Tom, und ich hoffe, Ihr werdet an Bridget eine gute Frau finden!"

Sie reichte den beiden die Hand zum Abschied. Sobald sie sich entfernt hatten, begann sie ihre einsamen Spaziergänge durchs Zimmer von neuem. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb eine kurze Anmeldung an Mr. Oldcastle. Sobald sie das Billet dem Mädchen zur Beförderung übergeben hatte, nahm sie ihre gewohnte Stellung vor dem Kaminfeuer ein und sah dem Aufflackern und Verlöschen der Kohlen zu, bis die gewöhnliche Stunde zum Schlafengehen gekommen war.

Als sie sich vom Sessel erhob, um sich zurückzuziehen, richtete sie sich hoch auf, reckte sich kerzengerade in die Höhe und sagte laut: „Der Zufall! — Harry Oldcastle ist ein Narr! — Wer hier nicht Gottes augenfällige Fügung erkennt, der sich des armen, Unrecht leidenden Kindes annehmen will, der ist nicht wert, Augen zum Sehen und Verstand zum Nachdenken zu haben!"

XV. Briefe und Kriegsrat.

Oberst de la Croix saß in seinem elegant eingerichteten Kabinett, trank seinen Morgenkaffee und rauchte seine Havana.

Ein offener Brief lag neben ihm, und er warf, während er langsam die Tasse leerte, zuweilen einen Blick hinein, der von Befriedigung zeugte. Er pflegte sich den Morgenimbiß nicht gerne durch Geschäfte stören zu lassen; so hatte er auch heute einen andern Brief, dessen Außenseite gar zu deutlich auf geschäftlichen Inhalt schließen ließ, bei Seite geschoben, um ihn erst später seiner Beachtung zu unterwerfen, und dagegen das mit allerlei fremden Postzeichen versehene Kouvert geöffnet, das er soeben mit der linken Hand zerknitterte und das die Handschrift seines Sohnes trug.

„Es wird doch eine Freude sein," sprach er halblaut zwischen Trinken, Rauchen und Lesen zu sich selber, „den alten Jungen einmal wieder hier zu haben! Zwei volle Jahre und darüber, daß er fort ist! — Und wenn er, wie er schreibt, hoffen darf, eine Anstellung im Staatsdienste in der Heimat zu bekommen, so wär's doppelt angenehm! — Man wird alt, — nun, man hofft ja noch ein paar Jahre zu leben," — und er warf einen Blick in den Spiegel, der ihm eine noch ungebeugte Gestalt zeigte, — „aber es thut doch wohl, Kinder um sich zu haben für die alten Tage! — Freilich, mit der Margarete, das muß er sich fürs erste noch aus dem Sinne schlagen! — Und er wird ja vernünftig sein, — habe mich noch nie über Widerspenstigkeit beklagen dürfen! — Wir werden ihr das Erbe sicher stellen, und dann — aber bis dahin muß er sich gedulden."

Er schob die Tasse zurück, schlug den eleganten Schlafrock über einander, legte ein Bein bedächtig über das andere und lehnte sich in die Sofaecke zurück, sich noch für eine Weile seinen angenehmen Gedanken überlassend. Dann griff er langsam nach dem noch uneröffneten Brief, betrachtete Adresse und Poststempel, und seine Stirn legte sich in nachdenkliche Falten. Sein Gesicht ward ernster und ernster, die Stirnfalten tiefer und tiefer, und ehe er die wenigen Zeilen des Schreibens beendet hatte, zeigte der gegenüberhängende Spiegel ein ganz anderes Bild, als das des jovialen alten Herrn, der sich soeben selbstgefällig betrachtet hatte.

Er erhob sich mit einer Lebhaftigkeit, die in grellem Gegensatz zu der behaglichen Ruhe der eben verstrichenen Viertelstunde stand. „Also doch! also doch!" rief er laut und sah sich sogleich um, ob sich auch der Diener nicht in der Nähe befinde. „Alle Wetter! — Aber das darf nicht sein! — Wir wollen ihnen den Sieg doch noch verderben! — Der Junge darf nicht gefunden werden — er darf nicht heimkommen, darf nichts erfahren, bis alles vorüber ist! — Der wäre der Rechte, ihnen in die Hände zu fallen! Er würde in seinem Don Quixotismus alles einem überspannten Rechtsgefühl opfern! — Sophie muß hier einschreiten; es ist ja ihr eigenstes Interesse! — Soll uns der Teufel noch jetzt das Spiel verderben, wo wir uns schon sicher glaubten?" — Er trat vor den Spiegel, strich den Schnurrbart glatt und gab dem ergrauten Haar mit der Bürste einige glättende Striche. Dann zog er die Glocke. „Martin," rief er dem eintretenden Diener zu, „ich habe die Absicht, noch heute zu verreisen. Packe meinen Koffer und halte dich um zwei Uhr bereit."

Auch in Ellernbrunn gab es heute einen bewegten Morgen. Der Postbote hatte fast jedem Glied der Familie einen Brief gebracht und jedes schien von den erhaltenen Nachrichten in besonderer Weise ergriffen zu sein. Frau von Ellern hatte sich auf ihr Zimmer begeben und gleich darauf Ulrich zu sich beschieden, und Else, die ihm auf der Treppe begegnete, als er das Kabinett seiner Mutter verließ, erschrak über sein verändertes Aussehen. „Laß mich! laß mich jetzt!" antwortete er auf ihre ängstliche Frage nach dem Vorgefallenen, „du wirst es bald genug erfahren!" — Und als sie erschrocken die Treppe hinauflief, um Margarete zu fragen, fand sie diese in einem Anfall von Thränen am Fenster sitzen, die Hände über einen offenen Brief gefaltet.

„O Margarete, was ist vorgefallen? — Was habt ihr alle? — O seid nicht so grausam mich auszuschließen, ich kann die Ungewißheit nicht ertragen!"

„Ich weiß nichts, Else! Nichts von den anderen, nichts als meinen eigenen Schmerz!" — Und Else sah mit Schrecken, wie die sonst so ruhige Schwester das Gesicht in den Händen verbarg, während ihr ganzer Körper in konvulsivischem Schluchzen erbebte.

„O Gretchen, was ist es? — Laß mich's dir tragen helfen! Habe ich nicht ein Recht dazu als deine Schwester?"

„Sieh hier, Else! — Aber nein!" sagte Margarete, indem sie den Brief zurückzog. „Ich kann auch dich seine lieben Worte nicht lesen lassen! — Er will kommen, Else, — sie haben beide Urlaub, er und Paul, in zwei Monaten will er hier sein. Er schreibt, er könne mich nicht wiedersehen, ehe er mir alles gesagt habe, — er fließt über von Liebe und Hoffnung, und ich, — ich — soll ihn nicht lieben, Else! — O ich habe immer gehofft und gehofft, daß sich alles wenden werde; aber wenn er jetzt kommt und ich muß es ihm sagen, — die harten Worte, die er von mir nicht verstehen wird, — Else, mir bricht das Herz!"

Else kniete neben der Schwester nieder und legte ihren weichen Arm um ihren Hals. Dann sagte sie ganz leise: „Hat er dich so lieb, Gretchen? — Dann würde ich nicht verzagen!"

Margarete ließ den Kopf auf ihre Schulter sinken und schlang beide Arme um die kindliche Gestalt. So verblieben sie eine geraume Zeit, eine die andere umfassend, und Margareten war's, als ginge neue Hoffnung von der Schwester auf sie über. — Hatte denn Else nicht recht? Er liebte sie ja, liebte sie so warm und treu, wie sie es eben erst aus seinen Worten vernommen hatte, und sie wollte verzagen?

Nach einer Weile erhob sich Margarete. Mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „Es wird mir so schwer das Rechte zu thun, Else! Aber ich muß Mama den Brief zeigen."

Sie strich das Haar aus dem Gesicht, wusch die verweinten Augen, ging hinunter und klopfte an ihrer Mutter Thür. Sie fand Frau von Ellern mit abgewandtem Gesicht am Fenster stehen; beide Hände hielten krampfhaft den Griff desselben gefaßt. Als sie sich umwendete, erschrak Margarete über die Blässe ihres Gesichts. Die Freifrau fragte hastig: „Hast du von Ulrich gehört?"

„Nein, Mama."

„Bringst du eine neue Hiobspost?"

„Ich glaube, Mama, es ist meine Pflicht, dir dies hier zu zeigen."

Frau von Ellern nahm den Brief mechanisch aus ihrer Hand und blickte in ihres Kindes verstörte Züge. In ihren Augen aber standen jetzt wichtigere Dinge auf dem Spiele, als Margaretens Liebeskummer. Sie schloß ihre Finger um das Papier und sagte: „Nachher, Kind. Laß mir den Brief, ich werde ihn später lesen und mit dir darüber sprechen."

Margarete stand zögernd still, als könne sie sich nicht entschließen, ihr teures Eigentum zurückzulassen, aber Frau von Ellern hatte sich bereits wieder abgewendet, und so blieb ihr keine andere Wahl.

Während dessen saß Lucy in ihrem Zimmer am Schreibtisch; vor ihr lag ein offener Briefbogen und Feder und Tinte zum Gebrauch bereit daneben. Auch sie hielt einen mit der Morgenpost für sie eingelaufenen Brief in der Hand. Sie war in tiefer Überlegung, bald faßte sie die Feder, um ihre Antwort zu beginnen, bald legte sie sie unschlüssig wieder hin. Dann sprang sie auf und ging im Zimmer auf und ab, öffnete das Fenster und schloß es wieder, und nahm abermals vor dem Schreibtisch Platz und die Feder in die Hand. — Gedanken auf Gedanken kreuzten ihr Hirn und bewegten ihr Herz. — Jetzt, jetzt hielt sie ihr Schicksal in der Hand, — noch einen Augenblick. — Hatte sie geschrieben, so war's, so weit sie die Zukunft zu erkennen glaubte, unwiderruflich für sie festgestellt. — Hier schrieb ihr Mr. Oldcastle, der alte treue Freund, daß sich alles zu ihren Gunsten gewendet, daß er die Fäden ihres Geschicks in der Hand zu halten glaube, — und es war eine ungeahnt große, glänzende Gabe, die ihr, der bisher grausam vom Schicksal gegeißelten, die Zukunft in den Schoß zu werfen schien. Sie las noch einmal: „Ich habe es bisher nicht gewagt, Sie in Kenntnis zu setzen von der

Beschaffenheit und Größe der Erbschaft, die Ihnen, meine teure Lucy, wie ich hoffe, jetzt nicht mehr entgehen wird. Ihr Gatte war, wie es scheint, der rechtmäßige Erbe einer bedeutenden Herrschaft, die sich jetzt in den Händen einer Familie befindet, die ihr Recht des Besitzes auf die Thatsache stützt, daß keine näheren Erben vorhanden seien. Abgesehen davon, daß sie von uns die Erbringung eines Beweises beansprucht, daß Sie als Erbin Ihres Kindes zur Erbschaft Ihres Gatten berechtigt seien, gründet sie ein moralisches Recht auf das Faktum, daß einst eine Urkunde vorhanden gewesen, die Ihren Gatten von der Erbfolge ausdrücklich ausschloß, daß dieselbe aber ohne Wissen des Erblassers vernichtet worden sei. Für uns existiert natürlich dieser zweite Anspruch nicht. Durch die Feststellung der Thatsache, daß Ihr Gatte mit der „Melanie" sank, die am 26. Februar nachmittags 4 Uhr unterging; zu einer Stunde, wo Ihr Kind noch am Leben war, ist es gesetzlich außer Zweifel gestellt, daß Sie berechtigt sind, Ihren Sohn zu beerben. Für die Todesstunde Ihres Kindes fehlt es uns freilich augenblicklich noch an einem vor Gericht annehmbaren Zeugen. Ich selbst kann nicht als Augenzeuge fungiren, und die Wärterin, die in erster Linie in Betracht käme, ist, wie Sie wissen, ihrem Sohne nach Ostindien gefolgt und, meinen Erkundigungen gemäß, dort dem Chinafieber erlegen. Es wird deshalb nötig sein, den jungen Marinearzt ausfindig zu machen, der Ihrem Kinde den letzten Beistand leistete, und mag immerhin darüber noch einige Zeit vergehen, so ist doch an dem schließlichen Erfolge unserer Bemühungen nicht zu zweifeln. Übrigens ist die besitzende Familie, die sich in der Lage sieht, aus einer durch Reichtum und Rang hervorragenden Stellung in verhältnismäßige Unbedeutendheit, möglicherweise Armut, zu versinken, sicherlich zu jeder Opfer bereit, um sich wenigstens einen Teil des bisherigen Besitzes zu retten, und wir befinden uns selbst für den Fall, daß sich die Auffindung unseres letzten Zeugen verzögern sollte, einem Vergleiche gegenüber, der uns ohne Frage angeboten werden wird, in der günstigsten Lage.

„Ich kann nicht unterlassen, Ihnen unter diesen Umständen die Erwägung nahe zu legen, ob Ihre jetzige Stellung den Verhältnissen entspricht, in welche Sie demnächst einzutreten berufen sind. Ohne mir herauszunehmen, Ihnen einen direkten Rat zu erteilen, erlaube ich mir die Bemerkung, daß sie von mancher Seite als eine untergeordnete angesehen werden könnte, geeignet, Ihnen den Eintritt in die höchsten Gesellschaftskreise zu erschweren. — Indem ich hiermit meinen herzlichsten Glückwunsch zu der höchst erfreulichen Veränderung Ihrer Lage abstatte, versichere ich Sie meines fortgesetzten Eifers in der bewußten Angelegenheit, sowie meiner steten Bereitwilligkeit zu jeder in der Folge noch nötigen Mühewaltung. Ich bin 2c."

Das war der Brief. — Ein Besitztum, eine Herrschaft! vielleicht ein Schloß, ähnlich wie dieses, eine Stellung, wie sie Margarete und Else, ja, wie sie Frau von Ellern selbst einnahm. — Lucy stand wieder am Fenster und blickte hinunter in den Park, in welchem das erste Grün Gebüsche und Rasenplätze zu schmücken begann. Ihre Brust hob und senkte sich; sie atmete tief und schwer. O es mußte köstlich sein, einen solchen Besitz den ihren zu nennen; hier als Herrin zu walten, — und wie wollte sie walten! Aber es konnte, es durfte nicht sein! Eben Mr. Oldcastles Brief zeigte ihr, daß es nicht sein durfte. Niemals hatte ihr Gatte von seiner Heimat, seiner Herkunft gesprochen, niemals hatte sie seinen Stand, ja, seinen Namen erfahren. Aber eins war's, wovon Lucy sich völlig überzeugt fühlte, was ihr Mr. Oldcastles Brief zur völligen Gewißheit machte, daß er entehrt — daß er enterbt gewesen; ach, ihre eigenen traurigen Erfahrungen ließen sie wohl ahnen, warum und wie. Sie wußte, daß sie kein moralisches Recht habe, in eine Erbschaft einzutreten, deren er sich selbst verlustig gemacht hatte, die ihm gar nicht zukam. Warum hatte er selbst, als ihm ein Sohn geboren war, nie einer Erbschaft gedacht? — Mochte sich auch durch einen ihr unbekannten Zwischenfall ein faktisches Recht für sie beweisen lassen, sie konnte sich nie in einem Besitz froh fühlen, aus dem sie andere vertrieben, die ein gegründetes Recht darauf hatten. Eine Familie, welche durch ihr Dazwischentreten „aus einer durch Rang und Reichtum hervorragenden Stellung in Unbedeutendheit und Armut" versinken mußte — Lucy gedachte des Tages, an welchem ihr mit furchtbarer Plötzlichkeit die Erkenntnis kam, daß sie hilflos und arm sei. Sie schauderte. O nimmermehr konnte sie andere leiden lassen, was sie damals gelitten! Sollte sie die Hand dazu bieten, daß das Unglück seiner Familie noch über den Tod hinaus das Werk ihres verblendeten Gatten war? — Mußte sie nicht diese neue Schuld von ihm abwenden?

Und doch lag hier eine Versuchung, die Lucy bis in die Tiefen ihres Innern erbeben machte, — das war der Gedanke an ihre Liebe zu Ulrich. Niemals, seit sie erkannt hatte, daß sie ihn liebte, war ihr die Möglichkeit in den Sinn gekommen, ihn zu besitzen. Ihr entehrter Name, die große Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, standen hemmend zwischen ihnen, selbst wenn es möglich gewesen wäre, den Unterschied des Ranges zu überbrücken. Jetzt hielt sie das Mittel in der Hand, alle Hindernisse hinwegzuräumen. Jetzt war es möglich, eine Stellung einzunehmen, die sie dem Geliebten gleichstellte; jetzt konnte sie die Schuld des Gatten sühnen, die Verpflichtungen lösen, die sie in Unkenntnis eingegangen, sich ihm unbefleckt und ebenbürtig an die Seite stellen. Sie fragte sich noch einmal, wie so oft, ob Ulrich sie liebe, und ihr Herz gab in seinem plötzlich erhöhten Pochen, in dem schwindelnden Gefühl, das ihr das Blut in die Wangen trieb, eine entzückende

Alte Neujahrskarten II: Zum Jahre 1819 von J. C. Erhard, geb. zu Nürnberg 1795, gest. zu Rom 1822.

Altenburger im Korn. Von F. E. Meyerheim.

Antwort. — O welch' eine Versuchung lag hier verborgen, welch' ein Bundesgenosse für die Lockungen in Mr. Oldcastles Brief! — Sie zitterte und wankte, — aber sie wankte nicht lange. Ihr Stolz kam ihrer Rechtlichkeit zu Hilfe. Wollte sie den Geliebten erkaufen? — Wollte sie ihren Wert in seinen Augen durch unrechtmäßiges Besitztum erhöhen? — Von ihrem entehrten Namen wußte er nichts, — und hier, auf diesem Punkte, wollte sie die Hilfe annehmen, die die neue Wendung der Dinge ihr darbot. Gab nicht Gottes Güte ihrem unseligen Gatten noch nach dem Tode die Mittel in die Hand, die schwere Schuld des Lebens zu sühnen, die er schwerlich gesühnt haben würde, wenn er noch länger gelebt hätte? — Hier wollte sie als Gattin in sein Erbe treten, — aber hier wollte sie stehen bleiben. Damit hatte sie zugleich vor ihrem eigenen Gewissen das Hindernis weggeräumt, das sie von Ulrich schied. Alles übrige wollte, mußte sie ihm und seiner Liebe überlassen. Sie selbst wollte nicht das höchste Glück dadurch erkaufen, daß sie seiner nicht wert war.

Stundenlang hatte Lucy gekämpft, ehe sie zu diesem Entschlusse gelangt war, ehe sie den Sieg über ihr liebendes Herz errungen hatte. Jetzt preßte sie die Hand fest gegen ihre pochende Stirn und wandte sich wieder zum Schreibtisch. Sie fühlte, sie mußte eilen, ehe die süßen Bilder von neuem vor ihr aufstiegen und ihren Entschluß wankend machten; sie mußte das Siegel darunter drücken, ehe sie Ulrich wieder sah, ehe die Versuchung zu stark ward. So faßte sie die Feder noch einmal, jetzt fest entschlossen, sie nicht niederzulegen, ehe ihr Entschluß wirklich ausgeführt sei. So warf sie die folgenden Zeilen aufs Papier.

„Lieber verehrter Freund!

„Ihre Nachrichten haben mich, wie Sie ohne Zweifel erwarteten, überrascht und tief erschüttert. Indem ich Ihnen für die Treue und die Aufopferung danke, mit der Sie meine Angelegenheiten so geschickt bisher geleitet haben, hoffe ich, Sie werden Ihre Güte dadurch vollenden, daß Sie Nachsicht mit mir haben, wo ich mich Ihrer Leitung nicht mehr überlassen kann. Ihnen darf ich sagen, was die Rücksicht auf Mr. Manfred mir nicht erlauben würde, an anderer Stelle auszusprechen, — daß ich nämlich die volle Überzeugung habe, daß mir, mögen auch die faktischen Verhältnisse in anderem Lichte erscheinen, kein Recht zusteht, in ein Erbe einzutreten, dessen er, wie ich aus unwiderleglichen Gründen glaube, sich durch eigene Schuld verlustig gemacht hat. Lebte mein Kind, so möchte die Sachlage eine andere sein; unter den jetzigen Verhältnissen wird mich nichts vermögen, eine Familie unglücklich zu machen, die sich in ihrem Rechte befindet. Darf ich unter diesen Umständen noch auf Ihre Güte rechnen, so bitte ich Sie, den Antrag eines Vergleichs von jener Seite nicht abzuwarten, sondern der betreffenden Familie von meiner Seite die Erklärung zu geben, daß ich selbst auf jedes Erbrecht ein für allemal verzichte. Als Ersatz für diesen meinen freien Verzicht wird es, wie ich hoffe, nicht unbillig sein zu fordern, daß des verstorbenen Mr. Manfred Verpflichtungen, sowohl die von ihm selbst, als die auf meinen Namen eingegangenen, vollständig gedeckt werden, — soweit sie nicht aus meinem Vermögen bereits gedeckt sind, — um so mehr, als nach Ihren Auseinandersetzungen eine solche Forderung der Familie keine übergroße Belastung zumuten kann.

„Nach diesem allen sehe ich keine Veranlassung, meinen Aufenthalt hier abzukürzen. Meine jetzige Lage ist eine durchaus angenehme und bietet mir die, wie Sie sehen, immer noch wünschenswerte Gelegenheit, mich zu befähigen, mir später in meinem Vaterlande eine selbständige Stellung zu verschaffen. Und denken Sie nicht, daß mich der Gedanke bedrücke, auch weiterhin zu berufsmäßiger Arbeit genötigt zu sein, — die Aussicht, der Schuldenlast entledigt mit freiem Gemüte in einen Beruf eintreten zu können, ist wohl geeignet, mir solchen Druck vom Herzen zu nehmen. Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, indem Sie die Ausführung meines Wunsches übernehmen und verpflichten Sie dadurch noch einmal wie schon so oft zur innigsten Dankbarkeit Ihre ꝛc.“

Lucy hatte mit fliegender Feder, ohne eine Pause des Besinnens geschrieben. Sie atmete hoch auf, als sie geendigt hatte, siegelte und adressierte ihren Brief und verwahrte ihn in ihrer Tasche. Erst als sie ihn eine Stunde später dem Postboten selbst übergeben hatte und ihn auf dem Wege wußte, legte sich ihre Aufregung und machte der natürlichen Abspannung Platz.

Es war ein schweigsamer Kreis, der sich nach einigen Stunden zum Mittagsmahl zusammenfand. Else war die einzige, die den Versuch machte, ein Gespräch in Gang zu bringen, das aber nach einigen Fragen und Antworten wieder ins Stocken geriet. Zu Ende der Mahlzeit wurde der Freifrau eine Depesche überbracht, die nur die kurze Meldung enthielt: „Hoffe um 7 Uhr bei euch zu sein. Dein K.“ „Das ist eine erfreuliche Nachricht,“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung, indem sie das Telegramm an Ulrich weitergab. Sie fürchtete ihren Bruder, denn er war selten mit ihr zufrieden, und sie fürchtete vor allem die Art und Weise, die er hatte, sie mit ihrem Gewissen in Konflikt zu bringen. In diesem Augenblick aber erschien ihr sein Kommen als eine Erleichterung und ward mit Freuden begrüßt. Ulrich, der selbst daran gedacht hatte, zur Residenz zu reisen, um sich den Rat des Onkels zu erbitten, und nur durch den Wunsch seiner Mutter davon zurückgehalten worden war, schöpfte neue Hoffnung aus seinem Kommen, — er hätte wohl selbst nicht angeben können, warum. Else hoffte, daß seine Anwesenheit die gedrückte Stimmung beleben werde, und nur Margarete fühlte aus natürlichen Gründen eine Scheu, ihm gerade jetzt entgegen zu treten. Stand vielleicht sein Kommen im Zusammenhange mit dem Briefe, den sie heute erhalten?

Langsam verstrichen die Nachmittagsstunden bis zur Ankunft des erwarteten Gastes. Jedes hielt sich auf seinem Zimmer, vergeblich bemüht, die Gedanken durch angemessene Beschäftigung von dem Punkte abzulenken, auf den sie doch unablässig zurückkamen. Gegen Abend fanden sich nur Lucy und Else zu dem gewohnten Spaziergang ein, der von ihnen wie eine Aufgabe, der sie sich nicht entziehen mochten, ohne die gewöhnliche lebhafte Unterhaltung zurückgelegt wurde. Bei ihrer Heimkehr fanden sie den Oberst bereits angelangt, aber obgleich er Weltmann genug war, um an sich keine ungewöhnliche Erregung durchblicken zu lassen, so fand doch die leichte gefällige Unterhaltung, die er so trefflich zu führen verstand, heute nur wenig Anklang bei den sorgenvollen Zuhörern. Die jungen Leute wußten nicht, was ihn hergeführt habe, jedes hatte darüber seine eigenen Gedanken, — jedes aber wußte auch, daß sie erst Aufschluß erhalten würden, nachdem er sich mit ihrer Mutter ausgesprochen hatte, und bis dahin ward es ihnen schwer in einen leichten Gesellschaftston einzustimmen.

Das Abendessen war heute, auf besondere Anordnung, früher als sonst serviert worden, und nach demselben zog sich die Freifrau auf ihr Zimmer zurück, gefolgt von ihrem Bruder, die jungen Leute sich selbst überlassend. Sie hatte sich mit Anstrengung aufrecht gehalten, bis sie die Schwelle überschritt, da aber schien sie die Kraft zu verlassen. Ein nervöses Zittern durchfuhr ihre Glieder und ein plötzlicher heftiger Schmerz nötigte sie nach der Lehne des zunächst stehenden Sessels zu fassen und sich krampfhaft darauf zu stützen.

Der Oberst, erschüttert von diesem unabsichtlichen Zeichen eines tiefen Seelenleidens, bot ihr den Arm und führte sie mit mehr Sorgsamkeit als gewöhnlich zum Sofa, wo sie erschöpft niedersank.

Beide schwiegen eine Weile. Dann begann der Oberst zögernd: „Ich weiß nicht, Sophie, ob der gegenwärtige Augenblick geeignet ist —“

„O sprich nur, sprich nur, Konrad!“ fiel sie ihm ins Wort. Sage, was dich herführt. Es kann nichts Schlimmeres sein, als was ich dir zu sagen habe.“

„So hast du von Marwitz gehört?“

„Heute früh.“

Der Oberst langte über den Tisch, griff nach einem elfenbeinernen Federhalter, der auf dem silbernen Schreibzeuge lag,

und drehte denselben spielend zwischen den Fingern. Er war erschrocken über die geisterhafte Blässe des Gesichts, das sich ihm gegenüber scharf von dem Hintergrunde der dunklen Samtkissen abhob. Indessen bot sich kein Mittel, sie zu schonen, er sah sich genötigt fortzufahren: „Was schreibt er dir?"

„Er benachrichtigt mich, daß ihm der Rechtsanwalt der Mrs. Manfred die Mitteilung macht, daß er jetzt in den Stand gesetzt sei, ihr Erbrecht zu beweisen."

„Zu beweisen! — das heißt, mit Hilfe eines Zeugen, den er vergeblich sucht!"

Die Freifrau schüttelte den Kopf. „Marwitz selbst meint, daß die Ermittelung des fehlenden Arztes keine unübersteiglichen Schwierigkeiten bieten könne. — Er rät zum Vergleich."

„Zum Vergleich!" rief der Oberst heftig. „Meint er, unsere Gegner seien solche Narren, jetzt auf einen Vergleich einzugehen? — Sie haben sich bisher nicht von dieser Seite gezeigt! — Die Zeit zum Vergleich ist vorüber, Sophie!"

Frau von Ellern zuckte die Achseln und sah ihn ängstlich fragend an. „Aber doch scheint der Vergleich das einzige Mittel, uns wenigstens einen Teil unseres Eigentums zu retten!"

„Eigentums!" wiederholte ihr Bruder und seine Lippen verzogen sich zum Lächeln.

Von allem, was die Freifrau von ihrem Bruder fürchtete, war sein Spott ihr das bitterste. Er berührte schmerzhaft die Wunde ihres Gewissens. Sie zuckte auch jetzt unter seinem Lächeln, faßte sich aber schnell und fragte: „Und was rätst du?"

Der Oberst bog sein zartes Spielzeug, bis es dem Brechen nahe war. „Den Kampf, Sophie, den rücksichtslosesten Kampf, der durchaus nicht so geringe Chancen des Gelingens bietet, als du denkst! — Laß uns, ehe wir einen Vergleich antragen, zuerst einen Boden gewinnen, von dem aus er uns wirkliche Vorteile verspricht." Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort: „Du weißt ohne Zweifel, was außer uns niemand, — ich sage: ‚niemand,' Sophie, erraten darf, welches der Arzt ist, dessen sie bedürfen. — Hast du deine Kinder von Marwitz' Brief in Kenntnis gesetzt?"

„Margarete nicht. Das arme Mädchen ist so von ihren eigenen Sorgen in Anspruch genommen, daß ich ihr nicht neue Lasten aufbürden möchte. — Kann sie doch nichts zur Hebung beitragen! — Auch Ulrich habe ich, aus Gründen, die ich dir nachher auseinandersetzen werde, nur eine allgemeine Mitteilung gemacht."

„Danke deinem Stern, Sophie! — Wenn sie nichts wissen, so muß es uns leicht sein, unseren Gegnern die Auffindung ihres Zeugen zur Unmöglichkeit zu machen!"

„Ich verstehe dich nicht! — Weißt du, daß Felix in zwei Monaten heimkehren wird? — Glaubst du, daß irgend ein Einfluß ihn veranlassen wird, unrechtlich zu handeln?"

Der Oberst lachte diesmal unverhohlen. „Ganz, wie du selbst, Sophie! — Welch' ein Gedanke! — Glaubst du, ich sei der Mann, ihn dazu zu veranlassen? — Es wird völlig genügen ihn zu verhindern überhaupt ein Zeugnis abzulegen!"

„Aber wie? — Wenn er kommt — wenn die Aufforderung an ihn ergeht — bei seinem unbeugsamen Rechtsgefühl —"

„Sage lieber bei seinem überspannten Rechtsgefühl, Sophie! Der Junge gleicht darin deinen Kindern aufs Haar! — Auch Ulrich würde es für geboten halten, gegen sich selbst zu zeugen, wenn es darauf ankäme! — Und ich habe keine Hoffnung, daß Felix, der aller Vernunft zum Trotz keine Mühe gescheut hat, um den verlorenen Störenfried der Familie wieder ans Licht zu bringen, jetzt vernünftigen Erwägungen Raum geben wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Altenburger Bauern.

(Zu dem Bilde auf S. 187.)

Zwei Dinge sind es, durch welche das Herzogtum Sachsen-Altenburg in weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes bekannt ist, die höchst originelle Tracht seiner Bauern und die Erfindung des Skatspiels. Das letztere ist jetzt das deutsche Nationalkartenspiel geworden, welches Whist und L'hombre und manches andere sonst so gern gespielte Spiel verdrängte und seine Eroberungen immer weiter ausdehnt. Noch vor dreißig Jahren war dieses Spiel auf Altenburg und Umgegend beschränkt; nur auf den Universitäten Jena und Leipzig spielten es die Studenten, die es von dort studierenden Altenburgern gelernt hatten. Durch die studierende Jugend aber verbreitete es sich immer weiter in Deutschland. Man erzählt, auf einem Dorfkirchhofe im Altenburgischen befinde sich ein Leichenstein, darauf sei ein „Eichelsolo" ausgehauen und unter dem Stein ruhe der Erfinder des edlen Spiels. Frommelt in seiner Sachsen-Altenburgischen Landeskunde (1841) sagt noch, das Skatspiel sei „dem Lande eigentümlich" und Hempel, welcher 1839 ein Werk über die Sitten und Gebräuche der Altenburger veröffentlichte, behauptet dasselbe mit dem Hinzufügen, es sei seit etwa dreißig Jahren im allgemeinen Schwange. Darnach dürfte man die Erfindung also um das Jahr 1800 setzen. Die reichen Altenburger Bauern sind von je ein besonders spiellustiges Völkchen gewesen und noch heute geht es bei ihnen um hohe Summen, wenn auch Hempel die Sage „da die Altenburgischen Bauern um Laubthaler nach der Elle, vierzehn Stück auf die Elle, spielten", für eine Unwahrheit erklärt.

Wenn nun das aus Altenburg stammende Skatspiel immer weiter sich verbreitet, so nimmt die andere erwähnte Eigentümlichkeit des Landes, die Bauerntracht, immer mehr und mehr ab. In Leipzig und Halle und Naumburg, wo Altenburger Kindermädchen in ihrer charakteristischen Tracht früher eine häufige Erscheinung waren, sind sie gar nicht mehr zu sehen, und in Altenburg selbst kleidet sich die jüngere Generation der Bauern auch bereits sehr oft „städtisch". Es geht hier wie anderwärts: diese Bauerntracht ist dem Aussterben verfallen, ja wir können wohl sagen, sie wäre schon ausgestorben, wenn derselben nicht bei besonderer Gelegenheit immer wieder eine künstliche Auffrischung zu teil würde. Solche Gelegenheiten sind die Hochzeiten im herzoglichen Hause, wie denn 1873, als Prinzeß Maria den Prinzen Albrecht von Preußen heiratete, ein großartiger Bauernzug in neuen Gewändern stattfand. Auch der Hof begünstigt die Tracht und der Herzog selbst hat sich in derselben photographieren lassen.

Richtig ist, daß die Altenburger Bauern slawischer Abkunft sind. Das Altenburger Osterland gehörte zum ehemaligen Gebiet des Pleißengaues, in dem einst Slawen wohnten, die durch die Bistümer Zeitz und Merseburg germanisiert wurden. Die slawische Sprache erlosch hier vollständig im Beginn des XIV. Jahrhunderts, noch aber deuten slawische Ortsnamen die Sitze der ehemaligen wendischen Bevölkerung an. Der nordwestliche Teil des Ländchens, der besonders bei den Dörfern Gödern, Monstab, Mehna, Kriebitzsch, Rasephas, Zschernitz, Treben, Cosma, Tegwitz, Rositz, Saara sich durch die größte Fruchtbarkeit auszeichnet, ist wohl zuerst angebaut. In den östlichen und südlichen Teilen deuten schon die Namen Ehrenhain, Langenleuba-Niederhain und Oberhain, Bornshain, auf mehr waldigen Boden und spätere Besiedelung durch Deutsche.

So hat Altenburg der Abkunft nach deutsche und wendische Bewohner, ja es gibt noch einige Provinzialismen dort, welche die wendische Abkunft andeuten. So z. B. pumäle = sacht, wenig schnell und „krätschen", beides echt slawische Wörter. Ein eigentümliches Völkchen sind diese Bauern, bei denen man Eigennamen wie Malcher (Melchior), Ham (Abraham) und Jak (Jakob) hört und bei denen sich manche originelle Sitten erhalten haben. Wir wollen aber hier nur von der erwähnten Tracht reden. Bereits 1703 erschien zu Leipzig in „J. Groschuffs Laden" ein nur sechzig Seiten starkes Schriftchen: „Historische Nachricht von denen merkwürdigen Ceremonien der altenburgischen Bauern etc. von Magister Friderico Frisio, in welchem in Katechismusart die Bauern besprochen werden und worin Kapitel VI von ihrer Kleidung handelt." Es heißt da: „Was ist insgemein von ihrer Kleidertracht zu wissen?" Antwort: „daß diese Art Leute sehr beständig und feste über ihrer Kleidertracht halten, wie auch nichts leicht in der Mode ändern." Trotzdem sagt Frisius weiterhin: „Wiewohl heutzutage entweder in Materia oder Forma sowohl Weibs- als Mannspersonen bisweilen variieren und es scheint, als ob dieses Volks Habit sich auch ändere." Und letzteres ist in der That der Fall, wie denn auch Hempel bestätigt, daß die heutige Tracht nicht gar so alt sei, wenn auch die Pluderhosen der Männer bis ins XVI. Jahrhundert zurückreichen mögen. Was will aber die männliche Tracht gegenüber der der Weiber besagen! Trachtenschilderungen sind zwar eine langweilige Sache, der Leser möge uns aber erlauben, ihm hier Meyers drastische Beschreibung der Altenburger Weibertracht mitzuteilen: „Der dunkle, durch dicht aneinandergepreßte Falten sehr elastische Wollrock reicht bis zum Knie, umschließt aber den Mittelkörper so enganliegend, daß er dessen Grundformen allenthalben in getreuen Umrissen wiedergibt. Von der Rückseite gesehen macht dies einen unbeschreiblichen Eindruck. Zu der Form des Rockes steht nun die wahrhaft groteske Verschanzung des Oberkörpers in diametralem Gegensatz. Die Brustfläche verteidigt nämlich ein von der Herzgrube bis übers Kinn heraufreichender, mit Stoff überzogener Pappdeckel als ein wahrer Harnisch, hinter dem der Kopf geduckt, wie hinter einem Schanzkorb hervorlauscht. Um den starren Defensivcharakter dieses Miederbollwerks jedoch ein wenig zu mildern, sind über dasselbe zwei Seidenbänder, abermals vom breitesten Kaliber, herausgehangen. Der Kopf endlich wird von einem Tuch so eng und glatt umschlossen, daß vom Haarwuchs auch nirgends die geringste Spur wahrzunehmen ist." Photographien in allen Formen und Stellungen von Bäuerinnen aufgenommen, werden die aussterbende Tracht der Nachwelt überliefern.

Unterwegs mit dem großen Generalstabe.

Zu derselben Stunde, in welcher der fällige Morgenschnellzug den Lehrter Bahnhof in Berlin verließ, war es auch auf dem abseits gelegenen Geleise lebendig geworden, wo das Verladen vierfüßiger Reisender vor sich zu gehen pflegt. Aus allen Quartieren der Reichshauptstadt nahten sich Soldaten in den verschiedensten Uniformen, die mit Decken und Kniekappen gegen Kälte und Nässe, wie gegen die Fährlichkeiten des Transports wohlverwahrte Reitpferde am Zügel führten. Auch deren Herren stellten sich ein, sämtlich ältere und jüngere Offiziere des Generalstabes. Die meisten der edlen Tiere klapperten treu und sicher über das vorgelegte Brett in den niedrigen Stall hinein. Sie kannten diese Art und Weise des Reisens schon und zogen sie einem beschwerlichen Marsche vor. Andere aber widersetzten sich den Führern, sei es aus Furcht oder Trotz. Man konnte sie nur durch gute Worte, durch Vorhalten von Zucker, durch die äußerste Geduld dazu bewegen, über die schwanke Holzbrücke zu treten, ja einzelne ganz Ungebärdige mußten mit Gewalt rückwärts in den Wagen hineingeschoben werden. Endlich nach manchem Wehren und Schlagen, nach vielem Zureden, Schelten und Drohen waren sämtliche Pferde glücklich und ohne daß ein Unfall stattgefunden hätte, untergebracht, die Burschen quartierten sich auf dem mitgebrachten Stroh und Heu bei den Lieblingen ein, und die Besitzer konnten in den Wagen Platz nehmen.

Der in Rede stehende Extrazug hatte seine Vorgeschichte. Die diesjährige Übungsreise des großen Generalstabes, welche der Generalfeldmarschall Graf Moltke wieder in eigener Person leiten wollte — meine kleine Erzählung datiert kein Menschenalter zurück, der freundliche Leser mag den Zeitpunkt bald nach dem großen Kriege verlegen — sollte von Bremen ihren Ausgang nehmen und dort hatten sich die teilnehmenden Offiziere, der Mehrzahl nach dem großen Generalstabe angehörig, an einem bestimmten Tage einzufinden. Ein Finanzgenie hatte berechnet, daß wir, denn ich befand mich zu meiner größten Freude auch unter der Zahl der Glücklichen, die den Worten und Anregungen des großen Strategen lauschen durften, nicht allein bequemer und angenehmer, sondern auch billiger mit einem eigenen Zuge fahren würden. Natürlich, das war eine herrliche Idee. Ein Extrazug auf gemeinsame Kosten sollte es sein, und auf, — in, — oder mit, welcher Ausdruck ist der treffendste? einem solchen wurde die Reise denn auch angetreten.

.... „Wir befanden uns mitten in der Lüneburger Heide" ....

Ich habe stets gefunden, daß sich des Offiziers, der zu irgend einem Kommando die Garnison verläßt, ein gewisses Gefühl froher Ungebundenheit bemächtigt. Für einige Zeit losgelöst von der starren eintönigen Form des täglichen Dienstes gewinnt er gleichsam einen Vorgeschmack der weitgreifenden Thätigkeit und der freieren Verhältnisse im Kriege. Einem alten Erfahrungssatze zufolge pflegen außerdem gleichaltrige Männer, mögen sie nun Studenten oder Leutnants heißen, oder als Stabsoffiziere und Familienväter mit den dicken Epauletten ihr vollgemessen Teil häuslicher Sorge zu tragen haben, pflegen solche gleichaltrige Männer, wenn sie in größerer Zahl zu gemeinsamem Thun sich vereinigen, gleich der lebensfrohen Jugend, und vielleicht im Gedenken an die eigene übermütige Knabenzeit, allerlei Reden, Erzählungen und Späßen keineswegs abhold zu sein, die sich für den ernsten Mann in Amt und Würden eigentlich nicht recht schicken wollen, und an die er auch nicht denkt, wo er im Kreise jüngerer und ihm ferne stehender Menschen als Respektsperson auftritt. Was Wunder also, daß auch bei den im allgemeinen so würdigen und ernsten Reisenden, die sich nach Geschmack und Laune auf die einzelnen Koupees verteilt hatten, im Laufe der Stunden eine lustige und übermütige Stimmung platzgriff. Der Anstifter, ein wahrer Hecht im Karpfenteiche, war der seiner stets guten Laune, seines prächtigen Humors, seiner zahllosen Schnurren und Faxen wegen allgemein beliebte Major von Romolski. Inmitten seiner näheren Bekannten sich behaglich streckend, hatte Aujust, so wurde er im vertrauten Kreise meistens genannt, ausfindig gemacht, daß einzelne andere Kameraden mit dem Oberst Kramm, dem Vertreter des selbst nicht im Zuge befindlichen Feldmarschalls, in ein Koupee erster Klasse gestiegen seien. Das war verdammenswertes Strebertum, das war ja die ausgesprochenste „Schusterei". Die Missethäter mußten der Allgemeinheit als bösartige Schuster denunziert werden, zu denen die Schneider, denen an Bevorzugung, an Ehrentiteln und Würden nichts gelegen war, sich unbedingt in einen gewissen Gegensatz zu stellen hätten. Angenommen. Auf den wenigen Anhaltepunkten, wo wir den Wagen auf kurze Zeit verlassen konnten, in Stendal und Ülzen, wurde eifrig für diesen ergötzlichen Gedanken gewirkt, und wie man früher durch das „Hie Welf, hie Weibling!" im wogenden Kampfe die Genossen an seine Seite rief, so spaltete während der Dauer der Übungsreise der Ruf „Hie Schuster, hie Schneider", die Teilnehmer in zwei Parteien.

Die Stunden vergingen. Wir befanden uns mitten in der Lüneburger Heide, die gerade zu dieser Jahreszeit mit der rötlichbraunen Färbung der in voller Blüte stehenden, wogenden Erikastauden den Niedersachsen besonders anheimelt, als der Zug langsamer und langsamer wurde und dann plötzlich stille stand.

„Das Untier hat den Pust verloren", jubelte August; und er hatte recht. Ich weiß nicht mehr, ob Kohlen- oder Wassermangel der Grund war, das kommt ja auch auf dasselbe hinaus. Die Thatsache bleibt bestehen, der große Generalstab, die verkörperte Intelligenz der Armee, war in der unwirtlichen Heide stecken geblieben. Wir kletterten den sandigen Abhang des Einschnittes heran, um uns zu orientieren. Nirgends ein Baum oder Strauch, ein Mensch oder ein Haus zu sehen. Soweit das Auge blicken konnte, nichts als Heide und Himmel. Selbst Bahnwärter schien es in diesem Lande nicht zu geben. Das war ein Fragen und Erzählen, ein Kopfschütteln und Frohlocken. Wir hatten reichlich Zeit, uns dem Genusse der Komik unserer Lage hinzugeben.

Endlich, nachdem die erste Freude über das unerwartete Abenteuer bereits der typischen Ungeduld des modernen Reisenden Platz zu machen begann, nahte die Erlösung in Form einer aus dem unfern gelegenen Soltau herbeigerufenen Lokomotive.

„Immer nobel", meinte August, „nun haben wir doch zwei Pferde, das einspännige Fahren wollte mir so wie so nicht gefallen", und weiter ging es. Aber durch den unfreiwilligen Aufenthalt waren wir in das Getriebe der regelmäßigen Züge geraten, mußten warten und warten, bis diese an uns vorbeisausten, und kamen mit mehrstündiger Verspätung in der alten Hansestadt an.

Der Feldmarschall war, wie das bei dem patriotischen Sinne der Bremer — man darf beileibe nicht sagen Bremenser, denn unter diesem Ausdrucke versteht man die Bewohner des platten Landes im sogenannten Herzogtum Bremen — nicht anders erwartet werden konnte, der Held des Tages. Er hat dort in jenen Tagen zahlreiche Ovationen genossen.

Der prächtig ausgestattete Speisesaal in dem Palaste eines angesehenen Kaufherrn, bei dem der Feldmarschall Moltke abgestiegen war, diente als Versammlungslokal. An der langen grünen Tafel nahmen wir zur bestimmten Stunde Platz, das heißt nicht sämtliche teilnehmende Offiziere, sondern zugleich immer nur die der einen Partei angehörigen. Zu allgemeiner Verwunderung begegneten wir, die Mitglieder der Westarmee, dort auch einem höheren Seeoffizier. Doch wurde der Grund seiner Anwesenheit uns bald genug klar. Es handelte sich für uns bei der durchzuführenden Übung um den Versuch einer Landung an der deutschen Nordseeküste, und Kapitän Donner machte uns zunächst mit allerlei Dingen bekannt, von denen wir bislang keine Ahnung gehabt hatten, die aber mit der Lösung der unserer wartenden Aufgaben eng zusammenhingen. Dahin gehörten unter vielen anderen die Angaben über die Zahl und Größe der zur Verfügung stehenden Kriegsschiffe und Transportdampfer, die technischen und militärischen Anordnungen für die Unterbringung der Truppen an Bord, für das Ein- und Ausschiffen ꝛc.

Am Tage, nachdem die Offiziere in der Konferenz beim Feldmarschall allgemeine Kenntnis von der ihnen gestellten Aufgabe gewonnen, fuhren wir sämtlich mit der Bahn nach Wilhelmshaven, um die dortigen großartigen Hafenanlagen in Augenschein zu nehmen, Anlagen, die unter gewaltigen Anstrengungen dem Meere abgerungen sind. Abends versammelten wir uns zum späten Diner in der, nach englischem und hannoverschem Muster Meß genannten Speiseanstalt der Marineoffiziere. Das gab eine vergnügte, bis spät in die Nacht ausgedehnte Sitzung, denn der „befahrene" Seemann, welcher von den Schönheiten Kalkuttas, den Lächerlichkeiten der Schwarzen in Liberia und den Tafelfreuden von Rio de Janeiro als etwas Alltäglichem, Selbstverständlichem erzählt, übt eine große Anziehungskraft auf die leichtgläubige Landratte aus, die mit aufgesperrtem Mund und Ohren treuherzig den fabelhaften Erzählungen lauscht.

Für die dienstlichen Zwecke der Generalstabsreise war dem Feldmarschall ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt, und auf diesem ging es nun hinaus in die, wahr und wahrhaftig brausende und tobende See. Wir erklärten einstimmig das, was der Schiffsführer verächtlich im plattdeutschen Idiom der Küste eine „stiefe Bries" nannte, für einen gehörigen Sturm.

Der Feldmarschall hatte sich hinter der Maschine der Länge nach auf dem Verdecke ausgestreckt und schaute zum Himmel hinauf. Er wurde von der Seekrankheit nicht ergriffen, die rechts und links von ihm ihre Opfer forderte. Oberst Scharrenberg war bekannt als starker Raucher; er pflegte von morgens früh bis abends spät immer einen „Toback", wie er selbst es nannte, am andern anzustecken und hatte deshalb den Anlaß zu dem Witzworte gegeben, daß er „Kette rauche." Heute lehnte er blaß und übernächtig an der Bordplanke, und als der Feldmarschall ihm lächelnd eine Zigarre aus der eigenen Dose bot, bestand die ganze Antwort in einem hastigen Umdrehen nach der See zu. Wie ihm ging es vielen und

. . . „Meiner Division fiel die Ehre des ersten Angriffs auf dem sanft ansteigenden Höhenrücken zu" . . .

sie alle waren wahrscheinlich froh, daß sie dem bösen Wetter die Sünden des vorigen Abends in die Schuhe schieben konnten.

Gegen Mittag ließ der Wind nach, eine klare Herbstsonne brach durch den Wolkenhimmel und auch die Nachwehen des gestrigen Abends, oder die tückische Seekrankheit, wie man es nennen will, waren mit Hilfe eines kräftigen Frühstücks glücklich überwunden. Als wir in die Wesermündung einliefen, um die verschiedenen Sperreinrichtungen und Verteidigungsmaßregeln kennen zu lernen, trieb der Übermut bereits wieder seine Blüten.

Mittlerweile hatten die beiden kommandierenden Generale der feindlichen Armeen Zeit gefunden, ihre Pläne zu entwerfen und in Geestemünde, wo wir an Land stiegen, ging es dann an die rechte Arbeit. In dem großen Bibliothekzimmer eines dortigen Handelsherrn, bei dem wir einquartiert waren, saßen an getrennten Tischen mein Freund Morstein und ich, und schwitzten über dem ersten Divisionsbefehl. Er gehörte zu den östlichen Vaterlandsverteidigern, ich zählte zu der Westarmee, und als Feinde konnten wir uns nicht einmal aushelfen. Ich war erst kurze Zeit vorher von der Truppe in den Generalstab versetzt, und dieser mein erster Divisionsbefehl machte mir viel Kopfzerbrechen. Die Sache ist eben gar nicht so leicht, wie man auf den ersten Blick meinen möchte, und der in den Büchern wiedergegebene Armeebefehl, der sich so einfach und selbstverständlich liest, hat den klarsten Köpfen oft Überlegung und Nachdenken genug gekostet. Ein angefangener Bogen des feinsten Formatpapiers nach dem andern wanderte mißmutig in den Papierkorb, bis ich endlich in sauberer Reinschrift das Aktenstück fertig gestellt hatte, in welchem ich der „unterhabenden" Division auseinandersetzte, auf welche Weise sie die Schiffe an einem bestimmten Landungspunkte in der unteren Elbe zu verlassen habe, und ihr weiteres kriegerisches Verhalten einleitete.

Auf Grund dieser von allen Offizieren entworfenen Befehle spannen sich nun die Operationen an. Die Ostarmee hatte zuerst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Truppen waren im Lande zerstreut, nur einzelne Küstenwächter zur Stelle. Auch der Eisenbahntransport versagte mehrfach. So hatten die Eindringlinge des Westens denn gute Zeit. Sie waren ohne Zwischenfall ausgeschifft, hatten sich formiert und rückten gegen Hamburg vor, um die reiche Handelsstadt zu brandschatzen. Doch endlich hatte der energische Kommandeur der Ostarmee Truppen genug zur Hand, um weiterem Vordringen sich in den Weg zu stellen. Die Westlichen mußten rechtsum machen, um sich gegen die Verteidiger zu wenden, und bei dem Städtchen Bremervörde kam es zur Entscheidungsschlacht.

In mehreren Marschtagen, auf denen wir Land und Leute kennen lernten, hatten wir uns zu Pferde gleichfalls nach Bremervörde begeben und nahmen dort für einige Zeit Quartier. Während des Marsches hielt der Feldmarschall öfters Konferenzen ab, und in denselben hatte sich durch das Für und Wider der beiden kämpfenden Parteien die Kriegslage derartig gestaltet, wie ich sie kurz geschildert habe. Der Zusammenstoß war jetzt unvermeidlich und eines Morgens in der Frühe ritt der Feldmarschall mit sämtlichen Offizieren hinaus, um an Ort und Stelle den Gang des Gefechtes mit uns durchzusprechen.

Meiner Division fiel die Ehre des ersten Angriffs auf den flach ansteigenden Höhenrücken und das am Fuße liegende Dorf zu, auf dem und in welchem sich die Ostarmee festgesetzt hatte. Auf Grund der am Tage zuvor gewonnenen Terrainkenntnis entwickelte ich im Kreise der Offiziere der Ostarmee meine Rothosen gegen den Ort, anscheinend zur Zufriedenheit des Feldherrn. Dann begaben wir uns sämtlich durch das Dorf hindurch auf die Spitze des Hügels, von dem man trotz seiner geringen Erhebung in der flachen Gegend einen weiten Überblick genoß. Bergauf führte der Feldmarschall, früher ein vorzüglicher und passionierter Reiter, in langem Galopp. Nur einmal parierte der Chef sein Pferd unterwegs zu einem Momente kurzer Umschau, und hielt dann erst auf dem höchsten Punkte der Bodenerhebung an.

Zunächst berichteten die Herren von der Ostarmee über ihre Verteidigungsmaßregeln. Wir standen abseits und der Chef teilte uns vom Feinde später nur soviel mit, als wir in Wirklichkeit hätten wahrnehmen können. Nun kam ich wieder an die Reihe. Meine Artillerie hatte das Dorf in Brand geschossen. Dasselbe ward deshalb von den Verteidigern verlassen und meine Infanterie drang neben dem Orte und durch die brennenden Straßen jetzt gegen die Hauptstellung vor.

Der Feldmarschall nickte zu der Art, wie ich disponierte. „Aber," meinte er plötzlich, „wo bleibt denn Ihre Artillerie?"

„In der ersten Aufstellung, Exzellenz. Sie kann von dort über die vorziehende Infanterie hinwegfeuern. Ich fürchte auch, sie durch das brennende Dorf vorzunehmen, und finde diesseits an der Lehne keine Aufstellung."

„O doch! Ich hielt vorhin mein Pferd an, um Sie aufmerksam zu machen. Dort rechts vom Wege würde die Batterie vortrefflich wirken können. Jetzt ist sie zu weit ab, um den Angriff gehörig zu unterstützen. Die Gefahr, im brennenden Dorfe ein paar Pulverwagen durch Auffliegen zu verlieren, muß man in solchem Falle laufen."

Es war klar, der Feldmarschall hatte recht. Nun sah ich es so gut ein, wie irgend jemand. Es war wieder die alte Geschichte vom Rathause, und ich mußte es mir gefallen lassen, daß meine brave und so gut geführte Infanterie abgeschlagen wurde, weil ihr die Unterstützung des schweren Geschützes mangelte. Ich fand auch bei dieser Reise keine Gelegenheit, mich wieder „herauszureißen," denn die Aktion war beendet. Die Westarmee wurde unaufhaltsam zurückgeworfen, auf die Schiffe und in das Wasser getrieben. Ich konnte meinen Ruf als Heerführer nur durch ein geschicktes Nachhutsgefecht einigermaßen retten.

In Bremervörde waren wir mit Flaggen und Kränzen besonders glänzend aufgenommen. Wir revanchierten uns, indem wir der Gesellschaft einen glänzenden Ball gaben, auf dem der Feldmarschall eine Rede hielt. Wir alten Herren tanzten, daß die silbernen Kandillen unserer großen Epauletten wie im Winde flogen, und es war überhaupt ein höchst gelungenes Fest. Unser Marsch richtete sich dann auf Stade, wo in einer Abschiedskonferenz das Resultat der Übungen eingehend und belehrend besprochen wurde. Von hier aus fuhren wir mit der „Loreley" nach Kuxhaven und trennten uns in Hamburg, um wieder zum täglichen Dienste zurückzukehren, oder noch einige Zeit auf Urlaub der goldenen Freiheit zu genießen.

Hermann Vogt.

. . . „Nur einmal parierte der Chef sein Pferd unterwegs zu einem Momente kurzer Umschau" . . . .

Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum (31. Dez. 1884).

Von Rudolf Buddensieg.

Ein halbes Jahrtausend ist dahingeflossen, seit Johann Wiclif, der Vorreformator, einging zum ewigen Frieden. Gebrochen am Leibe, aber unbesiegten Geistes starb er wie ein Held auf dem Kampfplatz, mitten in den Pflichten seines Amtes am Altare der Pfarrkirche von Lutterworth, am letzten Tage des Jahres 1384. Wir wissen alle, daß die Keime, welche dieser größte und tiefste religiöse Denker des deutschen Mittelalters in die Zeit ausgestreut hat, auf fruchtbaren Kulturboden gefallen, und daß sie im XVI. Jahrhundert in deutschen Landen herrlich aufgegangen sind. Wiclif hat, was er gelebt, uns nicht vergeblich gelebt.

Wir werden es bedauern dürfen, daß das Bild einer solchen kraftvollen Persönlichkeit mit nebelhaftem Dunkel bedeckt ist. Wir hätten dazu um so mehr Grund, als gerade die deutsche Wissenschaft es seit Jahrhunderten als ihre Aufgabe angesehen hat, dieses Dunkel zu verscheuchen. Der bisher als Wiclifs Hauptwerk angesehene Trialog ist bis jetzt dreimal gedruckt worden, 1525 in Basel, 1753 in Leipzig (Frankfurt) und 1869 in Oxford: in allen drei Fällen waren Deutsche die Herausgeber, in zweien die Drucker. Die umfassenden und tiefgehenden Arbeiten des Leipziger Professors Lechler bezeichnen auf dem Gebiete der Wicliffforschung zweifellos eine neue Phase. An den Wert seiner Monographie reicht keine englische Leistung auch nur annähernd heran. Auch die neu gegründete Wiclifgesellschaft, welche sich die Herausgabe sämtlicher lateinischer Werke aus den Handschriften zur Aufgabe gestellt hat, ist erst auf die Anregung eines Deutschen ins Leben getreten; endlich sind auch die von der Gesellschaft bisher gelieferten Vereinsschriften lediglich eine englische Bearbeitung der Streitschriften Johann Wiclifs, die ein unternehmender Leipziger Buchhändler, J. A. Barth, auf den deutschen Büchermarkt gebracht hat, und mit deren Herausgabe ich selbst einen ersten Baustein zu jenem Denkmal herbeizuschaffen hoffte, an dessen Bau der fünfhundertjährige Todestag Wiclifs nun wirklich die Engländer und Deutschen in gemeinsamer Arbeit findet. Im vorigen Jahre haben wir Deutsche das Andenken Luthers und uns selbst am schönsten durch die große kritische Ausgabe seiner Werke geehrt; auch das Wiclifjahr findet vielleicht hie und da die Hände evangelischer Glaubensgenossen bereit, mitzuhelfen an einem Denkmal, das schöner und unvergänglicher als Erz ist, weil es nicht erbaut ist aus totem Gestein, sondern gefaßt ist in das lebendige Wort evangelischen Glaubens, männlichen Freimuts und patriotischen Hochsinns.

Gerade in England gewahren wir gegen Ausgang des Mittelalters ein gewaltiges Vorwärtsstreben aller geistigen Kräfte der Nation. Gegen ein mächtiges Königtum, das über den Erbfeind des Landes den glänzendsten Sieg des Jahrhunderts erfochten und England zur ersten Kriegsmacht Europas gemacht, erheben sich die Stände, um mit der Krone um die politische Gewalt zu ringen. Nachdem die Macht des staatsauflösenden Feudalismus gebrochen ist, suchen die Barone im Parlamente das verlorene Machtgebiet wieder zu gewinnen. Mit ihnen streben die Ritter und Bürger, die durch eine glückliche Entwickelung des Handels rasch zu Reichtum und Einfluß gelangt sind, vorwärts und erlangen mit der Waffe des Steuerbewilligungsrechtes unter den unaufhörlichen Kriegsnöten immer weiter gehende Rechte gegen die Krone. Im Parlamente vollzieht sich die politische Konsolidation des Landes (1341). Gegen Krone und Parlament erhebt sich, durch Niederlagen nicht abgeschreckt, die von dem Einflusse des nationalen Feindes beherrschte kirchliche Macht zu Avignon. Ihr religiöser Einfluß auf das Volk ist im Niedergang. Die Prälaten, meist Nichtengländer, der Sprache des Landes oft nicht mächtig, sind dem Lande gegen den Willen der politischen Machthaber aufgezwungen und haben den weltlichen Interessen die religiösen geopfert. Die Pfarrer, in Weltförmigkeit versunken, haben längst die Fühlung mit den Gemeinden verloren, und die Bettelmönche sind nach einem raschen Aufstieg in der Gunst der niederen Stände zu verächtlichen Figuren des Volkslebens herabgesunken, weil sie den Idealen ihrer Stifter untreu wurden.

Gleich als witterten sie in den auf die akademische Freiheit stolzen Hochschulen ihren gefährlichsten Feind, waren sie sofort nach ihrem Erscheinen auf englischem Boden in die Universitäten eingedrungen. Aber auch hier wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Nach raschen wissenschaftlichen Erfolgen, welche ihnen die auf dem Gebiete der mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien glänzenden Namen eines Baco, Scotus und Occam brachten, trat auch auf diesem Gebiete ihrer Thätigkeit ein verhängnisvoller Rückschlag ein. Ihre Versuche, die alten akademischen Gesetze zu durchbrechen, sich in einflußreiche Stellungen zu drängen und den freiheitlichen Geist der Schule durch ihren beschränkten Dogmatismus in Fesseln zu schlagen, führte fortdauernde Kämpfe auf der Universität herbei, die bis an das Ende unserer Periode reichen, und in denen Wiclif selbst eine bedeutsame Rolle spielt.

Auf Wiclifs Anfängen liegt noch nebelhaftes Dunkel. Er gehört einem alten angelsächsischen Rittergeschlechte an, das seit den Zeiten Wilhelm des Eroberers auf seinem Burglehn am nordwestlichen Rande der Grafschaft York saß. Hier hatte ein zähes und starkes Geschlecht, das durch vielfache Kriege mit den benachbarten Schotten gestählt war, den väterlichen Grundbesitz glücklicher gegen die Habsucht der normannischen Barone verteidigt als im Süden, und den germanischen Stammescharakter gegen alle fremden Einflüsse Jahrhunderte lang unvermischter sich bewahrt. Noch jetzt gibt es dort Familien, welche seit der normannischen Eroberung, ja seit der sächsischen Einwanderung auf dem Erbe ihrer Väter sitzen.

Hier, im Kirchspiele Wycliffe, das mitten in einem felsigen, von fruchtbaren Thälern durchzogenen Hochlande liegt, wurde John Wiclif wohl um 1330 geboren. Sein Geburtsjahr ist unsicher; es scheint eher hinter als vor dem traditionell gewordenen Jahre 1324 zu liegen. Der Knabe wurde frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt und bezog um die Mitte der vierziger Jahre die Universität Oxford. Dort wurde der durch scharfen Verstand ausgezeichnete Jüngling bald eine Zierde der jüngeren Generation. „In der scholastischen Kunst des Disputierens kam ihm keiner gleich, in den philosophischen Disziplinen stand er keinem nach“, so mußten selbst seine Gegner von ihm bekennen. Frühzeitig wandte er sich den von der Wissenschaft seiner Zeit verachteten biblischen Studien zu. Auf beiden Gebieten machten sich die Einflüsse jener großen Männer geltend, die dem Namen des damaligen Oxford unvergleichlichen Glanz verliehen: von Duns Scotus und Wilhelm Occam überkam er die Vorliebe für die philosophischen Studien, während der sittliche Ernst eines Thomas Bradwardine und der evangelische Eifer des Bischofs von Lincoln ihn auf die Bahn der Bibelforschung trieben.

Die vornehme Geringschätzung, mit welcher die Oxforder Dekretisten und Kanonisten auf den zweifelhaften wissenschaftlichen Wert des gemeinen sächsischen Rechts herabblickten, hinderte ihn nicht, seinen Fleiß neben dem kanonischen und römischen Zivilrecht diesen verachteten Studien zuzuwenden. So erlangte er einen doppelten geistigen Besitz, der für die nachfolgenden Kämpfe seines Lebens von maßgebender Bedeutung wurde: eine gründliche Kenntnis des „Gesetzes Gottes,“ in welchem er die ewige Grundlage für das Einzelleben und das Gesamtleben erblickte, und eine warme Vorliebe für das nationale Rechtsprinzip, welches in den Zeiten der parlamentarischen Kämpfe die öffentlichen Verhältnisse mehr und mehr zu beherrschen und den Einfluß des feudalistisch-normannischen und des römischen Rechtes zu beschränken begann.

Die Pflegestätte seiner Studien, welche ihn auf die akademische Laufbahn hinzuweisen schienen, wurde das berühmte Balliol-College, 1282 von einem Mitgliede der edlen Balliolfamilie gegründet, die zwei Stunden vom Dorfe Wycliffe entfernt auf Bernard Castle ansässig war und in nahen Beziehungen zur Familie des Scholaren stand. Im Jahre 1360 wurde Wiclif durch die Wahl der Mitglieder Vorstand des Kollegs und 1361 Pfarrer des kleinen Dorfes Fylingham.

Aber die Universität blieb die Stätte seines Wirkens; hier, in dem wissenschaftlichen Boden ruhten noch die Wurzeln seiner Kraft. Seine geistige Bedeutung hatte ihn an die Seite der ersten Männer der Hochschule gebracht; was den persönlichen Einfluß, der von ihm ausging, noch vertiefte, das war der Ernst seines christlichen Wandels und die fleckenlose Reinheit seines Charakters, auf den seine entschiedensten Gegner auch nicht den Schatten eines Verdachtes zu werfen vermochten. Für die Bedeutung seines öffentlichen Wirkens aber ist nichts charakteristischer als der Gegensatz zwischen der Dunkelheit, die auf seinen ersten Jahren ruht, und der Fülle und Klarheit der Nachrichten über die letzten zwanzig Jahre seines Lebens.

Das Vertrauen des Erzbischofs Islep berief ihn 1365 an die Spitze der neugegründeten Canterbury-Halle. Hier geriet er in einen heftigen Konflikt mit mehreren Mönchen, deren Intriguen er weichen mußte. Er wurde seines Amtes beraubt durch Isleps Nachfolger im Primat, Langham, der, selbst ein Mönch, die Appellation Wiclifs bei der Kurie in Avignon hintertrieb. Während die Entscheidung über diesen Handel bei dem auswärtigen Gerichte noch schwebte, brachte eine nationale Angelegenheit Wiclif auch über die Universitätskreise hinaus in den Vordergrund des öffentlichen Lebens.

Zwischen dem englischen Königtum und Parlament auf der einen, und dem unter französischem Einfluß stehenden Papsttum auf der anderen Seite hatte seit Eduards III Regierungsantritt der politische Gegensatz immer tiefere Wurzeln geschlagen. Mit Entschiedenheit und in unmißverständlicher Sprache hatten Krone und Parlament die Ansprüche zurückgewiesen, auf Grund deren die Kurie in der Form der Provisionen, Annaten und Reservationen die englischen Gelder in den grundlosen Papstsäckel in Avignon abführte. Gegen die mit raffinierter Schlauheit erneuten Eingriffe hatten alle gesetzlichen Maßregeln sich als erfolglos erwiesen. Das Prämunirestatut, das die Einführung päpstlicher Bullen untersagte, und die Provisorenbill, ebenso gegen die Ausführung der Annaten aus dem Lande gerichtet, wie gegen die Besetzung der fetten englischen Pfründen mit Franzosen und Italienern, hatte nur augenblickliche Besserung gebracht. Mit noch geringerem Glück waren die Appellationen englischer Unterthanen an die Kurie in Avignon bekämpft worden. Da erhob im Jahre 1365 der Papst Urban V die Forderung jenes schmachvollen Lehnszinses von 1000 Mark, zu dem sich Johann ohne Land einst Innocenz III verpflichtet, der aber dreiunddreißig Jahre lang nicht an die Kurie abgeführt war, und dessen Zahlung Eduard III seit seinem Regierungsantritt prinzipiell verweigert hatte. Die Forderung war ein erster versteckter Angriff des französischen Königs auf die englischen Hilfsquellen. Wie ein Mann erhoben sich König und Parlament gegen den Anspruch: weder Johann noch irgend ein anderer König, antworteten die Gemeinen, habe das Recht gehabt, das englische Reich ohne Zustimmung der Nation einer fremden Macht zu unterwerfen. Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, nötigenfalls mit Gewalt, würden sie weiteren Übergriffen zu begegnen wissen. — Diesen Handel nun, der im Lande den heftigsten Unwillen erregt hatte, zog Wiclif in einer Streitschrift vom Jahre 1366, die er geschickt in die Form einer parlamentarischen Debatte gekleidet hatte, auf den Boden der öffentlichen Diskussion. Mit der flammenden Entrüstung des Patrioten verwirft er die Oberlehnsherrlichkeit, die der Papst sich über England anmaße, bestreitet ihm das Recht, Gelder auf englischem Boden zu erheben und nennt die Forderung des Schandgeldes eine Beleidigung des englischen Volks. — Diese Sprache ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. In Avignon hatte man dafür so empfindliche Ohren, daß die Kurie von da an die Zinsforderung nie wieder geltend machte. In England aber lenkten sich aller Blicke auf den furchtlosen Patrioten, der seine mächtige Stimme aus dem Oxforder Lehrsaal erhob. Die Studentenschaft und das Volk pries den patriotischen Namen, die Staatsmänner Eduards warben um seine Gunst, und der König selbst wandte dem scharfsinnigen Politiker, der auf die Beziehungen zwischen Kirche und Staat ganz neue Lichter warf, die seine zu. Im Jahre 1368 übertrug er ihm die Pfarrei von Ludgershall, bald darauf eine Pfründe in Westbury, die Wiclif indessen nicht annahm, endlich im Jahre 1374 das Pfarramt von Lutterworth, das er bis zu seinem Tode behielt. In einem Schriftstücke erscheint er als königlicher Kaplan, und auch einem Parlamente dieser Jahre hat er wohl als Mitglied angehört.

Er hatte die nationale Sache mit der zähen Kraft des Nordländers ergriffen. Die Drohungen der Prälatenpartei berührten ihn nicht. Als ein päpstlicher Geldagent, unbekümmert um den Eid, den er dem Könige geschworen, 1372 das Land schmählich aussog, war es wiederum Wiclif, der die Schalen seines Zorns über diesen Tetzel des XIV. Jahrhunderts ergoß; und was für Luthers innere Entwickelung die Romreise wurde, das ward für Wiclif der Aufenthalt in der flandrischen Stadt Brügge, wo er als Mitglied einer königlichen Gesandtschaft unter Leitung des Herzogs Johann von Lancaster das schmähliche Intriguenspiel, die Untreue und Sittenlosigkeit des kurialen Episkopats aus eigener Anschauung kennen lernte. Voll tiefster Entrüstung über die treulose Politik des Papstes kehrte er nach England zurück. Aber Brügge hatte ihm in jenem Johann von Gent, des Königs thatkräftigem Sohne, einen Helfer zugeführt, der von anderen Interessen aus den Kampf Wiclifs zu dem seinigen machte und sich gleich mächtig gegen die Übergriffe des Papstes wie der hochmütigen englischen Klerisei erhob.

An die Spitze dieser letzteren stellte sich in Wiclifs Sache ein Sohn des mächtigen Herzogs von Devonshire, William Courtenay, Bischof von London, ein stolzer, aber thatkräftiger Prälat. Am 19. Februar 1377 lud er den Oxforder Professor in die Londoner Paulskirche vor eine geistliche Kommission. Hier sollte sich Wiclif für gewisse Sätze verantworten, welche er dem Guten Parlamente von 1376 vorgelegt, und in denen er dem Papste das Recht, geistliche Strafen zu verhängen, bestritten hatte. Wir sehen, die tiefere Ergründung der Schäden, die Wiclif als Patriot bekämpfte, führt ihn unmerklich auf das Gebiet der Lehre hinüber. — Hier in St. Paul kam es nun zu einer denkwürdigen Szene. Lancaster, Lord Percy, damals Großmarschall von England, und eine Schar Bewaffneter führten Wiclif durch die dichtgedrängten Straßen in die Vorhalle der Kirche. Hier trat ihnen Courtenay im vollen Ornate entgegen. Lärmend drängten die Ritter gegen ihn vorwärts. Es fielen drohende Worte. Als Percy Wiclif, der vom Wege müde war, zum Sitzen nötigte, fuhr der Bischof leidenschaftlich auf. „Hätte ich gewußt, welche Gewaltthaten Eure Herrlichkeit hier an heiliger Stätte vorhat, so hätte ich die Kirche geschlossen. Es geziemt sich, daß Wiclif vor seinem Ordinarius stehend sich verantworte. Er soll und muß stehen," rief Courtenay außer sich vor Zorn. „Ihr seid stolz und hochmütig geworden, Herr Bischof," entgegnete Lancaster dem Prälaten, „aber ich will Euren und der ganzen englischen Prälatur Hochmut demütigen. Eure Herrschsucht und Euer Pochen auf vornehme Geburt ertrage ich nicht länger." „Meine Zuversicht," rief da Courtenay dem gewaltthätigen Herzoge entgegen, „steht auf Gott, nicht auf meine Eltern. Er wird mir helfen, daß ich auch Euch die Wahrheit sagen darf." „Solche Worte will ich aus Eurem Munde nicht mehr hören", rief nun mit einer heftigen Armbewegung Lancaster, „an den Haaren schleppe ich diesen Bischof aus der Kirche . . . ." Kaum waren diese Worte gesprochen, als das in dichten Massen nachdrängende Volk sich zwischen die Streitenden warf und Lancaster mit seinem Gefolge thätlich bedrohte. Die Herren ritten eiligst Ludgate Hill hinunter, und ohne daß irgend etwas in Wiclifs Sache ausgerichtet worden wäre, endete die Untersuchung. Nun erfolgte ein zweiter Schlag, den der Erzbischof von Canterbury selbst führen sollte: es waren fünfzig Sätze Wiclifs nach Rom gesandt und vom Papste mit nicht weniger als fünf Bullen beantwortet worden. Abermals hatte Wiclif vor den Prälaten, im Lambeth Palaste, zu erscheinen; diesmal nahmen die Bürger für ihn Partei, drängten mit Lärmen und Drohen in den Sitzungssaal

und jagten den Richtern solchen Schrecken ein, daß diese „wie ein Rohr im Winde zitterten" und Wiclif entließen.

Im folgenden Jahre starb der Papst. Der Todesnachricht folgte bald die Kunde von einer päpstlichen Doppelwahl, und die erschreckte abendländische Christenheit erlebte das noch nicht gesehene Schauspiel, daß zwei Stellvertreter Gottes die furchtbarsten Bannflüche gegen einander schleuderten und mit diabolischer Wut die Völker, die ihnen folgten, in Krieg und Blutvergießen stürzten. Die gregorianische Idee von der Einheit der Kirche war vernichtet. Jetzt war die Bahn frei für kühneres Vorwärtsschreiten. Ein Wendepunkt trat ein: Wiclif wandte sich ganz vom Papsttum ab.

Daß die Hofpartei, der König, Lancaster und die Barone ihn jetzt bei seiner Wendung auf das Gebiet der Lehre verließen, bekümmerte ihn nicht. „Vertrauen wir auf die Hilfe Christi," ruft er in einer Flugschrift über das Schisma aus, „denn das Haupt des Antichrists ist entzwei gespalten, und die eine Hälfte streitet wider die andere." Nun folgen in kurzen Zwischenräumen eine ganze Reihe der schärfsten Streitschriften gegen Papsttum und Mönche, gegen Lehre und Praxis der Kirche: alle herausgeboren aus dem brennenden „Eifer um das Haus des Herrn," in das der „Greuel der Verwüstung" eingedrungen. Der Haß der Gegner schadete ihm nicht mehr. Nachdem eine Oxforder Synode ihn unangefochten hatte entlassen müssen, wagte auch Courtenay, der inzwischen Erzbischof von Canterbury geworden, nicht mehr, den gewaltigen Pastor von Lutterworth anzugreifen, der in einer reichentfalteten schriftstellerischen Thätigkeit mit siegender Gewißheit seinen biblischen Sätzen Geltung verschaffte und in dem stillen Erdenwinkel zu einer geistigen Bewegung Anstoß gab, die die Seele seines Volkes mit immer mächtigerem Wellenschlage ergriff.

Die vertiefte Erkenntnis der heiligen Schrift und ihres religiösen Wertes führte ihn zu einem prinzipiellen Bruche mit allem, was die abendländische Kirche in einer langen Entwickelung als allein berechtigte Satzung aufgestellt hatte. Immer wieder hatte ihn die Begründung seiner Angriffe auf „Gottes Gesetz," wo er Wahrheit und Klarheit fand, zurückgeführt. Hier waren die ewigen Grundzüge für das Leben und den Glauben des Christen gelegt, hier das Maß, nach dem die Dekrete des Papstes und die Lehre der Kirche geprüft werden mußten. „In dem Maße," ruft er einmal aus, „wie Christus unendlich viel erhabener ist als irgend ein anderer Mensch steht auch das Gesetz des Herrn und Gottes Wort höher als alle menschliche Satzung;" und an einer anderen Stelle fügt er wie mit „stillem nationalen Humor" hinzu: „Und wenn es hundert Päpste gäbe und alle Bettelmönche Kardinäle würden, man dürfte ihnen in Glaubenssachen doch nur insoweit beipflichten, als sie mit Gottes Worte übereinstimmen." — Diese biblischen Gedanken wurden für ihn der Anlaß zu den beiden großartigsten Werken seines Lebens: der Bibelübersetzung und dem Institut seiner Armen Priester.

Schon zu Ende der siebziger Jahre, noch ehe er jene schöne dreisprachige Bibel gesehen, welche die junge Königin Anna, eine deutsche Kaisertochter, aus Böhmen nach England gebracht, war in ihm der Gedanke aufgestiegen, die heilige Schrift, die er so gern „Gottes Gesetz" nannte, aus ihrer lateinischen Erstarrung zu befreien und für das Volk in die damals jugendfrisch aufstrebende Muttersprache zu übersetzen. Zwei seiner Schüler, Hereford und Purvey, gingen ihm rüstig zur Hand. Jedem fiel seine besondere Aufgabe zu: Wiclif das neue, Hereford das alte Testament, Purvey (und Wiclif) die Revision beider. Das Erscheinen des Buches war von großartigen Wirkungen begleitet. Obgleich der Vulgata angeschlossen und mit den Schwierigkeiten einer noch ungeformten Sprache ringend, drang die Übersetzung in die weitesten Schichten des Volkes, das nun seinen geistlichen Durst aus dem Urquell des ewigen Lebens stillen konnte. In sehr zahlreichen Exemplaren wurde das Lebensbuch abgeschrieben. Bis in unsere Zeit hinein haben sich trotz Scheiterhaufen und Konfiskation über hundertfünfzig Versionen gerettet. „Die Perle des Evangeliums ist vor die Säue geworfen, das Kleinod der Geistlichen in ein Spielzeug der Laien verkehrt worden," klagt ein zeitgenössischer Chronist, „entweiht ist der heilige Text der Schrift, denn allen, die zu lesen verstehen, Männern und Weibern ist sie jetzt geläufiger als ehedem den gelehrtesten Klerikern." — „Jeder zweite Mann, dem du auf der Straße begegnest, ist ein Lollarde," so ruft wehmütig ein anderer. — Wir werden aus diesen Erfolgen schließen dürfen, daß die Ideen des Lutterworther Pfarrers dem tiefsten Verlangen der Volksseele entgegen kamen. Der Nation selbst aber war das Mittel in die Hand gegeben zu entscheiden, ob die neuen Gedanken auf tieferem Grunde als menschlichem Erkennen und theologischem Scharfsinn ruhten. Ungehindert ergossen sich die Ströme neuen geistigen Lebens ins Land. In London und Leicestershire gewannen sie rasch breiten Boden. Hier wirkten jene „Armen Priester," denen Wiclif die „freie und offene" Verkündigung des lauteren Evangeliums befohlen hatte. Barfuß, in ein rauhes dunkles Gewand gekleidet und den Stock in der Hand, der ihren Hirtenberuf andeutete, wanderten diese Volksprediger des XIV. Jahrhunderts von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; wo immer sich eine Gelegenheit fand, zum Volke zu reden, in Kapellen und Meßhäusern, am Wiesenrain oder unter rauschenden Waldbäumen, da predigten diese kühnen Männer in begeisterter und hinreißender Rede von der Herrlichkeit des Evangeliums,

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.

„Der junge Mann mit der Silhouette" von Daniel Chodowiecky. 1793.

Übersegelt. Gemalt von A. Lins.

den Irrtümern des Papsttums und den Sünden der Welt. In Scharen strömte das Volk herbei, Männer und Weiber, Alte und Junge. Auch die Ritter fehlten nicht; nur die Prälaten, Bischöfe und Pfarrer blieben fern. Denn mitten in die Bußreden und die evangelische Verkündigung hinein fielen drohende Worte gegen das zwiespaltige Papsttum, gegen die Üppigkeit der Pfarrer und den Betrug der Bettelmönche. „Die Sünde des gemeinen Mannes ist groß, die Sünde der Herren ist größer, am größten und verderblichsten ist die Sünde der Prälaten, denn sie verblendet das Volk; darum sind treue Männer Gottes verbunden, am lautesten zu rufen wider die Sünde der Prälaten." — Von ungeheurem Erfolge war die Wirksamkeit dieser Reiseprediger begleitet; schon 1381 erhob sich die geistliche Macht wider sie und bat den König um energische Maßregeln. Aber der Strom des lebendigen Wortes hatte die breitesten Schichten des Volkes ergriffen. Das ganze folgende Jahrhundert bis zur Reformation ist erfüllt von den Kämpfen und Siegen, aber auch den Leiden, welche die evangelische Verkündigung den begeisterten Predigern brachte.

Der Mann aber, der so durch Wort und Schrift die Seele seines Volkes in der Hand hielt, verzehrte selbst die letzten ihm gebliebenen Kräfte im Eifer um die Wahrheit.

Hier in Lutterworth durfte der Reformator, der noch im Jahre 1381 seinen entscheidenden Angriff gegen das Bollwerk des römischen Systems, die Wandlungslehre, gerichtet und diese überzeugend als den Grund alles Verderbens in der Kirche nachgewiesen, die letzten sechs Jahre seines Lebens den Pflichten des Amtes widmen. 1382 traf ihn ein erster Schlaganfall: als ob die Schatten des Todes über ihm wären, raffte er sich noch einmal auf und warf in fieberhafter Hast, aber mit bewundernswerter Kraftfülle eine große Zahl Schriften, darunter jenen gewaltigen Angriff auf des Papstes flandrischen Kreuzzug, ins Volk. Kein Feind, auch der Papst und der König nicht, wagte es, ihm den Frieden seines Lebensabends zu stören, weil sie ihn und sein Werk von der Liebe eines dankbaren Volkes getragen wußten. — Als ein zweiter Schlaganfall ihn in der Kirche von Lutterworth getroffen und der Sprache beraubt hatte, ging er heim „ins Vaterland" am 31. Dezember 1384.

Erst nach dem Tode des geistesmächtigen Mannes wagten seine Feinde sich hervor. Den Haß, den sie am Blute des Lebenden nicht hatten kühlen können, ließen sie am Toten aus. Im Jahre 1427 wurden seine Gebeine aus ihrem Grabe gerissen, auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in den Swift geworfen. Aber keine päpstliche Gewalt vermochte das Feuer zu ersticken, das der große Mann auf dem Altar der Kirche entzündet. Die Funken seines Geistes flogen länger als ein Jahrhundert durch England, schlugen hinüber in die böhmischen Lande, wo sie, von Hus genährt und gepflegt, ein ganzes Volk zu einer mächtigen religiösen und politischen Erhebung entflammten.

In Wiclifs Persönlichkeit hatten sich wie in einem Mittelpunkte die Lichter einer neuen geistigen Bewegung gesammelt, deren Wellen bis über die Ufer unserer Zeit schlagen.

Die Erstürmung der Universität in Madrid durch die Polizei.*)

„Gehn Sie Europens Königen voran!
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Geschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit!“

So spricht Schillers Marquis Posa zu Philipp II. Und diese Forderung der Freiheit des Forschens und der Wissenschaft, obwohl in Strömen von Blut und Thränen ertränkt, hat doch immer wieder die edelsten Geister Spaniens als Vorkämpfer und Märtyrer gefunden, bis sie endlich in der Revolution des Herbstes 1868 zur Thatsache wurde. Denn man würde dieselbe schlecht verstehen, ja man würde vor einem unauflöslichen Rätsel stehen bleiben müssen, wollte man dieselbe nur als eine Empörung einzelner Generale gegen ein längst verrottetes politisches Regiment auffassen. Warum sollte denn bei so viel inneren Umwälzungen und Revolutionen, welche Spanien in unserm Jahrhundert durchgemacht hat, nur gerade diese einen solchen Wendepunkt in seinem innern Geschicke hervorgerufen haben, daß trotz der Rückkehr der Bourbonen eine Rückkehr zu den vor 1868 bestehenden Verhältnissen als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden muß? Allein die Revolution von 1868 zerbrach mehr als nur veraltete Formen einer wenig moralischen Weiberherrschaft; sie sprengte die Fesseln des Geistes, sie brachte Spanien in Berührung mit der lebendigen Geistesströmung des modernen Europas, sie gab als edelstes Gut die Gewissensfreiheit, und keine Reaktion wird sie den Spaniern mehr entreißen können.

Das bezeugen auch die Vorgänge der vorletzten Novemberwoche in Madrid, die wir kurz und klar den Lesern des Daheim mitteilen wollen, ehe der Streit der Parteien den frischen Eindruck verwischt.

Bei der Eröffnung des diesjährigen Universitätskursus in Madrid hatte ein Professor der Philosophie, Morayta, die Antrittsrede zu halten. Da inzwischen das Haupt der Ultramontanen, Pidal, Kultusminister geworden war und derselbe auch der Feier beiwohnte, so bewegte sich der freisinnige Professor mit großer Vorsicht, und wenn er auch nachdrücklich die Forderung und das Recht der freien Forschung betonte, sprach er sich doch im allgemeinen so behutsam aus, daß selbst der anwesende Minister im ganzen seine Zufriedenheit mit der Rede aussprach. Den katholischen regierungsfreundlichen Elementen wurde bedeutet, diese Rede nicht anzugreifen; zu seiner Zeit werde schon das Korrektiv kommen. Man wollte Aufsehen vermeiden.

Allein das war der karlistischen, der Regierung feindlichen, Partei nicht recht. Sie sandte an alle ihre befreundeten Prälaten Moraytas Rede, in welcher man die hauptsächlichsten, liberalsten Redewendungen angestrichen: und nun erfolgte, erst von seiten des Bischofs von Avila, dann durch den zeitigen Vikar des verwaisten Erzbischofstuhles von Toledo eine öffentliche Verurteilung dieser Rede, vorzüglich wohl um damit den Minister zu bekämpfen, oder ihn durch den Vorwurf, daß er als guter Katholik solche Rede in seiner Gegenwart nicht hätte dulden dürfen, zu fanatischerem Vorgehen anzustacheln. Damit nicht zufrieden, sammelte der Sohn des Hauptes der karlistischen Partei, Nocedal, ein Student, unter seinen Kommilitonen Unterschriften zu einer Adresse gegen Morayta. Allein einige freier gesinnte Studenten erfuhren dies und setzten eine Gegenadresse in Umlauf, welche sofort von vielen Unterschriften bedeckt wurde. Soweit wäre nun alles gut und schön gewesen, es wären zwei wohlklingende Adressen von einer und der andern Seite in Umlauf gesetzt worden, die studentische Jugend hätte sich für und gegen Morayta begeistert, und dann wäre die Bewegung im Sande verlaufen. Aber die Regierung dachte nicht so; sie hielt es für ihre Pflicht, diese Bewegung zu unterdrücken, und was das bei dem autokratischen Regiment des Ministers des Innern, Romero Robledo, sagen will, werden unsere Leser gleich sehen. Schon am Dienstag, dem 21. stand die St. Bernhardsstraße, eine der breitesten Madrids, in der die Universität sich befindet, ganz voll von Polizisten, um die Studenten anzugreifen. Allein diese verhielten sich ruhig in ihren Hörsälen und redeten nur in den großen Korridoren der Universität. Doch am Mittwoch morgen bewegte sich von der am anderen Ende der Stadt liegenden medizinischen Fakultät her (nach ihrem Schutzheiligen, dem h. Borromäus gewöhnlich kurz San Carlos genannt) ein Zug Mediziner die Straße entlang, welcher den liberalen Studenten der Zentraluniversität seine Zustimmung zu ihrer Adresse bringen wollte. Kaum war er in die breite Straße eingebogen, als der Polizeihauptmann Oliver den Befehl zum Angriff gab. Mit gezogenen Säbeln, den Revolver in der Hand, fielen die Polizisten über die wehrlosen Studenten her, jagten sie mit Säbelhieben auseinander, verfolgten die Fliehenden in die Häuser und verwundeten nicht nur einige Studenten, sondern auch harmlose Passanten und selbst Beamte. Dann drang der Zivilgouverneur von Madrid mit seinem Kommandostab in der Hand in das Universitätsgebäude. Das war eine grobe Rechtsverletzung. Wollte er mit dem Rektor sprechen, so mußte er sein Amtsabzeichen draußen lassen, denn nur auf Bitten des Rektors darf eine bewaffnete Macht die Schwelle der Universität überschreiten. Was Wunder also, daß die aufgeregten Studenten anfingen zu zischen und schrieen: „Hinaus, hinaus!“

Da wendet sich der Gouverneur zu den Polizisten an der Thür und sagt: „Ich befehle euch, dies Haus mit Gewalt zu leeren!“ Und nun geschah das Unerhörte: der Gouverneur, den Revolver in der Faust, stürmte mit seinen Polizeisoldaten die große Treppe herauf. Die unbewaffneten Studenten wurden zu Paaren getrieben. Den Rektor, welcher dem Gouverneur mutig entgegentrat, zerrte ein Polizist am Rocke und schrie ihm zu: „Hier gilt kein Rektor und kein Professor und kein heiliger Geist! Hier gilt nur der Gouverneur!“ Es war gerade die Zeit, wo die Klassen geschlossen wurden. Studenten, welche ruhig aus den Hörsälen strömten, sahen sich mitten im Kampf, ohne zu wissen, warum. Die große Treppe wurde mit Blut befleckt. Einige Studenten hatten sich unter einem Tische verborgen, die Polizisten stachen sie mit ihren Säbeln und schrieen: „Heraus, ihr Feiglinge.“ Die brutalen Angreifer, von ihrem Hauptmann angefeuert mit den Worten: „Duro, duro con ellos, hart, unerbittlich mit ihnen!“ drangen sogar in die Hörsäle, schlugen dort einem eine gefährliche Wunde und jagten die armen Studenten bis auf den Söller. Viele wurden gefangen gesetzt; glücklich die, welche durch eine Hintertreppe entwischen konnten. Wenn man bedenkt, daß es in Spanien Studenten von dreizehn Jahren gibt, so weiß man freilich keine Bezeichnung für das rohe Verfahren der Polizeimannschaft gegen unbewaffnete Kinder und Jünglinge zu finden. Die Universität wurde besetzt, im Professorenzimmer die Gewehre zusammengestellt, kurz das Gebäude war in eine Kaserne verwandelt.

Der allgemeine Schrei des Unwillens, der sich in Madrid erhob, machte die Polizei nur begieriger, ihre alles beherrschende Autorität zu zeigen. Am nächsten Tage wurde San Carlos, die medizinische Fakultät ebenfalls gestürmt und besetzt. Auf der Straße wurde ein Student, noch ein halbes Kind, so mit dem Säbel geschlagen, daß der Professor San Martin ausrief: „So beträgt man sich bloß im Lande der Barbaren!“ Darauf verfügte der Gouverneur selbst die Gefangennahme des Professors; zu Fuß wurde er nach dem Regierungsgebäude geschleppt. Einer der Professoren riß seine Medaille, das Abzeichen seiner Würde ab, trat sie mit Füßen und rief: „Wozu nützt das Ding, wenn jeder Polizist uns mißhandeln kann?“ Die Ansammlung der Massen auf der Puerta del Sol ward durch Truppen gesprengt. Die Polizisten erhielten eine Belohnung von zwei Frank, um sich für ihre Heldenthaten gütlich zu thun.

Am Freitag und Samstag wiederholten sich ähnliche Szenen. Wo die Studenten sich zu Gruppen zu versammeln schienen, wurden sie auseinander gesprengt. Zweihundert flüchteten sich in das Athenäum, in welches die Polizei nicht einzudringen wagte. Die Zeitungen, welche die Kunde in die Provinzen tragen sollten, wurden alle auf der Post mit Beschlag belegt. Telegramme wurden nicht befördert; nur ein Telegramm der Regierung brachte die Kunde, wesentlich verfälscht, ins Ausland. Die Entlassung, welche der Rektor einreichte, wurde sofort angenommen, und wirklich fand sich unter den Professoren einer, der die neue Würde annahm, natürlich ein Karlist. Doch niemand ging in die Universität, die Studenten, aber mit ihnen auch die Professoren, erklärten, daß sie nicht die Hörsäle besuchen würden, so lange die Polizei sie besetzt hielte. Und der König, dem man wohl den wahren Sachverhalt verheimlichte, blieb ruhig auf der Jagd auf seinem Lustschlosse im Pardo. Alle Welt aber sprach von einer ähnlichen Schlacht gegen die Studenten in der Nacht von San Daniel, am 10. April 1865, die das Vorspiel des Endes der Herrschaft des Generals Narvaez gewesen. Nur hatte selbst dieser Tyrann die Rechte der Universität geachtet und war nicht in sie eingedrungen.

Wollte aber die Regierung noch einen Beweis dafür haben, daß es keine politische Kundgebung war, welche die Aufregung unter den Studenten hervorgerufen, sondern daß nur die brutale Einmischung der Polizei diese Tage voll Gewaltthat, Blut und Thränen verschuldet hat, so hat ihr der folgende Montag diesen Beweis gegeben. Als die Polizei aus dem Universitätsgebäude zurückgezogen war, gingen die Professoren wieder hinein, und es gelang ihrem Einflusse, was noch tags zuvor niemand für möglich gehalten, die Studenten wieder zum Eintritt zu bewegen. Die Vorlesungen nahmen ihren Fortgang. Der einzige, der seine Vorlesung nicht hielt, war der neue Rektor! Und äußerlich kehrte alles wieder in seinen gewohnten Gang zurück.

Äußerlich; denn das Nachspiel werden wir erst noch erleben. Die meisten der Professoren, unter ihnen selbst Mitglieder der herrschenden Partei, ja der Bruder des Gesandten in Paris, haben einen Protest eingereicht, in welchem sie energisch eine Untersuchung und Bestrafung fordern. Da man schon versucht hatte, die Thatsachen zu verwischen, haben sie in ihrem Protest dieselben einfach aber unumwunden hingestellt. Daß wir die Vorgänge nicht zu schwarz geschildert, dafür bürgt, was die Professoren selbst sagen: „Ohne irgend welche Nachricht oder Aufforderung stürzte die Polizeimannschaft, den Säbel in der Hand, in die Hallen der Universität. Es war der Augenblick, in welchem Haufen von Studenten ruhig aus den Hörsälen strömten, überrascht durch diesen Angriff, dem wir keinen Namen geben können, so daß die Panik, die Flucht und das Geschrei ihren Höhepunkt erreichten. Die Autorität des Rektors war ignoriert, die Polizisten beleidigten einige der Professoren, bedrohten sie mit den Waffen, legten die Hand an den Rektor und einzelne Professoren, mißhandelten den Sekretär und setzten ihn gefangen. Nun wurden die Studenten mit den Säbeln geschlagen, mehrere verwundet, die Treppen und Gänge der Universität mit ihrem Blut befleckt ꝛc. Kurz, die Polizeimacht handelte in der rohesten

*) Der obige Bericht stammt aus der Feder eines mit den spanischen Verhältnissen genau vertrauten, in Madrid lebenden Mannes. D. R.

Weise, und hat gegen den Artikel 257 des Strafgesetzbuches gröblich gefehlt, welcher wenigstens eine vorherige Anzeige und Aufforderung selbst auf öffentlichem Platze fordert." Deshalb bitten die Professoren nicht nur um eine strenge Untersuchung, sondern besonders um eine Zusammenberufung des Senats der Universität, welche ihnen der neue Rektor verweigert hatte.

Gewiß wird der Kultusminister ihnen dieselbe auch verweigern, allein die Regierung hat wenig damit gewonnen. Mag sie die detaillierten Nachrichten dieser Vorgänge nach den Provinzen aufhalten; um so größer wird der Eindruck, den dieselben später überall hervorrufen, sein und um so nachhaltiger ihre Wirkung. Kein Feind der jetzigen Conservadores, d. h. Ultramontanen, konnte mehr thun, um sie zu stürzen, als sie selbst durch diesen Akt roher Gewalt. Auch im Auslande wird man sich nicht lange darüber täuschen, daß es sich nicht etwa um eine republikanische Kundgebung handelte, sondern um einen überaus brutalen Angriff auf die freie Bewegung der Wissenschaft. Aber die Zeiten Torquemadas sind auch für Spanien auf Nimmerwiedersehen vorbei. Wir bedauern die Vorgänge freilich von Herzen. Die Ultramontanen haben, wie ein spanisches Sprichwort sagt: „den Stein geworfen und dann die Hand verborgen." Ihre Schuld ist es nicht, daß bis jetzt auch die schwer verwundeten Studenten Hoffnung haben, mit dem Leben davon zu kommen. Aber auf der andern Seite ist es zugleich ein Beweis von dem neuen Leben, das alle klerikale Reaktion nicht mehr zu unterdrücken vermag. Vorgänge wie die geschilderten sind ein kräftiges Korrektiv gegen die sinnlose Polizeigewalt, welche sich triumphierend den Sieg zuspricht; und die Schamröte, welche diese Woche der Santa Isabel den gebildeten Spaniern ins Gesicht getrieben, der ruhige und energische Protest der Professoren Madrids, welchem sich bereits diejenigen anderer Universitäten, Barcelona, Zaragoza, Sevilla ꝛc. anschließen, sind ein Beweis, daß die Herrschaft Roms gebrochen und die Forderung: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" in Spanien mutige Verteidiger gefunden hat, die wohl von der rohen Polizeimacht zu Paaren getrieben und verwundet werden können, allein dennoch in ihrem guten Recht und in ihrem endlichen Erfolge unbesieglich sein werden.

Serapis von Georg Ebers.

Ebers ist in seinem neuesten Romane wieder nach Ägypten zurückgekehrt. Er führt uns abermals nach Alexandrien, diesmal im Jahre 391 nach Christi Geburt. Das Christentum hat in Rom endgültig gesiegt und es ist eben im Begriff auch in Alexandrien das Heidentum niederzuwerfen. Dieses soll zu der Stellung einer nur noch geduldeten Religion herabgedrückt, die Tempel sollen geschlossen werden. Der Konflikt, der hieraus, namentlich aus der Schließung des dem Serapis geweihten Haupttempels der Stadt entsteht, bildet den Vorwurf unserer Erzählung.

Wollen wir Ebers glauben, so müssen wir annehmen, daß die Menschen im Alexandrien jener Tage uns nicht etwa nur ähnlich, sondern uns vollständig gleich waren. Denken wir uns den Großhändler Porphyrius als Berliner Bankier; lassen wir Markus den Sohn einer geborenen Pommerschen Baronesse und selbst ein Stück goldner Jugend Berlins, aber zugleich einen gottesfürchtigen jungen Mann sein; denken wir uns Demetrius als Verwalter eines Gutes in Schlesien, versetzen wir den Bischof Theophilus in den Oberkirchenrat, Eusebius als Pfarrer an eine Berliner Kirche, deren Patronat dem Magistrat zusteht; nehmen wir an, Agne und Dada wären im Friedrich Wilhelmstheater engagiert; sehen wir Konstantin endlich an der Spitze der Gardekürassiere — so würden alle diese Menschen genau so empfinden, denken, reden, handeln, wie sie es in einem Roman thun, der im Jahre 391 in Alexandrien spielt. Ist das nun irgend möglich? Ich sage: nein. Ich sage das, obgleich ich von dem Alexandrien jener Tage herzlich wenig weiß, und ich darf es trotzdem sagen, denn ist es unmöglich, daß die ganze Geschichte der Kulturmenschheit zu nichts anderem geführt haben sollte, als sie wieder auf den Punkt zurückzuführen, wo sie anno 391 stand. Ich habe noch einen Grund, Ebers nicht zu glauben — ich habe die Hypatia von Kingsley gelesen. Auch diese Erzählung spielt in Alexandrien im Jahre 413. Lest sie und vergleicht.

Aber sehen wir einmal davon ab, daß es sich in gewissem Sinn um eine Maskerade handelt, nehmen wir an, es wäre kein Unterschied zwischen Alexandrien von 391 und Berlin von 1884, wie sind diese alexandrinischen Berliner an und für sich?

Ebers läßt das Christentum nicht nur durch brutale Gewalt siegen, nein, er will uns zeigen, wie es sich, als die überlegene Religion, auch die Geister und die Seelen der Heiden erobert. Ich kann leider nicht finden, daß er seine Absicht auch erreicht hat. Er schildert uns wohl einmal eine Szene, in welcher die sittliche Fäulnis des Heidentums einen häßlichen Ausdruck findet, und er läßt auch die gebildeten Heiden einigermaßen aus dem sittlichen Gleichgewicht kommen, aber an jener Orgie beteiligt sich schließlich doch nur der Pöbel und die Unsicherheit der Intelligenz wird durch die Umstände entschuldigt. Den Eindruck, daß das Heidentum jener Tage an sich kernfaul war, gewinnt man keineswegs. Erzeugte es für gewöhnlich so vortreffliche Männer, wie die, welche wir hier kennen lernen, so hatte das Christentum in der That gar keine Berechtigung. Der Kultus des Schönen seitens der Heiden wird uns so energisch, so wiederholt und so ansprechend vorgeführt, daß wir, da wir keineswegs wahrnehmen, daß dieser Kultus seine Anhänger sittlich verdirbt, notgedrungen Partei nehmen für die Heiden gegen unsere eigenen Glaubensgenossen. Das Wesen der christlichen Lehre wird hier ausschließlich in die Liebe gelegt. Sehen wir davon ab, daß das unbiblisch und deshalb unchristlich ist und fragen wir nur: üben denn diese Heiden die Liebe nicht? so muß die Antwort lauten: sie üben sie durchaus. Was bringt ihnen denn also das Christentum neues, das sie zu anderen Menschen machen könnte? Ich finde darauf bei Ebers keine Antwort.

Bei Kingsley ist das alles ganz anders. Wohl sind auch bei ihm die Christen Alexandriens vielfach greuliches Gesindel, aber die Heiden sind nicht nur nicht besser, nein, man fühlt, daß das Christentum seine Leute nur deshalb nicht hat umwandeln können, weil eben ein verruchtes, über dem Kultus der Form verkommenes Heidentum ihnen ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen noch tief in den Gliedern steckt. Und so, nicht aber wie Ebers es schildert, muß es auch gewesen sein.

In Alexandrien stießen die Gegensätze mit einer furchtbaren Leidenschaftlichkeit aufeinander. Bei Ebers wird uns das wohl durch Mitteilungen über Straßenvorgänge angedeutet, in den Seelen der Hauptpersonen nehmen wir davon aber nicht viel wahr. Es sind eben nicht wirkliche Alexandriner, sondern hochgebildete liberale Berliner, die zwar einerseits Sympathie für das Christentum haben, anderseits doch aber auch volles Verständnis für den Kultus des Schönen besitzen. Human und billig denkend, wie sie sind, überlassen sie es einem jeden, sich für dieses oder jenes zu entscheiden. Gorgo ist Christin geworden, gut, ihr Vater bleibt fröhlicher Heide. Demetrius findet sich, praktisch wie er ist, mit den Gegensätzen so ab, daß er in der Stadt Heide, auf dem Landgut in der Cyrenaika aber Christ ist. Er drückt das so aus: „In Alexandria bin ich Heide von ganzem Herzen, aber im Hause deiner Cäcilie ist man mit Vergnügen (!wörtlich so!) Christ."

Und so sollen Alexandriner des Jahres 391 reden und handeln! Ich glaube nicht, daß Ebers recht gethan hat, sich diesen Vorwurf zu wählen. Er war ihm nicht gewachsen. Er versteht es vortrefflich, hochgebildete Männer und Frauen in Konflikten darzustellen, wie sie die gute Gesellschaft gebiert, darum sollte er auch meines Erachtens endlich die historischen Masken beiseite lassen und die Gegenwart in der Gegenwart schildern. Man kann schließlich nicht alles. Der wilde Glaubensfanatismus der alten Alexandriner ist seiner maßvollen und wohlwollenden dichterischen Persönlichkeit genau so fremd und unverständlich geblieben, wie der starre Glaubensernst holländischer Kalvinisten oder die wilde Begehrlichkeit der Deutschen des XVI. Jahrhunderts.

Th. H. Pantenius.

Am Familientisch.

Zwei Neujahrskarten von Künstlerhand.

(Zu den Bildern auf S. 1 u. 4.)

Wir haben unseren Lesern bereits mehrfach Neujahrskarten, wie sie die Künstler in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu veröffentlichen pflegten, vorgeführt. Heute überbringt zunächst Karo seinen Glückwunsch. Karo gratulierte ursprünglich zum Jahre 1816 und ist ein Werk des ebenso liebenswürdigen wie vielseitigen Künstlers Johann Adam Klein.

J. A. Klein wurde am 24. November 1792 in Nürnberg geboren und lernte dort bei Ambrosius Gabler, einem Lehrer, der eine ganze Anzahl tüchtiger Kupferstecher ausgebildet hat. Im Jahre 1811 ging Klein nach Wien, wo er bis 1815 verweilte. In der damals sehr belebten Stadt fand er eine Fülle von Stoffen und Anregungen, darum kehrte er auch bereits 1816 aus seiner Vaterstadt nach Wien zurück. Als überaus fruchtbringend erwies sich eine Italienreise, die von 1819—1822 währte. Später hatte der unermüdlich fleißige Künstler in Nürnberg, dann, seit 1839 in München seinen Wohnsitz.

Aus seiner Hand gingen außer vielen Zeichnungen, Aquarellen und Ölgemälden auch zahlreiche Radierungen hervor, welche mit Recht das Entzücken der Kenner bilden.

Klein hat eine große Anzahl von Neujahrsbilleten, wie man damals sagte, geschaffen. Einige derselben führen wir vielleicht ein anderes Mal unseren Lesern vor.

Ein Schulgenosse und intimer Freund Kleins war der andere Künstler, von dem wir heute ein Neujahrsbillet bringen, Johann Christoph Erhard. Jünger als Klein, er war am 21. Febr. 1795 geboren, schloß Erhard sich schon als Schüler Gablers eng an den Kameraden. Im Jahre 1816 begleitete er ihn nach Wien, 1819 nach Italien. Während aber Klein auf dieser Reise eine Fülle von Anregung fand, verfiel Erhard in Geisteskrankheit und legte schließlich am 18. Januar 1822 Hand an sich selbst.

Wir haben von Erhard nur ein Ölgemälde, aber eine Fülle von Stichen, welche zum Teil militärische Gruppen und Szenen, zum Teil Landschaften darstellen. Namentlich als Landschafter wird Erhard mit Recht ungemein geschätzt.

Unser Blatt, ein Neujahrsbillet zum Jahre 1819, ist unter dem Namen: „Die Winterlandschaft" bekannt und erklärt sich selbst. Es sei daher nur noch auf die beiden sehr kleinen Figuren rechts in halber Höhe des Blattes, die den Berg hinansteigen, aufmerksam gemacht.

Über ihrer Silhouette.

(Zu dem Bilde auf S. 12.)

Es ist ein höchst charakteristisches Bild, dieser stimmungsvolle Kupferstich Meister Chodowieckis vom Jahre 1793, charakteristisch für die Zeit, in welcher und für welche es entstand. Auf einer Rasenbank an einem großen Baume, sich mit der rechten Hand auf den Rasen stützend, betrachtet der Jüngling sinnend eine Frauensilhouette in seiner Linken. Solche Bilder lagen damals in der Luft. In dem Album, das mein Großvater von 1787—1790 als Student in Jena führte — „Denkmahl der Freundschaft" steht auf dem Titel — haben sich die lebenslustigen jungen Kurländer und Livländer mehrfach durch Trauerweiden verewigt. Auf einem 1788 gemalten Bilde sieht man da z. B., eingefaßt von Pinien und überragt von einer Trauerbirke, einen dreifach gegliederten Grabstein. Rechts sitzt, in tiefes Sinnen versunken, eine auf einen Stab gestützte Gestalt. Der Verfasser des Bildes war gewiß ein ganz so frohsinniger Gesell, wie der, dem er es widmete, aber sobald jene Generationen ernst wurden, wurden sie auch sentimental, und der Grabstein, die geneigte Weide, die Silhouette traten in ihr Recht.

Ich sage Generationen, denn schon Gleim hatte unter dem Titel „Tempel der Freundschaft" eine Sammlung von Silhouetten seiner Freunde angelegt und trieb mit ihr in seiner Weise Kultus. Im allgemeinen währte die Zeit der Sentimentalität in Deutschland von etwa 1750 bis über den Schluß des XVIII. Jahrhunderts hinaus. Im Jahre 1760 schrieb Wieland: „Freiheit, Muße, Einsamkeit, ein Freund und eine Freundin nahe bei mir, das ist die Situation, nach der mich dürstet und zu der ich nie gelangen werde." Er sprach damit den Herzenswunsch von zwei Generationen aus. Die eine nannte die Angebetete „Diotima" und bezeichnet sie als „blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich" (Bodmer); die andere schwärmte für eine „Lotte" und wünschte die Freundin „hold, liebreich und zärtlich" wie sie. Beide liebten die sanfte Trauer, die Wemut und der Freund, der Geliebte stellte sich gern den Genossen, die Angebetete als gestorben vor.

Für unser Gefühl hat die Sentimentalität jener Tage etwas überaus Komisches und vielfach, namentlich anfangs und zuletzt, war sie ja auch nur eine Mode wie andere auch, trotzdem war sie als Gegengewicht gegen die Roheit der früheren Zeit und als Entwickelungsstufe von unschätzbarem Wert. Erst nachdem sie das Auge wieder nach innen gewandt und die Seele empfänglich gemacht hatte für Teilnahme an fremdem Leid und fremder Freude, konnten die Dichtungen unserer großen Dichter entstehen und verstanden werden.

Th. H. P.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweisilbige Scharade.

Erste Silbe.

Ein kleines Wort, gar einfach und gering,
Doch könnten wir's trotzdem nicht leicht entbehren,
Es zieht die Grenze jedem ird'schen Ding
Und scheint ein Weitergreifen dir zu wehren.

Zweite Silbe.

Das Zweite, doppelsinnig, vielgenannt!
Oft mag dein Aug voll Freude darauf sehen,
Noch öfter wandert es durch deine Hand,
Und ist's in dir, wird's deine Kraft erhöhen.

Das Ganze.

Das Zweite ist des Ganzen Vaterland,
Doch größeres als das Zweite schuf das Ganze!
Kein Name mehr bewundert, mehr gekannt,
Kein Haupt umstrahlt von hell'rem Ruhmesglanze!

E. W.

2.

Welchen Wahlspruch kann man durch Umstellung der Buchstaben aus den sieben Wörtern: „Mügge", „litt", „vor", „Daun", „Dank", „Ritt", „Fön" erhalten?

3. Zweisilbige Scharade.

Die Erste muß in jeder Zweiten sein,
Dann ist das Glück der Zweiten fest begründet,
Denn Ungemach und Leiden ziehen ein,
Wo diese nicht mit jener sich verbündet.
Doch soll die Zweite nie ein Ganzes sein.
Trotz aller Ersten muß die Freude walten,
Und Liebe, mit der Ersten im Verein,
Soll in der Zweiten alles schön gestalten.

4. Dechiffrieraufgabe.

f2s k2ss n5tt t2mc2s t23p f2s lp2dkv,
t4mm 2t 3n k15t2 h2k2p s2dkv.

Bilderrätsel.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 12.

1.

```
                D
              R a a
            H o s e a
          P a u L i n e
        V i r g i n i e n
      K   H a b e s c h   S
    H i S   S o d e n   S c C
  C a l t J   E v a   S p h a N
L e d o r o I   o   I p e l n a N
H e r r m a n n u n d D o r o t h e a
  a e i e u a n   d   a h b s a u y
    s a t s s   L e o   r e s t m
      n e s   G e r o k   r e e
        r   B e l G i e n   r
          C h a r l o t t e
            A n t o n i e
              M i c h a
                A k t
                  e
```

2. Die drei Zahlen; 2. 10. 14.

Bilderrätsel: Selber essen macht fett.

Schachspielaufgabe.

1. Lg6—e8 1. Sh4—f5:
2. Sg5—f3:† 2. Kd4—e4:
oder —c4
3. Le8—c6
oder —b5‡

A.

1. . . . . 1. b4—b3
2. c2—c3† 2. Kd4—c4
3. Le8—b5‡
(Andere Spielarten leicht lösbar).

3. Waldteufel.

4. Nazareth, Lazareth.

5.

G	R	A	U	N
G	L	U	C	K
W	E	B	E	R
F	I	E	L	D
V	E	R	D	I

6. Schule, Schuld, Schulz.

7. Pomeranzen.

Inhalt: Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhard. — Die Altenburger Bauern. Zu dem Bilde von F. E. Meyerheim. — Unterwegs mit dem großen Generalstabe. Von H. Vogt. Mit drei Illustrationen. — Zum 500jährigen Wiclifjubiläum. Von Rudolf Buddensieg. — Übersegelt. Bild von A. Lins. — Die Erstürmung der Universität in Madrid durch die Polizei. — Serapis von Georg Ebers. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientisch: Zwei Neujahrskarten von Künstlerhand. Zu den Bildern von J. A. Klein und J. Chr. Erhard. — Über ihrer Silhouette. Zu dem Bilde von Chodowiecki. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer beginnt das **zweite** Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, **besonders die Postabonnenten**, die Bestellung auf dasselbe **sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Das **zweite** Quartal wird mit einer Novelle von **Moritz von Reichenbach**: „**Herrn Fortunatus Brautfahrt**" eröffnet werden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Januar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. **1885. № 14.**

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

Moritz von Reichenbach.
(Valeska Gräfin Bethusy-Huc.)

I.

„Darum sage ich, daß man wohl thut, nicht zu heiraten, meine Beste, und ich danke meinem Schöpfer, daß er mich in meiner Jugend vor einem Mann bewahrt hat.“

„Mir aus der Seele gesprochen, Fräulein von Hork!“

Die erste Sprecherin schien sich über diese widerspruchslose Zustimmung ihrer Freundin zu ärgern. Mit einem energischen Ruck band sie ihre Kravattenschleife fest, sah ihr Vis-a-vis durchbohrend an und sagte in einem Tone, als gelte es einen hartnäckigen Gegner zu überzeugen:

„Sehen Sie, mein eigener Bruder ist ein Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht. Hätte er nicht geheiratet, wäre er nicht Witwer geworden und hätte nicht eine Waise von Kind auf dem Halse. Und hätte er das Kind nicht, so brauchte er nicht auf seinem Gute festzusitzen wie der Dachs im Loch, bloß um für das Töchterchen ein Vermögen zusammenzuscharren. Er wäre frei und könnte sein Leben genießen, zur Pflege und Unterstützung hätte er ja immer mich, seine Schwester, gehabt. Aber nein, er mußte heiraten, mußte eine Tochter haben, damit es ihm nur ja nicht zu gut im Leben ginge.“

„Genau wie bei uns“, erwiderte mit ihrer sanften Stimme Fräulein Riemenschneider. „Ich habe sogar in doppelter Beziehung traurige Erfahrungen gemacht. Meine ältere Schwester war verheiratet, ihr Mann, der ein Süddeutscher war, that nicht gut, brachte ihr kleines Vermögen durch und starb. Nun ist sie eine arme gebrechliche Frau und hat einen Sohn, den der Vater zum Künstler, zum Maler, ausbilden ließ, und sie haben beide nichts zu brechen und nichts zu beißen.“

„Aber Ihr Herr Bruder ist doch in so guter Situation!“

„Ja freilich, der muß auch etwas thun, besonders da sie am Ort wohnen. Aber Glück hat das Heiraten meiner armen Schwester auch nicht gebracht, und was meinen Bruder betrifft, dem starb ja auch die Frau und wir haben nun das Würmchen zu erziehen — ein Kindchen von drei Jahren — das ist manchmal recht mühsam, wenn man nicht mehr ganz jung ist, wie ich, aber ich will mich nicht beklagen.“

„Vor 15 Jahren war unsere Magda auch drei Jahre, habe ich alles auch durchgemacht — aber das kommt eben vom Heiraten, meine Beste.“

„Ach ja, es steht schon in der Bibel: Heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser.“

„Ja, das habe ich mein lebtag gesagt, aber die Leute wollen 's ja nicht glauben. Na, nachher haben sie die Plage und müssen sie tragen — geschieht ihnen schon recht. Nur, daß unsereins, das die Dummheit nicht mitgemacht hat, darunter leiden muß, das ist die Ungerechtigkeit. Aber was soll man thun? Anfangs, als mein Bruder auf Halden Witwer wurde, da lebte seine Schwiegermutter noch bei ihm und ich sah nur ab und zu nach dem Rechten. Seit drei Jahren ist

die alte Frau aber tot — was blieb mir anders übrig, als ganz nach Halden überzusiedeln. So ein Mann ohne weibliche Unterstützung ist ja doch ein elendes, hilfloses Geschöpf, das von seiner Wirtschafterin betrogen wird und darauf angewiesen ist zerrissene Strümpfe zu tragen, weil er niemand hat, der sie ihm stopft."

„Ach ja, gewiß, so ein Mann ist zu schlimm daran, und ich sage auch immer zu meinem Bruder: „Hast du es einmal gethan, so thue es auch zum zweitenmale und heirate."

Wieder blickte Fräulein von Hork das Fräulein Riemenschneider durchbohrend an.

„Sie raten ihm dazu? So, na ich danke. Sie leben doch aber sehr angenehm bei ihm."

„Das schon, aber sehen Sie, ich genüge meinem Bruder doch nicht. Tus ist so klug und durch seine Stellung als Verwaltungsratsmitglied der X-Bahn hat er Gelegenheit gehabt, dem Prinzen Peter, dessen Besitzungen an dieser Bahn liegen, wichtige Dienste zu erweisen. Dadurch sind eine Menge vornehmer Leute in Beziehungen zu ihm getreten. Der Prinz zeichnet ihn immer aus und die Frau Prinzessin erst recht. Er ist ja gezwungen, seine vornehmen Freunde auch bei sich zu sehen, und dazu passe ich nicht, ich fühle das recht gut."

„Na, hören Sie 'mal, meine Beste, wir verkehren doch hier auch zusammen."

„Ach ja, Sie sind sehr gütig, gnädiges Fräulein, aber ich verstehe es nicht sozusagen zu repräsentieren. Und ich denke manchmal, wenn Tus ein junges Frauchen ins Haus brächte, es wäre doch besser. Und Sie glauben nicht, wie sie alle hinter ihm her sind. Die Schönsten, Reichsten, Vornehmsten könnte er haben, wenn er wollte. Aber er will nicht!"

Sie seufzte.

Fräulein von Hork klapperte mit ihren Stricknadeln und warf ab und zu einen scharfen, prüfenden Blick auf ihr Vis-a-vis. Plötzlich ließ sie die Arbeit ruhen und sagte: „Ja, es gibt allerdings Verhältnisse, unter denen eine Heirat als etwas Nützliches zu betrachten ist. Ich sage z. B. auch immer zu meinem Bruder: Wenn Magda heiratete, so könnten wir das Gut verpachten oder verkaufen oder dem Schwiegersohne übergeben. Dann wären wir frei und könnten noch auf unsere alten Tage das Leben genießen, im Winter in der Stadt, im Sommer auf Reisen, denn einer Erholung bedarf doch der Mensch. Aber der Schwiegersohn, der meinem Bruder passen würde, der soll noch geboren werden. Und dann leben wir wie die Einsiedler und sehen keinen Menschen bei uns. Einem jungen Menschen, sagt mein Bruder, würde er seine Tochter nicht geben, aus Angst, daß er unsolide sein könnte, und einen Alten würde das junge, verzogene Ding nicht nehmen."

„Es gibt doch aber Männer, die weder ganz jung, noch alt sind — so in den Dreißigern zum Beispiel," bemerkte Fräulein Riemenschneider. „Sie sollten nur einmal meinen Bruder Tus sehen, wenn er alle seine Orden anlegt und eine weiße Kravatte umbindet, wie stattlich und wie jugendlich er dabei aussieht. Voriges Jahr hat er nun auch noch den Orden von der goldenen Krone bekommen, mit dem doch der Adel verbunden ist."

Fräulein von Hork nahm eine geringschätzende Miene an, aber sie sagte doch: „Ja, Ihr Bruder ist ein sehr angesehener Mann und bei Hofe persona gratissima. Wo ist er eigentlich jetzt, Ihr Herr Bruder?"

„Er ist verreist, um ein paar kostbar geschnitzte alte Holzsachen, die man ihm irgendwo empfohlen hat, zu sehen und wahrscheinlich auch zu kaufen, er liebt doch dergleichen sehr, und da seine Mittel es ihm gestatten und der Prinz Peter auch so sehr für dergleichen eingenommen ist, thut er ja auch recht daran."

Wieder klapperten die Nadeln des Fräulein von Hork eine Weile geschäftig.

„In unserer Dorfkirche auf Halden sind auch alte Holzschnitzereien," bemerkte das Fräulein dann beiläufig. „Vielleicht fände Ihr Herr Bruder da auch etwas Passendes. Da ich weiß, daß er sich dafür interessiert, werde ich meinen Bruder auf Halden veranlassen, ihn einzuladen, wenn er zurückgekehrt sein wird."

Fräulein Riemenschneider errötete.

„O, Sie sind wirklich zu gütig! Ich werde meinem Bruder recht viel von" — sie stockte und fügte dann hinzu: „von den Holzschnitzereien in Ihrer Kirche erzählen — und bin überzeugt, er wird gewiß zu Ihnen kommen, sobald er heimkehrt."

„Schön, und ich werde dafür sorgen, daß er gut aufgenommen wird."

Die beiden Damen fühlten, daß sie einander verstanden hatten. Ihre Interessen begegneten sich, da die eine einen Bruder, die andere eine Nichte zu vergeben hatte.

Nach dieser stummen Verständigung fühlte sich Fräulein Riemenschneider ein wenig verlegen und Fräulein von Hork außerordentlich unternehmungslustig.

Die Mittagsglocke des kleinen Hotels der Sommerfrische begann zu läuten.

Die beiden Damen erhoben sich und gingen sehr zufrieden mit dem, was sie an diesem Vormittage angesponnen hatten, zu Tische. Der Widerspruch zwischen ihren Heiratsplänen und ihrer Antipathie gegen die Ehe verdarb ihnen durchaus nicht den Appetit.

II.

Herr Fortunatus von Riemenschneider war zurückgekehrt, seine Schwester hatte ihm von der interessanten Dorfkirche von Halden und der liebenswürdigen, inzwischen eingelaufenen Einladung des Herrn von Hork, dieselbe zu besehen, erzählt und nebenbei einiges über die Familienangelegenheiten der Horks einfließen lassen.

Herr Fortunatus hatte darauf mit seinen kleinen, lichtblauen Augen geblinzelt und geantwortet:

„Wenn ich dahin fahre, wird man mich sofort wieder mit dem Fräulein von Hork verlobt sagen — das will der Vater auch wahrscheinlich — aber ich denke nicht daran. Im übrigen könnte mir das gleichgültig sein, man hat mich doch schon mit der halben Stadt verlobt gesagt." Er zündete sich schmunzelnd eine Zigarre an, denn er war ein passionierter und unermüdlicher Raucher, und seine Schwester blickte bewundernd zu ihm auf, denn sie fand, daß er heute ganz besonders jugendlich aussah. Er stand vor dem Fenster, dessen helles Licht auf seine Gestalt fiel. Diese war groß und gut gewachsen, mit diskretem Embonpoint, das dem Totaleindruck noch nicht schadete. Seine Stirn reichte etwas weit auf den Hinterkopf hinüber, aber sein Vollbart war schwarz und wohlgepflegt und sein Gesicht sah frisch aus. Er konnte immerhin noch für einen hübschen Mann gelten und seine Schwester fand ihn geradezu schön.

„Du wirst also die Einladung nach Halden annehmen?" fragte sie. — „Ich weiß noch nicht," meinte er.

Er verließ das Haus, um einige Besuche zu machen. Auf der Straße begegnete er dem Kammerherrn Grafen Dallberg.

„Nun, wieder zurück von der Reise? Was haben Sie schönes ausgerichtet?" redete ihn dieser an.

„Ich habe eine kostbare alte Truhe mitgebracht," erwiderte Herr Fortunatus, „wenn Sie Seiner Hoheit dem Prinzen Peter davon erzählen wollten —."

„Sie sind ein Teufelskerl, immer wittern Sie das Beste heraus und schnappen es andern Leuten vor der Nase weg. Der Prinz beneidet Sie fabelhaft um Ihre Sammlungen, er sagte erst neulich wieder: Dem Riemenschneider fehlt nichts als eine Frau — wir dachten, Sie würden sich etwas dergleichen von der letzten Reise mitbringen, ha ha, — hm, können Sie sich immer noch nicht entschließen?"

„Lieber Gott, was soll man thun, Herr Graf, die Freiheit ist auch schön, und dann — wenn die Frauen einem so sehr entgegenkommen, verliert man die Lust sich nach ihnen umzuthun."

„Ja, ja, Sie sind eine begehrte Partie, mein guter Herr von Riemenschneider, sollen tolles Glück bei den Damen haben, aber eben darum wäre es gut, wenn Sie sich fixierten, das meinte Hoheit auch."

Ein Lächeln zuckte dabei um die Lippen des Grafen, aber Herr Fortunatus bemerkte es nicht. Sein ganzes Gesicht strahlte förmlich von Glück und Stolz, während er sagte:

„Hoheit sind gar zu gnädig, sich mit meiner unbedeutenden Person zu beschäftigen — o, ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, Herr Graf, jetzt wieder neuerdings — man macht mir geradezu unglaubliche Avancen."

„Kann ich mir denken — nun, hoffentlich hören wir bald Erfreuliches von Ihnen. Mein Weg biegt hier ab, adieu, lieber Herr von Riemenschneider!"

„Ich empfehle mich, Herr Graf!"

Herr Fortunatus sprach das letzte Wort besonders laut und vernehmlich, so daß die beiden Damen, welche soeben vorüberschritten, es hören mußten. In der That wandte die ältere von beiden sich um, und jetzt erst grüßte Herr Fortunatus, obgleich er sie längst hatte kommen sehen.

„Wie die sich ärgern werden," dachte er, seinen Weg fortsetzend. „Ich bin überzeugt, Mutter und Tochter würden mich jetzt gern wieder heranziehen und vergehen vor Reue, daß sie meinen Antrag im vorigen Jahre zurückwiesen. Ich betrete fast nie die Straße, ohne ihnen zu begegnen, und die Kleine sieht mich dann immer so sonderbar an. Ja, Kindchen, vor einem Jahre hättest du mich haben können, jetzt ist es zu spät, und es ist ein Glück für mich, daß sie damals die unbegreifliche Laune hatte, mich abzuweisen. Jetzt kann ich ganz andere Partieen machen, 's amüsiert mich nur zu denken, wie 's ihr jedesmal einen Stich ins Herz geben mag, wenn sie mich sieht. Ein Glück, daß ich da losgekommen bin — was würde der Prinz Peter zu einer solchen Partie gesagt haben — ein simples Fabrikantentöchterlein!" Er schritt weiter. Der Gedanke an den Prinzen Peter, der sich mit seinem Privatschicksal befaßte und seine Einkäufe und Antiquitäten beneidete, hatte seine Stimmung gehoben. Ein rosenfarbener Schimmer schien ihm über der ganzen Welt zu liegen.

„Ich könnte ja dem Prinzen Peter den Gefallen thun und die kleine Hork heiraten — das wäre wenigstens eine adelige Frau und reich soll sie auch sein", schwirrte es ihm durch den Sinn.

Die Welt war voll Sonnenglanz und Herrn Fortunatus war es, als strahle seine eigene Stirn auch einen hellen Schein aus, der sich mit dem Sonnenglanz vermischte, ja der ihn vielleicht sogar überstrahlte.

Da tauchte zwischen all diesen sonnigen Bildern ein dunkler Gegenstand auf und stand plötzlich in Gestalt eines großen, schwarzen, etwas defekten Künstlerhutes mitten auf dem Trottoir, dicht vor Herrn Fortunatus.

„Guten Morgen, Onkel", grüßte der Inhaber des Hutes.

Herr Fortunatus warf einen schnellen Blick über die Straße hin, und als er auf derselben keine Bekannten entdeckte, sagte er in unfreundlichem Ton:

„Du thätest auch besser um die jetzige Zeit bei der Arbeit zu sein, als dich herumzutreiben, Hans."

Ein paar dunkle Augen blitzten ihn unter dem Hute hervor an, senkten sich aber schnell wieder, und während sich das blasse, schmale Gesicht des jungen Mannes mit lichtem Rot bedeckte, sagte er: „Ich muß nach der Apotheke, meine Mutter ist krank, und Arbeit habe ich ja nicht."

„Na, da haben wir's", rief Herr Fortunatus.

„Die Mutter ist krank und Arbeit hast du nicht! Hab' ich dir's nicht gesagt, was bei all dem herauskäme — nun seht, wie ihr fertig werdet!"

Er ging ärgerlich weiter. Der ganze strahlende Sonnenschein war ihm verleidet. Daß es auch gerade seiner Schwester passiert sein mußte einen leichtsinnigen Mann und einen verdorbenen Künstler, so einen rechten Thunichtgut von Sohn zu haben. Er fand das unbegreiflich und unverantwortlich! Aber diese Menschen wohnten in derselben Stadt. Ihr Elend warf vielleicht einmal einen Schatten auf ihn zurück. Man mußte da eine Abhilfe schaffen.

Herr Fortunatus ging gerade an dem Kunstgewerbemuseum, welches vom Prinzen Peter besonders protegiert wurde, vorüber. Seine Gedanken schweiften von dem Neffen hinüber zum Prinzen Peter.

„Welche Eingebung", rief Herr Fortunatus plötzlich, „welches Auskunftsmittel! Unbegreiflich, daß ich daran nicht längst gedacht habe! Auf diese Weise kann aus diesem Hans doch noch etwas werden!"

Am Abend ließ er Hans zu sich bestellen. Es kostete diesem einen schweren Entschluß, nach der unfreundlichen Ansprache des Onkels am Morgen, nun seinem Rufe zu folgen. Hätte er für sich allein einzustehen gehabt, er wäre wohl nicht gekommen, — aber ein Blick auf seine leidende Mutter bestimmte ihn. Er durfte nicht stolz und abweisend sein, wo sich vielleicht ein Mittel bot, ihr eine Erleichterung zu schaffen.

Als er an der Thür des Onkels die Klingel zog, kam Fräulein Malchen eilig aus der Küche, in der sie schon längst, ihren Neffen erwartend, gesessen hatte, und öffnete ihm die Thür.

„Mein Gott, Hans, was ist denn wieder mit der Schwester?" fragte sie in sanft vorwurfsvollem Tone, und fuhr dann gleich, ohne noch recht die Antwort abzuwarten, fort:

„Der Onkel hat eine Idee, Hans, natürlich eine sehr gute Idee, sprich ihm nicht dagegen, hörst du, ein Mann wie er muß ja das alles richtig beurteilen, und — ach Gott, ich weiß nicht wie ich dir das sagen soll — na, kurz und gut, thue was er dir sagt, Hänschen, das ist immer am besten. Und nun warte, bis ich dir durch das gute Zimmer voranleuchte, damit du dort nicht eine von den Antiken umwirfst."

Sie holte geschäftig ein Licht herbei und führte Hans durch das Zimmer, welches ganz „voller Antiken" war, wie sie sagte. „Stoß nicht an, Hans", ermahnte sie ihn, „die Truhe, die gerade da im Wege steht, ist die neueste Antike, der Onkel hat sie erst mitgebracht, sie soll furchtbar stilvoll sein."

So ernst es Hans auch zumute war, spielte doch ein leises Lächeln um seine Lippen bei der Tante beharrlicher Verwechselung von Antiken und Antiquitäten.

Im Nebenzimmer saß Herr Fortunatus vor einem großen, mit kostbarem persischen Teppich belegten Tisch und zeichnete. Als Hans eintrat, nickte er leicht mit dem Kopfe und sagte:

„Ah, du bist es, ich fürchtete schon es sei jemand, der mich stören könnte. Und ich habe eben einen Entwurf für gepreßte Kacheln hier vor, den ich beenden muß, warte einmal — so — und so — jetzt noch hier einen Strich, eine Palmette in die Ecke, ein stilisiertes Blatt — so — so — jetzt noch diese Kleinigkeit dorthin" — er hielt das Blatt vor sich hin und betrachtete es als Kenner mit halb zusammengekniffenen Augen.

„Na, was meinst du?" wandte er sich dann an den Neffen, „da liegt was drin, was? Wie sich das Blattwerk aus dem Linienornament entwickelt — o, das ist geistreich, — der Meierbach wird zufrieden sein! So einen Ofen hat er noch nicht gehabt. Malchen, gib einmal den ganzen Entwurf herüber." Malchen eilte an den Schreibtisch und brachte einige Blätter, welche dort lagen und die Herr Fortunatus mit sichtlichem Wohlgefallen entfaltete.

„Da ist der ganze Ofen, da ist das Profil, hier die Bekrönung, hier die einzelnen Kacheln. Was für eine Menge von Ornamenten da herumkrabbeln, das ist geistvoll, was? Und für die hundert Mark, die es mir einbringen wird, kann ich mir die Delfter Vase kaufen, die mir schon lange in die Augen sticht." Er betrachtete schmunzelnd die Zeichnungen.

„Andere brauchen einen langen Kursus, ehe sie so etwas machen können, mir fliegt es von selbst zu. Na, gefällt dir mein Entwurf nicht, Hans, du bist ja so still?"

„O, der Ofen ist ja recht hübsch", meinte Hans.

„Recht hübsch?" wiederholte Herr Fortunatus, „recht hübsch? Ja, ihr Herren von der großen Kunst, ihr seht freilich mit souveräner Verachtung auf uns von der sogenannten kleinen Kunst herab. Als ob die kleine Kunst nicht gerade so gut eine große Kunst wäre, wie die Historienbilder, die ihr malt und nicht verkauft. Ich gehöre nicht einmal ganz zur Zunft, da ich nicht berufsmäßiger Zeichner bin, aber glaubst du etwa, daß ich mich nicht als Künstler fühle? Da bist du

im Irrtum, lieber Freund, ich bin ein Künstler, gerade so gut wie ihr Historienmaler und Bildhauer und dergleichen. Meinst du, man könnte so ein Ornament ohne Kopf zeichnen — ah, lieber Freund — da liegt was drin, das kannst du mir glauben."

„Ich maße mir kein Urteil an", sagte Hans, „und ich weiß, daß in der Zeit der Renaissance berühmte Maler auch ab und zu einmal ein Modell für einen Teppich oder ein Kunstgefäß gezeichnet haben."

„Ja, das ist's eben, aber ihr denkt jetzt, so etwas degradiert euch!"

„Doch nicht, Onkel, der Maler Seitz in München zeichnet ja auch Möbelmodelle für die Firma Seitz, deren Inhaber sein Bruder oder Vetter ist."

„Na, sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls sind wir jetzt, wenn auch ganz unfreiwillig, auf das Thema gekommen, wegen dessen ich dich habe rufen lassen. Da", er zeigte auf die Zeichnungen mit den Kachelmodellen, „da liegt dein Beruf. Ich sage es dir, ich — und du weißt, daß meine Entwürfe nicht zu mißraten pflegen und man immer gut thut, meinen Vorschlägen zu folgen. Hänge deine thörichte Historienmalerei an den Nagel und werde Musterzeichner, — meine Konnexionen werden dir dabei helfen, einige Anweisungen bin ich gern bereit dir zu geben, und du wirst dabei zu Geld und Ansehen kommen, ehe du selbst noch recht weißt, wie es zugeht. Mein guter Freund, der Inhaber der großen Tapetenfabriken von L. wird dich auf meine Empfehlung hin gern beschäftigen. Das kommt dir überraschend, du hast nie daran gedacht, wie?" fuhr er lächelnd und wohlgefällig fort, als Hans schwieg, „ja, das ist so eine Idee, und ich kann dir sagen, meine Ideen sind nicht schlecht! Mein Freund und Gönner der Prinz Peter sagt: der Riemenschneider trifft immer den Nagel auf den Kopf. Und der Prinz hat recht."

Er machte mit dem Bleistift einige Korrekturen in den Zeichnungen, die er während der ganzen Rede mit väterlichem Wohlwollen angeblickt hatte. Hans stand neben ihm mit seinem blassen Gesicht und seinen dunklen, seltsam leuchtenden Augen. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, er atmete langsam und tief.

Fräulein Malchen zupfte ihn am Ellbogen und nickte ihm zu, als wolle sie sagen: thue was er sagt, er hat immer recht.

Herr Fortunatus steckte den Bleistift in seine Westentasche und sah den Neffen mit einem gönnerhaften Lächeln an.

„Na, was meinst du?" sagte er.

„Wenn es sich um einen bestimmten Auftrag handelt, Onkel, so will ich gern versuchen, ihn auszuführen, meine jetzige Lage ist nicht danach angethan, irgend etwas auszuschlagen, was — was vielleicht meine Mutter —" er hielt stockend inne und das Blut schoß ihm ins Gesicht. „Larifari", rief Herr Fortunatus, „davon ist keine Rede, ich sage dir, daß du als Bildermacher Zeit deines Lebens ein armer Teufel bleiben wirst; ich spreche nicht von einem besonderen Auftrage, sondern von der ganzen Bildermacherei, die du an den Nagel hängen sollst, um ein vernünftiger Musterzeichner zu werden. Glaubst du, daß es irgend einem Menschen nützt, daß deine große bunte Leinwand, die du die Amazonenschlacht nennst, in Wien in der internationalen Ausstellung hängt? Davon hast du so wenig wie irgend ein anderer, und ehe sich Käufer für alle die Bilder finden, die sie dort zusammengeschleppt haben, da müßte es erst Narren vom Himmel regnen. Wenn du aber eine hübsche Tapete zeichnest, so können sie Tausende von Menschen kaufen und sich ihre Wohnung damit schmücken." „Aber das ist Handwerkerarbeit", rief Hans. „Ja, das ist nun wieder euer sogenannter Künstlerstolz! Handwerker, Handwerker, — möchte wissen, ob ihr nicht auch mit euren Händen malt, und ob die Bildermacherei nicht auch Werk der Hand ist." Herrn Fortunatus Augen blitzten fröhlich auf, denn sein Wortspiel gefiel ihm. Aber der Ärger über den Neffen ließ dieses Wohlgefallen nicht recht gedeihen.

„Ich frage dich kurz und gut, willst du die Bildermacherei lassen und ein vernünftiger Mensch werden, oder nicht?"

„Ich soll meiner Kunst entsagen?" rief Hans mit glühenden Wangen, ich soll ihr entsagen, um Tapeten und Ofenkacheln zu zeichnen — das kannst du doch nicht im Ernst von mir verlangen, Onkel!"

„Nicht im Ernst? So, meinst du? Nun, mir ist nicht nach Spaßmachen zu mute. Schlimm genug, wenn ein vernünftiger Vorschlag dir wie ein Scherz erscheint; mir, für mein Teil, ist es Ernst, wenn ich dir sage: ich unterstütze dich und deine Mutter nicht, wenn du bei deinen Bildermachergrillen bleibst. Ihr verdient es beide nicht, du, weil du keine Vernunft annehmen willst, deine Mutter, weil sie dich zu einem Narren erzogen hat!"

„Ich bin nicht als Bettler, der ein Almosen heischt, zu dir gekommen, Onkel", sagte Hans, sich mühsam zu ruhigem Tone zwingend, während die Adern auf seiner Stirn hervortraten.

Er wandte sich der Thür zu.

„Hänschen, Hänschen", rief Fräulein Malchen ihm nacheilend.

Hans blieb stehen. Herr Fortunatus hielt die Zeichnungen in der Hand und betrachtete sie wohlgefällig.

„Ein Narr, der das für keine Kunst hält ein Narr, ein Narr," wiederholte er.

Hans schritt der Thür zu.

Fräulein Malchen, welche von der Heiligkeit der „Antiken" so durchdrungen war, daß ihr Kultus derselben auch jetzt nicht von ihr vergessen wurde, lief mit einem Licht neben Hans her, damit dieser nirgends anstoßen und unter den „Antiken" Unheil anrichte.

Ohne Gruß verließ dieser das Zimmer, und Fräulein Malchen schloß die Thür hinter ihm und sich.

„Ach Gott, Hänschen, wenn du doch nachgegeben hättest!" seufzte sie.

Hans fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn. Die Tante glaubte, er wolle sich besinnen und umkehren. Sie blieb vor ihm stehen mit dem hochgehaltenen Lichte. „Thue ihm doch den Gefallen und zeichne Tapeten", sagte sie, „der Onkel ist doch so klug und meint es doch so gut." Hans sah sie an, und wie der Blick sich in Momenten großer Erregung oft an etwas Gleichgültiges, Fremdes mechanisch haftet, starrte er über sie hinweg die Holztäfelungen und Intarsien des alten Schrankes an, welcher die gegenüberliegende Wand fast ganz ausfüllte. „Laß nur, Tante, es hat nichts auf sich — laß nur!" „Mein Gott, Hänschen, wie du aussiehst! Als sähest du ein Gespenst dort hinten an der Wand!" Und sie hob unwillkürlich das Licht höher, daß der Schein desselben voll auf den alten Schrank fiel. Und jetzt war es wirklich, als trete von dorther ein Gespenst Hans entgegen. „Hans Bildmacher und" — mehr las Hans nicht von der alten Inschrift, die in dunkler Holzeinlage auf dem hellen Friese des Schrankes stand. Das Wort, das der Onkel mit so geringschätzigem Tone genannt hatte, es starrte ihm hier, wie von einem höhnischen Dämon hingeschrieben, entgegen. „Hans Bildmacher, Hans Bildmacher" — das war

Augenblicksphotographie aus Gradit von Otto Anschütz in Lissa. Verlag von M. Heßling in Leipzig.

es, und wie die Tante das Licht senkte, verschwand die alte Inschrift im Schatten, wie er selbst in Schatten und Dunkelheit verschwinden sollte, der thörichte „Bildmacher“, dessen bunte Leinwand in Wien keinen Narren von Käufer finden würde.

„Ach, laß nur, Hans, der Schrank ist bloß die vorletzte Antike, die der Onkel gekauft hat, deshalb kennst du ihn noch nicht,“ sagte die Tante, die Hansens Blick gefolgt war, „aber wie kannst du nur jetzt an so etwas denken. Willst du denn nicht zurück, zum Onkel.“ Hans schüttelte den Kopf. „Laß mich, Tante, ich muß heim, die Mutter ängstigt sich sonst.“ „Ach Gott, die Schwester, ja, das ist ein Elend! Warte wenigstens, daß ich dir ein Kräuschen Gelee für sie mitgebe, und — ich habe da gerade einen Rest von Hühnerbraten—“ „Laß nur, ich werde ihr sagen, daß du sie grüßen läßt, das wird sie freuen.“ Fräulein Malchen wischte sich die Thränen aus den Augen. „Ich komme morgen selbst nach ihr zu sehen, und hier — hier da nimm.“ Sie öffnete einen Schrank im Hausflur, wickelte verschiedene Eßvorräte in Papier und steckte Hans alle Taschen voll. „Ich danke dir, Tante, Mutter wird sich freuen, daß du wenigstens an sie denkst.“ Und damit trat er hinaus in die dunkeln Schatten des Abends und die Tante kehrte in das hellerleuchtete Zimmer zurück, in welchem Herr Fortunatus „geistvolle“ Ranken und Linien zu Ornamenten verflocht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Treiber. Gemalt von Joseph Schmitzberger.

Major Nepomuk.

Militärhumoreske von Hermann Ferschke.

Wie der geehrte Obige zu seinem Namen gekommen, ist historisch nicht nachzuweisen. Die einen behaupteten, er habe denselben schon aus dem Kadettenkorps mitgebracht, die andern waren der Meinung, es sei dies sein Taufname. Thatsache war, daß ihn jedermann so nannte und daß kein einziger dabei an jenen böhmischen Brückenheiligen dachte und unsern Major damit in Verbindung brachte. Er hieß also ausnahmslos Nepomuk und kommandierte das zweite Bataillon. Über seine Erscheinung ist nicht viel zu sagen, denn wie soll jemand, der überhaupt Nepomuk heißt, auch groß aussehen? Er war klein, dickköpfig, kahlhäuptig und korpulent, sein Gesicht schimmerte ins kupferrötliche und lief bei Kälte oder Hitze blau an, auf der Nasenspitze saß eine jener Erhöhungen, die man Erbse zu nennen pflegt und von welcher einst Cicero seinen Namen erhalten haben soll. Diese Erbse wurde von Jahr zu Jahr größer und tanzte ihm schließlich, wenn er erregt war, — und das war er im Dienst immer — wie ein Äffchen auf der Nase herum, woher die Redensart im Bataillon stammte: „Nepomuk läßt heute mal wieder seinen Affen tanzen.“ Neben diesen seinen körperlichen Eigenschaften hätte er nun auch einige geistige haben müssen; er wußte dieselben jedoch so gut zu verheimlichen, daß auch der eifrigste Forscher nicht im stande war, sie zu entdecken. Sein ganzes Wesen ging auf in Kommißdrill und hahnebüchener Grobheit im Dienst, einem bramarbasierenden Ton außer Dienst gegen seine Untergebenen und einer dienstbeflissenen, seinen sonstigen Naturanlagen gänzlich widersprechenden Devotion gegen seine Vorgesetzten. Das war der Mann, von dem ich heute eine kleine Geschichte erzählen will. — Das zweite Bataillon, welches Major Nepomuk kommandierte, stand detachiert in einem mittelgroßen Landstädtchen und der Herr Kommandeur war daher ziemlich selbständig und durfte sich als eine der hervorragendsten Spitzen der Stadt fühlen; seinem Ehrgeiz war daher in dieser Beziehung vollständig genug gethan. Major Nepomuk war außerdem, und das ist im Dasein eines Offiziers eine ebenso seltene, wie angenehme Lichtseite, — wohlhabend, hatte eine einzige, sehr hübsche und sehr wirtschaftliche Tochter, die ihm, dem Witwer, den Haushalt in musterhafter Weise führte, und freute sich der Unterstützung eines der vorzüglichsten Offiziere des Regiments als Adjutanten. Und gerade den letzteren Vorzug durfte Major Nepomuk gar nicht hoch genug anschlagen, zumal er selbst eine Schreibfeder höchstens behufs Vollzug einer Namensunterschrift in die Hand nahm und das Papier nur zur Verwendung zu Fidibussen für geeignet hielt. Man hätte nun glauben sollen, daß der Herr Major allen Grund hatte, glücklich und zufrieden zu sein; dies war jedoch keineswegs der Fall. Im Gegenteil nagte ein großer Ärger an seinem Dasein, und leider geschah von den Beteiligten alles, diesen Ärger fast täglich neu aufzufrischen und lebendig zu erhalten. Diese Beteiligten waren niemand anders, als seine eigene Tochter und sein Adju-

tant Leutnant von Hantelmann. Diese beiden liebten sich, hatten einander Treue geschworen und hegten den lebhaftesten Wunsch, sich öffentlich zu verloben und möglichst bald auch zu heiraten. Aber nicht allein die beiden Liebenden, nein die ganze Stadt war darüber einig, daß es kein passenderes Paar gäbe, nur allein der Major Nepomuk, in diesem Falle leider die maßgebendste Person, war anderer Meinung und hatte seinem Adjutanten bereits wiederholt die Hand seiner Tochter abgeschlagen. Da es nun dem Wesen dieses verehrten Herrn gänzlich fern lag, zumal einem Untergebenen gegenüber, diese Zurückweisung in die Form hergebrachter Höflichkeit zu kleiden, Leutnant von Hantelmann aber ein energischer Mann von großem Selbstgefühl war, so hatte es zwischen den beiden wiederholt sehr erregte Szenen gegeben, deren Schluß, trotz aller Thränen der Tochter, stets darin gipfelte, daß der Major das ausgedehnte Register seiner Flüche zog und bei allen Göttern des Himmels und der Erde schwor, niemals seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben zu können.

„Da wir von einander nicht lassen werden, Herr Major, so bescheide ich mich für heute und werde meine Zeit abwarten", sagte bei einer dieser Gelegenheiten der Adjutant.

„Ihre Zeit wird niemals kommen, Herr!" schrie der Major dem aus dem Zimmer eilenden Leutnant nach.

Man hätte nun glauben sollen, daß Major Nepomuk nichts eiligeres zu thun gehabt hätte, als die Ablösung seines Adjutanten zu beantragen, um sich dadurch wenigstens vorläufig Ruhe und Frieden im Hause zu schaffen, das that er aber im eigenen Interesse nicht, denn der sehr tüchtige Leutnant war ihm in seinem Büreau eben unentbehrlich, und der Major wußte sehr wohl, daß ihm selbst jede Fähigkeit abging, einen andern Adjutanten anzulernen. Es war dies entschieden auch der Hauptgrund, weshalb er den Leutnant von Hantelmann nicht leiden konnte, und der letztere war leider zu seinem Schaden unklug genug gewesen, seinem Kommandeur wiederholt seine geistige Überlegenheit merken und fühlen zu lassen.

Auch heute war Leutnant von Hantelmann voll Grimm und Ärger aus dem im Hause des Majors befindlichen Bataillonsbüreau in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte sich auf das Sofa geworfen, um nach und nach die Sticheleien und Malicen, mit denen ihn sein hoher Vorgesetzter und lieber Schwiegervater in spe malträtiert hatte, zu überwinden.

An hoffnungsloser Liebe leiden, soll, wie uns unsere Lyriker übereinstimmend versichern, kein Spaß sein, auch Leutnant von Hantelmann wurde, nachdem er seinen Dienstärger so ziemlich vergessen, lyrisch gestimmt und war drauf und dran, ein seiner trostlosen Stimmung entsprechendes Gedicht zu verbrechen, als glücklicherweise rechtzeitig sein Freund, der Leutnant Rudolf, ins Zimmer trat und ihn rettete.

Leutnant Rudolf aber, verehrter treuer Leser des Daheim, war niemand anderes, als der dir längst vorgestellte und bekannte ehemalige Trompeterfähnrich. Zwar ist er seit jener Zeit einige Jahre älter geworden, noch immer aber ist er bemüht, jede theoretische Aufgabe der praktischen Wirklichkeit anzupassen und noch immer bläst er in einsamen Stunden sein treues Horn.

„Da liegt er, ein entlaubter Baum!" ruft er dem liebeskranken Kameraden zu. „Was in aller Welt machst du für ein Gesicht? Schütte dein Herz aus an treuer Freundesbrust."

„Guten Tag, lieber Trompeter, sei willkommen und setze dich", begrüßte Hantelmann den Freund, „du kannst mir doch nicht helfen, da nützt alles Ausschütten nichts."

„Aha, weht der Wind aus der Richtung? Also der alte Liebeskummer? Weißt du, Alterchen, die Geschichte fängt an langweilig zu werden, und ich bin der Meinung, daß du nunmehr zu Gewaltmitteln greifen mußt."

„Gewaltmittel?" fragte Hantelmann. „Möchte wohl wissen, worin die bestehen sollten. Das alte Heupferd bleibt nach wie vor stätisch, — da ist gar nichts mehr zu machen, . . . ich darf seine Wohnung nicht mehr betreten, bekomme, da das Büreau einen besondern Eingang im Hause hat, mein liebes Mädchen kaum mehr zu sehen, die Kasinobälle darf sie nicht mehr besuchen, und heimliche Zusammenkünfte zu planen, dazu sind wir zu stolz. Was ist da noch zu machen?"

„Ei, liebster Junge", tröstete der Freund, „verliere nur den Mut und vor allen Dingen den Humor nicht. Du kennst ja meinen alten Spruch: ‚Humor verloren — alles verloren!' Wenn also das alte Heupferd nicht will —"

„Erlaube mal", unterbrach ihn Leutnant von Hantelmann, „Heupferd ist doch wohl eigentlich nicht der richtige Ausdruck für meinen Schwiegervater in spe."

„Hast ihn ja eben selbst so genannt."

„Ist auch was anders, das bleibt, sozusagen, Familiengeheimnis." — „Na also, sagen wir, wenn Nepomuk nicht will, müssen wir ihn zwingen."

„Zwingen? Zwinge du den mal zu etwas! Eher, glaube ich, könnte man die Erde zwingen, still zu stehen."

„Höre mal, Hantelmann", sagte Rudolf nach einigem Nachdenken, „ich habe eine Idee. Erkläre das Heu— den lieben Nepomuk in Belagerungszustand und bringe ihn zur Verzweiflung, bis er nachgibt. Sieh mal, alter Junge, du hast so eine hübsche, überständige Tenorstimme —"

„Na, erlaube mal", entgegnet etwas beleidigt Hantelmann, „mein Tenor ist doch so übel nicht —"

„Ja doch, ganz famos", lachte Rudolf, „ungeheuer passend zur Ausführung meiner Idee. Sieh mal, alter Sohn, ich denke mir die Sache so: der Major wohnt draußen in den Gärten, du verschaffst dir den Schlüssel zu einem der Nachbargärten und bringst deiner Dame alle Abend oder spät in der Nacht oder früh vor Hahnenschrei ein Gesangständchen. Nepomuk schläft nach den Gärten hinaus, — wenn du das nun konsequent durchführst, so muß er endlich vor Verzweiflung nachgeben, denn das kann kein Mensch lange aushalten."

„Mit deinen schlechten Witzen wird mir nicht geholfen", erwiderte Hantelmann ärgerlich, — „und doch könnte diese Idee verwertet werden, wenn du mir beistehen wolltest."

„Rechne ganz auf mich; wenn ich nach erreichtem Erfolg Brautführer werde, bin ich genug belohnt."

„Sieh mal, Trompeter", schmeichelte Hantelmannn, „deine Idee ist wirklich nicht ganz schlecht, aber mit meinem Tenor erreiche ich meinen Zweck nicht, und es steht zu befürchten, daß der Alte sich geschmeichelt fühlt, wenn er täglich künstlerisch angesungen wird, aber wenn du diese Ständchen mit deiner Trompete brächtest, das müßte zum Verzweifeln sein, ich glaube, das hielte der verstockteste Mensch nicht aus."

„Na erlaube mal", entgegnete Rudolf ärgerlich, „mit deinem Kunstverstand scheint es sehr übel bestellt zu sein. Die Trompete ist das einzig wahre Musikinstrument: die Schlafenden weckt sie, die Kämpfenden feuert sie an und —"

„Sämtliche Köter in der Nachbarschaft macht sie toll", vollendete Hantelmann die Lobrede des Freundes. „Aber das ist gerade das Wahre, damit kommen wir vielleicht zum Ziele. Willst du das Opfer für mich bringen, alter Junge?"

„Ich würde es bringen", sprach Rudolf mit beleidigtem Künstlerstolz, „ja ich würde es bringen, wenn du nicht durch deine Reden bewiesest, wie mangelhaft dein Geschmack gebildet ist und wenn ich nicht befürchten müßte, daß meine Trompetenständchen dem Alten mehr genußreich, als ärgerlich sein würden. Aber wir wollen es gemeinschaftlich versuchen. Du singst und ich blase, — oder soll ich singen und willst du blasen?"

„Ja, das würde die richtige Katzenmusik werden, das können wir ja später versuchen. Vorläufig muß die Sache einen künstlerischen Anstrich haben", sagte Hantelmann. „Topp, Rudolf, heute Abend geht es los!"

„Du kannst auf mich rechnen, nun wehe dir, Nepomuk!"

Major Nepomuk lag am Abend desselbigen Tages in seinem Bett und ließ in Gedanken die Ereignisse des Tages an sich vorüber defilieren. Er war mit sich zufrieden; dem Hauptmann von Rosenberg hatte er einen kurzen Urlaub abgeschlagen, dem Posten vor dem Gewehr auf der Hauptwache hatte er drei Tage Mittelarrest diktiert, weil er nicht früh genug „Heraus" gerufen hatte, seiner Tochter hatte er zum tausend und zehntenmale auseinandergesetzt, daß sie sich den

„eingebildeten Kerl, den Hantelmann" aus dem Kopf schlagen solle, und was den letzteren anbetrifft, — und hier lachte der Herr Major laut und höhnisch auf — der ist besorgt und aufgehoben und scheint ja nun anzufangen, von seiner verrückten Idee zurückzukommen. Major Nepomuk fühlte sich als Sieger und war mit sich zufrieden. Doch was war das? Unten im Garten schmetterte die Kavallerie-Paradepost und nach kurzer Pause ertönte das schöne Lied:

„Ich will vor deiner Thüre stehn,
Bis ich mein Liebchen hab' gesehn,
Und stünd' ich auch die ganze Nacht
Auf einsam stiller Liebeswacht," —

wie es schöner noch kein angeheiserter Tenor und kein begeisterter Trompetenbläser gen Himmel geschickt hatte. Der Major horchte hoch auf, — so was war ihm noch nicht vorgekommen. Ein Ständchen! Galt das ihm oder seiner Tochter? Nun ist's zu Ende, nein, da fängt es wieder an:

„Ich möchte wohl die Schildwacht sein,
Die jenes Haus bewacht,
Und unter Liebchens Fensterlein
Wohl schildern Tag und Nacht."

„Ha, das ist verständlich!" ruft der lauschende Major und springt mit einem ungeheuren Satz zum Bette hinaus. „Das kann nur Hantelmann sein." Wütend riß er das Fenster auf und rief herunter:

„Ich verbitte mir diese Ruhestörung, meine Herren" — weiter war jedoch nichts verständlich, denn sobald Rudolf die Stimme des Majors hörte, setzte er die Trompete an und schmetterte das Signal „Eskadron Galopp" so lange, bis der Major wütend das Fenster zuwarf.

Major Nepomuk war nun nicht der Mann, derartige Scherze ungerügt hinzunehmen, und Leutnant Hantelmann hatte daher folgenden Tages eine Flut von Grobheiten auszuhalten, die er jedoch mit Gleichmut hinnahm, dies umsomehr, als er wirklich hoffte, den hartherzigen Mann endlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er täuschte sich jedoch. Die beiden Freunde setzten zwar ihre gemeinschaftlichen Ständchen allabendlich fort, ein Erfolg war jedoch nicht zu erhoffen, denn wider Erwarten schien sich Nepomuk gar nicht mehr darüber zu ärgern, sondern ignorierte dieselben scheinbar gänzlich. Damit war denn der Zweck gänzlich verfehlt und die ausübenden Künstler gaben es endlich auf, auf diese Weise ihr Ziel zu erreichen.

Leutnant Hantelmann sah ein, daß er davon weiter denn je entfernt war, und seine Stellung war infolge jener Ständchen nunmehr so unhaltbar geworden, daß er drauf und dran war, seine Versetzung in ein anderes Bataillon zu beantragen. Bei der bevorstehenden Inspizierung seitens des Regimentskommandeurs wollte er seinen Antrag durch Vermittelung des Regiments-Adjutanten mündlich anbringen.

Der große Tag der Inspizierungen kam denn auch bald heran, und niemand sah demselben mit mehr Zagen entgegen, als der Major Nepomuk. Zwar war ja sein Bataillon, dank seinem Drilleifer, in bester Verfassung und brauchte keine Besichtigung zu fürchten, aber der neue Regimentskommandeur hatte noch ein ganz besonderes Steckenpferd, dem er, Nepomuk, sich leider durchaus nicht gewachsen fühlte. Der Oberst nämlich verlangte von seinen berittenen Offizieren, daß sie ihre Pferde nicht nur als Transportmittel betrachten, sondern auch schneidige Reiter sein sollten, — und an der Stelle war Nepomuk sterblich. Als daher das Bataillon eines schönen Morgens auf die große Heide hinausrückte, woselbst die Besichtigung stattfinden sollte, war der Kommandeur ganz gegen seine sonstige Gewohnheit äußerst kleinlaut und begann sogar, — was seit lange nicht vorgekommen war, — mit seinem ihm so verhaßten Adjutanten eine jener forcierten Unterhaltungen, mit denen er seine eigene Verlegenheit zu bemänteln versuchte.

Das Bataillon war kaum auf dem großen, vom Walde eingeschlossenen, Exerzierplatz angekommen und hatte sich in Front entwickelt, als auch der Regimentskommandeur mit seinem Adjutanten erschien und die Besichtigung ihren Anfang nahm. Nach der Paradeaufstellung wurde die sogenannte Bataillonsschule durchgenommen, also Wendungen, Marschübungen und Griffe. Dem nicht militärischen Leser sei bemerkt, daß bei allen Übungen auf der Stelle der Kommandeur so weit vor der Front hält, daß er seine Truppe vollkommen übersehen kann. In der Mitte des Bataillons, und zwar auf dem rechten Flügel der dritten Kompanie desselben, befindet sich die Fahne, welche von einem Unteroffizier getragen und von zwei andern rechts und links begleitet wird. Geht das Bataillon zum Salvenfeuer über, so gibt der Kommandeur das Kommando: „Legt an!" vor der Front, gibt sodann seinem Pferd eine kräftige Hilfe und sprengt durch die kleine Lücke, welche die zurücktretende Fahne gebildet hat, im Galopp hinter die Front, wo sodann das Kommando „Feuer!" zu erfolgen hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Platzwechsel seitens des Kommandeurs schneidig und präzis zu geschehen hat und daß vor allen Dingen das Pferd vollständig in der Hand des Reiters sein muß, und es ist daher diese Evolution ein kleines Paradestück, welches sich der Gunst ungeübter Reiter keineswegs zu erfreuen hat. Da nun Major Nepomuk, wie schon gesagt, ein sehr mittelmäßiger Reiter und seiner alten Rosinante keineswegs sicher war, so sah er diesem gefährlichen Moment schon seit lange mit Bangen entgegen.

Sein Gefühl sollte ihn denn auch nicht getäuscht haben. Der große Augenblick war gekommen, mit vibrierender Stimme ertönte das Kommando: „Bataillon soll chargieren — geladen! Mit Bataillons char — giert! Fertig! — Legt an! — Das Bataillon liegt im Anschlag und Nepomuk, seine Seele dem Höchsten befehlend, gibt seinem Schlachtroß die Eisen und saust auf Leben und Tod durch die Fahnenlücke, die alte Mähre aber hat die Geschichte falsch aufgefaßt und läßt sich nicht halten, entsetzt springen die hinter der Front stehenden Spielleute auseinander, Nepomuk rast hindurch über die Heide hin, in den Wald hinein, — und Roß und Reiter sah man niemals wieder. Vergebens wartet das im Anschlag liegende Bataillon auf das erlösende Kommando, mit großen Augen sieht der inspizierende Regimentskommandeur dem davonsausenden Major nach und ruft sodann laut:

„Setzt ab! Ich bitte, daß der älteste Hauptmann das Kommando übernimmt, — der Major ist zum Geier!"

Niemand konnte sich des Lachens enthalten und es mußte, um den nötigen Ernst wiederzugewinnen, längere Zeit „gerührt" werden. „Was, zum Teufel, reitet Ihr Major denn für einen Durchgänger?" fragte der Oberst den Leutnant von Hantelmann. „Ich habe gar nicht gewußt, daß der alte Herr ein so schneidiger Reiter ist, — das reine Rennpferd! Reiten Sie doch Ihrem Kommandeur nach, Leutnant von Hantelmann, und sehen Sie zu, wie die Sachen stehen, — ich wünsche nur, daß ihm kein Unglück passiert ist."

Während das Exerzitium nunmehr unter Kommando des ältesten Hauptmanns seinen Fortgang nahm, sprengte Leutnant von Hantelmann gegen den Wald hin, in welchem Major Nepomuk verschwunden war, und folgte, wie Leutnant Rudolf später bemerkte, „errötend seinen Spuren". Es währte auch nicht lange, da erblickte er die beiden Durchgänger, Roß und Reiter, ganz friedlich bei einander stehen. Das alte Streitroß ließ wehmütig die Ohren hängen und schien sich nach der soeben vollbrachten außerordentlichen Leistung ungeheuer dumm und strafbar vorzukommen, und Nepomuk machte den Eindruck eines armen Sünders, der zur Hinrichtung abgeführt werden soll.

„Nun, lieber Hantelmann", lächelte der geknickte Chef, „das ist eine schöne Geschichte, — der blaue Brief ist mir sicher. Sie sollen mich wohl holen?"

„Zu befehlen, Herr Major", sagte Hantelmann ganz dienstlich. „Ach, lieber Hantelmann", jammerte Nepomuk, „ich kann nach der Blamage unmöglich zum Bataillon zurückkommen. —"

„Aha", dachte Hantelmann, „jetzt ist meine Zeit gekommen, — jetzt oder nie!" — „Herr Major", sagte er laut und immer im strengsten Dienstton, „was kann Ihnen ein Leutnant für Rat erteilen? Der Herr Oberst haben mir befohlen, Sie zu suchen und zurück zu bringen; ich werde demnach melden, daß Sie im Walde stecken und —"

„Um Gottes willen, lieber Hantelmann, das wäre mein Todesstoß. Bitte, sagen Sie doch, ich wäre krank oder noch besser, mein Pferd wäre gestürzt“, flehte der Major.

„Herr Major, ein Hantelmann lügt nicht. Ich kann mir überhaupt auch nur einen einzigen Fall denken, in welchem ich bereit und fähig wäre, Sie aus dieser, wie ich zugebe, recht fatalen Situation herauszureißen“, sagte Hantelmann, indem er den Major ernst und fest anblickte.

„Nennen Sie mir diesen einen Fall, lieber Hantelmann, und sofern ich denselben herbeizuführen im stande bin, soll es gewiß geschehen“, bat der Major.

„Versprechen Sie mir auf Ehrenwort, daß Sie morgen die Verlobung ihrer Fräulein Tochter mit mir publizieren und in spätestens Jahresfrist die Erlaubnis zu unserer Verheiratung geben wollen. Nur aus Familienrücksichten, meinem zukünftigen Schwiegervater zu Liebe, kann ich, wenn auch nicht geradezu lügen, doch die Wahrheit ein wenig verschwiegen.“ „Nun denn, ins drei Teufels Namen, wenn's nicht anders sein kann, — ja“, rief der Major. „Aber ich werde nie vergessen, daß Sie mir meine Einwilligung abgezwungen haben.“ — „Herr Major“, entgegnete der Adjutant ernst, „diesen dreifachen Segen bedauere ich, nicht annehmen zu können. Auch von Zwang kann keine Rede sein, — ich zwinge Sie keineswegs, sondern ich habe nur, wie ich Ihnen seit lange vorausgesagt habe, meine Zeit abgewartet. Ihre Weigerung, — Sie verzeihen, wenn ich hier unter vier Augen meinen Standpunkt als Untergebener ein wenig verlasse, — war der pure Eigensinn. Ich liebe Ihre Fräulein Tochter, und sie liebt mich wieder; ich bin, wie Sie recht gut wissen, weder unbemittelt noch unsolide, ein Grund, mich in so schroffer Weise, wie Sie es bisher gethan haben, abzuweisen, ist sowohl mir, als jedermann sonst unerfindlich. Wenn ich nun heute Ihre Verlegenheit ausnutze, so verwerte ich als guter Soldat nur die Chancen des Krieges, den Sie selbst eröffnet und unausgesetzt mit mir geführt haben. Aber, so sehr und so lange ich den Sieg herbeigesehnt habe, ich verzichte darauf, wenn Sie etwa beabsichtigen sollten, den Krieg mit uns auch nach unserer Hochzeit fortzusetzen. Einen Schwiegervater, der mit seiner eigenen Tochter grollt, kann ich nicht brauchen, Herr Major, — ich gebe Ihnen daher Ihr Wort zurück und werde mit Geduld noch länger warten. Leben Sie wohl!“

Er wandte sein Pferd und ließ den verblüfften Major stehen. Dieser, von den Worten des Leutnants sichtlich ergriffen und von der fatalen und lächerlichen Situation, in der er sich befand, in dem Fundament seiner Dienststellung erschüttert, rief den langsam davon Reitenden zurück.

„Hantelmann“, sagte er, — und alle ihm sonst zur zweiten Natur gewordene Barschheit schien von ihm gewichen zu sein, — „Hantelmann, übereilen Sie sich nicht. Ich weiß ja längst, daß Sie ein braver und tüchtiger Offizier sind, aber ich ärgerte mich, daß Sie mich im Büreau sozusagen als eine Null betrachteten. Von meinem Schwiegersohn muß ich auch Achtung beanspruchen können. Lassen wir daher die alten Geschichten ruhen, — Sie sollen mir ohne alle Redensarten als Schwiegersohn herzlich willkommen sein. Mit mir ist's so wie so aus, die heutige Schlappe bringt mir den Abschied ein.“

„Das soll sie nicht, Herr Major“, sagte der Leutnant, indem er nunmehr seinem versöhnten Chef und Schwiegervater die Hand drückte. „Reiten Sie nur jetzt ruhig nach Hause, ... hier der Fußweg bringt Sie durch den Wald ungesehen auf die Chaussee. Für das übrige sorge ich.“ Während der Major zu Pferde stieg und gedankenvoll den Heimweg einschlug, sprengte Leutnant von Hantelmann zu dem noch immer exerzierenden Bataillon zurück und dem Oberst entgegen. „Nun, wie steht es denn mit Ihrem Major?“ rief der ihm schon von weitem entgegen. „Der Herr Major läßt sich ganz gehorsamst entschuldigen, Herr Oberst; er hat sich bei dem tollen Ritt im Walde den Rock total zerrissen und möchte sich in diesem Zustande nicht vor der Front zeigen —“ „Hm“, nickte der Oberst, „das läßt sich hören. 's ist ein schneidiger Reiter, wie ich es liebe. Weshalb mag denn das Pferd durchgegangen sein?“ — „Auch das hat sich aufgeklärt, Herr Oberst“, rapportierte Hantelmann pflichtschuldigst und zum Gaudium sämtlicher Offiziere des Bataillons, welche ebenso erstaunt, als erheitert zuhörten. „Es hatte sich unter der Schabracke eine Bremse festgesetzt, sodaß das gepeinigte Pferd nicht mehr zu halten war; wäre der Herr Major nicht ein so sicherer Reiter, so war das schlimmste zu befürchten.“ Der Oberst schien vollkommen überzeugt und erklärte, daß derartiges dem besten Reiter passieren könne. — Major Nepomuk aber hielt Wort und andern Tags wurde die Verlobung proklamiert und im Kasino glänzend gefeiert. Zu dieser Feier trug die Anwesenheit des Regimentskommandeurs wesentlich bei, der es sich nicht nehmen ließ, auf das Wohl des Brautpaares einen schwungvollen Toast auszubringen, wobei er nicht verfehlte, auch die hervorragenden dienstlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften des Brautvaters in das gehörige Licht zu stellen.

Im darauffolgenden Winter gab es sodann eine lustige Hochzeit, bei welcher Leutnant Rudolf selbstverständlich den Brautführer machte. Der lustigste war der Brautvater, dessen Stern tags zuvor im ursprünglichsten Sinne des Wortes aufgegangen war, — er war Oberstleutnant geworden.

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.

„Der Mann mit der Pelzmütze.“ Originalradierung von Rembrandt v. J. 1631.

zu erzählen weiß. Koch hat viel erlebt. Im Jahre 1826 in Berlin geboren, hat er es in seiner Jugend schwer genug gehabt, aber er hat den Kampf mit dem Leben ebenso zäh wie erfolgreich geführt. Er hat sich nie darauf beschränkt für den Broterwerb zu arbeiten, sondern ist sich immer bewußt geblieben, daß er im Dienste der Kunst steht. Allezeit hat er rastlos darnach gestrebt sich fort und fort weiter zu bilden. Selbst als eine Krankheit sein, des Zeichners, Augenlicht bedrohte, hat er nicht verzagt und heute steht er nach allen Richtungen hin in schönen und gefestigten Verhältnissen. So frisch, wie er das Leben zeichnet, so steht er in ihm, nach allen Seiten hin engagiert. In seinem Wohnungsort — Rixdorf bei Berlin — in kommunalen Ämtern im Interesse der Mitbürger unermüdlich und erfolgreich thätig, das geliebte Haupt einer im schönsten Kunststreben eng verbundenen Familie, ein hochgeschätzter Illustrator, ein treuer, gastfreier Freund, so lebt er — jetzt achtundfünfzig Jahre alt — als ein ganzer Mann und ein ganzer Künstler.

Unser Koch.

Nach dem Leben gezeichnet von R. Knötel.

Wir bringen unseren Lesern heute das Bild eines Mannes, an dessen Bildern sie sich seit so manchem Jahre erfreuet und den sie gewiß schon seit lange lieb gewonnen haben, das Bild von Karl Koch. Wir beobachten ihn heute bei seiner Arbeit. Mit klugem heiterem Blick schaut er hinab in den menschenerfüllten Saal unter ihm, um, was er dort erblickt, mit geschicktem Stift festzuhalten aus der Zeit für die Zeit. Sobald er die Skizze vollendet hat, wird er nach Hause eilen und das Bild entwerfen, das die nächste Beilage des Daheim zieren soll. Mit diesen Bildern aus der Gegenwart heraus hat es Eile, darum ist unser Künstler mit allem Eifer über der Arbeit. Da wird ihm ein Telegramm gebracht: „Russische Deputation für No. so und so. Daheim-Redaktion“ und allsogleich geht es hinaus auf die Jagd nach der russischen Deputation, denn diese muß festgehalten werden, so lange sie da ist. Ist die Skizze zu Papier gebracht, so wird wieder zum ersten Bilde gegriffen. Endlich ist dieses fertig und zur Post gegeben, um in Leipzig in Holz geschnitten zu werden. Vergnügt reibt unser Koch sich die Hände, für die Russen hat er jetzt Zeit. Da klingelt es und ein Mitarbeiter des Daheim tritt ein. „Verehrter Herr Koch, wir müssen Freitag für das Daheim nach Magdeburg, heißt es. Ich habe, wie Sie wissen, bei Gruson angefragt; es ist den Herren recht, wenn wir Freitag erscheinen. Ich aber kann Freitag am besten fort. Nicht wahr, Sie lassen mich nicht im Stich?“ „Also Freitag!“ ist die Antwort. „Gut“. Und als der Freitag kommt, sind die Russen unterwegs nach Leipzig, Koch und sein Begleiter aber fahren nach Magdeburg.

Es ist eine Freude, mit unserem Koch zu arbeiten. Niemand schafft schneller als er, pünktlicher, geschickter. Er hat eine ganz wunderbare Gabe, Personen ihr innerstes Wesen abzusehen, den malerischen Mittelpunkt eines Vorganges, den Kern der Sache zu treffen. Wenn er ein Thema vorschlägt — und das geschieht sehr oft, können wir sicher sein, daß es geschildert zu werden verdient. Aber wozu Eulen nach Athen tragen? Was er als Künstler in den Beilagen unseres Blattes leistet, weiß jeder unserer Leser. Nur darauf sei noch aufmerksam gemacht, wie wunderlieblich Kinder von Koch gezeichnet werden.

Wenn einer unserer Mitarbeiter mit Koch gereist ist, so kommt er stets ganz entzückt von seinem Reisebegleiter nach Hause. Auch wir freuen uns immer herzlich, wenn ein Vorgang in Leipzig uns Gelegenheit bietet, ihn zu uns zu bitten. Es gibt nichts, was den trefflichen Mann nicht interessiert, kaum etwas, wovon er nicht hübsch

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Die Freifrau wußte, daß ihr Bruder ihre Kinder richtig beurteilte, und es beruhigte sie, daß sie sich vor jeder Zumutung sicher halten durfte, einen Druck auf dieselben zu üben. Um so mehr war sie erstaunt, als er fortfuhr: „Wir müssen Margaretes Einfluß zu benutzen suchen.“ „Margaretes? — die nach deinem eigenen Willen weder Recht noch Gelegenheit haben wird, ihren Einfluß geltend zu machen?“ — „Wir verstehen uns nicht, Sophie! — Ich meine, wir müssen Margarete benutzen, ihn fern zu halten! — Er darf Europa nicht betreten, bis die fatale Angelegenheit völlig geordnet ist. — Laß ihm durch Margarete schreiben, — oder besser, schreibe du ihm — doch das überlasse ich dir. Ihr Frauen versteht euch auf die Durchführung so delikater Sachen besser als wir! — Er schreibt mir, daß er nach seiner Heimkehr auch die Angelegenheit mit Margarete zu einem glücklichen Ende zu führen hoffe, — daß er meiner Zustimmung gewiß sei, daß er sich ihrer Liebe sicher fühle 2c. — Wenn er sich gegen Margarete selbst ausgesprochen hat, wie ich aus seinen Äußerungen schließe, so wird es an dir sein, sie zu veranlassen, seine Bewerbungen zurückzuweisen. Ich habe dir bereits erklärt, daß ich in eine Verbindung der Kinder nicht willigen kann, ehe es festgestellt ist, daß Margarete ein hinreichendes Vermögen besitzt, um ihnen eine standesgemäße Existenz zu sichern. — Doch das ist für jetzt Nebensache; unsere augenblickliche Aufgabe ist, Felix an Orten festzuhalten, wo es unmöglich ist, daß ihn eine Aufforderung der Gegner erreicht. — Laß sie zuerst an ihrem Siege verzweifeln, — dann biete ihnen großmütig einen Vergleich, wie er uns paßt, Sophie!“

Die Freifrau saß unbeweglich in ihrer Sofaecke; sie hatte sich vornüber gebeugt, ihre Ellbogen ruhten auf ihren Knieen und das Gesicht war in den Händen begraben. Ihr Herz schlug fast hörbar. Ihre Hoffnungen, wie ihre Befürchtungen waren eingetroffen. Ihr Bruder wußte einen Rat, der sich durch die Aussicht auf Erfolg ihrem Herzen einschmeichelte, — aber es war ein Rat, der gegen die Forderungen des Gewissens ging. Er verlangte scheinbar nichts Unrechtliches; und doch, — er hatte den bewußten Zweck, die Witwe ihres Stiefsohnes durch Entziehung des rechtlichen Mittels, ihren Anspruch zu beweisen, aus ihrem Besitz zu drängen. — Lange zögerte sie, ohne sich zu einer Antwort zu entschließen. — Indessen wartete der Oberst ohne alle Ungeduld. Er wußte, daß sie heute, wie immer, sich seinen Grün-

den beugen werde. Er stand auf, ging ein paarmal auf und ab, zog die Vorhänge auseinander und warf einen Blick in den mondbeschienenen Park hernieder. Dann kehrte er zu seinem Platze zurück und versenkte sich ruhig wartend in die weichen Polster. — Er war überzeugt, daß sich sein Schweigen jetzt wirksamer erweisen werde, als weiteres Drängen.

Sie kämpfte, aber sie kämpfte mit dem vollen Bewußtsein, daß sie unterliegen werde. Das zeigte sich schließlich in dem Gegengrund, den sie geltend machte, indem sie den Hauptgrund, der ihrer Weigerung eine feste Stütze gegeben haben würde, umging und zu Ausflüchten ihre Zuflucht nahm.

„Aber Margarete!" sagte sie endlich zögernd. „Das arme Kind!"

„Sei nicht thöricht, Sophie! — Indem du sie jetzt nötigst, ihren Herzenswunsch scheinbar aufzugeben, bietest du ihr die Mittel, ihn zu erreichen. — Margarete würde niemals Felix besitzen, wenn Manfreds Erben den Sieg behielten; laß sie jetzt Felix' Hand mit Ernst zurückweisen, — das einzige Mittel, ihn sicher fern zu halten — und du wirst ihr ein Vermögen sichern und mich so glücklich machen, jeden Einspruch gegen ihre Verbindung zurückziehen zu können!"

Frau von Ellern sträubte sich noch immer. Sie hatte noch nicht alle ihre Pfeile verschossen. Sollte sie dem Bruder ihr ängstlich gehütetes Geheimnis mitteilen? Sie machte einen Versuch. „Konrad, es gäbe noch einen anderen Weg! — Wenn" — sie zögerte und stockte. „Wenn es möglich wäre, — du weißt, wie erfinderisch die Not macht! — Wenn es möglich wäre, eine Bekanntschaft zwischen Ulrich und der Erbin herbeizuführen, — sie soll schön und liebenswürdig sein! Eine solche Verbindung würde manches ausgleichen!"

Der Oberst lachte spöttisch. „Ich muß dir zugeben, daß wenigstens dich die Not zu wunderlichen Erfindungen treibt! — Hast du etwa Ulrich den Plan entdeckt?"

Frau von Ellern schüttelte nur leise den Kopf.

„Ich wollte dir auch bemerken, daß dies der sicherste Weg wäre ihn unausführbar zu machen. Ulrich hat keine Anlage, sein Herz zu verkaufen. Sein Stolz würde sich von dieser Erbin abwenden und das Herz würde folgen!"

Frau von Ellern schwieg, sie hatte sich dasselbe gesagt und deshalb jede Andeutung gegen Ulrich vermieden.

„Übrigens," fuhr der Oberst fort, „würde eine solche Verbindung sehr weniges ausgleichen. Für dich und deine Töchter würde sich die Lage nicht bessern; ihr würdet genötigt sein, die Gnade der Gattin Ulrichs anzunehmen, um zu leben!"

Die Freifrau stöhnte. Ach alles, was der Bruder in rücksichtsloser Schärfe aussprach, hatte sie seit lange in angstvollem Herzen bewegt. Sie hatte Lucy im Hause behalten; sie war weder fördernd noch hindernd eingeschritten, seit sie erkannt hatte, wer das Gastrecht ihres Hauses genoß. Sie hatte bemerkt, wie sowohl Lucy als Ulrich im Verkehr miteinander zurückhaltender geworden waren; sie hatte sowohl Hoffnungen wie Befürchtungen in den Hintergrund geschoben. Sollten ihre Vermutungen sie nicht täuschen, so war für Ulrich der Besitz zu retten; für sie aber und ihre Töchter war jede Aussicht verloren.

Sie saß noch immer in der gleichen Stellung, ohne den Bruder anzusehen. — Wieder kam ihr die alte Klage. Warum war sie nicht skrupellos, wie er? — Oder warum hatte sie nicht die Kraft, ihrem Gefühle zu folgen? — Grausam zwang sie das Schicksal immer den Weg zu gehen, den sie so gerne gemieden hätte! — Daß in einem einfachen Befolgen der inneren Stimme, — in dem Vertrauen, daß dem, der ihrer Mahnung folgt, auch die Verhältnisse sich beugen müssen, die Heilung für ihr Gemüt, wie auch die Wendung ihres Schicksals liegen müsse, — das kam ihr nicht in den Sinn.

Wie sie es vorher wußte, so vollzog sich ihre Entscheidung. Ihr Rechtsgefühl unterlag stets, wo es keinen äußeren Bundesgenossen hatte. „Was willst du Ulrich raten?" fragte sie.

„Abzuwarten."

„Was soll ich Marwitz antworten?"

„Daß du dem Recht seinen Gang lassen wollest."

„Dem Recht! — O Konrad, du bist grausam!"

„Beruhige dich, Sophie! — Sieh die Dinge nicht tragischer an, als sie sind! Was ist „Recht"? Ist es etwa „Recht", daß die Witwe des Taugenichts, des Verbrechers, des Mannes, der des Onkels Herz gebrochen, den Besitz erhält, dessen er selbst sich verlustig gemacht hat? — dessen du sicher wärest, wenn nicht ein rasendes Weib ihre wahnsinnige Hand zwischen dich und dein „Recht" gestreckt hätte? — Ist's nicht dein „Recht", das Deine wieder zu gewinnen? — Ist es nicht das „Recht" jeder Mutter, für ihre Kinder zu sorgen? — Wenn du hier Recht und Unrecht abwägen willst, so möchte das Zünglein auf beiden Seiten gleich stehen!"

Die Freifrau hörte gerne zu. Jedes seiner Worte that ihr so wohl. Er war ein kluger und treuer Bruder!

„So muß es geschehen?" fragte sie noch einmal.

„Es muß!"

„Gut! — Ich werde morgen mit Margarete sprechen."

XVI. Ein Schachzug.

Der Oberst war durchaus nicht geneigt, sich den nächsten unausbleiblichen Folgen seines Rates auszusetzen. Er war kein Freund von traurigen Gesichtern, niedergeschlagenen Augen und Thränenspuren; er sagte sich selbst, daß er ein zu weiches Herz dazu habe. So war er denn frühzeitig am nächsten Morgen zur Abreise bereit. Wichtige Geschäfte, die ihn zur Hauptstadt zurückriefen, lagen für ihn immer vor, wenn auch niemals jemand erfuhr, worin sie bestanden.

Ulrich, der ihn vor dem Frühstück auf seinem Zimmer aufsuchte, fragte ihn, ob er die besorglichen Nachrichten aus London erfahren habe?

„Gewiß, mein lieber Junge!" antwortete er. „Deine Mutter hat mit mir davon gesprochen. — Aber willst du nicht eine von meinen Havannas versuchen? — Es ist eine milde Sorte, die ich dir empfehlen kann!"

„Danke, Onkel! — Ich rauche nicht vor dem Frühstück! — Was sagst du zu Marwitz' Vorschlag in betreff eines Vergleichs?"

„Pah! Unsinn, lieber Junge! — Laß sie uns erst Beweise bringen, ehe wir betteln kommen."

„Du hast Marwitz' Brief gelesen, Onkel? — Ich muß dir gestehen, es beunruhigt mich, daß Mama mir etwas zu verbergen scheint!"

„Was sollte sie vor dir zurückhalten? — Es wird ihr schwer, die traurige Angelegenheit wiederholt zu besprechen, das ist alles! — Frauenweise, mein Junge! Sie scheuen sich anzufassen, was sie verwundet!" — Und der Oberst klopfte gleichmütig die Asche von der Zigarre.

„Marwitz nimmt an, daß Manfreds Witwe ihren Anspruch beweisen kann," begann Ulrich noch einmal.

„So laß sie's thun, mein Junge! — Wenn sie im Rechte ist, so kenne ich dich gut genug, um überzeugt zu sein, daß du der Letzte bist, der ihr ein Jota desselben schmälern möchte! — Im schlimmsten Fall werden sich für dich und deine Mutter und Schwestern andere Bahnen finden."

„O Onkel Konrad!" rief Ulrich bewegt, „hast du zu Mama in diesem Sinne gesprochen? — Es ist ein Gesichtspunkt, den es ihr so schwer wird, aufzufassen! — Für sie hängt alles Glück an unserer Stellung und an dem Besitz dieser Güter. Ich wollte, es gelänge dir, sie zu überzeugen, daß noch manche Quelle des Glücks in uns selbst liegt, die nicht versiegen kann, auch wenn wir hier vertrieben werden sollten."

Der Oberst war doch nicht hart genug, um nicht in diesem Augenblicke einige Verlegenheit zu fühlen. Aber er sammelte sich schnell, und indem er Ulrich ermutigend auf die Schulter klopfte, sprach er: „So recht, lieber Junge! Und bei deiner Mutter wird sich der Mut auch finden, wenn die Verhältnisse ihn erfordern! — Vorläufig aber laß uns die Beweise unserer Gegner in Zweifel ziehen, bis sie uns überzeugen, und keinen Schritt von dem weichen, was unser rechtmäßiger Besitz ist, bis uns das Gegenteil klar und unwiderleglich bewiesen ist.

Drohungen sind wohlfeil, Ulrich. — Wer zu Drohungen schreitet, beweist mir, daß er sich schwach fühlt!"

„Ich möchte dir glauben," seufzte Ulrich, „schon um einmal den Druck abschütteln zu können, der alle meine Thatkraft einengt. — Aber Onkel, ich wollte, du bliebest wenigstens heute noch hier!"

„Geht nicht, mein Junge, geht nicht! — Ich bin als alter Soldat gewöhnt, mich der Notwendigkeit widerstandslos zu fügen. — Und so kommandiere ich jetzt „zum Frühstück!" und danach „zum Aufbruch!"

Else und Margarete waren im Frühstückszimmer anwesend, die Freifrau ließ sich durch Unwohlsein entschuldigen. Margaretes geduldig fragende Augen waren ihrem Oheim so unbehaglich, daß er die Mahlzeit so viel als möglich beschleunigte, und die Geschwister, denen es schwer ward einem gleichgültigen Gespräch Interesse abzugewinnen, sahen ihn schließlich gern aufbrechen. Sein Besuch hatte ihnen wenig von der erhofften Erleichterung gebracht.

Gleich nach dem Frühstück ließ Frau von Ellern ihre älteste Tochter zu sich bitten. Margarete, die, seit ihr Onkel, ohne ihr ein bezügliches Wort zu sagen, abgereist war, an dem Ausfall der getroffenen Entscheidung keinen Zweifel hegte, betrat das Zimmer mit niedergeschlagenen Augen und einem Gesicht, das von einer durchwachten Nacht zeugte, sonst aber völlig gefaßt.

Die Freifrau, die in tödlicher Angst vor diesem Augenblick mühsam nach Entschlossenheit gerungen hatte, fühlte jetzt, da sie das Kind vor sich sah, dem sie nach einem grausamen Zwang die tödliche Wunde schlagen sollte, alle ihre Fassung plötzlich schwinden. Sie breitete beide Arme aus, und ohne daß von einer der beiden Seiten ein Wort gefallen war, eilte Margarete auf die Mutter zu, kniete vor ihr nieder und verbarg ihr kaltes Gesicht in ihrem Schoß.

„Du weißt es, mein Herz, ich brauche dir's nicht zu sagen!" flüsterte Frau von Ellern. — „Ich weiß es, Mama!"

Frau von Ellern strich mit ihren bleichen Fingern durch des Mädchens blondes Haar. Beide sprachen lange kein Wort. Margarete weinte nicht; ihre Mutter konnte nur ihr Herz deutlich gegen ihr Knie schlagen fühlen. — Endlich beugte sie sich nieder und fragte leise: „Willst du ihm schreiben, oder soll ich es thun, armes Kind?"

„O Mama, was sollte ich ihm schreiben, was ihn wirklich die Hoffnung aufgeben ließe? — Er wird immer herausfühlen, daß ich ihn liebe, — und er wird von mir keinen andern Grund annehmen, als den einen, den ich nicht geben kann. O Mama, es ist so hart für ihn!"

Frau von Ellern erschrak. — So konnte er also doch kommen und alle ihre Berechnungen zu schanden machen, wenn sie nicht selbst sich ins Mittel legte. Und das hätte sie so gern vermieden!

„So will ich ihm schreiben!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Dann setzte sie hinzu: „Sage mir, Margarete, seit wann hast du keine Verbindung mit Felix unterhalten?"

„Wir haben niemals Briefe mit einander gewechselt, Mama, bis auf den einen, den ich dir gegeben habe."

Frau von Ellern atmete auf. Sie hatte eine beunruhigende Furcht gefühlt, daß Margarete von dem Besuche in Manfreds Hause und von dem Beistande, den ihr Vetter dessen Kinde geleistet, Kenntnis haben könne. Margaretes Antwort beruhigte sie in diesem Punkte völlig; so wußten also weder Ulrich noch Margarete darum, welch' eine wichtige Rolle in der aller Interesse so nahe berührenden Angelegenheit Felix spielte, und selbst, wenn sie die Details der Londoner Mitteilungen erfuhren, oder Ulrich direkt mit Marwitz verkehrte, wovon sie ihn nicht zurückhalten konnte, so war's nicht denkbar, daß ihnen eine Ahnung des Sachverhalts kam. Herr von der Marwitz wußte so wenig, als Mr. Oldcastle über die Person des gesuchten jungen Arztes.

Die Freifrau preßte ihre Lippen auf den gesenkten Kopf der Tochter. „Du bist ein gutes, gehorsames Kind, Margarete! — Gott wird dich noch segnen, meine Tochter!"

„O Mama! Ich bin nicht gehorsam. — Ich werde ihn immer lieben! — Und ich würde ihm nicht schreiben können, ohne daß er's aus jeder Zeile herauslässe!"

Des armen Mädchens Schmerz war so fühlbar in diesen Worten und in der Art, wie sie sie hervorstieß, daß Frau von Ellern tief erschüttert war. Aber sie fühlte, sie durfte jetzt nicht weich werden. „Ich werde die Sache abmachen," sagte sie mit mehr Entschiedenheit, als sie bisher gezeigt hatte. „Du wirst selbst fühlen, daß es sich weder für mich, noch für dich geziemt, an einer Verbindung festzuhalten, die sein Vater so entschieden mißbilligt."

„Er wird nicht von mir lassen, Mama!"

„Dafür werde ich sorgen!" sprach die Freifrau scharf. — Margarete wollte sich verletzt aufrichten, aber ihre Mutter zog ihren Kopf zärtlich an sich und machte die augenblickliche Schärfe durch verdoppelte Zärtlichkeit gut.

Margarete ging ruhiger, als sie gekommen, auf ihr Zimmer zurück. Die Entscheidung war gefallen, und sie fühlte mehr Kraft, sie zu ertragen, als sie zu erwarten. Sie war sich kaum bewußt, daß sie, trotz all' der für ihre Hoffnung geradezu vernichtenden Umstände, aufrecht gehalten wurde durch den festen Glauben, den sie soeben ihrer Mutter gegenüber ausgesprochen hatte: „Er wird nicht von mir lassen!"

Ein großer Trost war es für sie, daß sie in einem Zustande der Aufregung Else erlaubt hatte, in ihr Geheimnis zu blicken. Sie fand sie auch jetzt auf ihrem Zimmer, bereit, sie mit den weichen Armen zu umfassen, ihre Thränen mit denen der Schwester zu mischen und ihr dabei immer wieder ins Ohr zu flüstern: „Er hat dich so lieb, Gretchen! — ich würde nicht verzagen!"

Und so fingen in Ellernbrunn die Tage wiederum an, ihren gewöhnlichen Gang zu gehen. Das Sprichwort „in every house a skeleton" traf wohl nie buchstäblicher ein, als in diesem Familienkreise, in welchem fast jedes Glied sein eigenes Geheimnis im Herzen verschlossen trug. Und dennoch verband alle zugleich so viel gemeinsame Liebe und gemeinschaftliches Interesse, daß jedes seinen Trost in der liebevollen Gemeinschaft der übrigen suchte, und den eigenen Kummer zeitweise vergessen konnte.

Lucy hatte nie mehr als eine Ahnung davon gehabt, daß ein Druck auf der ihr so teuer gewordenen Familie laste. Mit der ihr eigenen Zurückhaltung vermied sie es, sich über die Natur dieses Druckes Aufschluß zu verschaffen. Es war ihr genug, daß sie von allen gern gesehen wurde und daß ihre Anwesenheit indirekt dazu beitrug, jedem Einzelnen die Last zu erleichtern. Vierzehn Tage nach Abgang ihres Briefes erhielt sie eine Antwort von Mr. Oldcastle, kurz und geschäftsmäßig. Er teilte ihr mit, daß er ihre Entscheidung nicht für die richtige ansehen könne, obgleich er sich ihr zu fügen gezwungen sei, er aber von ihr fordere, daß sie einen übereilten Entschluß nicht auch übereilt ausführe. Er schlage ihr vor, drei Monate lang jede Thätigkeit in der bewußten Angelegenheit einzustellen, und behalte sich vor, ihr nach Ablauf dieser Frist die Sache noch einmal vorzulegen, und etwa neuerdings bekannt gewordene, die Sachlage betreffende Umstände ihrer Kenntnis zu unterbreiten. Bis dahin beschwöre er sie, die Angelegenheit in die reiflichste Überlegung zu ziehen, und erst dann werde er sich gebunden halten, die nochmals von ihr getroffene Entscheidung zur Ausführung zu bringen.

Lucy seufzte. Sie konnte es nachfühlen, wie ihre treuen Freunde enttäuscht sein mußten, die sie bereits in Pracht und Herrlichkeit in ihrem Reiche hatten als Königin thronen sehen, und sich nun darein finden sollten, sie wieder in die arme Governeß zurückverwandelt zu sehen. Es that ihr ebenso leid, daß andere ihretwegen noch länger in aufregender Angst erhalten werden mußten, — aber sie fühlte auch zugleich, daß sie kein Recht hatte, Mr. Oldcastles, wie sie sich selbst sagen mußte, verständigen Vorschlag zurückzuweisen. So fügte sie sich in den Aufschub in dem vollen Bewußtsein, daß ihr Entschluß dadurch in keiner Weise geändert werden konnte.

Bauernprotest. Ge-

malt von Ferd. Brütt.

XVII. „Sie weiß es!"

Es war an einem heißen Julinachmittage, das Laub der Parkbäume hing matt und bewegungslos herab, die zarten blauen Waldglocken und Feldnelken ließen erschöpft die Köpfe sinken, Vögel und Insekten suchten die dichtesten Stellen des Waldschattens und der Gärtner war mit seinem Gehilfen beschäftigt, ein Wasserfaß rund um die Rasenplätze und die in aller Sommerpracht strahlenden Blumenbeete zu führen, um mittels der Schlauchspritze einen erquickenden Staubregen auf die durstenden Pflanzen fallen zu lassen.

„Verspüren Sie nicht eine unwiderstehliche Neigung, sich niederzulegen und den köstlichen Guß über sich hersprudeln zu lassen, Lucy?" fragte Else, die mit Lucy auf einer Bank im Schatten des Parkes saß, die Hände müßig in den Schoß gelegt, während die Handarbeit, mit der sie beschäftigt gewesen, zu ihren Füßen ins Gras geglitten war.

Lucy lächelte. „Noch mehr würde ich mich an die See wünschen, Else! Solch' Wetter erweckt unwillkürlich die Sehnsucht nach der kräftigen Kühle, dem erfrischenden Wasserduft, dem erquickenden salzigen Lufthauch, den die Wellen aus dem Reich der Tiefe mitbringen. — Waren Sie nie an der See?"

„Niemals! — und das ist schlimm genug für die Schwester eines Seemanns, nicht wahr? — Aber Mama war immer zu ängstlich, den Onkel fremden Händen zu überlassen, und so sind zu einer Badereise nie mehr als Pläne gemacht worden."

„Aber jetzt würden Sie frei sein, eine zu unternehmen?" frug Lucy, mehr um etwas zu sagen, als um einer Antwort willen. „Frei!" Else seufzte tief. Lucy sah sie einen Augenblick betroffen an; es war nicht das erste Mal, daß sie diesen Ausdruck schmerzlichen Ernstes in Elsens Gesichte wahrnahm.

Sie saßen Beide allein. Ulrich war auf seinem Zimmer, wie er überhaupt in letzter Zeit wenig in ihrer Gesellschaft lebte. Er war mehr als je mit seinen Studien beschäftigt, fest entschlossen, sich unabhängig von der schwankenden Hoffnung auf Güterbesitz zu machen. Er würde am liebsten in einer Stadt gelebt und seine juristische Laufbahn an einem großen Gerichtshofe wieder aufgenommen haben, wenn Herr von der Marwitz nicht nach wie vor diesen Schritt widerraten hätte. Bis jetzt waren von den Gegnern keine gerichtlichen Schritte angemeldet; weder in der Umgegend noch in den ferneren Bekanntenkreisen waren Zweifel über die Erbberechtigung der Freifrau und ihrer Kinder aufgetaucht, und der alte Rechtsgelehrte war der Meinung, daß es nicht wohlgethan sei, wenn Ulrich durch einen auffälligen Schritt solche Zweifel selbst ins Leben riefe. Dieser Grund, abgesehen von der natürlichen Scheu, sich in einem Kreise zu bewegen, in welchem ihm die Voraussetzung eines Ranges und Besitzes, zu dem er keine Berechtigung fühlte, ein unverdientes Ansehen geben mußte, hielt ihn in Ellernbrunn fest, während Lucys Anwesenheit dem Aufenthalt einen Reiz verlieh, dem er sich je länger, je weniger zu entziehen vermochte, obgleich er seine immer mehr zur Leidenschaft anwachsende Zuneigung in den Schranken einer strengen Zurückhaltung hielt. (Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Bauernprotest.

(Zu dem Bilde auf S. 220 und 221.)

Unser Bild versetzt uns in vergangene Tage. Denn heutzutage ist der Bauer um ein gutes Stück klüger geworden als er dazumal gewesen, als zum erstenmal das Dampfroß sich den Weg durch seine Felder bahnen wollte. Jetzt weiß er, daß es sein größter Schade ist, wenn das Roß, weil es scheu gemacht, ein paar Stunden seitab springt und ihn links liegen läßt. Aber damals war's so, wie der Maler richtig, als ob er dabei gewesen, dargestellt hat. Da sitzen sie denn am langen grünen Tische, die Herren von der Kommission — dies Wort ist dem Bauern an und für sich schon etwas Bedenkliches — und der Herr Präsident hat heute noch extra seinen Frack und die weiße Halsbinde zu Ehren des Tages angelegt. Er hört in voller Objektivität zu und verzieht wohlwollend keine Miene bei den Ausführungen des Hauptsprechers der Gegenpartei, die weder an Demosthenes, noch an „Knigges Umgang mit Menschen" erinnern mögen. Mag ihn selbst eine Anwandlung von Wehmut überschleichen, daß in die stillen Fluren und Dörfer hinein ein völlig neues Element kommt, und im stillen den Alten bewundern, der seine Heimatflur so tapfer verteidigt, den erbeingesessenen Besitz — kurz von seiner Seite ist nur Wohlwollen und Entgegenkommen. Und auch an dem Rate fehlt's nicht, der sich die Brille vorgeschoben, um besser hören zu können, denn die meisten Menschen hören ebensogut durchs Auge als durchs Ohr. Er nimmt die Sache offenbar sehr ernst, und sein eigenes Alter lehrt ihn Geduld mit dem widerharigen Graukopf. Auch die vier andern ältern Herren sind prächtige Amtsgesichter. Denn das Amt prägt nachgerade dem Menschen (nicht bloß dem Priester) einen „character indelebilis" auf — ein unauslöschliches Merkmal, sodaß man oft beim ersten Anblick, mögen die Leute in einem Aufzug sein, in welchem sie wollen, ausrufen möchte: — „Kommerzienrat! Major! Geheimer Rat! unverkennbar!" Die beiden zur Linken des Präsidenten haben ein „Separatgespräch", wozu notwendig die Prise genommen sein muß, ohne welche nichts Wichtiges entschieden werden kann. Aber in dem Assessor zur Rechten, den Monocle kunstmäßig nach langen Studien ins Auge gepreßt, redet der moderne Mensch. „Welche antiquierten Anschauungen", sagt er lachend zu sich, als er den Bauer hört, „alles vollständig unbegründete Einwände! Gelungener alter Kerl." Dagegen bemüht sich der jugendliche Ingenieur dem einsichtigen Bauern an der Karte klar zu machen, daß nur so und nicht anders die Bahn gehen könne und gewiß nicht außerhalb ihres Vorteils die Sache liege.

Aber nun die Gegenpartei. Sie wurde geladen, aber sie ist noch mehr selbst geladen. Sie haben sich's überlegt, was sie sagen wollen, und schicken den Alten ins Gefecht voran, der wohl das beste Mundstück hat, und halten ihre Reserven im Hintergrunde. „Ihr Herrn", will wohl der beredte Mund sagen, „ihr könnt nicht mit uns Bauern umgehn, wie ihr wollt. Das geht ja gerade durch unser bestes Feld und verdirbt uns allen Boden. Der Acker da gehört der Gemeinde, der andere dem „Heiligen" oder „Armenfund", dort liegt dem Ölmüller, meinem Schwager, sein Acker und hier meiner, da wird nichts draus. Und dann macht der Dampf alles kaput, daß nichts nachwächst, und fremdes Volk kommt daher und wirtschaftet in der Gegend herum. Wollt ihr denn mit Gewalt uns verderben? Was nützt mir das Stück Geld, das macht noch keinen glücklich, unsere Ruh wollen wir haben. Laßt uns aus mit eurer Eisenbahn! Da fahren sie uns gerad ins Ort hinein, und kein Mensch hat mehr zu fahren, kein Wagner und Hufschmied mehr zu arbeiten, kein Fuhrmann kehrt mehr ein; der goldene Löwe ist hin, der Hirsch ist hin, der blaue Stern kann auch zusammenpacken, alles von wegen deren lumpigen Eisenbahn. Kein Mensch will mehr zu Haus bleiben, die Jungen wollen Eisenbahnfahren. Laßt uns aus und fahrt hin, ihr Herrn, wohin ihr wollt. Nix für ungut, meine Herrn, aber's kann nicht sein." Und die Drei dahinten denken: „Gelt aber, der sagt ihnen wo Bartel den Most holt, jetzt wissen sie nicht mehr wo naus." Aber der am Fenster scheint so ein „okulierter und veredelter" Landwirt zu sein, und möchte doch auch ein Wörtlein mitsprechen, denn wer weiß, ob's die Gemeinde nicht hinterher reut, daß sie den Herren widersprochen hat. Man kann ja nicht wissen „wie und wann und woso."

Aber die Sache geht doch ihren Gang und schnell wie das Unglück reitet auch das Dampfroß und saust über ererbten, angestammten Besitz, wie über das jüngst erworbene Äckerlein der Witwe, der ihr kleines Stückchen mit großem Gelde bezahlt wird; drum hält sie's mit der Eisenbahn seitdem. Denn die blanken Thaler haben auch eine Zauberkraft. Oder aber, es droht ein Wort, das schon an sich des Eindrucks nicht verfehlt, wenn man's nur richtig und mit dem gehörigen Nachdruck ausspricht: „Expropriation". Das steckt den „Herren" bei allem ruhigen Zuhören als richtiger „Seelenwärmer" im Herzen. Vielleicht, daß das Wort denselben Dienst thut, wie bei jenen Bauern, denen der Landrat einen Chausseebau aufreden sollte, zu dem sie eigentlich nicht verpflichtet waren. Die Bauern weigerten sich wie billig, und die Regierung riet, es noch einmal zu versuchen und die Widerspenstigen zu „persuadieren". Das war für den Landrat wie gemacht. Er las das Aktenstück mit gehörigem Nachdruck vor und fragte zum Schluß: „Nun frage ich — wollt ihr die Chaussee gutwillig bauen oder perschwadiert sein?" Da meinten sie, sie wollten noch lieber gutwillig bauen als persuadiert sein.

Oder zum letzten — die Bahn geht einen andern Weg, die Bauern haben das Nachsehen und kommen später mit Klagen. Und wenn man ihnen sagt: „Ihr habt ja nicht anders gewollt" — dann geben sie mit jenem Bürgermeister eines süddeutschen Landes die Antwort: „Man hätt' uns dumme Bauern eben zwinge solle."

Emil Frommel.

Zu unseren Bildern (S. 213 und 216).

Auf dem Wege zur Strecke (S. 213). Wenn der erste Schnee gefallen ist, beginnt die Zeit der Treibjagden. Dann geht es am klaren Wintermorgen hinaus in den Wald, die Jäger werden in langer Reihe aufgestellt und jeder von ihnen sucht eine einigermaßen gedeckte Stellung zu gewinnen. Noch ist es ganz still unter den Bäumen und man sollte meinen, daß im Walde nichts Lebendes weile, als die Jäger und die Meisen, die in den Kronen der Bäume ihr Wesen treiben. Da ertönt in weiter Ferne ein Schuß oder ein Signal und jetzt heißt es aufpassen, denn die Treiber setzen sich in Bewegung. Je nach dem Wilde, um das es sich handelt, machen sie mehr oder weniger Lärm. Immer aber hört sie das

Wild und eilt meist, um der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, der wirklichen entgegen. Dann fallen die Schüsse, und was getroffen wurde, fällt im Feuer oder färbt den Schnee mit seinem Schweiß, während es zu entfliehen sucht, so daß es leicht aufgefunden wird. Das erlegte Wild aber sammeln die Treiber und bringen es zur Strecke.

„Der Mann mit der Pelzmütze" (S. 216) oder mit der ganz genauen Sammlerbezeichnung „Der junge Mann mit kurzem Bart und Pelzmütze" von Rembrandt. Eine der vielen durch schlagende Naturwahrheit und kühne Vorführung ausgezeichneten Männerdarstellungen des Meisters. Das Exemplar des Originals, welches unserer Nachbildung zu Grunde gelegen hat, stammt aus der Auktion Lobanow (Berlin 1881) und ging daselbst auf 330 Mark. Es zeigt den ursprünglichen Plattenzustand in vorzüglichem Abdrucke; später wurde die Platte auf der rechten Seite um fünf Millimeter verschnitten. Abdrücke von dieser verkleinerten Platte sind billiger, z. B. ging ein solcher von vortrefflicher Erhaltung in der Auktion Schlösser in Frankfurt a./M. 1880 auf 81 Mark.

„Eine Wassermaus und eine Kröte".

Wohl allgemein bekannt ist jenes scherzhafte Liedchen von „einer Wassermaus und einer Kröte", die „eines Abends späte" (oder vielmehr „spöte", wie es gewöhnlich mit poetischer Freiheit des Reimes wegen heißt) „einen steilen Berg hinan gingen". Das Lied hat, wie dies häufig bei dergleichen Sachen der Fall ist, sowohl im Wortlaut als auch in seiner Weise mancherlei Varianten; zwei Fassungen gibt z. B. Polle in seinem „lustigen Liederbuch für Gymnasiasten", das unter dem Titel „Pan" 1877 in Dresden erschien. Die dort (auf S. 106) an erster Stelle mit einer als „alte Weise" bezeichneten Melodie abgedruckte ist die vollständigere und wohl auch die gewöhnlichere. Auf die Frage der Wassermaus nach dem Zwecke der „spöten" Bergwanderung antwortet die Kröte, daß sie dieselbe „zum Genuß der Abendröte" angetreten habe, worauf dann der ganze Scherz in der letzten Strophe seinen Abschluß findet durch die Erklärung, daß dieses Gedicht „eines Abends spöte" von Goethe „noch auf dem Sopha" oder „im Sorgenstuhl ersonnen" worden sei.

Vielleicht ist es für manchen Leser von einigem Interesse das Gedicht kennen zu lernen, welches offenbar zu der Entstehung des oben erwähnten Scherzliedes den Anlaß gab. Es ist eine durchaus ernst gemeinte Fabel aus der Zeit unserer Großeltern, deren Verfasser ich leider nicht anzugeben weiß; ich fand dieselbe in einem 1817 zu Leipzig erschienenen Buche, betitelt: „Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern", herausg. von Friedr. Ludw. Wagner. Dort findet sich auf S. 8:

Die Kröte und die Wassermaus.

Von den Ufern einer See
Krochen einst des Abends späte
Eine Wassermaus und Kröte
An dem Berge in die Höh'.
Aber mitten in dem Wandern
Rollt die eine mit der andern
Plötzlich in die See hinab;
Und wie sehr die Kröte rang
Und den Leib zum Schwimmen zwang,
Fand sie doch allhier ihr Grab.
Also ging's der armen Kröte.
Ihr Gesell, die Wassermaus,
Machte sich nicht viel daraus;
Sie treibt ihr Gewerb in Flüssen,
Wenn es auf der Erde ruht.
Folglich, seht ihr, ist es gut,
Mehr als eine Kunst zu wissen.

Gewiß wird jeder Leser die unfreiwillige Komik in diesen Versen fühlen und es begreiflich finden, daß die Fabel mit ihrem philiströs-prosaischen Gewande und der hausbackenen Moral gar bald den Witz herausforderte. Das drollige Paar und die seltsame Situation, in welcher der grausame Dichter dasselbe sich (wohl nicht zum geringsten Teile aus Reimrücksicht) „des Abends späte" mit so schlechtem Erfolge den Berg hinaufbemühen läßt, bloß um seine Moral an den Mann zu bringen, — diese Momente griff man auf, der famose Reim „Kröte — späte" bez. „spöte" wurde festgehalten und auch in den Reden der beiden Wandrer möglichst oft wiederholt, bis er später durch die „Abendröte" und Goethe aufgenommen wird, welcher letztere wohl lediglich eben dem Reime die Ehre verdankt, als der Verfasser des tiefsinnigen Gedichtes uns verraten zu werden.

Hermann Schultz.

Rechtsrat.

Von katholischen Eltern geboren, wurde ich nach deren kurz darauf erfolgtem Tode meinen Großeltern zur Erziehung übergeben, von denen mein Großvater katholisch, meine Großmutter dagegen streng protestantisch war; und auf letzterer Wunsch im Glauben Luthers erzogen. Konfirmiert wurde ich auch evangelisch. Es stellt sich nun die Frage: Bin ich Protestant oder Katholik? Aus den Matrikeln der katholischen Kirche bin ich meines Wissens bis dato nicht gestrichen, und wäre mir sehr lieb, zu erfahren, ob der Standesbeamte bei meiner Verehelichung mich katholisch oder protestantisch eintragen würde? Mein Taufzeugnis wurde von ersterer Konfession ausgestellt. Ist es also noch erforderlich, daß ich mich durch einen besonderen Akt von der katholischen Kirche lossage, oder ist dies durch meine protestantische Konfirmation bereits erfolgt? H. Z.

Wir haben Ihre gewiß vielen interessante Frage mehreren Sachverständigen unterbreitet, welche zu verschiedenen Resultaten gelangt sind. — Wenn man, so sagen die einen, von dem spezifisch katholischen Standpunkte, welcher alle Getauften als definitiv und unlöslich zur katholischen Kirche gehörig betrachtet, absieht, und sich auf den Boden des gemeinen, nicht nur von den Staaten, sondern auch von den nichtkatholischen Kirchengemeinschaften anerkannten Kirchenrechts stellt, so ergibt sich folgendes Resultat:

Die Taufe derjenigen Kirche, welcher die Eltern oder die sonst zur Erziehung des Getauften Berechtigten angehören, begründet die Zugehörigkeit des Getauften zu dieser Kirche. Diese Zugehörigkeit dauert so lange, als bis sie durch den in rechtsgültiger Weise erklärten Austritt oder durch den gültigen Übertritt zu einer anderen Kirche aufgehoben wird.

Sofern Sie also, wie es den Anschein hat, von der katholischen Kirche getauft sind, gehören Sie bis zu Ihrem rechtsgültigen Übertritt dieser Kirche an.

Die Bedingungen nun, von deren Erfüllung das Sächsische Staatskirchenrecht (Mandat vom 20. Februar 1827) die Rechtsgültigkeit des Übertritts aus einer der anerkannten christlichen Konfessionen in die andere abhängig macht, sind folgende:

Der Übertretende muß das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben und dispositionsfähigen Geisteszustandes sein. Er muß sein Vorhaben bei dem Ortspfarrer seiner bisherigen Konfession persönlich anzeigen, welcher ihn über die Wichtigkeit des Schrittes zu belehren, zu nochmaliger Erwägung zu ermahnen, und ihm, sofern er bei seinem Entschlusse beharrt, ein schriftliches Zeugnis über die geschehene Anzeige und über die Entlassung aus der bisherigen Kirche zu erteilen hat. Auf Grund dieses Zeugnisses, ohne welches kein Geistlicher der anderen Konfession den Übertritt gestatten darf, erfolgt die Aufnahme in die neue Kirchengemeinschaft.

Ohne die Erfüllung dieser Vorschriften würde der Standesbeamte Sie auf Grund des katholischen Taufzeugnisses als katholisch in das Register eintragen müssen.

Dem gegenüber sind die andern der Meinung, daß die Taufe allein nicht über die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche entscheide. In Diaspora-Gemeinden, so exemplifizieren sie, tauft oft ein katholischer Geistlicher das Kind evangelischer Eltern, ohne daß dieses dadurch katholisch wird, und umgekehrt. Erst die Firmung, resp. die Konfirmation entscheidet dann. Aber auch abgesehen von solcher außerordentlichen Lage „ist es (Richter, Kirchenrecht § 264 IV) deutscher Rechtsgebrauch (an welchem der spezifisch katholische Standpunkt nichts ändern kann), daß nicht die Taufe allein über die Konfession entscheidet, sondern daß es schlechterdings auf andere Vorgänge, namentlich darauf ankomme, welche religiöse Erziehung nach dem Willen des Berechtigten gegeben worden sei." Dann entscheide die Konfirmation, nicht die Taufe.

Letzteres ist der fragliche Fall. Selbstverständlich muß die Konfirmation durch das Konfirmationszeugnis belegt werden.

Es ist daher zu raten, daß der Betreffende beim Standesamte seine Eintragung als Protestant beantrage, der er ist, und im Falle der Weigerung des Standesamtes, dies ohne weiteres zu thun, zu ersuchen, daß die höhere Entscheidung eingeholt werde. Sollte letztere, wie nicht anzunehmen, trotz der angegebenen Rechtslage, den Befrager für noch katholisch erklären, so hat derselbe seinen Übertritt in der Art zu bewerkstelligen, wie sie das sächsische Mandat vom 20. Februar 1827 vorschreibt und wie sie oben angegeben ist.

Die beiden Rechtsauffassungen stimmen darin überein, daß nicht die Taufe allein, nicht die Zufälligkeit, welche Kirche die Taufhandlung vornimmt, für die Konfession entscheidet, sondern daß die Konfession und der Wille der zur Erziehung Berechtigten wesentlich mitbestimmend wirkt. Ein Unterschied besteht dagegen zwischen beiden Meinungen darin, daß die erstere das Zusammenwirken von Taufhandlung und Zugehörigkeit der Eltern zu der taufenden Kirche die Konfession bestimmen läßt, während die letztere auch im Falle dieses Zusammenwirkens der späteren Erziehung und Konfirmation entscheidende Bedeutung beilegt.

Wir meinen, die Wahrheit liegt in der Mitte:

Die Taufe, welche die Kirche an den Kindern ihrer Angehörigen vollzogen hat, bedingt rechtlich den Eintritt in die betreffende Kirche. Wenn daher ein Kind katholischer Eltern von der katholischen Kirche getauft wird, so ist es so lange katholisch, als bis es in rechtsgültiger Weise zu einer andern Konfession übertritt oder sonst aus seiner Kirche ausscheidet. Die spätere Erziehung in einer andern Religion, namentlich durch die Großeltern, führt nicht ohne weiteres zu einer andern Kirche hinüber.

Hat dagegen ein katholischer Geistlicher ein Kind evangelischer Eltern getauft, so ist dasselbe ebensowenig der katholischen Kirche einverleibt, als ein Kind katholischer Eltern der evangelischen Kirche zufällt, wenn es von einem evangelischen Geistlichen die Taufe empfangen hat.

Diese Auffassung scheint auch dem sächsischen Kirchenrecht, wie es in dem Mandat vom 20. Februar 1827 zur Erscheinung kommt, durchaus zu entsprechen.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

1.

Welcher Bruch ist, wenn man seinen Zähler um den halben Nenner und seinen Nenner um den halben Zähler vermehrt = $^3/_4$? Zähler und Nenner des zu suchenden Bruches sind einzifferige Zahlen.

2. Rösselsprung.

ge	ein	Das	Ver	nicht	kalt	lein	ban		
ist	chen	lan	Herz	in	blühn	Von	gel	ti	
Er	Herz	nur	li	che	währt	und	Vög	ge!	Hü
	ne	Lust	der			Un	Zus	Wie	nus
	glühn	gänz	Sol			ein	Ker	ter'm	Gold
	gen	Son	Vor			**Wie**	die	hüpft	Lust
	dem	die	gan			ner.	in	mit	Wäl
	ver	Der	er			pran	Herz	Won	auf
	Bäum'	Er	gleich			de	Brust	der	das
und	glühn	starr	ver	blühn	will	Licht	gen	mei	ne
sie	klär	Him	de	sen	Er	ne	Füllt	Und	
mel	liegt	Eh'	ten	wie	mit	No	nach		

Schachaufgabe von H. W. Butler.

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

3. Zweisilbige Scharade.

Erste Silbe.

Man nennt dich so, doch kannst du von
dir sagen,
Du sei'st es wirklich, stehest schon so hoch?
Wie, oder mußt du mit so vielen klagen:
Wohl bin ich es; ach, wär' ich's wahrhaft doch!

Zweite Silbe.

Du warst es einst und denkst vielleicht voll
Sehnen,
— Spannt Sorg und harte Arbeit dich in's
Joch —
Daran zurück und seufzest unter Thränen:
Wie schön war jene Zeit, o, wär' ich's noch!

Das Ganze.

Da naht das Ganze. Spürst du schon
sein Kommen?
Es bringt den Balsam mit für jeden Schmerz.
Bald hat es, was dich drückt, von dir genommen.
Es macht dich froh; o, öffne ihm dein Herz!

E. W.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 13.

Damespielaufgabe.

1. a 3 — b 4 1. a 5 — c 3
2. c 1 — b 2 2. c 3 — a 1 D
3. c 5 — f 6 3. D a 1 — g 7
4. h 6 — h 8 D und gewinnt.

1. Bismarck (Bismark).

2.

Aus den sieben Wörtern „Mügge, litt, vor, Daun, Dank, Ritt, Fön erhält man durch Umstellung der Buchstaben den Wahlspruch: „Mit Gott, für König und Vaterland."

3. Zuchthaus.

4. Dechiffrieraufgabe.

Der Herr muß selber sein der Knecht,
Soll es im Hause gehen recht.

Bilderrätsel:

Lesen und nicht verstehen
Heißt halb müßig gehen.

Briefkasten.

Zahlreiche **Weihnachtsgedichte** und **Weihnachtserzählungen**, nach Erscheinen der Weihnachtsnummer (12) eingetroffen, haben dem Papierkorb anheimfallen müssen. — **A. v. P.** in **D.** Ahlfelds Leben ist noch nicht erschienen, aber in thätigster Vorbereitung. Dagegen ist so eben ein neuer Predigtband, von seinem Sohne, Pfarrer H. Ahlfeld in Kassel bevorwortet, erschienen u. d. T.: „Neunzehn Predigten in den Jahren 1879—81 zu St. Nikolai in Leipzig gehalten von D. Fr. Ahlfeld (333 S. Pr.: M. 3,20. Leipzig, Hinrichs). Dieselben bilden bis auf die ihnen beigegebene Abschiedspredigt noch einen Gang durch das Kirchenjahr, wie A. ihn in seinem letzten Amtsjahre gegangen ist, und werden Ihnen eben so willkommen sein, wie seiner Leipziger Gemeinde. — **G. D.** in **B.** Durch den Verkauf gebrauchter Briefmarken ist seit längerer Zeit der Basler Mission eine ansehnliche Einnahme zugewendet worden, in 7 Jahren 5500 Mark. Herrn Fr. Gundert in Calw, der sie sammelt und an den Sie die Ihrigen schicken können, sind seit 1875 etwa 15 Millionen Marken zugekommen, aus welchen nach Abgang von 5 Millionen unbrauchbarer obiger Betrag sich ergab. Bei der Sammlung ist Folgendes zu beachten: Die Marken müssen viereckig (nicht rund, nicht achteckig) mit völliger Schonung der Zacken und breitem Papierrand ausgeschnitten sein. Beschädigte, zerrissene, zackenlose, rund oder zu knapp beschnittene Marken sind völlig wertlos. Alle gewöhnlichen, täglich vorkommenden sind brauchbar, mit Ausnahme der roten 10 Pf. deutsche Reichspost und der roten 1 p. England, welche durchaus keinen Wert haben. Diese gewöhnlichen Marken werden mit ca. 40 Pf. per Tausend bezahlt; besser bezahlt (ca. M. 5 per Tausend) werden alte und ausländische Marken. Von besonderem Werte sind ältere, in Kouverts oder Karten eingeprägte Marken, wenn solche unausgeschnitten samt dem Kouvert (resp. Karte) eingesandt werden, indem kleine Unterschiede der Kouverts denselben einen Wert geben, der durch das Ausschneiden der Marke beträchtlich geschmälert wird.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Novelle von Moritz von Reichenbach. Mit dem Bildnis der Verfasserin (Gräfin Bethusy-Huc). — Augenblicksphotographie von Otto Anschütz. — Major Nepomuk. Militärhumoreske von Hermann Ferschke. — Unser Koch. Mit dem Bildnis von C. Koch. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Am Familientisch: Bauernprotest. Von Emil Frommel. Zu dem Bilde von Ferd. Brütt. — Zu unsern Bildern: Die Treiber von J. Schmitzberger; und der Mann mit der Pelzmütze von Rembrandt. — Eine Wassermaus und eine Kröte. Von H. Schults. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Januar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 15.

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

III.

Acht Tage später erhielt Hans folgenden Brief von der Tante: „Als ich gestern von dem Besuch bei Deiner Mutter zurückkehrte, lieber Hans, fand ich hier eine Nachricht, die mich in große Verlegenheit versetzt. Eine Gräfin Rachhof, eine Kousine oder Bekannte des Kammerherrn Grafen Dallberg will hierherkommen, um die Antiken deines Onkels zu sehen. Und nun ist dein Onkel nicht da. Ich habe Euch gestern nicht erzählt, daß er verreist ist — ich sollte nicht darüber sprechen. Na, aber unter diesen Verhältnissen! Wie soll ich einer Gräfin unsere Antiken erklären und vorstellen? Und sie will nicht warten. Liebstes Hänschen, ich bitte Dich, komm und hilf mir, Du verstehst ja von den Dingern da, von den alten Truhen und Bildern und Schnitzereien zu sprechen — Tus kann ich nicht herbeirufen, so laß Du Deine alte Tante nicht im Stich und komme heute um drei Uhr, aber recht pünktlich, nicht wahr, Du bist recht pünktlich, liebes Hänschen? Es erwartet Dich

deine Tante Malchen.

„Natürlich mußt du gehen, die Schwester ist immer voller Güte und Aufmerksamkeiten für uns," sagte Hansens Mutter.

Und Hans ging.

Tante Malchen trug eine neue Haube mit gelben Bändern und ihr schwarzes Seidenkleid. Sie sah etwas echauffiert aus, als sie Hans die Thüre öffnete. „Na, Gott sei Dank, daß du vor der Gräfin kommst," sagte sie.

„Aber warum hast du denn der Gräfin nicht abgeschrieben, Tante, da sie dir doch so unangenehm zu sein scheint?"

„Ach, ich kenne sie ja gar nicht und sie ist mir auch nicht unangenehm. Aber ich weiß immer nicht, was ich mit den vornehmen Leuten anfangen soll. Und abschreiben — wo denkst du hin! Was hätte dein Onkel gesagt, wenn ich einer Bekannten des Grafen Dallberg abschriebe!"

„Nun, du hast doch kein Museum, das jeder besehen kann, wenn er Lust bekommt!"

„Hänschen, das verstehst du nicht! Wer weiß, in welche Kreise dein Onkel noch einmal hineinkommt, und mit wem die dann wieder verwandt sind — der ganze Adel hängt ja doch sozusagen zusammen. Und wenn der Onkel noch eine adlige Frau heiratete — doch, was schwatze ich — frage mich nur nicht, Hänschen, sagen darf ich doch nichts, und will ich auch nichts, also frage nicht erst."

„Fällt mir gar nicht ein, Tante, aber wohin ist denn der Onkel gereist?"

„Na, da haben wir's! Ich sage dir ja, daß du nicht fragen sollst!"

„Ach so, hängt die Reise mit so etwas zusammen. Nun, sei ruhig, Tante, ich frage gewiß nicht."

Die Tante hätte auch keine Zeit mehr zum Erzählen gehabt, denn gleich darauf kam Graf Dallberg mit seiner Kousine. Hans wurde vorgestellt und seine Maleraugen blickten die Gräfin mit so unverkennbarer Bewunderung an, daß diese ihn zuerst erstaunt und dann freundlich betrachtete. Zierlich und schlank wie eine Eidechse raschelte sie in ihren seidenen Gewändern durch die Zimmer, bei jeder ihrer lebhaften Bewegungen wehte Hans ein feines Veilchenparfüm entgegen, und bei jeder ihrer vielen Fragen blickte sie ihn mit ihren großen, glänzenden Augen von undefinierbarer Farbe an. Wenn sie sprach, bedeckten sich ihre sonst blassen Wangen mit einer zarten Röte, und wenn sie lebhaft wurde, bewegten sich die Flügel ihres feingebogenen Näschens. Hans mußte sie nur immer ansehen, denn in jedem Augenblick wechselte ihr Ausdruck und er mußte denken, wie er sie wohl am liebsten malen möchte, ohne darüber mit sich einig werden zu können.

„Das ist die Truhe, das muß sie sein, nach Ihrer Be-

schreibung, Vetter," sagte die Gräfin vor der letzten Errungenschaft des Herrn Fortunatus stehen bleibend.

„Freilich ist sie das," meinte der Graf achselzuckend. Er schien schlechter Laune heute, und je lebhafter und freundlicher die Gräfin mit Hans sprach, um so mehr schien seine Verstimmung zuzunehmen.

„O, wenn ich diese Truhe vor ihm entdeckt hätte," seufzte die Gräfin. „Ich sah nie schönere Arbeit, — wirklich Vetter, Sie haben mir nicht zu viel gesagt. Und es ist keine Aussicht, gar keine, dieses kostbare Stück aus der jetzigen Hand erwerben zu können?"

„Absolut undenkbar," entschied der Graf.

„Aber warum haben Sie mich dann hierhergeführt und machen mir unnöthigerweise das Herz schwer?"

„Ich bin es gewohnt, von Ihnen ungerechte Vorwürfe zu bekommen, Madelaine, Sie selbst wünschten es ja so sehr."

„Haben Sie denn eine solche Leidenschaft für dergleichen Dinge, gnädigste Gräfin?" fragte Hans im ehrlichen Erstaunen.

„Es ist die einzige, die ich überhaupt besitze," gab sie lächelnd zurück, „wirklich die einzige!"

Graf Dallberg biß die Lippen zusammen und machte ein sehr ärgerliches Gesicht, und Hans machte die Gräfin auf den Schrank aufmerksam, der ihm neulich selbst so eigentümlich aufgefallen war. Die Inschrift, die ihm damals fast gespenstisch erschien, stand jetzt in hellem Sonnenschein vor ihm: „Hans Bildemacher und Matlena von der Halden," las er.

„O, dieser Herr von Riemenschneider! Er kommt mir überall zuvor", rief die Gräfin. „Dieser Schrank trägt sogar meinen Namen, sehen Sie doch, Vetter! Matlena, das ist Madelaine, und von der Halden bin ich sozusagen auch, da meine Heimat auf dem Lande liegt, und die Halde doch wohl nur die Heide, das freie Land bedeuten soll."

„Eine kühne Kombination", meinte der Graf, „vielleicht finden Sie auch noch eine Beziehung zu dem ersten Namen, ein Original zu dem Hans Bildemacher." Hans fühlte, wie ihm das Blut in die Stirn stieg. Er ärgerte sich, zu erröten wie ein Mädchen, ihm war, als habe der Graf mit Fingern auf ihn gewiesen, aber die Gräfin ließ ihrem zweiten Kavalier nicht Zeit, nun seinerseits auch in schlechte Laune zu verfallen.

„Wenn Bildemacher „Maler", also Künstler, bedeutet, so brauche ich nicht weiter zu suchen", lachte sie. „Ich liebe alle Künste, vorwiegend die Malerei, Hans Bildemacher würde für mich also nicht die Bedeutung eines Personen-, sondern vielmehr die eines Gattungsnamens haben. Jedenfalls ist der Schrank prachtvoll, und ich weiß nicht, was ich darum gäbe, ihn zu besitzen."

„Willst du ihn nicht aufschließen, Hans?" sagte die Tante, „die Thüren sind doch inwendig auch schön verziert und er ist ganz leer."

„Ach, Sie heißen Hans?" rief die Gräfin und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen so seltsam, schelmisch und zutraulich an, daß er wieder das verräterische Blut in seine Stirn steigen fühlte.

„Hans Bildemacher, natürlich", brummte der Graf.

Hans wandte sich schnell um.

„Pardon, Herr Graf, Hans Heldburg" — sagte er, den stattlichen Kammerherrn fest und fast drohend anblickend, so daß dieser eine kleine, entschuldigende Verbeugung machte.

„Ich werde all die schönen Sachen, die ich hier gesehen habe, nie vergessen", sagte die Gräfin, den kleinen Zwischenfall ignorierend und sich mit einem bezaubernden Lächeln an Hans wendend. „Ich möchte mich revanchieren und Ihnen einige Bilder, die ich nach und nach gesammelt habe, zeigen. Wollen Sie mir die Freude machen mich zu besuchen, Herr Heldburg?"

„Sie sind zu gütig, gnädigste Gräfin."

„Abgemacht, ich erwarte Sie morgen um drei Uhr."

Sie zog ein zierliches Portefeuille aus der Tasche ihres Paletots und reichte Hans eine Karte daraus.

„Da, meine Adresse, damit Sie es nicht vergessen. Und nun haben Sie schönen Dank." Sie reichte Hans und Fräulein Malchen die Hand und verabschiedete sich. Im Hinausgehen strich sie noch einmal über die alte Truhe hin.

„Zu schön", sagte sie, „nun, wer weiß, vielleicht bekomme ich sie doch noch."

In der Thür wandte sie sich noch einmal um und blickte nach dem Schrank zurück.

„Hans Bildemacher und Matlena von der Halden", wiederholte sie lächelnd, „es ist zu seltsam."

Sie nickte Hans zu, reichte ihrem Vetter den Arm und war gleich darauf aus der Wohnung des Herrn Fortunatus verschwunden.

Hans, der sie bis zur Thür begleitet hatte, trat in das Zimmer zurück, das noch erfüllt war vom Duft der violette de Parme. Er stellte sich dem alten Schrank gegenüber, starrte die Inschrift an, und ihm war, als sei er plötzlich mitten in einen abenteuerlichen Roman hinein versetzt.

„Hans Bildemacher und Matlena von der Halden — Matlena — Madelaine — konnte es denn einen Zusammenhang geben zwischen ihr und ihm? War diese Madelaine die Verkörperung jener Matlena, deren Name ihm wie eine stumme Schicksalsverheißung erschien?

Die Tante kam herein, hier ein Möbel gerade schiebend, dort ein Stäubchen abwischend.

„Was haben sie für Unsinn gesprochen von den alten Namen da!" sagte sie. Und Hans mußte plötzlich lachen.

„Ja, Tante, Unsinn ist es, du hast recht, Unsinn, Unsinn!"

„Aber sie war doch sehr freundlich, die Gräfin, und ihre Bilder mußt du doch besehen, nicht wahr?"

„Wer weiß, ob das nicht auch Unsinn ist, aber ich will's nicht verreden, daß ich es trotzdem thue. Wie alt glaubst du wohl, daß die Gräfin ist? Dreißig Jahre doch mindestens, nicht wahr?"

„Mein Gott, das weiß ich nicht, sie sieht nach gar keinem Alter aus."

„Und ich, Tante, wie alt bin ich wohl?"

„Dummer Hans, ich weiß doch, daß du eben dreiundzwanzig wurdest."

„Du hast recht, ich bin noch furchtbar jung, und das ganze schöne Leben liegt noch vor mir. Morgen gehe ich zur Gräfin und sage ihr, daß ich mindestens sieben Jahre jünger bin als sie, dann nimmt sie mich vielleicht als Adoptivsohn an. Wenn ich nur nicht dann den Grafen Dallberg zum Vater bekomme, den mag ich nicht! Aber sie ist schön, — zum Malen schön! Wunderbar!"

„Mein Gott, Hans, du sprichst wie im Fieber, was redest du nur alles für Zeug!" Er umarmte sie lachend und griff nach seinem breitrandigen Hut.

„Lebe wohl, Tante, und wenn du wieder eine Gräfin herumzuführen hast, so laß mich's wissen."

Er stülpte den Hut auf und stürmte hinaus. Die Tante schüttelte den Kopf.

„Aus dem Jungen werd' ich mein Lebtag nicht klug", murmelte sie, „er thut, als ob ihm der Himmel voll Geigen hinge, und hat doch, weiß Gott, Sorgen die schwere Menge!"

IV.

Herr Fortunatus war inzwischen in Halden eingetroffen. Herr von Hork stand in Stulpstiefeln und kurzem Reitrock vor der Thür seines Hauses und schüttelte seinem Gaste kräftig die Hand: „Freut mich, Sie hier zu sehen, werden Ihr blaues Wunder sehen an unserer alten Kirche, mein Herr von Riemenschneider. Werde Ihnen morgen selbst die Honneurs dort machen. Aurelie!" rief er dann in das Haus hinein, „laß die Bowle vor die Hausthür bringen, auf den Platz unter der Kastanie."

„Ich muß um Verzeihung bitten, weil ich so ohne weiteres Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme" — begann Herr Fortunatus, wurde aber sofort von seinem Wirt unterbrochen: „Keine Redensarten, lieber Herr, freue mich immer aufrichtig, Gäste zu haben, müssen nur nicht verlangen, daß ich Gegenbesuche mache, — rühre mich nicht aus meiner Klause

heraus, ist einmal so meine Gewohnheit. Ohne Umstände, hier rechts ist Ihr Zimmer — bitte einzutreten und es sich bequem zu machen. In einer Viertelstunde hole ich Sie, wir nehmen einen kleinen Abendimbiß, machen einen Gang durch den Garten und beenden den Abend mit einem Whistchen, das ist hier so Hausordnung, wenn es Ihnen recht ist."

Damit war Herr Fortunatus installiert. Pünktlich eine Viertelstunde später saß er unter der Kastanie zwischen Fräulein Aurelie von Hork, die sich eifrig nach seiner „liebenswürdigen Schwester" erkundigte und dem Hausherrn, der ihn eben so eifrig zum Trinken aufforderte und behauptete, eine Pfirsichbowle sei eigentlich nur eine Art von Quellwasser. Gegenüber von Herrn Fortunatus war noch ein leerer Platz am Tisch.

„Lene kann wieder mit ihren Rehen nicht fertig werden", sagte Herr von Hork mit einem mehr zärtlichen als mißbilligenden Blick den leeren Platz streifend. „Das Mädel hat keinen rechten Appell."

„Du bist eben zu schwach gegen Magda", entgegnete Fräulein Aurelie.

„Laß gut sein, Schwester, da kommt sie, meine Tochter Leni", wandte er sich erklärend an Herrn Fortunatus, welcher unwillkürlich seinen dunkelblauen Rock etwas fester an sich zog und der Kommenden entgegenblickte. Sein erster Gedanke war: „so jung!" sein zweiter: „so hübsch!"

Das Mädchen kam über den grünen Rasen mehr gelaufen als gegangen. Ihr goldblondes Haar war nicht in einen Knoten geordnet, wie es die Mode vorschrieb, sondern umflatterte sie in offenen, langen Locken. Dazu trug sie eine weiße Mullbluse, einen schwarzseidnen Rock und einen breiten Gürtel, der ihre feine Taille fest umschloß.

Mitten auf dem Rasen blieb sie plötzlich stehen und kam dann, langsam und gemessen hinschreitend, näher.

„Da ist unser Gast, der Herr von Riemenschneider, Leni", sagte Herr von Hork, während Fräulein Aurelie ein mißbilligendes: „Wieder zu spät gekommen, Magda", knurrte. Das Mädchen reichte Herrn Fortunatus die Hand und sagte dann zu Herrn von Hork: „Verzeih, Papa, aber die Rehe waren heute zu reizend, da vergaß ich die Zeit."

„Laß gut sein, Töchterchen, und setze dich zu uns. Sie müssen nämlich wissen, Herr von Riemenschneider, daß meine Tochter eine ganze Menagerie besitzt, Rehe, Tauben, Kaninchen, Hunde und Katzen."

„Das finde ich reizend, und ich bitte um die Vorstellung all dieser Lieblinge", sagte Herr Fortunatus, was ihm einen ersten dankbaren Blick aus Lenis Augen eintrug.

„Aber Sie dürfen nicht glauben, daß meine Nichte nur diese kindischen Passionen hat", begann Fräulein Aurelie. „Ich habe dafür gesorgt, daß ihre Erziehung nicht einseitig geleitet wurde. Magda ist z. B. sehr wohl bewandert in der Kunstgeschichte."

„Aber die Tiere sind mir doch lieber als die Bücher, Tante."

„In deinem Alter weiß man noch gar nicht, was man bevorzugt, da ist man eben noch durch und durch unfertig."

„Verdirb mir die Pfirsichbowle nicht mit deinem Schelten, Schwester. Was ihr mit einander habt, das könnt ihr unter vier Augen abmachen", rief Herr von Hork die Gläser füllend, „auf fröhliche Hausgenossenschaft, mein Herr von Riemenschneider!" Die Gläser klangen zusammen. Lenis Wangen glühten im letzten Schimmer der Abendröte, welche durch die Baumzweige leuchtete, und ihre großen dunkelblauen Augen blickten Herrn Fortunatus freundlich lächelnd an, während ihre Gläser sich berührten.

Vom Hofe her klang das Blöken der heimkehrenden Herden. „Na, was sagen Sie zu dieser ländlichen Musik, Sie verwöhnter Stadtmensch?" fragte Herr von Hork lächelnd.

„Es ist idyllisch", versicherte Herr Fortunatus, „ich komme mir vor wie einer, der aus der gewöhnlichsten Prosa plötzlich mitten in ein Gedicht versetzt wird — das Land hat etwas unendlich Poetisches." Er sah dabei Leni an. „Na, soll mir lieb sein, wenn's Ihnen gefällt", meinte der Hausherr.

Herr Fortunatus beeilte sich zu erzählen, daß er seine Kindheit in einer kleinen Stadt, so gut wie auf dem Lande, zugebracht und daher immer eine Vorliebe für das Landleben gehabt habe. Herr von Hork schmunzelte beistimmend. Dann wurde eine Wanderung zu Lenis Tieren unternommen. Herr Fortunatus bewunderte die Rehe und Kaninchen und Leni rief die Hunde herbei und entschuldigte die Kätzchen, welche spazieren gegangen seien, die sie aber am nächsten Morgen vorstellen wolle. Sie war glücklich, ihre Lieblinge einem Fremden zeigen zu können, und dieser Fremde wurde ihr dadurch zu einem guten Bekannten.

„Das arme Kind, sie ist mit ihrem warmen Herzen auf ihren alten Vater und ihre Tiere angewiesen, meine Schwester versteht sie leider gar nicht zu nehmen", sagte Herr von Hork vertraulich zu seinem Gaste. Und als dieser einmal neben Fräulein Aurelie ging und der alte Herr aus der Hörweite war, seufzte das Fräulein: „das arme Kind, ihr Vater verzieht sie so unverantwortlich, aber sie hat gute Anlagen, es kommt nur auf eine richtige Leitung an."

Herr Fortunatus strich mit der Hand über seinen wohlgepflegten Bart und lächelte.

„Vielleicht thue ich ihnen den Gefallen und nehme die Kleine", dachte er, „sie ist wirklich nicht so übel."

Als sie zurückkehrten, stand der Vollmond groß und glänzend über der Kastanie und vom Dorf her klang das Geläut der Abendglocken.

„Ach wie schön ist es jetzt hier draußen", sagte Leni, „wie schade, daß wir nun Whist spielen sollen."

„Ja, es ist wunderbar schön", stimmte Herr Fortunatus bei, „solche Mondscheinabende erinnern mich immer an eine schöne Zeit, die ich an der Riviera verbrachte. Ich war mit meiner verstorbenen Frau, die eben zu kränkeln anfing, dorthin gegangen, wir kamen in den Frühling hinein, während bei uns noch der Schnee lag. Meine Frau schien sich zu erholen."

Und nun erzählte er von jener Reise. Er sprach gut und schilderte lebhaft. Venetianische Mondscheinnächte und Florentinische Frühlingstage begannen bei seinen Worten vor Lenis Phantasie aufzudämmern; zum erstenmal kam ihr eine Ahnung davon, wie groß und weit die Welt und wie klein der Kreis sei, in dem sie bisher gelebt hatte. Sie wußte nicht, mit welchem Vergnügen Herr Fortunatus, dem die Natur ein wirklich schönes Organ verliehen hatte, dem Klange dieses Organes lauschte, wie er sich an seiner eignen Stimme förmlich berauschte, und wie er immer lebhafter und gefühlvoller wurde, nur um dieselbe zu vollerer Geltung zu bringen. Sie hatte noch keinen Menschen so sprechen hören, und die leise Trauer um die verlorne Frau, welche durch all die schönen Reiseschilderungen ging, rührte ihr junges, weiches Herz.

Herr von Hork hatte sich eine Zigarre angezündet und schien seinen Whist zu vergessen, Tante Aurelie strickte bei dem Schein eines Windlichtes und machte zum ersten Mal an diesem Tage ein zufriedenes Gesicht, und Herr Fortunatus, dem es lange nicht passiert war, einen so aufmerksamen Zuhörerkreis zu haben, erzählte unermüdlich.

Er drapierte sich in seine Reisen und in sein Witwertum, wie eine eitle Frau in einen kostbaren Spitzenshawl, und als er sicher war, den möglichst günstigsten Eindruck hervorgebracht zu haben, erhob er sich und wünschte seinen Wirten eine gute Nacht. „Welch ein Mann!" seufzte Fräulein Aurelie.

„Guter Kerl, netter Mensch", sagte Herr von Hork.

Leni blickte in das Mondlicht empor. „Armer Mann", dachte sie, „so glücklich gewesen zu sein und nun so allein auf der Welt zu stehen!"

Und der tiefe Klang seiner Stimme begleitete sie bis in ihre Träume hinein.

V.

Am andern Morgen stand sie eben bei den Remontanten und schnitt die abgeblühten Rosen ab, als Herr Fortunatus an ihre Seite trat.

„Sie sind schon auf?" rief sie erstaunt. „Ich glaubte, die Städter schliefen lange."

„Bei solch herrlichem Wetter wäre es schade, die Zeit zu verschlafen, gnädiges Fräulein, ich bitte Sie überhaupt keinen zu schlechten Begriff von uns Städtern zu haben. Wir sind stellenweise auch ganz gute Leute."

„O, das glaube ich, und ich denke auch nicht schlecht von Ihnen, im Gegenteil."

„Das freut mich! Aber Sie möchten doch wohl nicht in der Stadt leben?"

„Ich weiß nicht, ich kenne die Stadt so wenig. Wir kommen nur hin, wenn wir Weihnachtsbesorgungen machen, und da ist gewöhnlich schlechtes Wetter und alles sieht schmutzig und unfreundlich aus. Aber manchmal denke ich doch, es muß hübsch sein, so viele Menschen um sich zu wissen, und abends in das Theater zu gehen und am Tage so viel Schönes sehen zu können."

„Ach, ich sehe, Sie haben entschiedenes Talent für das Stadtleben! Ich wünschte, ich könnte Sie dort einmal herumführen und könnte Ihnen alles zeigen, gnädiges Fräulein!"

„O, bitte, nennen Sie mich nicht immer so, ich bin es gar nicht gewöhnt; für unsre Leute und den Pfarrer und unsre Nachbaren bin ich Leni, höchstens Fräulein Leni, und ich mag mich nicht anders nennen hören."

„Wenn Sie es mir gestatten! Der Name paßt auch so gut zu Ihnen. Aber warum nennt Ihre Tante Sie Magda?"

Ein schelmisches Lächeln flog über Lenis Gesicht.

„O, die Tante meint, Leni sei ein Bauernname, und da ich eigentlich Magdalene getauft bin, hält sie sich an die erste, wie sie sagt, vornehmere Hälfte meines Namens und nennt mich Magda. Papa sollte es auch thun, aber der blieb bei Leni, und da keins von beiden nachgeben will, ruft mich jedes auf seine Weise."

„Und ich schließe mich Ihrem Herrn Vater an, Fräulein Leni." Er betonte den Namen so eigen und sah Leni dabei so besonders an, daß diese mit ihren Rosen um die Wette erglühte und in der Verwirrung eine kaum erschlossene Knospe anstatt einer vollerblühten Rose abschnitt.

„O weh, da wird Papa schelten, die hätte noch lange blühen können", rief sie.

Herr Fortunatus nahm die Knospe und steckte sie an seinen Rock. „Ich nehme die Schuld auf mich, Fräulein Leni, Sie erlauben mir doch, die Knospe zu tragen?"

„Wenn es Ihnen Freude macht" — „große Freude und ich danke Ihnen herzlich." Er reichte ihr die Hand und als sie die ihre hineinlegte, küßte er ihre Fingerspitzen. Leni klopfte das Herz. Die Hand hatte ihr noch kein Mensch geküßt! Es war ein Glück, daß ihr großer Leonberger eben auf sie zusprang, sie umfaßte mit beiden Armen den Hals des Tieres und drückte ihr Gesicht an seinen Kopf, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Das ist Nero, nicht wahr, so nannten Sie ihn gestern?" fragte Herr Fortunatus.

„Ja, das ist mein bester Freund — Papa ausgenommen."

„Wer weiß, ob Sie nicht einen andren, noch besseren haben, Fräulein Leni."

Sie sah ihn fragend an.

„O nein, ich habe auch keine Freundin. Zu uns kommen nur ein paar alte Herren, die Papas Freunde sind und mich auch ihre kleine Freundin nennen. Aber" — wieder zuckte das Lächeln, das in ihren Wangen schelmische Grübchen erscheinen ließ, über ihr Gesicht; „aber Nero ist mir lieber."

Nero sprang an ihr empor, als wolle er sich für diesen Vorzug bedanken; sie wehrte ihn lachend ab und lief dann mit dem Hunde um die Wette, ihrem Vater entgegen, der eben auf das Rosenrundell zuschritt.

„Ich habe einen gewissen Eindruck auf sie gemacht", sagte sich Herr Fortunatus, seinen Bart streichend, „und sie gefällt mir wirklich recht gut."

Herr von Hork kam heran, mit einem Arm seine Tochter umschlungen haltend, den andern seinem Gast entgegenstreckend, dem er kräftig die Hand schüttelte.

„Ein Prachtwetter haben Sie mitgebracht", sagte er dabei, „das soll heute eine Fahrt werden!" Nach dem Frühstück wurde der Wagen bestiegen, welcher die kleine Gesellschaft nach der alten Kirche führen sollte. Leni ergriff die Zügel.

„Auf dem Kutscherbock ist es am lustigsten", rief sie von ihrem erhöhten Sitzplatz herab, und Herr Fortunatus ließ sich nicht lange nöthigen, den „lustigsten Platz" mit ihr zu teilen. Herr von Hork und seine Schwester nahmen im Fond Platz. Der Groom schwang sich auf das hintere Trittbrett und dahin ging die Fahrt durch das grüne, sonnige Thal, empor zu den Waldhügeln, hinter denen die Kirche lag. Der frische Wind färbte Lenis Wangen noch rosiger und wehte ihre offnen Locken Herrn Fortunatus ins Gesicht, daß er Thal und Hügel manchmal wie durch ein Goldnetz schimmern sah.

„Ist es nicht prächtig, so dahinzufahren, je schneller, je besser?" fragte sie fröhlich.

„Es ist herrlich", versicherte Herr Fortunatus. „Was der Prinz Peter sagen würde, wenn er mich jetzt sähe", dachte er. Und er rückte sich gerader und steckte die Rose in seinem Knopfloch fester.

Die Kirche wurde besichtigt und gebührend gelobt. Herr Fortunatus zeichnete mit ein paar schnellen Strichen eine der besonders schönen Intarsia-Arbeiten, mit welchen der Chor geschmückt war, und Leni sah ihm dabei über die Schulter.

„Wie schnell das geht", sagte sie bewundernd.

„Ja, wenn man einige Übung hat und selbst Ähnliches erfindet", meinte Herr Fortunatus.

„O, Sie können dergleichen machen?"

„Zeichnen, allerdings. Ich habe sogar einigen Ruf darin, obgleich ich dergleichen doch nur als Liebhaberei betreibe."

„Dann malen Sie wohl auch?"

„Gewiß, ich führe die Ornamente bunt aus."

Das verstand Leni nicht ganz. „O, wenn Sie malen, dann müssen Sie auch mein Lieblingsbild sehen", sagte sie, „hier in der Kapelle, kommen Sie."

„Aber Magda, laß doch den Herrn von Riemenschneider erst seine Zeichnung beenden", ermahnte die Tante.

Doch Herr Fortunatus war schon damit fertig und ließ sich von Leni in die Kapelle führen. Das Altarbild stellte eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau vor.

„Sehn sie nur, sehn Sie nur, wie schön", rief Leni, „die Wolken und die Engel und diese wunderschöne Jungfrau Maria!"

Herr Fortunatus lächelte gefällig und begann die Ornamente zu studiren, aus welchen der Rahmen zusammengefügt war.

„Das Bild hat wirklich einigen Wert", erklärte Herr von Hork. „Der frühere Besitzer des Gutes schenkte es der Kirche."

„Das muß Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, oder das Bild wurde damals neu eingerahmt", sagte Herr Fortunatus. „Die Ornamente verraten das."

„Aber finden Sie denn das Bild nicht sehr schön?" fragte Leni.

„O gewiß", gab er zurück, „nur gestehe ich ganz offen, daß ich mein Hauptinteresse immer der sogenannten kleinen Kunst, dem Kunsthandwerk, zuwende, weil ich dasselbe für sehr viel wichtiger halte als die Historienmalerei und dergleichen. Sehen Sie, das Kunsthandwerk kann viele Tausende erfreuen und — was auch nicht unwichtig ist, ernähren. Ein Mann z. B., der ein hübsches, künstlerisch stilisiertes Servicemuster erfindet, wird in hunderten von Haushaltungen damit erfreuen und den Sinn für das Schöne anregen. Der Maler, der ein Historienbild malt, arbeitet nur für ein verschwindend kleines Publikum, und kaufen kann sein Erzeugnis nur ein Millionär oder ein Museum, wo es wiederum doch nur wenigen zugänglich ist. Die Kunst im Kleinen, das ist das Wahre! Was meinen Sie wohl, ich habe für einen befreundeten Fabrikanten ein Tellermuster entworfen, und der Mann hat einen Umsatz von Hunderttausenden in diesem einen Artikel gehabt. Für die Allgemeinheit soll man arbeiten; je mehr Menschen sich an unserm Werke erfreuen können, um so größer ist der Wert dieses Werkes." (Fortsetzung folgt.)

„Zur letzten Ruh." Motiv aus den schweizerischen Urkantonen. Gemalt von Hars Bachmann.

Ein Asyl für die Kleinsten unter den Kleinen.

Von Dr. Paul Heine.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft — das wissen die Freunde des Reiches Gottes, das wissen auch die Gegner desselben. Darum ein solch eifriges Werben und Bemühen beider; darum hier das Bestreben, die Jugenderziehung und -Unterweisung ihres christlichen Geistes zu entleeren und dem Einfluß der Kirche möglichst zu entziehen, dort die eifrige Fürsorge der christlichen Liebe, den der Jugend drohenden Gefahren vorzubeugen oder den bereits angerichteten Schaden zu heben. Diese Fürsorge hat schon das frühe Kindesalter in ihre Pflege genommen und in den Kleinkinderschulen und den Sonntagsschulen Stätten der bewahrenden Liebe gegründet. Während aber die Kleinkinderschule (durch Pfarrer Oberlin im elsässischen Steinthale gegründet) und die Sonntagsschule (durch Robert Raikes in Gloucester errichtet) bekanntlich vor einigen Jahren die Jubelfeier einer bereits hundertjährigen, reichgesegneten Wirksamkeit feiern durften, hat man erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, auch auf die Pflege der Kleinsten unter den Kleinen, der Säuglinge und Kinder bis zum zweiten oder dritten Lebensjahre Bedacht zu nehmen. Freilich suchen die Findelhäuser, wie solche seit langer Zeit an vielen Orten bestehen, diesem Bedürfnis entgegenzukommen; allein sie bieten doch nur den armen und verlassenen Kindern Aufnahme und Hilfe, deren Mütter sich aus irgend welchem Grunde von ihnen losgesagt haben. Für die in den ersten Lebensjahren und somit in dem pflegebedürftigsten Zustande befindlichen Kinder derjenigen Eltern, die gern selbst ihren Elternpflichten nachkommen würden, aber dies wegen der Not des täglichen Broterwerbes nicht können, in einer von der christlichen Liebe erfüllten Weise und in den durch das Bedürfnis gezogenen Grenzen einzutreten, das war eine Aufgabe, die noch ihrer Lösung harrte. Um diese Aufgabe zu lösen, wurden die sogenannten „Krippen" ins Leben gerufen. Sie wollen also das erste Glied in der Reihe der den Kindern gewidmeten Pflegeanstalten bilden und an den Säuglingen denselben Liebesdienst erfüllen, wie die Kleinkinderschule an den auf der nächsthöheren Lebensstufe, vom sechsten Jahre bis zum schulpflichtigen Alter stehenden Kindern. Sie wollen den Frauen, welche zur Erhaltung der Familie mithelfen müssen, die Sorge für ihre Neugeborenen erleichtern und ihnen das drückende Gefühl abnehmen, daß ihre Kinder, während sie selbst notgedrungen ihrem Tagewerk nachgehen, daheim ohne hinreichende Pflege und Aufsicht verkommen. Den arbeitenden Frauen soll somit nicht sowohl eine Unterstützung dargereicht, sondern ihnen der Erwerb ermöglicht, es soll dem Elend weniger abgeholfen als ihm vielmehr zuvorgekommen werden. Dabei soll das sittliche Band zwischen Müttern und Kindern nicht gelockert oder gelöst und den ersteren ihre Mutterpflichten nicht abgenommen, sondern nur erleichtert werden. Darum sind die Krippen, wie die Kleinkinderschulen, überall auch nur während der Tageszeit und an den Wochentagen in Thätigkeit. Über Nacht und am Sonntage befinden sich die Kinder daheim in mütterlicher Pflege.

Doch weshalb bezeichnet man diese Asyle für die Kleinsten mit dem Namen „Krippen"? — Es liegt darin eine Hinweisung auf die Krippe von Bethlehem, in welcher der göttliche Kinderfreund Jesus seine erste Herberge auf Erden fand, und eine fortwährende Mahnung, sein Geheiß schon an den Säuglingen und den Unmündigen wahr zu machen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" — Es charakterisiert sich dieses Werk schon durch seinen Namen als ein christliches, das, aus dem christlichen Geist heraus geboren, von ihm allein auch Kraft, Erfolg und Bestand empfängt.

Den Ruhm, mit der Errichtung von Krippen vorangegangen zu sein, darf Frankreich für sich in Anspruch nehmen. Dort bestehen die Krippen bereits seit 40 Jahren in großem Segen und gegenwärtig überall, wo eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung das Bedürfnis danach wachruft. Im Departement der Seine wirken allein 50 derartige Pflegeanstalten. Zur Vervollkommnung und Verbreitung des Krippenwerkes hat sich im Jahre 1869 in Paris eine besondere Krippen-Sozietät begründet, die zur Vertretung ihrer Interessen ein eignes, sehr gut bedientes Organ: ‚Bulletin de la Société des Crèches' herausgibt. Auch in anderen Ländern ist seitdem das Interesse für die Pflege der Neugebornen erwacht, so in England, Italien, Rußland. In Petersburg bestehen neben dem großartigen, auf Staatskosten unterhaltenen Findelhause zwei Krippen unter höchster Protektion. In Wien hat die seit mehreren Jahren dort wirkende Zentral-Gesellschaft sieben Krippen gestiftet, welche gleich den außerdem in den Wiener Vorstädten bestehenden unter fortschreitender Anerkennung und Inanspruchnahme seitens des Publikums arbeiten. Die erste Krippe in Deutschland wurde in Fürth bei Nürnberg eröffnet, bis heute wohl die größte, zur Hilfeleistung für die in den zahlreichen dortigen industriellen Anstalten beschäftigten Arbeiterfrauen. Dieselbe steht unter Leitung der Neuendettelsauer Schwestern. Andere Städte Deutschlands sind mit der Errichtung von Krippen gefolgt, so Dresden (1870), Augsburg (1872), München, Cannstadt (1878), Breslau aus Anlaß des kaiserlichen Ehejubiläums (1879), Hamburg, Berlin und Dessau (1880), Potsdam (1882) und andere.

Wie Veranlassung und Zweck, so ist auch Einrichtung und Betrieb bei allen Krippen im allgemeinen gleich. Der Leser könnte darum einen Einblick in das Wesen dieses so hochbedeutsamen Zweiges der Kinderpflege gewinnen, wenn er dem Schreiber dieser Zeilen gestattete, ihn mit einer der erst in jüngster Zeit und unter Benutzung aller der auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen eingerichteten Krippen, nämlich der Potsdamer, bekannt zu machen.

Die Potsdamer Krippe ist im Verein mit einer Anzahl angesehener Damen der Stadt durch den Pfarrer an St. Nikolai, Herrn Nielsen, welcher der Unternehmung nicht nur eine große Hingebung, sondern auch eine bedeutende, durch mehrjährige Thätigkeit in St. Petersburg gewonnene Sachkenntnis entgegen brachte, ins Leben gerufen worden. Sie steht seit ihrer Errichtung unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen, welche der Anstalt die liebevollste und thätigste Teilnahme zuwendet. Die Leitung liegt in den Händen eines Damenkomitees, dessen Mitglieder für die Aufbringung des größten Teils der Mittel und für die Befriedigung der Bedürfnisse der Anstalt Sorge tragen und den inneren Betrieb derselben beaufsichtigen. Sie versammeln sich der Regel nach sechsmal im Jahre, und zwar unter dem Vorsitz des obengenannten Geistlichen, welcher die äußere Verwaltung besorgt und in allen wichtigeren Angelegenheiten den Damen als Beirat zur Seite steht. Die Kinderpflege in der Krippe liegt der Hausmutter, einer älteren, bewährten Frau, ob, welche in ihrer Arbeit von mehreren, gleichfalls in ihrer Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit erprobten Gehilfinnen unterstützt wird.

Die Krippe ist, wie bereits oben angedeutet, ausschließlich an den Wochentagen geöffnet. Bevor die Mütter an ihr Tagewerk gehen, bringen sie ihre Kinder. Diese werden zunächst gebadet und sodann in die der Anstalt gehörigen Kleider und Betten gethan. Des Abends werden sie nach abermaliger Reinigung in ihren eigenen Kleidern von den Müttern heimgeholt. Betritt man die hellen und freundlichen Räume der Anstalt, so glaubt man sich in das Märchen von den sieben Zwergen über den Bergen versetzt. Die ganze Einrichtung erinnert daran: die kleinen Bettchen in wenig zunehmender Größe, in einer Reihe neben einander an der Wand stehend, die niedrigen Tische und die winzigen Stühle und Bänke, dazu die zur nächsten Mahlzeit schon aufgestellten Geräte, Schüsseln, Teller, Löffel — alles en miniature! — Wie Riesen nehmen sich in diesem pygmäenhaften Mobiliar einige Wandschränke aus, in denen die Leib-, Bett- und Badewäsche der Pfleglinge: Hemden, Jacken, Socken, Windeln, Wickel-, Bade- und Handtücher, Kleidchen, Höschen und Röckchen in ansehnlichen Vorräten und alles nach Größe und Art sorgfältig sortiert und sauber zusammengebunden, aufbewahrt wird. Die musterhafte Instandhaltung und stetige Vermehrung dieses Ausstattungsschatzes

ist Sache des ganz besonderen Interesses und Stolzes der Vorstandsdamen, und gar manches schöne Stück verdankt der huldvollen Fürsorge und kunstfertigen Hand der hohen Protektorin seine Entstehung. In anderen Fächern befinden sich in reicher Auswahl alle die sonstigen Utensilien, die in der Kleinkinderpflege unentbehrlich sind, wie Flaschen, Saugschläuche und -Pfropfen, Schwämme, Puderbüchsen rc. In der Mitte des einen, sehr geräumigen Zimmers ist für die Kleinen, welche ihre ersten Kriech- und Gehversuche anstellen, ein etwa sechs Quadratmeter großer Spielplatz reserviert, der mit weichen Decken belegt und mit einem niedrigen Holzgitter umgeben ist, letzteres zur Unterstützung der Gehstudien. Der daran stoßende Raum ist das Bade- und Waschzimmer; daselbst befinden sich neben einer Reihe von Kinderwagen, in denen die Säuglinge bei günstigem Wetter ins Freie hinausgefahren werden, die Waschtische in größerer Anzahl, um den Müttern die gleichzeitige Reinigung ihrer Kinder zu ermöglichen. Aus sanitären Rücksichten hat jedes Kind seinen besonderen Schwamm, Lappen und Saugpfropfen, und es werden diese Gegenstände nebst den dem Kinde zugehörigen Kleidern an einem numerierten Platze aufbewahrt. Wenn die Stunde der Mahlzeit da ist, zumal zu Mittag, dann werden die an Pünktlichkeit gewöhnten Kleinen unruhig. Die rotwangigen Schläfer in den Betten und Wagen fangen an, sich zu dehnen und zu recken; nicht lange, so erschallt ein vielstimmiges Geschrei der hungrigen Kleinen nach Nahrung und nicht selten, wenn dieselbe etwas länger auf sich warten läßt, sekundiert auch wohl eins der älteren Kinder, welchem die Ungeduld des Wartens die Lust zum Spielen allgemach benommen hat. Nach und nach jedoch tritt die gewohnte Ruhe wieder ein; die ersehnte Milchflasche beruhigt die kleinen Schreier; die anderen Pfleglinge, die bereits dem Standpunkt der Flasche entwachsen sind, sammeln sich in Gruppen zu fünf oder sechs um die Hausmutter und deren Gehilfinnen und werden aus gemeinsamer Schüssel in immerwiederkehrender Reihenfolge mit nahrhaftem Milch-, Gries- und Reisbrei oder ähnlicher Kinderkost gespeist. Da sitzen dann die kleinen blondlockigen und dunkelköpfigen Geschöpfe auf ihren niedlichen Zwergstühlen im Halbkreise um die Pflegerin und warten, die einen mit geduldigem und sanftem Wesen, die anderen mit stark begehrlichen Blicken auf die süße Kost; sehnsuchtsvoll folgen die Augen dem Löffel von Mund zu Mund, bis sich wieder das eigene Schnäbelchen öffnen darf. Die ältesten Kinder essen daneben, an niedrigen Tischen vereint, selbständig aus ihren zinnernen Schüsselchen unter Leitung und Aufsicht einer Helferin. Dann und wann spinnt sich hier auch wohl eine Unterhaltung an, oder die Gutmütigkeit läßt sich erbitten, von ihrem Überfluß auf den bereits geleerten Teller des Nachbars abzugeben. Vor und nach der Mahlzeit falten die Kinder fromm die Hände zum Gebet, welches die Hausmutter langsam spricht; manche gewöhnen sich nach und nach daran, mitzusprechen oder doch wenigstens „Amen" zu sagen. Häufig erscheinen auch Vorstandsdamen während der Mittagsmahlzeit, um sich von der Güte der Nahrung zu überzeugen. Es macht ihnen auch große Freude, thätig mit einzugreifen, wenn es gilt, hier Ruhe zu stiften, dort Thränen zu trocknen oder einen säumigen Gast zu füttern. Offenbar sind die Damen den Kindern liebe und vertraute Bekannte, und mit Jubel umringen sie dieselben, wenn sie erscheinen. Nach Beendigung der Mahlzeit wird ein Stündchen Mittagsruhe gehalten. Die Säuglinge sind bei ihren Flaschen wieder eingeschlummert; für die anderen Kinder werden Matratzen am Boden ausgebreitet, auf denen sie neben einander ausgestreckt, gar bald in sanftem Schlafe atmen, — ein friedlicher Anblick! — Doch nicht lange, und die Siesta wird aufgehoben. Erfrischt und fröhlich springen die Kleinen auf, um wieder an die unterbrochenen Spiele zu gehen, die Mädchen an ihre Puppen und Küchengeräte, die Jungen an ihre Baukästen, Pferdchen und Wagen. Ist's aber warmes und heiteres Wetter, dann geht's hinaus ins Freie, die Säuglinge in ihren Wagen auf den weiten, schattigen Platz an der Straße, die größeren Kinder in den hübschen Garten hinter dem Hause, wo sie im Sande spielen können.

So sind die Kleinen den Tag über wohl aufgehoben, und wenn dann die Mütter in der Abendstunde kommen, um dieselben heimzuholen, so haben sie meist viel Ursache zu Freude und Dank. Es ist, als ob die kleinen Wesen die Stunde ahnten, die ihnen die Mutter zuführt. Eine merkliche Ungeduld und Unruhe erfaßt sie sämtlich, auch die Kleinsten. Erscheinen dann die sehnlichst Erwarteten, dann geht ein lauter Jubel an. Liebkosend drängen und hängen sich die Kinder an ihre Mütter, und diese drücken ihre lange entbehrten Lieblinge voll Rührung und Entzücken ans Herz. Sobald aber die Empfindungen wieder etwas ruhiger geworden, so beginnt das Umkleiden und Reinigen der Kinder. In langer Reihe sitzen die Mütter nebeneinander und besorgen ihre Kleinen. Hier wird der mütterliche Stolz laut über ein besonders kräftiges und hübsches Kind, dort die Freude über das sichtbare Gedeihen eines lange Zeit kränkelnden, und nur selten geschieht es, daß eine heimliche Zähre aus einem kummervollen Mutterauge auf ein schwächliches Geschöpfchen fällt, das sich trotz aller Pflege und Sorge nicht kräftigen will. Doch endlich leert sich das gastliche Haus; die eben noch so belebten Räume werden still, und für die ermüdete Hausmutter und Pflegerinnen schlägt nach rastloser Thätigkeit die willkommene Stunde des Feierabends und der Stärkung zu neuer Pflichterfüllung am nächsten Morgen.

Fragt man nun nach dem Erfolg, welchen die Kinderpflege in der Krippe im einzelnen hat, so lautet die Antwort überaus günstig. — Der Gesundheitszustand der Pfleglinge ist ein höchst erwünschter. Freilich nimmt die Krippe, die kein Hospital sein will, kranke Kinder nicht auf; sie meint, die Pflege dieser sei eine unabweisbar mütterliche Pflicht. Aber sie nimmt schwächliche Kinder auf, und diese kräftigen sich meist in erfreulichster Weise. Die gesunde Lage des Hauses an dem freien, stillen Bassinplatz, die hohen und sonnigen Zimmer, die stets reine und gleichmäßig erwärmte Luft in denselben, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Speisen zubereitet und temperiert, die Pünktlichkeit, mit welcher sie den Kleinen gereicht, die peinliche Sorgfalt, mit welcher auf stets saubere Kleidung und Betten gesehen wird, dazu die verständige Behandlung der auch bei sonst gesunden Kindern vorkommenden unbedeutenderen Leiden, wie Schwämme und Ausschläge, die stärkenden Mittel, wie Salzbäder, Gesundheitsweine, mit denen man den schwächlichen Pfleglingen aufzuhelfen sucht, und vor allem die rührendste Liebe, von welcher die ganze Arbeit an den Kleinen erfüllt und getragen wird: — dies sind die Gründe für das gute Wohlbefinden und sichtbare Gedeihen der Kinder. Ebenso augenfällig sind die Erfolge im allgemeinen. Denn wenn seit der Begründung der Potsdamer Krippe ungefähr zehntausend Pflegetage gerechnet werden können, so bedeutet das, den hierorts üblichen Tagelohn einer Frau zum geringen Satz von einer Mark angenommen, nichts anderes, als: den arbeitenden Frauen in den der Krippe zunächst gelegenen Stadtteilen Potsdams ist während zweier Jahre ein Verdienst von etwa zehntausend Mark ermöglicht worden, den sie sonst nicht oder nur unter Verletzung ihrer Mutterpflichten hätten haben können. Das ist doch wahrlich eine eminente Hilfe, zumal wenn man das erfreuliche Gedeihen der Kinder dazu rechnet. Außerdem verdient noch ein Moment Beachtung. Unter den Müttern wird nämlich als Frucht der löblichen Ordnung in der Anstalt ein edler Wetteifer wachgerufen, ihre Kinder auch nun so sauber und gepflegt wie möglich des Morgens zur Krippe zu bringen, und mancher weniger gewissenhaften Mutter ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihr Kind von anderen Leuten gepflegt sieht, ein Sporn und Antrieb geworden, nun auch selbst daheim ihrem Kinde eine größere Sorgfalt zu widmen. So übt die Krippe einen gewissermaßen erziehlichen Einfluß auf die häuslichen Kreise ihrer Pfleglinge aus, ganz abgesehen davon, daß die ihren Kindern erwiesene Liebe und Wohlthat die Eltern zum Danke gegen den treiben muß, in dessen Dienste und Geiste dieses Liebeswerk betrieben wird.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird man es auch würdigen, wenn die Krippe nur ehelich geborene Kinder aufnimmt. Hierin liegt wahrlich keine Lieblosigkeit gegen die illegitim

geborenen und darum doppelt hilfsbedürftigen Kinder. Allein jede menschliche Thätigkeit muß ihre bestimmten Grenzen und Ziele haben, wenn sie auf Erfolg rechnen will, und ist für die Krippe schon mit der Aufgabe, deren Lösung sie sich als Ziel gesetzt, diese Grenze gegeben, so muß sie die sicherlich äußerst nötige Sorge für die zuletzt bezeichneten Kinder anderen Unternehmungen überlassen, wie ja z. B. in Bonn eine derartige Pflegeanstalt speziell für uneheliche Kinder errichtet ist. Die Krippe trägt außerdem aus sittlichen Gründen Bedenken, in den ehrsamen Arbeiterfrauen etwa das in einem Hausmutter, die Pflegerinnen, sowie die Pfleglinge der Krippe werden nämlich aus der Küche von „Marthaheim" beköstigt, und zudem leisten die älteren Waisenmädchen, welche sonst die Schule besuchen und später zu Hausmädchen ausgebildet werden, in ihren Freistunden und im Falle des Bedürfnisses in der Kinderpflege der Krippe Aushilfe. So kann an den Erhaltungskosten und Lohn für die Pflegerinnen viel gespart werden. — Wohl möglich, daß nicht überall ein gleich großes Bedürfnis nach derartigen Kinderasylen hervortritt, wie in Frankreich, wo die Arbeiterverhältnisse das häusliche Leben noch

Radiert von H. Deiters. — Gesellschaft für vervielf. Kunst in Wien.

Partie aus dem wilden Rosenthal zwischen Schkeuditz und Leipzig.

durchaus zu respektierenden Zartgefühl begründete Mißbehagen hervorzurufen, mit gefallenen Gliedern ihres Geschlechtes in der Krippe zusammentreffen und verkehren zu müssen, ein Mißbehagen, welches leicht die Benutzung der Krippe seitens derer, in deren Interesse sie eingerichtet ist, gefährden könnte.

Die jährlichen Kosten für die Erhaltung der Krippe betragen bei einer Zahl von 15 bis 20 Pfleglingen 2500 bis 3000 Mark und werden teils durch feststehende Jahresbeiträge, welche die Vorstandsdamen einsammeln, teils durch unter höchster Beteiligung veranstaltete Bazare, teils durch den Erlös von Konzerten und Vorträgen aufgebracht. Dadurch wird es ermöglicht, daß die Eltern für jedes Kind nur 10 Pf. pro Tag Kostgeld, die ärmsten auch gar keins, zu zahlen brauchen, wogegen andererseits der geringe Satz für die tägliche Erhaltung eines Kindes im Betrage von nur 60 Pf. durch den Umstand erzielt wird, daß die Krippe mit der in dem oberen Stockwerk desselben Hauses und ebenfalls unter Leitung des Pfarrers Nielsen stehenden, familienartig eingerichteten Mädchenwaisenanstalt „Marthaheim" hinsichtlich des Betriebes in eine gewisse Verbindung gebracht ist. Die mehr als bei uns beeinflussen. Aber ein Bedürfnis danach ist überall vorhanden, wo die Familienmütter in weiten Kreisen genötigt sind, sich am Erwerb des täglichen Brotes zu beteiligen. Wohl möglich, daß nicht überall unter denselben günstigen Bedingungen Krippen errichtet und erhalten werden können, wie die in Potsdam. Aber ins Leben gerufen werden und bestehen können sie überall, wo die helfende Christenliebe nicht erstorben ist. Manches ist in unserem Vaterlande auch auf diesem Gebiete der Kleinkinderpflege in letzter Zeit geschehen; aber im Vergleich zu dem vorhandenen Bedürfnisse ist der Anfang nur erst ein bescheidener. Die allgemeine Verbreitung der Krippen würde im eminenten Sinne zur Lösung des sozialen Problems beitragen, sie würde dem Vaterlande die Gesundheit und Kraft eines großen Teils des aufwachsenden Geschlechts sichern und in den Unmündigen und Säuglingen dem Reiche Gottes eine hoffnungsreiche Saat zurichten. Es würde sich auch an diesem Liebeswerke das Wort des seligen Dr. Tholuck bethätigen: „Die edelste von allen Missionen ist die Mission in die Kinderwelt! Das ist das Ackerfeld, wo die Aussaat hundertfältig trägt."

Edward Jenner, der Menschenfreund.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Wenn in dem Antlitz, welches diese Seite schmückt, nicht Milde, Wohlwollen und lautere Seelengüte sich getreulich widerspiegeln, dann gibt es kein Verlaß mehr auf irgend ein Menschengesicht. Aber in diesen Zügen ist kein Lug. Dieses Bild hält, was es verspricht — es ist das eines unserer erhabensten Wohlthäter. Welcher Arzt vor und nach ihm könnte sich rühmen, so viel Menschenleben dem Tod und der Krankheit entrissen zu haben, wie dieser einfache, bescheidene Landarzt? Ihm danken wir es, daß der Bann des verheerendsten Würgengels, der die Völker seit undenklichen Zeiten heimgesucht, der Blattern, für immer gebrochen ist! Edward Jenner, geb. den 17. Mai 1749 zu Berkley in Gloucestershire, gestorben ebendaselbst am 26. Januar 1823, hat in seinem Lebenslauf außer der wissenschaftlich erprobten Entdeckung, daß das Impfen mittels der Kuhpockenlymphe vor den Menschenpocken schütze, und den reichen Ehren, die seine Nation und die ganze Welt in Dankbarkeit auf ihn gehäuft, wenig Merkwürdiges zu verzeichnen. Der 14. Mai 1796 ist ein großer Tag in der Geschichte der Menschheit: an ihm impfte Jenner aus der von den Kuhpocken angesteckten Hand des Melkmädchens Sarah Nelmeß den Arm des achtjährigen James Phipps, an ihm wurde ein mächtiger Feind des Menschengeschlechts zu Boden gestreckt.

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse.

Dr. Jenner, der Erfinder der Kuhpockenimpfung. Nach dem von Dav. Weis in Wien um d. J. 1804 gestochenen Bildnisse.

Die Vermutung, daß Kuh- und Menschenpocken in nahem Verwandtschaftsgrad zu einander stehen, die Erfahrung, daß von den Kuhpocken befallen Gewesene beim Auftreten von Blatternseuchen befreit blieben, waren dazumal durchaus nichts Neues, sondern beim Landvolk in Gloucestershire, wie auch in Holstein gar wohl bekannt. Ja, es ist historisch festgestellt, daß der holsteinische Pächter Jensen und der Schullehrer Plett zu Rackendorf bei Kiel im Jahre 1791 Kinder mit Kuhlymphe geimpft haben. Welcher Umstand war es, der Jenners gleicher That den Stempel der Unsterblichkeit aufprägte? Nicht auf den Impfakt allein beschränkte sich die Bedeutsamkeit der Handlung, sie umschloß auch ebenmäßig die daran geknüpfte Gegenprobe; erst als der kleine James nach überstandener Vaccination noch zweimal hintereinander mit echtem Pockenstoff gänzlich ohne Erfolg geimpft worden war, da zeigte es sich, daß die Kuhpocken die Empfänglichkeit für die Menschenblattern bei ihm getilgt hatten.

Welche Lärmtrommeln würden heutzutage für eine Entdeckung nur halb so schwer wiegender Art von ihren ersten Anfängen an in Bewegung gesetzt werden? — Der schlichte Jenner sammelte immer und immer noch Beweise, bis er endlich im Jahre 1798 ans Licht der Öffentlichkeit hervortrat und mit seinem Werk, dem Sprößling reifer Erfahrungen und Beobachtungen, die alte und neue Welt zu unerhörtem Enthusiasmus fortriß. Um den Jubel zu begreifen, mit dem die neue Botschaft von dem nahen Ende der Pocken allenthalben begrüßt wurde, muß man sich die ungemeine Häufigkeit und Bösartigkeit dieser Krankheit, wie sie damals noch zur Erscheinung kam, vergegenwärtigen. Durch das ganze Mittelalter bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts standen, nur ab und zu durch die Pest abgelöst, die Pocken weit im Vordergrund aller physischen Leiden, welche einmal zum Los des menschlichen Geschlechts gehören. Jahraus, jahrein herrschte die Seuche, zu Zeiten gelinder, zu Zeiten mörderisch hausend; ein Entrinnen vor ihr schien unmöglich. Der arabische Arzt und Schriftsteller Rhazes (gest. 923 n. Chr.) fragt: „warum unter allen Menschen kaum einer oder der andere von den Pocken verschont bleibe?“ und der vorzügliche Statistiker, Pastor J. P. Süßmilch meldet noch im letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts in seinem Werk: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung erwiesen“, daß durch die Pocken der zwölfte Teil der Menschen zu Grunde gehe. Der durchschnittliche Jahresabgang durch sie betrug in ganz Europa eine halbe Million Seelen. Hat je die Cholera solchen Blutdurst entwickelt? — Dank der seit etwa achtzig Jahren wenigstens in Deutschland immer strammeren Handhabung des Impfzwanges ist die Krankheit bei uns neuerdings zu einer fast unbekannten Größe geworden; während sie in Petersburg, Warschau, Wien, Pesth (aus naheliegenden Ursachen) mit recht stattlichen Totenlisten aufwartet, hört man in den deutschen Großstädten jahrelang nichts oder nur äußerst wenig von ihr. Weil aber die Blattern sich gar so schweigsam verhalten, so erhebt man von der andern Seite umsomehr Klagen über die „entsetzlichen, ganz unnötigen Plackereien“ mit den verschiedenen Impfterminen, den bald roten, bald grünen, bald weißen Impfscheinen, den

Strafmandaten, und vergißt ganz, welchen segensreichen Einfluß auf die Erhaltung von Leben und Gesundheit die Schutzpockenimpfung ausgeübt hat und noch täglich ausübt. In Berlin starben an Blattern vor Einführung der Vaccination 4315 Menschen in dem achtjährigen Zeitraum von 1783 bis 1791 bei einer Einwohnerzahl von etwa 150 000, dagegen betrug die Zahl der Blatterntodesfälle in den acht Jahren von 1852—1860 nur 522 bei einer Seelenzahl von ungefähr 450 000! Aus einer von Dr. Guttstadt zusammengestellten Zahl der Sterbefälle Berlins aus der Zeit von 1758 bis 1809 ergibt sich, daß je 8,15 unter 100 allein den Blattern erlegen sind. Es sei hierbei bemerkt, daß die Kuhpockenimpfung in Berlin zwar bereits 1802 eingeführt wurde, aber erst im Jahre 1810 zu allgemeiner Aufnahme gelangte.

Nach einer authentischen Sterblichkeitstabelle befanden sich in Schweden in den Jahren 1775—1804 unter 100 Toten 7,53 an den Pocken Verstorbene; seit Einführung der Impfung ist die Pockensterblichkeit daselbst auf ein Dreizehntel der früheren heruntergegangen. Und so ließen sich Berge von Beweisen aus der übereinstimmenden Erfahrung fast aller Ärzte aus allen Ländern beibringen, als Beleg dafür, daß

1. Nichtgeimpfte weit mehr der Gefahr, an den Blattern zu erkranken, unterliegen, als Geimpfte; daß

2. die Blattern in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bei Geimpften weit gutartiger verlaufen, als bei Nichtgeimpften; und daß

3. mehrmals Geimpfte sich eines erheblich stärkeren Schutzes erfreuen, als nur einmal Geimpfte.

Denn will man von der Impfung Unmögliches verlangen? Erwartet man von ihr einen unfehlbaren Schutz fürs ganze Leben? Schützen denn Masern, Scharlach, Typhus, Cholera, die Blattern selbst gegen die Wiederkehr dieser Krankheiten? In einzelnen Fällen werden auch wiederholt Geimpfte die Empfänglichkeit für das Pockengift nicht verlieren; solche Ausnahmen aber berechtigen nicht, das ganze Impfen als unnütz und zwecklos anzugreifen. Bei dem einen haftet die Schutzkraft lebenslänglich, in Afrika (nach Pruner-Bey, dem Leibarzt Mehemed Alis) nur zwei Jahre, in den gemäßigten Strichen meistens ungefähr ein Jahrzehnt. Der Impfgegner aber bleibt dabei: das Impfen hilft zu gar nichts. Die große Blatternepidemie von 1870—1872 ist natürlich Wasser auf seine Mühle. Er vergißt nur, daß die gefangenen Franzosen uns dies Gastgeschenk mitbrachten, und die Epidemie erst im Herbst 1870, nach dem massenhaften Eintreffen der Kriegsgefangenen, unter denen die Seuche schrecklich wütete, bei uns zum Ausbruch kam; denn in Frankreich war von allen Regierungen bis dahin die Impffrage stets sehr lau behandelt worden und lag zum Teil in den Händen der — Hebammen. Daher geschah es, daß von der französischen Armee über 23 000 Mann während der Kriegszeit an den Pocken starben, die preußisch-deutsche aber fast unberührt das blatternkranke Land durchzog, einfach aus dem Grunde, weil bei uns jeder Rekrut von vornherein geimpft wird. Auch für die Zivilbevölkerung in Deutschland hat die Impfung ihren wohlthätigen Einfluß an den Tag gelegt, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß immerhin schwere Opfer den Blattern gefallen sind. Der Opfer wären weniger gewesen, hätten wir damals ein schneidigeres Impfgesetz mit allgemeinem Impfzwang, und hätten die Ärzte über reichlicheren Impfstoff zu verfügen gehabt.

Ein Teil dieser Übelstände ist durch das neue Reichsimpfgesetz von 1874 beseitigt. Freilich hätte es noch etwas weiter gehen können. Der persönlichen Freiheit zuliebe hat man es nicht gewagt, beim Ausbruch von Pockenseuchen den allgemeinen Impfzwang von Groß und Klein in dem ergriffenen Bezirk einzuführen, man hat sich gescheut, die Wiederholung der Impfpflicht vom Kindesalter wenigstens bis zu den — Schwabenjahren auszudehnen, obwohl festgestellt ist, daß die Impfung zumeist nur auf eine Reihe von Jahren schützt. Schon ein einziger Pockenfall kann in weiten Kreisen unübersehbares Unheil anstiften, — da helfen nur Massenimpfungen in der ganzen Umgebung, ganz wie man Waldbrände durch Gräben, die man ringsherum errichtet, einschränkt. Wenn die Schutzkraft der Impfung nicht fürs ganze Leben ausreicht, warum hört nach dem Gesetz der Impfzwang mit dem 12.—13. Lebensjahre auf? Böten nicht wichtige Lebensakte, z. B. der Eintritt in die Gehilfenstellung, die Gründung eines eigenen Herdes, den passenden Anlaß, eine wiederholte Impfung zu fordern, ähnlich wie der große Kurfürst nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges jedem jungen Ehepaar die Verpflichtung auferlegte, drei Bäume zu pflanzen?

Und wird man uns utopischer Träumereien beschuldigen, wenn wir uns der Hoffnung hingeben, daß für unsern vielbeschäftigten Kanzler einmal auch ein Moment der Muße zum Abschluß internationaler Seuchenverträge und zur gleichmäßigen Regelung der Pocken- und Impffrage sich finden werde?

Wer, wie Verfasser, so oft lodernde Blatternepidemieen durch allgemeine Impfungen in den ergriffenen Kreisen wie auf einen kalten Strahl hat erlöschen sehen, der kann für Jenners Entdeckung nur Begeisterung hegen. — Aber die Liebe darf uns für die Mängel unsrer Freunde nicht blind machen. Unter Millionen durchaus günstig ablaufender Fälle verlautet auch hie und da von schlimmen Erfahrungen, von Überpflanzung häßlichen Siechtums infolge der Impfung. Meist beruht das Gerede auf Irrtum, Zufall oder Übertreibung, zuweilen aber liegt ihm Wahrheit zu Grunde; war es aus Unkenntnis oder aus Fahrlässigkeit des Arztes — der Tropfen Lymphe vom kranken Bocke vergiftete das Blut der davon geimpften Kinder. Ja die Gefahr einer Ansteckung durch bösartige Keime, z. B. der Schwindsucht, Skropheln, erscheint heute, wo wir, dank Kochs glänzender Entdeckung, als Ursache jener Krankheiten den Tuberkelbazill erkannt haben, als eine gesteigerte. Dieser Pilz muß in dem ganzen Impfwesen eine vollständige Revolution hervorbringen. Die Impflanzette darf kein zweischneidiges Schwert sein, welches, während es vor der einen Krankheit bewahrt, unsern Kindern die Wunde einer andern schlägt! Kein Schatten eines Verdachts darf an Jenners unsterblicher Wohlthat haften! Fort mit der Impfung von Arm zu Arm! Zum Schutz gegen die Pocken darf kein Tropfen menschlichen Saftes mehr in fremden Adern rinnen! **Wir müssen zur ursprünglichen Quelle, der Rinderlymphe zurückkehren!**

Diesen Gegenstand nun hat neuerdings das Reichsgesundheitsamt zum Zielpunkt seiner Arbeiten gemacht. Eine der würdigsten Aufgaben, die es sich stellen konnte! Versuche, die humanisierte durch Kälberlymphe zu ersetzen, sind schon alt, aber sie eigneten sich teils wegen ihrer Kostspieligkeit und Umständlichkeit, teils wegen der geringen Haltbarkeit der Lymphe und der nicht genügenden Sicherheit der Wirkung, wenig zur allgemeinen Anwendung. Zwei von den Ärzten Dr. Pissin in Berlin und Dr. Reißner in Darmstadt erfundene Methoden, Kälberlymphe zu konservieren, welche die Vorzüge der Haltbarkeit mit denen der Zuverlässigkeit vereinigen, sind vor einiger Zeit von Mitgliedern des kaiserlichen Gesundheitsamts in Verbindung mit dem Vorsteher des königlichen Impfinstituts geprüft und als sehr brauchbar erprobt worden. Die mittels dieser Lymphe an Kindern erzeugten Impfpusteln glichen in jeder Beziehung den von humanisierter hervorgebrachten.

Die bestimmt zu erwartende Umgestaltung des Impfwesens wird einen großen Kostenaufwand mit sich führen. Die Kreisphysiker und Medizinalbeamten werden vielfach in den Kuhställen zu verkehren haben; Hekatomben von Kälbern werden im Dienste der Wissenschaft fallen. Denn das arme Opferkalb wird für seine Wohlthat gar noch bittern Undank ernten, denn es wird, bevor die ihm entnommene Lymphe in Gebrauch kommt, auf der Schlachtbank darzuthun haben, daß es nicht an Perlsucht gelitten, und demnach Tuberkelbazillen beherbergt hat; die Lymphe wäre dann unverwendbar!

Der Staat aber wird fortan die Impfärzte freigebiger mit Impfstoff bedenken müssen als bisher, damit dieselben in Zeiten der Pockennot nicht mehr so ratlos, weil mit leeren Händen, oder gar mit mangelhaftem Stoff versehen, dastehen, wie es bei der letzten Seuche vielfach beklagt wurde.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Die Freifrau hatte mit Margarete trotz der drückenden Hitze eine Ausfahrt unternommen. Ein neuer Plan hatte sich ihres unruhigen Gemüts bemächtigt. Sie wollte einen Verein gründen, der, ihren kirchlichen und politischen Grundsätzen entsprechend, alle Arbeiter ihrer Dorfschaften umfassen sollte. Zu diesem Zweck gedachte sie eine allgemeine festliche Versammlung zu veranstalten, zu welcher bereits unten am Seegrund der Platz hergerichtet wurde. Wegen der notwendigen Vorbereitungen wollte sie die Hilfe eines ihrer Pfarrer in Anspruch nehmen, der in einiger Entfernung wohnte.

Sie hatte alle Ursache mit dem Erfolge des von ihrem Bruder angeratenen Planes zufrieden zu sein. Ein Brief ihres jüngsten Sohnes hatte ihr bereits vor zwei Monaten gemeldet, daß Felix infolge von Margaretes Abweisung den Gedanken aufgegeben habe, schon jetzt nach Europa zurückzukehren. Er gedachte seinen halbjährigen Urlaub anzuwenden, indem er sich einer Expedition in das Innere von Südamerika anschloß, die für ihn, als Arzt, besonderes Interesse hatte und von der er hoffte, daß sie ihn aus seiner sehr gedrückten Stimmung herausreißen werde. Paul, der sich in Vorwürfen über die seinem liebsten Vetter angethane Unbill ergoß und erklärte, der Schwester niemals verzeihen zu können, hatte sich nicht entschließen mögen, ohne ihn die Heimat zu besuchen, und sich ihm als Begleiter angeschlossen. So schwer Frau von Ellern es empfand, daß ihr dadurch das gehoffte Wiedersehen mit ihrem Sohne entging, so sehr fühlte sie sich durch die Gewißheit beruhigt, daß ihr Neffe für die nächsten sechs Monate Mr. Oldcastle unerreichbar blieb. Während der so gesicherten Frist hoffte sie bestimmt auf eine glückliche Beendigung der Erbangelegenheit. Ehe Felix die Küste und vollends die zivilisierte Welt wieder erreichte, mußten Mr. Oldcastles etwaige Zeitungsrecherchen längst in Vergessenheit geraten sein. Wenn aber die Gegenpartei die Hoffnung aufgegeben hatte, ihren Zeugen aufzufinden, so war sie sicher, daß jeder von ihr angebotene Vergleich angenommen werden würde. Sie fing daher an, sich wieder als Herrin der Güter zu fühlen, während ihre Kinder, denen sie von ihren Hoffnungsgründen nichts mitteilen durfte, die Wandlung in ihrer Stimmung nicht ohne Verwunderung wahrnahmen, und weit entfernt waren, sie zu teilen.

Die Freifrau war das Kreuz ihrer Pfarrherren. Ihr rastloser Eifer, Bestrebungen, die auf dem Boden der großen Städte aufgewachsen waren und dort ihre volle Berechtigung in den unnatürlich verschobenen Verhältnissen hatten, in die einfacheren des Landlebens zu übertragen, — die Lust, mit guten Werken und Einrichtungen zu experimentieren, die dem beunruhigten Zustande ihres Gemüts entsprang, alles das machte sie zu einer Qual für Männer, die sich ihrem Beruf mit Treue und Ernst hingaben, aber wußten, daß Einrichtungen, die ohne alle Rücksicht auf die thatsächlich vorhandenen Grundlagen unternommen wurden, von vornherein mehr Schaden als Nutzen stiften mußten.

So hoffte sie jetzt eine heilsame Anregung unter die durchweg dem Arbeiterstande angehörende Bevölkerung ihrer Dörfer zu bringen. Sie hatte dazu mit hervorragenden Männern korrespondiert und es war ihrem Quälen gelungen, einige bedeutende Redner für ihre Ansprachen zu gewinnen, deren Ausdrucksweise schon an sich die Bürgschaft bot, daß sie den ländlichen Arbeitern völlig unverständlich sein würden. — Sie hoffte jetzt ihren Pfarrer für den Plan zu erwärmen, und Margarete, die das Pfarrhaus gern besuchte, begleitete sie.

So kam es, daß Lucy und Else heute ganz selbander im Parke saßen. Doch waren sie weniger gesprächig, als sie sonst zu sein pflegten. Else war durch Lucys letzte Äußerung in einen ernsten Gedankengang gedrängt worden. Würden sie je wieder frei werden? — dachte das arme Kind. O, wie köstlich mußte es sein, diese unnatürliche Sorgenlast abwerfen zu können, — Mama, Ulrich, Margarete, — alle wieder glücklich zu sehen, in ungestörtem Genuß all' der köstlichen Dinge, die das Schicksal ihnen bisher gespendet hatte! — Lucy war ebenfalls mit ihren Gedanken beschäftigt, obwohl in entgegengesetzter Richtung. Was Else zu halten, wieder zu gewinnen strebte, das hatte sie heute in freiwilliger Entsagung zum zweitenmale von sich gewiesen. Sie hatte den eingelaufenen Brief Mr. Oldcastles, der sie nach Ablauf der verabredeten Frist noch einmal dringend aufgefordert hatte, wohl zu bedenken, was sie aufgebe und was sie dafür eintausche, und eine weise Entscheidung zu treffen, — ebenso schnell und entschieden beantwortet, als vor drei Monaten. Auch jetzt kam ihr kein Zweifel an der Notwendigkeit und Richtigkeit ihres gefaßten Entschlusses, aber ihr Gemüt fühlte die Nachwehen der neuen Erschütterung. So saßen beide schweigend und in Gedanken versunken da.

Keine von ihnen bemerkte, daß ein kleines barfüßiges Mädchen mit unhörbaren Schritten über das Gras herankam, bis Pluto den Kopf wendete und die Annäherung der Fremden durch Knurren anzeigte. Es war das Kind einer Arbeiterfrau aus dem Dorfe und von ihrer Mutter abgeschickt worden, um der gnädigen Frau zu melden, daß die alte Meinhardt schwer erkrankt sei. Sie habe schon gestern das Bett nicht verlassen können, erzählte die Kleine, und ihre Mutter habe die nötigsten häuslichen Verrichtungen bei ihr besorgt. Heute aber sei es schlimmer geworden; die Alte rede wildes, wunderliches Zeug und die Mutter bitte, daß ihr Hilfe vom Schlosse geschickt werde.

Lucy hatte die Alte oft in ihrem Häuschen besucht und war auch jetzt sogleich bereit, nach ihr zu sehen. Else erbot sich, sie zu begleiten, und beide gingen Arm in Arm den schattigen Parkweg hinunter zum See, von wo eine Seitenbiegung sie an ihr Ziel führte. — Anne-Marie war währenddessen vorangelaufen, um ihre Mutter zu benachrichtigen, daß „die Fräuleins" kämen, und sie fanden die Frau in der Thüre stehen, froh der Aussicht, abgelöst zu werden und sich an ihre eigenen Geschäfte begeben zu können. Sobald sie einen möglichst krassen Bericht von dem Zustande und dem wilden Gebahren der Kranken abgestattet, nahm sie den Korb auf, den sie bei der Heimkehr von der Feldarbeit vor der Thüre des Häuschens abgestellt hatte, faßte Anne-Marie bei der Hand und ging, es den beiden jungen Damen überlassend, sich in ihrer Lage zurecht zu finden.

„Kommen Sie, Else!" sagte Lucy, als diese ängstlich zögernd der Abgehenden nachblickte, und faßte entschlossen die Thürklinke. Else folgte.

Sie fanden das Zimmer so rein und freundlich wie immer. Die Weinreben nickten ins Fenster und die sinkende Sonne malte ihre Schatten an die Wand. Alles war still, bis auf ein leises Stöhnen in der Ecke des Gemachs, wo vor dem sauberen, weißen Bette die Vorhänge dicht geschlossen waren.

„Öffnen Sie das Fenster, Else!" sagte Lucy leise. „Die eingeschlossene Luft bei dieser Hitze ist ja genug, um einen Kranken noch kränker zu machen. — Treten Sie zurück, wenn Sie sich scheuen, bis Sie sich mehr an den Anblick gewöhnt haben! — Ich will die Vorhänge zurückschieben."

Lucy öffnete leise und trat ans Bett. Die Alte lag gerade ausgestreckt; den Kopf ein wenig zurückgelehnt, das fiebergerötete Gesicht von einem weißen Mützchen eingefaßt, das graue Haar glatt zurückgestrichen, bot sie durchaus keinen abschreckenden Anblick dar. Aber sie atmete schnell und heftig, und ihre Augen, die starr auf einen Punkt gerichtet waren, hatten einen angstvollen Ausdruck, wie man ihn an Fieberkranken wahrzunehmen pflegt.

Die frische Luft, die jetzt durch den geöffneten Vorhang vom Fenster hereinströmte, schien die Alte aus ihrer Lethargie zu erwecken. Lucy, die ein wenig hinter das Bett getreten war, ward nicht sogleich von ihr bemerkt. Sie wendete die Augen der Richtung zu, von welcher der erquickende Luftzug ausging, und erblickte Else, die zurückgezogen am Fenster stand, die hochaufgeschossene, schlanke Gestalt und das blonde Haar vom Licht der Abendsonne angestrahlt.

„Wer ist da?" fragte die Kranke.

Else näherte sich dem Bette. Sie sah in diesem Augenblicke ihrer Mutter wunderbar ähnlich, und

1724.

Das Militärwaisenhaus zu Potsdam.

die Alte streckte ihr beide Hände abwehrend entgegen und rief mit allen Anzeichen der höchsten Angst: „Nein, nein, kommen Sie nicht heran, gnädige Frau! — Lassen Sie mich! — ich kann nicht zu ihm gehen, ich kann es ihm nicht sagen! — Sie wissen ja, er würde sterben, wenn er es erführe!“

Else stand still, zu erschrocken, um näher zu treten. Aber die Kranke hatte die fieberglühenden Augen bereits von ihr abgewendet und richtete sie auf einen anderen Punkt. Sie rang flehend die Hände und rief mit einem herzbewegenden Ausdrucke in ihrer zitternden Stimme: „O nein! glauben Sie es nicht, lieber, gnädiger Herr! — Er lebt, er lebt gewiß, — und Sie dürfen auch nicht sterben! — Er muß ja leben und alles wieder gut machen, — und dann,“ — ihr Ton sank zum Flüstern herab, — „dann machen auch Sie alles wieder gut! — Es darf doch niemand in Ellernbrunn Herr sein, als unser junger Herr Manfred!“

Lucy stand noch immer am oberen Ende des Bettes, so daß sie von der Alten nicht gesehen werden konnte. Sie zitterte wie Espenlaub. Sie hatte noch niemals nach der Natur des traurigen Geheimnisses geforscht, von dessen Existenz sie hier und da eine Ahnung bekommen. Sollte sie jetzt unfreiwillig etwas erfahren, was sie nicht zu wissen befugt war? — Sollte sie gehen? — Else allein lassen? — Aber die Kranke begann schon wieder mit unheimlichem Flüstern, während Else das Gesicht tiefer und tiefer in den Händen vergrub.

„Der Name, gnädiger Herr? — O nein, er hat ja jetzt einen andern Namen! — Er heißt — aber leise, sonst hört es die gnädige Frau —, er heißt nicht mehr Herr von Ellern, — nur Manfred, Herr Charles Manfred. — Dort, — wo ist der Brief? — O Gott, sie wird uns den Brief nehmen! — Gnädige Frau“, rief sie laut, ihre angstvollen Blicke auf Else heftend, „o gehen Sie! — kommen Sie nicht näher! — Miß Ernscliffe“, schrie sie plötzlich, als sie bei einer Wendung des Kopfes die zitternde Lucy gewahrte, „halten Sie sie zurück! — sie hat den jungen Herrn um alles gebracht — o gnädiger Herr! der Brief! — hier ist der Brief!“

Die Alte sank ermattet zurück und die Erschöpfung schien ihr auf kurze Zeit Ruhe zu bringen. Lucy fühlte, wie ihre Knie aneinander schlugen und jeder Muskel ihres Körpers den Dienst versagte. Sie lehnte sich gegen die obere Wand des Bettes und preßte die Hände krampfhaft zusammen. Aber nur für einen Augenblick, dann kam ihr das Bewußtsein zurück, daß der Zustand der Kranken sofortige Maßregeln nötig mache, und damit auch die Herrschaft über ihre Glieder. Sie trat leise vom Bette zurück und ihre Bewegung brachte auch Leben in Elses zitternde Gestalt. Die beiden Mädchen sahen sich einen Augenblick voll in die Augen, und jedes las im Blick der andern eine angstvoll dringende Frage, die doch die Antwort mehr scheute, als herausforderte, — dann wendeten sich beide der augenblicklichen Aufgabe zu. Lucy nahm ein Taschentuch, tauchte es in einen draußen befindlichen Eimer mit kaltem Wasser und legte es, zur Binde gefaltet, der Alten auf die heiße Stirn. Sie preßte einige Beeren, die auf dem Tische standen, und benetzte mit dem kühlen, säuerlichen Saft die ausgetrockneten Lippen. Sie entfernte das hoch aufgebauschte Federbett und ersetzte es durch eine leichte Decke, die sich in der Kammer vorfand. Die Kranke schien die wohlthätige Wirkung dieser Maßregeln sofort zu empfinden; sie wurde ruhiger und ihr Blick verlor einen Teil seiner Starrheit.

„Gehen Sie zurück, Else!“ flüsterte Lucy. „Sie sehen, wir können die Frau nicht allein lassen. Ich werde bleiben, bis Sie wiederkommen und jemand bringen, der hier die Wache übernehmen kann.“

Else zögerte, aber ein Augenblick der Überlegung zeigte ihr, daß Lucys Vorschlag das Richtige traf. Sie verließ das Zimmer und blieb draußen nachdenklich stehen. Die Beschäftigung mit der Kranken hatte länger gedauert, als sie gedacht hatte. Die Sonne war am Sinken und die Dämmerung brach ein. Sollte sie den weiten Weg zum Schlosse zurückmachen, so mußte sie Lucy länger allein lassen, als sie wünschte. Rasch entschlossen flog sie den Weg hinan zum Stift; die Diakonissin, die dort Gesunde pflegte, war gewiß bereit, bei einer der Hilfe so dringend Bedürftigen zu wachen. Und diese, das wußte Else, war verschwiegen und vertrauenswürdig; ihr graute bei dem Gedanken, eine im Dienste des Schlosses stehende Person die wilden Reden der Kranken hören zu lassen.

Während dessen saß Lucy am Bette der Alten allein. Sie erneuerte von Zeit zu Zeit den kalten Umschlag um die heiße Stirn und zog die Decke über die Brust, so oft sich die Kranke in unruhiger Bewegung zu weit entblößte. Sie selbst fühlte sich von einem inneren Fieber geschüttelt. — Hatte die Alte im Wahn gesprochen? — aber woher kam dieser Wahn? — Woher kam ihr die Kenntnis eines Namens, den Lucy allen verborgen glaubte? — Sie erinnerte sich, wie oft die Fragen des blöden alten Mannes, der nach einem verlorenen Namen so ängstlich gesucht, ihr Grauen und Mitleid zugleich eingeflößt hatten! — War's möglich? — Und Lucys Brust durchfuhr ein Schmerz, der sie nötigte, sich vorzubeugen und die Hand nach einer Stütze auszustrecken.

Else kam zurück und brachte die mildaussehende Pflegerin mit sich, die sofort bereit gewesen war, die neue Aufgabe zu übernehmen. Ihr kundiger Blick übersah sogleich, was zur Pflege nötig war, und sie gab den beiden Mädchen, die jetzt zum Schlosse zurückkehren wollten, mancherlei Aufträge mit, die sie pünktlich auszurichten versprachen. Sie nahm Lucys Platz am Bette ein, eine Lampe wurde bereit gesetzt, frisches Wasser herbeigeholt, und die beiden jungen Damen nahmen Abschied für die Nacht.

Lucy beugte sich noch einmal über die Kranke. Sie hatte in dem Jahre ihres Aufenthaltes bei Miß Danvers genug von der Krankenpflege gesehen, um ein Urteil über ihren Zustand zu haben. „Sie wird nicht schlafen, aber sie wird ruhiger werden. Gottes Segen für die Nacht!“ sagte sie leise.

Die Sonne war untergegangen, der Wald lag schweigend, kein Wölkchen trübte den vom Abendlicht geröteten Himmel, die Dämmerung, die alles in Schatten zu hüllen begann, brachte Kühle mit sich und so traten die beiden jungen Wesen den Heimweg an. Beiden pochte das Herz; beide schwiegen. Beide aber fühlten, daß sie das Schweigen brechen mußten, daß sie Antwort haben mußten auf die stumme Frage, die ihre Herzen bis in den Grund bewegte.

Else begann. „Sie haben so lange bei uns gelebt, Lucy, und uns für eine glückliche Familie gehalten, nicht wahr?“

„Bis auf einzelne Augenblicke, wo mir eine Ahnung kam, daß auch über Ihrem Hause ein Schatten schwebte, ja!“ antwortete Lucy leise.

Else blieb stehen. „Sie sahen mich vorher so fragend an, Lucy! Sie haben gehört, was die Alte für Andeutungen machte, und müssen fühlen, daß sie sich auf Mama bezogen.“

„Ich weiß, daß die Äußerungen einer Fieberkranken keinen Anhalt für die Wahrheit geben, Else! — Und doch spiegelt das Gemüt die Bilder wieder, wenn auch in verzerrter Gestalt, die es in gesunden Tagen beschäftigen. Else, wenn Sie wüßten, wie seltsam mich die Worte erregt haben. Wie sie mich gemahnt haben an etwas, — etwas, was mich selbst tief berührt hat, — ich glaubte, es sei längst vorüber, und doch regten die Worte der Alten die Erinnerung mächtig auf —.“ Lucy zitterte so heftig, daß Else sagte: „Lucy, Sie schwanken ja! Setzen Sie sich nieder, Sie können ja kaum stehen!“

Lucy fühlte, daß sie der Aufforderung folgen müsse. Sie standen dem See gegenüber, auf dessen abfallendem Ufer es Stellen genug gab, die sich zu einem Sitz eigneten. Sie setzte sich und Else legte sich neben sie ins Gras, lehnte ihren Kopf an ihr Knie und faßte ihre Hand. „Ich dachte nicht, daß Sie die Krankheit der Alten so aufregen könnte,“ begann sie, „ich hätte Sie nicht allein lassen sollen. Aber Lucy,“ und ihre Augen füllten sich mit Thränen, „ich kann Sie nicht von Mama denken lassen, was ihre verwirrten Reden in Ihnen angeregt haben müssen. — Sie hat nun einmal in ihrem Leben niemanden geliebt, als meinen armen, unglücklichen Bruder Manfred, dessen Namen Sie heute von ihr gehört haben, und sie zürnt uns, zürnt namentlich Mama, weil sie glaubt, daß wir durch seinen Untergang in ein Glück eingesetzt sind, welches sie niemandem, als ihm, gönnt. O wenn sie wüßte, was es gewesen ist,“ rief das arme Kind, indem sie in unaufhaltsame Thränen ausbrach, „wenn sie wüßte, was es heißt, zu leben, wie wir gelebt haben, — die qualvolle Unsicherheit zu fühlen, — Mamas Schmerz zu sehen, der sie Tag für Tag zu verzehren scheint, — Ulrichs hoffnungsloses Warten und mühevolles Arbeiten, — Margaretes zerstörtes Glück — sie könnte zufrieden sein mit ihrer Rache! — Welche größere Marter hätte sie sich ausdenken können?“

Lucy schwieg, und ihre eigene Erregung schien sich zu stillen durch die maßlose Aufregung ihrer Begleiterin. Sie strich mit der Hand über die blonden Flechten, beugte sich zu ihr nieder und sagte: „Sie sind furchtbar erregt, Else! — Erleichtern Sie Ihr Herz und erzählen Sie, was Sie so schwer bedrückt. Fassen Sie sich! — Sie haben mir soviel gesagt, daß Sie mir nun auch alles sagen müssen!“

Und das arme Kind, das so lange Qual und Sorge in sich selbst verschlossen hatte, daß weder Mutter noch Geschwister durch die Ausbrüche ihres Schmerzes zu beschweren wagte, öffnete das Herz dieser weichen Stimme, diesem ihr sympathisch entgegenschlagenden Herzen.

Lucy legte den Arm um sie und zog sie dicht zu sich heran; Else schmiegte den Kopf an ihre Schulter, und während sie die Augen auf den gegenüber liegenden Waldrand und die über ihm am dunkeln Himmel hervortretenden Sterne heftete, erzählte sie alles, und Lucy erfuhr alles. Die ganze dunkle Geschichte ihres Hauses, des Bruders Sünde, Unglück und Untergang, des alten Oheims trauriges Geschick, die beabsichtigte Enterbung und die Vernichtung der Urkunde, die Unsicherheit, in der sie täglich die Austreibung aus dem ihnen scheinbar zugehörigen Besitz zu gewärtigen hatten, das Unglück Margaretes—die Qual Ulrichs, der, ohne selbst im stande zu sein, für sich festen Fuß zu fassen, Mutter und Schwestern

Extrapost.

auf sich angewiesen sah, alles, so weit Else selbst eingeweiht war, strömte sie aus in Lucys williges Ohr.

Lucy saß regungslos da, nur daß sie zuweilen ihre Finger in dem weichen Haar spielen ließ, das auf ihrer Schulter ruhte. Sie hörte anfänglich mit zitternder Aufregung zu, aber nach und nach machte diese ganz anderen Empfindungen Platz. Erbarmen mit denen, die mehr gelitten als sie; Liebe, die ihr Herz schwellen ließ und danach verlangte, all' dieses Leid zu stillen und auszuruhen an den Herzen derer, die sie so sehr geliebt, ohne zu ahnen, welch' eine nahe Verwandtschaft ihr dazu ein Recht gab; Freude in dem Bewußtsein, daß der Brief, der all' diesen Jammer enden mußte, bereits auf dem Wege zu seinem Bestimmungsorte war, — und nicht am wenigsten Freude darüber, daß sie ihre Entscheidung getroffen, ohne zu wissen, für wen sie verzichtet hatte. Einen Augenblick freilich schlich sich die Erwägung ein, wie, wenn sie dem Geliebten mit ihrer Liebe hätte das verlorene Gut zurückgeben können? — Aber sie drängte den Gedanken sogleich zurück. — O es war gut so; es war besser so! — Hätte sie ihn so hoch achten können, wie sie ihn achtete und zu achten wünschte, wenn er von seiner Liebe geschwiegen, so lange sie arm war, und damit hervorgetreten wäre, sobald sie ihm mit reichgefüllten Händen entgegen trat? — Ihr Herz sagte ihr, daß er's nie gethan hätte; sie würde in der Herrlichkeit ihrer neuen Würde allein gethront haben, — eine arme Frau trotz allen Reichtums! — Jetzt aber, — Else hatte ihr unwissentlich auch darüber die Augen aufgethan, — jetzt war sein Zögern verständlich. Wenn seine Lage entschieden, wenn die Sorge für Mutter und Schwestern von seinen Schultern genommen war, dann mußte er sprechen, wenn er sie liebte. — Und selbst, wenn er's nicht that, so konnte sie die Gründe achten, die ihn, den Repräsentanten eines alten Hauses, von ihr schieden, ganz anders, als wenn er ihr um Goldes willen die Hand geboten!

Was aber sollte sie jetzt thun? — Sollte sie Vertrauen mit Vertrauen erwidern? — Sollte sie sich erkennen lassen? — Aber sie schreckte davor zurück, sich als Wohlthäterin aufzuspielen. — Und sollte sie sich Ulrich gegenüber in eine schiefe Lage bringen? Sollte er sich getrieben fühlen, ihr aus Dankbarkeit zu bieten, was sie allein seiner Liebe verdanken wollte?

Else hatte geendigt. Sie ließ ihren Kopf auf Lucys Knie sinken und weinte leise, aber jetzt ohne die vorige Bitterkeit. Lucy beugte sich nieder und legte beide Arme um des Mädchens Hals. „Else," sagte sie leiser, „ich kann Ihnen jetzt nicht sagen, was mir die Gewißheit gibt, aber glauben Sie mir, es wird alles gut werden!"

Else hob den Kopf. Der warme, zuversichtliche Ton that ihr so wohl. Lucy zog sie empor und drückte sie fest an sich. „Gott ist barmherzig," war alles, was sie sagte. Und Else fühlte den Trost der Worte, und noch mehr den der teilnehmenden Liebe, ohne zu ahnen, daß sie die Herzschläge einer Schwester an ihrer Brust fühlte.

Es war völlig dunkel geworden und sie hatten es nicht bemerkt. Der Wald begann im Abendwind zu rauschen, der kühl vom See heraufkam. Da hörten sie schnelle Schritte sich nähern. Es war Ulrich, der auf Frau von Ellerns Wunsch ausgegangen war, sie aufzusuchen.

Ulrich bot jeder einen Arm und sie gingen langsam dem Schlosse zu. Else erzählte, was sie veranlaßt hatte ins Dorf zu gehen, und er hörte schweigend zu. Es berührte ihn jedesmal schmerzlich, an die Alte erinnert zu werden. Als Else aber davon sprach, daß die Kranke wilde Reden geführt, ward er aufmerksam; es schien ihm, als liege ein besonderer Sinn in den Worten seiner Schwester. Else aber war das Herz noch so voll von dem Gegenstande ihres letzten Gesprächs, und sie war sich der Sympathie so völlig bewußt, die sie selbst mit dem Bruder und sie alle mit Lucy verband, daß sie plötzlich in die Worte ausbrach: „Ulrich, Lucy weiß alles! — ich habe ihr alles erzählt!"

Ulrich zuckte zusammen wie unter einem plötzlichen Schmerz. Er hatte sich selbst oft die Frage vorgelegt, wie es Lucy berühren werde, wenn sie die traurigen Verhältnisse der Familie erfahre, die sie nur in Glanz und Reichtum kannte? Er hatte sich gefragt, ob sie ihm folgen werde, wenn er komme, um sie zu werben als ein armer Mann, — als ein von seinem Erbe und Hause Ausgestoßener, dem sich die Thüren schlossen, die sich ihm früher allzu bereitwillig geöffnet hatten? — Es war ein Impuls, der einer Folge solcher Gedanken entsprang, der ihn sich plötzlich zu Lucy wenden ließ mit der Frage: „Und was sagt Miß Ernscliffe dazu? — Wird sie dem sinkenden Schiffe den Rücken wenden?"

„O Ulrich! wie ungerecht!" rief Else entrüstet. „Wenn du wüßtest, wie sie mich getröstet hat!"

Lucy war keines Wortes fähig. Sie fühlte, daß sie die Lippen nicht öffnen könne, ohne in Thränen auszubrechen. Sie konnte nichts weiter, als ihre Augen zu seinem Gesicht aufheben, und das helle Mondlicht zeigte ihm die glänzenden Tropfen darin. „Verzeihen Sie, Miß Ernscliffe," sagte er bewegt, „dem Schmerz, der mich ungerecht machte! Ich hätte Sie nicht durch Zweifel kränken sollen, um so weniger, als ich selbst schon erfahren habe, wie freundlich Sie zu trösten verstehen!" Und er führte die kleine Hand, die auf seinem Arme ruhte, respektvoll an seine Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern.

Das Militärwaisenhaus in Potsdam. Zu den sehr zahlreichen fundamentalen Einrichtungen für das preußische Heer, welche Friedrich Wilhelm I geschaffen hat, zählt auch die Gründung einer Anstalt, in welcher hilflose Soldatenkinder auf Kosten des Staats genährt, gekleidet, in der Furcht Gottes und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden sollten. Den ersten Anlaß zur Schaffung des Militärwaisenhauses in Potsdam, dessen Bild wir auf S. 236 unseren Lesern vorführen, gab ein Besuch, den der König gelegentlich der in der Gegend von Halle abgehaltenen Revue den Frankeschen Stiftungen abgestattet hatte. Wie bei dem energischen Monarchen der einmal gefaßte Plan stets rasch zur That heranzureifen pflegte, so wurde auch in diesem Falle der Bau eines dreistöckigen Hauses binnen zwei Jahren derartig gefördert, daß die Erziehungsanstalt des Waisenhauses am 1. November 1724 eröffnet werden konnte. Die Sorge des Königs erstreckte sich bekanntlich bis auf die Einzelheiten seiner Schöpfungen hinab. Er sah deshalb selbst darnach, „daß ein jeder Bediensteter dieses Waisenhauses sich der Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit, wie auch eines nüchternen, mäßigen Lebens befleißige, damit die darin sich befindende Jugend nicht Ursache bekomme, ein böses Exempel oder Ärgernis an den Erwachsenen zu nehmen." Anderseits überzeugte er sich oft ganz persönlich von dem Wohlbefinden der Zöglinge, genehmigte mit dem wohlbekannten, energischen Federstrich „Fr. W." den wöchentlichen Speisezettel, und vielleicht beantwortet der stramme Bengel auf unserem Bildchen die Frage des allerhöchsten Herrn, was es heute zu Mittag gegeben hat, in kerzengerader Haltung gerade mit: „Dicke Hirse mit Ochsengeschlinge, Euer Majestät." Das war das Montagsgericht. Friedrich Wilhelm stattete das Waisenhaus mit reichen Einkünften selbständig aus, und wenn der Anstalt trotzdem schwere Bedrängnisse nicht erspart geblieben sind, so ist doch das Gebäude seinem ursprünglichen Zwecke nie entzogen. Im Laufe der Zeit hat mit der Armee auch das Waisenhaus verschiedene Organisationsveränderungen durchgemacht. Die Waisenmädchen sind nach Schloß Pretzsch bei Wittenberg übergesiedelt, und die mehrfach erweiterten Baulichkeiten in Potsdam beherbergen seit mehr als fünfzig Jahren nur die Knaben, deren Zahl in runder Summe sich auf achthundert Köpfe beläuft. In den Schlußworten der Fundationsurkunde empfiehlt Friedrich Wilhelm I das Militärwaisenhaus der Fürsorge seiner Nachfolger auf dem Throne und sie alle haben das Wort des königlichen Ahnherrn glänzend eingelöst. H. V.

Winters Freud und Leid tritt heute in zwei von unseren Bildern (S. 237 u. 229) dem Beschauer vor das Auge. Hier die fröhlichen Geschwister, die auf dem glatten Eise des Gutsteiches sich mit Hilfe des treuen Pluto eine Kurierpost auf Schlittschuhen eingerichtet haben, dort ein trauriger Zug, der den Sarg mit der Leiche eines hoch oben im Gebirge Gestorbenen durch den tiefen Schnee auf der Berghalde zu Thal auf den Friedhof bringt. Auf dem dritten Bilde (S. 232) dagegen ist der Frühling eingezogen und das Auge des Wanderers ruht entzückt auf dem saftigen Grün der Laubmassen, während sein Ohr den Schlag der Nachtigall, den Ruf der Drossel und das fröhliche Plaudern der Grasmücken vernimmt.

Zeitdauer der Sinneneindrücke.

In „Chambers Journal" teilt unser großer Naturforscher H. von Helmholtz die Ergebnisse seiner Forschungen mit über die Zeitdauer, welche die Hervorbringung eines sinnlichen Gefühles in Anspruch nimmt. Er gibt die Zeitdauer von 195 Fuß per Sekunde

an, in der die Nerven dem Gehirn Nachricht zukommen lassen. Wenn wir unsere große Zehe anstoßen, so muß nahezu der vierzigste Teil einer Sekunde verfließen, ehe wir wirklich den Schmerz empfinden. Ist jedoch das Ohr der Sitz des Schmerzes, so bekommt das Gehirn die Kunde um so schneller. Auf dieselbe Weise wird ein Befehl aus dem Sensorium die Zunge schneller erreichen, als die Hand oder den Fuß, so daß wir in natürlicher Ordnung der Dinge früher sprechen als schlagen lernen. In Tieren von größerem Wuchse als der Mensch ist der Sachverhalt ein noch auffälligerer. Ein ausgewachsener Walfisch, scheint es, kann eine Wunde an seinem Schwanze erst eine Sekunde, nachdem sie ihm zugefügt worden, fühlen, und braucht abermals eine Sekunde, um an den Schwanz die zum Zwecke der Verteidigung erforderlichen Befehle zu schicken. O diese die Wunder zerstören wollende Naturwissenschaft, die uns soviel Anlaß gibt uns zu wundern! Einerseits finden wir, daß „ein Augenblick" in besondere Intervalle geteilt werden kann, und anderseits lernen wir, daß unser äußerstes Geschwindigkeitsmaximum „so schnell wie ein Gedanke" ein vergleichsweise nur langsames Verfahren ist. R. F.

Ein Wetterprophet.

Unter den Schlingpflanzen, welche zur Dekoration der Zimmer, speziell der Blumentische verwandt werden, nimmt die Gattung Tradescantia mit den Arten viridis, zebrina und multicolor eine hervorragende Stelle ein; vorzugsweise finden wir Tradescantia zebrina kultiviert. Dieselbe dient wie alle übrigen wegen ihrer guten Eigenschaft als Ampelpflanze und ihres ununterbrochenen Blätterschmuckes als Zierde der Blumentische, Ampeln, Konsolen, Jardinieren 2c. Wenn wir nun das Arrangement derartig treffen, daß erwähnte Pflanze dem Sonnenlichte, wenn auch nur einigermaßen ausgesetzt ist, so werden nach einiger Zeit die hellen violetten Knospen und Blüten erscheinen, und zwar öffnen sich die Knospen stets vierundzwanzig Stunden vor Eintritt von Regen, Schnee und Gewitter. Da die Pflanze, wenn einmal zum Blühen gekommen, fortwährend Knospen zum eventuellen sich Öffnen im Vorrat hält, so haben wir es hier mit einem steten und namentlich ganz sicheren und billigen Wetterpropheten zu thun, da die Pflanze der leichten Anzucht wegen in den Gärtnereien zu einem ganz mäßigen Preise zu haben ist; auch die Weiterkultur und Vermehrung durch Stecklinge, welche sich leicht bewurzeln, sehr einfach ist. Bei Ankauf der Pflanze achte man darauf, nur Tradescantia zebrina, nicht die einfarbigblätterige Tradescantia viridis zu erhalten. Man bringe sie dann in einem hellen, sonnigen Zimmer an, damit sie zur Knospenbildung gelangt, und man wird meine Worte bestätigt finden.

Bruno Strauwald,
Obergärtner in Gnadenfeld in Oberschlesien.

Die Buddhistenvereinler auf Ceylon.

Der Franzose F. Deloncle hat kürzlich die Insel Ceylon bereist, um sich mit der dort herrschenden Form des Buddhismus vertraut zu machen. In den Städten Colombo, Kandy, Amaradhpura fand er aber statt des gesuchten Buddhismus nur ein philosophisches System vor, das aller religiösen Kultusformen beraubt war und sich hinter europäischen wissenschaftlichen Studien verschanzte. Die Oberhäupter dieser Religion, wenn man noch so sagen darf, halten sich in bezug auf die philosophische Litteratur Europas auf dem Laufenden, wie denn Deloncle bei „Herrn Professor Sumangala", dem Oberpriester von Colombo und Vorsteher des Vidyodaya Kollegs, die Schriften von Darwin, Comte, E. v. Hartmann u. a. vorfand. Diese sind jetzt an die Stelle ihrer alten Religionsschriften (der alten Palibücher) getreten und letztere dienen nur noch dazu, um im Sinne Darwins, Hartmanns 2c. kommentiert zu werden. Die alten Schulvorurteile sind abgeworfen, bei den religionsphilosophischen Herren auf Ceylon gelten nur noch die auf dem Wege „der integralen Wissenschaft" erworbenen Thatsachen. Mit solchen buddhistischen Philosophen bereiste Deloncle das Innere Ceylons; er war bei einer Feierlichkeit gegenwärtig, welche dem „Eintritt Darwins ins Nirwana" galt, und erlebte die Stiftung einer Gesellschaft (Buddha Samadsch), die dazu bestimmt ist, Europa mit den echten Lehren des Buddhismus im XIX. Jahrhundert vertraut zu machen. Unmöglich ist es nicht, daß bei uns buddhistische Missionare auftreten, welche etwa folgende Lehren vortragen werden: Alles ist im ewigen Wechsel begriffen und alles unterliegt der Veränderung. Es gibt nur vorübergehende Formen, nichts „ist" im wahren Sinne des Wortes. Das Leben des Menschen muß daher darin bestehen, sich gegen die Wirkungen der Veränderung zu verteidigen, er muß sich von den Vorurteilen losreißen, dadurch, daß er sich dem Studium der Wissenschaften hingibt, Gutes thut und Brüderlichkeit übt. Der Glaube an Gott und eine Seele, so lehren die Buddhisten Ceylons, seien „unmoralischer Aberglauben". Diese Form des Buddhismus, die schon kein Buddhismus mehr ist, nimmt reißend schnell zu.

Gesundheitsrat.

E. K. in L. Die Frage des plötzlichen Ergrauens des Haupthaares nach Gemütserschütterungen ist noch nicht gelöst, da immer noch namhafte Ärzte (Spezialisten) das plötzliche Ergrauen für eine Unmöglichkeit erklären, weil der einmal im Haar abgelagerte Farbstoff unmöglich aus dem Haar verschwinden könne. Doch läßt sich die Sache auch anders erklären. Untersuchungen an solchem plötzlich ergrauten Haar haben ergeben, daß sich dasselbe mit kleinen Luftbläschen durch und durch erfüllt zeigte, wodurch der Farbstoff ebenso verdeckt wird wie der Schaum (d. h. die Luftbläschen) die Farbe des dunklen Bieres ganz verdeckt. Zergeht der Schaum, so zeigt sich sofort wieder die ursprüngliche Farbe. Wie aber die Luftbläschen in das Haar hineinkommen, resp. darin entstehen, das bleibt freilich nichtsdestoweniger ein Rätsel. — Dr. Weiß berichtet in der Wiener medizin. Wochenschrift, daß „bei dem Erdbeben auf Ischia unter der Einwirkung des Schrecks viele plötzlich ergraut waren; sogar vier bis fünf Knaben im Alter von zehn bis vierzehn Jahren zeigten viele graue Haare wenige Tage nach der Katastrophe." — Sie schreiben, daß Ihr Haar, nachdem es nach überstandenem Typhus ausgefallen, dann aber wiedergekommen sei, ein halbes Jahr nachher die ersten weißen Haare gezeigt hätte. Durch die beunruhigende Zunahme ihrer Zahl habe das ganze Haar schon einen ganz anderen Farbenton bekommen. Das ist bei einem Alter von achtundzwanzig Jahren allerdings fatal, aber um das plötzliche Ergrauen handelt es sich in diesem Fall keineswegs. Unter dem übersandten Haare befinden sich viele kurze ganz weiße Haare, daneben aber eine ganze Anzahl, welche aus zwei verschieden gefärbten Stücken bestehen. Die Spitze, in der Länge von 12—15 cm, zeigt ihre normale dunkle Färbung; das Wurzelende, welches bei allen Haaren die gleiche Länge von 11 cm beträgt, ist völlig weiß. Unter dem Mikroskop zeigt dies weiße Wurzelende eine rauhe Oberfläche, weil das Oberhäutchen sich abblättert, und einen geringeren Dickendurchmesser als das Spitzenende. Demnach hätte der krankhafte Prozeß, der zum Weißwerden und zur Verschmächtigung der Haare führte, gleichzeitig in vielen Haaren stattgefunden. — Die ganz weißen Haare zeigen gleichfalls keine größere Länge als die weißen Stücke der langen Haare — und zwar wahrscheinlich, als ihre damalige Erkrankung ihren höchsten Grad erreicht hatte. Daß sich das erst ein halbes Jahr nachher offenbarte, als die weißen Haare schon eine gewisse Länge hatten, ist leicht erklärlich, dadurch, daß die jungen Haare wohl auch nur sehr langsam wuchsen zu einer Zeit, wo die übrigen ausfielen. — Sie fragen nach dem Ausgang. Wahrscheinlich wird der Prozeß des Weißwerdens immer mehr Haarpapillen ergreifen und Sie werden sich darin finden müssen, in einigen Jahren weiß zu erscheinen, denn bis langkennt man kein Mittel, diesem Prozeß Einhalt zu gebieten. — Sie wollen nicht färben? warum denn nicht? Das Zeichen eines vorzeitigen Alters kann in so jungen Jahren noch viel mehr folgenschwere Nachteile bringen, als ein unschädliches Färbemittel. — Sie gehören also nicht zu den plötzlich, sondern zu den frühzeitig Ergrauten. Sollte uns aber einer unserer Leser eine genaue Mitteilung machen können über einen Fall von wirklich plötzlichem Ergrauen, so würden wir ihm dafür ganz besonderen Dank wissen.

Umschau für Hauswirtschaft.

Zwei kleine, hübsche Artikel für den Theetisch, der ja mit dem Beginn der Saison wieder in seine Rechte tritt und unseren Hausfrauen willkommene Gelegenheit gibt, Geschmack für ein hübsches Arrangement und jene Grazie zu zeigen, welche die Engländerinnen mit Unrecht für sich allein in Anspruch nehmen, sahen wir neuerdings in dem Schimpff'schen Lager, Berlin, Potsdamerstraße 1: Eine Sanduhr, die abweichend von den bisher üblichen mit einer Minutenskala versehen und daher nicht bloß eine Spielerei, sondern wirklich geeignet ist, altem Gebrauch nach die Zeit, bis das Ei weich oder pflaumenweich gekocht ist, zu bemessen (Preis 60 Pfennig), und eine ebenso allerliebste Garnitur Eierlöffel aus goldglänzender, nie rostender Stahlbronze mit elegantem Porzellangriff. Dieselben zeichnen sich außerdem durch große Billigkeit gegenüber den silbernen aus, denn der Preis des Dutzends stellt sich auf nur 10 Mark 50 Pf. Was mich aber besonders für das Fabrikat einnimmt, ist, daß es nicht gleich dem Alfenide mehr scheinen will als es ist, sondern die Bezeichnung „Stahlbronze" offen an der Stirn trägt.

Und nun für heute noch eine Kleinigkeit für unsere Kleinen: Schnee und Eis werden ja hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen, da ist es vielleicht angebracht, auf einen neuen Kinderschlitten aufmerksam zu machen, der ebenfalls aus dem obgenannten Geschäft und zwar zum Preise von 6—7 Mark 50 Pf. zu beziehen ist. Seine Eigentümlichkeit, die ihn mir empfehlenswert erscheinen läßt, besteht abgesehen von seiner leichten und dauerhaften Konstruktion (der Schlitten wiegt bei 80 Zentimeter Länge nur $4\frac{1}{2}$ Kilo) darin, daß sich das Gestell vollkommen zusammenklappen läßt und also selbst von kleineren Kindern leicht unter dem Arm getragen werden kann.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1.

Nach dem Muster der obigen Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, bilde man eine Wortfigur mit Hilfe der folgenden Angaben. Die 13 zu suchenden Wörter bestehen aus je fünf Buchstaben und haben einen gemeinsamen Endlaut. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines hervorragenden deutschen Dichters. Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1) Einen Fluß in Europa.
2) Ein Volk in Asien.
3) Einen Vogel.
4) Einen Fluß in Afrika.
5) Einen von Cäsar öfters erwähnten germanischen Volksstamm.
6) Ein Gefäß.
7) Ein Maß.
8) Einen Vogel.
9) Einen berühmten Mathematiker.
10) Einen Nebenfluß der Donau.
11) Ein Säugetier aus der Ordnung der Nager.
12) Einen Baum.
13) Ein Organ des Körpers.

2. Dreisilbige Scharade.

Die erste Silbe war von Anfang an;
So lehrte uns in Patmos Sankt Johann,
Den beiden letzten Silben unterstellt
Ist jedes Ding und Wesen auf der Welt.
Der fürchtet sie, und jener auf sie hofft,
Und mancher braucht sie statt des Geldes oft.
Vor'm Ganzen aber sei auf deiner Hut!
Es nützt dir wenig und erhitzt dein Blut.
Indessen manchem schmeichelt und gefällt,
Wenn er die Erste drin zuletzt behält. v. D.

3. Zweisilbig.

Rein deutsch sind alle beide nicht,
Doch rein ist eine jede.
Das Ganze glänzt in ros'gem Licht,
Ziert ein verschämtes Angesicht
Und ohne Widerrede
Gebührt es Fürsten auf dem Throne,
So gut wie Zepterstab und Krone. R. F.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 14.

Bilderrätsel:

Halbe Narren sind wir alle,
Ganze Narren schließt man ein,
Aber die Dreiviertelnarren machen uns die größte Pein.

Schachspielaufgabe.

1. Tc4—e4 — 1. Kd5—e4:
2. Da1—f6 — 2. Ke4—e3 oder — d5
3. Df6—f4 oder Lf1—g2♯

A.

1. . . . . — 1. Kd5—c6
2. Te4—e7 — 2. Kc6—b6, d6—d5 oder Kc6—d5
3. Da1—a6 oder Lf1—g2♯

1. Der Bruch 2/5.

2. Schlüssel zum Rösselsprung.

68	73	70	81	66	87	56	89		
71	80	67	64	57	82	91	86	93	
74	69	72	79	62	65	88	55	90	85
	60	63	58			83	92	53	94
	75	78	61			54	95	84	3
	30	59	76			1	4	49	52
	77	12	29			96	51	2	5
	28	31	14			7	48	37	50
	13	16	11			36	45	6	47
27	22	25	32	15	18	41	8	43	38
24	33	20	17	10	35	44	39	46	
21	26	23	34	19	40	9	42		

Auflösung des Rösselsprungs.

Wie mit Gold die Wälder prangen,
Rosen gleich die Bäum' erblühn!
Erde will wie Himmel glühn,
Eh' sie starr liegt und vergangen.
Der verklärten Erde Wonne
Füllt mit Licht auch meine Brust,
Und das Herz hüpft auf in Lust,
Wie ein Vöglein in der Sonne.
Solche Lust, Herz! währt nicht lange,
Herz, das ist nur ein Erglühn
Vor dem gänzlichen Verblühn
Unterm Hügel kalt und bange!

Justinus Kerner.

3. Zweisilbige Scharade: Christkind.

Briefkasten.

B. H. in **C.** Leider doch Papierkorb. — **K. T.** in **R . . . . g.** Ebenso. — **A. St.** in **Reval.** ad 1 und 2 Antwort in unserer No. 12. ad 3 durch jede Buchhandlung. — **B.** in **B.** Es liegt hier wohl eine Taktlosigkeit, aber durchaus keine Beleidigung vor. — **F. F. B.** in **Rostock.** Ein solches Werk gibt es noch nicht. Es liegen bisher nur Zeitungsnachrichten vor. — **Abonnent** in **Wizlar.** Das ins Auge gefaßte Werk ist entschieden empfehlenswert. — **R. v. F.** in **B.** Es läßt sich das durchaus nicht ändern. — **L. v. R.** in **München.** Die Signale werden auf unserer Flotte bei Nacht durch Lichtblickapparate, bei Tage durch Flaggen oder Sirenen gegeben. Unter letzteren versteht man durch Dampf getriebene Heulapparate, welche nach dem Morseschen System lange und kurze Töne in wechselnder Zusammensetzung ausstoßen. — **Dr. K.** in **Breslau.** Über das Differenzgeschäft informieren Sie sich am besten in dem gleichnamigen Heft der vortrefflichen Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. Heidelberg, Carl Winter 1884. Heft 6. — **H. O.** in **B.** In der ersten Daheimbeilage No. 8 S. 2 finden Sie den genauen Titel.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Novelle von Moritz von Reichenbach. — Ein Asyl für die Kleinsten unter den Kleinen. Von Dr. Paul Heine. — Edward Jenner, der Menschenfreund. Von Dr. M. Dyrenfurth. Mit Jenners Bildnis. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: „Zur letzten Ruh." Von H. Bachmann. — Partie aus dem wilden Rosenthal. — Das Militärwaisenhaus zu Potsdam. — Extrapost von G. Koch. — Zeitdauer der Sinneneindrücke. — Ein Wetterprophet. Von Bruno Strauwald. — Die Buddhistenvereinler auf Ceylon. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung für unsere Postabonnenten.

Diejenigen unserer Abonnenten bei der Post, welche ihre Bestellung auf das zweite Quartal des neuen Jahrgangs des Daheim (Januar, Februar, März 1885) zu spät aufgegeben und infolgedessen die erste Nummer dieses Quartals (XXI. Jahrgang No. 14) von ihrem Postamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß das betreffende Postamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, soweit sie überhaupt noch zu haben sind, besorgt. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer mit Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Januar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. **1885. № 16.**

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

Fortunatus' sonore Stimme füllte mit ihrem mächtigen Klange die kleine Kirche, das bunte Licht der gemalten Fenster umgab seine hohe, stolz erhobene Gestalt mit einem förmlichen Glorienschein. Wie ein Apostel stand er da und wiederholte: „Für die Allgemeinheit soll man arbeiten, vielen nützen, viele erfreuen!"

Herr von Hork nickte zustimmend, Fräulein Aurelie flüsterte: „ganz meine Ansicht", und Leni sah ihren Gast mit einem seltsamen Blick an. Er imponierte ihr mit seiner schönen Stimme und seinen großartigen Manieren, es lag etwas Überzeugendes in der Art, wie er seine Meinung vortrug, und sie hätte nicht gewagt ihm zu widersprechen. Aber es that ihr leid, daß er die Kunst, die so Schönes hervorzubringen vermochte, wie das Altarbild, geringer achtete als die Fertigkeit, dergleichen Bilder einzurahmen. Etwas wie ein Mißton klang in ihr nach. Da beugte er sich zu ihr herab, strich mit der Hand über die Rose, die er noch im Knopfloch trug, und sagte, die Stimme dämpfend: „Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Leni, ich finde Ihr Bild gewiß auch schön, aber man ändert über manche Dinge seine Ansichten, wenn man viel in der Welt gelebt und begriffen hat, worauf es eigentlich ankommt."

Er lächelte — er wußte, daß dieses Lächeln seinem regelmäßigen Männergesicht sehr gut stand — und sah Leni mit einem Blick vertraulichen Einverständnisses an, der sie verwirrte und ihr Herz wieder schneller schlagen machte. Er war so anders als die alten Herren, welche sonst ihren Vater besuchten. „Jetzt habe ich ihr imponiert", dachte Herr Fortunatus und verließ stolzen Schrittes die Kirche.

„Eine prächtige Gegend", sagte er, unter der Thür stehen bleibend und auf das liebliche Landschaftsbild, welches sich vor ihm ausbreitete, herabsehend. „Ich mag die himmelhohen Berge und sogenannten romantischen Felspartieen mit ihren halsbrecherischen Wegen und reißenden Bächen nicht. Solch sanfte Lieblichkeit ist mehr mein Geschmack."

„Nicht wahr? Das sage ich auch", rief Herr von Hork ihm auf die Schulter klopfend. „Sie sind mein Mann."

„Sie sind sehr gütig und machen mich glücklich."

„Keine Redensarten, — aber wenn Sie Lust haben, unsre Gegend näher kennen zu lernen, so soll es mich freuen, Sie herumzufahren. Wir haben sehr nette Punkte hier, die es sich schon lohnt kennen zu lernen. Wenn Sie nichts besseres vor haben, so bleiben Sie ein paar Tage bei uns."

„Sie sind wirklich außerordentlich liebenswürdig und der Vorschlag ist sehr verlockend."

„Also topp, schlagen Sie ein." Er reichte ihm seine breite, braune Hand entgegen und Herr Fortunatus schlug ein.

„O, welche Freude Sie uns machen!" lispelte Fräulein Aurelie mit ungewöhnlich sanfter Stimme.

Leni hatte sich nach einigen Feldblumen gebückt, die sie pflückte. Ihr war beklommen zu Mute.

Fräulein Aurelie war inzwischen an den Wagen getreten und hatte den mitgenommenen Frühstückskorb herabreichen lassen, dem sie allerlei gute Dinge entnahm. Sie breitete ein weißes Tuch über den Rasen aus, und die Gesellschaft lagerte sich um dieses improvisierte Tischlein-decke-dich.

„Das Landleben ist wirklich reizend", sagte Herr Fortunatus, und ich begreife nicht, warum ich bisher immer nur meine Schwester mit meinem Töchterchen in die Sommerfrische geschickt habe und nie selbst mitgegangen bin."

„Ja man muß immer erst auf den Appetit kommen", meinte Herr von Hork, „sehen Sie, ich hatte auch zuerst keine Lust zu dieser Rebhühnerpastete und jetzt schmeckt sie mir vorzüglich." Herr Fortunatus ging nicht auf das Thema der Rebhühnerpastete ein, er hatte das Gespräch auf einen andern

Punkt hin lenken wollen, und diesmal traf Fräulein Aurelie das Richtige, indem sie sagte:

„Ich habe Ihr reizendes Töchterchen kennen gelernt, als ich mit Ihrer Fräulein Schwester zusammentraf. Wir haben einige Wochen in Bad L. mit einander verlebt, und ich sah nie ein schöneres Kind als Ihre Kleine."

„O ja, sie ist ganz nett", meinte Herr Fortunatus und zog seine Brieftasche hervor, der er eine Anzahl Photographieen entnahm. Er reichte dieselben den beiden Damen hin.

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein sehr stolzer Vater bin", sagte er, „aber freilich, die Leute bleiben auch stehen und sehen dem Kinde nach, wenn es auf die Straße kommt, und mein Freund, der Kammerherr Graf Dallberg sagt immer, die Kleine wird einmal die erste Schönheit der Residenz."

„So, Sie kennen den Dallberg?" fragte Herr von Hork, während die beiden Damen die Bilder betrachteten.

„Er ist mein guter Freund", versicherte Herr Fortunatus, „ein liebenswürdiger Mensch, nicht wahr?"

„Ich kenne ihn nicht persönlich, nur die Familie ist mir wohlbekannt, wir sind sogar weitläufig verwandt. Ich habe seit dem Tode meiner guten Frau alle Beziehungen mit der sogenannten großen Welt einschlafen lassen."

„Ach, Sie sind verwandt mit ihm!" Herr Fortunatus blickte mit einem siegessicheren Lächeln zu Leni hinüber. Sein Entschluß stand fest.

„Zu reizend!" sagte Leni, ganz versunken in den Anblick des Kinderköpfchens, das sie vor sich hin hielt. „Zu reizend! Man möchte sie nur gleich in die Arme nehmen und küssen."

„Nicht wahr, ein schönes Kind?" meinte Herr Fortunatus. „Ja, ich führe eben meinen Namen nicht ganz umsonst; früher beneideten mich die Leute um meine schöne Frau, jetzt beneiden sie mich um mein schönes Kind."

„Das arme Kind, weder Mutter noch Geschwister hat es", sagte Leni leise, „so lieb das ganze Gesichtchen auch ist, die schönen großen Augen sehen doch traurig aus."

„Na, Leni, werd mir nicht sentimental, das Kind sieht ja aus wie's Leben", rief Herr von Hork. Aber Leni schüttelte den Kopf und sah immer wieder das Bildchen an. Sie hörte gar nicht, was Herr Fortunatus sagte, und dachte nur immer: „Das arme Kind, ich weiß wie es thut, so allein zu sein, ohne Mutter und Geschwister."

VI.

Etwa acht Tage später kam Tante Malchen sehr echauffiert zu Hansens Mutter, fiel ihr um den Hals und brach in Thränen aus. „Um Gottes willen, was ist denn geschehen", rief diese erschrocken, „dem Bruder ist doch kein Unglück zugestoßen?" — „Ach nein, nein, im Gegenteil, ich bin nur so aufgeregt, und wenn ich denke, daß unsre Kleine eine Stiefmutter bekommen soll; ich habe es ja immer gewünscht, aber jetzt, wo es so kommt — ach Schwester, mir ist das Herz zu voll!"

„Eine Stiefmutter sagst du, so hat Tus sich verlobt?" rief die Schwester, während Fräulein Malchen auf einen Stuhl sank und ihre Thränen trocknete. Hans, der an seiner Staffelei beschäftigt gewesen war, kam nun auch herbei.

„So sprich doch, Tante, was ist eigentlich geschehen?"

„Ja, Hänschen, heute darfst du fragen und ich darf antworten. Dein Onkel heiratet richtig in die adlige Verwandtschaft hinein, und es ist nur ein Glück, daß ich neulich die Gräfin nicht abgewiesen habe. Er hat sich mit Fräulein Magdalene von Hork verlobt, und sie ist eine Kousine vom Grafen Dallberg."

Fräulein Malchen stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, nachdem sie die große Neuigkeit verkündet hatte, faltete ihre Hände und zwei große Thränen rannen ungehindert über ihre runden Wangen herab. Sie konnte ihrer Rührung noch immer nicht Herr werden. Auf ihre Zuhörer wirkte die Nachricht indes nicht so erschütternd, wie Fräulein Malchen sich vorgestellt hatte. Hans ging ohne ein Wort zu sagen an seine Staffelei zurück und seine Mutter nahm die unterbrochene Näharbeit wieder vor, indem sie sagte: „Nun, Tus hat ja immer den Zug zum Vornehmen gehabt, da ist es ja ganz schön, daß er nun auch eine adlige Frau bekommt."

Fräulein Malchen war so erregt, daß sie diese ruhige Auffassung verletzte.

„Ja, eine reiche, vornehme, bildhübsche und siebenzehnjährige Frau bekommt er", sagte sie in etwas pikirtem Tone.

„So jung ist sie — o, das ist nicht gut", meinte Frau Heldburg kopfschüttelnd, und Hans blickte mit einer fast heftigen Bewegung von seiner Staffelei auf.

„Nun, Tus ist ein so schöner Mann und noch so jugendlich, daß sie ihn wohl nicht zu alt finden wird, und das ist er auch in der That nicht", erklärte Fräulein Malchen sehr bestimmt.

„Und kennst du das Mädchen?" fragte Frau Heldburg.

„Nein, aber ich weiß von ihrer Tante, daß sie bildhübsch ist. Ich war mit ihrer Tante im Bade zusammen", setzte sie mit Selbstgefühl hinzu, „eine sehr feine Dame, ihre Tante, und war so liebenswürdig zu mir, als ob sie unsre künftige Verwandtschaft schon geahnt hätte. Tus bleibt noch ein paar Tage auf dem Gute, dann kommt er mit seiner Braut und seinem Schwiegervater hierher. Die Ausstattung soll gleich besorgt werden, denn die Hochzeit wird schon in ein paar Monaten sein. Und einen herzigen, lieben Brief hat das Mädchen mir geschrieben und bittet mich förmlich um Entschuldigung, weil sie nicht gleich ihre Photographie mitschickt. Aber sie habe sich seit ihrer Konfirmation nicht photographieren lassen, schreibt sie, und auf dem Bilde von damals sähe sie doch gar zu kindisch aus. Es muß ein liebes, liebes Geschöpfchen sein — ich wußte ja immer, daß Tus einmal ein ganz besondres Glück machen würde!"

„Nun, Gott gebe, daß diese Heirat ein Glück sei", sagte Frau Heldburg.

„Ein Unsinn ist sie", brummte Hans, ein verwünschter Unsinn! Ein Kind von siebzehn Jahren und der Onkel!"

Glücklicherweise hatte Tante Malchen ihn nicht verstanden.

„Zu denken, daß man dadurch mit dem Herrn Kammerherrn und der Gräfin verwandt wird! Ob man es wohl der Gräfin mitteilen sollte?" sagte sie.

„Die wird es schon erfahren," meinte Hans. „Im übrigen, wenn dir viel daran liegt, ihre Ansicht über diese Sache zu hören, so will ich sie fragen", erwiderte Hans.

„Fragen? Siehst du sie denn?"

„Ja, da ich ihr Bild male."

„Du malst ihr Bild, Hans, du malst ihr Bild?"

Tante Malchen war aufgesprungen und trat an die Staffelei.

„Ich male sie nicht hier", sagte Hans lächelnd, „das ist nur eine Gewandstudie, wie du siehst. Das angefangene Bild steht in der Wohnung der Gräfin, und ich male täglich einige Stunden daran. Ich sage dir, Tante, es wird! Es wird wirklich! Leicht zu malen ist sie zwar nicht mit ihrem Quecksilbergesicht, das alle Augenblicke wechselt, aber einmal habe ich doch den richtigen Ausdruck erwischt und den halte ich nun fest, mag sie auch zehnmal anders aussehen."

„Du malst die Gräfin", wiederholte die Tante erstaunt, „aber das ist ja ein großes Glück für dich, Hans!"

„Ja, wenn das Bild gelingt — sie hat mir schon erlaubt, es auf die nächste Ausstellung zu bringen."

„Dann bist du ein gemachter Mann, Hans, o, wie mich das freut, was das für ein Glückstag ist!"

Und sie streichelte Hansens dunkles Haar, ging dann zu seiner Mutter hin und küßte sie auf beide Wangen.

„Du meinst es doch gut, Malchen, und ich danke dir für deine Liebe", sagte diese, während in Tante Malchens Augen schon wieder Thränen schimmerten.

„Ich muß jetzt nach Hause gehen und an Tus schreiben und an seine Braut! Wie das seltsam klingt, seine Braut! Gott segne die lieben Menschen!" Sie nahm Abschied und ging.

Mutter und Sohn saßen einander schweigend gegenüber, sie wie er, eifrig arbeitend, jedes für sich in Gedanken versunken. Plötzlich sah Hans auf. „Nicht wahr, Mutter?" —

„Was denn, mein Sohn?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, ihm fiel erst

jetzt ein, daß er seine Gedanken nicht, wie gewöhnlich, der Mutter gegenüber ausgesprochen hatte. Dennoch war er überzeugt, sie müsse dieselben teilen. „Dir thut dieses Kind, das einen Mann wie den Onkel heiraten will, doch auch leid?"

„Wir wollen nicht zu schroff urteilen, Hans, eine wirkliche und tiefe Liebe kann viel thun."

„Einer solchen ist der Onkel aber nicht fähig, denn er liebt nur sich." Frau Heldburg seufzte, dann schwiegen beide wieder, und der Pinsel und die Nadel wurden eifrig geführt.

VII.

Am nächsten Tage arbeitete Hans wieder am Porträt der Gräfin. Sie saß ihm gegenüber in einem lichtgelben Atlaskleide, aus dessen tiefem Ausschnitt und weiten, offenen Ärmeln eine Flut kostbarer Spitzen rieselte. Eine blasse Theerose steckte in ihrem krausen Haar.

„Ich liebe dieses braune Haar mit seinen rötlichen Reflexen, es ist recht wie zum Malen geschaffen", sagte Hans.

Die Gräfin lächelte.

„Nicht wahr? Und da es noch nicht gemalt wurde, war es die höchste Zeit, das Versäumte nachzuholen."

„Wie kam es nur, daß Sie nicht früher die Idee hatten, sich malen zu lassen, Frau Gräfin?"

„Ich hoffe, Sie sind nicht so unhöflich, mir damit sagen zu wollen, daß es schon ein wenig zu spät dafür sei!"

Er blickte sie an. Es wetterleuchtete förmlich in ihren Augen vor Schelmerei und Übermut.

„Sie wissen, daß Sie noch sehr schön sind, Frau Gräfin, aber ich möchte Sie wohl als junges Mädchen gekannt haben."

Jetzt lachte die Gräfin hell auf.

„Sie sind prachtvoll mit Ihrem „noch sehr schön", rief sie, „unter uns gesagt, ich glaube, daß ich als junges Mädchen weniger gut aussah als jetzt, denn damals hatte ich meinen eigenen Stil noch nicht begriffen." — — „Ihren Stil?"

„Gewiß, Sie als Maler müssen es wissen, und wenn Sie es nicht wissen, muß ich, als Ihre gute Freundin, es Ihnen sagen: jede Frau hat ihren eignen Stil, und wenn wir unter meinen Schwestern viele unsympathische Erscheinungen sehen, so gehören diese immer solchen Frauen an, welche ihren Stil nicht begriffen haben. Wer den Gretchenstil repräsentiert, darf z. B. keine Herrenhüte tragen, und eine klassische Gestalt, sagen wir einmal eine Frau im Junostil, wird in kurzem Kleid und Latzschürzchen wenig vorteilhaft aussehen."

„Da haben Sie recht, Frau Gräfin, aber wenn ich die Theorie in die Praxis übersetze, komme ich doch in Verlegenheit. Ich bin überzeugt, daß die Latzschürze Ihnen ebensogut stehen würde wie der Herrenhut. Zu welchem Stil gehören Sie selbst also?"

„Zum Eidechsenstil, wenn Sie wollen, viel Beweglichkeit, viel Sonnenglanz, raschelnde Seide und lichte Farben, das ist mein Element. Als junges Mädchen trug ich karrierte Kleider von dickem Wollstoff, das Haar war glatt gekämmt mit viel Pommade darin, um ihm den rötlichen Schimmer zu nehmen, und wurde in ein paar feste Zöpfe geflochten, die mir abscheulich standen. Sie hätten sich schwerlich in mich verliebt, wenn Sie mich so gesehen hätten." Hans lachte unbefangen. „Ich kann Sie mir durchaus nicht vorstellen in karrierter Wolle und mit festgedrehten Zöpfen."

Er malte eifrig weiter. Die Gräfin betrachtete ihn aufmerksam, wie ein Ding, das uns gefällt, über dessen eigentliche Beschaffenheit wir aber nicht recht ins Klare kommen können. Plötzlich fragte sie: „Waren Sie eigentlich jemals ernstlich verliebt, Herr Hans?"

Eine leichte Röte flog über Hansens Stirn. Er blickte von seiner Arbeit auf zum Fenster hinaus.

„Das „ja" steht deutlich auf Ihrem Gesicht", fuhr die Gräfin fort, „Sie brauchen es nicht auszusprechen, wenn Sie es nicht gern thun, und ich werde Sie auch nicht mit weiteren Fragen quälen." Hans schüttelte den Kopf.

„Sie quälen mich nicht", sagte er, „und wenn Sie das „ja" doch schon gelesen haben, mögen Sie auch das andere wissen. Wir waren Hausnachbarn, unsere Gärten stießen an einander, und die Bohnenlaube meiner Eltern hatte dieselbe Rückwand wie die Geisblattlaube der ihren. Die eine Planke war lose und wir hatten bald entdeckt, daß man sie entfernen und wieder vorlegen konnte, ohne daß ein Unberufener es gemerkt hätte. Als wir die Planke zum erstenmal beiseite schoben, blühte der Flieder in den kleinen Gärten und die Nachtigallen sangen. Ich las ihr Lenaus Gedichte vor und Geibels Junilieder, — ein paarmal gingen wir auch zusammen spazieren, weit hinaus zwischen den grünen Feldern und am Fluß entlang. Wir sahen die Wellen vorüberziehen und bekamen Wanderlust, und malten uns aus, wie es sein müßte, weit, weit draußen in der Welt. Wir machten Pläne für die Zukunft, wir hatten immer dieselben Gedanken und Ansichten. Oft gingen wir auch schweigend Hand in Hand neben einander her, der Himmel war so blau und hell über uns und die Luft so warm und duftig, — wenn ich jetzt an alles das denke, kommt es mir vor wie ein Traum und als sei ich es nicht selbst gewesen, der damals so glücklich war."

Hans hatte, während er sprach, den Pinsel ruhen lassen und sich weit zurückgelehnt in seinen Sessel. Jetzt richtete er sich hastig auf und griff wieder nach der Palette.

„Lachen Sie mich immerhin aus, wenn Sie wollen, Frau Gräfin, warum erzähle ich Ihnen auch so alltägliche und langweilige Dinge — ich fürchte, mein Onkel hat recht und ich bin wirklich ein Narr."

Er wollte wieder zu malen beginnen, aber die Gräfin war aufgestanden und an die Staffelei getreten.

„Warum wollen Sie das hübsche Bild, das Sie mir da eben mit Worten malten, verwischen?" sagte sie. „Sie sehen, ich lache nicht, ich möchte nur wissen, was aus „ihr" wurde?" Er schüttelte den Kopf und machte sich mit den Farben zu thun.

„Heiratete „sie" einen anderen?" Jetzt zuckte es doch wie ein kleines spöttisches Lächeln um die Lippen der Gräfin.

Hans warf seine Farben durcheinander und stand auf.

„Nein", sagte er, „sie starb an ihrem siebzehnten Geburtstage. Ich ruderte den winzigen Nachen, der uns beide trug. Er schlug um und sie ertrank — das war das Ende. Und nun lassen Sie mich gehen, Frau Gräfin, malen kann ich heute doch nicht mehr."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Armer Hans", sagte sie, „armer Hans!"

Ihre Augen schimmerten feucht. Hans küßte ihre Hände.

„Ich habe nie über diese Sache gesprochen", sagte er, „und außer meiner Mutter weiß auch niemand, wie ich darunter gelitten habe. Ich war kaum zwanzig Jahre damals, aber ich habe seitdem nicht wieder geliebt. Meine Braut ist nun die Kunst und der werde ich treu bleiben." Die Gräfin sah ihn mit seltsam schimmernden Augen an.

„Heute habe ich zum erstenmale den wirklichen Hans Heldburg gesehen", sagte sie, „nun weiß ich, was hinter dem Kindskopf mit dem sorglosen Lachen und den ernsten Augen steckt."

Hans hielt seinen großen Hut schon in der Hand um davonzugehen, nun blieb er doch noch unter der Thür stehen und blickte zurück. „Sie sind doch gut, Gräfin, viel besser als ich anfangs dachte", sagte er.

„Was dachten Sie denn?" fragte sie zurück, und das spöttische Lächeln zuckte schon wieder über ihr noch eben so ernstes Gesicht.

„Mein Gott, nichts Schlimmes, nur —" er stockte.

Der Diener kam und überreichte der Gräfin eine Karte. Der Herr frage, ob er der Frau Gräfin seine Aufwartung machen dürfe, sagte er. Sie warf einen Blick auf die Karte.

„Natürlich, er soll kommen, und Sie sollen jetzt noch hier bleiben, denn es ist Ihr Onkel, der mich besucht", wandte sie sich an Hans. — „Mein Onkel Riemenschneider?"

„Freilich, und nun legen Sie nur Ihren Hut weg, denn Sie dürfen nicht fort."

Im selben Augenblick trat Herr Fortunatus auch schon ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Söhne des Peter Paul Rubens. Gemälde des Vaters in der Königl. Gemälde-Galerie zu Dresden.

Plauderei über Blumen und Blumenduft.*)

Von Franz Delitzsch.

„Wenn ein Mann wie unser Schenk oder Lürssen einen Vortrag über Blumen und Blumenduft angekündigt hätte, ja dann wüßten wir, daß wir fachmännische Belehrungen in populärer Form zu erwarten hätten. Aber daß ein Nichtbotaniker, daß ein an der Lebensgrenze stehender alter Mann, daß ein Theolog, und obendrein ein alter lutherischer Theolog sich ein solches Thema gewählt und seinem Vortrag darüber einen so tändelhaften Titel gegeben, das ist stark und seiner unwürdig und also anstoßerregend." Dieses krittelnde Gemurmel war vorauszusehen; vielleicht aber hat mancher mich sogar in dem Verdachte geflissentlicher Reklame, denn der Mensch hat unter anderen Natureigenschaften auch die, daß eine Sache, je anstößiger sie ist, desto anziehungskräftiger zu wirken pflegt.

Nichts ist allerdings wahrer, als daß ich kein Botaniker bin. Meine Pflanzenkenntnis reicht kaum über den Volksverstand hinaus. Ich liebe die Blumen und ihre mannigfaltige Schönheit spiegelt sich in meiner Seele in mannigfaltigen Empfindungsreflexen. Haben sie als Zugabe zu ihrer eigentümlichen Schöne auch noch einen sinnigen Namen, so erscheint mir dieser wie eine um ihr Haupt gewundene Gloriole. Ich freue mich des Natursinns und der Poesie, die sich in so manchen volkstümlichen Blumennamen kundgeben. Schneeglöckchen gefällt mir besser als Galanthus, und Weihnachtsrose besser als Helleborus, sogar Himmelsschlüssel besser als Primel und Tausendschön besser als Amaranthus. Ich sehne den Frühling herbei, daß nun bald in schattigem Grase die Frühlingsboten sich einstellen möchten, von denen Geibel sagt:

> Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
> Dann grünt es über ein Weilchen,
> Und leise singt der laue Wind:
> Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!

Aber eine morphologische Beschreibung des Veilchens zu geben, wäre ich außer stande, und was seinen eigentümlichen Duft betrifft, so weiß ich zwar, daß er von einem darin enthaltenen ätherischen Öle herrührt, aber das ist alles. Jedoch brauche ich, wenigstens in diesem einen Punkte, meiner Unwissenheit mich nicht zu schämen, denn mehr weiß auch die Wissenschaft nicht. Sie hat einen tiefen Einblick in das Chlorophyll gewonnen, den Farbstoff, welchem die Zauberpracht des Farbenbuntes der Pflanzenwelt entstammt, aber über das ätherische Öl sagt sie uns nur, daß es in den Zellen gebildet wird, in allen Pflanzenteilen vorkommt und an der Luft sich schnell verflüchtigt, nicht aber wodurch die unendliche Mannigfaltigkeit des Pflanzenaroms verursacht wird.

Also kein Botaniker bin ich, nur ein Dilettant und, ehrlich gestanden, noch weniger als das. Um wieviel weniger, wird man sagen, paßt eine solche Tändelei, wie die angekündigte, zu deinen Jahren! Aber trete ich denn wie ein alter Geck mit einer Rosenknospe im Knopfloch auf? Es gibt nichts Widerlicheres, als wenn ein Greis sich wie ein Jüngling aufspielt. Gesetzt auch, daß sein Herz noch jugendlich pulsiert, zieht sein Alter ihm doch Schranken, die er, ohne Ärgernis zu geben, nicht durchbrechen darf. Die Rosenknospe gefällt uns an der Brust des jungen Mannes, Edelweiß und Alpenrose auf dem Hute des Jodlers, Myrtenknospen im Haar der Braut und ein Sträußchen aus Primeln, Veilchen, Erika und Hyazinthen oder sonstwie bunt gemischt am Busen der Tänzerin. Aber wenn für einen Hochbetagten die Zeit, sich mit Blumen zu schmücken, vorüber ist, soll er von Blumen auch nicht mehr reden dürfen? Niemand liegt es näher als ihm, an Blumen zu denken, an die Blumen, unter denen sein Leib, dem Diesseits abgestorben, nun bald zu liegen kommt, und an die Blumen, die man als letzten stummen Abschiedsgruß ihm nachwerfen wird. Alttestamentliche Sitte ist das nie gewesen, aber christliche war es schon in den ersten Jahrhunderten, wo man in Katakomben begrub; denn ein Grundzug des Christentums ist Versüßung, Verschönerung, Verklärung des Sterbens durch den Hinweis auf ein besseres Jenseits, wie wir singen:

> Unter Lilien jener Freuden
> Werd ich weiden —
> Seele, schwinge dich empor!
> Als ein Adler fleug behende,
> Jesu Hände
> Öffnen schon das Perlenthor.

Nach heidnischer Sitte das Haupt des Verstorbenen zu umkränzen vermied man, denn nachdem Christus eine Dornenkrone getragen, will sich für seine Bekenner, wie Tertullian sagt, keine Blumenkrone schicken. Und was sollten wir ihm, dem Heimgegangenen, einen verdorrenden Kranz aufs Haupt setzen? Wir erharren, sagt Minucius Felix, aus Gottes Hand einen Kranz ewig lebendiger Blumen. Aber die Bahre des Verstorbenen umzog man mit Blumen als Zeichen der Liebe und der Hoffnung, und die Trauergedenktage, an denen man sein Grab besuchte, hießen dies violationis und dies rosationis, weil man es da mit Veilchen und mit Rosen schmückte. Je näher einer diesen Blumenspenden der Überlebenden ist, desto näher, meine ich, liegen ihm Blumengedanken.

Alle irdischen Wesen müssen dem Menschen, dem Könige der Erdwelt, dienen; die Blumen aber sind unter seinen Dienern nicht nur die schmuckesten, sondern auch die treuesten, denn sie lassen ihr Leben, um in Freud und Leid ihm zu dienen, und folgen ihm, wenn alles zurückbleibt, bis ins Grab, um da bei ihm zu sterben. Und es sollte eines Theologen unwürdig sein, von den Blumen zu reden! Im Gegenteil, niemand wird es geziemender sein, den Blumen eine Lobrede zu halten, als dem Theologen; denn der dies thut, erfüllt eine Pflicht der Dankbarkeit, und diese Dankbarkeit gilt doch zuerst Gotte, dessen unerschöpflich erfinderische Güte diese lieben Genossen unserer Freude und unserer Trauer uns zugesellt hat. Die Blumen sind Überreste des verlorenen Paradieses und der Blumen sich zu freuen ist Vorschmack des wiedergewonnenen Paradieses. Im 28. Gesange des Purgatorio betritt Dante auf duftigem Boden einen herrlichen Hain. Ein süßer Windhauch kühlt seine Stirn und das sanfte Rauschen der Wipfel begleitet den Gesang der den Morgen begrüßenden Vögel. Mitten im Haine sieht er sich im Weitergehen gehemmt durch einen in tiefem Schatten krystallrein zwischen frischem Grün dahinrieselnden Bach und über dem Bach drüben erblickt er

> Ein einsam Weib, das dort umherging, singend
> Und eine Blume pflückend nach der andern,
> Davon ihr ganzer Weg allda gefärbt war.

Hingerissen von der holdseligen Frauengestalt fleht er sie an, näher zu kommen und ihm zu sagen, was sie singe und warum sie so lache. Da sagt sie ihm, im Blumenpflücken fortfahrend, vom anderen Ufer herüber, daß ihr Lachen nicht ihm gelte, wie er etwa argwöhne, weil Paradiesesfreude ihm noch fremd sei; die Erklärung ihrer Heiterkeit gebe ihm der Psalm Delectasti (ma luce rende il Salmo Delectasti). Das ist Psalm 92, wo der Dichter sagt: „Herr, du lässest mich fröhlich singen von deinen Werken (delectasti me, Domine, in factura tua) und ich rühme die Geschäfte deiner Hände. Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Thörichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht." Die schöne Frau, welche weiterhin Matelda genannt wird, ist die Repräsentantin des irdischen, wie Beatrice des himmlischen Paradieseslebens. Und ihr beschauliches Versenken in die Wunder der Schöpfung wußte Dante nicht besser zu veranschaulichen, als in ihrer Freude an den Blumen. Denn vor anderen Kreaturen machen die Blumen den Eindruck verwirklichter Gottesgedanken, aber diese Gottesgedanken bleiben uns jenseitig, was ich, als ich noch jung war und dann und wann einen dichterischen Raptus hatte, so ausdrückte:

> Schrift des Ewigen sind die reichen
> Blumenteppiche der Flur —
> Wer versteht die mag'schen Zeichen,
> Liest die Sprache der Natur?

*) Der Vorstand der „Leipziger Kinderheilanstalt" veranstaltete in der zweiten Hälfte des Winterhalbjahres 1883/84 zum Besten ihres Fonds einen Cyklus öffentlicher Vorträge. Das Thema, welches sich Professor Delitzsch, geboren am 23. Februar 1813, gewählt hatte, schien außer Bezug zu dem Zweck der Anstalt zu stehen und auch, zumal in obiger Fassung, des greisen Theologen unwürdig zu sein. Die Ausführung aber, in welcher wir den Vortrag ungeändert wiedergeben, überraschte die Zuhörer mit dem thatsächlichen Beweise des Gegenteils.

Noch besser aber gefiel mir in meiner damaligen naturphilosophischen Überschwenglichkeit ein Vers eines Mannes, Namens Blumenfeld, der hier durchreiste und spurlos verschollen ist:

Auf jeder Form ruht ein Geheimnis,
In dunkeln Mythen redet sie —
Zusammenfließen alle Mythen
Und Gott ist die Mythologie.

Blühender Unsinn! Aber nein doch!! Ist es nicht wahr, daß alle Rätsel, welche die Naturwelt uns aufgibt, ihren Ursprung in Gott haben und in ihm, dem Rätsel über alle Rätsel, dem Urmysterium, aufgehen?

Ein Theolog, wenn er das Lob der Blumen singt, thut also nichts außerhalb seines Berufes Liegendes. Wer aber unter den Theologen sich vorzugsweise mit dem alten Testament beschäftigt, der muß in Palästina heimisch sein, und Palästina ist ein Blumenland, Tabor und Carmel gehören zu den blumigsten Bergen, die palästinischen Lenze sind feenhaft prächtige Hochzeitsfeste der Blumenwelt. Wenn der Himmel die Erde erhört und ihr den ersehnten Frühregen gespendet hat, dann werden die Felsen bei Jerusalem üppig und phantastisch von der Waldrebe, der vielblumigen Klematis, überrankt; selbst die Bodenstreifen längs der Felsmassen wimmeln von Blumen, die Ebenen und Anhöhen prangen in einem Blumenkleide von entzückendem Farbenreichtum, es ist als ob alle Farben und Farbennüancen um den Preis der Schönheit wetteiferten, z. B. das Rot der scharlachenen Anemone mit dem Rot der purpurnen Iris und dieses mit dem Rot des zinnoberfarbigen Adonis, und wenn die kleine Pimpinelle an sich mit ihren rötlichen Blüten nicht imponieren kann, so steht sie doch in solcher Fülle beisammen, daß sie einen Hauptcharakterzug der judäischen Landschaft bildet; auch unser ärmliches Gänseblümchen mit der gelben Scheibe und dem weißen Strahle fehlt nicht in diesem Farbenkonzerte. Alles Rot an Glut aber übertreffen die Blüten der Granate und des Oleanders, dessen wildwucherndes Gebüsch sich in den Wassern des Jordan und Genesaret spiegelt. Aber nicht allein solche Blumenbilder schweben dem biblischen Theologen vor Augen, auch Blumenstudien sind für ihn unumgänglich. Es gibt ein biblisches Buch, in welches der Dichter das Schönste und Auserlesenste der Blumenwelt seines Gesichtskreises verwoben hat, und der Dichter ist ein seines Natur- und Kunstsinns halber berühmter König, der sich in großartigen Park- und Gartenanlagen gefiel und zu diesem Zwecke auf Land- und Seewegen kostbare exotische Pflanzen bezog. Ich meine das Hohelied, in welchem Salomo seine Jugendliebe zu Sulamith der Galiläerin feiert, der Einen und Einzigen, die ihn ganz und gar hingenommen durch ihre kindliche Seele in zartem wie aus Blumenduft gewobenen Leibe. Sie vergleicht sich auch selbst einer Blume, aber nicht der königlichen Gärten, sondern des Feldes. Ich bin eine Narzisse von Saron, sagt sie, eine Lilie der Thäler oder wie Luther übersetzt hat: eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal. Keinesfalls darf man dabei an die Königin der Blumen, die Rose, das ist Zentifolie, denken, denn diese ist erst lange nach Salomo aus Innerasien nach Palästina verpflanzt worden, nur Hagebuttengesträuch mit seinen weißen und blaßroten wilden Rosen gab es dort auch schon damals.

Indem ich da Luthers gedenke, kommt mir bei, daß ich für diesen meinen Blumenvortrag mich von vornherein auf ihn hätte berufen können. Es ist ein glücklicher Zufall, daß das Standbild, das ihm Leipzig errichtet hat, inmitten eines Blumenmarktes zu stehen gekommen ist. Er trieb seit 1527 den Gartenbau fast wie ein Gewerbe, sagte öfter, daß er, wenn er die theologische Arbeit mit gutem Gewissen verlassen könnte, am liebsten ein Gärtner würde, verschrieb sich aus Erfurt und Nürnberg Sämereien, und obgleich schon sein Klostergarten ihn genug in Anspruch nahm, hatte er doch die schwache Seite, kein Gartengrundstück in Wittenberg, wenn es käuflich war, sich entgehen zu lassen. Er säete und zog Melonen, Kürbisse, Rettige und andere Küchengewächse, aber mit Vorliebe auch Blumen. Daß er die Farbe, welche in der griechisch-lateinischen Bibel Hyacinthus heißt, mit Gel (gelb) übersetzt, obgleich Purpurviolett gemeint ist, hat vielleicht darin seinen Grund, daß die Hyazinthen seines Klostergartens meistens gelb waren. Er that sich auf die schöne Gartenanlage mit den Bäumen darin etwas zu gute. „Komm nur," schrieb er schon 1526 seinem Altenburger Gönner und Freunde Spalatin, „laß dir das alles zeigen, ich werde dich mit einem Kranze von Lilien und Rosen ehren." Diese Freude an den Blumen konnte man Luthern auch hier in Leipzig während seiner Disputation mit Eck im Sommer 1519 anmerken. David ging dem Riesen Goliath mit Schleudersteinen in der Hirtentasche entgegen. Und was that Luther angesichts seines langen und breiten und donnerstimmigen Gegners? Er roch an einem Blumenstrauß.

* * *

Ob er wirklich Kraft daraus gesogen haben mag? Später sagte er einmal: „Weil der Satan mit seinen Gliedmaßen wütet, will ich ihn inzwischen verlachen und die Gärten betrachten, daß ich den Segen des Schöpfers und was zu seinem Lobe gereichet genieße." Ja Gott ist nicht ferne von uns, er ist uns nahe in seinen Werken, und wer nicht sich selbst, sondern vor allem Ihn in seinen Werken sucht, der bekommt zu schmecken und zu sehen wie freundlich er ist. Er offenbart sich in Sturm und Erdbeben und Feuer, aber Elia auf Horeb bekam zu merken, daß Gottes Wesen sich noch kenntlicher offenbare in sanftem Wehen (1. Kön. 19, 11—13), — ein solches Wehen ist der Blumenduft, von dem Lamartine in seinem Gruß an Ischia rühmt:

Es ist so süß, am Meeresstrand die Luft
Zu atmen, voll von holdem Blumenduft,
Und um die Stirn den Blütenhauch zu spüren,
Den Winde aus Orangenhainen führen.

Der Herr fährt daher, sagt Jesaia (19,1), auf leichter Wolke — eine solche leichte, ätherische Wolke ist auch der Blumenduft. Ein arabischer Dichter vergleicht den Atem der Geliebten mit dem über ein Nelkenbeet wehenden Morgenwind, wir wenden dieses Bild und sagen: Der über ein Nelkenbeet wehende Morgenwind ist wie der Atem der weltschöpferischen Liebe. Von Blumenanblick und Blumenduft geht eine göttliche Kraft aus, welche erfreuende, tröstende, beruhigende Empfindungen und Gedanken erzeugt.

Eine göttliche Kraft? — Ja eine göttliche Kraft, denn es ist ein dem Menschengeiste eingegründetes Gesetz, von der Wirkung auf ihre Ursache zu schließen und in dieser Ursache die Wirkung einer höheren Ursache zu erkennen, bis er schließlich, bei einer Ursache aller Ursachen angelangt, von Schauern des Unendlichen umfangen wird. Der französische Dichter und Erzähler Saintine erzählt in seiner Picciola die Geschichte eines Grafen von Charney, welcher zur Zeit des konsularischen Frankreich als Verschwörer gegen die steigende Macht Bonapartes in die Felsenburg Fenestrelle eingeschlossen wurde. In seiner dortigen Vereinsamung wurde eine Pflanze, der Beschreibung nach ein Antirrhinum, welche auf dem Gefängnishof zwischen zwei Pflastersteinen vegetierte, der Gegenstand seiner Beobachtung und Pflege, liebkosend nannte er sie Picciola, d. i. seine liebe Kleine. Als der Kerkermeister den krank darniederliegenden Gefangenen mit der Nachricht überraschte, daß sie blühe, raffte dieser sich auf, und als er seinen Liebling in der farbigen und duftigen Blumenkrone vor sich hatte, fühlte er von da aus ein neues Leben seinen Leib und nicht nur diesen, sondern auch seine Seele durchdringen. Was nützt den Blumen — sagte er sich — ihr herrlicher Wohlduft? Haben sie selbst Genuß davon? Nein. Haben sie ihn für die Tiere? Nein, denn noch nie hat man ein Schaf oder einen Hund vor einer Rose stehen bleiben sehen, um ihren Duft einzuatmen. Also dem Menschen gilt ihr Wohlduft. Und weshalb ihm? Doch wohl damit er sie liebe. — Nach und nach aber kam er weiter und zog den Schluß: damit man Gott in ihnen liebe. Der blasierte Mann mit dem kalten Verstande, der bisher keinen andern Gott hatte als den Zufall, wurde durch diese Blume bekehrt zu dem wahren Gott, dessen Wesen die Liebe ist, und das Leben gewann für ihn neuen Reiz und eine bisher unge-

kannte Weihe. Die Tochter eines Mitgefangenen, welche seine schriftliche Bitte an den Kaiser, die das Leben seiner geliebten Blume bedrohenden zwei Pflastersteine herausreißen zu dürfen, heimlich nach Alessandria brachte und die Fürsprache Josephinens anrief, wurde später seine Gattin, und Saintine sah in Belleville, wo der Graf begraben lag, oft an der Brust der Witwe ein reiches Medaillon, in welchem eine farblose, verwelkte Blume eingefaßt war.

Das leistete eine aus dürrem Erdreich aufschießende Blume, aber auch eine gepflückte Blume, ein schlichter Blumenstrauß kann uns manches sagen und zu manchem dienen. Ich liebe Boukettts durchaus nicht — sagt ein empfindsames Mädchen in einer neuen Novelle — es sind Leichen im Paradebett. Wir lassen das gelten von den noch immer üblichen geschmacklosen Höflichkeitsboukettts, welche aus unablösbar aufgespießten, dekorationsmäßig angeordneten und mit einer breiten Papierkrause umgebenen Blumenköpfen bestehen; das sind allerdings Blumenleichen im Sterbehemd, bei denen man gar nichts denkt, als daß sie stolz aussehen und viel kosten und morgen verwesen. Dagegen ist eine mit ihrem Stengel vom Stocke gelöste Blume nicht schon deshalb ertötet. Sie lebt, so lange ihre Laub- und Blütenblätter nicht erschlaffen und schrumpfen und ihr Aroma sich nicht zersetzt. Manche wie Rose, Jasmin und Nelke behaupten auch im Tode noch den Geruch des Lebens:

> Blüte der Nelke!
> Das unterscheidet dich vom Blumenvolke,
> Sie duften frisch, du duftest noch als welke.

Die Bibelsprache nennt diesen Wohlduft die Seele der Pflanze. Nicht als ob er die Seele selbst wäre, aber er ist der Odem ihrer Seele. Der Duft der Blume ist ihr Lebensodem und gewissermaßen ihre Sprache, wie Hafis, der mystische Liebesdichter der Perser, sagt:

> Hört, hört das Geheimnis der Rosen,
> Wie sie statt mit Worten mit Düften nur kosen. — —

Tröstet, tröstet mein Volk, lautet im Buche Jesaia der Aufruf Gottes an seine Propheten. Auch eine Blume kann zu einer Trostprophetin werden, ihr Anblick kann einen Lichtstrahl in das Dunkel der Menschenseele werfen, ihr Duft kann dem vom Diesseits sich Losringenden einen Vorschmack des Sieges geben. Als die Cholera in Halle grassierte, nahm mein Freund Professor Guericke, wie er selbst mir erzählt hat, wenn er ausging, eine Nelke in den Mund und schildete sich gegen das Miasma durch den heiteren Anblick und den würzigen Duft dieser Blume. Wie herzerquickend eine frische duftige Blume wirken kann, zeigt auch eine Szene in Jul. Komperts „Zwischen den Ruinen“, worin die wechselseitige Liebe eines jüdischen Mannes und eines christlichen Mädchens und der Widerstreit der Religion beider mit ihrer Liebe geschildert wird.

Dorothea hat der alten erblindeten Großmutter ihres Dienstherrn einen Strauß der schönsten Feldblumen gepflückt und die nur zu nahe liegende Deutung des Geschenks sich nicht verhehlend überbringt sie es mit klopfendem Herzen.

„Großmutter“ — rief sie mit einemmale so laut als hätte sie es mit einer Tauben zu thun; es war aber nur, um ihre übergroße Bewegung den lichtlosen Augen der alten Frau zu entziehen — „da habe ich dir etwas Schönes mitgebracht.“

Sie drückt ihr den Blumenstrauß in die Hand.

„Was ist das?“ fragte Veile Oberländer.

„Merkst du das nicht, Großmutter“ — antwortet sie — „Blumen sind es!“

„Blumen!“ — rief Veile. — „Wie bist du auf die verfallen? Ich weiß ja gar nicht mehr, was eine Blume ist! Doch weil sie von dir kommen, will ich sie bei mir behalten. Du mußt nämlich wissen, nicht erst seitdem ich blind bin, weiß ich nicht mehr was eine Blume ist, sondern seitdem mein Mann von mir gegangen. Er hatte so lange, lange krank gelegen, und das ist von den vielen Schülern gekommen, die ihm eine schwache Brust gemacht haben. Es ist aber merkwürdig, was solche Sterbende für Gelüste haben. Einmal sagte er zu mir: „Veile, mein Herz, ich möchte gern etwas Gutes riechen.“ „Willst du das Gewürzbüchslein?“ fragte ich ihn. „Ich möchte eine frische Blume haben.“ Woher soll ich aber gleich auf der Stelle eine frische Blume nehmen? Bin ich ein Gärtner? Weil aber sein Wunsch so inständig gelautet hat und ich ihm doch nichts habe abschlagen dürfen, habe ich mich auf den Weg gemacht. Eines habe ich aber vergessen gehabt: es war schon Winter. Wie ich nun durch die Gassen gehe und zu allen Fenstern sehe, ob sich da wohl ein Blumentopf finde, es war aber in der ganzen Gasse nichts zu erblicken, begegnet mir Madlena, des Schusters Weib, die mir am Sabbat immer das Feuer angezündet hat. „Was suchst du?“ fragte sie mich. „Ich suche eine frische Blume für meinen Mann“ — sagte ich — „er möchte etwas Gutes riechen.“ „So komm mit mir nach Hause — meinte sie — meine Tochter hat ein Nelkenstöcklein, das ist ihr so ans Herz gewachsen, als ob es ein Liebhaber wäre. Weil du es aber bist, für dich wird sie eine herunterschneiden.“ Ich bin also mit ihr gegangen und habe richtig meine frische Blume bekommen. Und siehst du, Dorothea, mein Mädchen, mit der Blume an den Lippen ist mein Mann gestorben; sie hat ihm wohl gethan bis zu seinem letzten Atemzuge. Seit der Zeit habe ich keine Blume mehr in der Hand gehabt.

Es ist ein günstiges Zeichen, wenn ein Kranker auf seinem Siechbett sich von dem Anblick und Dufte einer Blume oder wenn ein Gefangener in seiner Einzelhaft sich von der Pflege eines noch auf seiner Wurzel stehenden Pflänzchens Erleichterung seiner Lage verspricht. Man sieht daraus, daß er sich noch nicht von der Mutterbrust der Natur und also auch nicht völlig vom Herzen Gottes losgerissen hat. Bei einem Kinde dürfen wir dies voraussetzen. Denn bei dem Kinde hat das vegetative Werden noch die Oberhand über den selbstverantwortlichen Freiheitsgebrauch, mit welchem der Wert, aber auch die Gefahr allen Handelns sich steigert. Der Mensch als solcher hat mit der Blume die Vergänglichkeit gemein, das Kind aber auch den Liebreiz der Unschuld. Gleicht ein krankes Kind nicht einer welken weißen Rose oder einer sich entblätternden Tulpe? Bei dieser Blumennatur des Kindes werden wir nicht zu warten haben, bis es auf seinem Krankenlager nach Blumen verlangt. Schon sein Anblick gemahnt uns, gleiches zu gleichem zu gesellen und gleiches durch gleiches wenn nicht zu heilen doch zu lindern.

Es ist bekannt, daß Blumenduft, wenn er in übermäßiger Fülle und Stärke einen geschlossenen Raum erfüllt, den Menschen betäuben, einschläfern und über Nacht sogar töten kann. Man sollte hiernach meinen, daß Blumengerüche je nach ihrer Art bei angemessener Anwendung heilsam auf Kranke einzuwirken vermöchten. Daß Waldluft wohlthätig wirkt, ist ja allgemein angenommen; man verkauft sie jetzt sogar in Flaschen. Sollte eine von Thymianduft, Kamillenduft, Wohlverleihduft u. dgl. erfüllte Atmosphäre nicht je nach Umständen eine nicht minder wohlthätige Einwirkung auf den Inhalierenden üben können wie eine von Nadelholz erfüllte? Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo die Arzneimittellehre es nicht verschmäht, auch nach dieser Seite hin zu experimentieren, und wo wir die Pflanzendüfte nach ihren Wirkungen unterscheiden lernen, während jetzt die besten Lehrbücher nichts weiter zu sagen wissen, als daß die Kamille aromatisch dufte, die Resede sanft, Basilikum gewürzhaft, Majoran bitter; meistens aber fehlt jede Unterscheidung und wir lesen: Jasmin wohlriechend, Melisse wohlriechend, Narzisse wohlriechend und so eintönig weiter.

Aber wohin verirre ich mich? — Auf den psychologischen Standpunkt mich zurückziehend, richte ich zum Schlusse an euch, ihr Herren von der Kinderpoliklinik, eine schüchterne Bitte: Leget von Zeit zu Zeit eine Blume auf das Bett eurer kleinen Patienten! Es braucht keine aromatisch duftende Blume zu sein, alle Blumen duften nach treibendem Leben. Es braucht keine prächtige Blume zu sein, alle Blumen lachen, wenn man sie freundlich ansieht. Jede Blume ist an sich eine Gabe der göttlichen Liebe, und wenn teilnehmende menschliche Liebe sie darreicht, so kommt Liebe zu Liebe und ihr Eindruck ist um so herzerfreuender. Jede Blume ist ein Kind des Himmels und der Erde und sagt uns: Die Erde ist schön, aber sagt auch: Der Himmel ist schöner. Spendet der Kindesseele eine

Die Dorfpolitiker. Zeichnung von E. Harburger.

Blume; sie wird, wenn nicht das Leben, doch das Sterben des Schmetterlings verschönern, wie Fr. Rückert seinen zwei früh-verstorbenen Kindern nachruft:

Ihr habt nur Duft gesogen Von Blütenstaub gelebt,
Und seid in Duft entflogen, Wie Blütenstaub entschwebt.

Aber mit diesem wehmütigen Tone der Rückertschen Kindertotenlieder mag ich nicht schließen: der Frühling ist nahe und schon bringen die Schneeglöckchen uns den Auferstehungsduft des mütterlichen Erdreichs entgegen — hoffen wir denn, daß die Frühlingssonne mit ihrem weltverjüngenden Strahle auch die in der Kinderpoliklinik eingepuppten lieben kleinen Schmetterlinge allesamt beflügeln werde, um noch lange über die blumigen Auen des Diesseits zu flattern. Und dieser Wunsch sei das Ende meines Geplauders!

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

XVIII. Heiterer Himmel.

Ganz Ellernbrunn war mit den Vorbereitungen zu der Arbeiterversammlung beschäftigt, welche die Freifrau zu arrangieren gedachte. Redner waren geworben, die bereits mit dem Abendzuge des vorherigen Tages ankommen sollten, Fahnen waren angefertigt worden, die von hohen Flaggenstangen zu wehen versprachen, Kränze wurden gewunden, und auch an einigen aufgeschlagenen Buden, in welchen Gebäck und Getränk umsonst verabreicht werden sollten, fehlte es nicht. So versprach alles einen glänzenden Verlauf zu nehmen, und die Gründung des neuen Vereins schien durchaus gesichert; — „auch die gedeihliche Fortentwickelung," meinte Else zu Ulrich, „im Falle, daß die gedachten Buden ein für allemal ein statutenmäßiges Recht des Vereins bleiben sollten."

„Ketzerin!" drohte Ulrich und seufzte. — Es war ihm peinlich, daß er auf diese Weise genötigt wurde, zum erstenmale öffentlich die Rolle des Gutsherrn zu spielen. Er hätte jedes Aufsehen gern vermieden, bis er seine Lage klar übersehen konnte. Er begriff nicht, was seine Mutter zu einer Unternehmung treiben konnte, die er als mindestens unzeitgemäß gern verschoben hätte. Da er aber sah, wie sehr ihr Herz an der Ausführung ihres Planes hing, ordnete er seine Wünsche unter und stellte sich als guter Sohn zur Verfügung.

So war der 19. August herangekommen, der Vorabend des großen Tages. Ein wohlthätiger Regen hatte in der vergangenen Nacht die Hitze gemildert, den Staub niedergeschlagen und Gras und Baum hoben ihre erfrischten Blätter, auf welchen noch Regentropfen glänzten, der Sonne entgegen. Lucy stand, den Strohhut in der Hand, in ihrem Zimmer wartend am Fenster und blickte sinnend in den duftigen Park hinab.

Mr. Oldcastle hatte noch nicht auf ihren letzten Brief geantwortet. Sie vermutete nicht ohne Grund, daß er ihr noch immer Zeit lassen wollte, von ihrem Entschluß zurückzukommen. Aber sie wußte, es konnte nicht mehr lange dauern, bis die geliebten Menschen, mit deren Schicksal sie sich so innig verbunden fühlte, aus der Angst ihrer bisherigen Lage erlöst wurden. Und dann? — Lucy wußte, daß Ulrich sie liebte; manch' ein unbewachter Blick, manch' ein halbgesprochenes Wort hatten ihr verraten, was er zu verbergen suchte. Dies Bewußtsein beglückte sie, — und alles Übrige überließ sie ihm und Gott. Sie fühlte, sie konnte beides tragen, — die Fülle des Glücks an seiner Seite, und die Rückkehr in ein Leben der Arbeit, — was ihr auch beschieden sein mochte!

Jetzt erwartete sie Else und Margarete, die sie abholen wollten, um einer Schar junger Dorfmädchen, die die letzten Arrangements zum Schmuck des Festplatzes ausführen sollten, mit Rat und That behilflich zu sein. — Aber Else kam nicht. Statt dessen sah Lucy einen Wagen im vollen Trabe vor der Front des Schlosses vorfahren und Herrn von der Marwitz mit einer an ihm sehr ungewohnten Eile aussteigen. Sie hörte, wie seine Ankunft einige Bewegung in den unteren Räumen verursachte, hörte Thüren schlagen und Ulrich mit schnellen Schritten die Treppe hinunter eilen. Dann war alles still. — Lucy glaubte vorher zu sehen, daß der Besuch des alten Herrn eine Verzögerung ihres verabredeten Ganges herbeiführen werde; sie legte den Hut aus der Hand, griff nach einem Buche und setzte sich am offenen Fenster nieder.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, und Lucy begann sich zu wundern. Da hörte sie die jungen Mädchen die Treppe heraufkommen, gleich darauf öffnete sich ihre Thür und Else trat ein. Sie sah erregt aus, als ob sie geweint habe, eilte auf Lucy zu, und indem sie sich auf die Knie warf, legte sie beide Arme um ihren Hals und verbarg das Gesicht an ihrer Schulter. „Lucy," flüsterte sie, „es ist vorüber! Alle Angst ist vorbei! Niemand wird uns aus Ellernbrunn vertreiben, — wir dürfen hier bleiben und wieder glücklich sein!" — Lucy wußte nichts weiter zu thun, als das aufgeregte Kind durch Liebkosungen zu beruhigen, und die Thränen, die sie mit den ihren mischte, waren nicht weniger Thränen des reinsten Glückes, als die Elsens.

Als Lucy nach einiger Zeit aufblickte, sah sie Ulrich in der offenen Zimmerthüre stehen. Sie wußte nicht, wie lange er dort gestanden und den gegenseitigen Ergießungen zugesehen haben mochte, jetzt aber schloß er die Thür und trat näher. „Verzeihen Sie, Miß Lucy," sagte er, „aber ich mußte mir Ihre Glückwünsche selbst holen!" und er streckte ihr beide Hände entgegen. Lucy legte die ihren hinein und hob ihre thränenüberströmten Augen zu ihm auf. Er machte eine Bewegung, als wollte er sie an sich ziehen; dann zog er ihre Hände an seine Lippen und hielt sie fest, als könne er sie nicht wieder loslassen. Und nun hörte Lucy, was ihr Herz wallen machte und ihre Wangen mit heißer Röte überzog. „O Lucy," begann Else, „wer hätte das denken können! Ich schäme mich so, ich habe ihr so oft Unrecht gethan! Ich habe sie mir in meinem Herzen so oft vorgestellt als eine böse, hartherzige, habsüchtige Frau, und jetzt! — O, ich wollte, ich dürfte es ihr abbitten! — Hätten Sie es thun können, Lucy? — Ellernbrunn aufgeben? — Mein Trost ist, daß sie es nicht kennt, daß sie es nicht lieben kann, wie wir!"

Lucy sah aus dem Fenster, um ihr Gesicht zu verbergen. Else aber, ohne in der natürlichen Erregung des Augenblicks ihre Bewegung zu bemerken, fuhr fort: „Wärst du es im Stande gewesen, Ulrich?"

Ulrich wurde dunkelrot. „Ich weiß nicht, Else! — Laß uns danken, daß wir nicht in die Versuchung geführt wurden."

„Aber wir müssen sie hier haben! Du mußt sie mitbringen, Ulrich! — Sie soll sehen, wie glücklich sie uns gemacht hat, — Ellernbrunn soll ihr so gut gehören, wie uns! — Ulrich geht nach England, Lucy, sobald die morgende Unruhe vorüber ist. — Es ist noch so vieles dort zu ordnen. — Mich soll wundern, ob du sie sehen wirst, Ulrich! — Ich möchte wissen, wie sie aussieht! — Gewiß so schön, so freundlich — wie Sie, Lucy." — und Else schlang von neuem ihre Arme um ihre Freundin.

Es war für Lucy eine große Erleichterung, daß in demselben Augenblick Margarete eintrat. Diese hatte eine kurze Stille gesucht, um den Sturm ihres Herzens zu bewältigen, denn sie war die einzige, deren Freude heute mit Schmerz gemischt war. Sie, die sich bis jetzt an der Überzeugung aufrecht gehalten hatte, daß Felix nicht von ihr lassen werde und könne, fühlte heute zum erstenmale den Grund dieser Hoffnung wanken. Sie wußte, daß er sie im Unglück nicht verlassen werde; würde sein Stolz ihm aber auch erlauben, sich nach der schroffen Abweisung ihr wieder zu nahen, jetzt, wo sie reich war? — Und doch fühlte sie es an sich als Unrecht, daß sie egoistischen Rücksichten Raum gestattete in diesem Augenblicke, — und sie liebte Ellernbrunn nicht weniger, als ihre Geschwister. So kam sie auch in Lucys Zimmer, wo sie die Stimmen der Übrigen hörte.

„Aber unser Fest! unsere Kränze!" fuhr Else auf. „Und jetzt muß doch alles viel herrlicher werden, als vorher. Jetzt habe ich erst Lust dazu!" Und sie war schon halb die Treppe hinunter, ehe die andern begriffen, was sie vorhatte.

Margarete folgte mit Lucy, und Ulrich schloß sich an.

Herr von der Marwitz war abgereist und Frau von Ellern saß allein. Ein Sturm verschiedenartiger Empfindungen durchwogte ihre Brust. Sie sah den jungen Leuten nach, die aus dem Schlosse traten, um sich auf den Festplatz zu begeben. Ulrich ging an Lucys Seite, sich zu ihr niederbeugend, Liebe und Glück in jedem Zuge, und sie blickte in heller Mitfreude zu ihm auf. Sie sah sie beide nebeneinander wandeln auf demselben Boden, der durch ihr heldenmütiges Opfer aufgehört hatte ein Grund des Erbstreites zu sein. Dieses sanfte, zurückhaltende Wesen, das keinen Zug der Heldin an sich hatte, sie hatte ihr Alles in heroischem Entschlusse ihrem Rechtsgefühl geopfert, — und sie? — Sie hatte dasselbe Mädchen um ihr Alles zu bringen gesucht!

Sie hätte sich so gern überredet, daß es von Lucys Seite, wo nicht Berechnung, so doch Liebe gewesen, die sie zu dem Opfer veranlaßt. Denn aus Liebe, — Liebe zu ihren Kindern, — hätte auch sie sich jedes Opfers fähig gefühlt. Aber abgesehen davon, daß Mr. Oldcastle Sorge getragen, die Gründe seiner Klientin ins rechte Licht zu stellen, auch nicht verschwiegen hatte, von welchem Tage ihr Entschluß datiere und daß die Ausführung nur durch ihn verhindert worden sei, hatte sie auch Lucy zu eingehend beobachtet, um nicht völlig überzeugt zu sein, daß sie die Beziehungen nicht gekannt habe, die zwischen ihr und den Schloßbewohnern bestanden. — Es war ein fast unerträgliches Gefühl der Selbsterniedrigung, das Frau von Ellern erfaßte, als sie genötigt war, ihr Verhalten gegen das Lucys zu stellen. Sie hatte nur einen Trost, und das war das Bewußtsein, daß ihre That keinen Anteil mehr gehabt hatte an der Entscheidung; daß ihr Brief erst in die Hände ihres Neffen gelangt sein konnte, als Lucys Entschluß längst gefaßt war, als dessen Kommen oder Ausbleiben keinen bestimmenden Einfluß mehr üben konnte.

Eins gelobte sich Frau von Ellern in dieser Stunde bitterster Demütigung: Sie wollte wieder gut machen! — O sie wollte Lucy alles vergelten! — Sie war sich auch in diesem Augenblicke bewußt, daß die Witwe des ehrlosen Fälschers, die Frau ohne Rang und Herkunft, keine Partie sei für ihren Sohn, der jetzt unter den Edelsten wählen konnte. Aber sie wollte das beabsichtigte, — Gott Lob nicht begangene — Unrecht sühnen! — Sie wollte sie wieder einsetzen in den Besitz, auf den sie freiwillig verzichtet, sie wollte sie an ihr Herz nehmen, sie wollte ihr eine wahre Mutter sein!

Die jungen Leute fanden draußen genug zu thun, was geeignet war, sie ins Alltagsleben zurückzuversetzen. Sie waren sehnlichst erwartet worden, und ihr langes Ausbleiben hatte eine Verzögerung der Arbeit zur Folge gehabt, die jetzt durch doppelten Eifer wieder eingebracht werden mußte. Aber es war eine freudenvolle Arbeit. Das beabsichtigte Fest hatte einen anderen Sinn in ihren Augen erhalten; wenn auch niemand sonst darum wußte, für sie war es das Fest der Wiedereinsetzung in das geliebte Besitztum. Wie grün war der Wald, wie tiefblau der See, wie majestätisch die drüben aufragenden Baumwipfel! Wie süß die Heimat und das Gefühl der Sicherheit!

Der folgende Morgen brach sonnig herein und ging einem heißen, wolkenlosen Tage voran. Vom frühen Morgen an waren die Bewohner des Schlosses in Anspruch genommen, und Ulrich hatte nicht mehr Zeit als einen Morgengruß mit Lucy zu wechseln. Von Mittag an begann die geladene Bevölkerung nach Ellernbrunn zu strömen, Mann und Weib, da die Frauen ausdrücklich aufgefordert waren. Als Ulrich mit seiner Mutter und Schwestern und den Rednern erschien, war der Festplatz gedrängt voll und es kostete einige Mühe, Ruhe und Ordnung herzustellen. Die Versammlung nahm mehrere Stunden in Anspruch, während deren sich außer den Rednern niemand ganz wohl zu befinden schien. Selbst Frau von Ellern hatte ein unbestimmtes Gefühl davon, daß sie eine einigermaßen verfehlte Sache vertrete. An den gehaltenen Reden war gewiß nichts auszusetzen; sie waren wohldurchdacht und praktisch und behandelten tief eingreifende Wahrheiten. Sie warnten die Arbeiter vor Agitationen, die niemals bis in diese Gegend vorgedrungen waren; sie warnten ferner vor den Einflüssen einer Presse, die sie niemals zu Gesicht bekommen hatten, da sie sich überhaupt niemals mit Lesen beschäftigten; sie ermahnten sie, nicht an unerfüllbaren Forderungen zu halten, an die sie nie gedacht hatten, und widerlegten viele Dinge mit unwiderleglichen Gründen, von denen sie niemals gehört hatten. — Aber es war doch schön; die Leute waren stolz darauf, daß solche Reden an sie gehalten wurden, und dachten an die Buden, und da absoluter Mangel an Interpellationen war, so hatten die Herren keine Gelegenheit zu prüfen, wie weit sie verstanden waren, und glaubten das Beste. — So verlief alles zur größten Zufriedenheit. — Auch der Verein wurde gegründet, — besonders die Frauen waren dafür, die etwas von Beseitigung der Frauenarbeit gehört hatten, und als nun die Buden geöffnet und Bier und Tabak, Gebäck und Kaffee unentgeltlich verabreicht wurden, da brach sich die Überzeugung Bahn, daß es etwas Gutes um eine solche Versammlung und einen solchen Verein sei, und wenn Frau von Ellerns Anstrengungen auch keine weiteren Folgen hatten, als daß die Leute einmal einen frohen Tag verlebten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrer Herrschaft in ihnen gestärkt wurde, so war damit doch ein Zweck erreicht, der der Mühe wert war, — so sagte sich selbst Else.

Als die Dämmerung einbrach und der Wald mit den unter den Bäumen befindlichen Buden durch angezündete Lampen erleuchtet wurde, zogen sich die Damen zurück, während Ulrich noch blieb, um durch seine Gegenwart jeder möglichen Unordnung vorzubeugen. Margarete und Else waren genötigt, der Gäste wegen ins Schloß zurückzukehren, Lucy hatte übernommen, noch zu der alten Meinhardt zu gehen, die bis jetzt täglich vom Schlosse aus besucht worden war. Die Alte befand sich zwar in der Besserung, doch war sie noch immer der Pflege bedürftig, und sie nahm Lucys Besuche stets mit einer rauhen Freundlichkeit auf, welche zeigte, daß sie eine besondere Zuneigung für sie fühlte. — Lucy hielt sich heute nicht lange in der Hütte auf; sie hatte sich den ganzen Tag unter Fremden bewegt, und ihre ganze Seele sehnte sich nach der Einsamkeit, die ihr der Heimweg durch den Park versprach. Sie machte einen weiten Umweg um den See, um den Festplatz zu vermeiden, und betrat den Waldweg, als es bereits dunkel war. — Die Lichter glänzten vom See herauf und fröhliches Gespräch war durch die Stille des Waldes hörbar, so daß auch dem Furchtsamsten hier der Mut nicht fehlen konnte, und Lucy hatte den Weg so oft gemacht, daß sie sich ganz sicher fühlte.

Die Stille that ihr unaussprechlich wohl. Sie hatte in der Unruhe und Bewegung der letzten Tage keinen Augenblick zur Einkehr in sich selbst gefunden, und sie fühlte das tiefe Bedürfnis, einmal innerlich zur Ruhe zu kommen, sich selbst klar zu werden. So wenig sich heute Gelegenheit zu gegenseitigem Verkehr geboten, so hatte doch jeder Blick Ulrichs, der Ton seiner Stimme, jedes zufällige Wort ihr gesagt, daß er sie liebe. Sie war sich bewußt, daß es auch der Freifrau nicht verborgen geblieben sein konnte, und sie hatte mit jedem Augenblick ein Dazwischentreten ihrerseits erwartet und gefürchtet. Statt dessen war ihr Frau von Ellern mit einer liebevollen Zartheit begegnet, die sie von der stolzen Frau am wenigsten erwartet haben würde. Ihr ganzes Wesen verriet eine ungewohnte Weichheit, die fast einen Anflug von Ehrerbietung annahm, wenn sie sich zu ihr wandte, und sie hatte Sorge getragen, ihr vor den Fremden eine Behandlung zu teil werden zu lassen, die sie ihren Töchtern gleichstellte. Das sagte sich Lucy und ihr Herz schwoll in dankbarem Glück. Sie ging langsam und stand zuweilen still, und das ganze hier verlebte Jahr mit seiner Fülle von verschiedenen Eindrücken und Empfindungen zog an ihrer Seele vorüber. — Hier war der Baum, an welchem Ulrich sie gefunden hatte, — hier mußte die Stelle sein, an der er sie in jener Nacht mit seinem männlichen Arm gestützt hatte. — Wie damals rauschten die Baumwipfel im Abendwind; wie damals leuchtete je zuweilen ein heller Schein durch den Wald, nur daß es damals Gewitterleuchten, und heute das Licht vom Festplatze war.

— Wie damals, — kamen auch jetzt schnelle Fußtritte vom See herauf, tauchte auch jetzt eine Gestalt aus dem Dunkel auf und schritt auf dem ebenen Kieswege hinter ihr her.

„Miß Lucy," sagte Ulrich, „woher kommen Sie? — Ich glaubte Sie längst im Schlosse!"

Lucy hatte dasselbe von ihm geglaubt und war zu verwirrt und erschrocken, um sogleich zu antworten.

Er schien auch keine Antwort zu erwarten; er zog ihren Arm durch den seinen und eine Zeitlang gingen sie langsam und schweigend neben einander her. Lucy fühlte ihr Herz stocken und suchte vergebens nach einem passenden Anfang, um ein gleichgültiges Gespräch einzuleiten. Ulrich war von einem erklärlichen Bangen erfaßt, die Frage zu thun, die über sein Leben entscheiden sollte, und die er, wie er fühlte, jetzt thun mußte. — Lucy faßte sich zuerst. „Ein unruhiger Tag, der zu einem guten Ende geführt ist! — Sind Sie mit Ihrem Erfolg zufrieden, Herr von Ellern?" „Ich habe mir keinen anderen versprochen, als den, fröhliche Gesichter zu sehen. — Und diese Hoffnung ist in vollem Maße erfüllt worden!" „Und ist das nicht auch ein Erfolg, der des Strebens wert ist?" „Gewiß! — obwohl nicht der, den Mama im Auge hatte." Er schwieg, ohne weiter auf das Thema einzugehen, und Lucy lag es ob, eine neue Anknüpfung zu suchen. „Sie werden also morgen in meine Heimat reisen?" begann sie von neuem. „Ihre Heimat? — Ja, Miß Lucy," antwortete er, als ob er aus einem Traum erwache. — „Und Sie würden gewiß wünschen an meiner Stelle zu sein!" „O nein," erwiderte sie aufrichtig. „Mir ist Ellernbrunn so lieb geworden, —" und sie stockte plötzlich, da sie fühlte, daß sie sich auf gefährlichem Boden bewegte. „Wirklich, Miß Lucy?" fragte Ulrich lebhaft, und fuhr dann stockend fort: „Und die Menschen, Miß Lucy? haben wir auch einen Anteil an Ihrer Vorliebe für Ellernbrunn?" Sie konnte nicht sogleich die passenden Worte finden, um ihre Antwort einzukleiden, und er wartete sie nicht ab.

Gabriel Max.

„Lucy!" sagte er leise und leidenschaftlich, indem er sich zu ihr niederbeugte und ihren Arm unwillkürlich fester an sich zog, — „Sie müssen gefühlt haben, wie teuer Sie uns, vor allem mir geworden sind. — Sie haben uns hoffen lassen, daß auch wir Ihnen nicht gleichgültig sind! — Lucy, diese mir neu geschenkte Heimat ist mir nichts ohne Sie, — sie hat nur Wert in meinen Augen, weil ich sie Ihnen bieten darf! — Lucy, wenn Sie nur etwas von dem für mich fühlen, was ich für Sie fühle," — er kam nicht weiter. Er hatte sich so tief niedergebeugt, daß sein Haar ihre Wange berührte, und schlang jetzt seinen Arm leidenschaftlich um ihre Schultern.

Sie antwortete kein Wort. Sie legte ihren Kopf an seine Brust und ließ es geschehen, daß er seine Lippen auf die ihren preßte. Beide überließen sich eine kurze Zeit dem wonnevollen Gefühl ihrer endlichen Vereinigung. Es war so süß für sie, die wie ein steuerloses Schiff, vom Anker losgerissen und Wind und Wellen preisgegeben, auf des Lebens weiter Fläche freundlos umhergetrieben war, sich von starkem Arm umfaßt zu fühlen, sich an ein treues Herz zu schmiegen, in jedem Herzschlag, in jedem Kuß zu fühlen, daß sie eine Zuflucht gefunden hatte, daß sie geliebt war. Aber nicht lange gab sie sich dem schrankenlosen Gefühl neuen Glückes hin. Sie entzog sich sanft seinem Arm; sie hatte ihm ja noch ein Geheimnis mitzuteilen, ein Geständnis zu machen, ehe sie an seinem Herzen ausruhen durfte. — „Herr von Ellern!" begann sie — „Sag Ulrich, Lucy!" und er suchte sie von neuem an sich zu ziehen. Aber sie entzog sich ihm. „Ich habe Ihnen noch etwas zu gestehen, Herr von Ellern! — Ich darf die Liebe, die Sie mir bieten, nicht annehmen, ehe Sie wissen —"

Ulrich zog den widerstrebenden Arm wieder in den seinen. „Nicht heute, Lucy, nur nicht heute! Sag mir heute nichts, als daß du mich liebst! — Laß uns diese halbe Stunde nicht mit Geständnissen trüben, — was ich auch erfahren soll, laß es bis zu meiner Rückkehr! —"

„Aber Sie haben ein Recht zu wissen — Ihre Mutter —"

„Wenn ich zurückkomme, Lucy! — Mein Herz wird mich schnell genug heimtreiben, und dann, wenn ich meiner Mutter die Tochter in die Arme führe, dann magst du sprechen! Heute laß mich nichts wissen, als daß du mir gehörst!"

Lucy machte noch einen schwachen Versuch. „Aber, Herr von Ellern —"

„Hast du mich lieb, Lucy?" fragte er und neigte sich zu ihr nieder. Wie hätte sie dieser Stimme widerstehen können, dem Arm, der sich liebevoll um ihre Gestalt legte! — Sie gab jeden anderen Gedanken auf, ließ sich von neuem an sein Herz ziehen und flüsterte die Antwort in sein verlangendes Ohr.

Sie gingen langsam und standen am Ausgang des Parkes still, zu glücklich, um sich sogleich wieder trennen zu können. Aber die hin- und herwankenden Lichter im Schlosse, die helle Beleuchtung des Speisesaals, der nach der Parkseite hinauslag, erinnerten Ulrich, daß sein Tagewerk noch nicht vollbracht sei, daß die fremden Gäste erwarten durften, den jungen Hausherrn in ihrer Mitte zu sehen. — Er preßte sie noch einmal in einer langen Umarmung an sich, dann überschritten sie schnell den offenen Platz vor der Terrasse und trennten sich an der Treppe, Ulrich, um seinen Pflichten als Gastgeber zu genügen, Lucy, um auf ihr Zimmer zu eilen, sich dort auf die Knie zu werfen, ihr glühendes Gesicht in die Hände zu vergraben und vergeblich zu versuchen, das stürmische Gefühl in ihrer Brust zu beruhigen. — Jetzt war sie glücklich; jetzt durfte sie glücklich sein! — Mochte er's dann von andern, mochte er's von Mr. Oldcastle in London erfahren, wer sie war und was sie für ihn gethan! — Sie war sein und er der Ihre; — keine Macht des Schicksals konnte den Bund der Herzen lösen, — sie wieder aus seinen Armen reißen! (Fortsetzung folgt.)

Der Freiherr von der Mosel.

An einem Herbstnachmittag des Jahres 1696 hatte sich am Kalenbergerthore zu Hannover eine schaulustige und neugierige Menge von Bürgern und Handwerkern der anliegenden Straßen versammelt, die samt ihren Weibern und Kindern das Herankommen einer ungewöhnlichen Erscheinung erwarteten. Hannover war zu Ende des XVII. Jahrhunderts noch eine Stadt, in welcher das Auftreten einer neuen vornehmen Herrschaft große Bewegung hervorrief, und heute hatten zwei silberbetreßte Vorreiter, die um Mittag eingezogen waren, um für den Freiherrn Johann Rudolf von der Mosel Quartier zu bestellen, einen lebhaften und tiefen Eindruck auf einen guten Teil der Einwohnerschaft gemacht. Es hieß, der fremde Herr komme mit mehreren Wagen und Dienerschaft, die größte Wohnung mit Stallung, die in der Stadt zu finden war, in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses an der Leine, war für ihn gemietet worden, und das Gerücht war eifrig beschäftigt, die bekannten Thatsachen mit erborgtem Schmucke zu verzieren. Einer der reichsten Edelleute des Reiches und voll der wunderbarsten Eigenschaften, ein sehr gelehrter Herr, ein Alchymist und vielleicht Besitzer des Steines Salomonis, so hieß es, sei dieser Freiherr von der Mosel.

Unter den Figuren der wackeren Handwerker und Bürger, die sich am Thore drängten und behaglich schwatzten und gafften, während sie der Landstraße entlang blickten, trat eine

Der Vivisektor. Gemalt von Gabriel Max.

Gestalt von fremdem Ansehen besonders hervor. Es war dies ein Mann, der nach seinem unscheinbaren Äußern nichts anderes als ein Kleinbürger sein konnte. Sein brauner einfacher Rock, sein schwarzer Filzhut zeigten nichts ungewöhnliches an, er benahm sich ungemein bescheiden, und doch beguckten ihn die eingebornen Hannoveraner mit mißtrauischem Blicke. Der Grund davon lag offenbar nicht allein in der Fremdheit des Mannes, sondern auch in seinem Aussehen, das mit dem bürgerlichen Anzuge in Widerstreit stand. Denn der Mann sah bei näherer Betrachtung wie einer jener Helden aus, die seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges sich des Gebrauchs von Spieß, Schwert und Handrohr nicht recht entwöhnen konnten, obwohl derselbe seit fünfzig Jahren beendigt war. Unter dem bescheidenen Hütchen blitzten ein paar gefährliche Augen gleich Dolchen, ein kühner Schnurr- und Knebelbart starrte aus dem scharfgeschnittenen Gesicht hervor, und die langen, starken Glieder schienen durchaus nur in Lederkoller, Harnisch und Reiterstiefel zu passen.

Doch nahm jetzt eine von fern kommende Staubwolke die spähenden Blicke der Neugierigen völlig in Anspruch. Die Wolke kam schnell auf der Landstraße näher, teilte sich und ließ ein Blitzen und Glänzen durchscheinen, — die Wagen des vornehmen Herrn rollten heran. Voran ritten zwei Jäger im grünen Wams mit breitkrämpigen Federhüten, dann kamen vier Reitknechte mit Kappen und Lederzeug. Alle sechs trugen lange Rapiere am Gürtel, Feuerrohre auf dem Rücken und Faustrohre in den Pistolenhalftern, denn die Straßen galten durchaus nicht für sicher zu jener Zeit. Hinter den Reitern kam ein prächtiger Wagen, eine große, mit vier Pferden bespannte Kutsche, und ein Ruf der Bewunderuug entrang sich den Lippen der erwartungsvollen Zuschauer. Die großen Glasfenster ließen deutlich sehen, wer im Wagen saß: es war ein Herr von vornehmem und schönem Ansehen, mit mächtiger Allongeperücke, gar prächtig in goldgestickten Sammet gekleidet und einen spanischen Hut mit weißer Feder auf dem Kopfe; neben ihm aber ein weibliches Wesen von so blendender Erscheinung, daß den guten Bürgern der Atem im Halse stockte und die Frauen sich untereinander ansahen und in die Rippen stießen. Aus einer breiten Spitzenkrause blickte ein Gesicht hervor, dessen Schönheit so sehr mit Keckheit vermischt war, daß es einfache Gemüter verblüffen mußte. Große schwarze Augen voll Klugheit und Verwegenheit, ein etwas emporstehendes Näschen, volle kirschenrote Lippen zeigten sich, und ein gewisses Etwas lag in dem Gesicht, was niemand erklären konnte, während es jedermann reizte. Der Anzug der Dame war überaus prächtig, er funkelte von Sammet, Seide, Gold und Edelsteinen. Neben dem Kutscher saß ein Lakai, hintenauf saßen zwei Lakaien, und sie trugen die Farben des Freiherrn, braun und gold. Auf den Wagen der Herrschaft folgten zwei Wagen mit männlicher und weiblicher Bedienung, Koch, Kammerdiener und Zofen, dazu noch zwei Wagen mit Gepäck, und den Schluß machten vier reitende Jäger in voller Bewaffnung. Man sah, die Schätze des Freiherrn waren gut behütet, und keine der Banden, welche damals das deutsche Reich durchstreiften, selbst nicht die berüchtigte Bande des großen Räuberhauptmanns Nickel List, welche ganz Nord- und Mitteldeutschland unsicher machte, hätte wagen dürfen, den Freiherrn von der Mosel auf der Landstraße anzugreifen.

So ging der Zug in das Thor, und in dem Augenblick, als der Freiherr selbst einfuhr, sahen einige Leute mit Verwunderung, daß der langbeinige Fremde mit dem Knebelbart sich dem Wagen genähert hatte und Blick und Wink mit dem vornehmen Herrn austauschte. Dann rollte und rasselte es weiter, und überall öffneten sich Fenster und Thüren, Augen und Ohren in der guten alten Stadt Hannover, wo immer die Reiter und Wagen durchkamen.

Das Haus des Freiherrn von der Mosel ward alsbald einer der Mittelpunkte der guten Gesellschaft und des Lebens der Stadt überhaupt. Er selbst war nicht nur ein unermeßlich reicher, sondern auch höchst interessanter Herr, vom feinsten Tone und großer Ritterlichkeit, dazu höchst gelehrt. Obwohl er zu Zeiten große Tafel hielt und zu pokulieren verstand, wie nur je ein Edelmann, so blieb er doch die meiste Zeit in seinem Studierzimmer und Laboratorium eingeschlossen und kam oft mehrere Tage hintereinander nicht zum Vorschein. Man vermutete, er mache Gold. Nötig hatte er das freilich kaum für den eigenen Bedarf, denn häufig kamen von seinen Besitzungen von Holstein und Mecklenburg Boten herein, die ihm, wie es hieß, den Ertrag der Ländereien überbrachten. Aber fast noch interessanter als der Freiherr selbst war seine schöne Gemahlin. Die jungen Leute von Rang und Stand in der ganzen Stadt lagen ihr zu Füßen. Sie hielt einen Liebeshof, wo sich alles zusammendrängte, was der Mode huldigte. Sie war so witzig wie sie schön war, und sie leitete die Gesellschaft an einem Fädchen wie einen Trupp Marionetten. Man bewunderte und lobte die vornehme Duldsamkeit des Freiherrn, der durchaus nach Vorschrift der höfischen Sitte sich kein graues Haar über die Liebesaffairen seiner Frau wachsen ließ, sondern ernst und gemessen seinen gelehrten Studien oblag, oder lustig tafelte, oder größere Reisen machte.

Eines schönen Tages aber war der Freiherr von der Mosel verschwunden. Mit Kisten und Kasten, mit Wagen und Pferden, mit Reitknechten und Lakaien war er abgezogen, und seine Spur war völlig verloren.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1698 zog eine Schar von zwanzig Reitern des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth auf Hof zu, das Halblicht des Sternenhimmels zeigte ihnen den Weg. Sie trugen die Feuerrohre über den Lederkollern, und die langen Degen klirrten an die Sporen. An ihrer Spitze ritt ein Herr in schwarzer Beamtentracht, doch ebenfalls mit Degen und Pistolen bewaffnet: es war der markgräfliche Adjunkt Schmidt. Unter Führung des Adjunkten näherten sich die Reiter behutsam einer einsam gelegenen Schenke in der Nähe der Stadt, bildeten in der Entfernung einen Ring und umschlossen das Gebäude von allen Seiten. Dann saßen acht Mann ab und gingen, die Pistolen in der Hand, nahe zu der Schenke. Leise öffnete sich die Thür derselben, und ein Mann mit verschmitztem Gesicht, der eine Blendlaterne trug, ließ zuerst den Herrn Adjunkten und dann die abgesessenen Reiter ein. Mit leisen Schritten näherten sich die Bewaffneten einer Thür, welche der Wirt ihnen zeigte, als es plötzlich hinter derselben laut wurde und sie gleich darauf von innen aufgerissen wurde. Der Schein der Laterne fiel auf eine hohe Männergestalt, die, nur mit einem Hemd bekleidet, auf der Schwelle stand, in jeder Hand eine Pistole und zwischen den Zähnen die blanke Klinge eines langen Raufdegens. Der halbnackte Mann hatte ein kühnes, schönes Gesicht, seine Augen blitzten, und wer den Freiherrn Johann Rudolf von der Mosel gekannt hatte, der mußte dessen ausgeprägte Züge in diesem Manne wiedererkennen, obwohl anstatt der feierlichen Allongeperücke kurzes braunes lockiges Haar den Kopf bedeckte.

„Das ist er!“ rief der Adjunkt. „Fangt ihn, Leute!“

Zwei Reiter ihm zur Seite sprangen vor, aber der halbnackte Mann hob seine Pistolen, zwei Schüsse krachten, und die beiden Markgräflichen fielen zu Boden. Dann ergriff der Freiherr den Degen und stürzte sich alsbald in wildem Angriff auf den Adjunkten. Zugleich erschienen vier andere Männer im Hintergrunde des Raumes, die gleich dem ersten aus dem Schlafe geschreckt und nur mangelhaft bekleidet, aber gut bewaffnet waren. Mit Pistolen und Degen griffen sie die Reiter an, und ein wildes Getümmel hob an.

Der Adjunkt zunächst war ein tapferer Mann und stellte sich mit der blanken Klinge dem Freiherrn entgegen. „Nickel List“, rief er, „gib dich, du bist verloren! Das Haus ist umstellt, leg die Waffen nieder, Widerstand nützt dir nicht!“ Ein mächtiger Degenhieb war die Antwort, und nur mühsam parierte der Adjunkt. Dann klirrte mehrere Sekunden lang Stahl an Stahl, und keiner konnte des andern Herr werden, denn so stark und gewandt der überrumpelte Räuberhauptmann war — der Adjunkt Schmidt zeigte sich ihm gewachsen. Er war ein großer, kräftiger Mann, in den Waffen geübt und

hatte das Recht für sich. Aber endlich vermochte er sich der schnellen Schneide des Räubers nicht mehr zu erwehren, und ein Stoß durch die Brust streckte ihn leblos zu Boden.

Das Krachen der Schüsse, der Tumult des schrecklichen Kampfes im Hause hatte inzwischen noch andere Reiter herbeigeführt, und während zwei der Räuber gefallen waren, aber auch drei der Reiter noch neben den zuerst niedergeschossenen Kameraden lagen, kam für die Soldaten Verstärkung an. Als Nickel List über die Leiche des Adjunkten weg nach der Thür sprang, um das Freie zu gewinnen, sprang er gerade den Reitern entgegen, und alsbald packten ihn drei Mann. Er schleppte sie alle drei mit übermenschlicher Anstrengung einige Schritte vorwärts, und er würde sie abgeschüttelt haben, wie der Eber die Hunde abschüttelt, die ihn stellen wollen, da kam ein vierter herzu und schlug ihn mit dem Pistolenkolben auf den bloßen Kopf, daß der Kolben brach, aber auch der Räuber bewußtlos zusammensank. Zwei seiner Genossen entkamen, die beiden anderen wurden gefangen genommen.

Fürst Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, ein energischer und thatkräftiger Herr, setzte es durch und erreichte es mit Aufgebot vieler Mühe, daß Nickel List, alias Freiherr von der Mosel, und wie er sonst noch heißen mochte, nebst allen seinen Kumpanen, die nach ihm gefangen worden, Ende des Jahres 1698 von Hof aus nach Celle gebracht wurden, um vor seinem Zentralgerichtshof abgeurteilt zu werden. In zwei sechsspännigen Wagen kamen sie dort an, und die Tortur setzte alsbald das grausige Werk, das sie schon im Gefängnis zu Hof begonnen, in Celle fort, um alle Räuber, deren man habhaft geworden war, zum Geständnis zu bringen. Niklas List überstand mutig den ersten Grad der Tortur, dann aber überkam ihn in der Einsamkeit der Haft eine reumütige, weiche Stimmung, und er bekannte nicht nur für sich, sondern auch für eine große Zahl seiner Mitschuldigen, sodaß noch viele andere, die in seine vielfältigen Räubereien verwickelt waren, dingfest gemacht und überführt werden konnten. Der Räuberhauptmann war von dem Bewußtsein der Schlechtigkeit seiner Thaten durchdrungen und wünschte, daß der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen würde. Es machte einen tiefen Eindruck auf die Richter, als der berüchtigte Räuber eines Tages, mit Banden und Ketten beladen vor ihnen stehend, vor ihren Augen mittels der geringfügigsten Hilfsmittel sich seiner schweren und festen Banden so entledigte, daß er frei und des Gebrauchs aller seiner Glieder mächtig vor sie trat. Mit Entsetzen prallte das Kollegium zurück, aber schwermütig lächelnd bot Niklas List dem Schließer seine Arme zu neuer Fesselung.

Indem der Staatsanwalt seine Anklage erhob, sprach er dem Inhalte nach etwa folgende Worte: „Wenn jemals, so ist hier bei diesem Räuber der Beweis erbracht worden, daß nur Menschen von außerordentlichen Geistesgaben große Verbrecher werden können, und daß die Schuld eine um so größere wird, je edler von Natur der Sünder angelegt war. Schon in früher Jugend zeigte Niklas List, 1650 in Waldenburg bei Zwickau in Kursachsen geboren, Neigung und große Befähigung zu wissenschaftlichen Studien, namentlich zur Chemie und Arzneikunde. Da er arm war, so trat er, um sich Mittel für seine Studien zu verschaffen, in den Dienst vornehmer Herren und erwarb hier nicht nur Geld, sondern Bekanntschaft mit den Sitten und Manieren der großen Welt. Er nahm alsdann Kriegsdienste bei der Reiterei der kurbrandenburgischen Truppen und that sich durch gutes Betragen, Mut und Tapferkeit in mehreren Feldzügen hervor. Er focht mit Auszeichnung bei Fehrbellin, schlug sich gegen Franzosen und Türken und erhielt endlich seinen ehrenvollen Abschied. Mit guter Beute beladen kaufte er sich eine Schenke zu Ramsdorf bei Borna in Sachsen, verheiratete sich und führte ein häusliches und ehrliches Leben, indem er neben seiner Wirtschaft auch ferner seine wissenschaftlichen Studien betrieb. Aber die Schenke ward sein Verderben. Alte Kriegskameraden, wilde und wüste Gesellen, lagerten sich bei ihm ein, denen er anfänglich aus Gutmütigkeit sein Haus nicht verschließen mochte, die ihn aber nach und nach mit ihrem schändlichen Wesen ansteckten. Sie verleiteten ihn, an einem Raubzuge zu einer Frau von Tettau auf einem Gute bei Plauen teilzunehmen, und er nahm einen Anteil von 1200 Thalern vom Raube an. Obwohl er die That bereute, kam er nun nie mehr aus dem Argen wieder heraus. Denn die Spießgesellen peinigten ihn, drohten ihm mit Verrat, falls er nicht mit ihnen ginge, ließen sich selbst nicht abweisen, als Niklas List ihnen seinen Beuteanteil abtrat, verführten seine Frau, folgten ihm nach, als er sein Anwesen verließ und sich zu Beutha niederließ, und brachten es endlich dahin, daß er sich zu ihrem Anführer erklärte. Das aber hatten seine Kameraden gewollt, da sie seine überlegenen Eigenschaften kannten. Sein Wirtshaus zu Beutha ward nun eine Räuberhöhle, von welcher aus die ganze Umgegend durch verwegene Überfälle heimgesucht wurde. 1695, an einem frühen Ostermorgen, ward das Haus, während der Räuberhauptmann noch nach einer durchschwelgten Nacht im Bette lag, von Truppen umstellt, und der Landrichter von Schönburg drang bei ihm ein. Aber obwohl im Bette überrascht, kam List davon. Er schoß zwei von den Gerichtspersonen nieder, jagte die Bewaffneten in die Flucht und entkam, um dann für immer aus jener Gegend zu verschwinden.

Ganz Mittel- und Norddeutschland ward von nun an durch eine ungreifbare Räuberbande unsicher gemacht. Bald hier, bald dort tauchte sie auf, vollführte die frechsten Thaten und verschwand. Kein Verschluß gewährte mehr Schutz, kein Gewölbe erwies sich als stark genug. Bald war Sachsen, bald Brandenburg, bald Franken, bald die Lausitz in Schrecken. Das allgemeinste Aufsehen aber erregte es, als aus dem Kellergewölbe des Domes zu Hamburg eine Tonne Goldes und aus der Kirche des Klosters zu St. Michael in Lüneburg die sogenannte güldene Tafel, ein uraltes, aus Gold, Perlen und Edelsteinen zusammengesetztes Kleinod geraubt wurde.

Zahllos sind die Streiche, welche Niklas List verübte, indem er unter Verkleidungen auftrat und überall Verbindungen anknüpfte, um Schätze aufzuspüren und den Raub zu verstecken. So zog er in Hannover als Freiherr von der Mosel ein und hatte einen Teil seiner Bande als Läufer, Lakaien und Jäger bei sich, während der andere Teil, in den angrenzenden Ländern verteilt, ihn zu wohlvorbereiteten Streifzügen abholte. Er war damals von einer überaus verschmitzten und durchtriebenen Kourtisane begleitet, der Anna von Sien, Frau eines Weinhändlers in Hamburg. Leider ist es unmöglich gewesen, dieses Frauenzimmer aufzutreiben, welches sich mit dem größten Geschick am Aufspüren von Diebsgelegenheiten und an Hehlereien beteiligt hat. Seine Thaten hatten ihm beim Volke einen Ruf verschafft, der seine Unternehmungen sehr begünstigte. Er galt für gefroren, für fest gegen Kugel, Dolch und Gift, man hielt ihn für ausgestattet mit den Hilfsmitteln der schwarzen Magie. Nichts war ihm und seiner Bande heilig, und nichts war vor ihm sicher. Kaufleute, Pfarrer und Edelleute überfiel er, Kirche und Klöster raubte er aus. So plünderte er zuletzt die Kirche zu Waldenburg und die Kirche zu Wunsiedel, bis ihn hierauf der Adjunkt Schmidt, ein mutiger und treuer Beamter des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth, glücklich zu Falle brachte." Das Richterkollegium verurteilte den Räuberhauptmann zur Strafe des Feuertodes nach vorgängiger Schleifung, doch ward in Anbetracht seines offenen Bekenntnisses diese Strafe ermäßigt, und er ward am 23. Mai 1699 in Celle mittels Zerschmetterung seiner Glieder durch eiserne Keulen hingerichtet. Auf dem Schaffotte legte er vor der tiefgerührten Menge eine inbrünstige Beichte ab, und noch, als ihm beide Beine zerschmettert waren, rief er wiederholt die Worte aus: „Herr Jesu, sei mir armem Sünder gnädig!"

August Niemann.

Am Familientisch.

Zu den Bildern von Rubens und Gabriel Max.

Die erste Gattin des Meisters Peter Paul Rubens, Isabella Brant, deren liebliche Züge unsere Leser kürzlich (XX. Jahrg. S. 780 ff.) aus dem schönen Bilde kennen gelernt haben, welches sie und ihren berühmten Gatten in der ersten Zeit ihres jungen Eheglücks in der Geisblattlaube sitzend darstellt, schenkte ihrem Gatten eine Tochter und

zwei Söhne, Albert und Nikolaus. Der erstere war im Jahre 1614, der zweite 1618 geboren worden. Auch ihre Züge hat uns der Meister aufbewahrt und zwar in zwei völlig übereinstimmenden Gemälden, deren eines die Liechtensteinsche Sammlung in Wien besitzt, während das andere, welches unserer Nachbildung zu Grunde liegt, sich in der Dresdner Galerie befindet. Albert ist auf diesem Bilde ungefähr zwölf und Nikolaus acht Jahre alt. Es muß also im Jahre 1626 gemalt worden sein, in demselben Jahre, wo den Kindern die Mutter durch den Tod entrissen wurde. Vielleicht wollte sich Rubens von dem tiefen Schmerze, der ihn damals niederwarf, aufrichten, indem er durch seine Kunst festzuhalten suchte, was ihm von der Teuren übriggeblieben war. Beide Bilder sind mit gleich inbrünstiger Liebe gemalt, und wenn das Wiener Exemplar einen größeren Glanz und stärkere Leuchtkraft des Kolorits besitzt als das Dresdner, so liegt das vielleicht an einem gelben Firnis, welcher das letztere etwas stumpf macht. Albert Rubens, welcher die Züge der Mutter am treuesten bewahrt, ist in ein schwarzes Atlaswams gekleidet, durch dessen Schlitz das weiße Hemd hervorblickt. In der behandschuhten Rechten hält er ein dickes Buch, während er mit dem linken Arme, dessen Hand den ausgezogenen, mit Pelz besetzten Handschuh hält, den jüngeren Bruder liebevoll umfaßt. Auch wenn er das Buch nicht hielte, würde die ernste Tracht schon auf den zukünftigen Gelehrten deuten. Albert Rubens, der Schüler des Gevaerts, wurde ein tüchtiger Philologe. Nach dem Tode seines Vaters (1640) folgte er diesem in der Stellung eines Sekretarius von Sr. Majestät geheimem Rate. Er starb aber schon im Jahre 1657. Der jüngere Nikolaus, der dem Vater ähnlicher ist, gibt sich dagegen auf dem Bilde noch ganz den fröhlichen Spielen der Jugend hin. An dem Faden, welchen er in der Linken hält, flattert ein Stieglitz, und der Gegenstand in seiner Rechten scheint eine Klapper zu sein. Sein blaues Wams ist gelb geschlitzt, seine graubraunen Hosen sind mit gelben Schnüren und Schleifen verziert. Auch ihm war kein langes Leben beschieden. Noch früher als sein Bruder starb er 1655 im siebenunddreißigsten Lebensjahre.

Das andere Bild führt uns mitten in den Streit unserer Tage hinein. Gabriel Max, der Maler desselben, gehört nicht zu denjenigen Künstlern, welchen die Kunst Selbstzweck ist. Er ist auch Parteimann und hält mit seinem gewichtigen Worte, mit seiner eindringlichen, tief ergreifenden und innig rührenden Beredsamkeit nicht zurück, wo er glaubt, für eine humane Idee eintreten zu müssen. Sein Bild ist eine mit größter Hingebung gemalte Mahnung gegen die Vivisektion. Die edle Frauengestalt, welche sich mit vorwurfsvollen Blicken zu dem greisen, vor seinem Seziertische sitzenden Gelehrten herabneigt, ist die Vertreterin der Humanität. Ihre Rechte legt sie schützend um ein gefesseltes, mit einem blutigen Leinentuche halbverhülltes Hündchen, das sie dem Forscher entzogen zu haben scheint, und mit der Linken hebt sie eine Wage empor. Während die eine Schale mit dem flammenden Herzen des Mitleids, welches sich auf alle Geschöpfe Gottes erstrecken soll, vollgewichtig herabgesunken ist, ist die andere Schale hoch emporgeschnellt. Was darinnen liegt, ist ein von einem goldenen Lorbeerkranz umwundenes menschliches Gehirn. Der Maler will mit dieser Allegorie sagen, daß ihm der höchste Triumph menschlichen Verstandes und menschlicher Wissenschaft nichts gilt, wenn dieser Triumph durch eine Versündigung gegen die Gesetze der Menschlichkeit erkauft wird.*) Ad. Rosenberg.

*) Wir unsererseits reproduzieren dieses Bild übrigens nur um seiner großen Schönheit willen. In der Sache selbst sind wir der Meinung, daß die von berufener Hand ausgeführte Vivisektion ebenso vollberechtigt wie dringend geboten ist. Die Redaktion.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

Zwei Dominospieler setzen je 50 Pfennige ein. Sie wollen im ganzen fünf Partieen spielen, und derjenige, welcher drei Partieen gewonnen hat, soll den Einsatz erhalten. A gewinnt die erste Partie, B die zweite, A die dritte. Dann werden sie unterbrochen und können nicht weiter spielen. Sie beschließen nun den Einsatz nach dem Verhältnis der Gewinnaussicht eines jeden zu teilen.

Wieviel erhält A, wieviel B?

2. Homonym.

Tief unten in der Erde Schacht,
Wo hauset böser Gnomen Macht,
Da eil' ich emsig hin und her
Und fördre Arbeit hart und schwer.
Bei Tag, bei Nacht, zu jeder Stund',
Da zeige ich mich als ein Freund,
Der treu es immer mit dir meint.
Doch oben hoch am Himmelszelt,
Von wo ich blicke auf die Welt,
Dort steh' ich unerreichbar da;
So bin ich ferne dir und nah. W. H.

3. Zweisilbige Scharade.

Hast du das Erste erworben, so nimm von dem Weisen das Zweite.
Nicht bei dem Ganzen zu sehen auf Prunk nur und nichtigen Tand,
Sondern solid und gediegen das Ganze fürs Erste zu wählen,
Das allein verheißet dem Ersten sichern Bestand.
E. W.

Bilderrätsel.

4. Buchstabenrätsel.

Ehrwürdig ist für dich mein Wort,
Und seine Thaten erben fort
Und spornen dich mit edlem Geist,
Daß du des Wortes würdig seist!
Setz' meinem Wort ein H voraus,
Wird nützlich es in jedem Haus,
Ist auf dem Land die beste Uhr
Und eine Gabe der Natur.
Mit B hilft es dir durch die Welt,
Wenn Reiselust das Herz dir schwellt,
Und siehst du's unterwegs mit L,
So ist es flüssig, klar und hell;
Und willst du seine Schönheit schau'n,
Mußt du dich ihm mit K vertrau'n.
Doch wehe, fühlst du's dann mit Z,
Dann sag' dem Reisen schnell Valet.
Mit Schmerzen kommt's, mit Schmerzen geht's,
Und oft mit Schmerzen nur besteht's.
Dann bleib zu Haus, dann bleib daheim.
Vergiß den Schmerz bei Wort und Reim
Des Dichters der mit D genannt
Jetzt viel gelesen, viel gekannt.
Die Reiselust zerging zu Schaum
Gleich wie mein Wort mit W — ein Traum.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgabe in No. 15.

Damespielaufgabe.

1. b 2 — c 3	1. d 2 — b 4
2. f 6 — e 7	2. f 8 — d 6
3. h 4 — g 5	3. h 6 — f 4
4. g 3 — c 3 und gewinnt.	

1.

Bilderrätsel: Industrieritter.

2. Zuchthaus.

3. Zweisilbig. Purpur.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Fortsetzung. Erzählung von M. von Reichenbach. — Plauderei über Blumen und Blumenduft. Von Franz Delitzsch. — Die Dorfpolitiker. Zeichnung von E. Harburger. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Der Freiherr v. d. Mosel. Von August Niemann. — Am Familientische: Zu den Bildern von Rubens (Söhne Rubens') und Gabriel Max (mit Max' Portrait) von Adolf Rosenberg. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Januar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 17.

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

Ohne seinen Neffen zu bemerken, eilte er auf die Gräfin zu.

„Sie waren so liebenswürdig, meine Sammlungen während meiner Abwesenheit zu besichtigen, gnädigste Gräfin", sagte er, „ich komme, um Ihnen meine Dienste zur Verfügung zu stellen. Wenn Gräfin für dergleichen Dinge Interesse haben —"

„O, sehr viel Interesse, und ich habe schon immer gewünscht, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. — Die Gesellschaft ist erfüllt von Ihrem Rufe als Kenner und Sammler kunstgewerblicher Altertümer, und was ich bei Ihnen sah, hat noch meine Erwartungen übertroffen."

„Sie machen mich glücklich, gnädige Gräfin, und wenn Sie Ihren Besuch vielleicht wiederholen wollten, so könnte ich Ihnen noch wunderbarere Dinge zeigen, die meiner guten Schwester nicht zugänglich waren, da ich sie unter Verschluß halte. Ich kam besonders, um Sie darauf aufmerksam zu machen, — denn Sie haben doch alles nur halb gesehen, da ich nicht da war, um Ihnen die nötigen Erklärungen zu geben."

„O, Ihr Neffe hat Sie ja vertreten —" sie wandte sich nach Hans um, und jetzt erst bemerkte Herr Fortunatus diesen. Er sah ihn an wie eine Erscheinung.

„Mein Neffe — Hans — du hier?"

„O, nur als Porträtmaler —"

„Nein, als mein Freund, lieber Heldburg. Ich gratuliere Ihnen zu diesem talentvollen Neffen, dem sicher eine große Zukunft offen steht, Herr von Riemenschneider."

Herr Fortunatus wußte nicht wie ihm geschah, und ob er sich über Hansens Glück ärgern oder freuen sollte. Er besah das Bild, legte es Hans ans Herz, rechte Sorgfalt auf die Ausarbeitung des Spitzenmusters zu verwenden und schlug vor, einen Kaminsims mit Delfter Vasen oder etwas ähnliches auf dem Bilde mit anzubringen.

Endlich wandte er sich von der Staffelei ab.

„Du kannst mir übrigens gratulieren, Hans", sagte er „du weißt doch, daß ich mich verlobt habe. Pardon, gnädigste Gräfin, daß ich dieses kleine Ereignis erwähne, aber vielleicht ist Ihnen meine Braut bekannt, da dieselbe eine Verwandte Ihres Herrn Vetters, des Kammerherrn Grafen Dallberg ist — Fräulein Leni von Hork."

„Von Hork — ja, ich kenne die Familie von Hörensagen und gratuliere Ihnen herzlich. Aber welch sonderbaren Namen führt Ihre Braut, den hört man doch nur in Dorfgeschichten —"

„Sie heißt auch eigentlich Magdalena —"

„Ei, dann ist sie meine Namensschwester und sollte es sich nicht gefallen lassen, daß man ihren schönen Namen so entstellt."

„Allerdings, gnädige Gräfin, ich habe auch schon daran gedacht."

„Nicht wahr? Da Sie übrigens solch funkelnagelneuer Bräutigam sind, rechne ich Ihnen Ihren Besuch doppelt hoch an, in diesem Stadium treten doch alle andern Interessen in den Hintergrund."

„O, ich bitte, gnädigste Gräfin, man muß niemals einseitig werden und über dem einzelnen Kleinen das große Ganze aus den Augen verlieren. Meine Braut hat also nicht den Vorzug, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Leider nicht, doch hoffe ich diese Bekanntschaft noch zu machen; ist Ihr Fräulein Braut hier?"

„Noch nicht, aber sie kommt mit ihrem Vater in den nächsten Tagen."

„Tante Malchen sagte mir gestern, du würdest erst mit der Familie zurückkehren", meinte Hans, nur um irgend etwas zu sagen, denn die ganze Art seines Onkels über diese Verlobung zu sprechen, verleidete ihm die Lust zu gratulieren vollends. Herr Fortunatus machte ein überlegenes Gesicht.

„Meine Braut muß sich bei Zeiten daran gewöhnen, ihre Ansprüche mit den Ansprüchen, welche große Interessen und hohe Persönlichkeiten an mich machen, zu teilen. Der Prinz Peter wünschte mich vor der nächsten Verwaltungsratssitzung zu sprechen, und ich kürzte daher meinen Aufenthalt in Halden ab."

„Ah, der Prinz Peter, das ist ein liebenswürdiger Herr, Sie kennen ihn also auch?"

„Er ist mein besonderer Gönner, gnädigste Gräfin, ich darf wohl sagen mein Freund. Er hat sich auch sehr für meine Verlobung interessiert."

„Da lerne ich ihn ja von einer ganz neuen Seite kennen. Er betrachtet es sonst als persönliches Unglück, wenn seine Freunde sich verloben, weil er behauptet, daß das die Menschen auf Jahre hinaus langweilig und ungenießbar mache."

„Ach, Se. Hoheit kennt mich und weiß, daß bei mir jedes Ding seine Zeit hat, und ich niemals einseitig werden könnte. Ich hoffe, daß er mich unverändert finden wird, trotz meiner Verlobung."

„Ja, freilich, es gibt Unterschiede zwischen gewöhnlichen Sterblichen und ungewöhnlich bedeutenden Menschen."

„O, gnädigste Gräfin!"

„Ich spreche nur meine Überzeugung aus, Herr von Riemenschneider. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie entzückt ich von dem Besuch bei Ihnen heimkehrte. Unwillkürlich machte ich mir ein Bild des Mannes, der all diese Kunstschätze zu finden und so geschmackvoll in seinem Heim aufzustellen gewußt hat. Heute finde ich meine Erwartungen gerechtfertigt."

„Sie beschämen mich, gnädigste Gräfin, und ich kann nur sagen, daß es mir ebenso ging, als meine Schwester mir von Ihrem Besuche erzählte. Sie gestatten mir aber hinzuzufügen, daß ich heute meine kühnsten Erwartungen noch übertroffen fand."

„Das klingt ja, als ob es Prinz Peter selbst sagte", lachte die Gräfin, „wirklich, Sie beide müssen vorzüglich zusammen passen. Wollen Sie mir die Freude machen und sich übermorgen zu Tisch in meiner kleinen Villa einfinden? Prinz Peter und die Prinzessin haben sich bei mir angesagt, beide werden gewiß entzückt sein, Sie zu treffen."

„Sie sind zu gnädig — es wird mir ein besonderer Vorzug sein!"

„Und Sie, lieber Freund, dürfen auch nicht fehlen," wandte die Gräfin sich an Hans. „Ich habe den Herrschaften schon viel von Ihnen und Ihrem Talent erzählt und werde Sie vorstellen."

Hans verbeugte sich stumm, dann stand er auf, sagte, daß seine Mutter ihn erwarte, und empfahl sich.

„Ein guter Junge", sagte Herr Fortunatus, ihm mit Gönnermiene nachblickend, „noch ein bischen unreif und überspannt, aber das gibt sich mit der Zeit."

„Ein großes Talent, soweit ich es beurteilen kann", erwiderte die Gräfin ernst.

Herr Fortunatus zuckte die Achseln.

„Große Talente in diesem Stil haben sich eigentlich überlebt, gnädigste Gräfin", sagte er, „sie sind nicht mehr recht zeitgemäß. Heutzutage gilt es für die breiten Schichten der Bevölkerung Schönes zu schaffen, viele zu erfreuen, vielen zu nützen. Und das kann man nur, wenn man die Kunst auf die Gegenstände des täglichen Gebrauches überträgt. Ich habe da zum Beispiel jetzt ein Teppichmuster entworfen —"

„Wie interessant, ich wußte gar nicht, daß Sie sich auch mit dergleichen befassen."

„Ah, gnädigste Gräfin, ich rechne mich allerdings nicht nur zu den Kunstfreunden, sondern auch zu den ausübenden Künstlern."

Während Herr Fortunatus der Gräfin sein Lieblingsthema auseinandersetzte, schritt Hans mit großen Schritten über die Straße, warf einen nicht eben zu freundlichen Blick nach den Fenstern der Gräfin hinauf und murmelte:

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich zu dem Diner der Gräfin gehe. Will sie mich einmal, wie sie es mir versprochen hat, allein in ihre Villa laden, so soll mich's freuen, aber mich von Onkel Tus und den prinzlichen Herrschaften mitleidig und hochmütig begönnern zu lassen — das fällt mir gar nicht ein. Erst will ich einmal was ordentliches geleistet haben, nachher werden die Gönner von selber kommen. Freilich, mein Wiener Bild wäre so eine Leistung, aber bis jetzt kräht kein Hahn danach, und wonach kein Hahn kräht, das imponiert den Leuten auch nicht."

Mißmutig schritt er die Straße hinab.

VIII.

Am nächsten Tage war Fräulein von Hork mit ihrer Nichte in der Stadt angekommen und von Herrn Fortunatus empfangen worden.

„Mein Bruder kommt erst später", sagte Fräulein Aurelie, „er konnte mit seinen landwirtschaftlichen Angelegenheiten nicht fertig werden. Wir haben nun beschlossen, auch erst später an die Besorgungen zu gehen und uns die ersten Tage ganz der Kunst zu widmen. Unsre Stadt ist ja so reich an Sammlungen und Sie werden gewiß einen vorzüglichen Führer abgeben, mein Herr Neffe in spe."

„O gewiß", erwiderte Herr Fortunatus, „nur bin ich leider morgen versagt, — eine Einladung, die ich unter keinen Umständen zurückweisen durfte, — Sie werden das verstehen, in meiner Stellung und durch meine Beziehungen zum Prinzen Peter habe ich gewisse gesellige Verpflichtungen."

„Natürlich, das kann ich mir denken, wenn ich das Zusammentreffen auch bedauere —"

„Es ist ein Diner, eigentlich mir zu Ehren, und der Prinz Peter wird dabei sein."

„Du kannst stolz sein auf die Beziehungen deines Verlobten", wandte Fräulein Aurelie sich an Leni, die schweigend neben der Tante im Fond des Hotelwagens saß, in welchem Herr Fortunatus die Damen abgeholt hatte.

Sie errötete und blickte schüchtern zu Herrn Fortunatus hinüber. Dieser hatte gerade den Grafen Dallberg entdeckt, der soeben über das Trottoir schritt und mit langem Hals die Insassen des Wagens musterte. Er grüßte ihn so nachdrücklich und ehrerbietig, daß Leni fragte: „Ist das der Prinz?"

„Nein, das ist nur mein Freund, der Kammerherr Graf Dallberg, dein Vetter übrigens, liebe Magdalene, wie ich durch deinen Vater weiß."

„Allerdings", beeilte sich Fräulein Aurelie zu sagen, während Leni nur seufzend den Kopf schüttelte und bittend zu ihrem Verlobten hinübersah.

„Ich kenne ihn nicht — aber bitte, bitte, nennen Sie mich — nenne mich doch nicht mit dem langen fremden Namen. Wir hatten es doch in Halden schon verabredet."

„Ja, mein Kind, was sich in Halden schickt, würde hier auffallen. Leni ist wirklich kein Name für eine Dame."

„Das freut mich", rief Fräulein Aurelie, „das freut mich, daß auch Sie das finden. O, ich wußte es gleich, wir beide würden uns vorzüglich verstehen."

Sie reichte Herrn Fortunatus die Hand, die dieser küßte, während Leni ihr Köpfchen zur Seite wandte und die fremden Menschen betrachtete, an denen sie vorüberfuhr, dabei wurde ihr bange und wehe ums Herz, und sie dachte: „ach wenn Papa doch hier wäre, oder wenn ich wenigstens Nero hätte mitnehmen dürfen."

Der Wagen hielt vor dem Hotel, Herr Fortunatus verabschiedete sich und versprach in einer Stunde wiederzukommen, um den Damen seine Schwester und sein Töchterchen vorzustellen, mit denen sie dann einen Spaziergang nach der Terrasse, dem beliebten Aussichtspunkte der Stadt, unternehmen wollten.

„Gott sei Dank, daß ich wieder einmal in der Stadt bin", sagte die Tante, an das Fenster ihres Zimmers tretend. „Es ist so erfrischend, nicht immer nur Bäume und Himmel vor sich zu sehen."

„O, ich möchte doch nicht immer nur Häuser vor mir haben, und die vielen, fremden Menschen auf den Straßen", meinte Leni.

„Das verstehst du nicht, danke Gott, daß du in die Stadt kommst und so eine Partie machst."

Leni senkte den Kopf ohne zu antworten. Dann begann sie die mitgebrachten Früchte und Blumen auszupacken.

„Ich freue mich auf das Kind", sagte sie und ordnete alles zierlich auf dem Tisch.

Zur festgesetzten Zeit erschien Herr Fortunatus mit den Seinen. Die beiden alten Damen umarmten sich und machten Schwesterschaft. Leni nahm das Kind, das sich zutraulich an sie schmiegte, in die Arme und überhäufte es mit Liebkosungen und Herr Fortunatus stand am Fenster und fand dieses beginnende Familienglück ziemlich langweilig. Plötzlich wandte er sich an seine Braut, die soeben seine Schwester „Tante Malchen" genannt hatte.

„Das geht doch nicht, liebe Magdalene, du kannst deine künftige Schwägerin nicht Tante nennen", sagte er.

Leni blickte von ihm zu seiner Schwester hinüber. Als „Tante" war ihr diese lobenswert erschienen, als „Schwägerin" erschreckte sie sie.

„Laß doch das Kind, Tus", bat Fräulein Malchen, ihre Hand auf Lenis blonden Scheitel legend, „wir werden uns schon näher kennen lernen."

Leni hatte es ihr angethan vom ersten Augenblick an. Sie empfand gar keine Scheu vor der „vornehmen" Braut und war glücklich darüber.

Herr Fortunatus mahnte zum Aufbruch. Er kam sich zwischen Leni und dem Kinde auf einer Seite und den beiden alten Damen auf der anderen, sehr überflüssig vor.

Man fuhr in einem offenen Wagen nach der Terrasse, dort stieg man aus und mischte sich unter die Spaziergänger. Herr Fortunatus wollte seine schöne junge Braut dem Publikum der kleinen Residenz zeigen. Es war zum erstenmal, daß er Leni in einer ihm bekannten Umgebung und unter anderen Menschen sah. Unwillkürlich erschien sie ihm hier selbst auch verändert. Zum erstenmal bemerkte er, daß sie altmodisch und auffallend angezogen war, und der Gedanke, daß man sie nicht bloß bewundern, sondern vielleicht auch bekritteln und belächeln könne, durchzuckte ihn. Er begann die Mienen der Vorübergehenden zu studieren. Wirklich, die Damen lächelten fast ohne Ausnahme, während sie die neue, auffallende Erscheinung musterten. Aber wie, in aller Welt, konnte es auch Leni einfallen, mit ihren langen, goldfarbenen, offenen Locken hier in der Stadt herumzugehen, und welch entsetzliche Geschmacklosigkeit war es, einen schwarzseidenen Rock zu einer weißen Bluse zu tragen! Mit wahrer Seelenangst begann er die Toilette der städtischen jungen Damen mit Lenis Anzug zu vergleichen, — aber da fühlte er bald, daß er alle Hoffnung schwinden lassen müsse, denn da war keine einzige, die auch nur ein wenig ähnlich kostümiert gewesen wäre. Wo hatte er nur seine Augen gehabt in Halden, daß er das alles nicht bemerkt hatte!

Am Ende konnte er seiner Verstimmung nicht mehr Herr werden.

„Aber, meine Gnädigste, man hätte Magdalene doch moderner anziehen müssen, ehe man sich hier mit ihr zeigte", begann er nervös gegen Tante Aurelie gewandt. Diese hob die Augen zum Himmel.

„Gott weiß, daß ich unschuldig bin an ihrer Toilette", sagte sie, „aber Sie haben keinen Begriff von dem Eigensinn meines guten Bruders. Weil seine verstorbene Frau schwarze Röcke, weiße Blusen und offene Locken trug, will er seine Tochter auch nur so sehen, und ich habe mich vergeblich bemüht, wenigstens für die Zeit des hiesigen Aufenthaltes eine Änderung herbeizuführen. Sie hätten meinen Bruder nur hören sollen! — Vielleicht vermögen Sie etwas über das Mädchen — ich habe ja leider gar keinen Einfluß."

„Aber sie sieht doch so hübsch aus", wagte Fräulein Malchen zu bemerken.

„Es ist manches hübsch, was doch nicht chic ist", erklärte Herr Fortunatus, „und sie ist meiner gesellschaftlichen Stellung denn doch auch einige Rücksichten schuldig."

Leni, die sich mit dem Kinde Wette laufend ein paar Schritte entfernt hatte, kehrte jetzt zurück. Die Kleine hing jubelnd an ihren Rockfalten, und Lenis Gesicht glühte rosig von der lebhaften Bewegung. Wie ein schuldiges Kind blickte sie in die ernsten Gesichter ihres Verlobten und ihrer Tante.

„War ich zu wild?" fragte sie beschämt.

„Wir sprachen allerdings soeben von dir, liebe Magdalene, und fanden weniger an deiner Lebhaftigkeit als vielmehr an deiner Toilette manches auszusetzen", begann Herr Fortunatus würdevoll, „diese offenen Locken sind eigentlich geradezu unschicklich."

„Meine Locken? Aber Papa liebt sie so sehr!"

„Manches, was man sich auf dem Lande gestatten darf, muß man eben in der Stadt vermeiden, auch deine Toilette ist nicht elegant. Du fällst unangenehm auf, mein Kind, und du wirst begreifen, daß das peinlich für mich ist — ah, der Graf Dallberg!"

Herr Fortunatus schritt eilig dem soeben entdeckten Kammerherrn entgegen. Dieser ließ sich den Damen vorstellen und wurde von Tante Aurelie sofort in ein Gespräch über verwandtschaftliche Beziehungen verwickelt, die er, so weitläufig sie auch waren, doch im Hinblick auf die hübsche junge Kousine zur Geltung brachte.

„Ich freue mich lebhaft, der erste zu sein, welcher aus der hiesigen Gesellschaft das Glück hat, Sie zu begrüßen, gnädigste Kousine", wandte er sich an Leni, die noch ganz bestürzt durch Herrn Fortunatus Vorwürfe, verlegen vor ihm stand, ohne ein Wort der Antwort finden zu können.

Das strahlende Lächeln, welches bei der Anrede des Grafen über Herrn Fortunatus Gesicht geglitten war, verschwand, er war in der peinlichsten Verlegenheit. So unbeholfen und linkisch hatte er sich Leni nicht gedacht.

„Meine Braut ist noch etwas ermüdet von der Reise", begann er zu entschuldigen, machte es aber dadurch nur schlimmer, denn Leni wurde sehr rot, stammelte „o nein, gar nicht", und der Graf wandte sich mit einem Lächeln, welches Herrn Fortunatus wiederum in das Herz schnitt, an Fräulein Aurelie. Herr Fortunatus hätte seine Braut am liebsten, wie ein unartiges Kind, sofort nachhause geschickt, statt dessen führte der tückische Zufall noch mehr Bekannte herbei, denen er sie präsentieren mußte. Soeben war die Gräfin Rexdorf, begleitet von Hans, die Stufen der Terrasse emporgestiegen und hatte die kleine Gruppe sofort entdeckt. Sie hatte beim Emporsteigen Hansens Arm genommen, und ob dieser nun wollte oder nicht, er mußte mit ihr seinen Onkel begrüßen.

„Welch reizendes Zusammentreffen!" rief die Gräfin, „eben komme ich mit Herrn Heldburg von meiner Villa, die ich ihm allein zeigen mußte, da er morgen nicht mit uns essen will, der eigensinnige Mensch, und als hätte ich eine Ahnung davon gehabt, wen ich hier treffen würde, beredete ich ihn, noch einen Gang über die Terrasse mit mir zu machen. Nein, wie mich das freut, Herr von Riemenschneider." Sie schüttelte Herrn Fortunatus die Hand, warf ihrem Vetter einen halb freundlichen, halb herausfordernden Blick zu und schien die Damen, welche ein wenig zurückgetreten waren, gar nicht zu bemerken.

Herr Fortunatus hätte nicht üble Lust gehabt, dieselben zu verleugnen, aber der Graf beeilte sich zu sagen:

„Unser Freund ist hier an comble du bonheur, da er sich in Gesellschaft seiner Braut befindet."

Zum erstenmal in seinem Leben fand Herr Fortunatus den Kammerherrn unangenehm, während die Gräfin sich lebhaft nach den Damen umwandte.

„Ihre Braut ist hier? O, wie reizend, daß ich gleich ihre Bekanntschaft mache," — sie drückte Lenis Hand, sagte den alten Damen einige Liebenswürdigkeiten und wandte sich wieder an Leni.

„Das ist nun die wirkliche, richtige Matlena von der Halden", sagte sie und plauderte fort von dem alten Schrank mit seiner Inschrift, als deren Urbild sie schon geneigt gewesen sei, sich selbst zu halten.

Leni sah die schöne Dame, die sie „meine liebe Namensschwester“ nannte, mit großen, erstaunten Augen an, und hinter der Gräfin stand Hans und blickte in das rosige, verschüchterte Mädchengesicht mit den wehenden Locken. Ihm war dabei, als sähe er nichts Wirkliches, sondern ein Phantasiebild, eine Traumerscheinung von fremdartigem Reiz, ein Wesen, das ganz anders aussah als alle Frauen, die er kannte, ein Kind, und doch ein Weib. Und sie hieß Matlena — Matlena von der Halden und war — die Braut seines Onkels!

Hans wurde vorgestellt, verneigte sich, antwortete auf die Ansprache Fräulein Aureliens, — es war ihm alles wie ein Traum. Er sah, wie die letzten Strahlen der sinkenden Sonne sich in Lenis offnen Haaren fingen, wie in einem Netz von Golde, sah, wie sie verschüchtert den Blick senkte, während der Graf Dallberg mit ihr sprach, und wie sie dann um sich blickte, als suche sie irgend jemand, der ihr helfen, auf den sie sich stützen könne. Er hätte den Grafen bei Seite stoßen mögen, weil er so lebhaft mit ihr sprach, und seinen Onkel, weil er sich mit der Gräfin beschäftigte anstatt mit seiner Braut, aber er rührte sich nicht und sprach auch nicht, er sah nur; und alles schien ihm wie ein großes, gemaltes Bild: der Abendhimmel, der sich rosig über der Stadt wölbte, die Menschen und Bäume im Vordergrunde, — aber im Mittelpunkt des Bildes stand nur Eine, alle anderen waren Nebenfiguren, bloße Arabesken. Die Gräfin forderte Fräulein Aurelie und ihre Nichte auf, morgen ebenfalls zu ihr zu kommen, Fräulein Aurelie behauptete, keine Dinertoilette zu haben, die Gräfin blickte nach Leni und ihrem Vetter hinüber und bestand nicht auf ihrer Einladung. Herr Fortunatus erklärte ungefragt, daß er kommen würde und daß seine Braut ihm das nicht übelnähme, worauf die Gräfin Abschied nahm.

„Sie begleiten mich wohl an meinen Wagen, lieber Vetter“, sagte sie, zwischen diesen und Leni tretend. Graf Dallberg verbeugte sich lächelnd und bot ihr den Arm.

„Und Sie kommen übermorgen recht pünktlich zu mir, nicht wahr?“ sagte sie, Hans die Hand reichend, „jetzt muß ich Sie freilich frei geben, da Sie Ihre Verwandten hier getroffen haben!“ Sie schritt vorüber.

„A propos, ein Gedanke“, rief Herr Fortunatus, die Hand auf den Arm seines Neffen legend. „Du bist morgen frei, da könntest du ja die Damen in die Bildergallerie begleiten, die diese morgen besichtigen wollen, da ich zu dem Diner der Gräfin muß und du nicht hingehst — was übrigens, unter uns gesagt, eine Dummheit von dir ist.“

Hans wollte erwidern, daß er beschäftigt sei, aber Leni, die gehört hatte, daß er Maler war, sah bittend zu ihm hinüber.

„O, es wäre schön, wenn Sie uns führen wollten“, sagte sie dabei, denn sie fand, daß Herr Fortunatus nicht freundlich gegen seinen Neffen war, und wollte es gut machen.

Nun blieb Hans freilich nichts andres übrig als „ja“ zu sagen, was ihm einen dankbaren Blick von Leni eintrug. Herr Fortunatus nickte zufrieden mit dem Kopfe, und Hans empfahl sich und ging, sehr unzufrieden mit sich, erregt und niedergeschlagen zugleich.

„Ein armer Teufel“, sagte Herr Fortunatus, ihm nachblickend, zu Fräulein Aurelie, „aber er ist eben doch mein Neffe, und ich, müssen Sie wissen, führe meinen Namen nicht umsonst. Etwas von meinem, geradezu sprichwörtlich gewordenen Glück strahlt auch auf ihn mit über, er fängt an in der Gesellschaft genannt zu werden.“

„Ein echter Künstlerkopf“, bemerkte Fräulein Aurelie mit verbindlichem Lächeln, das ihr grämliches Gesicht in eine eigentümliche Grimasse verwandelte.

Leni schwieg, sah aber nicht mehr so verschüchtert und unglücklich aus, als Herr Fortunatus nochmals das Gespräch auf die nötigen Toilettereformen brachte und einfließen ließ, daß Leni durchaus etwas mehr Sicherheit im Verkehr sich aneignen müsse. Sie freute sich auf den nächsten Tag und hoffte, daß ihr Papa ankommen würde, ehe die Toilettereformen in Angriff genommen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

XIX. Ein Blitzstrahl.

Ulrich trat in der Frühe des nächsten Morgens seine Reise an. Er warf einen grüßenden Blick zu Lucys Fenster hinauf, als er in Begleitung der Gäste, die mit ihm zugleich zur nächsten Eisenbahnstation fuhren, unter demselben vorüberfuhr. Die Reise ging schnell und glücklich von statten, und wenige Tage später befand er sich in Chancerylane, in Mr. Oldcastles staubigem Geschäftszimmer.

Der alte Herr empfing ihn kühl und förmlich; er konnte kein freundliches Gefühl gegen denjenigen hegen, der, wenn auch immerhin ohne Schuld, in Lucys rechtmäßigen Besitz trat. Indessen im Verlauf der Unterhandlungen änderte sich seine Stimmung beträchtlich. Das vornehme und dennoch bescheidene Auftreten des jungen Mannes, die großartige Freigebigkeit, mit welcher er jede von seinem Bruder oder dessen Gattin eingegangene Verpflichtung voll und ganz übernahm, und vor allem die aufrichtige Bewunderung der Handlungsweise der Mrs. Manfred, die er nicht müde ward, gegen Mr. Oldcastle an den Tag zu legen, gewannen ihm das Herz des alten Herrn. Als nach Abmachung aller, die Schulden des Charles Manfred betreffenden Verhandlungen Ulrich sich im Namen der Familie nach den Verhältnissen der Mrs. Manfred erkundigte und die Bereitwilligkeit aussprach, ihre äußere Stellung, sei es durch eine Leibrente oder jedes andere der Mrs. Manfred acceptable Arrangement zu einer der Witwe ihres Gatten angemessenen zu machen, da schmolz das Eis vollends um das Herz des alten Rechtsanwalts. Er behielt sich vor, die Ansichten seiner Klientin über diesen Punkt einzuholen und schüttelte dem jungen Manne mit warmen Dankesworten im Namen der Mrs Manfred die Hand.

„Mrs. Manfred hat es bis jetzt nicht für angemessen gehalten, mit der Familie ihres verstorbenen Gemahls in direkte Beziehungen zu treten,“ begann jetzt Ulrich, und konnte ein leises Erstaunen nicht unterdrücken, als er ein Lächeln über die Züge des Mr. Oldcastle gleiten sah. „Es bleibt mir nach dem heutigen, befriedigenden Abschluß unserer Unterhandlungen nur noch übrig, um die Gunst zu bitten, ihr persönlich meine Aufwartung machen zu dürfen!“

Das Lächeln in Mr. Oldcastles Gesicht ward breiter und er rieb sich die Hände, ebenso sehr vor Vergnügen, als in einer gewissen Verlegenheit. „Ich sollte es meiner Klientin vielleicht überlassen, selbst ein Geheimnis zu lüften, das nach dem heutigen Tage keine Berechtigung mehr hat. Da ich indessen Ihren durchaus angemessenen Wunsch zu erfüllen nicht im stande bin, und eine Erklärung notwendig erscheint, wird sie mir vielleicht verzeihen, wenn ich ihr vorgreife. Mrs. Manfred ist Ihnen keineswegs unbekannt, Herr Baron!“ Mr. Oldcastle rieb sich noch immer die Hände, und sah dabei Ulrich mit einem Blicke an, der ihn an dem Verstande des alten Herrn würde haben zweifeln lassen, wenn er ihn nicht noch eben die schwierigsten Berechnungen hätte kühl und geschäftsmäßig ausführen sehen.

„Sie sprechen in Rätseln, mein Herr!“ rief er etwas ungeduldig.

„Das Leben führt wunderbare Verwickelungen herbei, Herr Baron, und die Fügung, die Mrs. Manfred zu einer so entscheidenden Zeit in Ihr eigenes Haus und in den Schoß Ihrer eigenen Familie führte, rechne ich zu den wunderbarsten meiner Erfahrung.“

„Mr. Oldcastle, Sie würden mich verbinden, wenn Sie sich deutlich ausdrückten!“ sagte Ulrich, welchem bei dem Benehmen des alten Rechtsanwalts das Blut ins Gesicht stieg.

„Mrs. Manfred ist seit einem Jahre ein Gast in Ihrem Hause, Herr Baron,“ fuhr Mr. Oldcastle mit nicht zu unterdrückendem Triumph in seiner Stimme fort, „und Sie haben jedenfalls Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß meine Klientin in jeder Beziehung geeignet ist, einer Familie, wie der Ihrigen, anzugehören!“

Radiert von E. Bosch.

Konkurrenz.

Gesellschaft für vervielf. Kunst in Wien.

Ulrich stand wie erstarrt. Dann stammelte er: „Ein Gast in unserem Hause — Lucy — Miß Ernscliffe —"

„Ganz recht, Herr Baron! — Sie sprechen von Mrs. Manfred."

Ulrich hielt sich die Hand vor die Augen. Es war zu überwältigend, zu wunderbar, was er hörte, — er konnte sich nicht zurechtfinden.

Mr. Oldcastle ließ ihm Zeit, sich zu fassen. „Nun, Herr Baron," hob er nach längerer Pause an, „Sie werden Mrs. Manfred nicht geringer achten, wenn Sie hören, daß sie, um die Schulden Ihres Herrn Bruders dereinst bezahlen zu können, sich einem Berufe widmen wollte, und daß sie, um dazu die nötige Vorbildung sich anzueignen, ins Ausland ging, wo ein wunderbares Geschick sie in Ihr Haus führte."

Ulrich hob den Kopf aus den Händen. Sein schönes Gesicht war leichenblaß, als er fragte: „Und Lucy — verzeihen Sie, Miß Ernscliffe, — sie wußte, in wessen Hause sie sich befand?"

„Ich kann Ihnen darauf keine bestimmte Antwort geben, Herr Baron! — Jedenfalls war es ihr noch unbekannt zur Zeit ihrer letzten Korrespondenz mit mir. Ob ihr etwa ein späteres Ereignis darüber Aufklärung gegeben, kann ich nicht sagen."

Ulrich erhob sich. „Ihre Mitteilung ist mir so überraschend, daß Sie mich für den Augenblick entschuldigen müssen, Mr. Oldcastle. — Ich hoffe Sie morgen, vor meiner Abreise nach Deutschland, noch zu sehen!"

Er empfahl sich, und Mr. Oldcastle rieb sich volle fünf Minuten lang die Hände, als er allein wieder in sein Bureau zurückgekehrt war. „Alles in Ordnung!" sagte er, ganz gegen seine sonstigen geschäftsmäßigen Gewohnheiten in sich hinein lachend. „Nun, Mrs. Lucy, wir wollen sie doch noch als deutsche Freifrau sehen! — Ein prächtiger, treuherziger Bursche! — Sein Gesicht so durchsichtig, wie Wasserglas! — Ei Miß Danvers! Gott schütze ihr armes, altes Herz, daß es nicht vor Entrüstung berste!"

Mr. Oldcastle hatte noch nicht lange wieder in seinem Lederfessel Platz genommen, als ihm ein Brief durch den Clerk überreicht wurde, der die Aufschrift „private" trug. — Er nahm ihn auf, drehte ihn ein paarmal in der Hand, als könne er sich des Korrespondenten nicht erinnern, und erbrach ihn ohne sonderliche Neugier, den Inhalt zu erfahren. Aber er hatte kaum hineingeblickt, als das Papier seinen Händen entfiel und er rücküber in den Sessel sank, einer Ohnmacht näher, als er es jemals in seinem Leben gewesen war. Der Brief enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Geehrter Herr!

„Da mir der jetzige Aufenthalt meiner Gemahlin und ihres Sohnes unbekannt ist und ich annehme, daß Sie von demselben unterrichtet sind, erlaube ich mir, Sie zu ersuchen, dieselbe davon in Kenntnis zu setzen, daß ich mich in Vera Cruz befinde und in wenigen Tagen die Reise nach Europa anzutreten hoffe. — Ein Umschwung in meinen Verhältnissen ermöglicht mir die Rückkehr. Der Ihrige

Charles Manfred, Graf von Ellern."

„Erbarme sich Gott! Erbarme sich Gott!" rief Mr. Oldcastle, als er den Gebrauch seiner Zunge wieder erlangt hatte, die eine Zeitlang wie vor Schreck gelähmt an seinem Gaumen geklebt hatte. „O mein Kind! mein armes Kind!" und er rang buchstäblich die Hände. „Nach allem, was sie gelitten hat, — jetzt, wo ihr das Glück so nahe schien — noch einmal in die Hände dieses Schurken zu fallen, — o Gott, du bist sehr hart! — Du bist sehr hart, mein Gott!" — und Mr. Oldcastle, der sich nicht erinnern konnte, je in seinem Leben geweint zu haben, fühlte die Thränen über seine Wangen rinnen.

Aber er war nicht der Mann, sich lange dem Ausbruch eines unthätigen Schmerzes hinzugeben. Es mußte gehandelt, schleunig gehandelt werden. — Wenn es wahr war, was er ahnte, — o arme Lucy! — aber auch: Armer Jüngling, den er in der kurzen Zeit ihres Verkehrs so lieb gewonnen hatte! — Er mußte Maßregeln ergreifen; so weh ihm das Herz dabei that, er mußte ihn benachrichtigen; — sie durften sich nicht wiedersehen! — Er rief dem Clerk, ergriff Hut und Stock und eilte in das Hotel, wo er Ulrich zu treffen hoffte. Aber er fand ihn nicht dort; er war ausgegangen, niemand wußte wohin, zweifelsohne, um der Bewegung seines Innern so eher Herr zu werden. — Mr. Oldcastle durfte nicht warten. Er fühlte, daß er grausam sein mußte; er konnte nicht schonen, so gern er es gethan hätte. Er schrieb wenige Zeilen, die dem tiefsten Mitgefühl entsprangen, schloß den erhaltenen Brief darin ein, und gab sie versiegelt dem Aufwärter, mit der strengen Weisung, sie dem deutschen Herrn sofort nach seiner Ankunft abzuliefern. Dann eilte er selbst nach Hause, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, und in einer Stunde befand er sich auf dem Wege nach Dover.

Miß Danvers saß am nächsten Morgen ahnungslos beim Frühstück, als der unerwartete Gast bei ihr eintrat. Es würde schwer sein, den Eindruck zu beschreiben, den seine Mitteilungen auf sie machten.

Hätte Charles Manfred, Graf von Ellern, die Zornausbrüche gehört, die über ihn ergingen, ihn hätte vielleicht die Besorgnis erfaßt, daß sie Rache über sein schuldiges Haupt herabziehen könnten! — Aber nicht allein der Schuldige, sondern auch Mr. Oldcaste, der sich so gedrückt fühlte, daß er auf jede Verteidigung verzichtete, mußte die Schale ihres Zornes über sich ausgießen lassen. War er es nicht gewesen, der das arme Kind nach Deutschland gebracht? der es seinen Feinden ausgeliefert hatte? — Nachdem Miß Danvers so den ersten Ausbruch ihres Schmerzes auf andere abgelenkt hatte, setzte sie sich erschöpft in ihren Stuhl am Kamin und brach in unaufhaltsame Thränen aus, die dem unglücklichen Mr. Oldcastle noch härter zu ertragen schienen, als selbst ihre scheltsüchtige Laune. — Erst, nachdem sie auch dieses Stadium überwunden, richtete sie sich auf und war wieder die alte, besonnene Miß Danvers.

„Und nun, Mr. Oldcastle, was jetzt?" fragte sie. „Wie gedenken Sie Ihren Fehler wieder gut zu machen?"

Mr. Oldcastle schlug vor, daß sie beide nach Deutschland gingen, um Lucy, noch ehe sie die neue Hiobspost erreiche, heimzuholen. Aber Miß Danvers wies seine Begleitung mit aller Entschiedenheit zurück.

„Sie sind ein Narr, Mr. Oldcastle! — Glauben Sie, daß ich mich ohne Sie nicht zurechtfinden kann? — Oder halten Sie sich selbst für den passenden Balsam für ein gebrochenes Herz? — Gehen Sie nach London zurück; sorgen Sie dafür, den Schurken, der sich gewiß dorthin zuerst wenden wird, so lange aufzuhalten, daß das arme Kind erst in den sichern Hafen einlaufen kann. — Und habe ich sie erst unter meinem Schutz, so stehe ich dafür, daß sie nicht wieder in die Hände dieses Elenden fallen soll!"

Mr. Oldcastle konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß ihre Annahme die Wahrscheinlichkeit für sich habe, und fügte sich ohne Widerrede. Er selbst brachte Miß Danvers am nächsten Morgen an Bord des Postdampfers, der sie nach Calais überführen sollte, und reiste dann schweren Herzens nach London zurück. — Sobald er seine Toilette gewechselt hatte, begab er sich in das Hotel, in welchem der Freiherr von Ellern Aufenthalt genommen hatte, erfuhr aber, daß derselbe bereits am vorigen Morgen England verlassen habe.

XX. Ein Verlorener.

Still und majestätisch heute, wie vor tausend und abertausend Jahren, lag der mexikanische Urwald da. Aus dem dunklen Laube der Bananen und Leguminosen hoben schlanke Palmen ihre gefiederten Häupter, leuchteten die prachtvollen Farben der in den Zweigen haftenden Orchideen und die Blütenkelche der jeden Stamm und jeden Ast mit luftigen Gewinden kränzenden Schlingpflanzen. Hier und da spiegelten sie ihre Pracht in der stillen Fläche eines abgeschlossenen Gebirgssees, der, durch undurchdringliches Dickicht und sumpfige Ufer geschützt, dem menschlichen Fuße nur durch die Axt zugänglich gemacht werden konnte. Einen mächtigen Kontrast zu der Stille dieser Teiche, zu der imposanten Ruhe des Urwaldes

und den erhabenen Häuptern der Sierra Madre, die in ruhiger Majestät ihre weißen Zacken in das ewige Blau des Himmels hineinragen ließen, bildete der donnernde Strom, der die kurze Strecke seines Laufes von der Höhe des Gebirges bis in die blauen Fluten des Golfs von Mexiko in einer Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen zurücklegte.

Oberhalb des bedeutendsten dieser Fälle bilden die von beiden Seiten herantretenden Felsmassen eine kahle Platte, auf welche die schweigenden Baumkronen ihre senkrechten Schatten werfen. Die ganze Flußbreite ist hier von schwarzen Felsen durchsetzt, zwischen denen der Strom in einer Menge kleiner Fälle daherbraust; eine herrliche Urwaldszene, an der sich der Reisende, auf dem überschatteten Gestein ruhend, nicht satt sehen kann.

Auf dieser Platte lagerte an einem Junitage, etwa acht Wochen vor den zuletzt erzählten Begebenheiten, eine kleine Reisegesellschaft, aus zwei Herren und mehreren Führern — Trappern — bestehend, die, nachdem sie von San Louis Potosi aus eine sehr beschwerliche, aber lohnende Gebirgstour am Ostrande der Sierra gemacht hatten, sich jetzt auf dem Wege nach Vera Cruz befanden, das sie heute Abend noch zu erreichen hofften. Todesstille herrschte im Walde; die Bewohner desselben hielten ihren Tagesschlaf, oder hatten sich von den Ufern hinweg in das undurchdringliche Dickicht zurückgezogen; desto lauter donnerte unter ihnen der Strom. Die Führer hatten sich in einiger Entfernung gelagert, wo sie ihrem Mittagsmahl, einem in der Morgenfrühe erlegten Tucan, alle Gerechtigkeit erwiesen, während weiter im Vordergrunde die beiden Reisenden, die ihre Mahlzeit schneller beendigt hatten, ihre von der Hitze erschlafften Glieder im Schatten ausstreckten, an einer Stelle, wo die Nähe des Stromes und der bis zu ihnen heraufsprühende Staubregen einige Kühle verhieß.

Beide beobachteten eine Zeitlang schweigend das großartige Schauspiel. Dann begann der ältere, ein gebräunter Mann, der die dreißig erreicht haben mochte, zu seinem mindestens um zehn Jahre jüngeren Genossen: „Es wird Zeit, mein Junge, daß wir uns jetzt über unsere weiteren Dispositionen einigen. Ich habe dir mein Wort gehalten, während dieser Tour nicht von Trennung zu sprechen. — In Vera Cruz aber müssen sich unsere Wege scheiden!“

„Unsinn, Felix! — Du wirst mich sobald nicht los! — Ich habe mir gelobt, dich nicht eher zu verlassen, als bis ich diese Falten da von deiner Stirn verschwunden sehe!“

Felix lächelte und strich mit der Hand über die Stirn. „Sind sie noch immer vorhanden? — Ich glaubte mein möglichstes gethan zu haben, um deine Treue zu belohnen. — Aber gleichviel! Du hast auch Pflichten gegen Mutter und Geschwister, und ich darf nicht zugeben, daß du ihnen die ganze Zeit deines Urlaubs entziehst, um deines undankbaren Vetters willen!“

„Pah! — sie haben sich der Ehre verlustig gemacht, den „Stolz der Familie“ unter sich zu sehen!“

„Paul, welcher Unsinn! — Weil Margarete —“

„Ach was Margarete! — Wer nicht mit dir ist, ist wider mich!“

Felix schwieg kopfschüttelnd. Nach einer Weile begann er noch einmal: „Paul, du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du einmal vernünftig mit dir reden ließest!“

Aber Paul lag auf dem Rücken und hatte die Augen geschlossen, und sein Gefährte wandte sich achselzuckend ab. Im nächsten Augenblicke aber hob Paul noch einmal den Kopf und sagte: „Das hätte ich längst gern gethan, — das heißt, was ich vernünftig nenne! Felix!“ — und des armen Jungen Augen leuchteten hell auf bei dem Gedanken an die Heimat und die fernen Lieben, die er noch eben so rücksichtslos verurteilt hatte, — „wenn du vernünftig sein könntest! — laß uns mit einander nach Hause!“ — „Glaube mir“, fuhr er ruhiger fort, als Felix sich abwandte, „ich bringe alles für dich in Ordnung! — Bei einem Wiedersehen — und wenn Einer da ist, der Margarete den Kopf ordentlich zurecht setzt — und ich glaube noch gar nicht, daß sie Schuld hat! — Es ist eine Schrulle von Mama, die ich ihr bald genug ausreden werde!“

Felix mußte lächeln, obgleich ihm ernst genug zu Mute war. „Du bist ein guter Junge, Paul, und niemand weiß das besser als ich, wenn ich auch deine Dienste nicht annehmen kann! — Möchtest du dich niemals in mein Gefühl hineindenken können!“

„Siehst du? — so kommt man an, wenn man dir Vernunft predigen will!“ — Paul streckte die Arme von sich, legte seinen Kopf darauf und schien im nächsten Augenblicke fest zu schlafen, obgleich Felix, wenn er acht gegeben hätte, ein paar helle Tropfen hätte wahrnehmen können, die sich gleichsam unwillig zwischen den Wimpern hervordrängten und heimlich abgewischt wurden, ehe sie die noch immer knabenhafte Rundung der Wangen erreichten.

Eine Stunde später stieg die Gesellschaft mühsam die steile Wand am Ufer des Flusses hernieder. Eine Strecke weiter unten hat des Wassers Gewalt eine mächtige Bresche gerissen durch die hemmenden Felsmassen. Mit rasender Gewalt stürzt der Strom gegen das schwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann den Weg zurück zwischen den zerhackten Wänden des selbsterbauten Kanals, und tritt dann heraus aus der schäumenden Sturzpartie, um in ruhigerem Laufe den kurzen Weg zu vollenden und seine Wasser mit den Meeresfluten zu vereinigen. — Der kurze Tropentag neigte sich zu Ende, als die Reisenden an dem letzten der Fälle aus dem Walde traten. Hinter ihnen leuchteten die erhabenen Schneeberge, die der dichte Wald bisher den Blicken verhüllt hatte, noch in roter Glut, während die zum Meere abfallende Ebene vor ihnen bereits im Abendschatten lag. Sie hatten gehofft, Vera Cruz noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; als sie aber in der Posada eintrafen, in welcher die Pferde eingestellt waren, ehe sie den steilen Weg zu den Stromschnellen zu Fuß mehr erkletterten, als erstiegen, da war die kurze Dämmerung der Tropen bereits der Nacht gewichen. Die Führer rieten dringend, von der Weiterreise Abstand zu nehmen, da um diese Jahreszeit das gelbe Fieber in Vera Cruz zu herrschen pflegte und die Abendnebel das Thal gefährlich machten. Die Posada bot Raum genug, und so entschlossen sich die Reisenden, hier Herberge für die Nacht zu suchen.

Sie nahmen in der luftigen Veranda Platz, die, von Schlinggewächsen umrankt und von Palmen überragt, einen bezaubernden Aufenthalt gewährte, und ließen sich das schnell bereitete Abendessen im Freien schmecken, da die von innen nach außen dringenden Töne darauf schließen ließen, daß eine ziemlich lärmende Gesellschaft im Gastzimmer versammelt sein müsse.

Die Kühle der Nacht, doppelt empfindlich nach der Hitze des Tages, bewog sie später dennoch das Gastzimmer aufzusuchen. Hier fanden sie eine bunte Gesellschaft, Leute von allerlei Farben und Beschäftigungen, Vertreter aller Stände; Maultiertreiber, die den Verkehr zwischen Vera Cruz und den östlichen goldreichen Provinzen vermittelten; spanische Caballeros in breiter bunter Schärpe und tassengroßen Sporen; Plantagenbesitzer aus den Niederungen von Tambico und Venezuela, mit mehr oder weniger indianischem oder spanischem Blut. Sie saßen alle um niedrige Tische gereiht und betrieben das Montespiel mit der dem heißblütigen Mexikaner eigentümlichen, dem Fremden erstaunlichen Hast und Aufregung.

Unsere beiden Nordländer schauten dem wilden Treiben mit der Ruhe zu, wie sie Unbeteiligte, die sich in der angenehmen Lage befinden, selbst unbeobachtet beobachten zu können, fremden Leidenschaften gegenüber zu bewahren pflegen. Bald aber nahm eine Person unter den übrigen Pauls besondere Teilnahme in Anspruch. Es war ein schlanker Mann, der, nach Art der Caballeros gekleidet, den ungeheuren Strohhut auf dem Kopfe, am unteren Ende der Tafel saß und das Spiel wie eine Art Bankhalter zu leiten schien. Seine Gestalt war aufs äußerste abgemagert, Gesicht und Hände von einer gelblichen Weiße, die ihn von seinen dunkeln Gefährten

wesentlich unterschied, das Haar hing lose um ein schönes, aber erschöpftes Gesicht, dessen erschlaffte Muskeln nur durch die fieberhafte Erregung des Spiels Leben zu erhalten schienen. Seine Stimme mischte sich heiser und mit fremdländischem Accent unter die der übrigen, mit dem vergeblichen Bemühen, sich durch den Lärm Gehör zu verschaffen. Einmal sah Paul deutlich, wie er nach einem solchen Versuch ein braunes Tuch zum Munde führte, das sich mit roten Flecken bedeckte, ehe er's wieder in die weite Tasche schob.

Felix, der schon früher ähnlichen Szenen beigewohnt hatte, schenkte dem Schauspiel vor ihm wenig Aufmerksamkeit. Er würde es vorgezogen haben, sich in seinen Schlafraum zurückzuziehen, wenn er nicht das Interesse seines jungen Gefährten bemerkt hätte und seinetwegen länger geblieben wäre. Er hatte sich der Veranda zugekehrt und blickte in die Nacht hinaus, den Gedanken folgend, die das heutige Gespräch mit Paul in ihm angeregt hatte. Da fühlte er sich plötzlich an der Schulter berührt, und Paul sagte auf deutsch: „Hast du den Mann dort drüben bemerkt, Felix? — den, mir gerade gegenüber! — Welchem Volke kann er angehören? — Er sieht nicht wie einer dieser Südländer aus!"

Felix, dem der Besprochene durch einen stämmigen mexikanischen Pflanzer verdeckt wurde, beugte sich vor und begegnete den Blicken des Spielers, der sich bei den ersten deutschen Lauten umgewendet hatte. Beide waren einen Augenblick wie vom Donner gerührt; das Gesicht des Fremden überzog sich mit einer tödlichen Blässe und seine Hand zitterte deutlich, als er nach dem neben ihm stehenden Gefäß mit Sherry faßte und sein Gesicht dahinter begrub. Dann nahm er anscheinend unbekümmert das Spiel wieder auf, ohne einen neuen Blick zu Felix und seinem Gefährten hinüber zu senden.

Felix stand einige Augenblicke wie erstarrt. Er folgte jeder Bewegung des Fremden mit Augen, die ihn zu verzehren schienen. Endlich winkte er einem der Führer, die dem Spiel mit allen Zeichen lebhaftesten Anteils folgten, und verließ mit ihm, von Paul gefolgt, das Zimmer. Draußen befahl er dem Führer, den Namen des Fremden beim Wirt zu erfragen.

Sobald der Mann sich entfernt hatte, faßte Paul den Arm seines Vetters. „Felix, du siehst aus, als wäre dir ein Toter erschienen! — Kennst du den Mann?"

„O Paul, Paul! — Ich glaube, daß ich ihn kenne, — und ein Toter ist mir erschienen! — Aber laß uns zuerst den Wirt hören!"

Beide warteten schweigend in der offenen Vorhalle, von der aus sie das Gastzimmer übersehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Nach wenigen Augenblicken kehrte der Führer in Begleitung des Wirtes zurück, der sehr bereit war, dem Sennor tedesco auf alle Fragen Auskunft zu geben. Felix bezeichnete den Fremden, dessen Erscheinung ihn so sehr erregt hatte und fragte, ob er häufig hier verkehre und ob der Wirt ihn kenne?

„O Sennor, der dort? — den hat das gelbe Fieber arg in den Krallen gehabt!" — Das ist Mr. Roberts, ein englischer Sennor, wie er selbst sagt, obgleich es andere gibt, die es besser wissen wollen. — Der ist vor etlichen Monaten von Sonora her übers Gebirge gekommen, aus dem Goldland, — alle Taschen hatte er voll Gold, als er hier ankam. Er lebte dann in Vera Cruz und war ein großer Herr. Aber das gelbe Fieber hat ihm bös mitgespielt, und die Caballeros und artigen Dirnen nicht minder, und als er vor etlichen Wochen hierherzog, weil wir hier oben sicherer und geschützter gegen das Fieber sind, als die dort unten, da brachte er leere Taschen mit und einen abgezehrten Körper. — Nun, er hat Glück und macht sich bezahlt; — da sehen Sie, welche Haufen Gold er vor sich hat! — Wir Wirte dürfen nicht fragen, woher das Gold kommt, das die Sennors bei uns lassen; es ist nicht unseres Amtes. — Kennt der Sennor den Mr. Roberts? — Mich sollt's nicht wundern; der sieht aus, als ob er sich in verschiedenen Teilen der Welt herumgetrieben hätte!"

Der Wirt hätte gern mehr gefragt und gehört; allein die Verschlossenheit seines Gastes gab keine Gelegenheit zu beidem, und so entfernte er sich. Felix aber faßte Paul am Arm und sagte: „Die Toten kehren wieder! — Es ist Manfred!"

Unsere beiden Reisenden gingen nicht ins Gastzimmer zurück, sondern begaben sich sogleich in den luftigen Schlafraum, den sie miteinander teilten. Die Aufregung erhielt sie wach und sie hörten den Lärm aus dem Gastzimmer bis in die späte Nacht hinein. Felix war fest überzeugt, daß ihn Manfred erkannt habe, und fest entschlossen, die Posada nicht zu verlassen, ehe er ihn gesprochen. Beide waren tief erschüttert und fühlten, wie sehr Manfreds Wiedererscheinen auch die Ihrigen in der Heimat erschüttern mußte. Sie hatten von den Bestimmungen des Testaments eine allgemeine Kenntnis, sie wußten, daß die von Ellern nur als Manfreds Erben in den Besitz getreten sein konnten. Und heute stand er lebend vor ihnen, als der Alte, nur fortgeschritten auf der abschüssigen Bahn! — Was sollten sie ihm sagen? — Selbst Felix, der als der Letzte an der Hoffnung festgehalten hatte, daß nicht alles Gute in dem Vetter erstorben sein konnte, der ihm, obwohl um mehrere Jahre älter, ein treuer Freund der Kinderjahre gewesen war, hatte sich überzeugt, daß für Ellernbrunn, für die Familie und für die Güter, die Auffindung Manfreds ein gleich großes Unglück sei. Dennoch aber fühlte er ebenso wie sein junger Vetter, daß sie kein Recht hatten, ihm, da sie ihn einmal gefunden hatten, vorzuenthalten, welch eine große Veränderung zu seinen Gunsten im Vaterlande vorgegangen sei. — Wieviel besser wäre es gewesen, wenn sie ihn nie wieder gesehen hätten! — Jetzt aber blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Pflicht zu thun.

Pauls Ermüdung siegte endlich über seine Erregung und er fiel in einen gesunden Schlaf. Felix konnte nicht schlafen und schaute eine Zeitlang in die sternklare, monderhellte, zauberhafte Tropennacht draußen. Drunten aber blickte noch immer das Licht auf die Veranda hinaus und wüster Lärm schallte aus dem Gastzimmer herauf. — Er ging noch einmal hinunter und schaute ungesehen hinein in die leidenschaftlich erregte Gesellschaft.

Noch immer saß Manfred an der oberen Seite des Tisches. Aber der Goldhaufen vor ihm war verschwunden, und mit krampfhaftem Griff hielt er die letzten Goldstücke in der Linken fest, während er mit der Rechten den Wurfbecher schüttelte. Er warf das Gold den Würfeln nach und erhob sich mit geisterbleichem Gesicht. Er schwankte und griff abermals nach dem Tuche, das er zum Munde führte und blutbefleckt wieder in die Tasche senkte. Er näherte sich der Thür, als wollte er das Zimmer verlassen. Die Gesellschaft war aufgebrochen und stand in erregtem Gespräch, ohne sich um den Ausgeplünderten zu bekümmern, im Zimmer umher. Da kehrte Manfred noch einmal zum Tische zurück. Mit zitternder Hand griff er in den Busen und löste ein kleines, perlengeschmücktes Kreuz von der Stelle, an welcher es verborgen gewesen. Er warf es hart auf den Tisch und schrie mit heiserer Stimme: „Wer setzt gegen dieses?"

Die Umstehenden wendeten sich ihm zu, und einer von ihnen rief mit allen Anzeichen des Entsetzens: „Santa Maria! es ist ein Amulet! — Er setzt sein Taufamulet!"

„Narr! es ist kein Amulet!" schrie Manfred wütend. „Die Elenden fürchten keinen Teufel, aber sie erbeben vor einem Goldkreuz! — Dies ist" — aber er kam nicht weiter. War es die Erinnerung an die kleine Hand, die ihm das geliebte Schmuckstück zum Andenken gegeben, an den schüchternen Blick, mit dem sie es dargeboten, — kurz, er schwieg. Die wilden Genossen aber warfen halb trotzige, halb ängstliche Blicke auf Lucys kleines Goldkreuz; sie berührten leise die Amulette, die einer wie der andere auf der bloßen Brust trug, bekreuzten sich und verließen das Zimmer.

Manfred sank erschöpft auf den Sitz hinter ihm. Er nahm das Kreuz vom Tische, besah es mechanisch von allen Seiten und befestigte es wieder an seinen Ort. Dann verließ er wankend das Gastzimmer und trat auf die Veranda.

Felix war fest entschlossen, ihn sich nicht entschlüpfen zu lassen. Auch die Vorhalle öffnete auf die Veranda und er

folgte ihm leise. Die sternklare Nacht erlaubte ihm, den Unglücklichen deutlich zu sehen, während er selbst durch den Schatten des überhängenden Daches gedeckt war. Er stand an eine der Holzsäulen gelehnt; mit der Wildheit der Leidenschaft hatte ihn jegliche Energie verlassen, sein Kopf war schwer gegen die Wand der Esplanade gesunken, seine Brust atmete keuchend. — Die Hände suchten im Gürtel, und Felix sah es blitzen. Er sah, wie die zitternde Hand das Dolchmesser zog, die gewöhnliche Waffe, die der Mexikaner niemals von sich läßt, und streckte selbst die Hand aus, um ihm in den Arm zu fallen. Aber Manfred ließ die Waffe sinken und stöhnte laut; — er hatte nicht die Kraft, Hand an sich zu legen. — Und drüben streckten die ewigen Berge ihre mondeshellten, schneeglänzenden Häupter gegen den Nachthimmel empor; Millionen von Glühkäfern wogten umher; wohin das Auge sich wendete, leuchtete und funkelte es in dem Gebüsch und den niederhängenden Zweigen; und drunten rauschte der Strom sein ewiges Lied und warf zuweilen ein blitzendes Licht zur Esplanade herauf. — Groß und majestätisch, lieblich und friedvoll umschloß die Natur diese beiden Menschenkinder; aber während sie dem einen die heilende Kraft bot für die Wunde, an der auch sein Herz krankte, schien sie dem anderen zuzurufen, was Platen so unvergleichlich schön ausdrückt: „O wehe! wie hast du die Tage verbracht! — Nun stille du sacht, in der Nacht, in der Nacht, im pochenden Herzen die Reue!“ Manfred stand noch immer zusammengesunken an der Holzsäule der Veranda. Plötzlich aber richtete er sich auf. Ein paarmal ging er schnell auf und nieder, dann hörte Felix ihn auf deutsch laut sprechen: „Ich Narr!“ rief er, „wozu zögern? — der Tod hat mich so wie so gepackt; wer weiß, ob er mich noch einmal herausgibt, wie damals! — Soll ich als kranker Bettler enden, den man mit den Füßen hinausstößt? — Soll ich Felix anbetteln?“ — Und plötzlich, als habe ihm der letzte Gedanke den Mut zur That eingehaucht, hob er die Hand, und der Stahl blitzte, — und ward ebenso schnell von einer anderen Hand zurückgeschlagen.

„Manfred!“

„Felix!“

Der unglückliche Mensch taumelte und ließ sich jetzt willenlos von Felix auf den nächsten Sitz mehr tragen, als führen. — Sie saßen zusammen, die zwei, die ganze Nacht, bis Felix mit dem Morgengrauen den unglücklichen Vetter auf sein Zimmer führte. All sein Grauen war geschwunden vor dem einen Gefühl tiefster Barmherzigkeit. Das Auge des edlen Menschen hatte in einen Abgrund moralischen Elends geschaut; das Auge des Arztes sah einen Kranken, der, ob er ihn auch eben einem gewaltsamen Untergang entrissen hatte, dennoch unrettbar dem Tode verfallen war, wenn er sich selbst überlassen blieb. Und er gelobte sich, den Freund seiner Jugend, den Bruder Margaretes, nicht zu verlassen, so lange derselbe seiner bedurfte!

„Der Winter.“
Ein Modekupfer von 1789, gestochen von F. Bartolozzi.

Als Paul am Morgen erwachte, fand er Felix angekleidet an seinem Bette sitzen. Es dauerte einige Zeit, ehe er sich der Vorgänge der vergangenen Nacht entsinnen konnte. Aber Felix bat ihn aufzustehen und teilte ihm während dessen sein nächtliches Gespräch mit dem aufgefundenen Vetter mit. — Er erzählte ihm, daß Manfred nach dem Sinken der Melanie den Namen eines der Verunglückten angenommen hatte, um auf diese Weise den seinen in die Liste der Verstorbenen einzuschmuggeln. Die Schulden, die er in England hinterlassen, sowie das Bestreben, der Sorge für Weib und Kind endgültig entledigt zu sein, hatten ihn wünschen lassen, für tot zu gelten. Der Hauptteil seiner Barschaft, soweit er sie nicht bei sich getragen, war bei dem Schiffbruch verloren gegangen; das übrige hatte kaum gereicht ihm aufs Festland zu helfen, wo er seitdem das Leben eines Abenteurers, mit mehr oder weniger Glück, geführt hatte. „Er weiß jetzt alles,“ fuhr Felix fort, „und ist von einer fieberhaften Hast erfaßt, sofort nach Deutschland zu gehen. Aber Gott allein weiß, ob er euch lange beunruhigen wird, Paul! — Seine Laster und sein Abenteuerleben haben seinen Körper furchtbar mitgenommen und das gelbe Fieber hat das Seine dazu gethan, um eine vorhandene Anlage zu Brustleiden zu entwickeln. Es ist wohl möglich, daß er Europa nicht mehr lebend erreicht. — Er scheint eine Ahnung von seinem Zustande zu haben, obwohl er sich's nicht eingesteht; daher die Hast, abzureisen. Er verspricht sich Besserung von der Seereise. — Die Frage ist nun, was wird aus uns?“ „Aus uns?“ „Ich werde mich nicht entschließen können, ihn allein reisen zu lassen. Er klammert sich an mich, als an seine Lebenshoffnung!“

(Fortsetzung folgt.)

Hans Lassen Martensen.

Von Leopold Witte.

Selten wohl hat ein ausländischer Gelehrter mit seinen Schriften so tiefe Wurzeln in Deutschland geschlagen, als der liebenswürdige Theologe, der am 3. Februar v. J. in der hohen Stellung als Bischof von Seeland die Augen geschlossen hat: D. Hans Lassen Martensen. Seine zwei Lebenswerke, die christliche Dogmatik und die christliche Ethik, sind vielleicht seit den Tholuckschen Erstlingsschriften die in der deutschen Laienwelt meistgelesenen wissenschaftlichen Werke dieses Jahrhunderts. Und das ist nicht zu verwundern; denn aus deutscher Philosophie und Theologie sind die Fäden des Aufzuges gewoben, in welche Martensen den Einschlag seines persönlichen Geistes hineinverarbeitet hat.

Noch vor seinem Tode durfte der hochgestellte Mann, der zuletzt das Bedürfnis nach Entlastung von seinen vielen arbeitsvollen Ämtern fühlte, eine Selbstbiographie vollenden, in welcher er mit dem abgeklärten Urteile des höheren Alters seine eigene geistige Entwicklung zur Darstellung gebracht hat. Aus derselben — sie führt den Titel „Aus meinem Leben“,

drei Abteilungen, aus dem Dänischen von A. Michelsen (Karlsruhe, H. Reuther. M. 8.50) — erhellt, in welchem Umfange deutsche Geistesarbeit den gerade in den entscheidendsten Jahren seines Lebens unter uns Weilenden in ihre Kreise gezogen und sein eigenes Denken bestimmt hat. Das Wichtigste aus diesen Beziehungen des großen dänischen Theologen zu unserer deutschen Heimat hervorzuheben sei im Folgenden unsere Aufgabe.

Da, ... „wo der dänische Pflüger den Deutschen,
Dieser den Dänen versteht, dem geengeten Erbe der Angeln",

wie Voß in seiner poetischen Epistel an Stolberg das Sprachengrenzland Schleswig schildert, ist Martensen geboren. In Flensburg stand seine Wiege. Sein Vater war mit Bewußtsein dänisch fühlender Patriot; in Flensburg aber wurde in den Schulen hochdeutsch, auf der Straße und in den Familien überwiegend plattdeutsch gesprochen. Es war auch die Kindersprache von Martensen. Doch sein Vater, ein Schiffer, der während der französischen Kriege in englische Gefangenschaft geraten war und nach geschlossenem Frieden eine gebrochene Gesundheit mit in die Heimat brachte, schriftstellerte von jetzt ab und zwar nur in dänischer Sprache über Fragen des Handels und der Schiffahrt. Und weil er glaubte, für seine Arbeiten im eigentlichen Dänemark einen besseren Absatz zu finden, als in dem halb- oder dreivierteldeutschen Schleswig, so siedelte er im Jahre 1807 nach Kopenhagen über. Der kleine am 19. August 1808 geborene Hans war das einzige Kind seiner Eltern geblieben, so machte es nicht allzuviel Umstände, als der kleine Haushalt auf einem der regelmäßigen Transportschiffe von Flensburg mit der Inschrift auf einem Täfelchen: „Will's Gott nach Kopenhagen" in die dänische Königsstadt hinübersegelte.

Hans besuchte in Kopenhagen zuerst eine sogenannte „Handels-" und dann eine „studierende Klasse"; aber weder Rechnen und Mathematik in der ersteren, noch lateinische und griechische Grammatik, die Quälgeister der letzteren, mochten dem geweckten Knaben recht behagen. Mit desto stürmischerem Eifer stürzte er sich in die dänische Nationallitteratur, und die Poesieen von Baggesen, Oehlenschläger, Grundtwig konnte er bald in- und auswendig. Deklamieren war seine Lust, und mit Begeisterung führte er in Gemeinschaft guter Freunde dänische Theaterstücke auf. Doch als der Vater dahinter kam, verbot er die zerstreuende Lieblingsbeschäftigung. Nur ab und zu erlaubte er dem kunstbedürftigen Kleinen das königliche Theater zu besuchen; und solche Abende waren Festfeiern für das dem Schönen so zugängliche kindliche Gemüt.

Schon im Jahre 1822 starb Martensens Vater und ließ die Seinen in recht bedrängter Lage zurück. Allein die „Frohnatur" der Mutter und ihr einfältiges Gottvertrauen, sowie die Hilfe guter Freunde und die eigenen Anstrengungen des Sohnes, der sich durch Privatstunden einiges Geld verdiente, hoben über die drückendste Not hinweg; und im Jahre 1827 konnte der Neunzehnjährige nach einem vortrefflichen Abiturientenexamen die Universität Kopenhagen beziehen.

Religiöse Eindrücke von der Schule her, die Schriften des frommen, aber höchst seltsamen und eigengearteten Dänen Grundtwig, vor allem aber das Buch seines Landsmannes Steffens in Breslau „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" hatten Martensen zu dem Entschlusse gebracht, ein Theologe zu werden. Die Studenten- und Kandidatenjahre nutzte er fleißig zum Studium seiner Wissenschaft aus, wobei die Arbeiten der deutschen Nachbarn ihm die meisten Anregungen zuführten; zugleich aber pflog er seinen natürlichen Anlagen gemäß den Verkehr mit allen nur zu erreichenden künstlerischen und geselligen Kreisen, die sich ihrerseits dem wißbegierigen und selbständig denkenden Jünglinge bereitwillig aufschlossen.

Ein Ereignis für die Kopenhagener gebildete Welt und nicht zum wenigsten für Martensen, der in seinen Schriften vortrefflich Bescheid wußte, war der Besuch Schleiermachers in der dänischen Hauptstadt. In großer Liebenswürdigkeit unterhielt sich der berühmte deutsche Theologe wiederholt mit dem jungen feurigen Dänen, der auch in der Gemäldesammlung des soeben abgebrannten Christianborger Schlosses nichts sah und hörte als Schleiermacher. Bei dem Feste, das dem Gaste in der „Schießbahn" gegeben wurde, produzierte sich auch Martensen mit einem deutschen Gedichte auf Schleiermacher. Nach Tische stand der junge Kandidat im Gespräche mit dem greisen Pastor der Trinitatiskirche Dr. Rothe, der ihm scherzend vorhielt: man mache doch aus dem Fremdling zu viel, der glaube ja weder an Engel noch Teufel. Da trat Schleiermacher selbst hinzu, klopfte dem Jüngling auf die Schultern und sprach: „Hier steht einer, der den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß; er hat gestern den schwierigsten Punkt meiner Dogmatik angefochten," — er meinte die pantheistische, im Grunde auf göttliche Ordnung zurückgreifende Auffassung Schleiermachers von der Sünde. Auch die absolute Unerkennbarkeit Gottes in dem Schleiermacherschen System wollte Martensen durchaus nicht einleuchten, trotzdem ihm Schleiermacher eingehend zu beweisen suchte, daß wir nur in Gegensätzen denken können, jede solche Anwendung endlicher Gegensätze aber auf den unendlichen Gott nur zu müßigen Selbsttäuschungen führen müsse. Überzeugt wurde Martensen dadurch freilich nicht.

Für seine ganze spätere Entwicklung epochemachend griff nun eine Reise ins Ausland ein, die der Kandidat Martensen mit einem gleichbegünstigten juristischen Freunde Bornemann während der zwei Jahre 1834—36 machen durfte. Beiden jungen Leuten war das große Reisestipendium zu Teil geworden, und voll gespannter Erwartung und seliger Hoffnung segelten sie im Herbst von Kopenhagen nach dem Süden.

In Deutschland sollte der größte Teil dieser zwei Jahre verbracht werden. Da winkte die Heimat der protestantischen Wissenschaft, da galt es der Vertiefung in die schwierigsten Spekulationen und theologischen Probleme. Merkwürdig, daß es Martensen nie nach Italien gezogen hat; lebendige Gegenwart suchte er, aber:

„Wo nur Bäume blühen und grünen,
Wo im Land der süßen Düfte
Für die Musen nur noch Grüfte,"

wie sein bewunderter Dichter Grundtwig gesungen hatte, da lagen für Martensen keine Reize. Er sagte einmal selbst: „Für mich hat das Werdende eine weit größere Anziehungskraft, als das unbeweglich Existierende, wie in Rom, wo nichts produziert, nichts geboren wird, nichts in geistigem Sinne wird und sich gestaltet, es sei denn in den Ateliers einzelner Künstler. Wenn der Papst und die Jesuiten es darauf anlegen, Geschichte zu produzieren, wie in dem nur Grauen erregenden Vatikankonzil, dann tragen ihre Produktionen immer den Stempel des Abgestandenen und Toten, des Gespensterhaften, welches einen mittelalterlichen Leichengeruch mit sich führt."

Der erste Winter wurde in Berlin verlebt. Da war Schleiermacher erst kürzlich, Hegel bereits seit einigen Jahren gestorben. Aber die von ihnen ausgegangenen geistigen Bewegungen beherrschten noch fortwährend die wissenschaftlichen Kreise. Namentlich die Hegelsche Philosophie, die damals hauptsächlich von Göschel und Marheinecke in religiös positiverem Sinne gedeutet und vorgetragen wurde, zog Martensen mit Gewalt in ihre Zauberkreise. „Während ich Hegel studierte," schreibt Martensen, „stieg mir die Ahnung einer Weltanschauung auf, welche auf dem Hintergrunde der Dreieinigkeit Christum als den Mittelpunkt des Daseins, das Universum als ein System konzentrischer Kreise betrachtet, alle auf den innersten Kreis hinweisend, in welchem Christus lebt, also daß sie allein in ihm ihre Erklärung, ihr Verständnis finden."

Allein diesem logischen Rausch folgte die Ernüchterung auf dem Fuße. Die bloß verstandesmäßige Begeisterung, die ideale Freude am kühnen Fluge der Gedanken ließ das Herz leer; der Kindesglaube begann dem Jüngling zu wanken. Er mußte eben auch die Erfahrung machen: in die Tiefen der Gottheit dringt doch nicht der spekulierende Verstand, sondern das hungernde und dürstende Gemüt. Nicht ein Erkenntnis-, sondern ein Lebensrätsel ist es, mit dem wir Menschen es zu

thun haben. Und Martensen merkte die Gefahr, in der er stand; im Erkennen wollte er die einzige Lösung der Weltgeheimnisse suchen, während das Erkennen doch selbst nur eine Seite des Erlebens ist. Da wich er aus; vor der scharfen Luft der selbstzufriedenen Berliner Gedankenhöhen suchte er seine Zuflucht in dem milderen, gemütvolleren Süden. Über Wittenberg, Dresden, Heidelberg, Tübingen eilte er nach München, und da fand er die geistige Lebensluft, in welcher er atmen und in der seine eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen und Herzensbedürfnisse zum Ziele kommen sollten.

Hier nahmen ihn Franz von Baader und Schelling unter ihre Obhut, und dem klärenden, belebenden und erwärmenden Einflusse beider Männer verdankte es Martensen, wenn er wieder zur Ruhe kam und einen bleibenden Gewinn für seine theologische Arbeit aus Deutschland nach Hause brachte.

Namentlich war es der ehrwürdige, damals schon siebzigjährige Baader, der den Jüngling mächtig anzog. Nicht in seinen Vorlesungen; im Vortrage auf dem Katheder war der berühmte Theosoph überraschend ungeschickt, ja abstoßend. Ohne Methode, ohne Fluß der Worte und Gedanken zog sich die Rede ermüdend dahin; auch war es eine ganz verschwindend kleine Zahl von Zuhörern, die sich um ihn sammelten. Aber schloß man sich ihm nach dem Kolleg an und begleitete ihn, vielleicht eine Frage über das Gehörte aufwerfend, dann blitzte es oft schon auf der Treppe von Gedankenwettern, und ein Strahl nach dem andern schoß von den greisen Lippen, Problem auf Problem wurde im Gehen oder Stillestehen in die Besprechung hereingezogen. So hat Martensen auf zahllosen Gängen vom alten Baader gelernt. Die Voraussetzung seines ganzen philosophischen Denkens war: Gottes wahrhaftige, geschichtliche Offenbarung in Christo. Baader glaubte aufrichtig und naiv wie ein Kind, aber auch voll und fest wie ein Mann an die Thatsächlichkeit des Evangeliums, ohne sich darum zu grämen, daß es den Juden allezeit ein Aergernis und den Griechen der modernen Welt eine Thorheit ist. Für Baader waren die biblischen Wunder und die Erlösung der Welt durch den Gottessohn eine ebenso handgreifliche Thatsache, wie die uns umgebende Natur; auf beides gleichmäßig richtet sich der nachforschende und systematisierende Verstand. Wer die Natur nicht betrachtet, erlebt, durchforscht, der lernt sie nicht kennen; wie soll man das Christentum verstehen lernen, wenn man es nicht in seiner unantastbaren Realität erlebt und beobachtet! Mit inniger Herzensfreude flüchtete sich Martensen in diese Elemente aller wahren Theologie und Philosophie, die dann später seine reifen Manneswerke durchzogen und ihnen den festen Halt der Gewißheit gaben.

Von anderer Seite aber bestätigte Schelling mit seiner positiven Philosophie dieselben Wahrheiten. In wahrhaft glänzendem Stil, mit einer Meisterschaft hinreißender Redegewalt legte er in seinen Vorlesungen, in ruhig fortwallendem Strom methodischer Entwicklung die ewigen Prinzipien der Offenbarung und des geschichtlichen Christentums den lauschenden Hörern dar. Baader bezeugte: das Christentum dringt zur tiefsten Philosophie; Schelling: die echte Philosophie muß zum Christentum führen. So rang sich in Martensens Geist der Grundgedanke seines Lebens hervor, der seine Dogmatik und Ethik trägt: in Christo ist nicht nur die vollgültige Erlösung, sondern auch die vollkommene Wahrheit gegeben.

Eine neue Bereicherung seines Lebens und Erweiterung seines Gesichtskreises erhielt Martensen im Verfolg der Reise durch die innige Freundschaft, die er in Wien mit Lenau schloß und an der er bis zu dem traurigen Tode des unglücklichen Dichters festhielt. Der Verkehr beider junger Männer mit einander hatte etwas unendlich Zärtliches, fast Schwärmerisches. Auch die gemeinsame Freude an der Musik schloß sie zusammen; stundenlang konnten sie mit einander Violine spielen. Lenau sah in diesem Instrument fast ein lebendiges Wesen. „Die Guitarre“, konnte er wohl sagen, „ist bloßes Holz; aber in der Violine ruht Menschenlaut. Spielt man sie schlecht, so wird sie schlecht und die Stimme geht ihr aus.“ Viele Stunden hintereinander wurde aber auch philosophiert und über die tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust geredet. Ein Dichter, der wie Lenau die poetische Aufgabe so tief erfaßte, daß er sagte: der wahre Dichter muß, wie der Prophet, ein lebendiges Ewigkeitsbewußtsein dem herrschenden Zeitbewußtsein entgegenstellen, er muß wahre Gesichte verkünden, richtende und erlösende Worte in seine Zeit rufen, der zog einen Martensen mächtig an. Über Lenaus Faust schrieb er eine vom Freunde mit Begeisterung aufgenommene Abhandlung, die von dem Gedanken ausging, der Goethesche Faust habe etwas „Unkanonisches, Unechtes, Apokryphisches“, indem er von seinem wahren Vorbilde in der alten Volkssage abweiche; die halbpantheistische und skeptische Weltanschauung des Goetheschen Gedichts sei nicht imstande einen wirklichen Faust zu schaffen; dazu gehöre der christliche Gottesbegriff, den Lenau in seiner Dichtung von Anfang bis zu Ende bestimmt im Auge behalte. Zum Danke widmete Lenau dem Freunde seinen während jenes Wiener Winteraufenthaltes entstandenen „Savonarola“. Martensen aber bekannte angesichts des trüben Ausgangs des Dichters später dennoch: „Die Tage unseres Zusammenlebens haben mir wohl zu großer geistiger Erfrischung und zugleich zur Bestärkung in meinen teuersten Überzeugungen gedient. Aber — wie liebenswürdig er auch war — sein Leben und Geschick dient doch zur Bestätigung der alten Regel: das Leben soll nicht ästhetisch angelegt werden, sondern ethisch.“

Über Paris kehrte nun Martensen im Herbst 1836 nach zweijähriger Abwesenheit in die Heimat zurück. Die Frucht der durch die Reise gewonnenen Erfahrungen war eine im folgenden Winter ausgearbeitete Dissertation, welche ihm von Kiel die theologische Doktorwürde eintrug.

Im Jahre 1838 wurde Martensen als außerordentlicher Professor (Lektor) an der Universität in Kopenhagen angestellt. Seine Vorlesungen über die Geschichte der neueren Philosophie und ihre Einwirkung auf die Theologie von Kant bis Hegel, durch welche er den späteren Vorlesungen über Dogmatik vorarbeiten wollte, machten in der ganzen gebildeten Welt der dänischen Hauptstadt ein ungewöhnliches Aufsehen; Studenten und Professoren, Militärs und Beamte saßen zu den Füßen des jungen Dozenten. Als aber pekuniäre Bedrängnisse diesen zur Bewerbung um ein ländliches Pfarramt nötigten, ernannte ihn König Christian VIII zunächst zum ordentlichen Professor und dann im Jahre 1845 zu seinem Hofprediger. Nun wurde das Katheder mit der Kanzel vertauscht, und auch hier waren es neue Wege, die Martensen einschlug und auf denen er zahlreiche Gebildete wieder an die Kirche heranzog. Er wandte sich nicht nur an das christliche Gefühl, sondern mutete auch dem christlichen Denken seiner Hörer etwas zu und suchte die „mannigfaltige Weisheit“ des Christentums in das rechte Licht zu setzen. Der von ihm hochgeachtete Bischof M y n s t e r von Seeland sagte einmal von den Martensenschen Predigten treffend: „Bei uns anderen sind es Gefühle, die zu Gedanken geworden sind; bei ihm sind es Gedanken, die zu Gefühlen geworden sind.“

Durch sein neues Amt kam Martensen in Berührung mit gesellschaftlichen Kreisen, die ihm bis dahin fern gestanden hatten. Der idealgesinnte, auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft wohl bewanderte König wollte ihm besonders wohl; auch der edlen vielverkannten Königin Marie Sophie Friederike durfte er näher treten. Die Stürme des Jahres 1848 fanden schon Christians Sohn, Friedrich VII, auf dem Throne und in ihm einen willfährigen Diener des politischen Liberalismus, der sich des Widerspruchs seines Hofpredigers auf diesem Gebiete wohl bewußt war. Martensen konnte sich mit dem Schematismus und der inneren Unwahrheit der liberalen Institutionen nicht befreunden. Auch dem kleinlichen Lokalpatriotismus des schroffen Dänentums widersetzte er sich. Das „Sprachenreskript“ vom Jahre 1851, das in den schleswigschen Gemeinden statt der überall herkömmlichen deutschen Kirchen- und Schulsprache mit Gewalt das Dänische setzen wollte, war daher auch der Hauptgrund, weshalb er den schon angenommenen Bischofsstuhl in Schleswig zuletzt doch noch

D. Martensen, Bischof von Seeland.

ausschlug; er hätte zur Ausführung jenes Reskripts unmöglich die Hand bieten können. Dafür aber wurde er nach dem Tode Mynsters Bischof von Seeland. Der König Friedrich VII wollte zwar zuerst auf den Vorschlag seines Ministers Oersted, Martensen in dieses einflußreichste Amt der Kirche Dänemarks zu berufen, durchaus nicht eingehen. Und als das gesamte Ministerium aus der Berufung Martensens eine Kabinetsfrage machte, abdizierte der erzürnte König sogar zu Gunsten des Prinzen Ferdinand. Dann aber besann er sich bald eines Besseren, behielt sein Ministerium und berief Martensen, dem er nach einer langen Audienz und Aussprache des letzteren schließlich erklärte: von nun an würden Bischof und König zusammenstehen in der höchsten geistlichen Würde Dänemarks.

Der König hat es nicht zu bereuen gehabt, daß er solch einem Bischofe das Amt anvertraute. Nach den verschiedensten Richtungen hin ist Martensen für die Kirche Dänemarks ein Segen gewesen. Es würde zu weit führen, dieser seiner bischöflichen Thätigkeit im einzelnen nachzugehen. Nur die Hauptgebiete, auf denen er wirkte, seien zum Schlusse noch genannt.

Zweimal war es schon versucht worden, ein dem religiösen Bedürfnisse der Neuzeit angemessenes Gesangbuch zusammenzustellen, und beide Male hatte Martensen mitgearbeitet. Das erste Mal aber scheiterte das Unternehmen an dem Eigensinn Grundtwigs, der den Liedern seine Individualität aufprägen wollte; das zweite Mal an den unschönen und gehäuften sogenannten „Verbesserungen", die zuletzt niemandem mehr gefielen. Endlich brachte Martensen als Bischof mit dem Dichter Ingemann eine Gesangbuchsrezension zustande, die allgemeinen Anklang und Annahme in der ganzen dänischen Kirche fand.

Auch auf dem kirchlichen Verfassungsleben suchte Martensen etliche nötiggewordene Wandlungen zu schaffen. Die dänische Kirche steht seit Jahrhunderten in absoluter Abhängigkeit vom Staate; eine größere Scheidung beider Gebiete schien unvermeidlich. Dennoch wäre eine synodalische Verfassung zur Zeit noch verfrüht, weil historisch unvorbereitet, gewesen. So arbeitete Martensen zunächst auf die Pflege und Ausbildung bestehender Einrichtungen hin: er veranstaltete jährlich wiederkehrende Beratungen sämtlicher Bischöfe Dänemarks; er suchte die Pastorenkonvente zu rechtlich anerkannten und beschließenden Versammlungen zu organisieren, und endlich bestrebte er sich, durch Einrichtung von „Gemeinderäten" das Laienelement heranzuziehen. Auf allen drei Gebieten sind allerdings Martensens Maßnahmen ohne greifbaren Erfolg geblieben, da der politische Liberalismus auch in Dänemark eine wirkliche Freiheit und Selbständigkeit der Kirche einmal nicht will. Dennoch aber wird die Zukunft dem treuen und scharfblickenden Bischof von Seeland auch nach dieser Seite hin recht geben.

Die mannigfaltige Thätigkeit und die Berührung mit allen Kreisen des Volkes auf seinen vielen Visitationsreisen rüsteten Martensen aus, seine theologisch-litterarische Arbeit mit einem Werke zu krönen, das zu den tüchtigsten der Neuzeit gehört: die „Christliche Ethik", 1871—78. Schon als junger Dozent las er über Ethik, und gleich anfangs stand es klar vor seinen Augen, „daß eine christliche Ethik die innige Verbindung des Christlichen und des Humanen ins Auge fassen müsse, daß diese ein Bedürfnis der Zeit sei, und daß es gelte, nicht allein rationalistische, sondern ebenso auch pietistische Einseitigkeit abzuwehren". Der Greis ist diesem Ideale seiner Anfänge in würdigster Weise gerecht geworden; gerade durch den „humanen" Zug, der durch seine Ethik geht, hat sie sich in so vielen Kreisen Bahn gebrochen.

Im August 1883 bat der allmählich in seinen körperlichen Kräften Ermattende um die Entlassung aus seinen Ämtern. Sie wurde ihm unter ehrenvollster Anerkennung gewährt. Schon rüstete man sich zur Feier seines 30 jährigen Bischofsjubiläums am 15. April, — da rief Gott seinen Diener am 3. Februar 1884 in die Ewigkeit, vier Monate vor Dorner, seinem Herzensfreunde, der unter allen Theologen der Neuzeit ihm der geistesverwandteste gewesen war. Nun sind sie beide in der Lichtwelt beisammen und schauen die heiligen Rätsel gelöst, denen sie auf Erden mit frommem Fleiße nachforschten. Die evangelische Kirche aber wird beiden noch lange ein Ehrengedächtnis bewahren und aus ihren Werken fortfahren, sich Licht und Klarheit zu holen.

Tegetthof bei Lissa.

Von Reinhold Werner.

Über zweihundert Jahre hatten die Linienschiffe den Ozean beherrscht, gewaltige Schlachten geschlagen und die Geschicke von großen Reichen und ganzen Erdteilen entschieden. Eine Zeitlang schien die Einführung des Dampfes ihre Herrschaft gefährden zu wollen, doch bald machten sie sich die neue Kraft unterthan, die Schraube verdrängte das für sie unmögliche Rad mit seiner über Wasser liegenden Maschine und siegesgewiß zogen die ersten französisch-englischen Schraubenlinienschiffe zum Krimkriege. Hier jedoch harrte ihrer ein Feind, an dem ihre Macht scheitern sollte. Aus den zwar schon seit Jahrzehnten erfundenen, aber im Ernstkampfe noch nicht erprobten Granaten der russischen Batterieen erwuchs ihnen ein furchtbarer Gegner. Krachend durchschlugen sie die hochbordigen Holzwände, um im inneren Schiffe zu platzen und unter den dichtgedrängten Mannschaften erschreckende Verheerungen anzurichten, Tod und Verderben zu speien. Setzte doch auf dem englischen Linienschiffe „London" eine einzige Granate fünfzig Menschen außer Gefecht und im Verlaufe von zwei Stunden wurde es achtmal in Brand geschossen. Ohnmächtig mußten sich die Kolosse trotz ihrer bis zu hundert zählenden Geschütze aus dem Kampfe zurückziehen und ihr Prestige war dahin.

Doch der menschliche Geist ist leider nur zu erfinderisch, wo es sich darum handelt, seines Gleichen zu vernichten. Napoleon III erfand den Panzerschutz. Die damit versehenen schwimmenden Batterieen wurden von Toulon nach dem Asowschen Meere geschleppt und an ihren Eisenwänden zerschellten nun ihrerseits wirkungslos die russischen Granaten. Auf den Trümmern der Festungswerke von Kertsch und Kinburn feierte die neue Erfin-

Reinhold Werner, Kontreadmiral a. D.

Admiral Tegetthof bei Lissa, den Angriff des „Ferdinand Max“ auf das Panzerschiff „Re d'Italia“ leitend.

Gemalt von A. Romako. Photographischer Verlag von V. Angerer in Wien.

dung ihren ersten Triumph und hielt dann ihren Einzug in die Marine.

Den schwerfälligen und kaum seefähigen schwimmenden Batterien folgte die erste Panzerfregatte „La Gloire“. Hochmütig lächelnd schauten die Engländer auf diesen Versuch herab, der nach ihrer überhebenden Ansicht nur ähnliche nautische Mißgeburten zu Tage fördern konnte, wie jene ungeschlachten Batterien. Doch als „La Gloire“ als seetüchtiges Schiff erstand, das unter Dampf und unter Segeln manövrieren konnte, gegen alle feindlichen Geschosse gefeit war und außerdem noch eine neue furchtbare Waffe, den Sporn trug, der für die Zukunft einen eben so drohenden Erfolg verhieß, wie ihn bei Salamis die Trieren des Themistokles gegen die Perser davongetragen, da schwand das mitleidige Lächeln jenseits des Kanals. Die so viel und stolz berufenen „hölzernen Mauern“ Englands zeigten sich auf einmal in erschreckender Schwäche, die Herrschaft des Meeres erschien bedroht und vor den geängsteten Gemütern der Inselbewohner begann trotz der entente cordiale das Gespenst einer französischen Invasion aufzusteigen.

Mit fiebernder Hast begann England dem Beispiele des Rivalen zu folgen. Von Jahr zu Jahr wuchs zu beiden Seiten des Kanals die Zahl der Panzerschiffe, die Dicke ihrer Eisenhüllen, die Größe ihrer Kaliber. Die übrigen Nationen wurden unwillkürlich mit in den Wirbel hineingezogen und Milliarden auf die Umwandlung der Flotten verwandt, obwohl man noch vielfach im Dunklen tappte und die neue Erfindung im Ernstkampfe noch nicht erprobt war.

Der Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges warf einiges Licht auf die fraglichen Punkte. Dort kämpften zuerst Panzerfahrzeuge, und wenn sie auch für die engen und flachen Gewässer nur klein und flachgehend gebaut waren, stellten sie doch das Eine klar, — die Zeit der Holzschiffe als entscheidende Faktoren in einer Seeschlacht war für immer vorüber.

Über andere Punkte, wie das Verhalten gepanzerter großer Schiffe im Kampfe auf hohem Meere, über Taktik und Gestaltung der Kriegführung konnte nur eine regelrechte Schlacht zwischen zwei Flotten entscheiden. Man erwartete zunächst einen solchen Zusammenstoß zwischen Frankreich und England, deren Bündnis sich immer mehr zu lockern schien, doch er erfolgte von einer Seite, von der man ihn sich nicht versehen hatte, bei Lissa zwischen Österreich und Italien.

Als im Frühling des Jahres 1866 der Ausbruch des Krieges zu drohen begann, sah es mit der österreichischen Marine traurig aus. Einige wenige Holzschiffe zeigten sich seefähig, alles übrige Flottenmaterial war auf das schlimmste vernachlässigt; es waren Monate erforderlich, um es kriegsbereit zu machen und ebenso fehlte es an Mannschaften.

Wie anders stand es in Italien! Das junge Königreich hatte in den letzten fünf Jahren nicht weniger als dreihundert Millionen Franks für die Schaffung einer Flotte verausgabt, mit der es sich zum unbeschränkten Herrscher der Adria zu machen und die gering geschätzte österreichische Marine zu zermalmen gedachte. Siegesgewiß schaute es in die nächste Zukunft, während man in Wien kleinmütig auf die eigene, so viel schwächere und so verwahrloste Flotte blickte.

Doch ein Mann in Österreich, ein Mann in des Wortes bester Bedeutung, teilte diesen Kleinmut nicht — Wilhelm von Tegetthof, der Admiral, der sich und seiner Marine unvergänglichen Ruhm erwerben sollte. Bereits bei Helgoland hatte er gezeigt, wes Geistes Kind er sei, — bald sollte er sich glänzender bewähren. Mit unermüdlicher Ausdauer und feuriger überzeugender Beredsamkeit wußte er allmählich die Bedenken der Regierungskreise zu bannen. Mitte April erging die kaiserliche Ordre, daß die Flotte sich an den ausbrechenden Feindseligkeiten beteiligen solle und Tegetthof zu ihrem Befehlshaber ernannt sei.

Kostbare Wochen waren durch das unglückselige Zaudern verloren gegangen, aber der Admiral ließ sich dadurch nicht entmutigen. Von dem Augenblicke an entwickelte er eine organisatorische Thätigkeit, die alle Welt in Erstaunen setzte. Sie zeigte den genialen Mann in seiner ganzen Größe, der seinen Untergebenen den gleichen Geist unermüdlicher Thatkraft einzuflößen verstand, welcher ihn selbst beseelte. Dem Mutigen ist das Glück hold! Der Ausbruch des Krieges zögerte sich weiter hinaus, als man gedacht; wertvolle Zeit wurde gewonnen und als am 20. Juni die Kriegserklärung erfolgte, da hatte Tegetthof die sich selbst gestellte Aufgabe auf das glänzendste gelöst. Wenige Tage danach lag er mit sieben Panzern, einem Linienschiffe, fünf Fregatten, einer Korvette, neun Kanonenbooten, vier Avisos und ausexerzierten Mannschaften kriegsbereit auf der Reede von Fasana, um den viel mächtigeren Feind zu erwarten. Dieser gebot unter dem Befehl Persanos über zwölf Panzer, sieben Fregatten, eine Korvette und zehn Avisos und war den Österreichern um 138 Geschütze und 3200 Mann überlegen. Trotzdem verließ er nicht den Hafen und selbst dann nicht, als Tegetthof am 26. Juni vor Ancona erschien, um ihn zu rekognoszieren. Weitere drei Wochen vergingen; die Schlacht von Custozza war längst geschlagen, Friedensverhandlungen standen bereits in Aussicht und noch hatte die mit so vielen Millionen geschaffene Flotte nichts gethan. Das Volk begann laut zu murren, aber es bedurfte eines gemessenen Befehls des Marineministers, um den Admiral Persano endlich am 16. Juli hinauszutreiben, doch nicht, um die feindliche Flotte aufzusuchen, sondern um Lissa durch einen Handstreich zu erobern.

Am 17. wurde die Insel durch einen italienischen Aviso unter englischer Flagge rekognosziert, am 18. morgens erfolgte der Angriff der Flotte. Die Panzer überschütteten die Werke mit Massenfeuer, — gab doch der Ré d'Italia allein 1300 Schüsse ab —, aber die Wirkung war nicht die gehoffte. Zwar wurden die Brustwehren abgekämmt, ein Pulvermagazin flog in die Luft, die Batterien mußten zeitweise schweigen und die Österreicher erlitten schwere Verluste an Toten und Verwundeten, aber alles das brach den Mut der Tapfern nicht. Immer wieder richteten sie die demontierten Geschütze auf; immer wieder feuerten dieselben, und als der Abend kam, war Lissa unbesiegt.

Ein Kriegsrat beriet auf dem Admiralschiffe die weiteren Maßnahmen. Man hatte den Telegraphendraht durchschnitten, aber auch eine kurz vorher eingelaufene Depesche Tegetthofs gefunden und sie lautete: „Haltet euch, bis die Flotte zu Hilfe kommt.“ Persano stutzte, doch Boggio, der nach dem Vorbilde des alten französischen Konvents vom Parlament mitgesandte Deputierte, nannte die Depesche eine leere Drohung, eine Kriegslist, und Persano ließ sich durch ihn bestimmen. Am 19. früh trafen noch Verstärkungen an Schiffen und Landungstruppen ein und nachmittags begann der Angriff von neuem. Einzelne Panzer gingen kühn vor, aber sie mußten sich mit Verlust zurückziehen, die geplante Landung mißlang — angeblich wegen des starken Seeganges, thatsächlich wegen Mangel an Entschlossenheit des damit beauftragten Admirals Albini. Abermals war Lissa behauptet und ein dritter Angriff für den nächsten Morgen geplant.

Der 20. Juli brach an, drohende Wetterwolken türmten sich am Himmel empor, aber weder dies, noch die Möglichkeit eines plötzlichen Erscheinens der österreichischen Flotte hielt die Italiener ab, und alle Vorbereitungen zur Landung wurden getroffen.

Es ist acht Uhr morgens; bereits sind die Boote ausgesetzt, die Truppen befinden sich in ihnen und rudern der Küste zu, da signalisiert ein Aviso, der unter vollem Dampf von Norden heranbraust: „Verdächtige Schiffe in Sicht!“ Es ist die österreichische Flotte, und am hellen Horizonte des sich etwas aufklärenden Himmels zeigen sich Rauchwolken. Ein jäher Schreck erfüllt die Italiener; das Telegramm ist keine leere Drohung, keine Kriegslist gewesen; Tegetthof löst sein Wort ein und überrascht die verwirrten Feinde. In Schlachtordnung, die er bereits seit Fasana formiert, um beim Angriff keine Zeit zu verlieren, kommt er in fliegender Fahrt heran. Es sind drei hinter einander gebildete Keile, die Panzerschiffe in vorderster Reihe, dann die Holzschiffe, zuletzt

die Kanonenboote, und bereits erheben sich die Mastspitzen über dem Wasser. Persano gibt das Signal für die Fregatten, die Ausschiffung rückgängig zu machen und dann neben den in Schlachtordnung sich formierenden Panzern Aufstellung zu nehmen, aber offenbar fehlt überall in der italienischen Flotte der Geist der Entschlossenheit, der Einheit, des patriotischen Mutes und der Disziplin, der den Gegner beseelt und seine Kräfte verdoppelt. Wunderbarerweise zeigt Persanos Panzerflotte den spitz heranstürmenden Österreichern ihre schwächste Seite, die Flanke. Der am vorigen Tage bei der Beschießung Lissas etwas verletzte „Formidabile" signalisiert: „Beschädigung" und dampft angesichts der Schlacht nach Ancona ab, Admiral Albini mit den Holzfregatten hält sich fern.

Inzwischen fliegen die Österreicher mit unverminderter Geschwindigkeit enggeschlossen heran. Von der Mastspitze des führenden Admiralschiffes weht das Signal: „den Feind anrennen und ihn zum Sinken bringen." Mit diesem Befehle hat Tegetthof eine neue Kriegführung zur See inauguriert, die allein die richtige ist, so lange Panzer allein gegen Panzer kämpfen.

Bereits hat sich seine Phalanx auf tausend Meter den Italienern genähert, da donnern die Breitseiten derselben ihr entgegen, aber der Eisenhagel richtet wenig Schaden an. Seegang und Ungeübtheit verrücken das Ziel, doch die von den Österreichern erwiderte Salve nützt Persano auf andere Weise. Eine Wolke dichten Pulverdampfes lagert sich auf dem Wasser, verhüllt die Italiener und rettet sie vorläufig vor den auf sie gerichteten Eisenspornen der Gegner. Diese behalten zwar ihren Kurs, aber sie verfehlen die Flanken des unsichtbar gewordenen Feindes und gleiten zwischen den Intervallen seiner Schiffe durch. Admiral Vacca mit der Vorhut sucht sofort den Fehlstoß auszunutzen; er wendet mit seinen drei Schiffen, um über den nachfolgenden Keil der Holzschiffe herzufallen, während die andern Panzer merkwürdiger Weise erst lange nachher und zu spät seinem Beispiele folgen. Doch Tegetthofs scharfem Auge entgeht nicht die drohende Gefahr; sofort wendet auch er mit seiner ganzen Panzerdivision und eilt den Kameraden zu Hilfe. Dies Manöver, der Rauch der Schornsteine und der den Riesengeschützen entquellende Pulverdampf heben die bisher festgehaltene Ordnung auf; Signale sind nicht mehr erkennbar, Freund und Feind unterscheidet man nur noch auf geringe Entfernungen, ein wildes Durcheinander folgt und die Schlacht rast im Halbdunkel dahin, während die grellen Blitze der Geschütze es durchzucken und ihr donnerndes Krachen über die Wogen dahinrollt. Die übrigen italienischen Panzer nehmen endlich auch teil und beide Flotten fahren tastend und suchend durch einander, ohne zu wissen, wer von ihnen im Vorteil ist. Die italienischen Schiffe sind grau gestrichen, und Tegetthof auf seinem Flaggschiffe „Erzherzog Ferdinand Max" stürmt auf jede graue Wand los, die vor ihm aus dem Rauchnebel aufsteigt. Zweimal schon hat er einen Feind angerannt, doch unter zu spitzem Winkel und ohne einen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Da taucht abermals auf wenige hundert Meter ein graues Schiff aus den Rauchwolken auf, doch diesmal in günstigerer Lage und es zeigt dem eisenbewehrten Steven des „Max" seine volle Flanke. „Klar zum Rammen" ertönt das laute Kommando des Baron von Sterneck, der als Kapitän das Flaggschiff befehligt. Zum dritten Male reißen die gutgeübten Mannschaften blitzschnell die Geschütze so weit wie möglich nach hinten, um ihr Zurückfliegen bei dem Stoße zu verhindern. Sie kauern sich hinter ihnen auf dem Deck nieder, um nicht umgeworfen zu werden und zugleich Deckung gegen die zu erwartenden Geschosse des Feindes zu finden. Die Maschinisten halten sich fertig, um rechtzeitig und unmittelbar vor dem Stoße die Maschine zu stoppen und sie rückwärts schlagen zu lassen. Die Offiziere stehen sich fest klammernd auf ihren verschiedenen Posten, oben auf der Kommandobrücke Tegetthof selbst, in eiserner Ruhe und mit den Händen in der Tasche, wie es seine Gewohnheit ist. Kein Zug in seinem Gesichte verrät das Furchtbare der nächsten Augenblicke, die nicht allein dem Feinde, sondern auch dem eignen Schiffe verderblich werden und sie beide hinabsenken können auf den Grund des Meeres. Nicht weniger ruhig und furchtlos blicken zu seiner Rechten Sterneck und die beiden Offiziere zur Linken, Attelmeyer und Lindner, dem Tode ins Auge. Unbeirrt erteilen sie den Leuten am Ruder Befehle, damit diese das Schiff auf den richtigen Punkt leiten. Jetzt sind die letzten wenigen Meter zurückgelegt, der Maschinentelegraph stoppt die Maschine, dann ertönt ein dumpfes Krachen. Der Zusammenstoß ist erfolgt, tief gräbt sich der Eisenbug des „Ferdinand Max" in die Breitseite des Feindes, alles zerschmetternd, Panzer, Hinterlage und Rippen bis tief unter die Wasserfläche, dann schlägt die Maschine umgekehrt an und der Angreifer weicht zurück. Es ist der Ré d'Italia, der den Todesstoß erhalten. Beim Anprall neigt er sich tief nach der andern Seite, dann schwankt er langsam zurück. Die Wogen drängen brausend und zischend in die weite Öffnung und nach wenigen Minuten hat das Meer sein Opfer verschlungen. Vierhundert Mann sind mit ihm in der Tiefe begraben. In starrem Entsetzen blicken die Österreicher einen Augenblick auf die leere Stelle, dann befiehlt Tegetthof die Boote auszusetzen, um die Überlebenden zu retten, doch da erscheinen neue Feinde und um sich ihrer zu erwehren, muß die humane Regung unterdrückt werden. Die mitleidlosen Eisenkiele von Freund und Feind ziehen ihre Furchen über dem weiten Grabe und die Schlacht nimmt ihren Fortgang. Persano hat kurz vor Beginn des Kampfes den Ré d'Italia mit dem Affondatore vertauscht. Dies bewahrt ihn selbst vor dem Untergange, aber Boggio ist auf jenem geblieben und mit ihm versunken.

Inzwischen haben verschiedene italienische Panzer sich auf die feindlichen Holzschiffe geworfen und vor allem ist das Linienschiff „Kaiser" ihr Ziel. Vergeblich feuert dieser aus seinen 90 Geschützen konzentrierte Breitseiten in rascher Folge; ihr schwaches Kaliber vermag die gegnerischen Panzer nicht zu durchschlagen, während die so viel schwereren italienischen Geschosse furchtbare Verheerungen auf ihm anrichten. Schon zählt er nahe an achtzig Tote und Verwundete, er sieht sich von vier Panzern umringt und sein Schicksal scheint besiegelt. Da faßt sein Kapitän Petz den verzweifelten Entschluß, selbst zu rammen. Mit voller Fahrt fährt er auf den ihm nächsten Ré di Portugallo los. Er trifft den Ausweichenden nur schräg und ohne ihm wesentlich zu schaden, dafür brach er aber sein eigenes Bugspriet und den Fockmast. Letzterer stürzt auf den Schornstein, den er zerschmettert, und es ist ein Wunder, daß das Schiff nicht in Brand gerät, noch wunderbarer aber, daß es ihm gelingt, sich aus dem Kampfe zurückzuziehen und unter Lissa Schutz zu finden. Das Glück ist offenbar mit den kühnen Österreichern. Während der schwergefährdete „Kaiser" sich retten kann, erschüttert plötzlich eine furchtbare Explosion die Atmosphäre und eine gewaltige Feuergarbe steigt zum Himmel empor. Der italienische Panzer „Palästro" ist in Brand geraten und fliegt mit seiner gesamten Besatzung in die Luft.

Um zwölf einhalb Uhr nach kaum zweistündiger Dauer war die Schlacht zu Ende. Die Italiener, deren Holzschiffe ihr Admiral Albini weislich gänzlich fern vom Kampf gehalten, während selbst die kleinsten österreichischen Kanonenboote den thätigsten Anteil daran genommen, zogen sich zurück. Tegetthof war Sieger und der 20. Juli 1866 reihte ihn den Seehelden an, deren ruhmvollen Namen die Geschichte den nachfolgenden Geschlechtern als Vorbilder aufbewahrt. Den Österreichern war ein Schiff außer Gefecht gesetzt und sie hatten achtunddreißig Tote und hundertsechsundsiebzig Verwundete. Die Italiener büßten zwei Panzerschiffe ein; ein drittes, die „Maria Pia", war gefechtsunfähig geworden durch einen unfreiwilligen Zusammenstoß mit einem Kameraden. Ihr Verlust betrug sechshundertzweiundsechzig Mann an Toten, die mit den beiden Schiffen gesunken waren, im übrigen waren aber auf der ganzen Flotte nur neunundneunzig Mann außer Gefecht gesetzt, während das hölzerne Linienschiff Kaiser allein vierundzwanzig Tote und fünfundsiebzig Verwundete zählte. Tegetthof wurde von seinem Kaiser und dem Lande mit den Ehren geschmückt, die seine

kühne That voll verdiente, und ebenso erkannte das Ausland willig sein Heldentum an. Zum Oberbefehlshaber der Marine ernannt, schien seine Persönlichkeit die Gewähr dafür zu geben, daß jene nicht wieder in den Zustand der früheren Vernachlässigung zurücksinken würde, und alle patriotischen Österreicher blickten in froher Erwartung auf die maritime Zukunft des Vaterlandes. Leider war es Tegetthof nicht vergönnt, die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Bereits fünf Jahre später, am 7. April 1871 raffte ein jäher Tod den großen Mann im kräftigsten Mannesalter von kaum vierundvierzig Jahren dahin. Mit ihm verlor die österreichische Marine ihren glänzendsten Stern, das Land einen seiner besten Söhne.

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern. (S. 261 und S. 265.)

„Des einen Brot — des andern Tod" ist ein hartes aber nur zu wahres Wort. Die Eisenbahnen haben die Welt mehr verändert als irgend eine andere Erfindung seit der der Buchdruckerkunst, und ihr Einfluß ist durchgehend ein höchst wohlthätiger gewesen, aber dem „Fuhrmann" bedeuteten sie den Tod, und wer wollte es dem Alten auf unserem Bilde verdenken, wenn er mit Erbitterung auf das schnaubende Ungethüm blickt, das in einem Zuge so viel Waaren fortschafft, wie sein Gaul in ein paar Jahren. Wer kann diese Konkurrenz aushalten! Und diese Erkenntnis macht nun alle drei melancholisch, den Fuhrmann, den Gaul und den Spitz.

Höchst anmutig, selbst- und weltzufrieden schaut dagegen die junge Frau von 1789 unter ihrem uns so ungeheuerlich erscheinenden Hut hervor. Sie weiß, daß ein so hübsches Gesicht wie das ihrige durch keine Ausschreitung der Mode um seinen Zauber gebracht werden kann, und sieht daher ihrerseits jeder Konkurrenz gefaßten Herzens entgegen.

Hinterindische Vegetarianer.

Die Buddhisten nehmen es bekanntlich mit dem Töten der Tiere genau, und so gern sie Fische essen, so ist ihnen doch das Fischen verboten. In den Tempeln Siams findet man die Strafe der Fischer abgebildet: sie baumeln mit der Zunge an einem Angelhaken, womit sie von höhnischen Dämonen aus einem Pechpfuhl aufgefischt werden. Auch Hühner (gestorbene) ißt man gern, allein schlachten darf man die Tiere nicht. Der König von Birma ließ eine Zeitlang täglich einhundert Hühner kaufen und auf einem Hügel bei seiner Hauptstadt Mandelay ins Freie setzen, und fromme Leute schleppten dort Reis und Korn zur Nahrung für die Vögel hin. Eier legten letztere in solcher Masse, daß in der Nähe sich eine Kolonie Hunde angesiedelt hatte, die von den Eiern lebte. Die Buddhisten aber sollen keine Eier essen. Auf den Märkten jener Stadt findet man Käfige mit Sperlingen, die auf den Feldern gefangen wurden und nun an solche verkauft werden, die durch Freilassung derselben sich ein religiöses Verdienst erwerben wollen. Trotzdem darf jeder Fleisch essen, man muß nur nicht die Tiere selbst töten; wenn sie einmal tot sind, geht es den Essenden nichts mehr an, wer der Thäter war! In Mandelay selbst ist vom Könige in den Häusern der dortigen Christen und Mohammedaner eine Liste sämtlicher Hühner, Schweine, Enten, Ziegen angelegt worden und sie müssen über jedes Tier Rechenschaft ablegen, wo es bleibt. Da sind denn die Tafeln mager bestellt, wenn nicht allerlei Betrug und Kunstgriffe gegenüber dem Gesetze aushelfen.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von C. H. Costa.

a b c d e f g h

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1.

Mit welchen fünf Gewichten kann man alle ganzen Pfunde, von 1 Pfund bis inkl. 121 Pfund wiegen, und auf welche Weise wiegt man mit diesen Gewichten 16 Pfund, 34 Pfund, 100 Pfund?

2.

Ich nenne dir fünf Meister der Töne,
Sämtlich Deutschlands gefeierte Söhne;
Leicht wirst du, welche es sind, ergründen
Aus dem, was ihre Namen verkünden.
Der Erste bereitet Verdruß und Leiden,
Drum suche, was er dir nennt, zu meiden.
Der Zweite labt die ermatteten Glieder,
Dem Verschmachtenden gibt er die Kräfte wieder.
Den Dritten zu finden und einst zu gewinnen,
Sei deiner Seele Hoffen und Sinnen.
Es schafft mit Fleiß und Geschick der Vierte
Viel Dinge zu Nutzen, Schmuck und Zierde.
Der Fünfte, vielen Kindern ein Grauen,
In Rechenbüchern ist er zu schauen. E. W.

Bilderrätsel.

WARM KALT

N

3. Silbenrätsel.

an, ar, bin, bo, bald, de, dot, dam, den, da, e, e, e, eu, es, ei, eu, ei, fre, gen, gat, ger, he, i, ke, li, li, li, li, li, land, ma, ma, ne, na, nim, ne, nor, nel, ne, ni, o, pe, pe, rod, ru, ru, ri, ris, ro, reth, rot, rei, stein, sol, sen, sei, so, sack, te, ter, ter, u, wil, za.

Aus den obigen 65 Silben lassen sich mit Hilfe der folgenden Angaben 25 Wörter bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine zeitgemäße Mitteilung enthalten und unsere Leser an einen guten Bekannten erinnern.

1) Männlicher Vorname, 2) eine der Hauptpersonen in einer Oper von Richard Wagner, 3) namhafter Komponist unserer Zeit, 4) männlicher Vorname, 5) weiblicher Vorname, 6) Staat in Südamerika, 7) Kriegsschiff, 8) Göttin der Griechen, 9) berühmter Geschichtsschreiber, 10) Blume, 11) Stadt in der preußischen Rheinprovinz, 12) oft genannter Jäger, 13) Roman von Georg Ebers, 14) Stadt in Palästina, 15) großer Strom in Europa, 16) eine der Hauptpersonen in „Don Carlos", 17) Stadt in Holland, 18) Fluß in Südeuropa, 19) beliebte Oper, 20) eine der Hauptpersonen in der „Jungfrau von Orleans", 21) eine der neun Musen, 22) Kurort in Deutschland, 23) Bezeichnung für Insel, 24) Name in dem Titel einer Dichtung von Goethe, 25) Fluß in Afrika.

4.

9	9	9	9	9	9	9	9	9	9
7	7	7	7	7	7	7	7	7	7
3	3	3	3	3	3	3	3	3	3

Von den obigen 30 Ziffern sollen mehrere Neunen, mehrere Sieben und mehrere Dreien gestrichen werden, so daß im ganzen noch 10 Ziffern übrig bleiben, und daß die Summe derselben 50 beträgt.

5. Rätsel.

Läßt du dir für das Ganze
Das Ganze fußlos geben,
So wirst du nicht weit kommen
Mit solchem Schlemmerleben. R. F.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 16.

1.

B hat dieselbe Aussicht die nächste Partie zu gewinnen wie A. Gewinnt er dieselbe, so erhält er 50 Pfennige, da er dann mit A gleich steht. Da er aber die vierte Partie ebenso gut verlieren kann, so erhält er von den 50 Pf. nur die Hälfte, also A = 75 Pf. B = 25 Pf.

2. Homonym: Hund.

3. Zweisilbige Scharade: Hausrat.

Bilderrätsel: Augusta Trevirorum. (Der alte Name der Stadt Trier.)

4. Ahn.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Fortsetzung. Novelle von Moritz von Reichenbach. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Hans Lassen Martensen. Von Leopold Witte. Mit Martensens Bildnis. — Tegetthof bei Lissa. Von Reinhold Werner. Mit Illustration und Werners Bildnis. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Konkurrenz. Von E. Bosch. — „Der Winter." Von F. Bartolozzi. — Hinterindische Vegetarianer. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Februar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 18.

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

IX.

Am andern Tage erschien Hans im Hotel, um die beiden Damen verabredetermaßen abzuholen.

Erstaunt und erschreckt blickte er Leni an. Sie hatte verweinte Augen und sah blaß aus. Ihre Locken waren verschwunden, das schöne Haar lag in einen festen Knoten zusammengedreht in ihrem Nacken und statt der luftigen, weißen Bluse trug sie ein modernes Straßenkostüm von gelblicher Farbe, das sehr schlecht zu dem Goldton ihres Haares paßte.

„Mein Gott, wie verändert Sie sind!“ rief er unwillkürlich, und Fräulein Aurelie sagte mit einem stolzen Lächeln:

„Nicht wahr? Ihr Onkel war heute früh schon hier und wir haben gemeinschaftlich die nötigen Kommissionen für Magda gemacht. Ihr liebenswürdiger, vortrefflicher Onkel hat es übernommen, meinen Bruder von der Notwendigkeit dieser Änderungen zu überzeugen. Und notwendig waren sie wahrhaftig!“

„Aber die gestrige Tracht war so kleidsam“, sagte Hans bedauernd.

„Das freut mich, daß Sie das sagen“, rief Leni, ihm die Hand entgegenstreckend. „Mein armer Papa, wenn er jetzt an mich denkt, stellt er sich mich ganz falsch vor. Und das thut mir so leid, so leid, als ob ich ihn belogen hätte.“

„Sei nicht so kindisch, Magda“, ermahnte Fräulein Aurelie, während Hans in das erregte Gesichtchen Lenis blickte, die so zutraulich zu ihm aufsah, als sei sie sicher, in ihm einen Bundesgenossen gegen die Tante gefunden zu haben.

Man machte sich auf den Weg nach der Gallerie. Der Tag war schön und sonnig, und Leni blickte sehnsüchtig zum blauen Himmel auf.

„Wie traurig das ist, so mitten im Sommer keinen Baum zu sehen, immer nur Steine“, seufzte sie.

„Ja, im Sommer bekommen alle gefangenen Vögel Sehnsucht nach dem Walde“, meinte Hans. „Ich kenne das aus Erfahrung und flöge auch lieber davon.“

„Aber warum thun Sie es denn nicht?“

„Frage doch nicht so thöricht, Magda, du hast doch gestern gehört, daß Herr Heldburg die Gräfin Rexdorf malt und hier gefesselt ist.“

„Ei, die Gräfin sollte schon warten müssen, wenn ich nur fort könnte. Aber die goldnen Flügel fehlen mir leider.“

Fräulein Aurelie machte ein pikiertes Gesicht, sie liebte es nicht, daß man in ihrer Gegenwart von Geldverlegenheiten sprach.

„Ich wünschte, wir wären beide wirkliche Vögel und könnten davonfliegen“, sagte Leni, und Hans nickte lächelnd, während das Fräulein ihre Nichte sehr unzufrieden ansah.

Sie hatten inzwischen die Gallerie erreicht. Leni staunte und bewunderte wie ein Kind. Sie empfand vor Hans gar keine Scheu. Wenn ihr etwas besonders gut gefiel, rief sie ihn zum Entsetzen der Tante laut herbei und zeigte ihm jubelnd ihren Fund. „Sei doch nicht so entsetzlich kindisch“, flüsterte ihr Fräulein Aurelie zu. Leni senkte errötend das Köpfchen und durchschritt schweigend einen Saal. Im nächsten steuerte Fräulein Aurelie auf den Divan zu und erklärte ruhebedürftig zu sein. Hans trat an Lenis Seite.

„Lassen Sie sich Ihre Freude am Schönen nicht verderben“, sagte er halblaut, „Sie haben noch kein einziges Bild bewundert, das der Bewunderung nicht wert gewesen wäre, und das ist ein Kompliment, welches ich noch keiner unsrer sogenannten Kunstkennerinnen hier gemacht habe.“

Leni sah erfreut zu ihm auf.

„So haben Sie mich nicht ausgelacht?“

„Gar nicht, ich habe mich mit Ihnen gefreut. Richtig zu sehen ist ein besonderes Talent, und das haben Sie.“

„Wie mich das freut, daß Sie mir das sagen."

„Waren Sie denn nicht schon früher einmal in der Gallerie?"

„Nein, wir waren immer nur sehr flüchtig hier, und dann wollte es Papa auch nicht. Aber ich wünschte es mir schon lange. Und jetzt, als wir herfuhren, habe ich mir einen Galleriebesuch ganz besonders erbeten. Papa wollte es zuerst nicht, aber dann meinte er, weil ich nun ja doch einmal" — sie stockte und fuhr dann, als habe es eines besondren Entschlusses bedurft, mit leiserer Stimme fort: „da ich doch verlobt sei, meinte Papa, so dürfe ich auch in die Gallerie."

„Dann ist Ihr Papa wohl sehr streng?"

„Streng? O nein, er ist der beste, allerbeste Mensch auf der Welt. Sie sollten ihn nur kennen, aber Sie werden ihn ja sehen!"

Und nun war Leni im Zuge zu erzählen von ihrem stillen, weltfernen Leben, von ihren Tieren und Blumen, von ihrer einsamen Kindheit und den alten Herren, welche bisher die einzigen Besucher von Halden waren, von allem was sie liebte und was sie interessierte, nur nicht von ihrer Verlobung und ihrem Bräutigam.

„Mein Gott, wo bleibst du denn!" rief die ungeduldige Stimme der Tante plötzlich neben ihr.

„Ich erzählte Herrn Heldburg nur von Hause", erwiderte sie, noch ganz erfüllt von dem soeben Berichteten.

„Das wird einen Künstler, wie Herrn Heldburg sehr interessieren", spottete Fräulein Aurelie. Leni sah besorgt und ängstlich nach Hans hinüber, aber der Blick, mit dem er ihr antwortete, beruhigte sie. Nein, er sah weder gelangweilt noch spottlustig aus. Die Tante hatte also unrecht. Diese war von jetzt ab entschieden sehr schlechter Laune, was zur Folge hatte, daß Hans und Leni sich noch öfter durch einen Blick verständigten, ja, daß sie diese stumme Sprache während dieses Museumbesuches so schnell und gut lernten, daß sie sich beim Abschied ihre gegenseitige Zufriedenheit durch einen langen, warmen Händedruck verständlich machten.

Leni sah wieder rosig und zufrieden aus, als sie den Wagen bestieg, um nach dem Hotel zu fahren, und es that ihrer guten Laune sogar wenig Abbruch, daß die Tante ihr sagte:

„Du hast dich höchst unpassend heute benommen. Gestern, dem liebenswürdigen, feingebildeten Grafen Dallberg gegenüber konntest du nicht den Mund aufthun, und heute, mit diesem Maler schnattertest du wie ein rechtes Gänschen vom Lande."

Hans schritt indes mit einem Gesicht, so finster wie ein aufsteigendes Gewitter über die Straße.

„Und dieses Kind will man an einen Menschen wie meinen Onkel Fortunatus verheiraten?" brummte er. Es wurde ihm so schwül dabei zu Mute, daß er den Hut abnahm und barhäuptig durch die Stadt lief.

X.

Die Gräfin Nerdorf wartete auf Hans. Er, der sonst immer pünktlich zur Sitzung erschien, ließ sie heute eine Viertelstunde warten.

Endlich kam er, echauffiert und verlegen, bat um Entschuldigung und ging dann an seine Farben und Pinsel, mit denen er sich zu thun machte, ohne weiter zu sprechen.

Die Gräfin beobachtete ihn.

„Was haben Sie denn gestern getrieben?" fragte sie.

„Ich? Eigentlich gar nichts."

„Und uneigentlich?"

Er machte ein finstres Gesicht, eine Falte stand zwischen seinen Augenbrauen. „Mein Gott, ich habe die Damen in die Gallerie geführt, wie es verabredet war."

„Welche Damen?"

„Nun, das alte Fräulein von Hork und — ihre Nichte."

„So, so, ich wußte nichts von dieser Verabredung, und Sie müssen zugeben, daß ich wirklich sehr liebenswürdig bin, wenn ich Ihnen nun nicht zürne."

„Was habe ich denn gethan?"

„Sie haben meine Einladung ausgeschlagen, weil Sie bei Ihrer Mutter bleiben müßten." — „Das habe ich bloß hinzugefügt, weil Sie meine anderen Gründe nicht gelten lassen wollten und weil es auch wirklich meine Absicht war, zu Hause zu bleiben."

„Und diese Absicht änderten Sie um des alten Fräuleins willen?" Hans warf seine Pinsel fort.

„Nein, aber um des Mädchens willen, das arme Kind sollte nicht um die Freude kommen —"

„Mit Ihnen spazieren zu gehen und Bilder zu besehen, von denen sie nichts versteht."

„Daß es eine Freude für sie war, gerade mit mir herumzulaufen, glaube ich nicht, aber von den Bildern versteht sie mehr als Sie glauben und als ich geglaubt habe. Sie hat noch nichts gesehen und noch keine Phrasen auswendig gelernt, wie unsre jungen Damen hier, die über alles sprechen und über nichts ein Urteil haben. Aber sie hat einen angebornen Instinkt für das Schöne, und es müßte geradezu entzückend sein, diesen Sinn bei ihr auszubilden. Unsereiner würde dabei wahrscheinlich mehr profitieren als sie selbst, denn ihre Frische und Natürlichkeit wirkt wie Sonnenschein. Man kommt sich ganz langweilig und verstaubt neben ihr vor."

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten auf und ab. Die Gräfin lehnte sich tiefer in ihren Sessel zurück und sah ihn mit ihren schimmernden Augen an, wie ein Schauspiel, das unsre Teilnahme und zugleich unsre Spottlust reizt.

„Kann denn die Kleine wirklich sprechen?" fragte sie, Hansens begeisterten Bericht unterbrechend.

„Ob sie es kann? Ah, Sie glauben, sie stände immer so verwirrt da wie damals, als mein Herr Onkel das Todesurteil über ihre Locken und ihre weiße Bluse gesprochen hatte und die vielen fremden Menschen, die plötzlich alle auf sie einsprachen, sie einschüchterten. Aber ich sage Ihnen, sie spricht, wie der Vogel singt, es kommt von Herzen und geht zu Herzen."

„So, so", machte die Gräfin wieder und spielte mit den Spitzen an ihren Ärmeln. Hans kehrte zu seiner Staffelei zurück und ging schweigend an die Arbeit.

Nach einer Pause begann die Gräfin von dem gestrigen Diner zu sprechen. „Ihr Onkel war sehr schlechter Laune, denn er kam nicht auf seine Rechnung", sagte sie. „Prinz Peter legte durchaus nicht die erwartete Freude und Teilnahme an seiner Verlobung an den Tag. Er neckte ihn in seiner etwas scharfen Weise, und ich hatte viel zu thun, um Ihren Onkel zu trösten." Hans schwieg hartnäckig. Am Ende schwieg auch die Gräfin. Endlich sagte sie:

„Ich hoffe, daß Sie heute nicht an meinem Gesicht malen."

„Nein, ich habe mit den Händen zu thun."

„Das ist gut, denn ich würde sehr gelangweilt aussehen." Hans malte weiter ohne zu antworten.

„Wissen Sie eigentlich, was das kleine Mädchen, die Braut Ihres Onkels, für Augen hat?" fragte sie plötzlich. „Sind sie nicht klein und wasserblau?"

„Klein und wasserblau?" wiederholte Hans entrüstet. „Sie müssen sie nicht angesehen haben. Blau sind sie allerdings, aber von jener klaren, schönen Farbe und Form, wie die Augen der Geliebten Tizians. Sie wissen doch, das schöne Mädchen mit den offnen, blonden Haaren, das in den Spiegel blickt, den der Meister selbst ihr im Hintergrunde vorhält. Die Haare haben auch dieselbe Farbe wie die des Bildes."

„So, wirklich? Wissen Sie eigentlich, was mit Ihnen vorgegangen ist, Herr Hans?"

„Es ist nichts mit mir vorgegangen, gar nichts."

„Gar nichts?" wiederholte die Gräfin mit ihrem spöttischen Lächeln, „nun, wie Sie wollen, sprechen wir von etwas andrem."

Indes ein rechtes Gespräch kam heute nicht auf zwischen der Gräfin und Hans, einmal war er zerstreut, dann war sie es wieder. Endlich hob Hans die Sitzung auf.

„Es geht heute nicht", sagte er, „ich komme morgen, wenn es Ihnen recht ist, etwas früher."

„Sie werden nicht sehr viel danach fragen, ob es mir recht ist", meinte sie, „ich habe Sie nun einmal verzogen, und muß mir's jetzt gefallen lassen, wenn Sie nicht artiger sind.

Sie wunderliches Menschenkind, wenn Sie nun wenigstens nicht behaupten wollten, daß keine Veränderung mit Ihnen vorgegangen sei."

„Das behaupte ich allerdings, Frau Gräfin. Ich bin ganz unverändert und es ist nichts mit mir vorgegangen."

Dabei suchte er seinen Hut, den er in der Hand hielt, wurde rot, als die Gräfin lächelnd darauf hinwies, und eilte davon.

XII.

Fräulein Aurelie und ihre Nichte waren von Herrn Fortunatus zu einem solennen Frühstück eingeladen worden.

Leni betrat das Haus, in dem sie künftig walten sollte, in feierlicher Stimmung. Ihr war so weihevoll und ernst zu Mute wie damals, als sie zum erstenmal zur Kommunion ging, und wie sie sich damals gesagt hatte: heute scheide ich von der Kindheit, sagte sie sich nun: hier scheide ich von der Jugend. Aber damals war sie stolz darauf gewesen, die Kinderschuhe abzulegen, und heute war es ihr, als lege sich eine kalte Hand auf ihr Herz und verhindere es so frei und fröhlich zu schlagen wie sonst. Während die Tante die schöne Einrichtung lobte und bewunderte, sah sie sich scheu um, als erwarte sie hinter den persischen Vorhängen und geschnitzten Schränken irgend ein Schrecknis emportauchen zu sehen.

„Wie merkwürdig!" rief Fräulein Aurelie, vor dem alten Schrank mit der Inschrift stehen bleibend, „die Gräfin Rexdorf hat recht, man könnte diesen Namen als eine Hinweisung auf Magda beziehen."

„Eine gute Vorbedeutung dafür, daß du in dieses Haus kommen solltest", flüsterte Malchen der jungen Braut zu.

„Matlena von der Halden", las diese langsam, dann fiel ihr Blick auf den andern Namen: „Hans Bildemacher."

Sie errötete und sah so erschrocken zu dem Schrank auf, als habe sie dort das gefürchtete Gespenst plötzlich erblickt.

„Hans Bildemacher" — ihr Blick streifte ihren Verlobten. „Ob jener Hans, für den der Schrank zuerst gemacht wurde, ähnlich ausgesehen hatte?" Sie hätte gern ja geantwortet, aber eine Stimme in ihr sagte „nein, nein", und eine plötzliche Angst erfaßte sie. Sie schlang die Arme um Malchen, welche noch neben ihr stand.

„Du wirst immer bei uns bleiben, Tante Malchen, nicht wahr?" fragte sie.

„Mein gutes Kind, das wird nicht angehen. Ich werde wohl zu meiner Schwester und Hans ziehen."

Leni blickte wieder zu der Inschrift auf, und ein Gefühl wie ein tiefes, stechendes Weh durchzuckte sie.

„Zu Hans", wiederholte sie leise.

Herr Fortunatus lud zum Frühstück.

Leni blickte verlegen auf die Austern herab, welche auf ihrem Teller lagen und mit denen sie nichts anzufangen wußte.

„Austern essen will eben auch gelernt sein", sagte Herr Fortunatus. „Es gehört aber zum guten Ton es zu können. Du könntest darin, wie in manchem andern von der Rexdorf lernen, das ist überhaupt die vollendetste Dame, die ich kenne."

„Ja", rief Fräulein Aurelie, „sie macht einen sehr distinguierten Eindruck und ist sehr schön."

„Sie ist eine unsrer am meisten gefeierten Damen hier, und ich finde, daß sie bei näherer Bekanntschaft noch gewinnt", begann Herr Fortunatus wieder. „Ich habe sie leider früher immer nur sehr flüchtig in großen Gesellschaften gesehen. Auch sie bedauerte gestern sehr, daß wir uns so spät kennen gelernt haben. Sie war überhaupt bezaubernd liebenswürdig gegen mich, — Prinz Peter ist auch sehr entzückt von ihr. Da, Magdalene, hier habe ich dir eine Auster zurecht gemacht."

„O, ich danke, ich kann das nicht herunter schlucken."

„Kinderei, versuche es nur."

„Nein, wirklich, ich kann nicht."

Ein scharfes Klingeln draußen machte Herrn Fortunatus aufmerksam. Er legte die Auster fort. Eine laute Stimme erklang im Entree. Leni sprang auf.

„Das ist Papa", rief sie, die Thür ging auf und sie lag in Herrn von Horks Armen.

„O mein lieber, lieber Papa, endlich bist du da, wie habe ich mich nach dir gesehnt."

„Ei, Mädchen, was hast du denn? Thränen in den Augen? ich glaube gar!"

Er wurde von Herrn Fortunatus und den alten Damen begrüßt, wandte sich aber bald wieder zu seiner Tochter.

„Was ist denn mit dir vorgegangen? Du siehst ja merkwürdig aus!" — „O, Papa, ich kann nichts dafür" —

„Wir mußten Magdalenens Toilette einigen Änderungen unterwerfen", sagte Herr Fortunatus, „sie fiel in der Stadt zu unvorteilhaft auf."

„Unvorteilhaft? Na nehmen Sie mir's nicht übel, aber vorteilhafter sieht sie wahrhaftig in der Maskerade da nicht aus. Wäre sie mir nicht so ungestüm um den Hals gefallen, ich hätte meine Leni kaum erkannt."

„Es ist aber doch für Magdalene selbst angenehmer, wenn sie sich nicht so grell von der üblichen Mode unterscheidet, und dann als meine Braut muß sie doch auch einige Rücksicht auf meine gesellschaftliche Stellung hier nehmen!"

„Na, wenn sie dazu ihre Locken verstecken und solch nichtsnutziges Ding von Kleid anziehen muß, so hätten Sie damit bis nach der Hochzeit warten können. Vorläufig trägt sie noch meinen Namen, und wer sich an ihre Locken und an das Kleid, das mir gefällt, stößt, der braucht sie nicht anzusehen."

„Ich glaubte, in Ihrem und unser aller Interesse zu handeln", meinte Herr Fortunatus, und der alte Herr, den der Anblick seiner Tochter ganz wild gemacht hatte und dem seine Heftigkeit anfing leid zu thun, legte begütigend die Hand auf die Schulter seines künftigen Schwiegersohnes und sagte:

„Ich glaub's schon, daß Sie's nicht böse meinten, aber so lange meine Tochter noch bei mir ist, lassen Sie sie in der Tracht, die ich liebe und an die ich gewöhnt bin, und ehe sie die auszieht, soll ein tüchtiger Maler mir ein Bild von ihr machen, das dann bei mir bleibt, wenn ich sie selbst fortgeben muß. Habe mir das Fortgeben übrigens leichter vorgestellt, war mir doch verwünscht ungemütlich in diesen Tagen, wo ich so allein saß."

„Und mir war auch so bange, lieber, lieber Papa!" flüsterte Leni, sich an ihn schmiegend.

Er fuhr mit seiner breiten Hand über ihren blonden Scheitel und sah ihr ernst und prüfend in die Augen.

„Dir auch — na, das wär' nicht nötig gewesen. Was habt Ihr gestern vorgenommen?" Er setzte sich mit an den Frühstückstisch und ließ sich berichten.

„So, so", meinte er, gegen Herrn Fortunatus gewandt, „also gestern ein Diner mitgemacht, so, so!" Er sah wieder prüfend zu Leni hinüber.

„Die Gräfin Rexdorf ist die Liebenswürdigkeit selbst gegen mich", sagte Herr Fortunatus ablenkend, „sie hat uns heute gebeten, den Thee bei ihr zu nehmen, da sie sehr wünscht, Magdalene näher kennen zu lernen.

„Hast du Lust hinzugehen, mein Kind?" fragte der alte Herr statt aller Erwiderung.

„Wenn du mitkommst, Papa!"

„Unsinn, das muß dir eigentlich ganz egal sein, — ich habe den Teufel danach gefragt, ob mein Vater dabei war, wenn ich als Bräutigam mit deiner verstorbnen Mutter zusammen sein konnte. Na, aber, da die Rexdorf dich eingeladen hat, so will ich ihr auch meinen Besuch machen, und wenn du noch nicht dort warst, mein Kind, so kannst du mich begleiten, das schickt sich so."

„So wollen wir gleich nach dem Frühstück gehen", bemerkte Fräulein Aurelie, „ich wollte zwar eigentlich eine alte Freundin von mir besuchen" —

„Laß dich nicht abhalten", unterbrach sie Herr von Hork, „ich gehe mit meinem Töchterchen hin, das genügt. Da können wir unterwegs ungestört plaudern, wie wir es gewöhnt sind, nicht wahr, Leni?"

Leni nickte und sah sehr glücklich aus, Herr Fortunatus räusperte sich, drohte, daß das in Zukunft ganz anders werden müsse, sagte aber nichts, und Fräulein Aurelie sah indigniert aus.

Eine Stunde später klingelte Herr von Hork an der Wohnung der Gräfin.

„Sieh nur, Papa", rief Leni in das Entree eintretend, da hängt der große Hut des Herrn Heldburg, er muß also hier sein."

„So, das ist sein Hut? Und „er" ist ja wohl der Maler, von dem du mir unterwegs so viel erzählt hast!"

„Freilich, Papa! Habe ich denn seinen Namen nicht genannt? Hans Heldburg heißt er."

„So, so, Hans Heldburg heißt er, na, sehen wir ihn uns mal an."

Die Salonthür wurde geöffnet und die Gräfin Rexdorf trat ihren Gästen entgegen.

„Für alle anderen Menschen wäre ich unsichtbar geblieben", rief sie, „aber für unser liebes Bräutchen und einen so seltnen Besuch wie Sie, Herr von Hork, bin ich natürlich zu Hause. Bitte wundern Sie sich nur nicht über meinen Aufzug, — ich pflege sonst nicht in gelber Seide in meinem Hause umherzurascheln, aber ich hatte Sitzung."

Herr von Hork wollte sich entschuldigen, aber sie unterbrach ihn. „Nein, nein, es ist reizend von Ihnen, daß Sie mich aufsuchen, ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar für diesen Besuch, — außerdem ist es sowohl für Herrn Heldburg, wie für mich sehr gut, wenn wir eine Pause machen. — Sie erlauben, daß ich Ihnen hier meinen Freund, den Porträtmaler Heldburg vorstelle."

„Freut mich, freut mich."

Die Gräfin wandte sich an Hans und Leni. „Sie Beiden kennen sich ja schon." — Beide verneigten sich und beide wurden rot.

Die Gräfin plauderte indes weiter, zeigte Herrn von Hork ihr Bild, freute sich, daß es ihm gefiel, und hatte im Laufe der ersten zehn Minuten den alten Herrn ganz und gar erobert und ganz und gar in Anspruch genommen, so daß Hans und Leni auf einander angewiesen waren.

Da blieb ihnen nun freilich nichts übrig als ihre anfängliche Verlegenheit schnell zu überwinden und ebenfalls mit einander zu sprechen. Leni erzählte von der kleinen Mimi, die doch „gar zu niedlich" sei, und Hans machte einige Bemerkungen über das Wetter. Beide fanden, daß sie sich vorzüglich dabei unterhielten.

„Herr Heldburg", rief die Gräfin plötzlich, „können Sie noch eine Bestellung annehmen? Herr von Hork ist so von meinem Bilde eingenommen, daß er Sie bitten will, auch ein Bild seiner Tochter zu malen. Haben Sie Zeit?"

Hans war es, als fälle plötzlich ein glänzender Sonnenstrahl in seine Augen, der ihn blendete.

„Mein Gott ich — ich habe — daß heißt ich bin — ich will" — stammelte er.

„Sie wollen, wenn Sie es möglich machen können", sagte die Gräfin. „Nun, es wird schon gehen, die anderen Bestellungen können warten, nicht wahr, lieber Freund?"

Hans war so verwirrt über die ihm zudiktierten Bestellungen, die doch nur in der Phantasie der Gräfin bestanden, daß er ratlos zu dieser hinüber sah.

„Sie werden es sich überlegen und heute Abend werden Sie uns Bescheid sagen, nicht wahr?"

„In der That", begann Herr von Hork, der sich ebenfalls in einiger Verlegenheit befand, denn diese Abmachung kam ihm zu schnell.

„Sie sind sehr gütig", sagte nun Hans, der sich etwas gefaßt hatte, „gewiß, wenn Sie es wünschen, und das Porträt der Gräfin beendet sein wird."

Ein fast boshaftes Lächeln spielte um die Lippen derselben.

„Mein Porträt, — das hat Zeit; während es trocknet, könnten Sie immer das andere anfangen. Fräulein Leni, oder wie ihr Bräutigam sie nennt, Fräulein Magdalene", — über Herrn von Horks Gesicht flog ein Schatten bei dieser Bezeichnung, — „Fräulein Magdalene könnte schon morgen früh hierher kommen, wir stellen neben der ersten Staffelei eine zweite auf und beginnen gleich mit der Porträtskizze."

„Aber wir bleiben nicht so lange in der Stadt", rief Herr von Hork, wurde aber bedeutet, daß zu einer Porträtskizze nicht viel Zeit nötig sei, und das Bild dann später beendet werden könne.

So war alles fest abgemacht, ehe noch Herr von Hork und Hans wußten, wie das so schnell zugegangen sei, und Leni glühte wie ein Pfingströschen, als sie endlich die Wohnung der Gräfin verließ.

Herr von Hork schritt schweigend an ihrer Seite hin, und Leni war das Herz so voll, daß auch sie schwieg. Sie war so glücklich, sie hätte laut singen und jubeln mögen, wenn sich das nur hier in der Stadt geschickt hätte.

„Es ist doch zu hübsch hier", sagte sie, unter dem Hotelportal stehen bleibend und auf die Straße zurückblickend.

„So?" machte Herr von Hork. „Na heute früh sahst du mir gar nicht so sehr glücklich aus."

Leni senkte den Kopf. Sie sah den Frühstückstisch mit den Austern wieder vor sich und das regelmäßige, lächelnde Gesicht ihres Verlobten sich gegenüber, und ein unwillkürliches Frösteln überrieselte sie.

XIII.

Am nächsten Abend holte Herr Fortunatus die Horks ab, um sich mit ihnen zum Thee der Gräfin zu begeben. Er war nicht in glänzender Laune. Er fand seinen künftigen Schwiegervater in der Residenz weniger liebenswürdig, als er ihm als Hausherr in Halden erschienen war, und dieser betrachtete Herrn Fortunatus hier auch nicht mit dem freundlichen Wohlwollen, das er seinem Gaste entgegengebracht hatte, sondern mit der kühlen Kritik, der er „Lenis künftigen Mann" meinte unterziehen zu müssen.

Herrn Fortunatus Laune wurde nicht dadurch verbessert, daß Leni ihm mit offnen Locken und in der verpönten weißen Bluse entgegenkam, und er konnte, trotz des ernsten Gesichtes seines künftigen Schwiegervaters, eine mißbilligende Bemerkung nicht unterdrücken.

„So lange sie noch nicht Ihre Frau ist, soll sie sich noch so anziehen, wie ich sie gern sehe", brummte der Alte.

„Aber gerade die Gräfin ist eine so sehr elegante Frau", bemerkte Herr Fortunatus, „gerade ihr gegenüber wäre es doch sehr wünschenswert, daß Magdalene in einem einigermaßen modernen Kostüm erschiene."

„Die Gräfin ist eine scharmante Frau, viel zu klug um auf solchen Firlefanz etwas zu geben", erklärte Herr von Hork, „Leni bleibt angezogen wie sie eben ist, ich mag sie nicht in dem Aufzuge sehen wie heute früh."

Herr Fortunatus wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Fräulein Aurelie, beide fühlten sich tief verletzt. Herr von Hork erging sich indessen in einem Lobliede auf die Gräfin, was Herrn Fortunatus anreizte, sich als „intimer Freund" derselben zu zeigen, um dem alten Herrn zu imponieren.

Leni stand dabei am Fenster, blickte auf die Straße hinab und hörte kaum, was um sie her gesprochen wurde. Sie freute sich auf den Abend und auf Hans Heldburgs erstaunte Augen, wenn sie ihm wieder in der von ihm gelobten Tracht entgegentreten würde.

Endlich machte man sich auf den Weg. Außer der Familie waren nur noch Hans Heldburg und der Kammerherr von Dallberg geladen, die sich beide im Salon angähnten, als das Brautpaar eintraf. Jetzt erschien auch erst die Gräfin, die sich von ihren beiden „Freunden" bisher vergeblich hatte erwarten lassen, und vor ihrer strahlenden Heiterkeit konnten die kleinen Mißstimmungen unter den Übrigen nicht standhalten. Jedem wußte sie etwas Liebenswürdiges zu sagen, und beim Thee sahen alle Gesichter heiter aus, mit Ausnahme desjenigen, das Hans Heldburg zeigte, oder richtiger versteckte. Er hatte sich etwas weiter zurückgesetzt, hinter einen kleinen, japanischen Schirm, der vor dem Kamin stand, und betrachtete von hier aus mit düstren Blicken Leni und seinen Onkel Fortunatus.

Saß er nicht wie ein Stock neben dem reizenden Geschöpf, und welches überlegne Lächeln, welche gezierte Grandezza er

Dankbares Publikum. Gemalt von H. Bever.

an den Tag legte! Dazwischen kokettierte er mit der Gräfin. — Mein Gott, war denn diese kleine, reizende Leni blind, daß sie all das nicht sah?

Hans wurde neben dem kalten Kamin so heiß; als lodre eine wahre Höllenglut in demselben. Indessen hatte die Gräfin den alten Hork und den Kammerherrn durch ein von ihr angeregtes Gespräch über Racepferde an einander geschmiedet, die beiden alten Damen vertiefsten sich in neue Muster für altdeutsche Stickereien, und aus dem anfänglichen Augenspiel zwischen der Gräfin und Herrn Fortunatus war eine lebhafte Unterhaltung geworden. Mit immer brennenderen Augen sah Hans zu den beiden hinüber. O wie verderbt war die Welt! Die Gräfin kokettierte, kokettierte in ganz unverantwortlicher Weise mit Herrn Fortunatus. Und er schien nur noch für sie Augen zu haben. Leni hatte sich über ein Album geneigt. Einmal war es, als ob sie nach Hans hinüberblicke. Er wäre am liebsten aufgesprungen, zu ihr gestürzt. Aber was sollte er da? Was wollte er denn, er, der arme, unberühmte Maler? Weshalb war er überhaupt hergekommen? Und weshalb starrte er dieses blonde, süße Mädchen an, das seine Tante werden wollte und ihn vielleicht auslachte?

Die Gräfin erhob sich und schritt, von Herrn Fortunatus geleitet, zum Flügel, um ein Lied zu singen. Wie lange die beiden da über die Noten geneigt standen, zusammen flüsterten und lachten und die rechte Wahl nicht finden konnten!

Ab und zu flog ein schneller, blitzartiger Blick aus den Augen des Kammerherrn hinüber zu dem Paare am Flügel, und ab und zu heftete der alte Hork einen langen, prüfenden auf dasselbe. Leni sah von ihrem Album auf und wandte sich nach Hans um.

Nein, sie lachte ihn nicht aus, das war sicher, und er verließ seinen japanischen Schirm und setzte sich neben sie, er konnte nicht anders. Sie fragte nach einigen Bildern, die sie eben gesehen hatte, und er erklärte ihr dieselben.

Dann endlich hatte die Gräfin ein passendes Lied gefunden und sang, während Herr Fortunatus hinter ihrem Stuhl stand und die Blätter umwendete. Wie innig ihre Stimme klang!

„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“ —

und dann, wie hell aufjauchzend in überwallendem Liebesjubel:

„Dein ist mein Herz, Dein ist mein Herz
Und soll es ewig, ewig bleiben!“

Hans und Leni hatten still zugehört, — jetzt bei der Endzeile trafen ihre Blicke einander. Es war nur ein kurzes Aufleuchten, — dann wandten beide sich hastig ab. Hans war sehr blaß geworden, er stand auf, sagte, daß er heftige Kopfschmerzen habe, und ging in das Nebenzimmer, wo er das Fenster öffnete und seinen heißen Kopf an der hereinströmenden Nachtluft kühlte. Lenis Gesicht glühte. Ihr Herz klopfte, als habe sie einen großen Schreck gehabt, oder eine große Freude. Vielleicht glich die Empfindung, die sie durchbebte, beidem. Sie blickte wieder auf ihr Album herab, aber sie konnte die Figuren, die sie sah, nicht erkennen. Das Blut hämmerte in ihren Schläfen, sie sah nur immerzu ein paar dunkle Augen vor sich und die Augen waren Flammen und brannten.

Wie lange sie so dagesessen und was die andern inzwischen getrieben hatten, wußte sie nicht.

Plötzlich hörte sie ihren Vater sagen:

„Nun laß es genug sein, Leni, wir wollen gehen.“

Erschrocken, als habe man sie auf einem Unrecht ertappt, schloß sie das Album und stand auf. Die Gräfin bat, Herr von Hork möge doch noch bleiben, — Herr Fortunatus stand neben ihr und hatte ein sehr erhitztes Gesicht, der Kammerherr und Hans standen ernst und finster aussehend hinter beiden. Leni überkam ein plötzliches Angstgefühl, als sei etwas Besonderes und Drohendes geschehen, von dem sie nichts wisse, und als sei sie mit schuld daran. Sie klammerte sich an den Arm ihres Vaters und war froh, daß dieser den Bitten der Gräfin nicht nachgab, sondern sich empfahl. Herr Fortunatus ging mit den Horks die Treppe hinab und schien sie nach Hause begleiten zu wollen. Doch vor der Hausthür blieb der alte Herr stehen und winkte einen Wagen heran.

„Ich danke Ihnen, ich will Sie nicht weiter bemühen, wir hätten auch schlecht Platz in einem Wagen.“ Damit verabschiedete er Herrn Fortunatus und fuhr, in tiefes Schweigen versunken, mit seinen Damen zum Hotel zurück.

„Ich finde“, begann Fräulein Aurelie, nachdem sie ein Stück gefahren waren, doch er unterbrach sie.

„Bitte, überlasse mir das, ich werde schon das Richtige finden“, sagte er kurz.

Leni wagte weder ihn noch die Tante anzusehen. Sie hatte das Gefühl, als zürnten ihr beide und als hätten sie auch begründete Ursache dazu. Sie empfand nur den einen Wunsch: endlich allein zu sein, ganz allein.

Scheu und ängstlich sagte sie ihrem Vater gute Nacht, als sie im Hotel angekommen waren. Dieser hob ihr Kinn in die Höhe und blickte ihr prüfend ins Gesicht. Leni errötete unter seinem Blick und schlug die Augen nieder.

„Geh nur, Kind, geh“, sagte er in einem Tone, als ob er ein kleines Kind beruhigen wollte, und Leni huschte aus der Thür. Im Weggehen hörte sie noch, wie er zur Tante sagte:

„Du läßt mir die Leni heute in Ruhe und sagst ihr kein Wort, das bitte ich mir aus, hörst du, Schwester?“

Leni traten die Thränen in die Augen. O, er war immer so gut und zärtlich gegen sie. Aber was war es denn, was die Tante ihr nicht sagen sollte? Was hatte sie denn eigentlich gethan? Sie entkleidete sich eilig und löschte das Licht aus. Wenn die Tante, welche dasselbe Zimmer bewohnte, kam, sollte sie sie schlafend glauben. Sie ließ den Abend noch einmal an sich vorüber gleiten und je mehr sie darüber nachdachte, um so klarer wurde es ihr: sie war nicht freundlich gegen Herrn Fortunatus gewesen, der nun doch einmal ihr Bräutigam war, ja sie erinnerte sich nicht, ihn nur ein einziges Mal angesehen oder ein Wort mit ihm getauscht zu haben. Sie hatte nur an Hans gedacht — das war es. O wie schlecht war sie, wie unrecht hatte sie gehandelt und was mochten ihr Vater und Tante Aurelie und Herr Fortunatus von ihr denken!

Sie hatte Herrn Fortunatus doch nun einmal ihr Wort gegeben, hatte sich verpflichtet, ihn zu lieben. Sie erschrak. Ein Gefühl kam plötzlich über sie, als habe sie sich unglücklich gemacht, unglücklich für das ganze Leben. Sie mußte die Lippen zusammenbeißen, um nicht tief aufzuseufzen, und die Augen fest zudrücken, um der Tante, die inzwischen eingetreten war, nicht zu verraten, daß sie wache. In qualvoller Angst lag sie so, bis die Tante das Licht löschte. Dann öffnete sie die Augen weit, aber die Schreckensbilder, die sie mit geschlossenen Lidern gesehen hatte, wollten auch jetzt nicht weichen. Immer sah sie Herrn Fortunatus vor sich, und das Lächeln, das seine Lippen umspielte, schien ihr eine Grimasse, es war ihr, als sei er ein Bild von Stein oder Holz, vor dem sie sich fürchtete, und dem sie doch verfallen sei als unbestreitbares Eigentum.

„Nein!“ Sie erschrak, denn ihre Lippen hatten es unwillkürlich laut gerufen. Sie lauschte und fürchtete, die Tante würde sie ansprechen, doch diese schien zu schlafen. (Schluß folgt.)

Rankes Weltgeschichte.

Das regelmäßige Fortschreiten von Leopold von Rankes Weltgeschichte (Leipzig, Duncker & Humblot) ist eine der wunderbarsten und erfreulichsten Erscheinungen, die mir aus der Geschichte der Wissenschaften bekannt ist. Ein jetzt neunzigjähriger Greis, der sein ganzes Leben der Erforschung der Geschichte gewidmet hat, läßt hier mit der vollen Geistesfrische eines auf der Höhe des Daseins stehenden Mannes die Geschichte der Kulturwelt an unserem geistigen Auge vorüberziehn. Sein durch die Erfahrungen eines fast drei Generationen umfassenden Gelehrtenlebens geschärfter Blick sucht und findet in dem ungeheueren uns überlieferten Material überall das Wesentliche, das, was in seinem Fortgang in Wahrheit die Weltgeschichte bildet. Die Ereignisse selbst setzt er als bekannt voraus, er seinerseits will sie nur in das rechte Licht stellen.

Ich habe an dieser Stelle bereits mehrfach auf das großartige Werk hingewiesen, ich will daher hier nur bemerken, daß die letzten Bände mich persönlich noch mehr gefesselt haben als die ersten. Während ich bei diesen nicht immer verstehen konnte, nach welchen Gesichtspunkten Ranke über das Eine hinglitt, während er bei dem Andern überraschend ausführlich verweilte, sind jene von einer bewunderungswürdigen Einfachheit und Klarheit. Zumal der eben erschienene fünfte Teil, der die arabische Weltherrschaft und das

Reich Karls des Großen behandelt, ist in Komposition wie Ausführung wundervoll, ein Werk so großartig wie Ranke nur je eines geschaffen hat. Während wir gewohnt sind, gerade diese Periode stets so behandelt zu sehen, daß das germanisch-romanische Abendland hier, das griechisch-arabische Morgenland dort gewissermaßen jedes eine Welt für sich bilden, gewahren wir durch unser Buch, wie auch damals die gesamte Kulturmenschheit ein großes Ganzes bildete, dessen einzelne Teile in reger Wechselwirkung einander beeinflußten und von einander Einflüsse erfuhren.

Alle historisch gebildeten Freunde der Geschichte, vor allem aber auch alle Lehrer der Geschichte seien auf diesen Band besonders aufmerksam gemacht. Er wird ihnen ebensosehr ästhetischen Genuß wie reiche Belehrung bieten. Th. H. Pantenius.

Schiffsunfälle und Rettung zur See.

Durch die braven dänischen Rettungsmannschaften von Agger an der westlichen Küste von Jütland wurde im v. J. (vgl. No. 11) fast die gesamte Mannschaft der deutschen Kriegsbrigg „Undine" aus sicherer Todesgefahr befreit. Nur ein Obermatrose hatte schon früher in treuer Pflichterfüllung den Tod gefunden. Diese an das Wunderbare streifende Rettung hat die allgemeine Aufmerksamkeit einmal wieder in besonders hohem Grade auf die gefährlichen Küsten der deutschen Gewässer, der Nord- und Ostsee, gelenkt. Übrigens erheischen nicht nur unsere vaterländischen Küsten alljährlich zahlreiche Opfer an Schiffen und Menschenleben, sondern auch die englischen und dänischen Gestade erweisen sich als sehr gefahrbringend. An den letzteren sind beispielsweise in dem vom 1. April 1883 bis dahin 1884 laufenden Verwaltungsjahre 104 Schiffe, darunter 16 deutsche, gestrandet, von denen 48 ganz verloren waren. Die Mannschaften retteten sich zum größten Teile in eigenen Booten, oder mit Hilfe der Küstenbewohner. Dagegen wurden durch die verschiedenen Rettungsstationen, mit ihren Rettungsbooten und Raketenapparaten, 136 Menschen den Wellen entrissen, und seit dem vierunddreißigjährigen Bestehen eines wohlorganisierten Rettungswesens sind durch dasselbe überhaupt 4302 Menschenleben gerettet. Die seit Jahren unter dem Protektorate des Kaisers stehende „deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" ist erst 1865 durch die Bemühungen des Admirals Werner in das Leben gerufen, aber sie kann gleichfalls auf eine segensreiche Thätigkeit zurückblicken, und mit der Erstarkung des Volksbewußtseins finden ihre Bestrebungen mehr und mehr thatkräftige Förderung in allen Schichten der heimischen Bevölkerung. Nach dem vor kurzem erstatteten Berichte breitet sich die Gesellschaft jetzt über 51 Bezirksvereine und 215 Vertreterschaften in allen Teilen des Reichs aus, und die sich stetig mehrende Mitgliederzahl ist von 3874 im Gründungsjahr auf 43 243 Personen angewachsen. In gleicher Weise sind die ordentlichen Jahresbeiträge von 14 179 M. auf 134 756 M. gestiegen. Im Verwaltungsjahre 1883/84 betrug die Gesamteinnahme unter Hinzurechnung von Zinsen und von 48 406 M. an Stiftungsgeldern und einmaligen Gaben 205 493 M. Davon wurden mehr als 34 000 M. für die Errichtung und Vervollständigung von Stationen, und über 45 000 M. für deren Betrieb und Unterhaltung verausgabt. Augenblicklich verfügt die Gesellschaft über 88 solcher Rettungsstationen, davon 41 an der Nordsee, 47 an der Ostsee. Von diesen Stationen sind 28 als sogenannte Doppelstationen mit Rettungsboot und Raketenapparat ausgerüstet; 42 besitzen nur ein Boot, 18 lediglich einen der letztgenannten Apparate, welche besonders wichtig werden, wenn und wo ein Boot bei schweren Stürmen die in See stehende Brandung nicht überwinden kann. Während des bezeichneten Geschäftsjahres sind durch die Stationen 88 Menschenleben vor dem Wassertode bewahrt, und zwar konnten die Rettungsboote in zwölf verschiedenen Fällen insgesamt 82 Personen retten, während in zwei anderen Fällen die Rettungsapparate sechs weiteren Personen Hilfe brachten. Die Zahl der bis zum 1. April 1884 durch die Einrichtungen der Gesellschaft geretteten Menschen hat damit die erfreuliche Höhe von 1482 erreicht. An Geldprämien für außerordentliche Leistungen auf dem Gebiet des Rettungswesens hat die Gesellschaft 1883/84 die Summe von 3102 M., seit ihrem Bestehen überhaupt 50 218 M. bezahlt und konnte im letzten Vereinsjahre dem 1. Offizier des Lloyddampfers Rhein, Herrn Petermann, welcher seit 1869 vier Personen mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens gerettet hat, die goldene Medaille verleihen. In das rechte Licht gestellt werden diese Erfolge unserer wackeren Rettungsmannschaften erst durch einen Vergleich mit den stattgehabten Schiffsunfällen. An der deutschen Küste selbst, auf dem Meere bis zu einer Entfernung von nicht mehr als 20 Seemeilen von der Küste, und auf den mit dem Meere in Verbindung stehenden Binnengewässern, soweit sie von Seeschiffen befahren werden, sind seit dem 1. Januar 1873, seit welcher Zeit öffentliche Erhebungen in dieser Richtung stattfinden, bis Ende 1883 nicht weniger als 1776 Fahrzeuge von mehr oder weniger ernsten Unfällen betroffen worden. 1883 sind 218 Unfälle vorgekommen, und da sich darunter 55 Zusammenstöße befanden, so beträgt die Zahl der verunglückten Schiffe 273. Davon sind 86 gestrandet, 7 gekentert und 17 gesunken, alles in allem 60 vollständig verloren, 137 teilweise beschädigt worden. Die Zahl der verloren gegangenen Menschenleben beträgt indes glücklicherweise nur 47, nämlich 45 Besatzungsmannschaften und 2 Passagiere, also nur wenig mehr als die Hälfte der allein durch die Rettungsapparate Geretteten. Von diesen Unfällen konnten durch seeamtliche Untersuchung 29 auf menschliches Verschulden, auf Pflichtvergessenheit oder Fahrlässigkeit in der Führung, auf Unvorsichtigkeit, fehlerhaftes Manövrieren, ungenügende Kenntnis des Fahrwassers, Abweichen vom Kurse, oder in einem Fall auf die Schuld der Lootsen zurückgeführt werden. Unter den gänzlich verlorenen 60 Schiffen befanden sich 44 deutsche. Der Gesamtverlust der deutschen Handelsflotte bezifferte sich 1883 auf 192 Schiffe mit zusammen mehr als 62 000 Registertons. H. B.

Beim Blümchenkaffee.

Von Julius Stinde.

„Zur Bereitung des Blümchenkaffees wird alljährlich in der Silvesternacht eine Kaffeebohne auf den Boden des Kaffeetopfes genagelt, die mit viel Wasser und noch mehr Genügsamkeit die nächsten zwölf Monate hindurch zur Herstellung des Magenlabsals dienen muß." — So lautet die Vorschrift zur Erzeugung des Blümchenkaffees, wie sie Dr. Heinrich Böhnke-Reich in seiner lehrreichen und interessanten Schrift: „Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben" (Fr. Thiel, Leipzig) mitteilt. Jeder kundige Leser — und wer sollte in seinem Leben nicht schon einmal Kaffee gemacht haben oder wenigstens zugesehen haben, wie er bereitet wird — ersieht sofort aus diesem Rezept, daß das also gewonnene Getränk allerdings die bunte Blume auf dem Grunde der Tasse erkennbar lassen muß, welche Eigenschaft der Transparenz die Ursache des bekannten Namens gewesen sein soll, der, sächsischen Ursprungs, so weit die deutsche Zunge reicht, zur Bezeichnung eines schwachen Kaffees mit Vorliebe angewandt wird.

Wie stark soll jedoch der Kaffee sein, damit ihm weder der herabsetzende Titel Blümchenkaffee erblüht, noch nach der entgegengesetzten Richtung hin üble Nachwirkungen folgen? Ein zu starker Kaffee ist schädlich für die Gesundheit, wie folgender Vorfall unzweifelhaft erhärtet. Im Jahre 1879 saßen in Berlin eines Abends mehrere lebenslustige junge Leute beisammen, die auf die Schädlichkeit des Kaffees zu sprechen kamen. Während die einen seine Unschädlichkeit behaupteten, meinten die anderen, daß der Trank sogar tödlich wirken könne. Der Streit kam dadurch zur Entscheidung, daß einer der Anwesenden, ein Architekt, sich bereit erklärte, die Unschädlichkeit des Kaffees sofort an sich selbst zu prüfen und zu beweisen. Es ward darauf aus 250 Gramm bestem gemahlenen Kaffee eine kleine Portionstasse voll Extrakt bereitet, die mit sichtlichem Wohlbehagen in einem Zuge geleert wurde. Etwa zehn Minuten später stellten sich die ersten Zeichen einer Vergiftung ein. Zunächst erfolgte heftiges Erbrechen, hierauf quollen die Augen aus den weit geöffneten Augenhöhlen, Schaum bedeckte die blau gewordenen Lippen, der ganze Körper verfiel in krampfhafte Zuckungen, wobei der Angstschweiß in hellen Tropfen aus den Poren drang. Der sofort herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand des Vergifteten für einen höchst gefährlichen, da jeden Augenblick ein Schlagfluß zu befürchten stand. Erst nach mehrstündiger Anstrengung gelang es unter Anwendung heftiger Gegengifte, den Kranken der Todesgefahr zu entreißen, doch vergingen noch Wochen, bevor die Wiederherstellung eine befriedigende genannt werden konnte.

Wie sich aus dem eben erzählten, warnenden Falle ergibt, ist ein halbes Pfund Kaffee auf eine Tasse zu viel, andererseits dürfte die eine Bohne in der Blümchenkaffeekanne ein bischen gar zu wenig sein, — wo liegt nun die goldene Mittelstraße?

Geschmack, Gewohnheit, Klima und Sitte spielen eine so große Rolle in Bezug auf die Bereitung des Kaffees, daß es schwer ist, die Normalstärke des braunen Trankes festzustellen. In einigen Gegenden Arabiens verlangt der Kaffeetrinker sechzig Gramm Bohnen auf eine Tasse, Dr. H. Meidinger beansprucht dagegen nur acht Gramm, wenn man sich seiner Extraktionsmaschine bedient, in Österreich rechnet man etwa zehn Gramm auf eine große Tasse. Die vorzügliche Qualität des österreichischen Kaffees soll nach Dr. Böhnke-Reich ihren Grund darin haben, daß man dort mit je 125 Gramm (1/4 Pfund) ein bis zwei Kakaobohnen vermahlt. Ein Versuch ergab, daß das Getränk hierdurch sehr vollmundig und mildschmeckend wird. Beethoven fand im Kaffee ein mächtiges Anregungsmittel zum geistigen

Schaffen, aber niemand bereitete ihm denselben gut genug. Deshalb braute er sich seinen Kaffee selbst auf einer Maschine. Zu jeder Tasse wurden sechzig Bohnen abgezählt, keine mehr und keine weniger.

Der Kaffee wirkt auf das Nervensystem, er belebt, erheitert und vertreibt den Schlaf, er beteiligt sich an der Ernährung jedoch nur durch die Erregung der Nerventhätigkeit und durch den Einfluß, welchen die letztere auf die Verrichtungen des Organismus ausübt. Da nun die Nerven des einen Menschen erregbarer sind als die eines anderen, so wird derjenige am zweckmäßigsten handeln, der die Stärke des Kaffees seiner Eigenart anpaßt und die Bekömmlichkeit als Maßstab gelten läßt.

Nach Moleschott ist nur schwarzer Kaffee imstande, nach Tische die Verdauung zu fördern, indem er die Absonderung der lösenden Magensäfte vermehrt. Mit außerordentlichem Nutzen wird er von den Bewohnern kalter und zugleich feuchter Gegenden genossen. Auf Seefahrten, im Felddienst und Biwak, überhaupt, wenn der Mensch bei rauher, schwerverdaulicher oder kärglicher Kost und bei Mangel an gutem Trinkwasser den Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, leistet der Kaffee fast unersetzliche Dienste. Es wurde anfangs über die bei der deutschen Armee gebräuchlichen Kaffeelieferungen auswärts viel gelacht und gespottet, aber sie haben sich außerordentlich günstig bewährt und als Gegner des Branntweins erwiesen.

Der Kaffee ist der beste Bundesgenosse bei der Bekämpfung der Branntweinpest. Es würde uns zu weit führen, hier auf den segensreichen Einfluß der Volkskaffeeschenken einzugehen, und deshalb sei nur bemerkt, daß sie sich in allen Ländern mehren und, soweit statistische Erhebungen maßgebend sein können, dem Branntweingenuß steuern. Virchow schrieb, daß Kaffee und Thee nur mit dem Wein und Schnaps verwandte Genußmittel sind, da das Kaffeïn ebenso giftig sei wie der Alkohol: ersteres überwiegend reizend, letzterer zuerst reizend, dann schnell lähmend, und kam zu dem Schluß, die Kaffeeschwestern und Theebrüder, deren Genossenschaften die Mäßigkeitspriester so sehr begünstigt haben, unterliegen also nicht minder einer verwerflichen Leidenschaft als die Wein- und Schnapstrinker. Trotzdem hat der Kaffee, wenn man von Personen absieht, die ihm im Übermaße zugethan waren, nicht den millionsten Teil von dem Schaden angerichtet, der dem Branntwein nachgewiesen worden ist. Er hat weder das Glück von Familien untergraben, noch Leute von Haus und Hof getrieben, im Gegenteil, wo Fleiß, Arbeitsamkeit und Gesittung dem Branntwein zum Opfer fielen, ist der Kaffee das materielle Hilfsmittel gewesen, die moralische Wiedergeburt zu festigen und die Enthaltsamkeit zu erleichtern. Längs der sieben englischen Meilen, in denen sich die Docks am Merseyflusse bei Liverpool erstrecken, sind täglich 15 000 Arbeiter beschäftigt, deren leibliche Erquickung sich früher mehr als hundert Branntweinschenken angelegen sein ließen. Die dort errichteten Kaffeeschenken haben nunmehr bewirkt, daß jetzt zehn Kaffee trinkende Arbeiter auf einen Branntweintrinker kommen. Nach Virchows Ansicht unterliegen diese Kaffeetrinker einer „nicht minder verwerflichen Leidenschaft“ als die Wein- und Schnapstrinker; es ist aber wohl anzunehmen, daß der vielgenannte Gelehrte in seinem Eifer, den „Mäßigkeitspriestern“ einen auszuwischen, über das Ziel hinausschoß. Gegen ihn spricht der Umstand, daß der Kaffee ein Weltgetränk geworden ist, und die Welt an der „verwerflichen“ Leidenschaft immer noch nicht zu Grunde ging, wie die Bevölkerung ganzer Distrikte, die gewinnsüchtige Händler um Gut, Gesundheit und Menschenwürde brachten, indem sie ihnen den Fusel darreichten. Die werkthätige Liebe, welche dem Evangelium entsprießt, ist aber vielen ein Ärgernis, und deshalb wurde die Eröffnung des dritten christlichen Kaffeehauses in Berlin in sog. fortschrittlichen Zeitungen mit Hohn und Spott angezeigt. In einem Blatte stand sogar zu lesen: man könnte dort „getauften Kaffee“ bekommen. Dieser „brillante Witz“ hat jedoch die entgegengesetzte Wirkung gehabt, als sein Autor vermeinte, er öffnete manchem die Augen über die Bestrebungen einer Presse, welche in ihrem Haß gegen alles, was christlich heißt, die Einrichtungen in den Augen des Volkes herabzusetzen sucht, welche seinem wahren Wohle dienen.

Die belebenden, anregenden Wirkungen des Kaffees, welche ihn zum wohlthuenden Ersatze des Branntweins machen, kommen jedoch den zahlreichen Surrogaten keineswegs zu. Nach Eduard Reich wirkt namentlich die Zichorie unter allen Umständen schädlich. Der Genuß von Zichorienkaffee macht nervös und ruft Störungen in den Unterleibsorganen hervor und hat außerdem einen eigentümlichen, verstimmenden Einfluß auf die Geschmacks- und Magennerven. Allen Zichorienverbrauchern fehlt die richtige Lebensenergie, ihre Gefühle sind krankhaft, ihr Gemüt ist verstimmt und ihr Geist von diesen Verstimmungen beeinflußt. Auch schwächt die Zichorie die Sinneswerkzeuge, namentlich die Augen; sie mag wohl die unbeachtet gebliebene Veranlassung zu den vielen Augenleiden sein, die man in der Masse der ärmeren Konsumenten, welche die Zichorienfabrikanten bereichern, so oft antrifft.

Der reine Kaffee ist dem armen Volke zu teuer und darum behilft es sich mit den kaffeeähnlichen Getränken. Könnte hier Wandel geschafft werden, es würde sich manches bessern. Eine große Umwälzung würde in unserm Deutschland erzielt werden, wenn der Kaffee statt durch Surrogate durch Thee ersetzt würde, denn der Thee hat eine dem Kaffee ähnliche Wirkung und ist so billig zu beschaffen, daß auch der Arme ihn genießen kann, zumal wenn man bedenkt, daß ein hinreichend starker Theeaufguß mit verhältnismäßig wenig Material bereitet werden kann. Von den Detaillisten wird jedoch der Thee meistens überteuer verkauft, so daß die Armut für teures Geld eine geringe Ware erhält. Um den Detailverkauf zu erleichtern, kam Otto E. Weber in Radebeul-Dresden auf den Gedanken, guten Thee mit Hilfe einer eigenartigen Maschine in Portionstafeln zu pressen, welche nicht erst vom Krämer abgewogen werden, sondern stückweise abgegeben und ungemein bequem zum Ausgleich bei Pfennigsrechnungen als Tauschmittel benutzt werden können. Die durch die Pressung etwas zerbröckelten Blätter ziehen vollständiger aus, als der gewöhnliche Thee, und da die Stückchen stets von gleicher Größe sind, so ist die Hausfrau im stande, jedesmal ein gleichmäßiges Getränk zu bereiten. Wo diese neue Form des Thees einmal Eingang gefunden hat, sind die Leute hoch erfreut, aber die Schwerfälligkeit des Publikums, die Abneigung, das Mißtrauen gegen Neuerungen und besonders das Widerstreben der Detaillisten, machen die Einführung des Portionsthees schwer.

Der Zichorienkaffee ist eine deutsche Erfindung. Der Hofgärtner Timmer in Arnstadt in Thüringen soll in Deutschland der erste gewesen sein, der geröstete Zichorienwurzel statt Kaffee benutzte. Die eigentlichen Erfinder der Zichorienkaffeefabrikation sind jedoch Major von Heine und C. G. Förster, welche am 1. Oktober 1770 ein ausschließliches Privilegium für den Anbau der Pflanze und die Verbreitung ihrer Wurzel im preußischen Staate erhielten. Jetzt werden in Berlin jährlich 500 000 Kilogramm, in Halberstadt und Braunschweig über eine Million Kilogramm Zichorienwurzel als Kaffeesurrogat verarbeitet. Die Billigkeit des „neuen Kaffees“ war der Verbreitung der Zichorie günstig, denn damals verschaffte Billigkeit einer erbärmlichen Ware ebenso großen Absatz, wie heute ein scheinbar niedriger Preis den eigens für diesen Zweck verfertigten Schundartikeln massenhaft Käufer zuführt.

Jetzt, nach reichlich hundert Jahren, gibt es Leute, welche auf demselben zichorienpolitischen Standpunkte von damals stehen und den Kolonial-Bestrebungen ein pathetisches „zurück“ entgegenstellen. Aber auch im schwarzen Erdteil gedeiht der Kaffee, vielleicht keimt jetzt schon im Congogebiete die Saat, deren Früchte unserem Vaterlande zugute kommen werden. Wer weiß es? Rasch vollzieht sich alles in unserer Zeit, möglicherweise erleben wir es noch, daß Zichorie und Blümchenkaffee verschwinden, wenn der Kaffee vom Congo und den eigenen Kolonieen seinen Einzug hält. Und wer hätte wohl jemals gedacht, daß man beim Blümchenkaffee von Ländern reden würde, in denen wirklicher, echter Kaffee wächst und die deutsche Flagge weht?

Pirogue mit Auslegern von der Humboldtbai. Nördliches Neu-Guinea.

Unsere Südsee-Inseln. I. Neu-Guinea.

Nachdem Deutschland in Afrika den ersten Schritt gethan hatte, um noch in der elften Stunde vor Vergebung der außereuropäischen Erde ein Kolonialreich zu werden, ist diesem bald der zweite Schritt gefolgt, und es war vorauszusehen, daß er in der Südsee gethan wurde, wo der deutsche Handel schon seit langer Zeit eine so hervorragende Stellung einnimmt, daß auf den nördlichen und westlichen Inseln derselbe größer ist als derjenige der übrigen europäischen Völker zusammengenommen. „Herrenlose" größere Inseln waren aber nur noch im westlichen Ozeanien vorhanden und hier kamen der Neu-Britania-Archipel, die Salomon-Inseln und der noch nicht besetzte Teil der Rieseninsel Neu-Guinea in Betracht. Von letzterer beanspruchen die Niederländer die ganze Westhälfte bis zum 141. Grad, wiewohl sie dort niemals thatsächlich geherrscht haben oder Niederlassungen anlegten. Was die Osthälfte anbetrifft, so ist der südliche Teil derselben an der Torresstraße neuerdings von den Engländern für Australien okkupiert worden; die nördliche Hälfte des Ostteils aber, etwa ein Viertel Neu-Guineas, steht nun unter dem deutschen Schutze. Man nimmt an, Neu-Guinea umfasse 720 000 Quadratkilometer; hat davon der deutsche Teil wirklich ein Viertel, so besäßen wir dort 180 000 Quadratkilometer oder mehr als die Hälfte Preußens dem Areal nach beträgt.

Die erste Entdeckung der Insel Neu-Guinea ist den Portugiesen zu danken, die im Beginne des XVI. Jahrhunderts von den Molukken kommend an deren Küsten gelangten. Durch die später während des XVI. Jahrhunderts von den Spaniern unternommenen Versuche, den stillen Ozean in der Richtung gegen Osten zu durchschneiden, welche mehrere Reisende an die Nordküste führten, wurde ein großer Teil derselben bekannt. Das Werk der Spanier setzten im XVII. Jahrhundert die Niederländer fort, so daß allmählich die Küstenumrisse der riesigen

Dorf an der Humboldtbai, Neu-Guinea auf der Grenze der deutschen und niederländischen Besitzungen.

Insel bekannt wurden, welche sich größer als das Deutsche Reich erwies und mit Borneo und Madagaskar darum wetteifert, die größte Insel zu sein. Wir können nicht alle die zahlreichen Reisenden hier aufführen, die bis auf unsere Tage herab sich mit der Erforschung Neu-Guineas beschäftigt haben, und nennen nur die Deutschen Dr. S. Müller, Dr. Bernstein, Dr. A. B. Meyer und A. von Rosenberg, welche sich namentlich mit der Naturgeschichte der großen Insel vertraut machten.

Bei den Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes und die Roheit seiner menschenfressenden Bewohner den wissenschaftlichen Unternehmungen bereiten, ist es noch nicht gelungen, den eigentlichen Kern der Insel zu erforschen, ja selbst die Küsten sind noch nicht genügend aufgenommen, sodaß wir Neu-Guinea noch immer zu den am wenigsten bekannten Teilen der Erde rechnen können. Daraus ergibt sich, daß wir noch keineswegs die Natur und Bildung des Landes im allgemeinen zu schildern vermögen. Aber allenthalben enthält das Innere Gebirge und zwar darunter so hohe, daß sie alle Berge der indischen Inseln, Australiens und der übrigen Inseln des Ozeans übertreffen und die höchsten Erhebungen zwischen dem Himalaya und den Kordilleren bilden. Sie scheinen mehrere voneinander getrennte Gebirgsländer zu bilden, von denen wir im Westen das 3000 Meter hohe Arfakgebirge, im Osten das weit über 4000 Meter hohe Owen-Stanley-Gebirge kennen. Dabei fehlt es nicht an ausgedehnten Ebenen und an großen schiffbaren Strömen, von denen der Fly-River, der an der Südküste in einem Delta mündet, erst seit wenigen Jahren erforscht ist.

Wenig bekannt ist noch die Geologie des Landes, doch wissen wir, daß an verschiedenen Stellen Gold vorkommt, und manche Gesteine deuten darauf hin, daß der Reichtum Australiens an Mineralien sich auch in Neu-Guinea wiederholt. An der Nordküste, welche jetzt in deutschem Besitze sich befindet, liegen thätige Vulkane. Der Boden ist fast allenthalben, wo er untersucht worden ist, von großer Fruchtbarkeit, und es ist daher natürlich, daß selbst in seinem jetzigen Zustande das Land reich an schätzbaren Naturprodukten ist. Alles ist mit dichten Urwäldern bedeckt, gegen welche die seltenen, von den Eingeborenen angebauten Stellen verschwinden. Diese Wälder haben von je die Beobachter in Verwunderung gesetzt; die oft kolossalen Bäume sind mit Schlingpflanzen bedeckt und durch sie verbunden, sie reichen bis in das Meer hinaus und hängen über seine Wellen, der dichte Schatten der Blätter hält die Sonnenstrahlen wirksam ab, und daher fehlen niedrige krautartige Pflanzen sehr. Der Charakter der Vegetation ist im wesentlichen der indische und nicht wenige Pflanzen Neu-Guineas sind mit den molukkischen identisch. Allein bei aller Schönheit dieser Wälder sind sie doch nicht so abwechselnd, wie man glauben sollte, und die Verschiedenheit der Bäume untereinander nicht so groß wie auf den westlichen indischen Inseln. Palmen, Orchideen, Aroideen, Zimmet- und Myrtenpflanzen sind unter den tropischen Pflanzen Neu-Guineas hervorragend. Man kennt von Neu-Guinea etwa zwanzig Baumarten, die ausgezeichnet hartes Holz für feine Möbelarbeiten zu Furnieren, Mastbäumen und für den Schiffsbau liefern. Muskatnüsse und Sago bilden einen Ausfuhrartikel, ebenso Bambus und Masorinde, und bei wirklicher Kultivierung würde man mit Zuckerrohr, Reis und Baumwolle große merkantile Erfolge erzielen.

Der Lage Neu-Guineas nach, so nahe dem Äquator, könnte man eigentlich ein viel wärmeres Klima erwarten, als es in der That beobachtet wurde. Die mittlere Temperatur wird auf 26° C. angegeben, doch trägt der gebirgige Charakter der Insel viel zur Mäßigung der Hitze bei. Durch die großen Wälder und die Moräste entstehen natürlich auch sehr viele Dünste, die das ganze Land in einen Nebelschleier hüllen, der die Spitzen der Gebirge fast niemals sehen und meistens auch die Sonnenstrahlen nicht durchbrechen läßt. Man kann daraus folgern, daß es viel Regen gibt, ebenso wie starke Gewitter. Wetterleuchten sieht man fast jeden Abend.

Verhältnismäßig am besten bekannt ist die Tierwelt Neu-Guineas. Während man früher annahm, daß Neu-Guinea geradezu ganz eigene Tiere besäße, haben neuere Forschungen dieses nicht in dem gehofften Maße bestätigt. Man kennt etwa siebzig Säugetiere, darunter das Papua-Schwein. Affen fehlen ganz, ebenso die eigentlichen Raubtiere und Insektenfresser. Dagegen finden wir Beuteltiere und unter diesen die höchst merkwürdigen Baumkängurus, viele rattenartige Geschöpfe, Fledermäuse und fliegende Hunde. Bemerkenswert ist, daß die meisten dieser Tiere ein durchaus nächtliches Leben führen und sich den Tag über in hohlen Bäumen und anderen Schlupfwinkeln verborgen halten. Ungleich zahlreicher an Arten ist die Vogelwelt, unter deren Repräsentanten Papageien und Tauben hervorragen. Man hat etwa zweihundertundfünfzig Vögel auf Neu-Guinea beobachtet, von denen sechzig diesem Lande eigentümlich sind und unter diesen gerade solche, die sich durch ein herrliches Gefieder auszeichnen, wie die Paradiesvögel und die in zahllosen Scharen vertretenen Kakadus, die Prachttauben,

Karte von Neu-Guinea und den umliegenden Inseln mit den deutschen Erwerbungen.

darunter die prächtige blaue Kronentaube, die so groß wie ein Hahn wird. Die auffallendsten und größten Vögel Neu-Guineas sind aber die Kasuare.

Ähnlich wie bei uns die Auerhähne auf bestimmten Bäumen balzen, versammeln sich auch die **Paradiesvögel** zu „Tanzgesellschaften", wie die Eingeborenen sagen, am frühen Morgen, und bei dieser Gelegenheit werden sie erlegt. Die Schwarzen bauen sich ein kleines Dach von Palmblättern an einem passenden Platze unter den Zweigen; hier verbirgt sich der Jäger vor Tagesanbruch mit seinem Bogen und einer Anzahl stumpfer Pfeile, die den Vogel wohl töten, aber nicht verletzen. Mit den Bälgen der schönen Tiere wird Handel getrieben.

Von Amphibien kennen wir einige dreißig Arten aus Neu-Guinea, darunter sechs Schlangen und das in den Flußmündungen vorkommende indische Krokodil. Unter all den zahllosen niederen Seetieren wollen wir schließlich nur noch die Seewalzen (Holothurien) erwähnen, die zur Klasse der Stachelhäuter gehören. Es sind länglichrunde, lederartige Tiere, die am Kopfe einen verschiedenartig gebildeten Fühlerkranz besitzen und bis fünfunddreißig Zentimeter lang werden. Diese Seegeschöpfe sind für den Handel von großer Wichtigkeit, da sie den berühmten **Tripang** liefern, von dem die Kaufleute etwa zwanzig Sorten unterscheiden. Man kocht den Tripang gleich nach dem Fang in Seewasser und trocknet ihn dann, um ihn als gesuchten und teuer bezahlten Artikel nach China zu führen, wo er als Reizmittel benutzt wird. Deshalb ist es auch der Tripang, der den Verkehr zwischen China und Neu-Guinea belebt.

Uns interessieren zunächst aber die Menschen des neuen deutschen Landes, und da haben wir zu konstatieren, daß wir abermals **schwarze** Mitbürger erhalten haben, die den Negern Afrikas ähnlich sehen und doch keine Neger sind. Obwohl die Bewohner Neu-Guineas in den verschiedenen Teilen des Landes viel Übereinstimmendes zeigen, so hat es doch Verwunderung erregt, daß man hellere und dunklere unter ihnen unterscheiden konnte, jedoch haben die neueren Forschungen dargethan, daß alle zu der sogenannten melanesischen Rasse gehören. Der Wechsel wie in der äußeren Erscheinung zeigt sich auch im Kulturzustande; wir finden neben gänzlich in Roheit versunkenen und verkommenen Stämmen solche, die sich bereits einen gewissen Grad von Gesittung erworben haben. In dieser Hinsicht ist aber besonders der Gegensatz auffallend, den man zwischen den Bewohnern der Küsten und des Innern bemerkt, indem die ersteren, wohl unter den Einflüssen der Malayen weit höher stehen. Über die Zahl der Bewohner

Die deutschen Interessen in der Südsee.

läßt sich mit Bestimmtheit nichts sagen; gewiß ist der größte Teil des mit Urwäldern bedeckten Landes nur schwach bevölkert und selbst die gewöhnliche Angabe von einer Million Einwohner ist durch nichts begründet; nimmt man jedoch dieselbe mangels jeder anderen Angabe an und rechnet man ein Viertel des Landes für Deutschland, dann dürfte die Anzahl der Papuas — so heißen die Bewohner — die jetzt unter deutschem Schutze stehen, sich auch auf eine Viertelmillion belaufen. Das besonders Anziehende bei diesen Wilden ist, daß sie noch vollständig unbeleckt von der Kultur sind und meistens noch im sogenannten Steinzeitalter stehen. Von diesen fast ganz unbekleideten, zum größten Teil auch noch menschenfressenden Schwarzen interessieren uns zunächst jene, welche die Nordostküste bewohnen, die unter deutschem Protektorate steht, und zwar jener Teil, der vom 141. Grade aus nach Osten zu liegt. Dort, und zwar in der Humboldtbai, ist vor ungefähr zehn Jahren das britische Forschungsschiff „Challenger" gewesen, aus dessen Reiseberichten wir hier einiges ausziehen wollen, was zur Charakteristik der Papuas jener Gegend dienlich ist. Als es am nächsten Morgen (27. Februar 1875) Tag wurde, heißt es dort, nahmen wir wahr, daß wir in einer äußerst interessanten, prachtvollen Bai lagen und das Schiff von ungefähr achtzig Kanoes umgeben war, deren jedes von etwa einem halben Dutzend mit Bogen, Pfeilen, Speeren und Steinbeilen bewaffneter Wilden bemannt war. Um einen bessern Ankerplatz zu suchen, dampften wir tiefer in die Bai hinein und zwar zum größten Entsetzen der Eingebornen. Langsam fuhren wir weiter, während die Kanoes uns auf beiden Seiten begleiteten. Die vor uns liegende Landschaft machte von allem, was wir auf unsrer bisherigen Fahrt gesehen, wohl am meisten den Eindruck der Neuheit auf uns: im Hintergrunde die von der Sonne beschienene bergige Küste mit ihrem bis in das Wasser hinabreichenden üppigen Baumwuchse und die im schwachen Morgenwinde sich leicht bewegenden Bäume, deren untere Zweige von dem weißen Schaum der Brandung bespritzt wurden; um uns eine Menge beweglicher, dunkelbrauner Gestalten, von denen einige sich mit Blättern, Blumen und Vogelfedern, andere mit ungeheuren krausen Perücken und dem wilden Kriegsschmuck, Farben, Brustschilden, Bögen und Pfeilen geziert hatten und die alle die Töne eines Muschel-

Ein Eingeborener von Neu-Guinea auf der Paradiesvogeljagd.

Kap King William an der felsigen Nordostküste von Neu-Guinea.

horns mit eintönigem Gesange begleiteten — und in der Mitte der „Challenger“, der einzige Vertreter der Zivilisation des Westens in diesen selten besuchten Regionen, deren Bewohner um volle zweitausend Jahre gegen unsere Kultur zurück sind.

Zwischen den Europäern und den Eingebornen entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel. Die Wilden gaben einen Arm voll Waffen oder Gürtel, Halsbänder und Ohrringe, die mühselige Arbeit vieler Tage, für ein paar Stücke verrostetes Bandeisen oder einen Strang Perlen hin. Den ganzen Tag wurde gehandelt, es war merkwürdig, wie die Habgier der Eingebornen beim Anblick der europäischen Tauschartikel erwachte und wie sie sich bereit zeigten, alles, was sie besaßen, gegen kleine Beile, Messer, Perlen oder Eisen umzutauschen. Sie zeigten sich beim Handel übrigens im allgemeinen sehr ehrlich, wenn sie die ausgesuchten Gegenstände am Ende ihres Fischspeeres hinaufreichten, um dafür ein Stück Eisen in Empfang zu nehmen. Was das Äußere dieser Wilden von Nord-Neu-Guinea betrifft, so zeigen sie dunkelbraune Hautfarbe und kurze Statur, sind aber sonst wohlgebildet. Das Haar war wollig und meist mit einem roten Pulver beschmiert, die Augenbrauen ein wenig zusammengezogen, die Nase breit und platt, die Nasenlöcher groß und gewöhnlich mit einigen Fangzähnen eines Ebers geschmückt, wodurch die Eingebornen ein wildes Aussehen bekamen. Die Lippen waren dick, das Kinn zurücktretend; einige trugen auch etwas Schnurr- und Backenbart. Sie besaßen sehr zahlreiche Schmuckgegenstände, schienen sich aber auch gern mit Blumen und starkriechenden Pflanzen zu zieren. Gesicht und Körper waren mit breiten, weißen Streifen und Flecken bepinselt; dazu trugen sie Gürtel und Brustplatten aus Kasuar- und Hundeknochen, Armbänder von gewebtem Gras, Halsschmuck aus Muscheln und Hundezähnen. Ein jeder trug Bogen und Pfeile — die Spitze der letzteren aus scharfen Steinen gebildet. Die Männer gingen völlig nackt, die Weiber trugen eine kleine Schürze.

Das Dorf, bei dem der „Challenger“ vor Anker gegangen war, bestand aus etwa zwanzig Häusern mit hohen, schlank zulaufenden Dächern aus Palmblättern. Es ist ein echtes Pfahldorf, auf einer Plattform erbaut, welche sich auf dünnen Pfählen über dem Wasser erhebt und durch eine Art Brücke mit dem Festland verbunden ist. Die Kanoes der Wilden hatten eine Länge von 6 bis 10 Meter und waren aus einem Baumstamm gehöhlt; Vorder- und Hinterteil sind in Gestalt von Schlangen, Vögeln und anderen Tieren geschnitzt. Auf der Seite des Bootes befindet sich ein langer Ausleger, auf dessen Rahmenwerk ein kleines Gerüst aus Planken oder Bambusrohr hergestellt ist, das zur Aufnahme von ein oder zwei Personen oder von Gegenständen, mit denen die Eingebornen Tauschhandel treiben, Raum bietet.

Speziellere Kenntnis über die Eingebornen des nördlichen Neu-Guinea haben wir auch durch die Expedition des niederländischen Dampfers „Etna“ im Jahre 1858 erhalten. Von den Schwarzen an der Humboldtbai erzählten die Holländer, daß sie außerordentlich diebisch wären. „So stahlen sie, ehe es noch jemand bemerken konnte, ein paar kupferne Platten, die nahe am Steuerrade befestigt waren, drehten eiserne Schrauben heraus, bemächtigten sich umliegender Beile und anderer eiserner Gegenstände. Es hat die meiste Wahrscheinlichkeit, daß sie sich diese Sachen mit den Zehen zugereicht haben und sie so ohne Aufsehen zu erregen, in ihre Kähne wandern ließen.“ Auch als außerordentlich neugierig bezeichnen die Holländer jene Eingebornen. Sie betasteten die Kleider und Gesichter der Ankömmlinge, nahmen alles in die Hände und gaben ein lebhaftes Interesse für das nie Gesehene zu erkennen. Merkwürdigerweise verschmähten sie aber Lebensmittel zu genießen, und sogar die geistigen Getränke, welche sonst bei allen Wilden freudig aufgenommen werden, wiesen sie zurück. Interessant ist, daß die Holländer einige Tempel an der Humboldtbai fanden, die uns wenigstens einiges Äußere über die Religion dieses Volkes verkündigen, dessen ganzes psychisches Leben uns noch völlig unbekannt ist. Diese Tempel sind achteckig und über zwanzig Meter hoch. Bei manchen sind zwei Dächer übereinander angebracht, wodurch sie den chinesischen Gartenhäuschen in der Form ähneln. An den Seiten des Daches ragen lange Stöcke hervor, auf denen ziemlich naturgetreue Holzschnitzereien angebracht sind, die in natürlicher Größe Vögel, Fische und andere Tiere darstellen, und bei einem befand sich sogar auf der Spitze ein drei Fuß hohes männliches Bildnis. Diese Bilder sind miteinander durch lange Guirlanden von einer wohlriechenden Grasart, getrockneten Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern verbunden; auf ähnliche Weise ist auch das Innere des Tempels verziert. Außerdem sieht man noch Schweinsköpfe und Zähne, Pfeile, Bogen und Lanzen in unzähliger Menge und von allen Dimensionen in symmetrischen Reihen geordnet. Neben den vier Thüröffnungen befinden sich große hölzerne Kasten mit Sand gefüllt zum Feueranmachen, das vielleicht bei religiösen Zeremonieen benutzt wird. Neben diesen Herden liegen die hölzernen Kopfkissen zum Ruhen für die Jünglinge, welche beständig im Tempel Wache halten. Götzenbilder irgend welcher Art hat man nicht bemerkt.

Vegetationsbild von der Nordküste Neu-Guineas. (Deutscher Besitz.)

Die Jagd ist jedenfalls eine Hauptbeschäftigung der Papuas im deutschen Neu-Guinea, wie die massenhaft in ihren Wohnungen aufgehängten Schweineschädel, die Kasuarfedern ꝛc. beweisen, ebenso erlegen sie mit ihren Pfeilen auch sehr geschickt Fische. Zum Fange der letzteren gebrauchen sie aber auch Netze, die sehr künstlich aus Bambusfasern verfertigt sind und zum Zwecke des Niedersenkens mit Muschelschalen beschwert werden. Der Landbau wird weniger betrieben, doch sind regelmäßig umgearbeitete Ackerstücke vorhanden, die mit Pisang, Kokospalmen und Tabak bepflanzt und durch eine Hecke gegen die Verwüstung der wilden Schweine geschützt werden.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

„Du willst nach Europa gehen? — Felix! — Wir gehen zusammen nach Deutschland? — Hurrah!“ — rief Paul, und dieser Ausbruch der Freude zeigte Felix zum erstenmal, welch ein schweres Opfer ihm der Freund gebracht hatte.

„Du weißt nicht, armer Junge, welchen Scenen du entgegengehst!“ sagte Felix traurig. „Übrigens sagte ich schon, daß Manfred Weib und Kind in London verlassen hat. Ich hatte nicht das Herz, ihm jetzt gerade mitzuteilen, daß ich Ursache habe zu glauben, daß das Kind tot ist. Immerhin aber ist es möglich, daß euch das Erbe auch im Falle seines Todes verloren geht.“

Paul seufzte. Aber der Gedanke, nach Deutschland zu gehen, überwog bei ihm für den Augenblick jedes fernliegende, und immerhin ungewisse Übel, und als wenige Augenblicke darauf Manfred eintrat, empfing er ihn ohne sichtbare Zeichen des Widerwillens.

Einige Stunden später trafen sie zusammen in Vera Cruz ein, wo sie indessen kein Fahrzeug fanden, das zum Absegeln fertig gewesen wäre. Felix und Paul berieten miteinander, ob sie ihrer Ankunft in der Heimat eine Meldung vorausgehen lassen sollten. Doch war es sehr unwahrscheinlich, daß eine solche vor ihnen eintraf. Sie beschlossen daher, daß gleich nach ihrer Landung Paul voranreisen solle, während Felix Manfred unter dem Vorwande einer notwendigen Erholungsfrist einige Tage zurückhalten wollte. Auf diese Weise hofften sie einer erschreckenden Überraschung am sichersten vorzubeugen und den Ihrigen Zeit zu verschaffen, sich zu fassen und Manfred mit Ruhe zu erwarten.

Während sie mit Ungeduld auf eine Schiffsgelegenheit warteten, warf ein zweiter Anfall von gelbem Fieber Manfred aufs Krankenlager und nötigte sie, das erste nach Havana abgehende Schiff zu verpassen. Mit diesem Schiffe sendete Manfred einen Brief an Mr. Oldcastle und einen anderen an die alte Meinhardt, die er beide, mit dem allen lasterhaften Menschen natürlichen Mißtrauen, durch andere Hände, als die seiner treuen Krankenpfleger, zu befördern wußte. Einige Tage später schifften sie sich auf einem französischen Schiffe nach New Orleans ein, wo sie bald Gelegenheit fanden, die Überfahrt nach Europa anzutreten.

XXI. Stunden der Qual.

Am vierten Tage nach Ulrichs Abreise saß Lucy am Bett der Meinhardt, die Augen auf die bleichen Züge der Alten geheftet, die erschöpft in die Kissen zurückgesunken war. Frau von Ellern war mit ihren Töchtern zu einem Besuch in der Nachbarschaft gefahren, und Lucy hatte die Aufforderung, sie zu begleiten, dankend zurückgewiesen. So sehr die liebevolle Rücksicht der stolzen Frau, so verschieden von ihrer sonstigen, vornehmen Herablassung, auch ihr Herz erwärmte, so wenig wünschte sie doch die Augen auf sich zu lenken, ehe Ulrich selbst sie als seine verlobte Braut in den Kreis der Seinen einführen würde. — Und sie blieb so gern allein. Sie ward nie müde, sich in süßen Träumen zu wiegen; sich die bewegte Stimme, die von Liebe überfließenden Worte des Geliebten zurückzurufen, sich in lieblichen Zukunftsbildern zu ergehen, und dankbar die Hände zu falten in dem köstlichen Bewußtsein, daß nun der Sturm des Lebens für sie vorübergebraust und ihr Schifflein in den sicheren Hafen eingelaufen war, wo es, wenn auch noch von Wellen und Wind geschaukelt, doch ruhig lag in dem festen Ankergrund der Liebe eines edlen Mannes.

So traf die Meldung, daß in dem Zustande der alten Meinhardt ein Wechsel eingetreten sei und sie sich in stets wachsender beängstigender Aufregung befinde, die das Schlimmste fürchten lasse, Lucy allein. Die pflegende Schwester hatte die gnädige Frau bitten lassen, wo möglich den Boten zurückzubegleiten, und statt ihrer machte sich Lucy auf den Weg, um zu sehen, ob nicht auch ihre Anwesenheit etwas nützen könne. Sie fand die Alte in einem Zustande völliger Erschöpfung, und da Schwester Dorothee dringend der Ablösung bedurfte, erbot sie sich, ihre Stelle bei der jetzt ruhiger erscheinenden Kranken einzunehmen.

Sie hatte bereits mehr als eine Stunde an dem Bett gesessen, als die Alte von neuem unruhig zu werden begann. Sie richtete sich auf und suchte mit zitternden Händen nach ihren Kleidungsstücken, als habe sie die Absicht, aufzustehen. Lucy legte ihre Hand sanft auf die abgezehrte Schulter und suchte sie zum Niederlegen zu bewegen. Die Alte war offenbar bei völlig klarer Besinnung, obgleich ihre Augen im Fieber glühten. „Miß Lucy,“ fragte sie ganz plötzlich, „glauben Sie, daß ich sterbe?“

Lucy erschrak bei der unerwarteten Frage, und die Alte, die ihren Blick als Bejahung auffaßte, rang die Hände. „Miß Lucy, ich kann nicht sterben, — ich darf nicht sterben! Ich habe noch auf Erden zu thun! — O, ich glaubte, sie wären alle oben, für die ich sorgen mußte auf Erden, und nun! — O helfen Sie mir! — Sagen Sie mir, wie ich meine Aufgabe ausrichten soll, ich bin so schwach! O mein Gott, mein Gott!“ — und sie richtete sich von neuem auf und rang die abgezehrten Hände.

Es war Lucy, als wenn ein unheimliches Etwas in den Reden der Alten Gewalt über sie bekäme; als habe eine kalte Hand sie angerührt und als wenn von da aus ein leiser Frost durch ihre Adern schliche. Sie hätte sich keine Rechenschaft über den Ursprung dieses Gefühls geben können, aber es war da und sie zitterte unwillkürlich, sie wußte nicht, wovor.

„Wenn Ihr etwas habt, was Euer Herz beschwert und Euch das Sterben schwer macht, so sagt es, Frau Meinhardt!“ sprach sie fast ohne zu wissen, was sie sagte. „Ich will Euch, soviel ich vermag, Trost spenden und helfen, wo es not thut! — Aber,“ fügte sie plötzlich hinzu, „solltet Ihr Euch nicht lieber an Euren Pfarrer wenden?“

„O, es ist nicht, wie Sie denken!“ erwiderte die Alte schnell. „Nicht der Pfarrer! — Er hat's allezeit mit der gnädigen Frau gehalten; — ich könnte ihm nicht vertrauen!“

„Warum mißtraut Ihr der gnädigen Frau so?“ fragte Lucy, indem sie die Hände der Alten sanft auseinander nahm. „Wenn es etwas ist, was sie für Euch thun kann, so wird sie gewiß —“

„O Miß Lucy! — Sie kennen sie nicht!“ und sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — Sie wendete sich so, daß ihr Gesicht der Wand zugekehrt war, und es schien eine zeitlang, als würde sie ruhiger, aber nicht lange. Sie wandte sich noch einmal Lucy zu und sagte heftig: „Sie hat mich betrogen und belogen! — Sie hat mir gesagt, — sie, und der Bruder, der noch glatter ist als sie, — er sei tot; — mein junger, gnädiger Herr, der Liebling meines alten Herzens, dem ich Treue gelobt habe und sie halten will, Miß Lucy, der sei tot! Sie hat mich geworben, um sich das Seine zuzuwenden, meinem gnädigen Grafen, — o Gott verzeih mir's, daß ich ihr glaubte! — den Todesstoß zu geben! — Sie wird auch jetzt“, — und die Alte griff wiederum mit schwachen Händen nach ihren Kleidern, „ihn zu umgarnen wissen, wenn er wieder kommt, wenn er ihr ungewarnt in die Hände fällt! — O mein Gott! er ist leichtsinnig, rasch — es wird ihr nicht an Beweisen fehlen, die ihn ruinieren müssen, — und ich kann nichts thun!“ rief sie angstvoll, in die Kissen zurücksinkend. Lucy war's, als ob sich das Zimmer in wirbelnden Kreisen

um sie und mit ihr drehe. Sie fühlte, daß sie vor einem Geheimnis stehe, das sie lösen müsse um jeden Preis. Sie faßte die Hände der Alten und fragte bebend: „Redet Ihr irre, Frau? — oder ist Sinn in dem, was Ihr sagt?“

Die fieberglühenden Augen blickten sie voll an bei diesen Worten; sie waren starr und glänzten aus tiefeingefallenen Augenhöhlen mit einem unheimlichen Feuer, aber sie blickten nicht irrsinnig. „Sie glauben mir nicht“, sagte die Alte, „die gnädige Frau hat Ihnen die Augen verblendet, wie den Übrigen allen. — Aber was rede ich? — Was wissen Sie von meinem gnädigen Herrn?“

„Doch! doch!“ rief Lucy, selbst am ganzen Leibe zitternd. „Ich kenne ihn! ich weiß von ihm! — ich weiß, daß er tot ist, ertrunken, — ich habe die Listen gesehen, — ich — o Gott, was rede ich!“

„Tot! Ertrunken! Die alte Lüge!“ sagte die Alte, und wandte sich trotzig gegen die Wand. — Aber im nächsten Augenblicke faßte sie Lucys beide Hände und sagte: „Sie kennen ihn? — Sie? — Wer sind Sie?“

Lucy zitterte so heftig, daß sie vom Stuhle in die Knie sank und sich mühsam gegen das Bett stützte. Die Alte sah sie mit ihren großen Augen an, als wollte sie ihr durch und durch sehen. Dann seufzte sie leise: „Er schreibt von seiner Frau, die er in England gelassen. Sie sind eine Engländerin! — Miß Lucy, Sie?“

Lucys Kopf sank schwer auf das Bett nieder, und eine Weile ließ sich nichts hören, als die schweren Atemzüge der Kranken. Dann begann die Alte von neuem, und ihre Stimme klang weicher als vorher: „Er ist nicht tot! — Sie sind betrogen worden, wie ich! — Lassen Sie mich meiner Frau Gräfin Hände küssen!“ und sie machte einen Versuch, Lucys Hände an die Lippen zu führen. Aber das Mädchen sprang auf, wie von einer Schlange gestochen. „Frau Meinhardt, was Sie gesagt haben, ist so unerhört, so unmöglich! Sie haben im Fieber geträumt! Sie irren, wenn Sie denken, Frau von Ellern habe Sie betrogen. Sie hat Ihnen nichts gesagt, als was wahr ist, und was ich selbst in der Totenliste gelesen habe, mit eigenen Augen!“

„Mit eigenen Augen!“ wiederholte die Alte. „So lesen Sie auch hier mit eigenen Augen, gnädige Frau!“

Lucy zuckte zusammen; als sie aber die Alte mit fieberhafter Hast unter der Bettdecke suchen sah, kam ihr von neuem die Hoffnung, daß sie im Irrsinn rede. Sie nahm das Papier, das sie ihr reichte, mit bebenden Fingern und trat ans Fenster, um im Licht der Abendsonne zu lesen.

„Meine treue Meinhardt! — Daß Du das heute noch bist, weiß ich gewiß. — Wenn ich so lange nichts von mir hören ließ, so geschah das, weil ich nichts Gutes zu schreiben hatte und weil ich Ursache hatte zu dem Wunsche, für tot zu gelten. Es fängt sich ein neues Leben besser mit einem neuen Namen an, zumal, wenn sich an den alten Erinnerungen knüpfen, die man verwischt wünscht. So nahm ich Gelegenheit, meinen Namen mit dem Schiffe, das unter mir sank, versinken zu lassen, und dafür den eines armen Teufels einzutauschen, der nichts mehr damit anzufangen wußte, da er an meiner Stelle die letzte Reise antrat. Durch meinen Vetter, den sein Glück oder Unglück mir in den Weg führte, erfahre ich, daß mein Oheim den Platz geräumt hat, ohne die Drohung ausgeführt zu haben, die mich aus Europa vertrieb; — und es möge dem alten Herrn die Erde leicht sein dafür. — Da ich zugleich höre, daß sich meine Stiefmutter in mein Erbe eingenistet hat, so schreibe ich an Dich, als an die einzige Person, auf die ich mich verlassen kann. Wende Dich an Herrn von der Marwitz, wenn er noch lebt, oder ergreife sonst die geeigneten Schritte, daß ich alles bereit finde, wenn ich komme. Ein verwünschtes Fieber, das mich zum zweitenmale niedergeworfen hat, macht mir's unmöglich, mich sofort auf die Heimreise zu begeben, — aber gute Nachricht gibt neue Kraft, und ich zweifle nicht, daß ich leben werde; ich will leben, jetzt, wo es sich zum erstenmal für mich zu leben lohnt! — Mit dem nächsten Schiffe werde ich reisefähig sein, also diesem Briefe auf dem Fuße folgen. — Dann sollst Du, treue Seele, erst erfahren, was es heißt, einen **gnädigen** Herrn zu haben.

Charles Manfred, Graf von Ellern.

P. S. Ich vergaß Dir mitzuteilen, daß ich mein Weib und meinen Sohn in London gelassen habe. Es lohnte nicht, sie wissen zu lassen, daß ich dem Tode entgangen bin. Jetzt aber, wo meines Sohnes Leben eine Bedeutung gewonnen hat, ist das eine andere Sache. Es soll kein Sproß meiner Stiefmutter auf dem Schlosse der Grafen von Ellernbrunn herrschen, so lange ich's hindern kann.“

Lucy las und die Röte in ihrem Gesicht wich einer fahlen Blässe. Kein Zweifel kam ihr mehr in den Sinn; sie hatte Ursache, die Handschrift zu kennen, obgleich der vorliegende Brief offenbar mit zitternder Hand und in fliegender Hast geschrieben war. Sprach nicht auch jedes Wort, die Denkweise des Schreibers, die rohe Andeutung auf das Kind, das in seinen Augen nur Wert hatte als Erbe der Güter und Werkzeug der Rache, für die Echtheit des Schreibens? — Brennende Scham und tiefe Entrüstung waren ihr erstes Gefühl, noch ehe der Gedanke an die Folgen des Wiedererscheinens dieses Gatten in sein Recht trat.

Die Alte beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Als Lucy das Papier zusammenfaltete und mit zusammengepreßten Händen an dem Fenster stehen blieb, ohne ihr einen Blick zuzuwenden, ward sie ungeduldig. Sie hatte einen Ausbruch der Freude erwartet, wie ihn ihr altes Herz zuerst gethan, als sie die unbegreifliche Nachricht erhielt, aber alles blieb still. — „Gnädige Frau, sind Sie überzeugt?“ fragte sie endlich. Lucy wandte sich um, schritt dem Bett zu und nickte mit dem Kopfe ohne zu sprechen.

„Und darf ich alles in Ihre Hände geben? — O lassen Sie mich Ihre Hand küssen, meine gnädige Frau!“

Lucy zog ihre Hand zurück; ihre Stimme klang hart und kalt. „Nennen Sie mich nicht gnädige Frau,“ sagte sie. „Ich werde niemals Ihre gnädige Frau sein! — Niemals, niemals!“ setzte sie tonlos hinzu, als jetzt wie ein Feuerstrom der Gedanke an die Hoffnungen, die sie gehegt, über sie hereinbrach. — „Ich habe aufgehört, sein Weib zu sein, an dem Tage, wo er seinen letzten Betrug an mir beging, wo er mich herzlos zur Witwe machte. — Was konnte mich hindern, ein neues Band zu schließen? — O Gott: was hat er aus mir gemacht!“

Die Alte starrte die Sprecherin an. „Miß Lucy,“ begann sie, aber der Ausdruck völliger Verzweiflung in dem aschfahlen Gesicht vor ihr war auch ihren fiebergetrübten Augen sichtbar und ließ sie verstummen. Eine Ahnung der Wahrheit überkam sie und es überlief sie kalt. Sie faßte die eisige Hand, welche jetzt das Papier auf ihr Bett legte, aber Lucy entzog sie ihr schnell und eilte zur Thür.

„O bleiben Sie! gehen Sie nicht, gnädige Frau!“ rief die Alte verzweifelt, und Lucy kehrte noch einmal zurück. „Wenn er kommt, so sagen Sie ihm, daß ich für ihn nicht existiere,“ sprach sie. „Sagen Sie ihm, daß sein Kind tot ist und daß er frei ist, zum Erben der Güter zu wählen, wen er will. Sagen Sie ihm, daß er für mich tot ist, wie ich für ihn; daß ich niemals etwas aus seinen Händen annehmen werde; daß er frei ist, neue Bande zu schließen, wenn er ein Weib findet, das unglücklich genug ist, ihm zu vertrauen! Sie werden mich nicht wiedersehen, alte Frau; aber ich werde sorgen, daß jemand zu Ihnen geschickt wird.“

Lucy eilte noch einmal zur Thür und diesmal hinaus, ohne daß das Flehen der Alten die Macht hatte, sie zum zweitenmale zurückzurufen. — Draußen hielt sie nicht an; sie flog, ohne sich zu besinnen, durch den Park ins Schloß und erreichte ihr Zimmer, ohne daß ihr jemand begegnete. — Und hier erst stand sie still. Hier erst fühlte sie, daß sie atemlos war, und preßte die Hand auf die wogende Brust; hier erst kam das Gefühl ihres Elends über sie. — Gab es ein Elend, so groß wie das ihre? — Gab es eine Qual, die der ihrigen gleichkam? — Hatte sie nicht geglaubt, er habe alles an ihr gethan was nur ein Mann seinem Weibe Schweres anthun konnte? — Und was war dies alles gewesen gegen dieses letzte, furchtbare, ent-

setzliche Unrecht, was er ihr zugefügt? „O Gott, was hat er aus mir gemacht?“ so schrie ihr gequältes Herz immer von neuem in der Angst dieser Stunde. Sie, das züchtige Weib, die in sittsamer Scheu vor jeder Befleckung zurückbebte, die ihre Seele rein bewahrt hatte vor jedem entweihenden Hauch, — sie fühlte ihr ganzes Herz in einer Liebe glühen, die, wie sie jetzt wußte, ein Verbrechen war; sie hatte in selbstvergessener Seligkeit in den Armen eines Mannes geruht, von dem ein ungelöstes Eheband sie trennte; sie zitterte vor Schmerz und Verlangen, ihn noch einmal wieder zu sehen, noch einmal in die Augen voll Liebe zu schauen, noch einmal die Stimme zu hören, die ihr sagen sollte, daß er sie niemals, niemals vergessen werde!

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Ein Schäferstündchen.

(Zu dem Bilde auf S. 277.)

Flöten, Schalmeien, Weidenpfeifen und dergleichen spielen in der Schäferdichtung aller Zeiten eine große Rolle — warum nicht auch in einem Stück moderner Dorfpoesie, dem jüngsten Sproß des altberühmten Idylls? Ein solches zeigt unzweifelhaft H. Bevers Bild. Der junge Bursch, der auf seinem ziemlich primitiv aussehenden Instrument, das unsere Urgroßväter vielleicht einen „cannello d'amore“ — eine Liebesschalmei — genannt haben würden, seine zärtlichen Weisen ertönen läßt, huldigt damit seiner Nachbarin, die ihm aufmerksam und gespannt zuhört. Welche Worte der Musik zu Grunde gelegen, was auf dieselbe gefolgt, welcher Lohn insbesondere dem lustigen Bläser zu teil geworden —, die geneigte Leserin möge es sich selbst ausmalen; sie hat ja gewiß etwas davon gelesen, vielleicht es sogar schon einmal selbst erlebt.

Kriegstelegraphie am Kamarun.

Daß die Duallaneger am Kamarun kriegerische Leute sind, haben wir durch den Kampf derselben gegen die Matrosen der „Olga“ gesehen. Abgesehen von verschiedenen langen Lanzen mit selbstgefertigten eisernen Spitzen und kurzen breiten Messern besteht ihre Bewaffnung jetzt aus den durch die Europäer importierten Feuergewehren und ausrangierten deutschen Säbeln. Die „Könige“, Häuptlinge und freien Leute besitzen einen Vorrat an Waffen, welchen sie im Kriegsfall an ihre Unterthanen und Sklaven verteilen.

Höchst eigentümlich nun ist die Art und Weise, wie „unsere“ Neger sich Mitteilungen machen, ja man kann sagen, wie sie sich telegraphieren. Darüber erhalten wir jetzt durch ein Schreiben des in Kamarun lebenden Dr. Pauli an „Petermanns geographische Mitteilungen“ Auskunft; denselben ist auch das nachstehende entnommen. Aus etwa einhalb bis zwei Meter langen ausgehöhlten Baumklötzen stellen sich die Dualla Holztrommeln her, die beim Anschlagen mit Holzklöppeln zwei runde und klangvolle Töne geben. Durch Rhythmus und Verschmelzung beider Töne auf dieser Signaltrommel teilt man sich von Ort zu Ort alle möglichen Erlebnisse gleichsam telegraphisch mit, sei es nun, daß zum Kampf, zum Palaver oder zum Tanz aufgefordert wird. Diese Trommelsprache zu erlernen soll bis jetzt noch keinem Weißen gelungen sein. Wie schwer dieselbe ist, wird auch dadurch bewiesen, daß nicht jeder Kamarunmann verständlich zu trommeln, noch die vorgetrommelten Töne zu deuten weiß. Glauben sich die Kamarun, im Falle sie sich etwas heimlich mitteilen wollen, von einem Weißen beobachtet, der ihre eigene Sprache versteht, so wissen sie, wenn sie nebeneinander stehen, durch stoßweises Pfeifen von zwei Tönen sich untereinander zu verständigen. Selbst ein ruckweises Vorstoßen und Zurückziehen der sonst geschlossenen Lippen dient ihnen im gleichen Falle, der Trommelsprache nachgebildet, zur Verständigung.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

	a	b	c	d	e	f	g	h
8				●				
7	○						●	
6		○				●		
5								
4								
3					○		●	
2								
1			○					

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Arithmetische Aufgabe.

Wie alt ist ein Müßiggänger geworden, welcher, nachdem er sein 21. Lebensjahr vollendet hatte, den dritten Teil der übrigen Lebenszeit verschlafen, den vierten Teil derselben mit Nichtsthun, den fünften mit Vergnügungen, den sechsten mit Essen und Trinken verbracht und im ganzen nur zwei Jahre und drei Monate wirklich gearbeitet hat?

2. Homonym.

Der Diamant war's, den der Dieb genommen;
Der Dieb war's, als die Freiheit war dahin,
Und blieb's, als seine Strafe er bekommen.
Hast du es schon, was dieses Rätsels Sinn?

M. H.

Bilderrätsel.

3.

Als Siegeszeichen gilt es allen,
Auch denen, die von hinnen wallen
Hin zu des Vaters ew'gen Hallen,
Auch denen, die den Feind abwehren
Und von dem Feld der Siegesehren
In ihre Heimat wiederkehren.
Ja! alle, alle danach ringen
In ird'schen oder Himmelsdingen,
Und glücklich, wem nicht fehlt Gelingen. F. L.

3. Silbenrätsel.

„Wir empfehlen unseren Lesern den neuesten Daheim-Kalender“.

Willibal D
Isold E
Rubinstei N
Euge N
Mariann E
Per U
Fregatt E
Eri S
Herodo T
Lili E
Esse N
Nimro D
Uard A
Nazaret H
Sein E
Ebol I
Rotterda M
Eisac K
Norm A
Lione L
Euterp E
Sode N
Eilan D
Reinek E
Rige R.

4.

								9	9
								7	7
				3	3	3	3	3	3

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 17.

Schachspielaufgabe.

1. D f 3 — f 6	1. g 7 — f 6:
2. g 6 — g 7 †	2. K f 8 — f 7:
3. g 7 — g 8 D ♯	

A.

1.	1. L a 3 — b 2
2. D f 6 — d 6	2. beliebig
3. S b 8 — d 7 ♯	

B.

1.	1. T e 7 zieht
2. D oder S ♯	

1.

1 Pfund, 3 Pfund, 9 Pfund, 27 Pfund, 81 Pfund.

$$16 = (27 + 1) - (9 + 3)$$
$$34 = (27 + 9 + 1) - 3$$
$$100 = (81 + 27 + 1) - 9$$

2. Händel, Bach, Himmel, Weber, Bruch.

Bilderrätsel: Tabaksmonopol.

5. Spargeld — Spargel.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Fortsetzung. Erzählung von M. von Reichenbach. — Rankes Weltgeschichte. Von Th. H. Pantenius. — Schiffsunfälle und Rettung zur See. — Beim Blümchenkaffee. Von Julius Stinde. — Unsere Südsee-Inseln. I. Neu-Guinea. Mit fünf Illustrationen und zwei Karten. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Am Familientische: Ein Schäferstündchen. Zu dem Bilde: Dankbares Publikum. Von H. Bever. — Kriegstelegraphie am Kamarun. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Februar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 19.

Herrn Fortunatus Brautfahrt.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

XIV.

Als Fräulein Aurelie und Leni am nächsten Morgen zum Frühstück erschienen, war Herr von Hork schon ausgegangen. Fräulein Aurelie, welche sich bisher ihrer Nichte gegenüber in unnahbares Schweigen gehüllt hatte, bemerkte beim Kaffee, daß es eben ein Unglück sei, wenn junge, unreife Dinger nicht auf den Rat älterer Leute hören wollten, und daß es ganz natürlich und die alleinige Schuld besagter unreifer Dinger sei, wenn geistvolle Männer sie langweilig fänden. Nach dem Kaffee mußte Fräulein Aurelie eine Freundin besuchen. „Ich nehme dich nicht erst mit“, sagte sie zu Leni, „da dein Vater doch sogleich zurückkehren muß und dann nach dir fragen würde.“ Leni nickte stumm und setzte sich an das Fenster. Die Straße war belebt und sonnig wie gestern, aber Leni schien es, als seien Jahre vergangen, seit sie gestern hier gesessen und sich auf den Abend bei der Gräfin gefreut hatte. Gestern war sie noch ein Kind gewesen, das nicht wußte, was es that und was es wollte — heute war das alles ganz anders geworden. Heute wußte sie, daß sie eine schwere Pflicht auf sich genommen hatte, so schwer, daß sie dieselbe kaum zu ertragen vermochte, und daß dies dennoch sein müsse, trotz des Sträubens ihres Herzens. Herr Fortunatus und ihr Vater erwarteten von ihr, daß sie ihr Wort einlöste, das kleine Mädchen, die Mimi,

Aus unseren Südseekolonieen 1.

Junge Landsmännin von der Insel Mioko, Herzog von York-Gruppe. Nach dem Leben photographiert.

welche keine Mutter hatte, erwartete in ihr eine solche zu finden, und sie durfte all diese Erwartungen nicht täuschen, weil sie ein egoistisches Geschöpf war, das plötzlich entdeckt hatte, Herr Fortunatus sei alt und gefiele ihr eigentlich gar nicht, und Hans Heldburg — nein, an den wollte sie gar nicht mehr denken, gar nicht! Dabei traten ihr die Thränen schon wieder in die Augen, doch sie trocknete sie schnell, als der Kellner eintrat und ihr eine Karte übergab. Sie starrte darauf hin — Hans Heldburg, Maler, stand da in zierlichen, kleinen Buchstaben. Der Herr stehe vor der Thür, sagte der Kellner, er habe ihm zwar gesagt, daß der Herr Baron — womit er den alten Hork meinte — ausgegangen sei, aber — Da klopfte es auch schon an der Thür, und ehe Leni noch einen Entschluß gefaßt hatte, trat Hans in das Zimmer. Der Kellner verschwand aus demselben und Leni stand in sprachloser Verwirrung vor dem, den sie sich eben gelobt hatte, nie wiederzusehen. „Fräulein Leni“, sagte er, „ich kam in der Absicht, Ihrem Herrn Vater eine Mitteilung zu machen. Da ich ihn nicht finde, denke ich, es ist vielleicht besser, wenn ich Ihnen selbst sage, was ich sagen muß.“ Seine Stimme klang so ernst, so verändert, daß Lenis Herz angstvoll klopfte und sie es nicht vermochte, ein Wort hervorzubringen. Er schien auch keine Antwort erwartet zu haben, sondern fuhr fort: „Ich habe

gestern Abend eine für mich sehr wichtige Nachricht vorgefunden. Fräulein Leni, mein großes Bild, die Amazonenschlacht, die in Wien ausgestellt ist, wurde mit einem Preise ausgezeichnet und für das Museum von Y. angekauft. Zugleich empfing ich eine neue, ehrenvolle Bestellung."

„O, das ist schön, ich wünsche Ihnen Glück", brachte Leni mühsam nach Atem ringend hervor. Er sah sie an.

„Ja, Fräulein Leni, das ist schön, denn es öffnet mir eine Zukunft. Ich bin heute nicht mehr der arme, unbekannte Maler von gestern, ich darf vielleicht heute, was gestern noch Wahnsinn gewesen wäre, und — deshalb bin ich gekommen — deshalb mußte ich kommen und Ihnen sagen: ich weiß, daß Sie nicht glücklich sind, nicht glücklich werden können, — wenn Sie — mein Gott, Leni, ich kann das nicht so aussprechen, wie ich es empfinde, aber Sie selbst müssen es ja fühlen — ja, Sie fühlen es, Ihr Blick gestern Abend hat es mir verraten — jeder Blutstropfen in mir gehört Ihnen, ich liebe Sie, Leni, von ganzer Seele", — er hielt einen Augenblick inne und ergriff ihre Hand. Sie stand mit gesenktem Kopf vor ihm, er fühlte, wie ihre Hand zitterte.

„Ich mußte Ihnen das alles sagen", begann er wieder, „es mag vielleicht Unrecht sein, da Sie die Braut meines Onkels sind, aber ich mußte — ich konnte nicht anders. Leni — liebe Leni — mein Gott, habe ich Sie denn so sehr erschreckt? Oder habe ich mich gestern getäuscht? Ich wollte Ihrem Vater alles sagen — er sollte entscheiden. — Und wenn er mich gehen hieß, so wollte ich den Staub von meinen Füßen schütteln und diese Stadt verlassen, denn hier bleiben, sehen, wie Sie unglücklich werden — das kann ich nicht."

Er ließ ihre Hand los.

„Ich werde nicht unglücklich sein, denn ich werde meine Pflicht thun", sagte sie sehr leise, „ich werde nur für diese Pflicht leben, und Sie — Sie werden Ihre Kunst haben und groß werden dadurch", — sie brach plötzlich ab, die Stimme versagte ihr.

„So heißen Sie mich gehen, Sie selbst, Leni! Sie lieben mich nicht?" — Flehend hob sie die Hände empor.

„Sprechen Sie nicht so", bat sie, „Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun. Ich — ach Gott, von mir ist ja gar nicht die Rede, — aber mein Papa, und Mimi, und — und auch Ihr Onkel — ich kann ihnen doch nicht allen mein Wort brechen, bloß, weil ich nicht so glücklich bin, wie Sie es wünschen —"

„Sagen Sie mir nur das eine, Leni, lieben Sie mich?"

Sie preßte beide Hände vor ihr Gesicht und wandte sich ab.

„Nein — nein" — ihr war zu Mute, als wolle das Herz ihr brechen, und doch mußte sie nein sagen, das Wort war die einzige Waffe, welche sie gegen sich selbst und gegen Hans hatte. Er verließ das Zimmer, und Leni sank, in leidenschaftliche Thränen ausbrechend, in ihre Kniee.

XV.

Während Hans bei Leni war, hatte der Kammerherr Graf Dallberg seine schöne Kousine aufgesucht.

Sie lag in einem reichen Negligee auf der Chaiselongue und hatte verschiedene Zeitungen um sich her gestreut, die sie auf ihre Art gelesen, d. h. durchblättert hatte.

Sie nickte ihrem Vetter freundlich zu und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Da er sich schweigend niederließ und das Gespräch weder mit einer Galanterie noch mit einer Malice begann, so betrachtete sie ihn aufmerksamer.

„Was haben Sie denn, Sie sehen ja merkwürdig ernst aus, heute Morgen?" fragte sie.

„Mir ist auch ziemlich ernsthaft zu Mute."

„Was ist Ihnen denn geschehen?"

„Ich habe mich furchtbar geärgert."

„Worüber?"

„Über Sie, Madeleine." — Sie lachte hell auf.

„Und Sie kommen zu mir, um mir das zu sagen?"

„Ungefähr, — das heißt, was ich Ihnen sagen will, ist mehr und ernsthafter als das."

„Ich hoffe, Sie wollen mich nicht langweilen?"

„Noch weniger als das möchte ich Sie amüsieren, und ich fürchte, ich thue das wider meinen Willen. Sie quälen mich und lassen mich an dem gewissen „seidnen Fädchen, das sich nicht zerreißen läßt" tanzen, um sich über meine Sprünge zu amüsieren. Das ist ein Zustand, den ich nicht länger ertrage."

„Das klingt ja fast wie ein ernst gemeinter Vorwurf."

„Es klingt nicht nur so, es ist ein solcher in der That."

„Wollen Sie mir denselben näher motivieren?"

„Gewiß, Sie wissen so gut wie ich, daß Sie sich seit einiger Zeit darin gefallen, diesen kleinen Maler zu protegieren — d. h. ihm den Kopf zu verdrehen."

„Ich bitte um parlamentarische Ausdrücke!"

„Nun also, ihn ebenfalls an ein seidnes Fädchen zu knüpfen, an dem er nach Ihrem Gefallen herumtanzen muß. Aber nicht genug damit. Sie ziehen auch noch diesen eitlen Narren, diesen Herrn Riemenschneider heran, Sie waren gestern in einer Weise liebenswürdig gegen ihn — und er ließ sich von Ihrem seidnen Fädchen auf eine Art einspinnen, daß ihm dabei der letzte Rest von Verstand, den seine Eitelkeit ihm noch gelassen hat, verloren ging. Der zurückgesetzte Maler saß stumm und resigniert in der einen Ecke Ihres Salons, die kleine, verlassene Braut stumm und verschüchtert in der andern."

„Der alte Hork stumm und beobachtend in der dritten und Sie stumm und wütend in der vierten — alles zugegeben, lieber Vetter, aber nachdem ich Sie so weit angehört habe, sollen Sie mich nun auch reden lassen und still zuhören."

„Sie wollen sich verteidigen?"

„Ich will Ihnen einfach eine kleine Geschichte erzählen. Es ist möglich, daß ich einmal mit Hans Heldburg ein wenig kokettiert habe, — dafür ist er ein Künstler und ein recht bedeutender, wie ich glaube."

„Schöne Entschuldigung!"

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Also ich habe mit ihm kokettiert, aber das hat nicht lange gedauert. Ich bin ihm aufrichtig gut geworden." — „Immer besser!"

„Wenn Sie unartig sein wollen, so höre ich auf zu erzählen, bestelle meinen Wagen und fahre spazieren."

„Ich schweige!"

„Er hat sich an mir eine ehrliche, mütterliche Freundin erworben, — wenn Sie spöttisch lächeln wollen, drehen Sie sich wenigstens so, daß ich Sie nicht sehe, — ich habe seitdem nicht wieder mit ihm kokettiert, wohl aber manchmal ernsthaft darüber nachgedacht, was ich für ihn thun könnte. Da bemerkte ich, daß er liebte — nicht etwa mich — das ist ihm, merkwürdigerweise, niemals auch nur als Möglichkeit eingefallen, — aber er liebte von ganzem Herzen. Ich habe es wahrscheinlich eher gewußt als er selbst, und — doch ich merke, ich erzähle Ihnen da etwas, was gar nicht mein Geheimnis ist, also lassen wir Hans Heldburg aus dem Spiele. Er liebt eine andre und ich protegiere ihn — voilà tout. Sind Sie zufrieden?"

„Ich habe schon allerlei schlimme Eigenschaften an Ihnen entdeckt, — aber die Wahrheit habe ich Sie bisher immer sagen hören. Ich verstehe Ihren Hans Heldburg nicht, aber — ich muß wohl mit Ihrer Erklärung zufrieden sein. Was aber diesen Fortunatus Riemenschneider betrifft —"

„Still, Sie haben noch gar nicht das Wort. Also, ad zwei: Fortunatus Riemenschneider. Ich habe ihn allerdings mit Vorsatz und Überlegung erobert, aber ich hatte schwerwiegende Gründe."

„Sie geben zu —"

„Nichts, ich kann Ihnen nicht einmal all meine Gründe nennen, denn den, daß ich ihm seinen alten Schrank abkaufen will und überzeugt bin, er würde denselben einer gleichgültigen Person niemals überlassen, werden Sie nicht als vollgültig betrachten?"

„Ich halte Sie für ziemlich herzlos in mancher Beziehung, aber daß Sie störend zwischen ein Brautpaar treten sollten, nur um eines alten Schrankes willen, — das würde mein Zutrauen zu Ihnen allerdings übertreffen."

„Nein, der Schrank war auch nur ein Nebengrund — den Hauptgrund kann ich Ihnen jetzt nicht nennen, aber Sie sollen ihn später noch erfahren und so viel können Sie jetzt schon wissen: Herr Fortunatus ist für mich so ungefährlich wie Hans Heldburg." —

„Aber —"

„Kein „aber" — jetzt kommt die Reihe des Fragens an mich. Also, mein Herr Kammerherr und Vetter, wollen Sie mir sagen, welches Recht Sie eigentlich dazu haben, mich in dieser Weise zur Rede zu stellen?"

„Welches Recht, Madeleine? Nun, ich denke, so wie wir beide mit einander stehen —"

„Wie stehen wir denn?"

„Sie fragen noch? O, Madeleine, ich habe doch recht, wenn ich Sie für herzlos halte! Wie wir stehen? Als ob Sie nicht wüßten, daß das seidne Fädchen, das mich an Sie kettet, wirklich unzerreißbar ist, daß ich positiv leide, wenn ich sehen muß, daß Sie andre bevorzugen, als ob Sie nicht wüßten, daß es allein in Ihrer Hand liegt, Klarheit zwischen uns zu bringen, daß ich mich unbeschreiblich danach sehne, diesem Hangen und Bangen ein Ende zu machen. Madeleine — lassen Sie einmal ein offnes Wort zwischen uns gesprochen sein! Ich habe es eigentlich verschworen, jemals noch einer Frau zu sagen, daß ich sie liebe — aber — Sie wissen es ja doch — und, wenn es durchaus sein muß — nun ja, ich liebe Sie! Hier stehe ich, ich kann nicht anders — nun helfen Sie!" Er war aufgesprungen und stand jetzt vor ihr, mit bittendem Ausdruck seine Hand nach der ihren ausstreckend.

„Madeleine, haben Sie wirklich kein Herz?"

Sie hatte die Hände unter ihrem Kopf verschlungen und blickte ihn an. Schelmerei und Rührung blitzte und schimmerte in wundersamem Durcheinander in ihren großen Augen.

Plötzlich schnellte sie empor, warf beide Arme um seinen Hals und flüsterte, ihren Kopf an seine Brust drückend:

„Ich habe ein Herz und es gehört dir!"

In den nächsten Minuten fiel kein spöttisches oder neckendes Wort zwischen beiden. Ihre Lippen hatten Besseres zu thun als dergleichen auszusprechen. Redeten sie doch miteinander die uralte, ewig gleiche Lippensprache der Liebe, indem sie sich suchten und fanden.

Draußen im Entree wurde die Klingel gezogen. Die Gräfin horchte auf.

„Ein Besuch, — das ist Hans Heldburgs Stimme, komm, er soll uns zuerst gratulieren. Graf Dallberg machte ein unzufriednes Gesicht, aber er folgte ihr doch in das Nebenzimmer, in das gleich darauf Hans Heldburg eintrat.

„Lieber Freund", rief die Gräfin ihm entgegen, hielt aber inne, von Hansens verstörtem Aussehen erschreckt.

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen", sagte er hastig, „und um Sie zu bitten, mir zu verzeihen, wenn ich Ihr Bild nicht beende — ich muß fort."

Sie sah ihn erstaunt und ungläubig an.

„Welche Laune! — Sie dürfen jetzt ganz einfach gar nicht abreisen."

„Ich sage Ihnen ja, ich muß. Mein Bild in Wien ist verkauft, — ich gehe dorthin."

„Und diese Freudenbotschaft erzählen Sie mir im Tone einer Todesnachricht?"

„Eine Freudenbotschaft, o ja, natürlich, die Welt steht mir ja offen nun, und die Welt ist weit, es giebt viel, furchtbar viel Platz darin. Sehen Sie mir nicht an, wie glücklich ich bin?"

„Aber Hans — lieber Freund — was ist Ihnen denn geschehen? Sehen Sie, ich wollte Ihnen hier den Grafen als meinen Verlobten vorstellen."

„Ihr Verlobter? Ich gratuliere, ich gratuliere herzlich! Verlobungen liegen jetzt in der Luft, alle Welt ist verlobt — alle Welt — vielleicht verlobe ich mich auch in China oder Indien oder wo ich sonst hingehe." — Er schüttelte dem Grafen und seiner Freundin die Hände, daß beiden die Gelenke weh thaten.

Der Diener kam und überreichte der Gräfin einen Brief. Der Bote warte auf Antwort, sagte er. Hans wollte gehen.

„Nein, daraus wird nichts, erst lassen Sie mich dieses Schriftstück lesen und dann sprechen wir noch zwei Worte mit einander, lieber Freund", erklärte die Gräfin. Gehen Sie einstweilen und räumen Sie Ihre Sachen im Atelier zusammen. Wenn Sie durchaus nach China und Indien reisen müssen, so kann doch dort nicht alles so stehen und liegen bleiben bis Sie zurückkehren."

Hans gehorchte. Die Gräfin öffnete hastig den Brief. Sie überflog den Inhalt. „Gewonnen!" jubelte sie, „jetzt kannst du alles wissen! Da, lies den Brief, er hängt mit dem gestrigen Abend zusammen, denke ich!"

Der Brief zeigte ein reichverschnörkeltes Monogramm, F. R., darüber die Krone. Der Inhalt lautete:

Meine verehrteste Freundin!

Ich habe soeben Auftrag gegeben, Ihnen den Schrank zu übermitteln, zum Selbstkostenpreise, wie wir gestern abend verabredet hatten. So weit das Geschäftliche.

Der gestrige Abend hat noch weitere Folgen gehabt. Sie hatten vollkommen recht, verehrteste Freundin, und der Prinz Peter war, nach einigen Äußerungen, die er neulich machte, zu schließen, ganz Ihrer Ansicht, — ich paßte nicht in den Familienkreis, in welchen einzutreten ich mich in einem übereilten Augenblick entschlossen hatte. Es ist eine Kleinlichkeit der Auffassung, eine Beschränktheit der Ansichten in diesem Kreise, welche mich von Tag zu Tag peinlicher berührte. Gestern Abend wurde es mir klar, was ich schon längst geahnt hatte, ich hatte einen Irrtum begangen, indem ich mich mit einer Familie liierte, welche unfähig ist, auf meine Intentionen einzugehen. Heute früh war Herr von Hork bei mir und erlaubte sich, mich förmlich zur Rede zu stellen, weil ich kein Hehl aus der Bewunderung und Verehrung mache, welche Sie, verehrteste Gräfin, mir einflößen. Ich habe ihm meine Meinung gesagt — er wurde heftig — ich blieb natürlich vollkommen ruhig, denn in solchen Augenblicken erfreue ich mich stets einer unnahbaren Überlegenheit. Das Ende unsrer Unterredung war die Auflösung dieser — ich muß es leider gestehen — von mir sehr unüberlegt eingegangenen Verlobung. Ich habe die Empfindung eines Menschen, den eine schwere Last verhinderte, sich zur vollen Höhe aufzurichten, und der sich plötzlich von dieser Last befreit fühlt. Ich preise meinen glücklichen Stern, der sich wieder einmal glänzend bewährt hat. Ich fühle, daß ich noch zu Großem berufen bin. Sie, meine Freundin, werden mich verstehen! Lassen Sie mich durch den Boten wissen, zu welcher Stunde ich Sie zu Hause treffe, damit wir ungestört plaudern können.

Mit größter Hochachtung und Verehrung bin ich

Ihr ergebenster

F. von Riemenschneider.

„Weißt du nun, wen Hans Heldburg liebt, und was ich gestern abend bezweckte?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Ich fange an zu ahnen, — du hast mit gefährlichen Waffen gespielt, Madeleine!"

„Was willst du! Ich habe diesen beiden unbeholfenen, verliebten Menschenkindern einen großen Dienst erwiesen, habe Herrn Fortunatus eine Lehre gegeben, die er sich für die Zukunft zu nutze machen kann, und — ich habe es zwischen dir und mir zur Klarheit gebracht, was uns beiden not that, — also schilt nicht, — der Erfolg behält recht!"

„Dieser Geck, dieser Fortunatus, er schlägt dir ein förmliches Rendez-vous vor!"

„Zur Strafe dafür laden wir ihn zu unsrer Hochzeit ein."

Sie ging in das Nebenzimmer zu Hans. Ihr Verlobter blieb zurück, er fand sich überflüssig bei der Auseinandersetzung, die dort stattfand.

Als sie nach etwa zehn Minuten zu ihm zurückkehrte, sagte sie: „Hans läßt dich grüßen und um Entschuldigung bitten, daß er sich nicht noch einmal verabschiedet. Er geht fürs erste nicht nach China."

„Ja, das glaube ich."

„Die Horks werden aber aller Voraussicht nach so bald als möglich abreisen, ich bitte dich daher einen Brief, den ich sofort an den alten Herrn schreiben werde, schleunigst hinzubesorgen."

Die Gräfin setzte sich an den Schreibtisch. Der Kammerherr ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor dem Schreibtisch stehen.

„Im großen und ganzen kann ich gegen die Sache nichts einwenden", sagte er, „aber ganz ehrlich gesagt, eins will mir dabei nicht gefallen — und das ist der alte Schrank, den du profitierst. Wenn dein gefährliches Spiel anderen Leuten Vorteile bringt, so sträubt sich mein Loyalitätsgefühl doch dagegen, daß auch du einen Vorteil davontragen sollst."

„Aufrichtig gesagt, ich glaube, ich werde den Schrank auch nicht mit ganz gutem Gewissen betrachten können", erwiderte die Gräfin lächelnd. „Aber ich weiß einen Ausweg: wir schenken ihn Hans und Leni zur Hochzeit, trägt er doch ohnehin die Prophezeiung: Hans Bildemacher und Matlena von der Halden."

„Ja, wenn es noch zur Hochzeit kommt!"

„Qui vivra verra!"

XVI.

Als Herr von Hork Herrn Fortunatus verließ, hatte er das Gefühl gehabt, eine gute That vollbracht zu haben, indem er seine Tochter von einem Mann befreite, der sie nicht verdiente. Je mehr er sich aber seinem Hotel näherte, um so schwankender wurde seine Überzeugung, und als er endlich Leni gegenübertrat und in ihr blasses, verweintes Gesichtchen blickte, überfiel ihn die Angst, am Ende doch übereilt gehandelt zu haben, indem er mit Fortunatus brach. Doch er nahm sich zusammen, es mußte nun zum Ende geführt werden.

„Mein Kind, ich habe — ich muß dir eine Mitteilung machen", begann er, „aber du mußt mich hübsch vernünftig und ruhig anhören." Er sah neue Thränen in ihren Augen aufsteigen und kam darüber ganz aus dem Text.

„Arme Maus, arme Maus, komm, küsse mich, — siehst du, dein alter Papa würde sein Herzblut für dich hingeben, um dich glücklich zu machen, — aber daß einer dich vernachlässigt, gar nicht weiß, was er an dir hat, dich nicht so liebt, wie es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, — das kann ich nicht mit ansehen — und das dulde ich nicht!"

„Ach liebster, bester Papa, ich habe ja gar keinen so lieb als dich!"

„'s wär am besten, wenn's so wäre, denn bei mir bist du wenigstens sicher, daß ich dir keine andre vorziehe, und wär's auch so eine Wetterhexe von Gräfin, — aber dieser Fortunatus, — weine nicht, Puzzichen und sage mir mal, hast du ihn denn wirklich lieb, — lieber als mich und Halden und deine Rehe und Hunde, diesen, diesen Herrn von Riemenschneider?"

„Ach, lieber Papa, am liebsten wäre es mir ja, wenn ich ihn gar nicht zu heiraten brauchte."

„Bravo, mein Mädelchen, du bist deines Vaters Tochter, nicht wahr, entweder — oder! Na, siehst du, ich habe ihm das auch gesagt, und wir sind darüber auseinander gekommen, und, wenn's dich nicht zu sehr betrübt, so bleibst du bei mir und wir lassen ihn laufen."

Mit einem jubelnden Aufschrei warf Leni sich an die Brust ihres Vaters.

„Ach, Papa, ich dachte ja, du wolltest es durchaus haben!"

„Es? Ihn? Den Fortunatus? Nein, den will ich nicht, aber mein vergnügtes Mädelchen will ich wieder haben. Und nun wollen wir diesen häßlichen Zwischenfall recht schnell vergessen, nicht wahr? und wollen uns irgend ein Vergnügen dafür ausdenken. Was willst du haben, Puzzichen, soll ich dir ein paar Ponies kaufen? Oder einen Papagei?"

„Du lieber, guter Papa, das muß ich mir erst überlegen!"

Der Brief der Gräfin Rexdorf, den ein Bote soeben abgegeben hatte, unterbrach die Zwiesprache zwischen Vater und Tochter. Leni blickte über die Schulter ihres Vaters und las mit diesem:

Lieber Herr von Hork!

Soeben teilt mir Herr Heldburg mit, daß sein großes Bild in Wien mit einem Preise ausgezeichnet und glänzend verkauft worden ist. Bei dem lebhaften, freundschaftlichen Interesse, welches ich an Ihnen und Ihrer reizenden Tochter nehme, glaube ich Ihnen dies mit dem Rat mitteilen zu müssen, Herrn Heldburg so schnell als möglich zum Beginn des Porträts Ihrer Tochter zu veranlassen. Er hat nun eine glänzende Zukunft vor sich, denn es gehört wohl zu den beneidenswertesten Existenzen, ein berühmter Künstler zu sein, und daß Heldburg ein solcher wird, halte ich für unzweifelhaft. Er wird bald so mit Aufträgen überhäuft sein, daß es sehr schwer halten dürfte, später ein Porträt von ihm zu bekommen. Versäumen Sie daher nicht die günstige Gelegenheit, jetzt noch ein solches von Fräulein Leni machen zu lassen und nehmen Sie ihn womöglich gleich mit nach Halden!"

„Papa!" rief Leni, beide Arme um den Hals ihres Vaters schlingend. „Papa, ich will keine Ponies, aber — laß Herrn Heldburg mein Bild malen, bitte, bitte!"

„So, ist das der größte Wunsch, den du hast?"

„Ja, Papa, der allergrößte, ich denke es mir zu schön!"

„Na, ich will mir's überlegen, und einstweilen können wir ja den Herrn Heldburg zum Mittagessen einladen, das Übrige findet sich dann!" — — — — — — — — — —

Und es fand sich!

Zuerst „fand" Fräulein Aurelie die Einladung höchst „unpassend", was ihren Bruder sofort veranlaßte, „gar nichts dabei zu finden", sodann fand der alte Herr, daß der Maler „ein ganz vernünftiger und lieber Mensch sei, kein Windbeutel und auch kein Prahlhans, wie gewisse andre Leute", und nahm ihn mit sich nach Halden.

Und zu all der Zeit hatten Leni und Hans Muße und Gelegenheit, sich immer mehr zu „finden", bis der alte Herr eines Tages, durch den Widerspruch seiner Schwester gereizt und durch die Thränen seines Lieblings gerührt, „fand", daß er seinem Töchterchen eigentlich einen zweiten Bräutigam schuldig sei, nachdem er ihm den ersten „weggescholten" habe, und daß eine „glückliche" Tochter am Ende mehr wert sei, als eine besonders vornehme.

Und ein Jahr später räumte Frau Leni Heldburg ihre Ausstattungswäsche in den großen, alten Schrank ein, den die Gräfin Dallberg ihr als Hochzeitsgeschenk übersandt hatte, und Hans stand mit glückseligem Gesicht daneben, blickte abwechselnd auf sein blondes Frauchen und auf die alte Inschrift und dachte: eine Vorbedeutung war es doch, und wenn der alte Hans Bildemacher mit seiner Matlena so glücklich war, wie ich mit der meinen, so will ich ihn als Ahnherrn adoptieren und denken, daß das Glück erblich sein soll in unsrer Familie.

„Hurra, Hans Bildemacher und Matlena von der Halden!"

Er rief es laut, schlang dabei den Arm um die Taille seiner jungen Frau und schwang sich mit ihr im Kreise umher.

Lachend machte sie sich los und blickte mit einem Gemisch von Scheu und Schelmerei zu der alten Inschrift auf.

„Weißt du, Hans, wie ich zum erstenmal die Namen da oben las, habe ich auch zum erstenmal geahnt, was es heißt, Jemand so recht von Herzen lieb haben. Es war damals, als ich bei deinem Onkel Austern essen sollte."

„Und dachtest du bei dem „Jemand" an die Austern oder an den Onkel?"

„Schelm, du, an wen anders soll ich gedacht haben als an den Hans Bildemacher, den ich zwei Tage vorher kennen gelernt hatte, und der eigentlich Hans Heldburg hieß."

„Und ich, Leni, weißt du, als ich dich damals zuerst auf der Terrasse sah und die Gräfin sagte, daß du Magdalene hießest, das fuhr mir ins Herz wie eine Flamme. Und den ganzen Abend habe ich die beiden Namen da immer vor mir gesehen, und seitdem wußte ich es, du warst meine Matlena von der Halden. Du und keine andre."

„Da hat uns der alte Schrank eigentlich zuerst auf einander aufmerksam gemacht und wir hätten uns am Ende gar nicht gefunden ohne ihn!"

Um Spinnrocken. Gemalt von Karl Herpfer.

„Nein, Schätzchen, Vorbedeutungen machen noch keine Liebe, aber die Liebe schafft sich nachher allerlei Vorbedeutungen, und als solche wollen wir den alten Schrank in Ehren halten."

„Ja, das wollen wir" —, und Lenis Blick weilte mit zärtlichem Ausdruck auf den beiden Namen: Hans Bildemacher und Matlena von der Halden.

Herr Fortunatus ist im Begriff, den Barontitel zu erwerben. Er preist sich glücklich, noch nicht verheiratet zu sein, denn ein Mann, dessen Laufbahn sich in aufsteigender Linie bewegt, kann zu leicht eine Mesalliance machen, wie er sagt. Das Schicksal hat ihn bisher vor einer solchen bewahrt. In stillen Stunden studiert er den Gothaischen Kalender, wo die jüngeren Prinzessinnen eine besondre Anziehungskraft für ihn haben. Er beneidet weder seinen Neffen, noch den Grafen Dallberg. Denn er führt ja doch seinen Namen mit der That, und ist überzeugt, daß das Glück ihm noch einen ganz besondern Tribut schuldig ist, den es eines Tages in glänzender Weise einlösen wird.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Lucy weinte nicht, sie rang auch nicht die Hände. Sie stand in dumpfer Verzweiflung und starrte in den Park hinunter. Aber plötzlich wandte sie sich zuckend ab. War dort nicht der Platz, wo sie am letzten Abend mit Ulrich gestanden?" — wo er sie an sich gepreßt und ihr williges Ohr den süßen Worten gelauscht hatte, die jetzt ihr Herz in Scham erglühen machten? O Gott, Gott! sie durfte ihn niemals wiedersehen! Sie mußte fliehen, sich verbergen, wo niemals der Ton dieser Stimme ihr Ohr erreichen konnte! Sie wußte, sie konnte ihm nicht widerstehen! Wenn er ihr jetzt entgegen träte, sie mußte an sein Herz sinken, sie mußte beben in Liebe und Lust, wie damals! Nur Flucht konnte sie, konnte ihn retten!

Aber wohin wollte sie fliehen? — Sie hatte in der letzten Zeit wenig an ihre Freunde in England gedacht. Jetzt erhob sich Miß Danvers strenges und doch im Grunde liebevolles Gesicht vor ihrer Seele; in allem zermalmenden Schmerz dankte sie Gott, daß sie ein mütterliches Herz wußte, an das sie fliehen konnte; daß sie eine Zuflucht hatte, wo sie unterschlüpfen konnte, wie der Vogel, der seinem Verfolger mit geknickten Flügeln entgeht, — wo sie ihr gebrochenes Herz verbergen konnte, weit von der Möglichkeit, gefunden zu werden. Fort! fort! ehe es zu spät war! — Konnte nicht jeder Tag ihn zurückbringen, — ihn, dem sie zu begegnen bebte und zu dem doch jede zuckende Fiber ihres Herzens sie hinzog? — Oder, — ein hörbarer Schrei des Entsetzens entrang sich ihren Lippen, — jener andere, der für sie tot war, wollte er nicht seinem Briefe auf dem Fuße folgen? Wenn er sie hier noch antraf — er war ihr Gemahl, wenn er wagte — ihr Herz erstarrte zu Eis bei dem Gedanken! Flucht, eilige Flucht allein konnte sie retten.

Es war spät geworden und Lucy hatte kein Licht bestellt. Jetzt hörte sie das Rollen des Wagens, der Frau von Ellern mit den Töchtern heimbrachte. Gleich darauf sprangen leichte Füße die Treppe herauf und Else trat bei ihr ein.

„Lucy, wo sind Sie? — noch kein Licht?" — fragte sie mit ihrer gewöhnlichen fröhlichen Lebhaftigkeit, und als sie die dunkle Gestalt sich gegen das hellere Fenster abheben sah, trat sie schnell hinzu und legte den Arm um sie.

Lucy antwortete nicht; sie ließ den Kopf schwer auf Elses Schulter fallen. „Lucy, was fehlt Ihnen? — Sie sind kalt wie Eis!" rief diese erschrocken.

Lucy schüttelte sich, als ob sie aus einer Erstarrung zu sich käme. „Ich weiß nicht," sagte sie tonlos.

„Sie sind krank, Lucy! — kommen Sie zu sich! — Ist Ihnen etwas zugestoßen?"

„Es geht vorüber!" sagte Lucy, sich gewaltsam fassend.

Else rief nach Licht und Lucy wendete das Gesicht dem Fenster zu, konnte aber doch nicht hindern, daß ihre aschfarbene Blässe Elses Aufmerksamkeit erregte.

„Es fehlt Ihnen etwas, Lucy," sagte sie entschieden. „Es ist mehr, als Sie zugeben wollen."

Aber Lucy begann zu fürchten, daß sie, wenn man sie für krank hielt, bewacht werden und so ihre Flucht vereitelt werden könnte. Sie richtete sich auf, strich mit der Hand das feuchte Haar von der blassen Stirn und versicherte, daß ihr schon besser sei; daß sie einen Anfall von Schwäche gehabt habe, vermutlich, weil der Besuch bei der kranken Meinhardt sie angegriffen, daß sie sich aber jetzt wohler fühle und hinunter kommen wolle.

Else sah sie mißtrauisch an und wollte nichts davon hören, daß sie ihr Zimmer verlasse. Lucy mußte ihr im Gegenteil versprechen das Bett aufzusuchen, und sie verhieß, daß sie wiederkommen und nach ihr sehen wolle.

Lucy that, wie sie versprochen. Sie fühlte, daß es wohlgethan sei, dem Körper eine kurze Ruhe zu gönnen, wenn auch die Seele keine finden konnte. — Ihr nächster Besuch war die Freifrau. Mit der liebevollen Zartheit, die ihr Benehmen gegen Lucy in den letzten Tagen gekennzeichnet hatte, fragte sie nach ihrem Befinden, strich freundlich über ihr reiches Haar, nannte sie „liebes Kind," und ehe sie ihr einen Nachtkuß auf die Stirn drückte, flüsterte sie ihr zu: „Sie dürfen uns nicht krank werden, Lucy; Sie wissen, wer in den nächsten Tagen zurückkehrt, und wir müssen Sie ihm gesund und rosig übergeben."

Nach diesen Worten verließ Frau Ellern sie, aber kaum hatte die Thür sich geschlossen, als Lucy in unaufhaltsame Thränen ausbrach. Ihr ganzer Körper zuckte in unnennbarer Qual und doch that der Ausbruch ihrem Herzen gut; die Thränen lösten die Angst, die sie mit eisernen Klammern einzuengen schien. Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte, als sich abermals die Thür öffnete, und Margarete nach ihr zu sehen kam. Lucy hörte ihre vorsichtigen Tritte und löschte mit einer heftigen Bewegung das Licht.

„Schlafen Sie, Lucy?" fragte Margarete leise.

Lucy lag regungslos, und Margarete entfernte sich ebenso vorsichtig, als sie gekommen war. Gleich darauf hörte Lucy deutlich, wie Thür auf Thür in dem langen Gange sich bewegte, ein Schritt nach dem anderen verhallte, und sie schloß, daß es spät sei und die Bewohner des Schlosses sich einer nach dem anderen zur Ruhe begaben.

Lucy lag noch eine Stunde ganz still, bis sie annehmen zu können glaubte, daß alles in tiefem Schlafe war. Dann erhob sie sich geräuschlos und zündete das Licht an. Sie zog die Vorhänge dicht zu, damit kein nach außen fallender Schimmer sie verrate. Sie kleidete sich eilig an. Sie wußte, daß der Nachtzug, der die etwa eine und eine halbe Meile entfernte Bahnstation passierte, dort um zwei Uhr eintreffen mußte. Sie mußte ihn zu erreichen suchen. Eilig packte sie zusammen, was sie an kleinen Reisebedürfnissen brauchen konnte, steckte an barem Gelde zu sich, was sie von Mr. Oldcastles letzter Sendung übrig hatte, und was nach ihrer Berechnung sie vollauf in den Stand setzen mußte, Dover zu erreichen, — dann löschte sie das Licht und schlich auf den Korridor hinaus. Sie schloß ihre Thür fest und trat auf einen Augenblick an das gegenüber liegende Fenster, um noch einmal in den Hof hinunter zu schauen. Es war eine helle, kühle Nacht, wie sie nach dem vorangegangenen heißen Tage zu erwarten war; ein leichter Wind trieb glänzende Wolken über die Mondscheibe, und durch die vom Luftzuge bewegten Blätter der Linden schimmerte hell das Wasser des Brunnens. Sie fühlte, sie durfte hier nicht weilen, — sie durfte sich nicht weich machen! — Fort mit den süßen Erinnerungen, die sich an die Stelle knüpften! — Sie trug die festen Schuhe, die ihr für ihren weiten Weg nötig erschienen, in der Hand, um durch keinen festen Tritt einen der Schläfer zu wecken, an deren Thüren sie vorüberhuschte, und eilte geräuschlos die Galerie entlang und die Treppen hinunter. Sie wußte, daß die Thür zur Freitreppe von innen geschlossen war, und kannte den Ort, an welchem der Schlüssel zu hängen pflegte. Ein angezündetes Streichholz ließ sie schnell die Schlüsselhöhlung finden und sie gelangte ohne Aufsehen ins Freie. Sorglich schloß sie die Thür, und schnell über den mondbeschienenen Platz in den Schatten der Parkbäume eilend, befand sie sich bald auf dem einsamen

Waldwege. Ein einzigmal blickte sie zurück auf die Stätte, die mit den entscheidendsten Stunden ihres Lebens so eng verknüpft war, auf die stattliche Treppe, die lange Reihe der im Mondlicht erglänzenden Fenster, den Lichtschein, der aus dem Schlafzimmer der Freifrau herüberschimmerte, — dann wandte sie dem Orte, der ihr der liebste auf Erden geworden war und es nicht mehr sein durfte, entschlossen den Rücken. Hastigen Fußes schritt sie vorüber, wo die Stelle, an welcher Ulrich sie zum erstenmal gefunden und in seinem Arm gehalten hatte, ihr zu winken schien, ohne sich nur einmal umzublicken. Die Aufregung ließ sie keine Ermüdung fühlen. Niemand begegnete ihr in dieser ruhigen Gegend zu später Nachtstunde, und als sie die Telegraphendrähte des kleinen Bahnhofs im Mondlicht schimmern sah, hörte sie die Bahnhofsglocke halb zwei Uhr schlagen. — Sie setzte sich in einiger Entfernung nieder und wartete hier, auf einem Stein sitzend, die Zeit ab, denn sie würde nicht gewagt haben in das Bahnhofszimmer zu treten, wo irgend eine unverhoffte Begegnung ihren Fluchtplan leicht hätte vereiteln können.

Es war gut, daß Lucy so zum Stillstand genötigt wurde, denn erst jetzt fiel ihr ein, daß sie noch keinerlei Plan entworfen hatte über die Route, die sie nehmen wollte. Sie war über Hamburg gekommen; aber setzte sie sich nicht der Möglichkeit aus, auf diesem Wege Ulrich zu begegnen? — oder dem, den sie noch mehr zu fürchten Ursache hatte? — Rotterdam und Lübeck waren aus demselben Grunde nicht zu empfehlen. — Sie beschloß, durch Belgien zu reisen, wo sie vor jeder Begegnung sicher zu sein hoffte, und ihre Seereise auf den kleinsten Raum zu beschränken. Wenn sie Tag und Nacht reiste, — und sie wußte, daß sie von Köln aus regelmäßigen Anschluß erwarten konnte, — so mußten sie vierundzwanzig Stunden bis Calais bringen, von wo sie Dover leicht erreichen konnte. — Lucy wunderte sich nachmals, daß sie zu einer so praktisch vernünftigen Berechnung in dieser Nacht das Herz gefunden hatte; aber sie hat in ihrem späteren Leben Gott tausendmal für diesen Umstand gedankt.

Die Glocke des Bahnhofs meldete den ankommenden Zug. Lucy zog den Schleier vors Gesicht, schlug ihren grauen Regenmantel fest zusammen, trat an den eben geöffneten Schalter und forderte ein Billet nach Köln. — Und wenige Minuten später trug sie das Dampfroß mit feurigem Atem und schnaubenden Nüstern brausend hinweg von der Stätte, die ihr eine teure Heimat gewesen, und von der sie gehofft hatte, daß sie es bis an ihr Lebensende bleiben werde.

XXII. Auf der Schwelle der Heimat.

In der erleuchteten Vorhalle des Grand hôtel au duc d'Alençon in Calais stand eine verschleierte Dame. Der Portier, der um Anweisung in betreff ihres Reisegepäcks gebeten hatte, war augenscheinlich betroffen über die Antwort, daß sie keines bei sich führe außer der leichten Reisetasche in ihrer Hand. Als sie aber jetzt den Schleier zurückschlug und ein blasses Gesicht von ungewöhnlichem Liebreiz enthüllte, und mit sanfter Stimme und dem Anstand, der die Dame der höheren Stände verrät, nach dem Abgang des frühesten Dampfers nach Dover fragte, antwortete er in respektvollem Tone: „Neun Uhr, Madame!" „Kann ich ein Zimmer für die Nacht erhalten?" fragte sie weiter.

„Wenn Madame die Güte haben wollen für einen Augenblick in den Salon zu treten, so werde ich für ein Zimmer Sorge tragen", erwiderte der Portier.

Er zeigte den Weg und öffnete die Thür, und Lucy trat in einen weiten, gaserhellten Raum, mit an den Wänden aufgestellten Sofas, Sesseln und Tischen, so komfortable, oder vielmehr unkomfortable, als die Empfangssäle französischer Hotels zu sein pflegen. Der erste Blick zeigte ihr, daß sie nicht allein sei. Auf einem Sofa am entfernteren Ende des Saales saß, in halb liegender Stellung zurückgelehnt, ein Herr, dessen Gesicht ihr durch eine magere, bleiche Hand verborgen ward, die wie zum Schutze gegen das Gaslicht davor gehalten wurde. Neben und vor ihm befanden sich zwei andere Herren; beide weckten in Lucy eine dunkle Erinnerung, über deren Ursprung sie sich nicht klar zu werden vermochte.

Sie nahm auf dem Sofa neben der Thür Platz, so daß sie den Fremden den Rücken wendete. Die anstrengende Reise, die heftige Erregung der letzten Tage, der Schmerz und Kampf ihres Innern, alles dies hatte auf ihre kräftige Natur erschöpfend gewirkt. Sie hatte das Gefühl, daß sie nicht fest auf dem Erdboden stehe, sondern auf eine sonderbare Art schwebend fortbewegt werde; die Lichter schienen sich vor ihr im Kreise zu drehen und die Stimmen der Anwesenden klangen wie aus weiter Ferne zu ihr herüber.

Ein hohler, gurgelnder Ton vom andern Ende des Zimmers erweckte sie zu einer klareren Vorstellung ihrer Lage. Der Herr auf dem Sofa hustete. Es war ein heiseres, kraftloses Keuchen, das aus einer hohlen Brust zu kommen schien, vermischt mit jenen für den Zuhörer so unendlich peinlichen Tönen, die sich der Brust entringen, wenn sie um den nötigen Atem zu kämpfen hat. Lucy wendete sich erschrocken um. Sie sah den Herrn, der vorher zurückgelehnt gelegen, jetzt im Arm seines älteren Gefährten aufgerichtet, der, während er den einen Arm um ihn geschlungen hielt, mit der andern Hand die Stirn des Vornübergebeugten stützte, und so die Gesichtszüge vollkommen verdeckte. „Paul!" rief er dem jüngeren auf deutsch zu, „sieh, ob du diese verwünschten Aufwärter nicht zur Eile antreiben kannst! — Wir brauchen unsere Zimmer augenblicklich, — sag augenblicklich!"

Paul wendete sich der Thür zu, und im Vorübergehen streiften seine Augen Lucys erschrockenes Gesicht. Er stutzte einen Augenblick, verließ aber sofort das Zimmer.

Der Hustenanfall war vorüber. Der kranke Mann hatte sich wieder zurückgelegt, sein Gefährte stand über ihn gebeugt und schien ihm freundlich zuzusprechen. Aber Lucy konnte deutlich die ungeduldige Bewegung der Hand wahrnehmen, mit der er sein Zureden abzuwehren schien. Im nächsten Augenblicke erschien Paul und meldete, daß die Zimmer bereit stünden. Der Kranke erhob sich und verließ, auf den Arm seines Begleiters gestützt, langsam den Saal, während Lucy die Augen rücksichtsvoll abwendete.

Gleich darauf ward auch ihr die erwünschte Meldung, und sie folgte dem Aufwärter die Treppe hinauf. Auf dem ersten Absatz standen die drei Herren, um dem Kranken Zeit zum Luftschöpfen zu lassen. Lucy wollte vorüber gehen, konnte sich aber nicht enthalten, einen Blick des Mitleids auf die gebeugte Gestalt zu werfen, die nach Atem ringend sich ans Geländer lehnte. Ein doppelarmiger Wandleuchter warf das grelle Licht zweier Gasflammen auf die schmerzentstellten Züge eines bleichen Gesichts.

Lucy schrie nicht auf, sie verlor auch nicht die Besinnung. Sie faßte mit einer krampfhaften Bewegung vor sich in die Luft und blieb dann wie angewurzelt stehen. Es war ein großes Glück, daß die beiden begleitenden Herren viel zu sehr durch die Sorge für den Kranken in Anspruch genommen wurden, um sie zu beachten.

O sie kannte diesen Mann, obgleich kein Zug des Gesichtes unverändert war, obgleich das Haar dünn und ergraut an den eingesunkenen Schläfen hing, obgleich die stolze Gestalt zu einem Schemen dahingeschwunden war! — Sie kannte diese Augen, obgleich sie mit unheimlichem Schimmer aus eingesunkenen Höhlen sie anstarrten, als haben sie einen Geist gesehen. — Sie stand einen Augenblick regungslos und sprachlos. Dann wandte sie sich wie zur Flucht und eilte dem Aufwärter nach die Treppe in die Höhe.

Ihr Zimmer war bald erreicht, es war das erste neben der Treppe. Es war mit dem gewöhnlichen Gasthauskomfort eingerichtet, und hatte außer dem Ausgang, welcher zum Korridor und von dort zur Treppe führte, noch eine Seitenthür zu dem zunächst gelegenen Gastzimmer aufzuweisen.

„Ist das Zimmer nebenan besetzt?" frug Lucy.

„Die drei Zimmer auf dieser Seite werden von den drei Herren eingenommen, die mit dem eben eingelaufenen westindischen Dampfer angekommen sind."

„Es ist gut! Sie können gehen.“

„Befehlen Madame noch etwas zur Nacht?“

„O nein, nichts! — ich danke!“

Der Aufwärter entfernte sich; aber kaum hatte er Zeit gehabt, mit der seinem Stande eigentümlichen geräuschlosen Eile die Treppe hinunter zu gelangen, als Lucy ihr Zimmer verließ. Eilig, mit unhörbarem Tritt, glitt sie die wenigen Schritte bis zur Treppe zurück und schaute zitternd, von dem eichenen Geländer verdeckt, hinunter.

Er stand noch auf dem Absatz unter ihr. Sie konnte die Gesichtszüge jetzt nicht sehen, sie sah nur, wie schmal der Kopf geworden, wie erschreckend weiß die Haut durch das dünne Haupthaar schimmerte. Er stand mit dem Oberkörper über das Geländer gebeugt und wehrte ungeduldig die Unterstützung seines älteren Begleiters ab, während der jüngere mit der Miene der Verzweiflung daneben stand. Sie hörte das Keuchen der kranken Brust, sie sah deutlich das Zittern der schwachen Hand; sie bebte nicht weniger, als die zusammengesunkene Gestalt unter ihr. — Jetzt, — der Kopf hob sich und in die gequälte Brust schien neuer Atem einzuziehen. Er faßte den Arm, der sich ihm stützend bot, und die kleine Gesellschaft setzte sich in Bewegung die Treppe hinauf. — So eilig und geräuschlos, als sie gekommen, huschte Lucy in ihr Zimmer zurück, zog die Thür hinter sich zu, verschloß und verriegelte sie und fiel fast besinnungslos in den nächsten Stuhl. War das der Mann, vor dem sie floh? — Das der Mann, der im Triumph heimkehrte, um das Erbe seiner Väter in Empfang zu nehmen? — O Lucy! laß deinen ohnmächtigen Zorn! — Gottes Zorn hat ihn geschlagen! — Das Leben flieht von ihm, — Du brauchst ihn nicht zu fliehen! — Wir sind schwach wie ein Rohr in Seiner Hand. Und wir sind alle Sünder! — Auch du, Lucy, auch du! — Du hast in Leichtsinn und kindischer Eitelkeit dieser zitternden Hand das Recht gegeben, vernichtend in dein Geschick einzugreifen! Dein Herz war nicht bei der Hand, die du diesem Unglücklichen reichtest; du hast sie niemals ausgestreckt, ihn von der Bahn des Verderbens zurückzuführen! Du schlossest das Haus deines Innern vor ihm zu, und zürntest ihm, daß er Befriedigung vor anderen Thüren suchte! — Frei schlug dein Herz und flog dem andern zu, als du das Band gebrochen wähntest, das nie mehr als eine Kette für dich gewesen war. Lucy, auch du in all deiner Lieblichkeit und Reinheit, in deiner heroischen Uneigennützigkeit und züchtigen Tugend bist nicht fleckenlos vor den Augen, vor denen das Dunkel hell ist! — Vergib, Lucy, daß dir vergeben werde! —

Langsam, Schritt vor Schritt, kam es die Treppe herauf; die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und die drei Männer traten ein. Die Wände des Gasthauses waren nicht stärker gebaut, als sie in solchen Gebäuden zu sein pflegen, und die Thüren, obwohl fest geschlossen, ließen dennoch Töne aus dem Nebenzimmer hereindringen. Wenn Lucy auch die Worte nicht verstand, so vernahm sie doch deutlich die Stimme liebreichen Zuredens und ungeduldig, unfreundlicher Zurückweisung. Gleich darauf hörte sie die Thüren gehen und Schritte sich entfernen, und wenige Augenblicke später sagte ihr ein hohles Husten an der Nebenwand, welche der drei eingetretenen Personen in ihrer nächsten Nähe zurückgeblieben sei.

Aus unseren Südseekolonieen 2.

Papuakrieger von Ruluana, Nordspitze Neu-Britanniens.
Nach dem Leben photographiert.

Lucy hatte sich soeben noch müde und tödlich erschöpft gefühlt. Aber sie suchte ihr Lager nicht auf; sie machte nicht einmal einen Versuch, sich zu entkleiden. Sie hätte keine Ruhe finden können mit dem Bewußtsein, wer nur durch eine Wand von ihr getrennt weilte: — sie berechnete, wie lange die beiden Kerzen, die vor ihr auf dem Sofatische brannten, ausreichen würden, und löschte die eine, um die Zeit zu verlängern. — Dann setzte sie sich nieder, um zu horchen.

Schlief er? — Sie glaubte, nein, und bald ward diese Meinung zur Gewißheit. Er stöhnte, er hustete, er warf sich unruhig hin und her, aber er schlief nicht. Sie zog die Uhr hervor; es war nach Mitternacht. Sie legte sie vor sich auf den Tisch, zog die Füße aufs Sofa und stützte den Kopf in die Hände. Sie horchte von neuem. Aufregung und Angst schärften ihre Sinne. Er schlief noch immer nicht. — O wann kam der Morgen? — Sie hörte jetzt, daß er sich aufrichtete. Neues Ringen, Stöhnen, Röcheln. Kam niemand ihm zuzuspringen? War niemand da, den müden Kopf zu stützen, die zitternde Gestalt aufrecht zu erhalten? Wie fest mußte der Schlaf der beiden Gefährten sein, daß er sie diesen Jammertönen gegenüber unempfindlich machte! — Jetzt, ein langgezogener, schmerzerfüllter Ton, und sie hörte ihn auf die Kissen zurücksinken. — Alles still. — Schläft er? — oder — ist er tot? Ringt er neben ihr im letzten Kampfe, ohne daß jemand da ist, die verschmachteten Lippen zu netzen, ihm den Schweiß von der erkalteten Stirn zu trocknen? Lucy ertrug es nicht länger. Auf ihrer eignen Stirn perlte kalter Schweiß. Sie zog die Riegel zurück und versuchte vorsichtig, ob die Thür von der andern Seite geschlossen sei. Sie war offen. Der Kranke hatte nicht daran gedacht, sie zu versichern, und seine Begleiter waren durch sein eigenes ungeduldiges Verlangen, allein gelassen zu werden, daran verhindert worden. Lucy öffnete, sodaß eine Spalte ihr erlaubte, das Bett, das der Thür ganz nahe stand, zu sehen. — Er war nicht tot. Er lag zurückgesunken, mit weit aufgerissenen Augen, die Lippen schmerzlich geöffnet, die Finger mit krampfhaftem Griff die Decke gefaßt haltend, in vergeblichem Ringen nach Atem. Lucy gab sich keine Rechenschaft, ob es klug oder unklug, recht oder unrecht, passend oder unpassend sei, was sie that.

Sie saß im nächsten Augenblicke auf der Seite des Bettes, hatte die elende Gestalt in ihren Armen aufgerichtet und den Kopf gegen ihre Schulter gestützt. Ihre Augen durchforschten schnell das Zimmer, das mittels einer verhangenen Lampe matt erhellt war, und ihre linke Hand ergriff das erste beste, hinter ihr auf einem Tischchen stehende Fläschchen, das ihr ein Stärkungsmittel zu enthalten schien, und hielt es dem Kranken vors Gesicht. — Es verging eine Weile, ehe sie die Wirkung ihrer Maßregel wahrnehmen konnte, dann aber verloren die Züge etwas von ihrer Spannung, die Brust begann sich langsam zu heben und zu senken, die Augen traten in ihre Höhlen zurück.

Jetzt erst ward Lucy sich dessen bewußt, was sie gethan. Aber sie konnte nicht zurück. Der Kranke regte sich nicht, und ob ihr gleich das Herz zum Zerspringen schlug, sie mußte in ihrer Lage ausharren. Sie wußte nicht, ob es ihr mehr zu neuer Beängstigung oder zur Beruhigung gereichte, als sie fühlte, daß die Ermattung ihr Recht geltend machte, und er an ihrer Schulter einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Südseeinseln. II. Der Neu-Britannia-Archipel.

Auch die zahlreichen Inseln, welche im Nordosten sich Neu-Guinea vorlagern, sind mit unter den deutschen Schutz gestellt worden und machen nun einen Teil des deutschen Südsee-Reiches aus. Es sind dieses Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, die Admiralitätsinseln, sowie zahlreiche kleinere Eilande, die alle zusammen zu Melanesien gerechnet werden, d. h. zu den Südsee-Inseln mit schwarzer Bevölkerung. Wahrscheinlich ist die Nordküste dieses Archipels, der bis 1700 für einen Teil Neu-Guineas galt, bereits im sechzehnten Jahrhundert von spanischen Seefahrern entdeckt worden; keinenfalls ist es richtig, was von englischer Seite jetzt verbreitet wird, daß Engländer diese Inseln entdeckt hätten. Die ersten Europäer, welche sie nachweisbar erblickten, waren die Niederländer le Maire und Schouten, die 1616 im Juni die Ost- und Nordküste befuhren, ihnen folgte 1643 auf demselben Wege Tasman. Erst später sind die englischen Entdecker Carteret und Dampier in jene Gegenden gekommen, von denen der erstere die Straße entdeckte, welche Neu-Britannien von Neu-Guinea trennt. Den Schluß der Entdeckungen machte 1875 das deutsche Kriegsschiff „Gazelle“ unter Kapitän von Schleinitz. — Nach dem Werke von Behm und Wagner: „Die Bevölkerung der Erde“ hat der gesamte Neu-Britannia-Archipel einen Umfang von 47 100 Quadratkilometer oder 855 deutschen Quadratmeilen; es wäre das ungefähr soviel wie Sachsen, Württemberg und Baden zusammengenommen. Davon entfallen auf die Admiralitätsinseln 2000 qkm (= Sachsen-Koburg-Gotha), auf Neu-Hannover 1400 qkm (= Sachsen-Altenburg), auf Neu-Britannien 25 000 qkm (= Provinz Westpreußen) und auf Neu-Irland 13 000 qkm (= Reg.-Bez. Oppeln). Über die Einwohnerzahl wissen wir so gut wie gar nichts, — es liegen nicht einmal annähernde Schätzungen vor und es bleibt daher dieser Punkt am besten unerörtert.

Die beste Kenntnis von den deutschen Inseln bei Neu-Guinea erwerben wir uns an der Hand deutscher Quellen und zwar sind es vor allem die Berichte des Kapitäns (jetzigen Admirals) Freiherr von Schleinitz, der 1875 mit der „Gazelle“ sie besuchte, denen wir hier folgen wollen und die uns einen vortrefflichen Einblick von Land und Leuten verschaffen.

Aus unseren Südseekolonieen 3.

Der Unamula-Wasserfall auf der Nordostspitze von Neu-Britannien.

Die Gazelle untersuchte von Neu-Britannien die östliche Hälfte, die auch darum „Gazellen-Halbinsel“ heißt. Hier fand sie noch thätige Krater, denen heiße Schwefeldämpfe entströmten, während zahlreiche Felsspalten von den Schwefelsublimaten gelb inkrustiert sind. An einzelnen Stellen des Ufers der Blanche-Bai riecht es stark nach Schwefelwasserstoff und glühende, dem Boden entströmende Gase machen das Meereswasser so heiß, daß man die Hand kaum einzutauchen vermag. — Geologisch zeigten sich Neu-Irland und Neu-Britannien sehr verschieden; ersteres ist mehr durch Korallen und jüngere Formationen gebildet, letzteres vulkanisch, und damit hängen denn auch die Vegetationsverhältnisse zusammen. Neu-Irland bietet mit seinen üppig bewaldeten, nahe an die Küste herantretenden soliden Gebirgsmassen mit den vielen lieblichen kleinen Buchten, den steil abfallenden Kaps ein höchst anziehendes Bild tropischer Landschaft; doch fehlt ihm Mannigfaltigkeit und wohlthuender Farbenwechsel, höchstens gewähren diesen der gelbe Korallensand am Strande oder die unter Palmen, Bananen und Brotfruchtbäumen erbauten kleinen Dörfer der Eingeborenen. — Völlig anderer landschaftlicher Natur ist **Neu-Britannien**. Die Naturfarbe der Felsen und des Bodens, vom Schwarz durch Violett und Braun in helles Gelb und Grau übergehend, wird nicht mehr dem Auge vom wuchernden Grün einförmig verhüllt, sondern macht sich, unterbrochen von dunklen Baumgruppen, durch hellgrüne Bananen- und Taropflanzungen gehoben, erst recht geltend. Neben prächtigen, mit Vegetation bedeckten Bergriesen sieht man schwarze, rauchende Krater und an den Küsten unter den Palmenhainen die Hütten der Wilden. Von den Gebirgen der Gazellenhalbinsel rauschen zum Meere liebliche Ströme herab, die allerdings für größere Schiffe nicht fahrbar sind, da sie an der Mündung Barren bilden. Unter diesen Strömen zeichnet sich der **Unamula** aus, der von Powell befahren wurde. Er schildert die umgebende Landschaft als ungemein großartig und schön; tropischer Pflanzenwuchs in wildester Üppigkeit bedeckte die Ufer, Palmen und Farnkräuter tauchten ihre schöngeformten Wedel in den Wasserspiegel. Von anderen Bäumen hingen Schlingpflanzen mit glänzenden Blüten herab; die kleineren Büsche und Stauden

Aus unseren Südseekolonieen 4.

Die Bestandteile des Anzuges des Duk-Duk-Tänzers.

waren förmlich in strahlende Farbenpracht getaucht. Bunte Vögel aller Art wiegten sich von einem Baume zum andern: weiße und blaue Eisvögel, kreischende Papageien flatterten umher. Aus größerer Entfernung wurde der schrille Laut der Großfußhühner gehört, alle Stimmen aber übertönte der rauhe Schrei und rauschende Flug der Nashornvögel und Scharen wilder Taubenumschwirrten die Bäume. Bei jeder Mündung des Flusses entdeckt das Auge neue Reize. — Ohne irgend eine Spur von Eingebornen zu finden drang Powell etwa sieben Kilometer weit vor, kam an der Mündung mehrerer Nebenflüsse und an einigen Wasserfällen vorüber. Bald wurde nun der Fluß schmäler und endlich seichter; aber man drang immer weiter vor, wobei das Boot über die seichten Stellen fortgezogen wurde. Endlich, nachdem man schon lange sein Tosen gehört, kam ein prachtvoller Wasserfall in Sicht. „Die Feder ist zu schwach, schreibt Powell, um den Anblick zu beschreiben; die Spitze des Falls schien sich in Nebel zu verlieren — die Höhe desselben genau zu bestimmen ist unmöglich: aber ich sollte meinen, daß das Wasser, ohne irgendwo unterwegs aufzutreffen, wohl hundertundzwanzig Meter hoch in ein weites von ihm selbst ausgewaschenes Becken herabstürzt. Nach meiner Schätzung beträgt die Breite des Falles dreißig bis vierzig Meter; aber er ist mit Strauch- und Buschwerk so überwachsen, daß seine wirkliche Breite schwer anzugeben ist."

Auch die Bewohner des Neu-Britannia-Archipels gehören zu den Papuas; sie sind etwas weniger dunkel als jene Neu-Guineas und können im allgemeinen als „rostfarben braun" bezeichnet werden, wiewohl hellere Individuen vorkommen. Der Kulturzustand der Bewohner des Archipels ist im allgemeinen ein niedriger, aber er darf wohl ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen, weil kaum noch irgendwo auf unsrer Erde sich eine so eigenartige Kultur frei von fremden, namentlich europäischen Einflüssen erhalten hat, denn bis vor kurzem waren diese Stämme von jedem Verkehr nach außen abgeschlossen. Europäische Schiffe hatten die Inseln nur selten und dann nur flüchtig berührt und die Kanoes der Eingebornen selbst sind zu dürftig gebaut, um weitere Reisen zu unternehmen. Selbst unter sich haben die einzelnen Stämme der Inseln wenig oder keinen Verkehr, wie sie denn alle verschiedene Idiome reden und kein Stamm in das Gebiet des Nachbarstammes sich hereinwagt.

Bei der ganzen männlichen Bevölkerung des Archipels besteht keinerlei Bedürfnis der Bekleidung eines Teiles des Körpers und bei den Frauen beschränkt sich die Bekleidung auf eine Schnur um die Hüften, an welcher ein paar kleine Baumblätter herabhängen. Da das Klima nun hier die Bekleidung entbehrlich macht und dem Schönheitssinn nach dieser Richtung keine Bethätigung übrig bleibt, so äußert derselbe sich anderweitig bei der Ausschmückung des Körpers. Als Schmuck dienen meist aus einer Muschel geschnitzte Armringe, deren mitunter ein Dutzend auf einem oder beiden Oberarmen getragen wird, Perlenschnüre von bunten Pflanzenkernen, von Tierzähnen 2c., sowie große Scheiben aus kleinen weißen Muscheln gebildet, die wie ein Halskragen getragen werden. Federbüsche im Haare scheinen Abzeichen der Höherstehenden zu sein. Während diese Schmucksachen die braunen, meist wohlgebildeten Gestalten heben, sind leider auch viele Verunzierungen im Gebrauche. So bei der Haartracht. Frauen und ältere Männer halten ihr Haar gewöhnlich kurz oder in langen, steifen Locken frisiert. Aber die Naturfarbe sieht man selten, da die Leute gewöhnlich noch rot, gelb und weiß auftragen. So sieht man z. B. die rechte Hälfte des Kopfes rot, die linke weiß gefärbt, oder es wird auch zwischen diesen beiden Hälften noch ein gelber Wulst eingeschoben, der höher als das übrige Kopfhaar ist und dem Haarkamm des bayrischen Raupenhelms ähnelt. Bei der Färbung werden Kalk und Klebstoffe so reichlich benutzt, daß man sich von der eigentlichen Beschaffenheit des Haares keine Vorstellung machen kann.

Andere Arten von Verunzierung sind die Durchbohrung der Ohrlappen und das Herabziehen derselben durch Einzwängen schwerer Gegenstände und dann die Durchbohrung der Nasenflügel, um darin Zähne oder Stachel von Tieren, auch wohl Perlmutterstücke anzubringen. Namentlich geben lange nach oben oder nach unten hauerartig gerichtete Zähne und Stacheln den Leuten ein sehr martialisches Ansehen. Auch die Nasenscheidewand wird durchbohrt und durch einen hindurchgesteckten Stab, Ring oder dergleichen verziert.*)

Aus unseren Südseekolonieen 5.

Pirogue der Eingebornen von den Herzog von York-Inseln mit dem Duk-Duk-Tänzer.

*) Eine vortreffliche Vorstellung von den Eingebornen der Duke of Yorkinseln und Neu-Britanniens geben unsere Zeichnungen. Dieselben sind auf Grund von Photographieen gezeichnet, welche Theodor Kleinschmidt, ein naturwissenschaftlicher Reisender des Museums Godeffroy, an Ort und Stelle aufnahm. Kleinschmidt wurde von den Eingebornen ermordet; seine Negativplatten aber gelangten nach Hamburg und hier hat die rührige nautische Handlung von L. Friederichsen und Co. dieselben publiziert. Es sind im ganzen zwanzig Stück, welche zum Preise von zwei Mk. per Bild in den Handel gebracht sind.

Färbung des Körpers oder einzelner Körperteile und zwar in weiß, gelb oder rot sieht man häufig auf Neu-Hannover und Neu-Irland. Eigentümlich nehmen sich rotgefärbte Stirn und Backen aus, die namentlich bei Frauen vorkommen. Betelkauen, Tabakrauchen und Gebrauch von berauschenden Getränken ist in den nördlichen Teilen des Archipels nicht bekannt; erstere beiden Gewohnheiten findet man aber nach dem Süden hin zunehmend, Tabakrauchen indessen nur dort, wo schon eine Verbindung mit europäischen Schiffen bestanden hat, also im Süden von Neu-Irland und im Nordosten von Neu-Britannien.

Eine höchst eigentümliche Zeremonie, wenn man so sagen kann, ist der Duk-Duk, welcher seinen Hauptsitz auf der Duke of York-Insel zwischen Neu-Britannien und Neu-Irland hat. Es ist darüber wiederholt geschrieben worden, so von dem Reisenden des Museum Godeffroy, Hübner, nach dem der Duk-Duk eine Art Medizinmann ist und auch religiöse Funktionen ausübt. Bei der Duk-Duk-Festlichkeit wird an einem geheiligten (Tabu-)Platze, den Weiber und Kinder bei Todesstrafe nicht betreten dürfen, ein Mann (oder mehrere) ganz in Laub gehüllt, so daß nur die Beine hervorragen, auf den Kopf wird dann die Duk-Duk-Maske gestülpt, die aus Bast gefertigt ist. In dieser Kleidung nun durchläuft der Träger die Insel, wobei er von jedem Kontribution in Tabak oder Muschelgeld erhebt. Gewöhnlich werden die als Duk-Duk Eingekleideten erst mittels Kanoe nach einer andern Insel gefahren, von wo sie dann als gleichsam neue mystische Wesen zurückkehren. Der Rock des Duk-Duk besteht aus verschiedenen übereinandergelegten Laubkränzen und über den Kopf ist eine kegelförmig zulaufende groteske Maske gestülpt. Hauptsache sind die grotesken Tänze, die zur Begleitung einer Trommel ausgeführt werden, und das Einsammeln von möglichst viel Muschelgeld und Lebensmitteln.

Einiges Nähere berichtet Th. Kleinschmidt über den Duk-Duk. Der hiesige Eingeborne, sagt er, hat weder eine Idee noch eine Vorstellung von einer allwaltenden, gütigen Gottheit, die den Himmel, die See und ihn selbst erschuf. Er kennt nur den „Duk-Duk", den er sich in fabelhafter großartiger Gestalt, als menschliches Wesen vorstellt, als ein Wesen, das stirbt und begraben wird, das er gleichzeitig aber doch auch als wandernden Geist ansieht! Als einen Geist nämlich, der, nachdem er zum Beispiel auf der Duke-of-York-Gruppe auftrat und während fünfzehn Tagen durch Masken den Frauen und Kindern veranschaulicht und dann festlich bewirtet wurde, der dann starb und begraben wurde, und nun nach einiger Zeit in einem andern Distrikt auf „Neu-Britannien wieder aufersteht, tanzt, unheimliche Töne von sich gibt, ebenfalls festlich bewirtet und auch dort wieder zu Grabe getragen wird, um, wer weiß wo zunächst, dasselbe zu thun oder sich anthun zu lassen. Wie sonst sich der Eingeborne einen Begriff über das geheime Wesen, die Wirksamkeit des Duk-Duk macht, ist eben nur ihm selbst bekannt, genau kann dies kein Fremder bis heute beantworten, denn keiner erfährt es und es scheint, daß es strenge „tabu" ist darüber irgend etwas zu offenbaren.

Aus unseren Südseekolonieen 6.

Das Duk-Duk-Tanzfest der Papuas auf der Insel Mioko in der Herzog von York-Gruppe. Originale im Museum Godeffroy in Hamburg.

Es finden die Aufführungen der „Duk-Duk"-Zeremonie nur in den nächsten benachbarten und befreundeten Distrikten zu gleicher Zeit statt, in anderen dagegen zu verschiedenen Zeiten; denn der Duk-Duk kann nach den Begriffen Eingeborner nicht aller Orten zugleich sein.

Gewöhnlich erklärt zu einer gewissen Zeit des Jahres, die, wie es scheint, für jeden einzelnen Distrikt genau inne gehalten wird, ein besonders einflußreicher Häuptling (vielleicht sogar ein dazu besonders berechtigter, eine Art von Hohem Priester des Duk-Duk), daß derselbe kommen werde. Die befreundeten Nachbardistrikte nehmen die Verkündigung an, und es wird dann der ungefähre Tag der Eröffnung der Zeremonie bestimmt. Die Weiber sorgen jetzt für die nötigen Quantitäten Festspeise und für deren Zubereitung und die Männer dafür, daß sie selbst bei Zeiten mit der Herstellung der für die Zeremonien nötigen Maskenkostüme fertig werden. Wie dieselben beschaffen sind, der Blätterrock, das kegelförmige, über den Kopf gezogene Gerüst, zeigt am besten die Abbildung 6.

Sind alle Masken fertig, so wird der für den Anfang

Aus unseren Südseekolonieen 7.

Papuadorf auf den Admiralitätsinseln.

des Festes geeignet erscheinende Tag festgesetzt, damit die den ersten Festschmaus bereitenden Weiber sich demgemäß einrichten können, denn der an jenem ersten Tage „geboren werdende“ Duk-Duk muß leben und deshalb auch gleich fertige Speisen vorfinden. Zu diesen, welche sich mehrere Tage halten müssen, werden Tarro, Kokosnüsse, Zuckerrohr und Fische verwandt. Sind die Speisen fertig, so wird zuvörderst den Weibern ein vergnügter Tag vergönnt; sie fahren dann zum Beispiel von der Mioko-Insel in mancherlei Art geschmückt in ihren weißen Kanoes auf das herrliche, durch das Meer zwischen den Inseln gebildete natürliche Bassin hinaus, schwenken Büsche, jauchzen, schreien, amüsieren sich und sind nun bereit, den erwarteten Duk-Duk zu bewillkommnen und zu gleicher Zeit dann auch die sorgfältigst bereiteten, in mancherlei Blätterwerk eingebundenen Speisen an den Häuptling abzuliefern, selbstverständlich aber gegen genügende Entschädigung, denn ohne eine Bezahlung verrichtet hier ein Eingeborner nichts für den andern — selbst Kinder kaum für ihre Eltern!

Am nächsten Tag beginnt nun die Erscheinung des Duk-Duk; alle Maskenträger begeben sich jetzt zuerst zum angesehensten Häuptling und Duk-Duk-Mann des Distrikts, um sich ihm zu präsentieren. Meist fahren dabei die Kanoes zu dreien und vieren neben einander, einen geordneten Zug bildend, und das Jauchzen, Singen und Trommeln hat während solcher Fahrt kein Ende. In der Mitte des Fahrzeuges steht oder sitzt der Duk-Duk in seiner Vermummung und nach dem Takte der Musik bewegt er sich auf und nieder, hin und her. Das Ganze bildet für den Fremden ein ebenso komisches und lustiges, wie interessantes Bild! — Da der Duk-Duk selten schreitend, sondern mit eins um das andere hoch gehobenen Beinen sich vorwärts bewegt, so hüpft nach der Landung die ganze Reihe der Repräsentanten dieses Kultus dem Hause des Häuptlings zu, in dessen Nähe im Busch der als Versammlungsort für alle angewiesene, freie Platz sich befindet. Hier gewährt es nun wiederum einen ganz eigentümlichen Anblick, dreißig bis vierzig dieser seltsamen Gestalten, deren Unterkörper durch einen grünen Blätterwulst verdeckt wird und deren Oberkörper in einem mannigfach und teils recht geschmackvoll verzierten und gefärbten hohen Spitzturm steckt, stumm im Kreise sitzen zu sehen, denn selbst die Beine des Repräsentanten müssen derartig untergeschlagen gehalten werden, daß nicht der geringste Teil eines Fußes unter dem Blätterwulst hervorschaut. Eine Menge Eingeborner wie auch Frauen, Mädchen und Kinder sehen jetzt dem Schauspiel zu.

Aus unseren Südseekolonieen 8.

Herr Talawa, älterer Mann von Kuluana im Norden Neu-Britanniens, mit dem eigentümlichen Halskragen „Ammidi“. Nach einer Photographie aus dem Museum Godeffroy.

Das dem Duk-Duk als Geschenk dargebrachte Devaro-Muschelgeld wird in zusammengelegten Bündeln von den Häuptlingen aus einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten mit kräftigem Wurf gegen den Blätterwulst der maskierten Personen geschleudert. Falls nun der betreffende Duk-Duk, in dessen Nähe das Geschenk gelangt, dasselbe, da er nur höchst verstohlen einige Finger aus dem Wulst hervorstecken darf, nicht hat erreichen und hereinziehen können, so wird ihm dasselbe von einem der Häuptlinge zugesteckt. Sind die Geschenke ausgeteilt, so führen die Duk-Duk-Repräsentanten zuvörderst einige ihrer kurzen, hüpfenden Tänze auf; dann hüpfen die auf Mioko Einheimischen nach ihren Duk-Duk-Häusern, die auf den Nachbarinseln Heimischen aber nach ihren Kanoes, um mit demselben Gesang, Getrommel und Geschrei wie bei ihrer Herkunft wieder heim zu fahren und sich nach ihren Duk-Duk-Häusern zu begeben. Und so findet nun jeden Nachmittag während der nächsten zwölf Tage der Duk-Duk-Tanz vor den Frauen und Kindern auf dem freien Platz vor der Hütte des Häuptlings statt. Das Ankleiden der Tänzer geschieht in verborgener Weise beim Duk-Duk-Hause, von wo sie sich zum Tanzplatz begeben, wo die Blätterwülste auf Pfosten stehen und der zu jedem gehörige Turm daneben.

Abgesehen von den oben gemachten Mitteilungen wird der Kulturzustand dieses Volkes schon durch den Umstand charakterisiert, daß Eisen und Metall in ihrer Industrie unbekannt sind und durch Steine, Muscheln, Holz und Knochen ersetzt werden. Wir haben es also mit einer Steinzeit zu thun. Die schweren Werkzeuge: Beil, Hammer, Meisel bestehen aus Steinen oder Muschelstücken, die mit Bast an Stiele befestigt sind. Außerdem gibt es noch Messer von Schildpatt und Bambus zum Zerteilen reifer Früchte. Menschenknochen dienen als Bohrer. Wenn man diese primitiven Werkzeuge betrachtet, welche allerdings noch ergänzt werden durch den Gebrauch der sehr kräftigen Zähne, so muß die Geschicklichkeit und Ausdauer der Wilden Staunen erregen, mit welcher sie ihre Industrieartikel erzeugen. Zu den schon erwähnten Schmucksachen kommen Speere, Keulen, Lanzen, Schleudern — aber nicht Bogen und Pfeil —, Körbe, Matten, Fischnetze.

Gegenüber diesem geringen Hausrat besitzen sie verhält-

nismäßig viele musikalische Instrumente, nämlich Trommeln, Maultrommeln, Flöten, Panflöten von Holz gemacht, ferner Hörner, Klappern und Klingeln aus Muschelschalen. Die Holztrommeln und die Muschelhörner scheinen Kriegsinstrumente zu sein, doch wird auch die Trommel bei Tänzen benutzt. Den Geschmack beim Tanz beweisen auch die dabei gebrauchten Gesichtsmasken, welche in den verschiedensten Formen vorkommen und in deren Herstellung die Leute viel Phantasie entwickeln. Ähnliches läßt sich in der Verzierung der Kanoes erkennen, welche letzteren oft mit kunstvoll durchbrochenen Schnitzereien an beiden Enden versehen sind.

Im Gegensatz zu Neu-Guinea liegen im Archipel die Hütten niemals über dem Wasser. Es sind richtige Mattenhütten mit Giebeldächern aus Rohr oder Palmstroh. Ein paar niedrige Bänke machen das Möblement aus. Die Umgebung des Dorfes ist stets sauber und hübsch und der Dorfplatz zeichnet sich stets durch große Reinlichkeit aus, ja von Schleinitz fand auf Neu-Hannover sogar einen mit Blumen bepflanzten Hügel bei einem Dorfe.

Wenn die Kultur dieses Volkes nun auch eine sehr niedrige ist, so darf man dieses doch nicht seinen Anlagen zuschreiben, sondern muß dafür nach den Betrachtungen des Freiherrn von Schleinitz die örtlichen Verhältnisse verantwortlich machen. „Die Inseln, so sagt er, sind für die Bodenkultur im ganzen wenig geeignet, da sie entweder aus dem sumpfigen Boden gehobener Korallenriffe oder aus jüngeren Gebirgsmassen ohne Humusschicht bestehen und des alluvialen Bodens ganz zu entbehren scheinen. Es kommen daher von Pflanzen fast nur Bäume gut fort, die ihre Wurzeln in die Spalten des Gesteines schlagen. Diese Bäume wuchern aber in dem günstigen Klima mit so wunderbarer Üppigkeit, daß daneben das Leben der meisten anderen Pflanzen und das der meisten Tiere zur Unmöglichkeit wird. Diese Verhältnisse vor Augen hat es mich oft in Erstaunen gesetzt, daß es den Eingebornen doch gelingt mit ihren primitiven Werkzeugen den Wald auszuroden, wo irgend der Boden dem Ackerbau einigen Erfolg in Aussicht stellt. Mehrfach stieß ich bei meinen Wanderungen auf Strecken, wo der Wald abgebrannt war. Dabei verkohlen aber die Baumstämme nur äußerlich und nun müssen sie mit

Aus unseren Südseekolonieen 9.

Kinder von der Insel Mioko, Herzog von York-Gruppe.
Nach dem Leben photographiert.

Stein- und Muschelwerkzeugen abgeschnitten, die Wurzeln ausgegraben und schließlich der Boden mit Stöcken umgegraben werden. Was es heißt Tropenbäume zu fällen, hatten wir selbst gute Gelegenheit kennen zu lernen, als wir Holz zum Ersatze der Kohlen einnahmen und unsere Äxte und Sägen nicht selten entweder wie Glas zersplitterten oder sich wie Blei bogen, als sie mit diesem oft eisenharten Holz in Berührung kamen.“ — Da mit Ausnahme armseliger, gelbweißer Hunde und einiger Schweine eßbare Säugetiere fast ganz fehlen, so sind

Aus unseren Südseekolonieen 10.

Vegetationsansicht von den Admiralitätsinseln. Neu-Britannia-Archipel.

die Eingebornen zu Kannibalen geworden, denn es läßt sich leider nicht leugnen, daß unsre schwarzen Mitbürger Menschenfresser sind. Nach den Mitteilungen, die von der Gazelle erhalten wurden, wird jeder gefangene Bergbewohner von einem feindlichen Stamme sofort und ohne Zeremonieen verspeist, wobei die schmackhaftesten Körperteile dem Häuptling zufallen. Mit der Religion hat die Anthropophagie hier nichts zu thun.

Wie schon bemerkt, zerfällt die Bevölkerung jeder Insel in zahlreiche Stämme, die miteinander wenig verkehren und untereinander stets in Fehde leben, wofür die befestigten Dörfer und das stete Bewaffnetgehen der ganzen männlichen Bevölkerung, sowie deren zahlreiche Narben sprechen. Bei diesem Zustande der Dinge fällt die Haus- und Feldarbeit, selbst zum Teil das Fischen, den Frauen zu, während die Männer, wenn sie nicht Krieg führen, des Müßiggangs pflegen. Die Frauen scheinen dafür aber im allgemeinen gut behandelt zu werden, ja selbst an Zeichen eines zärtlichen Familienlebens fehlt es nicht. Man hat kosende Brautpaare, freundschaftlich verbundene Männer, zärtliche Kinder und Eltern beobachtet, freilich auch gesehen, wie der Mann die Frau mit der Keule züchtigte. „Es deutet dieses und manche andere kleine Zeichen, bemerkt unser Gewährsmann, auf Vorhandensein von Gemüt und edleren Gefühlen, wie überhaupt bei längerem Zusammensein mit diesen Leuten man sich einer gewissen Sympathie für sie kaum verschließen kann: denn die großen Fehler, welche sie besitzen, scheinen mehr aus einer kindischen Unerzogenheit hervorzugehen, als aus Schlechtigkeit des Charakters."

Freiherr von Schleinitz ist ganz entschieden der Ansicht, daß die Wilden des Neu-Britannia-Archipels sehr entwicklungsfähig seien, und bereits vor zehn Jahren wünschte er, daß hier der zivilisatorische Einfluß Deutschlands sich geltend machen möge, der nun hoffentlich zum Segen jener Wilden mehr noch als bisher dort Platz greifen wird.

Der Hauptpunkt für den Handel des Archipels sowie für die auf demselben entfaltete Missionsthätigkeit ist die Gruppe der Duke of York-Inseln, welche im St. Georgs Kanal liegen, der Neu-Britannien von Neu-Irland trennt. Hier sind seit dem Jahre 1875 Hamburger Häuser (Godeffroy, Hernsheim) ansässig, die einen schwunghaften Handel betreiben. Duke of York ist ein niedriges, ganz mit Vegetation bedecktes Eiland von etwa einer Quadratmeile, um welches herum sich mehrere kleine Inseln lagern. Wichtig ist es durch seine dominierende Lage und durch seine vortrefflichen Häfen, die **bereits seit dem Jahre 1878 dem deutschen Reiche gehören**, da sie damals für siebzig Dollars abgetreten wurden.

Damals hat Kapitän Bartholomäus von Werner mit S. M. S. Ariadne den Auftrag gehabt, einige Klagesachen der Firma Hernsheim & Co. gegen die Eingebornen zu erledigen und bei dieser Gelegenheit erwarb er die Häfen Makada und Mioko für einen Spottpreis. Da Kapitän von Werner die Produktionsfähigkeit des Archipels weit günstiger als Kapitän von Schleinitz ansieht, so lassen wir hier einiges aus seinen Berichten an die kaiserliche Admiralität folgen.

„Neu-Britannien und Duke of York sind so wertvoll und versprechen jetzt schon dem unternehmungslustigen deutschen Handel so großen Gewinn, daß **dieses Gebiet nicht preisgegeben werden darf**. An Plantagenbau ist hier zwar für die nächsten Jahre nicht zu denken, doch glaube ich, daß in zehn Jahren die Verhältnisse schon soweit geordnet sind, daß auch damit vorgegangen werden kann. Zur Zeit ist daher nur auf die Produkte zu rechnen, welche die Eingebornen für Tabak, altes Bandeisen hergeben, vorzugsweise liegt hier in der sehr dichten Bevölkerung eine **unerschöpfliche Arbeiterquelle**. Diese berüchtigten Menschenfresser, die allerdings mit dem größten Gleichmut den erschlagenen Feind oder einen gekauften Leichnam verzehren, sind die gutmütigsten, fleißigsten Leute, die man sich denken kann. Ich war erstaunt über die Ausdauer, mit welcher über zweihundert Männer mehrere Tage lang, allerdings mit Ablösung, für mich Tag und Nacht Kohlen verladen und Holz geschlagen haben.

„Der Hafen von Mioko kann sich mit den besten Häfen messen in Bezug auf Raum, Klarheit des Ankergrundes, Tiefenverhältnisse, die den größten Schiffen gestatten dicht an Land zu holen, Sicherheit gegen alle Winde und Leichtigkeit des Ein- und Auslaufens für Segelschiffe.

„Wenn man sich klar macht," so schließt Kapitän von Werner seinen Bericht, „welchen Umfang der deutsche Handel in der Südsee erreicht hat, ohne bisher von der vaterländischen Regierung unterstützt worden zu sein, dann muß man unwillkürlich die weitgehendsten Hoffnungen für den Fall schöpfen, daß die heimische Regierung sich entschließen sollte, diesen Handel nicht nur durch Stationierung eines Kriegsschiffes zu unterstützen, sondern auch gewillt ist, eine Politik zu verfolgen, **welche dieses fruchtbare Gebiet dem deutschen Fleiß, der deutschen Ausdauer für immer erhält.**"

Gott Lob! Dieser Fall ist jetzt eingetreten.

Ein merkwürdiger Komet.

Unlängst brachten die Tagesblätter die telegraphische Nachricht, ein amerikanischer Astronom habe den **zurückkehrenden Enckeschen Kometen** aufgefunden. Diese Mitteilung hat zweifellos bei vielen Lesern die Überzeugung hervorgerufen, daß dieser Komet ein ganz besonders interessantes Gestirn sein müsse, und mancher mag die Erwartung hegen, in nächster Zeit am Himmel einen Kometen mit riesigem Schweife einherziehen zu sehen. Um es gleich zu sagen: diese Erwartung wird nicht in Erfüllung gehen, ja der in Rede stehende Komet wird dem unbewaffneten Auge völlig verborgen bleiben; nur im Fernrohr wird man ihn als schwache nebelige Masse von runder Gestalt und fast ohne Schweif zu sehen im stande sein. Dennoch ist dieser Komet einer der merkwürdigsten, die jemals in den Gesichtskreis der Astronomen herabgestiegen sind, ja die Fragen, welche durch ihn angeregt wurden, reichen weit über den engen Ring der Fachleute hinaus, sie interessieren jeden denkenden Menschen in ganz besonderem Grade. Man wird dies sogleich begreifen, wenn ich hinzufüge, daß Enckes Komet das erste Gestirn dieser Art ist, bei dem durch Beobachtung und Rechnung mit Sicherheit erwiesen worden, daß er sich bei jedem Umlauf der Sonne mehr und mehr nähert und demgemäß, wenn diese Annäherung fortdauert, dereinst in den Gluten des Sonnenballes sein Ende finden muß. Ein solches Ergebnis widerspricht vollständig der früheren Anschauung der Forscher, die in dem Baue und der Einrichtung des Planetensystems alle Garantien zu einer unbegrenzten Dauer erblickten. Denn das Ende, welches jenen Kometen bedroht, steht auch und aus genau den gleichen Gründen für jeden Planeten in Aussicht, und wie der Komet in den Gluten des Sonnenballes zergeht, so muß, wenn auch nach unermeßlich viel längerer Zeitdauer, dereinst der Morgen- und Abendstern untergehen und ihm folgend **unsere Erde** samt ihrem Monde. Genau betrachtet liegt in dieser Schlußfolgerung gar nichts absonderliches; denn gleich wie das Planetensystem nicht ewig war, sondern einen zeitlichen Anfang hatte, so muß seine Dauer auch ein Ende finden. Versucht man freilich den Gedanken ganz auszudenken, so fühlt man sich betroffen von der niederschmetternden Gewalt desselben. Denn er sagt uns, daß alles menschliche Sinnen und Streben, die Errungenschaften des Geistes, alle Fortschritte der Kultur, nicht immerfort kommenden Generationen als Grundlagen zu höherer Blüte dienen werden, sondern daß ein bestimmtes Ziel gesetzt ist allem irdischen Sein und Tod und Untergang desselben in letzter Perspektive steht. — —

Doch kehren wir zu unserm Kometen zurück. Derselbe wurde zum erstenmale gesehen im Jahre 1786; natürlich hat er auch vor diesem Zeitpunkte existiert, aber man hatte ihn seiner Lichtschwäche wegen nicht aufgefunden. Auch in jenem Jahre wurde er nur an zwei Tagen bemerkt, dann entzog er sich den Nachforschungen und es war unmöglich, seine Bahn durch den Himmelsraum zu bestimmen. Im Jahre 1795 kehrte er zur Sonne zurück und damals sah die Schwester des berühmten Herschel den Kometen wieder, ebenso erschien er in den Jahren 1805 und 1818, ohne daß man jedoch ahnte, es handle sich in diesen Erscheinungen stets um ein und dasselbe Gestirn. Erst der junge Astronom **Encke**, der sich zu jener Zeit als Observator auf der Sternwarte bei Gotha befand, erkannte, hauptsächlich durch seine eigenen Beobachtungen, daß der Komet von 1818 in dem Zeitraume von 1208 Tagen um die Sonne kreise. Eine solch kurze Umlaufszeit erschien zwar für einen Kometen außerordentlich seltsam, allein Encke zeigte durch sehr umfangreiche und genaue Zurückrechnung, daß die Kometen von 1805, von 1795 und 1786 wirklich identisch seien mit jenem von 1818 und daher an der kurzen Umlaufszeit nicht gezweifelt werden könne. Wirklich kehrte der Komet auch 1822 wieder und wurde von den Astronomen mit Eifer beobachtet. Dabei machte Encke die fernere, merkwürdige und völlig unerwartete Entdeckung, daß jeder spätere Umlauf des Kometen ungefähr drei Stunden kürzer sei als der vorhergehende. Die Thatsache selbst stellte sich schon damals mit solcher Gewißheit heraus, daß sie nicht wohl bezweifelt werden konnte, und es fragte sich deshalb, auf welche Weise die fortdauernde Verkürzung zu erklären sei. Dem Scharfsinn Enckes entging es nicht, daß es sich hier um eine

wirkliche Hemmung der Bewegung des Kometen handeln müsse. Man hatte bis dahin angenommen, der Himmelsraum zwischen den Planeten sei absolut leer, und diese Annahme gründete sich auf die Erfahrung, daß die altbekannten Planeten seit den frühesten Zeiten der Beobachtung, also seit mehreren Jahrtausenden, ihre Bewegung nicht merklich verlangsamt hatten. Daraus folgte, daß im Verhältnis zu den gewaltigen Planetenmassen, eine etwaige Materie in den Himmelsräumen höchstens nur von überaus großer, unmeßbarer Feinheit sein könne. Denken wir uns, man habe ein cylindrisches Glasgefäß, von dem man nicht wisse, ob es leer oder lufterfüllt sei. Läßt man in diesem Gefäße, ohne dasselbe zu öffnen, eine kleine Bleikugel herabfallen, so wird man nicht wahrnehmen können, daß die Kugel in ihrer Fallgeschwindigkeit eine Verlangsamung durch den Widerstand der eingeschlossenen Materie erleidet, man kann also hieraus nicht schließen, ob das Gefäß leer oder lufterfüllt ist. Könnte man nun aber auch noch eine äußerst kleine und leichte Flaumfeder in dem hohlen Glascylinder von oben nach unten fallen lassen, so würde man aus dem Verhalten schon weit eher einen Schluß auf den Inhalt des Gefäßes machen können. Im luftleeren Raume würde das Federchen wie eine Bleikugel herabfallen, im lufterfüllten dagegen eine recht merkliche Verlangsamung seiner Fallbewegung erkennen lassen. Man sieht hieraus, wie der leichte, feine Gegenstand ein sicheres Urteil über einen vorhandenen Widerstand gestattet, wo der massige, schwere Körper nichts schließen läßt. Ganz ähnlich ist es mit den Planeten. Diese gewaltigen Massen werden durch den Widerstand eines feinen Fluidums, das die Himmelsräume erfüllt, für uns nicht merklich verlangsamt, wohl aber ist diese Verlangsamung erkennbar bei einem so feinen, wenig dichten und leichten Weltkörper wie der Enckesche Komet ist. Encke nahm deshalb als erwiesen an, daß die Himmelsräume nicht leer, sondern mit einem äußerst feinen „hemmenden Mittel“ erfüllt seien, dem man den Namen Äther gegeben hat, ohne dadurch über seine spezielle Natur irgend etwas aussagen zu wollen. Dieser Äther leistet der Bewegung des Kometen einen Widerstand, infolge dessen ermattet im wirklichen Sinne des Wortes das Gestirn in seinem Laufe, es sinkt gegen die Sonne hin und muß schließlich auf sie herabstürzen. Eine Erscheinung von so fundamentaler Bedeutung für die Frage nach der Dauer des ganzen Planetensystems, ist selbstredend der größten Aufmerksamkeit würdig, und man hat deshalb auch eine Reihe von Bedenken gegen die Erklärung Enckes vorgebracht. Bis zu seinem Tode hat letzterer die Berechnungen für den in Rede stehenden Kometen sorgfältig durchgeführt und gezeigt, daß bei jedem Umlauf ohne Ausnahme (und es sind siebzehn von ihm berechnet worden) die Verkürzung stattgefunden hat. Nach Enckes Tode haben van Asten und diesem folgend Backlund die Untersuchungen weitergeführt, ja einen Teil der Enckeschen Arbeiten wiederholt. Es fand sich alles so bestätigt wie Encke angegeben, aber außerdem stellte sich das sehr unerwartete Resultat heraus, daß die Verkürzung der Umlaufszeit während der letzten zwanzig Jahre abgenommen hat. Dieses Ergebnis ist außerordentlich überraschend und die Ursache der Erscheinung bis jetzt nicht zu deuten. Der Komet sieht heute noch ebenso aus wie vor fünfzig Jahren; eine Veränderung in ihm selbst ist also nicht in wahrnehmbarer Weise erfolgt. Auch der Versuch, die Verkürzung der Umlaufszeit durch irgend eine andere Ursache als durch Hemmung der Bewegung zu erklären, ist nicht erfolgreich gewesen, vielmehr muß die Enckesche Erklärung auch heute noch als die bei weitem wahrscheinlichste angesehen werden. Man hat gefragt, warum denn noch bei keinem andern Kometen eine Wirkung des Äthers bemerkt worden sei. Darauf ist folgendes zu erwidern. Um die Verkürzung der Umlaufsdauer zu erkennen, muß ein Komet mindestens in drei Erscheinungen beobachtet sein und zwar so genau, daß man daraus seine Umlaufszeit bis auf Bruchteile der Stunde sicher ableiten kann. Dies ist aber außer beim Enckeschen Kometen bis jetzt eigentlich nur bei zwei andern Kometen möglich und von diesen hat einer, nämlich der sogenannte Winneckesche Komet auch wirklich Andeutungen einer geringen Verkürzung seiner Umlaufszeit gezeigt. Man hat guten Grund anzunehmen, daß der Äther, welches auch immer seine sonstige Beschaffenheit sein möge, in der Nähe der Sonne am dichtesten ist, sodaß ein Komet, der sich meist in sonnennahen Regionen aufhält, unter gleichen übrigen Verhältnissen stärker in seiner Bewegung gehemmt wird als ein anderer, der entfernter um die Sonne läuft. Unter allen Kometen von kurzer Umlaufszeit kommt aber der Enckesche der Sonne am nächsten und entfernt sich am wenigsten von ihr. Im Punkte seiner größten Sonnennähe steht er sieben, in der größten Entfernung vierundachtzig Millionen Meilen von der Sonne ab, während bei dem oben erwähnten Winneckeschen Kometen diese Entfernungen resp. siebzehn und hundertdreizehn Millionen Meilen betragen. Man kann daher erwarten, daß bei jenem Kometen sich die Einwirkung der Hemmung deutlicher zeigen wird, wie es auch in der That der Fall ist. Aber auch abgesehen von der wirklich wahrnehmbaren Verkürzung der Umlaufszeit, ist die Annahme, die Himmelsräume seien nicht völlig leer, sondern mit irgend einer, wenn auch sehr feinen Materie erfüllt, schon an und für sich recht wahrscheinlich. Wir wissen, daß zahlreiche Sternschnuppenschwärme in der Nähe der Sonne zirkulieren, wir kennen Stein- und Eisenmassen, die auf unsere Erde herabstürzten und beträchtliche Gasmengen umschlossen, die Kometen selbst scheiden gewisse Materien aus und die Stoffe, aus denen ihre Schweife bestehen, verflüchtigen sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den Weltraum. Endlich zwingt uns auch die Thatsache, daß die Wärme sich von der Sonne sowohl als von den Sternen durch den Weltraum bis zu unserer Erde fortpflanzt, zu dem Schlusse, daß der Weltraum nicht leer, sondern mit einer feinen, vielleicht gasförmigen, überaus dünnen Materie erfüllt ist. Denn die strahlende Wärme ist, wie wir heute wissen, nur eine gewisse Bewegungsform der kleinsten Teilchen und bedarf daher zu ihrer Fortpflanzung durch den Raum eines materiellen Substrats. Hier finden wir also eine genügende Übereinstimmung mit der Erklärung, welche die Verkürzung der Umlaufszeit des Enckeschen Kometen verlangt. Man kann daher kaum mehr daran zweifeln, daß im Weltraume, besonders in unserm Sonnensysteme, zwischen den Planeten sich Materie befindet, die wir nicht sehen können, welche aber Wirkungen auf die Weltkörper ausübt, die deren selbständige Existenz bedrohen. Allerdings müssen ungezählte Myriaden von Jahren vergehen, ehe infolge dieser hemmenden Wirkungen eine Zerstörung der Planeten, ein Herabsturz derselben auf die Sonne eintritt, allein das dereinstige Ende der Wandelsterne ist in diesem Falle nicht weniger sicher. Vielleicht sind wir Menschen schon wiederholt Augenzeugen eines ähnlichen Vorganges gewesen. Die unzählbaren Fixsterne sind Sonnen wie unsere Sonne und es ist durchaus nicht unlogisch anzunehmen, daß viele derselben auch von dunklen Planeten umkreist werden. Nun hat man in einigen Fällen ein plötzliches Auflodern vorher sehr lichtschwacher Sterne beobachtet, eine rasche Helligkeitszunahme, die allmählich wieder abnahm. Schon der große Newton glaubte diese Erscheinungen durch den Herabsturz von Kometen auf jene Sterne erklären zu dürfen und es ist durchaus richtig, daß beim Zusammenprallen zweier Weltkörper diese in das höchste Stadium der Glut geraten würden. Jedenfalls handelt es sich bei den genannten Erscheinungen um ungewöhnliche, katastrophenartige Vorgänge, die ihr Eintreten durch gewaltige Lichtausbrüche viele tausend Milliarden Meilen weit in den Weltraum hinaus signalisieren. — So hat uns denn die Betrachtung der Bewegung des Enckeschen Kometen im Geiste in überaus weit entlegene räumliche und zeitliche Verhältnisse geführt und zu logischen Schlüssen über die mögliche Art und Weise, in welcher dereinst der ganze Erdball das Ziel seines Daseins finden kann. Dr. Klein.

Am Familientisch.

Spindelpoesie.

(Zu dem Bilde auf S. 293.)

Noch immer hat die Maschine das Spinnrad nicht ganz zu verdrängen vermocht. In zahlreichen Wohnstätten unserer ländlichen Bevölkerung ist es in unveränderter Thätigkeit und wird es wohl auch noch lange bleiben. Und wo es gemütlich schnurrt, da ist es, als ob die alte Zeit erwachte und ihren poetischen Zauber darüber ausgösse. Dachten sich doch unsere heidnischen Ahnen ihre Göttinnen so gern spinnend wie sie selbst: in Schweden nennt noch heute das Volk den „Orionsgürtel“ nicht anders als „Friggerock“, d. h. Spinnrocken der Frigga oder Frija, der germanischen Göttermutter. Auch Königinnen und Fürstinnen schämten sich nicht der Spindel — im Volksmund lebt noch Karls des Großen Mutter, Bertha, die fleißige Spinnerin, und über dem Grabe der Tochter Kaiser Ottos I, Liutgardens, war eine goldene Spindel aufgehängt. Zur Zeit der Minnesinger fanden sich Rocken und Spindel in jedem Gemach, und das Spinnen von Flachs und Seide war jeder Dame eine gewohnte Arbeit. Darum dachte sich unser Volk auch die Jungfrau Maria als Spinnerin und sang noch im XV. Jahrhundert von ihr: „Maria die konnt' spinnen, des freut' sie sich.“ Und so blieb es im wesentlichen auch, als im Jahre 1530 von dem Bildschnitzer Johann Jürges in Watenbüttel das Spinnrad erfunden worden war. — In der deutschen Poesie aber ertönt seit alten Tagen der Preis der Spindel von dem Volkslied an, welches mahnt:

„Ehr, Mägdlein, ehr
Die edle Spinnkunst sehr;
Adam hackt' und Eva spann,
Zeigten uns die Tugendbahn“

bis auf Justinus Kerners Lob- und Schutzlied:

„Die Spindel hält verschoben
Jetzt manche Schöne stolz,
Und denkt: wie kann man loben
So ein gemeines Holz!
Nein! liebe deutsche Frauen,
Erkennt der Spindel Wert!
Wollt treulich auf sie bauen,
Treu, wie der Mann aufs Schwert!“

Und die Künstler werden ebensowenig müde, die Spinnerinnen zu malen, wie die Dichter, sie zu besingen. Woran mag sie denken, die Karl Herpfer, von ihrer Arbeit rastend, so anmutig dargestellt hat? Vielleicht tönt es leise und bange durch ihre Seele:

„Goldner Faden, kann nicht sagen,
Welch ein Schicksal dir bestimmt,
Ob mit Freuden, ob mit Klagen
Das Gespinst ein Ende nimmt“ (Geibel)

oder sie denkt des fernen Liebsten:

„Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und kann nicht weinen.“
(Brentano.)

Rechtsrat.

Am 1. Oktober 1884 beauftragte ich einen Rechtsanwalt mit der Anfertigung eines Gesellschaftsvertrages zwischen mir und meinem Kompagnon, d. h. ich sandte ihm einen Entwurf ein und bat ihn,

denselben bis zum 15. Oktober 1884 nur in die nötige juridische Form zu bringen.

Am 9. Oktober 1884 noch ohne irgend welche Nachricht schrieb ich nochmals, und verlangte er daraufhin eine mündliche Besprechung, die am 15. Oktober 1884 stattfand, und wobei er die nunmehrige baldige Ausfertigung in Aussicht stellte.

Da ich aber den Kontrakt nicht erhielt, so habe ich am 28. November 1884 per gewöhnlichen Brief, und am 28. Dezember 1884 per Einschreibebrief um Beschleunigung gebeten, ohne bis heute irgend eine Antwort auf meine Briefe zu erhalten.

Diese Verzögerung dauert mir denn doch zu lange, umsomehr, als mir doch die schriftliche Fixierung unseres Associéverhältnisses für alle Fälle erwünscht sein muß.

Ich bitte nun um gefällige Auskunft, ob das folgende Verfahren gesetzlich zulässig ist, oder wie ich mir sonst helfen soll.

Ich würde dem Rechtsanwalt per Einschreibebrief mitteilen, „daß ich ihm eine Frist von ... Tagen (wie viel?) stelle, nach deren Ablauf ich ihm das erteilte Mandat zurückziehen, Retournierung des Kontraktsentwurfs fordern, und ihm für die seiner Zeit gehabte Besprechung kein Honorar zahlen würde." — Kann ich von ihm den Ersatz meiner Portoauslagen und der Reisekosten zu ihm fordern, da diese Auslagen doch durch seine Schuld vergeblich gewesen sind?

G. B. in G.

Das Verhältnis zwischen dem Rechtsanwalt und seinem Auftraggeber ist ein Vertragsverhältnis, welches das preußische Recht als Vollmachtsauftrag bezeichnet. Dieses Vertragsverhältnis erheischt, so lange es besteht, ebenso wie alle anderen Verträge, Erfüllung, und verpflichtet denjenigen Kontrahenten zum Schadenersatze, welcher schuldvollerweise ihn zu erfüllen unterläßt. Zwar ist an und für sich der Rechtsanwalt berechtigt, das Verhältnis jederzeit zu kündigen, und die einmal erklärte Kündigung schließt den Anspruch auf weitere Erfüllung des Vollmachtsvertrages für die Zukunft aus. Sofern jedoch die Kündigung vorzeitig und ohne triftigen Grund erfolgt ist, bleibt der Anspruch auf Schadenersatz bestehen. Wenn aber, wie im vorliegenden Falle, eine Kündigung des Mandats überhaupt nicht erfolgt ist, und der Rechtsanwalt die Ausführung des einmal übernommenen Auftrags in schuldvoller Weise verzögert, so haftet er unter allen Umständen für allen aus diesem vertragswidrigen Verhalten erwachsenen Schaden. Im vorliegenden Falle würde dieser Schaden nicht nur in den vergeblichen Porto- und Reiseauslagen sowie in den Kosten der von dem Rechtsanwalt gewünschten Konferenz, sondern auch in denjenigen nachteiligen Folgen bestehen, welche etwa aus dem verzögerten Abschlusse des Sozietätsvertrages in geschäftlicher Beziehung entstanden sind.

Nach alle diesem wird es ein ganz richtiger und zweckmäßiger Weg sein, wenn Sie zunächst eine Frist von etwa vierzehn Tagen stellen und dann so verfahren, wie Sie es in Aussicht stellen.

Briefkasten.

F. D. Das in No. 12 besprochene Spandauer Weihnachtsspiel von 1549 ist ein Separatabzug aus dem 18. Bande der „Märkischen Forschungen", welcher bei Ernst & Korn in Berlin 1884 erschienen ist. Es steht dort S. 109—222. — **P. in Breslau.** Die Mk. 5 für die Lutherkirche in der Provinz Posen sind an Konsistorialrat Reichard in Posen weitergegeben worden. — **M—s. in K.** Uns unbekannt. — **S. in F.** Ihre Ahnung ist in Erfüllung gegangen. — **H. v. Wr. in D.** Ungeeignet. — **Thekla S—r. in Fort Wayne.** Warm empfunden und nicht übel erzählt, aber doch nicht druckreif. — **Dr. O. Sch. in R.** Ihrem Streben, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen, alle Achtung; aber „Schriftleitung" statt „Redaktion" durchzusetzen dürfte doch schwerlich gelingen. — **Dr. R. in H.** Gern nehmen wir von Ihrer Mitteilung Notiz, daß die am Familientisch No. 14 wiedergegebene Fabel: „Die Kröte und die Wassermaus" von Gottfr. Lichtwer gedichtet und in dessen „Vier Büchern äsopischer Fabeln" (No. 24 des 4. Buches. Berlin, 2. Aufl. 1758) zu finden ist. — **G. E. W. in Terby.** Wir können von Übersetzungen keinen Gebrauch machen. — **J. W. in B.** Ist vernichtet. — Dasselbe Schicksal erlebten die Einsendungen von **X. X. in R.** — **A. G. in W.** — **G. W. in O.** — **El. B. in M.** — **Abonnentin in Münster.** Der junge Mann muß achtundvierzig Monate Seefahrzeit haben, ehe er die Steuermannsschule besuchen und sein Examen machen kann. Letzteres berechtigt ihn zum Einjährig-Freiwilligendienst in der Marine. Auf Ansuchen bei der betreffenden Behörde wird ihm Ausstand gegeben, wenn er sein Examen nicht vor Erreichung des dienstpflichtigen Alters (zwanzig Jahre) abgelegt hat und nachweist, daß er es innerhalb einer bestimmten Frist (ein bis zwei Jahre) ablegen wird. Wenn er sich die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst im Landheere erworben und dann zwölf Monate zur See fährt, so berechtigt ihn dies auch, sein Jahr in der Marine abdienen zu können, wobei er Löhnung, Verpflegung und Bekleidung erhält. — **E. E. in L.** Buchsbaumholz erhalten Sie von J. G. Wolf in Leipzig, Gr. Windmühlenstraße 48/III, Stichel bei Georg Jacob, Leipzig, Reichsstr. 35/I. Wegen des Preises des Holzes müssen Sie sich mit erstgenannter Firma in Verbindung setzen. — **E. B. in H. v. d. H.** Nach der Allgem. Deutschen Biographie (Bd. IX, S. 672) ist Grillparzer am 21. Jan. 1872 gestorben. — **F. L. in D.** Ihre Sammlung ausgewählter Anekdoten aus alter und neuer Zeit wird uns für den Daheimkalender willkommen sein.

In unserer Spielecke.

Dominoaufgabe.

Der Erste von vier Dominospielern hat die folgenden sieben Steine

Er setzt … aus und gewinnt die Partie, indem er zuerst seine Steine los wird. Der zweite Spieler behält einen Stein, die beiden anderen ihre sämtlichen Steine. Die Summe der Augen auf den vierzehn Steinen des ersten und des zweiten Spielers war gleich der Summe der Augen auf den vierzehn Steinen der beiden anderen.

Welche sieben Steine hatte der zweite Spieler?

Bilderrätsel.

1.

An die Stelle der Kreuzchen sind folgende Buchstaben 3a, 2b, 1d, 3e, 2m, 1n, 3o, 3r, 1s, 3t, 1u, 1z so zu verteilen, daß in der Reihenfolge der Zahlen 1 bis 6 zu lesen ist:

1. Ring: der Name eines berühmten Komponisten,
2. Ring: Bewohner einer asiatischen Halbinsel,
3. Ring: große Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika,
4. Ring: ein Lobgesang.

Die an die Verknotungspunkte der Ringe kommenden drei Buchstaben ergeben den Namen eines bekannten Liederkomponisten.

2. Quadraträtsel.

S								s
	s							s
		s						s
			s					s
S				s				s
			s					s
		s						s
	s							s
S								s

Die leeren Felder des obigen Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die neun wagerechten Reihen neun bekannte Namen von je neun Buchstaben ergeben.

Die einzelnen Reihen bezeichnen:

1. Eine Königin des Altertums.
2. Einen berühmten griechischen Redner.
3. Einen Namen, welchen mehrere Päpste geführt haben.
4. Den Titel eines Dramas von Halm.
5. Einen König der Egypter.
6. Einen Feldherrn der Athener.
7. Einen König der Römer.
8. Eine Pflanze.
9. Einen dramatischen Dichter der Griechen.

3. Scherzrätsel.

Was ist das Gegenteil von einer schweren Hummersauce?

4.

Ich bin ein munteres Geschöpfchen,
Das eines Flusses Namen trägt,
Ein Tierlein, das in seinem Köpfchen
Nicht die geringste Sorge hegt.
Stellst du ein K vor meinen Namen,
Dann werd' ich oftmals Herrn und Damen
Als Ehrenprädikat verliehn.
Mit H bin ich ein wackrer Schläger,
Mit J kannst du als Krankenpfleger
Dich meinem Anblick kaum entziehn. V.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 18

Damespielaufgabe.

1. c1 — b2 1. Df6 — a1
2. e3 — f4 2. g3 — e5
3. b6 — e7 3. d8 — b6
4. Da7 — h8 gewinnt.

1.

Der Müßiggänger ist 21 + 45, also 66 Jahre alt geworden.

2. Homonym: Gefaßt.

Bilderrätsel: Trau, schau, wem?

3. Palme.

Inhalt: Herrn Fortunatus Brautfahrt. Schluß. Novelle von Moritz von Reichenbach. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Unsere Südseeinseln. II. Der Neu-Britannia-Archipel. Mit zehn Illustrationen. — Ein merkwürdiger Komet. Von Dr. Klein. — Am Familientisch: Spindelpoesie. Zu dem Bilde von Karl Herpfer. — Briefkasten. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen Freimarken gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Februar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 20.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

Liebste Dosia! Dresden, 20. Juni.

Ich bin, vor einer Stunde etwa, hier angelangt, habe soeben ein wenig soupiert und fahre morgen mit dem ersten Zuge weiter nach Norden, denn — o staune — ich befinde mich auf dem Wege nach Mohrstein und gedenke dort einige Wochen zu bleiben. — Die Sache hat ihre Bedenken, ich gebe das zu, allein was sollte ich anderes thun, nachdem Du, meine langjährige Gefährtin und geschworene Feindin der Ehe, in letzter Stunde noch mir untreu geworden, und den Tücken Amors zum Opfer gefallen bist! Nie hätte ich geglaubt, daß Du, mit Deinem Selbstbewußtsein, Deinen fünfunddreißig Jahren und Deinem klaren Blick, der Versuchung so schnell erliegen würdest, aber das Wunder ist nun einmal geschehen, und da ich nicht egoistisch genug bin, Dir Dein Glück zu neiden, habe ich meine Rechte und Privilegien sonder Murren auf den würdigen Pfarrherrn von Sankt Antonin übertragen, den Du Dir selbst zum Herrn und Haupte auserwählt hast. — Soweit wäre ja auch alles ganz gut, aber nun, nachdem meine Badekur glücklich beendet, mit einer neuen Duenna die Welt zu durchstreifen, oder allein zurückzukehren in unser letztes Quartier, das, Liebste, war ich denn doch nicht imstande, und so, nach einem passenden Übergang suchend und durch Deine Verheiratung zum Nachdenken gezwungen, nahm ich jene Einladung an, die schon so lange meine Freiheit bedrohte. — Ich entsinne mich von meiner Tante, der Gräfin von Mohrstein, schon liebenswürdige Briefe erhalten zu haben, als ich, kaum erwachsen, mit Papa noch in Tarasp und Bellaggio weilte; seit ich aber ganz allein stehe auf Erden, brachte mir jeder Sommer eine wappengeschmückte Botschaft von ihrer Hand, und die fast zärtliche Fürsorge, die sie für das Geschick der verwaisten Nichte bezeigte, stand in gar keinem Verhältnis zu dem entfernten Grad der Verwandtschaft, welcher uns verbindet. Ja, wenn sie nicht die Großmutter einiger hoffnungsvoller Jünglinge gewesen wäre, die, frühzeitig der Eltern beraubt, von ihr erzogen worden waren, und nun wahrscheinlich gut verheiratet werden sollen, — aber so! — Ich muß gestehen, ich konnte mich eines gelinden Mißtrauens nie ganz erwehren, und selbst Du, Klügste der Klugen, vermochtest meine Besorgnis nicht zu zerstreuen. — Daß ich nun dennoch nachgegeben habe, wird Dir vielleicht nicht ganz logisch erscheinen, aber wann hätte ich es auch je versucht nach Prinzipien zu handeln, und dann: — was früher mich zurückhielt, das zieht mich jetzt an; ich ge-

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Rud. Bugge aus Detmold, von S. M. S. Olga, der erste gefallene Matrose.

stehe ganz offen, mich reizt die Gefahr. — Aber ist es denn auch wirklich eine Gefahr, der ich dort entgegengehe, oder stimmen die Pläne der alten Gräfin — vorausgesetzt, daß sie dieselben wirklich hegt — nicht bis zu einem gewissen Grade mit meinen eigenen Wünschen und Erwägungen überein? — Über kurz oder lang wird es ja doch mein Schicksal sein, in den Hafen der Ehe einzulaufen, und daß ein solcher Hafen für mich notwendig ist, um mein Lebensschifflein auf die Dauer gut und sicher zu bergen, das, Dosia, hat mir die Trennung von Dir jetzt von neuem bewiesen.

Du weißt, ich bin nicht sentimental, und der Himmel bewahre mich vor allem, was an Weltschmerz erinnert, aber noch nie ist mir meine isolierte Lage, meine Verlassenheit möchte ich es beinahe nennen, so zum Bewußtsein gekommen wie in letzter Zeit, und wenn ich nun, da unsere gute Kameradschaft ein so jähes Ende genommen, mir einen Halt und eine Stütze ersehne, die mir von anderen nicht geraubt werden kann, so ist das, denke ich, ganz natürlich, und die notwendige Folge Deines eigenen Thuns. Auch fürchte ich später, wenn mein Charakter noch mehr entwickelt, meine Individualität mehr zum Ausdruck gekommen, für die Ehe ganz untauglich zu werden, und wenn dann einmal geheiratet sein muß, weshalb nicht einen der Grafen von Mohrstein, immer vorausgesetzt, daß er mir gefällt?

Geld ist eine Macht, die nicht zu verachten ist, und wenn meine stolze und kluge Verwandte in der That die Absicht hegen sollte, das alte Wappenschild der Mohre mit meinem, allerdings ganz bürgerlichen, Reichtum neu zu vergolden, so kann man ihr das, im Grunde genommen, gar nicht verdenken, zumal meine Mutter eine Mohrstein gewesen, und sie vielleicht die Verpflichtung fühlt, mich auf diese, nicht mehr ganz ungewöhnliche Weise in den Schatten des alten Stammbaumes zurückzuführen.

Was aber meine eigenen Ansprüche in dieser Hinsicht betrifft, so weißt Du ja am besten, wie ich darüber denke, oder sagen wir, dachte, denn meine Ansichten sind in letzter Zeit wesentlich andere geworden, und mit einer Art von Beschämung blicke ich auf meine romantischen Träume und Illusionen zurück. Wie manche gute Partie ist von mir ausgeschlagen, wie mancher liebenswürdige Freier zurückgewiesen worden, nicht, weil ich einen anderen liebte, oder mich berechtigt fand, an der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle zu zweifeln, — sondern weil ich diese ihre Gefühle nicht zu erwidern vermochte, und immer auf die eine große Leidenschaft wartete, die mir selbst die geheimnisvollen Tiefen der Liebe offenbaren, mit einem Schlage mein ganzes Wesen in Flammen setzen sollte.

Nun, diese Leidenschaft — sie ist nicht gekommen, und sei es nun, daß sie überhaupt nicht mehr gedeihen kann in dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, oder nur mir selbst die Fähigkeit abgeht sie zu empfinden, genug, ich habe einsehen gelernt, daß ich einem Phantom nachjage und trotz meiner Jugend, trotz meines heiteren Naturells viel zu kritisch angelegt bin, um in irgend einem Manne, und sei es auch der beste, ein Ideal zu sehen, oder ihn mit jenem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben, der, wie die Morgenröte der Sonne, der Liebe vorausgeht und einen gewöhnlichen Sterblichen in einen Halbgott verwandelt.

Dazu gehört die ganze naive Unbefangenheit eines sehr jungen Mädchens, das nicht wie ich auf Reisen und in den Zentren der Zivilisation, sondern in tiefster Stille und Zurückgezogenheit aufgewachsen ist und nie Gelegenheit gehabt hat, die Herren der Schöpfung aus nächster Nähe kennen zu lernen.

Denn wenn es auch manchen echten und liebenswürdigen Kavalier gibt unter der großen Menge der blasierten, und zum Teil auch korrumpierten jeunesse dorée, welche die internationalen Sammelplätze des high life bevölkert, so bin ich doch noch nie einem jungen Manne begegnet, der mich durch seine geistige Eigenart, durch die Macht seiner Persönlichkeit so gefesselt hätte, daß alles Äußerliche dagegen zurückgetreten wäre; und während jeder Verstoß gegen die gute Lebensart, jede Geschmacklosigkeit mich peinlich berührten, lachte ich über die jungen Thoren, die über der Form den Inhalt vergaßen und mit ihrem ganzen Sein und Wesen dem „chic“ und der Schablone zum Opfer fielen.

Ja, wenn ich mir's recht überlege, glaube ich, daß gerade ihre Glätte und Formengewandtheit, das Stereotype in ihrer Erscheinung, mich daran verhinderten sie interessant zu finden, und da ich andererseits großen Wert darauf lege, so sieht die Sache fast aus wie Kaprice. Aber das ist es nicht: eher die Sehnsucht nach etwas Besserem, Höherem, Ursprünglichem, das ich selbst nicht zu nennen weiß, und das doch allein mich befriedigen könnte.

Indessen, man muß vom Geschick nicht zu viel verlangen. Will es mir doch scheinen, als ob ich, um des Besten willen, mir so manches Gute hätte entgehen lassen, und da die Liebe mir so hartnäckig ihr Antlitz verschleiert, soll die Vernunft eine um so größere Rolle spielen.

Ein gründliches Sichkennenlernen, ein ruhiges, vorurteilsfreies Prüfen und Erwägen ist, so denke ich, vor allem nötig, um eine richtige und weise Wahl zu treffen, und da ein zwangloser Verkehr in der Familie, wie er mir bei den Verwandten geboten wird, dies in bester und natürlichster Weise ermöglicht, so sehe ich meinem Aufenthalte in Mohrstein mit Befriedigung und — wenn ich offen sein soll — nicht ohne eine gewisse Spannung entgegen. Vorsicht ist hierbei allerdings dringend geboten, mit ein wenig Klugheit hoffe ich aber auch dort Herrin der Situation zu sein, und sollte ein längeres Verweilen nicht opportun erscheinen, steht mir der Rückzug ja immer frei.

Das alles mag anderen frivol erscheinen, du aber, Dosia, wirst mich, so hoffe ich, auch darin verstehen, und wenn ich wirklich noch einmal heiraten sollte, werde ich mich auch bemühen, eine gute Frau zu sein. Indessen bis dahin ist noch ein weiter Weg, und daß ich diesen Weg allein gehen soll, ohne Deinen freundlichen Rat, Deine Teilnahme, das, Liebste, scheint mir das schwerste von allem, und ich muß mich an diese Art innerer Einsamkeit nach und nach erst gewöhnen. Denn wenn ich auch meine Freiheit über alles schätze und liebe und in den Augen der meisten Menschen ein sehr selbstbewußtes junges Frauenzimmer bin, mein Herz war immer ein gar hilfloses, liebebedürftiges Ding, das mit meiner philosophischen Lebensanschauung oft im Widerspruch steht, und selbst Margarets treue Anhänglichkeit wie einen Trost und eine Freude empfindet.

Die gute Alte hat mich natürlich auch hierher begleitet, und erscheint eben wieder im Zimmer, um mich an die späte Stunde zu mahnen. Nach ihrer Ansicht habe ich Dir nun genug geschrieben — Du weißt, sie war immer ein wenig eifersüchtig auf Dich —, und da sie in mir immer noch das Kind sieht, das sie einst auf ihren Armen getragen, so bleibt mir nichts übrig als zu gehorchen. Ist es doch süß, sich ein wenig tyrannisieren zu lassen, wenn die Liebe das Leitmotiv bildet, und in Margarets weißbemütztem runzelvollen Antlitz steht die Sorge um mein Wohl so deutlich geschrieben, daß ich nicht das Herz habe zu widersprechen.

So lebe denn wohl, Dosia, für heute wenigstens; genieße Dein Glück, ohne es Dir durch den Gedanken an mich, oder ähnliche untergeordnete Dinge trüben zu lassen, grüße Deinen Gebieter, — denn das ist er doch eigentlich — und schreibe mir, was Du zu meinen Plänen und Wagnissen sagst! — Aus Mohrstein folgen bald weitere Berichte.

In alter Liebe die Deine Doris Allisson.

Den 25. Juni.

Carissima!

Da wäre ich denn wirklich im Lande der Mohren, ein zweiter Daniel in der Löwengrube, aber, um die Wahrheit zu sagen, es gefällt mir ganz gut, und nachdem ich meine Lehr- und Wanderjahre weit über Gebühr ausgedehnt habe, ist es mir — abgesehen von allem anderen — ein lieber und angenehmer Gedanke, hier, im Hause meiner Verwandten, für kurze Zeit wenigstens, eine Heimat zu finden.

Der Empfang, der mir zuteil wurde, war freundlich, fast herzlich, der erste Eindruck ein durchaus sympathischer.

Schloß Mohrstein ist ein echt feudaler, alter Herrensitz voll heimlicher Romantik und modernem Komfort, ein Ort, wie man ihn selten findet in unserer pietätlosen, alles nivellierenden Zeit, und mit einer Raumverschwendung gebaut, für die der jetzigen Generation das Verständnis mangelt. — Bildergeschmückte Korridore und breite Treppen, deckenhohe Wandgemälde und prachtvolle Stuckaturen, riesige Marmorkamine, dunkle Boiserien und wohlerhaltene Gobelins, das sind die hervorragendsten Teile seines Innern. Dazwischen weiche Teppiche, wechselnd mit bunten Steinfliesen und spiegelglattem Parkett, steife Rokokomöbel und bequeme Chaiselongues, chinesische Ofenschirme, venetianische Spiegel und gefiederte Palmen, und das alles zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, wie man es sich schöner und vollendeter gar nicht denken kann.

Außen kleine Balkone mit kunstvollen Gittern und realistisch gehaltenen Engelsgestalten, uralter, kleinblätteriger Epheu, zwischen vorspringenden Simsen und steinernen Rosen bis zu dem hohen, getürmten Dache emporklimmend, eine bedeckte Vorfahrt, etwas erhöht, und über der schweren, eichenen Hausthür das in Stein gehauene Wappen der Grafen von Mohrstein, emporgehalten und gestützt durch zwei riesige Mohrengestalten aus schwarzem Marmor, die zu beiden Seiten der Thüre aufgepflanzt sind und mit ihren vorgestreckten Keulen jedem Fremden den Eingang zu wehren scheinen.

Auch der Garten mit seinen breiten, schnurgeraden Alleen, seinen Taxuswänden und defekten Göttern, trägt unverkennbar das Gepräge der Zopfzeit, aber zwischen den großen Kübeln der Orangen- und Zitronenbäume machen sich die leuchtenden Farben der modernen Teppichgärtnerei bemerkbar, „Maréchal Niel“ und „Gloire de Dijon“ entfalten ihre duftige Pracht auf den Rosenparterres der Schloßterrasse, und zierliche Gartenmöbel neuester Konstruktion stehen unter den alten Platanen, still und friedlich neben der bemoosten, traditionellen Bank von Stein.

Das Ganze hat einen ganz eigenartigen Charakter, einen Zauber, der, unabhängig von der Willkür des Einzelnen, und unerreichbar für den Ehrgeiz des Parvenüs, nur an Orten haftet, die eine Vergangenheit haben, und eigenartig und interessant erscheinen mir auch die Menschen, die aus dieser Vergangenheit gleichsam emporgewachsen sind.

Da ist zuerst die alte Gräfin, meine Tante, — eine hohe, imposante Erscheinung voll Anmut und Würde, die, der herrschenden Mode zum Trotz, lang nachschleppende Gewänder von schwarzer Seide, und auf dem stolz erhobenen Haupte einen schwarzen Spitzenschleier trägt, der, den weißen Scheitel nur leicht verhüllend, an beiden Seiten zurückgesteckt ist und ein immer noch schönes, unendlich zartes Antlitz umrahmt. Ihre Hand ist weich, ihre Stimme sanft, ihr Auge klar; sie sieht aus wie eine regierende Königin, und wie eine solche ist sie auch gewöhnt zu herrschen.

Graf Udo, mein ältester Vetter, ist zwar der eigentliche Herr und Besitzer, aber, wie mich dünkt, nur dem Namen nach. Seine Kourtoisie, der verehrten Großmutter gegenüber, grenzt an Schwäche, und da sie ihm geistig überlegen ist und die Erfahrung für sich hat — sie leitete während seiner Minderjährigkeit die Verwaltung der Güter —, erscheint er wie Wachs in ihrer Hand.

Sonst liegt in seinem Wesen eher etwas Steifes, Zeremonielles, das bei aller Liebenswürdigkeit unerfreulich und erkältend wirkt, und seine Gewohnheit, während des Sprechens fortwährend zu hüsteln, macht den Verkehr mit ihm nicht gerade angenehm. Sein Äußeres hingegen — große Figur, schmales Gesicht, rotblonder Vollbart — läßt nichts zu wünschen übrig. Er scheint was er ist — ein vornehmer Mann, und da er auch höhere Eigenschaften besitzen und ein außerordentlich braver, pflichttreuer Mensch sein soll, so hoffe ich, mich mit der Zeit noch zur vollen Würdigung seiner Vorzüge aufschwingen zu können.

Vorläufig gefällt mir allerdings Manfred, sein jüngerer Bruder, weit besser. Er ist — seltsamer Zufall! — einen Tag vor mir zu längerem Urlaub hier eingetroffen, und obgleich er seine kleidsame Ulanka zuhause gelassen, steht ihm das elegante Interimszivil doch so vortrefflich, daß er keine Konkurrenz zu befürchten hat.

Sein gewandtes und dabei doch bescheidenes Benehmen, die liebenswürdige Mischung von fröhlicher Keckheit und sanfter Schwärmerei, die aus seinen hübschen, offenen Zügen spricht, der verschleierte Ausdruck der blauen Augen und sein volles, weiches Organ, das alles läßt ihn mir ungemein anziehend erscheinen, und wenn es erlaubt ist von einer männlichen Anmut zu reden, so besitzt sie dieser Liebling der Götter in hohem Maße.

Auch der Großmutter gegenüber versteht er es vortrefflich den rechten Ton zu treffen, ihre Gedanken zu erraten und ihren Wünschen zuvorzukommen, daß, wie er selbst mir lächelnd gestand, sie ihn in merkbarer Weise den anderen vorzieht, und selbst für seine tollsten Streiche nichts hat als ein mildes, verzeihendes Lächeln. Fast nie geschieht es, daß eine Bitte, von ihm in seiner scherzhaft einschmeichelnden Weise vorgetragen, bei ihr nicht freudige Gewährung findet, und so kommt es wohl auch, daß die übrigen Hausgenossen seine Vermittlung oft und gern in Anspruch nehmen und ihm dafür mit ihrer wärmsten Zuneigung lohnen.

Nur seine Kousine Rovna scheint den Zauber, den diese Persönlichkeit ausübt, nicht zu empfinden. Kühl und unbewegt steht sie ihm gegenüber, und da sie auch mir mit einem schlecht verhehlten Mißtrauen begegnet, ein Gefühl, das sich mehr erraten als nachweisen läßt, so nehme ich an, daß sie als bewährte Stütze der Tante jeden fremden Einfluß, als gefährlich, beargwöhnt, und überhaupt, ihrer ganzen Charakteranlage nach, schwer zu gewinnen ist.

Sie stammt, obgleich mit den Grafen verwandt, aus der Familie der Freiherren von Mohrstein, wurde auf einer Vetternreise von der Gräfin entdeckt, und siedelte bereits in ihrem sechzehnten Lebensjahre nach Mohrstein über.

Seitdem, es mögen etwa vier, fünf Jahre vergangen sein, hat sie es verstanden, sich unentbehrlich zu machen, und ist mit den hiesigen Verhältnissen so gründlich vertraut, daß sie der Tante eine erwachsene Tochter vollkommen ersetzt — freilich, ohne die Stellung einer solchen beanspruchen zu dürfen. Sie ist und bleibt die arme Verwandte, die es verstehen muß, mit richtigem Takt zurückzutreten, und die so manche kleine Demütigung schweigend erträgt. Aber wie gut sie die ihr zuerteilte Rolle auch durchzuführen weiß, sie leidet unter den Schattenseiten der Situation weit mehr noch als andere, und in ihren Augen liegt oft ein Ausdruck von Zorn und Verzweiflung, der bei einem so jungen Wesen schmerzt und befremdet.

Mir thut sie leid, die arme Kleine! Die Rücksicht und Aufmerksamkeit, mit der man mir, der Fremden, hier begegnet, mag unwillkürlich zu Vergleichen auffordern und so manchen bitteren Gedanken in ihr wachrufen; aber mit der Zeit hoffe ich ihren Groll zu besiegen, und meine Schuld wird es nicht sein, wenn wir auf die Dauer nicht noch gute Freunde werden.

Den jüngsten der Mohre, Maurus mit Namen, habe ich bisher noch gar nicht gesehen. Er lebt sonst zwar ebenfalls hier in Mohrstein, aber nicht im Schlosse selbst, sondern in einem kleinen Kavalierhäuschen, das demselben seitlich gegenüberliegt und seinen Ausgang nach dem Wirtschaftshof hat. Ob dies eine Verbannung bedeutet, oder von ihm selbst arrangiert worden ist, um sich freier bewegen zu können, ist mir noch unklar, jedenfalls scheint er das schwarze Schaf in der Familie zu sein und, wie Manfred mir sagte, ein ganz sonderbarer, rauher Gesell. Augenblicklich ist er verreist, und da niemand gern von ihm spricht, werde ich seine Abwesenheit wohl nicht gerade schmerzlich empfinden, noch Gelegenheit haben, Dir von ihm zu berichten.

Ist doch auch ohnedem der Familienkreis groß genug. Außer einer Tochter der Tante, Frau von Reichenstein-Barber, die mit ihrem Gatten, einem alten General, und zwei Kindern

hier weilt, — der Sohn ist Student, das Mädchen ein Backfisch, — ist seit gestern auch ein Verwandter des Hauses, Graf Basil, mit seiner entzückenden jungen Frau hier eingetroffen.

Wenn ich Dir nun noch die sehr alte, sehr zimperliche und sehr langweilige Stiftsdame, Fräulein von Dollentien nenne, die, eine Freundin der Tante, jeden Sommer in Mohrstein erscheint, um auf der Schloßterrasse Patiencen zu legen, so glaube ich alle erwähnt zu haben, welche jetzt meine tägliche Umgebung bilden und mehr oder weniger dazu berufen sind, auf mein Leben hier einzuwirken.

Wie dieses Leben selbst sich gestalten wird, bleibt abzuwarten; vorläufig werde ich verwöhnt und verhätschelt von allen Seiten, erfreue mich an dem herrlichen Wetter und der schönen Umgebung, und suche mich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden, so gut es eben geht. Inzwischen weiß ich noch gar nicht, ob Du mein Hiersein gutheißest, werde einige Tage vergehen lassen, ehe ich wieder schreibe, und sage — auf Wiedersehen, wenn auch nur im Geiste! Ever yours Doris.

1. Juli.

„Du siehst, sie ist eine echte Mohrstein“, sagte meine Tante gestern zu Manfred und deutete auf eins der großen Ahnenbilder, welche die Halle schmücken, „eine echte Mohrstein! Dieselbe feingebogene, gerade Nase, dieselben nachdenklichen, grauen Augen, derselbe wohlgeformte kleine Mund. Sogar die Stirn ist dieselbe mit dem ungewöhnlich schönen Ansatz der Haare, und diese selbst in ihrem matten, hellen Cendree, lassen den Puder kaum noch vermissen.“

„Aber der Ausdruck ist ein ganz anderer“, wagte Manfred hier einzuschalten. „Die scharfgezeichneten dunklen Brauen, die so gerade über den Augen liegen, geben Doris etwas Pikantes, Charaktervolles, das unserer schönen Ahnfrau hier fehlt, und auch das Kinn ist viel stärker entwickelt. Trügt uns das Bild nicht, so war die Gräfin Arabella von Mohrstein ein ganz besonders sanftes und geduldiges Wesen, und von Miß Allisson kann das doch niemand behaupten.“

Seine Großmutter machte eine unwillige Bewegung. „Mein liebes Kind“, sagte sie, „das verstehst Du gar nicht. Deine Kousine ist ein sehr verwöhntes junges Mädchen, aber Duldung und Fügsamkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften auch ihres Charakters, und die Bescheidenheit, mit der sie das Urteil älterer Leute aufnimmt, ist in meinen Augen ihr größter Vorzug. Nicht wahr liebe Ida?“

Die Stiftsdame neben ihr beeilte sich pflichtschuldigst beizustimmen, und ich saß draußen auf der Terrasse und hörte alles mit an.

Die gute Tante! — Eine so kluge Frau, und läßt sich so täuschen. Du, Dosia, kennst mich besser, und Du warst es auch, die immer meinte, nichts sei gefährlicher, nichts schwerer zu besiegen, als ein unbeugsamer Wille, der sich unter einer unerschütterlichen Sanftmut verbirgt. — Es fehlt da jedes Warnungszeichen, jede Gelegenheit zum Kampf. Während ein minder fester Charakter im Bewußtsein seiner Schwäche sich leichter ereifert, in Widersprüche verwickelt und dem Gegner Gelegenheit bietet seine Blößen zu erspähen, begnügt der wahrhaft Starke sich mit dem Bewußtsein seiner Kraft, und verschmäht es, nur um der Eitelkeit willen damit zu glänzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Kantor.

Von Rudolf Kögel.

Ich träume still als Kind im Kirchgestühle,
Durch runde Scheiben blickt Nachmittagsschein
Die Schatten alter Linden wehen Kühle,
Es tanzt der Staub beim Schall der Melodein,
Der Meister läßt im Orgeltongewühle
Choräle um Choräle süß gedeihn, —
Für jeden Hauch der Kunst so fromm und frank
Hab, alter Kantor, hab noch heute Dank!

Und Keiner, mein' ich, kann wie Du erzählen,
Wie Joseph träumt und künft'ge Größe spürt,
Wie dann die Neider ihn und Jakob quälen
Und wie zum Diensthaus er hinabgeführt,
Bis der Erhöhte bei des Bechers Fehlen
Sich seinen Brüdern kundgiebt heißgerührt, —
Aus goldnem Bibelkelch für jeden Trank
Hab, alter Kantor, hab noch heute Dank!

Dein Gärtchen darf ich froh mit Dir betreten,
Du zeigst mir der Aurikel braunen Samt,
Das Maienglöckchen auf verschwiegnen Beeten,
Die Tulpe, die daneben prahlend flammt,
Der Bienen Völklein, wie sie ohn' Verspäten
Gleich Dir bestellen einer Zukunft Amt —
In Deines Gärtchens Raum für jeden Gang
Hab, alter Kantor, hab noch heute Dank!

Es scheint mir selber fast, nicht nach der Mode
Ist Käppchen Dir und Brille angepaßt,
Beim Buchstabieren fehlt Dir die Methode
Und hohen Wissens stolzempfundne Last, —
Doch von der Hirtentreue bis zum Tode
Hast Du ein sel'ges Bild ins Herz gefaßt.
Ich glaube dran seit meiner Schülerbank,
Hab, alter Kantor, hab noch heute Dank! —

Längst ruht der Alte unter Stein und Moose,
Die Schrift erlosch, und überm niedern Zaun
Rankt blühend sich der Strauch der wilden Rose,
Dem Grasemücken fromm ihr Nest vertraun.
Mich treiben um — des Lebens bunte Lose,
Doch durft' ich je mit Schwert und Kelle baun, —
Du bautest mit. Darum mein Lebenlang
Hab, alter Kantor, hab auf ewig Dank!

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

Lucy saß noch in derselben Lage, als die Morgendämmerung die hohen Fenster undeutlich abzuheben anfing. Da regte sich der Kranke, neuer Husten weckte ihn aus der Vergessenheit des Schlummers. Er fühlte schmerzlich mit der Hand nach der Seite und erhob den Kopf. — Lucy erwartete herzklopfend einen Ausruf des Erkennens und Erstaunens, aber sie täuschte sich. Hatte er sie bereits in der Nacht erkannt oder hob ihn die Krankheit über das Bewußtsein des Wunderbaren in ihrer Erscheinung hinweg, er fragte nur: „Bist du mir entgegen gereist, Lucy?“ — „Nein!“ sagte sie und ihre Stimme stockte. Daß er sie so fragen durfte! Daß er nicht fühlte, wie er sich jeden solchen Beweises ihrer Zuneigung unwert gemacht!

„Hat dich Felix herkommen lassen?“ fragte er weiter, mit einem mißtrauischen Blick nach der geschlossenen Thür des Nebenzimmers.

Sie konnte abermals nichts erwidern als: „Nein!“

„Lucy!“ sagte er. „Glaubst du, daß ich sehr krank bin?“

Sie erschrak. War's möglich, daß er seine Lage nicht erkannte? — Sie schwieg und er fuhr hastig fort: „Ich bin nicht sehr krank, Lucy! — Ich bin krank gewesen, sehr krank, und die verwünschte Seereise hat mich nicht zur Erholung

Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden. Gemalt von W. Kray.

kommen lassen. Aber ein paar Tage Landluft werden mich wieder in die Höhe bringen. — Es sollen nicht vierzehn Tage vergehen, ehe du an meiner Seite in unser herrliches Ellernbrunn einziehst!“

Lucy sah auf die zerrüttete Gestalt, auf die unheimlich glänzenden Augen, und ein Grauen faßte sie. — Sollte sie ihm jetzt sagen, daß sie sich auf ewig von ihm schied? — daß auch er nie das Ziel seiner Sehnsucht erreichen werde? — Sie vermochte es nicht!

„Ich weiß, daß das Kind tot ist, mein Sohn und Erbe. Ich habe es von Felix erfahren!“ sagte er nach einer langen Pause der Erschöpfung. „Aber wir sind jung! Vielleicht, daß uns auch wieder ein Erbe wird!“

Das war zuviel für Lucy. Sie schauderte und sank vor dem Bette in die Knie. „Denke nicht an Erbschaft und Besitz! Denke an Gericht und Ewigkeit!“ sagte sie und barg ihr Gesicht in den Händen. Er zuckte zusammen und wendete sein Gesicht verdrießlich zur Wand. — Sie sprach nichts weiter und erhob sich nach einer Weile, um in ihr Zimmer zurückzukehren. Aber er wandte sich sogleich um, streckte die abgezehrte Hand nach ihr aus und bat: „Geh nicht, Lucy!“

Sie kehrte zurück und setzte sich neben das Bett, bis ein Geräusch aus dem Nebenzimmer ihr ankündigte, daß die hier einquartierten Herren erwacht waren. Da stand sie leise auf, und ehe er ihre Absicht bemerkte, war sie bereits in ihrem Zimmer verschwunden und hatte die Thür hinter sich zugezogen.

Hier warf sie sich auf das noch unberührte Bett und erleichterte ihr in seinen tiefsten Tiefen erschüttertes Gemüt durch einen Strom von Thränen. Was sollte sie jetzt thun und was lassen? — Wieder stand sie vor der Notwendigkeit, einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen! — Ihr graute vor Charles; nicht, weil er sie einst betrogen, sie elend gemacht hatte, — sondern seiner selbst willen. All das Erbarmen, das sie vor wenig Stunden an sein Bett gezogen hatte, hatte sich in Grauen verkehrt. — Das einzige, wonach sie sich sehnte, war die Zurückgezogenheit von Miß Danvers Strandhäuschen. — Aber konnte sie ihn jetzt verlassen, da sie erkannt war? — Sie sah, daß sein Leben nach Stunden gezählt war, und sein „Geh nicht, Lucy!“ klang noch in ihrem Ohr. — Sie war noch zu keiner Entscheidung gekommen, als eine Dienerin klopfte und indem sie das Frühstück auf den Tisch setzte, meldete, daß das Dampfschiff nach Dover in einer Stunde abgehe. Zugleich brachte sie das Fremdenbuch mit der Bitte, daß Madame sich vor ihrer Abreise einzeichnen möge. Lucy warf einen Blick auf das Buch und die Stelle, die ihr das Mädchen anwies, und fuhr zusammen. „Wann ist die Dame angekommen, die hier verzeichnet steht? — Welches ist ihr Zimmer?“

Das Mädchen blickte auf das Blatt und erwiderte: „Die Dame traf gestern abend ein mit dem Postschiff aus Dover und hat um neun Uhr den Wagen bestellt, um auf den Brüsseler Bahnhof zu fahren. Ihr Zimmer liegt dem Ihrigen gegenüber, links von der Treppe.“

Lucy ließ das Mädchen gehen. O welch eine Hilfe in der Not! Wie hob sich ihr gepreßtes Herz zu neuem Mut! — Im nächsten Augenblick stand sie an der bezeichneten Thür und klopfte leise. Auf ein lautes „Herein!“ trat sie ein. Miß Danvers stand am Fenster, die Haarwickel steifer als je, in einem Anzuge, als hätte sie es auf eine Gletscherpartie abgesehen. — Sie hob die Hände entsetzt in die Höhe und ließ sie kraftlos wieder fallen, als sie Lucy erblickte mit zerknittertem Anzuge und halb gelöstem Haar, die Spuren der durchwachten Nacht und der Thränen in dem bleichen Gesicht. Dann aber öffnete sie die Arme weit und zog sie an ihr mütterliches Herz.

Miß Danvers widersprach mit der ihr eigenen Entschiedenheit jedem Gedanken an Lucys Bleiben. Sie hatte zu Mr. Oldcastle gesagt: „Und habe ich sie erst unter meinem Schutze, so stehe ich dafür, daß sie nicht wieder in die Hände dieses Schurken fallen soll.“ Und sie wollte ihr Wort halten. Aber sonderbar! je eifriger sie die Gründe ausführte, um derentwillen Charles jedes Recht an Trost und Hilfe von Lucys Seite verscherzt hatte, desto entschiedener sprach Lucys Herz: „Bleibe!“ Der Widerstand erst machte ihr klar, was ihr Impuls bereits in der Nacht als das Rechte ergriffen hatte. Er war ihr Gatte und bedurfte ihrer. Daß er seine Pflichten gegen sie gröblich verletzt hatte, gab es ihr ein Recht, sich von den ihrigen loszusagen? — Band sie nicht ein heiliges Band nach wie vor an ihn? — Konnte sie jemals Ruhe finden, wenn sie ihn sterben ließ, — allein?

Die Entscheidung vollzog sich auf andere Weise als sie erwartet hatte. — Lucy war in ihr Zimmer zurückgekehrt, Miß Danvers hatte sie begleitet. Sie fanden die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, und erregtes Sprechen schallte von dort herein.

„Und ich sage dir, daß ich mich kräftig genug fühle, die Reise zu unternehmen, Felix,“ sprach eine heisere Stimme, „und daß Ellernbrunn mich in wenigen Tagen vollends herstellen wird! — Und meine Gemahlin wird mich begleiten.“ — In demselben Augenblick trat Charles schwankend über die Schwelle und begrüßte Lucy mit der kavaliermäßigen Artigkeit früherer Tage, die zu seiner gespenstigen Erscheinung in traurigem Kontrast stand.

„Felix und Paul! kommt und laßt Euch vorstellen!“ fuhr er fort. „Du bist schöner als je, Lucy,“ begann er, nachdem die Vorstellung ordnungsmäßig erfolgt war, und machte eine Bewegung, als wollte er seine abgezehrte Hand auf ihr Haar legen, so daß sie unwillkürlich zurückfuhr. — „Aber deine Toilette gefällt mir nicht! — Vielleicht ist deine Freundin so gut, dir bei der Beschaffung eines passenden Kostüms an die Hand zu gehen? — Die Gräfin von Ellern soll anders geschmückt in ihr neues Reich einziehen!“

Ein schattenhaftes Lächeln verzog den bleichen Mund. Aber plötzlich erstickte ein gurgelnder Ton die Stimme, er sank dem herzuspringenden Felix in die offenen Arme und ein Blutstrom quoll aus den noch geöffneten Lippen. Paul sprang hinzu, und beide Männer trugen ihn in das Nebenzimmer, wo sie ihn auf sein Bett legten.

Lucy, und selbst Miß Danvers, die bisher in starrer Haltung unbeweglich und kerzengerade am Fenster gestanden hatte, griffen mit hilfreichen Händen unter der Direktion des jungen Arztes zu; aber es dauerte lange, ehe das Blut gestillt war und Charles zum Tode erschöpft auf seinem Lager ruhte.

Lucy blieb. Miß Danvers hatte keinen Mut mehr, sie daran zu hindern. So blieb auch sie.

Eine langsame traurige Woche verstrich. Paul war abgereist, aber Felix verließ den Kranken nicht. Was hätte ihn auch nach Ellernbrunn treiben sollen, wo er nur die Trümmer eines verlorenen Glücks zu finden erwarten durfte? Er war für Lucy Trost und Stab in diesen schweren Tagen. Er erinnerte sich ihrer wohl, wenn auch sie in den kurzen Stunden ihrer Bekanntschaft zu sehr mit ihrem Kinde und ihrem Schmerz beschäftigt gewesen war, als daß sie seine Erscheinung ihrem Gedächtnis hätte einprägen können. Sie sprachen mit einander von jenem ersten Zusammensein, und es war für Lucy, die in der Gegenwart wie in der nächsten Vergangenheit keinen Punkt fand, mit welchem ihre Gedanken ohne bitteres Weh und verwirrende Beklemmung sich hätten beschäftigen können, eine Wohlthat, sie auf dem einzigen Gegenstande weilen zu lassen, der für sie keine Bitterkeit hatte. — O Johnnie! — wie gern hätte sie sich neben ihn in die kühle Erde betten lassen, erlöst von all der Qual!

Und Felix ging in seiner Erinnerung weiter zurück. Er sprach von dem, an dessen Lager sie beide wachten, wie er in seinen Gedanken lebte als unschuldiger, lebhafter Knabe, ehe Laster und Leichtsinn die schöne Form zerstört und den Geist zum willenlosen Knecht gemacht hatten, und Lucys Herz ward weich. Und er sprach von Margarete und Ulrich, den geliebten Verwandten, von der kleinen Else, die nun wohl schon recht groß geworden sein mußte, von dem schönen Ellernbrunn, — und er ahnte nicht, welchen Sturm er in Lucys Herzen weckte, die ihre Bekanntschaft mit seinen Lieben als Geheimnis hütete; und doch that es ihr wohl, von ihnen reden zu hören.

Miß Danvers Anwesenheit und treue Fürsorge erwiesen

sich für Lucy als Quelle großen Trostes. Sie half bei der anstrengenden Pflege, als habe sie niemals Charles Manfred einen Schurken genannt.

Acht Tage bangen Harrens, während welcher sich Lucy mit Miß Danvers am Krankenbett abgelöst hatte, waren vorüber; da trat eine Veränderung mit dem Kranken ein. Er hatte bis dahin in einem Zustande völliger Entkräftung gelegen, der es ihnen oft zweifelhaft machte, ob er bei Bewußtsein sei, oder nicht. Jetzt schien er zu klarer Besinnung zu erwachen. — Er winkte Felix zu sich heran und mit kräftigerer Stimme, als er seit seinem Blutsturz gesprochen, fragte er: „Felix, sage mir die Wahrheit! — Ist es vorbei mit mir? — Muß ich sterben?"

Felix, der sich stets gescheut hatte, unter irgend einem Vorwande die Wahrheit zu umgehen, zögerte mit der Antwort. Manfred sah ihm fest ins Gesicht, warf dann einen Blick auf seine todesbleichen, abgemagerten Hände und sagte: „Du brauchst nicht zu sprechen! Ich lese es in deinem Gesicht!"

Eine Zeitlang lag er ruhig, mit zusammengefalteten Händen; dann rief er: „Lucy!"

Sie war wie immer in seiner nächsten Nähe und eilte, ihren Platz an seinem Bett einzunehmen. „Lucy," sprach er leise, „jetzt, wo das Leben mir zum erstenmal etwas gilt, muß ich's verlassen! — Ich dachte zu leben; ich hoffte auch an dir gut zu machen, was du meinetwegen erlitten hast, — und jetzt, gerade jetzt ist es zu spät!"

Lucy schwieg; sie fühlte sich keines Wortes mächtig. Er ruhte einen Augenblick, dann begann er wieder: „Du kennst Ellernbrunn nicht; du weißt nicht, welch ein Schmerz es für mich ist, keinen Erben zu hinterlassen! — O der Triumph meiner Stiefmutter, wenn sie von meinem Tode erfahren wird! — Aber sie soll mein Erbe nicht besitzen, — auch keins der Kinder, um derentwillen sie mich zu enterben trachtete. — Lucy, schick nach einem Notar!"

Lucy zitterte. Sie beugte sich über sein Bett und flüsterte: „Charles, laß nicht den Haß des Lebens dir den Tod noch verbittern! — Denke an das, was du selbst gesündigt hast! — Hatte ich dir nichts zu vergeben? — Vergib auch du!"

Aber er erwiderte mit einer Heftigkeit, die traurig gegen seine Schwäche kontrastierte: „Nimmermehr!"

Eine Weile darauf setzte er hinzu: „Du warst allezeit ein gutes Kind, Lucy, und mir treu, — besser, als ich's verdiente." Es dunkelte bereits, und er sah nicht das tiefe Rot, das Lucys Gesicht und Hals bis zu den Schultern bedeckte. — „Du sollst meine Erbin sein. Du sollst alles haben, was mir gehört, — alles!"

Lucy erbebte. Jetzt war der Moment gekommen, der es in ihre Hand legte, denen, die sie liebte, Gut und Besitz zu retten. Aber sie hätte es nicht vermocht, den Sterbenden zu täuschen. „Du würdest damit nichts gewonnen haben, Charles," sagte sie sehr leise. „Ich würde alles in die Hände der rechtmäßigen Erben zurückgeben."

„Du — Lucy — du könntest —" fuhr er auf, aber er sank sogleich wieder kraftlos in die Kissen zurück. Nach einer Weile sagte er finster: „Die sollen nicht meine Erben sein, die jubelten, als man mich verstieß, und meinen Besitz an sich rissen! — Niemals!"

Lucy schwieg; sie fühlte nicht die Kraft, ihn nochmals an die eigene Schuld zu erinnern. Übrigens schien er vor der Hand jeden Gedanken an das Erbe fallen zu lassen. Die Nacht verging ruhig, aber der Morgen fand ihn viel schwächer. Nachdem Felix seinen Puls untersucht hatte, sagte er mit todesmatter Stimme: „Es geht mit mir zu Ende! — Felix, einen Notar!"

Der Notar kam. Es war ein kleiner, lebhafter, erschreckend höflicher Herr, der sein Gesicht sofort in feierliche Falten legte, als man ihm mitteilte, zu welchem Ende seine Gegenwart gewünscht worden war. Charles winkte alle Anwesenden aus dem Zimmer und blieb über eine Stunde mit dem Notar allein.

Als dieser wieder zu den Übrigen trat, die im Nebenzimmer auf seine Entfernung warteten, wandte er sich zuerst an Felix mit den Worten: „Ich setze voraus, mit Monsieur de la Croix zu sprechen."

Felix verbeugte sich. „Ich habe Ihnen eine Bitte des kranken jungen Herrn zu übermitteln, der jedenfalls zu Ihnen in naher Beziehung steht. Es ist die, daß Sie seine sterblichen Überreste in die Heimat geleiten möchten, wo er in der Familiengruft beigesetzt zu werden wünscht. Er bittet Sie sodann, der Eröffnung seines Testaments beizuwohnen. — Ich bin beauftragt, dasselbe an den Rechtsanwalt Herrn von der Marwitz zu übermitteln, der angewiesen wird, es sogleich nach der Beisetzung zu eröffnen. — Alles übrige überläßt er Ihrem Urteil. — Ich bitte die verehrten Anwesenden, mir zu bezeugen, daß ich mich meines Auftrags entledigt habe."

Der Notar hielt diese letzten Worte seiner Anrede an Miß Danvers allein; da er sah, daß diese ihm keine Beachtung zollte, verließ er das Zimmer unter wiederholten Verbeugungen. Felix und Lucy hatten sich sogleich an das Bett des Kranken zurückbegeben. — Eine schwache Bewegung seiner Hand winkte die letztere heran. Dann sagte Charles leise: „Lucy, vergib mir!"

Da senkte sie das Haupt und berührte seine Stirn mit den Lippen.

Mitternacht war vorüber, und keiner der drei Pflegenden hatte das Zimmer verlassen. Alle fühlten, daß der Todesengel über dem Kranken schwebte. — Er hatte kein Wort mehr gesprochen. Da öffnete er die Lippen zum letztenmal und sagte: „Lucy, bete!"

Lucy versuchte es; aber die Angst und Erregung der letzten Tage waren zu viel für sie gewesen. Sie barg ihr Gesicht in den Händen und brach in Thränen aus. — Da trat Miß Danvers vor, und mit lauter klarer Stimme sprach sie über den Verscheidenden die ergreifenden Sterbegebete der anglikanischen Kirche. — Er öffnete die Augen noch einmal, und sein letzter Blick ruhte halb dankbar, halb staunend auf den festen und doch mitleidigen Zügen.

Alles war vorüber. Charles Manfreds Herz hatte ausgeschlagen. Er war gestorben, wie er gelebt hatte, als ein Ausgestoßener; ein Erbe vieler Güter, und doch in fremdem Hause auf gemietetem Lager, auf der Schwelle des Vaterlandes, und doch auf fremder Erde, der seinen letzten Willen in die Hände Fremder legen mußte und über dessen Todeslager die Gebete einer fremden Zunge erklangen.

XXIII. Banges Harren.

Als Margarete am Morgen nach Lucys Flucht zu ihrer Mutter ging, um derselben nach ihrer Gewohnheit noch vor dem Zusammentreffen am Frühstückstisch einen Morgengruß zu bringen, öffnete sie im Vorübergehen Lucys Zimmer. Es war noch alles still. Sie näherte sich der Thür des nebenan liegenden Schlafkabinets, — auch hier hörte sie nichts sich regen. So verließ sie das Zimmer in dem Glauben, daß Lucy noch schlafe und am besten nicht gestört werde.

Frau von Ellern begrüßte sie sogleich mit der Frage nach Lucy, war aber zufrieden gestellt, als sie hörte, daß sie ruhig zu schlafen scheine. Mutter und Tochter gaben sich dann wie gewöhnlich einem ruhigen Gespräch hin, was ihnen später, im Lauf der Tagesunruhe, nicht leicht zu teil wurde. Ulrichs Reise, seine Aussichten, die Zeit seiner Heimkehr, die Frau von Ellern mit der größten Spannung erwartete, — hatte sie doch noch niemandem ihre Entdeckung in bezug auf Lucys Person mitgeteilt und sah deren eigener Erklärung und Ulrichs Stellung dazu mit begreiflicher Unruhe entgegen, — boten Stoff genug.

„Es ist ein wunderbarer, unbegreiflicher Wechsel des Schicksals," sagte Frau von Ellern zum hundertstenmale. „Aber du, Margarete," setzte sie fast vorwurfsvoll hinzu, „bist die einzige, die nicht voll mit uns Übrigen zu fühlen scheint."

„O Mama, du weißt ja, wie lieb ich Ellernbrunn habe!" Und Margarete sah aus dem Fenster, so daß ihr Gesicht von

ihrer Mutter abgewendet war. „Und ich freue mich Ulrichs und eures Glücks von Herzen!"

„Aber du zeigst dich immer ernst und bedrückt!"

Die Freifrau trat hinter die Tochter und machte einen Versuch, ihr ins Gesicht zu sehen, wobei sie bemerkte, daß große Thränen in den Augen des Mädchens standen. Sie legte die Hand auf ihre Schulter. „Es wird sich jetzt auch für dich alles wenden! Der Onkel wird billigen, was er bisher zurückweisen mußte, und ich werde auch dich glücklich sehen!"

„O nein, Mama! — Er wird zu stolz sein, um das reiche Mädchen zu freien, die man ihm versagte, als sie arm war!"

„Margarete!" rief die Freifrau. „Hast du dein Vertrauen auf ihn verloren? — Sieh mich an, Mädchen! — Ich kenne dich nicht wieder!"

Margarete drehte sich um, um sich ihrer Mutter in die Arme zu werfen. Aber mitten in der Bewegung blieb sie stehen und blickte mit so entsetztem Gesicht nach der Thür, daß auch die Freifrau sich erstaunt umwendete.

Auf der Schwelle stand eine abgezehrte Gestalt, in welcher man kaum noch die Alte vom Waldhäuschen wieder erkannte. Statt des sonst so sauberen Anzugs bedeckten heute nur etliche lose umgehangene Kleidungsstücke die mageren Glieder; statt des schneeweißen Häubchens, das sonst glatt gescheiteltes Haar bedeckte, hing heute das graue Haar wirr um das welke Gesicht; am unheimlichsten aber waren die Augen, die wie funkelnde Kohlen aus tiefen Höhlen die Freifrau anblickten, als wollten sie sie versengen.

„Wo ist meine gnädige Gräfin?" fragte die Alte mit scharfer Stimme. „Sie ist nicht in ihrem Zimmer! Denken Sie nicht, daß Sie sie mir vorenthalten können, gnädige Frau!"

Die Freifrau starrte die Alte fast ebenso wild an, als diese sie. Aber die Meinhardt ließ ihr nicht Zeit zur Frage. „Ich weiß wohl, daß Sie sie ebenso gern um das Ihre bringen möchten, als meinen jungen Herrn. Aber das geht nicht an, gnädige Frau! Ich werde sie finden, wohin Sie sie auch gebracht haben mögen!"

Die Alte war näher getreten und sah so drohend aus, daß Margarete erschrocken vor ihre Mutter sprang. „Frau Meinhardt," rief sie, „Sie sind krank! Sie reden irre! — Gehen Sie zurück, legen Sie sich zu Bett! — Kommen Sie mit mir!"

Aber die Alte rührte sich nicht. — „Ich bin krank, Fräulein, mir zittern alle Glieder! — Aber das soll mich nicht abhalten, meine Pflicht gegen meinen jungen Herrn Grafen zu thun! Hier ist sein Brief! lesen Sie, ob ich ein Recht habe zu meiner Frage! — Wo ist meine Gräfin, gnädige Frau?"

Frau von Ellern, die in halber Erstarrung der Szene zugeschaut hatte, riß jetzt mit raschem Griffe den Brief an sich, der Margarete entgegen gestreckt wurde. Sie las, — zuerst mit ungläubigem Gesicht; dann wurden ihre Züge starrer und starrer, und ehe sie das letzte Wort gelesen hatte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Die Alte hatte sich ruhig verhalten; ein triumphierendes Lächeln flog jetzt über ihr Gesicht. Im nächsten Augenblick aber rüttelte sie Margarete, die sich gebückt hatte, um ihrer Mutter beizuspringen, heftig am Arm und rief: „Lassen Sie sie liegen! — Sagen Sie mir zuerst, wo meine Gräfin ist!"

Margarete schüttelte sie mit einem kräftigen Ruck von sich und versuchte ihre Mutter aufzurichten. Im selben Augenblick trat Else schnell ins Zimmer. „Ist Lucy hier? — sie ist nicht zu finden und in ihrem Schlafzimmer sieht es aus, als hätte sie die ganze Nacht darin umgeräumt!" — Else schwieg plötzlich, als sie ihre Mutter am Boden sah, und indem sie Margarete zu Hilfe sprang, schob sie die Alte zurück. Diese aber, bei der die durch Fieber und Aufregung hervorgebrachte plötzliche Kraftauswallung schon nachzulassen anfing, rang die Hände und brach in Thränen aus. „Sie ist fort! sie ist fort! — Und wenn der gnädige Herr kommen wird, wird er mich verantwortlich machen! — Meine Gräfin! wo ist meine junge Gräfin?"

Glücklicherweise rief das Geschrei der Alten die Dienerschaft herbei. Else hatte Geistesgegenwart genug, den Brief, der der starren Hand ihrer Mutter entfallen war, aufzunehmen und in die Tasche zu stecken.

Während alsdann die Schwestern mit Hilfe der Kammerfrau die Freifrau aufs Sofa legten, entfernten die Diener die alte Frau, die händeringend fortfuhr, die Leute nach ihrer Gräfin zu fragen. Jedermann wußte, daß sie krank war, und schob das wirre Aussehen und die irren Reden lediglich auf das Delirium des Fiebers, und die Ohnmacht der gnädigen Frau auf den Schreck bei dem unerwarteten Eintritt der wahnsinnigen Alten. Erst nachdem sie entfernt worden war und Margarete den Befehl gegeben hatte, sie schonend in ihre Hütte zurückzutransportieren und sorgfältig zu überwachen, konnten Versuche gemacht werden, Frau von Ellern ins Bewußtsein zurückzurufen. Es dauerte lange, ehe sie die Augen öffnete und dann dieselben ängstlich im Zimmer umherschweifen ließ. Es schien sie zu beruhigen, daß sie die Alte nicht mehr sah, — vielleicht war das Entsetzliche nur ein Traum gewesen! — Sie ließ sich entkleiden und ins Bett bringen, und erst dann, als alle sich entfernt hatten und sie mit Else und Margarete allein war, wagte sie schüchtern zu fragen; erst dann erinnerte sich Else des eingesteckten Briefes und zog ihn zögernd hervor.

„So war es kein Traum!" rief die Freifrau und streckte zitternd die Hand aus, um ihn an sich zu nehmen.

Aber Margarete hielt sie sanft zurück. „Laß jetzt, Mama! — oder laß uns zuerst lesen! — Was dich auch so erregt haben mag, es ist besser, du teilst uns deine Sorgen mit, als daß du sie in dir verschließest und dich innerlich aufreibst, wie du es bisher gethan hast!"

Die Freifrau fühlte keine Kraft zu widerstehen. Sie wußte, daß den jetzigen Verhältnissen gegenüber jeder Versuch der Verheimlichung ohnehin aufgegeben werden mußte, so war's ja besser, ihre Kinder erfuhren das Schlimmste sogleich. Dann hatte sie wenigstens Beistand zu erwarten, und sie fühlte sich so schwach, so ganz gebrochen und hilfsbedürftig. Die stolze, zurückhaltende Frau wandte ihr Gesicht der Wand zu und schluchzte bitterlich.

Margarete und Else standen in der Fensternische, lasen und sahen einander mit erschrockenen Gesichtern an. Aber keine von ihnen verlor die Fassung wie die Mutter. — Margarete wandte sich zuerst dem Bette zu, beugte sich über die unglückliche Frau und legte den Arm um die Schluchzende. — „Tröste dich, liebste Mama! Es ist bitter für uns alle; am bittersten für dich! Aber hast du nicht Kinder, die dir durch Liebe alles Verlorene zu ersetzen suchen werden? — Laß die Welt nicht denken, daß dieser Schlag des Schicksals uns zur Verzweiflung treibt!"

Frau von Ellern wurde durch das liebevolle Zureden des Mädchens nicht getröstet. Sie weinte heftiger.

„O Margarete! gerade du solltest mich nicht liebevoll umfassen! O wenn du wüßtest, daß es gerade deine Mutter war, die dich, die euch alle unglücklich gemacht hat! Else, Margarete, vergebt mir! Kein Schmerz kann dem Bewußtsein gleichkommen, die eigenen Kinder ins Verderben gestürzt zu haben!"

Else und Margarete sahen einander erschrocken an; beide glaubten, die Freifrau rede im Fieberwahn. Beide antworteten nicht, sondern bemühten sich, die unglückliche Frau durch Liebkosungen zu beruhigen, aber ohne allen Erfolg. Endlich sagte Margarete: „Mama, hast du wirklich noch etwas auf dem Herzen, wovon wir nicht wissen, so teile uns alles mit! Laß uns den Schmerz gemeinsam tragen und sehen, ob er dadurch nicht für den Einzelnen leichter wird. Wenn es etwas ist, was dir schwer zu sagen wird, so fasse Mut, liebste Mama!"

„Ihr werdet mich verachten, — ihr werdet mich fliehen, wenn ihr alles wißt! Ich opferte dich, Margarete, um Ulrichs, um der Übrigen willen; — du hast keine Ursache, mich mit deiner kindlichen Liebe zu überschütten!"

Aber sie war gebrochen, und einige Liebkosungen mehr reichten hin, sie zu einem vollen Geständnis zu bringen: wie sie Margaretes Glück zerstört und Felix' Bewerbung abge-

wiesen habe, nur um ihn vom Zeugnis abzuhalten und gegen ihr besseres Wissen den ungerechten Besitz zu retten, und wie eben dadurch Felix, von der Heimat ausgeschlossen und zu weiten Reisen getrieben, Manfred aufgefunden habe und so Besitz und Glück, eben in dem Moment, als ihnen beides durch den Edelmut Lucys gesichert war, durch ihre strafbare Einmischung verloren sei.

Beide Mädchen schwiegen. Margarete hielt die Hände vor Gesicht gepreßt. Als aber Frau von Ellern geendet, und, demütig wie eine Schuldige, bat: „Vergib mir, Margarete! vergebt mir, Kinder!", da fiel sie vor dem Bette auf die Knie und bedeckte die Hände der Mutter mit Küssen, während Else die Arme um ihren Hals schlang. — In diesem Augenblick, der erdrückenden Fessel des Geheimnisses los und der Vergebung ihrer Kinder gewiß, fühlte Frau von Ellern zum erstenmale, daß es ein Glück geben könne, das weit über Rang und Besitz geht! Aber sie hatten nicht Zeit, sich ihrem Gefühl zu überlassen. Else faßte sich zuerst. „Wann dürfen wir Ulrich zurückerwarten? — Wir müssen sofort Anstalten treffen das Schloß zu verlassen, Mama!" — Ulrich! — Neues Entsetzen für die Freifrau! Er, der heimkam in der seligen Hoffnung hier der Geliebten anzugehören, sollte die entsetzliche Gewißheit vorfinden, daß sie für ihn verloren sei, — auf ewig, — und wie? — Jetzt erst fiel ihr ein, daß nach Lucy gesucht worden war, und ihr war sofort der Zusammenhang klar. War sie nicht krank von einem Besuch bei der Meinhardt nachhause gekommen? — Woher wußte die Alte, wer Lucy war? „Sucht sie nicht!" rief sie. „Habt ihr nie geahnt, wer sie war? — Wir haben ein furchtbares Trauerspiel durchlebt, Kinder! — Gottlob, daß sie von anderer Seite erfahren hat, was keiner von uns gewagt hätte, ihr mitzuteilen! — Sie hat das Einzige gethan, was sie thun konnte; sie hat durch ihre Flucht sich der Möglichkeit entzogen, Ulrich wieder zu sehen. — Mag Gott ihr beistehen!"

Und Else und Margarete hörten ein neues Geheimnis, und das tiefe Mitleid mit der geliebten Schwester, wie sie sie in Gedanken bereits genannt hatten, ohne zu ahnen, daß sie in Wirklichkeit ein Recht auf diesen Namen besaß, — das Entsetzen über ihr trauriges Geschick ließen sie für den Augenblick des eignen Wehs vergessen.

„Auch ihr Geschick habe ich besiegelt", klagte die Freifrau. „Mama", sagte Margarete, „und was wären Ulrich und Lucy geworden, wenn Manfred nicht aufgefunden wäre?" — Die Gedemütigte schwieg und verbarg das Gesicht in den Kissen; aber sie fühlte dennoch, daß ein Trost in den Worten lag.

Am späten Abend traf Ulrich ein. Er war sofort nach Empfang von Mr. Oldcastles Brief abgereist und Tag und Nacht gefahren. Die Schwestern erschraken über sein Aussehen; der erste Blick sagte ihnen, daß er alles wisse.

Ängstlich sah er im Kreise umher, als ob er Lucy suche, und wagte doch nicht nach ihr zu fragen. Margarete bemerkte es, schlang die Arme um ihn und sagte leise: „Sie ist nicht hier; sie ist abgereist! Wir wissen alles! o mein armer, armer Bruder!" — Aber er war noch nicht auf dem Punkt, daß ihm Teilnahme hätte wohlthun können. Es war ihm eine unaussprechliche Erleichterung, daß er sich der furchtbaren Aufgabe enthoben sah, das Entsetzliche mitzuteilen, — er dankte Lucy, daß sie ihm ein qualvolles Wiedersehen, einen schweren Kampf erspart hatte, aber er konnte keine Berührung seiner Wunde ertragen. Er zuckte zurück und eilte an seiner Mutter Bett. — Sie war auch am nächsten Morgen noch so krank, daß an ein Verlassen des Schlosses nicht zu denken war. Mit schwerem Herzen mußten sich ihre Kinder in das Bleiben fügen, und der Tag verging unter ängstlichem Harren. Jeder rollende Wagen ließ sie erzittern; jede dem Schlosse sich nähernde Person flößte ihnen Schrecken ein. Auch am folgenden Tage keine Erleichterung; dieselbe angstvolle Spannung. Da endlich, am dritten Abend rollte ein Wagen raschen Trabes unter der Freitreppe vor. Eine jugendlich schlanke, stattliche Gestalt sprang heraus, und Ulrich trat auf die Treppe vor, um dem gefürchteten Bruder und Besitzer mit der Würde entgegen zu treten, die ihm als dem Schuldlosen und bisherigen Hausherrn zustand. — Er war auf einen kaltförmlichen Gruß gefaßt, nicht aber darauf, daß der neue Ankömmling mit schnellen Schritten die Stufen heraufflog und sich ungestüm in seine Arme stürzte. „Ulrich, da bin ich! — und wo sind die Schwestern? — Und die Mama?"

Ulrich war um einen Schritt zurückgewichen. „Paul!" rief er jetzt laut und schloß die Arme um den Bruder, den er seit Jahren nicht gesehen hatte und der seitdem aus einem Knaben ein stattlicher Jüngling geworden war. „Wie konnte

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Admiral Knorr, Chef des westafrikanischen Geschwaders.

ich dich verkennen! Das Abendlicht muß mich geblendet haben, ich hielt dich für Manfred!"

„Manfred!" wiederholte Paul, und seine Stimme wandelte sich plötzlich von der ungestümen Freude zum tiefen Ernst. „Der wird die Treppe nicht so heraufspringen, Ulrich, wenn er's überhaupt jemals erreicht, Ellernbrunn wiederzusehen!"

„Was meinst du? — Was weißt du von ihm?" — frug Ulrich, noch verwirrt von der Überraschung.

„Er liegt totkrank in Calais, wo ich ihn gestern unter Felix' Fürsorge und der Pflege seiner Frau verlassen habe."

„Seiner Frau?" stammelte Ulrich.

„Ja. Sie kam gerade zur rechten Zeit. Er mußte sie jedenfalls avertiert haben. Übrigens, Ulrich, sie ist ein reizendes Geschöpf; nur schade, daß sie sich an solch einen — er ist unser Bruder, sonst würde ich sagen — Schurken weggeworfen hat! — Aber komm! wo ist Mama? und die kleine Else?" — „Else!" rief er laut, als er in die Thür trat und die beiden Schwestern, bereit, dem Eintretenden einen förmlichen Gruß zu bieten, in einiger Entfernung warten sah, und im nächsten Augenblick warf sich das Mädchen jubelnd an seine Brust. — Ulrich folgte ganz betäubt, unter dem Gefühl, als wanke von neuem der Boden unter seinen Füßen, dem Bruder ins Schloß. (Schluß folgt.)

Schuhwerk und Hühneraugen.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Nur echte und rechtschaffene Unglücksfälle erwerben uns des Mitgefühls erquickenden Balsam; was wir so im gewöhnlichen Leben Pech nennen, gewinnt uns, mag sein Unglimpf uns noch so empfindlich treffen, kaum ein kahles, kühles Bedauern — ja es ruft mitunter, zu unserm Ingrimm, eine Art schadenfrohen Humors bei den lieben Mitmenschen hervor.

Ähnlich ergeht's uns mit unsern Krankheiten. Hexenschuß, Haarschwund, Grippe, Kopf- und Zahnschmerz und wie die tückischen Plagegeister noch heißen mögen, die uns so oft das Leben vergällen — sie entlocken unsern Umgebungen kaum einen Hauch von Teilnahme. — Erst dann, wenn es sich um Kopf und Kragen handelt, wenn das Donnerwort erschallt: Diphtheritis, Typhus, Schlagfluß — dann erwacht die Nächstenliebe plötzlich aus ihrem Totenschlaf.

Auch wegen der strafwürdigen Unthaten des Hühnerauges, trotzdem sie männiglich bekannt sind, weint uns niemand eine Thräne der Sympathie. Das Hühnerauge hat nun einmal den Ruf eines harmlosen, in der Rangordnung der menschlichen Krankheiten fast den untersten Rang einnehmenden Leidens, so daß es schier einer Injurie gleich käme, wagten wir an unsern Hausarzt die Zumutung zu stellen, er möge sich doch unseres vom Leichdorn gequälten Piedestals erbarmen. Minima non curat praetor: um Lappalien hat sich der Prätor nicht zu kümmern. Hühneraugen sind was für den Fußarzt, aber nicht für den Sanitätsrat. Ach, diese niedriggebornen Kreaturen, wenn sie sich unsere Zehen zum Tummelplatz ihrer Orgien erkiesen, zeigen uns nur zu fußgreiflich, wo uns der Schuh drückt, und lehren unwiderleglich, daß der hinkende Bote stets nachkommt. Wenn irgend, so bewährt sich bei ihnen das bekannte Wort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen. Ein solches nichtsnutziges, miserables Hühnerauge macht uns jeden Schritt zur Marter, diktiert unerbittlich Stubenarrest, läßt unsere schönsten Hoffnungen und Entwürfe zu Wasser werden, verbietet uns kategorisch das Erscheinen auf dem reizenden geheimrätlichen Ball, das Mitwirken an den lebenden Bildern, dem Eislauf, der Schlittenpartie!

Doch nicht bloß um die Freuden des Lebens bringt es uns, sondern zuweilen auch um dieses selbst. Ab und zu erscheint das winzige Ding auf der Anklagebank, unter der Bezichtigung, durch Blutvergiftung, Rose oder Brand den Tod eines Menschen herbeigeführt zu haben, wozu allerdings meist ein unvorsichtiger Schnitt in die Knochenhaut oder das Zehengelenk den Anlaß liefert.

Doch mag es nun von seinem Herkommen, Wohnsitz, Thun und Treiben etwas genauer Rechenschaft ablegen, und bei der Gelegenheit uns auch sagen, woher sein wunderlicher Name stammt.

Bei vielen Menschen findet sich, meist auf der Rückenfläche der Fußzehen, bald auf den Gelenken, bald in der Nähe derselben oder auch zwischen den Zehen, zuweilen auch an den Fersen oder an der Fußsohle in Form eines rundlichen, gewölbten Scheibchens und im Umfang eines Zwanzigpfennigstücks eine schwielige, hornartige Verhärtung, welche, einem Nagel gleich, in eine feine, in die tiefsten Lagen der Haut, zuweilen bis in die Knochenhaut, oder in eine Gelenkkapsel sich einbohrende, Spitze ausläuft. Trägt man diese Verhärtung mit einem Messer in dünnen Schichten ab, so stößt man allmählich auf einen runden dunkeln Fleck in der Mitte einer Schnittfläche, welcher von einem infolge des anhaltenden Druckes unter die Basis der Schwiele ergossenen, mit der Zeit in einen dunkeln Farbstoff sich umwandelnden Blutstropfen herrührt. Nur ein bißchen kühne Phantasie, und besagter dunkelrötlicher Fleck hat schnell die Gestalt eines Hühnerauges angenommen. Uns scheint diese von dem berühmten Anatomen Hyrtl gegebene Erklärung viel ungezwungener als die andere, wonach das Wort ursprünglich „hörnernes" Auge gelautet, und durch allmähliche Abschleifung seine gegenwärtige Bezeichnung gewonnen haben soll. — Ein weiterer Name „Leichdorn" stammt vom althochdeutschen Lik, der Leib, das Fleisch und bedeutet also einen am Fleisch befindlichen Dorn.

Es begreift sich wohl, daß die zarten Hautnerven unter dem Druck eines solchen Horngewächses arg ins Gedränge kommen, und enges oder auch allzuweites Schuhwerk mit hartem reibenden Leder, zumal bei längerem Gehen, und wenn der Fuß warm wird und anschwillt, den Schmerz ins Unerträgliche steigern mag.

Wie entsteht nun das Hühnerauge? Es ist ein krankhaftes Erzeugnis der Kultur. Denn als ein vollendetes, den höchsten Anforderungen des Schönheitsideals und zugleich der Zweckmäßigkeit entsprechendes Meisterwerk ist der menschliche Fuß aus den Händen der Natur hervorgegangen, — wer ihm Unzier, Mängel und Gebrechen aller Art aufprägt, das ist der Mensch selbst, und zwar weit weniger der im Schweiße seines Angesichts arbeitende Landmann, als der verweichlichte, in der Hochflut modernen Kulturlebens sich bewegende Städter. Wir lachen des Chinesen, der seiner weiblichen Nachkommenschaft die Füße so lange einquetscht, bis sie glücklich total verkrüppelten Stummelchen gleichen. Aber machen wir's denn viel anders, als die schlitzäugigen Himmelssöhne? Herrscht nicht auch bei uns der Moloch des „kleinen Fußes"? Arbeitet nicht, diesem Götzen zuliebe, alles darauf hin, dem Fuße seine Wohlgestalt zu rauben, seine legitime Entwicklung zu verkümmern und seine natürliche Mission, das Gehen, zu erschweren? Ein lächerlich kleines Füßchen gehört nun einmal heutzutage zu den unentbehrlichen Attributen der weiblichen Schönheit, obwohl die Griechen, die doch von solchen Sachen auch etwas verstanden, die Statuen ihrer Göttinnen mit keineswegs schwindsüchtigen Gehwerkzeugen ausgerüstet haben. Bald nach dem ersten Lebensjahr werden dem armen Baby die Füße in niedliche Schuhchen eingezwängt, mit der natürlichen Folge, daß die Zehen, aus Mangel an freiem Spielraum, genötigt sind, sich übereinander zu legen, — eine mißliche Lage, aus welcher sie zeitlebens nicht mehr herauszukommen pflegen. Leichdorne trifft man auf Kinderfüßen nur selten; ihre Aera beginnt erst später, in dem Zeitalter der jugendlichen Eitelkeit, welche in einem besonders knappen Füßchen „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen" erblickt.

Und ach, wer sagt uns, wie lange Jahre noch die Glanzepoche der Stöckelschuhe dauern wird, jener seltsamen Gebilde mit den zwei Zoll hohen Absätzen, welche den Schwerpunkt des Körpers von den Sohlen auf die Zehen verlegen und diese zwingen, eine Zentnerlast zu tragen. Unser Körper gewöhnt sich ja an alles; er denkt zuletzt, es könne gar nicht anders gegangen werden, als auf den Zehen und Ballen des Fußes, der dann eigentlich mehr trippelt, als geht. Neben dem Verlust der natürlichen Grazie des Ganges können Verbildungen und Erkrankungen des Fußes als Folgen anhaltender Mißhandlungen desselben nicht ausbleiben.

Doch hüten wir uns vor Ungerechtigkeit! Nicht alle künstlich erworbenen Fußleiden haben ihre Entstehung dem Modeteufel zu verdanken. Schreiber dieses ist über die Jahre der Modenarrheit längst hinaus und sieht weit mehr auf Bequemlichkeit, denn auf gutes „Sitzen" der Schuhe. Auf wen seine Hühneraugen als den Urheber ihres Daseins zu blicken haben, weiß er und — seine Schuhmacher! Fern sei es von mir, Hans Sachsens ehrsame Zunftgenossen allesamt „über einen Leisten" zu schlagen, — allein ihrer viele hätten sicher besser gethan, Steinklopfer zu werden, anstatt ihre arglosen Mitmenschen in schlimmen Wandel zu bringen. Wen nun das Mißgeschick verfolgt, daß er immer an den Unrechten kommt, der wird den Jammer an seinem Fuße niemals los. Jedes neue Schuhwerk martert den armen, gepreßten Dulder, bis er — der Schwächere muß ja immer nachgeben — nach Monaten endlich gelernt hat, sich seinem Dränger zu fügen. Das geht nun selbstverständlich ohne Verkrümmung und Verkrüppelung der Zehen, Einwachsen der Nägel, ohne Hühneraugen nicht ab.

Es wäre wohl Zeit, daß ein neuer, frischer Hauch in die dumpfen Werkstätten unserer Fußbekleidungskünstler einzöge, und der lebende Fuß, der mit seiner kunstvollen Gliederung und seinem elastischen Schwung sich ausdehnen und freien Spielraum haben will, dort etwas mehr zur Geltung käme. Der Rat: Schuster bleib bei deinem Leisten, hat keine volle Berechtigung mehr. Der Fuß ist ja kein Stück Holz, sondern ein organisches Kunstwerk mit Nerven, Haut, Muskeln, Sehnen, Bändern und Knochen. Mit dem bloßen Maßnehmen und über den Leisten schlagen ist es nicht gethan; daraus ergibt sich noch lange nicht die wahre Gestalt des Fußes. Unter tausend Leisten braucht noch nicht einer zu sein, der dem herzustellenden Schuh wirklich anpaßt. Nur ein Gipsabguß, wie er jetzt in den Werkstätten größerer Orte in Gebrauch zu kommen anfängt, bietet die Möglichkeit einer getreuen Nachahmung des Fußes, wie ihn die Natur schuf mit all seinen Eigenheiten. Die Möglichkeit, aber nicht die Bürgschaft: denn ein Pfuscher wird es selbst mit der vollkommensten Kopie fertig bekommen, einen Stiefel zu verderben. Und an Stümpern fehlt es im Fach der Fußbekleidung so wenig, wie in jedem andern. Erst dann, wenn in der Schuhmacherwerkstatt die Intelligenz die flache, bornierte Routine, und das Gipsmodell den Leisten verdrängt haben wird, wird der Schuh aufhören, uns zu drücken, werden die Hühneraugen aus der Welt verschwinden.

Da jedoch dieser glückselige Zustand noch in ziemlicher Ferne zu liegen scheint, so dürfte der mit jenen Plagegeistern behaftete Teil unserer Leser uns für einige Winke zur möglichsten Linderung seiner Pein vielleicht Dank wissen.

An erster Stelle beherzige man natürlich den Grundsatz, nur bequemes Schuhwerk von weichem, nachgiebigem Stoff, z. B. Kalbs- oder Krokodilleder zu tragen. Um ganz sicher vor Druck zu sein, lasse man sich genau nach einem Gipsmodell seines Fußes einen Leisten anfertigen, und auf diejenige Stelle desselben, welche dem Leichdorn entspricht, einen kleinen Lederfleck nageln. Bei einem Hühnerauge auf der Fußplatte lege man eine Filzsohle mit einer Öffnung zur Aufnahme desselben in den Stiefel. Sitzt es zwischen den Zehen, so suche man den Druck durch Anleimen eines Filzringes oder durch Einführung eines nach der Form des Leichdorns ausgeschnittenen Schwammstückchens zu beseitigen.

Will man sich von seinem Fußtyrannen gänzlich befreien, so hält dies nicht allzuschwer, erfordert aber in vielen Fällen gehörige Ausdauer. Niemals darf ohne vorherige gründliche Erweichung der Haut durch ein lauwarmes Seifenfußbad geschnitten werden. Zur Operation gehört eine sichere und geübte Hand; daher möchte ich entschieden davon abraten, sie an sich selbst vorzunehmen, da man, will man bis zur Wurzel dringen, Gefahr läuft, edlere Teile, z. B. die Knochenhaut oder gar das Gelenk zu verletzen; jedenfalls soll nur in ganz dünnen Scheibchen und nur mit der Fläche, nie mit der Spitze des Messers geschnitten, und alsbald damit aufgehört werden, sobald es nur rosig durchschimmert; nie darf auch nur ein Tröpfchen Bluts dabei fließen. Bei entzündeten Zehen, Fußgicht oder im höheren Alter ist das Ausschneiden ganz und gar zu unterlassen. Überhaupt ist das letztere nur ein linderndes, aber kein radikales Mittel, denn das Hühnerauge wächst gewöhnlich schnell wieder. Weit sicherer helfen die allmählich wirkenden Mittel, mit welchen das lauwarme, alle zwei Tage zu wiederholende Fußbad zweckmäßig verbunden wird. In der Hühneraugenmedizin spielen die Pflaster eine große Rolle; fast in jeder Zeitung werden solche untrügliche Leichdorntöter angepriesen; in den meisten Fällen sind dieselben nichts anderes als gewöhnliches, in jeder Apotheke für zehn Pfennig zu habendes Seifenpflaster, vielleicht noch durch irgend einen färbenden oder riechenden Stoff verziert. Zunächst werde das im Bade genügend erweichte Hühnerauge mit Seife gehörig abgerieben, dann tüchtig gebürstet oder gefeilt, worauf sich die einzelnen Schichten oft mit der Wurzel schnell ablösen werden; zur gründlichen Entfernung jeder Härte ist dann noch das messerrückendicke Auftragen der Pflastermasse und Bedecken derselben mit weichem Handschuhleder zu empfehlen.

Auch durch öfteres Betupfen mit Kollodium oder Zitronensaft können Leichdörner zum Schwinden gebracht werden.

Die Kämpfe in Kamarun.

Als vor einigen Monaten (No. 6, S. 89) das Daheim die Abbildung zweier Schiffe des westafrikanischen Geschwaders den Lesern vorführte, wurde in dem begleitenden Text unter Hinweis auf die Führung des letzteren ausgesprochen: „Deutschland darf sich deshalb der Erwartung hingeben, daß die Ehre seiner Flagge hochgehalten und das Geschwader das Seinige thun werde, um den Ruhm unsers Vaterlandes zu wahren.“ Bereits wenige Wochen später hat diese Zuversicht sich in vollem Maße bethätigt, und die Kämpfe bei Kamarun am 21., 22. und 23. Dezember, welche unsre braven Seeleute mit den aufrührerischen Negern der neuen deutschen Besitzungen bestanden und siegreich beendet haben, beweisen, daß unsre Matrosen eben so mutig und tapfer dem Feinde zu begegnen wissen, wie ihre Waffenbrüder von der Landarmee, möge dieser ihnen im nordischen eisigen Klima oder unter der Glut tropischer Sonne entgegentreten.

Die afrikanische Westküste ist für ihre sehr große Ausdehnung von über tausend deutschen Meilen ungemein arm an guten Häfen und deshalb von jeher für die Schiffahrt unwirtlich gewesen.

Nur die Mündungen der in den atlantischen Ozean sich ergießenden Ströme und einzelne günstig geformte Vorgebirge bieten für größere Schiffe sichere Schutzorte, obwohl erstere auch vielfach von gefährlichen Bänken verdämmt werden, die nur mit Hochwasser passiert werden können und auf denen heftige Brandung steht. Letzteres ist namentlich auf dem Niger der Fall, der sich in mehrere Mündungen spaltet, unter denen der Nun der bekannteste ist. Auch der Kamarunfluß, über dessen Ufer seit kurzem der deutsche Reichsadler schützend seine Schwingen gebreitet, teilt sich in mehrere Mündungen, die ein sumpfiges fieberatmendes Gebiet von zehn bis zwanzig Meilen Breite einschließen, das ausschließlich mit Manglebäumen besetzt ist. Diese überall in den Tropen wiederkehrenden und im Brackwasser üppig gedeihenden Bäume senden unzählige Wurzeln von ihren Stämmen hernieder, die im Sumpfe Grund fassen und dann ein dichtes undurchdringliches Gewebe bilden, durch welches man sich nur mit Hilfe von Beilen notdürftig einen Weg bahnen kann. Hat man diesen ungastlichen Streifen jedoch hinter sich, so öffnet sich dem Auge ein andres wohlthuendes Bild der schönsten tropischen Landschaft, und ebenso bietet der Fluß keinerlei ernstliche Hindernisse für die Schiffahrt bis zur Kolonie oder richtiger Handelsstation Kamarun selbst. Wir haben deshalb in der Wahl der Örtlichkeit mit Bezug auf Zugänglichkeit für Schiffe einen guten Griff gethan, ebenso wie in Lüderitzland, wo durch eine vorliegende Insel ein schöner sicherer Hafen gebildet wird. — Dieser Umstand hat wohl dazu beigetragen, die Mißgunst, mit welcher andre Nationen, namentlich die Engländer, auf unsre kolonialen Bestrebungen blicken, noch zu erhöhen. Durch allerlei Intriguen und Hetzereien haben sie versucht, die Eingebornen gegen uns aufzuwiegeln und uns die neuen Erwerbungen zu verleiden. Glücklicherweise ist ihnen letzteres nicht gelungen; unsre Kriegsschiffe sind zur rechten Zeit erschienen, um die mißleiteten Neger unsre Macht fühlen zu lassen, und wenn leider dabei deutsches Blut vergossen ist, so liegt alle Wahrscheinlichkeit vor, daß die von uns gezeigte Energie für lange Zeit ausreichen wird, um einer Wiederholung solcher Revolten vorzubeugen. Solchen unzivilisierten Völkerschaften imponiert nur Machtentfaltung. Vielleicht wäre es gar nicht zu einem feindlichen Zusammenstoße bei Kamarun gekommen, wenn es möglich gewesen wäre, das Geschwader

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Landung der Mannschaften von der „Olga“ unter Kapitänleutnant Riedel zur Rettung des Woermannschen Agenten Pantaenius in Belltown.

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Aus dem Buschwerk feuernde Neger auf dem Plateau oberhalb Belltown.

einige Monate früher zu entsenden, sodaß es bei oder unmittelbar nach der Besitzergreifung an Ort und Stelle gewesen wäre. Dem stellten sich jedoch unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die für die kriegerischen Aufgaben unsrer Schlachtflotte so wichtigen Manöver der Panzerschiffe und der Torpedoflottille mußten erst zu Ende geführt werden und vordem waren die nötigen Mannschaften nicht verfügbar.

Diesen Umstand scheinen jedoch weiße Emissäre und Handelskonkurrenten — ob selbständig oder in höherem Auftrage, mag dahingestellt bleiben — benutzt zu haben, um einige der schwarzen Völkerschaften aufzureizen und sie schließlich zu Gewaltthaten zu verleiten, die durch das Erscheinen des Geschwaders glücklicherweise noch im Entstehen erstickt werden konnten.

Über den Entwickelungsgang dieser Unruhen ist bis jetzt auf amtlichem Wege noch nichts bekannt geworden, dagegen haben verschiedene, in Kamarun ansässige Deutsche den Hergang in Privatbriefen geschildert und man darf annehmen, daß derselbe den Thatsachen entspricht, da die Berichterstatter imstande waren, die Sachlage richtig zu beurteilen. — Es muß hier zunächst einer vielfach verbreiteten Ansicht entgegengetreten werden, daß die Neger an der afrikanischen Küste und auch bei Kamarun einfache Wilde seien, die nur mit Bogen und Speer kämpfen und die man mit unsern modernen Schußwaffen leicht bewältigen könne. Das mag vor einigen Jahrzehnten zutreffend gewesen sein, jetzt ist es das nicht mehr. Wenn sie auch in ihrem Äußern noch primitiv genug erscheinen und ihre Nachahmungssucht sie uns oft lächerlich macht, so sind sie doch großenteils mit Hinterladergewehren bewaffnet, die sie trefflich zu gebrauchen wissen und deshalb durchaus keine verächtlichen Gegner, zumal ihnen die genaue Terrainkenntnis noch ganz bedeutend zuhilfe kommt. Die Besitzergreifung für Deutschland durch Dr. Nachtigal fand bekanntlich Mitte Juli vorigen Jahres statt und scheint bereits bei dieser der Grund zu einer Unzufriedenheit gelegt zu sein. Während nämlich die verschiedenen Häuptlinge der um Kamarun gelegenen Ortschaften Bell, Aqua, Dido, namentlich aber der deutschfreundliche und angesehene „König Bell“ sich zur Unterzeichnung des Vertrages drängten und ihre entsprechenden Geschenke erhielten, ging der stellvertretende Häuptling von Ecfre (Hickory), das auf der andern Seite des Kamarunflusses liegt, leer aus. Der eigentliche Häuptling von Ecfre, Lock Preso, war auf einer Handelsreise abwesend, sein Stellvertreter wagte nicht zu zeichnen, nahm es aber in seinem Herrscherstolz dem Dr. Nachtigal sehr übel, daß dieser nicht bis zur Rückkehr Lock Presos wartete, während unser Vertreter wußte, daß letzterer unter der Oberhoheit König Bells stand, und daher nur die nötigen Anweisungen hinterließ, um nach Lock Presos Zurückkunft denselben zur Mitunterschrift des Vertrages heranzuziehen.

Diese Mißstimmung scheint nun von Europäern, die uns gar zu gern dort wieder los sein möchten, benutzt zu sein, um im Trüben zu fischen. Man redete den Negern vor, wir besäßen gar keine Kriegsschiffe außer dem kleinen Kreuzer „Möwe“, der Dr. Nachtigal gebracht hätte; das längere Ausbleiben des Geschwaders unterstützte dieses Geschwätz und infolge davon begannen alle Unzufriedenen sich um Lock Preso zu sammeln. Es gelang ihnen auch, die Neger einiger anderer Häuptlingschaften zu sich herüber zu ziehen, so besonders Poß-Town, und dieselben durch einen furchtbaren Eid an sich zu

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Sturm auf die Anhöhe von Poßtown.

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Gefangene Neger nach der Erstürmung von Joßtown.

binden, der in echt afrikanischer Weise darin bestand, daß eine Sklavin lebendig verbrannt wurde und jeder Verschworene bei Ablegung des Gelübdes etwas Asche auf seine Zunge streuen mußte.

Bald zeigte sich die Wirkung dieses Geheimbundes deutlicher. Die Aufrührer traten frech auf und bedrohten zunächst Belltown, die Residenz des deutschfreundlichen Königs Bell, der auf einer Handelsreise nach dem Innern begriffen, den größten Teil seiner waffenfähigen Männer mit sich genommen hatte. Die schutzlos zurückgelassenen Weiber und Kinder suchten und fanden vorläufigen Schutz in der Woermannschen Factorei, welcher ein Herr Pantaenius aus Lübeck vorstand und in der sich noch drei andre Deutsche befanden. Die Ankunft eines englischen Kanonenbootes gegen Ende November hielt die Verschwörer einige Tage im Zaum. Als dasselbe nach kurzer Zeit wieder abgedampft war, erhoben sie um so kühner das Haupt und Pantaenius' Drohung mit der Ankunft des deutschen Geschwaders wurde nur mit Hohn aufgenommen.

Die erste Gewaltthat betraf den Kapitän eines englischen Hulk (altes Schiff, das als schwimmendes Warenmagazin dient). Er wurde gefangen genommen und so lange festgehalten, bis ein wegen Schulden von einem andern englischen Hulk-Kapitän gefangen gesetzter Neger aus Didotown freigegeben war. Alsdann wandten sich die Empörer wieder gegen die Deutschen in Woermanns Faktorei. Anfangs Dezember erschienen etwa 300 mit Henrybüchsen bewaffnete Eckre- und Joßneger, denen sich auch noch solche aus Aquatown angeschlossen, vor derselben, forderten eine große Quantität Rum und drohten mit Vernichtung der Handelsstation. Es gelang dem Geschick und der Festigkeit Pantaenius', für diesmal noch das drohende Unheil abzuwenden, und er wurde dabei durch die Anwesenheit des Forschungsreisenden Dr. Passavant aus Basel unterstützt, der etwa 80 Kruleute, zuverlässige und treue Neger vom Krustamme aus Oberguinea, bei sich hatte. Die Sachen spitzten sich jedoch so zu, daß Schlimmes zu befürchten stand, und mit ängstlicher Sorge schauten die Deutschen nach dem Geschwader aus, dessen Ausbleiben die Aufrührer immer mehr in ihrem Thun ermuthigte. Sie begannen zunächst Belltown zu verwüsten und teilweise einzuäschern, dann wiederholten sie ihre Forderungen und Drohungen bei Woermanns Faktorei und ebenso bei der von Schmidt in Aquatown, dem sie bei Todesstrafe untersagten, Boten an den abwesenden König Bell zu schicken. — So standen die Dinge, als endlich Admiral Knorr am 18. Dezember mit der Kreuzerfregatte „Bismarck" und der Kreuzerkorvette „Olga" anlangte. Von den beiden andern Schiffen war die „Ariadne" in St. Vincent (Kapverdische Inseln) detachiert und die „Gneisenau" mit Gerhard Rohlfs nach Zanzibar entsandt worden. Es war die höchste Zeit, daß Hilfe kam, aber sie wurde dann auch sehr bald und auf das energischeste gewährt, um den Empörern gründlich das Handwerk zu

Johann Karl Pantaenius von Lübeck, ermordet zu Kamarun am 20. Dezember 1884.

Gefecht von Kamarun, 20. Dez. 1884: Niederbrennung von Joßtown.

legen und sie vor der Wiederholung eines solchen Beginnens für die Zukunft abzuschrecken.

Sobald Admiral Knorr von der Sachlage in Kenntnis gesetzt war, traf er mit seiner von 1870 her (vgl. No. 6, S. 95) in guter Erinnerung stehenden Thatkraft die erforderlichen Vorbereitungen zum Handeln. Die Schiffe wurden am 19. soweit wie möglich stromaufwärts gelegt und der Angriffsplan bestimmt. Er richtete sich zunächst gegen Ekre, als den Mittelpunkt des Aufstandes, und gelangte am 20. Dez. zur Ausführung. Kapitän Karcher vom „Bismarck“ war Befehlshaber der Expedition.

Am Morgen dieses Tages herrschte unter der Mannschaft der beiden Schiffe lebhafte Erregung, da natürlich aus der beabsichtigten Expedition kein Geheimnis gemacht war. Man konnte die Zeit nicht erwarten, bis das Frühstück eingenommen war, und die meisten waren in ihrem Kampfeseifer in wenigen Minuten damit fertig. Viel zu spät für ihre Ungeduld ging endlich ein Signal auf dem Flaggschiff in die Höhe. Als es sich oben am Top entfaltete, wurde es mit den Augen verschlungen und augenblicklich antwortete auf der „Olga“ die blaue Flagge „verstanden“. Beide Signale wurden gleichzeitig niedergeholt und alles lauschte gespannt auf den kommenden Befehl. „Boote armieren!“ erschallte es vom Hinterdeck; die fertig stehenden Bootsmannsmaate pfiffen ihr schrillendes Sextett und „alle Mann, Boote armieren!“ wiederholten sechs kräftige Bässe, daß es laut und verständlich bis in den fernsten Winkel der Schiffe drang.

Es wäre nicht nötig gewesen; wer nicht dienstlich unter Deck unabkömmlich festgehalten wurde, war oben. Längst schon hatte man um die Bedeutung des Signals gewußt, und darauf hin geschmuggelt, d. h. heimlich auf beiden Schiffen Vorbereitungen getroffen, um das Manöver am schnellsten zu machen und der Erste zu sein. Es ist dies offiziell verboten, aber es geschieht dennoch und die Vorgesetzten drücken ein Auge zu, — ist es doch nur brennender Diensteifer, der sich darin bekundet, — und nun gerade heute, wo es sich um ernsten Kampf handelte! Kaum war das Kommando verhallt, da flogen die Mannschaften förmlich auf ihre Stationen, blitzschnell gingen die schweren Flaschenzüge in die Höhe an Masten und Raaen; sie wurden gehakt und die Leute spannten sich an die Taue.

„Heiß Stagtakel!“ kommandierte der erste Offizier, der bei „alle Mann“ den Befehl führt; die Mannschaften liefen längs Deck und wie ein Spielzeug hob sich die hundertundzwanzig Zentner schwere Pinasse (das zweitgrößte Boot) senkrecht in die Höhe.

„Fest Stagtakel, heiß Nocktakel!“

Die an den Nocken oder Enden der Raaen befestigten Flaschenzüge wurden an- und damit das Boot so weit seitwärts gezogen, bis es außerbords und frei von der Schiffswand hing.

„Fest! Führ weg!“ lautete der fernere Befehl.

Die Taue wurden um Klampen geschlungen, um sie mit der dadurch erzeugten Reibung in der Hand zu behalten und sichere Leute ließen sie gleiten, bis das Boot auf das Wasser schlug. Ihm folgte in derselben Weise und ebenso schnell die zweite auf Deck stehende Pinasse, sowie die beiden Kutter, die außerbords an Krähnen hängen und einfach niedergelassen werden. Während die Bootsruderer dann alles in ihre Fahrzeuge schafften, was für solche Gelegenheiten bestimmt ist, Bootsgeschütze mit Landungslafette, ihre sonstigen Waffen, Munition, Segel, Masten, Kompaß, Wasser, Proviant, Bootsküche ꝛc., traten die Landungskompanieen ins Gewehr und begaben sich unter Führung ihrer Offiziere in die Boote, die, in einer Reihe hintereinander festgemacht, von zwei gemieteten deutschen Dampfern „Fan“ und „Dualla“ in das Schlepptau genommen wurden. Die gleichzeitig fertigen Boote der „Olga“ vereinigten sich mit denen des „Bismarck“ und dreihundertdreißig Mann mit vier Geschützen dampften dem Ufer von Ekre zu, während die zurückbleibenden Kameraden ihnen gedrückt nachsahen, weil sie nicht auch Teil an dem Zuge nehmen konnten.

Bald war das Ufer erreicht, ohne daß Widerstand geleistet wurde. Die Truppen sprangen an Land und ordneten sich; ebenso schnell wurden die Geschütze ausgeschifft, und mit „zur Attacke, das Gewehr rechts, marsch, marsch!“ ging es fort im Laufschritt gegen Ekre. Bald war das Dorf erreicht und ohne einen Schuß besetzt. Die Männer waren geflohen; sie sahen, daß die Deutschen Ernst machten und zogen es vor, zu verschwinden. Unsere blauen Jungens verschnauften und sahen sich das neue Stück Deutschland im schwarzen Erdteile an. Offenbar gefiel es ihnen sehr gut und Ekre machte einen idyllischen Eindruck mit seinen aus Mattengeflecht bestehenden sauberen Hütten, die einzeln liegend von Kokospalmen oder üppigen Pisangbäumen beschattet, von Manioka- und Yamsfeldern umgeben waren. Goldig winkten die kostbaren Bananen von ihren niedrigen Bäumen und bald belohnten sie die leichte Mühe des Herabholens. Wie köstlich dufteten und schmeckten sie nach alle dem Salzfleisch und Hartbrot an Bord.

Doch dort kommt plötzlich ein Kanoe in fliegender Fahrt über den Strom daher und ein Neger macht dem kommandierenden Offizier eine Meldung. Sie ist beunruhigender Art. Die Yoßleute haben Belltown besetzt, Pantaenius gefangen genommen und mit sich geschleppt. Sofort bricht Kapitänleutnant Riedel von der „Olga“ mit seiner Abteilung von sechzig Mann auf, um die Rettung des Deutschen zu versuchen, er verliert keine Minute. Er steuert auf Belltown los, aber hier wird er heiß empfangen. Von allen Seiten knallen aus Büschen und Hütten die Büchsen der Neger, die sich zu vierhundert Mann hier gesammelt. Sieben gegen Einen, das ist mehr als bei Dennewitz und Leuthen, aber es erschreckt die braven Seeleute nicht. Das Geschütz der Barkasse speit Granaten, die Tod und Verderben verbreiten, und unter ihrer Deckung landet die Abteilung. Sie stürmt mit Gewalt auf Belltown los, und unter ihrem mächtigen Anprall fliehen die Feinde einen hundert Fuß hohen Abhang hinauf, die Deutschen ihnen immer auf den Fersen. Ihre Kugeln strecken viele nieder, aber das Plateau des Abhangs ist mit dichtem Buschwerk umgeben, in das sich die Schwarzen werfen und verschwinden. Als die Abteilung das Plateau erreicht, bekommt sie überall aus dem Hinterhalt Feuer, ohne daß sie dasselbe gegen die unsichtbaren Feinde wirksam erwidern kann. Die Lage ist kritisch, die freistehenden Deutschen bieten den Negern gutes Ziel; ein Matrose, der Vierjährig-Freiwillige Bugge hat den afrikanischen Boden bereits bei der Landung mit seinem Herzblute gedüngt, sieben Mann sind verwundet, darunter vier schwer; auch der Unterleutnant von Ernsthausen hat einen Schuß erhalten, glücklicherweise nicht bedenklich. Trotzdem hält sich Kapitänleutnant Riedel, überall von Feinden umgeben und im glühenden Sonnenbrande mit seiner kleinen Schar auf das tapferste und behauptet das Plateau zwei Stunden lang. Die Munition beginnt knapp zu werden, da erscheint Hilfe zur rechten Zeit. Der „Bismarck“ schickt Unterstützung, die Neger fliehen nach allen Seiten, eine zeitlang verfolgt von den Unsern, Tote, Verwundete und Gefangene zurücklassend, unter ihnen mehrere Häuptlinge.

Dann marschieren die Deutschen auf Yoßtown. Es wird mit stürmender Hand ohne weitere Verluste unsererseits genommen, in Brand gesteckt und dem Erdboden gleich gemacht, während die Schwarzen ins Innere entfliehen. Doch der Preis, um den der blutige Kampf unternommen, ist leider nicht gewonnen und Pantaenius nicht befreit. Abends kommt die Nachricht, daß er als Opfer der Rache für die erlittene Niederlage von den Schwarzen ermordet ist. Zwanzig Tote, mehr als die doppelte Zahl verwundeter Feinde und eine Reihe gefangener Neger sind der Erfolg des Tages, als die Deutschen sich zurückziehen und sich an Bord ihrer Schiffe begeben.

Um aber bei den Empörern keine falsche Meinung aufkommen zu lassen, wird am folgenden Tage die Stätte, wo Yoßtown gestern in Flammen aufging, nochmals besetzt; aber es fällt kein Schuß; die Neger halten sich von Furcht erfüllt in den Wäldern versteckt und wagen sich nicht an das Tageslicht. Sie haben die Macht der neuen Herren gefühlt und erfahren,

daß der deutsche Adler festhält, was er einmal mit seinen Fängen erfaßt hat.

Doch es soll ihnen noch empfindlicher gezeigt werden, wie man deutscherseits Verrat und Hinterlist bestraft. Eckre ist der Mittelpunkt der Verschwörung und wird jetzt dafür büßen. Als man es am gestrigen Tage besetzte, war nur ein Teil der Stadt niedergebrannt. Jetzt jedoch, wo offne ehrliche Kriegführung aufgehört und zum feigen Morde gegriffen hat, würde fernere Nachsicht nicht angebracht und als Furcht ausgelegt sein. Am 23. erhält deshalb die „Olga" den Auftrag, Eckretown dem Boden gleich zu machen. Sie dampft heran, legt sich vor den Ort und beginnt das Bombardement. Mit furchtbarer Präzision sausen die 15 cm Granaten durch die Luft und schlagen in die Wohnungen. Keine verfehlt ihr Ziel; eine der Hütten nach der andern geht in Flammen auf, die Stämme und Zweige der von den Splittern gefällten Bäume stürzen auf die Trümmer nieder, das Feuer ergreift die Büsche und Felder, wälzt sich verheerend weiter und nach kaum einer Stunde verrät nur ein großer wüster Kreis, über dem eine dunkle Rauchwolke lagert und wo hier und dort einzelne Flämmchen emporzüngeln die Stätte, wo Eckre gestanden.

Die Strafe verfehlt nicht ihre Wirkung. Die Empörung ist völlig niedergeschlagen, bereits am andern Tage bereuen die bethörten Schwarzen ihr Beginnen und liefern die Anstifter, so weit sie derselben habhaft werden können, aus. Mehrere Häuptlinge sind darunter und wie verlautet, liegt es in der Absicht, sie nach Deutschland zu senden, um ihnen die Macht unsers Vaterlandes vor Augen zu führen. Anderseits wird die eigentlichen Mörder des Herrn Pantaenius, wenn man dieselben fassen sollte, die ganze Strenge des Gesetzes treffen. Inzwischen ist der Kreuzer „Habicht" mit fünf Geschützen und hundertfünfundzwanzig Mann Besatzung von Wilhelmshaven abgegangen, in wenigen Wochen soll die Kreuzerfregatte „Carola" von der gleichen Größe wie der „Bismarck" folgen, und auch diese Machtentfaltung wird nur dazu beitragen, den Schwarzen Respekt vor Deutschland einzuflößen und das ihnen von unsern Neidern aufgebundene Märchen Lügen zu strafen, daß die deutsche Seemacht nur aus dem kleinen Kreuzer „Möwe" bestehe.

Zum Schluß noch einige Mitteilungen über die Opfer der Katastrophe, deren Bilder wir unsern Lesern vorführen. Johann Karl Pantaenius, der Sohn eines Lübecker Kaufmanns, war am 10. August 1855 in Lübeck geboren, hatte in der Marine als Freiwilliger gedient und war seit 1878 Agent des Hauses F. Woermann in Hamburg. Er war ein ungewöhnlich tüchtiger, junger Mann, voll wissenschaftlicher Interessen. — Rudolf Bugge, der gefallene Vierjährig-Freiwillige, war ein Sohn des berittenen Steueraufsehers A. Bugge in Detmold, 18. März 1865 geboren und seit dem 1. Januar 1884 im Marinedienst.

So schmerzlich der Tod dieser hoffnungsvollen Jünglinge auch ist, so dürfen wir doch hoffen, daß aus dem vergossenen Blute fortan Ruhe und Friede erwachsen und unsre Kolonieen an der afrikanischen Küste bald erblühen und auf Handel und Industrie Deutschlands so segensreich zurückwirken werden, wie wir ohne ungerechtfertigte Illusionen nur erwarten können.*)

Am Familientisch.

Der neue Jahrgang des „Kleinen Staatshandbuchs".

Zu den Wundern, die uns täglich und stündlich umgeben, in denen wir leben, ohne uns im allgemeinen viel dabei zu denken, während doch ohne sie unsre ganze jetzige so vielfach komplizierte Existenz nicht möglich wäre, gehört auch der moderne Staat. Man nimmt die Wohlthaten ruhig hin, die uns täglich und stündlich daraus entstehen, daß im Laufe der Jahrhunderte das ungeheure Räderwerk dieser gewaltigen Maschine durch den Scharfsinn und das Organisationstalent der Menschen entstanden ist, wie man die Wohlthaten der Natur hinnimmt, die sie uns von der Wiege bis zum Grabe spendet, ohne sich um unsern Dank zu kümmern. — Und wie es Millionen gibt, die sich nie die Mühe nehmen, in dem großen Buche der Natur lesen zu lernen, so leben andre Millionen gleichgültig mitten in dem Wunderwerke menschlicher Gesittung, ohne je das Bedürfnis zu empfinden, sich über das innere Getriebe desselben zu unterrichten. Freilich ist der ganze Mechanismus aller modernen Staaten ein äußerst komplizierter, und sicherlich verdient noch immer das Deutsche Reich in dieser Beziehung an die Spitze unter seinen Brüdern gestellt zu werden, wenn es auch keinen Vergleich mehr aushält mit der sinnverwirrenden Mannigfaltigkeit staatlicher Formen, welche das alte heilige Römische Reich deutscher Nation aufzuweisen hatte. Aber noch immer zählt es unter seinen Gliedern Königreiche von europäischer Machtstellung neben Kleinstaaten, welche nur noch von San Marino und Andorra über- oder vielmehr unterboten werden, und neben alten Städterepubliken, in welchen in unsern glorreichen Tagen der alte stolze Geist der Hansa wieder zu erwachen beginnt. Noch immer sind die Deutschen so glücklich, sechsundzwanzig Einzelverfassungen zu haben, jede mit dem ganzen Apparat des modernen konstitutionellen Lebens, mit Abgeordneten und Ministerien, Staatshaushaltetats, Budgets, Amendements, Resolutionen, Interpellationen und wie die aus der Fremde eingeführten schönen politischen Schlagworte alle heißen mögen, die die Freude des echten und gerechten Zeitungslesers sind. Und über ihnen allen die Reichsverfassung, die aber wieder für einen beträchtlichen Teil des Reiches in wichtigen Bestimmungen nicht gilt, mit einer Zentralisation, die an allen Ecken und Enden durchbrochen oder nicht fertig geworden ist, mit „Reservat"-Rechten, mit einem wahren Rattenkönig von einander scheinbar widersprechenden und aufhebenden Bestimmungen. — Was Wunder, daß so mancher sich schaudernd von diesem unlösbaren Wirrwarr abwendet und das Studium desselben höchstens für trockene Aktenmenschen und eingefleischte Beamtenseelen für lohnend erklärt!

Und nun erscheint seit einigen Jahren und liegt heuer in seinem dritten Jahrgang vor ein kleines, nett gebundenes, zierlich ausgestattetes Buch, welches mit einem Schlage dem bekannten „tiefgefühlten Bedürfnis" abgeholfen hat und den ganzen Organismus des Reichs wie seiner Glieder klar, übersichtlich, nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plane vor uns entrollt. Das „Kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelstaaten,"*) welches sich bereits in seinen beiden ersten Jahrgängen einen so großen Freundeskreis erworben hat, wird zu den alten diesmal sicherlich noch viele neue Verehrer hinzugewinnen, denn wer das kleine Meisterstück sorgfältigster Raumbenutzung und ingeniösester Drucklegung sich zu eigen gemacht, wer gelernt hat, die unendliche Fülle von Zahlen, Daten, Namen, Nachweisen aller Art zu finden und zu benützen, der wird nach ihm immer wieder als nach einem alten, zuverlässigen, in unzähligen Fällen treubewährten Freunde greifen.

Das „Kleine Staatshandbuch" hat in sich das Wichtigste und Unentbehrlichste des Inhalts der einzelnen Staatshandbücher aufgenommen, deren sich das Deutsche Reich zu erfreuen hat. Natürlich sind ihrer so viele, als wir Einzelstaaten haben, also siebenundzwanzig. Wer sich bisher über die innern Verhältnisse des Reichs und der einzelnen Bundesstaaten unterrichten wollte, mußte diese ganze Bibliothek anschaffen, welche dabei auch eine Menge von Stoff enthielt, der durchaus kein allgemeines Interesse bot. Außer den großen Kosten und der Menge Raum, den diese stattliche Bändereihe verschlang, war es unmöglich, dabei jemals Nachweise von gleichem Datum zu erhalten, denn die Staatshandbücher der kleineren Staaten erscheinen nicht alljährlich, sondern die meisten in längeren Zwischenräumen von zwei, drei, vier, selbst fünf Jahren. Jetzt aber hat man alles Wichtige in einem bequem zu handhabenden Nachschlagebuch zu einem im Verhältnis zu der Fülle des Gebotenen lächerlich geringen Preise, und dadurch, daß nun alles nach einem einheitlichen Plane geordnet, im Verhältnis zu seiner Größe und Wichtigkeit bearbeitet ist, wird uns zugleich die merkwürdige Ordnung, die bewundernswerte Zweckmäßigkeit klar, welche in dem ganzen großartigen Getriebe herrscht.

Wir finden ohne Mühe Auskunft auf eine Menge von Fragen, welche dem modernen Menschen, der ohne Zeitungen, ohne Politik nicht mehr leben kann, der mit dem Staat und den Behörden in ununterbrochenen Beziehungen steht, täglich und stündlich, auf Schritt und Tritt aufstoßen. Im Büreau oder am Stammtisch, bei der Lektüre der Zeitung oder im geschäftlichen Verkehr, bei irgend einer Debatte über das Heer oder die Marine, die Justiz oder das Schulwesen, die Posten oder Eisenbahnen oder auch über die Reichs- und die Einzelverfassungen, den Reichstag und die Einzellandtage, die Familie der Fürsten ꝛc. ꝛc. wird unser Buch die Antwort in einer überraschenden Anzahl von Fällen nicht versagen. Daß man außer den sachlichen Belehrungen über die Staatsverfassungen, die Organisationen der Ministerien und Behörden, auch die Namen der höchsten Beamten findet, wird ja als selbstverständlich gelten, aber wir finden auch alle Räte der höheren Behörden, alle Reichstags- und Landtagsabgeordnete, — und zwar diese zweimal: nach ihren Wahlkreisen und nach dem Alphabet der Namen geordnet, — alle

*) Unmittelbar vor Abschluß dieser Nummer erscheint im „Reichs- und Staatsanzeiger" ein amtlicher Bericht über die Unruhen in Kamarun, der mit unserer Darstellung im wesentlichen übereinstimmt.

*) Kleines Staatshandbuch des Reichs und der Einzelstaaten. Nach amtlichen und andern zuverlässigen Quellen zusammengestellt. III. Jahrgang 1885. Eleg. geb. 2 M. 50 Pf.

Offiziere bis zum Major herab, alle Richter, alle Rechtsanwälte und Notare, alle Professoren an Universitäten und andern Hochschulen, jeden Post- und Telegraphendirektor, alle Superintendenten, alle Bürgermeister, ihre Stellvertreter und die Stadtverordnetenvorsteher &c. &c. Die Fülle des wohlgeordneten, leicht aufzufindenden Details ist geradezu erstaunlich, für jede brennende Frage des Tages liefert unser kleiner Freund im braunen Gewande das nötige Material an Zahlen, Namen und sachlichen Notizen. Die Anzahl der angegebenen Namen beläuft sich nach einer sorgfältigen Schätzung sicherlich auf nicht weniger als vierzigtausend!

Zum Schlusse seien nur noch die Bereicherungen kurz erwähnt, welche die abermalige Vermehrung des Buches um sieben Bogen in dem neuen Jahrgang ermöglicht hat. Zunächst fällt uns eine vollständige, höchst übersichtlich geordnete, Genealogie aller deutschen Fürstenhäuser auf, welche es ermöglicht, in den zahlreichen Fällen, wo ein Nachweis in dieser Beziehung erwünscht ist, die nötigen Namen, Verwandtschaftsgrade, Geburtstage und gegenseitigen Beziehungen leicht zu finden und mit einem Blick zu übersehen. Hieran schließt sich die Aufzählung der gesamten Hofstaaten. Es wird für viele Kreise von Interesse sein, diese zum ersten Male unternommene Zusammenstellung sämtlicher im Deutschen Reiche durch einen Hoftitel ausgezeichneter Personen kennen zu lernen. Sodann sind die Namen aller Parlamentarier außer den nach Wahlkreisen geordneten Verzeichnissen nochmals in alphabetischer Ordnung aufgeführt, was die Orientierung bedeutend erleichtert. Die Konsuln der auswärtigen Mächte sind an ihren Amtssitzen aufgeführt; auf den Gebieten der inneren Verwaltung finden sich die Namen der Räte der höheren Behörden; ebenso wurden die Handelsrichter und die Vorsitzenden der Anwaltskammern eingefügt. Endlich sind die Städte in dem Städteverzeichnis zur besseren Orientierung innerhalb der preußischen Provinzen und der einzelnen Staaten alphabetisch aufgeführt, wodurch die Benutzung dieses ganz eigenartigen, fast durchgängig auf eigenen Angaben der aufgeführten städtischen Beamten beruhenden Anhanges, welcher ein besonderes, vollständiges, bisher noch nicht existierendes Kommunalhandbuch bildet, bedeutend erleichtert ist.

Mögen diese Hinweisungen dazu beitragen, dem praktischen, zuverlässigen, gut ausgestatteten und dabei billigen Handbuch immer mehr zu der Verbreitung zu verhelfen, deren es würdig ist.

Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden.

(Zu dem Bilde auf S. 279.)

Unser Bild trägt einen allegorischen Charakter. Zwei Mönche führen die Leiche eines jungen Mädchen über die vom Sturm aufgeregten Wasser eines Binnensees dem kleinen Eiland zu, auf dem sich der „Friedhof" befindet. Es liegt ein doppelter Gegensatz in dem Bilde, zwischen dem Himmelsfrieden, den nur der Tod verleiht, hier und zwischen dem Sturm über dem See, dem Sturm im Herzen des jungen Mönches, dort. Hat doch der letztere in der Toten die einst heiß Geliebte erkannt. Der Anblick des Himmelsfriedens auf dem Antlitz der Toten wird auch ihm die Ruhe bringen und jenen irdischen Frieden, der immerhin ein Vorschmack ist des ewigen, des Himmelsfriedens.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von F. W. Blehr.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Kreisrätsel.

12 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

Ersetzt man die Zahlen des obenstehenden Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

1 2 3 4 5 eine Göttin der Griechen,
1 2 3 4 5 6 7 8 ein Teil eines Ganzen,
2 3 ein Maß,
4 5 6 7 8 ein kleiner Raum,
4 5 6 7 8 9 ein Philosoph,
5 6 7 8 ein Maß,
5 6 7 8 9 ein Baum,
9 10 11 ein Wort vor manchen Flußnamen,
10 11 ein Name aus der griechischen Mythologie,
11 12 1 2 ein Fluß in Europa.

Bilderrätsel.

B W M I G

ERE

Neuwied
Coblenz

2. Zweisilbige Scharade.

Noch eh' des Herrn allmächt'ges Werde
Ein Menschenpaar erstehen hieß,
War auf der jungfräulichen Erde
Die erste schon im Paradies.
Auch hat ein König sie vor Zeiten,
Wie es uns ein Prophet erzählt,
Inmitten seltner Herrlichkeiten
Zur Speise selber sich erwählt.
Die Zweite strebt aus staub'gen, niedern
Umgebungen zu lichten Höhn;
Allein nur schwach gleicht unter Brüdern
Sie einem Meer, wenn Stürme wehn.
Ein Dichter ist sie, der von Dingen
In Heimatklängen zu dir spricht,
Die dir zum Herzen mächtig dringen,
Nennt er auch seinen Namen nicht.
Vereinzelt siehst des Ganzen Spuren
Du an der fernen Wüste Saum;
Doch auch auf heimatlichen Fluren
Hat's auf dem kleinsten Plätzchen Raum.
Dort grüßt, wenn Eis und Schnee zerronnen,
Mit Freude immer es dein Blick;
Es kehren ja des Lenzes Wonnen
Mit ihm erneut zu dir zurück. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Dominoaufgabe.

Der zweite Spieler hatte die folgenden sieben Steine:

An ... setzt er ... und behält zuletzt ... übrig. Weder der dritte noch der vierte Spieler kommt zum Ansetzen. Die Summe der Augen auf ihren vierzehn Steinen beträgt 84.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 19.

1.

o z r a o s e d m a b t e t r r e n o m u

Bilderrätsel: Doktor der Philosophie.

2.

S	e	m	i	r	a	m	i	s
I	s	o	k	r	a	t	e	s
P	a	s	c	h	a	l	i	s
G	r	i	s	e	l	d	i	s
S	e	s	o	s	t	r	i	s
A	r	i	s	t	i	d	e	s
H	o	s	t	i	l	i	u	s
A	s	c	l	e	p	i	a	s
S	o	p	h	o	k	l	e	s

3. Eine leichte Sommerhose.

4. Ammer, Kammer, Hammer, Jammer.

Inhalt: Die Mohre von Mohrstein. Erzählung von Germanis. — Der alte Kantor. Gedicht von Rudolf Kögel. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Schuhwerk und Hühneraugen. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Die Kämpfe in Kamarun. Mit fünf Illustrationen und den Bildnissen von Knorr, Bugge und Pantaenius. — Am Familientische: Der neue Jahrgang des „Kleinen Staatshandbuchs". — Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden. Zu dem Bilde von W. Kray. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Februar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 21.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Du magst auch dein Recht haben, Dosia, aber ebensowenig als ich die Absicht habe zu täuschen, ebensowenig kann ich mich meines innersten Wesens entäußern.

Ich habe eine sehr ausgesprochene Geschmacksrichtung und weiß immer ganz genau was ich will, aber ich liebe den Frieden, die Harmonie über alles, und bin immer bereit anderen zuzugestehen, was ich selbst in so hohem Grade beanspruche: vollkommene Freiheit des Denkens und Wollens. Auch wird es mir schwer jemandem eine Bitte abzuschlagen, ihn vielleicht zu kränken, und dann: — es gibt so wenige Dinge, um welche es sich der Mühe verlohnt zu kämpfen, so wenig Menschen, welche mir bedeutend genug erscheinen, um einen bis auf die Spitze getriebenen Meinungsaustausch mit ihnen förderlich und interessant zu machen — — —.

Diese meine innerste Überzeugung wird von den Menschen fälschlich für Sanftmut gehalten, und weil ich keine Spur von Eigensinn besitze, glaubt man, ich hätte keinen eigenen Willen.

Übrigens bin ich schon jetzt davon überzeugt, daß meine Vermutungen richtig waren, und die Tante recht ernst daran denkt, mich von neuem an die Familie zu fesseln. — Den Enkeln gegenüber war sie aber offenbar klug genug, diese Wünsche nicht zu betonen, und die natürliche Folge davon ist, daß beide bemüht sind, sich von ihrer besten Seite zu zeigen; Manfred, indem er auf meine Unterhaltung bedacht ist und mich durch sein heiteres Geplauder ergötzt, Udo in weniger auffälliger, aber darum doch recht bemerkbarer Weise. Wenn er jemandem eine Aufmerksamkeit erweist, so geschieht dies mit so viel Bewußtsein und Würde, daß man unwillkürlich geneigt ist, derselben einen höheren Wert beizulegen, als Manfreds sonniger Liebenswürdigkeit, die wie der natürliche Ausfluß seines ganzen Wesens erscheint und jeden erfreut, der in näheren Verkehr mit ihm tritt. Immerhin gibt es auch in seinem Benehmen gewisse kleine Nüancen, die er für mich allein aufgespart zu haben scheint, und da ich die beiden Herren studiere, ist mir jede Kleinigkeit von Interesse.

Zu Rovnas Wesen hingegen fehlt mir der Schlüssel. Es liegt ein Widerspruch darin, der mir von Tag zu Tag fühlbarer wird und mich beschäftigt, wie die Lösung eines dunklen Rätsels. Obgleich die Sympathie, die zwischen zwei jungen Verwandten gleichen Geschlechtes so natürlich ist, sich mitunter sporadisch äußert, will es mir noch immer nicht gelingen, ihre Gunst zu gewinnen, und jedes Entgegenkommen von meiner Seite wird von ihr höflich, aber konsequent, zurückgewiesen. Selbst Manfreds harmlose Fröhlichkeit verstummt unter dem fragenden Blick ihrer dunklen Augen, und nur wenn die Tante zugegen ist, weiß sie alle feindlichen Gefühle zu unterdrücken.

Trotz alledem glaube ich, sie selbst leidet am meisten darunter. Sie ist eine ehrgeizige, leidenschaftliche, impulsive Natur, und unerfüllte Wünsche, die in ihrem Herzen leben, mögen sie ungerecht machen gegen das bestehende Gute.

Gestern hatten wir ein großes Diner. Mehrere Familien aus der Nachbarschaft und die Kavallerieoffiziere der nächsten Garnison, im ganzen über dreißig Personen. In dem großen ovalen Speisesaal war die Tafel gedeckt. Ein schöner Raum. Unterhalb mit schwarzgebeizter Holztäflung verkleidet, die obere Hälfte in größere und kleinere Felder geteilt, die auf dunkelrotem Grunde eine reiche Dekoration von altem holländischen Porzellan zeigen, Schüsseln und Teller in geschmackvoller, bilderartiger Anordnung. Dazwischen kleine Konsolen mit chinesischen Pagoden und kostbaren Vasen, die Möbels selbst mit der Boiserie übereinstimmend und mit dem Wappen der Mohre geziert.

Die lange Tafel war reich mit Silbergerät und frischen,

duftigen Blumen geschmückt. Letztere, in ganz flachen, vergoldeten Körben, gaben zu einer Debatte Anlaß.

Man stritt darüber, ob hohe Aufsätze überhaupt noch zulässig, oder jede Tafeldekoration so niedrig zu halten sei, daß man bequem darüber hinwegsehen könne. Ich sollte meinen, Dosia, jedes zu seiner Zeit!

Bei einer kleinen Tafelrunde, im eng geschlossenen Kreise, kurz — en petit comité — ist alles störend, was den Blick hemmt und eine allgemeine Konversation unmöglich macht. Flache Schalen, niedere Körbe, sind da das einzig Angemessene. Bei großen Festlichkeiten hingegen, wo die Repräsentation eine Rolle spielt und die Geladenen viel zu zahlreich sind, um einen einzigen, geschlossenen Kreis zu bilden, bei feierlichen Diners und Hochzeitsfesten, muß die Tafel möglichst imposant aussehen, und pyramidenartige Blumenbüsche, silberne Aufsätze und hohe Bienenkörbe erscheinen mir da ganz am Platz. Außerdem haben sie das Gute, die Tafel in einzelne Gruppen zu gliedern, was behaglicher wirkt und eine animiertere Unterhaltung zur Folge hat. Denn nur den wenigsten Menschen ist es gegeben, wirklich anregend und heiter zu plaudern, wenn sie sich von allen Seiten beobachtet wissen, und während den Einen ein riesiger Blumenstrauß ärgert, weil ihm dadurch die liebste Aussicht versperrt wird, freut sich ein anderer seiner Größe und plaudert freier und unbefangener unter seinem Schutze. — — —

Im übrigen unterhielt ich mich mit meinem blonden Rittmeister vortrefflich und, was nicht wenig zu meinem Amüsement beitrug, er hielt Rovna offenbar für die Erbin. Das ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß er zum erstenmale in Mohrstein weilte und über die verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse schlecht orientiert war. Auch erschienen wir zufällig ganz gleich gekleidet, — indischer Mull mit cremefarbenen Spitzen, — und Rovna sah entschieden viel schöner und stattlicher aus, als ich.

Um so höher kann ich mir es anrechnen, daß der Jünger des Mars — er sieht unserem Kronprinzen ein klein wenig ähnlich — auch nach dem Diner meine Gesellschaft suchte, und sich für die Dauer meines hiesigen Aufenthaltes auf das lebhafteste zu interessieren schien.

Am Abend wurde trotz der Hitze ein wenig getanzt, im Gartensaal, bei offenen Thüren, und da war es, wo Manfreds Benehmen mir zum erstenmal auffiel. Er hatte bei Tisch viel getrunken, um seine Gäste zu animieren, war in erregter und dabei seltsam gereizter Stimmung, und forderte mich so oft zum Tanzen auf, daß, obgleich er vorzüglich walzte, — in seinem Arm war es ein wirkliches Wiegen und Schweben, — ich ihn daran erinnern mußte, daß er als Wirt noch andere Verpflichtungen habe. Aber selbst diese Art von Übermut steht ihm vortrefflich, und seine Augen reden dabei eine Sprache, die ich, vorläufig wenigstens, nicht verstehen will.

Als ich dann in mein Zimmer hinaufging, begegnete mir Fräulein von Dollentin und schalt, daß ich so spät noch im Garten gewesen. Ich lachte und sagte ihr, daß ich mich den ganzen Abend nicht hinausgewagt habe, sie möge nur mein Kleid anfühlen, das keine Spur von Feuchtigkeit zeige. „Nun", meinte sie, „dann war es Ihr Geist!" und ging kopfschüttelnd weiter. — Ich aber gedachte einer weißen Gestalt, die ich wenige Minuten vorher, flüchtig wie ein Reh, hatte ins Haus schlüpfen sehen, und der Name Rovna drängte sich unwillkürlich über meine Lippen.

Den 6. Juli.

Margaret hat gestern mit der Wirtschafterin, Frau Hehle, ein Plauderstündchen gehalten, allerhand erfahren, was auch mich interessierte.

Danach ist der verstorbene Graf zweimal verheiratet gewesen. Das erste Mal mit der Erbtochter eines vornehmen Geschlechtes, die seine Mutter ihm ausgesucht hatte, das zweite Mal mit einem schönen, fremdartigen Geschöpf, von dem die Leute sagten, sie stamme von Zigeunern ab und habe den Grafen durch ihre Zauberkünste bethört. Fast schien es so, denn die erste Ehe des Grafen war eine überaus glückliche gewesen, und die junge Frau wenn auch nicht hervorragend schön, doch von großer Liebenswürdigkeit und Herzensgüte.

Udo und Manfred waren die Früchte dieser Ehe, und als die junge Mutter nach der Geburt des letzteren starb — sie war kaum drei Jahre verheiratet gewesen —, zeigte sich der Graf als untröstlicher Witwer. Nichts schien mehr für ihn Interesse zu haben, monatelang lebte er in stummem Grame dahin, und selbst der Anblick seiner Knaben vermochte nicht, ihn heiterer zu stimmen. — Trost und Zerstreuung suchend ging er auf Reisen, und nach wenigen Jahren hatte er beides gefunden. Aber nicht allein das, auch sein Lebensglück war von neuem erstanden, und als er in die Heimat zurückgekehrt, führte er eine zweite Gemahlin ein in das Schloß seiner Väter.

Damals soll es schlimm hergegangen sein auf Mohrstein. Die alte Gräfin, die nach dem Tode der geliebten Schwiegertochter zu dem vereinsamten Sohne geeilt war und auf seinen besonderen Wunsch Haus und Erziehung der Kinder übernommen hatte, wollte die neue Herrin nicht anerkennen, und mußte ihr nach harten Kämpfen den Platz räumen. Ohne sie jemals gesehen zu haben, hegte sie einen unauslöschlichen Haß gegen die Tochter des Südens, die, dem leidenschaftlichen Drängen des Grafen nachgebend, die Bühne verlassen und es gewagt hatte, seine Gattin zu werden. Nie kam ihr der Gedanke, daß die beliebte, junge Sängerin, die, wenn auch erst im Anfange ihrer Laufbahn, doch so manches hatte aufgeben müssen, was ihr lieb und wert gewesen war, die Ehre, eine Gräfin von Mohrstein zu sein, niemals so recht zu schätzen wußte. Und doch war dem so. Die junge Frau konnte sich in den neuen Verhältnissen nicht zurechtfinden; sie litt von Anbeginn an unheilbarem Heimweh, und selbst die glühende, anbetende Liebe des Grafen vermochte nicht, ihr die Musik zu ersetzen, — das einzige Opfer, das er kategorisch verlangte.

Dazu kam, daß sie, kurze Zeit nach der Hochzeit, eine heftige Erschütterung erlebte, die sie mit abergläubischem Schrecken erfüllte, und auch für die Zukunft nicht ohne Folgen blieb.

Als sie, von ihrer Reise zurückkehrend, in dunkler Nacht in Mohrstein einzog, und der Diener ihr am Portal des Schlosses mit einer brennenden Fackel entgegentrat, fiel der grelle Lichtschein so plötzlich auf eine der riesigen Mohrengestalten, daß sie davor wie vor etwas unheimlich Lebendem entsetzt zurückgeprallt war und eine kindische Furcht vor den schwarzen Hütern des Hauses nie ganz zu überwinden vermochte.

Das Knäblein aber, das sie nach Monden ihrem Gatten schenkte, trug weder die stolzen Züge der Grafen von Mohrstein, noch die ihrer eigenen sonnigen Schönheit, sondern zeigte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Antlitz der Mohren, welche durch die von der Mutter ererbte, dunkle Hautfarbe gesteigert wurde. So etwas war noch nicht dagewesen. Das Hauspersonal zuckte bedauernd die Achseln, der Graf blickte kopfschüttelnd auf seine älteren Kinder, wahre Engelsköpfchen damals, und selbst die Mutter wandte sich voll Abscheu von dem armen Würmchen, dessen monströse Häßlichkeit bald sprichwörtlich wurde.

Nach einem Ur-Urgroßvater hatte man ihm den Namen Maurus gegeben, aber niemand nannte ihn anders als den kleinen Mohren, und wenn auch sein leibliches Wohl nichts zu wünschen übrig ließ, ein Unstern schien über seinem Leben zu walten.

Das Eheglück seiner Eltern war von kurzer Dauer; es kam zu heftigen Vorwürfen und leidenschaftlichen Szenen, die junge Gräfin wurde immer blasser und wortkarger, und als man sie eines Tages stumm und starr aus dem Wasser des Wallgrabens hervorzog, wußte niemand zu sagen, ob ein unglücklicher Zufall, oder Lebensüberdruß sie in den Tod getrieben.

Ihr Gatte schien letzteres zu glauben. Er machte sich Vorwürfe, das reizende wilde Geschöpf dem heimatlichen Boden entrissen und an sich gekettet zu haben, und die Schwermut, unter der sein junges Weib gelitten, schien nun auch auf ihn überzugehen. Er schloß sich ab von allem Verkehr, lebte fortan nur seinen Studien, und bat seine Mutter, zu ihm zurückzukehren, die nun, da der Stein des Anstoßes entfernt, auch nicht

Anstand nahm, seinem Rufe zu folgen. Sie ergriff wieder die Zügel der Regierung mit fester Hand, und als der Graf einige Jahre darauf hinsiechte und starb, war kaum noch eine Lücke bemerkbar.

Wie leicht versöhnt die alte Gräfin sich ihm gegenüber aber auch gezeigt haben mochte, in ihrem Herzen waren Groll und Bitterkeit durchaus nicht erstorben, und was die Erlebnisse der letzten Jahre an Bitterkeit bei ihr zurückgelassen, das wurde stets von neuem geweckt durch den Anblick des kleinen Mohren, der sie immer wieder daran gemahnte, daß sie um einer Fremden willen hatte zurücktreten, daß sie um einer Fremden willen beleidigt worden war.

Daß sich unter diesen Umständen die Kindheit des Knaben nicht erfreulich gestaltete, kann man sich denken. Die Großmutter war zwar eine viel zu ernste, tüchtige Natur, um nicht auch an diesem Kinde ihre Pflicht zu thun, aber während sie ihre älteren Enkel mit all der warmen und opferfreudigen Liebe umfaßte, deren ihre an sich kühle Natur nur fähig war, hatte sie für dieses Kind nie einen freundlichen Blick, ein Liebeswort übrig, und machte nicht das geringste Hehl daraus, daß sie ihm die anderen bei weitem vorzog. Und doch hätte vielleicht gerade er des warmen Sonnenscheines zärtlicher Elternliebe bedurft, um zu gedeihen. — Sein kleines Herz suchte nach einem Wesen, dem er sich vertrauensvoll anschließen und hingeben konnte, und als er dieses nicht fand, als er mit dem feinen Instinkt des Kindes bemerkte, daß man ihn wie einen Paria betrachte, da zog er sich scheu in sich selbst zurück, und aus dem munteren, liebebedürftigen Kinde wurde ein stolzer, trotziger Bursch.

Das scheint er denn auch geblieben zu sein, wenigstens versuchte er es niemals, eines Menschen Gunst zu gewinnen, und begegnete der Großmutter besonders mit soviel Verschlossenheit und Kälte, daß die stumme Feindschaft zwischen ihnen von Jahr zu Jahr wuchs.

Als ein besonderer Glücksfall war es daher zu betrachten, daß ein entfernter Verwandter des Hauses, der bei dem kleinen Maurus Patenstelle vertreten, ihn zu dem Erben seines bescheidenen Vermögens machte, das, von Jahr zu Jahr sich mehrend, schließlich zu einem recht hübschen Kapital heranwachsen mußte. Es war ihm dadurch eine Selbständigkeit gesichert, die er in seiner eigentümlichen Lage als besonders wohlthuend empfand, der Großmutter aber Veranlassung gab, die Ungerechtigkeit des Schicksals von neuem zu beklagen.

Im übrigen brauchte er aber weder Schutz noch Schirm. Obgleich mehrere Jahre jünger als seine Brüder, war er ihnen doch an Kraft und Gewandtheit weit überlegen, und wenn nicht eine beliebte, so doch früh schon eine gefürchtete kleine Persönlichkeit.

In allen freien Künsten ein geborener Meister, schoß, schwamm und turnte er vorzüglich, tummelte ein wildes Roß in einem Alter, in dem andere Knaben den ersten Reitunterricht nehmen, und stand mit allem Getier auf vertrautestem Fuße.

Im Hause hatte er wenige Freunde, seine Brüder behandelte er mit einer gewissen stillen Verachtung, und nur die Hehle scheint immer eine große Vorliebe für ihn gehabt zu haben. Aber auch sie verlor ihn lange Zeit aus den Augen, und als er vor zwei Jahren zum erstenmal in die Heimat zurückkam, hatte er sich so mächtig verändert, daß sie sich mit ihren Erinnerungen nicht mehr zurechtfinden konnte. Über seinen Verbleib in der Zwischenzeit ist sie niemals ganz aufgeklärt worden. — Er sei, so hieß es, Offizier in einem Kavallerieregiment und ein flotter, tollkühner Reiter gewesen, wo er aber gelebt, und weshalb er so plötzlich den Abschied genommen, nachdem er Jahre hindurch nicht einmal auf Urlaub gewesen, das hatte von der Dienerschaft niemand erfahren. Die ganze Familie liebt es, ihre Angelegenheiten in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen, und daß er selbst irgend welche Aufschlüsse geben würde, war nicht zu erwarten.

Im Gegenteil, Graf Maurus erwies sich verschlossener und menschenscheuer denn je, und nur die leidenschaftliche Heftigkeit, die schon von seinen Erziehern vergeblich bekämpft worden war, brach sich dann und wann in lauten Zornausbrüchen Bahn. Das aber wußte bald jeder, daß er wie ein Einsiedler lebte und das Verhältnis zur Großmutter nach wie vor ein sehr kühles war. Mit der Flinte über der Schulter durchstreift er die Forsten oder jagt auf seinem Rappen über die Felder dahin, aber was er sonst noch treibt, weiß niemand zu sagen, und wer ihn von weitem sieht, sucht ihm möglichst aus dem Wege zu gehen.

Nun, was sagst du, Dosia, zu diesem Mohren, dieser wilden und geheimnisvollen Existenz? Ich muß gestehen, auf mich hat Margarets Bericht einen tiefen Eindruck gemacht, und mir mancherlei zu denken gegeben. Denn wenn er auch etwas verworren klang und so manche merkliche Lücke aufwies, so gab er doch ein bestimmtes Bild von der Eigenart meines jüngsten Vetters, und den Schlüssel zu manchem, was mir bisher unverständlich geblieben. Auch der Antagonismus der Gräfin gegen den jüngsten Sohn dieses Hauses mag in der Vergangenheit wenn nicht seine Entschuldigung, so doch seine Begründung finden, und wenn ich der schönen Mutter gedenke, die sich so grausam von dem eigenen Kinde gewendet, scheint mir die Schuld der alten Frau die geringere zu sein.

Zugleich steigt aber auch der Wunsch in mir auf, über seine jüngsten Erlebnisse näheres zu hören, und während meine Gedanken sich mit ihm beschäftigen, ist es mir eine wahre Beruhigung, daß der finstere Sonderling augenblicklich nicht in Mohrstein weilt. Sein Bild würde wie ein Schatten auf der sonnigen Gegenwart haften.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 10. Juli.

Rovna kann es nicht begreifen, daß ich mich in die hiesige Tagesordnung so schnell hineingefunden habe, ja es sogar als wohlthuend empfinde, wenn ich mich dem Zwange einer geordneten Häuslichkeit unterwerfen muß. Ihr, die immer mehr oder weniger unter dem Druck der Abhängigkeit und Armut gelebt, ist es unfaßlich, daß es selbst in der Freiheit ein Übermaß gibt, und einem gut entwickelten Familienleben mit seiner individuellen Färbung, seinen kleinen Nüancen und Eigentümlichkeiten ein Zauber innewohnt, für den mein ruheloses Wanderleben mich besonders empfänglich gemacht hat. — Es ist eben das uralte, immer wiederkehrende Bedürfnis nach Kompensation in der menschlichen Natur. — Ihrer Jugend, ihrem lebhaften Temperament entspricht der glühende Wunsch, sich auszuleben; — die Sehnsucht nach einer festen Heimat hat sie nie kennen gelernt, und das Unerreichbare ist für sie noch mit Illusionen verknüpft, die ich gewiß nicht suchen werde ihr zu rauben.

Aus allem diesen wirst Du aber sehen, daß unser Verkehr schon ein lebhafterer geworden, und wir über mancherlei reden, was außerhalb des gewöhnlichen Gedankenkreises liegt. Sie besucht mich auch öfter in meinem Zimmer, und spaßhaft ist es dann mit anzusehen, welcher naiven Bewunderung sie noch fähig ist. Alles was ich besitze, erregt ihr Interesse; doch zeigt sie dabei soviel guten Geschmack, soviel richtiges Verständnis, daß sie immer das Schönste und Wertvollste herauszufinden weiß. Instinktiv liebt sie Luxus und Komfort, aber nicht um damit zu glänzen, sondern, wie jede echt vornehme Natur, nur um sich selbst Genüge zu thun. Unechter Samt, billige Blumen und baumwollene Spitzen sind ihr ein Greuel, und wenn sie sagt: „um zu wissen ob eine Sache wirklich elegant ist, muß man sie von der Kehrseite betrachten —“, hat sie wirklich so unrecht nicht.

Überhaupt ist alles echt an ihr, — ihr Groll, ihre Verachtung, ihr Zorn, aber auch ihre Warmherzigkeit, und wenn sie mit impulsiver Zärtlichkeit ihre Arme um meinen Hals schlingt und mich an sich preßt, habe ich das Gefühl, daß sie mich wirklich liebt. Das heißt, in dem betreffenden Augenblick! Im großen und ganzen existiert noch immer ein Etwas, das trennend und warnend zwischen uns steht, und wenn auch ihr Auge offen und wahr ist, um ihren Mund liegt ein Zug von Verschlossenheit.

„Wie glücklich bist du doch, Doris“, sagte sie neulich,

„wie glücklich und beneidenswert! Du brauchst nur deinen Impulsen zu folgen, und was du thust, ist wohlgethan. Während ich! — — Ach, glaube mir, die Furcht, die moralische Feigheit ist die häßliche Tochter der Armut, die Mutter der Lüge, und die Lüge ist das schlimmste von allem, sie erniedrigt uns sogar vor uns selbst!"

Betroffen schaute ich sie an. Sie hatte die Hände über den Knieen gefaltet, die feinen Brauen zusammengezogen, und während sie angstvoll ins Weite starrte, flüsterten ihre Lippen leise, ganz leise: „Oh, wenn ich reich wäre, — und frei! —"

Ich wollte ihr eine kleine Strafpredigt halten, aber, ich gestehe offen, es war mir nicht möglich. — Hatte sie denn im Grunde nicht recht?

Um Armut lächelnd ertragen zu können, muß man ein Heiliger sein, oder ein Philosoph, und es ist eine der schönsten Eigenschaften des Reichtums, daß er uns mit goldenen Schwingen über das Gemeine hinwegträgt und uns bis zu einem gewissen Grade unverwundbar macht.

Den 15. Juli.

Irgendwo hat irgend jemand gesagt: „Und der Regen der regnet den ganzen Tag!" — Das ist nicht schön gedacht, aber richtig empfunden, und seit einigen Tagen das Leitmotiv unseres hiesigen Lebens.

Man sollte meinen, dergleichen sei kaum der Erwähnung wert, aber es ist merkwürdig, welchen Einfluß das Wetter auf unsere Stimmung, unsere ganze Lebensweise ausübt, und wie schwer es ist, sich diesem Einfluß ganz zu entziehen. Man kämpft dagegen an, aber dieses Faktum genügt, sein Bestehen zu konstatieren. Unser ganzes Sein und Wesen, wie es von uns empfunden in die äußere Erscheinung tritt, ist ein stetes Steigen und Fallen der Quecksilbersäule, bedingt durch die geistige und atmosphärische Temperatur, in der wir uns bewegen und leben, und während ein kurzer, erfrischender Regen nur eine allseitige wohlthätige Reaktion einleitet, kann das ewige Rieseln und Plätschern selbst den eingefleischtesten Sanguiniker zur Verzweiflung bringen. — Besonders wenn man allein ist. Ist man das nicht, wird das trübe regnerische Wetter auch sein Gutes haben. Man friert, langweilt sich, rückt ein wenig enger zusammen, und da die Natur keine Abwechslung bietet, sucht man sich dieselbe in anderer Weise zu schaffen. — Jeder kommt der Gesellschaft mit seinen kleinen Talenten zuhilfe, und am Abend wird jetzt viel musiziert.

Da ist zuerst das reizende, junge Geschöpf, Graf Basils Gattin, der Gott eine Nachtigallenkehle zur Mitgift gab, und die gewiß eine berühmte Sängerin geworden wäre, wenn, nun wenn sie eben nicht Gräfin Mohrstein wäre! — Sie hat einen ausgezeichneten Unterricht genossen und bezaubert uns immer von neuem durch ihre italienischen Arien. Manfred pfeift mit vieler Virtuosität alle Melodieen, Tänze und Märsche der neuesten Operetten mit Klavierbegleitung, Rovna und Fräulein von Dollentin exerzieren vierhändig Haydnsche Symphonieen, und ich glänze nach wie vor mit meinem Lieblinge Chopin.

Der Regen allein ist auch schuld daran, daß ich mich dann und wann dazu verleiten lasse eine Zigarrette zu rauchen, aber — schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten, und es ist gar zu gemütlich, sich im Bibliothekzimmer in einem Schaukelstuhl zu wiegen und dabei jene träumerische, abgebrochene Konversation zu führen, die bei aller Lässigkeit so behaglich wirkt, weil jede kürzere oder längere Pause durch die blauen Tabakswölkchen ausgefüllt wird und keiner weiteren Entschuldigung bedarf.

Es sind Gedankenstriche, weiter nichts! — Dabei lasse ich mir von den beiden Vettern die Kur machen, wenn man ihr liebenswürdig pointiertes Wesen mir gegenüber so nennen will, und bin Weib genug, dies recht angenehm zu finden; — amüsiere mich wohl auch über den kleinen Reichenstein-Barber, der mit jugendlichem Ungestüm für Rovnas herbe, dunkle Schönheit schwärmt, und sehe mit stiller Befriedigung Tante Mohrsteins huldvolles, vielsagendes Lächeln.

Habe ich in dieser Weise den Tag in angenehmem Wechsel verbracht, singt mir der Regen die Schlummerlieder, und kein böser Traum, kein unruhiger Gedanke stört mir den tiefen, erquickenden Schlaf. — Gibst du mir darum nicht recht, wenn ich sage, es ist schön in Mohrstein?

Den 18. Juli.

Es regnet noch immer! Die Tante ist unglücklich, und Udo bemüht sich nach Kräften es auch zu sein, der Ernte wegen. Das Getreide gerät in Gefahr auszuwachsen, und die notwendigsten Arbeiten müssen eingestellt werden. Es ist wirklich recht traurig. Hier geht es ja noch, die Wirtschaft hat nur einen Bruchteil der Revenuen zu liefern, Gruben und Forsten bringen weit mehr, aber die armen Leute! Was mit so vieler Mühe gebaut worden ist, was so herrlich wuchs und gedieh, soll nun im letzten Augenblick noch verderben. Und selbst wenn der Einzelne nicht geschädigt würde, welch ungeheurer Verlust an Nationalvermögen! Das Herz thut einem weh, wenn man nur daran denkt.

Dennoch, so groß ist der Egoismus der menschlichen Natur, lebt in meinem verborgensten Innern ein Gefühl, das einer heimlichen Freude ganz ähnlich sieht. Ich schäme mich vor mir selber, aber das Gefühl ist dasselbe. Jeden Morgen wenn Margaret das Rouleau in die Höhe zieht und mit kummervoll beredter Miene auf die rieselnden Wasser deutet, drücke ich das Gesicht in die Kissen, um ein verräterisches Lächeln zu verbergen, und stehe dann schnell auf, um spazieren zu gehen.

In dem strömenden Regen? fragst du. Ja, Dosia, in dem strömenden Regen, und du kannst dir gar nicht denken, wie herrlich das ist. (Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Bismarck.

Der Reichskanzler im „Daheim" ist keine neue Erscheinung. Aber der Reichskanzler in seinem Daheim, — wer das Bild jemals in lebendiger Wirklichkeit hat sehen dürfen, dem bleibt es unverlöschlich für das Leben, und er gönnt allen Verehrern des Kanzlers unter den Daheimlesern die Freude, die ihnen die Redaktion mit dieser Nummer ihres Blattes bereitet.

Zwar kühnlich ist ihr Unterfangen. Sie hat es wahrscheinlich noch niemals unter den Brauen des eisernen Kanzlers hervorblitzen sehen, das niederschmetternde Quos ego! gegen alle Zeitungs- und andere Skribenten, die ihn in ihrer Schreibluft bis in sein Privatleben verfolgen; insonderheit wenn sie obendrein lügen und entstellen und phantasieren, nur um der Neugierde einer memoirenlüsternen Leserwelt zu fröhnen. Sein Haus ist dem Kanzler, wie seine Religion, ein Sanktuarium, dessen Thüren und Fenster er nicht nach der Gasse hin geöffnet haben will.

„Aber hier ist es ja nicht sowohl auf den Kanzler, als vielmehr auf seine Gemahlin abgesehen." Fast noch schlimmer. „Daß mein Mann eine öffentliche Person ist, darein muß ich mich oft genug mit Schmerzen fügen. Aber ich, sein Weib — was gehe ich die Öffentlichkeit an? Ich existiere nicht für die Öffentlichkeit, sondern einzig und allein für — ihn." So hoch ihr Herz beim Aufblick zu dem Gatten in Dank und stolzer Freude schlägt, so völlig frei ist sie von dem Ehrgeiz, im Wettstreit mit dem „berühmten Manne" eine „berühmte Frau" zu sein. In echter Weiblichkeit hält sie daran fest, daß das „die beste Frau ist, von welcher man am wenigsten spricht", und sie will auch die Frau des deutschen Reichskanzlers nicht ausgenommen wissen. Von ihr hat der Zeichner sicherlich das nebenstehende Bildnis nicht, und wenn er sie darum ersucht hätte, würde er wahrscheinlich nicht einen so freundlichen und liebevollen Brief erhalten haben, wie sonst ihre Briefe sind. Selbst unter den Briefen des Fürsten an sie, welche Hesekiel in seinem „Buch vom Fürsten Bismarck" veröffentlicht hat, wird man vergeblich solche Briefe oder auch nur solche Stellen aus denselben suchen, welche in das innerste Verhältnis beider tiefere Blicke gestatten; lieber wollen sie in dieser Beziehung die gegenseitige Korrespondenz im Inhalt

Des Reichskanzlers Daheim. Originalzeichnung von C. Koch.

äußerlicher erscheinen lassen, als die Zartheit verletzend ihr Heiliges preisgeben.

Dennoch stehe ich nicht an, der Anwalt der Redaktion zu sein, ja an ihrer Schuld mich zu beteiligen. Noch kennt und ehrt das deutsche Volk den sittlichen Schatz, den das Wort „Familie“ in sich birgt. Noch ist es nicht soweit nach bedenklichen Mustern modernisiert, daß ihm für die Vollbeurteilung eines Menschen sein öffentliches Thun genügte und es für gleichgiltig hielte, was hinter seines Hauses Mauern vorgeht. Es würde einen wesentlichen und werten Zug im Bilde seines Kanzlers schmerzlich vermissen, und eine starke Wurzel seiner Kraft und immergrünen Frische nicht kennen und würdigen lernen, wenn ihm jeder Einblick verschlossen bliebe in die stille Stätte seines Hauses, in das Heiligtum seines Daheims. Der Herzschlag aber eines Hauses ist die Frau.

Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore Fürstin von Bismarck, geb. den 11. April 1824, ist die einzige Tochter des im Jahre 1872 heimgegangenen Herrn Heinrich Ernst Jakob von Puttkamer auf Viartlum und seiner Ehegattin Frau Luitgarde, geb. v. Glasenapp, auf Reinfeld.

„Reinfeld liegt“, so erzählt Hesekiel, „in dem welligen Hügellande, welches vom baltischen Landrücken nach der Ostsee sich abdacht, hart am linken Ufer der Stolpe, in einem gar anmutigen Teile Pommerns. Das Reinfelder Haus trug jenes Gepräge christlichen Sinnes, das in seiner Ungeschminktheit überaus wohlthuend auf den Besucher wirkt. Nirgends etwas Gemachtes, — man hörte auf dem Hofe keine Fluchworte, aber dafür sah man den greisen Herrn von Puttkamer sein Samtkäppchen lüften und hörte ihn so recht aus Herzensgrund anstimmen: „Nun danket alle Gott“, wenn nach beendeter Ernte die Hofleute mit dem Erntekranz kamen.“

Hier war das Fräulein von Puttkamer aufgewachsen in stiller, ländlicher Abgeschiedenheit, inmitten grüner duftiger Wälder, in der Hut eines tieffrommen christlichen Hauses. „Ehen“, sagt man, „werden im Himmel geschlossen“, und es ist in der That ein wunderbar Ding, wie in der weiten, wimmelnden Menschenwelt zwei Herzen für einander aufwachsen, wie Paul Gerhardt singt:

„Eins ist des Andern Kron,
Eins ist des Andern Ruh,
Eins ist des Andern Licht,
Wissen's aber beide nicht.“

Auch die einsame Blume im Reinfelder Garten wußte und ahnte nicht, für wen sie aufwuchs. Im Hause seines ihm nahestehenden pommerschen Freundes von Blankenburg begegnete ihr der junge Herr von Bismarck-Schönhausen zum erstenmal und hatte hernach wiederholte Gelegenheit, in die tiefen Augen der anmutigen Jungfrau zu schauen. Als aber eines Tages ein Brief von ihm in Reinfeld abgegeben wurde, welcher frank und frei um die Hand der Tochter anhielt, da war's zunächst wie ein Blitzschlag, der in das Haus fuhr. Herr von Puttkamer, wie er selbst später bekannte, von dem Gedanken, seine Tochter dem „tollen Bismarck“ zu geben, „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen“; die Mutter protestierend und weinend — bis der kühne Freier selbst kam und unter den Segenswünschen der überwundenen Eltern die glückliche Braut an sein Herz drückte. „All right“ meldete er triumphierend seiner Schwester Malwine von Arnim.

Am 28. Juli 1847 fand die Trauung statt. Nach einer Hochzeitsreise voll unvergessener Eindrücke, über Dresden, Prag, Wien, Salzburg nach Italien und von da durch die Schweiz und die Rheinlande zurück, zog Frau Johanna in das alte Schloß zu Schönhausen als Herrin ein. Bald hatte sie die Herzen der Gutsleute erobert; ihre Leutseligkeit flößte ihnen Liebe, ihre Tüchtigkeit Ehrerbietung ein. Ihrem Manne aber ward sie ein wahrer Gottesschatz und ist ihm ein solcher bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein freundlicheres Auge kann ihn nicht anblicken, eine liebevollere Hand ihn nicht pflegen, ein treueres Herz ihm nicht schlagen. Überall in der Unruhe seines vielbewegten Lebens, welches bald genug auf die kurze, köstliche Zeit stillen häuslichen Glückes in Schönhausen folgen sollte, auf seinen Wegen nach Frankfurt a. M., Petersburg, Paris, Berlin, leuchtet sie ihm wie ein milder Stern der Treue und des Friedens, der mit ihm zieht, auch wo weite Länderstrecken sie auf lange Zeiten trennen. Die Trennung aber wird ihm immer schwerer. Selbst in Friedrichsruh oder Varzin hält er's nicht lange aus, wenn seine Johanna, durch ernste Pflichten in Berlin gebunden, nicht bei ihm sein kann. Es ist eine Erquickung, Zeuge zu sein, wie wahr und warm, zart und tief das Verhältnis der fürstlichen Ehegatten ist, von denen nicht gilt: je älter desto kälter, sondern je länger desto lieber und desto tiefer und desto unzertrennlicher in Gott. —

Aber das Bild, — so höre ich die Leserinnen ungeduldig fragen, — was ist davon zu halten? Ist's ein Phantasiestück nur? oder ist es aus dem Leben gegriffen und aus der Wirklichkeit? Aus eigner Anschauung kann ich's feierlich bezeugen: ja es ist Wirklichkeit; nur lange nicht die ganze Wirklichkeit. Wer kann das Leben und Lieben eines treuen Weibes in einem Bilde malen? Eine ganze Galerie von Bildern müßte das Daheim bringen, um solchen, welche die Fürstin nicht kennen, die Möglichkeit zu bieten, sich ein einigermaßen vollständiges Bild von ihr zu konstruieren.

Ich skizziere nur einige derselben.

Vornan: die Fürstin in der Kinderstube. Und wieviel verschiedene Kinderstuben gäbe es da zu malen, die erste in Schönhausen, die zweite in Berlin, die dritte in Frankfurt, die vierte in Reinfeld, die fünfte in Petersburg. Schönhausen, wo einst des Fürsten Wiege gestanden, ward auch die Geburtsstätte seines ältesten Kindes, seiner einzigen am 21. August 1848 gebornen Tochter Marie. In Berlin, Dorotheenstraße 37, wo Herr von Bismarck-Schönhausen als Landtagsabgeordneter wohnte (später Behrenstraße 60), ward der älteste Sohn Herbert geboren. Der Pastor zu St. Matthäi, der noch heute zu Berlin im Ruhestand lebende, reich gesegnete D. Büchsel sollte ihn taufen. Aber ein mehrmaliger persönlicher Versuch des Herrn von Bismarck, ihn zu sprechen, mißlang, und er wandte sich darauf an den seligen Goßner, welcher am 12. Februar 1850 die Taufe so vollzog, daß die erhebende Stunde noch heute in der Familie nicht vergessen ist. Am 1. August 1852 wurde, entsprechend dem bekannten Dreiblatt im Bismarckschen Wappen, das Kinder-Dreiblatt des Hauses vollendet durch die Geburt des zweiten Sohnes Wilhelm (gewöhnlich Bill genannt), unter dessen Paten kein Geringerer als der damalige Prinz von Preußen (jetzt Kaiser Wilhelm) sich befand. — Es war keine kleine Aufgabe für die Mutter, in schweren Nächten an den Bettchen der Kleinen allein sich zu sorgen, wenn der Gatte in weiter Ferne weilte, oder mit ihnen bald nach Süd, bald nach Nord zu übersiedeln, — ein „halbes Sterben“ pflegte der Fürst solchen Umzug zu nennen — und durch die verschiedensten klimatischen Einflüsse sie hegend und hütend hindurchzubringen, z. B. in Petersburg, wo sie drei Wochen hindurch wegen grimmiger Kälte gar nicht aus dem Hause gelassen werden durften. Man muß die eigne gelegentliche Schilderung des Fürsten lesen, die er von den Reisen mit den Kindern entwirft: „ich sehe mich schon mit ihnen auf dem Perron, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, naserümpfender Gesellschaft, der Junge sich blau brüllend . . . .“, — um die Aufgaben zu ermessen, die bisweilen der mütterlichen Liebe und Geduld gestellt waren und die sie mit unermüdlicher Treue erfüllte. Noch heute hat sie ihrer Kinder Herz; sie kommen zu ihr mit allen Anliegen und Sorgen; es kann kein offeneres Verhältnis, kein wärmeres und herzlicheres zwischen einer Mutter und ihren erwachsenen Kindern gedacht werden. Noch immer fühlen sich Herbert und Bill, trotz hoher Ämter und Würden, zu denen sie längst gelangt sind, am wohlsten in der mütterlichen Hut. Bei der verheirateten Tochter aber, Frau Gräfin Marie von Rantzau, hat bereits ein Enkel-Dreiblatt die großmütterliche Liebe und Opferfähigkeit erprobt. Es ist geradezu erstaunlich, wie die Fürstin bei der Überlast ihrer nahezu erdrückenden übrigen Verpflichtungen es fertig bekommt, Wochen hindurch treueste Pflegerin in der Kinderstube der Tochter zu sein.

Und hier wünschte ich ein zweites Bild von ihr malen zu können: die Fürstin in der Krankenstube. Ich denke zuerst an die Krankenstuben ihrer Untergebenen, für deren Freud und Leid sie noch heute dasselbe mitfühlende und mitleidende Herz hat als Fürstin im Reichskanzlerpalais wie einst als Gutsfrau von Schönhausen und als „gnädiges Fräulein“ im pommerschen Dorf. Als ich zu einem ihrer Diener gerufen ward, um seinem kleinen, kranken Kinde die Nottaufe zu geben, wie nahe ging ihr das! und als sie mir später den Tod des Kindes mitteilte, geschah es mit solcher Teilnahme, als wäre es ihr eignes Kind. Dabei würde man sehr irren, wenn man bei ihr die Gefühlsseite vorwiegend vermutete. Dazu ist sie eine viel zu praktisch angelegte und viel zu resolute Natur, die mit bloßen Sentimentalitäten kurzen Prozeß macht. Gerade das ist ein charakteristischer Zug ihres Wesens: die energische Thatkraft ihrer Liebe, die nicht nur tröstet, sondern tapfer Hand anlegt und aus der Fülle reicher Lebenserfahrung heraus handelt und diktiert. Wie oft hat sie dies an ihren Kindern, wie oft insonderheit an ihrem Gemahl erprobt! „In einem trostlosen Zustande“, erzählt Hesekiel von dem in Petersburg schwer erkrankten Herrn von Bismarck, „langte er nach einer qualvollen Reise in Berlin an. Er lag dort im Hotel d'Angleterre hoffnungslos, die Ärzte behandelten ihn mit Jod, jedoch ohne jeden Erfolg; so traf ihn seine Gemahlin, die er aus Pommern herbeirief. In allem, was ihren Gemahl betrifft, hat Frau von Bismarck die rücksichtslose Energie der Liebe; selbst heilkundig, ließ sie zunächst alle die Jodflaschen zum Fenster hinauswerfen und setzte sich am Krankenbett fest. Von dem Tage an besserte sich das Befinden Bismarcks sichtlich.“ Unter den verschiedenen Doktoren, welche den Fürsten behandelt haben, hat sie sich nicht am wenigsten als geheimen und als offenbaren Medizinalrat bewährt. In den langen Jahren, wo er keinen Gang in den Garten thun konnte, ohne sich quälende Schmerzen zu holen; wo der Schlaf erst auf seine Augen sich senkte, wenn draußen schon der Morgen dämmerte, da war sie der sorgsame Engel um ihn her, wehrend, pflegend mit liebevoller Unwiderstehlichkeit. Von ihrem tiefen Harm aber um Gesundheit und Leben ihres Gatten, von ihren stillen Thränen und ihren Gebeten für ihn wissen außer dem, der ins Verborgene siehet, nur wenige auf Erden. Dabei ward leider ihre eigne Gesundheit mehr und mehr untergraben. Je erfreulicher sich in neuester Zeit die Gesundheit des Reichskanzlers zu des Vaterlandes Dank und Segen neu gekräftigt hat, desto empfindlicher machen sich bei ihr die Folgen eines aufreibenden Lebens geltend. Die wiederholten Zeitungsmeldungen von einem längeren Aufenthalt im Süden, welcher der Fürstin verordnet sei, haben leider einen sehr ernsten Grund und Hintergrund. Aber es müßte schon die dringendste Notwendigkeit obwalten, wenn ihre Liebe sich zu einer solchen Reise oder gar zu einer längeren Trennung von dem Fürsten entschließen sollte. „Gott sei gelobt“, äußerte sie vor nicht langer Zeit, „es geht ihm so gut wie seit langen Jahren nicht; nur vor dem bösen, plagenden Gesichtsschmerz ist er nach wie vor keine Stunde sicher, und die geringste Störung in seiner streng geregelten Lebensweise oder seiner Gemütsruhe straft sich sofort an seinem Schlaf und seiner Arbeitsfähigkeit.“ — In Summa: wenn je irgendwo eine Diakonissin treuen Opferdienst der Liebe thut, so wohnt und waltet eine solche im Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße.

Bewundernswürdig ist die geistige Elastizität der Fürstin. Die soeben als fürsorgliche Pflegerin gewaltet oder als musterhafte Hausfrau nach Haus und Herd gesehen, tritt in der nächsten Stunde als Fürstin in den Salon, sei's um Einzelbesuche zu empfangen und diese gleichzeitig von dem viel geplagten Manne fernzuhalten, sei's in der Soirée, unter hunderten von diplomatischen, parlamentarischen, litterarischen Berühmtheiten als „Hausehre“ des Hauses Ehre und Gastfreundlichkeit würdig zu vertreten. Und wer da nur einmal ihr hat nahen dürfen, dem hat sie's sicher angethan durch die überaus wohlthuende Verbindung wahrhaften Adels in Wesen und Erscheinung mit ungeschminkter Herzlichkeit. Er der deutsche Recke und Ritter vom Scheitel bis zur Sohle; sie die deutsche Edelfrau voll Huld und Milde. Beider Liebenswürdigkeit in gleicher Weise überraschend und gewinnend. Aber ist die seine herzerobernd, so ist die ihre herzstehlend, durch die frische Natürlichkeit und Wärme ihres Wesens, welche sie sich unberührt bewahrt hat mitten in der großen Welt. Wie sie durch die Gemächer schreitet, fürstlich und doch in überraschender Einfachheit gekleidet; wie sie die Freunde und Gäste des Hauses begrüßt mit freundlichem Händedruck; wie sie, sehr lebhaft in der Unterhaltung, bei jedem das rechte Thema zu treffen, die tiefsten Saiten zu berühren weiß; wie sie hier, sei's ernst, sei's scherzend in das hochstaatsmännische Gespräch eingreift, mit ihrem gesunden Urteil ebenso offen heraustretend, als den Nagel auf den Kopf treffend, und dort wieder so teilnehmend nach Frau und Kindern fragt, — das muß man erfahren haben, um die gleichzeitige Ehrerbietung und Liebe zu begreifen, welche sie allen abnötigt. Keine Phrase, keine steife Förmlichkeit ist da oder kann da aufkommen in der kräftigen Luft der Wahrheit. Dabei nicht eine Spur, nicht ein Schatten von Stolz und Hochmut; nichts von jener Art vornehmer Leutseligkeit, welche bei aller Liebenswürdigkeit den andern niemals die Höhe der Herablassung ganz vergessen läßt, oder welche ihre Liebenswürdigkeit je nach Laune und Lage wechselt: darin darf man die Fürstin geradezu groß nennen; darin liegt der Schlüssel des unbedingten Vertrauens, das man zu ihr faßt; darin auch ein gutes Stück des Geheimnisses, warum man sich in ihrem Hause in einer Weise, wie ich es in wenig andern Häusern empfunden habe, so schnell heimisch fühlt.

Davon wissen freilich im vollsten Maße nur diejenigen, die das Privileg genießen, das fürstliche Paar in ihrem eigentlichen Daheim zu sehen: in der Wohnstube, am häuslichen Herd. Gerade so gehören sie in das „Daheim“, und gerade so hat sich's der Daheimkünstler nicht etwa ausgedacht, sondern so sitzen sie wirklich da, die Zwei, oder wenn man will, die Drei in der einzigen Stunde des Tages, welche der Kanzler sich zu stiller Muße und fröhlichem Gespräch im Kreise der Seinen gönnt. Die Mittagstafel ist soeben aufgehoben; man ist aus dem Eßzimmer ins Wohnzimmer getreten, welches bald mit dem angenehmen Mokkaduft sich füllt. Der Kanzler hat seine Pfeife angezündet; vor ihm steht der Becher mit den obligaten, aus Holz gefertigten Fidibussen; in der Rechten hält er den berühmten Kanzlerstift, die Bleifeder in Riesenformat, mit der er schon manchen kühnen Federzug gethan und durch manche Rechnung einen unverhofften Strich gemacht hat. Auch während der kurzen Mußestunde kommt der Stift selten völlig zur Ruhe; Briefe und Depeschen aus aller Herren Ländern finden ihren Weg bis zu dem friedlichen Familientisch und werden zum großen Teil sofort mit einigen mächtigen Strichen erledigt. Der Bote hat sich bereits wieder entfernt, und des Kanzlers seelendurchdringendes Auge ist mit einem schalkhaften Anfluge auf seine Johanna gerichtet. Selten, sehr selten hat er sie und sie ihn so allein. Die schönen Zeiten sind entschwunden, wo er stundenlang ihrem meisterhaften Spiele ungestört lauschen konnte. Meist ist der Stuhl zu seiner Linken von einem der Tischgäste eingenommen, die selten in dem gastlichen Hause fehlen und denen die Liebenswürdigkeit der Fürstin die Zigarre nicht nur gestattet, sondern sogar mit eigner, freundlicher Hand darreicht. Auch die Söhne und die Tochter des Hauses fehlen auf dem Bilde, vermutlich weil ihre Anwesenheit, je mehr sie durch Pflicht und Beruf in Anspruch genommen werden, desto ungewisser geworden ist. Um aber auch hier das Dreiblatt auf alle Fälle zu sichern, versäumt der vielbesprochene Reichshund nicht, allemal gleichzeitig mit seinem Herrn sich niederzulassen und den Sofaplatz unmittelbar zu seiner Rechten zu okkupieren, seines Rechts so sicher, daß er es auch Gästen gegenüber keinen Augenblick in erwägenden Zweifel zieht.

Was mögen aber die Ehegatten miteinander sprechen, wenn sie so allein sind? wer doch dort hinter dem Stuhle stehen und horchen könnte! Nun, der würde vielleicht manche Verwunderung erleben. Zum ersten: mit wie liebevoller Zartheit der „eiserne Kanzler“ seinem Eheweibe begegnet. Zum andern: wie offen und gerade, wie frank und frei, bei

aller Wahrung der Weiblichkeit, die Fürstin mit dem großen Manne verkehrt. Da ist's nichts weder mit dem grimmen Leu, den sich manche vorstellen, noch mit dem verschüchterten Reh, wiewohl Löwe und Gazelle sonst ein nicht unzutreffender Vergleich wäre. Zum dritten: wie das Gespräch zwischen den Beiden sich durchaus nicht immer nur auf politischen Höhen bewegt. Zum vierten: wie ebensowenig etwa umgekehrt Politika vorsichtig vermieden und von der Unterhaltung ausgeschlossen werden. Nein alles, wie's kommt und wie es gerade das eine oder das andre Herz beschäftigt: Reichstag oder Afrika, Haushaltsfragen oder Kriegserlebnisse, fröhliche Jugenderinnerungen oder ernste Zukunftsbilder, — über welches Thema, es sei das höchste oder das alltäglichste, wüßte der Kanzler nicht meisterlich zu sprechen! an welchem nähme seine Gattin nicht lebhaftes Interesse und verständnisinnigen Anteil! Und das mit einem unmittelbaren Feingefühl, mit einer Sicherheit der Menschenkenntnis, dazu mit einer Dosis frischen Humors, daß man die helle Freude und Zustimmung dem Kanzler auf dem Gesichte lesen kann. Der Unterschied zwischen Beiden ist nur der: das allbeherrschende Zentrum bei dem Fürsten sind Kaiser und Reich; für die Fürstin ist's er, ihr Ehemann. Wie jener jeden Augenblick bereit wäre, für seinen Kaiser sein Blut und Leben hinzugeben, so seine Gattin für ihn. Von diesem Standort aus beurteilt sie die Dinge und die Menschen, liebt sie oder ist ihnen gram, mit einer Stärke des Gefühls, das, als es sich gelegentlich auch brieflich Luft machte, der Fürst es doch für gut hielt sie zu erinnern: „vergiß aber nicht, wenn Du mir schreibst, daß die Briefe nicht bloß von mir, sondern von allerhand Postspionen gelesen werden, und tobe nicht so sehr gegen einzelne Personen darin, denn das wird alles sofort wieder an den Mann gebracht und auf meine Rechnung geschrieben; außerdem thust Du den Leuten Unrecht" —, was ihrem Herzen freilich durchaus fern liegt; es empört sich nur, wo es fühlt, daß man ihm Unrecht thut, und dazu wird ihr, Gott sei's geklagt! mehr als Ursach genug gegeben.

Nicht selten geschieht es, daß das fürstliche Familienbild eine plötzliche lebendige und lustige Bereicherung erfährt. Die Enkelkinder machen den Großeltern nur zu gern ihren Besuch. Otto, der älteste unter den drei Rantzauschen Söhnen, die Militärmütze in der einen Hand, in der andern ein blechernes Spielzeug: ein Schütze, der schußbereit einem Baumstamm gegenübersteht, welcher hohl ist und eine verborgene Kindersparkasse enthält; als Zielscheibe dient ein aufgelegtes Geldstück; trifft es der Schütze, so versinkt es in den hohlen Stamm und kehrt nicht wieder. Der Schütze scheint für den Großvater nicht geringeren Reiz zu haben, als für den Enkel. Ein Geldstück nach dem andern opfert er mit großer Liberalität, bringt den Schützen in schußgerechte Haltung, schießt und — heller Jubel des auf seinem Schoß sitzenden Knaben, so oft das Geldstück klirrend in die sichere Tiefe verschwindet. Hell lacht auch der Großpapa; alle schweren Sorgen und Fragen scheinen von dem spielenden Kanzler vergessen. Über das Antlitz der Fürstin gleitet ein freudiger, Gott dankender Sonnenstrahl. Die strenge Mama aber macht dem Spiel ein Ende und mahnt ans Schlafengehen. Ein Kuß von der Großmama, noch einer; dann derselbe Tribut von des Großvaters Lippen, mit dem scherzenden Zusatz desselben: „Gute Nacht, kleines Schafsköpfchen", und der kleine Otto verläßt den großen Otto, nicht ohne treuherzig nachzuplappern — er befindet sich gerade in dieser Periode des Sprachstudiums —: „gute Nacht, kleines .." doch weiter darf ich nichts verraten.

Noch ein anderes Bild der Fürstin ist vielen lieb geworden: die Fürstin im G o t t e s h a u s e. Von Kind auf ist sie eine treue Kirchgängerin; nur Krankheit vermag sie vom Gottesdienst fernzuhalten; sonst aber — auch wenn eine parlamentarische Soirée bis in die tiefe Nacht ihre zarten Kräfte in Anspruch genommen — sitzt sie regelmäßig auf ihrem bescheidenen Plätzchen in der Kirche mitten unter den übrigen Kirchgängern, von vielen gar nicht erkannt. — Sie ist von einer durch und durch gesunden, tiefgewurzelten Gottesfurcht und mit „ungefärbtem" Glauben erfüllt. Hier fließt die verborgene Quelle ihrer christlichen Demut und Treue, hier liegen die Wurzeln ihrer stillen, starken Opferkraft. Aus ihrem Glauben hat sie auch Trost geschöpft in der schweren Zeit, da sie, gleich vielen deutschen Frauen, Mann und Söhne in den Krieg ziehen lassen mußte und um ihr teures Leben bangte. — —

Kein Wunder, daß dem Fürsten am wohlsten ist in seinem trauten Daheim; er weiß, welche Sonne ihm da leuchtet. Kein Wunder, wenn er auf seinen Reisen überall seiner Johanna in zartester Liebe gedenkt, in der Einsamkeit der Fremde ihre Nähe ersehnt. Er nennt sie in seinen Briefen „mein Herz", „mein geliebtes Herz"; er schickt ihr aus Peterhof Jasmin, aus Bordeaux die von ihm so geliebten Heidekrautblüten. Von Wien schreibt er ihr am 11. Juni 1852: „'S g'fallt mer hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47 mit Dir", — von Norderney am 27. August 1853: „Ich sitze hier in einem Fischerhäuschen mit dem Gefühl großer Einsamkeit und Sehnsucht nach Dir, welches teils durch Kindergeschrei nebenan beim Wirt erhöht wird, teils durch das pfeifende Sausen des Sturmes am Giebel und der Flaggenstange ein melancholisches Akkompagnement gewinnt" —, von Frankfurt a. M. seiner Schwester am 28. Juni 1854: „Ich habe rechtes Heimweh nach Land, Wald und Faulheit mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder. Wenn ich von der Straße her eins dieser hoffnungsvollen Geschöpfe schreien höre, so füllt sich mein Herz mit väterlichen Gefühlen und Erziehungsmaximen" — und am 26. November 1856: „nun bin ich hier, habe seit vier Wochen zweimal die Sonne gesehen und sage mir alle Tage, daß im November ohne Frau und Kinder gar nicht zu leben ist. Aus Langerweile gebe ich Diners. Nächstens werde ich anfangen zu spielen, wenn Johanna nicht bald in die leeren Räume einrückt", — von Petersburg am 1. April 1859: „beim Schreiben des Datums fällt mir ein, daß heute mein Geburtstag ist, seit zwölf Jahren der erste ohne Johanna." — In seinem unverwüstlichen Humor weiß er sich bisweilen sogar den Anschein zu geben, als würde er von seiner Ehehälfte, z. B. im Briefschreiben, schlecht behandelt: „heute habe ich eben um vier die erste freie Minute und benutze sie zur Sammlung dieser feurigen Kohle auf Dein schwarzes Haupt", — oder gar als laste der Druck des Ehepantoffels auf seinen Schultern: „ich war gestern so verzweifelt, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit dem Entschluß zu Bett, wenigstens gerade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Kousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna Dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arme überfallen und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim alten bleibt."

Aber schon die Form des Seufzens verrät nur zu sehr, wie sanft, ja wie süß im tiefsten Herzensgrunde ihm das Joch ist, das er in seinem conjugium zu tragen hat. Conjugium d. h. Ehe, eigentlich „gemeinsames Joch":

Das ist die rechte Ehe,
Wo Zweie sich vereint
Durch Wohl und auch durch Wehe
Zu pilgern treu vereint.
Der eine Stab des andern
Und süße Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern
Bis hin zum Himmelreich.

So hält's das fürstliche Paar. Ihr Haus das Muster eines deutschen Hauses, ihre Ehe ein leuchtendes Vorbild einer christlichen Ehe. Gott segne sie noch durch lange, lange Zeit! Er erhalte dem Kanzler den Frieden und Sonnenschein seines Daheim. — „Johanna" d. i. Gottes-Gnade. Unter den vielen Segenswünschen, welche zum siebzigjährigen Geburtstag des Reichskanzlers aus dem Herzen des deutschen Volks zum Himmel emporsteigen, fehle nicht der Gebetswunsch: die „Gottes-Gnade", die ihm in seiner Johanna geworden, die Gehilfin des deutschen Reichskanzlers — Gott segne und behüte sie!

Oskar Pank.

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Fortsetzung.)

XXIV. Manfreds Testament.

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Freifrau, die in einem bequemen Krankenstuhle am Fenster saß, war ganz allein und schaute auf eine endlose schwarze Linie, die sich von der Landstraße her dem Eingange des Dorfes zu bewegte. Das Geläut aller Glocken vom Ellernbrunner Kirchturm und den übrigen nahegelegenen, der Herrschaft zugehörigen Ortschaften drang zu ihr herein. Der Erbe von Ellernbrunn hielt seinen Einzug. Und als Frau von Ellern ihre Augen, von Thränen feucht, dem langen Zuge folgen ließ, löste sich vom Waldrand ein zweiter, kleinerer Zug, bis er auf der Landstraße sich dem ersten anreihte. Die alte Amme und Pflegerin, bis in den Tod getreu, ging ihrem jungen Herrn entgegen, wie sie es so oft geträumt hatte, und folgte ihm nach in die Gruft seiner Väter. So hatte es Ulrich gewollt. — Ein Brief von Felix hatte Manfreds Tod nach Ellernbrunn gemeldet, zugleich mit der Nachricht, daß er in seinem letzten Auftrage die Leiche zur Heimat geleiten werde. Auch die Meldung, daß ein neues Testament verfaßt sei, hatte er am Schlusse beigefügt, und die Schloßbewohner, von der Stimmung des Verstorbenen gegen seine Verwandten durch Paul unterrichtet, wußten, was es wahrscheinlicher Weise für sie bringen würde. Ulrich war dem Sarge des Bruders bis zum nächsten Bahnhof entgegengefahren, wo er Herrn von der Marwitz schon vorfand. Die Schwestern erwarteten ihn an der Grenze der Güter, und die Eingesessenen aller der Ortschaften, deren Erbe der Verstorbene gewesen war, schlossen sich an geeigneten Stellen an. Auch Oberst de la Croix fehlte nicht, der seinen Sohn hier zuerst wiederzusehen hoffte. So schwoll der Zug von Schritt zu Schritt, bis der letzte Zuwachs ihn erreichte, wo der Waldweg in die Straße mündet, und der einfache Sarg der Alten mit dem kleinen Geleit sich anschloß. — Frau von Ellern schaute hinaus, bis sie den Zug hinter der Kirchhofsmauer verschwinden sah. Sie war sehr verändert, und nicht bloß der Traueranzug ließ ihr Gesicht geisterhaft erscheinen. Die furchtbaren Erschütterungen hatten an ihrem schwachen Körper gezehrt. Sie legte die Hände vor ihr Gesicht und die Thränen rannen unaufhaltsam durch die blassen Finger. Sie betete zu Gott für den Unglücklichen, den man dort zur letzten Ruhe trug, und um Vergebung für die Schuld, die sie gegen ihn auf ihrem Herzen fühlte.

Fidschiinsulaner mit Perücke. Nach Photographie.

Die Toten waren eingesenkt; die kirchliche Feier, die sich an die Bestattung schloß, zu Ende. Die große Versammlung verließ das Gotteshaus und die nächsten Leidtragenden blieben allein zurück. Alle sammelten sich um Felix, ihn zu begrüßen, und auch Margaretens Hand ruhte einen Augenblick in der seinigen. Dann verließen auch sie die Kirche, um sich in das Schloß zu begeben. Herr von der Marwitz erbat sich die Begleitung Ulrichs, und der Oberst schloß sich ihnen an, um über das jetzt zu eröffnende Testament einige Worte mit dem Rechtsgelehrten auszutauschen. Er wollte vor allen Dingen wissen, ob ein solches, in fremdem Lande aufgesetztes, Dokument unter allen Umständen rechtsverbindlich sei.

„Unter allen Umständen gewiß nicht!“ erwiderte der alte Herr. „Es kommt eben darauf an, ob die Umstände es zu einem rechtsgültigen machen!“

„Ich sollte meinen“, fuhr der Oberst eifriger fort, „daß jemand, der gesetzlich für tot erklärt ist, unmöglich das Recht haben kann, rechtskräftige Verfügung über einen von seinen Erben bereits angetretenen Besitz zu treffen. Er wäre jedenfalls vorher genötigt gewesen, seine Identität zu beweisen.“

„Schade um Sie, lieber Oberst“, erwiderte Herr von der Marwitz, „Sie wären ein tüchtiger Jurist geworden! Aber lassen Sie uns, ehe wir an fernere Schritte denken, zuerst die Eröffnung des Testaments abwarten!“

Während die Herren in eifrigem Gespräch vorangingen, legte Else, die trotz der Thränenströme, die sie vergossen hatte, die Situation mit einem Blick übersah, ihren Arm in den ihres Bruders Paul, Margarete der Begleitung ihres Vetters überlassend. Diese hatten bisher kein Wort mit einander gewechselt, und nicht ein einziges Mal hatte Felix den Blick zu dem Kirchstuhl hinübergesandt, wo Margarete, bleich und gefaßt, neben der Schwester gesessen. Jetzt folgten beide schweigend den Übrigen nach. Margarete machte mehrmals den Versuch, das Schweigen zu brechen, aber ein Blick auf das düstere Gesicht neben ihr ließ ihre Stimme verstummen; die Worte wollten die Lippen nicht erreichen. — Dann, als der Raum, der sie von den Vorangehenden trennte, groß genug geworden war, um jedes Hören von dorther zu verhindern, sagte Felix schnell und leise: „Vergib mir, Margarete, daß ich genötigt bin, dir durch meine Gegenwart lästig zu werden. — Ich hatte nicht die Absicht, aber das Schicksal war stärker, als ich.“ Margarete blickte auf und die kaum versiegten Thränen füllten von neuem ihre schönen Augen. „Du bist mir böse, Felix, — aber glaube mir, du hast keinen Grund!“ — „Keinen Grund, Margarete?“ antwortete er bitter. „Hast du mich nicht hoffen lassen? — Durfte ich eine so eisige Abweisung erwarten? — Meinst du, ich könnte so ruhig wie du die Zerstörung einer Hoffnung ertragen, die von Kindheit an der Atem meiner Seele gewesen ist? — Du hast mich zum elenden Menschen gemacht!“ — Margaretens Thränen flossen ungehindert über die bleichen Wangen. „Ich war nicht schuld, Felix! — Es war dein Vater und Mama. — Glaube mir's, und versuche auch du ohne Groll unser Geschick zu ertragen, das mir nicht weniger bitter ist, als dir!“

Felix ergriff die kleine Hand, die sie ihm hinhielt. „Willst du damit sagen, daß du nicht frei gehandelt hast? — Würde deine Entscheidung anders ausgefallen sein, wenn du frei gewesen wärest?“

Margarete antwortete nicht; aber ihre niedergeschlagenen Augen und das hohe Rot, das ihre Stirn überzog, sagten ihm genug. „Du gibst mir Leben und Hoffnung wieder, Margarete“, sagte er und preßte die Hand, die er hielt, an sein heftig pochendes Herz. „Wenn ich deiner sicher bin, so fürchte ich nichts!“

Er warf einen schnellen Blick auf die vorangehende Gesellschaft, die jetzt den freien Platz vor der Terrasse erreicht hatte. Es blieb ihm keine Zeit, mehr zu sagen. Sie legten die wenigen Schritte schnell zurück; er mit neuer Hoffnung im Herzen, sie mit dem Zweifel, ob sie recht und weise gehandelt habe. Sie war dem Drange des Augenblicks und der

allmächtigen Liebe in ihrem Herzen gefolgt; aber wäre es nicht besser für ihn gewesen, wenn sie ihn in dem Glauben gelassen hätte, daß ihr Gefühl für ihn erstorben sei, als neues, süßes Hoffen in ihm zu erwecken, das doch zu keinem glücklichen Resultat führen konnte?

Zum zweitenmale in dem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahre, versammelte sich die Gesellschaft in dem schwarz verhangenen Saale des Erdgeschosses, um der Eröffnung eines Testaments beizuwohnen. Es waren dieselben Personen, wie damals, nur verstärkt durch Felix und Paul; auch Frau von Ellern hatte sich hereintragen lassen und saß, eine gebrochene Gestalt, wie damals an der Spitze der Tafel. Obgleich die Spannung bei allen, mit Ausnahme des Obersten, eine geringere war, als bei jener ersten Gelegenheit, herrschte doch atemlose Stille im Saal, als Herr von der Marwitz die Siegel erbrach. Das Testament war kurz, es enthielt nur wenige Zeilen in französischer Sprache:

„Ich, Charles Manfred, Graf von Ellern, Besitzer von Ellernbrunn, Märzwiese ꝛc. ꝛc., in Besitz meiner gesunden Geisteskräfte, vermache hierdurch meine Güter, liegende Gründe, Geld ꝛc. ꝛc., kurz meine ganze Hinterlassenschaft, an meinen Vetter, Felix de la Croix, zur Zeit Arzt in der kaiserlich deutschen Marine, als an den einzigen meiner Angehörigen, der sich durch verwandtschaftliche Treue ein Recht auf meine Berücksichtigung erworben hat. Dieser seiner verwandtschaftlichen Treue empfehle ich mein Weib, Lucy, Gräfin von Ellern, geb. Ernscliffe, in dem Vertrauen, daß er geeignete Schritte zur Sicherung ihrer standesgemäßen Existenz treffen werde, was mir in meinem derzeitigen Zustande nicht mehr möglich ist. — In gleicher Weise befehle ich seiner Fürsorge Anna Susanna Meinhardt, vormals Wirtschafterin auf dem gräflichen Schlosse zu Ellernbrunn, welche aus meinem Nachlaß mit einer Jahresrente, die ihr ein bequemes und anständiges Leben zu führen gestattet, zu versehen ist.“ Darunter mit zitternder Hand die Unterschrift: „Charles Manfred, Graf von Ellern.“

Totenstille herrschte im Saale, als Herr von der Marwitz schwieg. Alle Gesichter waren bleich, mit Ausnahme von dem des Obersten, das sich plötzlich mit Röte überzogen hatte. Herr von der Marwitz sprach zuerst: „Bevor ich dazu schreite, Ihnen, Herr de la Croix, meine Glückwünsche abzustatten, liegt es mir ob, die anwesende verehrte Gesellschaft darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Testament“ — er legte den Finger fest darauf — „obgleich von dem Verstorbenen leserlich unterzeichnet und von einem vereidigten Notar verfaßt und gegengesiegelt, mir dennoch im Sinne unserer Gesetze als anfechtbar erscheint. Es befindet sich in meinen Händen ein amtlich ausgestelltes Attest, das den Tod des hier unterschriebenen Erblassers am 26. Februar 186 . bescheinigt, — mehr als zwei Jahre vor der Abfassung dieses Dokuments. Danach würde es Ihnen, Herr von Ellern, freistehen, die Gültigkeit dieser Verfügungsurkunde auf Grund der nicht nachgewiesenen Identität des Erblassers mit jenem angeblich mit der Melanie zu Grunde gegangenen Freiherrn von Ellern in Frage zu ziehen. — Außerdem —“

Hier unterbrach der Oberst heftig den Sprechenden. „Ich erlaube mir, mein Herr von der Marwitz, diesen Einwand von vornherein als nicht stichhaltig zurückzuweisen. — Mein Sohn ist in eigner Person imstande, diese Identität, auf Grund seiner Kenntnis des Verstorbenen, nachzuweisen.“

Ein bittres Lächeln verzog die Lippen der Freifrau, und der alte Rechtsgelehrte warf dem Oberst einen Blick halb spöttischen Erstaunens zu, der ihn für einen Augenblick aus der Fassung brachte. „Sie vergessen, verehrter Herr, daß das Zeugnis Ihres Herrn Sohnes, abgelegt in seiner eignen Sache, gesetzlich nicht zu verwerten ist!“

„So haben wir ein anderes Zeugnis, — das Zeugnis der eigenen Gemahlin des jungen Grafen“, — fiel der Oberst ein.

„Ich habe nicht gesagt, daß das Testament ungültig, sondern daß es anfechtbar sei“, erwiderte Herr von der Marwitz kalt, „umsomehr als, wie ich mir eben erlauben wollte zu bemerken, als Sie es für gut fanden, mich zu unterbrechen, — auch die Form der Überweisung des Testaments an mich nicht den gesetzlichen Vorschriften entspricht. Dasselbe ist mir weder durch das deutsche Konsulat noch durch eine gesandtschaftliche Behörde zugefertigt worden, sondern direkt aus den Händen des Notars zugekommen.“

Der Oberst öffnete die Lippen zu einer neuen Erwiderung, aber Herr von der Marwitz fiel ihm ins Wort. „Ich würde Ihnen sehr verpflichtet sein, wenn Sie die Güte hätten, mich vorerst ausreden zu lassen, verehrter Herr! — Ich halte, wie gesagt, aus den soeben angeführten Gründen die Gültigkeit dieses Testaments für anfechtbar. Ein Rechtsstreit würde nach meiner Meinung Chancen für die eine, wie für die andere der Parteien bieten. Den Ausfall der Entscheidung auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszubestimmen, halte ich für unmöglich. — Wenn es mir daher gestattet wäre, einen Rat zu erteilen“, — Herr von der Marwitz hielt inne und sah die Beteiligten der Reihe nach an.

„Felix“, sagte Ulrich, „ich verzichte von vornherein auf die gerichtliche Herbeiführung einer Entscheidung. Es ist des Unfriedens und Hasses genug gewesen, als daß ich für eine neue Entzweiung unserer Familie die Verantwortung tragen will. Ich halte die Identität meines Bruders durch dein Wort für erwiesen, und Formfehler können weder an seinem Recht noch an seinem Willen zu dieser Verfügung etwas ändern. Ich räume dir den Besitz, und bitte nur, daß du, in Anbetracht unserer Verzichtleistung auf jeglichen Anspruch, billige Verfügung über das triffst, was meiner Mutter und meinen Schwestern, wo nicht nach formellem, so doch nach natürlichem Recht, aus dem Nachlaß des Oheims zustehen würde.“

Die Freifrau verbarg ihr Gesicht an Elses Schulter. Der Oberst konnte sich nicht enthalten, vergnügt die Hände zu reiben. Felix hatte noch kein Wort gesprochen. Er stand bleich und mit verschränkten Armen am obern Ende der Tafel und biß die Lippen auf einander, als wollte er sie verhindern, sich ein voreiliges Wort entschlüpfen zu lassen. Jetzt trat er vor und sprach mit ruhiger, vernehmlicher Stimme: „Es kann mir nie und nimmer in den Sinn kommen, Anspruch zu erheben auf Grund einer Verfügung, die jedem natürlichen Rechtsgefühl widerspricht. Ich war niemals zu dem Besitz von Ellernbrunn berechtigt, und halte mich auch jetzt nicht dafür. Nicht einmal einer Seitenlinie entsprungen und Träger eines andern Namens, würde ich niemals das Gefühl verlieren, Eindringling in ein fremdes Recht zu sein.“

Der Oberst hatte seinen Platz verlassen und stand neben seinem Sohne, den er heftig am Arme faßte. „Felix! besinne dich! Du bist voreilig!“

Felix wehrte ihn ruhig ab. „Nein, Vater! — Du selbst hast dich durch die Überraschung blenden lassen! Du selbst wirst mir bei ruhigem Blute nicht zumuten, deine Schwester und ihre Kinder aus ihrem ihnen nach natürlichem Recht zustehenden Besitz zu verdrängen, — auf Grund keines besseren Anspruches, als des Hasses eines Unglücklichen, der auch in seiner Todesstunde noch sein Gewissen den wilden Impulsen einer ungezügelten Natur unterordnete!“

Der Oberst wendete sich ab und trat ans Fenster, von wo aus er sich nicht ein einziges Mal mehr nach den Übrigen umwandte. Herr von der Marwitz richtete einen Blick unverholener Bewunderung auf den jungen Mann, und Paul machte eine Bewegung, als wollte er seinem Vetter um den Hals fallen. Die Freifrau hielt noch immer ihr Gesicht an Elses Schulter verborgen, die ihre thränenüberströmten Augen mit einem glückstrahlenden Blick auf Ulrich richtete, während Margarete mit niedergeschlagenem Blick und zusammengepreßten Händen zuhörte, das Gesicht mit hoher Röte bedeckt. — Felix aber fuhr fort: „Wenn ich dennoch nicht die Kraft habe, bedingungslos auf einen Besitz zu verzichten, auf den ich kein Recht habe, der mir aber dessenungeachtet gleichsam in den Schoß gefallen ist, so vergib, Ulrich! — Es geschieht, weil mit demselben für mich der Besitz eines anderen Gutes ver-

bunden ist, das mir mehr wert ist als Rang und Reichtum, von dem das Wohl und Wehe meines Lebens abhängt.“

Er hielt einen Augenblick inne, wie um einer tiefen inneren Bewegung Herr zu werden, und fuhr dann fort:

„Gib mir Märzwiese, Ulrich! — Es liegt an der Grenze deines Güterkomplexes, seine Abtrennung wird dich kaum derangieren! Und“, er wendete sich plötzlich und redete die Freifrau an, „wenn dann meine gütige Tante mich zu Gnaden annehmen und ihren Protest fallen lassen will, so — gibst du es deiner Schwester!“

Frau von Ellern blickte auf und ihre Lippen öffneten sich, um etwas zu erwidern, aber kein Laut wurde hörbar. Da streckte sie die Arme aus und zog seinen Kopf zu sich nieder. Und Margarete that hier zum ersten und einzigen Male etwas, was von einer strengen Kritik als unmädchenhaft hätte gelten müssen; denn ungefragt und ungebeten, wie sie war, kniete sie im selben Augenblick vor ihrer Mutter, einen Arm um sie und den andern um den Geliebten schlingend, und verbarg das Gesicht an ihrer Brust. Und Frau von Ellern zog beide in einer mütterlichen Umarmung an sich.

Lautlose Stille folgte. Dann aber löste sich die feierliche Versammlung in einzelne Gruppen auf. Ein Sturm von Umarmungen und Beglückwünschungen brach los. Und Else konnte sich nicht enthalten, Ulrich, indem sie beide Arme um seinen Nacken legte, zuzuflüstern: „Die Sorge für die Gräfin von Ellern übernimmst du!“

Der Oberst de la Croix stand noch immer am Fenster, als die erste, mächtige Bewegung sich gelegt hatte und Herr von der Marwitz zu ihm trat. „Herr Oberst, verzeihen Sie, wenn ich Sie störe! Lassen Sie mich Ihnen zu einem reicheren Besitz Glück wünschen, als selbst Ellernbrunn für Sie sein könnte, — zu dem Besitz eines solchen Sohnes!“

„Der Junge ist toll!“ erwiderte der Oberst verdrießlich.

„Bitte, wenden Sie sich um, und dann wiederholen Sie Ihre Anklage!“

Der alte Herr wandte sich halb widerwillig, und vor ihm stand Felix, Margarete an der Hand führend. Sie blickte ihn an so glücklich und doch so demütig bittend, strahlend von Liebe und doch mädchenhaft schüchtern, — was blieb ihm übrig, als sie an sein Herz zu ziehen?

„Thörichte Kinder! — was hilft's! ich muß vergeben!“ sagte er, und Herr von der Marwitz wandte sich zum Fenster und fühlte etwas in seinen alten Augen, was ihn hinderte, den Park in seiner Blütenpracht zu sehen.

Als man sich später anschickte, den Saal zu verlassen, trat Felix von neuem zur Tafel, wo das Testament unbeachtet und vergessen lag. „Wir müssen Sie noch einmal bemühen, verehrter Freund“, sprach er, sich an Herrn von der Marwitz richtend. „Bin ich der einzige, der auf dieses Schriftstück gegründetes Anrecht hat?“

„Wie ich bereits gesagt habe, ist mir dasselbe von keiner Behörde zugestellt worden und ich bin dafür niemandem verantwortlich, als Ihnen!“

„So darf ich es als mein Eigentum betrachten?“

„Wenn Ihr Herr Vetter nicht etwa wünscht, es als Reliquie aufzuheben!“ lächelte der alte Herr.

„Da sei Gott vor!“ sagte Felix mit tiefem Ernst. „Das Testament, das uns zur glücklichen Vereinigung geführt hat, könnte dennoch späteren Geschlechtern Anlaß zu neuer Entzweiung geben. — Wer weiß, ob nicht wir selbst sogar einmal in einer schwachen Stunde uns seiner erinnern könnten, — wenn auch nur zu eigener Beunruhigung, — oder du, lieber Papa! — Deshalb bitte ich Sie als der einzige, der ein Interesse an der Existenz haben kann, es hier in unser aller Gegenwart zu vernichten!“

Er nahm es und reichte es dem alten Rechtsgelehrten, der es mit einem Ruck von oben nach unten durchriß.

XXV. Lösung

Es war Frühling. Die braunen Knospen der Parkbäume ließen die ersten grünen Spitzen durchbrechen, und aus dem welken Laub am Boden blickten die blauen Augen der Leberblume wie freundliche Sterne hervor.

Frau von Ellern saß in einem bequemen Lehnstuhl, ganz in weiche Tücher eingehüllt, auf der Terrasse, um die warmen Strahlen der Frühlingssonne einzufaugen. Sie hatte einen schweren Winter verlebt; die Erschütterungen des Herbstes hatten sich für ihre schwache Gesundheit als zu viel erwiesen; die Freude war nicht im stande gewesen zu heilen, was Angst und Schmerz verschuldet hatten. Monate lang schien sie einem langsamen Siechtum erliegen zu sollen. Als dann ihre Kräfte unter Felix' ärztlicher Aufsicht und der treuen Pflege ihrer Kinder sich zu heben begannen, war sie selbst die letzte, die von der Besserung ihres Zustandes zu überzeugen war. Sie betrieb ängstlich die Verbindung von Margarete und Felix, weil sie, wie sie sagte, wenigstens an einem ihrer Kinder ihre Fehler noch vor ihrem Tode gut gemacht zu sehen wünschte; und da auch Paul, dessen Urlaub im Februar zu Ende ging, den dringenden Wunsch hegte, bei der Hochzeit der Schwester mit seinem liebsten Freunde zugegen zu sein, so hatte sich Margarete willig finden lassen, die Pflege der genesenden Mutter an Else abzutreten, und war in den letzten Tagen des Januar ihrem Gatten in die Residenz gefolgt. Hier gedachten sie ihren Aufenthalt zu nehmen, bis das alte Pächterhaus in Märzwiese neu ausgebaut und zu ihrem Empfange eingerichtet war. Paul kehrte wenige Tage später in seinen Dienst, vorläufig nach Kiel, zurück.

Neben Frau von Ellern saß Else. Ihre Finger hielten eine Handarbeit, ohne sie zu fördern; ihr Kopf ruhte in der linken Hand, und das Sonnenlicht spielte auf dem glänzenden, blonden Haar und umgab es mit einem Schimmer von Gold. Sie schien in tiefen Gedanken und wurde aus ihrem Sinnen erst durch einen Seufzer ihrer Mutter geweckt. Sie blickte auf und bemerkte einen Zug in dem blassen Gesicht der Freifrau, der ihr sagte, daß sie sich auf einen Ausbruch von Klagen gefaßt machen müsse, wie er häufig der Ausdruck ihres noch krankhaften Zustandes war und Elses ganze Geduld erforderte.

„Else,“ begann sie, „wenn ich Ulrichs trauriges Gesicht fort und fort ansehen muß und mir dabei sage —“

„O Mama!“ fiel ihr Else schnell ins Wort, „wie unrecht du ihm thust! Zeigt er dir nicht immer ein mutiges, zuversichtliches Gesicht?“

„Ich weiß, daß er sich bemüht, es mir gegenüber zu zeigen, aber —“

„O Mama, stille! — Oder ich besinne mich auf gewisse Vorschriften von Felix, und lese dir vor aus dem langweiligsten Buch, das seit der unglücklichen Erfindung der Buchdruckerkunst jemals Menschen gequält hat!“

(Schluß folgt.)

Ein Besuch beim König der Fidschiinseln.*)

Am 18. September 1881 warfen wir im Hafen von Levuka auf der Fidschiinsel Ovalau Anker. So kurz sich auch unser Aufenthalt auf dieser Eilandgruppe der Südsee gestaltete, so interessant war derselbe, und Levuka, welches lange Zeit der Haupthandelsplatz und der besuchteste Hafen war, bot vortreffliche Gelegenheit zu Ausflügen nach den Nachbarinseln.

Seit im Jahre 1875 die Engländer sich geneigt finden ließen, diese Inseln (380 Quadratmeilen, so groß wie Westfalen) zu annektieren, wurde Levuka Hauptstadt, in welcher der neue Gouverneur, Gordon mit Namen, seinen Sitz aufschlug, der aber später nach Suva verlegt wurde.

Kurz nach unserer Ankunft empfing ich den Besuch des jüngsten Sohnes der verflossenen Fidschi-Majestät, des alten Menschenfressers Kakabau oder Thakombau, wie er auch genannt wurde. Dieser etwa dreiundzwanzigjährige Prinz,

*) Dieser Besuch auf den Fidschiinseln, der allerdings schon vor bald fünf Jahren stattfand, ist gegenwärtig von besonderem Interesse für deutsche Leser, da darin die eigentümlichen Verhältnisse berührt werden, welche jetzt zu dem diplomatischen Schriftenwechsel zwischen dem englischen und deutschen Kabinett Anlaß gaben.

Der alte König Kakabau oder Thakombau von Fidschi, † 1882.

welcher Ratu (Prinz) Joseph Celua heißt, wurde kurzweg Ratu Joe genannt, was in unserm geliebten Deutsch also „Prinz Seppel" bedeuten würde. Er brachte mir zum Willkommen eine große Matte, die aus den zerschlissenen Blättern der Schraubenpalme hergestellt und vorzüglich geflochten war. Erstaunt war ich, Joe fließend englisch sprechen zu hören, so daß eine Verständigung zwischen dem Sohne des Menschenfressers und mir keinerlei Schwierigkeiten darbot. Er hatte mit unserer Kultur — und zumal mit deren Schattenseiten ausgiebige Bekanntschaft gemacht und zwar in Sidney, wohin man den Sohn des depossedierten Monarchen im Jahre 1875 gebracht hatte, um drei Jahre lang die Universität zu besuchen. Man denke sich das doch recht: ein halbnackter, schwarzer Südseeinsulaner, dessen Vater noch Bakalau, d. h. Menschenfleisch, mit Vorliebe verzehrte, wird auf „die Universität" gebracht. Nun hatte es Seine Hoheit Prinz Seppel allerdings in den Staatswissenschaften, die er auf Englands Kosten studierte, nicht sehr weit gebracht, aber doch mancherlei von unserm Kulturleben kennen gelernt. Höchst vorteilhaft lautete sein Urteil über die Herrschaft der Engländer, über Ordnung, Recht, Sitte, die erst durch sie auf den Inseln eingeführt seien, ja er selbst, sagte Seppel, sei ein leuchtendes Beispiel der britischen Unparteilichkeit, denn er, der Prinz, sei wegen einiger kleiner Vergehen zu drei Monaten harter Arbeit verurteilt worden, die er auch verbüßt habe! Ratu Joe trug Beinkleider, die bis zu den Knieen reichten, und ein Hemd, dessen Ärmel er aufstreifte; im übrigen war er wie ihn die Natur geschaffen, ausgenommen das Prachtstück der nationalen Toilette, nämlich eine famose Perücke.

Ich will hier gleich erzählen, daß die Eingebornen auf Kopfputz und Haarschmuck einen ganz besonderen Wert legen, und dieser Teil ihrer heimischen Tracht dürfte sich auch am längsten erhalten. Bei den Fidschianern ist das Frisieren überhaupt zu einer solchen Kunst entwickelt worden, daß selbst die Pariser Haarkräusler darob neidisch werden könnten. Ihr Haar ist steif, voll, tiefschwarz, drahtartig und wächst recht lang, so daß aus ihm schon etwas zu machen ist. Der Haarkünstler ist ein wichtiger Mann und jeder Häuptling hat einen solchen Hofbeamten, welcher täglich ein paar Stunden seinem Beruf widmet. Derselbe darf, so lange er das Amt bekleidet, mit seinen Fingern keine Speise berühren, denn sonst, so wähnt man, würden die künstlichen Frisuren nicht halten, zumal bei den wilden Tänzen. Der zusammengeklebte Haarbau muß sorgfältig gegen Tau oder Regen geschützt werden und zu diesem Zwecke überzieht man ihn mit einem präparierten Bananenblatt. Außerdem tragen die Insulaner noch kolossale Perücken, wie unser Prinz Joe, durch die der ganze Kopf einen gewaltigen Umfang gewinnt. Diese Perücken werden aus Menschenhaar auf einer netzartigen Unterlage aus Kokosfaserschnur geflochten und heißen Ulu-Mate.

Am 25. September machten wir in einem kleinen Dampfkutter einen Ausflug nach Mbau, der alten Hauptstadt der Fidschiinseln. Unser Freund Prinz Joe begleitete uns bei dieser Fahrt, die uns zuerst innerhalb des Riffs von Ovalau hin und dann durch das offene Meer nach Viti Levu, der großen Insel, hinführte, an dessen Ostspitze Mbau liegt. Nach fünfstündiger schöner Fahrt waren wir angelangt, und nun galt es, dem hier „residierenden" ehemaligen Könige, dem alten Kakabau, die Aufwartung zu machen. Sein Sohn Joe führte uns ganz formell bei der „Kriegswurzel" (Vunivalu), denn das ist der Titel des Herrschers, ein, indem er selbst als Dolmetscher uns diente. In einer schlechten, räucherigen Hütte saß der alte, gebrechliche Mann, einst der Schrecken der ganzen Inselgruppe, jetzt ein Bild der Hinfälligkeit und des nahenden Todes. Kakabau war fast erblindet, über siebzig Jahre alt, doch besaß er noch alle seine geistigen Fähigkeiten und fragte uns nach manchen Tagesneuigkeiten, der politischen Lage in Australien und England. Kakabau saß mit gekreuzten Beinen auf einer Matte und wärmte sich von Zeit zu Zeit die erstarrten Hände an einem Feuer, denn jetzt war für Fidschi die kalte Jahreszeit, und der alte hüstelnde Mann schien die Kälte stark zu empfinden. Sein Haar war ganz ergraut, die Zähne fehlten ihm und die Glieder waren abgemagert. Von Zeit zu Zeit kamen Boten in die Hütte, die achtungsvoll an der Thüre stehen blieben und nach seinen Befehlen fragten. Kurz, klar und schnell antwortete der Alte; offenbar hatte er in den Dingen, die ihn noch angingen, das Heft straff in Händen.

Mit Hilfe des Prinzen Seppel ging unsre Unterredung recht gut von statten, und der alte Kannibale machte mir sehr interessante Mitteilungen darüber, wie es gekommen sei, daß er sein Reich an die Briten abgetreten habe. Eigentlich, sagte er, seien die Amerikaner daran schuld; sie hätten von ihm 45 000 Dollar Schadenersatz für einige von seinen Unterthanen verzehrte Yankees verlangt, und um dieses Geld aufzutreiben, habe er in Sidney einen Pump anlegen müssen. Er habe freilich nur 45 000 Dollar bekommen, die Engländer hätten aber diese auf 80 000 hinaufgeschraubt, statt deren er dann Land an die „Polynesische Kompanie" in Melbourne haben abtreten müssen. Das sei 1868 gewesen, die Kompanie erhielt 200 000 Acker Land, den schönsten und fruchtbarsten Teil der Inseln, an rauschenden Flüssen gelegen, und außerdem das Recht, Banken zu errichten und Papiergeld in Umlauf zu setzen. Banken und Papiergeld auf Fidschi!

Der weiße Mensch kam nun und siedelte sich an. Manche

Mädchen von Fidschi. Mischung von europäischem Vater und Fidschimutter. Nach Photographie.

Vegetationslandschaft auf Ovalau, einer der Fidschiinseln. Nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet von C. A. Göring.

waren tüchtige Kolonisten, denen es daran lag, Baumwolle, Tabak, Zucker zu kultivieren; ein großer Teil aber bestand aus dem Abschaum der australischen Goldsucher, aus Gesindel, das den Menschenraub systematisch zu betreiben begann, um sich Arbeitssklaven für die Plantagen zu verschaffen. Es wurden damals von den Weißen die fürchterlichsten Greuelthaten an den Schwarzen begangen, einfach weil diese sich weigerten, den Boden ihrer Väter zu verlassen. Es sei, so meinte der alte Kakabau, eine recht schlimme Zeit gewesen, und wenn einmal ein paar Weiße erschlagen und verzehrt worden seien, so habe man ihn zur Verantwortung gezogen. Ihm ging es wie dem Zauberlehrling im Gedichte Goethes, er wurde die herbeigerufenen Weißen nicht wieder los.

Ich will nach anderen zuverlässigen Quellen gleich hier die weitere politische Geschichte Fidschis einfügen bis zu ihrer Annektierung durch die Engländer. Schon lange vor der eben geschilderten Zeit waren amerikanische und englische Missionare auf den Inseln erschienen, um die Eingebornen zu bekehren; einer derselben, Baker, welcher zu den wilden Stämmen des Innern vordrang, wurde dort erschlagen und verzehrt; andere machten Proselyten, und auch Thakombau wurde getauft und seitdem Ebenezer genannt. Damals ließ er sich auch die lange Fidschifrisur kurz scheren und nahm zum Wahlspruch die Worte: „Alles für mein Volk mit Hilfe der Weißen." Aber er hatte harte Kämpfe mit den Stämmen des Innern zu bestehen, die von seiner Oberherrschaft nichts wissen wollten und dabei blieben, eine Menschenkeule schmecke saftiger als eine Schweinekeule. Pulver und Blei auf seiten Kakabaus siegten aber über Speere und Keulen. Kakabau blieb Sieger.

Nun geschah ein Schritt weiter, und der Exkannibale nannte sich König. Die Weißen fühlten das Bedürfnis nach einer geregelten Regierung, und da zu jener Zeit weder England noch Australien Lust hatten das Protektorat über Fidschi zu übernehmen, so beschloß man ein konstitutionelles Königreich mit Thakombau an der Spitze zu gründen; natürlich mußte der Schwerpunkt ins Parlament fallen. Der Vater des Unternehmens war ein Mr. Burt, seines Zeichens ein Roßkamm aus der schönen Stadt Sidney, der dem „Könige" vorstellte, wie er für ihn der beste „Premierminister" sei. Und der Roßkamm erhielt Amt und Würden. Doch eine despotische Regierung, so sagte er weiter, schicke sich nicht für unsre aufgeklärte, liberale Zeit, Se. Majestät müsse parlamentarisch regieren, doch dürften vorläufig nur Weiße im Parlamente sitzen. Das war doch aufrichtig liberal. So geschah es denn, und im Beginn des Jahres 1871 versammelte sich im rot drapierten Saale zu Levuka zum erstenmale das Fidschi-Parlament, vor dem Thakombau-Kakabau eine Thronrede hielt, welche dann ins Englische übersetzt wurde. Zum Sprecher wurde das hervorragendste Mitglied der Fidschi-freisinnigen Partei erwählt, Mr. Butters, ein Mann, der sehr weit in der Welt umhergekommen war und namentlich schön reden konnte. Butters war Makler, Bürgermeister und Parlamentsmitglied in Melbourne gewesen, wo er aber den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht beachtete, der undankbaren Stadt daher den Rücken wandte und nun Führer der Fidschi-freisinnigen Partei wurde. Thakombau, Burt, Butters und Kompanie begannen nun parlamentarisch zu regieren. Auch eine Zeitung die „Fiji-Times" erschien, in welcher die parlamentarischen Kämpfe verzeichnet wurden, — denn es gab unter den zwanzig Abgeordneten damals drei politische Parteien.

Thakombau-Kakabau hatte die Konstitution beschworen und er hielt sie aufrecht. Freilich sagte man ihm damals nach, daß er sich noch heimlich nach den alten Menschenfleischtöpfen sehne und daß wohlbeleibte Beamte sich in seiner Nähe etwas unruhig fühlten. Aus diesem Grunde resignierte denn auch der Premier Burt und erhielt einen Nachfolger in dem britischen Konsul Thurston. Auch an einer Konfliktsperiode hat es in dem konstitutionellen Fidschistaate nicht gefehlt. Ohne Steuern kein Regieren, selbst nicht auf den Fidschiinseln! Wohl hatte das Parlament Steuern — in Naturalien — ausgeschrieben, aber sie gingen nicht ein. Da raffte der alte Kannibale sich zu einer That auf und hielt im Parlamente folgende Rede: „Meine Herren! Die Gesetze sind für alle geschaffen, für Weiße und für Schwarze. Erstere zahlen aber nicht, während letztere sehr gute konstitutionelle Staatsbürger wurden. Wollen Sie sich nicht diesem Beispiele fügen? Oder sollen wir umgekehrt in den alten Zustand zurückversinken, in jene Zeit, wo es noch hieß Auge um Auge, Zahn um Zahn?" Die Anspielung half, den Weißen schauderte doch etwas beim Gedanken an die alte Menschenfresserei. Auch standen ja damals noch bei Mbau jene Steine, an denen der konstitutionelle König einst den Menschenopfern das Gehirn ausschlagen ließ, bevor die großen Kannibalenmahlzeiten begannen. Alle Weißen verneigten sich vor dem Könige, zahlten Steuern und die Konstitution atmete wieder!

Es dauerte aber nicht lange, und England machte dem Scherze ein Ende; als es zum zweitenmale aufgefordert wurde doch zuzugreifen, da annektierte es 1875; Sir Arthur Gordon wurde Gouverneur und seitdem herrschen Ruhe und Ordnung.

Ich habe den alten Kakabau also noch gesehen und mit ihm die jetzt verschwundene Zeit des Kannibalentums. Wenige Monate vor meiner Ankunft in Fidschi war in Mbau ein großes Feuer gewesen, ein Drittel des Ortes war von den Flammen zerstört worden und dabei auch das große Mbure Kalu, der altheidnische Tempel, in dem die Anthropophagenschmausereien abgehalten wurden. An einer Ecke der noch erhaltenen Grundbauten sah ich einen Steinpfeiler emporragen, — das war der Stein, an dem den unglücklichen Schlachtopfern das Gehirn ausgeschlagen wurde. Und wunderbar —, wie die Reliquienhäscher in Europa alles zerstören, so hat man auch hier Stückchen abgesplittert, und nur mit Mühe hielt Kakabau einen Händler aus Levuka davon ab, den ganzen Stein zu entfernen; denn jener wollte ihn in Sidney für Geld sehen lassen.

Unaufhaltsam dringt die neue Zeit in Fidschi vor, alles Alte verschwindet. Selbst ein neues Geschlecht von weißen Vätern und Fidschimüttern wächst heran; die alten Doppelpirogen werden seltener und machen europäischen Booten Platz; nur mit Mühe erhielt ich noch ein altes Steinbeil; Keulen und Speere werden nicht mehr verfertigt.

Die Nacht schliefen wir in der Hütte Joes auf hübschen Matten von einheimischer Industrie und, abgesehen von einigen Moskitostichen — auch recht gut. Die Rückkehr nach Levuka zu unserm Schiffe erfolgte am nächsten Tage ohne bemerkenswertes Ereignis, und nachdem ich noch einen Ausflug quer durch die Insel Ovalau gemacht, schiffte ich mich am 29. September wieder ein, um die Reise fortzusetzen. W. v. H.

Aus einem chinesischen Kinderbuche.

Kein Volk der Erde hat eine so umfangreiche pädagogische Litteratur hervorgebracht wie das chinesische. In allen großen und kleinen Städten des gewaltigen Reiches der Mitte leben zahlreiche Bücherverkäufer, die an den Ecken belebter Straßen oder auf den Treppen der Tempel und andrer öffentlicher Gebäude ihre Lager aufschlagen. Man ersteht von ihnen um ein sehr Geringes Bücher und Büchlein, die auf schlechtem Papier schlecht gedruckt und mit zahlreichen meist sehr primitiven Abbildungen geziert sind. Weitaus der größte Teil dieser Bücher ist populär-wissenschaftlichen Inhalts. Es werden darin über Geographie, Ethnographie, Physik, Astronomie, Medizin ꝛc. die lächerlichsten, abergläubischsten und rohesten Mitteilungen und Ansichten vorgetragen. Andre dieser Bücher enthalten kleine lehrhafte Geschichten für Kinder, die sich in gemütvollem Inhalt, schlichter und knapper Darstellung und kindlichem, oft rührendem Ton des Vortrags mit den Erzählungen des alten Testamentes vergleichen lassen. Ein solches Büchlein verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Li-Chung-Tsin, des Sohnes Sr. Exzellenz des Kaiserl. chinesischen Gesandten Li-Fong-Pao. Dasselbe enthält dreihundertfünfundsechzig Anekdoten von treuer Liebe der Kinder zu der Mutter, für jeden Tag des Jahres eine. Drei dieser Geschichten teile ich in wörtlicher Übersetzung mit, sowie die dazugehörigen Abbildungen in treuer Nachbildung des Originals.

I. Von einem Knaben, der für seine Mutter Maulbeeren suchte. (Figur 1.)

Im Jahre Hö lebte einmal ein armer Junge, der hieß Tsei-tsen. Sein Vater war gestorben, als Tsei-tsen noch ein kleiner Knabe war. Und Tsei-tsen hatte seine Mutter sehr lieb. Aber in

Figur 1. Von einem Knaben, der für seine Mutter Maulbeeren suchte.

Figur 3. Von dem dünnen Kleid und der bösen Mutter.

Figur 2. Von einem Mann, der seine Titel von sich warf und ausging, seine Mutter zu suchen.

diesem Jahre kam großes Unglück über das Land. Die Aufständischen drangen ein, und die Frucht auf den Feldern stand sehr schlecht. Tsei-tsen und seine Mutter waren aber sehr arm und hatten nicht Geld genug, um den teuren Reis zu kaufen. Da ging Tsei-tsen täglich in den Wald und suchte Maulbeeren. Und er nahm immer zwei Schachteln mit. Da kamen einmal die Aufständischen, sahen ihn und wunderten sich, daß er zwei Schachteln hatte. Und der Hauptmann fragte ihn: „warum hast du zwei Schachteln?" Da antwortete Tsei-tsen: „in die eine Schachtel kommen die schwarzen (reifen) Früchte, die sind für die Mutter; in die andre aber kommen die roten (unreifen) Früchte, die sind für mich!" Als der Hauptmann das hörte, wurde sein Herz weich, weil Tsei-tsen zu seiner Mutter so gut war. Und er schenkte ihm drei Maß guten weißen Reis und eine Rindskeule.

II. Von einem Mann, der seine Titel von sich warf und ausging, seine Mutter zu suchen. (Figur 2.)

Es war einmal ein Mann, der nahm zwei Frauen. Die erste Frau aber trieb die zweite aus dem Hause. Und diese gebar einen Sohn. Als derselbe siebzehn Jahre alt war, zog er von dannen und ward ein hoher Minister. Seine Mutter aber sah er nicht wieder bis er fünfzig Jahre alt war. Da warf er alle Titel von sich und ging aus, seine Mutter zu suchen und fand sie wieder. Sie hatte aber schon ein Alter von siebzig Jahren.

III. Von dem dünnen Kleid und der bösen Mutter. (Figur 3.)

Im Jahre Tsu lebte ein Mann, der hieß Min-tsen. Sein Vorname aber war Tsi-tse. Der war ein Schüler von Con-fu-tse. Seine Mutter starb schon als er noch ganz klein war. Da nahm sein Vater eine zweite Frau. Die gebar zwei Söhne. Den beiden Söhnen zog sie im Winter Pelze und wattierte Kleider an, Min-tsen aber mußte ein dünnes, durchlöchertes Kleid tragen. Einmal wollte sein Vater ausfahren, und Min-tsen sollte den Handwagen ziehen. Da war es aber so kalt, daß seine Hände starr wurden und er das Zugband fallen ließ. Darauf hub der Vater an ihn zu schelten. Und Min-tsen war ganz stumm. Als nun sein Vater plötzlich erkannte, daß er ein so dünnes Kleid trug, wollte er seine Frau fortjagen. Aber Min-tsen sagte bittend: „nicht doch, Vater. So lange die Mutter hier ist, muß ich allein frieren, ist sie aber fort, so frieren wir alle!" Das hörte die Mutter und seit der Stunde liebte sie ihn.

Hauswirtschaftliche Umschau.

Der Versuch, die verschiedenen Küchengewürze in Extraktform darzustellen, ist wiederholt gemacht worden, ohne daß sich dieselben dauernd in der Praxis hätten einbürgern können. Neuerdings bringen aber Gebrüder Tillich in Görlitz Gewürzextrakte in den Handel, die von dem vereideten Gerichtschemiker Dr. Fricke hergestellt sind, und sich in Bezug auf ungemeine Konzentration der wirksamsten Bestandteile der Gewürze, Reinheit des Produkts und Bequemlichkeit der Handhabung in sehr vorteilhafter Weise auszeichnen. Die flüssige Form erleichtert die Wahl des richtigen Quantums und befördert die gleichmäßige Verteilung der Gewürze, durch die zuzubereitenden Speisen, sie ist aber auch insofern vorteilhaft, als bei ihrer Anwendung nicht die meist unverdaulichen Schalen den Magen belasten. Ein Kästchen mit acht verschiedenen Gewürzen stellt sich auf 7,50 Mark.

In dem Magazin von Raddatz, Berlin, Leipzigerstraße 101, sahen wir eigenartige Proviantkörbe aus Weißblech, die sich äußerlich als bronzierte Körbe mit dauerhaft eingefügtem Griff repräsentieren und mit einem einfachen, praktischen Verschluß versehen sind. Die originelle Idee, den bisher ausschließlich verwendeten Weidenkorb durch eine geeignete Metallkonstruktion zu ersetzen, scheint durchaus zweckmäßig, jedenfalls hat dieselbe bei gleicher Leichtigkeit den Vorteil größerer Haltbarkeit und eines eleganteren Aussehens vor jenem voraus. Wenn der neue, gesetzlich vor Nachbildung geschützte Proviantkorb somit speziell als Marktkorb recht vorteilhaft sein dürfte und zwar besonders zum Transport feuchter Gegenstände (Fische!), so bildet er zugleich einen vorzüglichen kühlen Aufbewahrungsort im Hause und wird sich in den Speisekammern unserer Hausfrauen gewiß schnell einbürgern. Ein 32 cm langer, 24 cm breiter und 20 cm hoher Korb kostet 6 Mark.

H. H.

La ilah ella Allah.

Es ist mir immer auffällig gewesen, wie verschieden in Geschichtswerken und in Reisebeschreibungen die Losung der Mohammedaner wiedergegeben wird, und meine ich, daß es vielleicht manchem Leser erwünscht sein möchte, die richtige Form und den eigentlichen Ausdruck derselben kennen zu lernen. Sie lautet, wie oben angegeben,

La ilah ella Allah.

La heißt im Arabischen: nicht, und ilah bedeutet Gott; ella ist, entsprechend dem hebräischen im-lo, zu übersetzen: wenn nicht, nisi, außer. Allah ist ilah mit al, dem bestimmten Artikel und bedeutet demnach: der Gott und ist in dieser Form der Gottesname geworden. So ergibt sich denn: Nicht ein Gott, oder: Es gibt keinen Gott, außer Allah.

Nur ein Beispiel der Abweichung von dieser Form des Spruches möge hier eine Stelle finden, wie es mir gerade in einer jetzt vielgelesenen Reisebeschreibung vorliegt. Hier lautet der Spruch immer: La il Allah il Allah, in welcher Form die eigentliche Losung nur ungefähr dem Wortlaute nach wiederklingt.

A. K.

Briefkasten.

H. v. B. in Dresden. Ganz richtig, vergessen Sie aber nicht, daß die Zahl der „Wohlhabenden“ verhältnismäßig äußerst gering ist. Wir werden jemand, der ein jährliches Einkommen von 3300 M. hat, noch nicht zu den Wohlhabenden rechnen und doch haben nur 8 Prozent aller Bewohner Sachsens ein größeres. — **Pf. W. in P. M.** Ein solches Institut gibt es unseres Wissens nicht. Am besten thun Sie gewiß, wenn Sie Ihren Landesfürsten von der Lage des Greises in Kenntnis setzen. Sie werden ihn, wo es sich um einen Veteranen handelt, schwerlich vergeblich bitten. — **v. R. geb. B.** Das Bild von Gabr. Max (No. 16) ist zu haben in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (ehemals Bruckmann) zu München. — **Ein Ehepaar in G.** Wir empfehlen Ihnen zu einem Aufenthalt in der Schweiz, wie Sie ihn wünschen Heinrichsbad bei Herisau im Kanton Appenzell, über welches Sie im XII. Jahrgang S. 64 nähere Auskunft finden. — **Fr. v. Z. in D.** Ein Lebens- und Charakterbild Händels haben wir nebst seinem Bildnis aus Emil Frommels Feder (VI. Jahrgang S. 762 ff.) gebracht. Für Ihren Zweck empfehlen wir die allgemeinverständlich und ansprechend geschriebene Biographie: G. Fr. Händel. Ein deutscher Tonmeister. Von E. Heinrich. (Leipzig, M. L. Mathies. Pr.: 1,80 M.) — Als ungeeignet erwiesen sich die Zusendungen von **H. St. in W. b. A. — J. H. in Qu.** (Holst.) — **H. O. in Schw. i. M. — B. H. in K. o/S. — Frl. J. Kr. in B. a/Rh. Fr. O. in W. — O. D. in D. Pl. — A. G. in W. — L. Z. in Dr. — A. in B.** Ein solches Werkchen gibt es nicht; der einzige Weg zu Ihrem Ziele ist: ordentlich nach der Natur zeichnen zu lernen. — **Abonnenten in Kleinwelka.** Ihr Wunsch kann nicht erfüllt werden — gegen Angabe Ihrer Adresse stehen Ihnen die eingesandten Briefmarken wieder zur Verfügung.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1.

A	A	A	B
E	E	M	M
N	N	R	R
S	U	U	U

Die Buchstaben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so umstellen, daß die oberste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten und so fort.

Die vier Wörter (aber in andrer Reihenfolge) ergeben:
1. Einen König des Altertums.
2. Einen alttestamentlichen Namen.
3. Eine Stadt.
4. Eine örtliche Bezeichnung.

2.

Mit nc in Italiens Gauen,
Auf Rügen mit rk zu schauen.

Bilderrätsel.

3.

In der obenstehenden Figur besteht jedes der sechs Wörter aus fünf Buchstaben. Jedes liefert den Anfangs- oder Endbuchstaben für vier der fünf andern Wörter. Das fünfte und sechste Wort haben auch einen gemeinsamen mittleren Buchstaben.

Nach dem Muster dieser Wörtergruppe läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben eine andere bilden:
1. Eine Stadt in Italien.
2. Ein beliebter Roman.
3. Ein männlicher Vorname.
4. Eine Stadt in Rheinland.
5. Ein Staatenbund.
6. Ein weiblicher Vorname.

4. Rätsel-Distichon.

Weißt Du, was Gutzkow geschrieben, so kennst
Du gewiß meinen Namen,
Wenn Du ein Zeichen mir nimmst, Herzogtum
bin ich und Stadt.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 20.

Schachspielaufgabe.

1. Ld4—g1 1. Kd5—e4
2. Da6—c4:† 2. Ke4—f3 (f5)
3. Dc4—g4‡

A,

1. . . . . . 1. c4—c3
2. Da6—b7† 2. Kd5—c4 oder —d6
3. Sd7—e5 oder Lg1—c5‡

1. Kreisrätsel.

1 2 3 4 5 Parze
1 2 3 4 5 6 7 8 Parzelle
2 3 Ar
4 5 6 7 8 Zelle
4 5 6 7 8 9 Zeller
5 6 7 8 Elle
5 6 7 8 9 Eller
9 10 11 Rio
10 11 Jo
11 12 1 2 Oppa

Bilderrätsel: Zwei Hunde an einem Bein, werden nimmer einig sein.

2. Zweisilbige Scharade: Grashalm.

Inhalt: Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Die Fürstin Bismarck. Von Oskar Pank. Mit Illustration: Des Reichskanzlers Daheim. — Verrechnet. Fortsetzung. Roman von L. Bernhardt. — Ein Besuch beim König der Fidschiinseln. Mit vier Illustrationen. — Am Familientisch: Aus einem chinesischen Kinderbuche. Mit drei Illustrationen. — Hauswirtschaftliche Umschau. — La ilah ella Allah. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Februar 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 22.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Gleich, als das schlechte Wetter begann, habe ich mir telegraphisch einen amerikanischen Regenmantel bestellt, — du weißt, leicht wie eine Feder und absolut wasserdicht, — dazu eine Art Südwester von Wachstuch mit Nackenklappe und Mützenschirm, feste Stiefeln, dichte Handschuhe, und, last but not least, keinen Regenschirm. Das ist die Hauptsache! Die Hände werden in die Seitentaschen gesteckt, der Mantel fest zugeknöpft und so geht es fort: „durch Sturm und Regen, dem Wind entgegen“, ein herzerfrischendes, nervenstählendes, himmliches Vergnügen! Über kleine Tümpel und Wasserlachen springe ich gewandt hinweg, angeschwollene Bäche werden umgangen, und ist ein Abhang in dem aufgeweichten Boden einmal gar zu schlüpfrig, reicht mir Vetter Manfred hilfreich die Hand. Er ist es nämlich, der mich immer begleitet, und da die anderen sich unsrer feuchten Expedition nicht anschließen wollen, so gehen wir allein, trotz allem beredten Achselzucken der Damen.

Freilich, wenn ich dann wieder nachhause komme, sehe ich mitunter recht übel aus. Die Stiefel sind durchweicht, die Haare feucht, der Kleidersaum naß, trotz des Waterproofs. Die Frisur will gar nicht gelingen, und Margaret hält fulminante Reden, wenn sie vor mir niederkniet, um meine Füße zu trocknen. Aber — Vernunft oder Unvernunft (du weißt, sie liebt sich etwas drastisch auszudrücken), — meine Wangen sind rot, meine Augen hell, meine Stimmung so heiter als nur irgend möglich. Manfred meint, das englische Blut ließe sich doch nicht verleugnen. Ein anderes Mädchen wäre froh, wenn es bei solchem Wetter zu Haus bleiben dürfe, wage es sich aber ja einmal hinaus, so geschehe es meist in so unangemessener, unpraktischer Kleidung, daß ein Schnupfen die unvermeidliche Folge sei. Ich bitte dich, Dosia, ein Schnupfen, welch schrecklicher Gedanke! Es ist das unästhetischste aller derartigen Übel und kann keinen Anspruch auf Teilnahme machen. Rote Nasen, thränende Augen sind seine unzertrennlichen Begleiter und, einmal sein Opfer, wird man ihn sobald nicht wieder los.

Auf diesen Spaziergängen unterhalte ich mich mit Manfred vortrefflich. Das heißt, er redet, und ich höre ihm zu. Ist es auch nicht immer etwas Geistreiches, was er sagt, so klingt seine Rede doch wie liebliches Geläute, und mein schönheitsdurstiger Sinn freut sich an den Formen und Farben seines hübschen Gesichts. Ob das gefährlich ist? — Ich glaube nicht. Ist doch das Wohlgefallen, das er mir einflößt, weder von befangenem Erröten, noch von Herzklopfen begleitet, und wie zwei gute Kameraden schreiten wir miteinander durch dick und dünn. Auch in seinem Benehmen gegen mich liegt eine gewisse Harmlosigkeit, eine fröhliche Unbekümmertheit, die seinem kindlich offenen Wesen entspricht, und nur manchmal warnt mich ein Wort, ein Blick, eine vorübergehende Verlegenheit von seiner Seite, daß es vielleicht nicht immer so bleiben wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 22. Juli.

Liebste Dosia, welch ein Brief! Soviel Fragen, soviel Vorwürfe, soviel wohlgemeinte Reden, und zum Schluß die Bitte, dir mein Vertrauen nur ja nicht zu entziehen! Wie entsetzlich unlogisch ist doch das alles, aber — es sei dir noch einmal verziehen. Weiß ich doch, daß du es wahrhaft gut mit mir meinst und aus übergroßer Ängstlichkeit nur besorgt um meine Wohlfahrt bist. Auch ist es nicht dein Geist, der aus dir spricht, sondern der Geist des gestrengen Herrn Pfarrers, der unmerklich Besitz von deiner Seele ergriffen hat und dein klares, objektives Urteil beirrt. Du würdest dich sonst nicht zum Apostel des Dekorums aufwerfen und Gefahren für mich sehen, wo keine sind. Indessen, lassen wir das, und gehen wir wieder zur Tagesordnung über.

Also, meine weise Dosia hat schon gewählt! Nach meiner Beschreibung gefällt ihr Udo am besten, und sie beklagt sich bitter, daß ich seiner so selten Erwähnung thue.

Habe ich ihn denn wirklich ein wenig vernachlässigt? — Im persönlichen Verkehr wohl kaum, in meinen Briefen vielleicht. Aber das ist ganz natürlich! Er ist eben niemals zu Hause, besonders jetzt, wo er den Landrat vertritt. Aber auch sonst nimmt seine Thätigkeit ihn stark in Anspruch; er ist ehrgeizig und hat sich mit einer Menge von Ämtern belastet, die ihm vorläufig mehr Arbeit als Ehre einbringen, ihm aber als Staffel dienen sollen zu künftigem Ruhm. Er ist Amtsvorsteher, Kreisdeputierter, Landesältester und Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins, hat ein Krankenhaus, eine Molkerei-Genossenschaft und eine freiwillige Feuerwehr ins Leben gerufen, sucht sich bei der Landbevölkerung beliebt zu machen und wünscht nichts sehnlicher, als in den Reichstag zu kommen.

Du wirst mir zugeben müssen, das ist genug. Zudem ist er immer nervös, immer eilig, immer mit Geschäften überladen, und so geschieht es, daß wir ihn manche Tage nur zu den Mahlzeiten sehen, und auch das nicht immer. — Für das Leben in der Familie bleibt ihm wenig Zeit, und wenn er mit seiner Großmutter zusammen ist, sprechen sie nur von geschäftlichen Dingen.

Er ist aber ein lieber, guter, vortrefflicher Mensch; mehr eitel als egoistisch, und darum leicht zu lenken, der es nun einmal für seine Pflicht hält, sich für das Wohl der Menschheit zu opfern, und von Tante Mohrstein darin noch bestärkt wird. Aus welchen Gründen, wage ich nicht zu entscheiden. Immerhin ist nicht zu verlangen, daß ein junges Mädchen sich für ihn enthusiasmiere. Er könnte ebensogut dreiundfünfzig, als dreiunddreißig Jahre alt sein, und erinnert mich immer an einen Weihnachtsmann, den mir Papa in meiner frühesten Kinderzeit schenkte.

Er war aus Holz geschnitzt, schön bemalt und sah sehr ehrwürdig aus in seinem schwarzen Talar und langen weißen Bart, aber da er völlig unbeweglich war, mochte ich ihn nicht leiden und ärgerte mich so über seine Steifheit, den stets gleichbleibenden, lächelnden Ausdruck seiner Züge, daß ich ihm eines Tages den Kopf an der Tischkante zerschellte, nur um zu sehen, ob er nicht einmal schreien werde.

Das war nun freilich sehr unartig, und ein Experiment, das ich bei Udo in ähnlicher Weise nicht versuchen möchte, aber die Ungeduld, mit der sein gemessenes philiströses Wesen mich erfüllt, ist dieselbe, und mitunter erfaßt mich auch bei ihm der tolle Wunsch, irgend etwas ganz Außergewöhnliches zu thun, nur um ihn einmal aus der Fassung zu bringen.

Übrigens brauchst du, liebe Dosia, dich durchaus nicht zu seinem Anwalt aufzuwerfen. Rovna thut dies bereits zur Genüge und hat für ihren ältesten Vetter eine Art stiller Verehrung, hinter der sich vielleicht ein noch wärmeres Gefühl verbirgt. — Aber würde sie dann seine Vorzüge so unbefangen rühmen, ihn mir bei jeder Gelegenheit als Ideal hinstellen? Ich glaube kaum, meine vielmehr annehmen zu dürfen, daß ihre Gefühle für ihn mehr schwesterlicher Natur sind, und sie nur den Instruktionen der Tante folgt, wenn sie versucht, Udo mir gegenüber ins beste Licht zu setzen.

Rovnas Vorgehen in dieser Beziehung ist aber auch das einzige, was mir den Wünschen der Tante gegenüber als Wegweiser dient. — Sie selbst verrät sich nie, und wenn sie auch die Zügel ein wenig anzuziehen sucht, und mir auf zarte Weise zu verstehen gibt, daß sie ihre Enkel zu verheiraten wünscht, so läßt sie mich über die Person des Erwählten doch dauernd im Zweifel und bestärkt mich in dem Glauben, daß sie mir gütigst gestatten will, selbst zu wählen. Jedenfalls scheint sie einer normalen Entwickelung nicht vorgreifen zu wollen, und versteht die große Kunst zu warten.

Nur von meiner Abreise mag sie nichts hören, und es rief einen wahren Sturm der Entrüstung hervor, als ich derselben gestern erwähnte. — So bleibe ich denn, bleibe gern, und überlasse alles andere der Zukunft. — — —

Den 24. Juli.

Gestern war der blonde Rittmeister hier. Wie er sagte, um seinen Quittungsbesuch zu machen und sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, in Wahrheit aber, um sich mit anerkennenswerter Ausdauer deiner Freundin Doris zu widmen. Ich war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit der er sich immer wieder an meine Seite zu manövrieren verstand, und bin überzeugt, er weiß nun ganz genau, wer die Erbin ist.

Einige jüngere Offiziere, die er mitgebracht hatte, nahmen Rovna und die beiden Vettern vollständig in Beschlag, und da Gräfin Basil und die jungen Reichensteins mitspielten, kam eine regelrechte Krocketpartie zustande.

Das liebe Krocket!

Ich habe früher nie begreifen können, weshalb junge Damen besonders sich so leidenschaftlich dafür enthusiasmieren, aber jetzt ist mir die Sache vollkommen klar. Es ist eben mehr als ein hübscher Zeitvertreib, eine gesunde Bewegung, es ist sehr häufig Mittel zum Zweck. — Viele mögen sich dessen nicht bewußt sein, dennoch verhält es sich so, und mit Recht! — Der Aufenthalt im Freien bringt die jungen Leute zusammen, Männlein und Weiblein in bunter Folge, das Spiel selbst wirkt anregend und belebend, und während die Unterhaltung ganz allgemein scheint, begünstigt sie alle Sonderinteressen in hohem Grade.

Da gibt es tausend Gelegenheiten, Anmut und Geschicklichkeit zu entfalten, einen gut chaussierten Fuß zur Geltung zu bringen, oder mit graziös zurückgebogenem Oberkörper die feindliche Kugel zu erspähen. Triumph und Ehrgeiz röten die Wangen, unter Scherzen und Neckereien fällt die Reserve, und wer nicht ein Philister ist wie Vetter Udo, der seine steifleinene Würde niemals vergißt, wird in den allgemeinen Jubel mit hineingezogen. Die große Fläche, welcher der bunte Pfahl als Mittelpunkt dient, macht ein zwangloses Hin- und Hergehen möglich, früher oder später finden sich einzelne Paare zusammen, und heimliche Sympathieen und Antipathieen, die in Worten keinen Ausdruck erhielten, offenbaren sich durch die geschickte Bewegung des Hammers, der bald die befreundete Farbe mit durchbringt, bald mit wohlgezieltem Schlag die gefährliche Kugel „hinwegkrocettiert“.

Das Krocket als Gesellschaftsspiel ist somit von großem Werte, und auch gestern that es wieder seine Schuldigkeit. Rovna spielte mit wahrer Leidenschaft, und zwei der Herren schienen ihr zu sekundieren, der Rittmeister hingegen mußte wieder und wieder an seine Pflichten erinnert werden und schien das Spiel nur als lästige Zugabe zu betrachten. Er wich nicht von meiner Seite und unterhielt mich vortrefflich, ich aber war ganz zufrieden mit seiner Gesellschaft und baute darauf meine eigenen Pläne.

Hoffte ich doch von ihm weitere Aufschlüsse über die Katastrophe in meines jüngsten Vetters Vergangenheit zu erlangen, und während er zuerst nur Dinge berührte, die mich selbst betrafen und, was mein Vorleben anlangt, eine diskrete Neugier markierte, suchte ich seine Gedanken in andere Bahnen zu lenken und brachte ihn schließlich auch dahin, daß er selbst der Familie der Mohre erwähnte. Von Udo auf Manfred und von diesem auf Maurus übergehend, ließ er sich von mir die zeitweilige Abwesenheit desselben bestätigen, und daran anknüpfend wurde es mir nicht schwer, ihm von den einsiedlerischen Launen des Armen zu sprechen.

Als ich ihn aber fragte, weshalb Maurus denn eigentlich den Abschied genommen, war mein junger Freund sehr erstaunt.

„Mein gnädiges Fräulein“, sagte er, „sollten Sie das wirklich nicht wissen? Die Sache hat damals viel Aufsehen erregt, das Geschehnis war in aller Welt Munde, und nun sollten Sie, eine so nahe Verwandte des Hauses — — es ist kaum denkbar.“

Ich lächelte. „Vergessen Sie nicht“, sagte ich, „daß ich die letzten Jahre im Auslande weilte und zum erstenmale in Mohrstein bin. Da ist es natürlich, daß ich noch nicht mit den Traditionen des Hauses bekannt bin.“

„Allerdings, allerdings“, murmelte er, und störte die

schöne Symmetrie seines Schnurrbartes durch einseitiges Drehen, „nur so kann ich mir Ihre Frage erklären. Wenn Sie also befehlen, will ich Ihnen den Hergang berichten, obgleich Graf Udo, oder Graf Manfred vielleicht geeigneter dazu wären.“

Ich bezweifelte das stark. — „Nein“, sagte ich, „wenn die Geschichte ihre dunkle Seite hat — und nach allem, was Sie mir andeuten, kann ich das wohl annehmen, — muß es den Brüdern peinlich sein, sie berührt zu sehen, und ich kann volle Offenheit von ihnen nicht erwarten, während Sie, lieber Baron, kein Verwandtschaftsgrad hindert, so genau als nur irgend möglich zu sein.“

Er sah das ein, lächelte verlegen und begann zu erzählen. Sehr zaghaft, sehr schonend, immer bedenkend, daß er zu einem jungen Mädchen rede, aber doch die Wahrheit enthüllend, und da ich weiß, daß es dich interessieren wird, Liebste, lasse ich den Sinn seiner Worte hier folgen.

„Ihr Herr Vetter“, begann er, „diente bei den Königswalder Ulanen und war ein flotter Offizier und gewandter Reiter, dabei außerordentlich beliebt im Regiment und auf dem besten Wege, Karriere zu machen. Von Schulden hat man bei ihm nie etwas gehört. Die Zinsen seines ererbten Vermögens reichten hin, ihn mit allem Komfort zu umgeben, und seine Passionen waren von der einfachsten Art. Er liebte die Natur, die Musik und seine Kameraden, und wenn auch als leicht heftig und aufbrausend bekannt, war er doch, was man so sagt, ein famoser Kerl! — Was etwa an Lebensüberschuß in ihm gährte und arbeitete, brach sich in gewagten Kraft- und Reiterstückchen Bahn, und, mochte es nun im Bewußtsein seiner Häßlichkeit, oder aus anderen Gründen geschehen, dem schönen Geschlecht blieb er möglichst fern.

Da — ein Kommando hatte ihn nach Berlin geführt — lernte er die Tochter eines Kunstreiters kennen, die sich allabendlich auf dem Schulpferd Achill präsentierte und für eine etwas exotische Schönheit galt. — Trotzdem hielt Graf Maurus sie für einen makellosen Engel, verliebte sich in sie und beschloß, allen Warnungen zum Trotz, sie zu seiner Gattin zu machen.

Da er dies als Offizier nicht durfte, kam er, verblendet durch seine wahnsinnige Leidenschaft, um seinen Abschied ein und handelte zugleich um eine Herrschaft in Polen, die äußerst billig zu haben war und ihm in ihrer völligen Verwahrlosung den gewünschten neuen Wirkungskreis bot. Dorthin wollte er sich mit seiner jungen Gattin zurückziehen.

Ehe aber die Angelegenheit noch so weit gediehen war, erhielt er den unumstößlichen Beweis, daß die schöne Amazone seiner Liebe, seines Namens und des Opfers, das er ihr gebracht, durchaus nicht würdig war, und ohne auch nur ein Wort zu verlieren, löste er die Verlobung auf.

Von seiner sonstigen Heftigkeit zeigte sich diesmal nicht die leiseste Spur, um so größer schien aber die innere Erschütterung zu sein, und es war wohl eine Art von Galgenhumor und stummer Verzweiflung, welche ihn, am selbigen Abend noch, an einem lustigen Junggesellensouper teilnehmen ließ. Der Sekt floß in Strömen, er trank mehr als ihm gut war, und in dieser Stimmung ließ er sich dazu bereden, mit einem der anderen Herren einen vornehmen Klub zu besuchen, der zwar sehr exklusiv, seines hohen Hasardspieles wegen aber übel beleumdet war und schon so manches Opfer gefordert hatte. Auch er wurde zum Spiel animiert, gewann, verlor, gewann wieder, und das Ende vom Liede war, daß er, der sonst nie eine Karte anrührte, in dieser einen Nacht weit über vierzigtausend Thaler verlor.

Das war ungefähr die Summe, die sein Vermögen repräsentierte und von ihm flüssig gemacht worden war, um bei dem Subhastationstermin die polnische Herrschaft erstehen zu können, — zur vollständigen Begleichung seiner Schuld reichte sie aber doch nicht hin, und da dieselbe binnen vierundzwanzig Stunden gedeckt sein mußte — sein Gegner, ein hoher Sportsman, erklärte malitiös nicht länger warten zu können, mußte er sich an seine Großmutter wenden, die damals zufällig in Berlin weilte, und nun von ihm um Hilfe angegangen wurde.

Wie schwer ihm dieser Schritt geworden, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß er sie die Jahre vorher niemals aufgesucht, ja nicht einmal auf Urlaub hier in Mohrstein gewesen, und sie ihrerseits scheint ihn denn auch durchaus nicht geschont zu haben. Wenigstens kam es zu einer furchtbaren Szene. — Nicht allein, daß sie ihm über seinen Trotz, seinen Leichtsinn die bittersten Vorwürfe machte — Sie wissen, gnädiges Fräulein, in einem Hotel haben die Wände Ohren — und ihm für die Zukunft alle weitere Hilfe entzog, — sie wagte es auch, direkt oder indirekt seine verstorbene Mutter zu schmähen, und das war der Tropfen, welcher das Maß endlich überfließen machte. Unfähig sich noch länger zu beherrschen, stürzte er ins Nebenzimmer, riß einen Revolver aus der Brusttasche, drückte ihn ab, und als sie entsetzt und Schlimmes ahnend an seine Seite eilte, brach er blutüberströmt vor ihr zusammen.“

„Also ein Selbstmord,“ sagte ich schaudernd, und sah entsetzt den Rittmeister an.

„Ja“ meinte er, wenn Sie es so nennen wollen, gewiß, aber vergessen Sie nicht, daß er zum Äußersten getrieben und stark versucht worden war, und im Augenblick der höchsten Erregung, ohne Nachdenken, ohne Bewußtsein fast, gehandelt hatte. Eine ganze Kette von Thorheit und Unheil war über ihn hereingebrochen, die Rückkehr zu seinem Regiment ihm abgeschnitten, und wenn er selbst auch viel gefehlt haben mag, die Strafe scheint größer fast, als seine Schuld. Auch hat ihn Gott vor dem Schlimmsten bewahrt. Dank seiner Aufregung verfehlte er das Ziel, die Kugel drang nur in den linken Oberarm ein und wurde später herausgeschnitten, die ganze Sache aber, aus Rücksicht für die Familie, als ein Unfall, ein unglückliches Versehen dargestellt.“

„Und Vetter Maurus?“

„Lag wochenlang im tollsten Fieber, und als er wieder zum Bewußtsein erwachte, war er der finstere, menschenscheue Sonderling, als der er Ihnen mit Recht geschildert worden ist.“

Ich seufzte unwillkürlich und fragte, wann sich das alles zugetragen. „Vor zwei Jahren etwa,“ meinte der Rittmeister. „Graf Maurus ging dann zur Kräftigung seiner Gesundheit, und um der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entfliehen, auf einige Monate nach der französischen Schweiz, und seit seiner Rückkehr hat er hier in Mohrstein sein Domizil aufgeschlagen.“

„Ohne andere Ressourcen als das, was die Güte seiner Großmutter ihm zu gewähren beliebt?“

„Nein, das nicht. Das Majorat zahlt allen jüngeren Söhnen eine kleine Apanage, die, allerdings sehr gering, seinen jetzigen Bedürfnissen jedoch vollkommen entspricht. Früher freilich hätte sie kaum hingereicht, seinen Schneider zu bezahlen.“

Der Unglückliche! Braut, Vermögen, Stellung, alles auf einmal verloren, und dazu das Bewußtsein, in einem Augenblick des Wahnsinns Hand an sich selbst gelegt zu haben. — Kein beneidenswertes Los fürwahr, und kein Wunder, wenn er die Menschen flieht. Ich weiß nicht, ist es Mitleid, Furcht oder Abscheu, was mich bei dem Gedanken an ihn beschleicht, jedenfalls ist mein Interesse durch jene Erzählung geweckt worden und ich möchte ihn wohl kennen lernen, — werde es wohl auch noch! — Ob die Begegnung aber eine angenehme wäre? — Der Rittmeister ließ mir übrigens keine Zeit, mich diesen Gedanken noch hinzugeben, kaum war er mit seinem Bericht zu Ende, so ging er auf ein anderes Thema über, und da wir gleich darauf ins Haus zurückkehrten, wurde die Unterhaltung allgemeiner.

Später fiel mir auf, daß Rovna sich plötzlich ganz verändert zeigte. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, der strenge Zug um ihren Mund hatte einem glücklichen Lächeln Platz gemacht, und als die Gäste uns verlassen, — der Rittmeister hatte etwas umständlich von mir Abschied genommen, — fiel sie mir um den Hals und sprach sich so entzückt über sein hübsches Äußere, sein liebenswürdiges, taktvolles Benehmen aus, daß ich nicht wenig erstaunt darüber war.

Solch lebhafter Enthusiasmus bei ihrem sonst kühlreservierten Wesen war mir ganz neu, und wie nach Aufklärung

suchend blickte ich auf Manfred, der soeben die Herren hinausbegleitet und dann zu uns getreten war. Aber, als hätten sie die Rollen vertauscht, zeigte sein Antlitz keine Spur von Frohsinn, und leicht die Achsel zuckend, trat er ans Fenster. — Sollte er wirklich eifersüchtig sein?

Den 28. Juli.

Am Ende des Gartens ist ein Plätzchen von Lilien umstanden, jenen hohen, weißen, königlichen Blumen, die trotz ihrer keuschen Schönheit, ihres zarten Duftes, aus der Umgebung der Schlösser verbannt sind und nur noch in der Nähe katholischer Kirchen gedeihen.

Auch hier sind sie bis an die äußerste Grenze des Parkes zurückgedrängt worden, aber sie sind doch da, und umgeben in weitem Halbkreis eine alte Linde, unter deren weit herabhängenden Zweigen ich meine Hängematte befestigt habe. Dort liege ich oft Stunde um Stunde im süßesten Nichtsthun, blicke in den blauen Himmel hinein, atme den berauschenden Duft der Lilien und träume manchen thörichten Traum.

Wenn du sagst, ich solle meine Zeit besser anwenden, so gebe ich dir unrecht, Dosia, denn — — ich versäume nichts! — Könnte ich durch eine ernsthafte Thätigkeit anderen nützen, oder müßte ich mir meinen Unterhalt selbst verdienen, so läge die Sache natürlich anders, vor eingebildeten Pflichten aber habe ich keinen Respekt! — — —

An einem schönen Sommertag aber ruhend zwischen Himmel und Erde zu schweben, sorglos, gedankenlos möchte ich sagen, losgelöst gleichsam von allem Konkreten, die Stirn von zartem Lufthauch umfächelt, von Bienen umsummt, von Schmetterlingen umgaukelt, erfüllt von der reinen Freude am Dasein, ohne Wunsch, ohne Willen, nur voll Dank gegen Gott, der das alles geschaffen, ist das nicht schön, nicht beneidenswert, Dosia?

Manfred, der ausgeschickt war, mich zu suchen, entdeckte mich neulich in meinem Versteck, und seitdem pflegt er sich mitunter dort einzufinden. Wir plaudern dann zusammen, oder er liest mir etwas vor, mitunter begnügt er sich aber auch damit, mir schweigend gegenüberzusitzen, auf einem kleinen Feldstuhl, den er dorthin gebracht hat, und mir mit einem großen Fächer Kühlung zuzuwehen. Dabei pflegt er mich dann so nachdenklich und prüfend anzusehen, mit einem gewissermaßen sondierenden Blick, daß ich überzeugt bin, er denkt über die Opportunitätsfrage in betreff einer Verbindung mit mir nach.

Nun, gestern befanden wir uns auch in dieser Situation — ich meine Hängematte als Sitz benutzend und mit einem Lilienstengel spielend, als Tante Mohrstein mit Fräulein von Dollentin plötzlich sichtbar wurde, bei unserem Anblick verständnisinnig lächelte, der Stiftsdame ein Zeichen machte uns nicht zu stören, und sie stillschweigend wieder mit fortzog.

Mir war dieses Renkontre nicht ganz angenehm, und auch Manfred sprang auf, mit einer verlegenen Röte im Gesicht, ging einige Male auf dem Wege auf und ab und murmelte etwas von Rovna und steter Spionage. Dann setzte er sich mir wieder gegenüber und sagte ernsthaft:

„Wie lange sind Sie schon hier, Kousine Doris?"

„Vier bis fünf Wochen" erwiderte ich lächelnd. „Dünkt es Ihnen schon zu lange, Manfred?"

„Behüte!" rief er, mit lebhafter Abwehr. „Sie sind uns eine so liebe Hausgenossin geworden, daß wir an die Möglichkeit einer Abreise gar nicht mehr denken. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz anderes."

„Und das wäre?"

„Daß ich Sie noch so wenig kenne wie am ersten Tage, obgleich ich die ganze Zeit über das Glück hatte, mit Ihnen zusammen zu sein."

„Das ist allerdings merkwürdig!" und ich lachte. „Gehöre ich denn zu den problematischen Naturen?"

„Das nicht," sagte er, „aber Sie sind nicht leicht zu durchschauen und besitzen eine scheinbare Offenheit, die in Ihrem Wesen, aber nicht in Ihrem Charakter liegt. Dadurch wird man im ersten Augenblick getäuscht."

„Aber nicht mit Absicht!" warf ich ein.

„Ah!" meinte er, „das gebe ich gern zu. Sie sind eben wie ein geschliffener Krystall: klar aber nicht durchsichtig. Die Strahlenbrechung ist dazu zu groß."

„Soll das eine Schmeichelei sein?"

„Durchaus nicht, Kousine, denn eins von den vielen Dingen, über die ich mir nicht klar bin, ist das, ob Sie einer Schmeichelei zugänglich sind, oder nicht."

„Es kommt ganz darauf an, wie die Schmeichelei beschaffen ist."

„Sehen Sie," sagte er, „so machen Sie es immer. Sie ziehen das Spezielle ins Allgemeine und sind, im Gegensatz zu den meisten Damen, in Ihrem Urteil so objektiv, daß es schwer ist, daraus auf Ihre persönlichen Empfindungen zu schließen."

„Als ob gerade diese von großem Belang wären!"

„In manchen Fällen doch, denn unwillkürlich werden Ihre Handlungen und Anschauungen von ihnen beeinflußt."

„Wie scharf Sie beobachten, Vetter! Da diese Beobachtungen aber bisher zu keinem befriedigenden Resultate geführt haben, wollen Sie es nicht einmal mit einer direkten Frage versuchen? — Ich verspreche, Ihnen Rede und Antwort zu stehen."

Er bog einen Zweig zu sich hernieder, riß einige Blätter ab und zerrieb sie zwischen den Fingern. Dann lächelte er schelmisch, blickte mich an und sagte plötzlich: „Sie sind vierundzwanzig Jahre alt, Doris, wie kommt es, daß Sie noch nicht verheiratet sind?"

Ich muß gestehen, diese Frage hatte ich am wenigsten erwartet, und würde sie bei jedem andern als eine Indiskretion zurückgewiesen haben, Manfred hat aber eine Art und Weise, der man nicht widerstehen kann, und so hatte ich nur die spöttische Gegenfrage: „Gehört das auch zu den psychologischen Problemen?"

„Gewiß," erwiderte er, „es ist ein Phänomen. An Gelegenheit kann es Ihnen nicht gefehlt haben, Bewerber hatten Sie eine ganze Menge, nichts und niemand hinderte Sie eine Wahl zu treffen, und trotz alledem sind Sie noch frei?"

„Trotz alledem? Sagen Sie lieber, gerade deshalb!"

„So war es also nur Widerspruch gegen das Schicksal?"

„Oder Furcht vor dem Ungewissen."

„Das glaube ich nicht, Sie sind nicht feige."

„Aber eine kühle, vorsichtige Natur."

„Sie sagen es selbst, und doch möchte ich es bezweifeln. Nur Ihr Kopf ist kühl, Ihr Herz —"

Ich erhob abwehrend die Hand. — „Lassen wir das", sagte ich errötend, „je weniger wir von diesem unnötigen Möbel reden, um so besser wird es sein."

„Sie verleugnen es, um nicht sentimental zu erscheinen," meinte er lächelnd, „dennoch glaube ich, daß Sie, wenn auch schwer zu gewinnen, doch einer aufrichtigen Freundschaft fähig sind. — Und Ihre Freundschaft ist es, die ich mir vor allem ersehne. Darf ich hoffen, daß sie mir zuteil werden wird?"

„Von Herzen gern."

„Auch wenn ich einmal in die Lage käme, sie auf eine harte Probe zu stellen?"

Ich sah erstaunt zu ihm empor. Er war aufgestanden, hatte meine Hand ergriffen, er führte sie mit einer gewissen Feierlichkeit an die Lippen. „Sie sind sehr gut oder sehr klug," sagte er, „oder vielleicht beides zusammen, aber ich weiß, daß es jetzt noch nicht an der Zeit ist, zu reden." Im nächsten Augenblicke hatte er mich verlassen.

Ich saß da, wie betäubt. War das wirklich Manfred, mein ewig sorgloser, lächelnder Vetter, der so ernsthaft, fast mit unterdrückter Bewegung sprach? — Und was meinte er mit seiner geheimnisvollen Andeutung? Begehrte er wirklich meine Freundschaft, oder sollte sie nur den Übergang bilden zu wärmeren Gefühlen?

Grübelnd und sinnend ging ich nach Hause und begegnete Udo, der mich zu einer Spazierfahrt einlud. Aber nicht in dem eleganten char à banc, in dem sonst die Gesellschaft ausfuhr, sondern in einem Selbstfahrer, der zwischen hohen Rädern einen einzigen luftigen Sitz, und nur Raum für zwei Personen

Der gefährdete Schnurrbart. Gemalt von S. Jakobides.

darbot. Ich willigte gern ein, denn da das Reiten mir versagt ist — ein meinem Vater gegebenes heiliges Versprechen bindet mich in dieser Hinsicht —, ist es meine größte Freude schnell und gut zu fahren, und Udo war so bekannt als vorzüglicher Rosselenker, daß ich mich seiner Leitung ruhig anvertrauen konnte. Auch machte ich die Bemerkung, daß er in dieser Position sich am besten präsentierte. Mit dem hellen Sommerüberzieher, dem leichten Filzhut und dem wehenden Bart, machte er eine sehr gute Figur, und die elegante Sicherheit, mit der er die Zügel führte, mußte jedem Kenner Vertrauen einflößen. So lief ich nur schnell in mein Zimmer, um mir Staubmantel und Schirm zu holen und meinen Gartenhut mit einer etwas kleineren Kopfbedeckung zu vertauschen und Margaret über mein Verschwinden aufzuklären, und eilte wieder hinunter, denn die Pferde scharrten ungeduldig im Sande.

Als ich vor die Hausthür trat, stand, statt des Dieners, Manfred am Wagen, half mir beim Einsteigen, zog mir die Staubdecke über die Kniee und sah bei alledem so hübsch und lieb und gut aus, daß ich, einem plötzlichen Impulse folgend, zum Abschied seine Hand ergriff und sie herzlich drückte. Er schien davon augenscheinlich sehr angenehm überrascht, eine leichte Röte flog über sein hübsches Gesicht, und da in demselben Augenblicke die Pferde anzogen, rief er ein fröhliches „Glück auf“ dem Wagen nach.

Oben an einem Fenster aber stand Rovna und blickte mit finsterer Miene auf uns herab. Ob sie es mir nicht gönnte, daß ich mit Udo allein fuhr?

Indessen flogen wir mit Windeseile den Weg hinab, die Hufe der herrlichen Vollblutpferde schienen kaum den Boden zu berühren, ein Gefühl erhöhter Lebensfreude schwellte meine Brust, und ich war ganz zufrieden, an Udos Seite zu sitzen und mir von ihm alles berichten und erklären zu lassen. Er war viel liebenswürdiger und gesprächiger als sonst, hüstelte gar nicht und wußte so genau herauszufinden, was mich interessierte, daß ich nicht umhin konnte, ihm dankbar zu sein. Über duftige Wiesen und frisch gemähte Stoppelfelder hinweg, zwischen hochgetürmten Erntewagen und fruchtbeladenen Obstbäumen ging unser Weg; eine Southdown-Stammherde wurde besichtigt, der Bau eines Getreideschobers in Augenschein genommen, und erst nachdem das Geschäftliche absolviert, bogen wir in die Chaussee ein, die auf Umwegen wieder nach Hause führte. Wir wählten zwar den Sommerweg, aber nun ging es erst recht schnell vorwärts, und minutenlang sprachen wir beide kein Wort. Dann wandte Udo sich wieder zu mir, und als wolle er das Resümee längeren Nachsinnens in Worte fassen, sagte er nachdenklich:

„Wie vielseitig Sie sind, Doris! Die reine Chamäleonsnatur. Ich habe eine solche Frau noch gar nicht gesehen. In größerer Gesellschaft macht sich das weniger bemerkbar, aber sobald Sie mit jemandem allein sind, sei es nun im Geiste, oder in der Wahrheit — haben Sie eine Art und Weise, auf die Eigentümlichkeiten und Intentionen desselben einzugehen, daß man jedesmal meinen sollte, gerade diese Person, und diese Sache, mit der Sie sich im Augenblick beschäftigen, sei zugleich auch diejenige, die Ihrem Herzen am nächsten steht. Ist das Heuchelei, Liebenswürdigkeit oder — aufrichtiges Interesse?“

„Ersteres gewiß nicht,“ sagte ich lächelnd, „und es ist sehr ungalant von Ihnen, dergleichen auch nur zu erwähnen. Wenn ich mich mit einer Person besser unterhalten kann, als mit vielen, so ist das, meine ich, nichts weiter, als ein Mangel an Routine und ein Fehler, der teils in meiner Schüchternheit — Sie brauchen nicht zu lächeln, lieber Udo, denn ich spreche die Wahrheit, — teils in der schlechten Angewohnheit wurzelt, andere zu beobachten, und darüber mich selbst zu vergessen. Anderseits ist es aber doch auch nur natürlich, wenn ich mit Frau von Reichenstein über Dienstbotenangelegenheiten und mit Ihnen über Landwirtschaft rede.“

„Ja,“ sagte er, „wenn es mit dem Reden abgethan wäre, aber Sie haben Interesse, Verständnis. Wenn man Sie über Pferde reden hört, sollte man meinen, Sie seien das sportlustigste Fräulein des Erdballs, und wenn Sie sich über häusliche Dinge unterhalten, glaubt man das Urbild einer deutschen Hausfrau zu sehen. — Wie kommt es, daß Sie das alles in sich vereinigen?“

„Wahrscheinlich weil ich nun einmal so angelegt bin! Aber in einer Beziehung haben Sie recht! Ich besitze, ganz abgesehen von meinen eigenen Passionen, eine gewisse geistige Elastizität, welche mich befähigt, die Individualität anderer besonders lebhaft aufzufassen, und mich ganz in ihre Lage zu versetzen. — Sie sehen also, was Sie bewundern und anzweifeln, ist weder Verdienst noch Absicht, sondern nur die natürliche Konsequenz meines ganzen Wesens.“

„Dem immerhin ein gut Teil Selbstlosigkeit und Klugheit beigemischt sein muß, um so liebenswürdig zu wirken,“ warf er ein. „Was aber in dem einen Falle Ihre Freunde entzückt, kann in einem anderen zur Gefahr für sie werden, und führt notwendig zu einer Verwirrung der Begriffe.“

„Meinen Sie?“ fragte ich erstaunt. „Ich muß gestehen, ich weiß nicht, welche Gefahr Sie andeuten wollen.“

Er wurde etwas verlegen, hüstelte einige Male bedenklich, und sagte dann unsicher:

„Ja, sehen Sie, es ist nur, daß man so gar nicht weiß, was Sie eigentlich denken! Was man gern auf das eigene Konto schreiben möchte, gilt vielleicht nur dem Allgemeinen; und wieder, wenn man sieht, daß ein anderer sich in Ihrer Güte und Liebenswürdigkeit sonnt, und Sie auch mit ihm so lebhaft und angeregt plaudern, ärgert's einen doch, obgleich man auch da denken könnte: es hat nichts zu bedeuten.“

Mir ward etwas unheimlich zu Mute bei dieser dunklen Erklärung, aber ich suchte meine Befangenheit unter einem Scherz zu verbergen, und erwiderte heiter:

„Mein Gott, Sie können doch unmöglich wünschen, daß ich gegen jedermann unfreundlich sei! Bei der großen Liebenswürdigkeit, mit der man mir hier begegnet, wäre das ja schwärzester Undank, und ein schlechter Lohn für Ihre schöne Gastfreundschaft . . .“

„So gefällt es Ihnen also hier in Mohrstein?“ fragte er begierig.

„Ausgezeichnet!“ erwiderte ich heiter, und wollte noch etwas hinzufügen, wurde aber daran verhindert, denn ein Reiter kam auf uns zugesprengt, und beim Näherkommen enthüllte sich der Rittmeister, von einer Staubwolke umgeben.

Er war in der Nähe von Mohrstein spazieren geritten — ein seltsamer Zufall, denn seine Garnison liegt zwei Meilen von hier — und schien sehr erfreut, uns zu treffen. Anderseits mochte ihm unser tête à tête nicht behagen, denn er fragte, ob wir schon öfter dergleichen Touren gemacht hätten, und seine Zufriedenheit schien erst vollkommen, als Udo ihn aufforderte mit nach Mohrstein zu kommen. So fuhren wir denn in gemäßigtem Tempo nach Hause, er an meiner Seite, und die Unterhaltung war eine so angenehme, daß mir der Heimweg beinahe zu kurz schien.

Im großen Kreise verlebten wir dann einen angenehmen Abend, meine beiden Vettern machten die liebenswürdigsten Wirte, und als der Rittmeister endlich wegritt, war es zwölf Uhr. Ich aber ging noch lange in meinem Zimmer auf und nieder, und alles noch einmal überdenkend was der Tag mir gebracht, fiel es mir auf, daß beide Brüder, wenn auch in verschiedener Weise, sich über mein schwer zu verstehendes Wesen beklagt. Kein Wunder; verstehe ich mich doch selbst oft kaum!“

— — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das gebannte Gespenst.

Eine Seehumoreske.

An Bord S. M. Panzerfregatte Ajax liefen schon seit ihrer Einrangierung in die deutsche Flotte die abenteuerlichsten Geistergeschichten um. Man erzählte sich, daß beim Bau der Fregatte ein Arbeiter verschwunden und im Innern des Schiffes eingebaut worden sei. Der Geist dieses Verschwundenen sollte

nun ruhelos im Schiff umherirren, sich besonders aber in dem Teil des Schiffes zeigen, wo er, abgeschlossen von der Außenwelt, umgekommen war.

Merkwürdigerweise war übrigens dieser im Schiffe Umgang haltende Geist ein recht lustiger Kobold, dessen Neckereien meistens ihre Spitze gegen das Wachtmeisterpersonal richteten. Ganz besonders hatte er es auf den alten ehrwürdigen Wachtmeister Bunk abgesehen. Dieser fand am Morgen seine Unaussprechlichen zugenäht, sodaß er sie nicht anzuziehen vermochte, die vorschriftsmäßige Meldung: „Hängematten aus dem Zwischendeck" versäumte und darüber vom Offizier der Wache einen Rüffel erhielt, oder er entdeckte, daß sein Waffenrock ohne Knöpfe war. Einmal hatte sogar der Spukgeist den Waffenrock in einen umgekehrten Frack verwandelt, d. h. die Schöße saßen statt hinten, vorn am Rock.

S. M. Panzerfregatte lag draußen in der Nordsee auf Vorposten im Jahre 1870. Der Dienst war ein anstrengender und aufreibender, denn die Mannschaften schliefen bei ihren Geschützen mit umgeschnallten Entenmessern und gefüllten Patrontaschen. Die Dampfbarkasse war nachts stets unterwegs, um scharfen Ausguck nach feindlichen Schiffen zu halten.

Von den siegreichen Gefechten unsrer Kameraden von der Armee drang nur die Kunde durch Zeitungsblätter zu uns. Oft sehnten wir uns nach Erlösung durch einen frischen, fröhlichen Waffentanz, um aus der langweiligen Situation herauszukommen, leider jedoch immer vergeblich.

Der Mangel an allem, was einem Seemannsherzen teuer ist, wie z. B. an Tabak, Rum und Bier machte dieses langweilige, thatenlose Leben noch unausstehlicher.

Am schwersten lastete der Mangel an Tabak und geistigen Getränken auf den beiden jüngsten Feuerwerksmaaten an Bord, Quassel und Muff. Diese waren nämlich am Sedantage zu ihrer neuen Charge befördert worden und hatten nun Gelegenheit, ihre Beförderungskneipe zu leisten; diese aber eröffnete ihnen erst den privilegierten Sitz an Backbord in der Batterie auf der Hobelbank, das eigentliche Maatenkasino an Bord. Dazu nahte Muffs Geburtstag heran, es mußte daher unter allen Umständen Rat geschafft werden. Zu einer solennen Beförderungskneipe gehörten vor allen Dingen ein Grog, der nicht zu stark von Wasser sein durfte, — ferner Zigarren und noch sonstige Kleinigkeiten. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren freilich riesengroß, denn es war anzunehmen, daß Wachtmeister Bunk jeden eingeschmuggelten Tropfen witterte, ehe derselbe noch längsseit käme, und das Anbordbringen von Rum wurde mit Arrest und Konfiskation bestraft.

Kaum minder schwierig war es, einen Platz zur Abhaltung der Feier ausfindig zu machen. Man mußte doch bei der Kneipe auch singen. Singen, nachdem „Ruhe im Schiff" gepfiffen, heißt aber ein Verbrechen begehen, ein Verbrechen an der strengen Dienstordnung an Bord Sr. Majestät Schiffe.

Muff war übrigens nicht umsonst Berliner und in der Großen Frankfurterstraße geboren und erzogen, — seine Findigkeit war schon sprichwörtlich geworden. An Geld fehlte es ihm auch nicht, denn Muff war so gut situiert, daß er seinem Intimus Quassel seufzend gestand, er habe jetzt leider nicht einmal mehr Schulden.

Die Hängematten der beiden Freunde wechselten mit denen einiger der Bootsmannsmaate und befanden sich jetzt dicht neben dem Lagerplatze vom Wachtmeister Bunk.

Jeden Abend erzählten sie sich nun die haarsträubendsten Gespenstergeschichten vom umherwandelnden Spukgeist, während Bunk andächtig lauschte, — der Geist aber tauchte immer achtern im Schiff, in der Nähe der Trockenlast des Boteliers auf, in einem Raum, welcher neben dem Wellentunnel lag. Wenn er geschlossen war, konnte von dort kein Ton in die höheren Regionen der Offiziersmesse und des Zwischendecks dringen.

Bunk war absolut nicht beliebt, denn mancher hatte, als Beherrscher der Arrestzellen, sein Talent als Gefangenwärter kennen gelernt. Auch nicht ein bißchen Extradiät ließ sich an Bunks Argusaugen vorbei in die Arrestzelle einschmuggeln. Die Arrestzelle aber — ich gedenke ihrer noch in stiller Wehmut — war für gewöhnlich nur ein Loch, — der Aufbewahrungsort von Sand zum Scheuern der Decke, jetzt aber schon seit längerer Zeit verödet. — Einige alte Eimer — ein paar Taumatten und sonstiges Gerumpel vertrauerten hier einsam ihr Dasein — hier wurde der sogenannte Knaß abgerissen, wie es in der Seemannssprache heißt.

Die Gespenstergeschichten verfehlten nicht, großen Eindruck auf den ehrwürdigen Beherrscher des Zwischendecks zu machen, damit rechnete Muff. Er hatte mit dem Botelier Pump schon lange ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit angeknüpft, um die Trockenlast zur Abhaltung der Kneiperei eingeräumt zu erhalten. Pump war damit, sowie mit den sonstigen Vorbereitungen, vollkommen einverstanden.

Unter Pumps Adresse kamen denn auch nach einiger Zeit, als wieder Verbindung mit dem Lande stattfand, zwei mächtige Pakete Liebesgaben an.

Muffs Freund in Berlin hatte zwei Blechkästen anfertigen lassen, sie mit Rum gefüllt und sie dann wieder sorgfältig verlötet. Mit einer leichten Holzverkleidung versehen, machten die beiden Stücke den Eindruck von harmlosen Kisten.

Bei der Revision der angekommenen Postsachen kam die Größe der Kisten dem Wachtmeister Bunk zwar verdächtig vor, da er sich jedoch aus verschiedenen ihm wohlbekannten Gründen nicht mit Pump überwerfen durfte, so passierten die Kisten in den Hafen ein. Ein Teil der Aufgabe war erfüllt.

Jetzt galt es, Bunks Wachsamkeit einzuschläfern, eventuell ihn aus der Gegend des projektierten Kneipsalons fortzugraueln.

Dort hinten im Zwischendeck ist der Lieblingsaufenthalt der Seesoldaten, hier drücken sie sich besonders gern morgens vom Deckwaschen, denn dann ist es hier unten behaglich, während oben an Deck die gräßlichste Kälte herrscht. So manchen der Tümmler, so heißen die Seesoldaten an Bord, hatte Bunk hier überrascht und zum Rapport bei „ein Glas" aufs Achterdeck geladen, wo dann die Strafe für Dienstdrückerei in Form von Strafarbeit auf dem Fuße folgt.

Es ist elf. Soeben ist von dem Wachtmeister: „Licht aus in der Offiziersmesse" gemeldet, und er ist im Begriff in seine Hängematte zu klettern, als der wachthabende Feuerwerksmaat in der Batterie anfragt, was dort hinten im Zwischendeck für ein Skandal sei. Diensteifrig, wie er ist, stürzt Bunk, sobald er von Skandal hört, nach unten, denn er mutmaßte, daß sich einige Seesoldaten am Oberdeck von der Wache gedrückt und hier unten niedergelassen haben.

Unten aber ist alles in tiefstes Dunkel gehüllt, kein Laut vernehmbar.

Bunk sucht die Missethäter, die sich seiner Meinung nach beim Wellgangschott verborgen haben, zu überraschen, allein überall herrscht tiefe Stille, die nur im Zwischendeck dann und wann von einem tiefen Schnarchen der dort ruhenden Leute unterbrochen wird. Aber was ist das? — dort tritt aus dem Dunkel eine gespenstisch weiße Gestalt hervor und gleitet lautlos an Bunk vorbei. Sein Haar sträubt sich, aber das Soldatenherz in seiner Brust rafft sich empor, — er redet sich ein, er kenne keine Furcht. Aber da taucht schon wieder die weiße Gestalt aus dem Dunkel hervor, — alle Gespenstergeschichten Muffs und Quassels fallen ihm ein, — wahrhaftig, es ist der Geist, der im Schiffe Umgang hält, und zwar immer in diesem Teile des Schiffes.

Langsam sucht Bunk den Aufgang zu gewinnen. — Immer näher rückt die Erscheinung, jetzt streckt sie den Arm aus — ein Satz, und Bunk ist im Zwischendeck. Der Angstschweiß perlt ihm von der Stirne. Aber es ist unmöglich — es kann kein Gespenst gewesen sein. Er geht die Treppe wieder hinunter, da — da packt ihn ein eiserner Griff, — Bunk stößt einen Schrei aus und eilt die Treppe wieder hinauf, der letzte Zweifel ist geschwunden, er hat den Spukgeist gesehen. Bunk gelobt sich, nie wieder ohne besonders triftigen Grund abends diese Ecke zu betreten. Muff, du hast gesiegt! — Bunk ist unschädlich gemacht.

Der Geburtstagabend naht heran. Botelier Pump hat

an diesem Tage auffallend viel in der Trockenlast zu thun, unterstützt von Muff und Quassel. Die Abendrunde ist vorbei — alles ist in tiefster Ruhe an Bord. Dann und wann aber sieht man vorsichtig Gestalten hinten im Zwischendeck verschwinden. Bunk wird beobachtet — er hat nichts bemerkt.

Man ist versammelt, die Thür ist fest zugeschoben — ein Vertrauensmann hinten im Zwischendeck postiert, um alles Verdächtige sofort durch Klopfen zu melden. Fünfzehn seelenvergnügte junge Leute stecken ihre Zigarren in Brand.

Als Grogkessel fungiert ein Theekessel, der mit einem starken Bündsel unter Deck aufgehängt ist. — Ein alter Matrosenhut, durch eingeschnittene Löcher und durchgesteckte Lichte zum Wärmeerzeuger avanciert, um das Wasser des Grogkessels auf die nötige Temperatur zu bringen, ist dicht darunter angebracht. Als Kronleuchter dienen mehrere andere alte Hüte.

Schmunzelnd überblickt Muff das ganze Arrangement, er ist befriedigt. — Endlich wird er des Privilegiums teilhaftig sein, im Rate der Alten auf der Backbord Hobelbank sitzen zu dürfen und hier eine beratende Stimme zu haben.

An Trinkgeschirren war arger Mangel, aber einem findigen Feuerwerksmaaten imponiert auch dieses nicht. Aus dem Hellegat sind die augenblicklich unbenutzten und stets blitzblank geputzten Pulvermaße geholt, dazu einige leere Schlagröhrdosen, auch diese Schwierigkeit ist siegreich überwunden, — es kann losgehen.

Verheißungsvoll steigt der Duft des gebrauten Grogs in die Nasen, die Gefäße werden gefüllt, — ein Hoch wird ausgebracht, wenn auch mit gedämpfter Stimme, ein Hoch auf die beiden Beförderten und das Geburtstagskind. Einige ängstliche Gemüter mahnen, ja nicht zu laut zu werden, — aber Muff beschwichtigt die Besorgten, indem er unter nicht endendem Gelächter erzählt, wie er Bunk als Geist erschienen ist, und wie sich der Zwischendeckstyrann rückwärts konzentriert hat.

Die Stimmung wird immer animierter, — denn der Grog ist gut — allmählich steigt er dem übermütigen Völkchen in die Krone.

Die Wacht am Rhein wird angestimmt — alle Vorsicht ist vergessen. — Lauter und immer lauter braust der Jubelruf durch die Trockenlast.

Nach dem Zwischendeck gelangt kein Ton, aber man hat vergessen, an die Ventilationsvorrichtungen zu denken, die nach oben führen. Der wachthabende Offizier schreitet auf der Kommandobrücke auf und ab, der Regen prasselt hernieder, der pfeifende Südwest wirft die Tauenden aneinander, das ausgeholte Regensegel klappert, — ein angenehmes Naturkonzert.

Aber was ist das? — was für ein sonderbarer Ton dringt hier an der Backbord Reeling hervor, — es klingt wie Gesang in weiter Ferne, die Wacht am Rhein tönt durch den Höllenspektakel des Takelwerks. Woher stammt dieser Gesang mitten in der Nordsee, — auf offenem Meer im Winter?

In der Offiziermesse ist längst alles Licht erloschen, von dort kann dies seltsame Singen nicht kommen. Merkwürdig — immer nur ertönt der Gesang in der Nähe der Backbords Reeling. Auch zu den Ohren des Wachthabenden ist die Mär vom Spukgeist gedrungen, aber — Unsinn, Geister singen nicht die Wacht am Rhein.

Der Seekadett der Wache meldet soeben acht Glas, — es ist Mitternacht — sonderbar — sehr sonderbar!

Der ablösende Offizier erscheint auf der Kommandobrücke, die Wache wird übergeben, er wird auf den Gesang aufmerksam gemacht. Jetzt verstummt dieser für einen Augenblick, — gleich darauf aber erschallt ein Hoch auf Seine Majestät den König von Preußen, — freilich wie in weiter, weiter Ferne. Die Sache wird immer rätselhafter. Das Schiff liegt in tiefster Ruhe, die Schläfer befinden sich in ihren Hängematten, alles Licht unter Deck in den Kammern und Messen ist längst erloschen.

In diesem Augenblick betritt der Kommandant die Kommandobrücke und hört noch, indem er zu den beiden Offizieren tritt, das eben verklingende Hoch. Beide Offiziere machen Meldung, der abtretende wie der übernehmende. Einen Augenblick überlegt der Kommandant, dann fliegt ein leichtes Lächeln über sein Gesicht.

„Unten im Schiff ist eine vergnügte Gesellschaft beisammen", sagt er, „bin neugierig, wer es ist." Der wachthabende Seekadett wird nun zum Stabswachtmeister Bunk geschickt, derselbe solle sofort zum Kommandanten kommen.

Bunk erscheint nach zwei Minuten in dienstlicher Haltung vor dem Kommandanten.

„Was geht unten im Schiff vor? wo ist der Spektakel?" herrscht der Kommandant ihn an.

Bunk wird leichenblaß. Unten im Schiff herrscht Spektakel, — obgleich er nicht durch den Stabssergeanten der Wache avertiert ist — unerhört, unmöglich — er müßte bei seinem leichten Schlafe ihn doch selbst gehört haben — das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. „Ein Gespenst", stottert er. Ein neues Donnerwetter fährt auf ihn hernieder. — Dann fragt der Kapitän, und Bunk berichtet über die Gespenstererscheinung. Wieder gleitet ein leises Lächeln über das Gesicht des Kommandanten — er kannte ja seine blauen Jungen und ahnt, um was es sich handelt. „Der Läufer mit der Laterne her!" ruft der Offizier der Wache und in corpore begibt sich alles nach unten, dem hinteren Zwischendeck zu.

Der Sicherheitsposten, den Muff aufgestellt hatte, war infolge des Grogs, welchen er als Labetrunk dann und wann erhielt, — sanft und selig entschlafen. An die Treppe gelehnt liegt der würdige Cerberus da, das große, noch halb mit Grog gefüllte Pulvermaß neben sich. Er wird das erste Opfer. Er öffnet die Augen und sieht bestürzt den Kommandanten nebst Gefolge vor sich stehen, — leugnen hilft nicht mehr, das Warnungssignal zu geben ist es zu spät. Er bekennt, warum er da ist, verrät den Ort des Gelages.

Man öffnet das Schott, die Thür wird zurückgeschoben.

Wäre das Gespenst des Schiffes wirklich in diesem Augenblicke unter die bestürzte Schar der Kneipenden getreten, es hätte keine größere Verwirrung anrichten können.

Einige der Gäste Muffs waren schon entschlummert — andre hatten sich eben umarmt — selbst ein Maschinisten- und ein Bootsmannsmaat, die Antipoden an Bord eines Schiffes, schworen sich gerade innige Freundschaft. Muff selbst hatte das höchste Stadium der Begeisterung erreicht, — er hatte einen der improvisierten Kronleuchter auf sein blondes Haupt gesetzt und war im Begriff, eine zündende Rede über die Einigkeit des deutschen Vaterlandes vom Stapel zu lassen.

„Stabswachtmeister," donnerte der Kommandant, — „in Arrest mit der ganzen Gesellschaft!" — Die heitere Tafelrunde war plötzlich ernüchtert, leichenblaß sah man Muff verschwinden, Bunk hatte eine dunkle Ahnung, daß zwischen diesem und dem Gespenst sehr intime Beziehungen bestehen möchten.

Da die Arrestlokalitäten für fünfzehn Personen nicht ausreichten und außerdem nicht alle zugleich dem Schiffsdienst entzogen werden konnten, — so war Pump — der arme Pump der nächste, der im unterirdischen Burgverließ des Sandlochs verschwinden mußte. Nachdem die aufgehobene Tafelgesellschaft entweder sicher untergebracht, oder in Begleitung in ihre Hängematten spediert war, verfehlte Bunk nicht, mit dem größten Diensteifer auch den Rest der Getränke zu konfiszieren, weshalb seine Nase am nächsten Morgen die tiefste bis dahin an ihr erblickte Nüance des Blaus zeigte.

Es erfolgte natürlich eine große Untersuchung des ganzen Vorgangs, wobei denn auch die famose Gespenstergeschichte ans Tageslicht kam. Der arme Muff wurde auf längere Zeit Insasse der unteren Räumlichkeiten, wo er Chambre garni im Sandloch wohnte, von Bunk mit Argusaugen überwacht, aber dennoch gab es glücklicherweise Mittel und Wege, den Aufenthalt dort unten etwas angenehmer zu machen.

Die Neckereien betreffs des Gespenstes verfolgten den Wachtmeister noch während des Rests seiner Dienstzeit. Nach Beendigung des Krieges aber nahm er seinen Abschied.

Seit jener verhängnisvollen Nacht hat man nie wieder von Geistererscheinungen an Bord S. M. S. Ajax gehört, — das Gespenst war gebannt, für immer verschwunden. M. B.

Albrecht Dürers Porträt des Hieronymus Holzschuher.

Unter den kostspieligen, wenn auch überwiegend glücklichen Erwerbungen, durch welche sich die Berliner Gemäldegalerie in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts zu einer Sammlung ersten Ranges emporgeschwungen hat, ist keine mit so allgemeiner und lebhafter Freude begrüßt worden wie diejenige des Bildnisses des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher von der Hand seines Freundes Albrecht Dürer. In demselben Jahre vollendet wie des Meisters reifste Schöpfung, die vier Apostel in der Münchener Pinakothek (1526), hat dieses Porträt den seltenen Vorzug gehabt, bis vor kurzem von der Familie des ursprünglichen Besitzers gehütet worden zu sein. Dadurch ist es vor den schlimmsten Unbilden bewahrt geblieben. Nur im Anfang dieses Jahrhunderts machte sich ein Maler, der sich klüger dünkte als Albrecht Dürer, darüber her und übermalte den lichten Hintergrund, der eine Mittelfarbe zwischen hellgrün und hellblau zeigte, mit einem dunkeln Ton. In dieser Gestalt hat das Bild jeder gesehen, der während der letzten fünfzehn Jahre das germanische Museum in Nürnberg besucht hat, welchem die Familie Holzschuher dieses Juwel deutscher Kunst geliehen hatte, damit sich alle Welt daran erfreuen könnte. Es fehlte nicht an Versuchen, dieses köstliche Gut dem Vaterlande abwendig zu machen. Von Paris aus wurden verlockende Summen geboten. Aber die Familie Holzschuher setzte die nationale Pflicht über den materiellen Vorteil. Es wurde beschlossen, dieses kostbare Erbteil nur zu veräußern, wenn demselben eine dauernde Stätte im Vaterlande gesichert werden könnte. Man wollte sich deshalb auch mit einer weit geringeren Kaufsumme begnügen, als sie bereits vom Auslande geboten worden war. Der verdienstvolle und überaus thätige Direktor des Germanischen Museums, Essenwein, bot alles auf, um eine Summe aufzubringen, welche ihm den Schatz für seine Sammlung erhalten konnte. In Bayern gelang es ihm nicht, die nötigen Mittel zu gewinnen, und in jenem anderen deutschen Staat, in welchem man stets große Summen in Bereitschaft hält, wo es gilt, für Zwecke der Kunst und Wissenschaft einzutreten, hatte man bereits ein Auge auf dieses Bild geworfen. Für den Preis von 350 000 Mark ist das Porträt Holzschuhers Eigentum der Berliner Gemäldegalerie geworden, also ungefähr für eine Summe, mit welcher man gegenwärtig ein Madonnenbild Raffaels von entsprechend gleichem Umfang bezahlt. Wenn Dürer es hätte ahnen können, daß man einst seine Gemälde ebensohoch schätzen würde wie die des von ihm so sehr verehrten Meisters von Urbino! Dürer selbst erhielt für die „Himmelfahrt Mariä" für Jakob Heller, an welcher er ein Jahr lang gearbeitet hatte, nur zweihundert Gulden. Für das Bildnis Holzschuhers wird er, wenn er nicht gar damit nur ein Freundschaftsstück lieferte, nach damaligem Gebrauch höchstens fünfzig Gulden erhalten haben! — Der Patrizier Hieronymus Holzschuher, welcher schon 1499 in den kleineren Rat kam und später Septemvir, d. h. eines der sieben Mitglieder der Nürnberger Stadtregierung wurde, war 1469 geboren, also damals, als ihn Dürer porträtierte, siebenundfünfzig Jahre alt. Dürer muß mit ihm sehr eng befreundet gewesen sein. Das ergibt sich u. a. aus der Thatsache, daß er ihm von seiner niederländischen Reise ein seltenes Geweih als Geschenk heimbrachte, mehr aber noch aus dem außerordentlichen Fleiße, welchen er auf die Durchführung seines Porträts verwendete. Ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, darf man sagen, daß Dürer jedes Haupt- und Barthaar mit feinem Pinsel einzeln gemalt hat, während das Antlitz mit seiner blühenden, fast rosigen Gesichtsfarbe breit und kraftvoll modelliert ist. Mit staunenswerter Sorgfalt sind die Augen behandelt. In den Pupillen spiegeln sich die Fenster des Gemachs, in welchem Holzschuher saß, als ihn Dürer malte. Nachdem man in Berlin die Übermalung des Hintergrundes entfernt hat, tritt der energische Kopf mit wundervoller Leuchtkraft aus der Fläche heraus. Auch der alte Rahmen mit dem Schiebedeckel, durch welchen das Gemälde geschützt werden konnte, ist noch an demselben befindlich, sodaß dieses Werk nach allen Richtungen hin unter den hinterlassenen Schöpfungen Dürers einzig dasteht.

Adolf Rosenberg.

Das Bildnis des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher. Gemalt von Albrecht Dürer. Angekauft vom K. Museum zu Berlin für 350 000 Mark. Geschnitten nach der Photographie des Originals im Verlage von S. Soltau in Nürnberg mit Bewilligung des Verlegers.

Gottlob Geißler, ein deutscher Missionar auf Neu-Guinea.

Jetzt, wo Neu-Guinea so oft erwähnt wird, darf eines Mannes nicht vergessen werden, der mehr als irgend ein andrer sich um die Erschließung desselben verdient gemacht hat. Dieser Mann heißt Gottlob Geißler und war ein von Goßner ausgebildeter und ausgesandter Missionar.

Die Versuche der Holländer, auf Neu-Guinea Niederlassungen zu gründen, sowie ein Unternehmen katholischer Missionare waren gescheitert, als Geißler und sein Freund Ottow am 5. Februar 1855 an der Nordwestküste auf der kleinen Insel Manaswari, auch nach dem Dorfe „Monsinam" genannt, landeten. Ein alter, am Strande liegender, von den Kauffahrern um des Tauschhandels willen erbauter Schuppen diente ihnen als vorläufiges Wohnhaus. Ein Geleitbrief des Sultans von Tidore, der unter holländischer Oberhoheit hier an der Küste eine Art Schutzrecht ausübte, schützte die Missionare wenigstens vor dem Kannibalismus der auf der tiefsten menschlichen Stufe stehenden Eingeborenen. Nur sehr langsam und nur unter den größten Mühseligkeiten, Krankheiten und Entbehrungen aller Art, gelang es ihnen, das Vertrauen der Wilden zu gewinnen und festen Fuß zu fassen. Leider erlag Ottow nach sieben Jahren dem Klima. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß Geißler trotz seiner Vereinsamung mit echt deutscher Zähigkeit und Treue aushielt. Es kamen zwar öfter deutsche und holländische Missionare auf sein Arbeitsfeld; aber meist gingen sie nach kurzer Zeit wieder davon.

Ein Ersatz für diese betrübenden Erfahrungen und ein großer Trost war es ihm, daß er nicht vergeblich arbeitete. Wenn auch von Bekehrungen zum Christentum nicht sobald die Rede sein konnte, so war doch der Einfluß des ernsten und frommen deutschen Mannes für die sittlichen Zustände der Küstenbewohner bis weithin nach dem Osten ein ganz bedeutender. Vor allen Dingen erkannte auch die holländische Regierung sehr bald die Bedeutung seines dortigen Aufenthaltes an. Da er mehreremal arme Schiffbrüchige losgekauft und errettet hatte und sein Einfluß überhaupt dem holländischen Handel in dieser Gegend von großem Nutzen war, wie er denn wiederholt mit großem persönlichen Mute dem Seeräuberunwesen an der Nordküste Neu-Guineas entgegengetreten war, so erhielt er in späteren Jahren seitens der holländischen Regierung ein Jahresgehalt und durfte sich der besondern Anerkennung und des speziellen Schutzes des holländischen Residenten von Ternate erfreuen.

Von größter Bedeutung für seine Wirksamkeit war die Erforschung der Sprache der Eingebornen, der Papuas, an der Nordküste. Geißler hat diese Sprache zur Schriftsprache erhoben. Bereits im Jahre 1861 gab er eine Sammlung von siebenundzwanzig Liedern, nach deutschen Choralmelodieen gedichtet, heraus, und alsdann im Jahre 1866 einen Katechismus. Das Wörterbuch, welches er zusammengestellt hat, enthält 6379 Wörter. „Welch eine Riesenarbeit", schreibt er darüber, „was für Zeit nimmt es hinweg! und wieviel Geld hat es gekostet; fast jedes Wort muß man bezahlen."

Nach einem Aufenthalte auf Neu-Guinea von vierzehneinhalb Jahren, in welcher Zeit er sich mit der Tochter eines holländischen Beamten von der Insel Ternate verheiratet hatte, erhielt er Urlaub von der holländischen Missionsanstalt zu Utrecht, in deren Dienst er getreten war, und kehrte nach Europa zurück, um seine alten Eltern, die in dem Dorfe Probsthain bei Torgau wohnten, noch einmal zu sehen. Der Abschied von seiner kleinen Gemeinde in Monsinam und Dore, der er ein Kirchlein erbaut hatte, war ein überaus rührender und ergreifender — „als sollten sie sein Angesicht nicht mehr sehen." Und so war es auch in Gottes Willen beschlossen. Kaum auf holländischen Boden angelangt, erkrankte er schwer; der Mann, der siebzehn Jahre lang (schon vorher auf Java) unterm Äquator gewohnt, konnte das Klima des Nordens nicht ertragen. Nur noch bis Siegen in Westfalen, bis zum Hause eines seiner Brüder, konnte er reisen. Dort verschied er am 11. Juni 1870 — „ein treuer Diener Gottes wie wenige." Er sollte seiner Eltern Antlitz nicht mehr sehen; nur der alte Vater blickte noch in das Totenangesicht seines geliebten Sohnes, der aus weiter Ferne seinen armen Eltern und Geschwistern oft viel Gutes gethan hatte. — Das Werk Geißlers haben andre treue deutsche und holländische Missionare fortgesetzt. Seine Gattin und sein einziger Sohn kehrten nach seinem Hinscheiden wieder zurück und wohnen gegenwärtig auf Ternate, einer der Molukkeninseln, nicht weit von Celebes gelegen.

Wenn Geißler auch im Dienste der holländischen Mission stand, — Goßner gab damals ja bekanntlich die meisten der von ihm ausgebildeten Missionare in englische und holländische Arbeitsfelder ab, — so soll dieser echt deutsche Mann auch unserm Volke unvergessen bleiben, und der verborgne Segen seiner Wirksamkeit für die Kultivierung Neu-Guineas wird sicher auch der deutschen Kolonisation unsrer Tage zugute kommen. Diejenigen aber, die näheres über ihn erfahren wollen, verweisen wir auf ein kleines Buch: Morgenröte auf Neu-Guinea von E. Baltin (Kaiserswerth, Diakonissen-Anstalt).

Braunschweigische Prinzessinnen.

So lange der erledigte Thron Braunschweigs noch nicht wieder besetzt ist, wird das Interesse an dem erloschenen Herrscherhause noch wach bleiben, und da mag es denn gerechtfertigt sein, wenn wir einiges von braunschweigischen Prinzessinnen hier erzählen. Es gibt deren eine lange Reihe, die durch ihre Ehebündnisse eine traurige Berühmtheit erlangt haben, sagt Karl Steinmann in seinem vortrefflichen Werke: „Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses" (Braunschweig, Goeritz und zu Putlitz 1885), und diesem folgen wir auch in den nachstehenden Mitteilungen.

Da nennen wir zunächst Auguste Karoline, eine Tochter Karl Wilhelm Ferdinands, der in der Schlacht bei Jena die tödliche Wunde erhielt. Ihr weitab von der Heimat in Esthland erfolgter früher Tod, der unter immer noch unaufgeklärten Umständen erfolgte, hat zu so abenteuerlichen Erzählungen Veranlassung gegeben, daß Wahrheit und Dichtung darin schwer zu unterscheiden sind. Auguste Karoline wurde 1764 zu Braunschweig geboren. Kaum sechzehn Jahre alt wurde sie 1780 mit Prinz Friedrich, dem nachmaligen ersten Könige von Württemberg vermählt. Ihrem Gemahle, der in hoher Gunst bei Katharina II von Rußland stand, folgte sie nach St. Petersburg, das damals ein gar schlüpfriger Ort war. Auguste, die von den Zeitgenossen als sehr hübsch und gutmütig, aber auch als äußerst kokett und gedankenlos geschildert wird, gab ihrem Gemahl Veranlassung zur Eifersucht, die den sehr jähzornigen Prinzen wiederholt bis zu thätlichen Mißhandlungen hinriß. Nach einer solchen am Morgen vorgefallenen Szene warf sich die Prinzessin während des Abendfestes in der Eremitage der Kaiserin zu Füßen und rief ihren Schutz an, beging dabei aber die Taktlosigkeit, der Kaiserin Äußerungen mitzuteilen, welche Friedrich über sie gethan. Katharina behielt die Prinzessin bei sich und ließ ihr Zimmer in der Eremitage einräumen; der Prinz mußte Rußland binnen drei Tagen verlassen. Auguste erhielt sich in der Gunst der Kaiserin noch etwa anderthalb Jahre, dann erfolgte auch ihr Sturz so jäh und drastisch, wie es nur auf dem schlüpfrigen Boden des Petersburger Hofes geschehen konnte. Die Katastrophe ward dadurch herbeigeführt, daß sich Kaiserin und Prinzessin in einer Liebschaft mit dem Baron Rosen als Rivalinnen gegenüberstanden. Auguste ward nach Schloß Lohde in Esthland als Gefangene abgeführt; dort starb sie schon sehr bald (27. September 1788), erst vierundzwanzig Jahre alt, — wie man annimmt durch Gewalt. Im Pfarrdorf Goldenbeck liegt sie begraben, und dort hat auch ihr Sohn — König Wilhelm von Württemberg — im Jahre 1819 für eine anderweitige, würdige Beerdigung gesorgt.

Eine andere braunschweigische Prinzessin liegt in Stettin begraben. Es ist dieses die 1746 geborene Elisabeth Christiane Ulrike, die 1765 mit dem späteren preußischen König Friedrich Wilhelm II vermählt wurde. Diese Ehe war eine sehr unglückliche, und das fürstliche Paar wurde bereits 1768 nach einer Aufsehen erregenden Katastrophe wieder geschieden. Die Prinzessin wurde in Spandau gefangen gehalten und dann später nach Stettin gebracht, wo erst nach dem Tode Friedrichs des Großen ihre Lage eine etwas bessere wurde. Die Prinzessin war eine feingebildete und sehr lebenslustige Dame; es läßt sich denken, wie drückend die Haft anfangs auf die einundzwanzigjährige Frau gewirkt haben mag, welche an die glänzendsten Hoffeste gewöhnt, sich plötzlich zu einem eintönigen Gefangenenleben verurteilt sah. Sie liebte den Tanz leidenschaftlich; um dieses Vergnügen nicht ganz zu entbehren, pflegte sie, wie man erzählt, in ihrem Zimmer die Stühle und Sessel in zwei langen Reihen aufzustellen, und diese als ihre Mittänzer betrachtend zwischen ihnen hin und her alle Touren der damals üblichen Menuetten durchzutanzen, während die Gesellschaftsdame ihr dazu am Klavier aufspielte. In späteren Jahren liebte sie leidenschaftlich das Kartenspiel; allabendlich versammelte sich eine Gesellschaft, Damen und Herren, unter letzteren besonders die Offiziere der Garnison, in ihrem Hause, wo stets Spieltische aufgestellt waren; außerdem schnupfte sie stark. Am liebsten unterhielt sie sich mit Braunschweigern, und wenn es ein reisender Handwerksbursche war, der aus ihrer Vaterstadt nach Stettin kam — sie ließ ihn sich holen und von ihm erzählen. Zweiundsiebzig Jahre hat diese Dame in Stettin ihren Fehltritt als Gefangene gebüßt, ohne je begnadigt zu werden. Dort starb sie vierundneunzig Jahre alt erst im Jahre 1840; dort liegt sie auch in einem eigens für sie erbauten Mausoleum in einem Garten, der jetzt Herrn Lippold gehört, begraben!

Führen wir eine dritte braunschweigische Prinzessin vor, die auch von ihrem Gemahl geschieden wurde. Ausnahmsweise scheint aber bei dieser das Recht auf ihrer Seite und nicht auf der des Mannes gewesen zu sein. Es ist dieses Königin Karoline von England, die 1768 geborene zweite Tochter Karl Wilhelm Ferdinands und jüngere Schwester der von uns zuerst erwähnten schönen und leichtsinnigen braunschweigischen Prinzessin. Ihr Gemahl, dem sie 1795 vermählt wurde, war Georg IV von England, der bekannte Wüstling. War die Königin auch eine schöne und temperamentvolle Dame, so läßt sich ihr doch nichts Übles nachsagen; aber ihr Gemahl, durch zahlreiche Liebschaften in Anspruch genommen, haßte sie. Am Abend des 30. Juli 1821 nahm die Königin im Drurylanetheater ein Glas Limonade zu sich; unmittelbar danach erkrankte sie und bald darauf war sie eine Leiche. Unter den von der Königin getroffenen Bestimmungen war auch die, in der Gruft des Domes zu Braunschweig ruhen zu wollen. Bei der Abführung der Leiche von London machte sich der alte Haß des Volkes gegen Georg und seine Teilnahme für die, wie allgemein geglaubt ward, vergiftete Königin in den bedenklichsten Unruhen Luft, die sich bis zur Einschiffung des Kondukts fortsetzten.

Das sind kurz die Schicksale von drei braunschweigischen Prinzessinnen aus der neuesten Zeit. Ähnliches läßt sich noch von mehreren anderen berichten. Wir verweisen auf Steinmann.

Militärische Charakterbilder.

Eine Schwadronsbesichtigung.

Von **Hermann Vogt.**

Die kleine Garnisonsstadt war in gewaltiger Aufregung. Morgen wollte der kommandierende General des Armeekorps die eine im Orte liegende Eskadron zum erstenmale nach dem Kriege wieder besichtigen. Die Husaren holten von der „Kammer“ die prächtige Sonntagsgarnitur, die buntfarbigen Schabracken, empfingen Mäntel, Futtersäcke, Fouragierleinen und alle die tausend Dinge, welche ein leichter Reitersmann bedarf, um „komplett“ und feldmarschmäßig vor seinem Vorgesetzten zu erscheinen. Im breiten Stallgange wurde geputzt, gestriegelt und gebügelt, das zu dieser feierlichen Gelegenheit „heruntergegebene“ neue Zaumzeug „verpaßt“, Mäntel gerollt, kurz alles befand sich in fieberhafter Thätigkeit. Diese erstreckte sich über die Soldaten hinaus auf die gesamten bürgerlichen Kreise. Nehmen die Einwohner, namentlich kleinerer Orte, schon an und für sich lebhaften Anteil an dem Wohl und Wehe ihrer Garnison, dem Ergehen der einzelnen Offiziere und Mannschaften, und beschäftigen sie sich kaum minder eingehend als das Militär selbst mit den Vorbereitungen für Begebenheiten von solcher Tragweite, wie eine Besichtigung durch den Höchstkommandierenden dies immer ist, so wurde in diesem besondern Falle die allgemeine Aufregung noch durch den Umstand gesteigert, daß Rat und Bürgerschaft dem in Krieg und Frieden bewährten General, der seit langen Jahren die Söhne der Provinz befehligte, am morgenden Tage eine besondere Huldigung darzubringen gedachten. Die ganze Stadt hatte sich mit Fahnen und Kränzen zum festlichen Empfange des allgemein beliebten und hochgeachteten Heerführers geschmückt, und über Mittag des folgenden Tages wollte eine feierliche Deputation dem Gefeierten ein ehrendes Andenken überreichen.

In Parenthese und nur von Hörensagen sei bemerkt, daß diese Feier programmmäßig und zu allgemeinster, hoffentlich gegenseitiger Zufriedenheit verlaufen ist, der General hat dankbar aus den Händen des im Hochzeitsfrack erschienenen, mit weißer Halsbinde und großer Amtskette angethanen Bürgermeisters den kalligraphisch meisterhaft durchgeführten und in stilvoller Ledermappe geborgenen Ehrenbürgerbrief der löblichen Stadt entgegengenommen und nach seiner Gewohnheit dabei einige, oder waren es mehrere? — Worte gesprochen. Wahrscheinlich mehrere, denn der leutselige Herr liebte es, in wohlgesetzter längerer Rede seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Vielleicht mochte es wahr sein, wie einige unverbesserliche Lästerzungen — als „koddrige Schnauzen“ bezeichnet sie der militärisch technische Ausdruck — behaupten wollten, daß der Inhalt solcher Reden keineswegs mit der auf sie verwendeten Zeit immer im geraden Verhältnisse stehe, immerhin wußte der General seine Worte — Phrasen sagten die „Schandmäuler“ — mit einer angemessenen Modulation der wohlklingenden Stimme, wobei das scharf akzentuirte R besonders hervortrat, so zu fügen und aneinander zu reihen, daß er seines rhetorischen Erfolges sicher sein konnte. Störend wirkte dabei nicht einmal das oft eingeschobene räuspernde Hm! Hm! Anders war es bei seinen militärischen Kritiken. Da sprach der General auch wohl manchmal länger als seinen Zuhörern lieb war, aber zur Sache und traf gewöhnlich, namentlich in kavalleristischen Dingen, den Nagel auf den Kopf.

Das letztere war wohl natürlich, denn General v. Bellermann hatte seit nunmehr fast fünfzig Jahren der Kavallerie angehört, war jetzt noch ein vorzüglicher und schneidiger Reiter, der an sich selbst große Anforderungen stellte, deshalb hohe Leistungen von der Truppe verlangte und erzielte, ohne dabei den Bogen je zu straff zu spannen. Die stattlich stolze Erscheinung des alten Soldaten, seine gewinnende Art des persönlichen Verkehrs eroberten dem General die Herzen seiner Untergebenen im Fluge, und jeder, der ihn unermüdet stundenlang im Sattel sah, bewunderte seine Frische und Elastizität und suchte ihm nachzueifern. So war es dem General möglich gewesen, die unterstellten Truppenteile auf einen hohen Grad der Friedensausbildung zu bringen und vorzugsweise in einem der beiden letzten Feldzüge zu einem glänzenden, folgenreichen Siege zu führen.

Aber auch ein solcher Mann hat Feinde, und einer von ihnen, man sagte ein reichgewordner Armeelieferant, der bei den Ausschreibungen für den Kriegsbedarf des betreffenden Korps übergangen war, — Armeelieferanten werden immer reich, selbst bei einer so musterhaften Behörde wie die deutsche Intendantur — hatte die kriegerische Befähigung des Generals bezweifeln wollen, sich dabei aber einen lapsus linguae zu Schulden kommen lassen, sodaß sein Ausspruch zum geflügelten Worte geworden ist:

„Der Goeben ist ein graußer General, der Kirchbach ist auch ein graußer General, aber unser Bellermann ist kein graußes volumen.“

Dem sei nun, wie ihm wolle. Gelacht hat jedermann über das unfreiwillige Bonmot des dicken Juden, von dem in den beteiligten Kreisen noch andre köstliche Geschichten im Umlauf waren, aber geschadet hat das der Achtung und Ehrfurcht in keiner Weise, die der General bei hoch und niedrig mit vollem Rechte genoß. Denn bei den hochgespanntesten dienstlichen Anforderungen sorgte er wie kein zweiter für seiner Untergebenen, kannte jeden Offizier seines weiten Befehlsbereichs nicht nur mit Namen, sondern auch nach der Persönlichkeit, den Vorzügen und Schwächen, der ganzen Qualifikation, und war unermüdlich in dem Bestreben, jedem einzelnen zu seinem Fortkommen behilflich zu sein.

Doch zurück nach dieser Abschweifung zu der drohenden Besichtigung. Als ein Schreckgespenst mag das kritische Auge des Vorgesetzten mancher verzagten Natur erscheinen; der seiner Würde, seiner Fähigkeiten und Leistungen sich bewußte Mann sieht der scharfen Prüfung hohen Mutes entgegen und erkennt in der „Vorstellung“ seiner Truppe erst den vollgültigen Abschluß von deren Friedensausbildung. In diesem letzteren Falle befand sich Rittmeister von Schneid. Seine Husaren konnten reiten, die Schwadron exerzierte mit Ruhe und Präzision auch in den schärfsten Gangarten, die Pferde waren nach der anstrengenden Exerzierzeit nicht mehr so voll und rund wie im Winter, sondern einigermaßen in „Kondition und in Atem“, trugen aber sämtlich schönes, glattes Haar, das beste Zeichen kräftiger Gesundheit, lahme gab es nicht, auf Offiziere und Unteroffiziere, auf die Aufmerksamkeit und den besten Willen der gesamten Mannschaft war sicherer Verlaß, so war es wohl natürlich, daß der Rittmeister sich freute, die schöne Truppe in allen ihren Leistungen dem höchsten unmittelbaren Vorgesetzten zu zeigen. Zwar ging das Gerücht, daß der General, welcher das betreffende Kavallerieregiment während des letzten Feldzuges zu einer andern Formation aus dem Korpsverbande hatte abgeben müssen, bei diesem ersten Wiedersehen seiner „Grrünen“ nach langer Trennung sie doppelt „scharrf anfassen“ würde, aber was schadet das? Höhere Anforderungen als der Rittmeister, der seinem Namen alle Ehre machte, in bezug auf Gewandtheit der Menschen, Schnelligkeit und Ausdauer der Pferde an sich selbst und seine Schwadron stellte, konnte auch ein andrer schwerlich machen.

Abends ging ein telegraphischer Befehl ein, nach welchem die Eskadron sich von sieben Uhr früh am andern Morgen zum sofortigen Ausrücken fertig halten sollte. Ein Unteroffizier zu Pferde hatte die weiteren Befehle des Kommandierenden an dem ihnen bezeichneten Gasthofe in Empfang zu nehmen.

Zu befohlener Stunde stand alles im langgestreckten Stalle bereit. Kurz nach sieben Uhr, der General war immer sehr pünktlich, schmetterte ein Posthorn durch die Straßen, ein sicheres Zeichen seiner Ankunft, und unmittelbar darauf meldete Sergeant Riedel:

„Die Eskadron soll ausrücken, „rangieren“, und Se. Exzellenz erwarten.“

Nun ward es auf dem Kasernenhofe lebendig. Die

„. . . Guten Morgen, Husaren . . .“

Berittführer warfen einen letzten Blick auf Leute und Pferde, hier wird ein letzter Strohhalm vom Hufe oder aus dem Schweife entfernt, dort die „Chigrine“ noch einmal glatt gestrichen, das Bandelier gerückt, der Säbel eingehakt, die Pelzmütze gerade gesetzt „mit einer kleinen unmerklichen Neigung nach rechts, wie nach links.“ Alles geschieht lautlos und rasch, dann rücken die Beritts in die Front der Eskadron ein, und während der Wachtmeister „die Züge zu dreien“, und zum Absitzen einteilt, sieht eine Stallwache mit einem großen Topf in der Hand die einzelnen Reiter nochmals an und schwärzt mit Wichse die Stiefelabsätze, welche ganz vorschriftswidrig noch im letzten Augenblicke wieder beschmutzt wurden.

Kaum hat der Rittmeister sein: „die Herren Offiziere und Unteroffiziere auf Posten“ kommandiert und einen letzten Blick auf die tadellose Richtung geworfen, als Hufschlag das Nahen des Generals verkündet, und der gestrenge Herr auf dem hellbraunen Wallach Nettelbeck, seinem Lieblingspferde aus der Eskadron trotz der krummen Vorderbeine, im eleganten Galopp um die Ecke sprengt. Dem „Guten Morgen, Husarren“, antwortet das einstimmige: „Morgen Exzellenz“; und im langsamen Schritt, das wendige Pferd dabei durch leichten Schenkeldruck zum Abkommen, zum Passedieren und Übertreten zwingend, reitet der General die Front vom rechten nach dem linken Flügel ab. — „Die Schneide des Säbels hm, hm gerade nach vorn. Das Pferd muß auf allen vier Beinen hm, hm senkrecht auf der Grundlinie stehen. Alle Pferde müssen kauen, schäumen.“ So und ähnlich lauten die kurzen Bemerkungen, welche dabei fallen. — „Erstes Glied vorwärts — Marsch! — Halt! — Augen — links,“ tönt das Kommando. — „Wie brreit sollen die Mäntel hm, gerollt werden?“ fragt der General plötzlich den an seiner Seite folgenden Rittmeister, der sich eben über das gut und fest liegende Gepäck, die gleichmäßige Länge der Mäntel, der kurz abgebundenen Futtersäcke, die rundgewundenen Fourageleinen innerlich freut. — Wahrhaftig festgenagelt, aber bei aller Dreistigkeit möchte er sich doch nicht auf einer unrichtigen Angabe ertappen lassen. — „Ich weiß die Zahl der cm im Augenblicke nicht, Exzellenz, aber ich habe das Maß im Stalle an einer „Standsäule“ mit Messingstiften anschlagen lassen und danach werden alle Mäntel unter Aufsicht der Unteroffiziere genau gerollt.“ — „Ja, die Mäntel liegen auch gut. Nun, ich will es Ihnen sagen.“ Und der General gab das Maß genau an, doch soll einem unverbürgten Gerüchte zufolge der Rittmeister die Zahl trotz seines bei dieser Gelegenheit gegebenen gegenteiligen Versprechens schon längst wieder vergessen haben. — „Ich habe sichere Nachricht, hm hm,“ hieß es nach dieser anscheinend zur Zufriedenheit ausgefallenen Musterung, „daß derr Feind von Troppau, hm hm her in Anmarsch ist, hm hm. Die Eskadron soll suchen hm hm, etwas Näheres über ihn zu erfahren.“ „Leutnant von Misbach, übernehmen Sie mit dem vierten Zuge die Avantgarde. Sie folgen dem Wege nach dem Exerzierplatze, schicken Patrouillen weit rraus und melden, sobald Sie etwas vom Feinde sehen. Selbstverständlich wird ein solcher Auftrag im Trabe oder Galopp ausgeführt, da aber heute in der Stadt Markt ist, so reiten Sie durch das Gewühl der Menschen und Buden Schritt. Vom Thore ab geht es gleich vorwärts, ich werde mit der Eskadron schon folgen.“ Die letzte Hälfte der laut gegebenen Anweisung war nötig, um dem ungeduldigen General, welcher gern zur Eile trieb, jeden Vorwand in dieser Richtung zu benehmen, und hatte den gewünschten Erfolg.

An der Spitze der Eskadron ritt der Letztere durch die Stadt.

„Sie werden sehr stark, lieber Rittmeister,“ meinte er mit freundlichem Kopfnicken.

„Leider, Exzellenz, aber der Kopf ist noch frisch,“ war die prompte Antwort. — „Wir wollen sehen.“

Auf halbem Wege zum Exerzierplatze kam ein Husar von der Avantgarde der Eskadron im langen Galopp entgegen, er parierte sein Pferd mit ruhigem Zügelanzug auf den Hacken vor dem Rittmeister und meldete, daß eine feindliche Eskadron Ulanen im Anmarsche gegen die Garnison beobachtet werde.

„. . . . Auf halbem Wege zum Exerzierplatze kam ein Husar von der Avantgarde im langen Galopp entgegen . . . .“

„Reiten Sie in der Karriere zurück zu Sr. Exzellenz, George“ — Se. Exzellenz war in unmittelbarer Gehörweite — „und melden ihm dasselbe. Melden Sie ihm zugleich, daß ich die Avantgarde angewiesen habe, den Feind an sich zu locken und daß ich mit dem Reste der Eskadron durch den Hohlweg über Bellevue vorgehen und den Ulanen in die Flanke fallen werde.“

„Vortrefflich,“ murmelte der General und beschenkte den beglückten Gefreiten für seine „vortreffliche“ Meldung mit einem Thaler.

Der Plan des Rittmeisters gelang. Der findige Leutnant vom vierten Zuge erkannte ohne vorherige Verabredung die Absichten seines Chefs und zog sich vor dem imaginären Feinde langsam zurück. Der Rest der Eskadron debouchierte aus einem andern eingeschnittenen Seitenwege auf den Exerzierplatz, marschierte auf, und beide Abteilungen stürzten sich nun mit lautem Schlachtruf vorwärts, denn „meine Husaren hm hm müssen immer mit hurra attackieren,“ hatte der General einmal gemeint, obgleich das eigentlich gegen das Reglement verstieß.

Am Ende des Platzes kam der Angriff zum Stehen.

„Nun?“ fragte der herbeieilende General.

„Exzellenz, der Feind ist geschlagen, die Verfolgung ist hier zum Stehen gekommen, weil Staubwolken in der Ferne größere feindliche Kräfte andeuten.“

„Vortrefflich. Exerzieren Sie mir jetzt Ihre hm hm Eskadron vor.“

Die Husaren machten ihre Sache gut. Um Äußerungen, wie sie in früherer Zeit bei andren Truppen wohl gefallen waren, wie: reiten Sie mir, hm, hm, doch noch fünf Attacken vor, und ähnliche, zu vermeiden, schwenkte der Rittmeister die Schwadron auf dem Platz herum, daß es eine wahre Freude anzusehen war und die zahlreich in ehrerbietiger Ferne zum Zuschauen versammelten „Zivilisten“ wiederholt Zeichen unverhohlener Bewunderung von sich gaben.

Endlich hieß es: „Durcheinander geritten,“ und als die Husaren sich über den ganzen Exerzierplatz zerstreut hatten, ritt der Rittmeister in schnellster Gangart bis zu einer entfernten Ecke und ließ das Signal „Appell“ geben. So rasch die Pferde laufen wollten, sammelten die Reiter sich hinter ihrem Führer, sorgsam die Front frei machend. Im Galopp rückte dieser mit den Leuten, welche zuerst zum Kern zusammenschlossen, in der Richtung nach dem Kommandierenden vor, rechts und links hingen sich die übrigen Husaren an, und als kurz vor dem hohen General das: „halt! — Ach—tung! erschallte, stand die ganze Eskadron ruhig wie eine Mauer, fest geschlossen, scharf gerichtet da, kein Mann auf seinem eigentlichen Platze, und doch alle in großer Ordnung und Sicherheit.

„Vortrefflich.“ Es war angenehm, den Lieblingsausdruck so oft zu hören. Auch der Pferdezustand erwies sich in den Augen des Inspizierenden als befriedigend. Wohl waren die Tiere unter den aufgehobenen Schabrackenflügeln warm nach der starken Arbeit, aber der ruhige Flankenschlag, die glänzenden Augen deuteten auf Gewöhnung und widersprachen einer etwaigen Überanstrengung. Die braune Stute des Rittmeisters — Gonzaga mit einem langen Pedigree war ihr Name, Bombenliese hatten die Kameraden ihrer unüberwindlichen Ruhe im feindlichen Feuer wegen sie getauft — hatte kein nasses Haar, in hellen Flocken flog der Schaum ihr vom Gebiß, das ganze Aussehen verriet, daß eine stundenlange Anstrengung ihr nicht mehr als ein Spiel sei, und bewundernd ruhten die Augen des hohen Offiziers auf dem schönen Tiere.

„Rücken Sie ein.“ Rasch war die ursprüngliche „Rangierung“ wieder hergestellt, und in langgestreckter Kolonne, „zu zwei,“ der Heimweg angetreten. Die Husaren begannen bereits ein lustiges Lied zu singen, welches der Kommandierende besonders liebte, als dieser denn doch noch eine kleine Überraschung an den Tag brachte.

„Der Feind greift Sie in Ihrer linken Flanke an, Herr Rittmeister.“

Der so angeredete Offizier wandte sich in der Karriere nach der gefährdeten Seite, und wie er dabei seine Klinge hoch in der Luft schwenkt, rasseln im Nu ohne Kommandowort alle Säbel aus der Scheide.

„Zu zweien links um.“ Des Rittmeisters helle Stimme drang durch den dicken Staub und übertönte jeden Gesang. „Aus einander — Marsch! Marsch!“

„Vortrefflich! Nun wollen wir hm hm, es aber wirklich genug sein lassen.“

Nachmittags kamen dann noch die gymnastischen Übungen an die Reihe. Aber auch hier erwies sich die Eskadron auf der Höhe. Fast die ganze beste Voltigierklasse konnte von hinten in den Sattel des gepackten Pferdes springen, eine besonders schwere, aber gerade ihrer Schwierigkeit wegen bei dem General sehr beliebte Übung. Außerdem hatte der „gerissene“ Rittmeister einen förmlichen kleinen Zirkus eingerichtet, und die schmucken Gesellen seiner Eskadron verstanden am galoppierenden Pferde die erstaunlichsten Produktionen vorzuführen. Der Gesamtleistung aber wurde die Krone aufgesetzt, als schließlich die ganze Eskadron Mann für Mann in rascher Aufeinanderfolge mit Zuhilfenahme des Bügels ein feldmarschmäßig adjustiertes Pferd bestieg, ohne daß Sattel und Gepäck dabei herumrutschten, obgleich beide Gurte abgenommen waren. Das war ein kleines Kunststück eigener Erfindung, nicht schwer, aber „augenverblendend“. Auch jetzt keine lange Kritik, einfache Anerkennung mit einem kurzen Worte. Das war mehr als angenehm, das war schmeichelhaft in hohem Grade. — „Nun möchte ich auch Ihre hm hm eigenen vortrefflichen Pferde noch einmal an der Hand sehen.“ Das war das Ende der Besichtigung.

Rittmeister von Schneid hat den verehrten Vorgesetzten nicht wiedergesehen, aber bald darauf auf seinem Sarge einen von dankbarer Erinnerung geweihten Palmenzweig niedergelegt.

R. Knötel.

„. . . ritt der Rittmeister in schnellster Gangart bis zu einer entfernten Ecke und ließ das Signal „Appell“ geben . . . .“

Verrechnet.

Roman von L. Bernhardt.

(Schluß.)

Frau von Ellern lächelte, ohne es zu wollen. Aber nach kurzer Zeit öffnete sie von neuem die Lippen und sagte im traurigsten Tone: „Else, ich kann nicht ruhig sterben, ehe ich Ulrich glücklich sehe!“

Else stand auf und zog den Kopf der Mutter liebevoll an ihre Brust. „Du bist doch eine so kluge Mama und redest so verkehrte Dinge! Du wirst ihn gewiß glücklich sehen, aber du sollst nicht sterben! Du sollst noch lange, lange leben und mein Teil sein, wenn die anderen alle ihr Teil für sich haben!“

„Ja, Else, wenn ich ruhig werden, wenn ich wieder gut machen könnte! Wenn —“

„Mama, du sollst nichts gut machen! Das wird Gott schon ganz allein besorgen!“ Sie schwieg einen Augenblick und zögerte. Dann sagte sie ganz leise, daß es kaum die Ohren der Mutter berührte: „Du sollst nur glauben, daß Gott vergibt!“

Die Freifrau wollte das Mädchen fassen und an sich ziehen, aber sie war schon halb die Treppe hinunter und eilte auf Ulrich zu, der von einem Ritt nach Märzwiese, wo er eine Menge Bauarbeiter beschäftigte, zurückkam und, da er die Damen auf der Terrasse gewahrte, sein Pferd an Martin abgegeben hatte und sich ihnen durch den Park näherte. Sie schob ihren Arm durch den seinen und zog ihn mit sich fort zu einem Gang durch den frühlingsfrischen Park.

Kaum waren sie der Mutter aus den Augen, so ging sie langsamer und sagte dann plötzlich: „Ulrich, ich muß dir etwas bekennen. In meinem Kopf spukt ein Plan, der sich nicht austreiben lassen will, ohne sich in Thaten Luft gemacht zu haben!“

„Nun dann heraus damit, Kleine! — Ich weiß ja, daß wir alle keinen Frieden zu erwarten haben, bis dieser unruhige Kopf sein Recht bekommen hat!“

„Du brauchst nicht immer noch ‚Kleine‘ zu sagen, übermütiger Bruder, besonders nicht in diesem Augenblick, wo ich höchst selbständig sein will! — Ulrich, ich — ich — gehe nach England!“

Ulrich stand auf der Stelle still, die sie eben erreicht hatten. Die Sprache versagte ihm, aber Else fuhr eifrig fort: „Ich will zu Lucy, ich muß sie sprechen! — Mama ist völlig wohl genug, um für einige Zeit der Kammerfrau überlassen zu bleiben. Für sie, für dich, für uns alle will ich diese Spannung zu Ende bringen!“

Ulrich sagte noch immer nichts. Dann hob er das Mädchen plötzlich in seine Arme empor und drückte sie ungestüm an sich. „Else, du bist mein guter Engel! — Sie kann sich nicht weigern, dich zu sehen, wie sie sich mir verweigert! — Else, reise und bring es zum glücklichen Ziel!“

Sie setzten sich auf die nächste Bank und saßen dort eine Weile schweigend neben einander, jedes ganz von seinen eigenen Gedanken hingenommen. Dann nahm Ulrich einen Brief hervor und gab ihn Else mit den Worten: „Hier meine letzte Nachricht von ihr!“

„Und hier hast du meinen!“ sagte Else und übergab ihm einen Brief mit Miß Danvers großen, deutlichen Schriftzügen.

Mr. Oldcastle schrieb freundlich und eingehend. Er bedauerte, daß Lucy noch nicht im stande sei Fremde und namentlich den Grafen von Ellern — Ulrich hatte den Grafentitel, der an dem Besitz von Ellernbrunn hing, seit Manfreds Tode geführt — zu empfangen. Sie zeige aber noch immer eine solche Scheu, an die Erlebnisse des letzten Herbstes erinnert zu werden, daß man nicht wagen dürfe, sie zu drängen. Er hoffe indessen 2c.

Miß Danvers schrieb kühl und entschieden abwehrend. Ihr Schützling sei noch keineswegs ganz hergestellt, und sie könne deshalb für jetzt nicht eine erneuerte Verbindung mit der Familie der Schreiberin zugeben, da sie eine Fülle schmerzlicher Erinnerungen und Erschütterungen herbeiführen müsse.

„Und nach diesem Brief willst du's wagen, Kleine?“ fragte Ulrich niedergeschlagen.

„Ich muß es versuchen, Ulrich. Ich muß selbst sehen. — Sie hatte mich immer so lieb; sie wird mich sehen, wenn ich einmal dort bin, und dann wird sie mir Rede stehen! — Es sieht schlimmer aus als es ist, Ulrich,“ setzte sie ermutigend hinzu. „Paul soll mich hinüber bringen, man wird ihm den kurzen Urlaub nicht verweigern; und wenn mich diese drachenhafte Miß herauswirft, so schiebe ich ihn vor, — ihm kann kein Mensch widerstehen! — Ich habe den besten Mut, Ulrich! — Und ich muß es zu Ende bringen, um Mamas, um deinet- und um ihretwillen!“

Lucy war, nachdem sie die Leiche ihres Gatten in Calais zum Bahnhof begleitet hatte, mit Miß Danvers nach Seagrove zurückgekehrt. Dort erst machten die physischen Anstrengungen der letzten Tage sich geltend, und der furchtbaren Aufregung folgte eine Erschöpfung bis zum Tode. Ihr Herz war wund bis in seinen tiefsten Grund. Nirgends gab es eine Erinnerung, bei der sie sich auszuruhen getraute. Der Gedanke an den unglücklichen Gatten bot nichts als Bitterkeit; er war gestorben, wie er gelebt hatte, und selbst die Erinnerung an die Zuneigung, die er ihr in den letzten Tagen gezeigt, an den Trost, den ihm ihre Gegenwart gewährt hatte, quälte sie mehr, als sie sie beruhigte, — denn sie wußte, daß sein besänftigtes Gefühl auf falschen Voraussetzungen beruht hatte, daß er sich mit Haß und Verachtung von ihr gewendet haben würde, wenn er das Geheimnis ihres Herzens gekannt hätte. Ihr eigenes Bild war ihr getrübt in diesen Tagen innerer wie äußerer Zerschlagenheit; sie erschien sich selbst im Lichte einer Pflichtvergessenen und Ungetreuen, sie hatte weder Kraft noch Mut, den Blick in ihr Inneres zu wagen, und scheute den Gedanken an Ulrich und ihre Liebe zu ihm wie ein Verbrechen. So vergingen Wochen, ja Monate. Sie war nicht bettlägerig; sie schlich müde im Hause umher, und das Gefühl des wunden Herzens verließ sie selbst in den seltenen Fällen nicht, wo sie Schlaf fand.

Zwischen ihr und der Familie in Ellernbrunn fehlte während dieser Zeit der Verkehr gänzlich. Ein natürliches Zartgefühl hielt Ulrich ab, sich in den ersten Monaten nach dem Tode ihres Gatten und seines Bruders direkt an sie zu wenden. Er fühlte, daß er ihr noch Zeit lassen mußte, daß er noch nicht von Liebe sprechen durfte, — und wie hätte er die Beziehungen zwischen ihnen unberührt lassen können? — Die Freifrau, die am meisten dazu berufen gewesen wäre, war unfähig zu schreiben, Margarete wurde von der Pflege ihrer Mutter und ihrem Brautstande vollauf in Anspruch genommen. Else allein schrieb, und zwar an Miß Danvers, erhielt aber von dieser einen ganz entmutigenden Bericht über Lucys Befinden und Stimmung, verbunden mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß man vorläufig jede Beunruhigung ihres Schützlings vermeiden möge.

Mr. Oldcastle kam mehrmals nach Seagrove und fand Lucy immer in demselben Zustande. Die alten treuen Freunde sahen sie mit Schmerz tiefer und tiefer in hoffnungslose Schwermut versinken. Sie beschlossen, einen Versuch zu wagen, sie aufzurütteln. Mr. Oldcastle schickte ihr kurz vor Weihnachten seine mit Ulrich gewechselten Briefe, unter dem Vorgeben, ihre Genehmigung zu seinen Abmachungen einholen zu müssen. Sie enthielten nur Geschäftliches; Ulrich erklärte, daß er die vor der Entdeckung Manfreds von ihm gemachten Anerbietungen in vollem Maße aufrecht erhalte, und fügte nur jedem Geschäftsbriefe eine höfliche Erkundigung nach Lucy hinzu. — Als Lucy die Briefe erhielt, brach sie zum erstenmal in unaufhaltsames Weinen aus. Sie weinte Tag und Nacht, und befand sich danach tagelang in körperlich geschwächtem Zustande; aber doch that dieser Ausbruch ihrem gedrückten Gemüt wohl. Die Qual ihres Innern nahm von da an ab. Sie lernte langsam wieder, die Dinge in ihrem rechten Lichte zu sehen. Miß Danvers aber, getäuscht durch die augenblicklichen Folgen ihrer Maßregel und überzeugt, daß jede Erinnerung an Ellernbrunn und seine Bewohner nur schädlich auf ihre jetzt langsam fortschreitende Genesung einwirken könne, wehrte energisch alles ab, was von dorther kam, und veranlaßte Mr. Oldcastle, in

denselben Sinne zu handeln. Sie beantwortete Elses Briefe in immer gleich abweisendem Tone, ohne jemals zu Lucy von denselben zu sprechen.

Da kam eine neue tiefe Niedergeschlagenheit über Lucy. Eine leidenschaftliche, immer ungestillte Sehnsucht erfaßte sie, von den geliebten Menschen zu hören, von denen ein so furchtbares Ereignis sie getrennt hatte. Warum schwiegen sie so beharrlich? Zürnten sie ihr? — Ach nein, das durfte sie nicht fürchten! Aber Ulrich konnte die Witwe seines Bruders, des heimgekehrten Verbrechers, nicht lieben! — Auch mußte er von ihrer plötzlichen Rückkehr zu ihrem verstorbenen Gatten gehört haben. Konnte er die Motive gemißdeutet haben? — Sie fühlte jetzt die tröstliche Beruhigung des Bewußtseins, versöhnt von ihrem Gatten geschieden zu sein, und hätte dasselbe selbst für Ulrichs Liebe nicht hingeben mögen. Sie wußte, sie hatte recht gethan; aber konnte sie nicht dennoch mißverstanden worden sein? — Alles schien diese Deutung des fortgesetzten Schweigens zu rechtfertigen. Ulrich hatte gethan, was sein Edelmut ihm vorschrieb; er hatte sie von allen Verpflichtungen gelöst, sie vor eine sorgenlose Zukunft gestellt, und nun fühlte er sich der Pflichten gegen sie entledigt. — Es war so natürlich, aber es war so bitter! — Lucy kämpfte aufrichtig um Ergebung in ihr hartes Geschick. Aber sie war noch schwach, der Kampf war schwer, und sie konnte eine tiefe Niedergeschlagenheit nicht besiegen.

An einem schönen Frühlingstage saß sie auf einer Bank am Strande und sah den Wellen zu, die fast bis zu ihren Füßen spielten und sich neckend nach ihr auszustrecken schienen. Es lag eine Beruhigung in ihrem eintönigen Rauschen, eine Stimme, die ihr zuflüsterte: „Es ist stille bei uns hier unten und kühl. Man hört hier kein Herzschlagen und fühlt kein Weh. — Getrost! auch dir wird Stille kommen!“

Sie hörte Schritte hinter sich und glaubte, Miß Danvers komme nach ihr zu sehen. Es waren aber nicht Miß Danvers' Arme, die sich von hinten weich um ihren Hals legten, auch nicht Miß Danvers' Stimme, die leise sagte: „Lucy!“ — Lucy wendete sich um und lag in Elses Armen.

Es war an einem köstlichen Septemberabend, — denn Lucy hatte darauf bestanden, daß ein volles Jahr nach dem Tode ihres Gatten verflossen sein müsse, ehe sie Ulrich die Hand reichte, — als sie an seiner Seite in ihre neue Heimat einfuhr. In Ellernbrunn läuteten alle Glocken; der Park war mit unzähligen Lichtern erleuchtet, unendlicher Jubel herrschte im Dorfe. Die Freifrau stand im schwarzen Sammetkleide auf der Terrasse, ihr zur Seite Margarete in weiß und in der vollen Glorie ihres jungen Eheglücks, und Else, strahlend in Mitfreude, hinter ihr Felix und Paul. Als der Graf und die Gräfin von Ellernbrunn vor der Terrasse vorfuhren, empfing sie der Dorfchor, eine von Else gebilligte hoffnungsreiche Neuerung der Freifrau, mit Festgesang und weitschallenden Hurras. Frau von Ellern aber, jetzt wieder die imponierende Gestalt ihrer früheren Tage, stieg von der Freitreppe nieder, und indem sie die errötende Lucy in ihren Armen empfing, sagte sie weich: „Jetzt zwiefach meine Tochter!“

Else allein wußte, daß sie mit dieser Begrüßung auch dem unglücklichen Stiefsohn ihr Verschulden abbitten wollte.

Nachdem am nächsten Sonntage Lucy nach Dorfessitte am Arme ihres jungen Gemahls ihren feierlichen Kirchgang gehalten hatte, blieben beide, ehe sie die Kirche verließen, an der Familiengruft stehen, in welche ein neuer Stein eingelassen war. Es war eine einfache, schwarze Marmortafel, die in goldenen Buchstaben den Namen trug: „Charles Manfred, Graf von Ellern.“ Darunter standen die Worte: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“

Lucys Thränen flossen reichlich. „Wer hat die Worte ausgewählt?“ fragte sie leise.

„Meine Mutter“, sagte Ulrich.

* * *

Miß Danvers stand an der kleinen Pforte ihres Gartens und schaute hinaus auf die See. Die von Dover ab- und zugehenden Schiffe zeigten sich am Horizonte und tauchten hinunter in die Ferne. Welches war's unter ihnen, das ihr geliebtes Kind, den Schatz ihres Herzens in unabsehbare Ferne entführte? — Sie rieb sich die Augen mit dem Taschentuch, aber sie vermochte es nicht mehr zu unterscheiden. Sie wendete sich um und seufzte schwer. Mr. Oldcastle, der an ihrer Seite stand und gleichfalls die Augen über die weite See schweifen ließ, seufzte ebenfalls schwer. „Sie ist glücklich“, sagte sie, „und das ist ein Trost! Aber es wird sehr einsam sein!“

„Sehr einsam!“ wiederholte Mr. Oldcastle.

Miß Danvers wurde ärgerlich. „Nun? bin ich nicht ganz allein? — Für wen sollte ich sorgen?“

„Für mich!“ sagte Mr. Oldcastle.

Miß Danvers starrte ihn einen Augenblick an; dann wollte sie sich verächtlich abwenden. Aber er ließ ihr nicht Zeit. „Wir sind beide sehr einsam!“ sagte er. „Wir sind freilich ein paar alte Leute, die ihre Ecken haben, aber wir kennen einander, und ich glaube, wir wissen, was wir an einander haben! Wäre es denn so unnatürlich, wenn wir unsere alten Tage zusammen zubrächten? — Und wenn Sie für einen alten Freund sorgten, da Sie doch einmal nichts Besseres haben?“

Miß Danvers erwachte aus dem Staunen, mit dem sie ihn angehört hatte, und sagte schnell: „Sie sind ein Narr, Mr. Oldcastle!“ — Aber nach einem Blick in sein Gesicht setzte sie mit einem wirklichen Erröten, das ihrem alten Gesicht gut stand, reumütig hinzu: „Verzeihen Sie!“

„Ich will verzeihen“, sagte er, indem er ihre beiden Hände faßte, „aber nur unter einer Bedingung!“

Und weil sie nur einen einzigen treuen Freund hatte, und seinen Zorn unmöglich hätte ertragen können, gab sie die Bedingung zu.

Und so ist Miß Danvers selbst als ein Opfer des von ihr so oft geschmähten Ehestands gefallen. Und sie hat es nie bereut. Mr. Oldcastle war kein Narr; er wußte, was er an ihr hatte. Freilich hat er ihre Freiheit wenig beschränkt. Sie leben in Rose-Cottage, und sie setzt noch immer ihre Füße ans Kamin, in dem nämlichen Zimmer, in welchem sie die Wärterin einst so sehr erschreckte. Nur die Haarwickel sind heruntergekommen, und ein paar weiche, weiße Haarlocken schmiegen sich an die noch immer glatte Stirn.

Am Familientisch.

Rechtsrat.

Ein Postbeamter, welcher durch Familienverhältnisse zurückgekommen war, war auch vor einigen Jahren einem Manufakturisten (Jude) durch Entnahme von Waren und barem Gelde 250 Mark schuldig geworden. Als er nicht zahlen konnte, wandte sich der Kaufmann an den Postdirektor, welchem denn auch der Beamte versprach, sich monatlich zehn Mark zu gunsten des Kaufmanns kürzen zu lassen. Nach einigen Monaten erklärt der Beamte, daß er monatlich zehn Mark nicht mehr entbehren könne, und durch Verhandlung des Direktors mit dem Kaufmann ging letzterer auf den Vorschlag, fünf Mark monatlich, ein. Die monatlichen Raten sind stets abbehalten. Kurze Zeit nach dieser Vereinbarung kommt der Kaufmann zum Beamten, schwatzt ihm sehr viel vor, er solle ihm einen Wechsel unterschreiben, welchen er als bares Geld benutzen könne. Der Beamte sagt schließlich zu, er wolle das wohl thun, er dürfe aber weiter keine Unannehmlichkeiten dadurch haben, vor allen Dingen dürfe sein Vorgesetzter kein Wort davon wissen, auch glaubte der Beamte, es solle nur einmal geschehen. Am Verfalltage verlangt der Kaufmann Prolongation, welche der Beamte verweigert; der Wechsel wird protestiert, der Kaufmann droht mit Anzeige beim Direktor. Infolge dieser Drohung unterschreibt der Beamte schon seit einigen Jahren alle drei Monate einen Wechsel, wofür ihm der edle Menschenfreund jedesmal fünf Mark Diskonto berechnet, welche er sich vom Direktor holt; der Direktor glaubt aber, es sei eine Abschlagszahlung. Hierüber erhält der Beamte dann eine Quittung, aber einen Wechsel hat er noch nie wieder gesehen. Durch diese Manipulation läßt sich der Kaufmann also etwa zehn Prozent Zinsen für sein Kapital zahlen. Nun ergeht die Frage: Kann der Kaufmann wegen Wucher belangt werden, ohne daß der Beamte kompromittiert wird, oder was ist in solchem Falle zu thun? H. P.

Ohne den Beamten zu kompromittieren wird in der Sache nichts erreicht werden können, denn zur Überführung des Wucherers scheint das Zeugnis desselben unentbehrlich zu sein.

Im übrigen liegt der Thatbestand nicht nur des Wuchers, sondern sogar des qualifizierten Wuchers vor. Wer nämlich unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines anderen für ein Darlehen oder im Falle der Stundung einer Geldforderung sich Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnisse zu der Leistung stehen, wird wegen Wuchers mit Gefängnis und zugleich mit Geldstrafe bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Dieselbe Strafart in erhöhtem Maße tritt ein, wenn sich der Wucherer die wucherlichen Vermögensvorteile in verschleierter Form oder wechselmäßig oder unter Verpfändung der Ehre oder unter anderen ähnlichen Beteuerungen versprechen läßt. Daß aber der Zinsfuß von zehn Prozent nach den Umständen des Falles und im Verhältnis zu der Leistung der Kreditgewährung den üblichen Zinsfuß in wucherischer Weise überschreitet, wird man nach Lage der Sache annehmen müssen. Vor allen Dingen muß der Schuldner darnach sehen, daß er die prolongierten Wechsel zurückerhält und daß ihm bei neuen Prolongationen immer das prolongierte Exemplar ausgehändigt wird. — Nach dem preußischen Gerichtskostengesetz vom 10. Mai 1851 (G. S. 1851, S. 622) §. 4 Absatz 3 und 4 sind Schulen, Pfarreien, Küstereien, Kirchen, milde Stiftungen von den Gerichtskosten befreit. Letztere sind hier durch eine Grundbuchangelegenheit entstanden und belaufen sich auf 43,65 Mark. Nach §. 6 desselben Gesetzes müssen aber von den genannten Instituten die entstandenen baren Auslagen gezahlt werden. Das Amtsgericht zu O. oder wohl vielmehr die Gerichtsschreiberei rechnet nun zu den baren Auslagen Porto und Schreibgebühren und verlangt deshalb die Zahlung. Ich erlaube mir die Anfrage, ob die Gerichtsschreiberei Schreibgebühren mit zu den baren Auslagen rechnen darf, und wenn nicht, was gegen ihre Ansprüche zu thun ist. Dazu mache ich noch die Bemerkung, daß Armutsatteste für die Institute im Sinne des §. 4 des Gesetzes vorhanden sind, daß aber die Gerichtsschreiberei dieselben auf Grund des §. 6 verwirft.

B. in B.

Da die Schreibgebühren allerdings zu den baren Auslagen gehören, so ist das Gericht im Recht, wenn es deren Erstattung auf Grund des § 6, Ges. vom 10. Mai 1851 fordert.

Was aus einem Fragezeichen alles werden kann.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C und D spielen Domino. Jeder nimmt sieben Steine auf. A setzt aus. D hat außer einem Doppelsteine die folgenden sechs Steine:

A wird zuerst seine Steine los, gewinnt also die Partie. Im ganzen werden dreizehn Steine gesetzt. D behält von seinen Steinen einen einzigen und zwar denjenigen, welcher die meisten Augen zählt. B hat in seinen Steinen zehn Augen weniger als C. C hat keinen Doppelstein und nur eine zwei.

B und C zusammen behalten elfmal so viel Augen übrig als D.

Welche sieben Steine hat B? Welchen Stein behält D übrig?

2.

Wie kann man durch Umstellung der Buchstaben aus den Wörtern „Homer", „Berlin", „Grat" den Vor- und Zunamen eines österreichischen Dichters, aus den Wörtern „Martha", „sank" den Vor- und Zunamen eines berühmten Malers und aus den Wörtern „lobet", „Magenta" den Vor- und Zunamen eines Staatsmannes der Neuzeit bilden?

L—g.

3. Dreisilbige Scharade.

Die Erste ist in Feld und Hof
Ein Unkraut mit dem Apostroph.
Die beiden Letzten sind Metall,
Das man nicht findet überall.
Das Ganze ist empfindlich sehr,
Dickflüssig und auch ziemlich schwer:
Unruhig wechselt es den Stand
Und reget doch nicht Fuß und Hand;
Jetzt steigt es kletternd in die Höh,
Jetzt stürzt's herab und fällt — o weh!

Pf. I.

4. Königszug.

	ver	Ge			dri	li	
har	Netz	nichts	trost	gen	gäng	wi	che
ret	te	wo	das	Ge	ver	Im	es
les	al	strick	schwätz	Un	che	ist	das
schon	flieht	schwun	ge	li	setz	e	ge
wo	ver	den	säng	grau	wo	Ge	wi
mich	sieht	was	das	Ver	nach	Ros'	Li
und	um	man	das	che	die	lie	und
fängt	das	Bäng	li	stigt	äng	**Mich**	blüht

Bilderrätsel.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 21.

Damespielaufgabe.

1. Dg3 — h2 1. Dd4 — g1
2. b4 — c5 2. Dg1 — b6
3. Dh2 — g1 3. h8 — g7
4. f4 — g5 gewinnt.

1.

B	E	R	N
E	S	A	U
R	A	U	M
N	U	M	A

2. Ancona, Arkona.

Bilderrätsel:

Colonia Agrippina (Köln).

3.

4. Rätsel-Distichon.

Mosta — Mosta.

Inhalt: Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Der gefährdete Schnurrbart. Bild von G. Jakobides. — Das gebannte Gespenst. Eine Seehumoreske. — Albrecht Dürers Porträt Holzschuhers. Von A. Rosenberg. — Gottlob Geißler, ein deutscher Missionar auf Neu-Guinea. — Braunschweigische Prinzessinnen. — Militärische Charakterbilder. Eine Schwadronsbesichtigung. Von H. Vogt. Mit drei Illustrationen. — Verrechnet. Schluß. Roman von L. Bernhardt. — Am Familientische: Rechtsrat. — Was aus einem Fragezeichen alles werden kann. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. März 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 23.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Den 2. August.

Teuerste Dosia! Du bist der kategorische Imperativ in Person, und ich habe über Deine ungeduldige Frage: „wen ich denn nun eigentlich zu heiraten gedächte," nicht wenig gelacht. Als ob das von meiner Entscheidung allein abhinge! Ich weiß ja nicht einmal, ob einer der besagten Herren mich will, und selbst wenn ich es wüßte, gibt es noch immer soviel zu erwägen, daß die Sache nicht im Handumdrehen erledigt werden kann. Ich bin nicht hierher gekommen, um mich Hals über Kopf in die Ehe zu stürzen, sondern um bei passender Gelegenheit und bei eventueller Berücksichtigung von Tante Mohrsteins Wünschen eine gute und weise Wahl zu treffen, und das ist nicht leicht, wenn das Herz nun einmal durchaus nicht mitreden will. — Das thörichte Ding aber bleibt nach wie vor stumm, und wenn es auch dann und wann von wärmeren Gefühlen bewegt wird, so ist doch von den Symptomen einer großen Liebe nicht das Geringste zu merken.

Eine ganz liebeleere Ehe aber ist mir ein Greuel; von einer Seite wenigstens muß ein gewisser Wärmegrad vorhanden sein, um das Herdfeuer daran entzünden zu können, und je weniger in dieser Beziehung von mir selbst zu hoffen ist, um so notwendiger scheint es mir, daß derjenige, welcher mir ein Hort und eine Stütze fürs ganze Leben sein soll, mich aufrichtig und innig liebt. — Mir darüber Gewißheit zu verschaffen, wird mein, zwar egoistisches, aber immerhin berechtigtes Bestreben sein, und daß dies nicht in der Übereilung geschehe, habe ich vor allem zwei Dinge zu üben: Vorsicht und Geduld!

Drum habe auch Du Geduld mit mir, Dosia, und mäßige Deinen Eifer, wenn Du, nach Art hochbeglückter junger Frauen darauf ausgehst, mich möglichst schnell unter die Haube zu bringen. Bedenke, daß es nichts Kleines für mich ist, meine Freiheit für immer dahinzugeben. Was ich besitze, weiß ich, was ich dagegen eintauschen werde, ist ein Geheimnis, und eine ganze Reihe unglücklicher Frauen illustrieren, mir zur Warnung, eine uralte, in ein bekanntes Dichterwort gekleidete Wahrheit: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!"

Und nun, von ungewissen und zukünftigen Dingen zur lieben Gegenwart zurück.

Graf Basil mit seiner Frau hat uns verlassen, Reichensteins reisen in einigen Tagen (zum großen Schmerze Kurts, der schon das dritte Sonett auf Rovnas schöne Augen gedichtet), und wenn es auf mich ankäme, schlösse die Stiftsdame sich ihnen an. — Ihre ewigen Patiencen bringen mich zur Verzweiflung!

Nicht als ob ich gegen diese zeittötende, an sich harmlose Beschäftigung etwas einzuwenden hätte, aber ich bin überzeugt, Fräulein von Dollentin bedient sich ihrer nur, um ihre eigene Wachsamkeit damit zu maskieren und ihre Umgebung in eine trügerische Sicherheit zu wiegen. Sie ist, teils aus eigener Neigung, teils um sich bei der Tante beliebt zu machen, die wandelnde Tageschronik von Mohrstein und macht es sich zur Aufgabe, überall herum zu spionieren. Die Patience ist ihre Rüstung. Während sie ganz vertieft scheint in die wechselnden Konstellationen der Karten, hält sie Augen und Ohren weit offen und notiert alles zu späterem Gebrauche.

In dieser Annahme wurde ich noch bestärkt durch eine Unterhaltung, die ich heute morgen ganz zufällig hörte. —

Wir hatten, wie gewöhnlich, auf der Terrasse gefrühstückt, und uns dann nach allen Richtungen hin zerstreut. Auch ich war in mein Zimmer gegangen, und nur die Stiftsdame blieb mit Tante Mohrstein allein. Ob dies mit Absicht geschah, weiß ich nicht, jedenfalls schien sie den einmal eroberten Platz auch behaupten zu wollen, denn sie zog die Karten hervor

und begann eine ihrer endlosen Patiencen zu legen. Als ich aber nach Verlauf einer Viertelstunde zurückkam, mir ein Buch zu holen, das ich in der Halle vergessen, waren die Karten zusammengeschoben und sie in eifrigster Unterhaltung mit der Herrin des Hauses, die ihren Worten ganz aufmerksam lauschte. Daran wäre nun nichts besonderes gewesen, aber einige Worte, die ich durch das geöffnete Fenster auffing, ließen mich unwillkürlich stehen bleiben, und ich hörte, wie sie fast ängstlich sagte:

„Mir däucht, du unterschätzest die Gefahr, liebe Mally! Der Rittmeister ist ein ungewöhnlich hübscher, stattlicher und gewandter Mensch, — obgleich von einer Ähnlichkeit mit unserem hochverehrten Kronprinzen natürlich keine Rede sein kann, — und nicht umsonst hier herumgeritten. — Er wußte ganz genau, wen er suchte, und ist ebensowenig von ihrer Seite gewichen wie damals, als sie Krocket zusammen spielten. Wenn das so fortgeht, ist das Ende leicht abzusehen."

„Das glaube ich nicht", meinte Tante Mohrstein mit vornehmer Würde. „Doris ist viel zu sehr verwöhnt, um auf eine derartige Kourmacherei großen Wert zu legen, und überdies wird sie über unsre Wünsche nicht mehr im Unklaren sein. Manfreds Vorgehen ist meiner Ansicht nach allerdings nicht energisch genug, aber es genügt sie zu fesseln, und der Rittmeister kann ihm mithin nur als Folie dienen."

„Sei dessen nicht zu gewiß!" meinte die Stiftsdame. „Doris ist viel selbständiger als du glaubst, und die Art, wie sie Manfreds Huldigung aufnimmt, will mir nicht immer gefallen. Es liegt zu viel Sicherheit in ihrem Benehmen, und mitunter ist mir schon der Gedanke gekommen, daß Udo mehr Aussicht auf Erfolg hätte."

Die Tante lächelte mit feinem Spott. „Meine liebe Ida", sagte sie, „woher kommt dir mit einemmale all diese Weisheit, hast du das alles in den Karten gelesen?"

Die Stiftsdame lächelte verschmitzt: „Meine Liebe", sagte sie, „wer geniert sich vor einer armen, alten Person, die den ganzen Tag damit zubringt, Patiencen zu legen? — Ich sage dir: niemand. Ich gelte für absolut „sans conséquence" und das ist's gerade, was mir die meisten Aufschlüsse einbringt."

Ich hatte genug gehört. Fräulein von Dollentins Worte konnten nur meine Vermutung bestätigen, und ich beschloß, auch Rovna vor ihren Künsten zu warnen. Zugleich mußte ich aber auch lächeln über die stolze Sicherheit meiner Tante, die mich schon so vollständig für besiegt erachtet und den schönen Rittmeister für ganz ungefährlich hält! — — —

Den 6. August.

Stimmungen sind Wandelsternen gleich, sie kommen und gehen. — Als ich heute morgen erwachte, war ich von einer fast ausgelassenen Heiterkeit, sagte jedem Menschen etwas Angenehmes und unterhielt mich beim Frühstück so vortrefflich mit Manfred, daß ich gar nicht bemerkte, wie Udo sich entfernte und Rovna immer stiller und ernster wurde. Der Tante mußte wohl letzteres auffallen, denn sie sah Rovna plötzlich scharf an und sagte, jedenfalls mehr inquisitorisch als freundlich: „Hast du schlechte Nachrichten von Hause, mein Kind?"

Rovna verneinte und machte sich an der Theemaschine zu schaffen, die Stiftsdame aber lächelte geheimnisvoll und sagte mit schwärmerischem Augenaufschlag: „Junge Damen sind unberechenbar heutzutage!"

Die arme Kleine that mir aufrichtig leid. Wie bitter muß sie diese stete Bevormundung empfinden, und wie wenig hätte ich mich in ihre Rolle zu schicken vermocht! — Was habe ich gethan, daß es mir soviel besser geht als ihr? Nichts, gar nichts, und gern hätte ich ihr etwas Tröstliches gesagt, aber sie stand einige Schritte von mir entfernt, und drehte uns allen den Rücken zu.

Gleich darauf wurden die Postsachen gebracht, Briefe und Zeitungen in großer Menge, und für mich ein Karton mit neuen Toiletten. Manfred wollte ihn durchaus für mich öffnen und mir bei dem Auspacken behilflich sein, aber ich erklärte, die neue Herrlichkeit erst am andern Tage seiner Bewunderung preisgeben zu wollen, und flüchtete mit meinen Schätzen hinauf in mein Zimmer.

Ich lasse mir in dieser Beziehung nicht gern in die Karten sehen. Eine hübsche Toilette in der rechten Weise von der rechten Persönlichkeit getragen, wird nie verfehlen, einen guten Eindruck zu machen, und dies von den Herren der Schöpfung meist sehr lebhaft empfunden werden. Um so mehr, je weniger sie sich der Mittel bewußt sind, durch welche dieser Eindruck hervorgebracht wird. Der Reiz der Neuheit, das Überraschende der Erscheinung hat damit mehr zu thun, als man allgemein annimmt, und hierbei, wie bei so manchen andern Dingen scheint es mir geradezu thöricht, die Gesamtwirkung durch vorzeitige Enthüllungen zu schwächen.

Diesmal hatte ich aber noch einen besonderen Grund Manfreds Neugierde nicht zu befriedigen. Der Karton enthielt nicht eine, sondern zwei Toiletten. Der erdbeerfarbene Satin mit dunkelrotem Samt und duftigen Spitzen war für eine brünette Schönheit bestimmt, und ich hoffte, Rovna damit überraschen zu können.

Wir sind für morgen zu einem Gartenfest in die Nachbarschaft geladen, wo, wie ich höre, große Eleganz entwickelt werden soll; und da ich Rovnas bescheidene Garderobe schon kenne, wußte ich auch, daß sie für die Gelegenheit nichts Passendes besaß, wenigstens nichts, was neben meiner frischen Toilette nicht chiffoniert ausgesehen hätte. Ich aber wollte, sie sollte einmal — wie die Engländer sagen — look her best, und so verschaffte ich mir ihr Maß und machte die Bestellung. Man hatte sie, ich muß es selbst gestehen, gut effektuiert. Hut und Schirm, einfach, aber genau harmonierend, waren dem Kleide beigefügt worden, ein Tuch von dunkelroter Chenille sollte in der Abendkühle zum Schutze dienen, und ich sah bereits im Geiste Rovnas feines Köpfchen sich wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrund abheben. Wie aber ihr die Sache annehmbar machen?

Ich ließ alle die hübschen Dinge von Margaret ausbreiten, ging zu Rovna hinüber und bat sie, mir einen großen Gefallen zu thun. Sie stand am Fenster, drückte die Stirn an die Scheiben und wandte sich erschreckt um, als ich eintrat. Ich sah es deutlich, sie hatte geweint. Liebreich umschlang ich sie, küßte die Thränen von ihren Wangen und versuchte, sie zu trösten, so gut es ging. Zuerst schien sie wenig geneigt, meine Teilnahme zu dulden; wie schon so oft, kämpfte sie gegen die natürliche Sympathie, welche uns zu einander hinzieht, und der Stolz, der so mächtig ist in dieser jungen Seele, wehrte meinen herzlich gemeinten Worten den Eingang. Nach und nach aber wurde sie weicher und milder; ein erneuter Thränenstrom erleichterte ihre Brust, und als ich sie dann hinüberführte in mein Zimmer, war sie doch zu sehr eine echte Tochter Evas, um von der reizenden Komposition von Samt und Spitzen nicht ganz entzückt zu sein.

Ich war so glücklich an diesem Morgen, daß ich auch meine kleine Kousine einmal glücklich sehen wollte, und so überredete ich sie denn, die neue Toilette wenigstens einmal anzuprobieren. Sie paßte wie angegossen, und Rovna selbst mußte lächeln, als ihr reizendes Spiegelbild ihr entgegentrat. Sie prüfte und betrachtete alles, sprach ihre lebhafte Bewunderung aus und drapierte das rote Tuch versuchsweise um ihre Schultern, dann aber umarmte sie mich stürmisch, blickte mich liebevoll an und sagte heftig, fast leidenschaftlich:

„Ich kann es nicht nehmen, Doris, ich darf es nicht! Du weißt nicht, wie wenig ich es um dich verdient habe. Und ich will es auch nicht. Es wird mir nicht Glück bringen, und ich würde vor mir und andern erröten, wenn ich es trüge.

Ich suchte sie zu beruhigen und bat sie, mir ihr Vertrauen zu schenken. „Wie gern thäte ich es", meinte sie, „aber dir kann ich am wenigsten sagen, was mich bedrückt."

„Und du willst mir nicht gestatten, wenigstens für dich zu thun, was eine Schwester für dich thun dürfte?" fragte ich traurig. „Es ist doch so natürlich, wenn wir teilen."

Wieder schaute sie fast ängstlich prüfend zu mir hinüber, ein Lächeln, wie ein Sonnenstrahl, flog über ihre schönen Züge,

und als sei sie jetzt erst zu einem Resultate gekommen, sagte sie lebhaft: „Ich glaube wirklich, Manfred hat recht, und du bist ein außergewöhnliches Wesen, Doris! Wenn ich doch von dir lernen könnte!“

„Und das Kleid, Rovna?“

„Werde ich tragen, Liebste, als Zeichen meiner Reue.“

Mit diesem, immerhin etwas seltsamen Ausspruch nahm sie die Sachen zusammen und eilte hinaus. Ich aber war froh, daß der Friede geschlossen war, und konnte mich nun wieder meinen eigenen Angelegenheiten widmen.

Und nun denke Dir, Dosia, jetzt, am späten Abend, habe ich noch ein kleines Abenteuer gehabt. Margaret war den ganzen Tag nicht wohl gewesen; ich hatte sie zeitig zu Bett geschickt, und während ich schrieb, hörte ich sie wiederholt husten. Emser Pastillen, in etwas heißer Milch aufgelöst, hatten ihr in solchen Fällen immer besonders gute Dienste geleistet, und ich beschloß, ihr ein solches Tränkchen zurecht zu machen. War es auch schon spät, so durfte ich doch hoffen, den einen oder andern der Leute noch wach zu finden, und selbst wenn dies nicht der Fall war, ließ sich in einem der Wirtschaftsschränke ein Tröpfchen Milch wohl entdecken.

Ich nahm also mein Licht und begab mich auf den Weg nach der Küche, die an dem andern Ende des Hauses, im Souterrain, belegen ist. Es war eine förmliche Reise über lange Korridore und dunkle Treppen, und ich war froh, als ich endlich am Ziele meiner Wanderung angelangt war. — Indessen, fester Wille wird meist mit Erfolg gekrönt; ich fand, was ich suchte, und trat triumphierend den Rückweg an. — Besorgt, nichts von dem köstlichen Naß zu verschütten, hatte ich nur auf mein Milchkrüglein acht, und war sehr unangenehm überrascht, als bei einer Biegung der Treppe mein Licht ganz unerwartet verlöschte. Da stand ich nun im Finstern, kaum wissend, wie ich mich zurechtfinden sollte, und da ich unvorsichtigerweise kein Feuerzeug mitgenommen, hatte ich auch keine Aussicht, meine Lage zu bessern. So deponierte ich denn den nutzlos gewordenen Leuchter als unnötigen Ballast in einen Winkel der Treppenstufe, trug meinen Schatz noch sorglicher als vorher, und tastete mich mit der rechten Hand langsam vorwärts, immer befürchtend, an etwas anzustoßen. Das that ich nun zwar nicht, nach einer Weile bemerkte ich aber, daß ich mich verirrt haben mußte in dem Wirrsal der kleinen Flure und Hintertreppen, und freute mich nicht wenig, als ich am Ende eines Ganges ein Licht schimmern sah.

Darauf zuschreitend, hoffte ich mich schnell orientieren zu können, ehe ich aber noch dahin gelangte, öffnete sich plötzlich dicht neben mir eine Thür, eine Person näherte sich mir, und ein Papier ward mir eiligst in die Hand gedrückt. Dann hörte ich von innen den Schlüssel umdrehen und war wieder allein. Das alles war das Werk weniger Sekunden und völlig lautlos geschehen, so daß ich zu einer Frage oder Erklärung keine Zeit fand. Ein wenig erschreckt und mit klopfendem Herzen tappte ich mich denn weiter an den Wänden entlang, und bemerkte beim Näherkommen endlich, daß der Lichtschein, der mich angelockt hatte, aus der Schloßkapelle kam, wo alter Überlieferung gemäß — die Mohre sind einstens katholisch gewesen — in rotglühender Ampel eine ewige Lampe brannte. Die Thür stand halbgeöffnet, und an einen der hohen Betstühle gelehnt sah ich, zu meiner höchsten Verwunderung, — meine Kousine Rovna knieen. Sie hatte das Gesicht in den Händen verborgen, und ihr Körper bebte wie in Fieberschauern, aber auch hier unterbrach kein Laut die geisterhafte Stille, und ein Gefühl abergläubischen Schreckens ließ mich plötzlich von hinnen eilen. Wußte ich doch nun, nach welcher Richtung ich mich zu wenden hatte, und wenige Minuten später saß ich wieder sicher und geborgen in meinem durchwärmten, hellerleuchteten Zimmer und konnte über meine spontane Gespensterfurcht lachen.

Schnell hatte ich die Spirituslampe entzündet, die Milch gewärmt und den Heiltrank bereitet, und wenn Margaret auch nicht wenig schalt, daß ich mir um ihretwillen so viele Umstände machte, so freute sie sich doch der baldigen Linderung. Beruhigt legte sie sich in die Kissen zurück, und auch ich ging in das Nebenzimmer, um mich nunmehr zur Ruhe zu begeben.

Kaum aber hatte ich mich über den Tisch gebeugt, um meine Papiere zusammen zu schieben, als ich auch das geheimnisvolle Blättchen gewahrte, das ich vorhin achtlos aus der Hand gelegt hatte. — Ein lebhafter Juchtengeruch machte es schon von weitem bemerkbar, und neugierig entfaltete ich es, um zu sehen, was es wohl enthalten möge. Aber enttäuscht legte ich es wieder aus der Hand, denn die wenigen Zeilen, die dastanden, waren in einer mir völlig unbekannten Zeichenschrift geschrieben und trotz alles Ratens nicht zu entziffern. — Ist es da ein Wunder, wenn ich mir ein wenig den Kopf zerbreche? — Wer gab mir das Brieschen, was bedeutet es, und was führt Rovna zu so später Stunde — Mitternacht ist längst vorüber — nach der Kapelle? Ist es wirklich nur ihr kummervolles Herz, das sie mit magischer Gewalt zu der geweihten Stätte des Gebetes hinzieht, oder verfolgt sie dabei noch andere Zwecke? Je mehr ich über ihr rätselhaftes Benehmen nachsinne, um so mehr bin ich überzeugt, daß sich dahinter ein Geheimnis verbirgt. Aber welches? — Ich gestehe, mir bangt vor der Lösung, und ich fange an einzusehen, daß hier nicht alles so klar ist, als ich bisher gehofft. — — —

Den 8. August.

Gestern war ein bewegter Tag! Das Gartenfest ist ebenso brillant als programmmäßig verlaufen, Rovna sah reizend aus in ihrer neuen Toilette, Manfred strahlte vor Vergnügen, und ich — war zum erstenmale in meinem Leben kokett! Wenigstens zum erstenmale mit Bewußtsein.

Unbewußt, oder sagen wir unwillkürlich, ist es mehr oder weniger wohl jede Frau, die gefällt und gefallen will, und diese Untugend — wenn man es so nennen darf — ist in der weiblichen Natur so tief begründet, daß selbst die strengste Erziehung sie wohl unterdrücken, aber nie ganz ausrotten kann. Ja, ich möchte sagen, die Koketterie ist das attische Salz, das weiblicher Schönheit und Anmut erst die rechte Würze verleiht und notwendig ist, um sie, dem Kenner gegenüber, ins rechte Licht zu setzen. Nur muß die Dosis gering, die Anwendung eine äußerst diskrete sein, sonst verfehlt sie ihren Zweck und kann, wie jedes Übermaß, nur abstoßend wirken.

Mitunter ist aber die Koketterie, oder das, was man so nennt, auch nur die natürliche Blüte des Erfolges, die sich erst in der erhöhten Temperatur eines durch Anerkennung gehobenen Selbstbewußtseins erschließt, — wie denn ein wenig Lob die meisten Menschen unbefangener und liebenswürdiger erscheinen läßt, — und es tritt dann eine jener Wechselwirkungen ein, die zu beobachten wir im Leben so oft Gelegenheit haben. Ursache und Wirkung sind dann eins.

Für mich nehme ich in diesem Falle aber keinerlei Entschuldigung in Anspruch. Ich gab mich einfach den Regungen des Augenblicks hin, war in etwas erregter und übermütiger Stimmung, hatte das Gefühl ungewöhnlich gut auszusehen, und — freute mich wie ein verzogenes Kind meiner Triumphe.

Mein Hauptmotiv aber war Tante Mohrstein zu ärgern, ihr Siegesbewußtsein zu untergraben und ihr zu zeigen, daß ich doch nicht ganz so lenksam sei als sie glaube. Das war nicht hübsch, ich gebe es zu, aber Du kennst mich ja, Dosia, ich bin kein Engel, habe auch noch niemals versucht als solcher zu gelten, und — die Sache war wirklich sehr amüsant. Die Stiftsdame meinte, sie kenne mich nicht wieder, Tante Mohrstein runzelte die Brauen, Udo flüsterte etwas von diabolischer Schönheit, — ich war ganz schwarz kostümiert: viel Spitzen mit Atlas, Straußenfedern und Perlenstickerei, — und Manfred versuchte es vergeblich an meiner Seite zu bleiben. Andere verstanden es, ihn zu verdrängen, und als mein Verwandter und Hausgenosse hatte er auch den Takt, mitunter freiwillig zurückzutreten.

Um so eifriger behauptete der Rittmeister die Position. Er versicherte, nur meinetwegen bei dem Feste erschienen zu sein, da er derartige Massenvergnügen durchaus nicht liebe — (er hält es für seine Pflicht ein wenig blasiert zu thun), führte mich zum Souper und sagte mir verschiedene Dinge, die ein

Die galanten Nordseefischer. Nach dem Bilde von C. H. Reinhardt.

minder schwerfälliges Wesen wie ich vielleicht für eine Erklärung gehalten hätte. Ich war aber absolut nicht dazu zu bewegen, einen ernsten Ton anzuschlagen, unterhielt mich viel mit seinen Kameraden und machte ihm endlich begreiflich, daß man nicht jede Festung im Sturm nehmen könne, — aber auch eine längere Belagerung nicht immer mit Erfolg gekrönt sei.

Das genügte. Er sah, daß er einen fauxpas gemacht hatte, und begnügte sich nunmehr damit, mich aus der Ferne anzuschmachten.

Den Schluß des Festes bildeten ein Feuerwerk und bengalische Flammen. Bald ließen sie Schloß und Park im roten, bald im grünen Lichte erscheinen, prasselnd und zischend stiegen funkensprühende Raketen in die Luft, riesige Feuergarben schossen am dunkeln Nachthimmel dahin, und die Gesellschaft, welche auf breiten Wegen vor dem Hause promenierte, war von der schaulustigen Bevölkerung des Dorfes umringt.

Alles sprach, lachte und wogte durcheinander, das grelle Licht ließ die Pausen um so dunkler erscheinen, und in der dadurch entstandenen Verwirrung wurde der Einzelne hin und hergeschoben, so daß ich froh war, als ich, von dem Sohne des Hauses geführt, unter einer Pergola ein wunderbar geschütztes und verstecktes Plätzchen fand.

Ich hatte nach all dem Trubel das Bedürfnis allein zu sein, und als mein Begleiter mich verließ, um einer andern Dame gleichen Ritterdienst zu leisten, schmiegte ich mich noch tiefer in den Schatten des Laubwerks und lehnte mein Haupt gegen das Schnitzwerk des Pfeilers.

Und dann kam die Reaktion! — Ich fühlte mich plötzlich so grenzenlos einsam und verlassen unter dieser lachenden und schwatzenden Menge, sehnte mich so lebhaft nach der Nähe eines treuen und wahrhaftigen Freundes, daß, wäre Manfred in diesem Augenblick mit der entscheidenden Frage an mich herangetreten, ich ihn von ganzem Herzen willkommen geheißen hätte. Überschreitet man doch nicht ungestraft die Grenzen, welche, bedingt durch die geheimnisvollen Gesetze der Individualität, unserm innersten Wesen vorgezeichnet sind, und während die äußeren Konsequenzen meines Thuns mich wenig bedrückten, schämte ich mich meines auffallenden Wesens, weil eine nie trügende, innere Stimme mir sagte, daß es, wenn auch bei andern entschuldbar, meiner nicht würdig gewesen.

Immerhin ist ein jäher Stimmungswechsel, wie er sich gestern abend in mir vollzog, selten, und auch diesmal war ich bemüht, das innere Gleichgewicht möglichst schnell wieder herzustellen. Äußere Vorgänge kamen mir dabei zu Hilfe. Ein neuer Feuerschein flammte auf, übergoß alles mit rosigem Licht und zeigte mir Rovna, die auf der andern Seite des Rasenplatzes neben Udo stand, ihren Arm in den seinen gelegt hatte und mit so glückstrahlender Miene teils zu ihm aufsah, teils mit einer hinter ihr stehenden, mir nicht erkennbaren Persönlichkeit sprach, daß sie den denkbar schärfsten Gegensatz zu der stummen, gebeugten Gestalt bildete, welche ich in der vorhergehenden Nacht in der Kapelle gesehen. — Zugleich fiel mir ein, daß der Juchtengeruch, der dem mit Chiffre bedeckten Blättchen so deutlich entströmte, das Lieblingsparfüm Graf Basils gewesen war, und daran anknüpfend, wollte ich über die sonderbaren Ereignisse der vergangenen Nacht noch weiter nachsinnen, als meine Aufmerksamkeit nach anderer Richtung hin in Anspruch genommen wurde und ich zwei Herren bemerkte, die in dem wieder eingetretenen Halbdunkel in meine nächste Nähe gelangt waren und ohne mich zu bemerken, ein schon vorher begonnenes Gespräch ungeniert fortsetzten.

„Ja," sagte der eine, „er ist ein liebenswürdiger, schneidiger Kerl, aber die Manichäer sind ihm hart auf den Fersen. Er darf sich in Berlin nicht mehr blicken lassen."

„Der junge Herr hat also Schulden?"

„Mehr als Haare auf dem Kopfe!" lachte der erste.

Sein Begleiter blieb einen Augenblick stumm. — „Weiß die Alte davon?" fragte er dann nachdenklich.

„Behüte!" ward ihm zur Antwort. „Die würdige Dame würde große Augen machen, käme ihr etwas zu Ohren, und wäre im Stande, ihn gleich zu enterben. In solchen Dingen versteht sie keinen Spaß."

„Weshalb wendet er sich denn nicht an den älteren Bruder?"

„Weil ihm der auch nicht helfen könnte, selbst wenn er es wollte. — Er hat genug mit sich selbst zu thun."

„Trotz dem Besitz der Familiengüter?"

„Trotzdem; sie sind hochbelastet."

„Um welche Summe handelt es sich denn?"

„Man spricht von zwölftausend Thalern, es kann aber auch mehr sein."

„Auf Wechsel natürlich. Das kann ihm den Hals kosten, im besten Falle kommt er zum Train; na, ich muß sagen —"

„Sagen Sie gar nichts", tröstete sein Freund, „wenn es ihm gelingt die kleine Engländerin zu heiraten, — und Sie sehen, er geht höllisch scharf gegen sie vor, ist es ihm ein Leichtes sich zu arrangieren. Übrigens ein verteufelt hübsches Frauenzimmer diese Miß Lisson."

„Allisson, mein Lieber", entgegnete der andere, „Sie verdrehen wieder einmal den Namen. — Aber in der Sache haben Sie recht, sie ist wirklich nicht übel."

Von neuem ergoß sich ein Lichtmeer über den Garten, die Herren erblickten mich, konzentrierten sich rückwärts und schienen so entsetzt über meine Nähe, daß ich beinahe laut aufgelacht hätte über den Ausdruck der Bestürzung in ihren Mienen. Sonst war mir aber nicht sehr heiter zu Mute. (Forts. folgt.)

Die revidierte Lutherbibel.

Von Friedrich Ebeling.

Das Lutherjubiläum von 1883 hat der evangelischen Welt die geniale Vielseitigkeit ihres Kirchenreformators vor Augen gestellt. Reformator, Gelehrter, Prediger, Schulmann, Dichter — alles war Luther in einer Person. Am gewaltigsten jedoch steht der große Volksmann als Bibelübersetzer vor uns da. In seiner deutschen Bibel gab er allen Ständen des Volkes die ganze heilige Welt, die sie enthält, gab er der deutschen Nation ihr edelstes Bildungsmittel, ihr geistiges Einheitsband, den Weg zur Seligkeit, eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Erbauung. Selbst Goethe bekennt: „Daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stil verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigentümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen."

Was wir an Luthers Bibelübersetzung bewundern, das ist seine tiefe Versenkung in den Geist der Schrift, sein durchdringendes Erfassen der biblischen Gedanken und seine großartige, von niemand erreichte Fähigkeit, für die Gedanken der Schrift einen treffenden, volkstümlichen Ausdruck zu finden. Luther hat es verstanden, den Strom göttlicher Gedanken, der in der heiligen Schrift daherrauscht, in das Bett der deutschen Sprache hineinzuleiten, so daß wir den Eindruck gewinnen, als hätten die Propheten und Apostel, die die heilige Schrift verfaßt haben, wenn sie Deutsche gewesen wären, nicht anders reden können, als wie Luther es in seiner Übersetzung gethan hat.

Unter den vielen Jubiläumsgaben, welche uns das Lutherfest gebracht hat, steht in erster Linie die **verbesserte Lutherbibel**, welche Anfang November 1883 im Verlage der Buchhandlung des Halleschen Waisenhauses erschienen ist. Wer dieselbe aufschlägt, dem fallen viele Stellen durch besonders fetten Druck sofort in die Augen. Das sind all die Stellen, welche Verbesserungen erfahren haben. Es ist also mit Hilfe eines solchen Exemplars jeder Leser ohne weiteres im stande, die vorgenommenen Änderungen und Verbesserungen zu prüfen und sich einen Einblick in den Umfang und die Schwierigkeit dieser Bibelverbesserung zu verschaffen.

Zunächst die Frage: **Warum soll die Bibel verbessert werden?**

Eine verbesserte Lutherbibel? wird mancher verwundert fragen. Ein seltsames Jubiläumsgeschenk für den großen Meister

der Bibelübersetzung, daß seine Nachkommen nach vierhundert Jahren ihn meistern und verbessern wollen! Mir hat meine alte Hausbibel bisher noch immer genügt, ich verspüre kein Bedürfnis nach einer verbesserten Bibel!

Ganz ungerechtfertigt ist solcher Abscheu nicht. Sind doch im vorigen Jahrhundert, besonders zur Zeit des Rationalismus, Verbesserungsversuche zu Tage getreten, die geradezu ungenießbar sind. Der bekannte Spruch Matth. 16, 24: „So mir jemand will nachfolgen ꝛc.“, wurde von dem Rektor Triller i. J. 1703 folgendermaßen übersetzt: „So jemand hinter mir will gekommen sein, der soll sich selbst verleugnet und sein Creutz auff sich genommen haben und mir gefolget sein.“ In der Wertheimer Bibel von 1735, von einem Rationalisten verfaßt, ist der Anfang der Schöpfungsgeschichte in folgender modernisierter Art wiedergegeben: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde, sie war mit einem finstern Nebel umgeben und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen.“ In Bahrdts berüchtigter Übersetzung von 1773 lautet das Bekenntnis des Petrus an Christum: „Du bist das von Gott verheißene Oberhaupt des Menschengeschlechts, der Sohn des wahren Gottes.“ Und der Anfang der Versuchungsgeschichte Christi: „Bald hernach führte Gott Jesum an einen einsamen Ort, um ihn von einem boshaften Widersacher harte Begegnungen erdulden zu lassen.“

Das sind freilich keine Verbesserungen, sondern Verwässerungen, die wir heute als eine traurige Verirrung belächeln; und Klopstock hat wohl recht, wenn er von solchen Übersetzungen singt:

Heiliger Luther,
Bitte für die Armen, denen
Geistesberuf nicht scholl, und die doch
Nachdollmetschen, daß sie zur Selbsterkenntnis
Endlich genesen.

Aber doch ist der Vorwurf zurückzuweisen, als wäre jeder Versuch einer erneuten Bibelverbesserung ein Attentat auf die Reformation und auf unsere evangelische Kirche. Am nachdrücklichsten ist dieser Vorwurf erhoben worden von seiten des mecklenburgischen Kirchenregimentes. Als sich i. J. 1861 Abgesandte der verschiedenen deutschen evangelischen Kirchenbehörden in Eisenach versammelten, um über den Plan einer Bibelrevision zu beraten, erklärte der Vertreter Mecklenburgs auf Grund eines Gutachtens der Rostocker theologischen Fakultät folgendes: Die Einführung einer völlig neuen und völlig umgestalteten Bibelübersetzung an Stelle der lutherischen sei nicht nur unnötig, sondern auch unmöglich; unnötig, weil Luther, wenn auch mitunter unrichtig, so doch stets dem Glauben gemäß, kraftvoll und schön übersetzt habe; — unmöglich, weil eine vollkommene Übersetzung sich nicht herstellen lasse, vielmehr das, was man als kirchliches Muster verlangen dürfe, in Luthers Übersetzung, zu deren Änderung auch kein Recht vorliege, schon gegeben sei. Beginne man bei Luthers Bibel einmal mit Berichtigungen, dann habe man das Maß derselben nicht mehr in der Hand. Es werde dann Luthers Übersetzung ergehen, wie es den alten Kirchenliedern im vorigen Jahrhundert ergangen sei; das Vertrauen der Gemeinden zu ihrer Bibel werde erschüttert, kirchliche Kämpfe und Zerwürfnisse hervorgerufen, das letzte Einheitsband der evangelischen Christenheit deutscher Zunge gelockert und zerrissen, ja zuletzt gar das lautere Gotteswort selber der deutschen Reformationskirche entzogen. Seien die Apostel mit der fehlerhaften griechischen Übersetzung des alten Testamentes ausgekommen, so sei das ein Vorbild für unser Verhältnis zu Luthers Übersetzung. Man schone die Schwachen, für die Starken gebe es verbesserte Übersetzungen, und jeder echte Sohn der Reformation, auch der Theologe, werde Luthers Übersetzung ohne innere Störung und ohne bedeutenden Anstoß zu seiner Erbauung gebrauchen.

Gegen diese mecklenburgischen Ansichten erhoben sich vor allem die Vertreter Württembergs. In keinem andern deutschen Lande wird die Bibel so fleißig gelesen, wie in Württemberg, und gerade dort war man dem Werke einer Bibelrevision am meisten geneigt. Luthers herrliche Übersetzung wollte man deswegen nicht minder als Volksbibel und als Einheitsband der deutschen evangelischen Kirche erhalten wissen. Man erinnerte an jenen alten Schäfer bei Dresden, der in seiner Herzenseinfalt geschrieben habe, der liebe Luther werde sich im Himmel freuen, daß wir jetzt von seinen Fehlern erlöst werden. Die Vertreter der übrigen Kirchenregierungen schlossen sich der Meinung der Württemberger an. Das Werk der Bibelrevision müsse trotz aller Schwierigkeiten in Angriff genommen werden; doch sollte nicht eine neue Übersetzung das Ziel sein, sondern eine maßvolle Berichtigung einzelner Stellen, im Anschluß an Luthers Grundsatz, vor allem sinngetreu und verständlich zu übersetzen. So standen die Mecklenburger zuletzt mit ihren Ansichten allein.

Ist es denn aber überhaupt eine Verletzung der Pietät gegen Luther, ist es gegen Luthers eigenen Wunsch und Sinn, an seine Bibelübersetzung die bessernde Hand zu legen?

Luther selbst äußerte einst: „Ist niemand verboten, ein Besseres zu machen. Unsere Nachkommen mögen getrost hebräisch studieren und alles besser machen.“ So wenig, wie wir Luther für einen evangelischen Papst ansehen, dessen Worte auf Unfehlbarkeit Anspruch machen könnten, so weit war Luther selbst von solcher päpstlichen Anmaßung entfernt. Niemand hat die Verbesserung seiner Übersetzung mehr am Herzen gelegen, als ihm selbst. Mehr als zwanzig Jahre lang hat er an seinem eigenen Werke ununterbrochen gebessert und gefeilt. Das neue Testament, welches zuerst 1522 im Druck erschien, wurde 1526 und 1530 von ihm aufs neue durchgesehen und mit zahlreichen Verbesserungen ausgestattet. Nachdem die ganze Bibel zuerst im Jahre 1534 herausgekommen war, veranstaltete er trotz zunehmender Kränklichkeit in den Jahren 1539—1541 eine vollständige Revision der ganzen Bibel im Verein mit seinen treuen Gehilfen; und auch noch die ein Jahr vor seinem Tode erschienene Ausgabe letzter Hand von 1545 enthält zahlreiche Verbesserungen. Nur ein Beispiel, wie Luther sich fortwährend selbst korrigierte. In Psalm 76, wo Gott als der himmlische Richter gepriesen wird, lautet der 11. Vers in wortgetreuer Übersetzung: „Denn der Grimm des Menschen preiset dich, und mit dem Reste des Grimmes gürtest du dich.“ Bei Luther lautet dieser Vers in der ersten Gestalt seiner Psalmenübersetzung: „Denn daß du menschlich zürnest, wird man dir danken, aber den übrigen Zorn wirst du um dich gürten.“ Später verbesserte er: „Wenn du einen Menschen strafest, so muß man dich bekennen, daß du gerüstet seiest, mehr zu strafen.“ Auch das genügte ihm nicht, er gab dem Vers eine dritte Gestalt, die dann aber auch wie ein Blitz einschlägt: „Wenn Menschen wider dich wüten, so legest du Ehre ein; und wenn sie noch mehr wüten, so bist du auch noch gerüstet.“ Wie weit war also Luther von der Meinung entfernt, als habe er alle Arbeit für die deutsche Volks- und Kirchenbibel gethan! Er war sich bewußt, daß die kommenden Geschlechter an diesem Werke weiter arbeiten müßten. Hätte Luther länger gelebt, so würde er sicherlich allen seinen Zeitgenossen darin mit gutem Beispiel vorangegangen sein.

Zum Beweise, daß weder Undankbarkeit noch Pietätlosigkeit gegen Luther zur Revision seiner Bibelübersetzung geführt haben, dient vor allem der Umstand, daß gerade die besten, bibelgläubigsten, von der innigsten Liebe zur Kirche getragenen Männer und zugleich hervorragendsten Gelehrten es gewesen sind, die immer wieder und wieder den Ruf nach einer Verbesserung erhoben haben. Nur die edelsten Namen seien hier genannt: August Hermann Francke, Spener, Bengel, Claus Harms, Friedrich von Meyer und Stier. Wir dürfen doch auch nicht übersehen, daß die deutsche evangelische Schriftauslegung in den letzten dreihundert Jahren nicht stillgestanden hat. In unermüdeter Arbeit ist sie immer weiter in das Verständnis der Grundsprachen und des heiligen Textes eingedrungen, so daß wir jetzt vieles einzelne besser und richtiger verstehen, als es Luther vermochte. Die reformierte Kirche

der Schweiz hat ihre Bibelübersetzung schon öfter revidiert; und nur die Ehrfurcht vor dem Namen Luthers hat unsere Kirche bisher von dem gleichen Schritte zurückgehalten. Auch haben sich die Versuche, die einzelne Männer, wie Friedrich v. Meyer und Stier, mit einer Berichtigung der Lutherbibel gemacht haben, als unzulänglich erwiesen. Vollends ganz neue Bibelübersetzungen, wie die von de Wette, Bunsen, Weizsäcker, konnten trotz aller größeren Genauigkeit unserm Volke die Lutherbibel nicht ersetzen. Männer wie Luther werden der Kirche von Gott nur einmal geschenkt. Eine Revision der deutschen Bibel durfte daher nicht das Werk eines einzelnen, sondern nur ein Werk der ganzen evangelischen Kirche deutscher Zunge und ihrer hervorragendsten Gelehrten sein.

Auf Goethespuren.

Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth beschert
Goethe 1828

Goethes Gartenhaus. Nach der Natur gezeichnet 1827 von Otto Wagner, gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift 1828. (Text siehe Seite 366.)

Welches waren nun die Gründe, die in unseren Tagen das Bedürfnis nach einer Bibelrevision zu einem zwingenden und unabweisbaren gemacht haben? — Jeder evangelische Kirchenbesucher wird von Kanzelrednern schon öfter die Redewendung vernommen haben: „Wie es im Urtext, im Griechischen, im Hebräischen eigentlich heißt." Ja so manche Geistliche nehmen sich wohl gar die Freiheit, beim Vorlesen des Bibeltextes unvermerkt an solchen Stellen eine eigene, ihnen zusagende Übersetzung an Stelle des Lutherschen Bibeltextes unterzuschieben. Letztere Freiheit soll in keiner Weise hier verteidigt werden; aber soviel geht doch daraus hervor, daß Luthers Übersetzung an manchen Stellen Ungenauigkeiten enthält, welche das Gewissen des Predigers hin und wieder in Verlegenheit bringen. Genauer besehen sind diese Ungenauigkeiten entweder wirkliche Unrichtigkeiten, oder veraltete, mißverständliche, anstößige Arten des Ausdrucks. Einige Beispiele! 1. Mose 4, 1 spricht Eva, als sie den Kain geboren hatte, in ihrer Freude die Worte: „Ich habe den Mann, den Herrn;" es muß aber heißen: „Ich habe einen Mann durch den Herrn." Bei der Austreibung aus dem Paradiese lesen wir in unsern Bibeln die Worte: „Gott lagerte vor den Garten Eden den Cherubim", — man denkt *einen* (wiewohl es Luther nicht so meint), während es nach dem Grundtext heißen muß: die Cherubim, also mehrere. Die arabische Königin, die den Salomo besuchte, wird in unsern Bibeln 1. Kön. 10, 1 bezeichnet als Königin aus Reich, d. h. aus dem Reiche Arabien; es muß aber heißen, und Luther selbst hat so geschrieben: aus reich Arabien, d. h. aus dem reichen oder glücklichen Arabien. Falsch verstanden wird es heutzutage, wenn Luther bei der Erzählung vom Auszuge der Kinder Israel aus Ägypten übersetzt: „sie entwandten den Ägyptern ihre Schätze"; der Sinn des Grundtextes ist: „sie beraubten die Ägypter." Die berühmte Stelle Hiob 19, 25 bis 27, die nach dem Wortlaut unserer jetzigen Bibeln sich auf die Auferstehung bezieht und in diesem Sinne sogar in Kirchenlieder übergegangen ist, lautet nach richtiger Übersetzung: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als der letzte wird er über dem Staube sich erheben; und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen." Zu lauter Mißdeutungen führen die Stellen im neuen Testament, wo Luther den unbestimmten Artikel statt des bestimmten gesetzt hat. „Bist du der Prophet?" so fragen die Juden Johannes den Täufer; — nicht wie Luther hat: „Bist du ein Prophet?" Statt: „Ich bin *ein* guter Hirte", muß es heißen: „Ich bin *der* gute Hirte"; st.: „Ich bin *ein* rechter Weinstock und mein Vater *ein* Weingärtner", vielmehr: „Ich bin *der* rechte Weinstock und mein Vater *der* Weingärtner;" statt: „Siehe da, *eine* Hütte Gottes bei den Menschen", vielmehr: „die Hütte rc." Matth. 28, bei der Erzählung von der Auferstehung Christi, liest man im ersten Verse bei Luther die dunkeln Worte: „Am Abend aber des Sabbats, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbaten", aus denen kein Mensch entnehmen kann, daß Christus am ersten Tage der Woche auferstanden ist. Die richtige Übersetzung lautet: „Als aber der Sabbat um war und der erste Tag der Woche anbrach." Ähnliches Dunkel waltet über den sieben anderen Stellen des neuen Testamentes, an denen der erste Wochentag als Christi Auferstehungstag und als der Feiertag der Christen bezeichnet wird. Luk. 17, 3 lautet nach Luther: „So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn; und so er sich *bessert*, vergib ihm;" ein Wortlaut, der zu gefährlichen Irrtümern Anlaß geben kann, wenn man nicht die Verbesserung einsetzt: „so es ihn aber *reuet*, so vergib ihm." Ferner hat Luther eine ganze Reihe von Ausdrücken, die wir entweder gar nicht mehr kennen, oder die bei uns einen ganz anderen Sinn bekommen haben. Luther sagt thürstig statt kühn, Ströter statt Räuber, lören statt heulen, versprechen statt widersprechen, Neffe statt Enkel, Leichnam statt Leib, etwa statt vor Zeiten, fast statt sehr, und das

Adverb lieber statt unsers bittenden doch. — Das alles sind nur wenig Beispiele unter vielen; es wäre leicht, mit der Aufzählung von andern noch viele Seiten auszufüllen. Wer will aber solchen Ungenauigkeiten gegenüber noch die Behauptung wagen, Luthers Bibelübersetzung bedürfe keiner Verbesserung?

Dazu kommt aber noch ein zweiter, ja eigentlich der entscheidende Punkt. Wer etwa meinen wollte, unsere heutigen Bibeln stimmten genau mit Luthers eigener letzter Bibelausgabe von 1545 überein, der befindet sich in großem Irrtum. Im Laufe der Zeiten haben sich ganz von selbst mehrere nicht unbedeutende Veränderungen vollzogen. Zunächst waren die Herausgeber und Drucker bemüht, die sprachlichen Abweichungen und Veränderungen, die sich im Volksmunde nach Luthers Tode an unserer Muttersprache vollzogen, auch in die Bibelausgaben zu übertragen. Die meisten heutigen Bibelleser würden sich in Luthers eigener Sprache und Schreibweise von 1545 nur sehr mühsam zurechtfinden. Die sprachlichen Veränderungen an Luthers letzter Bibelausgabe gereichen dieser daher im großen und ganzen nur zum Vorteil, trotz der mancherlei Verschiedenheiten, welche dabei in den verschiedenen Ausgaben in den verschiedenen Territorien Deutschlands mit unterliefen. Das Schlimmste aber waren die willkürlichen Veränderungen an dem Texte der Lutherschen Bibelausgabe. Die früheren, von Luther selbst besorgten Ausgaben der Bibel und einzelner Teile derselben, die schon vor 1545, also vor seiner letzten Bibelausgabe eigener Hand, erschienen waren, hatten durch ganz Deutschland weite Verbreitung gefunden und wurden nicht bloß in Luthers Originalausgaben, sondern auch in zahllosen Nachdrucken unter das Volk gebracht. Auf genaue Übereinstimmung mit den von Luther selbst besorgten Ausgaben kam es den Nachdruckern in den seltensten Fällen an, und schon bei seinen Lebzeiten mußte sich Luther über die Gleichgültigkeit und Eigenmächtigkeit der Drucker und Buchhändler bitter beklagen. Nach seinem Tode brachte jedes Jahr neue Abdrucke und größere oder kleinere Veränderungen. Die Versabteilung, die sich bei Luther noch gar nicht findet, wurde durch den gelehrten Buchdrucker Robert Stephanus bald nach Luthers Tode eingeführt, leider nicht immer dem Sinne entsprechend; Kapitelinhaltsangaben, Kolumnentitel, Parallelstellen, Register wurden von andern nach freiem Belieben hinzugefügt; und bald war die Verwirrung so groß, daß der Kurfürst August von Sachsen i. J. 1577 eine Revision nach der Ausgabe von 1545 und nach Luthers Handexemplaren anordnete. Trotzdem blieb die eingerissene Textverwilderung; Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit trugen dazu bei, die Fehler zu vermehren und die besten Drucke enthielten wohl an tausend Fehler. Ein besonderes Verdienst um die Reinigung des Luthertextes erwarben sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Männer, der Superintendent Dieckmann in Stade und der edle Freiherr von Canstein, der Begründer der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle. Ersterer stellte auf Grund älterer Lutherscher Originalausgaben eine neue Ausgabe der Bibel her, die wesentliche Verbesserungen enthielt; und der letztere besorgte unter vielen Opfern die ersten billigen Volksausgaben der Bibel mit gereinigtem Texte; seine Bibelanstalt druckte und verbreitete in anderthalb Jahrhunderten über 6 Millionen heilige Schriften. — Mit dem Anfang unsers Jahrhunderts brach eine neue Zeit für die Verbreitung und Wertschätzung der Bibel an. Es entstanden die großen Bibelgesellschaften, nur in Deutschland fast ein ganzes Dutzend; die sächsische Hauptbibelgesellschaft im J. 1814. Da wurde denn auch der Wunsch nach einem einheitlichen, für das ganze evangelische Deutschland geltenden Text der Lutherbibel immer dringender. Die alte, unveränderte Lutherbibel hatte man ja schon längst nicht mehr, was freilich die meisten Leute gar nicht wußten. Wer aber heute seine Bibel mit denen vergleicht, die sich etwa von Eltern und Großeltern her in den Familien fortgeerbt haben, der wird bald entdecken, wie vielfach sich die Übereinstimmung vermissen läßt. So war einer Revision der Lutherbibel eine doppelte Aufgabe gestellt: einerseits hat das evangelische Volk, für welches die Bibel Quelle des Glaubens und Richtschnur des Lebens ist, ein Anrecht darauf, daß es dies sein teuerstes Kleinod in möglichster Übereinstimmung mit dem Grundtext besitzt; und sodann war der ursprüngliche Luthertext von eingedrungenen Fehlern und willkürlichen Änderungen zu reinigen und auf Grund genauer Kenntnis der Sprache Luthers und der weiteren Entwickelung unserer Muttersprache in das heutige Deutsch umzuschreiben.

Das Bedürfnis und die Notwendigkeit einer Bibelrevision liegt also klar zu Tage. Die zweite Hauptfrage ist

Auf Goethespuren.

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen seyn.
Goethe 1828

Goethes Haus in Weimar. Gezeichnet von Otto Wagner 1827, gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift 1828. (Text siehe Seite 366.)

nun: **In welcher Weise ist das in dieser Probebibel vorliegende Verbesserungswerk ausgeführt?**

Es ist ein kleines Stück neuester Kirchengeschichte, und zwar ein sehr erfreuliches, welches als Antwort auf diese Frage vorgeführt werden muß. Die beiden Männer, welche sich schon in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts zu den Vorarbeiten für eine Normalausgabe der Lutherbibel mit einander verbanden, waren Dr. Niemeyer, Direktor der Franckeschen Stiftungen und der von Cansteinschen Bibelanstalt, und Dr. Bindseil, Universitätsbibliothekar in Halle. Ihren vereinten Bemühungen haben wir die Herstellung der ersten kritischen Ausgabe der Lutherbibel zu danken, d. h. eines genauen Abdrucks des Textes der letzten Lutherschen Bibelausgabe von 1545 mit Angabe aller Abweichungen, welche sich in den früheren Originalausgaben der Lutherbibel finden. Im Jahre 1855 lag dies Ehrendenkmal deutschen Gelehrtenfleißes in sieben Bänden vor. Das Verdienst, auf die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes nachdrücklich hingewiesen und die Herstellung einer guten, einheitlichen Textgestalt der Lutherschen Übersetzung befürwortet zu haben, gebührt dem Hauptpastor Dr. Mönckeberg in Hamburg. Auf dem Stuttgarter Kirchentage 1857 stellte er den Antrag, die Bibelanstalt solle aufgefordert werden, das Werk der Revision in die Hand zu nehmen. Der Antrag wurde angenommen, und die Cansteinsche Bibelanstalt erklärte sich bereit, den für sie höchst ehrenvollen, wenn auch mit schweren finanziellen Opfern verbundenen Auftrag zu übernehmen. Doch war es ein Glück, daß das Unternehmen nicht ihre Privatsache blieb, sondern daß sich der preußische Oberkirchenrat zu Berlin ins Mittel schlug und auf der Eisenacher Konferenz 1861 die Abgesandten sämtlicher deutschen evangelischen Kirchenregierungen zur Beteiligung und Förderung heranzog. Ein hervorragender Sprachgelehrter, Dr. Karl Frommann in Nürnberg, wurde für die Bearbeitung der sprachwissenschaftlichen Seite des Werkes gewonnen und sodann eine theologische Kommission, zunächst zur Bearbeitung des neuen Testamentes, gebildet. Diese Kommission bestand aus elf Gelehrten, Männern des Katheders und der Kanzel, aus denjenigen deutschen Landeskirchen, welche den Eisenacher Beschlüssen zugestimmt hatten und in deren Gebiet sich Bibelgesellschaften befanden, nämlich Preußen, Hannover, Sachsen, Württemberg. Die Kommissionssitzungen wurden in Halle in den Jahren 1865 und 1866 gehalten, und 1867 wurde der revidierte Text des neuen Testamentes als Probedruck und 1870 der endgültige Text des neuen Testamentes veröffentlicht, nachdem alle inzwischen darüber eingegangenen Gutachten sorgfältig berücksichtigt worden waren. Im Jahre 1870 wurde dann die Kommission für das alte Testament gebildet. Sie bestand aus siebzehn Männern der Wissenschaft und der Praxis, welche nach einem vorher genau festgestellten Plane die Bücher des alten Testamentes zur Bearbeitung unter sich verteilten. Achtzehnmal ist dieselbe von Ostern 1871 bis Michaelis 1881 zusammengetreten und hat in 173 Sitzungstagen sämtliche Bücher des alten Testamentes in zwei Lesungen revidiert. Aus ihrer Geschäftsordnung sei erwähnt, daß nur solche Anträge angenommen wurden, für welche zwei Dritteile der Versammelten stimmten. Es darf der Kommission wohl als ein Zeichen des Fleißes angerechnet werden, daß sie in dem Zeitraum von zehn Jahren ihre Revisionsarbeit vollendet hat. Eins ihrer Mitglieder, Dr. Schröder, hat sogar sein württembergisches Pfarramt aufgegeben, um sich ganz den Revisionsarbeiten widmen zu können.

Als Grundlage für die Beratungen wurde nach eingehender Erwägung nicht etwa der Luthersche Text von 1545 benutzt, sondern der Text der Cansteinschen Bibelanstalt, wie er beim Beginn der Revisionsarbeit vorlag. Erste Aufgabe war natürlich, diesen Cansteinschen Bibeltext nach dem hebräischen und griechischen Grundtext durchgehends zu berichtigen und da, wo in der Cansteinschen Ausgabe unnötig geändert war, den alten unverfälschten Luthertext wieder herzustellen. Dazu kam als **zweites** die einheitliche sprachliche Feststellung des Bibeltextes in bezug auf Rechtschreibung, Wortschatz, Sprachformen und Syntax — dies ein Werk des Sprachforschers Dr. Frommann. **Drittens** war erforderlich die Revision sämtlicher Parallelstellen, der Kapitel-Überschriften, -Einteilungen und -Verschiebungen, sowie der Kernstellen, die durch den Druck ausgezeichnet werden sollten — ein Werk der Stuttgarter Bibelanstalt. **Viertens** war zu liefern eine vollständige Neubearbeitung des Registers zur Erläuterung altertümlicher und wenig bekannter Wörter, — besorgt von Prof. Dr. Riehm in Halle. **Fünftens** die Revision der Interpunktion nach neueren Grundsätzen.

Es war natürlich, daß die Mitglieder der Kommission über das Maß der vorzunehmenden Änderungen nicht immer einig waren. Zwei Strömungen machten sich naturgemäß geltend. Die eine war im Interesse der Pietät mehr gerichtet auf möglichste Schonung und Erhaltung des einmal überlieferten und im Volke bekannten Luthertextes, die andere im Interesse der Wahrheit mehr auf möglichste Annäherung an den hebräischen und griechischen Grundtext und getreue Wiedergabe desselben. Die Eisenacher Konferenz hatte als Grundsatz aufgestellt: nur solche Änderungen seien vorzunehmen, welche notwendig und welche unbedenklich seien. Im Rahmen dieses Grundsatzes war freilich noch ein weiter Spielraum gelassen für den Widerstreit der Meinungen. Indessen ergab sich, wie ein Mitglied der alttestamentlichen Kommission bezeugt, im ganzen und großen doch ein schönes Gleichgewicht beider Strömungen, und es stellte sich zwischen der tiefen Liebe und Ehrerbietung gegen das Werk des Reformators und zwischen der Ehrfurcht vor der biblischen Wahrheit in den heiligen Urkunden selbst in jedem einzelnen und in allen ein Ausgleich heraus, dem es zu verdanken war, daß die meisten Beschlüsse einstimmig oder doch nahezu einstimmig gefaßt worden sind. Bei vier Bibelstellen hat man jenen Ausgleich dadurch hergestellt, daß man die berichtigte Übersetzung in den Text stellte und den liebgewonnenen bisherigen Lutherschen Ausdruck mit kleinerer Schrift unter den Text. Diese vier Stellen sind Sacharja 11, 7 (Stab Sanft und Stab Wehe), Hiob 19, 25. 26, was schon oben angeführt wurde, Daniel 9, 25. 26 (die Weissagung von Christus, dem Fürsten) und Eph. 3, 19 (daß Christum lieb haben besser sei als alles Wissen).

So ist denn mit der verbesserten Lutherbibel ein Werk herangereift, welches auf der einen Seite aus tiefer Versenkung in die heil. Schrift, auf der anderen Seite aus energischer Vertiefung in die Sprache und Anschauung Luthers erwachsen ist. Auch nach dem flüchtigen Bilde, welches in Vorstehendem den Lesern von dieser Arbeit entworfen ist, wird gewiß jeder gern dem Worte eines der Mitarbeiter zustimmen: „Es ist an diese Arbeit so viel Mühe und Fleiß, so viel Ernst und Überlegung, so viel Liebe zu Gottes Wort und zur Gemeinde, so viel Gebet gewandt worden, daß man wohl an das Wort erinnern darf: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin."

Nach dem Bisherigen bleibt als dritte Hauptfrage, vielleicht die wichtigste, nur noch die eine zur Besprechung übrig: **Was ist von der vorliegenden revidierten Lutherbibel zu halten?**

Selbstverständlich gehört eine nur annähernd erschöpfende Beantwortung dieser Frage nicht in ein Familienjournal, sondern in theologische und kirchliche Fachzeitschriften. Ohne also die eigentlich wissenschaftliche Seite der Frage zu berühren, möge doch kurz der Eindruck noch geschildert werden, den etwa der bibellesende Laie bei genauerer Prüfung von dem Werke der Bibelrevision empfängt.

Obenan steht sicherlich das lebhafteste Gefühl des Dankes gegen Gott, daß er nach dreihundertjähriger Bibeltextverwirrung uns endlich eine Zeit und Männer geschenkt hat, welche die schwere, arbeitsreiche und verantwortungsvolle Aufgabe einer Bibelrevision auf ihre Schultern und auf ihr Herz und Gewissen genommen und zu einem gedeihlichen Ende geführt haben. Dank aber auch diesen Männern selbst, daß sie kein Opfer und keine Mühe gescheut haben, um das Kleinod unse-

rer deutschen Lutherbibel von den Rostflecken zu reinigen, die sich im Laufe der Jahrhunderte daran gesetzt hatten. Wie ist fortan jedem Bibelleser das Verständnis solcher Bücher der heil. Schrift erleichtert, die nach der bisherigen Lutherschen Übersetzung völlig dunkel blieben! Und wie ist durch so manche Verbesserung des Wortsinns im einzelnen so manche feine Nuance des Gedankens, so manche neue Seite an den göttlichen Wahrheiten und Geheimnissen erschlossen worden! Wie ist auch durch die Berichtigung offenbarer Fehler so mancher Anstoß beseitigt worden, den der christliche Bibelleser in seiner Vorstellung vielleicht auf Rechnung des biblischen Verfassers statt auf Rechnung des Übersetzers resp. Druckers und Herausgebers gesetzt hat! Wenigstens auf einige bekanntere Stellen sei hier noch besonders hingewiesen. Jesaia 34, 15 ist der eierlegende Igel, Jesaia 13, 22 sind die singenden Eulen entfernt, Hiob 39, 13. 14 der Storch, der seine Eier dem heißen Sande zur Ausbrütung überlassen soll. Der Arnon, den Luther als eine Stadt behandelt, ist in seine Rechte als Fluß wieder eingesetzt; der Strom Sittim ist wieder zum Thal Sittim geworden. Die Stadt Assus, die Luther Apostelgesch. 27, 13 auf Kreta annimmt, ist nach richtigem Verständnis des Grundtextes beseitigt, ebenso Apostelgesch. 17, 11 die Verkehrtheit, daß die Bewohner der Stadt Beröa als die edelsten unter denen zu Thessalonich (70 Kilometer davon entfernt) bezeichnet werden. Die Söhne Jemini sind zu Benjaminitern gemacht, statt träufen ist Micha 2, 6 predigen gesetzt, und der Ausdruck anbeten ist überall da entfernt, wo er nur die Gebärde der höflichen Verneigung vor Menschen bezeichnen soll. Statt: schicket euch in die Zeit, Eph. 5, 16, ist das genauere gesetzt: kaufet die Zeit aus, — statt des Schlachtrufes: Hie Schwert des Herrn und Gideon! das richtige: Schwert des Herrn und Gideons. Gott ist Geist, lesen wir jetzt Joh. 4, statt des ungenauen: Gott ist ein Geist; der tiefe Vollsinn des Urtextes kommt auf diese Weise viel mehr zu seinem Rechte.

Ganz besonders vorteilhaft erscheinen die neuen Kapitelüberschriften und Kapiteleinteilungen. Welche Mühe macht es bei nicht wenigen Kapiteln der bisherigen Bibeln, die Überschrift derselben mit ihrem Inhalte in Einklang zu bringen! Hier ist endlich von berufener theologischer Hand Wandel geschafft, und der Bibelleser wandelt nicht mehr zwischen den Überschriften umher, wie in einem großen Irrgarten. Die Gedankenabschnitte innerhalb der einzelnen Kapitel sind durch einen fettgedruckten Buchstaben am Anfange kenntlich gemacht — eine unendliche Erleichterung für den Leser, der danach seine Begriffe ordnen, sich einen bequemen Überblick verschaffen und seinem betrachtenden Gemüte die richtigen Ruhepunkte gewähren kann. Wer ferner weiß, welche Wichtigkeit in der Wissenschaft, wie in der Praxis das vergleichende Verfahren besitzt, der wird ganz besonders dankbar sein für die gründliche und verständnisvolle Revision der Parallelstellen. Jedes tiefere Bibelstudium, auch bei Laien, beginnt ja mit der Vergleichung verwandter Stellen, und dazu bietet die Auswahl der Parallelstellen in der revidierten Bibel eine vortreffliche Handhabe.

Begründete Ausstellungen dürften sich wohl nur hin und wieder gegen die sprachliche Form erheben lassen. Aber das sind wahre Kleinigkeiten im Vergleich zu dem ungeheuren Fortschritt, den die revidierte Lutherbibel sonst nach jeder Richtung hin bezeichnet. Da indessen möglichste Genauigkeit bei der Revision das erstrebte Ziel ist, so sollte mit den gedachten Erinnerungen, so äußerlicher Natur sie sind, nicht zurückgehalten werden.

Die evangelische Kirche der ganzen Erde, sonst in sich so mannigfach gespalten, hat sich bei dem Lutherfeste von 1883 als eine Einheit, zwar nicht als eine äußerlich sichtbare und materielle, aber doch als eine geistige Einheit bewährt. Möge sie allezeit ihre Einheit finden auf dem Felsengrunde der heiligen Schrift, und möge Luthers größtes Werk, seine deutsche Bibel, auch in ihrer revidierten Gestalt um die evangelische Kirche deutscher Zunge ein immer festeres Einheitsband schlingen, zum Segen für die ganze evangelische Kirche!

Eine Bö.

Von Reinhold Werner.

Seiner Majestät Kreuzerkorvette „Anna" befand sich auf dem Wege von Kiel nach der Küste von Afrika. Äolus hatte sie zwar schon öfter ganz gründlich durchgeschüttelt, aber meistens war der Wind doch gut gewesen, und die dem rechtschaffenen Seemann so unsympathische Maschine hatte nur wenige Tage Gelegenheit gehabt, das schöne Deck, die saubergestrichenen Masten und die reinen Segel durch ihren schwarzen Schornsteinschmutz zu verunzieren oder den ersten Offizier dadurch zur Verzweiflung zu bringen, daß er bei seinen Runden durch das Schiff überall an den Bordwänden die Handabdrücke der Heizer wahrnahm. Jetzt, nach vierwöchentlicher Reise waren die ungastlichen Gegenden der rauhen Gegenwinde überhaupt längst überwunden, die Tropen erreicht und die „Anna" steuerte der Küste zu, die in wenigen Tagen in Sicht kommen mußte.

Es ist ein prachtvoller Nachmittag. Frische Passatbrise füllt die Segel, die sich an den Masten wie schneegedeckte Pyramiden in die Lüfte bauen, und der scharfe Bug des Schiffes teilt leicht die flüchtigen Wellen. Lustig köpfen sie über, gekrönt mit silbernem Schaum, aber nur spielend und tänzelnd, und bei dem seitlichen, stützenden Winde schwankt die Korvette kaum merkbar.

Dann und wann schwirrt eine Schar fliegender Fische über die Wasserfläche oder aus der Tiefe blitzen die schillernden Schuppen der sie verfolgenden Delphine herauf. Der Azur des Ozeans wetteifert an satter Färbung mit dem des sich über ihm wölbenden Firmamentes und nur am östlichen Horizonte schimmern einige weißliche Wölkchen, die fernen Seglern gleichen. Die Sonne gießt ihren goldigen Schein herab auf Meer und Schiff. Er blitzt und funkelt auf den polierten Geschützen, deren Mündungen aus den bei dem schönen Wetter ganz geöffneten Pforten ragen, sowie auf den Messingzieraten des Oberdecks. Die Planken des letzteren leuchten in tadelloser Sauberkeit, die schneeweiße Linie der in der Verschanzung schnurgerade gestauten Hängematten besäumt den schwarzen Schiffsrumpf und die Segel heben sich blendend gegen das Himmelsgewölbe ab.

Das ganze Schiff macht den Eindruck eines Schmuckkästchens und verrät, daß es soeben aus der sonnabendlichen Generalreinigung hervorgegangen ist, bei der 350 Mann, d. h. die ganze Besatzung sechs bis acht Stunden beschäftigt gewesen sind, mit allen Hilfsmitteln der Reinlichkeit, die der erfinderische Menschengeist je erdacht, den Schmutz fortzuschaffen, der bei dem Stillstande der Maschine zwar nicht vorhanden ist, wenigstens nicht für das gewöhnliche Auge, aber doch möglicherweise dasein könnte.

Seit Mittag ist diese Extrareinigung beendet und die Leute haben den Nachmittag für sich. Nur die Unglücklichen, welche ein fehlender Knopf, eine aufgetrennte Naht, Spucken auf Deck oder dergleichen schwere Verbrechen auf die Strafliste gebracht, putzen unter Aufsicht eines grimmigen, dabei um seine Rauchzeit kommenden und deshalb noch grimmiger ausschauenden Bootsmannsmaaten das blanke Messing noch blänker und fegen zum sechstenmale heute die Verdecke, auf denen kein Staub liegt.

Beide Wachen sind an Deck, genießen das Passatwetter nach Herzenslust, rauchen, singen, spielen, nähen, sticken, tätowieren sich, — worauf kommt ein Matrose auf See nicht, — und es geht auf dem Verdeck der „Anna" ziemlich laut und lustig her. Nur vorn in der Batterie sitzt an einer der nicht mit Geschützen versehenen Pforten ein Kleeblatt, dessen Gesichtsausdruck nicht mit der Lustigkeit da oben stimmt. Zwei davon blicken trübselig auf die vorbeirauschenden Wellen und der dritte schreibt eine Epistel. Sie sehen zwar aus wie Matrosen, sind es aber nicht, wenigstens nicht solche, die den Namen mit Recht tragen, auf dem blauen Wasser großgezogen sind und die der Ozean auf seinen starken Armen gewiegt hat, bis sie Männer geworden, die machen nicht so verzweifelte Gesichter,

sondern freuen sich ihres Lebens und nehmen den Augenblick wahr; wer weiß, was der nächste Schlimmes bringt.

Nein das Kleeblatt gehört zu den sogenannten „Vierjährigen", die allerdings Seeleute zu werden wünschen, ihre erste Reise machen und von denen jedes Schiff eine gewisse Zahl zum anlernen bekommt. Gewöhnlich hat diese Art schon allerlei im Leben versucht und ist gescheitert, jetzt soll es mit der „freien" See probiert werden, aber von der geträumten Freiheit kommt wenig zum Vorschein und die neue Laufbahn hat bisher durchaus nicht schmecken wollen.

Zuerst die fürchterliche Seekrankheit, dann das Klettern in der Takelage — ach so hoch, so hoch! — und dabei den grimmigen Bootsmannsmaat hinter sich, der kein Erbarmen kennt, und nur „immer höher!" ruft, auch wenn die Strickleitern aufhören und die blanken Taue beginnen, an denen die Schienbeine geschunden werden. — Wie ruhig und schön war es dagegen früher hinter dem Ladentisch und auf dem Schusterschemel! Wie sanft und ungestört ruhte es sich im Bett, mochte es auch in der kleinsten Bodenkammer placiert sein, statt in der ewig schaukelnden Hängematte, in die man auf der einen Seite hineinsteigt, um auf der andern sofort wieder hinauszufallen, oder deren Fußende nachts plötzlich durch unsichtbare Hand von seinem Haken gelöst auf das Deck niederstürzt und den Schläfer auf höchst unsanfte Art weckt, wenn er beim Wachwechsel nicht augenblicklich dem Rufe der Bootsmannspfeife folgt. — Wieviel Beulen und blaue Flecke kostet es, bis die Seebeine einigermaßen gewachsen sind, — wieviel eiskaltes Wasser ist ihnen in den Nacken gegossen, wenn auf der ungewohnten Nachtwache die Augen zufielen, und dann noch alle die schlechten Witze, die sie über sich ergehen lassen müssen.

Arme Vierjährige! da war's abends in der Herberge gemütlicher und man kann es euch nicht verdenken, wenn eure Gedanken sehnsüchtig übers große Wasser dahin zurückfliegen und ihr das Seeleben, sowie den Augenblick aus tiefster Seele verwünscht, der euch den Entschluß fassen ließ, diesen unglücklichen Beruf zu wählen. Könnte man den Brief lesen, in dem euer Kamerad gerade sein Herz ausschüttet, so würde sein Inhalt diese Vermutung auf das weitgehendste bestätigen.

Doch wartet nur! Ist erst ein Jahr dahingegangen, dann klingt es schon ganz anders. Aus dem Bruder Straubinger beginnt sich ein Mann zu entwickeln, der arbeiten und gehorchen gelernt und dessen engen Gesichtskreis der Ozean erweitert hat. Aus dem fahrigen, verbummelten Maulhelden, der in sozialdemokratischen Versammlungen das große Wort zu führen wußte, sonst aber nichts taugte, ist ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden. Ja, ja! das Seeleben ist eine harte Schule, aber sie thut wohl und hat schon manchen Haltlosen und Gestrauchelten wieder auf den rechten Weg geführt. Bis jetzt scheint dies dem Kleeblatt jedoch noch nicht einleuchten zu wollen, und deshalb machen sie so verzweifelte Gesichter, die so sehr von dem lustigen Kehrdichannichts abstechen, das dem ganzen Wesen ihrer befahrenen Kameraden auf dem Oberdeck aufgeprägt ist. — Da malt sich plötzlich bleicher Schrecken auf ihrem Antlitz. Guter Gott, was ist das nun plötzlich wieder? Ist das Schiff denn besessen? Im Augenblick fuhr es noch so sicher und ruhig, daß man kaum eine Bewegung bemerkte, jetzt hängt es plötzlich so weit nach einer Seite über, als wollte es selbst über Bord gehen. Mit einem gewaltigen Ruck fliegen die unglücklichen Vierjährigen mit samt dem Tintenfasse von ihrer Bank nach Lee, bis die gegenüberliegende Bordwand ihnen ebenso gewaltsam Halt gebietet und sie mit dumpfem Schrei dagegen stoßen. Sie suchen sich aufzurichten, aber ehe sie dazu kommen, schöpfen die offnen Pforten Wasser, eine See stürzt herein und erstickt die Schmerzenslaute in ihrem Munde mit dem salzigen Naß. — Zugleich hört man oben auf dem Deck ein wirres Getöse. Kommandorufe, Schreien, Laufen, schrillende Signale der Bootsmannspfeifen, erschreckendes Gepolter von losen Gegenständen und Menschen, die wie unser nichtsahnendes Kleeblatt nach Lee geschleudert werden, brechende Spieren, peitschende Segel, — dazu Heulen des Windes und Rauschen der See, durch welche das Schiff plötzlich mit rasender Fahrt dahinsaust, — es ist als ob das Meer alle seine bösen Geister auf einmal losgelassen hätte, und sie mit Höllenspektakel bemüht wären, das Schiff in den Abgrund zu zerren.

Wiih! wiih! wi—i—i—ih! schallt es in die Batterie der Unteroffiziere hinunter, die Rollpfiffe dringen bis in die fernsten Räume und die Gestalt des grimmigen Bootsmannsmaats, den Vierjährigen so wohl bekannt von seinem „immer höher, immer höher, Ihr faulen Landratten, sonst helfe ich euch nach", wird in der Luke sichtbar, um dem Signale mit gewaltiger Baßstimme „alle Mann an Deck!" nachzudonnern. Wehe dem unglücklichen Drückeberger, der diesem

Einer unserer neuen Schutzgenossen in Südwestafrika.
Berg-Damara aus dem Hinterlande des deutschen Gebiets südöstlich von Kap Frio.
Nach dem Leben photographiert. (Text siehe Seite 367.)

Rufe nicht sofort Folge leistete. Die Brüder Straubinger springen deshalb krampfhaft aus den sie umflutenden Wassermassen in die Höhe, als sie den Basiliskenblick des Unteroffiziers auf sich gerichtet sehen, um naß wie die Katzen an Deck zu klettern, was ihnen nach verzweifelten Anstrengungen und mit ihrem Mentor auf den Fersen auch endlich gelingt.

Was für ein wildes Chaos bietet sich hier dem Auge! Die Küste von Afrika hat ihre Nähe gekündet und der Korvette einen häßlichen Gruß entgegengesandt. Eine weiße Bö ist über das Schiff gefallen, urplötzlich, ohne die leiseste Warnung, wenigstens für diejenigen, die mit dieser Gegend und ihren Tücken nicht genau vertraut sind. Der Himmel ist klar und tiefblau wie vorher, die Sonne wirft dieselben goldigen Strahlen, aber nicht mehr auf die leise wallende Fläche, auf der zierliche Wellen sich neckend haschen, sondern auf die Kämme hochgetürmter Wogen, die donnernd überbrechen und deren blendenden Gischt der Sturm gen Himmel peitscht. — Nur nahe am Zenith steht eine weiße Wolke und sie ist der Träger der Bö. Langsam hat sie sich aus jener kleinen Gruppe am Horizonte gelöst, die wie Segler erschienen, ist dann schneller und schneller emporgestiegen, unbeachtet vom wachehabenden Offizier, der nichts von ihrer unheilvollen Bedeutung ahnen konnte, bis er den Schaumstreifen erblickt, den sie vor sich herjagt und der sich wie eine unheimlich schillernde Riesenschlange über die blauen Fluten heranwälzt. — „Wache, klar zum Segelbergen!“ kommandiert er erschreckt. Trotz des gänzlich unerwarteten Befehls springen die Leute auch schnell auf und eilen auf ihre Stationen, doch die Bö ist schneller. Mit dämonischer Gewalt fällt sie in die Segel. Sie blähen sich zum Springen und ihr Druck legt das Schiff auf die Seite, daß fast die Verschanzung im Wasser pflügt.

Der Schlimmes ahnende Kapitän eilt an Deck; ein Blick belehrt ihn über die Größe der Gefahr. Wenn das Schiff vor dem Kentern oder die Masten vor dem Brechen bewahrt werden sollen, muß sofort etwas und das Richtige geschehen. Zum Abhalten ist der Wind zu seitlich, und es würde zu lange dauern, es bleibt nur das Anluven.

„Ruder in Lee!“ befiehlt er mit lautschallender Stimme, die den Sturm übertönt, nach dem Steuerruder hin und „los Vorschooten!“ nach dem Vorderdeck zu. Die bereits auf ihren Stationen befindlichen Leute haben den Vorgesetzten gesehen, ihre Augen hängen an seinen Lippen und sobald das Kommando ergeht, folgt ihm die Ausführung auf dem Fuße.

Die Schooten (hintere, untere Ecken) sämtlicher Vorsegel werden losgeworfen und das Ruder so gedreht, daß der Kopf des Schiffes sich der Windrichtung nähert. Mit donnerähnlichem Knall schlagen jene im Sturm, um zerfetzt davonzufliegen. Die Leesegelspieren splittern wie Glas, und ihre von oben kommenden Segel schleppen zerrissen außenbords. Über den Bug dampft eine grüne See und füllt das Oberdeck fußhoch mit Wasser; die Vorbramstenge bricht und auch ihre Segel folgen den übrigen, doch was schadet das alles! Dadurch wird nur soviel mehr Winddruck vom Vorderschiff genommen, die Hintersegel können kräftiger als Hebelarme das Ruder unterstützen, um das Manöver schnell gelingen zu lassen. Eine halbe, bange Minute und der Zweck ist erreicht. Das Schiff fliegt in den Wind, schüttelt ihn aus den Segeln und richtet sich aus seiner gefährlichen Lage wieder auf. — „Stütz Ruder! Laß laufen Marssegel, gei auf Großsegel!“ lauten die weiteren Kommandos des Kapitäns. — Die nicht mehr mit Gewalt gegen die Stengen gepreßten Raaen haben Luft bekommen, sie rasseln von oben und werden mit den entsprechenden Tauen zusammengeschnürt. Ebenso wird das Großsegel gedämpft und das den entgegengesetzten Weg gedrehte Steuerruder hält das Schiff in der gewünschten Richtung scharf am Winde, der jetzt auf die gegeiten Segel so schräg von vorn weht, daß er keine Angriffspunkte mehr findet, um ferneres Unheil anzurichten. — Der Menschengeist hat wieder einmal über die Elemente triumphiert und ihnen den Sieg abgerungen. Die wie ein wildes Pferd durchgegangene Korvette hat die Sporen des Meisters gefühlt, gehorsam sich seinem überlegenen Willen fügen müssen, und die weiße Bö ist vergebens bemüht gewesen, den erfahrenen Händen die Zügel zu entreißen; zähneknirschend zieht sie von dannen. Als ihr Trabant, die weiße Wolke, den Zenith passiert hat, ist alles vorüber; so plötzlich wie sie gekommen, ist sie auch wieder verschwunden. Noch eine Zeitlang rollt die von ihr aufgewühlte See ihre gewaltigen Wogen und wirft das Schiff wie einen Spielball umher, aber ihre Kämme brechen nur noch machtlos und hohlrauschend zusammen. Dann glätten sie sich; die „Anna“ schaukelt sich wieder kaum merkbar auf der tiefblauen Flut, die scheidende Sonne färbt sie mit rotgoldnen Tinten und bescheint wieder ein Bild tiefen Friedens.

Alle Spuren der wilden Szene des Nachmittags sind mittlerweile vertilgt. Hunderte von geschäftigen Händen haben dabei geholfen. Eine andre Bramstenge ist aufgebracht und die zerrissenen und fortgeflogenen Segel sind durch neue ersetzt. Bevor

Schöne Aussicht.
Aufnahme nach der Natur aus dem Verlage von E. Linde. Berlin.

noch eine Stunde vergangen, befindet sich das Schiff wieder in der früheren musterhaften Ordnung und die Freiwache kann abtreten, um nach dem Schreck noch ein Pfeifchen zu rauchen, ehe die Hängematten gepfiffen werden und das Kommando ergeht: „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!“ das den Tag an Bord abschließt.

Auch die dienstfreien Offiziere gehen wieder in die Messe hinunter, aber mit ziemlich verdrossenen Mienen. Ihnen hat die weiße Bö am unangenehmsten mitgespielt und sie sind um ihr schönes Mittagessen gekommen. Sie waren erst bei der Suppe, und der Aufwärter erschien gerade mit zwei wohlgefüllten Schüsseln in der Messe, während die übrigen Gänge bereits im Büffetraum angerichtet standen, als die unhöfliche Bö sich anmeldete und unvermutet die Korvette um fünfundvierzig Grad überlegte. Blitzschnell folgten Teller, Messer, Gabeln, Gläser der an sie ergangenen Aufforderung, rutschten glatt über den Tisch nach Lee und zerschlugen klirrend auf dem Deck. Luvwärts finden die Offiziere noch einen Halt an den soliden und festgeschrobenen Tischbeinen und legen sich schleunigst daran mit krampfhaft umgeschlungenem Bein vor Anker, doch die in Lee sind nicht so glücklich daran. Der eine sucht sich am Tischtuch zu halten, während sein Stuhl unbarmherzig mit ihm durchgeht, und gehorsam folgt ihm das Tuch mit allem was draufsteht. Nur die Weinflasche ist gerettet, der einzige beau reste. Wer denkt bei so prachtvollem Wetter auch an Schlingerbretter, die sonst über den Tisch gespannt werden und in deren Quadraten Teller und Schüsseln ziemliche Sicherheit finden?

Der Aufwärter steht gebannt und starrt schreckensbleich auf die Szene. Die Offiziere sind ebenfalls ganz verdutzt, da hören sie durch das offenstehende Oberlicht die dröhnende Stimme des Kapitäns an Deck. Wenn unter solchen Verhältnissen der letztere selbst das Kommando nimmt, dann ist Gefahr im Verzuge und es heißt „alle Mann!“, ohne daß dies den Offizieren gesagt zu werden braucht. Was verschlagen ein Dutzend zerbrochene Schüsseln und Teller, wenn das Schiff in Not ist.

„Laß fahren dahin, laß fahren!“ Schnell sind die Servietten hingeworfen und dem allgemeinen Chaos von Scherben und Suppe einverleibt, die Herren greifen nach ihren Mützen, der Offizier in Lee, dem der Aufwärter inzwischen schöne, fette Sauce auf die neue Uniform gegossen, die jener freilich später lieber auf dem Teller als in seinen Taschen gefunden hätte, erhebt sich vom Boden und alle stürmen auf das Deck. „Après nous le déluge!“ denken sie und eilen auf ihre Posten, während der Aufwärter allein in der Messe zurückbleibt. Noch immer starrt er auf das Unerhörte zu seinen Füßen und balanciert mechanisch die Schüsseln in seinen Händen, wenngleich verkehrt, so daß ihr Inhalt sich allmählich leert und auch der letzte Tropfen bald auf das schöne weiße Deck niedergeströmt ist.

Dann aber schnellt er wie aus einem Traume erwachend plötzlich in die Höhe. Ein andrer noch weit drückenderer Gedanke ist ihm gekommen, und die Schüsseln immer noch krampfhaft in der Hand haltend, stürzt er nach dem Büffetraume. Er erreicht ihn glücklich, doch beim ersten Schritt hinein gleitet sein Fuß auf schlüpfrigem Boden aus. Mit einem avec! setzt er sich nieder, aber der gefürchtete Stoß bleibt aus. Ein weiches Polster nimmt ihn auf, während freilich die Schüsseln zerschlagen, aber o weh! — das Polster ist der Plumpudding, den er jetzt mit seinen breiten Gliedern platt gequetscht. In der Sauce ist er ausgeglitten, und als er sich erheben will, da fühlt er in dem dunklen Raume den Braten zwischen seinen Beinen. Er ist mit dem Gemüse garniert, aber zugleich mit den Splittern des Glascylinders, den die ebenfalls herabgestürzte Lampe zugleich mit ihrem Öl darüber gestreut. Dumpf vor sich hinstarrend bleibt der Unglückliche sitzen, bis ihn der Ruf des Messevorstandes aus seiner Betäubung weckt.

Kalter Schinken und Brot müssen das abhanden gekommene und mißhandelte Mittagessen ersetzen, und die Scherben des Services erhöhen nicht die gute Laune. Der Aufwärter erbittet und erhält die Erlaubnis, nach neun Uhr noch Licht brennen und bis Mitternacht die Fettflecke in Messe und Büffet aufscheuern zu dürfen. Morgen ist Sonntag und Musterung durch den Kapitän. Auch die Vierjährigen sind vorn in der Batterie in ähnlicher Weise beschäftigt. Nachdem sie sich beim Aufbringen der Stenge und dem Unterschlagen der neuen Segel gehörig die Knochen ausgerenkt haben und unter Aufsicht ihres grimmigen Freundes dabei so warm geworden sind, daß ihre nassen Kleider auf dem Leibe trockneten, sind sie von jenem dringend eingeladen worden, auch ihrerseits der morgenden Musterung Rechnung zu tragen und die Flecke fortzuschaffen, die das mit ihnen gefallene Tintenfaß in weitem Bogen über das Deck verstreut hat, und die sich viel hartnäckiger zeigen, als das Fett in der Messe. Das kommt vom Schreiben! und beim Schaben und Scheuern fällt ihnen unwillkürlich das alte Lied ein: „ach wär ich zu Hause geblieben, ich hätte was bessres gethan!“

Immerhin hat die weiße Bö aber doch dem Kleeblatt einen Dienst geleistet und sie auf ihrer neuen Lebensbahn einen Schritt vorwärts geschoben. Machen sie im Laufe ihrer vier Jahre noch ein paar Dutzend solcher ähnlicher Überraschungen durch, dann werden sie gewiß auch die drei Hauptrequisiten eines guten Matrosen sich angeeignet haben, nämlich tüchtige Seebeine zu haben, mit denen sie auch bei den tollsten Kapriolen des Schiffes feststehen oder wenigstens wie die Katzen stets auf die Füße fallen, ferner sich an jedem Finger einen Angelhaken wachsen zu lassen und endlich, wenn alle Stricke reißen, sich oben im Top wenigstens noch mit den Augenlidern festhalten zu können.

Am Familientisch.

Auf Goethespuren. I.

(Zu den Bildern auf S. 360 und 361.)

Am 9. Dezember 1827 bat die als „Suleika“ in der Poesie Goethes fortlebende Marianne von Willemer ihren greisen Freund um eine „Mainansicht“, — womöglich „mit ein paar Worten verschönert“, — als Weihnachtsgabe für ihre kranke Enkelin, Röschen Scharff. In seinem Antwortschreiben (3. Januar 1828) bedauert der Dichter, „daß die Platte von jenen angenehmen Bildchen sich verloren habe und kein Abdruck mehr vorhanden sei“, und fügt dann hinzu: „doch kann ich meine Bereitwilligkeit durch ein paar andre Ansichten mit Vergnügen beweisen, die freilich keinen freien Fluß, keine bedeutende Stadt darzustellen hatten, vielmehr von Einfalt und Beschränkung das bescheidenste Zeugnis geben; vielleicht aber kann abgesonderte Ländlichkeit und gemäßigt-städtisches Wesen nicht besser ausgedrückt werden. Auch sehen Sie einige Reimzeilen von meiner Hand darunter geschrieben. Und so wird denn wohl dem guten Kinde, dem Sie jenes Christgeschenk zudachten, durch gegenwärtiges zum neuen Jahr noch einige Freude.“

Das erste dieser Bildchen stellte das ihm von Karl August geschenkte Haus dar, welches Goethe von 1792 bis 1832 bewohnte. An dem dreieckig unregelmäßigen kleinen Platze, der damals „Frauenplan“ hieß, streckte sich der vornehm aussehende braungelbe Bau mit seiner langen Fensterfront breit aus; eine Anzahl vorübergehender Personen bildeten die Staffage, dagegen fehlte der Brunnen in der Mitte des Platzes, um welchen sich täglich die schwatzenden Mägde versammelten. Darunter hatte Goethe eigenhändig die folgenden Zeilen gesetzt:

„Warum stehen sie davor, / Ist nicht Thüre da und Thor? / Kämen sie getrost herein, / Würden wohl empfangen sein.“

Das zweite Bildchen stellte das aus den Briefen an Charlotte von Stein so genau bekannte Gartenhäuschen dar, welches der Dichter im Mai 1776 bezog und in dem er bis in sein hohes Alter immer am liebsten verweilte. Unter dem hochgewölbten schattigen Laubdach der von ihm selbst angepflanzten Bäume konnte er am besten einsam sinnen und dichten, aber er empfing auch dort gern Fremde wie Einheimische als Gäste und verstand es vortrefflich, sie geistig und leiblich zu bewirten. Darum mochte er wohl für seine junge Freundin unter das Bild des Gartenhäuschens schreiben:

„Übermütig sieht's nicht aus, / Dieses stille Gartenhaus; / Allen die darin verkehrt / Ward ein guter Mut beschert.“

Beide Bilder hatte Otto Wagner 1827 in Weimar gezeichnet; später waren sie von Ludwig Schütze in Kupfer gestochen worden. Als darauf die Kunstverlagshandlung von Morasch und Skerl in Dresden sich im folgenden Jahre von Goethe Unterschriften dazu erbat, sandte er dieselben Reimzeilen, welche Röschen Scharff handschriftlich erhalten hatte und die nun faksimiliert unter die Kupferstiche gesetzt wurden.

Auch in die Ausgabe der Werke letzter Hand (1828) nahm der Dichter sie auf, doch lauteten dort die Gartenhausverse unter der Überschrift „Ländlich“ etwas verändert:

„Übermütig sieht's nicht aus, / Dieses kleine Gartenhaus; / Allen die sich drin genährt, / Ward ein guter Mut beschert.“

Späterhin hat der Dichter die Verse noch einmal verändert und erweitert. Im 7. Bande der nachgelassenen Werke (1833) heißt es unter der Überschrift: „Gartenhaus am unteren Park“:

„Übermütig sieht's nicht aus
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.

Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.“

Die Bildchen wie die Verse, welche Röschen Scharff einst „mit Rührung und Erstaunen“ begrüßte, sind in unsern Tagen ziemlich vergessen, umsomehr da auch die meisten neueren Ausgaben von Goethes Werken die „Gedichte zu Bildern“ fortzulassen pflegen. Die „netten Bildchen“ mit den Originalunterschriften werden deshalb unsern Lesern gewiß willkommen sein als eine freundliche Erinnerung an die beiden wichtigsten Wohnstätten Goethes, wenn sie es auch nicht verstehen werden, daß Marianne davon so ergriffen war, daß sie „einige Zeit mit der Antwort zögerte, um eine ungewöhnliche Aufregung zu beseitigen, und, wenn auch nicht ohne Rührung, doch mit Besonnenheit und Ruhe für die schöne Gabe zu danken.“

Robert Koenig.

Neue Schutzgenossen des deutschen Reiches.

(Zu dem Bilde auf S. 364.)

Das weit ausgedehnte Gebiet, welches jüngst in Südwestafrika unter den Schutz unseres Reiches gestellt wurde, heißt bekanntlich nach seinen Bewohnern im Norden Damaraland, im Süden (etwa von der Walfischbai ab) Namaqualand. Die Dámaras, oder, wie sie sich selbst nennen, die Hereròs (mit heimischem Pluralpräfix „Ovaherero“, d. h. die Frohmütigen), gehören zweifellos zur Negerrasse, und zwar in nächste Verwandtschaft mit den Kaffernstämmen, zu denen man sie selbst sogar rechnen darf; sie sind weit zahlreicher als die schmutzig gelbbraunen Nama-Hottentotten, denen sie auch an Körperschönheit, Größe und Kraft, sowie durch treuere, beständigere Sinnesart über legen sind.

Ein wunderbares Mittelding zwischen Damaras und Namas bilden nun die sogenannten Berg-Damaras, von deren einem wir das wohlgelungene Porträt (nach Palgraves photographischer Aufnahme) den Lesern vorführen. Der etwas sauer dreinschauende Geselle ist Vertreter einer rätselhaften Völkerschaft. Wohl erkennen wir deutliche Negerzüge in den vordringenden Kiefern, dem unschön breiten, wulstlippigen Munde, dem spärlichen Kinnbart (der den Hottentotten in der Regel ganz fehlt), dem dichten Wollhaar, wozu sich noch eine so tiefe Dunkelung der Haut gesellt, daß die Bergdamaras meist schwärzer aussehen als die Hereros. Indessen variiert Körperfarbe und Gesichtsausdruck beträchtlich, und in der That haben wir es mit einem (überwiegend negerhaften) Mischvolk hier zu thun, welches uns warnen mag, nicht aus der Sprache eines Stammes auf seine Abkunft voreilig zu schließen, denn — die Bergdamaras reden eine hottentottische Mundart wie die Namaqua, versetzt mit Elementen der Herero- und Buschmannsprache.

Die narbenartigen Hautrillen unseres Berg-Damara auf der rechten Stirnseite und nach der Schläfe hin könnten wohl auf Tätowierung deuten; der um Hals und Brust geschlungene Riemen mag dem Armen zu Zeiten des Hungers als Schmachtriemen die Taille eingezogen, den knurrenden Magen eingezwängt, als „Hungerstützer“ gedient haben, wie man dortzulande sagt. Das Unverkennbarste bleibt die verdrossene Bitterkeit im Antlitz. Ein elendes, mehr denn zigeunerhaftes Los ist diesen Schwarzen mitten unter den Gelben und Braunen zugefallen! Der Überlieferung nach sind sie die Vorbewohner des Damaralandes gewesen, ehe (im vorigen Jahrhundert) die Hereros erobernd in dasselbe eindrangen; auf ihr altes Nachbarschaftsverhältnis mit den Namas, deren Rasse jedenfalls vor dem Einzug der Bantuneger das ganze außertropische Südafrika inne hatte, weist, wie wir sahen, ihre Sprache zurück. Verscheucht durch die Assegaien der sieghaften fremden Eindringlinge in die Felsschluchten des Gebirges und auf dessen schwer zugängliche Felsplateaus, wie das des schroff abstürzenden, nur an zwei Stellen ersteigbaren Erongo, haben sie seitdem ein kümmerliches Dasein als Viehräuber gefristet, was sie immer von neuem mit den um ihre Verstecke herum das bessere Weideland in Thal und Niederung bewohnenden Hereros verfeindet hat.

Büttner, der beste Kenner des Damaralandes unter uns in der Gegenwart, nennt dies enterbte Geschlecht ein „an Zahl verhältnismäßig nicht geringes Volk von Sklaven und Vagabunden“. Der mißlingende Viehraub bringt sie natürlich oft genug in Sklaverei der Hereros, gegen deren Rachefehden sie sich von ihren Felsenhöhen gut mit Herabrollen mächtiger Granitblöcke zu verteidigen wissen. Heuschreckenschwärme senden ihnen ersehnte Kost vom verdunkelten Firmament herab; überhaupt gleichen sie in ihrer nichts weniger als wählerischen Hungerkost den Buschmännern und Australiern: mit zerklopften Baumwurzeln nehmen sie in Zeiten der Not fürlieb, suchen den nagenden Hunger mit dem aus den Akazien quellenden Gummi zu beschwichtigen, holen den von den Termiten aufgesammelten Grassamen aus deren Bauten.

Stolz aber sind gleichwohl auch diese Natursöhne. „Hau-koin“, d. h. echte Menschen, nennen sie sich selbst. Und auch einer ganz modernen Leidenschaft fröhnen sie (wie alle Afrikaner): dem Rauchen. Darum bauen sie trotz ihres unsteten Lebens gern Tabak oder Hanf, dessen junge Blättchen und Samenkörner ihnen unter Umständen den Tabak ersetzen. Sie rauchen gewöhnlich aus ganz künstlichen Wasserpfeifen: eine kurze Thonpfeife wird seitlich in die Spitze eines langen mit Wasser gefüllten Antilopenhorns gesteckt, aus dessen offenem Ende sie den Rauch einziehen, um ihn nicht wieder auszustoßen, sondern einzuschlucken. Im Kreis hocken sie dabei zusammen, jeder wartet mit aufgesperrtem Mund und vor Entzücken funkelnden Augen, bis die Reihe an ihn kommt; dann schlürft er wonnetrunken den giftigen Hanf- oder Tabaksqualm ein, bis die Augen gläsern werden, Schaum vor den Mund tritt, der Körper in krampfhaften Zuckungen zu Boden sich streckt. Mit einigen derben Püffen erwecken danach die Genossen den besinnungslos Gewordenen aus seinem Haschisch- oder Nikotinrausch.

Alfred Kirchhoff.

Galanterie am Meer.

(Zu dem Bilde auf S. 356 und 357.)

Die Fischer an den Meeresküsten sind für gewöhnlich ein wenig zugängliches, schweigsames Geschlecht. Der Kampf mit den Elementen, in denen nur die That zu ihrem Recht kommt, gibt ihrem Wesen etwas Geschlossenes und nur, wenn es durchaus nötig ist, pflegen sie zu reden, und auch dann geschieht es kurz und bündig, als ob der Sturm ihnen den längeren Satz doch verwehen würde. Trotzdem schlagen natürlich unter der Teerjacke die Herzen ebenso warm wie unter dem Rock, und wie überall, sind auch hier gerade die Starken geneigt, die Schwachen unter ihren Schutz zu nehmen. Wenn das Fischerboot ans Land kam, zieht sich der Fischer die bis an den Schenkel reichenden Stiefel noch einmal stramm und steigt dann über Bord ins Wasser, die Gefährtin aber setzt sich ihm huckepack auf den Rücken oder läßt sich von ihm wie ein Kind auf den Armen tragen und wird so durch das Uferwasser an den Strand gebracht. Die Fischerinnen nehmen diesen Dienst als etwas so Selbstverständliches hin, wie unsre Frauen den Arm ihres Mannes, der Städterin aber, die am Meere zu einer Bootpartie aufbricht oder von einer zurückkehrt, macht die Situation mehr zu schaffen, und sie fragt sich ängstlich, ob ihre Last nicht zu große Anforderungen an die Muskelkraft des Fischers stellt. An der fehlt es nun freilich den Fischern nicht, sie bringen daher ihre Galanterie auch so an die Frau, und ein Fall kommt nicht vor.

Probe amerikanischer politischer Karikatur.

„Das wird bald einen schönen Skandal geben.“

Das Mißbehagen, mit welchem unsre auf den Erwerb von Kolonieen gerichteten Bestrebungen die Engländer erfüllen, hat einem amerikanischen Künstler den Anlaß zu obiger launiger Karrikatur gegeben. Die Situation gewinnt dadurch für die Amerikaner an Komik, daß sie ihrerseits an einem Überfluß von „Jingos“ leiden und herzlich froh wären, wenn sie ihre „schwarzen Mitbürger“ auf irgend eine Manier los werden könnten. Unter Jingos versteht man in England aber auch die englischen Chauvinisten, welche die ganze nichteuropäische Welt, und namentlich die ganze Negerwelt für England in Anspruch nehmen. Es reißt also hier ein Jingo den andern an sich.

Die Zeichnung ist für amerikanischen Humor höchst charakteristisch.

Mit dem Winde.

Auflösungen der Spielecke No. 22.

1. Domino-Aufgabe

B hat:

D behält übrig.

2.

Durch Umstellung der Buchstaben erhält man aus den Wörtern „Homer", „Berlin", „Grat": Robert Hamerling — aus den Wörtern „Martha", „sank": Hans Makart — aus den Wörtern „lobet", „Magenta": Leon Gambetta.

3. Dreisilbige Scharade.

Quecksilber.

Bilderrätsel:

Damengummimäntel.

4. Schlüssel zum Königszug.

	17	45			11	51	
18	44	16	46	12	50	10	52
19	43	15	47	13	49	9	53
21	20	42	14	48	8	54	55
24	22	26	41	7	60	56	58
23	25	27	6	40	61	59	57
32	30	28	39	5	62	64	66
31	33	29	4	38	63	67	65
34	35	36	37	3	2	1	68

Auflösung des Königszuges.

Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das Bängliche
Das graugestrickte Netz.
„Getrost! Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wo nach die Ros' und Lilie blüht.
(Goethe.)

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von J. Rayner.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.

Ein Weinhändler liefert einem Kunden drei Sorten Wein, die erste à Flasche 1,85 Mark, die zweite à Flasche 1,65 Mark, die dritte à Flasche 1,30 Mark, zusammen fünfundsiebzig Flaschen für 100 Mark.

Wie viel Flaschen von jeder der drei Sorten hat der Kunde erhalten?

2.

In einem Schaufenster hängen nebeneinander drei Thermometer, das eine von Réaumur, das andere von Celsius, das dritte von Fahrenheit. Ich addiere die Grade, welche sie zeigen, und finde als Summe — 4 Grad. Wie viel zeigt das Thermometer von Celsius?

3. Rätsel (für Lateiner).

Sum unus et trinus, non sum Deus, sum initium mundi et finis omnium rerum.

4. Sternarithmogriph.

Ersetzt man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so erhält man 15 Wörter, welche je fünf Buchstaben und alle denselben Endlaut haben.

Die Anfangsbuchstaben dieser fünfzehn Wörter ergeben ein Wort, welches eine der wichtigsten Tagesfragen nennt.

Die fünfzehn Wörter bezeichnen:

I. Einen Feldherrn, bekannt aus der griechischen Geschichte.
II. Einen Fixstern.
III. Einen alttestamentlichen männlichen Namen.
IV. Eine Auszeichnung.
V. Eine große Insel.
VI. Einen Ritter, bekannt aus der deutschen Sage.
VII. Einen Feldherrn, bekannt aus der alten deutschen Geschichte.
VIII. Eine Stadt in der belgischen Provinz Brabant.
IX. Eine preußische Provinz.
X. Eine Himmelsgegend.
XI. Einen deutschen Geschichtsschreiber.
XII. Ein asiatisches Reich.
XIII. Eine Stadt in Preußen.
XIV. Einen Helden der griechischen Sage.
XV. Ein Interpunktionszeichen.

5. Dreisilbige Scharade.

Wenn du bist die ersten Beiden,
Bleib bei allem Ruhm bescheiden,
Daß dich nicht die Edlen meiden.
Wenn die Dritte ist gelungen
Meinem übermüt'gen Jungen,
Kommt er lachend angesprungen.
Geht vom Ganzen ein Geflüster,
Spricht verdrießlich der Philister:
Hol' der Kuckuck und sein Küster! B.

6.

Kannst du den Dichter mir nennen, der herrliche Werke geschaffen?
Nimmst du ihm Krone und Fuß, bleibt eine Karte zurück.

Bilderrätsel.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Die revidierte Lutherbibel. Von F. Ebeling. — Eine Bö. Von R. Werner. — Schöne Aussicht. Aufnahme nach der Natur. — Am Familientisch: Galanterie am Meere. Zu dem Bilde von Reinhardt. — Auf Goethespuren. Zu den Bildern: Goethes Wohnhaus und Gartenhaus in Weimar. — Neue Schutzgenossen des Deutschen Reiches. Von A. Kirchhoff. Mit dem Bilde eines Berg-Damara. — Probe amerikanischer politischer Karikatur. — Mit dem Winde. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. März 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 24.

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.

Rembrandt und seine Frau. Von ihm selbst radiert i. J. 1636. Eines der beliebtesten eigenhändigen Blätter Rembrandts. Zweiter Plattenzustand; ging in Auktion von Liphart, Leipzig, 1876 auf M. 25. — Im ersten Plattenzustand ist auf der weißen Stirn der Frau über dem rechten Auge eine kleiner Strich in Form eines Haares; dieser Zustand ist sehr selten und ging in Auktion von Liphart auf 120 Mark; ein anderes Exemplar in Auktion Schlösser, Frankfurt a./Main 1880 auf 671 Mark.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Es ist immerhin ein Unterschied, ob ich annehme, daß bei einer eventuellen Werbung mein Reichtum für den Betreffenden eine angenehme Zugabe bildet, die alle materiellen Rücksichten außer Frage stellt, oder sich mir die Überzeugung aufdrängt, meine Persönlichkeit komme hierbei am wenigsten in betracht, und mein Geld allein sei es, das man durch diesen unvermeidlichen Schritt zu erreichen hoffe. So wenig Illusionen ich in diesem Punkte auch besitze, an ein bloßes Spiel der Berechnung hatte ich bei Manfred niemals gedacht, und daß er es sei, von dessen Schulden die beiden Herren gesprochen, daran konnte ich, trotzdem kein Name genannt war, keinen Augenblick zweifeln. Ehe ich aber noch dazu kam, diesen neuen Mißton in mir ausklingen zu lassen und mit kaltem Blut Anklage und Entschuldigung gegen einander abzuwägen, war er selbst an meine Seite getreten, und seine Hand auf meinen Arm legend, sagte er in seiner frischen, herzlichen Weise: „Endlich, Doris! wie freu' ich mich, Sie gefunden zu haben. Schon seit einer Viertelstunde habe ich vergeblich nach Ihnen ausgeschaut, und bin erstaunt, Sie so verwaist zu sehen. Wo haben Sie denn alle Ihre Verehrer gelassen?" — „Verloren vermutlich, ehe ich sie noch besessen" sagte ich bitter, obgleich es ein Scherz sein sollte. — Er sah mich erstaunt an. Irgend etwas in meinem Wesen mochte ihn wohl befremden und nach einer kleinen Pause sagte er sinnend: „Sie sind ein wunderbares Mädchen, Doris, Sie entzünden Leidenschaften, und bleiben selbst eiskalt." — „Meinen Sie?" lachte ich nervös, und fügte dann ruhiger hinzu: „ich bin mir weder des einen noch des andern bewußt, will Ihnen

aber gestehen, daß ich soeben sehr lebhaft an Sie gedacht habe."

„Ah", machte er, und ein halb verlegenes, halb freudiges Lächeln glitt über sein Antlitz, „darf ich fragen, wodurch mir dieses besondere Glück zuteil geworden ist?"

Ich beschloß, ihn sofort auf die Probe zu stellen, und ihn fest ansehend, sagte ich leise: „Ein Zufall hat mir Ihr Geheimnis verraten, Manfred; ob das ein Glück ist, überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden."

„Mein Geheimnis!" Diesmal war es unverhohlener Schrecken, der in seiner Stimme bebte, und der Arm, den er mir gereicht hatte, zuckte krampfhaft zusammen.

„Mein Geheimnis, — aber sagen Sie mir um Gottes willen, wie ist denn das möglich?"

„Ich hörte die Unterhaltung zweier Herren, voilà tout."

„Und sie sagten, sie wußten wirklich — —"

„Sie waren sehr genau orientiert."

„Ah", stöhnte er, „das wäre entsetzlich, und alle meine Mühe, meine Vorsicht umsonst, — aber es ist ja nicht denkbar, — nicht zu begreifen, ich habe das tiefste Schweigen —"

„Aber andre haben vielleicht geredet", warf ich hier ein. „Selbst Ihrer Furcht vor der Großmutter ward Erwähnung gethan."

Er seufzte tief auf. „Ja", meinte er, „wenn sie es jetzt schon erführe, von unrechter Seite, dann freilich wäre alles verloren. Aber Sie werden schweigen, Doris, nicht wahr, mir zuliebe werden Sie schweigen. Sie wissen nicht, was für mich auf dem Spiele steht!"

„Ja", sagte ich, „wenn Sie es wünschen, gewiß, aber ich möchte mehr thun als schweigen, ich möchte Ihnen helfen, Manfred!"

Er führte meine Hand an seine Lippen und küßte sie innig. „Sie sind ein Engel!" flüsterte er bewegt, „und ich habe schwer gegen Sie gefehlt, aber wenn Sie mir vergeben —"

„Weshalb sprachen Sie nicht früher?" fragte ich stockend, „ich hätte mich Ihres Vertrauens nicht unwürdig erwiesen."

„Gewiß", murmelte er, „gewiß, ich bin davon fest überzeugt, und nach einiger Zeit wollte ich Ihnen alles offenbaren. Aber bedenken Sie, Doris, in welcher eigentümlichen Situation ich mich Ihnen gegenüber befinde, wie schwer es mir werden mußte, Ihnen gerade das zu gestehen. Und dann — wie ich Ihnen schon neulich sagte — ich kenne Sie doch noch immer sehr wenig, wußte nicht, wie Sie die Wahrheit aufnehmen würden, und wollte Sie durch meine Offenheit nicht verletzen. Aber nun sollen Sie alles erfahren, nichts soll Ihnen verborgen bleiben, und Sie müssen dann selbst entscheiden, ob und wie Sie mir helfen wollen."

„Ja", sagte ich, „hier ist nicht der Ort, aber morgen werden wir alles mit einander beraten und hoffentlich zu gegenseitiger Zufriedenheit ordnen. — Sind Sie damit einverstanden, Manfred?"

„Von ganzem Herzen", erwiderte er, und seine Stimme hatte dabei einen so weichen Klang, seine Augen blickten so dankbar und vertrauensvoll in die meinen, daß ich den Argwohn, der von meiner Seele Besitz genommen, wieder schwinden fühlte, und nur noch mit der liebevollen Nachsicht einer älteren Schwester seiner früheren Thorheiten gedachte. Weitere Eindrücke in mich aufzunehmen war ich aber nicht mehr imstande, ich nahm schweigend seinen Arm und bat ihn, mich zur Gesellschaft zurückzuführen.

Zugleich stieg die letzte Rakete in die Höhe, die Wagen fuhren vor, alles drängte zum Aufbruch, und unter den Klängen eines primitiven Orchesters, das schon während des Feuerwerkes seine lustigen Weisen geschmettert, nahmen wir Abschied von den freundlichen Wirten. Auf dem Heimwege sprach niemand ein Wort; jeder war mit den eigenen Gedanken beschäftigt. — — —

Den 9. August.

Liebste Dosia! Wollte ich Dir alle die Zweifel, Befürchtungen und Erwägungen mitteilen, die in den stillen Stunden der Nacht meine Seele bewegten, ich könnte Bogen um Bogen damit füllen, aber Du wirst, auch ohne daß ich sie Dir detailliere, ganz genau wissen, welche Gefühle und Gedanken durch die Vorgänge der letzten Tage in mir angeregt waren, und anderseits bin ich in der Lage, Dir Dinge zu berichten, welche alle derartigen Erörterungen entbehrlich machen.

Nur soviel sei erwähnt, daß eine nervöse Unruhe, die zu meinem vielgerühmten philosophischen Gleichmut im lebhaftesten Widerspruch stand, von mir Besitz ergriffen hatte, und Gott Morpheus mich vergeblich auf sich warten ließ. Das bin ich nicht gewöhnt; ich rebellierte dagegen, und als die Sonne am Horizonte emporstieg, ging ich hinaus in den Garten, wo der Tau auf allen Gräsern lag und die Luft ganz erfüllt war von dem reinen, würzigen Hauche der Nacht. Die Stiftsdame, wäre es ihr vergönnt gewesen, mich zu belauschen, hätte wieder nicht wenig gescholten, aber alles was mich gequält und beunruhigt, verschwand vor den goldnen Strahlen der Sonne, und mein romantischer Sinn, den ich sonst in den tiefsten Falten meines Innern verberge, freute sich, einmal dem hellen Tageslicht ins Auge zu schauen.

Nichts denkend, nur empfindend, mit leichten beschwingten Schritten, eilte ich auf den bekannten Pfaden dahin, lauschte dem vielstimmigen Gesange der Vögel und lockte die Schwäne des Weihers ans Ufer. — Aber es ist eine besondere Eigentümlichkeit von mir, daß ich denselben Weg nicht gern zweimal mache; jede Wiederholung scheint mir ermüdend, jedes Unbekannte reizt mich zur Forschung. Auch heute zog es mich aus den engen Grenzen des Gartens hinaus ins Freie, und nichts hinderte mich, diesem Zuge zu folgen. Ein schmaler Pfad zwischen blühendem Brombeergerank und üppig wuchernden Hopfengeländen führte zu dem nahen Walde empor, eine einfache Bank, von dichtem Laubholz umstanden, lud oben zu beschaulicher Ruhe ein, und als ich nach verschiedenen Exkursionen das lauschige Plätzchen als Rastort erwählte, überkam mich ein Gefühl so tief innersten Behagens, so vollkommenen Friedens, daß ich mich an den Stamm einer Buche lehnte und wie ermüdet die Augen schloß.

Da drang wie aus weiter, märchenhafter Ferne ein wunderbarer Laut zu mir herüber, erst leise verklingend, dann immer stärker anschwellend, bis ich ganz deutlich die Klänge eines Waldhorns erkannte, die sich harmonisch aneinanderreihten und wie ein geheimnisvoller Weckruf die tiefe, duftige Stille durchbrachen. Du kannst Dir keine Vorstellung machen von der zauberhaften Wirkung dieser magischen Töne, die wie Sphärenmusik den Wald durchhallten, sich zu einer Melodie vereinigten, und endlich dahin starben, vom Winde verweht! Die wilden Veilchen schienen vor Wonne zu zittern, die majestätischen Farne ihr Haupt zu erheben, ein schlankes Reh äugte vorsichtig zwischen den dunklen Stämmen hervor, und auch ich blieb regungslos auf demselben Platze, hoffend und harrend, daß sich das holde Wunder wiederholen möge.

Statt dessen geschah etwas anderes. Eine Gestalt kam zwischen dem dichten Unterholz den Weg herauf, eine kalte Hundeschnauze berührte meine Hand, und eine rauhe Stimme sagte freundlich: „Guten Morgen, Miß Allisson, schon so früh auf den Beinen?"

Es war der alte Revierförster, der seine Morgenpatrouille machte und, wie ich wußte, sehr geneigt war mitunter ein Wörtchen im Vertrauen zu reden. So stand ich denn auf, ging ihm einige Schritte entgegen und sagte etwas über die Schönheit des Morgens, aber nach einigen Worten schon unterbrach er mich, und den Kopf ein wenig vorneigend, flüsterte er geheimnisvoll: „Haben Sie gehört? — Er ist wieder da."

„Wer ist wieder da?" fragte ich erstaunt.

„Nun, der wilde Jäger, — unser Graf Maurus, wollte ich sagen. Er hat wieder gleich am ersten Abend enormes Glück gehabt, unser bestes Stück, ein kapitaler Rehbock, kann ich Ihnen sagen, und jetzt ließ er soeben das Morgenlied erschallen. Aber Sie kennen sein Signal wohl noch nicht?"

„Nein", erwiderte ich, „aber ich verstehe: er ist der Waldhornbläser, der mich soeben entzückt hat. Ich glaubte, es sei einer von der Jägerei."

„Die können es nicht, gnädiges Fräulein", meinte er wichtig, „und dürfen es auch gar nicht. Das hat sich der Herr Graf allein vorbehalten. — Und zu verdenken ist es ihm nicht, steckt er doch ohnehin schon den ganzen geschlagenen Tag im Walde, und die Musik, das ist sein einziges Vergnügen."

„So!" sagte ich, „aber wie kommt es, daß ich von seiner Ankunft nichts hörte? Er muß doch die Seinigen auf seine bevorstehende Rückkehr vorbereitet haben, oder glauben Sie, man habe ihn noch gar nicht erwartet?"

Der Alte that einen tiefen Zug aus seiner kurzen Pfeife, lächelte verschmitzt und meinte zögernd: „Ja, das ist wohl leicht möglich, daß sie ihn noch nicht erwartet haben. Wozu auch? — Er läßt sich doch tagelang auf dem Schloß nicht blicken, und selbst in seiner Wohnung ist er nicht immer zu finden. Er muß irgendwo im Walde noch einen Schlupfwinkel haben, aber den kennt niemand als nur der Barteck allein, und der ließe sich totschlagen, ehe er etwas verriete."

„Wer ist dieser Barteck?" fragte ich neugierig.

„Ein halbwüchsiger Bursche, dem der Herr Graf das Leben rettete, und der ihm nun mit hündischer Treue ergeben ist. — Er ist auch der Einzige, dessen Dienste er duldet und den er mitnimmt, wenn er verreist. Von den Dienern im Schloß darf ihm keiner nahen, und sie haben auch alle eine so heillose Furcht vor dem Mohren, daß sie ihm ganz von selbst aus dem Wege gehen."

Ich mußte lächeln. „Ist er denn wirklich so fürchterlich?" fragte ich ungläubig.

Der Förster sah mich sehr erstaunt an. „Ja so", sagte er, „das gnädige Fräulein kennt ihn noch nicht! Na, Sie werden ja sehen", und als habe er schon zu viel verraten, nahm er die Pfeife fester zwischen die Zähne, pfiff seinem Hunde, und den Hut ziehend rief er mit plötzlicher Zurückhaltung in Haltung der Stimme: „Nichts für ungut, Miß Allisson, wünsche einen guten Morgen!" und war gleich darauf zwischen den Bäumen verschwunden.

Auch ich begab mich nun auf den Rückweg, aber diesmal war es der Gedanke an Maurus, der meine Phantasie beschäftigte, und bei jeder Biegung des Weges glaubte ich, ihm begegnen zu können.

Als ich dann zum Frühstück kam, trat Manfred mir mit demselben Gemisch von Freude und Verlegenheit entgegen, das schon am vorhergehenden Abend sein Benehmen gekennzeichnet. Tante Mohrstein schien dasselbe als ein gutes Omen zu betrachten und war in rosigster Stimmung, Udo hatte sich ganz in seine Zeitungen vergraben, und Rovna eilte fortzukommen, da sie mit der Stiftsdame nach der Stadt fahren sollte.

Ich muß gestehen, mir wurde etwas beklommen zumute, als endlich Manfred und ich allein auf der Terrasse zurückblieben, wußte ich doch, daß nun die geplante Aussprache stattfinden mußte, und, es uns beiden zu erleichtern, ergriff ich eine Handarbeit, die vor mir auf dem Tische lag, und stichelte eifrig darauf los. Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß dem Bekenntnis der Schulden das Bekenntnis seiner Liebe sogleich nachfolgen werde, versetzte mich in eine Aufregung, die ich nur schwer zu beherrschen vermochte, und so unmittelbar vor eine Entscheidung gestellt, hatte ich nur die eine Hoffnung, daß mir ja immer noch eine Bedenkzeit bliebe, falls die betreffenden Verhandlungen nicht hinreichen sollten, mir den nötigen Anhalt für meine Entschlüsse zu geben.

Um so mehr war ich erstaunt zu sehen, daß Manfred, seit uns die andern verlassen, freier aufzuatmen schien und unter der Peinlichkeit der Situation augenscheinlich weniger litt als ich. Er hatte sich in aller Gemütsruhe eine Zigarre angezündet, gab nun seinem Stuhl eine plötzliche Wendung, daß er mir dicht gegenüber zu sitzen kam, und sich mir entgegenneigend, sagte er heiter:

„Wie froh bin ich, daß Rovna fortgefahren ist und Sie mich heute schon anhören wollen, Doris! Ich glaubte noch lange warten zu müssen, und sehnte mich doch, Ihnen von meiner Liebe zu reden!"

Ich muß gestehen, diesen Anfang hatte ich nicht erwartet, — und zu ihm aufblickend sagte ich unruhig: „Wollen wir nicht lieber zuerst das Geschäftliche erledigen?"

„Das Geschäftliche?" fragte er gedehnt. „Ich weiß eigentlich nicht, was es dabei Geschäftliches gibt."

Wie schwer er es mir machte! „Nun, die Höhe der Summe meine ich, welche notwendig wäre —"

„Um zu heiraten?" unterbrach er mich erleichtert. „Ja, das ist gar nicht so leicht zu sagen. Zwölftausend Thaler wären das Minimum, aber wenn man bedenkt, was alles noch drum und dran hängt —"

„So ist es natürlich noch mehr!" ergänzte ich nun meinerseits. — „Die Hauptsache ist, daß mit einemmale reiner Tisch gemacht wird, sonst fangen die Schulden von neuem an, und ich möchte Sie bitten, Manfred, recht offen gegen mich zu sein."

„So offen als Sie nur wollen", lächelte er, „obgleich ich nicht ganz verstehe, was Sie meinen. — Aber fragen Sie nur, ich werde schon antworten."

„Es wäre mir lieber, wenn Sie mir erzählten, wie alles so weit kommen konnte. Ich denke mir, wenn Ihre Großmutter —"

„Natürlich ist meine Großmutter an dem ganzen Unglück schuld", unterbrach er mich eifrig, „wenn sie nicht so furchtbar schroff in ihren Ansichten und Maßnahmen wäre, hätten wir nicht nötig gehabt, so heimlich und vorsichtig zu Werke zu gehen. Das Komödiespielen ist uns beiden verhaßt."

„Beiden?" fragte ich erstaunt, „also Ihr Bruder weiß auch darum?"

„Udo? — Der Himmel bewahre mich; er würde es für seine Pflicht halten, sofort zur Großmutter zu gehen und ihr alles zu offenbaren. Ich spreche natürlich von Rovna."

„Ah, also darum ihre Verstimmung, ihr sonderbares Wesen", sagte ich sinnend, „ich konnte es mir niemals erklären."

„Und doch haben Sie, Doris, es unbewußt nicht wenig gesteigert. Ihre Ankunft führte die Krisis herbei, und für mich brachte jeder Tag Ihres Hierseins Kämpfe, von denen Sie natürlich keine Ahnung haben. Ich wußte zuletzt nicht mehr, wie ich es anfangen sollte, allen Verpflichtungen gerecht zu werden, und wagte es anderseits doch nicht, Ihnen schon jetzt die Wahrheit zu sagen."

„Wodurch das Übel nur verschlimmert wurde", warf ich ein.

„Ja", sagte er, „da haben Sie recht, Großmutter drängte mich täglich zu energischem Vorgehen, und Rovna nannte es gewissenlos und machte mir die bittersten Vorwürfe, dazu die lebhafte Sympathie, welche mich zu Ihnen hinzog, und die Hoffnung, Ihre Freundschaft zu erringen, die mir zum Ordnen meiner Angelegenheit so außerordentlich wünschenswert erschien —"

Ich selbst hatte ihn um Offenheit gebeten und war auf alles vorbereitet, aber die Ungeniertheit, mit der er davon sprach, daß er zur Tilgung seiner Schulden auf meine Hilfe gerechnet, setzte mich doch in Erstaunen, und das Zartgefühl, das ihn sonst auszeichnete, schien ihn diesmal ganz verlassen zu haben. Immerhin konnte man ihm nicht zürnen, wenn man in sein hübsches, erregtes Antlitz sah, und darum sagte ich auch milder, als ich eigentlich beabsichtigt hatte: „Seit wann befinden Sie sich denn in der Lage, etwas verbergen zu müssen?"

„Oh", sagte er, „seit drei Jahren etwa, und wie Sie sich denken können, war es mit jedem Jahr schwieriger, die Sache zu vertuschen. Mir wurde manchmal angst und bange, wenn ich dachte, die Großmutter könne vor der Zeit etwas merken, und die Zukunft erschien mir grau in grau. Mein leichtlebiges Temperament half mir aber immer wieder darüber hinweg, und nun, da Sie, die Gefürchtete, gekommen sind, um als rettender Engel zwischen mich und meine Großmutter zu treten, hoffe ich, daß noch alles gut werden wird."

„Ein wahres Glück", sagte ich, „daß wir verwandt mit einander sind, so können Sie meine Hilfe ohne Skrupel annehmen, und werde ich heute noch die nötigen Schritte thun."

„Heute?" wiederholte er unruhig, „wäre das nicht etwas

verfrüht? Ich denke, wir lassen scheinbar alles noch eine Weile wie es ist, und ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, in Ihnen eine mächtige Vertraute und Freundin zu besitzen. Das einzige, was mich beunruhigt, ist die Mitwissenschaft jener Herren! Wie in aller Welt können sie etwas erfahren haben! Ich zerbreche mir seit gestern den Kopf darüber, und kann es nicht herausfinden."

„Ich dächte, das wäre nicht gar so wunderbar", erwiderte ich ruhig, „wenn jemand Schulden hat, wissen es fremde Menschen am ersten, und bei jungen Herren ist dies überdem so häufig der Fall, daß es ihnen nicht einmal als besonderer Leichtsinn angerechnet wird."

„Schulden?" — sagte er erstaunt, „ja, was in aller Welt habe ich denn mit Schulden zu thun? Die paar Rechnungen, die ich habe, können doch unmöglich mit diesem Namen beehrt werden, und außerdem bezahlt sie Großmutter stets sehr regelmäßig, ohne auch nur eine Miene zu verziehen."

Ich starrte ihn erschrocken an. „Mein lieber Manfred", sagte ich, „Sie selber haben mir doch eben zugegeben, daß zwölftausend Thaler nicht ausreichen würden, —"

„Um einen Hausstand zu gründen?" unterbrach er mich, — „Ja, das habe ich gesagt, und kein Mensch kann heutzutage mit dem Kommißvermögen auskommen, weshalb ich aber darum Schulden haben soll, ist mir unfaßlich."

Die Sache wurde immer dunkler. — „Die Herren sprachen doch davon", meinte ich unsicher.

Er schüttelte den Kopf. „Wissen Sie auch mit Bestimmtheit, daß ich es war, von dem sie sprachen, haben sie wiederholt meinen Namen genannt?"

„Ihren Namen?" — Ich besann mich, — „nein, das glaube ich nicht, dazu waren sie denn doch zu vorsichtig, aber über die Identität herrschte kein Zweifel. Sprachen sie doch von Ihren persönlichen Vorzügen, von „der Alten", wie sie Ihre Großmutter wenig respektvoll bezeichneten, einem älteren Bruder, der im Besitz der Familiengüter sei, der Notwendigkeit den Abschied zu nehmen, wenn Sie sich nicht arrangieren könnten, und endlich — ich schäme mich fast es zu wiederholen — den Aufmerksamkeiten, die Sie mir, als der reichen Erbin, zuteil werden ließen —"

„Und das alles paßt ganz genau auf Ihren Freund, den Rittmeister", rief Manfred erregt, schob den Stuhl zurück und sprang auf. „Sie haben mich also in einem falschen Verdachte gehabt. Er ist es, der die vielen Schulden entrierte, nicht weiß, wie er sie bezahlen soll, und zwar keine Großmutter, aber eine alte Tante hat, die kolossal reich, aber sehr geizig ist und ihn mit seiner Zulage höllisch knapp hält. Auch seine Verehrung für Sie, Doris, steht außer aller Frage, und ich bin überzeugt, die beiden Herren sprachen von ihm und keinem andern."

Ich war ganz verwirrt. An diese Möglichkeit hatte ich nicht gedacht, und ich brauchte einige Zeit, um mir die Sache klar zu machen. — Manfred betrachtete mich dabei mit einem halb ärgerlichen, halb amüsierten Lächeln, und sagte endlich:

„Mir scheint, wir gingen eben von verschiedenen Voraussetzungen aus, und darum konnten wir uns nicht verstehen, nun aber, da Sie einsehen, daß es sich um den Rittmeister handelt, — werden wir wohl eher zum Ziele gelangen."

„Ah", machte ich kleinlaut, „Sie haben also gar keine Schulden?"

„Nein, gar keine, ich muß aufrichtig bedauern."

„Weshalb thaten Sie dann so schuldbewußt?" fragte ich, — „wenn Sie sich nichts vorzuwerfen haben?"

„So habe ich immerhin doch gegen Sie gefehlt", warf er ein, „oder halten Sie es für eine geringere Schuld, wenn man seit drei Jahren mit der Einen verlobt ist, sich wie ein freier Mann geriert, und dann scheinbar um die andere wirbt? Ich sollte meinen, das genüge, um pater peccavi zu sagen."

Ich hatte meine Arbeit sinken lassen und war erschreckt emporgefahren. — „Verlobt?" stammelte ich, — „Sie Manfred verlobt? — aber mit wem denn um des Himmels willen?"

„Na, da haben wir die Bescherung", sagte er verlegen, „ich bildete mir eben ein, Sie hätten es schon gewußt, und sprach von meiner Verlobung, während Sie von meinen Schulden sprachen. Aber da wir nun einmal soweit sind, ist es besser Sie erfahren alles und sagen mir dann, was Sie von der Sache denken. Wollen Sie mich geduldig anhören, Doris?"

Ich nickte, besann mich aber dann eines Bessern und sagte: „Nennen Sie mir vor allem den Namen Ihrer Braut, Manfred, es hilft zum Verständnis."

Er lächelte: „Sie können ihn also wirklich nicht erraten, Doris?"

„Nein, ich habe keine Ahnung."

„Ist Ihnen nichts aufgefallen?"

„Nicht das geringste!"

„Nun denn, es ist Rovna, meine arme kleine Kousine, die ich unaussprechlich liebe und die ebenso zum Schweigen und zur Heuchelei verdammt ist wie ich."

Rovna! Natürlich, wer sollte es anders sein, und doch, die Offenbarung kam so überraschend, daß ich ihn im ersten Augenblick ungläubig anstarrte.

„Es ist unmöglich", erwiderte ich sinnend, „Rovna ist die Einzige im ganzen Hause, die Ihnen unfreundlich begegnet und schroff und unduldsam gegen Sie ist, — wie käme sie dazu, Ihre Braut zu sein?"

„Weil sie mich liebt", sagte er einfach, „aber die arme Kleine ist eine schlechte Schauspielerin. Aus Furcht, ihre wahren Gefühle mir gegenüber zu verraten, trägt sie in ihrem Benehmen das Gegenteil zur Schau, und in letzter Zeit war sie wirklich sehr unglücklich und verzweifelt, was ihr im Grunde genommen auch nicht zu verdenken ist."

Ich fing endlich an zu begreifen.

„Sehen Sie", fuhr er fort und lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück, „unsere Neigung war eine Liebe auf den ersten Blick. Kaum daß wir einige Wochen zusammengewesen waren, so hatten unsere Herzen sich gefunden, und schon damals, bei unserm ersten Zusammensein, gaben wir uns das Wort, nicht mehr von einander zu lassen. Uns aber öffentlich dazu zu bekennen, daran war vor der Hand nicht zu denken. Meine Großmutter, welche Rovna ins Haus gebracht hatte, ohne zu überlegen, daß dies zu allerlei Konflikten führen könne, hatte mir immer eingeschärft, ich müsse eine gute Partie machen, da ich fast gar kein Vermögen besäße und den Namen Mohrstein würdig zu vertreten hätte. Mich sofort öffentlich mit Rovna zu verloben, wäre ein Affront gewesen, den sie mir nie vergeben, und trotz ihrer Liebe zu mir bitter gerächt haben würde. Nicht allein, daß sie mir jede pekuniäre Hilfe entzogen hätte, auch Rovna wäre sofort aus dem Hause gestoßen und ihres Zufluchtsortes beraubt worden und hätte, wie immer in solchen Fällen der schwächere Teil, unter dem Eklat noch mehr zu leiden gehabt als ich. — Schweigen und Vorsicht waren also geboten, wollten wir nicht der Möglichkeit beraubt werden, uns mitunter zu sehen, und unsere ganze Hoffnung beruhte auf geduldigem Ausharren, das mir das erwünschte Avancement bringen und Rovna in der Achtung und Liebe meiner Großmutter befestigen sollte.

Da wir beide jung waren, wurde uns das Warten nicht schwer, wir hofften auf die Zukunft und empfanden den romantischen Reiz, der, trotz aller Angst und Gefahr, in solch einem geheimen Verlöbnis liegt. — Erinnerte die Großmutter mitunter auch daran, daß es für mich nun bald an der Zeit sei, mich nach einem reichen Mädchen umzusehen, so war doch von einer bestimmten Persönlichkeit niemals die Rede, und Rovna hörte es mit stillem Lächeln mit an, wenn ihre Tante mit apodiktischer Gewißheit davon sprach, daß sie nicht heiraten werde, und man also gut daran thue, durch Erlangung einer Stiftsstelle für ihre alten Tage zu sorgen. — Udo schien in Rovna ebenfalls nur eine jüngere Schwester zu sehen, und nur wenn Fräulein von Dollentin da war, fühlten wir uns in steter Gefahr, unser Geheimnis verraten zu sehen.

Da meldeten Sie, liebe Doris, Ihre Ankunft, und mit einem Schlage war alles verändert.

Die Perle der Sammlung. Gemalt von Vinz. St. Lerche.

Meine Großmutter erklärte, daß sie nun endlich Aussicht habe, ihre liebsten Wünsche verwirklicht zu sehen, sprach uns von Ihrem enormen Vermögen, über das sie sehr genau orientiert zu sein scheint, und gab uns sehr deutlich zu verstehen, daß es unsere Aufgabe sei, die reiche Kousine für immer an unser Haus zu fesseln. — Udo begriff sofort, um was es sich handle, und auch ich gab scheinbar nach, nahm mir aber fest vor, das Gegenteil zu thun, und stellte mir unter der erwarteten Erbin ein möglichst abschreckendes Wesen vor.

Hätten meine Vermutungen sich bestätigt, es wäre besser für uns alle gewesen, so aber kamen Sie, Doris, gewannen im Fluge alle Herzen, und versetzten mich in die denkbar peinlichste Verlegenheit. So fest meine Entschlüsse auch sein mochten, Ihnen schroff entgegenzutreten war mir unmöglich, und wäre meiner Großmutter wegen auch sehr unklug gewesen, während ich aber nur einer natürlichen Sympathie folgte, die mich zu Ihnen hinzog, wie zu einem liebenswürdigen Kameraden, konnte mein Benehmen eine andere Deutung erfahren, und — in einem gewissen Falle sogar unehrenhaft werden. — Zudem hatte ich mit Rovna die aufregendsten Szenen. — Hatte sie schon vorher Ihrem Kommen mit Zittern und Zagen entgegengesehen, so genügte Ihr Erscheinen, Doris, um sie namenlos eifersüchtig zu machen und jedes Wort, jede Handlung von mir zu beargwöhnen. Ihre leidenschaftliche Liebe zu mir, ihr Stolz und ihre innere Bescheidenheit vereinigten sich, um mich zu quälen und sich selbst namenlos elend zu machen, und bei ihrem lebhaften Temperament wechselten Zorn und Entrüstung oft mit bitterster Reue. Auch Ihnen gegenüber konnte sie niemals zur Ruhe kommen. Bald sah sie in Ihnen die angebetete Freundin, den rettenden Engel, bald die Zerstörerin ihres Glückes, und eingenommen wie sie von mir ist, glaubte sie, auch Sie, Doris müßten in mir etwas Besonderes sehen. — Vor allem aber schien es ihr unmöglich, daß sie neben Ihnen noch bestehen und mir genügen könne, und ihr einziger Trost war die Hoffnung, Udo oder der Rittmeister könnten Sie gänzlich und für immer fesseln. Machte ich ihr aber den Vorschlag, Ihnen alles zu offenbaren und Sie zu unserer Verbündeten zu gewinnen, so schreckte sie angstvoll davor zurück, behauptete, meinem Glücke nicht im Wege stehen zu wollen, — und so kam es, daß es immer etwas zu erklären und zu beraten gab, und eine tägliche, ungestörte Aussprache nötig wurde. Das war aber jetzt, wo die Stiftsdame uns auf Schritt und Tritt belauerte, fast unmöglich geworden, und so mußten wir zu heimlichen Zusammenkünften unsere Zuflucht nehmen."

„Die in später Abendstunde in der Kapelle stattfanden", — unterbrach ich ihn.

„Woher wissen Sie das?" fragte er erstaunt. — Ich erzählte ihm mein nächtliches Abenteuer und zeigte ihm das geheimnisvolle Blättchen, das ich noch in meiner Börse aufbewahrt hatte.

„Wie merkwürdig, daß dies in Ihre Hand gelangt ist", sagte er sinnend, „es hatte die Bestimmung, Rovna zu warnen. — Mein Bruder Maurus war vorgestern unerwartet nach Hause gekommen, hatte mich am späten Abend noch aufgesucht und hätte unfehlbar etwas bemerkt, wenn ich ihn verlassen hätte, um Rovna zu treffen. Als ich daher Ihren Schritt hörte, glaubte ich, es sei meine Braut, welche sich nach der Kapelle begäbe, und so expedierte ich, um Maurus nicht aufmerksam zu machen, schweigend die wenigen Zeilen, welche ihr die Weisung bringen sollten, mich nicht zu erwarten. Daß sie schon in der Kapelle meiner harrte, wußte ich nicht. — Mit den geheimnisvollen Lettern aber hat es folgende Bewandtnis. Gleich im Anfange, als mein Vetter Basil hier war, hatte ich mich von ihm in der Chiffresprache, deren sich die Diplomaten in allen Variationen bedienen, zum Scherz unterweisen lassen, sie Rovna gelehrt, und der Vorsicht halber jede schriftliche Mitteilung an sie in dieser Art abgefaßt. Was aber den Juchtengeruch anbelangt, der Sie so lebhaft beunruhigte, so kommt er daher, daß die kleinen Blättchen aus Basils Taschenbuch stammen und mit den von ihm verfaßten Schlüsseln in meiner Mappe lagen, weshalb sie auch die Verwandtschaft mit ihm noch immer nicht verleugnen können."

So klärte sich alles auf, und zwar in der allereinfachsten Weise, aber was ich selbst in dem Moment auch fühlen mochte, ich erinnerte mich noch rechtzeitig daran, daß Manfred mir vor allem sein Vertrauen geschenkt hatte, um meine Hilfe zu erbitten, und so sagte ich denn möglichst unbefangen und herzlich: „Sie sehen mich ein wenig überrascht, lieber Manfred, und müssen mir meinen Irrtum verzeihen. Ihm allein verdanke ich Ihr Geständnis, indessen mein Glückwunsch soll darum nicht weniger herzlich ausfallen. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Verlobung und gestehe, Rovna ist ein reizendes Geschöpf! Aber nun sagen Sie mir auch, was ich für Sie thun kann. — Da es sich nicht darum handelt, Schulden zu bezahlen, ist die Sache gar nicht so einfach wie ich dachte."

Er lächelte und küßte meine Hand. „Sie sind wirklich zu gütig", sagte er, „und wenn ich nicht schon vorher mein Herz verloren hätte, ich müßte diesem Zauber widerstandslos unterliegen, so aber —"

„Sind Sie gegen dergleichen für immer gefeit", ergänzte ich lächelnd, „und wünschen wahrscheinlich im Grunde Ihres Herzens, ich wäre niemals nach Mohrstein gekommen oder Ihr Bruder Udo möge sich für die Familie opfern."

„Opfern?" wiederholte er erstaunt. „Davon kann doch überhaupt nicht die Rede sein. Udo ist so entzückt von Ihnen, wie von keinem andern weiblichen Wesen, und wenn er auch niemals etwas thun würde, was mit den Wünschen der Großmutter im Widerspruch steht, so bedarf es derselben doch nicht, um ihn zu Ihrem Sklaven zu machen. Nein, er ist weder eine leidenschaftliche noch eine poetische Natur, aber was an ritterlicher Verehrung und Schwärmerei in Udo lebt, gehört Ihnen, Doris, und wenn Sie mit der Zeit dazu gelangen könnten, seine Gefühle zu erwidern, so wäre dies, ich kann es nicht leugnen, zugleich auch dasjenige, was ich für unsere eigne Angelegenheit am meisten wünschen müßte."

„Wirklich?" sagte ich. „Mein lieber Manfred, Sie verlangen sehr viel. Könnte ich nicht mit etwas Geringerem beginnen, um Ihnen meine Freundschaft zu beweisen?"

„Natürlich", sagte er, „Sie können Rovna den Kopf zurechtsetzen und gestatten, daß ich, ohne eine direkte Unwahrheit zu sagen, mich benehme, als hätte ich von Ihnen einen Korb bekommen, oder bemerkt, daß Udo Ihr Interesse in weit höherem Grade in Anspruch nähme als ich. Vor allem aber dürfen Sie nicht abreisen, Doris! — Es würde dies eine neue Krisis herbeiführen, die unter den obwaltenden Umständen verhängnisvoll wäre, und wenn Sie erst längere Zeit hier sind, finden Sie vielleicht auch Gelegenheit, die Großmutter auf das Unvermeidliche vorzubereiten und sie mit dem Gedanken an meine Verlobung vertraut zu machen."

„Aber davon können Sie nicht leben", warf ich ein. — „Wäre es nicht einfacher, Rovna in ausreichender Weise zu dotieren? — Sie wissen, ich habe genug für uns beide!"

„Ein königliches Geschenk, das wir nicht annehmen könnten, es sei denn, Sie wären wirklich unsere Schwester geworden."

„Die Kousine würde nicht genügen?"

„Ich glaube kaum."

„Dann müssen wir allerdings abwarten, was die Zukunft bringt", sagte ich lächelnd, „aber immerhin freue ich mich, nun endlich einmal klar zu sehen, und komme was da wolle, — Sie können auf mich zählen, Manfred!"

Damit schüttelte ich ihm die Hand, nahm meine Arbeit zusammen und ging ins Haus, immer ruhig, immer lächelnd, als ich aber mein Zimmer erreicht hatte, verriegelte ich hastig die Thür, warf mich aufs Sofa und — weinte bitterlich!

Ja, weshalb denn, was war mir denn eigentlich geschehen? Gönnte ich es Rovna nicht, Manfreds Neigung zu besitzen, oder war es mir plötzlich klar geworden, daß ich ihn dennoch liebte, trotz allem und allem? —

Nein, nichts von alledem; meine Neigung zu ihm war rein schwesterlicher Natur, Gott Amor hatte auch diesmal mein Herz nicht berührt, und es war kein unersetzlicher Verlust, den ich erlitt, aber dennoch, aller Logik und bessern Einsicht zum Trotz, — fühlte ich mich wie verraten und verkauft. (Forts. folgt.)

Das Armband.

Eine Geschichte aus Tunis von H. A. Fehde.

Der Reisende, welcher nach Tunis und in die Häuser seiner Bewohner kommt, vermißt sicherlich überall den schönsten Schmuck der Zimmer, nämlich eingerahmte Gemälde an den Wänden; statt ihrer findet er meist geschmacklose Sträuße von nachgemachten Blumen, die unter Glasglocken vor dem Spiegel stehen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich in dem Hause eines befreundeten Maltesers, den ich eines Tages besuchte, ein großes, mit breitem Goldrahmen eingefaßtes Ölbild sah. Es war augenscheinlich noch nicht ganz fertig, aber doch der Vollendung ziemlich nahe, und gleich der erste Blick ließ mich erkennen, daß es das Werk eines tüchtigen Künstlers sei. Das Bild hielt die Aussicht fest, deren malerische Schönheit noch heute jedem Ankommenden auffällt, die auf zwei Hügel im Süden der Stadt, deren Höhen aber, von dieser aus gesehen, nur eine Linie bilden. Auf der Spitze links befindet sich eine Moschee und den Abhang nimmt hier ein maurischer Kirchhof ein mit seinen länglichen, weithin leuchtenden weißen Steinen, welche kleine Kuppeln, Halbmonde und sonstige Embleme des Islam tragen. Auf der rechten steileren Höhe steht ein Kastell, aus dessen Schießscharten schwarze Kanonenrohre schauen. Den Abhang nehmen Wiesen und Felder ein, durch welche sich ein Fußweg im Zickzack emporwindet. Darüber wölbt sich ein herrlicher blauer Himmel ohne alle Wolken. Das Bild zeigte rechts unten ein von den Buchstaben R. V. gebildetes Monogramm, aber keine Jahreszahl.

Selbstverständlich erkundigte ich mich sofort nach der Herkunft des Bildes, nach dem Maler, der es gemalt hatte, nach allem, was man darüber wußte. Der alte Malteser, Michele Zoppardi ist sein Name, versprach mir auch jede ihm mögliche Auskunft, bat mich aber erst Platz zu nehmen und ein Glas seines feinen Rosenlikörs zu probieren. Dann stellte er mir seine korpulente Gemahlin und dann seine beiden sehr verschämt dreinschauenden Töchter vor. Nachdem die ältere die gefüllten Gläschen, die jüngere ein Buch in Albumform herbeigebracht und mir überreicht hatte, fing er an zu erzählen. Es war eine seltsame Geschichte, die bei dem steten Anblick des Bildes von des Großvaters Zeiten her in der Familie lebendig geblieben war. Ich blätterte beim Anhören in dem Album, einem Skizzenbuche, wie es Maler auf Reisen immer bei sich führen; es enthielt rasch hingeworfene kleine Darstellungen des Lebens und der Gestalten aus den Straßen von Tunis, hin und wieder eine kurze, tagebuchartige Bemerkung mit fester klarer Hand geschrieben, aber keinen Namen und kein Datum. Der Besitzer war aber ein Deutscher gewesen, und die Zeit seines Aufenthaltes fiel in den Herbst des Jahres 1820.

Damals war Tunis noch ein unerschlossenes, beinahe unzugängliches Land, nur wenige Europäer wohnten daselbst und diese hatten die Sprache und die Sitten, ja zum Teil sogar die Tracht der Einwohner angenommen. Sie besorgten den Handel, welcher im Austausch der reichen Landesprodukte, vor allem Korn und Öl, gegen die Erzeugnisse der Zivilisation bestand, und sie standen sich gut dabei. Einer von ihnen war Michele Zoppardi, der Großvater meines Gastfreundes. Zu diesem kam eines Tages ein hochgewachsener junger Mann mit blondem Haar und blauen Augen und überbrachte einen eindringlichen Empfehlungsbrief von Micheles Schwager aus Malta. Er war mit einer Fischerbarke von der Insel Pantelleria herübergekommen und wollte sich, wie er sagte, Tunis ansehen. Er wußte sich sehr gut auf italienisch, sogar im neapolitanischen Dialekt auszudrücken und hieß, wie in dem Briefe stand, Roberto; er nannte auch seinen Vatersnamen, da der aber sehr schwer auszusprechen war, so hatte ihn niemand behalten. Der junge Mann wurde als Signor Roberto aufs gastfreundlichste aufgenommen und beherbergt, denn ein anständiges Gasthaus gab es damals in Tunis noch nicht. Binnen kurzem hatten ihn alle lieb gewonnen, denn er war freundlich gegen jedermann, anspruchslos und lustig, daneben auch sehr fleißig. Zum großen Erstaunen der Familie, die dergleichen nie gesehen, hatte er eine Staffelei aufgestellt, die Leinwand aufgezogen und angefangen zu zeichnen und zu malen. Außer dem großen Bilde entstanden eine Menge kleinere auf Holz oder Papier, Gesichter und Gestalten, denen man täglich begegnete, von denen man aber nimmermehr gedacht hätte, daß sie so reizend anzuschauen wären. Mehrere Stunden täglich streifte Roberto in der Stadt und ihrer Umgebung umher, ohne Furcht zu zeigen, auch ohne daß ihm etwas zugestoßen wäre, einiger Steinwürfe zu geschweigen, welche ihn gleich anfangs belehrt hatten, daß er sich nicht ins Freie setzen und die vom Koran verbotene Kunst des Abkonterfeiens von Häusern, Menschen und Vieh öffentlich betreiben dürfe. So mußte er sich daran gewöhnen, sein Skizzenbuch in unbewachten Augenblicken hervorzuziehen und sich seine Bilder gewissermaßen Zug für Zug zusammenzustehlen. Da er es auch mit seinem Hauptbilde so halten mußte, lenkte er häufig seine Schritte durch das Thor im Süden der Stadt, die Straße entlang, die nach Susa führt. Ein Haus daselbst bezeichnete den Punkt, von welchem aus er sein Bild aufgenommen hatte, und war auch immer der Endpunkt seiner Wanderung. Obgleich es ein ganz gewöhnliches Haus war, ein großer weißer Würfel mit einem offnen Hof in der Mitte, so hatte es doch ein besonderes Interesse für ihn, denn er zeichnete es mehrmals von verschiedenen Seiten aus und ließ sogar aus dem Hofe eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Palme sich erheben. Auf keiner Zeichnung fehlte außerdem die Gestalt eines wunderschönen Maurenkindes, eines Mädchens von ungefähr acht Jahren. Während die Palme auf jedem Bilde anders aussah, waren die Gestalt und das Aussehen des kleinen Mädchens immer dieselben, und nur Haltung und Ausdruck erwiesen sich zuweilen als verändert, sodaß man wohl annehmen durfte, sie sei nicht erfunden, sondern habe wirklich existiert, habe sich sogar bereit finden lassen, abgemalt zu werden. So war es in der That. Roberto hatte, als er zum erstenmale vor das Haus kam, die kleine Manuba am Thore stehend gefunden, und ihr eigenartiger schöner Anblick hatte sein künstlerisches Auge erst überrascht und bald gefesselt. Eine wunderliebliche, in Farben sorgfältig ausgeführte Skizze stellt sie dar, eine kleine schlanke Gestalt mit bloßen Füßchen, von denen das eine nachlässig in dem rot und gelben Pantoffel steckt, während das andre etwas in die Höhe gezogen ihn nur mit der Spitze berührt; der Anzug bestand aus engen weißen Beinkleidern mit darüberfallender blauer Tunika, welche die braunen Arme mit ihren blauen Tätowirungen vollständig frei ließ. Silberne Ringe umschlossen sowohl Füße als Handgelenke und ein gelbes seidnes Tuch bedeckte den hintern Teil des Kopfes, während eine Fülle blauschwarzen Haares vorn sichtbar wurde. Der eigentümliche unsägliche Reiz des Bildes lag aber in dem Gesicht des kleinen Mädchens, zumal in den großen dunkeln Augen, denen es nicht schadete, daß die Augenbrauen darüber durch einen häßlichen, dicken schwarzen Strich miteinander verbunden waren.

Manuba war dem Fremden, der sie stumm betrachtete,

entgegengesprungen, hatte die kirschroten Lippen zu einer Flut von Worten geöffnet, von denen er nichts verstand, als daß sie blendend weiße Zähne durchschimmern ließen, hatte ihm ihre Händchen gezeigt mit dem Schmuck, den sie trugen, und ihre Nägel, an denen er bewundern sollte, wie ihre Enden mit Henna rot gefärbt waren. Zuletzt hatte sie auch in derselben Absicht ein Amulet hervorgezogen, das sie in Gestalt eines schmutzigen kleinen Kissens an einer Schnur um den Hals hängend trug. Seitdem hatte sich Roberto fast täglich eingefunden, und hatte immer ein kleines Geschenk, Datteln oder Rosinen oder ein paar Perlen bereit, die sie sich freundlich lächelnd anbieten ließ. Oft hatte er sich auch ein paar arabische Worte eingeprägt, die er an sie richtete, und wenn sie dieselben verstand, was nicht immer der Fall war, so war es eine helle Freude für beide. Roberto gewann das Kind schließlich so lieb, daß ihm etwas fehlte, wenn er nicht ein paar Worte, oder doch wenigstens einen Blick seiner hellen blauen Augen mit dem aus ihren dunklen schwarzen tauschen konnte. Denn oft kam es vor, daß sie nicht da war, oder daß sie mit zornigen Worten, die aus dem Hause ertönten, von dem Fremden fortgerufen wurde, oder aber auch, daß jemand von ihren Angehörigen bei ihr war. Dann that sie, als kenne sie Roberto gar nicht. — So vergingen viele Wochen und es nahte die Zeit, wo Roberto an die Abreise von Tunis denken mußte. Hätte er gewollt, so hätte er freilich sein lebenlang dableiben können, denn er hatte verschiedentliches Unglück in den Herzen junger und reicher Mädchen der Stadt angerichtet und mehrmals war es ihm von seiten der betreffenden Eltern nahegelegt worden, wie schön es sich doch in Tunis leben lasse. Aber Roberto setzte ohne lange Auseinandersetzung von Gründen den Tag seiner Abreise fest, packte den größten Teil seiner Sachen zusammen und bestellte eine Kiste für sein großes Bild. Das sollte ihm an eine Adresse nachgeschickt werden, die er selbst aufzeichnen würde. Am schwersten wurde ihm der Abschied von Manuba. Er bereitete sich schon lange darauf vor, was er ihr auf arabisch sagen wollte, und beschloß, ihr beim Scheiden ein recht schönes Andenken zu hinterlassen.

Ein Herrscherpaar aus dem Hinterlande von Angra Pequenna.

Jan Jonker Afrikaner und seine Frau. (Text siehe S. 383.)

Nun lebte damals im Innern der Stadt ein Goldschmied, ein rechtgläubiger, eifriger Muselmann, welcher auch als solcher Muhamed ben Muhamed hieß und alle Christen mit einem glühenden Hasse beehrte, den er aus jungen Jahren mit herübergenommen hatte; denn früher, so hieß es wohl mit Recht, war er Pirat gewesen und hatte auf schnellsegelndem Schiffe an manchem Raubzug nach den Küsten der Christenheit teilgenommen, auch gar manchen Christen erschlagen oder gefangen genommen und als Sklaven verkauft. Mit ingrimmigem Herzen hatte er es erleben müssen, daß die Europäer dem Piratenunwesen steuerten und daß die Vorschrift des Koran, die Ungläubigen mit Feuer und Schwert zu vertilgen, nicht mehr ohne weiteres Gültigkeit haben sollte. Nun konnte er nicht wie früher mit Beute beladen nach Hause kommen und von den überstandenen Gefahren ausruhen, sondern er mußte arbeiten. Da er indessen in seinem Handwerk sehr geschickt war, so brachte er etwas vor sich. Da er keine andern Waffen mehr führen konnte, mußte er sich darauf beschränken, die Ungläubigen mit der Macht seiner Rede zu bekämpfen, das that er redlich von früh bis spät, und obgleich er kein Mosalim war, d. h. einer der lesen, das heißt den Koran lesen konnte, denn andere Bücher liest kein rechter Moslem, so kam er doch durch sein stetes Predigen für den Propheten und gegen die Ungläubigen in einen gelinden Geruch von Heiligkeit, welcher ihm bei seinem Geschäfte zu statten kam. Neben der unzweifelhaften Sicherheit, in das Paradies zu kommen, erntete er schon auf Erden den Lohn seiner Frömmigkeit. Er hatte nämlich eine Armbandform erfunden, welche ein sehr gefälliges Aussehen und das Verdienst hatte, zweimal das Zeichen des Islam, den Halbmond mit dem Sterne, zu zeigen. Da diese Art Armbänder noch heute in Tunis überall getragen werden, verdienen sie wohl eine nähere Beschreibung (vgl. die Abbildung auf S. 375). Sie bestehen aus einem an den Enden abgerundeten Streifen von mattgehaltenem Gold oder Silber, mit einem erhabenen Rande, in der Mitte sich verbreiternd; an jedem Ende befindet sich ein Stern, dazwischen in glänzenden arabischen Schriftzügen die Aufschrift: „Glück dem, der mich trägt!“ Sie werden um den Arm gebogen, bis die Enden sich beinahe berühren, und so das Abfallen verhütet wird. Ob es nun bloß Modesache war, oder ob sich die Armbänder wirklich so vorteilhaft von den runden broncefarbigen Armen der Maurinnen abhoben, oder ob die letzteren dem Glückwunsche, weil er von einem so frommen Manne kam, besondere Kraft zutrauten, sicher war, daß Mohamed ben Mohamed bei allem Fleiß kaum genug solcher Armbänder anfertigen konnte; oft mußte er selbst diejenigen verkaufen, die in seinem kleinen Schaufenster ausgelegt waren. Schon mancher Kollege hatte versucht, ihm Konkurrenz zu machen, das war aber immer mißglückt; waren sie nicht von ihm selbst, so galten sie nicht für die richtigen. Es läßt sich denken, daß der Goldschmied auf seine Armbänder stolz und auch eifersüchtig war. Trat ein Christ an seinen Laden, um sich die Armbänder anzusehen, so krampfte sich sein Herz vor Wut und Ärger zusammen. Er selbst hätte um keinen Preis einem Christenhunde eins seiner Armbänder verkauft, und er hätte vor Ärger bersten mögen, wenn er zufällig erfuhr, daß ein Christ durch eine dritte Person eins erworben hatte, sintemal er selbst an seine Talismane und die darüber gesprochenen Segensworte am ehrlichsten und festesten glaubte.

Roberto, der von allem diesen nichts wußte, war mehrmals vor Mohameds Laden stehen geblieben und hatte sich die kunstvoll aufgebauten blinkenden Waren betrachtet. Des Goldschmieds Herz stockte dann jedesmal; diesem jungen schönen Manne, dem man den Christen auf tausend Schritt ansah, hätte er am allerwenigsten eines seiner Armbänder gegönnt, und er hielt schon eine Reihe von Kraftausdrücken in Bereitschaft, für den Fall, daß Roberto eintreten und eines zu kaufen verlangen

würde. Als er ihn aber eines Tages wieder vorübergehen sah, ohne daß er eingetreten wäre, durchzuckte den Goldschmied ein Gedanke, der sein Auge in Zorn und hämischer Freude erglühen ließ. Er schloß an diesem Tage seinen Laden früher als gewöhnlich und setzte sich in seine Werkstatt, woselbst er bis zum Morgen saß und lötete und hämmerte und gravierte, bis er triumphierenden Blickes sein vollendetes Werk, ein neues schimmerndes Armband in die Höhe hielt, es tückisch lächelnd in Seidenpapier hüllte und in ein besonderes Fach legte. „Jetzt soll er kommen!“ rief er, wickelte sich dann fröstelnd in den Burnus und suchte sein einfaches Lager auf. — Am Nachmittag kam Roberto wirklich und fragte nach dem Preis der Armbänder. Er hatte sich vorgenommen, eins seiner kleinen Freundin zu schenken. Er wollte auch für sich eines kaufen, und der Gedanke, daß er und die schöne Maurin den gleichen Schmuck besitzen würden, machte ihm ein ganz besonderes Vergnügen. Als er nun durch seinen der Landessprache kundigen Begleiter zwei goldene Armbänder zu kaufen begehrte, gab es für Mohamed einen heftigen, wenn auch kurzen Schreck; aber er faßte sich bald und sprach in barschem Ton: „Ich habe nur eins übrig, die andern sind bestellt, kommen Sie morgen früh wieder!“ Dann wiederholte sich die Szene der vorigen Nacht, und als Roberto wiederkam, händigte ihm der Goldschmied die beiden funkelnagelneuen goldenen Armbänder ein. Roberto that eins an seinen Arm, doch so, daß keiner es wahrnehmen konnte, und steckte das andre in die Tasche. Dann begab er sich in die Bazars, um noch verschiedene andere eigenartige, dem Lande entstammende Dinge, die er mit nach Hause nehmen wollte, einzukaufen, wie bunte seidene Tücher, Ambraketten, Rosenöl in feinen Glasröhrchen, niedliche aus Elfenbein geschnitzte Büchschen in Gestalt von Äpfeln und Birnen, seltsam geformte Waffen, Stoffe mit Goldfäden und Plättchen durchwirkt und dergleichen. Er packte alles bis auf die Armbänder in seinen Koffer und hatte nun völlig freie Zeit; denn das Schiff, das ihn nach Algier bringen sollte, war noch nicht eingetroffen. Es konnte dies übrigens stündlich geschehen, und vierundzwanzig Stunden später wurde er dann von Tunis fortgeführt. Die Kiste für sein großes Bild war noch nicht fertig geworden, doch hatte der Tischler versprochen, sie abends zu bringen. Dann war sie schnell zugemacht und mit der Aufschrift versehen.

Es war zwei Uhr nachmittags, als Roberto seine Schritte zum letztenmale nach dem Thore und nach dem Hause seiner kleinen Manuba richtete. Um diese Zeit pflegte sie ihn zu erwarten, und er hatte auch heute das Glück, sie allein zu treffen. Er begann wie immer damit, ihr guten Tag zu wünschen. Sie war freundlich und zutraulich, und es kam ihm vor, als sei sie heute größer und schöner, als alle die Tage vorher; der Abschied wurde ihm wirklich schwer. Als sie nach einigen mißlungenen Versuchen die arabische Übersetzung der Worte: „morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen“ aus seinem Munde verstanden hatte, wurde aus ihrem lächelnden ein gar trauriges Gesicht und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Das schnitt ihm ins Herz. Schnell holte er das Armband hervor, legte es um ihr Handgelenk und sagte, sie treuherzig anblickend: „das schenke ich dir, denke an mich!“ Die Wirkung seines Geschenkes war eine sehr unerwartete, denn Manuba stieß, sobald sie den goldnen Streifen an ihrem Arm erblickte, einen Freudenschrei aus, lief dem Hause zu und ohne sich nur umzusehen, zum offnen Thore hinein. Kaum aber war sie seinen Blicken entschwunden, als Roberto vielstimmige Rufe des Schreckens und darauffolgendes lautes Schreien und Weinen vernahm. Als er sich näherte, sah er durch das Thor verschiedene Personen, besonders Frauen, auf dem Hofe hin- und herlaufen, das Wehklagen und Heulen wollte kein Ende nehmen, und es war klar, daß ein Unglück geschehen sei. Aber was war das für ein Unglück, und wie hatte es sich zugetragen? Um das zu verstehen, müssen wir uns einen Augenblick unterbrechen und schildern, wie es bei Robertos Ankunft auf dem Hofe aussah.

Es war daselbst eine ganze Anzahl von Menschen versammelt, Familienangehörige und Dienerschaft des Hauses. Zwei Frauen und drei halberwachsene Töchter waren beschäftigt, Korn der neuen Ernte auszulesen, eine ältere Tochter nähte kleine runde Goldplättchen auf einen schweren weißen Stoff, zwei Söhne saßen in ein Brettspiel vertieft, zwei Diener, davon einer ein Neger, waren beschäftigt, Kaffee zu sieden und die Pfeife des Hausherrn in Ordnung zu halten, dieser selbst führte aber ein ernstes Gespräch mit einem anwesenden Gaste, einem würdig aussehenden Manne mit weißem Haar und Bart, welcher einen grünen Turban auf dem Kopfe trug, ein Zeichen, daß der Mann eine Wallfahrt nach Mekka zurückgelegt hatte. Außerdem spielten im Hofe eine Anzahl kleiner Kinder unter der Aufsicht zweier Sklavinnen, welche gleichzeitig beschäftigt waren, Wäsche in dem Bassin zu waschen, welches die Mitte des Hofes einnahm. Durch all diese Menschen hindurch,

Auf Goethespuren.

Dornburg. Das alte Schloß (die kaiserliche Pfalz). Unten: das Schloß von der Rückseite. (Vergl. S. 380.)

welche sich ganz und gar ihren verschiedenen Beschäftigungen hingaben, drängte sich plötzlich Manuba, ihren mit dem goldnen Armband geschmückten Arm hochhaltend, um zu ihrem Vater zu gelangen. Sie war sein Liebling, sie wollte ihm das schöne Geschenk sogleich zeigen. Da sie aber in ihrer Aufregung nicht auf den Weg sah, fiel sie über den nicht hohen gemauerten Rand des Bassins mitten ins Wasser. Während alle übrigen ihrem Schreck zunächst durch Schreien und Wehklagen Luft machten, sprang der gelehrte Hausfreund herzu, erfaßte die Kleine am Handgelenk und zog sie heraus. Bei dieser Gelegenheit ergriff er gerade das Armband, welches nun das Ärmchen verletzte, nicht schwer, aber doch so, daß Blut floß. Als der Mann das Kind in die Arme seines Vaters gelegt hatte, blieb das Armband in seiner Hand. Mit Eifer wurden nun an dem bewußtlosen Mädchen Wiederbelebungsversuche gemacht, und diese hatten auch nach kurzer Zeit Erfolg, immerhin aber dauerte es ziemlich lange, bis Manuba die hundertfältigen an sie gerichteten Fragen beantworten konnte: „Wo ist das Armband her? Wer hat dir das Armband gegeben?“ Endlich stammelte das Kind weinend: „Der gute Franke hat es mir gegeben, der so schöne Bilder macht. Er geht fort und hat mir's zum Abschied geschenkt, gebt mir's wieder.“ „Wo ist der Verruchte?“ rief jetzt der Schriftgelehrte — auch er hieß Mohamed, — welcher indessen das Armband genauer angesehen hatte, „wo ist er, der eine brave Familie der Moslim ins Verderben stürzen will? Ein schlimmes Geschenk hat er der Kleinen gemacht; seht her, was hier geschrieben steht: 'Unglück dem, der mich trägt!' Allah möge den Ungläubigen verderben!“ Dabei warf er das Armband weit von sich.

Als nun Manuba erzählte, der Fremde sei soeben erst dagewesen und warte wahrscheinlich noch draußen auf sie, ertönten von neuem Verwünschungen und zornige Rufe: „Fangt den Hund! den Sohn eines Hundes!“ Ihm nach! und der erwachsene Teil der Gesellschaft drängte nach dem Thore und aus demselben hinaus, um womöglich die Drohungen sofort zur That werden zu lassen.

Roberto, der erst ängstlich gehorcht hatte, beruhigte sich, als das Heulen und Klagen endlich verstummt war. Es that ihm leid, daß er so von der Kleinen fortgehen sollte, aber er durfte nicht annehmen, daß man sie wieder zu ihm hinauslassen werde, deshalb begab er sich auf den Rückweg.

So wandelte er stillen, etwas melancholischen Sinnes dem Stadtthore zu. Da kam ein Haufen Menschen eiligen Laufes die Straße entlang. Er wollte, da sie näher kamen, zur Seite treten, um sie vorüber zu lassen, aber er bemerkte voll Verwunderung, daß die Verfolgung und die Wut- und Zornesausbrüche, von denen er allerdings nicht das Geringste verstand, ihm selber galten. Es war erstaunlich, wieviele Menschen sich schon zusammengefunden hatten, und ihre Zahl wuchs noch mit jeder Minute. Als sie Roberto erreicht hatten, stürzten sie sich auf ihn. Er suchte sich zu verteidigen, sich loszumachen, aber vergebens; nach kurzem Ringen sah er sich in der Gewalt seiner Feinde. Neuhinzukommende wurden durch einen kurzen Bericht, währenddessen man mit Fingern auf ihn wies, schnell für die Meinung der Menge gewonnen, und sie vereinten die Bezeigungen ihrer Entrüstung mit denen der übrigen. Es war ein wüstes Hin- und Herreden, von welchem Roberto, wie gesagt, nichts verstand, doch schien es ihm, als spräche man davon, ihn ohne weiteres totzuschlagen, und auf vielen Gesichtern las er die Möglichkeit einer solchen That. Im entscheidenden Augenblicke indessen legte ein reichgekleideter Maure, der Vater Manubas war es, die Hand auf seine Schulter und sprach zu dem Volke, welches widerstrebend seine Mordlust zügelte. Er mochte gesagt haben, daß der Missethäter ihm verfallen, daß er über ihn zu beschließen habe. Roberto hörte zu seiner Freude das Wort Ferik, d. h. Stadtrichter, und schloß aus dem Umstande, daß es vorwärts ging, er werde vor ein Gericht gestellt werden. Wirklich bewegte sich der Zug mit Roberto als Gefangenem in der Mitte, nach der Kasbah; einige Diensteifrige waren vorausgeeilt und hatten den Ferik benachrichtigt, der sich dem wichtigen und ungewöhnlichen Falle zuliebe entschloß, den Angeklagten sofort zu vernehmen, wenn er auch genaugenommen keine Macht über ihn hatte, da es ein Franke war, der der Gerichtsbarkeit seines Konsulates unterstand. Aber der Fall war dringend, und das erregte Volk hätte sich schwerlich zufriedengegeben, wenn man ihm sein Opfer entzogen und es nach der rettenden Freistatt eines ausländischen Konsulates gebracht hätte. Roberto hatte noch viel Beschimpfungen, ja selbst Stöße und Püffe unterwegs auszustehen, ihm ward aber der Trost zuteil, daß er unter den Gesichtern der gaffenden Menge dasjenige eines Neffen seines Gastfreundes Zoppardi unterschied; dieser that zwar, als ob er ihn nicht kenne, lief aber sofort zu seinem Onkel und erzählte ihm, was er gesehen.

An dem Eingang zum Dar-el-Bey, wo das Gerichtszimmer sich befand, ward Roberto den Händen einiger Zaptis, d. h. Polizeisoldaten übergeben und von ihnen vor den Richter geführt, welcher mit untergeschlagenen Beinen auf einem Divan saß. Die Menge drängte nach, darunter die Hauptankläger, und bald war der Saal von wüthenden Schreiern erfüllt. Die Verhandlung war stürmisch genug, Si Mohamed und Manubas Vater trugen die Klage vor, Mohamed ben Mohamed, der Goldschmied, war auch herbeigeschafft worden und hielt eine sehr laute, oft von Beifall unterbrochene Rede, Roberto kam gar nicht zum Wort, er ließ schließlich alles stumm über sich ergehen.

Trotz aller Wut des Volkes that der Richter, dem bei der ganzen Sache gar nicht wohl zu Mute war, keinen Urteilsspruch, welcher sonst sofort ausgeführt worden wäre; Roberto dem Konsul auszuliefern, der öffentlichen Meinung zum Trotz, wagte er aber auch nicht, er verfiel daher auf den Ausweg, der Bei selber müsse in diesem Falle Richter sein, und befahl plötzlich mit Aufbietung all' seiner Autorität, den Angeklagten ins Gefängnis zu führen. Vier Soldaten packten alsbald den Maler und schleppten ihn in das unter dem Gerichtssaal befindliche Gefängnis; von der Verhandlung hatte er nichts verstanden, als das ihm bekannte und von allen häufig erwähnte Wort Armband und den Namen des Bei. Das Gefängnis war ein großer Kellerraum, welcher Luft und Licht ausschließlich durch das eiserne Gitterthor erhielt; gegen dreißig andere Gefangene kauerten oder lagen auf dem feuchten Erdboden und würdigten den Ankömmling kaum eines Blickes. Roberto hatte jetzt Zeit, zur Besinnung zu kommen und sich zu fragen, wie eigentlich alles so gekommen sei und welches Verbrechens er sich schuldig gemacht haben könne. Das Armband trug offenbar Schuld an allem Unglück, aber war es denn ein strafwürdiges Vergehen, einem kleinen Mädchen ein Armband zu schenken? Warum war ferner auch der Goldschmied so wütend gegen ihn aufgetreten und hatte gestikuliert, als wälze er eine Schuld von sich ab auf Roberto? — Robertos Lage war höchst widerwärtig. Er hatte keine Bank, keinen Stuhl, und er fühlte, daß er hungrig wurde. Dann kamen Gefängniswärter und brachten für jeden der Eingesperrten ein Brot und einen Krug Wasser. Roberto wollte eben sein Brot, trotz seines schlechten Aussehens, an den Mund führen, als er am Gitter seinen Namen rufen hörte.

Es war der treue Zoppardi, der wußte, wie es in tunesischen Gefängnissen zugeht, er schob daher zuerst ein halbes gebratenes Huhn durch zwei Eisenstäbe und hemmte damit die Flut der Fragen, mit denen Roberto ihn bestürmte. „Essen Sie!“ sagte Zoppardi, „ich will Ihnen alles erklären. Sie haben einem kleinen Mohrenmädchen ein Armband geschenkt, auf welches der Goldschmied, um Ihnen einen Streich zu spielen, eingraviert hat: 'Unglück dem, der's trägt.' Das Kind hat auch gleich Unglück gehabt, denn es ist ins Wasser gefallen und wäre beinahe ertrunken, als man es herauszog, hat es überdies noch durch das Armband eine Wunde davon getragen. Der Goldschmied behauptet, er habe Ihnen ein Armband wie alle andern verkauft mit der Aufschrift: 'Glück dem, der's trägt!' Das hat er auf den Koran beschworen und Sie böser Zauberei

beschuldigt. Das Volk glaubt ihm natürlich und der Richter hat Sie nur dadurch, daß er Sie in dieses Loch steckte, vom Tode gerettet; er selbst hat zum Bei geschickt, der sich im Bardo aufhält. Ich lief, sobald mein Neffe mir die Geschichte erzählt hatte, zu Ihrem Konsul und benachrichtigte ihn, deshalb habe ich Sie auch so lange warten lassen. Der Konsul hat sich sofort auch auf den Weg zum Bey gemacht. Es sind schwierige Zeiten; in Fragen, wo die Religion ins Spiel kommt, muß selbst Seine Hoheit Rücksicht nehmen; doch zweifle ich keinen Augenblick, daß Sie morgen auf freiem Fuße sein werden. Ihres Hierbleibens wird freilich nicht mehr lange sein können, aber Sie wollten ja ohnehin abreisen. Ihre Widersacher werden sich wohl oder übel zufrieden geben, wenn Sie erst fort sind; auch Ihrem Konsul geschieht ein Gefallen damit, denn die jüngsten politischen Ereignisse machen es wünschenswert, daß Reibungen vermieden werden. Nur uns thut es leid, daß Ihnen so was noch passieren mußte. Was haben Sie aber auch kleinen Mohrenmädchen Armbänder zu schenken! Als ob es nicht so manche hübsche Signorina und gute Christin Ihrer Bekanntschaft hier gäbe, die Ihnen besser für ein solches Geschenk gedankt haben würde!"

So sprach Robertos Gastfreund, während dieser seinen Hunger stillte. Alsdann besprachen sie die Abreise. Roberto versprach zu schreiben, ja sogar später einmal wieder zu kommen. Da ertönten die Schritte einer nahenden Scharwache, welche in Begleitung eines Dragoman ankam, um Roberto zu holen. Der Offizier verlas ihm den Amra, d. h. einen Erlaß des Bei, in welchem im Einverständnis mit dem Konsul die sofortige Abreise Robertos verfügt wurde. Ein Wagen stand bereit, Roberto mußte ihn besteigen, der Offizier, der Dragoman und Zoppardi stiegen mit ihm in das Innere des Wagens, ein Soldat noch auf den Sitz neben dem Kutscher und man fuhr nach dem Hause Micheles; daselbst ließ man Roberto fünf Minuten Zeit, sein Gepäck herunterholen zu lassen, als dies geschehen war, ging es in der Dunkelheit durch die Straßen der Stadt, durch das Thor, welches der Amra schnell öffnete, in die Campagna und in dieser an den Ufern des Salzsees entlang, nach Goletta, der Hafenstadt von Tunis. Dort mußte Roberto eine Barke besteigen und von Michele Zoppardi Abschied nehmen, denn ein Schiff war bereit, um Mitternacht abzusegeln. „Wie das Schiff hieß, wohin es gefahren und was aus ihm geworden ist", so erzählte Michele, der Enkel, „hat mein Großvater nie erfahren können, ebensowenig hat er jemals wieder etwas von Roberto gehört. Der versprochene Brief mit der Adresse, wohin das Bild und das in der Eile zurückgelassene Skizzenbuch geschickt werden sollte, blieb aus, Anfragen bei dem Schwager in Malta und einem Freunde in Algier waren ohne Erfolg. Wissen Sie, was das Wahrscheinlichste ist? — fragte der Erzähler und seine Stimme wurde zum bloßen Flüstern — das Schiff wird mit Roberto und mit Mann und Maus untergegangen sein. Trug der Maler doch das zweite Armband unter dem Ärmel seines Rockes bei sich mit der Unglücksschrift und den Flüchen Mohameds, des Goldschmiedes! Mein Großvater — das habe ich vorhin vergessen zu erzählen — hatte ihm noch auf der Fahrt im Wagen gerathen, das Unglücksarmband in den Salzsee zu werfen, aber Roberto hatte darüber gelacht. Da hat es denn ihm Unglück gebracht und dem Schiffe, das ihn trug, und wer weiß, wie vielen Christenmenschen mit ihm."

Ich versuchte nicht, Micheles Glauben zu erschüttern; für die Richtigkeit der Annahme, daß Roberto umgekommen sei, sprach sogar noch ein Grund, der jenem nicht eingefallen war, der nämlich, daß Roberto, wenn er am Leben geblieben wäre, ein berühmter Maler hätte werden müssen und als solcher noch heute bekannt sein würde. Darüber war ich nicht im Zweifel, als ich jetzt mit um so größerem Interesse sein Bild und seine Skizzen betrachtete, die Zeugen, ich möchte fast sagen, die Reliquien eines außerordentlichen Talentes. Ich suchte mir später auch noch anderwärts Nachrichten über den verschollenen jungen deutschen Maler zu verschaffen, aber vergebens.

Reiseeindrücke aus Rußland.

Unter dem Titel: „Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland" von Th. von Bayer (Stuttgart, Cotta 1885) ist neuerdings ein Buch erschienen, das ich, wie ich bekennen will, nur „der Pflicht gehorchend, nicht dem innern Triebe" zur Hand nahm. Reiseeindrücke aus Rußland von einer Dame und noch dazu von einer Prinzessin geschildert, das klang verzweifelt wenig verlockend. Pflegen doch schon Männer und noch dazu Gelehrte von Beruf unter dieser Flagge nur zu oft ein Gemisch von willkürlich ausgewählten, zum guten Teil mißverstandenen „ollen Kamellen" und ein müßiges, unmotiviertes Gerede zu Markt zu bringen. Um so angenehmer wurde ich überrascht, als ich bald merkte, daß ich es hier mit einer sehr tüchtigen, sauberen und ehrlichen Arbeit zu thun hatte. Diese Reiseeindrücke empfangen und niedergeschrieben zu haben, könnte jeder Mann sich zur Ehre rechnen, das Buch verdient durchaus warm empfohlen zu werden.

Die Verfasserin hatte sich in jeder Beziehung für diese Reise vorbereitet. Sie hatte die russische Sprache erlernt und so ziemlich alles gelesen, was ihr bei ihrem Unternehmen von Vorteil sein konnte. So war ihr denn alles, was sie sah, theoretisch bereits bekannt und sie stand den Eindrücken, die sie empfing, keineswegs wehrlos gegenüber. Sie wußte, was sehenswert war und warum es sehenswert war, und sie verstand überall den Zusammenhang der Dinge. Eine solche Vorbereitung bietet noch den großen Vorteil, daß man unwillkürlich das Volk, auf dessen Geschichte, Sitten und Verhältnisse wir so viel Arbeit verwandten, lieb gewinnt, daß der natürliche Trieb in uns erstickt wird, das Fremde tadelnswert zu finden, weil es uns fremd ist. Aber auch sonst war die Verfasserin vortrefflich vorbereitet für eine Rußlandreise, denn sie kannte bereits ganz Europa aus eigener Anschauung, konnte daher überall sachkundig vergleichen. Das beste aber war, daß die Dame einen scharfen Verstand, ein kerngesundes Urteil und ein freundliches Gemüt mitnehmen konnte.

So haben wir denn von Th. von Bayer ein sehr hübsches Buch erhalten, das zu lesen jeder, der sich für Rußland interessiert, gut thun wird.

Die Verfasserin verfährt so, daß sie uns zunächst erzählt, was sie unmittelbar sah und erlebte und uns dann, während sie im Koupee sitzt, die Früchte ihrer Studien mitteilt. Gerade die persönlichen Eindrücke werden mit prächtiger Frische wiedergegeben. Die Fahrt in die Steppe ist z. B. ganz allerliebst geschrieben, und man bedauert auf das lebhafteste, daß die Dame in so kurzer Zeit so viel sehen wollte, da wir infolge dessen mehr als uns lieb ist mit den Resultaten ihrer Studien bekannt gemacht werden. Mit diesen nun ist es ein eigen Ding. Wie unentbehrlich sie für die Verfasserin waren, habe ich eben betont. Ob aber auch für den Leser? Ob auch in den Fällen, wo die Verfasserin nicht in der Lage war, die gewonnenen Daten durch eigene Anschauung zu prüfen? Das ist mir doch sehr zweifelhaft. Das „warum?" soll an einem Beispiel erläutert werden. Die Verfasserin teilt uns mit, daß es in Rußland 1876 133 Knabengymnasien, 69 Progymnasien und 53 Realschulen gab, und meint, daß diese Zahlen doch ein sehr erfreuliches Bild ergeben. Mit Verlaub, sie geben gar kein Bild. Würde die Dame diese Anstalten aus eigener Anschauung kennen und würde sie — deren gesundem Urteil wir mit Vertrauen lauschen — uns sagen, diese Anstalten bieten das, was unsere gleichnamigen Schulen gewähren, dann hätten wir ein Bild und zwar ein sehr erfreuliches. So aber hat die Notiz höchstens für den Statistiker ein gewisses Interesse. Denn was ist ein Gymnasium? Und nun gar ein russisches? Diese Frage läßt sich auch nicht aus den Programmen, sondern nur aus der Beobachtung heraus beantworten. Da aber fällt z. B. in diesem Fall der Bescheid, so viel ich sehen kann, gar böse aus. Das Bild, welches mir junge Freunde, die als Lehrer an Gymnasien im eigentlichen Rußland wirkten und noch wirken, von ihnen entworfen, war alles andere als erfreulich. Ungemessen hohe Anforderungen auf dem Papier, die allerbescheidensten Leistungen in der Praxis, überall schlaffe Zügel, durchgehende oder träge dahinstolpernde Pferde.

In diesem Sinn ist viel Ballast in unserm Buche. Nicht als ob sich das sehr umfassende Wissen eitel hervordrängte, auch nicht als ob wir es je mit kritiklosem Anhäufen von Stoff zu thun hätten, durchaus nicht, aber die Methode ist, wie ich glaube, nicht richtig. Die Bibliothek hätte hier die Wandermappe nur unterstützen dürfen, das Hauptarsenal darf sie meines Erachtens nur hergeben, wenn ein Fachmann seine Reise schildert. Dann werden diese Daten wertvoll, weil man sie da sucht und weil sie kritisch beleuchtet werden können. In Reiseeindrücken von einer nicht auf geologische Zwecke gerichteten Reise vermißt man aber doch die Geologie nicht und freut sich auch nicht eigentlich, wenn man sie da findet.

Noch einiges sei zum Schluß hervorgehoben. Die Verfasserin beherrscht unsere Sprache in überraschender Weise. Für jeden technischen Ausdruck findet sie das entsprechende Wort, so daß man hiervon wie überhaupt von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die überall zu Tage tritt, auf das angenehmste berührt wird. Einige nicht hochdeutsche, süddeutsche, Wendungen würde dagegen ein Norddeutscher mit Leichtigkeit entfernen können.

Th. H. Pantenius.

Auf Goethespuren. II.

Wer das schöne obere Saalthal bei Jena kennt, denkt auch mit Vergnügen an die wunderhübsche Gegend der Dornburg zurück, ein breites, grünes Thal, eingeschlossen von jenen dachförmigen Bergen, wie sie das Kalkgebirge Nordthüringens charakterisieren, am Berghange Weingärten und Felder und auf der Höhe prächtige Buchenwälder. Die Dornburg selbst stellt sich vom Thal aus gesehen als eine hohe, steile Kalkplatte dar, die auf dem oberen Rande bewaldet ist und mitten im Grün die Türme und Giebel von den Schlössern erkennen läßt. Daß hinter diesem Waldrande oben auf der Höhe eine ganze Stadt liegt, ahnt man unten stehend nicht. Der Ort ist eine uralte Kulturstätte; ihre Lage, ein durch tief eingreifende Thäler aus der Gebirgsmasse herausgeschnittenes, auf drei Seiten unangreifbares Plateau, war den mittelalterlichen Ansprüchen gegenüber geradezu normal. Hier befand sich ein Hoflager sächsischer Kaiser, hier ist auch mehr als ein Reichstag gehalten worden. Es ist aber aus jener Zeit nichts übrig geblieben. An der Stelle der alten Kaiserpfalz steht jetzt das großherzogliche Schloß, welches unsere Abbildung (S. 377) zeigt. Der Bau ist malerisch, bestens zu verwerten, im übrigen ist von den weiten, zum Teil wüsten Räumen nichts Merkwürdiges zu berichten. Das zweite der drei Schlösser, welche auf Dornburger Felsen stehen, ist ein großer Gartenpavillon in Rokokostil, ein echtes Kind des XVIII. Jahrhunderts, nichts weniger als klassisch, aber in seiner originellen und pikanten Manier von nicht bloß malerischem, sondern auch architektonischem Werte. Unser Bild zeigt diesen Bau in der Giebelansicht, von der Richtung des vorhin genannten Schlosses aus gesehen. Das dritte Schloß, von welchem das schöne in deutscher Renaissance ausgeführte Turmportal abgebildet ist, steht in östlicher Richtung hinter dem Gartenschlosse; es ist erst 1824 aus Privatbesitz in den großherzoglichen übergegangen, hieß früher das Stomannsche Schlößchen und wird heute gemeiniglich das Goethehaus genannt. Erinnerungen an Goethe knüpfen sich an die beiden zuletzt genannten Lokalitäten. Diese beiden Bauten könnten die Zeit, an welche sie erinnern, gar nicht treffender charakterisieren, als es bei dem einen im Äußern, bei dem andern im Innern der Fall ist. Das eine repräsentiert die achtziger Jahre des vorigen, das andere die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts.

Goethe kam zuerst am 16. Oktober 1776 auf einer lustigen Fahrt durchs Land nach der Dornburg, dann wieder am 4. Juli 1777. Auf Belvedere hatte der Hof eine Partie nach der Dornburg verabredet. Der Herzog, sein Bruder Konstantin, die Herzogin Luise Dalberg, der Kammerherr von Einsiedel, dessen Bruder August u. a. beteiligten sich daran. Wenn man jetzt in den Laub- oder Weingängen des Dornburger Schloßgartens wandelt, bedarf es keiner großen Phantasie, sich das ganze bunte Leben der Zeit vor hundert Jahren vorzustellen: die Kavaliere in bunten Röcken, weißen Strümpfen, Haarbeutel und Galanteriedegen, die Damen in gepudertem Haar mit Federaufbauten, in Reifröcken und Hackenschuhen, dazwischen den Herzog in etwas genialer Tracht, und Goethe, der natürlich die Gegend abzeichnete, — die Szenerie ist ja genau dieselbe wie vor hundert Jahren. Kurz vorher war Goethes Schwester gestorben; er war durch die Nachricht, die er vierzehn Tage zuvor erhalten hatte, tief erschüttert worden. Er betrachtete die geniale Fahrt wohl als ein Heilmittel und erklärte, daß es ihm erst in Dornburg wieder wohl geworden sei. Auch die Herzogin Luise thaute auf und sagte: „Das ist der beste Tag, den ich noch hier gehabt habe, — es ist mir wie in einem schönen Traume!" Die andren faßten die Sache weniger schwungvoll auf, kletterten herum und besichtigten in der Pfalz historische Merkwürdigkeiten von zweifelhaftem Werte. Am Abend machte man einen Ausflug nach dem jenseit der Saale liegenden Dorfe Kunitz, bestieg die Kunitzburg und regnete ein. Man mußte sich im Dorfe mit einer Streu benügen, ein Nachtlager, welches weder dem Herzog noch Goethe eine ungewohnte Sache war. Noch vorm Einschlafen gerieten Goethe und August von Einsiedel in ein „tolles Disputieren". Am andern „überherrlichen" Morgen wurde auf dem Fünfeck, einer Plattform unterhalb des Rokokoschlößchens, welche auch auf unserm Bilde zu sehen ist, das Frühstück eingenommen und dabei mit der kleinen Kanone geschossen, daß (nach Knebels Bericht) „die Thäler davon widerhallten und die Elemente von dem Knall zerplatzen wollten", und mittags der Heimweg angetreten.

Auf Goethespuren.

Dornburg. Turmportal des Goetheschlosses.

Wichtiger war der Aufenthalt Goethes Anfang März 1779. Damals reiste er in Verwaltungsgeschäften, d. h. er hatte als Landrat — wie wir heute sagen würden — die Wege zu inspizieren und das Rekrutierungsgeschäft zu leiten. Neben diesen trocknen Arbeiten beschäftigte er sich mit dem dritten Akte seiner Iphigenie. Wir werden uns hüten, von dem anmutigen sonnigen Dornburger Schlößchen auf den sonnenhellen Glanz herzwarmer geschwisterlicher Liebe in der Iphigenie zu schließen, da wir wohl wissen, daß sich die Beziehungen zwischen dem äußeren und inneren Leben so unberechenbar spinnen, und daß Schlüsse eine sehr gewagte Sache sind. Es genügt mitzuteilen, daß Goethe an Knebel, welcher in dem Stücke den Thoas spielen sollte, wie Prinz Konstantin den Pylades, Goethe den Orestes und Korona Schröter die

Dornburg. Das Goetheschloß. (Früher: das Stomannsche Schlößchen.)

Iphigenie, am Abend des fünften von Apolda aus schrieb: „Ehrlicher alter König, ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulierender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die paar schönen Tage in dem ruhigen, überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei halb ausgebrütet verfault."

Begeben wir uns nunmehr nach dem Stomannschen Schlößchen, so werden wir in eine um fast fünfzig Jahre spätere Zeit versetzt. Im äußeren hat das Gebäude den Charakter einer nicht gerade reichen, aber doch nicht unschönen Renaissance. Unsere Bilder zeigen das Portal, welches sich auf der Schloßgartenseite befindet, sowie die von der Thalseite her aufgenommene Gesamtansicht des Schlößchens. Beim Eintritt in das Innere merkt man jedoch die Spuren moderner Hände. Das erste was wir erblicken ist, daß die — natürlich weiß getünchte — schöne, höchst massive Holzdecke des unteren Flurs zerschnitten ist, um einer breiten, unsäglich trivialen Holztreppe Raum zu schaffen. Hierdurch ist natürlich auch der obere Flur verdorben. Aber die Wendeltreppe war dem damaligen, auf die platte Nützlichkeit gerichteten Geschlechte zu unbequem. Die Gemächer der oberen Etage werden rechts als die Goethes, links als diejenigen Karl Augusts bezeichnet. Das Goethesche Studierzimmer befand sich in der sogenannten Bergstübe, einem länglichen Zimmer, von wo aus man den Blick auf das Saalthal, links Dorndorf mit seiner überdeckten Brücke, geradeaus die Tautenburger Berge und rechts die Jenaer Ferne hat. Unser Bild läßt die Lage dieses Goethezimmers deutlich erkennen. Es befindet sich im links gelegenen Winkel der oberen Etage und hat drei Fenster in der Front und eines im Giebel. Die Fenster und Thüren sind grau gestrichen wie die Bänke einer Dorfkirche, die Wände haben eine lehmgelbe Farbe und Marmormalereien, das Ganze einen so kalten und unfreundlichen Charakter, wie es in den dreißiger Jahren für schön gehalten und klassisch genannt wurde. Die Möbel bestehen aus einem Tisch, einem Schreibpult und einem halben Dutzend Stühlen. Der Tisch ist ein ganz gewöhnlicher Tisch, gerade so einer, wie meine Großmutter einen hatte, und das Pult ist ein ganz gewöhnliches Pult, aber es steht daran geschrieben: „Goethes Tisch, Goethes Schreibtisch." An den Wänden hängen Kupferstiche in Schabmanier, altfränkische Landschaften von wunderlicher Komposition. Jedoch sollen diese Bilder erst nach Goethes Zeit aufgehängt worden sein. In dem reicher ausgestatteten Nebenzimmer, welches als der Empfangssaal bezeichnet wird, hängen unter anderen einige italienische Landschaften, der Posilippo und anderes, welche Goethe aus Italien mitgebracht haben soll. In der auf der entgegengesetzten Seite des Flurs gelegenen Karl-August-Stube sind zwei schöne Renaissance-Portale bemerkenswert; schade, daß man sie mit allerlei Farbe und thörichten Marmorierungen übermalt hat. Dafür zeigen aber auch die Wände gothisches Ornament von romantischer Phantasie. Die Ausstattung der Stube ist dieselbe, wie die des vorhinerwähnten Zimmers, eckige, unschöne Möbel, etliche leidliche Ölbilder und einiges Meißener Porzellan finden sich da. — In diese kühle, wenig anmutige Umgebung paßt das Bild

Dornburg. Das mittlere Schloß, worin der Großherzog bei seiner Anwesenheit wohnt.

des alten Goethe in seiner steifen Haltung und im steifen, hechtgrauen Überrock trefflich hinein, so gut wie das des jungen Goethe in das Lustschlößchen, in der Mitte des Schloßgartens.

Karl August war am 14. Juni 1828 zu Gradit bei Torgau unerwartet gestorben. Goethe, damals in Weimar, war gerade bei Tisch, als die Nachricht ankam, langsam und schonend teilte man sie ihm mit. „Ach, das ist sehr traurig", sagte er seufzend, „sprechen wir von etwas anderem." Im Anfang Juli erhielt der damalige Schloßgärtner Sckell den Befehl, die Bergstube im Stomannschen Schlößchen für Goethe einzurichten. Dieser traf am 7. Juli abends ein, begrüßte und tröstete den ihm wohlbekannten Sckell über den Tod des Großherzogs, wobei auch ihm die Thränen in den Augen standen, und richtete sich in der mehrerwähnten Bergstube ein. Was Goethe auf der Dornburg wollte und in welcher Seelenstimmung er daselbst war, schrieb er bald nach seiner Ankunft an Zelter, aus welchem Briefe das Nachstehende hier Platz finden möge: „Bei dem schmerzlichen Zustande meines Innern mußte ich wenigstens meine äußeren Sinne schonen, und ich begab mich den 7. Juli hierher, um jenen düsteren Funktionen zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat, und was sie diesmal gewiß auch in jedem Sinne empfindet. — Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengelände sind reichlich behangen, und unter meinem Fenster seh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingstfeiertage noch erfreute. Von der anderen Seite sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Ort verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmutig vor die Sinne träte. Das Ältere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (das Schlößchen an der südlichen Ecke, das ich bewohne, ehemals ein Privateigentum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmutige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden rc. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt. Dies ist denn doch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen. — Damit Du aber wissest, wie Dein Freund auf einem luftigen Schloß, von wo er ein hübsches Thal mit flachen Wiesen, steigenden Äckern und einer bis an die unzugänglichen steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation übersieht, wie er daselbst diese langen Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zubringt, will ich Dir vertrauen, daß ich schon seit einiger Zeit die Naturwissenschaften wieder aufzunehmen angeregt bin."

Folgt eine längere Auseinandersetzung über den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften. Vierzehn Tage später schrieb er an Zelter: „Das wäre ganz behaglich, erschiene nicht sogleich im Hintergrunde der düstere Katafalk, der alle Betrachtungen aufregt, die der Mensch in heiterer Stunde mit Recht beseitigt. Das Menschen- und Weltwesen dreht sich um einen herum, daß man schwindlig werden möchte."

Um seine äußeren Sinne zu schonen, sorgte Goethe vor allen Dingen dafür, daß er etwas Gutes zu essen bekam.*) Das Frühstück und Mittagessen wurde aus dem Ratskeller geholt, behagte ihm aber nicht, und er erklärte, dabei könne er nicht bestehen. Schließlich mußte Sckell die Beköstigung übernehmen. Dieser sandte nun Boten auf die umliegenden Dörfer nach Geflügel, Fischen und Aalen, dazu nach Tautenburg um Wildbret aus. Damit ließ sich denn etwas anfangen. Das Mittagessen bestand aus fünf Gängen, und Goethe erklärte: „Das lasse ich mir gefallen! Sage Sckell, er solle so fortfahren." Später erfuhr er, daß man in Dorndorf auch Wein keltere. Er ließ sich diesen (†††) Wein bringen und trank einige Tage davon. Da er ihn jedoch nicht vertragen konnte, kehrte er zu seinem Mosel zurück. Der Großherzog stellte nunmehr Goethe auch das mittlere Schloß zur Verfügung. Goethe blieb jedoch in seiner bescheidenen Wohnung und benutzte den Saal des mittleren Schlosses nur bei Audienzen vornehmer Fremder. Es war täglich Besuch da, viele Fremde und unter diesen viele Engländer. Goethe wies niemanden zurück. Den Anspruchsvollen begegnete er mit vornehmer Zurückhaltung, bescheidenen jungen Leuten mit einer gewissen Kordialität. Seinen Untergebenen gegenüber war er stets freundlich, human und freigebig, wenn er irgend eine Dienstleistung empfing. In der Regel verließ Goethe um sechs Uhr das Bett und nahm sogleich den Kaffee. Um sieben erschien dann sein Sekretär, dem er bis acht oder ein halb neun Uhr diktierte. Bis halb zehn Uhr promenierte er im Garten, dann frühstückte er und diktierte bis elf Uhr, zu welcher Zeit Besuch angenommen wurde. Die Tafel begann gewöhnlich um halb zwei und dauerte bis vier Uhr. Dann reisten die Fremden sofort ab. Bis sechs Uhr blieb Goethe immer nur promenierend im Garten, von da an im Zimmer. Abends beschäftigte er sich mit Lesen eingegangener oder mit Unterschreiben diktierter Briefe. Von Zeitungen mochte er nichts wissen. Zwischen neun und zehn Uhr legte er sich ins Bett und schlief, die Hände außerhalb der Decke über der Brust gefaltet und das Gesicht nach oben gerichtet, ruhig und fest. Wissenschaftlich beschäftigte er sich während seines Aufenthaltes mit Botanik, wie er in einem Briefe an Zelter unterm 16. August bezeugt: „Ich bin noch auf der alten Dornburg, vorzüglich noch mit botanischen Betrachtungen beschäftigt. Ein reich ausgestatteter Blumengarten, vollhängende Weingelände sind mir überall zur Seite und da thut sich denn die alte wohlfundierte Liebschaft wieder hervor."

Goethe kehrte am 12. September 1828 nach Weimar zurück. Bei seiner Abreise schrieb er unter die Namensinschrift der Frau Prinzessin Marie Luise Alexandrine von Preußen, welche 1824 in einem Alter von sechzehn Jahren ebenfalls in der Bergstube gewohnt hatte:

„1828 vom 7. Juli bis den 12. September verweilte hier Goethe."

Er kehrte nochmals im August 1829 und im August 1830 auf Stunden zur Dornburg zurück, beidemal von Fremden begleitet. Beim Abschied von Sckell sprach er den Wunsch aus, ihn noch einmal in Weimar zu sehen, und fügte hinzu: „Nun, lieber Freund, wenn dies nicht der Fall sein sollte, so leben Sie wohl. Der liebe Herr Gott erhalte Sie und die lieben Ihrigen noch viele Jahre recht gesund, dort oben", schloß er mit gen Himmel gerichteten Augen, in denen eine Thräne glänzte, „finden wir uns wieder."

Max Allihn.

*) Diese Details entnehme ich einer kleinen Schrift Sckells: Goethe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes. Jena 1864.

Am Familientisch.

Die Kunstfreunde.

(Zu dem Bilde auf S. 373.)

In unseren Tagen kann man die Freude am schönsten Stücke der Sammlung so recht verstehen, denn die Liebe zu den Erzeugnissen des Kunstgewerbes ist heute wieder in so weite Kreise gedrungen, wie einst im Reformationszeitalter. Eben darum ist es aber auch jetzt so schwer, sich in den Besitz von wirklich wertvollen alten Stücken zu setzen, denn diese erzielen unerschwingliche Preise und eine Fülle von Händlern späht in Stadt und Dorf, in Rittergut und Bauernhaus nach dem einst so mißachteten Hausrat der Alten. Da hatte man es in der Zeit, in die unser Bild uns führt, noch besser und aus jenen Tagen rühren denn meist auch die Sammlungen her, die hin und wieder von geldbedürftigen Enkeln unter dem Hammer verkauft werden und dann ungeheure Summen ergeben.

Die Politik der Namaqua.

(Zu den Bildnissen auf S. 376.)

Wir werden bald Ursache haben, uns mit innerafrikanischer Politik zu befassen; eine erfrischende Abwechselung gegenüber dem abgedroschenen Parteitreiben der Heimat! Wie die einzelnen Häuptlinge in unseren afrikanischen Kolonieen zu einander stehen und wie ihre Streitigkeiten untereinander ablaufen, auch die Rassenkämpfe u. dergl. muß jetzt für uns Interesse haben. Wir wollen daher heute eine politische Charakterfigur aus der Gegend von Lüderitzland vorführen, um unseren Lesern wenigstens einigen Geschmack an der innerafrikanischen Politik beizubringen.

Östlich von Lüderitzland, tief nach dem Innern Afrikas zu, wohnen nebeneinander zwei seit altersher einander feindlich gesinnte Völker: im Norden die Herero, auch Damara genannt, schöne, kräftige schwarze Leute, die zu der großen Bantunegerrasse gehören und vortreffliche Viehzüchter sind. Südlich davon hausen die häßlicheren, gelben und weniger hübschen Namaqua, die zur Hottentottenfamilie gehören. Unter beiden Völkern haben rheinische Missionare das Evangelium verbreitet und Tüchtiges geleistet, wiewohl die Kämpfe zwischen beiden oft die Missionsthätigkeit störten. Ein früherer Missionar im Damaraland, C. G. Büttner, schildert uns die dortigen Verhältnisse in seiner vortrefflichen Schrift: „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena“ (Heidelberg 1884) und dieser Schrift entnehmen wir auch die folgenden Mitteilungen über eine interessante politische Charakterfigur Südafrikas.

In der Kapkolonie, wo die dortigen Hottentotten mit den Künsten der Weißen und den Feuergewehren vertraut werden, bildeten sich unter ihnen stets einige Männer aus, die über ihre Volksgenossen hervorragten und unter diesen zu großem Einfluß gelangten. Wieviel höher mußten solche Leute steigen, wenn sie sich weiter ins Innere zu ihren Volksgenossen begaben, die gegenüber den Kaphottentotten noch zurückgeblieben waren. Solch ein Hottentott, der als Jäger sich einen Namen erworben und vortrefflich mit dem Feuergewehr umzugehen verstand, war Jonker Afrikaner, der Sohn eines berüchtigten Räuberhauptmanns. In diesem Manne, der in seiner Jugend getauft worden war, zeigte sich ein wunderliches Gemisch von Neigung zur Kultur und altheidnischer Raubsucht. Er war für jene Gegend ein bedeutender Mensch, der nach Büttners Urteil dauernd Großes hätte leisten können, wenn er sich nicht dem Trunke ergeben hätte.

Im Namaqualande freundlich aufgenommen, da man in ihm einen Bundesgenossen gegen die Herero erkannte, machte er zunächst als Jäger sein Glück, zu dem die Händler von nah und fern gezogen kamen, um ihm Elfenbein und Straußenfedern abzukaufen. Aber es blieb für Jonker nicht bloß bei der Jagd; er griff bald ein in die Kämpfe zwischen Namaqua und Herero und ersah sich die Viehherden der letzteren als beliebtes Beuteobjekt. Immer neue Vorwände zu immer neuen Raubzügen zu finden war seinem leichten Gewissen nicht schwer. Das Glück begünstigte den Räuber, und so gelang es diesem, obwohl die Hausmacht seines eigenen Stammes vielleicht nie mehr als 150 Waffenfähige gezählt haben mag, sich so hoch zu heben, daß er sich mit vollem Recht in seinen Briefen als das Oberhaupt vom Namaqua-, Damara- und Ovampoland unterzeichnen konnte. Und gewiß hat er bis an sein Lebensende in diesem großen Gebiete, größer als das Deutsche Reich, thun und lassen können, was er wollte. Zugleich ist dieses ein Beweis, mit wie geringen Kräften sich dort eine Macht halten kann.

Nun fing ein lustiges Leben für einen jeden an, der von dem erbeuteten und geraubten Vieh kaufen wollte, das Jonker für Spottpreise verschleuderte. Man zahlte fünf Pfund schlechtes Pulver für einen großen, fetten Ochsen. Und die vornehmen Herren und Damen aus Jonkers Familie kleideten sich in Samt und Seide. Als dann die Kupferschätze des Namaqualandes bekannt wurden und mehr weiße Leute dorthin strömten, erhielt Jonker an dem Schweden Anderson einen gefährlichen Nebenbuhler; doch blieb zwischen beiden Herren des Landes der Friede gewahrt bis zum Tode Jonkers (1860); doch unter seinem Sohne und Nachfolger, Christian Afrikaner, entbrannten die Kämpfe mit den Herero von neuem. Christian fiel in der Schlacht und sein jüngerer Bruder Jan Jonker Afrikaner übernahm die Herrschaft über die Namas und steht noch jetzt als Hauptgegner der Herero da.

Büttner sagt von Jan Jonker, daß er durch die wiederholten Kriege in seiner Macht allerdings reduziert, trotzdem aber sehr gefürchtet sei. Es ist ein talentvoller, auch in der schwersten Zeit nicht verzagender Mann, selbst nicht ungebildet und ein so vorzüglicher Schmied, daß er mit einem Europäer konkurrieren kann. Aber Jan Jonker will die Kultur nur für sich und seine Leute; alle übrigen, besonders seine Feinde, die Herero, sollen nichts von der europäischen Kultur empfangen, damit sie ewig seine und seines Stammes Knechte bleiben sollen. Deshalb paßte ihm auch nicht die Arbeit der Missionare unter den Herero, und er verlangte von ihnen, sie sollten deren Land räumen. Trotzdem hat er die Missionare nicht feindlich behandelt, sondern oft beschützt. Eine rührende Episode erzählt man von ihm aus einem Gefecht im Jahre 1867. Jan Jonker hatte die Station Otjimbingue angegriffen, wo der Missionar Hahn seine kranke Frau in die Kirche bringen ließ, damit sie sicher sei. Aber die feste Kirche wurde Mittelpunkt des Kampfes und die Kugeln schlugen ins Innere. Man versuchte die kranke Frau herauszutragen, und als Jan Jonker dieses sah, ließ er seine Schützen das Feuer einstellen, bis Frau Hahn in Sicherheit war. Und dabei wußte er ganz gut, daß Missionar Hahn auf der Seite seiner Feinde stand! Dennoch ehrte er selbst mitten in der Hitze des Gefechts die Frau des Missionars, der einst sein Lehrer gewesen war. Gewiß ein schöner Zug von einem „Wilden“!

Epigramm eines Zahnarztes.

Stanislaus Lesczinsky, der letzte König von Polen, hatte, als er bereits alle Zähne verloren hatte, um der Hofetikette zu genügen, den Franzosen L'Ecluse, den nachmaligen directeur des variétés amusantes in Paris, als „Königlichen Hofzahnarzt“ engagiert. Als dieser später die Stellung aufgab, weil man ihm den bedungenen Gehalt nicht auszahlte, machte er seinem Ärger in einem witzigen Epigramme Luft, das in der Übersetzung so lauten dürfte:

„Mein hoher König hatte keinen Zahn;
Das war für mich ganz gut, doch muß ich sagen
Er war verbissen in dem argen Wahn,
Ich selber hätte weder Zahn noch Magen.
Ich sah — wie ich gewissenhaft hier melde —
Von seinen Zähnen nichts und nichts von seinem Gelde.“

R. F.

Ein altes Gebet.

Binsenrode ist ein kleines Dorf in dem reizenden Wipperthale im Unterharz. Abseits von der großen Landstraße gelegen, hat es sich seit Jahrhunderten fast gar nicht verändert. Schon vor Luthers Zeit hatte es nicht mehr und nicht weniger Häuser und Einwohner als jetzt, ungefähr 70 Häuser mit 400 Seelen. Damals gehörte es zur Herrschaft der Mansfelder Grafen; 1602 kam es durch Verkauf mit dem prächtigen Schlosse Rammelburg an den Freiherrn von Berlepsch; jetzt steht es unter dem Patronat der Freifrau von Friesen auf Rammelburg. — Der einfache Kirchturm, auf einer Anhöhe mitten im Dorf gelegen, stammt aus dem XIV. Jahrhundert: auch in der Kirche erinnert noch einiges an die katholische Zeit, so die zwölf Apostel und die Mutter Maria mit dem Jesusknaben, die Reichsinsignien tragend. Neben diesen Äußerlichkeiten — zu denen noch der Name des Hauptweges nach Binsenrode gehört, der „Meßweg“ — ist noch manches aus katholischer Zeit durch den Volksmund überliefert. Besonders interessant ist dabei ein altes Gebet, welches allen Kindern dort geläufig ist. Ich hörte es zufällig von einem alten Mütterchen, das es, vor der Thür eines Häuschens sitzend, ihrer Enkelin lehrte. Es lautet:

Als unser lieber Herr Jesus im Garten ging,
Sein bitteres Leiden er anfing:
Da trauerte Laub und grünes Gras
Und alles was auf Erden was.
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Sie nahmen unsern liebsten Herrn Jesum gefangen;
Sie führten ihn ins Richtershaus,
Mit blankem Schwerte wieder heraus.
Sie führten ihn an Kreuzesstamm,
Mit Nägeln ward er angeschla'n;
Sein Leib und Arm' wurden ausgestreckt,
Seine Augen waren mit Blut bedeckt.
Da kam die Mutter Maria gegangen,
Sie sah ihren liebsten Sohn vor Augen hangen.
„O weh, meines Herzens Kron'!“ . . . . .
„Johanns, nimm sie bei der Hand,
Und führ' sie weg von dannen,
Daß sie nicht sieht die Marter an.“
Johannes spricht: „Ich will es thun,
Ich will sie pflegen als ein Sohn.“ . . . . .
„Ich will ihn pflegen als ein Kind,
Wie's einer rechten Mutter zukimmt.“ . . . . .
Die hohen Bäume neigen sich,
Die harten Steine knirschen sich,
Die Sonn' verlor ihren Schein,
Die Waldvöglein ließen ihr Singen sein, ...
Wer dies Gebet beten kann, der bete es den Tag
einmal oder zweimal; so wird seine Seele ewiglich
bei dem lieben Gott bestehen. Amen!

Ich glaube bestimmt nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß dieses Gebet ein unvollständiges Stück einer jener wundervollen, tief empfundenen Marienklagen des Mittelalters ist. Die Klage selbst muß sehr alt sein, da sich sogar in diesem kleinen Stück manch volkstümliches Element findet, so das Weglassen allgemein bekannter Thatsachen und die einfachen Naturschilderungen. Außerdem wird meine Annahme noch berechtigter, da das Völkchen im Wipperthal im allgemeinen zähe am Althergebrachten festzuhalten scheint, im besten Sinne des Wortes konservativ ist. So ist dort jetzt noch ein altes, katholisches Weihnachtsliedchen gang und gäbe, jenes, im Volksmund „Quempas“ genannte „Quem pastores laudavere“, „den die Hirten lobten sehre“, und in Wippra wird am Karfreitag die Passion noch in katholischer Weise (in Wechselgesängen) gefeiert. — Das Volk hat eben, trotzdem daß auch dort die Reformation ihren Siegeszug hielt und der Bauernkrieg wütete, an manchem Liebgewonnenen festgehalten.

Heinrich Rembe.

Gesundheitsrat.

Staatsrat R. Kurland. Den Waldenburgschen Apparat zur Einatmung komprimierter Luft können Sie in jeder größeren Handlung chirurgischer Instrumente beziehen, z. B. in Dorpat. Außerdem nennen wir Ihnen Rud. Détert, Berlin, Französische Straße.

W. S. in W. Ist es ungesund, beim Schlafen auf der linken Seite zu liegen?

Die Körperlage beim Schlafen ist vom ärztlichen Standpunkt aus bei Gesunden ziemlich einerlei. Wenn nun aber die meisten Menschen dennoch auf der rechten Seite schlafen, so scheint das der in der rechten Seite der Leibeshöhle liegenden Leber zu Liebe zu geschehen, welche bei dieser Lage nach unten zu liegen kommt.

J. H. Peter. Das Verhältnis der neugeborenen Knaben zu dem der neugeborenen Mädchen ist wie 106 : 100. Dafür ist aber auch die Sterblichkeit der Knaben, namentlich in den ersten fünf Jahren, eine soviel größere, daß sich später der Unterschied ausgleicht.

Frau L. W. in G. Ob das Haarverschneiden wirklich einen kräftigenden Einfluß auf das Haarwachstum hat, ist doch noch sehr die Frage; das Haar hat nicht das mindeste von der Natur der Pflanze, und man kann den Haarwuchs nicht dadurch stärken und vermehren, daß man ihn behandelt wie eine Weißdornhecke, die allerdings nach dem Beschneiden dichter wird und zahlreiche neue Triebe macht. Der „sichtliche“ Erfolg des Zurückstutzens des Haares ist nur ein scheinbarer, weil nämlich das Haar um so schneller wächst, je kürzer es ist im Vergleich zu der ihm zukommenden Länge. Je länger es wird, desto langsamer wird sein Wachstum. Deshalb nützt das „Abschneiden der Spitzen“ des ausgewachsenen Frauenhaares so wenig und das „Abschneiden der Spitzen“ des Männer- und Kinderhaares so viel. Bei Männer- und Kinderhaar handelt es sich aber nur um ein noch weiteres Zurückstutzen der Haarstoppeln, von einem „Abschneiden der Spitzen“ kann dabei gar nicht mehr die Rede sein, da nicht einmal mehr der „Stamm“, geschweige denn die Spitze vorhanden ist. Wirkliche Spitzen hat nur das ausgewachsene Frauenhaar. — Welche Bärte müßte das geben bei Herren, die sich mit einemmale den Bart wachsen lassen, nachdem sie sich zwanzig Jahre lang rasiert hatten, also das „Spitzenabschneiden“ sozusagen aufs äußerste getrieben hatten, wenn wirklich das Zurückstutzen des Haares das Wachstum desselben so kräftigte! — Den kleinen Mädchen einmal einen „Schwedenkopf“ zu schneiden, schadet gewiß nicht viel (und nützt auch wohl nicht viel); im übrigen thut man am besten, sie das Haar halblang tragen zu lassen, am besten „altdeutsch“; dasselbe gilt für die Knaben, — ist aber leider nicht „Mode“.

Briefkasten.

Eine **Ungenannte** wünscht der „Unsitte der Crinoline“ dadurch vorzubeugen, daß die Leserinnen des Daheim „Unterschriften sammeln, durch welche sich jede der Unterzeichneten verpflichtet, keine Crinoline zu tragen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß die Verpflichtung erst gültig wird, sobald tausend Unterschriften aus einer und derselben Provinz vorhanden sind. Sollte dieser erste Versuch glücken, was mir nicht unwahrscheinlich, so würden sich außer den ersten tausend mutigen Seelen gewiß bald viele bewegen lassen, dieselbe Verpflichtung durch Unterschrift einzugehen mit dem Unterschiede, daß sie nur bindend sein soll, falls die Zahl der Unterschriften aus derselben Provinz (z. B. Pommern oder die Mark) nicht unter fünf- oder sechstausend sei 2c.“ Was meinen unsere Leserinnen dazu? —

Pfarrer Rob. Sch. in Heimiswyl. Eine kurze Biographie Spittas aus Julius Sturms Feder (der ein gutes Porträt beigegeben ist) leitet die Jubelausgabe (50.) von „Psalter und Harfe“ ein. Die altbekannten herrlichen Lieder sind darin nach dem Vater Unser neu geordnet und mit vierundzwanzig Vollbildern, zahlreichen kleineren Bildern und zweiundvierzig Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer vortrefflich illustriert. Das Ganze ist in sechzehn Lieferungen (à M. 1,20) bei M. Heinsius in Bremen erschienen und als Konfirmationsgeschenk warm zu empfehlen. — Dankend abgelehnt die Einsendungen von **P. W.** in **H.** — **F. T.** in **G.** — **L. H.** in **M.** — **L. R.** — **W. Fr.** — Frl. **F.** in **L.** — **E. L.** — **L. M.** in **O.** b. S. — **H. G.** in **Gr.** — Die Mss. von **E. T.** in **W.** und **M. Eugen** sind nach Vorschrift behandelt. — **E. R. Warschau.** Die Russen schlagen das Kreuz so, daß sie den Daumen, den Zeigefinger und den Mittelfinger mit den Spitzen zusammenfassen und damit erst von der Stirn zur Brust, dann von der rechten Schulter zur linken fahren. Der Sinn der Handlung besteht im allgemeinen in der Erinnerung an den Kreuzestod des Heilandes, im einzelnen aber im folgenden: Die drei Finger bedeuten die heil. Dreieinigkeit; das Erheben der Hand erinnert an die Himmelfahrt Christi; Stirn und Brust werden berührt als Sitze des Gedankens und des Empfindens, die dadurch geheiligt werden; rechts und links mahnt an die Scheidung von Schafen und Böcken am jüngsten Tage.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Homonym.

Als Famulus der rechten Art
Bin ich bekannt, gar hochgelahrt;
Doch hab' ich etwas auch vom Narr'n,
Und zieh' umher auf Thespis Karr'n.
Mein Namensvetter, der vom Fach
Ein Musikus und Dichter — ach!
Ist leider nun gar still und stumm
Gewandert ins Elisium.
Ein Theoretiker gar scharf
Bin ich auch praktisch nach Bedarf,
Wo es nach unsers Herrn Gebot
Zu lindern gilt der Brüder Not.
Ein Handwerksmeister frei und frank
Steh' ich an meiner Hobelbank.
Hier laßt mich fleißig hobelnd stehn,
Sonst — müßt ihr, glaubt's! — zu Fuße gehn!

Pf. J.

Bilderrätsel.

2. Dreisilbige Scharade.

Düstren Wahn's unholde Kinder,
Einst verfolgt als arge Sünder,
Hochnotpeinlich oft gerichtet,
Sind die Ersten, weil erdichtet,
Aus der schönen Welt verschwunden,
Seit das Pulver ward erfunden;
Und seitdem mein Letztes dröhnt,
Wird Vernunft nicht mehr verhöhnt,
Ja selbst auf dem Blocksberg gar
Sah die Welt ich licht und klar.
Ach und Weh! Mein armer Rücken!
Ich vermag mich nicht zu bücken.
Was ist das? Wer kann es raten?
Spotte nur — ich hab' den Schaden.
Ei ja! Nimm es hin, du Spötter!
Sieh, so rächen sich die Götter,
Zwicken mit dem Ganzen Dich,
Geben Dir es Stich um Stich;
Und beweisen's zur Genüge,
Daß die Ersten keine — Lüge! Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 23.

Schachspielaufgabe.

1. Da8—c6 1. Sd4—c6: oder Se5—c6:
2. Sc8—d6 oder Sd3—f2 ♯

A.

1. .... 1. Ke4—d3: oder —f5
2. Dc6—c2 oder Td5—e5 ♯

B.

1. ..... beliebig anders.
2. 2. Sd3—f2 oder Sc8—d6 ♯

1.

Von der ersten Sorte 2, von der zweiten 4 und von der dritten 69 Flaschen.

2.

Das Thermometer von Celsius zeigt — 10 Grad.

3. Der Buchstabe m.

4. Sternarithmogriph.

„Kolonialpolitik“.

Kleon
Orion
Laban
Orden
Nipon
Zwein
Armin
Löwen
Posen
Osten
Luden
Japan
Thorn
Jason
Kolon

5. Dreisilbige Scharade.
Geniestreich.

6. Tasso — Aß.

Bilderrätsel: Eine Ameise.

Inhalt: Rembrandt und seine Frau. Nach seiner eigenen Radierung von 1636. — Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Das Armband. Eine Geschichte aus Tunis von H. A. Fehde. Mit Initial. — Reiseeindrücke aus Rußland. Von Th. H. Pantenius. — Auf Goethespuren. II. Von Max Allihn. Mit vier Illustrationen. — Am Familientisch: Die Kunstfreunde. Zu dem Bilde von Vinz. St. Lerche. — Die Politik der Namaqua. Mit den Bildnissen von Jonker Afrikaner und seiner Frau. — Epigramm eines Zahnarztes. — Ein altes Gebet. Von Heinrich Rembe. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. März 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 25.

Zum 88. Geburtstage unseres Kaisers.

Was glänzt in dem Auge wie schimmernder Tau?
Was regt sich so froh in der Brust?
Der Lenz ist gekommen und schmücket die Au
Aufs neue mit wonniger Lust.
Der Winter vorbei, und die Fesseln gesprengt,
Worein er die rauschenden Wasser geengt,
Es schwellen die Knospen, es ringt aus dem Schoß
Der Erde hervor sich das Veilchen im Moos,
Und himmelan jauchzen die Lerchen!

Wie bist du so köstlich im Frühlingsgewand,
Vom Geiste des Friedens durchweht,
Mein Deutschland, mein großes, mein herrliches Land,
Wie schöner rings keines besteht!
Der trefflichste Schirmherr nach außen bewacht
Die Marken des Reichs mit bewaffneter Macht,
Indessen er innen mit rüstiger Kraft
Das Steuer regieret und sorget und schafft,
Die Wohlfahrt des Reiches zu mehren.

Erhöre zur Stunde o Gott unser Flehn:
Bewahr seine Größe dem Reich!
Dem Kaiser, dem teuern, laß wohl es ergehn
Und mit ihm den Seinen zugleich!
Erhalte noch lang ihn auf strahlendem Thron,
Die Liebe des Volks sei sein herrlichster Lohn,
Und nimmer erkaltend umschlinge sie neu
Am heutigen Morgen herzinnig und treu
Den siegreichen Helden und Kaiser!

E. Greiner.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Ich hatte eine bittre Enttäuschung zu verwinden. Denn wenn ich Manfred auch nicht liebte im wahren Sinne des Wortes, so hatte ich doch meinerseits ganz fest auf seine Liebe gerechnet, und in den letzten Tagen mich an den Gedanken gewöhnt, in ihm meinen künftigen Gatten zu sehen. Sein Takt, sein hübsches Äußere, sein liebenswürdiges, gewinnendes Benehmen ließen ihn mir, im Verein mit seinen äußeren Verhältnissen, ganz besonders geeignet dafür erscheinen, und mit dem Rechte der Selbstsucht betrachtete ich ihn gewissermaßen schon als mein Eigentum. Ich selbst wollte mir eine Bedenkzeit noch vorbehalten, um mich vor einer Übereilung zu bewahren, an der Festigkeit seiner Entschlüsse kam mir aber niemals ein Zweifel, und nachdem ich auch die schwerwiegenden Bedenken wegen seiner angeblichen Schulden und leichtlebigen Vergangenheit überwunden, mochte ich mir selbst so groß und edelmütig erscheinen, daß ich erwartete, er werde mir gerührt

zu Füßen sinken, und nicht anstehen, in demütiger Dankbarkeit meine Hand zu erflehen.

Statt dessen sprach er mir von seiner langjährigen Liebe zu Rovna, und ich mußte froh sein, mich ihm gegenüber nicht verraten zu haben. Vor mir selber aber schämte ich mich nicht wenig, und wie sehr ich auch dagegen ankämpfte, ich konnte es nicht verhindern, daß für den Augenblick meine verwundete Eitelkeit den Sieg davon trug und ich etwas wie Groll und Widerwillen gegen den Mann empfand, den ich bis dahin mit soviel Güte und Nachsicht betrachtet. Von der warmen Teilnahme, die ich ihm soeben gezeigt, fühlte ich im ersten Augenblick herzlich wenig, und wenn ich auch fest entschlossen war ihm zu helfen, weil ich die Ungerechtigkeit meiner jetzigen Stimmung einsah, so hatte ich anderseits doch den lebhaften Wunsch, sofort und für immer Mohrstein zu verlassen. Da sprang die wiedergeöffnete Thür auf, und Rovna kam auf mich zugestürzt.

Sie fiel mir ohne weiteres um den Hals, erstickte mich fast mit ihren Küssen und Umarmungen, gebärdete sich wie ein übermütiges Kind und rief ein über das andere Mal: — „Doris, Doris, liebe, süße, einzige Doris, so weißt Du es also und bist mir nicht böse? — Ich brauche nicht mehr Komödie zu spielen, dich nicht mehr zu fürchten, hassen und beneiden, nur dich verehren wie eine liebe, kluge, ältere Schwester, und dir mein Herz ausschütten, sobald es von Kummer und Sorge gar zu sehr bedrückt ist. Ach, Liebste, du glaubst gar nicht, was ich ausgestanden habe seit deinem Hiersein! Du so reich, so schön, so klug — so heiß ersehnt von Tante Mohrstein, wie ist es nur möglich, daß Manfred sich nicht in dich verliebte, daß er kühl und ruhig an dir vorüberging? Ich meinte immer, er müsse sich verstellen, um dir nicht seine Bewunderung zu zeigen und mir unbedeutendem kleinen Geschöpf die Treue zu halten. — Und dann, die Angst, du selbst könntest eine ernste Neigung zu ihm fassen, ohne zu ahnen, daß er schon gebunden sei! — Oft, oft wollte ich dir's offenbaren, aber dann überschlichen mich wieder Zweifel; man wußte bei dir nie, woran man war. Bald schien der eine es zu sein, bald der andere, in letzter Zeit hoffte ich, du würdest dich mit dem Rittmeister verloben, aber dann wichst du ihm wieder aus, und es war die alte Geschichte. — Nun, da du ihn nicht liebst, Doris, bin ich ganz beruhigt, obgleich ich es nicht recht begreife, denn ich sollte meinen, es gibt keinen zweiten Manfred auf Erden, aber der Geschmack ist verschieden, Gott sei Dank, und nichts hindert uns, nun die allerbesten Freunde zu sein. Ja, ich baue sogar auf deine Hilfe die schönsten Hoffnungen, und gedenke mit der Zeit noch deine Schwägerin zu werden."

Das alles hatte sie mit geringer Unterbrechung, unter Lachen und Weinen und wiederholten Umarmungen hervorgesprudelt, und nun setzte sie sich neben mich, ganz erschöpft von der heftigen Erregung, behielt meine Hand in der ihren und plauderte weiter, glückselig, endlich einmal aller Heimlichkeit entbunden zu sein.

Auf mich aber übte ihr rückhaltloses Vertrauen die wohlthätigste Wirkung. Neben den Ängsten und Qualen, die dieses junge Wesen um der Liebe willen erduldet, schrumpften die kleinlichen Schmerzen meiner Eitelkeit in ein Nichts zusammen, und ich schauderte bei dem Gedanken, daß ich nahe daran gewesen war, ihr kaltblütig das Liebste zu rauben, nur, um in grenzenlosem Egoismus meine eigene Zukunft damit zu schmücken. — Allerdings, ich wußte nicht was ich that, aber nun, da mir die Erkenntnis gekommen, erschien es mir wie ein Frevel, Liebe zu begehren ohne Liebe zu geben, und mit kühler Berechnung zu erstreben, was nur in aller Demut erworben werden kann. Ja, selbst die Enttäuschung und Beschämung, die mir in beiden Fällen zuteil geworden war — denn auch die Werbung des Rittmeisters erscheint mir neben seinen bedeutenden Schulden in einem ganz andern Lichte — war nur die Folge meiner eigenen Verblendung, und ich fühlte, daß ich sie gewissermaßen verdient haben mochte.

Für die Zukunft wird mir dies eine Lehre sein, und auch Udo gegenüber soll noch anderes, als die Opportunitätsfrage mein Verhalten regeln. Es ist sonst kein ehrlicher Tausch! Aber nun genug für heute. Die Beichte ist vollständig, das wirst du mir zugeben, Dosia, aber ich bin müde an Leib und Seele, und werde einige Tage brauchen, ehe ich meinen philosophischen Gleichmut wiedergewonnen habe. Bis dahin lebe wohl und denke nicht gar zu schlecht von

Deiner armen Doris.

Den 13. August.

Ich bin noch immer hier.

Rovna hat sich den Fuß verstaucht, muß einige Tage fest liegen und wird mit ihrer vielseitigen Thätigkeit um so mehr vermißt, als die zweite Serie der Besucher gestern eingetroffen ist und wir das Haus wieder voll haben. Da ist es nur natürlich, daß ich für sie eingetreten bin und versuche, mich ein wenig nützlich zu machen. Ich schreibe Tante Mohrsteins Briefe, expediere die Botenfrau, fülle die Obstschalen, mache den Thee und beteilige mich etwas an Rovnas Pflege. — Das ist nicht viel, aber immerhin genug, um meinen Gedanken eine praktische Richtung zu geben und mich von allen unnötigen und unerquicklichen Grübeleien abzuziehen. Margaret meint zwar, ich sähe blaß aus, und Rovna verfolgt mich von ihrem Sofa aus mit besorgten Blicken, aber das alles ist Thorheit und ich befinde mich in Wahrheit außerordentlich wohl. Nur, daß ich wie immer im Leben, auch jetzt wieder unverantwortlich verwöhnt werde und man von meinen kleinen Hilfsleistungen mehr Aufhebens macht, als die ganze Sache wert ist. Unsere neuen Gäste tragen nicht wenig dazu bei. Da ist besonders Herr von Breuner, ein Freund Udos, mit seiner liebenswürdigen Gattin, die einen wahren Kultus mit mir treiben, und anderseits Udo so geschickt in den Vordergrund zu schieben wissen, daß ich glaube, er hat sie sich eigens als Hilfstruppen verschrieben.

Ob mein eignes Verhalten gegen meinen ältesten Vetter bereits eine Veränderung erfahren, wage ich nicht zu entscheiden, glaube aber, daß es unwillkürlich etwas wärmer geworden und wir uns dadurch einen Schritt näher getreten sind. In weit höherem Maße ist dies aber bei Tante Mohrstein der Fall, in deren Privatgemächer ich jetzt zum erstenmale Eintritt erhalte, und die, je mehr ich sie kennen lerne, mir um so interessanter erscheint. Sie kann bei aller Schroffheit eine große persönliche Liebenswürdigkeit entfalten und hat mir gestern eingestanden, daß sie mich ganz falsch beurteilt habe. Daß ich etwas zu leisten imstande bin, scheint sie mit einer gewissen Verwunderung zu erfüllen, und sie überläßt mir manches, was Rovna nur nach ihrer bestimmtesten Anordnung ausführen durfte. — Anderseits macht sie jetzt mitunter Andeutungen, die gar nicht mehr mißzuverstehen sind. So sagte sie gestern: „Meine liebe Doris, es ist merkwürdig, wie gut wir einander verstehen; schon jetzt bist du mir wie eine liebe Tochter."

Das ist nicht sehr beruhigend, aber was soll ich thun? Vielleicht gewöhne ich mich an den Gedanken, Udos Frau zu werden, oder ich reise eben ab. — Eins von beiden.

Rovna und Manfred sind so froh, an mir eine Vertraute zu besitzen, daß sie in der Äußerung ihrer Gefühle sich nicht den geringsten Zwang auferlegen, und wenn ich mich in die passive Rolle der Zuschauerin auch noch nicht ganz hineingefunden habe, so muß ich doch bekennen, daß ich noch nie ein so zärtliches, strahlendes Brautpaar sah. Angesichts ihres heimlichen Glückes kann ich es nur immer von neuem bedauern, daß es mir nicht vergönnt ist, in ähnlicher Weise mein Empfinden zu steigern, und es überkommt mich dann die Versuchung, in meine frühere Thorheit zurückzufallen. Vielleicht gibt es doch noch jemanden in der weiten Welt, der die Macht hat, die unberührte Saite in meinem Herzen erklingen zu lassen und jene geheimnisvoll unbestimmte Hoffnung zu erfüllen, die zuweilen in meiner Seele emporsteigt, lieblich und trügerisch wie eine Fata Morgana.

Von Maurus habe ich noch immer nichts gesehen. Nach wie vor verschmäht er es im Schloß zu erscheinen, niemand spricht von ihm, und nur die Klänge des Waldhorns sagen mir täglich, daß er trotz alledem in unsrer Nähe weilt. — —

Den 15. August.

„Nichts Neues vor Paris.“ So lautete meist das Bülletin unsers braven Podbielski, und dasselbe möchte auch ich heute telegraphieren. Sagt es doch alles, was zu sagen ist, und der Depeschenstil paßt am besten zu meiner augenblicklich sehr kurz bemessenen Zeit. So füge ich in demselben Sinne nur noch hinzu: Wetter herrlich, Gesundheit gut, Stimmung ausgezeichnet, und schreibe erst wieder, wenn es wirklich etwas zu vermelden gibt.

Den 18. August.

Oh Dosia, ich habe ihn gesehen! Wie ein Gott, unter Donner und Blitz, ist er mir erschienen, und der Eindruck, den seine Persönlichkeit auf mich hervorgebracht hat, ist so überwältigend, daß selbst die Schrecknisse der letzten Stunden dagegen zurücktreten müssen. — Ich zittere noch vor verhaltener Aufregung, und doch scheint mir alles gar herrlich verwandelt, mein Herz jubelt auf in heimlicher Wonne, und nur das eine will mir zum Bewußtsein kommen, daß meine Ahnung mich nicht betrogen, daß ich ihn endlich, endlich gefunden habe!

Oh, wenn Du wüßtest, Dosia, wie glücklich ich bin! Aber aus diesem verworrenen Bericht wirst Du schwerlich erraten, was eigentlich geschehen, und ich muß versuchen, meine Gedanken zu sammeln und einen vernünftigen Brief zusammenzustellen. Drängt es mich doch, Dir mein Herz auszuschütten, aber selbst Dir, Liebste, kann ich nicht ganz beschreiben, was in Worten überhaupt nicht auszudrücken ist. Erscheint es mir doch selbst wie ein göttliches Wunder, und ich staune immer von neuem, daß solches an mir geschehen konnte.

Die Sache begann damit, daß wir die dringende Aufforderung erhielten, bei einem Wohlthätigkeitsbazar persönlich mitzuwirken, und da Tante Mohrstein nach dieser Richtung hin gewisse Verpflichtungen hat, und Rovna diesmal verhindert ist, dieselben zu erfüllen, so blieb mir nichts anderes übrig als mich für die Familie zu opfern und in den heiligen Hallen der Charitas als Verkäuferin zu fungieren. Um diesem wichtigen Amt aber gewachsen zu sein, bedarf es noch besonderer Instruktionen, und die jungen Damen, welche sich dazu bereit erklärt hatten, waren von der Vorsitzenden des Frauenvereins, einer sehr liebenswürdigen alten Dame, zu einer vorbereitenden Sitzung eingeladen worden. Heut vormittag fand dieselbe statt.

Ich war mit Fräulein von Dollentin hingefahren, kehrte aber allein zurück, da die Stiftsdame einige Tage bei einer in der Stadt lebenden Jugendfreundin zubringen wollte, und freute mich der schönen, einsamen Fahrt, die zum großen Teil durch den Wald und die weite Mohrsteiner Heide führte. Meine Erwartungen wurden aber nicht erfüllt. Eine unangenehme Schwüle machte sich bemerkbar, dunkle Wolkenschichten türmten sich am Horizonte auf, und kaum hatten wir die Hälfte des Weges zurückgelegt, als plötzlich ein Gewitter aufzog und mit solcher Heftigkeit losbrach, daß man meinen konnte, alle Schrecken der Hölle hätten sich vereinigt, um uns zu vernichten. Heulend und pfeifend fuhr der Sturm über die Heide dahin, wirbelte den Staub auf und bog die schlanken Birken wie dünne Reiser zur Erde hernieder, der Donner grollte nicht, er krachte und knatterte dicht über unsern Häuptern, die Sonne verdunkelte sich, Blitz folgte auf Blitz, und strömender Regen, mit großen Hagelkörnern untermischt, rauschte hernieder, so daß wir, trotz einiger Regenschirme, in wenigen Augenblicken gänzlich durchnäßt waren.

Aber ich dachte weder an meine gefährdete Gesundheit noch an meine Toilette; völlig unfähig mich zu bewegen, und vor Angst halbtot, hatte ich nur Sinn für das furchtbare Toben der Elemente, glaubte jeden Augenblick von dem elektrischen Strahl getroffen zu werden, und beobachtete mit atemloser Spannung die Bewegung der Pferde, die in höchster Aufregung dahingejagt waren und jeden Augenblick durchzugehen drohten.

Und wirklich, kaum waren wieder einige Minuten vergangen, die sich für mich zu Ewigkeiten dehnten, als plötzlich unter einem neuen furchtbaren Schlage die Erde erbebte und mich entsetzt zusammenfahren ließ. Ein Baum, etwa hundert Schritte von uns entfernt, flammte, vom Blitzstrahl getroffen, wie eine Riesenfackel gen Himmel empor, die Pferde, ohnehin schon mächtig erregt, fuhren bei dem Anblick erschreckt zurück, bäumten hoch auf und rasten dann mit uns von dannen, vom Wege abbiegend, über die Wiese dahin, den Torfmooren zu, welche von allen Seiten die Heide umgeben.

O, wie glücklich wäre ich gewesen, hätte in diesem Augenblick eine wohlthätige Ohnmacht meine Sinne umfangen, aber nichts dergleichen geschah; mit offenen Augen und vollem Bewußtsein sah ich das schreckliche Ende herannahen, sah die vergeblichen Anstrengungen der beiden Leute, die Pferde zu halten, und dachte eben darüber nach, ob ich es nicht wagen solle, aus dem Wagen zu springen, als vom Waldsaume her eine große, hünenhafte Gestalt uns entgegengeeilt kam, mit einem mächtigen Sprunge den Pferden in die Zügel fiel, einige Schritte von ihnen fortgeschleift wurde und sie endlich zum Stehen brachte. Dann sprang, unter erneutem Donner und Blitz, der junge Mann zu mir in den Wagen, blieb aufrecht stehen, ließ sich vom Kutscher die Zügel reichen und warf mit einer einzigen geschickten Bewegung die Pferde herum, sie wieder dem Wege zuführend, den wir soeben verlassen.

Das alles war mit einer solchen Schnelligkeit und Gewandtheit geschehen, daß man die Thatsache kaum zu realisieren vermochte, und ich noch vor Erregung zitterte, als längst alle Gefahr vorüber war. Denn wie unter einer geheimnisvoll wirkenden Macht, sänftigte sich die ungestüme Wildheit der Pferde, und auch das Unwetter schien endlich nachlassen zu wollen. Zwar rauschte der Regen noch immer hernieder, und aus der Ferne grollte der Donner zu uns herüber, aber die Luft war von balsamischer Reinheit, und ein Stückchen blauen Himmels lugte zwischen den Bäumen hervor.

Nun da auch ich das Haupt hob, um meinem Retter zu danken, wandte er sich zum erstenmal nach mir um, und ich hatte ihm kaum ins Antlitz gesehen, als auch der Name Maurus meinen Lippen entfloh. Mehr vermochte ich indessen nicht zu sagen, denn wie er da vor mir stand hoch aufgerichtet, mit starker Hand die Zügel führend und sekundenlang seinen Blick in den meinen versenkend, überkam mich ein Gefühl so seltsamer Art, daß ich wie in tiefer Befangenheit verstummte und mich fragte, welch rätselhafter Zauber mich gefangen halte.

Nein, so hatte ich mir den Mohren nicht gedacht und ich begriff nicht, wie jemand auf die Idee kommen könne, ihn häßlich zu nennen. — Ungewöhnlich sah er aus, abschreckend nicht. Zwar sein Profil erinnerte an die Gesichtsbildung der äthiopischen Rasse und seine Hautfarbe schien nicht bloß von der Sonne gebräunt, aber seine hohe, kraftvolle Gestalt war von seltener Schönheit und Anmut, das glänzende schwarze Haar nur leicht gekraust, Mund und Kinn von einem dichten Vollbart verhüllt.

Das schönste aber waren seine Augen, jene mächtigen, klugen, flammenden Augen, die mit so düster forschendem Ausdruck auf mir ruhten und dann sich eilig wieder abwandten, als hätten sie schon zu viel offenbart. Diese Augen waren es auch, die mir das Geheimnis enthüllten, das Geheimnis geistiger Leibeigenschaft und demütiger Liebe; die durch einen einzigen Blick den Funken entzündeten, der so lange geschlummert, und in mir das Bewußtsein erweckten, endlich meinen Herrn und meine Heimat gefunden zu haben. Nicht wie eine erste Begegnung war es, sondern wie ein Wiedersehen nach jahrelanger, schmerzlicher Trennung, und die hohe, fast heilige Freude, die mich erfüllte, war so intensiv, daß selbst sein brüskes, unfreundliches Benehmen sie nicht zu zerstören vermochte. Denn ganz im Gegensatze zu seiner schnellen Hilfsbereitschaft und jener halb unbewußten Empfindung, welche nur in seinen Blicken Ausdruck gefunden, legte sich jetzt ein Zug von Hohn und Bitterkeit über sein Antlitz, und es war nicht ohne eine gewisse Schärfe, daß er sagte:

„Ah, die neue Kousine, wenn ich nicht irre. Nun, niemand kann seinem Schicksal entgehen; Sie haben den Vogel auch sogleich an den Federn erkannt. Eine nette Beschreibung, die man Ihnen von mir gemacht hat.“

„Beschreibung?“ wiederholte ich ruhig, — und es war mir, als wäre es eine andere Person, die mit ihm rede, — „daß ich nicht wüßte. Aber der Wunsch, Sie kennen zu lernen, kam mir zu Hilfe, und ich freue mich, daß ein Verwandter es ist, dem ich für sein heldenmütiges Eingreifen verpflichtet bin. Haben Sie Dank, tausend Dank, lieber Maurus!“

„Beanspruche ich nicht“, sagte er kurz. „An die Insassen des Wagens dachte ich gar nicht, konnte es nur nicht mit ansehen, wie die edlen Tiere in ihr Verderben rannten, und hatte zufällig die nötige Kraft, sie zurückzuhalten. Das war das Ganze! Jeder hätte es nicht gekonnt, aber von Verdienst ist dabei nicht die Rede.“

Ich ließ mich nicht beirren. — „Das kommt auf die Auffassung an“, meinte ich lächelnd. „Übrigens glaube ich nimmermehr, daß Sie mich hätten vor Ihren Augen versinken lassen, und mein Dank bleibt derselbe.“

Einen Augenblick sah er mich an, dann zuckte er wieder spöttisch die Achsel, und fast verletzend klang es, als er sagte: „Merkwürdig, daß man Ihnen keine Begleitung mitgab. Ein so kostbarer Gegenstand pflegt sonst ähnlichen Gefahren nicht ausgesetzt zu werden.“

„Ich bin nicht gewöhnt, mich als solchen zu betrachten“, sagte ich sinnend, „mein Wahlspruch lautet im Gegenteil: help yourself.“

„Sehr angebracht bei einer Halbblut-Engländerin“, lachte er, „aber wenig geeignet für die künftige Herrin von Mohrstein“, und sich zu mir neigend, wollte er noch etwas hinzufügen, als mit einem plötzlichen Krach die Achse brach und der Wagen sich bedenklich auf die Seite neigte. Maurus war im gegebenen Augenblick geschickt herausgesprungen, warf dem Kutscher die Zügel zu, und dem Diener bedeutend, daß er mir das Spritzleder öffnen solle, machte er sich sogleich daran, den Schaden in der Nähe zu besehen.

Das war bald gethan, aber an der traurigen Thatsache nichts mehr zu ändern, und jede Möglichkeit, weiterzukommen, abgeschnitten. Der Wagen hatte bei der tollen Fahrt schon gelitten, war aber jetzt erst zusammengebrochen, und es blieb nichts übrig als einen andern zu holen, oder den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Zu letzterem riet Maurus. Er meinte, bei meinem durchnäßten Zustande würde eine schnelle Bewegung mich vor Erkältung bewahren, sandte die beiden Leute zu Pferde nach Hause, um Tante Mohrstein über mein langes Ausbleiben zu beruhigen, sowie Vorkehrungen für die Fortschaffung des zerbrochenen Wagens zu treffen, und schickte sich selbst an, mich zu begleiten.

Er bot mir nicht den Arm, und eine ganze Weile gingen wir wortlos neben einander her, und doch wie herrlich war dieses Beisammensein, wie schön die gemeinsame Wanderung durch den regenduftigen, lauschigen Wald! Ich hätte immer so dahinschreiten können, durch seine Nähe beglückt, seiner Gegenwart gewiß, aber ich erinnerte mich daran, daß dies wahrscheinlich ein sehr schnelles Ende nehmen werde, und an seine vorherige Bemerkung anknüpfend, fragte ich: „Wie kommen Sie darauf, mich die künftige Herrin von Mohrstein zu nennen? Sind Ihnen darüber falsche Gerüchte zu Ohren gekommen?“

„Falsche?“ wiederholte er mißtrauisch. „Nun, Sie selbst müssen ja am besten wissen, wie weit die Sache gediehen ist, im übrigen aber erzählen sich die Spatzen auf den Dächern das Geheimnis der Mohre, und meine Großmutter selbst hat es sich angelegen sein lassen, die erfreuliche Aussicht möglichst durchblicken zu lassen. Nur Udo nimmt noch keine Gratulationen entgegen.“

„Woran er sehr weise thut“, warf ich ein. „Es ist immer mißlich, den Ereignissen vorgreifen zu wollen, und Udo kennt mich zu gut, um zu glauben, daß die Wünsche seiner Großmutter für mich entscheidend sein könnten.“

„Sie hätten den Mut, denselben entgegenzutreten?“ fragte er erstaunt.

„Wenn meine eignen Interessen gefährdet wären, gewiß. Vorläufig habe ich aber noch keine Veranlassung dazu gehabt.“

„Ah so!“ murmelte er, „es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich begegnen. Und weshalb auch nicht? Sie — wollen Namen und Stellung, jene — Ihr Geld! Es ist ein ganz vernünftiger Tausch!“

Mich ärgerte sein Cynismus, und gleichsam zu meiner Verteidigung sagte ich ärgerlich: „Es könnte auch noch etwas anderes dabei sein.“

„Und was?“ fragte er spöttisch. „Doch nicht etwa Liebe? Sie werden mir das nicht vorreden wollen! Ja, wenn es Manfred wäre — allenfalls, aber Udo — — nein, daran ist gar nicht zu denken.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil er einer großen Neigung gar nicht fähig ist, und Sie in Ihrem ganzen Leben keinen Mann lieben werden, der Ihnen nicht imponiert. Indessen, was rede ich da, ich kenne Sie ja gar nicht.“

„O doch,“ sagte ich, „Sie kennen mich, obgleich wir uns noch niemals gesehen, und ich fast glauben möchte, Sie seien mir bisher geflissentlich aus dem Wege gegangen.“

„Ihnen insbesondere nicht, aber der ganzen hochherrlichen Sippschaft da unten ja, da haben Sie recht! Je weniger ich von ihnen sehe, um so lieber wird es mir sein.“

„Nicht sehr schmeichelhaft für uns“, sagte ich lächelnd, und fügte dann etwas ernster hinzu: „Sie sollten Ihre misanthropische Stimmung bekämpfen, Maurus, und im Familienkreise erscheinen. Glauben Sie mir, es ist das einzig Richtige.“

„Pah“, sagte er, „was liegt an mir? Sie müssen mit den hiesigen Verhältnissen wenig vertraut sein, wenn Sie glauben können, ich würde vermißt. Ich bin der verlorne Sohn aus der Bibel, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht freiwillig zurückgekehrt bin, und man kein Kalb geschlachtet hat, um meine Bekehrung zu feiern. Meine Verwandten gestatten mir gütigst hier zu leben, und ich danke ihnen dafür, indem ich sie mit meiner Gegenwart möglichst verschone. Ich kann Sie versichern, mein bloßer Anblick ist ihnen verhaßt.“

„Sie sollten so etwas nicht sagen!“

„Sie meinen, weil es häßlich klingt? Nun, wenn ich es nicht sage, ich fühle es um so lebhafter, und wahrhaftig, es ist kein angenehmes Bewußtsein.“

„Das sich durch die Gewohnheit, den täglichen Verkehr am ersten abstumpfen würde. Sie haben ein Recht auf das Haus Ihrer Väter, weshalb nehmen Sie es nicht in Anspruch?“

„Weil ich es vorziehe, mein Unglück im Verborgenen zu tragen und nicht immer in der Stimmung bin, die nötige Rücksicht zu nehmen. Übrigens begreife ich nicht, weshalb gerade Sie sich berufen fühlen, mich aus meiner selbstgewählten Einsamkeit hervorzulocken. — Ist es der Gedanke an die bevorstehende Verschwägerung, welcher Sie so besorgt sein läßt, oder haben Sie noch andere Gründe?“

Der höhnische Ton verletzte mich, und ich hätte alle Ursache gehabt, ihm böse zu sein, aber ein geheimnisvolles Etwas in meinem Innern versöhnte mich mit seiner Schroffheit, und es war ohne alle Empfindlichkeit, daß ich sagte: „Mein Interesse gilt einzig dem Menschen. Wenn Sie mir ganz fremd wären, ich würde Ihnen dasselbe raten.“

Er lachte. „Nun, das ist eine neue Erfahrung; bisher war es mir nur beschieden, Furcht zu erwecken, aber ich kann nicht gerade sagen, daß Mitleid mir begehrenswerter erscheint. Sie werden an mir wenig Freude erleben.“

„Ich erwarte von Ihnen nur Gutes und Schönes,“ sagte ich, „und habe das vollste Vertrauen zu Ihnen.“

„Trotz meiner Vergangenheit?“

„Ja, trotzdem!“

Eine Weile gingen wir schweigend weiter, dann blieb er plötzlich stehen und sagte ernst und traurig: „Warum versuchen Sie mich, Doris? Wissen Sie genau, daß es mir zum Heile dient?“

Ich wußte zuerst nicht, was ich erwidern sollte, und einen Atemzug lang überkam mich ein Bangen, wie vor einer großen Verantwortung, dann aber blickte ich ruhig zu ihm auf, und

„Heil, Kaiser Wilhelm Dir!" Auch ein Beitrag zu Kaisers Geburtstag. Gemalt von Hedwig Großmann.

all' meinen Mut zusammenfassend, sagte ich: „Es ist nur ein Wunsch von mir, eine Bitte, zu der ich allerdings keine Berechtigung habe, aber wenn Sie dieselbe erfüllen wollten, des Erfolges würde ich sicher sein.“

„Sind Breuners noch da?“ fragte er kurz.

„Ja, und gedenken auch noch eine Woche zu bleiben.“

„Dann komme ich gewiß nicht“, und nach einer Weile fügte er hinzu: „wozu auch? — mich mit neugierigen Blicken anstarren zu lassen, und zu sehen, wie vortrefflich jeder seine Rolle einstudiert hat. Die Komödie wird auch ohne mich zum Abschluß gelangen.“ — „Welche Komödie?“

„Nun die, in welcher Sie die Heldin zu spielen haben, und meine Großmutter den Regisseur. — Sie könnte den Titel führen: „Der Sieg des Goldes“ und ist sicher, den allgemeinsten Beifall zu erringen.“

Er hatte das so bitter als nur möglich gesagt, aber wieder war es nicht Groll, was mein Herz bewegte, sondern eine heimliche Freude darüber, daß der Gedanke an meine projektierte Verlobung mit Udo ihm entschieden Unbehagen verursachte und ich daraus schließen durfte, daß ich, trotz der Kürze unserer Bekanntschaft, ihm weder unsympathisch noch völlig gleichgültig sei.

„Ah“, sagte ich, „gerade weil Sie dieses Vorurteil haben, müssen Sie kommen. Sie werden von Ihrem Irrtum sehr bald überzeugt sein.“

„Glauben Sie? Nun, jedenfalls besitzen Sie eine anerkennenswerte Hartnäckigkeit in allem, was Sie sich vornehmen, und ich werde sehen, was sich thun läßt. Jetzt aber ist es Zeit, daß ich Sie verlasse. Wie Sie sehen, befinden wir uns an der Grenze des Gartens, und es liegt keine Notwendigkeit mehr vor, Ihnen meine Begleitung aufzudrängen. Leben Sie wohl!“ und den Hut lüftend ging er von dannen, ehe ich noch Zeit gehabt, ihm zum Abschiede die Hand zu reichen. Dennoch zweifle ich nicht, daß ich ihn wiedersehen werde, und das, was zwischen meinen Worten lag, genügte vollkommen, mich über die Härte derselben zu trösten.

Im Schlosse war man meinetwegen in lebhafter Unruhe gewesen, und Manfred war der erste, der mir mit besorgtem Gesicht entgegentrat. Aber mein befriedigtes Aussehen ließ von den ausgestandenen Schrecken wenig erraten, und ich vermochte auf die vielen Fragen nur zerstreute Antworten zu geben. — War meine Seele doch von ganz andern Dingen erfüllt, ein leichter Schüttelfrost aber, der mich an meine durchnäßte Kleidung erinnerte, gab Anlaß zu den energischsten Maßregeln, und ich mußte mich schleunigst in mein Zimmer verfügen, um durch Ruhe und Wärme das Attentat auf meine Gesundheit wieder auszugleichen. Margaret bestand sogar darauf, mich zu Bette zu bringen, und gehorsam trank ich die heiße Bouillon, die sie mir aufnötigte, aber der anbefohlene Schlummer wollte sich nicht einstellen, und mit weit geöffneten Augen lag ich da, wieder und wieder jede Einzelheit durchlebend, die den heutigen Tag für mich so bedeutungsvoll gemacht.

Ja, an der Thatsache läßt sich nichts ändern. Maurus der Spieler, der Selbstmörder, der Gefürchtetste der Mohren, an den ich bisher nur mit Grauen und Mitleid zu denken vermochte, er hat mit einem Schlage mein Herz gewonnen, und seine Liebe, die er schon einmal an eine Unwürdige verschwendet, scheint mir die köstlichste Gabe, die mir die Erde zu bieten vermag. — Er, der Verfemte, ist mein Held, und wie sehr ich, um seiner selbst willen, auch das Vergangene beklage, an dem Gefühl innerer Zusammengehörigkeit und blinden Vertrauens, das mich ihm gegenüber erfaßt, vermag es auch nicht das Geringste zu ändern. — Wäre er der ärmste und verlassenste der Menschen, ich würde mich mit Stolz und Freude zu ihm bekennen und glücklich sein, dürfte ich mit ihm seinen Kummer teilen.

Begreifst Du das, Dosia? — Ich glaube, nein. Die Liebe zu Deinem Manne war mehr ein freudiges Erwidern, ein dankbares Empfangen, als jene himmelstürmende Leidenschaft, die mit elementarer Gewalt unser ganzes Wesen verwandelt, und doch wie glücklich bin ich, daß ich endlich sehend geworden, endlich ein Gefühl kennen gelernt habe, das mir höher scheint als alle Vernunft! Um dieses Gefühles willen werde ich Dir auch nicht zürnen, wenn Du mich eine schwärmerische Thörin schiltst! Weiß ich doch, daß ich früher dasselbe gethan hätte, aber jetzt? — Ich meine, Du solltest mich nur beneiden, Dosia! — — — — — — — — —

Den 19. August.

Margaret war sehr erstaunt, als ich sie zum erstenmale seit vielen Jahren heute morgen umarmte und ihr versicherte, das Leben sei doch schön! Zwar küßte sie mir dankbar die Hände, und ihr gutes, altes Gesicht erglänzte in tiefster Bewegung, aber der besorgte Blick, der mich streifte, verriet etwas von der Furcht, mit der meine unmotivierte Zärtlichkeit sie erfüllte und den Gedanken in ihr wachrief, die ausgestandene Angst habe vielleicht meinen Sinn verwirrt. — Wußte sie doch nicht, daß die freudige Gehobenheit meiner Stimmung nach einer Bethätigung suchte, und ich an mich halten mußte, um ihr nicht zu verraten, welcher Wendepunkt in meinem Leben eingetreten sei.

Auch Manfred wäre ich am liebsten um den Hals gefallen. Ihm und seiner heimlichen Verlobung hatte ich es ja zu verdanken, daß ich nicht in thörichter Unwissenheit meine Freiheit verschleudert, mich nicht gebunden hatte, ehe ich wußte, was ich eigentlich that. — Wie klug war ich mir erschienen mit meiner kühlen Berechnung und wie nahe daran gewesen, aus lauter Vernunft etwas ganz Unnatürliches und Widersinniges zu thun! Und selbst jetzt, wenn ich Udo erhört, wenn ich zu spät Maurus begegnet wäre, welche Summe von Leid und Qual würde ich auf uns beide heraufbeschworen haben! — Gott sei gelobt, noch bin ich frei, und nie, nie könnte ich einem andern Manne gehören als ihm, den ich jetzt erst kennen gelernt habe. Aber da ich das weiß, da kein Schwanken und Erwägen für mich mehr möglich, weshalb reise ich nicht ab und zeige Tante und Udo, daß sie sich getäuscht, daß es mir nicht möglich ist, ihre Wünsche zu erfüllen? — Es wäre klug, es wäre ehrenhaft gehandelt — aber ach, gerade jetzt kann ich nicht scheiden, gerade jetzt mich nicht jeder Gelegenheit berauben, den Freund meines Herzens wiederzusehen. Udo hat sich noch mit keiner bestimmten Frage an mich gewendet, mein Benehmen ihm keine Veranlassung gegeben auf Erhörung zu hoffen, — weshalb sollte es mir da nicht gestattet sein, auch ferner die gänzlich Unbefangene zu spielen und einige Zeit noch dieses Hauses Gastfreundschaft zu genießen? — Es ist vielleicht nur mein allzu zartes Gewissen, welches mein Bleiben als ein Unrecht verurteilt, aber selbst wenn es recht hätte, ich habe heute nicht mehr die Kraft mich loszureißen, und was mein Glück ist, bin ich nicht verpflichtet freiwillig zu fliehen.

Anderseits werde ich aber doppelt bemüht sein, den Bewohnern dieses Hauses Liebes zu erweisen und jedem Einzelnen meinen Dank zu bethätigen. Ist es mir doch, als könne ich nie genug thun, um mich des hohen Glücks, das mir zuteil geworden, würdig zu zeigen, und der Gedanke an Maurus durchwärmt und erleuchtet mein ganzes Wesen. Selbst Rovna fällt dies auf, und nun, da ich zum erstenmale ihre treue Liebe begreife, ist unser Verhältnis ein wahrhaft schönes und schwesterliches geworden. Möge es mir auch vergönnt sein, die beiden Leutchen endlich zusammenzuführen!

Den 21. August.

Als ich am Morgen erwachte, wußte ich, daß er heute kommen würde, und er kam.

Die Familie hatte er offenbar schon begrüßt, als ich noch bei der Toilette weilte, und als ich dann in den Salon trat, gerade in dem Augenblicke, als man zu Tisch ging, begnügte er sich damit, mir eine stumme Verbeugung zu machen. Während des Diners saß er mir schräg gegenüber, aber ich wagte kaum nach ihm hinzusehen, und sprach mit nervöser Hast auf Manfred ein, der an meiner Seite saß und mit neckenden Bemerkungen meine plötzliche Appetitlosigkeit kommentierte. Trotzdem fand ich Zeit, meine Beobachtungen zu machen, besonders später, als wir uns auf der Terrasse versammelten, um den Kaffee einzunehmen. — Seinen Verwandten gegenüber

benimmt Maurus sich ganz so wie ich vorausgesetzt hatte, kühl, schweigsam, höflich, nicht ohne Sarkasmus, die Äußerungen seiner Brüder mitunter mit satirischen Bemerkungen erläuternd, aber im ganzen doch jedem Streit, jeder Erörterung vorsichtig aus dem Wege gehend. Den Gästen begegnet er mit ernster Ruhe und chevaleresker Rücksicht, und sein ganzes Verhalten ist so tadellos und gesittet, daß es seine menschenfeindlichen Anschauungen, seine Geringschätzung geselliger Bande vollkommen verhüllt. — Nur dann und wann erinnert ein Wort, ein unbewachter Blick daran, daß der brünette junge Mann in angemessener Salontoilette eins ist mit dem berüchtigten Mohren, dem wilden Jäger, der schon so viel von sich reden gemacht hat und sich so schwer entschlossen hat, unsern Kreis zu besuchen.

Übrigens hat sein unerwartetes Erscheinen wenn auch keine Freude, so doch auch gerade kein Befremden erregt. Man ist gewöhnt, ihn ohne jeden ersichtlichen Grund kommen und gehen zu sehen und findet es ganz natürlich, daß seine Einsamkeit ihm wieder einmal leid geworden. — Seine Brüder behandeln ihn mit einer gewissen Vorsicht, ich möchte beinahe sagen Scheu, und fühlen sich durch seine Gegenwart offenbar ein wenig geniert, die Großmutter, gehüllt in den Mantel eisiger Höflichkeit, sucht dieselbe möglichst zu ignorieren. Die Stiftsdame folgt ihrem erhabenen Beispiel, und nur Rovna scheut sich nicht, ihm mit unbefangener Herzlichkeit zu begegnen.

Unsere Bekanntschaft und der Ritterdienst, den er mir geleistet, war zu meinem großen Mißvergnügen schon vorher gründlich erörtert worden, und wenn Frau von Breuner auch meinte, es sei eine schreckliche Alternative, zwischen den beiden Mohren, die sich nur durch die Orthographie unterschieden, wählen zu müssen, so gestand man mir doch die Berechtigung zu, mein Urteil über ihn möglichst milde zu gestalten, und fand es natürlich, daß ich seine Frage nach meinem Befinden mit einem wiederholten Danke beantwortete.

Daß derselbe mehr seinem Erscheinen, als meiner neulichen Rettung galt, konnte niemand ahnen, und während ich glücklich war, ungestört einige Worte mit ihm wechseln zu können, bedauerte man mich als das arme Opfer verwandtschaftlicher Rücksicht. Ich aber sprach Maurus nicht nur meine Freude aus, daß er gekommen, sondern auch meine Verwunderung über die Leichtigkeit, mit der er sich dem ihm verhaßten Zwange zu fügen wisse, und er erwiderte darauf mit ernstem Lächeln: „Was wollen Sie, Kousine? Ich habe hier weder das Recht, den Sonderling zu spielen, noch den Wunsch, mich lächerlich zu machen, und für einige wenige Stunden ist die Selbstbeherrschung nicht schwer. Nur wenn ich meine schlimmen Tage habe, darf ich es nicht wagen unter Menschen zu gehen, — ich könnte dann wieder in die Lage kommen, Unheil zu stiften."

Im ganzen spricht er nicht viel, aber ich bin überzeugt, er beobachtet um so schärfer, und wenn er sich die Mühe nimmt, entgeht ihm nichts. — Besonders mein Verkehr mit Udo erregt sein Interesse, und wenn ich mit diesem spreche, fühle ich, daß seine Augen auf mir ruhen.

Überhaupt ist es ganz falsch, wenn man sagt, die Liebe mache blind. Ich finde, daß eher das Gegenteil stattfindet, denn wenn ich auch in der lebhaftesten Unterhaltung bin, ich weiß immer, wo Maurus ist, was er sagt, was er thut, wenn auch die ganze Länge des Zimmers zwischen uns liegt, und ich bin überzeugt, mit der Zeit werde ich auch seine Gedanken erraten.

Da Maurus anwesend und, wie Rovna mir zuflüsterte, in ungewöhnlich trätabler Stimmung war, wurde wieder einmal eine musikalische Soiree arrangiert, bei der mitzuwirken der Gefürchtete sich bereitfinden ließ. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schön er spielt und welche strenge Kritik er zu üben versteht. Wahrlich, er ist ein geborner Künstler, und ich glaube, er hätte es unendlich weit bringen können, wäre sein Talent anfangs nicht absichtlich unterdrückt und zurückgehalten worden. Erst als er frei war, brach es sich Bahn. Die Großmutter fürchtete für ihn die Erbschaft des Blutes; sie wollte durch nichts an die verhaßte Schwiegertochter erinnert werden, nicht einmal durch seine eminente musikalische Begabung, und nun muß sie es doch ruhig mit ansehen, wie seine Hände über die Tasten gleiten und reiche, wunderbare Melodieen hervorzaubern, immer neu emporsteigend aus einem tiefen, unversieglichen Quell, immer unendlichen Wohllaut erzeugend. Und mag er nun seinen eignen Inspirationen folgen oder sich in die Werke unsterblicher Meister versenken, immer ist das, was er spielt, meisterhaft in der Technik und vollendet im Ausdruck. Vom Herzen kommend, zum Herzen gehend, dringt seine Musik in die verborgensten Tiefen der Seele, und wenn er längst aufgehört hat zu spielen, ist die Luft noch erfüllt von seinen Harmonieen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Kolonie in Davos und ihr Kaiserfest.

Am 8. Februar sind zwanzig Jahre verflossen, seitdem die ersten Winterkurgäste das damals öde und noch wenig besuchte Hochthal Davos (entstanden aus romanisch davūs = dahinten) im Graubündner Land betraten. Der jetzige Kurarzt Dr. Unger, welcher nach einem gründlichen Studium der klimatischen Verhältnisse in den Hochgebirgen, besonders in den Anden, sein Augenmerk auf die Alpen gerichtet hatte, war der eine, sein Patient, der gegenwärtige Inhaber des ältesten Hotels Strela, der andere. Beide zogen lungenkrank auf einem offenen, primitiven Postschlitten durch das einsame, aber mit eigenartigen Reizen geschmückte Prättigau in die winterliche Landschaft ein. Die Wirkung des Höhenklimas auf diese zwei leidenden Männer war eine überraschende. Sie erlangten nicht nur binnen kurzer Zeit ihre Gesundheit wieder, sondern kräftigten den angegriffenen Körper derart, daß sie bis auf den heutigen Tag allen Stürmen, die auch in ihrem Leben nicht fehlten, Trotz geboten haben und noch immer — als die beste Empfehlung für Davos — mit anhaltender Frische und Rüstigkeit ihre Berufspflichten erfüllen.

Als dieser wunderbare Erfolg in Deutschland bekannt wurde, folgten weitere Kranke den ersten nach. Seitdem mehrte sich die Zahl der Fremden, welche in Davos Stärkung und Heilung von ihren Leiden suchten und fanden, von Jahr zu Jahr. Denn zwanzig Jahre regen Fleißes und ausdauernder Arbeit vermochten, im Zusammenhang mit den günstigsten klimatischen Vorbedingungen, in dieser entlegenen Gegend, 5200 Fuß über dem Meere, in der Nachbarschaft von Adlern und Gemsen, eine Stätte zu schaffen, an welcher Kranke wie Gesunde wenig oder gar nichts von dem Komfort und der Bequemlichkeit des Lebens im Tieflande vermissen. Eine große Kolonie, und zwar eine **deutsche**, hat sich, von Gletschern und zackigen Felsen rings umschlossen, hart an der Baumgrenze gebildet.

Eine **deutsche** Kolonie? fragt vielleicht mancher der Leser verwunderungsvoll. Wie kann man einen Ort im Schweizer Land, wo aus allen Teilen der Welt Lungen- und Nervenkranke sich einfinden, eine deutsche Ansiedelung nennen? Und doch trägt Davos in jeder Beziehung einen durchaus deutschen Charakter. Betrachten wir den Ort nur ein wenig näher.

Im Winter 1884 auf 85 beherbergte Davos zur Zeit der höchsten Saison ungefähr zwölfhundert Kurgäste. Diese kamen zur Hälfte aus Deutschland, zur Hälfte aus anderen Ländern, besonders aus Holland, England, Frankreich, Italien und Amerika. Aber noch andere wichtige Umstände kommen hinzu, welche dem „Platze" sein spezifisch deutsches Wesen aufprägen.

Von den daselbst ansässigen neun Ärzten gehören fünf ihrer Abstammung und Ausbildung nach unserm Vaterlande an. Und unter ihnen befinden sich jene zwei, welche den vormals ziemlich unbekannten Schweizer Flecken in die Reihe der berühmtesten Luftkurorte eingliederten. Denn eben jener erste Winterkurgast Dr. **Unger**, welchem das unstreitige Verdienst gebührt, durch seinen Versuch im Winter 1865 den Grund zur jetzigen Bedeutung des Graubündner Hochthales gelegt zu haben, war ja in Verbindung mit den schon elf Jahre lang vor ihm als Landschaftsarzt der einheimischen Bevölkerung fungierenden Dr. **Spengler** aus Mannheim in ununterbrochener Arbeit für den Ruf von Davosplatz thätig. Und beide Männer erfreuen sich bis auf den heutigen Tag vermöge ihrer reichen Erfahrung und ihres tüchtigen Wissens der ausgedehntesten Praxis unter den Kranken aller Nationen am Orte.

Aber jene fünf Ärzte sind nicht die einzigen Deutschen geblieben, welche ihren dauernden Wohnsitz in Davos genommen haben. Der Inhaber der größten von beiden Apotheken, die meisten Besitzer der ansehnlichsten Geschäfte und Bazare, die Eigentümer verschiedener großer Hotels und Pensionen, daneben eine ganze Reihe Handwerker und Dienstboten sind Deutsche, welche, von der heimtückischen Krankheit der Lungenschwindsucht im Unterlande befallen, in das Gebirge flüchteten, in der reinen Atmosphäre der Bündner Berge ihre Gesundheit kräftigten und seitdem einen neuen Wirkungskreis in der Höhe gesucht und gefunden haben. — Ganz besonders sind es jedoch drei Anstalten in der Mitte dieser deutschen Kolonie, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen: das Diakonissenhaus mit der Kapelle der evangelischen Kurgemeinde und zwei deutsche Schulen.

Nur wenig abseits von der Poststraße, welche Davos in eine obere und untere Hälfte teilt, steht das **Diakonissenhaus**, schräg gegenüber dem eleganten und geräumigen Kurhaus. Aus Beiträgen der Kurgesellschaft durch die energischen Bemühungen Dr. Spenglers

wird es seit der Mitte 1883 von Schwestern aus dem Däntlikerschen Berner Mutterhause unter der Leitung der gegenwärtigen gediegenen Oberschwester trefflich versorgt und hat den Zweck, jeden Kranken ohne Rücksicht der Nationalität und Konfession in seinen Räumen zu pflegen. Ein fast ausschließlich aus Deutschen zusammengesetzter Vorstand und Ausschuß leitet in Gemeinschaft mit dem aus Württemberg stammenden evangelischen Kurgeistlichen, Pfarrer Palm, die Angelegenheiten des Hauses, das schon vielen Kranken zum leiblichen und geistlichen Segen gedient hat.

Nicht weit von dieser Anstalt entfernt, nahe dem Landwasser, erhebt sich auf weitem sonnigen Plane, von den Parkanlagen des Schweizerhofes auf der einen und von weichen Wiesenmatten und Spielplätzen auf der andern Seite freundlich umrahmt, das Schulsanatorium Fridericianum. Dieses höchst gelegene europäische Gymnasium, eine Hochschule in des Wortes eigenster Bedeutung, wurde von Geh. Hofrat Dr. Perthes ins Leben gerufen und ging nach dessen Tode an die jetzigen beiden Direktoren Dr. Schaarschmidt und Dr. Mühlhäußer über. Und seit ihrem Bestehen hat diese Schule, an welcher geprüfte deutsche Lehrer Gymnasial- und Realunterricht von Prima bis Sexta erteilen und zugleich die Aufsicht über die in den zwei stattlichen Gebäuden wohnenden Schüler führen, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die deutsche Jugend in Davos gewonnen. Wie mancher Zögling, dessen schwächliche Konstitution unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen des Stadtlebens erschüttert war, wie mancher phthisisch beanlagte Knabe, welcher frühzeitig genug von den Seinen nach Davos geschickt wurde, um sich körperlich kräftig zu entwickeln und doch auch dabei die Pflege der Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, ist im Frühjahr mit geröteten Wangen, voll Lebensfrische, in die Arme der freudig erstaunten Eltern zurückgekehrt! — Was diese Anstalt den Knaben geworden ist, bietet eine von zwei deutschen Damen vorzüglich geleitete Töchterschule verbunden mit Pensionat den Mädchen. — Alle Glieder dieser deutschen Kolonie, welche mitten auf Schweizer Gebiet herangewachsen ist, fühlen ihr Herz freudiger schlagen an den Nationalfesttagen ihrer Brüder jenseits des Rheins hinter der Rhätikonkette, — insbesondere feiern sie dankbaren Herzens den Kaisertag, welcher ihnen den Beginn eines neuen Lebensjahres für den greisen Monarchen und die Rückkehr in die geliebte deutsche Heimat als Frühlingsgruß verkündet. Und selbst die vom Sturme früh geknickten Landsleute, denen der klimatische Wechsel nicht die ersehnte Heilung brachte, empfinden etwas von der hehren Freude ihrer glücklicheren Brüder. Auch ihren schlaffen, todesmatten Körper durchglüht in solchen Stunden neue Kraft, noch einmal, — vielleicht zum letztenmale, — will jedermann von ganzem Herzen ein Deutscher sein.

Diese allgemeine Begeisterung that sich auch am 22. März v. J. unter den Kurgästen von Davos-Platz in jeder Weise kund.

Früh sechs Uhr erschien im Orte die erste schwarz-weiß-rote Fahne am Erkertürmchen des Hochlandsgymnasiums, und unter dem Trompetengeschmetter eines Schülers: „Heil dir im Siegerkranz“ begrüßte das entrollte Banner den Kaisertag in Davos. Jetzt öffnete sich im obersten Stockwerk des Diakonissenhauses das Fenster eines deutschen Studenten. Begleitet von den Hurrarufen mehrerer anderer Genossen, welche unten auf der Wiese mit Revolverschüssen das Erscheinen der deutschen Landesfarben verkündeten, entfaltete sich die prächtige, sieben Meter lange Fahne — es war die größte am Platze, — in dem Thalwinde, welcher längs des Landwassers hinstrich. Nicht lange darauf folgten andere Kurgäste dem Beispiele nach, und bald flatterten aus jedem Hotel, in welchem ein Deutscher wohnte, nicht selten in trauter Gemeinschaft mit dem weißen Kreuz auf rotem Grunde, die schwarz-weiß-rote Flagge. Dumpf hallten die Freudenschüsse von den nächsten Bergen herab und brachen sich donnernd an den umliegenden Felsen, sodaß manch altes Bauernmütterchen, verwundert ob dieses sonderbaren Treibens, ängstlich den Kopf zur Luke ihrer ländlichen Blockhütte hinausstreckte. Auf der breiten Landstraße entfaltete sich zeitig ein reges Leben. Wer nicht hochfiebernd zu Bett lag, begab sich gegen zehn Uhr auf die sonnige Promenade vor dem Kurhaus, wo die Klänge der deutschen Nationalhymne die Herbeieilenden begrüßten. Die herzlichste Eintracht verband alle Gäste zur schönen Feier. Menschen, die sich nie gekannt hatten, nickten sich freundlich zu, sobald die schwarz-weiß-rote Schleife oder die blaue Kornblume den Deutschen verrieten. Dreihundert solcher Schleifen wurden in den Putzmacherläden gefertigt; danach erklärten sich die Verkäuferinnen außer stande, auch nur eine einzige noch zu liefern, — sie waren ausverkauft. — Und wie stolz hoben unsere kleinen Patrioten das Köpfchen, wie seelenvergnügt blickten die fröhlichen Kindergesichter auf das Bändchen, welches die Mutter dem Liebling an das Kleid geheftet hatte! Sie fühlten, daß sie, als die Hoffnung für künftige Zeiten, auch ein Recht hatten mitzujubeln an ihres Kaisers Geburtstage, und thaten das Ihrige, um zur allgemeinen Freude beizutragen. — Auch die Holländer und Engländer gaben ihrer Verehrung für den ruhmgekrönten Fürsten durch ihre rege Teilnahme an der Freude des deutschen Volkes in jenen Stunden in herzlicher Weise Ausdruck. Hatten schon bei der Sammlung, welche die Deutschen im Diakonissenhause zur Anschaffung ihrer Fahne untereinander veranstalteten, einzelne Ausländer zuvorkommend um Annahme eines Beitrages von ihrer Seite gebeten, so beteiligten sie sich auch bei der allgemeinen Feier, welche die Kurgäste in den meisten Hotels vereinigte, in brüderlichem Gemeinsinn. Manches Hoch mag an diesem Tage in den verschiedensten Teilen der Erde auf den Deutschen Kaiser ausgebracht, mancher Wunsch für das Wohl des greisen Helden, welcher der Weltgeschichte dieses Jahrhunderts und darum allen Völkern der Welt angehört, ausgesprochen sein, aber herzlicher und ergebener hat schwerlich jemand, sei es im Vaterland, sei es in der Ferne seiner gedacht, als die Kurgäste des einsamen Bündner Hochthales Davos. Mehrere Depeschen flogen hinab nach Berlin, um den Ersten in der deutschen Nation, den ruhmesreichen Wilhelm, der Liebe seiner Unterthanen auch in dem Lande „Dahinten“ zu versichern.

Manche von denen, welche am letzten Geburtstage des Deutschen Kaisers in Davos weilten und bald darauf aus dem Postwagen den zurückbleibenden Freunden nachriefen: „Auf Nimmerwiedersehen in Davos!“ sind voll Sehnsucht nach dem sonnigen Thal zurückgekehrt und werden auch am 22. März dieses Jahres, welches neue Lorbeeren um das Haupt unsers deutschen Monarchen flocht, mit vielen anderen voll Begeisterung ihres Kaisers gedenken. H. Hilprecht.

Einer vom Hofbräuhaus.
Originalzeichnung von E. Harburger.

Das Schlachtfest.

Militärhumoreske von Hermann Ferschke.

Hermann Ferschke.

Der Stadt und Festung Wesel gegenüber liegt auf dem linken Rheinufer das Fort Blücher, ehemals Fort Napoleon genannt, da es von letzterem zur Deckung des Rheinüberganges seiner Zeit angelegt ist. Letzterem Zwecke diente es auch noch zu der Zeit, in welcher meine kleine, wahrhafte Geschichte sich zugetragen hat.

Zwischen der Stadt und dem Fort teilt sich der Rhein in zwei breite Arme, welche eine so umfangreiche Insel umschließen, daß damals die aus vier Bataillonen Infanterie bestehende Garnison ihre Schießübungen darauf abhalten konnte — ob dies noch heute der Fall, ist mir nicht bekannt. Die Verbindung zwischen den beiden Rheinufern wurde damals durch zwei große Pontonbrücken unterhalten, welche beide an der Insel endeten, über welche eine kurze Chausseestrecke führte. Die Entfernung von der inneren Stadt nach dem Fort betrug reichlich eine halbe Stunde.

Das Fort Blücher war stets von einer Kompanie Infanterie besetzt, welche alle drei Monate abgelöst wurde, und dieses Interimistikum galt jederzeit als ein ermüdendes Kommando. Im Sommer mußte diese Kompanie, welche natürlich alle in jene Jahreszeit fallenden Bataillons- und Regimentsübungen mitzumachen hatte, stets eine Stunde früher antreten und kam dann auch eine Stunde später in das Quartier, als alle übrigen Truppen. Dafür wohnte man allerdings ganz ländlich und konnte sich behaglich im Grünen am Ufer des breiten, schönen Rheins lagern, was romantischen Gemütern ja vielleicht eine sehr willkommene Abwechselung sein mochte; prosaischen Alltagsmenschen jedoch war mit diesem Kommando sehr wenig gedient. Im Winter dagegen war der gezwungene Aufenthalt auf dem Fort geradezu einer regelrechten Verbannung gleich zu erachten. Fing der Rhein an mit Treibeis zu gehen, dann wurden die beiden Pontonbrücken abgefahren und in Sicherheit gebracht, und damit war jeder Verkehr mit der Stadt völlig aufgehoben. Die im Fort liegende Kompanie war sodann gänzlich auf sich selbst angewiesen, die Verpflegung wurde aus den auf dem linken Rheinufer befindlichen Dörfern bezogen und dienstliche Befehle erhielt sie, wenn niemand mehr ein Boot zu besteigen wagte, entweder gar nicht, oder per Post über Xanten. Da man jedoch eine Kompanie nicht ohne Aufsicht und ärztliche Hilfe lassen konnte, so mußten zwei Offiziere und ein Arzt, sowie auch der Portepeefähnrich, ebenfalls auf drei Monate ihr Bündel schnüren und das Fort beziehen. Dieses Vergnügen wurde uns am 1. Oktober 1855 zu teil.

Der Befehl dazu traf uns wie ein Donnerschlag; unsere Kompanie war, aller Berechnung nach, noch gar nicht ‚dran' und wir räsonierten daher unter uns, wie das ja unter jungen Offizieren jederzeit üblich ist, ungeheuer darüber, packten jedoch unsere sieben Sachen zusammen und wanderten nach dem Fort, wo wir uns in den von den abgelösten Kameraden soeben verlassenen Kasemattenzimmern bestens einrichteten.

Wir waren unser vier. Ältester Offizier und demnach nunmehr Kommandant dieses wichtigen, von uns besetzten Postens war der Leutnant Niedermeyer, ein prächtiger Kerl. Mit Leib und Seele Soldat, war er hochbeliebt im Offizierkorps, geachtet von den Vorgesetzten und seiner Kordialität, Leidenschaftslosigkeit und Gerechtigkeitsliebe wegen nicht minder geehrt von seinen Untergebenen. Ein wackerer Offizier, ein guter Kamerad und Freund, ein braver, lieber Mensch, — nehmt alles nur in allem. Mit lächelnder Wehmut gedenke ich seiner! Wie oft habe ich schon von kleinen Eigentümlichkeiten alter Freunde und Kameraden erzählt, — auch Niedermeyer war nicht frei davon und ritt seine Steckenpferde, wie viele andere, und ich fasse dieselben kurz zusammen, indem ich sage: er war ein Kraft- und Naturmensch. Die anstrengendsten Körperübungen waren ihm ein Kinderspiel, mit Vorliebe betrieb er Zimmergymnastik und jonglierte dabei wie ein Zirkusathlet; ein einziges Wort des Zweifels, daß diese oder jene Strudelstelle des Rheines nicht durchschwommen werden könne, und er stürzte sich hinein, um das Gegenteil zu beweisen. Eines Tages hatte er uns das Kunststück in voller Uniform vorgemacht und ich denke noch heute an den Schrecken, den er uns verursachte, als er über die Brückenbarriere setzte. Er hatte aber noch andere Steckenpferde. Er schwärmte für die Landwirtschaft, wie überhaupt für alles Praktische, und diese Schwärmerei wird in meiner heutigen kleinen Geschichte noch besonders zum Ausdruck kommen.

Unser zweiter Gesellschafter war der Unterarzt Dr. Reinhardt. Ich weiß nicht, ob der verehrte Herr noch lebt und ob er später sein Staatsexamen bestanden hat. Damals haperte die Sache und seine wiederholten Examenreisen nach Berlin waren stets vergebliche gewesen. Das aber hielt ihn nicht ab, Gesunden ‚Revier' zu geben und Kranke mit dem Bewußtsein zu behandeln, daß die Natur der beste Doktor ist. Im übrigen war er ein unterhaltender junger Mann, der keinen Spaß verdarb.

Der Dritte im Bunde war unser Fähnrich Förster, ein gewecktes, schmächtiges Kerlchen, wie jeder Fähnrich allezeit bereit, jeden Ulk mitzumachen und auch eine Rolle dabei zu übernehmen. In seinem engeren Kameradenkreise galt er außerdem für ein poetisches Licht, und der Sage nach sollte er zahlreiche Gedichte verbrochen haben!

Der Vierte in diesem ausnahmsweise vierblätterigen Kleeblatt war der Erzähler dieser wahrhaften Geschichte; damals ein blutjunger Offizier und dreißig Jahre jünger als heute, somit durchaus berechtigt, sich der Gegenwart nach Kräften zu erfreuen und der Zukunft hoffnungsreich und anspruchsvoll entgegenzusehen; dabei voll guten Humors.

Da uns um unsere Unterhaltung somit nicht bange zu sein brauchte, so hatten wir zunächst und vor allen Dingen nur für unsere Verpflegung zu sorgen. Infolge des täglichen Dienstes, welcher auch, mit Ausnahme des Sonnabends, die Nachmittage in Anspruch nahm, war es den Offizieren der Fortbesatzung unmöglich gemacht, an dem gemeinschaftlichen Mittagstisch des Offizierkorps im Militärkasino teilzunehmen, und es waren dieselben dort nur des Sonnabends und Sonntags solange Gäste, als die Rheinbrücken noch passierbar waren, war letzteres nicht mehr der Fall, dann hörte auch dies auf. Es handelte sich demnach für uns zunächst darum, uns

einen gemeinschaftlichen Mittagstisch im Fort zu beschaffen. Zum Verpflegungskommissarius, Tischdirektor und Verwaltungsrat ernannten wir selbstverständlich unsern Kommandanten, den mit allen Schwierigkeiten und Praktiken des Lebens vertrauten Leutnant Niedermeyer, welcher unbeschränkte Vollmacht erhielt, für unsere leibliche Nahrung zu sorgen, ein Amt, welches er mit dem vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, dagegen auch mit der unbestrittenen Überzeugung seiner wirtschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten übernahm.

Es handelte sich zunächst um das gemeinschaftliche Mittagsmahl; für Abendbrot hatte ein jeder selbst für sich zu sorgen. Zur Bestreitung einer Wirtschaft gehört, wie mir alle verehrten Hausfrauen kopfnickend zugeben werden, zuerst Wirtschaftsgeld und zwar möglichst viel. Niedermeyer, der bei Übernahme seines so wichtigen Vertrauensamtes ganz in seinem Element war, brachte denn auch sofort diese Finanzfrage zur Sprache und bewies uns in längerer, ernster Rede, daß zur Beschaffung von Vorräten aller Art vor allen Dingen ein Wirtschaftsfond notwendig wäre und daß wir zu allernächst sämtlich Geld herauszurücken hätten. Wir saßen nach Beendigung seines Vortrags wie die Bildsäulen da; der Doktor, ein Virtuose im Pfeifen, pfiff leise die Gnadenarie vor sich hin, ich steckte die Hände in die Hosentasche, wie um mich zu überzeugen, ob ich den Mammon auch bei mir trüge, und erschien jeden Augenblick bereit, namhafte Summen auf den Tisch zu zählen, und der Fähnrich lächelte dienstlich zustimmend und, allezeit bereit ein mehr oder weniger passendes Citat eines seiner Lieblingsdichter anzuwenden, deklamierte mit einem hingehauchten Gretchenseufzer: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles!" Der Doktor aber gab nach Beendigung der Gnadenarie unserer Verwunderung zuerst Ausdruck.

„Haben Sie mein großes Werk: ‚über die ungleichmäßige Verteilung der Güter' schon gelesen? Nein? Schade drum,.. Sie würden daraus manches lernen können, aber auch ohne dies müßten Sie wissen, daß ein Unterarzt mit fünfzehn Thaler Gehalt monatlich niemals Geld haben kann, — ich wette übrigens, die übrigen haben auch Ebbe im Beutel."

So war es in der That, wir waren sämtlich total abgebrannt, und da ein kleiner Fond unbedingt notwendig war, so brachten wir mit Mühe und Not insgesamt fünfundzwanzig Silbergroschen zusammen. Damit war denn natürlich nicht viel zu machen, und Niedermeyer erklärte kurzweg, es bliebe uns nichts weiter übrig, als aus der Leutemenage zu essen, höchstens könne er sich dazu verstehen, noch einen Teller Suppe extra zu liefern.

„Euch verwöhnten Muttersöhnchen wird das übrigens mal recht gesund sein", setzte er hinzu. „Die Spartaner aßen alle aus einem Topf und unserer verweichlichten Generation thut etwas spartanische Erziehung gar sehr not."

Damit war unser Urteil gesprochen und unser tägliches Diner bestand aus der für westfälische Bauernmagen berechneten Soldatenkost, — heute Bohnen, morgen Erbsen u. s. f.

Niedermeyer, der Spartaner, that, als könne es in der Welt nichts Besseres geben und pries, indem er seine nicht unbedeutende Portion bis auf den letzten Löffel mit sichtlichem Appetit verzehrte, die Nahrhaftigkeit unseres grobgeschrotenen Futters mit einer Miene an, die keinen Widerspruch duldete. Förster und ich, wir kauten sehr langsam, der Doktor jedoch, der bisher im Hotel Gebauer an der Table d'hote — natürlich auf Pump — gespeist hatte, konnte erst durch eine mehrtägige Hungerkur bewogen werden, an unserer spartanischen Erziehung teilzunehmen.

Acht Tage hielten wir das aus, dann aber legten unsere mißhandelten Magen entschiedenen Protest ein und trieben uns zur Revolution. Der Rädelsführer war natürlich der Doktor, der schon längst heimlich hinter unsers Ernährers breitem Rücken gewühlt und agitiert hatte, und als eines Tages unser Bohnengericht noch dazu angebrannt schmeckte, platzte die Bombe der Verschwörung.

„Nein, was zu viel ist, ist zu viel!" rief er und warf seinen silbernen Blechlöffel gegen die Wand. „Daß Esau sein Majorat für ein Linsengericht an Jakob abgetreten, erscheint ja am Ende noch glaubhaft, — ich hätte es zwar nicht gethan, — aber angebrannte Bohnen in meinen Leib hineinfüllen, das ist geradezu Sünde, das darf ich nicht länger dulden. Bei solcher Kasteiung des Körpers leidet natürlich auch der Geist und die Schaffensfreudigkeit — (seine Hauptbeschäftigung war Sechsundsechzig-Spielen und Romane lesen) —, ich schlage daher vor, wir begeben uns in den Beratungshain und beschließen eine Verfassungsänderung."

Niedermeyer konnte, gegenüber der Thatsache, daß die Bohnen wirklich angebrannt und ungenießbar waren, eigentlich gegen diese Opposition, der ich mich ebenfalls anschloß, nicht viel einwenden und machte auch nur einen schwachen Versuch, einen ehrenvollen Rückzug anzutreten, indem er den Fähnrich ebenfalls um seine Meinung fragte, vielleicht in der stillen Hoffnung, bei demselben, schon aus dienstlichem Respekt, einige Unterstützung zu finden. Unser Fähnrich Förster aber gehörte nicht zu denen, welche aus Nützlichkeitsgründen ihre Ansicht verkaufen oder eine Sache, die schwarz war, aus Gefälligkeit weiß nennen. Er erklärte denn auch rundweg, daß eine Änderung unserer bisherigen Verpflegung sehr wünschenswert wäre — Niedermeyer war daher vollständig geschlagen.

„Das konnten Sie ja schon lange sagen", sagte er zum Fähnrich.

„Allerdings", erwiderte mit humoristischem Pathos der allezeit schlagfertige Poet, „jedoch dienstlicher Respekt hat der angebornen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt."

Wir beschlossen nun, wobei der praktische Niedermeyer wiederum den Ausschlag gab, uns zunächst den Eierspeisen zuzuwenden, und in Ausführung dieses Plenarbeschlusses gab es nun in heiterer Abwechselung und dreitägigem Turnus Rührei, Setzei, Eierkuchen. Ich weiß nicht, wie lange das ein Mensch aushalten kann, ich weiß nur, daß wir in kurzer Zeit soweit waren, daß uns schon der Anblick eines Huhnes Übelkeit erregte. Selbst unser abgehärteter Niedermeyer erklärte schließlich, es würde ihm etwas zuviel, während der stets oppositionslustige und revolutionär gesinnte Doktor geradezu behauptete, wenn wir so beiblieben, würde er schließlich seine Muttersprache verlernen und sich nur noch durch Krähen mit seinen Zeitgenossen verständigen.

Diesmal waren wir nun vollständig einig — es mußte anders werden. Die Frage war nur, was in der Sache gethan werden solle. Wie bei allen gewaltsamen Umwälzungen bewährte sich auch hier der alte Lehrsatz, daß Zerstören leichter ist, als Aufbauen. Was wir nicht wollten, das wußten wir zwar, aber was wir an dessen Stelle setzen sollten, das war uns vorläufig noch unklar. Wir standen daher vor dem kompletten Chaos, und ohne Niedermeyer wären wir geradezu darin versunken und elendiglich umgekommen. Dieser gewiegte und stets unverzagte Praktikus aber riß uns heraus.

„Herrschaften", sagte er, als wir des Abends auf seiner Stube bei einem Glase Grog beisammensaßen, „mir ist eine geniale Idee gekommen. Ich gebe zu, wir haben bis jetzt mehr als bescheiden gelebt und müssen uns entschieden verbessern. Der Winter kann jeden Augenblick hereinbrechen und dann sind wir von der Stadt gänzlich abgeschnitten, — wir müssen uns daher verproviantieren. Herrschaften, wir wollen ein Schwein schlachten!"

„Hurra!" schrieen wir anderen, erheitert und hingerissen von diesem großen Gedanken. „Niedermeyer hat recht; das muß großartig werden, — schlachten wir ein Schwein und machen Wurst!"

Und der allezeit schlagfertige, poetische Fähnrich deklamierte:

„Es lebe zahm und wildes Schwein,
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!"

„Ich dachte mir wohl", fuhr Niedermeyer, über die Anerkennung seiner genialen Idee behaglich lächelnd, fort, „daß ich damit das Richtige getroffen habe. Wir werden sodann alle Sorten Wurst haben, auch Cervelatwurst, die Schinken

werden gepökelt, geräuchert und sodann verlost, das Pökelfleisch wird uns trefflich zu statten kommen, und niemals wird es uns an genügenden Lebensmitteln mehr fehlen."

„Und wo wollen wir mehrfach erwähntes Borstenvieh pumpen oder stehlen?" fragte der Doktor, augenscheinlich in bester Absicht, eine Budgetdebatte herbeizuführen.

„Ganz recht, Doktor, die Finanzfrage muß zunächst erledigt werden", erwiderte Niedermeyer, „aber ich habe bereits auch daran gedacht. Wir kaufen und schlachten das Schwein natürlich auf gemeinschaftliche Kosten; wenn Ihr mir das Vertrauen schenkt, kaufe ich dasselbe in Büderich, ich weiß dort Bescheid und verstehe das Geschäft. Vorher ist jedoch eine Finanzoperation notwendig; ich mache beim Zahlmeister eine Anleihe und wir alle verpflichten uns, uns kleine monatliche Abzüge gefallen zu lassen. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Jawohl, jawohl!" riefen wir wie aus einem Munde. „Es lebe der große Niedermeyer, der Vater seines halb verhungerten Volkes", schrie der Doktor, trank sein Glas aus und fertigte sofort, zur Feier des Tages und dieser großartigen Idee, eine neue Auflage Grog an, wie Niedermeyer sagte, das einzige Rezept, welches er ohne Fehler zu schreiben verstand.

Der Rhein fing an mit Eis zu treiben, die Vorboten des Winters waren da und es durfte daher keine Zeit verloren werden, unsere Proviantierungsmaßregeln auszuführen. Die beschlossene Finanzoperation war glänzend gelungen, der gutmütige Zahlmeister, Herr Müller, hatte die von uns vier Finanzbaronen garantierte Anleihe al pari übernommen und die Valuta bar an unsern außerordentlichen Gesandten und Minister, den Leutnant Niedermeyer, ohne Murren ausgezahlt, und letzterer begab sich nun in Begleitung eines in unserer Kompanie dienenden Fleischers nach dem benachbarten Dorfe Büderich auf den Schweinehandel. Daß Niedermeyer sich dabei ganz in seinem Element fühlte, ist selbstverständlich. Wir drei anderen Geschäftsteilnehmer blieben dagegen in wohlberechtigter Aufregung zurück und erwarteten mit Spannung die Dinge, die da kommen sollten. Gegen Abend endlich klapperte einer jener bekannten, mit einem Pferde bespannten rheinländischen zweirädrigen Karren auf den Kasernenhof, welchem Niedermeyer und der Fleischer auf dem Fuße folgten, — unser Schwein war angelangt und wurde, da unser großartiges Unternehmen in der Kompanie bereits bekannt geworden war und von dieser zweifelsohne in seiner ganzen Größe gewürdigt wurde, von den hinzueilenden Leuten, trotz des ohrenzerreißenden furchtbaren Geschreies unsers nunmehrigen Schlachtopfers, im Nu abgeladen und in den bereits zu seiner Aufnahme vorher eingerichteten Stall des Kasernenwärters eingestellt.

„Famoses Geschäft gemacht", hatte uns Niedermeyer schon von weitem zugerufen und trat nun an die Stallthür, um uns schmunzelnd seine gelungene Acquisition zu zeigen. Das Borstenvieh schien aber die Sache durchaus falsch zu verstehen und die neue Situation keineswegs nach seinem Geschmack zu finden, denn als Niedermeyer die Stallthür öffnete und in längerer Rede die Vorzüge desselben uns auseinander setzte, nahm es einen Anlauf, fuhr dem neugierig in den Stall schauenden Doktor zwischen die dünnen Beine, sodaß derselbe ein Rad schlug und weithin eine Lerche schoß, und sauste dann davon. Während der Doktor, dem wir diese kleine Abwechselung von Herzen gönnten, wie ein Rohrsperling schimpfte und wir vor Lachen uns gegenseitig halten mußten, entwickelte sich nun auf dem weiten Platze vor den Kasernen eine großartige Parforcejagd, die denn schließlich damit endete, daß der Flüchtling wieder eingefangen und unter gewaltiger Opposition seinerseits in sein Logis zurückgebracht wurde.

Am Abend traten wir nun zu einer ernsten Beratung zusammen, um uns über das zweckmäßigste Arrangement unsers Schlachtfestes zu verständigen. Es gab da noch mancherlei Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen, namentlich über die Anfertigung der verschiedenen Wurstsorten, und da wir alle zufällig vom Lande gebürtig waren und uns noch ziemlich genau unserer heimatlichen Schlachtfeste erinnerten, so kam es zu einer außerordentlich lebhaften Debatte, bei welcher die widersprechendsten Ansichten zu Tage traten. So sprach unter anderm der Fähnrich den schüchternen Wunsch aus, in die Leberwurst kleine Rosinen hineinzumachen, gegen welches Ansinnen der Doktor entschieden Front machte.

„Kleine Rosinen in Leberwurst!" rief er. „Na das fehlte noch! Dann lassen Sie sich das Schwein gleich lieber vom Konditor schlachten! Im übrigen bin ich für möglichst viel Knoblauchswurst — die hält sich lange und ist aufgebrüht ein vorzügliches Abendbrot."

„Knoblauch kann ich nicht riechen, viel weniger essen", entgegnete der Fähnrich mit Schaudern, — „nur keine Knoblauchswurst, das ist was für polnische Juden."

So wogte der Redekampf hin und her, bis endlich beschlossen wurde, den Geschmack eines jeden möglichst zu berücksichtigen, morgen sollten die Vorbereitungen getroffen und übermorgen das Todesurteil vollstreckt werden.

Der große Tag war ein Sonnabend, mit Absicht dazu erwählt, da an diesem Tage nachmittags kein Dienst war und wir demnach unsere ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit unserm Schlachtfest widmen durften. Schon vor Tagesanbruch war das Schwein geschlachtet, gebrüht und zerlegt, und als der Vormittagsdienst beendet war, war das Wellfleisch fertig und stand bereit, uns in Gestalt eines opulenten Frühstücks den ersten Genuß zu gewähren. Wir hatten unser großartiges Unternehmen aus mancherlei Gründen durchaus geheim gehalten, der Anstand erforderte es jedoch, daß wir unsern guten Hauptmann von Götz zum Frühstück einluden, wobei natürlich unser sorgsam bewahrtes Geheimnis preisgegeben werden mußte. Der Hauptmann machte zuerst große Augen, lachte sodann, als ihm Niedermeyer die Notwendigkeit unserer Proviantierungsmaßregel auseinander setzte, daß ihm die Thränen die Backen herunterliefen, und ließ sich unser Wellfleisch vortrefflich schmecken. Während des Frühstücks wurde dann dem verehrten Kompaniechef die Stufenleiter unserer Verpflegungsleiden in ihrem ganzen Umfange geschildert und namentlich der Doktor ließ es sich angelegen sein, ihm vom medizinischen Standpunkt aus zu beweisen, daß, wenn uns die geniale Idee Niedermeyers nicht rechtzeitig gerettet hätte, wir sämtlich und zweifellos schließlich am Hungertyphus hätten zugrunde gehen müssen. Der Hauptmann erklärte unser Unternehmen für einzig in seiner Art und bisher noch unübertroffen dastehend, sprach unserm Generalproviantmeister seine äußerste Anerkennung und Bewunderung aus, trank zum Abschied noch einen tüchtigen Steinhäger und begab sich sodann in die Stadt zurück. Doch das Unglück reitet schnell, wie der Dichter sagt, und der Verräter schläft nie.

Den treuen Lesern des Daheim habe ich früher schon meinen Freund, den Leutnant Pinetti, geschildert; um mich nicht zu wiederholen, will ich hier nur kurz daran erinnern, daß derselbe stets und jederzeit bereit war, einen Witz loszulassen, am liebsten natürlich auf Kosten anderer. Man war das von ihm gar nicht anders gewöhnt, und es knüpften sich an seinen Namen die ausgelassensten Schwänke und Schnurren. Diesem Überall und Nirgends begegnete unser Hauptmann am Rheinthor und erzählte ihm ahnungslos, daß seine Offiziere auf dem Fort heute ein Schwein geschlachtet hätten; er habe sich soeben an dem vortrefflichen Wellfleischfrühstück das Mittagbrot verdorben. Pinetti zuckte zusammen, ließ das Augenglas fallen und rief erstaunt: „Was haben sie geschlachtet?"

„Ein Schwein natürlich", lachte der Hauptmann. „Niedermeyer hat die Idee erfunden, — sie wollen sich, wie sie sagen, für den Winter verproviantieren."

„Großartiger, allezeit famoser Kerl, der Niedermeyer!" rief Pinetti und zwinkerte vergnügt mit den kleinen Augen, so daß ihm abermals das längst wieder eingeklemmte Glas herunterfiel. „Ganz fabelhaft immense Idee! Wirtschaftliches Unikum von einem Leutnant, — sich für den ganzen Winter verproviantieren zu wollen! Wird natürlich auch Wurst gemacht, — wann die wohl fertig sein wird?"

„Nun heute abend jedenfalls", sagte der Hauptmann lachend, „können ja mal ein bißchen nachsehen. Die Sache

Madonna. Gemalt von Gabriel Max.

scheint zwar etwas geheimnisvoll betrieben zu werden, Sie sind ja aber Niedermeyers und Ferschkes bester Freund, — die werden sich gewiß ungemein freuen —."

„Jawohl, werden sich ungemein freuen", lachte Pinetti, verabschiedete sich in größter Eile von dem Hauptmann und teckelte in äußerster Hast nach dem Kasino, wo er überzeugt war, eine Menge Kameraden anzutreffen. Eine dämonische Idee war ihm gekommen, wie sie eben nur in seinem Kopf entstehen konnte, und sofort begab er sich an die Ausführung derselben. Schon auf der Straße traf er hier und da einen bekannten Offizier, flüsterte ihm etwas in das Ohr und teckelte, wenn dieser ihm lächelnd zugenickt hatte, äußerst fidel weiter. Im Kasino wiederholte er bei jedem Anwesenden dasselbe Manöver und jedermann wußte nun, daß er, aber auch nur er allein, heute abend auf dem Fort zum Schlachtfest eingeladen sei, die Sache solle aber nicht bekannt werden, daher strenges Schweigen und unverbrüchliches Geheimnis.

Unsere Wurstmacherei ging glänzend und programmmäßig von statten. Wir hatten Hilfsmannschaften in Menge, welche wiegten, schnitten, Därme reinigten und stopften. Über allen stand Niedermeyer, der niemals größer war, als an diesem großen Tage; er würzte, kostete und ordnete an, daß es eine Lust war, es mit anzusehen, — in Hemdsärmeln, eine weiße Schürze des Kasernenwärters vor, glich er durchaus dem Bilde eines amerikanischen Schlachthausbetriebs-Direktors. Und es klappte alles vortrefflich und jeder that seine Schuldigkeit, namentlich seitdem der Doktor, welcher überall störte und überall unverlangten Rat erteilen wollte, exmittiert und bis zum Fertigsein der ersten Wurst auf sein Zimmer verwiesen war. Nun endlich war sie fertig und nun konnte es losgehen. Die erste selbstverfertigte Wurst! Großartig!

„Nun, Herrschaften", kommandierte Niedermeyer, „nach oben in meine Stube! August, sind die sauren Gurken geholt? Ja? Schön. Dann kann's losgehen.

„Da komme ich wohl gerade zurecht?" ertönte in diesem Augenblick eine sehr bekannte Stimme.

„Ah, Pinetti!" rief Niedermeyer, ein wenig verblüfft. „Wo kommst du so spät her? Sei willkommen; kannst mal ein bißchen unsere frische Wurst probieren."

„Frische Wurst!" rief Pinetti mit gut erheucheltem Staunen. „Ihr habt wohl gar ein Schwein geschlachtet? Niedermeyer, du bist und bleibst doch ein Mordskerl!"

„Natürlich haben wir geschlachtet", erwiderte Niedermeyer und steckte die Lobsprüche wie etwas Selbstverständliches ein. „Immer praktisch! Komm nur mit hinauf!"

Die Burschen ergriffen nun die vollen Wurstschüsseln, und wir begaben uns nach oben, um unsere Schätze zu bergen und ein lukullisches Mahl abzuhalten. Als wir Niedermeyers Zimmer betraten, fanden wir daselbst noch zwei andere Kameraden vor, die, wie sie sagten, gekommen waren, uns ein wenig zu besuchen. Es blieb uns natürlich, angesichts unsers Wurstreichtums, nichts weiter übrig, als den freundlichen, unerwarteten Besuch ebenfalls einzuladen, und wir hatten denn auch alsbald die Freude, sowohl Pinetti, als auch die übrigen Gäste in unsere Würste einhauen zu sehen, als hätten sie seit acht Tagen nichts gegessen. Doch was that es? Wir hatten es ja dazu und unter Kameraden durfte man nicht knausern. Wir schmausten also um die Wette und waren in der heitersten Laune; war uns doch unser lange besprochenes Vorhaben vorzüglich gelungen und hatten wir doch die Aussicht, nunmehr vor jeder Not geschützt zu sein. Unsere Heiterkeit erhielt jedoch einen erheblichen Stoß: drei andere Kameraden erschienen auf der Bildfläche, — natürlich ebenfalls ganz ahnungslos und in der dankenswerten Absicht, uns mit ihrem liebenswürdigen Besuch ein besonderes Vergnügen zu bereiten.

Neues Staunen und Fragen, neue Erklärung und Einladung, neue Teller! Nunmehr waren wir unserer zehn, — und die übrigen, welche bereits zu unserer Beruhigung Zeichen von Sattigkeit gegeben hatten, fingen der Gesellschaft wegen wieder von vorn an.

Niedermeyer warf mir besorgte Blicke zu, — unser Wurstvorrat verringerte sich in demselben Maße, als Pinettis Laune zunahm. Da, ist es möglich? Wiederum treten einige Kameraden ein, — abermalige Begrüßung, abermaliges Staunen und Fragen, abermalige Erklärung und Einladung, neue Teller!

„Wenn das so fortgeht", raunte mir Niedermeyer zu, „dann fressen sie uns noch das ganze Schwein auf."

„Die Leberwurst ist glücklich alle", murmelte uns der Fähnrich zu.

„Habt ihr denn jemanden eingeladen?" fragte Niedermeyer leise und verfolgte mit ängstlichen Blicken den Vertilgungsprozeß unserer schönen Würste.

„Gott bewahre", erwiderte ich ebenso. „Weiß der Geier, wo die alle herkommen."

„Achtung!" rief der Fähnrich und konnte sich trotz des offenbaren Trauerspiels, das man mit uns spielte, nicht enthalten, leise zu zitieren: „Da speit das doppelt geöffnete Haus drei Leoparden mit einemmal aus!"

Und richtig! drei neue Ankömmlinge treten ein, begrüßen uns und freuen sich, uns so wohl und munter anzutreffen. Niedermeyer transpiriert Todesschweiß, — aber was hilft's? noblesse oblige; neue Begrüßung, neue Fragen und Gegenerklärungen, neue Einladung, neue Teller! Wo letztere nur alle hergekommen sind? Die Burschen wuschen ab, wie die Scheuermädchen und hatten, wie sich später herausstellte, ihre sämtlichen Taschentücher beim Abwaschen und Abtrocknen ruiniert. Nun sind wir unserer fünfzehn! Der Küchenunteroffizier, der fleißig mit geholfen hat, der Fleischer, unsere vier Burschen, sie alle sind bereits unten in der Küche reichlich mit Wurst bedacht und abgefunden, — da kommen noch zwei liebe Freunde, — Niedermeyer wird blaß und wirft mir einen Blick des Jammers zu, — abermalige Begrüßung, überraschte Fragen, wehmütige Antwort und Erklärung, kleinlaute Einladung, freudiges Eingehen darauf, neue Esser, neue Teller!

„Dreizehn Fresser, auf die nicht gerechnet ist!" stöhnte Niedermeyer. „Jetzt sind wir gemacht! . . . Der Schlingmann da frißt allein ein halbes Schwein auf! Ich wette meinen Hals, das ist ein Komplott und niemand als der liebe Pinetti ist der Anstifter."

Unsere lieben Gäste hatten ihr möglichstes gethan und empfahlen sich nach und nach, und da saßen wir vier Geschäftsteilnehmer und blickten ihnen nach und sahen uns an und keiner sagte ein Wort. Niedermeyer starrte auf die Berge von Wurstpellen, der Doktor pfiff die Gnadenarie vor sich hin, ich machte eins meiner dümmsten Gesichter und der Fähnrich deklamierte leise und wehmütig: „Leer gebrannt ist die Stätte, denn sie schlangen um die Wette."

„Hätten wir uns doch gleich lieber mit Pökelfleisch und Schiffszwieback verproviantiert; jetzt bleiben uns nur noch die paar Cervelatwürste, die Schinken und die Salzknochen", lamentierte der Doktor — „Hat sich was mit Salzknochen, — wenn wir die nur noch hätten; aber die habe ich dem Kasernenwärter für das Pökeln und Räuchern geschenkt", erwiderte kleinlaut Niedermeyer. — „Und darum Räuber und Mörder!" deklamierte der Fähnrich. „Und Schulden obendrein beim Zahlmeister, der bekanntlich niemals prolongiert."

„Und außerdem drei Flaschen Steinhäger und fünfzig Flaschen Bier bei Joris auf Pump geholt!" fügte ich seufzend hinzu. „Der reine Reinfall von Schaffhausen!"

Vollständig niedergeschmettert, und ärmer als zuvor schlichen wir zu Bett, und als wir andern Tags, Sonntag, zum Mittagessen in das Kasino kamen, wurden wir mit ‚Hurra' empfangen und nahmen resigniert den Spott hin, der uns nach dem Schaden reichlich zuteil wurde. Dabei kam es denn auch heraus, daß Pinetti diesen Witz, den wir unter uns für einen sehr schlechten erklärten, losgelassen hatte. Pinetti aber machte nicht nur allerhand schlechte, sondern auch öfters gute Witze, wobei er es sich auch was kosten ließ. Nach einigen Tagen rasselte abermals ein zweirädriger Karren auf das Fort und darauf befand sich ein reich mit Bändern verziertes, fettes Schwein, welches uns Pinetti zur Entschädigung übersandte und welches wir mit Hurra und Dank bestens acceptierten.

Am Familientisch.

Eine moderne Madonna von Gabriel Max.

(Zu dem Bilde auf S. 396 und 397.)

Unter den hervorragenden Malern der Gegenwart, welche der allgemeinen künstlerischen Physiognomie unsers Jahrhunderts Züge ihres eigenen Wesens aufgeprägt haben, ist Gabriel Max derjenige, dem wir vor allen übrigen die Bezeichnung „modern“ zuerkennen müssen. Wie man von der Fanny Elsler sagte, daß sie Weltgeschichte und sogar Hegel'sche Philosophie zu tanzen verstände, so weiß Gabriel Max durch die Mittel seiner Kunst alle Ideen zum Ausdruck zu bringen, welche unsere Zeit bewegen, und selbst die subtilsten Empfindungen zu versinnlichen, welche mit Blitzesschnelle ein menschliches Hirn durchzittern. Schon im Beginne seiner künstlerischen Laufbahn hat er versucht, musikalische Stimmungen und besonders charakterisierte Sätze von Tonstücken wie Adagio und Andante gewissermaßen dadurch zu verkörpern, daß er die Wirkungen der in seinem Ohre nachklingenden Musik auf eine oder mehrere Personen schilderte. Es war daher nur eine natürliche Folge seiner künstlerischen oder physischen Anlage, daß er sich am Ende tief in die übersinnlichen Geheimnisse der Gefühlswelt verstrickte. Er nahm lebhaften Anteil an dem Treiben der Spiritisten, und mitten im kalten Lichte des spottsüchtigen neunzehnten Jahrhunderts malte er „Geisterstimmen“ mit so warmer Beredsamkeit, daß man wenigstens an der Ehrlichkeit seiner eigenen Überzeugung nicht zweifeln durfte. Seine außergewöhnliche Empfindsamkeit hat ihn stets auf die Seite der Märtyrer und Unterdrückten geführt. Wie dem Franzosen Delaroche ist auch ihm die Weltgeschichte ein großes Märtyrerbuch, dessen einzelne Seiten nur von Blut und Leiden zu erzählen wissen. So hat Gabriel Max eine Reihe von ergreifenden Momenten aus der Geschichte der ersten christlichen Blutzeugen behandelt, nicht in streng historischem Sinne und mit Aufwendung eines wissenschaftlichen, archäologischen Apparates, sondern aus vollster, modernster Empfindung heraus. Aber gerade in der Betonung des durchaus modernen Elements liegt das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung dieser tragischen Szenen ebenso wie sich der große, äußere Erfolg der Ebers'schen Romane nur daraus erklären läßt, daß jede Leserin hinter den ägyptischen und griechischen Masken ihr Spiegelbild zu erkennen glaubt.

Gabriel Max hat auch das edelste und höchste, was das Menschenherz bewegen kann, das Erdenwallen und Leiden des größten Märtyrers der Weltgeschichte, in den Bereich seiner Darstellung gezogen. In einer Reihe von Bildern, unter denen der Heiland am Bette der Tochter des Jairus, der Christuskopf auf dem Schweißtuch der Veronika und der Gekreuzigte auf Golgatha die bekanntesten sind, hat er seiner eigenen religiösen Empfindung einen innigen Ausdruck gegeben. Es läßt sich jedoch nicht übersehen, daß die künstlerische Richtung des geistvollen Malers etwas Krankhaftes und Überreiztes hat. Über seinen Träumereien und seinem Hang zum Mystischen und Übernatürlichen verliert er bisweilen die Grenzen und Ziele seiner Kunst aus den Augen. Selbst im Kolorit seiner Gemälde spricht sich sein mystisch-sentimentaler Charakter aus. Er liebt die lichten, gebrochenen Farben ganz im Gegensatz zu seinem Lehrer Piloty und seinem Mitschüler Makart; die zartesten, duftigsten Töne sind ihm die liebsten, weil sie seinen Gedanken am besten entsprechen und das geistige Element am reinsten zu versinnlichen imstande sind.

Wie Gabriel Max seine religiösen Bilder mit der reichsten Fülle menschlicher Empfindungen ausstattete, so hat er auch für das verständlichste und bekannteste Sinnbild eines religiösen Gedankens, für die Jungfrau Maria mit dem heiligen Kinde, eine rein menschliche und daher ewig gültige Erscheinungsform gefunden. Man erzählt von Raffael, daß ihn einst auf der Straße die Gestalt einer römischen Bäuerin mit ihrem Kinde so tief ergriff, daß er sie flugs, da ihm ein anderes Material nicht gerade zur Hand war, auf dem runden Deckel einer Tonne abzeichnete, und aus dieser Skizze sei das herrliche Rundbild der Madonna della Sedia entstanden. Diese Anekdote spiegelt also schon frühzeitig die Anschauung wieder, daß die Darstellung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde zugleich das edelste Symbol der Mutterliebe ist. In gleichem Sinne hat auch Gabriel Max die Mutter mit dem Kinde in jenem zarten, keuschen Bilde aufgefaßt, dessen Wiedergabe heute unsern Lesern vorliegt. In dieser Schöpfung zeigen sich zugleich die anziehenden Eigentümlichkeiten seiner Kunst von allen Schlacken befreit. Ein Hauch stillen, unermeßlichen Glückes und freudigen, verschämten Stolzes ruht wie milder Mondesglanz auf dem holden Antlitz der jungen Mutter, während das Kind mit jener Unbefangenheit, welcher jede Trübung des irdischen Daseins fremd ist, in die Ferne blickt. Selbst aus unserer, der Farbe entbehrenden Reproduktion läßt sich erkennen, mit welcher Zartheit Gabriel Max zu zeichnen, zu malen und zu modellieren versteht und mit welcher Meisterschaft er alle Mittel seiner Kunst beherrscht, um in eine schönheits- und hoheitsvolle Gestalt zu bringen, was die Tiefen seiner Seele bewegt. **Adolf Rosenberg.**

Zu unsern Bildern.

(Auf S. 389 und 392.)

Zu dieser Probe hat die kleine Gesellschaft auf unserm Bilde sich mit ganz besonderer Freude versammelt, handelt es sich doch um eine Probe zu Kaisers Geburtstag. So klein die Sänger und Sängerinnen auch sind, so lebt doch schon die Liebe zu unserm greisen Kaiser und die Ehrfurcht vor ihm in ihren Herzen, und mit einem der Andacht nahe verwandten Gefühl erklingt von ihren Lippen:

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil Kaiser dir!
Du hast am Rhein gewacht,
Hast Deutschland eins gemacht,
Brachst seiner Feinde Macht.
Heil Kaiser dir! (A. Schwarzkopff.)

In eine ganz andere Welt führt uns: „Einer vom Hofbräuhaus“. Dieses Hofbräuhaus ist eine der merkwürdigsten Eigentümlichkeiten nicht nur Münchens, sondern Deutschlands. Den unverfälschten Norddeutschen flößt es die allerunsympathischsten Empfindungen ein und er atmet erleichtert auf, wenn er diese „Sehenswürdigkeit“ hinter sich hat, den Münchnern aber und vielen anderen Bayern ist es eine Art Mekka. Nirgend schmecken ihm Bier und Radi (Rettig) so gut wie an diesem Ort, nirgends sonst fühlt er sich beim „Maß“ so kreuzwohl wie dort. Unsere Zeichnung gibt in höchst ergötzlicher und charakteristischer Weise einen Stammgast dieses Lokales wieder.

In unserer Spielecke.

Domino-Aufgabe.

A und B spielen Domino. Jeder nimmt elf Steine auf. Sechs Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. A setzt aus. B setzt an. A setzt an. B setzt an. A setzt an. B paßt. A setzt an. B paßt. A setzt an. Dann passen beide Spieler. A behält die folgenden sechs Steine übrig:

Die Summe der Augen auf den neun Steinen, welche B übrig behält, beträgt 85.

Welche sieben Steine sind gesetzt? Welche sechs Steine liegen im Talon?

Im Talon liegen dreiunddreißig Augen.

1. Rätsel.

Vier Worte bilden mein Panier,
Und voll ist meines Lebens Kraft,
Doch wenn du nimmst zwei Zeichen mir,
Kein Leben ferner in mir schafft.
Dann siehst du mich im stillen Hain,
Cypressendunkel mich umgibt;
Ich kann dir nur Erinn'rung sein
An den, den einst du heiß geliebt. W. H.

2. Dechiffrieraufgabe.

1. 2. 3. 4. — 5. 6. 7. 1. 8. — 9. 10. 8. 8. — 5. 10. 7. 1. 8. — 5. 11. 12. 13. 1. 12. 14.

3. Kapselrätsel.

Die folgenden Strophen von Robert Reinick enthalten (in anderer Reihenfolge) 1) einen Bund, 2) einen Gott der Griechen, 3) einen Kurort, 4) einen Vierfüßler, 5) einen Strom, 6) ein Paradies.

Der Rose, die sich über Nacht
Erschloß, was fällt ihr wohl ein?
Und wenn ein Mädchen zur Lieb' erwacht,
Wie mag's ihr um's Herze sein?

Ich fragte den Quell, die Rose dann,
Ich fragte die Erde darum, —
Sie alle lachten mich selig an,
Und blieben doch alle stumm.

Und als mein Lieb ich auch gefragt,
Die sonst so vieles weiß,
Da hat sie auch kein Wort gesagt,
Sie küßte mich still und heiß.

Eine Thräne rann ihr die Wange hin,
Selig schaute sie d'rein —
Nun denk' ich so in meinem Sinn:
Soll das eine Antwort sein?

Bilderrätsel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 24.

Damespielaufgabe.

1. Df8 — e7 1. De1 — f2
2. Df4 — g3 2. Df2 — h4
3. De7 — d8 gewinnt.

A.

1. 1. De1 — a5
2. Df4 — c7 1. Da5 — d8
3. Df6 — h4 gewinnt.

1. „Wagner“.

Bilderrätsel: Ein Rechtseingriff.

2. Dreisilbige Scharade.

Hexenschuß.

Kreuz-Rätsel.

In obigem Kreuz sind an Stelle der Punkte Buchstaben zu setzen, deren Mittelreihe in I und II, von links nach rechts, und in III und IV, von oben nach unten gelesen, einen Segensspruch für einen Monarchen ergeben. Der Buchstabe in der Mitte ist der senkrechten Reihe zugehörig.

I.

1) Stadt in Oberitalien.
2) Eine Feldbefestigung.
3) Eine spanische Goldmünze.
4) Ein Geschoß.
5) Eine bulgarische Festung.
6) Eine Stadt in Arabien.
7) Ein Körperteil.
8) Ein Wind (in der Schweiz).
9) Ein Fluß in Tirol und Deutschland.
10) Ein Buchstabe.

II.

1) Ein Buchstabe.
2) Ein Schiffsteil.
3) Ein Kurort in Deutschland.
4) Ein Teil des Auges.
5) Frauengestalt in einem Roman von Goethe.
6) Eine Stadt in der Rheinprovinz.
7) Ein Himmelskörper.
8) Ein Königreich.
9) Ein Fluß in Belgien und Holland.
10) Ein deutscher Feldherr, bekannt aus den ersten Kämpfen des Krieges 1870/71.

III und IV.

1) Ein hervorragender Komponist.
2) Eine preußische Provinz.
3) Eine große Stadt in Preußen.
4) Eine Kaiserin unseres Jahrhunderts.
5) Eine beliebte Oper.
6) Ein Fixstern.
7) Ein urbar gemachtes Erdreich.
8) Ein Schiffsteil.
9) Ein spanischer Held.
10) Eine Himmelsgegend.
11) Ein Buchstabe.
12) Ein Buchstabe.
13) Ein Buchstabe.
14) Ein Nebenfluß der Donau in Österreich.
15) Ein weiblicher Vorname.
16) Eine Karte.
17) Eine Waffe.
18) Eine Republik in Südamerika.
19) Ein landwirtschaftliches Gerät.
20) Ein männlicher Vorname.
21) Eine Insel im griechischen Archipel (Schlachtenort).
22) Eine Stadt in Bayern.
23) Die Hauptstadt eines deutschen Großherzogtums.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Zu Albrecht Dürers Bildnis Holzschuhers.

Bei der Angabe der Bezugsquelle in No. 22 des laufenden Jahrgangs des Daheim ist ein unliebsames Versehen vorgekommen. Es muß da auf Seite 345 unter dem Bildnis Holzschuhers von A. Dürer heißen: Geschnitten nach der Photographie des Originals im Verlage von **Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg**, anstatt S. Soltau in Nürnberg.

Wir teilen unseren Lesern, welche sich dafür interessieren, bei dieser Gelegenheit mit, daß von der genannten Firma drei verschiedene photographische Aufnahmen gemacht worden sind, in Quart-, Folio- und Kabinettformat und sowohl von dieser, wie jeder Buch- und Kunsthandlung bezogen werden können.

Das Bildnis des Reichskanzlers,

zu seinem 70. Geburtstage,

welches wir mit heutiger Nummer unsern Lesern überreichen, wird leider überall gebrochen und geknickt ankommen. Wir bemerken hierüber, daß sich diese Brüche leicht durch Anfeuchten der Rückseite und Aufspannen beseitigen lassen. Man bewerkstelligt das, falls ein Einrahmer nicht zur Hand, am besten so, daß man, nachdem man den Rand ringsherum einen Finger breit umgeknickt hat, die Rückseite anfeuchtet, den trocken gebliebenen Rand mit Leim oder Gummi bestreicht und das Bild auf einen Rahmen oder eine Pappe klebt, worauf es sich beim Trocknen glatt zieht. Auch ohne Aufkleben beseitigen Anfeuchten und Bedecken mit glatter Pappe schon die Brüche.

Inhalt: Zum 88. Geburtstage unseres Kaisers. Gedicht von E. Greiner. — Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Die deutsche Kolonie in Davos und ihr Kaiserfest. Von H. Hilprecht. — Das Schlachtfest. Eine Militärhumoreske. Von Hermann Ferschke. Mit Porträt des Verfassers. — Am Familientisch: Eine moderne Madonna. Zu dem Bilde von Gabriel Max. Von Adolf Rosenberg. — Zu unsern Bildern: „Heil Kaiser dir!“ von Hedwig Groſsmann und Einer vom Hofbräuhaus von E. Harburger. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das **zweite** Quartal. Wir ersuchen unsre Leser, **besonders die Postabonnenten**, die Bestellung auf das **dritte** Quartal (April bis Juni 1885) **sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. März 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 26.

Dem Reichskanzler zum siebzigsten Geburtstag.

Dem eisernen Kanzler zum jubelnden Gruß
Auf, auf, ihr germanischen Lande!
Vom Fels bis zum Meer, von des Zollern Fuß
Zu der Nordsee brausendem Strande,
Wo der deutsche Adler die Fittige schwingt,
Wo ein deutsches Lied auf dem Erdball klingt,
Heut gilt es, in festlichen Weisen
Den eisernen Kanzler zu preisen.

Vergesset für heut des Parteiengefechts,
Gebietet dem Hader zu schweigen,
Laßt ritterlich heute von links und von rechts
Die Fahnen zum Gruße sich neigen;
Zeigt's, daß noch der Deutsche kann dankbar sein,
Das Große verehren, dem Helden verzeihn,
Der mächtig um Hauptes Länge
Emporragt über die Menge.

Der eiserne Kanzler, mit Eisen und Blut
Verstand er das Reich uns zu kitten;
Was die Dichter geträumt in begeistertem Mut,
Der Kanzler hat's nüchtern erstritten.
Die Franken sie wagten den frevelnden Krieg,
Die Deutschen sie flogen von Siege zu Sieg,
Gott selbst hat im Himmel entschieden
Und der Kanzler diktierte den Frieden.

Nun steht er des Friedens gewaltiger Hort,
Inmitten der eisernden Mächte;
Nach Abend und Morgen, nach Süd und nach Nord
Ausstreckt er die ruhige Rechte,
Und ob die Revanche im Westen knurrt,
Der Neid im Norden und Osten murrt:
Er runzelt die buschigen Brauen,
Und die Wellen sie müssen sich stauen.

Und brauset im Reiche der innere Sturm,
Der leidige Krieg der Parteien:
Er steht wie in Wogen ein eiserner Turm
Und lässet sie zischen und schreien,
Und betritt er mit dröhnendem Schritt die Mensur:
Seine Klinge sitzt, wo sie niederfuhr;
Mit schneidigen, wuchtigen Hieben
Bis heut ist er Meister geblieben.

Der eiserne Kanzler im Eisengewand,
Von uralt Märkischem Adel,
Den Helm auf dem Haupt und den Pallasch zur Hand,
Ein Ritter ohn' Furcht und ohn' Tadel,
Wie Roland, der riesige, reisige Held
Dem Ohme, dem Kaiser, in Treuen gesellt,
So hat er auf Tod sich und Leben
Dem Kaiser zu eigen gegeben.

Und trägt um die Brust er ein dreifach Erz
Den feindlichen Pfeilen zum Trutze,
So trägt er darunter ein freundliches Herz
Dem Volke zu Schutz und zu Nutze,
Drum sinnt er: wie sichr' ich dem Bauer sein Brot?
Wie schütz' ich die Alten und Kranken vor Not?
Wie bahn' ich an ferne Gestade
Dem mutigen Schiffer die Pfade?

Und was er im mächtigen Haupt sich ersann
Und was er bereitet im Stillen,
Dem bricht er mit eisernem Fleiße die Bahn,
Führt's durch mit eisernem Willen.
Drum weil noch der Kanzler am Steuer sitzt,
Ob der Sturmwind braust und die Brandung spritzt:
Laß brausen und spritzen und branden,
Wir werden nicht scheitern und stranden.

Nun eiserner Kanzler, so schütze dich Gott,
Dein Schirm und dein Schild und Erhalter!
Ein Siebziger trotze, den Jahren zum Spott,
Mit ehernen Schultern dem Alter!
Und hältst du den Sturm der Begeisterung aus,
Der heute durchschüttert dein festliches Haus:
Ist uns für dein Leben auf lange,
O eiserner Kanzler, nicht bange!

Karl Gerok.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Den 24. August.

Unser Bazar ist sehr günstig verlaufen, alles ging wie am Schnürchen, und ich hatte das Glück, für viele, sehr zweifelhafte Produkte weiblichen Fleißes eine verhältnismäßig große Summe einzunehmen. Daß ich derselben aus eignen Mitteln ein kleines Scherflein beifügte, versteht sich von selbst. Im übrigen betrachtete ich aber meine Mitwirkung nicht wie die anderen jungen Damen, im Lichte eines Vergnügens, sondern für eine möglichst schnell zu erledigende Pflicht, und eilte wieder nach Hause zu kommen. Wußte ich doch, daß ich Maurus unter dem kauflustigen Publikum nicht erwarten durfte, und eine andere Begegnung war mir durchaus nicht erwünscht. Dieselbe wurde mir aber doch nicht erspart.

Des schönen Rittmeisters schlanke Gestalt stand plötzlich unter dem niederen Dach meiner Bude (der Bazar wurde im Freien abgehalten), und seine Augen musterten mit scheinbarem Eifer alle die unmöglichen Dinge, die da so zierlich vor ihm ausgebreitet lagen. Trotzdem meine Begrüßung sich durch besondere Wärme nicht gerade auszeichnen konnte, machte er mir doch ein Kompliment über das andere und kaufte alles zusammen, was ihm in die Hände geriet. Ja, sogar mit einer italienischen Schürze wollte er sich beladen und schied endlich mit der Versicherung, mich demnächst in Mohrstein einmal aufsuchen zu wollen. Gestern war er denn auch da, aber meine häuslichen Geschäfte erlaubten mir nicht, im Salon zu erscheinen, und so betrachte ich denn diese Episode nunmehr als beschlossen, hoffend, daß das Herz des liebenswürdigen Mannes an seinen Wünschen keinen Teil gehabt hat.

Mit Rovnas Fuß geht es schon bedeutend besser, sie ist rührend in ihrer Liebe zu mir, und ich sinne darüber nach, welches der beste Weg ist, ihr zu helfen. — Nun, ich denke, es wird mir schon etwas einfallen.

Und nun gute Nacht, Liebste, der heutige Tag hat mich müde gemacht, weil er mir eine Enttäuschung brachte, und alles andere ist jetzt für mich von geringem Wert. Ich lebe eigentlich nur noch in dem Gedanken an ihn. — Aber mein Brief ist doch leidlich vernünftig, und darum darfst Du nicht schelten, sondern mit mir wünschen, daß ich ihn bald, bald wiedersehe. — — — —

Den 27. August.

Es regnet wieder einmal, und der Regen ist es wohl auch, der Maurus öfter in unsere Mitte führt, wenigstens sucht er, seit die Sonne ihr Antlitz verhüllt, wie andere Sterbliche die Gesellschaft der Menschen, und unsere Freundschaft macht dabei die erfreulichsten Fortschritte. Zwar bleibt er nie lange, aber er ist doch da, und nun, da auch sein Platz bei Tisch besetzt ist, scheint mir die Tafelrunde erst vollständig zu sein.

Mitunter verschwindet er auch aus der Gesellschaft, ohne das Schloß zu verlassen; er irrt dann in den weiten Sälen und Korridoren umher, und auf einer solchen Wanderung traf ich neulich einmal ganz zufällig mit ihm zusammen.

Ich war, in Gedanken versunken, die kleine Wendeltreppe, welche zu Frau Stehles Reich führt, höher hinangestiegen als ich eigentlich gewollt, und befand mich plötzlich im dritten Stockwerk unter dem Dache, das aber hier ausgebaut und zu einem kleinen Zimmer erweitert worden ist. Eine dunkle Thür mit seltsam verschnörkeltem Schloß schien nach einem andern Raume zu führen, eine altertümliche Truhe, reich mit Schnitzereien bedeckt, nahm den Raum zwischen den beiden Fenstern ein, ein erblindeter Spiegel schwebte darüber, und allerhand zerbrochene Rokokomöbel standen an den Wänden umher. Schlangenmoos, Binsen, Gräser und Strohblumen, die man auf einen Tisch zum Trocknen ausgebreitet, erfüllten das Gemach mit einem scharfen, welken, eigentümlichen Duft, und der Regen, der hier in nächster Nähe auf die Dachpfannen niederprasselte, verursachte ein monotones, polterndes Geräusch.

Das alles hatte ich bei meinem Eintritt bemerkt, im nächsten Augenblicke aber meine ganze Aufmerksamkeit einem Ölbilde zugewendet, das die eine Seitenwand schmückte und, trotz der ungünstigen Beleuchtung, einen wahrhaft frappierenden Eindruck machte.

Es stellte eine Frau in Lebensgröße dar, und welch eine Frau! Solch edle, dunkle Schönheit sah ich noch nie. Von der tadellosen Reinheit der Linien bis zu dem weichen, warmen Kolorit war alles vollkommen, das dunkle Haar von Perlen durchflochten, der schlanke Hals mit Goldmünzen geschmückt. Ein phantastisches Gewand von gelblicher Seide verhüllte die schönen Formen und schlanken Glieder, ein leicht hingeworfener, duftiger Schleier von weißem Krepp erhöhte noch den Zauber der ätherischen Erscheinung.

Ich schaute und schaute, und „die Zigeunerin“ glitt es zögernd über meine Lippen. Ich weiß nicht, hatte ich es laut gesagt, oder war es nur ein Gedanke gewesen, aber es schien mir, als höre ich noch ein anderes Geräusch als das Rauschen des Regens, und mich umwendend, sah ich — meinen Vetter Maurus. Er lehnte an der verschnörkelten Thür und blickte aufmerksam über mich hinweg auf das Bild.

„Ja“, sagte er ruhig, wie in Beantwortung einer Frage, „es ist meine Mutter. Sie sehen, Doris, es ist nicht ihre Schuld, daß ich so häßlich bin.“

Ich war überrascht, ihn hier zu sehen, und erwiderte verlegen: „Letzteres scheint mir denn doch noch eine offene Frage zu sein. Der Geschmack ist verschieden.“

Er lachte laut auf. „Meinen Sie? nun auch diese Verschiedenheit hat ihre Grenzen, und es ist nun einmal mein Schicksal, ein Mohr zu sein. Dem Namen nach, dem Aussehen nach, und nicht zum mindesten dem Charakter nach! Fragen Sie nur meine Großmutter, sie wird es Ihnen sofort bestätigen, und all Ihre Güte nicht imstande sein, mich weiß zu waschen.“ Hierauf war nicht viel zu entgegnen, und so ließ ich denn das Thema fallen und fragte: „Wie kommt das herrliche Bild eigentlich hierher?“

„Wie alle Dinge, die man der Vergessenheit anheimgeben will“, sagte er kurz; „dieser Raum ist eine Art von Rumpelkammer.“

„Dann sollten Sie es wenigstens entfernen, Maurus. Ich finde, es gehört zu Ihnen.“

Er antwortete nicht gleich, fuhr mit der Hand durch das krause Haar und zog die Brauen finster zusammen. „Ich kann nicht!“ murmelte er im hastigen Auf- und Niederschreiten, dann, mir den Rücken zuwendend, starrte er schweigend zum Fenster hinaus und fast widerwillig geschah es, daß er mir endlich eine Erklärung gab.

„Sie wagen viel!“ sagte er grollend, und fügte dann etwas sanfter hinzu: „aber ich weiß es ja, Sie sind die Einzige, die sich vor mir nicht fürchtet. — So will ich Ihnen denn auch über meine Mutter die Wahrheit sagen. Nein, sie gehört nicht zu mir! Sie selbst hat sich einst von mir gewandt, damals, als ich ihrer am meisten bedurfte, und ich habe das niemals vergessen! Früher wollte ich ihr Bild nicht sehen, jetzt, wo ich selbst zu den Schuldigen gehöre, bin ich auch gegen sie nachsichtiger geworden, — aber immer kann ich den Anblick doch nicht ertragen.“

„Dennoch kamen Sie hierher?“ sagte ich und sah ihn fragend an.

„Es war nicht um des Bildes willen“, meinte er zerstreut. „Dieses Zimmer war einstens mein.“

Er sah düsterer aus denn je, und ich hätte an seine Seite eilen und ihn trösten mögen, aber eine natürliche Scheu hielt mich zurück, und gleich darauf riefen die Klänge des Tamtams uns zum Essen. Maurus verschwand durch die dunkle Thür, ich stieg eiligst die Wendeltreppe hinab, und erst unten im Salon fanden wir uns wieder. Aber kein Wort wurde über unser Zusammentreffen gesagt. Das Geheimnis war nicht viel wert, aber es ist süß, es mit ihm zu teilen.

Am Abend hatte ich noch eine große Freude! In dem großen Kamin im Gartensaal brannte, des feuchten Wetters wegen, ein helles Feuer, alle hatten sich darum gruppiert, lesend, rauchend, plaudernd, und Maurus, der scheinbar in

die Kölnische Zeitung vertieft war, saß, nur durch Manfred von mir getrennt, seitwärts von meinem Schaukelstuhl. Ich bin überzeugt, er verlor von unserer Unterhaltung kein Wort, und nachdem Manfred unter irgend einem Vorwand sich an Rovnas Seite geschlichen, die ihres Fußes wegen in einem entfernten Winkel des Saales auf der Chaiselongue lag, benutzte Maurus die Gelegenheit, um vorzurücken, und legte seine Zeitung ad acta. Was wir dann miteinander sprachen, ich weiß es nicht mehr, es war nichts besonders Interessantes und alle Welt hätte es hören können, aber oh! wie viel lag zwischen den harmlosen Worten und wie heiß war der Blick, der unter den gesenkten Lidern hervorbrach! Es war wie ein heimliches Bündnis, ein gegenseitiges Begrüßen, und als er mir in scheinbarer Zerstreuung den Fächer aus der Hand nahm, mit dem ich den ganzen Abend die Glut der Flammen abgewehrt hatte, schien es mir fast selbstverständlich, daß er ihn erst aufmerksam betrachtete und dann ruhig in seiner Tasche verschwinden ließ. Als wir bald darauf auseinandergingen, reichten wir uns zum erstenmale die Hand, und noch im Traume sah ich seine schönen, lieben, dunklen Augen auf mir ruhen. Der trotzige Zug aber war aus seinem Antlitz verschwunden. — — —

Den 28. August.

Zwei Briefe, und beide wenig erfreulicher Natur! Dosia macht mir Vorwürfe, daß ich mich, wie sie sagt, Hals über Kopf in eine unsinnige Leidenschaft stürze, und mein alter Freund und Sachwalter, Justizrat Kinsberg, fragt in allerhöflichster Form, ob ich, nachdem ich in finanzieller Beziehung bereits die erfreulichsten Fortschritte gemacht, plötzlich meinen Verstand verloren habe oder in eine Räuberhöhle geraten sei. Und doch ist das, wozu ich seinen Rat erbeten, die einfachste Sache von der Welt.

Das kleine Vermögen, das meine Mutter mit in die Ehe brachte, — es waren nur fünftausend Thaler, — ist von meinem Vater nie angerührt worden. — Zins und Zinseszins dazu schlagend, legte er es für uns zurück, um, falls seine großartigen kaufmännischen Unternehmungen mißglückten, uns vor Mangel und Abhängigkeit geschützt zu wissen. — Nun, meine Mutter starb früher als er, und als seine Gesundheit ihm gebot, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, hatte er so enorme Summen erworben und dieselben so sicher anzulegen gewußt, daß jede derartige Vorsicht unnötig erschien. Aus alter Gewohnheit aber blieb er dabei, das betreffende Kapital von dem übrigen getrennt zu halten, ich, als seine alleinige Erbin, that dasselbe, und nun, nach fünfundzwanzig Jahren, sind aus den fünftausend Thalern gegen sechzigtausend Mark geworden.

Was ist nun natürlicher, als daß ich dieses Geld, das ursprünglich von den Mohren stammt, an seinen Ausgangspunkt zurückströmen und es, vermittels einer Schenkungsurkunde, an meine Kousine Rovna übergehen lasse, mit der einzigen Bedingung, daß sie einen Mohren heiratet. Ich trenne mich dadurch von einer Summe, die, obgleich an sich groß genug, im Verhältnis zu meinem übrigen Vermögen keine Rolle spielt, und die ich kaum vermissen werde, da ich ihre Zinsen niemals genossen habe. Anderseits mache ich zwei Menschen glücklich, die es verdienen vereint zu werden und Takt und Zartgefühl genug besitzen, um mir durch freudiges Empfangen des Gebotenen den einzig wahren Dank zu spenden. Zugleich ist es aber auch ein Versöhnungsopfer, das ich auf dem Altare dieses Hauses niederlegen möchte, um für zerstörte Hoffnungen zu trösten, sowie mein eigenes, zartbesaitetes Gewissen zu beruhigen, und ich hoffe auch Kinsberg zu überzeugen, daß meine Idee, wenn auch ungewöhnlich, jedoch in Wahrheit mehr praktisch als romantisch ist.

Dosia zu bekehren habe ich weniger Hoffnung! Ist sie doch fern von mir, durch ihren Mann beeinflußt und gewöhnt, mich mit ruhiger Klarheit handeln zu sehen. Da mag es ihr freilich wunderlich erscheinen, mich plötzlich so verwandelt zu finden, und dann, — sie kennt Maurus nicht. Aber selbst wenn sie ihn kennte, würde sie, fürchte ich, nicht gerade entzückt von ihm sein. Ahnt doch niemand in meiner Umgebung den geheimnisvollen, namenlosen Einfluß, den gerade er auf mich auszuüben versteht, und daß er selbst für gänzlich unzugänglich gilt, erhellt schon aus Tante Mohrsteins stolzer, ungestörter Ruhe. — Sie begreift offenbar nicht, weshalb ich nicht Manfred den Vorzug gegeben, und beobachtet mit Staunen unsern herzlichen, unbefangenen Verkehr, aber sie hofft umsomehr für Udo, und ich bin nicht in der Lage, sie schon jetzt zu enttäuschen. Ist es mir doch beinahe gleichgültig, was andere denken und thun, wenn ich nur seiner Liebe gewiß sein dürfte, aber gerade jetzt fangen allerhand Zweifel an, mich zu beunruhigen und zu quälen, und ich frage mich, ob ich nicht bloß sehe, was ich sehen will. Ach, wann werde ich eine Gewißheit erlangen?

Den 30. August.

Der gestrige Tag war für mich ein verlorner, aber das Ende? — — Oh, wie wenig gehört jetzt dazu, mich glücklich zu machen, und wenn auch nicht für Dosia, will ich doch niederschreiben, was ich erlebt.

An schönen Sommerabenden pflege ich stets noch einmal ans offene Fenster zu treten, ehe ich mich zur Ruhe begebe, und wenn die Luft schön ist, der Himmel klar, kommt es wohl vor, daß ich längere Zeit dort verweile und, in Nachdenken versunken, Margarets und der späten Stunde vergesse.

In den letzten Tagen ist mir dies völlig zur Gewohnheit geworden. Die Nachtigallen haben zwar aufgehört zu schlagen, und des Kuckucks neckender Ruf ist verstummt, aber ein Meer von Wohlgerüchen steigt empor aus den Kelchen der Blumen, und der Mond verklärt alles mit seinem silbernen Schein. Nicht, daß ich im allgemeinen für den Mond gerade schwärmte; sein Licht hat etwas Kaltes, Unbefriedigendes, fast Grausames an sich, das mich mitunter fast peinlich berührt, aber wenn die laue Sommernacht es liebend umfangen und mit ihrem warmen Atem durchhaucht hat, wandelt sein gespenstischer Reiz sich in poetischen Zauber, und seine Strahlen weben ein lichtes, geheimnisvolles Band zwischen ihm und mir.

Nun gestern saß ich auch auf dem breiten Fensterbrett, zurückgelehnt in den dunklen Rahmen, als mein Ohr einen Laut auffing wie von tastenden Schritten, und im nächsten Augenblick, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat, kam etwas durch das Fenster geflogen. Ein wenig erschreckt sprang ich von meinem Sitz herab, betrachtete es und hob es auf. Es war ein Strauß der schönsten, duftigsten Rosen, die ich je gesehen, schwarzrot, sammetblätterig, von edelstem Wuchse, und so frisch, als wären sie eben vom Zweige gebrochen.

Ich hielt die Rosen in der Hand, legte sie schmeichelnd an meine Wange und blickte noch einmal zum Fenster hinaus. Aber da war nichts zu sehen. Dichte Wolkenmassen hatten sich über die Mondscheibe gelagert, still und dunkel lag der Park, wie im Traume befangen, und nur die alten Platanen rauschten leise im Winde.

Von wem kamen die Blumen, wer sandte sie mir? Ach, ich befand mich in einer seltsamen Erregung, mir war, als flüsterten sie einen geliebten Namen, und in meinem Herzen tönte er wieder, immer lauter und lauter.

Als Margaret hereinkam, meinte sie, meine Augen erglänzten in Thränen, und meine Wangen wären wie im Fieber gerötet, aber es war nur Tau und Abglanz der Rosen und der letzte verschwindende Schatten einer verzehrenden Sehnsucht, die mich in den letzten Tagen gequält hatte. Nun war ich glücklich, getröstet, beruhigt, und als ich einschlief, war mein letzter Gedanke: ob sie wohl schön war, die Frau, die Maurus geliebt hat? — — —

Den 31. August.

Meine gute Dosia! So schnell schon bereut? — Ich wußte es, daß Du nicht lange mit mir grollen konntest; aber daß der etwas übereilten Epistel eine so schnelle Abbitte folgen würde, habe ich doch nicht erwartet. Nun, so will ich es denn noch einmal versuchen, Dir meine inneren und äußeren Erlebnisse zu schildern, und sollte je mein Vertrauen einmal wankend werden, so betrachte ich Dein Bild, das vor mir auf dem Schreibtisch steht und mich an alle Deine frühere Liebe und Güte erinnert. Vielleicht wirst Du mich nicht immer verstehen,

aber immerhin sollst Du alles wissen, und auch mir wird das Herz wieder leichter werden, wenn ich mich gegen Dich aussprechen kann.

Heute hatte ich mit Maurus eine ernsthafte Unterredung. Wir waren mit Udo und den anderen durch den Wirtschaftshof gewandert, hatten uns alles betrachtet und uns schließlich im Anschauen einer neuen Drillmaschine zusammengefunden. Maurus sprach sich mißbilligend über verschiedene unpraktische Einrichtungen aus und bedauerte, nicht die eine oder andere Verbesserung einführen zu können. — Ich fragte ihn, weshalb er es nicht thue, da Udo seinen Rat gewiß gern annehmen würde, und es ihm selbst einige Befriedigung gewähren müsse, sich nützlich zu machen.

„Sehr einfach", sagte er, „weil ich der Herr nicht bin und der Diener nicht sein will. Ich habe nicht das Talent mich unterzuordnen."

„Dann", meinte ich, „würde ich mir einen andern Beruf, eine selbständige Thätigkeit suchen."

Er lachte spöttisch: „Das ist leicht gesagt, aber ich habe mein Vermögen verschwendet, meine Karriere verscherzt und nichts gelernt. Was soll ich thun?"

„Ich denke, nachholen, was Sie bisher versäumt."

„Und zu welchem Zweck? — Ich bin zu alt, um noch einmal in die Lehre zu gehen, und Schuster und Schneider kann ich nicht werden, das wäre wider die Tradition."

„Gewiß", sagte ich sanft, „aber es gibt noch andere Wege."

„Und welche, wenn man fragen darf? Abhängigkeit, Selbstverleugnung, Resignation, ich kann es mir denken! Aber man ist nicht umsonst im Luxus erzogen, und die Leitung eines großen Güterkomplexes wäre das einzige, was mir zusagen könnte. Talent und Neigung weisen mich darauf hin, Jagd und Sport ließen sich damit vereinigen, und meine Kräfte kämen zur richtigen Verwendung, aber mir fehlt Erfahrung sowohl als Vertrauen, und als dritter im Bunde das Geld; ich selbst habe mich um diese Möglichkeit gebracht. Ein Glück nur, daß ich soviel habe, um leben zu können, und das Recht, hier in Mohrstein zu sein. Ich hasse dieses Leben, aber wissen Sie ein besseres, freieres? — Hier bin ich wenigstens mein eigner Herr, streife in den Wäldern herum, reite, jage, komme und gehe ganz nach Stimmung und Behagen, fülle meine einsamen Stunden mit Musik und Lektüre und vegetiere so weiter bis, — nun bis eben die ganze Geschichte ihr Ende erreicht."

„Aber", sagte ich leise, — „Sie sind nicht glücklich, Maurus!"

„Glücklich? — er sah erstaunt nach mir hin, — „nein, aber ich habe auch nicht das Recht, es zu sein! Andere haben an mir gefehlt, am meisten ich selbst, und ich bin nun nichts mehr als ein vergessenes, unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft. Was könnte ich noch hoffen auf Erden?"

„Alles!" wollte ich sagen, aber ich schwieg, um mich nicht vor der Zeit zu verraten, und es schien, als habe er mich vergessen. In finsterem Brüten blieb er eine Weile neben mir stehen, starrte düster vor sich hin und sagte dann ziemlich unvermittelt: „Ich habe mich in meinem ältesten Bruder geirrt, Doris! Er liebt Sie wirklich."

„O!", machte ich unruhig, aber er ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Sie sollten ihn heiraten, meine ich, Sie stehen ziemlich allein in der Welt, und er ist ein guter, braver, ehrenwerter Mensch, er wird Sie, soweit es an ihm liegt, auf Händen tragen." Ich sagte kein Wort.

Eine kleine Pause, dann begann er wieder: „Mit der Großmutter ist es freilich etwas anderes. Sie ist kein angenehmer Hausgenosse, aber sie wünscht die Verbindung trotz Ihrer verpönten bürgerlichen Herkunft, und Ihr Geld macht Sie frei. Vergessen Sie also, was ich früher sagte, und — verzeihen Sie mir!"

Er hatte den Mut, mir das alles zu sagen, aber er hatte nicht den Mut, mir dabei in die Augen zu sehen, und so bemerkte er auch nicht, wie sich dieselben mit Thränen füllten und ich Mühe hatte, meine Erregung zu verbergen. Meinte er, was er sagte, oder wollte er mich nur auf die Probe stellen? — Nein, es war ihm bitterer, heiliger Ernst, und ich hatte mich wohl doch getäuscht, wenn ich glaubte, in seinem Antlitz den Widerschein jener heimlichen Flammen zu sehen, die mein ganzes Sein und Wesen erfüllten. Hätte er mir sonst zureden können, seinen Bruder zu wählen? Ach, ich war unglaublich niedergeschlagen, und meine sonstige Elastizität ganz verschwunden; ja, ich bemerkte es nicht einmal, daß wir in den Garten zurückgekehrt waren, und an dem niedrigen Bassin des Springbrunnens vorüberschreitend, bückte ich mich und ließ zerstreut meine Hand durch das Wasser gleiten.

Da, durch die schnelle Bewegung, fielen die Rosen, die ich halb verborgen unter einem Spitzentuch getragen, von meiner Brust auf den Rand des steinernen Beckens hernieder, und mit einem Schlage war die Situation eine andere geworden. Ich erglühte bei dem Anblick meiner heimlichen Tröster, die mir zuflüsterten, es sei nicht alles ein Spiel meiner Phantasie, und zugleich brach auch ein Laut freudigster Überraschung von den Lippen meines düstern Freundes, und mit der Hand auf die Blumen deutend, sagte er hastig: „Doris, was — was ist das?" Ich hob sie auf, reichte sie ihm hin und erwiderte heiter: „Nichts besonderes, einige welke Rosen, die sich soeben von meinem Kleide gelöst haben."

„Wie kommen Sie dazu?"

„Das ist eigentlich mein Geheimnis, aber ich will's Ihnen sagen: sie kamen durch mein Fenster geflogen."

„Und haben Sie eine Ahnung, von wem sie sind?"

„Ich denke, ja. Der Name „Mohrenkönig" leitete mich auf die rechte Spur."

„Ah, Sie errieten, und trotzdem wollen Sie die Rosen tragen?"

Wieder kam das unselige Erröten, das mich früher niemals heimgesucht hatte, und aufblickend sah ich seine Augen mit sehnsüchtiger Spannung auf mir ruhen. Nein, ich wollte ihm meinen Dank nicht vorenthalten, und so sagte ich denn nach kurzem Kampfe: „Nicht trotzdem, sondern deshalb, Maurus. Sie haben mir eine große Freude bereitet!"

Wäre es mir vergönnt gewesen, die Wirkung dieser wenigen Worte vorherzusehen, ich hätte sie vielleicht ungesagt gelassen, so aber konnte ich nichts thun als entzückt in sein strahlendes Antlitz schauen und es ruhig geschehen lassen, daß er meine beiden Hände erfaßte und zugleich mit den dunklen Rosen an seine bebenden Lippen führte. Was er dazwischen sprach, war immer nur: „Doris! Doris! und wiederum „Doris!" — aber „meine Wonne, meine Geliebte" hätte kaum anders geklungen, und ich war wie berauscht von dem Glück dieses schönen kurzen Augenblickes. Auch fand ich es ganz natürlich, daß er, als er meine Hände endlich wieder freigab, im Übermaß der Erregung von dannen eilte, in meiner Seele aber klingt noch immer jener flehende, fragende, jubelnde Laut, zu dem er meinen Namen zu gestalten wußte. — — —

Den 3. September.

Ich habe dem Brautpaare dringend geraten, die heimlichen Zusammenkünfte nicht wieder aufzunehmen. Es würfe ein häßliches Licht auf die Sache, würden sie dabei entdeckt, und Fräulein von Dollentin geht nach wie vor herum wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen sie verschlinge. Zudem ist Rovna durch ihren kranken Fuß noch etwas geniert, und ich habe nicht immer Zeit über meinen beiden Lieblingen zu wachen. Im übrigen hoffe ich, sie bald zu erlösen. Die Briefe des Justizrats fangen an etwas milder zu werden, und wenn er auch darauf besteht, mir von der Größe der Summe etwas abzuhandeln, und über die Bedürfnisse einer Leutnantswirtschaft die allersonderbarsten Vorstellungen hat, so weiß ich doch, daß ich ihn endlich besiegen werde.

Udo ist, Gott sei Dank, in Wahlangelegenheiten für einige Tage verreist, was ich als eine rechte Wohlthat empfinde, denn sein Benehmen gegen mich wird immer pointierter, und ist dabei von solcher herzerquickenden Rücksicht und Güte, daß es mir unendlich schwer wird, demselben kühl zu begegnen. Anderseits darf ich selbst meiner aufrichtigen Freundschaft und

Palmsonntag. Originalzeichnung von H. Suykens.

Teilnahme ihm gegenüber nur in sehr beschränktem Maße Ausdruck verleihen, da er nur zu sehr geneigt ist, dieselben in seinem Sinne zu deuten und, wie ich merke, von allen Seiten gedrängt wird, mir schon jetzt einen Antrag zu machen.

Wenn er das aber thut, was dann? In dem Hause des zurückgewiesenen Freiers kann ich nicht bleiben, und mich jetzt schon von Mohrstein trennen, ist mir völlig unmöglich. — So habe ich mich denn der Familie Breuner gegenüber in diplomatischen Wendungen ergangen, welche den Zweck haben, Udo vor jeder Übereilung zu warnen und ihnen die Überzeugung beizubringen, daß es gefährlich ist, mich zu irgend einem Entschlusse drängen zu wollen. Es käme dann wohl vor, daß mein Widerspruch erwache. In Wahrheit aber bin ich mir bewußt, ein falsches Spiel zu spielen, und doch, was soll ich thun? Maurus habe ich seit neulich nicht wiedergesehen, und wie eine qualvolle Marter empfinde ich es immer von neuem, daß in solchen Fällen dem Weibe nichts gestattet ist als zu hoffen und zu harren. — — —

Den 5. September.

Hast Du eine besondere Vorliebe für alte Burgen und geborstene Mauern, Dosia? Dann solltest Du Ruine Mohrstein sehen! — Sie liegt mitten im Walde und ist von grünem Rankenwerk so vollständig umsponnen, daß man die einzelnen Teile kaum zu unterscheiden vermag. Hier und da ragt wohl noch ein Pfeiler oder Erker aus dem grünen Wirrsal hervor, wirklich erkennbar ist aber nur noch der turmartige Anbau, der von einigen mächtigen Eichen geschützt, dem Einfluß des Wetters länger Stand gehalten hat, und mit seinen Spitzbogenfenstern einen sehr malerischen Anblick bietet. Dieser Teil heißt die Kapelle. Ob es wirklich eine solche gewesen, oder die hohen Mauern einen Bankettsaal umschlossen, der mir mit den Gewohnheiten des einstigen Raubrittertums viel vereinbarer scheint, ist niemals ganz festgestellt worden. In den Augen der Landleute ist die Ruine von einem unheimlichen Zauber umflossen, und wenn nicht, wie gestern, die Bewohner des Schlosses sie zu dem Sammelpunkt einer fröhlichen Gesellschaft machen, ist sie gemieden, öde und leer.

Vor einigen Wochen waren wir schon einmal dort, hatten geplaudert, gescherzt und gelacht, auf primitiven Tischen und Bänken einen Imbiß genommen und alles durchstöbert, aber nichts gefunden, was einer Entdeckung wert gewesen wäre. Gestern war ich wenigstens in anderer Stimmung; die fröhliche Unterhaltung erschien mir fade, der Gegenstand desselben nicht des Interesses wert, und einem Hang zur Einsamkeit folgend, der in letzter Zeit in mir immer mächtiger geworden, irrte ich allein in den Ruinen umher.

Da gewahrte ich einen halbwüchsigen jungen Menschen in bäuerlicher Kleidung, der aus der Tiefe emporstieg und sich zwischen Hollunderbäumen und wilden Hagedornbüschen mühsam den Weg ins Freie bahnte. Er trug einen Deckelkorb am Arm und einen Steinkrug in der Hand, während ein zusammengerolltes Leintuch ihm über die Schulter hing. — Das Gesicht kam mir bekannt vor; ich schaute aufmerksamer hin, und gewahrte zu meinem großen Erstaunen Bartek, den Famulus meines jüngsten Vetters. Ich hatte ihn kürzlich bei der Stehle gesehen, als er für seinen Herrn verschiedenes holte, und ihn mit einem gewissen Interesse betrachtet, da ich von seiner treuen Anhänglichkeit gehört; nun stand er vor mir, betrachtete mich mit sichtlichem Mißtrauen und sprang dann, schnell entschlossen, an mir vorüber, in das Dickicht des Waldes hinein. Wo aber war er hergekommen?

Ich kletterte über Steingeröll und Erdhaufen den Weg hinab, den er heraufgestiegen war, zerriß mein Kleid an den Sträuchern und Dornen und befand mich endlich auf der andern Seite der Ruine, an einer Stelle, die von außen her keinen Zugang hat und von dichtem Unterholz ganz eingeschlossen ist. Die Mauer, welche die Rückwand der sogenannten Kapelle bildet, steigt hier zu einer beträchtlichen Höhe empor, keine Fensteröffnung unterbricht die breite, halbverwitterte Fläche, und das einzige, was dem Auge einen Ruhepunkt bietet, ist ein mächtiger Haselnußstrauch, dessen Zweige sich dicht an das Gemäuer schmiegen.

Doch nein, nur auf der einen Seite, auf der andern fand ich dieselben zurückgebogen, und soviel Raum lassend, daß eine Person sich gerade hindurchzwängen konnte. Ich that es und stand nun plötzlich vor einer schmalen spitzbogigen Thür, die, nach innen gehend, sich geräuschlos in ihren Angeln drehte und mir einige Sandsteinstufen zeigte, die zu einer zweiten Thür emporzuführen schienen.

Einen Augenblick zögerte ich, dann schritt ich wieder mutig vorwärts und war eben vor der oberen Pforte angelangt, als dieselbe sich von innen aufthat und Maurus, hoch aufgerichtet, vor mir stand.

Aber wie sah er aus! Sein Haar war verwirrt, sein Anzug vernachlässigt, tiefe Schatten lagen unter seinen Augen, und der Blick, mit dem er mich anstarrte, war der eines Menschen, der einen Geist erschaut. Ja, er erhob sogar wie abwehrend die Hand, als wolle er mich aus seiner Nähe verbannen, und erst, als er meine Stimme hörte, gewannen seine Züge ihren natürlichen Ausdruck wieder.

„Verzeihung", stammelte ich, — denn auch ich war durch sein unvermutetes Erscheinen überrascht, „Verzeihung, wenn ich es wage, Ihr Reich zu betreten. Mein Wissensdrang, und die Erbsünde der Frauen, die Neugier, ließen mich heute auf Entdeckungen ausgehen, und ich glaubte nicht, hier einen bewohnbaren Raum zu finden. Aber ich will nicht stören, ich fürchte ohnedem, vermißt zu werden", und zurücktretend, wollte ich die Stufen hinab, ins Freie eilen, aber war es nun, daß der plötzliche Temperaturwechsel mir geschadet, — der Übergang war ein sehr schroffer gewesen, oder hatte der freudige Schrecken mein Blut zu heftig erregt, genug, ein Gefühl von Ohnmacht und Schwindel umfing meine Sinne, und ich wäre gefallen, hätte Maurus mich nicht in seinen Armen aufgefangen.

So trug er mich mehr, als er mich führte in das altertümliche kleine Gemach, dessen Schwelle ich soeben betreten, drückte mich in einen weiten, altmodischen Lehnstuhl, der unter einer brennenden Hängelampe in der Mitte des Zimmers neben dem Tische stand, hüllte mich in eine wollene Decke und eilte dann zu einem kleinen Eckschrank, dem er ein Glas und eine Flasche Wein entnahm. — Mit rührender Sorgsamkeit hob er meinen, immer wieder zurücksinkenden Kopf empor, flößte mir den Wein ein und rieb meine kalten Hände, als aber der Glanz in meine Augen, die Röte in meine Wangen zurückgekehrt war, glitt ein Ausdruck so stolzer, triumphierender Freude über sein Antlitz, daß es wahrhaft verklärt aussah.

„Liebe, liebe Doris!" sagte er ein über das andere Mal, und als ich dankbar lächelnd zu ihm aufsah und etwas entgegnen wollte, legte er den Finger auf den Mund und meinte ernsthaft: „Nicht sprechen, nur gehorchen! Das Schicksal hat Sie einmal zu meiner Gefangenen gemacht, nun sollen Sie es auch noch für eine kleine Weile bleiben!

„Aber die anderen", — wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Mögen sie suchen, ich habe nichts dagegen." Weiß ich doch nun, daß Sie wirklich hier sind, Sie, kleine Doris, in eigner Person; daß mein Traum zur Wahrheit geworden, und mir ohne mein Zuthun, ja gegen meinen Willen beinahe, ein Glück zuteil geworden ist, das ich nun auch auskosten will bis auf den letzten Tropfen. Gefällt es Ihnen hier?"

Ich sah mich um und dachte an die Erzählung des alten Försters. Ja, das war die Höhle des Löwen, die ihm als Schlupfwinkel diente, der Ort, der ihn und seinen Kummer vor den Augen der Welt verbarg; — Jagdutensilien, Gewehre und Musikinstrumente, ja selbst der mit Büchern beladene Tisch deuteten darauf hin, im übrigen aber war es ein ganz wohnlicher quadratischer Raum, gut ventiliert, wenn auch ganz ohne Fenster, und ohne jegliche unheimlichen Attribute. Ein Feldbett hier und dort, und die vorhin erwähnten Stücke, ergänzt durch einige Schemel und Bänke, bildeten das ganze Mobiliar, das Gemach aber war dadurch ausreichend gefüllt und bot einen angenehmen, behaglichen Anblick dar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sakramentshäuschen.

In dem Nachstehenden soll die Aufmerksamkeit der verehrten Leser, besonders der Herren Geistlichen, auf eine Gattung von Denkmälern der mittelalterlichen Kirchenbaukunst gelenkt werden, denen bis jetzt unverdienterweise nur eine geringe Beachtung zuteil geworden ist. Ich meine hiermit die Sakramentshäuschen, welche sich fast in jeder dem Mittelalter entstammenden Stadt- oder Landkirche befinden und zwar auf dem Altarplatz als Wandschrank, zumeist nördlich vom Altar in der Umfassungsmauer. Der Grund für ihre so häufige Nichtbeachtung mag darin zu suchen sein, daß diese Gegenstände als nebensächliche Teile des Kirchengebäudes gelten und gänzlich außer Gebrauch gekommen sind, da sie eben in die katholische Zeit gehören. Immerhin haben sie, wegen der Sorgfalt, mit der sie früher behandelt und ausgeführt wurden, künstlerischen Wert, und viele unter ihnen sind als wahre Kunstwerke, als hervorragende Schöpfungen einer früheren Stilperiode zu bezeichnen. In Anbetracht dieser Umstände dürfte es wohl angemessen sein, einmal ihrer hier näher zu gedenken und in kurzen Worten auf ihre geschichtliche Entwickelung einzugehen.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war es Sitte, die geweihte Hostie nicht in den Kirchen, sondern in den Wohnungen der Priester oder Laien aufzubewahren, um bei ausbrechenden Verfolgungen für den Notfall die Hostie mitnehmen und kommunizieren zu können. Nach Konstantin, als die christliche Religion mehr Ausbreitung gewonnen, fielen diese Gründe weg, und es wurde die Aufbewahrung der geweihten Hostie in den Kirchen angeordnet. Es dienten hierzu verschiedene Gefäße, ursprünglich eine Büchse von Elfenbein, später von edlem Metall, die oft turmartig ausgebildet war zur Erinnerung an das turmförmige Grab Christi und die den Namen Ciborium trug. Gleichzeitig mit diesen Behältnissen kamen auch solche in Form von goldenen und silbernen Tauben zur Anwendung, in symbolischer Hindeutung auf den heiligen Geist. Dieselben standen auf einer Schüssel, die mittels der daran befestigten Ketten und einer Schnur in den baldachinartigen Überbau des Altars aufgehängt wurden. Auf dem Rücken dieser Tauben, zwischen den Flügeln, befand sich ein Deckel, unter welchem die Büchse mit der geweihten Hostie aufbewahrt wurde; solche Tauben sind noch jetzt im Domschatz zu Salzburg, Erfurt u. a. O. erhalten. Seit dem Jahre 1316, wo durch Papst Johann XXII das Fronleichnamsfest eingeführt wurde, kamen diese Ciborien außer Gebrauch und dafür entstanden die tragbaren Monstranzen. Diesen haben augenscheinlich die schon früher dagewesenen Reliquien-Monstranzen als Muster gedient; es waren dies kelchartige, reich verzierte und bekrönte Behältnisse, in deren Mitte sich ein Glascylinder befand, worin die Reliquie aufbewahrt wurde und wodurch sie dem Volke sichtbar blieb. In dem Glascylinder der zur Aufnahme der geweihten Hostie dienenden Monstranz war dagegen eine halbmondförmige Zwinge angebracht, in welcher die Hostie befestigt wurde; über diesem Glascylinder erhob sich ein turmartiger Aufbau, in gotischer Weise pyramidal zugespitzt, oft auch in drei Spitzen endigend, vielfach durchbrochen und ausgeschmückt, das „Tabernakel" genannt. Das Material, aus welchem dieselben gewöhnlich gefertigt wurden, ist Gold, Silber, auch vergoldetes Kupfer oder Messing, selbst in Holz geschnitzte Monstranzen sind vorgekommen. Ihre Größe, senkrecht gemessen, beträgt 0,30—1,50 Meter. Die reichsten und schönsten besitzen die Rheinlande, die in Sachsen noch erhaltenen sind aus Messing gearbeitet; eine derartige Monstranz befindet sich jetzt im Königl. Altertumsmuseum zu Dresden.

Das Bedürfnis, einen sicheren und würdigen Ort zur Aufbewahrung dieses heiligen Gefäßes zu besitzen, führte nun zu der Einrichtung von besonderen Sakramentshäuschen, welche im hohen Chore der gotischen Kirchen an der Brotseite des Altars erbaut wurden. Es waren zumeist schrankartige, in der Mauer befindliche Behältnisse, die mit einer eisernen Thür verschlossen waren und eine reich geschmückte Einrahmung erhielten. Eine andere Art von Sakramentshäuschen ist das freistehende Tabernakel, wie es in den größten Kirchen des XV. Jahrhunderts öfters vorkommt, an einen Gewölbepfeiler sich anlehnend. Solche haben die Form eines gotischen Turmes, dessen Grundriß eine vieleckige geometrische Figur ist, in seinem Unterbau, auf einem steinernen Sockel ruht der rings von eisernem Gitterwerk umschlossene Schrein, über welchem sich in reichen, phantastischen Formen der Spätgotik eine Pyramide erhebt, die bis in das Gewölbe der Kirche emporsteigt, wo sie im Wachstum behindert sich mit ihrer Spitze pflanzenartig umbiegt. Die glänzendsten Beispiele dieser Gattung befinden sich zu Linnich bei Aachen, im Münster zu Ulm und in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Sie sind alle am Ende des XV. Jahrhunderts entstanden und haben eine Höhe von 18—30 Meter.

In Sachsen sind solche freistehende Tabernakel, meines Wissens, nicht entstanden oder doch wenigstens nicht auf uns gekommen, dagegen ist die Form der Wandschränke in einfacher und reicherer Gestaltung vielfach vertreten, ja es möchte wohl nur wenige alte Kirchen geben, wo kein Sakramentshäuschen ist. In vielen Gotteshäusern sind sie freilich nicht mehr vorhanden, indem sie bei vorgekommenen baulichen Veränderungen leider vernichtet wurden. Manche befinden sich aber auch jetzt unsichtbar hinter den vorgebauten Emporen, den Kirchenstühlen 2c. Sie sind gewöhnlich aus Sandstein oder Rochlitzer Porphyr gearbeitet, befinden sich in Brusthöhe über dem Fußboden, der eigentliche Schrank hat eine durchschnittliche Höhe von 0,50—1,00 Meter und eine Breite von 0,30—0,60 Meter. Vor der Öffnung liegt als Verschluß derselben eine eiserne Gitterthür, die mit Rosetten geschmückt ist und Spuren der ehemaligen Vergoldung zeigt; innerlich war der Schrank durch Malerei verziert, eine blaue Grundfarbe mit darauf gesetzten goldenen Sternen scheint am meisten üblich gewesen zu sein. Die äußere Umrahmung, sehr verschiedenartig gestaltet, war früher ebenfalls mit Farben bunt bemalt, wovon viele Spuren noch vorhanden sind. Sie endigt nach oben zumeist giebelartig und ist mit einer Kreuzblume bekrönt, während sie zu beiden Seiten von Spitzpfeilern flankiert wird. Inschriften befinden sich selten an den Sakramentshäuschen, dagegen sind zur Ausschmückung oft Heiligenfiguren, Wappen, Steinmetzzeichen, Jahreszahlen und symbolische Bilder verwandt, z. B. das Pelikannest, als Sinnbild der christlichen Liebe und des Opfertodes Christi, auch wohl das Haupt des Heilands 2c. Als eins der hervorragendsten und schönsten Beispiele solcher Tabernakel im Königreiche Sachsen kann ich das in der Stadtkirche zu Pegau befindliche nennen, es tritt als Hochrelief aus der nördlichen Mauer des Altarplatzes hervor, ist acht Meter hoch, aus weißem Sandstein gefertigt und entstand gleichzeitig mit dem Bau des Gotteshauses, d. h. am Ende des XV. Jahrhunderts. Es wird von einer kurzen runden Säule getragen, über deren Kapitäl sich seine stilvolle Verzierungen hinziehen, der eigentliche Schrein wird von vier schönen, schlanken Fialen flankiert, zwischen ihnen befindet sich ein sogen. Wimperg, in welchem das Haupt des Erlösers als Relief eingefügt ist. Der obere Teil des Tabernakels ist baldachinartig vorgebaut, endigt in einer schlanken Pyramide und war einstmals mit Figuren geschmückt. Ein anderes bemerkenswertes Sakramentshaus steht in der Kirche zu Brandis, ferner in Markranstädt, Dahlen, Frohburg, Oberfrankenhain, Wechselburg 2c.

In der höchsten Blüte ihrer Ausbildung zeigen sich die Sakramentshäuschen am Ende des XV. Jahrhunderts. Da vereinigt sich die ganze Kraft und Pracht der gotischen Baukunst und tritt mit ihrer mächtigen Wirkung vor das menschliche Gemüt, die alten Meister haben hier im Kleinen ein abgeschlossenes Ganzes vollendet, was sie im großen in ihren Dombauten nur selten durchzuführen vermochten, gleichwie die mittelalterlichen Kirchen mit ihren sie weit überragenden Türmen dem Christen schon von großer Ferne andeutet, wo der Tempel seines Glaubens sich befinde, so sollten auch die Sakramentshäuser durch ihre hohe schlanke Gestaltung den im Innern des Gotteshauses versammelten Gläubigen andeuten, wo ihr höchstes Gut, der Leib des Herrn, sich befindet. Mit dem Absterben der Gotik und mit der Einführung der Reformation haben auch die Sakramentshäuschen ihr Ende erreicht; bei den Katholiken werden jetzt die Monstranzen, welche die Form einer Sonne haben, in den Altaraufsatz untergestellt, während es bei den Lutheranern einen derartigen bestimmten Aufbewahrungsort für die Hostien ja nicht gibt. Die Sakramentshäuschen können deshalb in unsern Kirchen nur noch als Antiquität betrachtet werden, oft sind sie aber in denselben der einzige Überrest aus dem Mittelalter, ein interessantes Denkmal früherer Kunstleistung, und verdienen deshalb Schutz vor Zerstörung und eine sorgfältige Erhaltung.

Leipzig. H. Altendorff, Kirchenbaumeister.

Welche Pflichten erwachsen uns aus unsern Kolonieen?

Von Gustav Warneck.

Ob jemals eine Kolonialethik geschrieben worden ist, oder irgendwo ein Gesetzeskodex die Pflichten normiert hat, welche kolonisierende Nationen gegen die ihrer Herrschaft unterworfenen Eingeborenen zu erfüllen haben? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich nur zu gut, daß die Kolonialgeschichte viele mit Gewaltthat, Beraubung, Ausbeutung, Vertragsbruch und Blut beschriebene Blätter enthält, welche zu den dunkelsten gehören, die es im Buche der Weltgeschichte gibt. Nirgends hat menschliche Habgier, Wollust und Grausamkeit sich in solcher Weise die Zügel schießen lassen, als in der Kolonialgeschichte.

Bisher hat unser Vaterland in dieser Beziehung noch keine Anklage treffen können, denn wir hatten keine Kolonieen; jetzt aber fängt auch Deutschland an, eine kolonisierende Macht zu werden, und man muß die bange Frage aufwerfen: werden jene dunkeln Blätter in der deutschen Kolonialgeschichte fehlen?

Es erscheint als eine patriotische Pflicht, gleich am Beginn unserer kolonialen Ära das Nationalgewissen zu wecken und uns klar zu machen, welche Pflichten uns aus unsern Kolonieen erwachsen.

Man treibt Kolonialpolitik um des eignen Interesses willen; man will nicht geben, sondern nehmen. Die Motive der Kolonialpolitik sind durchaus selbstisch. Allerdings kann man auch die Kolonialpolitik durch die Phrase motivieren hören, die einmal ein außerdeutscher Staatsmann gebraucht hat: „Es ist unsere Pflicht, an dieser großen Zivilisationsaufgabe teilzunehmen." Aber was sich wohl die Wilden unter dieser Phrase denken mögen! Mir kommt da immer ein „intelligenter" Maorihäuptling in den Sinn, der durch einen bankrott gewordenen Weißen 800 Mark verlor, und einem seiner Landsleute, der diese Art des Geschäftsbetriebes noch nicht kannte, den Bankrott also erklärte:

„Ein Weißer, der bankrott werden will, fängt ein Geschäft an und verschafft sich ohne Zahlung eine Menge Waren. Er macht dann möglichst viel Geld daraus und bringt es sicher beiseite mit Ausnahme von etwa hundert Mark. Mit diesen hundert Mark geht er nun zum Richter und erklärt, er wolle bankrott werden. Der Richter entgegnet, es thue ihm zwar leid, aber es müsse geschehen. Er ruft hierauf alle Advokaten zusammen, sowie alle Leute, denen der Weiße schuldet, und spricht: dieser Mann ist bankrott, aber er will euch alles geben, was er hat, und darum hat er mich gebeten, diese hundert Mark unter euch zu verteilen. Der Richter gibt nun den Advokaten achtzig Mark und unter die Gläubiger verteilt er zwanzig Mark; worauf der weiße Bankrottmacher ganz vergnügt nach Hause geht."

Gewiß, „eine sehr unzivilisierte Ansicht." Leider aber werden von diesem ihrem „wilden" Standpunkte aus viele kolonialerworbene Eingeborne ganz ähnliche unzivilisierte Ansichten über die Zivilisation haben. „Sie nehmen uns Land und Freiheit; wenn wir uns wehren, schießen sie uns tot und verbrennen unsere Dörfer; sie bereichern sich durch unsere Produkte und geben uns dafür allerlei europäischen Industrieschund; sie machen uns zu Trunkenbolden, entehren unsere Weiber und Töchter 2c.; und das nennen sie: uns die Zivilisation bringen." Man kann es in der That den Wilden so übel nicht nehmen, wenn sie von der „Zivilisation" so unzivilisierte Begriffe haben.

Also lasse man die Phrasen. Wie der Handel, so hat auch die Kolonialpolitik von Haus aus nur den eignen Vorteil, nicht den der Eingebornen im Auge. Ohne Zweifel üben beide einen zivilisierenden Einfluß auf dieselben aus; aber es ist nicht wahr, daß man um der Zivilisation willen Handel treibt und kolonisiert. Es gibt nur eine selbstlose Macht, welche von den Eingebornen nichts haben, sondern ihnen nur geben will: das ist die christliche Mission, wenn sie im Geiste des Evangelii getrieben wird. Ihr und ihr allein sind die Eingebornen nicht ein Gegenstand der Bereicherung, sondern der Rettung.

Aber greifen wir nicht vor. In den parlamentarischen und außerparlamentarischen Debatten für und wider eine deutsche Kolonialpolitik dreht sich alles um die Frage: bringt eine solche Politik uns Vorteil oder nicht? Was die Eingebornen von ihr haben werden, deren Land wir doch in Besitz nehmen und welche Angehörige des Deutschen Reichs werden, daran hat bis jetzt außer dem kleinen Kreise der Missionsfreunde die Tagespresse fast noch gar nicht gedacht. Und doch, sollte man meinen, ginge unsere Kolonialpolitik diese Eingebornen mindestens ebensoviel an wie uns selbst. Ist es nicht unrecht und unritterlich zugleich, gegen Machtlose, Arme, Schwache — pflichtvergessen zu sein? Wir haben das Land jener schwarzen und braunen Leute in Besitz genommen und sie selbst unserer Herrschaft unterworfen, doch wesentlich nur auf Grund des Rechts, welches die Politik gibt. Sollte uns nun nicht auch die Frage allgemein zu beschäftigen anfangen: was wird den Eingebornen dafür von uns? was sind wir ihnen schuldig? wir, die Herrschenden den Unterworfenen, die Starken den Schwachen, die Zivilisierten den Wilden, die Christen den Heiden?

Es ist hier nicht der Ort, diese Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten, wohl aber können und wollen wir der öffentlichen Diskussion eine Anregung geben.

Man bezeichnet die Form der kolonialen Erwerbung für den Anfang gemeiniglich als Protektorat, d. h. als Schutzherrschaft. Leider hat dieser Schutz oft genug nur in der Protektion der Bedrücker und Aussauger der Eingebornen bestanden! Es muß aber eine nationale Ehrensache für uns sein, daß selbst eine farbige Bevölkerung sich nicht täuscht, wenn sie sich unter den Schutz des Deutschen Reiches und seines erhabenen Kaisers begibt. In unsern Protektoraten müssen die Eingebornen wirklich geschützt werden, — auch gegen ihre weißen Ausbeuter! Ausgebeutete Menschen sind auch nirgends in der Welt ein wirtschaftlicher Gewinn. Das Deutsche Reich hat nur soviel wirklichen Vorteil von seinen Kolonieen, als es den Wohlstand und damit die Leistungsfähigkeit der Eingebor-

Tauben im Flug. Augenblicksphotographie von O. Anschütz in Lissa, Verlag von M. Heßling in Leipzig.

nen hebt. Auch die Kolonieen bilden ja einen Bestandteil des Reichs, und das wäre eine schlechte Politik, welche eine Provinz zum Vorteil der andern zu Grunde richten läßt. Suum cuique, — das muß auch der Wahlspruch unserer Kolonialpolitik sein und bleiben. Es ist darum von außerordentlicher Wichtigkeit, daß das Deutsche Reich Beamte dort stationiert, welche wirklich Gerechtigkeit üben und die Interessen der schwachen Eingebornen vertreten, Beamte, welche zugleich auch erzieherische Befähigung besitzen. — Denn neben der Schutzaufgabe haben wir als kolonisierende Macht auch eine große pädagogische Aufgabe. Eine wirtschaftliche: die Erziehung zur Arbeit; eine intellektuelle: die Erziehung zur Bildung; eine sittliche: die Erziehung zur Tugend. Wie viel pädagogische Weisheit wird es z. B. erfordern, auf unsern Kolonieen dasjenige Wirtschaftssystem einzuführen, welches mit der vorteilhaftesten Landeskultur die gerechteste und richtigste Behandlung der Eingebornen verbindet, welches ohne diese zu bloßen Arbeitstieren zu machen, doch ihre Trägheit überwindet!

Wie viel Geduld wird gegenüber den schwarzen und braunen Menschen nötig sein, die oft genug wie Kinder behandelt werden müssen! Wohl, — es muß ein großes Maß der Energie gegen sie in Anwendung kommen; aber es muß auch „der Apfel bei den Ruten sein!“ Nicht gleich totschießen! nicht gleich niederbrennen! Auch bei schwarzen Leuten kommt man durch Freundlichkeit, die mit Festigkeit verbunden ist, weiter als durch Mord und Brand. Das hat „der gute Doktor“ Livingstone, der sich auch gegen Wilde immer als Gentleman betragen, meisterlich verstanden, und Stanley hat's ihm ein wenig abgelernt, und darum haben diese Männer eine so große Gewalt über die Schwarzen gehabt und ihr Gedächtnis ist bei ihnen im Segen! — Ist es uns ein Ernst damit, das Wohl der Eingebornen zu fördern, und sie selbst nicht noch mehr verlumpen zu lassen als sie es — wenigstens in den Küstenorten — durch Schuld der Europäer leider schon sind, so muß die deutsche Kolonialregierung die Einfuhr und den Verkauf von Spirituosen ganz und gar verbieten, und wenn das wirklich nicht möglich sein sollte — was ich bezweifele — wenigstens auf das allergeringste Maß beschränken. Ein bloßer hoher Einfuhrzoll genügt nicht. Es ist ein Vorurteil, daß der Tauschhandel in jenen Gebieten ohne Schnaps unmöglich sei; in den Baseler Handelsfaktoreien auf der Goldküste wird nicht ein Tropfen Branntwein verkauft und die Geschäfte gehen doch sehr gut. Auch ist es nicht wahr, daß der den Negern durch den Schnapshandel zugefügte Schaden „nicht so groß sei“. Wir können

Augenblicksphotographieen: Erntearbeiten (Getreidefeim und Dreschmaschine), aufgenommen von O. Anschütz in Lissa, Verlag von M. Heßling in Leipzig.

fast aus allen Teilen der Welt Zeugnisse die Fülle bringen, daß der Schnaps die wilden Stämme nicht nur wirtschaftlich, sondern auch physisch und sittlich in einer Weise ruiniert hat, wie kein heidnisches Laster dies je gethan. Wenn man aber diesen unseligen Schnapshandel, von dem die Großhändler doch selbst zugestehen, daß er „großen“ Schaden thue, dadurch rechtfertigt, daß er ja gerade den Handel am lukrativsten mache und daß ihn beschränken hieße: einen günstigen Zweig des deutschen Exporthandels bedeutend schädigen, — so ist das eben jene Selbstsucht, welche keinen andern Gedanken hat, als selbst reich werden, mögen die unglücklichen Eingebornen darüber auch an Leib und Seele zu Grunde gehen! Und es ist betrübend, wenn man die Inschutznahme der Neger vor dem sie ruinierenden schlechten Fusel als eine philanthropische Grille auch noch spaßhaft findet! Leider ist das deutsche Spirituosengeschäft nach Afrika freilich ein sehr großes. Im Jahre 1883 betrug in der deutschen Gesamtausfuhr nach Afrika im Werte von 31 718 000 Mark, der Posten für Spirituosen allein etwa zwölf Millionen! Noch schlimmer: im Jahre 1884 wurden allein von Hamburg aus bloß nach Westafrika 264 912 Doppelzentner Spirituosen ausgeführt, während die übrigen Exportartikel nur 75 084 Doppelzentner betrugen. Denken wir uns in diesem Verhältnis unser eigenes Vaterland mit Schnaps überschwemmt — welchem Elend gingen wir entgegen! Darum Schutz den Eingebornen vor dem sie vergiftenden Feuerwasser.

In einer englischen Kolonie, Neuseeland, richteten erst im Jahre 1874 eine stattliche Anzahl Maoris folgende Petition an das Kolonialparlament: „Eine Bittschrift aller, deren Namen unterfertigt sind, an alle Mitglieder des Parlaments zur Gewährung des Ansuchens, daß Parlament und Regierung ein Gesetz erlassen gegen das böse Ding Grog (hier der gebräuchliche Name für denselben Fusel, der in Afrika Rum genannt wird), das uns zerstört, so daß dem Trinken unter den Maoris Einhalt gethan werde: denn er ist die Wurzel alles Übels, unter dem wir leiden. Dies sind die Übel: es macht uns verarmen; unsere Kinder kommen nicht gesund zur Welt, weil die Eltern zu viel trinken und das Kind darunter leidet; es verwirrt den Leuten das Hirn, in ihrer Unwissenheit unterschreiben sie dann wichtige Dokumente und geraten in Unheil. Der Grog bringt viel Unfälle über uns, wir fallen leichter vom Pferde, aber auch leichter ins Wasser; diese Dinge geschehen durch Trunkenheit. Auch bringt er die Männer dahin, sich mit den Frauen anderer Männer zu viel Freiheiten zu erlauben. Ebenso ist er Ursache, daß die Männer mit einander raufen. Wir verlangen daher ein strenges Gesetz, das böse Ding den Maoris fern zu halten.“

Möchten diese Worte zugleich den Dienst einer Petition thun, welche die Unterthanen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers in den jungen Kolonieen an das Gewissen des deutschen Volkes richten!

Und endlich: das Beste zuletzt. Die neuen Unterthanen des Deutschen Reiches in unsern afrikanischen und ozeanischen Kolonieen sind zum großen Teil noch Heiden. Ist die christliche Mission schon eine allgemeine Christenpflicht — für die kolonisierenden Staaten wird sie auch eine nationale Ehrenpflicht. Es ist ganz in der Ordnung, wenn die englische Missionsthätigkeit die deutsche bisher um das drei- bis vierfache übertroffen hat. Der ungeheure Kolonialbesitz Englands macht ihm die Mission zur nationalen Pflicht, und im Verhältnis zur Größe seines Kolonialbesitzes — seines Nationalreichtums ganz zu geschweigen — ist seine Gesamtmissionsleistung eigentlich immer noch viel zu klein. Mit der kolonialen Ära, in welche nun auch Deutschland eingetreten ist, wächst auch unsere Missionspflicht. Diese Pflicht wird zu einer Nationalschuld. Es muß zur Ehrensache für das Deutsche Reich werden, daß es in seinen Kolonieen bald keine Heiden mehr zu Unterthanen hat!

Selbstverständlich kann es uns als evangelischen Christen nicht in den Sinn kommen, die deutsche Kolonialregierung als solche aufzufordern, das Christianisierungswerk in ihre Hand zu nehmen. Gott sei Dank ist das auch gar nicht nötig. Auf unsern afrikanischen Kolonieen stehen bereits seit Jahrzehnten evangelische Missionare und auf Neuguinea und Neubritannien auch. Wir wollen, daß die evangelische Mission nach wie vor ein Werk der Freiheit und Freiwilligkeit bleibe. Von unserer Kolonialregierung erwarten wir nur, daß sie sich von Anfang an grundsätzlich freundlich und fördernd zu den Bestrebungen der christlichen Missionare stelle, die eingeborenen Christen vor Verfolgungen seitens ihrer heidnischen Landsleute schütze und sich überhaupt als eine christliche Obrigkeit geriere. Auch in dieser Beziehung wird von den Beamten, welche in den Kolonieen das Regiment führen, viel abhängen. Gott gebe, daß gerade im Anfang die Wahl auf die rechten Männer falle, welche auch den christlichen Ruf unsers Vaterlandes zu Ehren zu bringen, für ihre Pflicht halten. Wir Deutsche haben leider im Auslande einen schlechten religiösen Ruf, und es ist beschämend für uns, daß man in der deutschen Kolonialpolitik bereits eine missionsfeindliche Macht wittert. Auch darum erscheint es uns als eine Ehrensache des deutschen Volkes, durch verdoppelten Missionseifer den Beweis zu liefern, daß es christlicher ist als sein Ruf im Auslande, und daß die Evangelisierung der Welt an ihm nicht einen Gegner, sondern einen mächtigen Träger findet.

Vielleicht halten wir ein andermal eine Rundschau über die evangelischen Missionen auf unsern Kolonieen. Jetzt nur soviel, daß auf mehreren derselben, am Kamarun und auf Neubritannien englische Missionare stehen. Leider herrscht infolge der deutschen Kolonialpolitik zwischen England und Deutschland augenblicklich eine ziemlich scharfe nationale Spannung, die noch immer im Wachsen zu sein scheint. Das ist sehr zu beklagen. England hätte uns neidlos ein bißchen Weltbesitz gönnen sollen, von dem es selbst so viel hat, daß es ihn nicht mehr übersehen, geschweige verwalten kann. Welch ein Segen, wenn England und Deutschland in der Kolonisierung und Evangelisierung der Welt immer brüderlich verbunden wären! Wachen wir darüber, daß wenigstens in das Werk der evangelischen Mission der politische Antagonismus nicht eindringe. Die christliche Mission ist ein internationales Werk. Auch wenn englische Missionare dieses Werk in den deutschen Kolonieen treiben, — kommen wir ihnen nicht mit Vorurteil und Mißtrauen, sondern mit derselben Noblesse entgegen, mit welcher England in seinen Kolonieen bisher die deutschen Missionare behandelt hat. Soviel gegenseitige nationale Ranküne augenblicklich auch das politische Verhältnis zwischen Großbritannien und unserm Vaterlande trüben mag: pflegen wir hüben und drüben die Mission als ein neutrales Gebiet, in welches dem Streite der Politik der Eingang gewehrt werden muß und auf dem wir uns fort und fort als Mitarbeiter und Brüder begegnen.

Die Moment-Photographie.

Von Fritz Anders.

Im Grunde genommen ist jede bildliche Darstellung lebendiger Natur ein Momentbild, die Fixierung eines momentanen Zustandes. Aber die Arbeit ist schwierig und nur dann durchführbar, wenn der Künstler aus seinem Gedächtnisse das meiste und beste hinzuthut. Damit gibt er aber seiner Arbeit das Gepräge seiner Individualität oder er schafft lebende Bilder statt bildlichen Lebens. Um ein überzeugendes Spiegelbild der Natur zu schaffen, bedarf es einer künstlerischen Kraft, welche wenigen gegeben ist und die zumeist jenen Künstlern fehlt, welche als Illustratoren für den Tag arbeiten. Hier schien nun die Photographie berufen zu sein, als Helferin einzutreten, aber sie fängt erst jetzt an, ihrem Berufe Ehre zu machen. Was man sonst Augenblicksbilder nannte, hätte man eigentlich als Sekundenbilder bezeichnen müssen, denn sie gebrauchten eine oder mehrere Sekunden Aufnahmezeit. Es gelang ja allerdings, langsam bewegte Menschenmengen zu photographieren, aber auf solchen Bildern pflegen sich wehende Fahnen, schwankende Äste, einzelne besonders im Vordergrund befindliche Personen in einem traurig zerfaserten Zustande zu befinden. Jetzt gibt es wirkliche Momentbilder. Es ist möglich geworden, springende Pferde, fliegende Vögel, lebhaft

bewegte Gruppen, selbst fahrende Eisenbahnzüge mit voller Schärfe aufzunehmen.

Dieser Erfolg beruht der Hauptsache nach auf der Einführung eines neuen photographischen Verfahrens, der sogenannten Trockenplatte. Sonst verwendete man zur Herstellung der empfindlichen Platte jodiertes Kollodium, welches aufgegossen, in ein Silberbad getaucht wurde und dann sogleich frisch verbraucht werden mußte. Man bedurfte also zu jeder photographischen Aufnahme einer Dunkelkammer und einer Vorbereitungszeit von mehreren Minuten, und hatte außerdem mit tausend Zufällen, Staub, Kälte, Hitze, Erschütterung ꝛc. zu kämpfen. Wirst du zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön," so kommst du mit der feuchten Platte ganz gewiß zu spät. Die Trockenplatten werden in großem Maßstabe fabrikmäßig hergestellt, fertig gekauft und, da sie sehr haltbar sind, zu beliebiger Zeit verwendet.

Der größere Vorzug derselben besteht jedoch in ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit. Die photochemische Verbindung ist Bromsilber, ein Stoff, dessen Empfindlichkeit so hoch gesteigert werden kann, daß man mit ihm die allergeringsten Lichteindrücke zu fixieren vermag. Die Trockenplatte ist gegenwärtig bei der Porträtaufnahme fast allgemein eingeführt, sie bildet bei der Augenblicksphotographie die unerläßliche Vorbedingung.

Es gehören ferner zu diesen Aufnahmen auch geeignete Apparate; dieselben müssen handlich, leicht transportabel sein, lichtstarke Objektive, sowie einen Momentverschluß besitzen, Forderungen, welchen die gegenwärtige Optik und Mechanik ohne Schwierigkeit nachkommt. Es ist der Hauptsache nach eine Geldfrage. Das wichtigste ist ein guter Momentverschluß. Das Öffnen und Schließen des Objektivs kann natürlich nicht mit der Hand geschehen. Man bedarf einer durch Federkraft getriebenen blitzschnellen Bewegung von einem oder mehreren Schiebern, welche einen Ausschnitt haben, der, vor der Glaslinse vorüberfliegend, das Lichtbild erscheinen und verschwinden läßt. Ist der Schieber aufgezogen und die Feder gespannt, so fällt eine Sperrvorrichtung ein, welche durch eine pneumatische Vorrichtung ausgelöst wird. Es bedarf also nur des Druckes auf einen an einer Gummiröhre befestigten Gummiball, um den Apparat loszuschnellen.

Ich darf mich nicht auf eine Beschreibung der außerordentlich mannigfaltigen Konstruktionen und Methoden einlassen; nur ein Apparat, welcher für den Gebrauch des Liebhabers berechnet ist und den Liesegang unter dem Namen „Künstlerkamera" in den Handel bringt, möge eine kurze Erklärung finden. Man denke sich ein Kästchen von der Größe eines kleinen Nähkastens; dasselbe besteht aus drei übereinander befindlichen Abteilungen. Die beiden obersten sind zwei völlig gleiche kleine photographische Apparate, die unterste ist ein verschiebbarer Kasten, in welchem sich zwölf empfindliche Platten befinden. Der oberste der beiden Apparate hat an der Rückseite eine matte Glasscheibe und dient nur zum Einstellen des Bildes, der darunter befindliche Apparat dient zur Aufnahme. Um die Aufnahme vorzubereiten, stellt man den unteren verschiebbaren Plattenkasten so, daß eine der präparierten Platten sich unter einem im Boden der mittleren Abteilung eingeschnittenen Schlitze befindet, und dreht den Apparat um, das oberste zu unterst; die Platte gleitet in den Aufnahmeapparat und wird dort durch einen einfachen Mechanismus festgehalten. Nach der Aufnahme läßt man die Platte in ihr Reservoir zurückgleiten. Vor dem Objektiv der Aufnahmekamera befindet sich der Momentverschluß, eine aus Hartgummi hergestellte Scheibe, welche durch eine Feder um ihren Mittelpunkt herum geschnellt wird. Hierbei geht ein kreisförmiger Ausschnitt vor der Objektivöffnung vorüber und besorgt die Belichtung.

Bei einem solchen Apparate ist ein Stativ nicht nötig. Setzen wir den Fall, es handle sich darum, einen Teil eines Festzuges aufzunehmen, so sucht sich der Photograph — sein Kästchen unter dem Arm — den passenden Platz, setzt den Apparat auf die linke Hand, zielt durch die matte Glasscheibe der oberen Abteilung und drückt ab, sobald der rechte Moment gekommen ist. Drei Griffe, einmal der Apparat umgewendet und schon wieder ist er schußfertig. Aber freilich muß er sich eingeschossen haben, daß er nicht wie ein schlechter Schütze ruckt, wenn er abdrückt.

Zu Haus angekommen nimmt der Photograph seine Platten aus dem Vorratskasten heraus und entwickelt sie. Es entstehen Bilder von der Größe der kleinen Reiterbilder unserer heutigen Nummer 5 × 5 Zentimeter (S. 412). Aber diese kleinen Bilder lassen sich mittels einer Laterna magika bis zum Kabinetformate vergrößern.

Dies sind Operationen, die auch der Dilettant bei einigem Geschick und einiger Geduld an die Hand bekommen und mit denen er ganz leidliche Erfolge erzielen kann. Aber freilich der Weg vom Mittelgut bis zu einer vollkommenen Leistung ist weiter, als siebenmal von vorn anfangen, und es bedarf besonderer Naturgaben, eines unermüdlichen Fleißes, eines findigen und in manchem Sattel gerechten Geistes, es bedarf großer Mittel oder großer Opferfreudigkeit, um Meister im Fach zu werden.

Im Fache der Augenblicks-Photographie ist gegenwärtig in Deutschland Herr Oswald Anschütz in Lissa Meister, das ist gar keine Frage. Es ist derselbe, von dessen Hand die in der heutigen und in früheren Nummern (No. 5. 7. 10. 14) mitgeteilten Augenblicksbilder herrühren. Eine solche Schärfe, Klarheit und Durchbildung des photographischen Bildes, eine solche minimale Belichtungszeit ist vor ihm noch von niemand erreicht worden. Der größte Erfolg besteht in der Aufnahme fliegender Vögel, derart, daß die in rapider Bewegung befindlichen Flügel bis auf die Federspitzen ganz scharf wiedergegeben sind und nicht etwa bloß eine Silhouette, sondern ein völlig ausgearbeitetes Bild vorliegt. Anschütz selbst bezeichnet die Aufnahmedauer als $^1/_{2000}$ Sekunde. Wenn nun auch diese Zahl sich nicht exakt nachweisen läßt, wenn es auch nur $^1/_{1000}$ Sekunde sein sollte, so sind dies doch Zeitgrößen, die sich unserer Vorstellung gänzlich entziehen.

Wir haben natürlich das Interesse, zu erfahren, wie Anschütz solche Resultate erzielt, und vermuten, daß er mit neu entdeckten Mitteln arbeitet. Das ist jedoch nicht der Fall. Es sind dieselben Apparate, dieselben Lösungen und Platten, welche er wie jeder andere anwendet, doch ist durch langwieriges Studium jeder Teil des Verfahrens zu einem möglichst hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden. Auch zur Aufnahme bedarf es, um hervorragende Leistungen schaffen zu können, ebensosehr der Ausdauer wie einer gewissen Findigkeit und Fixigkeit. Man erinnert sich der früher reproduzierten Storchbilder (No. 7). Sie gehören zu einer Serie von neunzig Aufnahmen, die natürlich nicht im Schatten des Ateliers, sondern bei Sonnenglut hoch oben auf dem Dache gemacht werden mußten. Es war nötig, mit den Störchen zuvor durch längeren Verkehr Freundschaft zu schließen, ehe Bilder von unbefangener Natürlichkeit zu gewinnen waren. Und so hat Anschütz im ganzen über zwanzig Stunden auf dem Dache sitzen müssen, um zum Ziele zu gelangen. Zu den Manöveraufnahmen bedient er sich eines Jagdwagens, über welchem ein eisernes Traggestell für den photographischen Apparat angebracht ist. Darin ist schon eher auszuhalten, aber es ist doch eine ganze Kampagne, drei Manöver hinter einander durchzumachen, und es kommt hier vornehmlich darauf an, mit sicherem Griffe den Moment zu erfassen. Von den Manövern des letzten und vorletzten Jahres liegen Serien von etwa fünfhundert Blatt vor, darunter Vergrößerungen in Folio, denen man neben ihrem technischen Werte auch eine Art historische Bedeutung beimessen kann. Vor mir liegt ein solches Blatt, die Verabschiedung der fremdländischen Offiziere durch den Kaiser vorstellend, welches mir ein wertvolles Andenken bleiben soll. — Hierzu kamen zweihundertdreißig Aufnahmen aus dem Trakehner Gestüte, zweihundertdreißig Tierbilder verschiedener Art und hundertsechzig Blatt landwirtschaftliche Szenen. Den letzteren sind unsere beiden größeren Bilder (S. 409) entnommen.

Was hat denn aber die ganze Sache für Wert? Ist es eine nette Spielerei, ein interessantes Experiment? Ich möchte der

Momentphotographie eine viel größere Bedeutung beimessen und sie als den Anfang einer neuen Wissenschaft bezeichnen. Da aber eine Wissenschaft ohne fremdländischen Namen nicht bestehen kann, so schlage ich die Bezeichnung *Tachyskopie* vor. Die Mikroskopie schaut kleine Dinge, die Tachyskopie schaut schnelle Dinge. — Aber wir haben doch hierzu das Auge; ein Augenblick ist doch für uns die Bezeichnung der kleinsten Zeitdauer! Das Auge ist ein Apparat von bewunderungswürdiger Feinheit. Auch gegen die Schnelligkeit der Arbeit wird nichts einzuwenden sein, wenn man bedenkt, daß jedem neuen Lichteindrucke ein anderer vorausgeht, der zuvor ausgelöscht werden muß, ehe der neue zur Geltung kommen kann. Man kann das Auge sehr gut mit einem photographischen Apparate vergleichen, nur daß der Apparat auch zugleich die empfindliche Platte in jedem Augenblicke präparieren muß. Das alles fordert aber Zeit. Es ist bekannt, daß alle einigermaßen schnelle Bewegungen dem Auge unsichtbar bleiben; aber es ist nicht genügend bekannt, wie viel von dem täglich Gesehenen unsichtbar bleibt. Für ein springendes Pferd, einen laufenden Knaben, einen fliegenden Vogel hat der Zeichner stereotype Formen; würde er andere wählen, so würde der Beschauer sagen: das ist unnatürlich — und zwar mit Recht, denn eben diese Momente der relativen Ruhe sieht unser Auge, während die daneben liegenden verschwinden. Wer hat je solche Bewegungen an einem galoppierenden Pferde wahrgenommen, wie sie die nebenstehenden kleinen Momentbilder zeigen? Sie sind aber völlig naturgetreu. Wer kennt die Reihenfolge der Bewegungen, welche ein laufender oder fallender Mensch macht? Unser Auge läßt uns bei alle diesen Vorgängen im Stich, jedoch gelingt es der Momentphotographie die ganze Reihenfolge der Bewegungen richtig zu Protokoll zu bringen. Es ist noch nicht lange her, da beschränkte sich die beschreibende Zoologie auf den Kadaver, das Skelett, den Balg des Tieres. Man schreibt jetzt „das Leben der Tiere"; hierzu gibt der Zeichner Illustrationen, aber es sind Posen, keine wirkliche Natur. Hier gibt es wahrhaftig noch viel zu thun, und zwar gerade für die Augenblicksphotographie. Anschütz hat sogar die Idee, frisch angekommene wilde Tiere in voller Bewegung zu photographieren.

Augenblicksphotographieen.

Graditzer Pferde im Augenblick des Sprungs. Photograph. von O. Anschütz in Lissa, Verlag von M. Heßling in Leipzig.

Es wird keine Spielerei, sondern eine wissenschaftliche Aufgabe sein, den Sprung eines Tigers in etwa acht bestimmt fixierte Bewegungsmomente zu zerlegen. Wie ich höre, handelt es sich gegenwärtig um Beschaffung des Käfigs, während Hagenbeck in Hamburg bereits zugesagt hat, die Tiere zur Verfügung zu stellen. Auch die Physik und Astronomie werden zu Beobachtungs- und Rechnungszwecken von der Momentphotographie guten Gebrauch machen können. Man wird zur Beobachtung der Protuberanzen und Sonnenfackeln einer Sonnenfinsternis nicht mehr bedürfen, man wird in der Lage sein, den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe mit Hilfe der Momentaufnahme sicherer zu fixieren als es bisher mit dem Auge und unter Berücksichtigung des subjektiven Beobachtungsfehlers möglich war. Selbst fliegende Kugeln zu photographieren liegt nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Aber dabei wird vorausgesetzt, daß die noch in den Anfängen befindliche Kunst eine nachdrückliche staatliche Förderung erhält, denn die Kräfte privater Unternehmer sind der Größe der Aufgabe nicht gewachsen.

Es darf auch der Nutzen, den Kunst und Zeitgeschichte aus der Momentphotographie ziehen können, nicht unerwähnt bleiben. Die Momentaufnahme weiß nichts von kunstgemäßer Gruppierung, arrangierter Falte und zurechtgelegter Miene; sie gibt die unmittelbare Natur wieder. Es soll nun nicht behauptet werden, daß alles, was natürlich ist, auch künstlerisch wertvoll sei; doch ist es überraschend, wie bildmäßig schon sich die Natur darstellt, wenn sie schnell und richtig erfaßt wird. Vor allem aber bildet dies authentische Spiegelbild der Wirklichkeit ein unbestechliches Korrektiv gegenüber der künstlerischen Subjektivität, die nur zu leicht Manier wird. Hätte ich die Aufgabe, gewissen Tagesillustratoren ärztlichen Rat zu geben, so würde ich verordnen: Recipe früh, mittags und abends eine Momentaufnahme; innerlich aufzunehmen und wohl zu verdauen! Es ist begreiflich, wenn manche Künstler in dem Selbstgefühl ihres Könnens solche Hilfsmittel als der Kunst unwürdig zurückweisen, merkwürdigerweise sind es aber gerade die besten und erfahrensten unter ihnen, welche in dem Momentbilde eine willkommene Förderung erblicken. Doch auch hier ist nötig, daß die Methode weiter ausgebildet wird und daß die Akademie, wie einzelne Künstler, in die Lage gebracht werden, für ihre Zwecke von der Momentaufnahme Nutzen zu ziehen.

Daß wir in derselben einen höchst wertvollen Berichterstatter für Tagesereignisse, sowie die gesamte Kulturgeschichte haben, ist einleuchtend. Ihre Aufzeichnungen werden für spätere Geschlechter einen unschätzbaren Wert haben, vorausgesetzt, daß man es nicht unterläßt dauerhafte Kopien herzustellen. Das ist auch Material für die Archive.

Es kann uns nicht überraschen, überall da, wo es sich um Förderung künstlerischer oder wissenschaftlicher Bestrebungen, die eine Zukunft haben, handelt, den Kronprinzen und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches an der Spitze zu erblicken. Sowohl der Kronprinz als auch die Kronprinzessin bezeugen ein sehr erfreuliches Wohlwollen den photographischen Arbeiten O. Anschütz' gegenüber. Inzwischen ist unser prinzlicher Seemann selber unter die Photographen gegangen. Ihnen reihen sich andere Hofgönner an, welche von künstlerischem oder militärischem Interesse aus die Arbeiten der Augenblicksphotographie mit großem Interesse verfolgen und thunlichst unterstützen. Aber es handelt sich um mehr. Man müßte einen Mann wie Anschütz' aus seinem „Polsch"-Lissa hervorziehen — was soll er denn dort? — man sollte ihn an den rechten Ort stellen und ihm die rechten Aufgaben geben. Das ist aber Sache des *Staates*, der gerade dort mit seiner konzentrierten Kraft einzugreifen hat, wo die Privatthätigkeit nicht ausreicht.

Vittoria Colonna.

Es ist der höchste Reiz und zugleich das letzte Ziel geschichtlicher Forschung, durch die Welt der Thatsachen und Erscheinungen zu der verborgenen Werkstätte vorzudringen, wo jene Leben und Gestaltung empfingen. Wohl gibt es hier eine Grenze, wo die Erkenntnis aufhört und die Seele ahnend vor die Tiefen der unerforschlichen Geheimnisse des göttlichen Waltens sich gestellt findet, aber schon das ist ein freudig empfundener Gewinn, zu sehen, wie unter diesen und jenen Wirkungen den alten Bildungen neue sich entwinden und Glied an Glied zur Kette sich zusammenschließen. Die bedeutungsvollen Übergangszeiten in der geschichtlichen Entwickelung, die Epochen, wie wir sie zu nennen pflegen, sind besonders reich an Problemen und Beobachtungen dieser Art; in der Geschichte der Christenheit vor allem die Zeit, wo die mittelalterliche Welt zerging und eine neue an ihre Stelle trat. — Es ist bekannt, daß Renaissance und Reformation das gewaltige Gebäude in Trümmer gelegt haben, an welchem die abendländische Menschheit mehr als ein halbes Jahrtausend gearbeitet und gebaut hatte. Die festgeschlossene Masse des mittelalterlichen kirchlichen, staatlichen und sozialen Lebens ging auseinander. Es schien zunächst ein chaotischer Zustand eintreten zu wollen. Die neue Freiheit band die Menschen völlig los von der Ordnung und Zucht der Vorzeit. Ein schrankenloser Individualismus zerschnitt die Zusammenhänge des Einzelnen mit dem Ganzen. Die objektiven Normen traten zurück vor den subjektiven Maßstäben, die das Individuum selbst setzte. Die Emanzipation von dem Gesetz des Mittelalters eröffnete die schlimmsten Aussichten auf ethischem Gebiete. Die kleinen Tyrannen, von denen Italien durchsetzt war, sind die bezeichnendsten Ausprägungen dieser Entwickelung. Es war ein Glück, daß die Kunst nicht nur äußerlich mit ihrem Glanze diese Schatten milderte, sondern auch fortdauernd den Sinn für das Ideale weckte und aufrecht erhielt. Von weit größerem Einfluß freilich war die religiöse Erneuerung, welche der Mönch zu Wittenberg, nachdem er selbst in tiefster Erschütterung durch sie hindurchgegangen, in Kraft des Wortes Gottes hineintrug in die abendländische Christenheit. Wo das Geisteswehen des wiederaufgedeckten Evangeliums durch die Länder und Völker ging und die Herzen davor sich aufthaten, da hörten auch die gefährlichen Einseitigkeiten der Renaissance auf. Die wilden Wasser wurden ruhig. Selbst da, wo man die „Neuerung“ als einen Frevel gegen die heilige Kirche beurteilte und schalt, gerieten die Geister unbewußt unter den Bann dieser Bewegung, der kein Land seine Thore zu verschließen vermochte. Die Geschichte des XVI. Jahrhunderts ist reich an edeln Männern und Frauen evangelischen und katholischen Bekenntnisses, welche in ihrer Erscheinung die schöne Harmonie von Renaissance und Reformation zum Ausdruck bringen. Dazu gehört die größte Dichterin, deren Italien sich rühmt, Vittoria Colonna. — Jeder Besucher des Albanergebirges kennt das malerisch gelegene Städtchen Marino, das dort auf einem hohen Vorsprunge des Monte Albano weit in die Romagna hinabblickt bis zu der ewigen Stadt hin. Seit alters saßen hier in trotziger Burg die Orsini, bis der Papst Martin V, ein Colonna, im Jahre 1424 ihnen den Besitz nahm und seine angesehene und vornehme Sippe in das Nest setzte. In Marino wurde Vittoria Colonna 1490 geboren. Ihr Vater Fabrizio Colonna übte das an Ehre und Gewinn, aber auch an Wechselfällen reiche Gewerbe eines Condottiere, für welches die fortwährenden kleinen und großen Kriege, die auf italienischem Boden damals sich hin- und herschoben, stets Beschäftigung boten. Über die Erziehung des Kindes und seine ersten Jugendjahre ist nichts überliefert. Im Jahre 1509 wurde die herangewachsene Jungfrau dem spanischen Marchese Ferrante d'Avalos, mit dessen Vater Fabrizio Colonna befreundet war, vermählt. Das junge Ehepaar siedelte nach Neapel über und wohnte in der Stadt selbst oder auf Ischia. Doch nicht lange ertrug der Marchese, der ebenfalls Condottiere war und in sich den ganzen Ehrgeiz und die ganze Abenteuerlust seiner Zeit hatte, die friedliche Muße an dem herrlichen Golfe. Ein oberitalienischer Krieg riß ihn von der Seite der jungen Gattin. Wohl hat er sie in der Folge mehrmals vorübergehend wiedergesehen, aber das Glück eines traulichen Familienlebens hat Vittoria entbehren müssen, und sie hat es schmerzlich entbehrt. Denn ihre ganze Seele hing an dem Gatten, der, wie es scheint, sie nicht ganz verstand, weil er eine andersgeartete Natur war, und als Ferrante d'Avalos,

Vittoria Colonna. Nach einer alten Zeichnung von Maria Longhi.

von Unruhe und Anstrengungen aufgerieben, am 25. Novbr. 1525 in Mailand starb, schien es ihr, als sei sie in eine tiefe Nacht hineingestoßen. Und doch wurde anderseits das Bild des verklärten Gatten ihr die Sonne, die diese Nacht erleuchtete. Mit ihren Liedern sucht sie ihn, verherrlicht sie ihn, ihn und ihre Liebe. Was vordem nur vereinzelt hervorgetreten war, fließt jetzt wie ein voller Strom dahin. Leid, Liebe und Hoffnung machten sie zur Dichterin und trieben ihre dichterische Anlage zu reifster Entwickelung. Allerdings bewegen sich anfangs ihre Gedichte noch in einem engen Rahmen, aber an Tiefe der Empfindung, an Wohllaut der Sprache und Vollendung der Form stehen sie den hervorragendsten poetischen Erzeugnissen jener Zeit nicht nach. Die Zeitgenossen selbst haben das willig zugestanden.

Doch allmählich tritt in ihren Gedichten das Bild des Gatten zurück und an seine Stelle schiebt sich das große Thema des XVI. Jahrhunderts, das größte Thema der Weltgeschichte und des Menschenlebens überhaupt, das religiöse. Auch durch die italienische Christenheit waren die Reformationsgedanken hindurchgegangen; in tausend Herzen hatten sie Unruhe und Sorge gesenkt. Irre gemacht im Glauben an die Kirche, griff man nach den untrüglichen Urkunden des christlichen Glaubens, nach dem Neuen Testamente, um hier die endgültige Lösung und das befreiende Wort zu finden. Es entstanden zahlreiche Vereinigungen, in denen das Schriftwort der Gegenstand ernster Besprechung war. Auch in Neapel; ja hier gerade führte der Zufall Männer zusammen, die in hervorragender Weise die Gabe hatten, mitzusprechen in den großen Fragen, darunter der Ordensgeneral der Kapuziner, Bernardino Ochino, wohl der gefeierteste Prediger jener Zeit in Italien, auf den die Kirche große Hoffnungen setzte, ferner der päpstliche Staatssekretär Pietro Carnesecchi, den hernach die Inquisition auf den Scheiterhaufen brachte, der Augustinerchorherr Vermigli, der später lutherischer Professor in Straßburg wurde, u. a. In diesem Kreise, in dessen Mittelpunkte Juan Valdez stand, verkehrte auch Vittoria Colonna, und die Eindrücke, die sie dort empfing, spiegeln sich in ihren Dichtungen wider; diese erhalten jetzt ein entschieden religiöses Gepräge. Was die ernsten Geister der Zeit beschäftigte und bewegte, hat seinen Reflex in diesen Gedichten gefunden. Mit banger Besorgnis spricht sie über die Schäden in der Kirche, sie bekennt die Nichtigkeit der Werkgerechtigkeit und setzt ihr Heil in die allein seligmachende Kraft des Blutes Jesu Christi. Freilich die letzte Konsequenz dieser Gedanken hat sie nicht gezogen. Ja, als die Verhältnisse später sie vor eine klare Entscheidung führten, ist sie erschreckt zurückgewichen; sie vermeinte, vor einem Abgrunde zu stehen. Wie so viele in Italien, darunter auch Kardinäle, wie der edle Contarini und der Engländer Reginald Pole, war sie von der Überzeugung durchdrungen, daß eine Vertiefung der Lehre der römischen Kirche nach der Norm des Evangeliums notwendig sei und in Verbindung damit eine Reform des kirchlichen Lebens; aber sie glaubte, daß dies von der Kirche selbst und im Rahmen der Kirche sich vollziehen lasse, eine Hoffnung, die sich als trügerisch erwiesen hat. Doch vorläufig trug sie sich, ebenso wie ihre Freunde, noch mit diesen Aussichten.

Von Neapel aus besuchte Vittoria Colonna mehrmals Rom und weilte auch längere Zeit dort. Bei einer dieser Gelegenheiten, wahrscheinlich im Jahre 1538, wurde sie mit Michel Angelo bekannt, und diese Bekanntschaft war der Beginn einer Freundschaft, wie sie nur zwischen gleichgesinnten adeligen Seelen sich knüpfen und bewähren kann. Dem großen Meister war das Haupt schon grau geworden, aber seine Jugendkraft und Jugendbegeisterung, die oft so stürmisch gegen die Wirklichkeit anstießen, lebten in seinem Innern noch fort. Die gemeinsame Begeisterung für die hohen Ideale der Kunst, die klare Einsicht in den Ernst der unruhvollen Zeit und nicht zum mindesten die tiefe, evangelisch gestimmte Frömmigkeit, welche beiden eigen war, wurden die festen Bande ihrer Freundschaft. Der Weg nach dem Kloster S. Silvestro auf dem Quirinal, wo Vittoria Colonna Wohnung genommen, war des Meisters liebster Gang. Dort hatte Vittoria einen Kreis um sich gesammelt, in dem sich die geistige Aristokratie Roms begegnete und in dem, wie in Neapel, die religiöse Frage im Vordergrunde stand. Hier hat Michel Angelo ohne Zweifel den stark religiösen Zug gewonnen, der ihn in seinen letzten Lebensjahren beherrscht, und hat erkennen gelernt, was er hernach in den schönen Worten bekannt hat:

„Der Welt entflohn, geliebter Herr, und ohne
Des Lebens drückend lästiges Gewicht,
Ist nur zu dir mein schwanker Kahn gericht',
Daß ich nach wildem Sturm in Ruhe wohne."

Er hat selbst gewußt und kein Hehl daraus gemacht, was er in dieser Beziehung der Freundin verdankte; in einem seiner Madrigale nennt er sie die, „die mein Leben zum Himmel hat gewandt auf schönster Straße."

Böse Ereignisse rissen den Kreis in S. Silvestro auseinander, und am tiefsten trafen sie Vittoria Colonna. Ein Zwist der Colonnas mit dem Papste Paul III entwickelte sich zu einem für dieselben unheilvollen Kriege; die Besitzungen der Colonnas wurden von einer zuchtlosen Soldateska erobert und verwüstet, die Macht des altberühmten Hauses lag am Boden. Klagend verließ Vittoria Colonna Rom und begab sich nach Viterbo. Noch Schwereres brach über sie herein. Die kirchliche und religiöse Lage nahm in Italien plötzlich eine Wendung, welche die Erwartungen der Gutgesinnten, die auf eine friedliche Verständigung und heilsame Reformation hofften, bitter täuschte. Ein Machtwort Pauls III rief die Inquisitionstribunale ins Leben: das bedeutete den festen Entschluß der Kirche, die Reformgedanken mit Gewalt zu ersticken. Zahlreiche Flüchtlinge verließen das Land, unter ihnen auch Bernardino Ochino. Er schrieb an Vittoria, um vor ihr seine Flucht zu rechtfertigen. Der Brief kam zu spät; er blieb ohne Wirkung. Die Gewalt der Kirche erwies sich schließlich bei ihr doch stärker als die innere Neigung zu den Bestrebungen der Freunde, welche nun bis zu den äußersten Konsequenzen vorgingen. In wehmütiger Resignation löste Vittoria Colonna die Bande, die um so fester waren, da gemeinsame kirchliche und religiöse Ideale sie geknüpft hatten. Ihr Leben tritt seitdem in Verborgenheit zurück. Im Jahre 1544 wandte sie sich wieder nach Rom. Wie anders waren die Verhältnisse geworden! Die rauhe Wirklichkeit hatte die schöne Gedankenwelt Vittorias und ihrer Freunde zerschlagen; was man von der Zukunft freudig erhofft hatte in Neapel und in Rom, war in Nebel zerronnen. Wir wissen nichts über die Seelenstimmung Vittorias in den letzten Jahren ihres Lebens, aber es ist anzunehmen, daß die schmerzlichen Erfahrungen, welche das Schicksal ihr auferlegte, sich tief in ihr Inneres eingegraben haben und sie, wenn auch nicht arm an Trost, so doch gänzlich arm an Hoffnung gemacht haben. Am 25. Februar 1547 starb sie bei den Nonnen von S. Anna de' Funari. Ganz Italien nahm die Kunde schmerzlich auf. An ihrem Sarge stand auch Michel Angelo, und Condivi erzählt: „er war wie von Sinnen", und er hat den Meister später sagen hören, er bereue, daß er, als er hinging, um die Freundin zum letztenmale zu sehen, ihr nur die Hand geküßt habe und nicht auch Stirn und Antlitz. Noch mehr wandte sich jetzt seine Seele dem Jenseits zu; das Leben schien ihm vergällt:

„Mein Herz erfreut nicht Meißeln mehr noch Malen,
Seit es sich ganz zur Gottesliebe wandte,
Die ausgespannt am Kreuz die Arme breitet."

Diese Worte spiegeln seine lebensmüde Stimmung deutlich wieder.

In Italien tritt im XV. und XVI. Jahrhundert eine ganze Reihe von Frauen hervor, welche die eine oder die andere Seite der Renaissance scharf zur Ausprägung bringen, entweder die Kunst oder die Wissenschaft oder auch den schrankenlosen Individualismus und die vollendetste Emanzipation. Freilich nicht selten auch hat die Renaissance ihre ganze Fülle auf eine Persönlichkeit ausgegossen. Doch nirgends ist das Tiefe und Schöne, was jene Zeit, sei es als Hoffnung, sei es als wirklichen Besitz in sich trug, in so edler Weise persönlich geworden als in Vittoria Colonna. In ihrer Seele klingen

die schönsten Klänge der neuen Zeit harmonisch zusammen. So groß auch ihr Ruhm als Dichterin war, höher steht sie in ihrer ganzen Erscheinung. Von frischer, kindlicher Begeisterung und doch daneben mit sicherem ethischen Takte, aufgeschlossen den großen Fragen der Zeit gegenüber und voll lebendiger Teilnahme daran und doch mit der geziemenden Zurückhaltung und dem feinen Benehmen, die Zeichen einer echt adligen Erziehung, diese Eigenschaften machen ihr Bild zu einem der anziehendsten jenes Jahrhunderts.

Viktor Schultze.

Am Familientisch.

Nochmals die „schwarze Republik".

Von einer Haytianerin.

Das „Daheim" brachte in Nr. 11 des laufenden Jahrgangs unter der Überschrift: „Aus einer schwarzen Republik" einen Aufsatz, zu dem der Stoff dem Werke des Lord Spencer St. John: „Hayti" entnommen war. Gegen dessen Schilderungen wendet sich nun eine in Berlin lebende geborene Haytianerin, aus deren uns zugegangenem langen Aufsatze wir folgendes zur thatsächlichen Richtigstellung entnehmen.

Gegenwärtig steht an der Spitze der Republik Präsident Salomon, allerdings ein Schwarzer, aber ein hochachtbarer Charakter, der mit unparteiischer Gerechtigkeit seines schweren Amtes waltet und den Landesgesetzen strenge Geltung zu verschaffen weiß. Er ist in Paris erzogen, hat dort Rechtskunde studiert und demnächst auf vielfachen Reisen reiche Erfahrungen gesammelt, die er zum Besten des Vaterlandes zu verwerten nach Kräften bemüht ist. Ein fein gebildeter Weltmann und gewandter Schriftsteller, sucht er nur Männer von Begabung und Thatkraft in seine Nähe zu ziehen.

Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus eingeborenen Weißen (Kreolen), eingewanderten Engländern, Deutschen und Franzosen, Mischlingen in allen Farbenabstufungen und Negern, welche die überwiegende Mehrheit bilden. Die wohlhabenderen Bewohner aller Schattierungen haben alle Lebensgewohnheiten der Westeuropäer angenommen. Ein jeder richtet sein Hauswesen nach Maßgabe seiner Mittel mit allem ihm zugänglichen Komfort ein, und wenn auch jeder dabei die von seinem Mutterlande ererbten Neigungen vorwalten läßt, so hat sich doch durch das gesellige Zusammenleben in der Art zu wohnen, sich zu kleiden und zu ernähren, ein einheitlicher Stil ausgebildet, in welchem der Geschmack des bemittelten Franzosen und Engländers zur Vereinigung gelangt. Eleganz und Bequemlichkeit kommen darin zu gleichen Teilen zur Geltung.

Die Umgangsformen sind bei aller Ungezwungenheit des Verkehrs von den Gesetzen der guten Sitte und des feinen Anstands diktiert. Strenge Beachtung derselben ist unerläßliche Bedingung für die Zulassung zu den bestehenden gesellschaftlichen Vereinigungen. Die Landessprache ist die französische, sie wird in allen besseren Ständen so rein und tadellos gesprochen, wie es im feinsten Pariser Salon nicht besser verlangt werden kann. In den niederen Schichten der Bevölkerung dagegen herrscht ein Sprachidiom vor, das aus einem Gemisch von Spanisch und Französisch besteht, dem Fremden bei einiger Gewöhnung aber leicht verständlich wird.

Alle wohlhabenderen Bürger pflegen ihre Kinder frühzeitig nach Europa, vornehmlich nach Frankreich, England und Norddeutschland zu senden, wo sie sich für ihren künftigen Lebensberuf vorbereiten. Auch Schreiberin dieses hält sich seit anderthalb Jahren in Berlin auf, um ihrem Sohne eine angemessene Erziehung angedeihen zu lassen und seinem Vaterlande in ihm einen tüchtigen Bürger zuzuführen. Aus diesen Ständen gehen gewöhnlich die Räte der Regierung und die höheren Militärs hervor. Was es nun mit den barfüßigen Generalen des Herrn Spencer auf sich hat, mag der geneigte Leser danach selbst beurteilen. Es verlohnt sich wahrlich nicht, darüber Worte zu verlieren; bemerken will ich nur, daß zur Adjustierung eines Haytianischen Generals auch ein paar mächtige Sporen gehören. Meint Seine Lordschaft vielleicht, daß dieselben an den nackten Fersen getragen werden?

Bei weitem ernster ist dagegen die dreiste Behauptung aufzufassen, daß die Regierung den Kannibalismus und Wodukultus dulde, oder gar begünstige. Dagegen habe ich folgendes zu erwidern:

In Hayti ist bekanntlich seit der Besitzergreifung durch die Spanier die römisch-katholische Religion eingeführt worden. Sie hat im Laufe der Zeit allgemeine Verbreitung erlangt und ist auch nach Errichtung der Neger-Republik als Staatsreligion beibehalten worden. Die leidenschaftlichen Bürgerkriege, zu denen übrigens selten die friedliebenden Neger, sondern gerade die Fremden durch Aufstachelung der Parteien Anlaß gaben, haben zeitweise demoralisierend auf die Bevölkerung eingewirkt, und einzelne unwissende Neger haben sich wohl auch durch wahnwitzige Fanatiker zur Wiederaufnahme der noch immer nicht ganz ausgerotteten altheidnischen, schrecklichen Bräuche verleiten lassen. Mit dem Frieden kehrte jedoch auch die alte Ordnung zurück, das Christentum trat wieder in seine Rechte ein, und die katholische Kirche, die niemals etwas halb thut, hat ihre Macht so zu befestigen gewußt, daß von einem Überhandnehmen des Wodukultus nie wieder die Rede sein konnte. Die Zahl der Schwarzen, die mit uns auf dem Gebiete des selbständigen Wirkens wetteifern, nimmt stetig zu; zu allen Branchen haben sich die Neger Zutritt verschafft, und überall füllen sie ihren Platz voll und ganz aus.

Wir haben schwarze Kaufleute, Ärzte, Richter, Advokaten, Senatoren, Minister, Präsidenten, warum sollten wir nicht auch einen schwarzen Erzbischof haben? würde denn ein Neger nicht ebenso, wie ein Weißer, das Wort Gottes zu verkündigen im stande sein? Aber auch hierin erweist sich der Bericht des Herrn Lords als eitel Irrtum. — Es hat niemals einen schwarzen Priester, viel weniger einen schwarzen Bischof in Hayti gegeben. Alle katholischen Geistlichen sendet der Papst aus Italien oder Frankreich zu uns herüber, während die protestantischen Prediger aus England kommen. Der in Port au Prince residierende Erzbischof, sowie der Bischof in Kap Hayti sind Europäer, beide ehrwürdige Greise, die allgemeine Verehrung genießen.

Das stärkste leistet aber der Artikel mit seiner Schilderung des schwunghaften Handels mit Menschenfleisch, der noch jetzt auf Hayti angeblich betrieben werden soll. Hierbei weiß man in der That nicht, ob man mehr über die blühende Phantasie des Berichterstatters, oder über seine unglaubliche Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse erstaunen soll. —

Der Referent hat da aus einer sehr trüben Quelle geschöpft; vielleicht würde sein Elaborat etwas an Wert gewonnen haben, wenn er es um zwanzig bis dreißig Jahre zurückdatiert hätte. Soweit müssen nämlich die Aufzeichnungen des Lord Spencer St. John zurückreichen, wenn ihnen überhaupt noch einige Glaubwürdigkeit beigemessen werden soll. Auf das jetzige Hayti und seine gegenwärtige Regierung treffen die Schilderungen keinesfalls zu. J. St.

Ein Buch vom deutschen Heere.

Das Daheim hat es sich, seit es besteht, zur ganz besonderen Aufgabe gemacht, an seinem bescheidenen Teil dazu beizutragen, daß das Verständnis für unser Heer und damit die Achtung vor ihm, die Liebe zu ihm schon in der heranwachsenden Generation und auch bei denen Wurzel faßt, die ihm selbst nicht angehören durften. In Wort und Bild ist bei uns immer wieder darauf hingewiesen worden, wie unentbehrlich, wie unersetzlich das Heer uns ist als Mittel der Abwehr feindlicher Nachbarn wie als Schule aller männlichen Tugenden und wie es gerade so sein und bleiben muß, wie es ist, wenn es dieser hohen Aufgabe gerecht werden will. Wir haben unsere Mitarbeiter immer aufgerufen, wenn es galt, scheinbare oder auch wirkliche Härten des Heerwesens zu erklären oder als unvermeidlich nachzuweisen und wir haben immer getrachtet, unseren Lesern einen Einblick zu gewähren in die ungeheuere Arbeit, die im Frieden von unserem Heere geleistet wird. Daneben haben wir auch gern Einkehr gehalten in den Kasinos wie in den Kasernen und haben von alten und jungen Soldaten erzählen lassen, von dem Humor, der dort bei aller Disziplin sein Wesen treibt, und von den kleinen Leiden und Freuden des Soldatenlebens.

Es liegt in der Natur eines Blattes, daß sein Inhalt, wenn er auch aus einheitlichem Geiste geboren ist, keinen einheitlichen Charakter trägt, daß es das Interesse befriedigt, welches der Tag erregt, und daß, auch was von bleibendem Wert in ihm war, doch unter der Fülle der behandelten Gegenstände gleichsam begraben wird. Daher kann es auch uns nur hochwillkommen sein, wenn neben uns ein Buch tritt, das, von einem unserer wertesten Mitarbeiter herrührend, aus gleichem Geiste geschaffen wie unser Blatt, das nun in einem Gesamtbilde bleibend zusammenfaßt, was andere vorher bei uns so oft ausführten. Dieses Buch heißt: „Das Buch vom deutschen Heere" von Hermann Vogt, Oberstleutnant a. D. In einem stattlichen Bande, von dem zur Zeit das erste Dritteil als erste Abteilung vorliegt, erhält der Leser hier von sachkundigster Hand ein erschöpfendes Bild vom deutschen Heere und von allem, was mit ihm zusammenhängt, nicht in trockener, schematischer Aufzählung, sondern in frischen, anmutigen Bildern, wie sie die Erinnerung an ein reichbelebtes, buntes Soldatenleben darbot, das den Verfasser aus der Infanterie in die Kavallerie, aus dem Westen Deutschlands in den Osten und dann wieder in den äußersten Westen führte. Über dem Erzählen und Schildern hat der an die Bedeutung der Thatsachen gewöhnte frühere Soldat übrigens diese keineswegs zurücktreten lassen, unser Buch bietet daher jede positive Auskunft, die man billigerweise in ihm suchen kann.

Einen ganz besondern Schmuck des Buches bilden die reizenden, geistvollen Illustrationen von R. Knötel. In wahrhaft genialer Weise ist hier im Bilde das innerste Wesen des zu illustrierenden Kapitels erfaßt und geschmackvoll wiedergegeben. Die meisten der Kopf- und Schlußstücke sind in den Augen des Kenners auch als Holzschnitte kleine Kunstwerke ersten Ranges.

Nach einer Einleitung, welche die Stellung des Heeres als Glied des Staates, sowie sein Verhältnis zu den Einzelstaaten behandelt, wird uns zunächst die preußische Armee vorgeführt und wir lernen Kriegsministerium, Generalstab und Militärerziehungswesen, sowie die einzelnen Waffengattungen nach einander kennen. Dann machen wir noch kürzere Besuche in Sachsen, Württemberg und Bayern und erfahren, was es dort auf militärischem Gebiet Eigenartiges und Interessantes gibt.

Sehr erfreulich ist es, daß Verfasser und Verlagshandlung sich

nicht verleiten ließen nach der thörichten Mode unserer Tage ein sogenanntes „Prachtwerk“ herzustellen, d. h. einen riesigen Band, den kein Mensch liest oder auch nur lesen kann, sondern daß sie ein wirkliches Buch schufen, das in die Hand genommen und gelesen wird. Damit hängt dann noch zusammen, daß der schöne Band nur 9 Mark kostet. Th. H. Pantenius.

Gesundheitsrat.

G. S. in H. Ist es bei spröder Haut besser, sich mit warmem oder mit kaltem Wasser zu waschen?

Bei spröder Haut soll man weder kaltes noch heißes Wasser benutzen, am besten laues oder lauwarmes, in jedem Fall aber weiches (Regen- oder abgekochtes) Wasser benutzen, weil hartes allein schon imstande ist, die Hände rissig und spröde zu machen. Eine weitere Ursache für die Sprödigkeit der Haut sind die „feinen“ dünnen Handtücher, die man in besseren Häusern so vielfach in Gebrauch sieht. Ein Handtuch ist um so besser und zweckentsprechender je gröber und dicker es ist und je mehr und je schneller es die Feuchtigkeit aufnimmt. Die feinen Handtücher, durch die Berührung mit den nassen Händen sofort total durchnäßt, hinterlassen beim Abtrocknen stets ein Gefühl von Nässe und Kälte und sind gar nicht imstande, die Haut so abzutrocknen, wie die groben Handtücher und wie es nötig ist zur Vermeidung des Aufspringens. Je gröber das Handtuch, desto feiner die Haut und der „Teint“. Eine Fragestellerin aus Hannover meint, ob es wahr sei, daß man „zur Erhaltung eines guten Teints die Haut wie einen alten Küchentisch mit Sand behandeln müsse.“ Grobe Handtücher thun dieselben Dienste. Ninon de Lenclos, die vielgenannte Schönheit, die bis in ihr höchstes Alter auch einen schönen Teint bewahrte, zeigte einem ihrer Verehrer, der ihr „Schönheitsmittel“ kennen lernen wollte, unter dem er etwas ganz besonders Geheimnisvolles vermutete, einen Krug mit kaltem Wasser und ein Stück groben Flanell. Ob der Neugierige in der Folge eben so schönen Teint bewahrt habe, wird nicht erzählt; es gehört eben eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst dazu, um mit Flanell oder grobem Handtuch einen guten Teint zu erhalten oder gar zu erzielen, aber unzweifelhaft ist kein Schönheitsmittel, keine Lilionese ꝛc., in ihrer Wirkung so zuverlässig, wie der Flanell oder ein grobes Handtuch.

Briefkasten.

Unsern Lesern teilen wir mit, daß die Photographie des Bildes: **Bauernprotest** von **Ferd. Brütt** in No. 14 des laufenden Jahrganges im Verlage der **Photographischen Gesellschaft** in **Berlin** erschienen ist. — Eine Reihe Gedichte zum Geburtstage des Kaisers und Bismarcks, wie zu Ostern sind zu spät gekommen und in den Papierkorb gewandert. Ebenso erwiesen sich als ungeeignet die poetischen Einsendungen von **M. L.** in **G. b. Rh.** — **Br. W.** in **B.** — **B. W.** in **S.** — **H. v. B.** in **R.** Kingsleys trefflicher Roman Hypatia erschien zuerst 1852 unter dem Titel „Hypatia, or new foes with an old face.“ Die deutsche Übersetzung (Leipzig, F. A. Brockhaus), die vier starke Auflagen erlebt hat, ist sehr zu empfehlen. — **L.** in **A.** Wir können die Frage nicht gut beantworten. Vor zwanzig Jahren war Franken sehr billig, ob aber auch jetzt noch, entzieht sich unserer Kenntnis. — **E. D.** in **Berlin.** Sie können sich nicht beklagen, denn Sie hatten die Frankatur für den Fall der Rücksendung nicht beigelegt. — **Pt. K.** in **W. N.** Rabinowitsch in Kischinew steht an der Spitze einer Bewegung unter den Juden Kleinrußlands, welche in der Erscheinung Christi die Erfüllung der prophetischen Weissagungen sieht. Es hat infolge dessen eine Art judenchristlicher Gemeindebildung stattgefunden, die freilich wohl kaum eine endgültige ist. Näheres finden Sie in den „Schriften des Institutum judaicum in Leipzig“ Heft 4 und 5, Erlangen. Andreas Deichert. Daß die Zeitungsnachrichten, die fast alle von Juden herrühren, in der schamlosesten Weise erlogen sind, versteht sich von selbst.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

(Die Auflösung erfolgt in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 23.

Domino-Aufgabe.

Gesetzt sind die folgenden sieben Steine:

Im Talon liegen:

1. Turner — Urne.

2. Dechiffrieraufgabe.

„Erst wägen, dann wagen!“ Wilhelm.

3. Kapselrätsel.

1. Lieb erwacht = Eber
2. die Rose = Eros
3. fragte den = Eden
4. selig an = Liga
5. meinem Sinn = Ems.
6. das eine = Seine

Bilderrätsel: Erhalten ist so schwer wie gewinnen.

Kreuzrätsel.

						C	h	e	r	U	b	i	n	i						
						R	h	e	i	n	l	a	n	d						
							B	r	e	s	l	a	u							
							E	u	g	e	n	i	e							
								N	o	r	m	a								
								S	o	n	n	e								
								A	c	K	e	r								
C									R	a	a									S
h	S	P							C	i	d							B	S	t
i	c	i	P	V	M				O	s	t				L	E	S	e	c	e
a	h	s	f	a	e	a	F	I		e		b	E	L	o	s	t	l	h	i
V	a	t	e	r	k	r	ö	n	e	r	D	u	m	i	t	S	e	g	e	n
e	n	o	i	n	k	m	n	n		u		g	s	d	t	e	r	i	l	m
n	z	l	l	a	a				E	n	s				e	n	n	e	d	e
n	e	e							I	d	a							n	e	t
a									A	s	s									z
								S	p	e	e	r								
								C	h	i	l	e								
								S	e	n	s	e								
							W	i	l	H	e	l	m							
							S	a	l	a	m	i	s							
						S	t	r	a	u	b	i	n	g						
						K	a	r	l	s	r	u	h	e						

Inhalt: Dem Reichskanzler zum siebzigsten Geburtstag. Gedicht von Karl Gerok. — Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Palmsonntag. Bild von H. Suykens. — Die Sakramentshäuschen. Von H. Altendorf. — Welche Pflichten erwachsen uns aus unsern Kolonieen? Von Gustav Warneck. — Die Momentphotographie. Von Fritz Anders. Mit acht Illustrationen. — Vittoria Colonna. Mit Porträt. Von Viktor Schultze. — Am Familientisch: Nochmals die „schwarze Republik“. — Ein Buch vom deutschen Heer. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das **zweite** Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, **besonders die Postabonnenten**, die Bestellung auf das **dritte** Quartal (April bis Juni 1885) **sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Das dritte Quartal wird — außer der Fortsetzung der Erzählung „Mohre von Mohrstein“ — mit einem Roman von A. v. d. Elbe, „**Souverän**“ eröffnet werden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. April 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 27.

Ostern.

Der Herr ist erstanden,
Der Herr ist befreit von des Todes Banden,
Er bricht mit göttlicher Siegermacht
Hervor aus des Grabes dunkelem Schacht,
Nun jubelt, ihr Christen, in allen Landen,
Der Herr ist erstanden!

Der Stein ist gehoben,
Weß mächtige Hand hat ihn fortgeschoben?
Des Siegels starker Verschluß zerbricht,
Die Nacht wird zum hellen Österlicht,
Es sehen's die Frauen mit Dank und Loben:
Der Stein ist gehoben!

Die Welt ist erstanden,
Sie hat sich befreit von des Winters Banden,
Nun schwillt die Knospe, nun treibt der Saft,
Es schafft und erweckt sie des Frühlings Kraft,
Nun regt und bewegt sich's in allen Landen,
Die Welt ist erstanden!

Das Eis ist geschwunden,
Zu mächtig hat es den Frühling empfunden;
Und weht auch nicht immer weicher West,
Der Frühling hält doch die Herrschaft fest,
Er hat mit der Sonne sich warm verbunden,
Das Eis ist geschwunden!

Das Herz ist erstanden,
Erlöst und befreit von der Sünde Banden,
Der Siegesheld über Grab und Tod
Erbarmt sich seiner Schwäche und Not,
Nun wird des Satans Gewalt zu schanden,
Das Herz ist erstanden!

Die Schuld ist gehoben,
Knie nieder, du Christ, im Staube zu loben!
In deiner Sünden dunkele Nacht
Hat er des Ostertags Licht gebracht;
Nun strahlt dir die Heimat geöffnet droben,
Die Schuld ist gehoben!

R. Beutner.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

Erstes Kapitel.

Die Kapelle des Schlosses von Weißenfels war an einem lachenden Sommertage des Jahres 1744 mit hunderten von Wachskerzen beleuchtet; der reiche Stuck, die Vergoldungen, die Blumengewinde am Altar schimmerten im doppelten Glanze des Tages und des künstlichen Lichts. Die Glocken läuteten, und der Orgelton rauschte durch das Gotteshaus.

Eine festlich geschmückte Versammlung, die Frauen in starrer Seide über bauschenden Reifröcken, mit hochgepudertem Haar, glänzendem Schmuck und ungeduldig bewegten Fächern, die Männer in bordierten Atlasröcken mit breiten Spitzenjabots, seidenen Strümpfen, den Klapphut unterm Arm, stand harrend und die weit offene Kirchthür beobachtend, zu beiden Seiten des Altars.

Galt es doch heute die Taufe eines Prinzen des herzoglichen Hauses zu feiern. Zwei früh verstorbene Söhne

Johann Adolfs II, Herzogs von Sachsen-Weißenfels, ruhten schon unter den Füßen der geputzten Gäste in der Familiengruft; dieser Täufling war der zweite lebende Sohn des Herrscherpaares. Und allen den adligen Gästen lag daran, daß ihr herzogliches Haus, dem sie Glanz, Würde, Vergnügen verdankten, nicht ausstürbe, wie es den beiden andern sächsischen Nebenlinien von Zeitz und Merseburg geschehen war. Was sollten sie auch ohne ihre Sonne beginnen? Welches Glück, welche Freude, daß es wieder einen jungen Prinzen gab!

Die Festlichkeit versprach heute eine besonders glänzende zu werden. Von nah und fern waren Gäste herbeigeströmt. Der wichtigste von allen, ein Weißenfelser Kind, der Sohn des in Gott ruhenden, allen bekannten Hofmarschalls von Brühl, Heinrich von Brühl, der seine Hofkarriere als Page der höchstseligen Frau Herzogin Elisabeth hier am Hofe begonnen hatte, war gestern Abend angekommen. Außer dem üblichen Gefolge des großen Herrn begleitete ihn sein Vertrauter, der Geheimrat Christian Hennicke; dieser, als junger Mann Lakai am Hofe von Zeitz, hatte sich durch geschäftliche Brauchbarkeit und Verschlagenheit von einer Stufe zur andern emporgearbeitet. Er war zuerst Inspektor, dann Bergrat und Kammerdirektor in Zeitz geworden, darauf nach Dresden berufen und nun zum Kammerpräsidenten und Geheimrat avanciert. In prächtigen Staatskarossen war gestern der staunenswerte Einzug dieser Dresdener Gäste erfolgt, und nun war Graf Brühl der Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Jeder suchte etwas wie eine alte Beziehung zu diesem gewaltigen Manne, dem allmächtigen Minister, herauszufinden und war neugierig gespannt, wie der Günstling des Kurfürsten sich benehmen werde.

Endlich schwieg die Orgel, und das draußen aufgestellte Korps der Hofkapelle intonierte mit Trompeten, Pauken, Zinken und Posaunen einen feierlichen Marsch.

Die Kirchthür mündete auf den weiten Schloßhof. Nach drei Seiten umgaben der breite Hauptbau und zwei mächtige Flügel des Schlosses — welches so viele Fenster zählte, wie das Jahr Tage — in fest geschlossenen Linien den Innenhof. An der vierten Seite lag die breite Einfahrt, überbaut von einer reich mit Orangen und andern Kübelgewächsen besetzten Terrasse, welche von beiden angrenzenden Flügeln zugänglich war.

Aus dem Schloßeingang, der Kirche gegenüber, bewegte sich jetzt der feierliche Taufzug quer über den Hof auf den Eingang des Gotteshauses zu. Schweizer Wachen bildeten Spalier. Voran schritt der Hofmarschall mit seinem goldenen Stabe, ihm folgten paarweise sechs Pagen, die Wachsfackeln trugen, nun kam die Amme mit dem Täufling, von den vier hübschen Kammerfräulein der Herzogin umgeben.

Jetzt das herzogliche Paar. Johann Adolf hielt mit den Fingerspitzen seiner Rechten die Linke seiner Gemahlin — Friederike, Prinzessin zu Sachsen-Gotha-Altenburg — empor, und führte sie also feierlich und zierlich vorwärts. An der anderen Seite der hohen Frau ging Graf Heinrich von Brühl, der kurfürstliche Abgesandte und Ehrengast des Weißenfelsischen Hauses. Der Hofstaat, unter dem der Geheimrat Hennicke vorausging, schloß sich an. —

Die kirchliche Feier war dem Programm nach würdig verlaufen. Der ganze Zug, von den auswärtigen Gästen begleitet, bewegte sich unter Glockengeläute und Kanonendonner ins Schloß zurück, wo die Gratulationskur im roten Galasaal entgegengenommen wurde. Darauf folgte im Speisesaale das Festdiner. Nach demselben sollte der Kaffee auf der Orangerie-Terrasse über der Einfahrt eingenommen werden. Geräumig wie alle Verhältnisse des Schlosses, gewährte dieselbe einer großen Gesellschaft genügenden Platz. Man ging paarweise vom Speisesaale durch das gelbe Konferenzzimmer dorthin. Die Bedienung auf der Terrasse fand von der anderen Seite aus statt.

Der Herzog trat in das gelbe Zimmer zurück, und der Minister Graf Heinrich Brühl folgte ihm; die Thüren des Gemaches wurden geschlossen und die Gesellschaft auf der Terrasse that in bester Form, als ob sie das Verschwinden der beiden Hauptpersonen nicht bemerke. Man plauderte, schlürfte aus Meißner Täßchen Kaffee und lauschte den Klängen der unten aufgestellten Musik.

Der Herzog, ein frischer Fünfziger von kräftigem Bau und mittlerer Größe, lud mit einer Handbewegung den Minister ein, sich ihm gegenüber auf einen der gelben Damast-Fauteuils niederzulassen, die neben dem vergoldeten Tischchen standen. Brühl folgte mit einer Verbeugung dem Winke und nahm Platz. Er war jünger als der Herzog, lang und mager und trug sich weniger straff. Seinem feinen Gesichte mangelte der offene Ausdruck, welcher des älteren Hauptvorzug war.

„Sie wünschen ein Privatgespräch, mein lieber Graf", sagte der Herzog einfach, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Eure hochfürstliche Durchlaucht", begann der Minister, „haben mich seit der Stunde meiner Ankunft so vollständig durch die Freuden der Geselligkeit, den Glanz höchst Ihres Hofes beglückt und in Anspruch genommen, daß ich noch keinen Augenblick Muße gefunden habe, eine geschäftliche Angelegenheit zu berühren."

„Die gemeinsamen Interessen von Kursachsen und Sachsen-Weißenfels", unterbrach der Herzog mit erstauntem Ton den Stockenden, „werden ja durch meinen Bevollmächtigten in Dresden erledigt."

„Allerdings, die laufenden Geschäfte; wenn es sich aber um einen Kardinalpunkt, eine Frage von Wichtigkeit handelt, so kann dieselbe nur durch Serenissimus selber und den Ministerregenten höchst Ihres erhabenen Agnaten Sr. Majestät August III, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen ventiliert werden."

„Eure Erlauchte Exzellenz nehmen ja einen großen Anlauf, da bin ich neugierig", meinte der Herzog mit gutmütiger Ergebung in des andern Wunsch; es war ersichtlich, daß der leichtlebige Herr diese Stunde nach dem Diner lieber im Kreise seiner Gäste heiter verplaudert, als mit einer politischen Auseinandersetzung ausgefüllt hätte.

Graf Brühl räusperte sich, wandte die Augen zu der in Stuck und Vergoldung prangenden Decke und hub endlich an: „Durchlaucht wollen verzeihen, wenn ich peinlicher Vorkommnisse erwähne. Unter der Regierung höchst Ihres in Gott ruhenden Vorgängers und Bruders hat die Schuldenlast Sachsen-Weißenfels fast zum Staatsbankrott getrieben. Eine von Kursachsen abgesandte Kommission hat mit aller Mühe und Sorge kaum dem Ruin vorgebeugt —"

„Was wollen Sie?" fuhr der Herzog auf, „es ist alles möglichst geordnet —, wie kann man mich für die Verschwendung meiner Vorgänger zur Rechenschaft ziehen?"

Der Minister suchte mit einer geschmeidigen Bewegung zu beschwichtigen, im mildesten Tone sagte er: „Die Oberhoheit Kursachsens ist von vorn herein gewahrt, dem Hauptthause steht die Entscheidung über Krieg und Frieden zu —"

„Gewiß, gewiß, ich habe es nie an aller Observanz, Liebe, Treue und Ehrerbietung fehlen lassen. Brauche ich daran zu erinnern, in wie vielen Kriegen ich mit Blut und Leben für Sachsens Wohl eingestanden?"

„Eurer hochfürstlichen Durchlaucht vollkommene Loyalität", fuhr der Unterhändler mit höflicher Verneigung fort, „ermutigt meinen hohen Gebieter zu Vorschlägen und Hoffnungen, welche —"

„Nun?" rief der Herzog gespannt.

„Welche einen Zwitterzustand beenden und für beide Teile von Vorteil sein würden."

„Graf, ich verstehe Sie nicht!"

„Wollen Durchlaucht mir geneigtest dero Ohr leihen. Die Verfügung des Kurfürsten Johann Georg I, welche 1656 eine Teilung Sachsens unter seine vier Söhne veranlaßte, war ein politischer Mißgriff."

„Es war die Gewissenhaftigkeit eines zärtlichen Vaters und glaubensstrengen Protestanten."

„Durchlaucht wissen, daß jenes Testament Streitigkeiten hervorrief, welche —"

„Durch einen freundbrüderlichen Hauptvergleich, der des Vaters Willen bestätigte, beigelegt wurden.“

„Welche“, fuhr der Minister unbeirrt und mit stärkerer Betonung fort, „durch die Unterbrechung in hundertfältigen kleinen Störungen und Konflikten die Kraft und einheitliche Machtentfaltung Sachsens schwächten.“

„Das ist Ihre Ansicht, Graf! Die meinige ist, daß unsere kleinen Höfe Herolden der Zivilisation gleichen. Sie befördern Kunst und feine Sitte, denken Sie an das alte Griechenland.“

„Dem sei wie ihm wolle“, entgegnete Brühl mit Achselzucken, „Eurer hochfürstlichen Durchlaucht scharfem Geiste muß sich die Überzeugung aufdrängen, daß dero Stellung weder souverän noch mediatisiert —“

„Nicht souverän?“ schrie der Herzog und sprang empor. „Nicht souverän“, grollte er und flammte den zusammen fahrenden Minister mit großen Augen an. „Was fehlt meiner Souveränität, meiner Machtvollkommenheit, meiner Oberherrlichkeit? Ebenso wie mein Vetter von Kursachsen bin ich nach gültigem Erbrecht Herr meines Landes, bin von Gottes Gnaden souveräner Fürst zu Sachsen-Weißenfels. Mit Gewalt könnt Ihr mir meine Souveränität nehmen, denn Ihr seid stärker als ich, mit Recht und meinem Willen niemals! Ein Mensch, der sein gutes Recht aufgibt, ist ein Feigling, ein Erbärmlicher, ein Sklave, einer, der sich selbst unter die Füße seiner Feinde wirft und winselt: „tretet mich, mir geschieht nach Verdienst!“ Ich bin ein Mann des Krieges; ich habe alle Feldzüge mitgemacht, die es Zeit meines Lebens gab; zwei ältere Brüder hatten vor mir diesen Platz inne, ich habe nie an die Regierung gedacht, jetzt, da sie mir nach Gottes Ratschluß zufällt, halte ich sie wie mein Schwert in eiserner Faust und rate jedem, sie nicht anzutasten!“

„Dies würde nur nach gütlicher Übereinkunft und mit vollkommenster Berücksichtigung von Eurer Durchlaucht Wünschen und Neigungen geschehen“, sagte Graf Brühl, der sich gleichfalls erhoben hatte, in unterwürfigem Ton. „Hochfürstliche Durchlaucht haben durchaus über dero ergebensten Diener zu befehlen.“

Der Herzog beachtete die Phrase nicht, er schritt mit auf den Rücken gelegten Händen im Gemach hin und her. „Sie wählen Ihre Zeit schlecht, mir solche Vorschläge zu machen; heute, am Tauftage eines zweiten Sohnes und Erben“ — stieß er hervor.

„Nach dem Aussterben der beiden Linien von Zeitz und Merseburg drängt sich meiner Regierung der Wunsch lebhafter auf, den Zustand vor 1656 zurückzuführen. Und was die herzoglichen Prinzen betrifft, würde eine glänzende Apanagierung —“

„Kein Wort mehr! Die Ehre und das Recht meiner Prinzen werde ich — liegen sie auch noch in den Windeln — zu beschützen wissen.“

„Durchlaucht verloren schon zwei Söhne durch den Tod“, zischelte der Minister, „wer kann wissen?“

„Das hat Gott gethan; was der Herr thut, das ist wohlgethan!“ sprach der Herzog mit einem großen Blick nach oben. „Soll ich auch diese Kinder missen — o Gott, erspare mir das Leid! — so stirbt mein Haus aus, so hat Kursachsen das Erbe. Will aber der Herr alles Lebens meinen Stamm vor dem meines Vetters erhalten, so kann die Linie Sachsen-Weißenfels, so gut wie die des Kurhauses, alle Albertinischen Lande unter ihrer Souveränität vereinen. Dies mein angebornes Recht gebe ich nimmermehr auf! Sagen Sie das Ihrem Herrn, Exzellenz. Doch nein, in Augusts III gutmütiger Seele entsprang Ihr Vorschlag nicht; ich habe mich mit dem Urheber selbst eben darüber abgefunden.“

Er grüßte leicht, öffnete die Thür zur Terrasse und trat geröteten Angesichts unter die heitere Versammlung.

Traf ihn auch verstohlen mancher neugierige Blick, so that doch jeder, als sei des Herzogs Gehen und Kommen mit nichts Besonderem verknüpft. Nur ein schönes Augenpaar ruhte mit banger Frage auf seinem Antlitz. Es war das der Herzogin Friederike, die ihrem Gatten eine tiefe Erregung ansah.

Der Minister hatte den Ausdruck des Verdrusses über seine Niederlage, die er halb und halb erwartet hatte, mit weltmännischer Gewandtheit unterdrückt und lächelte heiter dem Kreise der artigen Frauen zu.

Johann Adolf schlug vor, daß man sich zu zwanglosem Ergehen in den Lustgarten hinabbegebe, und alle erhoben sich, um dieser Aufforderung zu folgen.

Graf Brühl reichte der Herzogin die Fingerspitzen, um sie hinunter zu führen, der Herzog ging auf der anderen Seite seiner Gemahlin, und die ganze übrige Gesellschaft schloß sich ihnen an.

Während die Herzogin Friederike die Höflichkeiten des Ministers mit gezwungener Freundlichkeit erwiderte, flog mancher zärtliche, besorgte Blick nach der andern Seite zu ihres Gemahls düsterer Stirn empor. Ihre fein empfindende, ahnungsvolle Seele erriet, daß etwas Ernstes und Großes eben zwischen diesen beiden Männern zum Austrag gekommen sei. Eine unwillkürliche Furcht vor dem allmächtigen Minister des oberhoheitlichen Herrscherhauses beunruhigte sie schon seit langem und schien ihr jetzt aus den Fingerspitzen des ränkesüchtigen Mannes wie ein kalter Schauder durch den ganzen Körper zu rinnen. Sie nannte Brühl innerlich einen Emporkömmling ohne Gewissen, der zur Befriedigung seiner Wünsche, zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke kein Mittel, auch das schlechteste nicht, unversucht lassen würde. Und mit diesem Menschen, weil sie ihn für gefährlich hielt, schön thun, ihn allen anderen Gästen vorziehen, wie schwer war das!

Zweites Kapitel.

Das prächtige Herzogsschloß lag oberhalb der Stadt auf einem Berge, welcher zum großen Teil mit den Anlagen des Lustgartens bedeckt war. Da erhob sich das große schieferbekleidete Gartenhaus, innen zeltartig ausgeschlagen und wie ein Gesellschaftssaal eingerichtet; an einem schroff hinabsinkenden Felsenabhange zog sich die Galerie entlang; verschnittene Hecken und Alleen, berankte Gitterwerk, heimliche Lauben, Irrgänge, Boskets, weiche Rasenflächen, mit Springbrunnen und Göttergestalten aus Sandstein auf hohem Sockel — ein wahres Paradies moderner Gartenkunst — breiteten sich einesteils auf weiter Berghöhe und zogen anderenteils auf abfallenden Terrassen bis ins Thal hinunter. Welch ein lachender Blick von dieser Höhe aus auf die zu Füßen liegende Stadt und ins weite Land hinaus! Fruchtbare Felder, Wälder und Berge, Dörfer und Edelsitze, und vor allem der glitzernde Strom der Saale entzückten das Auge des Beschauers.

In den weiten Gängen des herrschaftlichen Lustgartens verteilte sich jetzt scheinbar zwanglos die Gesellschaft. Es fand sich, was sich suchte, und kleinere oder größere Gruppen bildeten sich zu verschiedener Unterhaltung.

Im Pavillon hatte die Herzogin sich mit einigen älteren Personen der Gesellschaft niedergelassen. In einer sonnigen Laube davor, unter den Augen der hohen Frau, befanden sich die Wärterinnen mit den beiden kleinen Prinzen. Auf einer nahen Rasenfläche belustigte sich die Jugend mit Federballschlagen und anderen Spielen. Der Herzog, dem es gelungen war, seinen Unmut vorläufig zu unterdrücken, stand mit einigen Herren aus der Umgegend, denen der Geheimrat Hennicke sich zugesellt hatte, in ein politisches Gespräch verwickelt, zur Seite.

Das zwischen Österreich, Großbritannien, Sardinien und Sachsen abgeschlossene Bündnis zur Bekräftigung der Pragmatischen Sanktion, welche Maria Theresia ihre Staaten gewährleistete, führte schon seit dem Winter umfassende Rüstungen herbei. Galt es doch die Wiedereroberung Schlesiens, welches Friedrich II der Kaiserin abgenommen hatte. Johann Adolf war kursächsischer Generalfeldmarschall und mußte sich jeden Tag bereit halten, zur Armee abzugehen. Seit langem boten die möglichen Ergebnisse dieses Feldzugs den Herren in des Herzogs Umgebung einen ausgiebigen Gesprächsstoff.

Graf Brühl erging sich in der verschnittenen Lindenallee mit einem alten Freunde aus der Jugendzeit. Der gute Hofrat Buttmer hatte schon den ganzen Tag nach der Ehre aus-

geschaut, mit seinem Spiel- und Schulgenossen Heinrich von Brühl, der so hoch gestiegen war, einige Worte zu wechseln. Als ihm jetzt der Minister im Garten die Hand entgegen streckte mit den Worten: „Wie freut es mich, dich wiederzusehen, alter Ludwig", und nun gar verlangte, daß er „Heinrich" sagen sollte, wie sonst, wallte dem in schuldiger Ehrerbietung vor Rang und Geltung Ersterbenden das Herz auf, so daß er errötete wie ein Mädchen und nicht wußte, womit er des Freundes Huld erwidern könne. Jetzt schritten sie nahe der Gesellschaft und doch außer Gehörweite in der Allee hin und her und sprachen von ihren lustigen Jugendstreichen.

Vielleicht unterhielt den Grafen wirklich eine Weile die Begeisterung Ludwigs, mit der er jene vergangene Zeit als die glücklichste seines Lebens pries; bald aber irrten ihm die Gedanken ab. Wie weit hatte er diesen engen Geist, diesen großen Knaben überflügelt! Welch kühne Ideen, welche Pläne wälzte er in seinem Hirn. Und wie viel Macht hatte das unbegrenzte Vertrauen Augusts III in seine Hand gelegt! Er aber wollte Macht und Vertrauen benutzen, sein Dasein sollte nicht spurlos für Sachsen vorübergehen! Genug Mühe und gefährliches Intriguenspiel hatte er anwenden müssen, seinen hohen Platz zu erringen, sein Geist war dabei erstarkt, sein Gewissen nachgiebig geworden, jetzt galt es beides zu benutzen! Mit Scheingründen, mit der Selbstbeschönigung, daß alles, was er unternehme, zum Besten seines Staats sei, nannte er die härtesten Eingriffe „erlaubte politische Notwendigkeiten".

„Der Weißenfelser Hof hat sich seit den Tagen des Herzogs Christian merklich verändert", sagte der Graf, eine Schilderung ihres gemeinschaftlichen Räuberspielens im Steinbruch, welche der Hofrat eben entzückt vortrug, unterbrechend. Bereitwillig folgte der Erzähler dem Winke des hohen Freundes und ging auf ein anderes Gesprächsthema über.

„Ja, ja, Eure Erlauchte Exzellenz haben ganz recht", entgegnete er, „die Kavaliere waren mit ihrem Herrn alt geworden und so machte es sich fast von selber, daß bei dem Regierungsantritt Seiner hochfürstlichen Durchlaucht, Herrn Johann Adolfs II eine junge Generation auftauchte."

„Die Hofchargen sind mir natürlich alle vorgestellt, ich habe aber bis jetzt weder die Gesichter noch die Namen festhalten können. Habe die Güte, lieber Freund, mir die hervorragendsten Persönlichkeiten zu charakterisieren." Der Graf, nicht so fremd in dem Kreise der Gesellschaft, wie er sich den Anschein gab, aber geneigt, seine Ansichten bestätigt zu hören, traf jetzt aus der Allee zu der weiten Rasenfläche heran, auf welcher die Jugend sich belustigte.

„Jener da", fragte der Minister, „mit der Adlernase und dem feurigen Auge, ist das nicht der Oberstallmeister?"

„Oberstallmeister Daniel von Storke, zu dienen", erwiderte der Hofrat dienstbeflissen.

„Ein noch junger Mann mit leidenschaftlichem Ausdruck, was hält man von ihm? Sprich dich unbefangen aus, mein guter Ludwig."

Buttmer zog wichtig die Schultern in die Höhe. „Ich für meine Person", sagte er flüsternden Tones, „traue ihm nicht recht. Er war ein trefflicher Offizier und Adjutant des Herzogs, gilt viel, und ich möchte ihn mir um alles nicht zum Feinde machen. Ohne Vermögen, debauchiert, ganz abhängig, ist er nicht viel mehr als ein eleganter Landsknecht."

„Er ist wohl ein großer Sieger bei dem Frauenzimmer?"

„Mag sein; ein schöner Kerl ist er, wie Exzellenz sehen, und ein firmer Reiter."

„Das bildhübsche Fräulein da, mit dem der Storke Federball schlägt, ist das seine Amour?"

„Eure Erlauchte Exzellenz meinen die in dem himmelblauen Atlas, die kleine Bünau? Ach, ich glaube, die ist des ganzen Hofes Amour!"

„Ein Kammerfräulein der Frau Herzogin? Jedenfalls die schönste von allen; das ist also eine Bünau? Ist sie mit der zweiten Gemahlin des Herzogs Johann Adolf I, der Frau Christiane von Bünau verwandt?"

„Eine Nichte von Durchlauchts sogenannter Stiefmutter. Das Fräulein hat früh den Vater verloren, die Mutter heiratete wieder, da nahm die Frau Herzogin sie schon mit vierzehn Jahren zu sich. Sie soll den Herrschaften nicht viel weniger gelten, als eine eigene Tochter."

„Ein reizendes Geschöpf! Welch lachende Frische, welche Grazie! Wer ist der junge Beau, der ihr jetzt mit gewiß zierlich gesetzter Rede den Federball überreicht?"

„Kammerjunker Kurt von Zscheplitz; ein Muttersöhnchen, wie von Biskuit gemacht; reich, elegant, Kavalier durch und durch. Ein schönes Pärchen, der und die Rosa von Bünau, ich glaube, die allergnädigsten Herrschaften hätten nichts dagegen, wenn sie's würden und —"

„Lassen wir das! Alle Wetter, was schießen der Herr Oberstallmeister für zornige Blicke auf das Paar! Jetzt kommt Graf Luja dazu, was hält man von dem?"

„Der Herr Oberjägermeister und Reisemarschall, Graf Martin Luja, sind unbestritten ein Ehrenmann, sie gelten für pflichttreu, etwas bedächtig, aber leutselig und verständig. Man nennt den Herrn Grafen einen „Philosophen", und obgleich er sich um die Damen nicht viel zu kümmern scheint, sollen sie ihn doch gern haben."

Graf Luja, ein Dreißiger, schlank, blond und von ruhiger Würde, sprach, während Rosa den Scherzreden des Kammerjunkers stand hielt, mit dem Oberstallmeister.

Der Minister ließ seinen Blick über die drei jungen Männer schweifen und blieb gefesselt auf der leidenschaftlich bewegten Gestalt Daniel von Storkes haften. Dieser, hin und her tretend, hieb eifrig mit seinem Racket in den Rasen, erhob die Linke mit lebhaftem Gebärdenspiel und warf, während er auf Luja zu hören schien, das blitzende Auge immer wieder zu ungeduldiger Frage auf sein Gegenüber. Und in der That gab die zierliche Gruppe des schönen Fräuleins mit dem Junker eine angenehme Augenweide.

„Laß uns in die Nähe der Fürstlichkeiten zurückkehren, mein Guter", sagte Graf Brühl und setzte sich mit seinem Begleiter wieder in Bewegung. Er traute sich zu, ein Menschenkenner zu sein und war zufrieden.

„Darf ich Eurer Erlauchten Exzellenz noch länger beschwerlich fallen?" lispelte der Hofrat unterthänig.

Der Gönner bat den Freund an seiner Seite zu bleiben; er wußte, daß dieser bescheidene Geleitsmann ihn vor jedem Verdacht des Intriguierens schütze.

Langsam schritten sie um den Rasen; Ludwig Buttmer erging sich in Ergebenheitsversicherungen, und der Minister blickte zerstreut umher. So begegneten sie den herzoglichen Kindern mit ihren Wärterinnen.

Der kleine Täufling, Johann Georg, wurde wie am Morgen von seiner Amme, einem derben Bauernweibe, getragen. Der zweijährige August Adolf, ein hübscher, blonder Knabe, lief an der Hand seiner Bonne, zwei ältliche Dienerinnen folgten.

Graf Brühl blieb stehen und ließ die kleine Gesellschaft an sich vorübergehen. Die Bonne, ein schlankes Mädchen von einigen zwanzig Jahren, verneigte sich ehrerbietig.

„Ein pikantes Gesicht, diese Französin; weißt du etwas Näheres von der Person?" fragte der Minister seinen Begleiter.

„Wenig mehr als den Namen, Exzellenz. Sie heißt Mademoiselle Clemence Bernard, ist den Herrschaften in Leipzig besorgt worden und versieht seit einem Jahre ihren Dienst zur Zufriedenheit."

In diesem Augenblick trat der Hofmarschall auf den Ehrengast zu und erkundigte sich, ob seine Abreise für den andern Morgen unweigerlich fest stehe. Ludwig Buttmer drückte sich bescheiden zur Seite, empfahl sich unterthänigst und wurde nicht vermißt.

„Ich kann mir leider das Glück nicht länger gewähren, die Annehmlichkeiten des hiesigen Hofes zu genießen", entgegnete der Minister mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Zur Nachfeier der Tauffestlichkeiten ist auf morgen ein solennes Karussellreiten und Ringelstechen in glänzend geschmückter Manege anberaumt", wagte der Hofmarschall seiner vorigen Bitte hinzuzufügen. „Sollte es Eurer Erlauchten

Ostermontag. Gemalt von Friedrich Kallmorgen.

Exzellenz nicht möglich sein, das Fest noch mit dero Anwesenheit zu verherrlichen?"

„Mein hoher Gebieter, Se. Majestät der König, haben nicht geruht, mir einen längeren Urlaub zu bewilligen!" Vertraulich fügte der Graf hinzu: „Sie begreifen, Verehrtester, daß es in dieser kritischen Zeit, in der es täglich zu einem Wiederausbruch des Krieges kommen kann, für mich unmöglich ist, länger von Dresden fern zu bleiben."

Der Hofmarschall begriff die Wichtigkeit des großen Mannes und beschied sich.

Das Spiel auf dem Rasen hatte sein Ende erreicht, Graf Luja und Herr von Storke befanden sich in der Nähe des Ministers, er trat auf sie zu und begann ein gleichgültiges Gespräch. „Sie sollen ein trefflicher Pferdekenner sein, Baron Storke", sagte er endlich, „was halten Sie von der Einrichtung staatlicher Gestüte? Es sind mir da neuerdings Vorschläge unterbreitet, über welche ich gern die Ansicht Sachverständiger entgegen nehmen würde." Während dieser Anrede schlenderte der Minister mit dem Oberstallmeister einen abzweigenden Weg entlang.

„Eurer Erlauchten Exzellenz zu dienen, ein vortrefflicher Gedanke!" rief Storke in seiner lebhaften Weise. „Der Krieg hat mehr Pferde verbraucht, als sich mutmaßlich durch Privatzucht ersetzen lassen, wollte der Staat sich der Sache annehmen, könnte er Material ganz nach seinem Bedarf —"

„Ein andermal", brach der Minister trocken die eifrige Auseinandersetzung des Fachmannes ab. „Sehen Sie dort unten im Thal hinter dem Wäldchen die Dächer und den kleinen Turm über der Einfahrt, treffliche Getreidefelder breiten sich darum aus?"

„Kammergut Wiedebach!" versetzte der Oberstallmeister.

„Ich bin hier aufgewachsen, kenne Weg und Steg und jeden Kathen", sagte Brühl mit einem seltsamen Blick über die Achsel auf den andern, in dessen beweglichem Gesichte sich Verwunderung aussprach. „Ich kann Ihnen sogar Wert und Erträgnisse der Domäne Wiedebach vorrechnen; einen ungefähren Begriff haben Sie aber wohl selber davon?"

„Allerdings", stotterte der Erstaunte, während in seinen Augen die große Frage lag: wo soll das hinaus?

„Ich wollte Sie nur in aller Kürze fragen, Baron Storke, ob Sie sich das schöne Wiedebach als Eigentum wünschen? Ob Sie sich das Gut verdienen wollen?"

„Exzellenz!" stammelte der Betroffene, „Exzellenz, wie wäre das möglich?"

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie diesen Abend nach dem Souper mich heimlich in meinem Zimmer aufsuchen. Nur mein vertrauter Kollege Hennicke wird zur Hand sein. Beherrschen Sie Ihre Mienen, Sie wechseln ja die Farbe! Vorsicht und Verschwiegenheit, junger Mann! Sind Sie darin ein Anfänger, so berauben Sie mich nicht meiner Nachtruhe."

„Exzellenz dürfen sich völlig auf mich verlassen — ich habe mich schon gefaßt — ich werde mir jedenfalls erlauben zu kommen — ich bin ganz zu Eurer Exzellenz Diensten —"

„Schon gut; das findet sich. Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren. — In der That, Ihre Ideen über Pferdezucht sind vortrefflich, sie stimmen durchaus mit denen anderer Autoritäten überein, ich will versuchen, Se. Majestät dafür zu interessieren."

Der Hofmarschall kam dem Minister entgegen und schlug ihm vor, ins Schloß zurückzukehren, wo einige Spieltische aufgestellt seien, und ein kleines improvisiertes Tänzchen die Gesellschaft bis zum Souper unterhalten solle. In derselben Weise wie man gekommen, begab man sich ins Schloß zurück. (Forts. folgt.)

Pontius Pilatus in Geschichte und Sage.

Von Martin Wagner.

Pontius Pilatus ist der Name des Richters Jesu Christi, des Mannes, dem es gegeben war, das folgenschwerste Todesurteil auszusprechen und vollziehen zu lassen und so den Tod dessen herbeizuführen, der gerade als der so schmachvoll Verurteilte und Getötete von uns als unser Heiland erkannt wird. Er hat darum teil an dem Interesse, das die Geschichte Jesu Christi hat. Daß sich ihm wie allen andern Personen der heiligen Geschichte dies Interesse frühzeitig zugewandt hat, dafür zeugen die Sagen und Legenden, die sich um seinen Namen gewoben haben und zwar ebensowohl auf dem Boden der alten griechisch-römischen Kirche, wie auf dem der jugendlichen germanischen Völker.

Der geschichtliche Pontius Pilatus war Landpfleger von Judäa. Mit Landpfleger gibt Luther den römischen Amtsnamen Prokurator wieder. Die Verwaltungsbeamten in den Provinzen des römischen Reiches zerfielen damals in zwei Klassen, in solche, die vom Kaiser ernannt wurden, und in solche, die der Senat aus seiner Mitte durch das Los bestimmte. Die Statthalter der wichtigeren Provinzen ernannte der Kaiser selbst, die Besetzung der minder wichtigen Posten hatte er dem Senat überlassen. Syrien und Palästina gehörte zu den ersteren; denn es war Grenzprovinz, Araber und Parther drohten fortwährend mit Einfällen, und auch die Bevölkerung des Landes selbst machte fortgesetzt Schwierigkeiten. Die Prokuratoren oder Landpfleger Judäas gehörten jedoch keineswegs zu den höchsten Provinzialbeamten; war ja doch Judäa keine selbständige Provinz, sondern nur ein Teil oder Anhang der Provinz Syrien. So standen denn auch die Prokuratoren Judäas unter den Statthaltern Syriens, und während diese aus den ersten und vornehmsten Männern des Staates hervorgingen, wurde der Posten eines Prokurators von Judäa nur mit Rittern, ja zuweilen nur mit Freigelassenen (z. B. der aus der Apostelgeschichte bekannte Felix) besetzt. Sie nahmen jedoch eine durch die politische Lage des Landes bedingte, ziemlich unabhängige Stellung ein. Das ehemalige Herrschaftsgebiet Herodes des Großen stand nämlich in der Zeit des Mannesalters Jesu Christi noch keineswegs in allen seinen Teilen unter unmittelbarer römischer Herrschaft und Verwaltung. Im Nordosten desselben herrschte noch in friedlicher und gerechter Thätigkeit der Herodessohn Philippus; Galiläa und der Südosten des Landes, Peräa, standen unter der Herrschaft seines Bruders Antipas; nur Samaria und Judäa, der Südwesten des einstigen Reiches des großen Herodes, welche bei der Verteilung der Erbschaft dem ältesten Sohne Archelaus zugefallen, waren nach der Absetzung dieses grausamen und gewaltthätigen Mannes von den Römern im Jahre 6 nach Christi Geburt (unserer Zeitrechnung) in direkte Verwaltung genommen worden. Die Einführung der römischen Verwaltung war hier aber auf große Schwierigkeiten gestoßen. Die zum Zweck der Besteuerung vorgenommene Einschätzung, durch welche jeder Israelit die Herrschaft der Heiden über die heilige Stadt und das heilige Land zu fühlen bekam, rief einen Aufstand hervor, der nur mit viel Blutvergießen niedergeschlagen werden konnte. Und der Zunder des Aufruhrs glühte in den Gemütern fort und zündete immer neue Flammen an. — Diese besonderen Verhältnisse machen es verständlich, daß der Landpfleger von Judäa nicht nur (wie sonst die Prokuratoren) Finanzbeamter war, sondern die gesamte Verwaltung des Landes leitete, bei Kapitalverbrechen mit Vollmacht über Leben und Tod bekleidet Recht sprach und zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Durchführung seiner Maßnahmen über eine gewisse Kriegsmacht verfügte.

Pontius Pilatus war in der Reihe der römischen Prokuratoren Judäas der fünfte und verwaltete sein Amt zehn Jahre lang, vom Jahre 26—36 unserer Zeitrechnung. Tacitus erwähnt ihn nur ganz kurz gelegentlich seines Berichtes über die Grausamkeiten, welche Nero an den Christen verübte. „Der, von dem dieser Name (der Christenname) stammt," sagt er, „Christus, ist unter der Regierung des Tiberius durch den Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden." Näheres berichten über seine Amtsführung die jüdischen Schriftsteller Philo und Flavius Josephus, der eine sein Zeitgenosse, der andere etwas jünger. Beide sind auf ihn sehr übel zu sprechen. Jüdische Sitten und Anschauungen, jüdische Vorrechte trat er ohne Schonung und Verständnis mit Füßen, rief dadurch Aufstände und Unruhen hervor und unterdrückte sie mit derselben rücksichtslosen Gewaltthätigkeit, mit der er sie hervorgerufen.

Gleich bei seinem Amtsantritt zeigte er sich den Juden von dieser Seite. Das Bilderverbot nämlich des mosaischen Gesetzes: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen u. s. w." wurde von den Schriftgelehrten so verstanden, daß dadurch bildliche Darstellungen überhaupt verboten sein sollten. Jeder Versuch, dergleichen in Judäa einzuführen, stieß daher auf den hartnäckigsten Widerstand. Schon Herodes der Große hatte ihn erfahren, und die römische Verwaltung nahm im allgemeinen auf diesen Bilderhaß des Volkes Rücksicht. Die im Lande selbst geprägten Münzen trugen kein Bildnis; die Feldzeichen der römischen Kohorten, die sonst mit dem Bilde des Kaisers geziert waren, wurden auf jüdischem Boden ohne dies Bildnis geführt. Pilatus aber nahm auf dieses jüdische Vorurteil keine Rücksicht. Er ließ die Truppen, die er zur Besatzung von Jerusalem bestimmt hatte, bei Nacht mit den Kaiserbildern in die Stadt einziehen und sie öffentlich aufstellen. Sobald das Volk das bemerkte, zogen große Scharen nach Cäsarea und baten den Landpfleger, die Bilder fortzuschaffen. Pilatus gab nicht nach, da er darin eine Beschimpfung des Kaisers sah. Als jedoch die Juden mehrere Tage lang nicht aufhörten, ihn mit Bitten zu bedrängen, veranstaltete er eine Versammlung in der Rennbahn, ließ die arglos Versammelten auf ein gegebenes Zeichen von seinen Soldaten mit gezückten Schwertern umringen und drohte, sie niedermachen zu lassen, wenn sie nicht ruhig nach Hause gingen. Die versuchte Einschüchterung mißlang jedoch. Die Juden warfen sich mit entblößtem Nacken vor ihm nieder und erklärten, lieber den Todesstreich empfangen als irgend etwas gegen die Gesetze zugeben zu wollen. Auf eine solche Hartnäckigkeit war Pilatus nicht gefaßt; er gab nach, die Bilder wurden aus Jerusalem entfernt und nach Cäsarea, der Residenz des Prokurators, zurückgebracht.

Hatte Pilatus bei diesem ersten Zusammenstoß mit den Juden vor der Anwendung der ultima ratio sich noch gescheut, so wurde das bei späteren Gelegenheiten anders. Er legte in Jerusalem eine neue Wasserleitung an und verwendete dazu die Tempelschätze. Das erregte den Unwillen des Volkes. Große Massen umringten den gerade anwesenden Prokurator, klagten über Verletzung ihrer Rechte und stießen auch wohl Schmähungen gegen ihn aus. Pilatus hatte indessen schon seine Vorkehrungen zur Beruhigung des Volkes getroffen, freilich in seiner Weise: eine Schar Soldaten in jüdischer Tracht, unter dem Obergewand mit Knütteln bewaffnet, hatte sich auf seinen Befehl unter die Menge gemischt. Als nun die Versammelten der Aufforderung des Pilatus auseinanderzugehen nicht nachkamen, fielen die Soldaten über die wehrlose Menge her und mißhandelten Schuldige und Unschuldige der Art, daß viele teils infolge der Mißhandlungen, teils durch das furchtbare Gedränge umkamen. So wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Noch charakteristischer für Pilatus ist, was Philo aus einem Brief Agrippas berichtet. Wir haben gesehen, daß dem Landpfleger der Versuch, die Kaiserbilder in Jerusalem einzuführen, mißlungen war. Er suchte nach einem Ersatz. Nicht sowohl zu Ehren des Tiberius, als um das Volk zu kränken, ließ Pilatus in dem königlichen Palast des Herodes innerhalb der heiligen Stadt vergoldete Schilde aufhängen (wie man sie den Göttern zu widmen pflegte), auf welchen weder ein Bild war, noch sonst etwas, das nach dem Gesetz verboten ist, außer einer Aufschrift, welche die Namen enthielt sowohl dessen, der sie gewidmet hatte, als auch dessen, dem sie gewidmet waren. Als das bekannt wurde, nahmen sich auf Bitten des Volks die Söhne des Herodes und die Vornehmsten der Stadt der Sache an und baten Pilatus, diese Neuerung abzustellen. Pilatus, stolz, unbiegsam und nicht leicht zu erbitten, widersetzte sich hartnäckig diesem Ansinnen, wurde aber sehr beunruhigt, als man ihn hören ließ, daß man diese Bitte durch Gesandte vor den Kaiser bringen werde, wenn er nicht nachgäbe. Dieses letztere, heißt es nun in jenem Brief, brachte ihn um so mehr auf, weil er fürchtete, wenn die Gesandten wirklich abgeschickt würden, daß sie zugleich über sein sonstiges Betragen Beschwerde führen würden, nämlich über die durch Geld erkauften richterlichen Aussprüche, die schimpflichen Bedrückungen, Räubereien, Behandlung mit Schlägen und andere Beleidigungen, Hinrichtungen Unschuldiger und unzählige maßlose Grausamkeiten. Er wußte daher in seinem wütenden Zorne nicht, was thun. Die Schilde zu entfernen schien Schwäche, und er gab ihr um so weniger gern nach, als er damit den Juden einen Gefallen that; anderseits drohte die Beschwerde bei dem Kaiser. Als die Juden diese seine innere Stellung zu der Sache erkannten, schickten sie ein sehr maßvoll und demütig gehaltenes Bittschreiben an Tiberius und erreichten damit, was sie wollten: die Schilde wurden aus Jerusalem entfernt und im Augustustempel zu Cäsarea aufgehängt.

Pilatus blieb zwar Prokurator von Judäa; schließlich aber brach die Gefahr, die er schon bei jenem letzterwähnten Ereignis zu fürchten hatte, Anklage und Gericht, dennoch über ihn herein. Es war samaritanischer Volksglaube, daß Moses die heiligen Geräte im Berge Garizim vergraben habe. Nun erbot sich ein samaritanischer Prophet, seinen Volksgenossen diese heiligen Geräte zu zeigen, wenn sie sich mit ihm auf dem Berge Garizim versammeln wollten. Diese Ankündigung lockte eine große Menge Samaritaner in das am Fuße des Garizim liegende Dorf Tirathaba; von hier aus wollte man in festlichem Zuge den Garizim besteigen. Pilatus hatte jedoch die zum Garizim führenden Wege mit Soldaten besetzt. Diese griffen die Prozession an, machten viele Teilnehmer nieder, nahmen die übrigen gefangen, und auch von diesen ließ Pilatus noch die vornehmsten hinrichten. Die Samaritaner hatten jedoch keine aufrührerischen Gedanken bei ihrem Unternehmen gehabt; sie suchten daher ihr Recht bei dem Statthalter Syriens, Vitellius, und dieser fand ihre Beschwerde begründet. Er betraute einen seiner Freunde mit der Wahrnehmung der Geschäfte in Judäa und schickte den Pilatus nach Rom, damit er sich vor dem Kaiser gegen die von den Samaritanern und Juden erhobenen Anschuldigungen verantworte.

So weit reichen die Berichte des Philo und des Josephus über Pilatus. Sie dienen der neutestamentlichen Erzählung von seinem Verfahren mit dem Herrn Jesus Christus zur wirksamsten Illustration. Denn sie zeigen uns einen römischen Beamten, der den Haß und die Verachtung seiner Zeitgenossen gegen die Juden nicht nur teilte, sondern sich darin hervorthat, der aber dennoch durch sein böses Gewissen in den Händen derer war, die er so gründlich haßte und verachtete. Durch Erpressungen und Gewaltthaten aller Art, durch das Blut unschuldig Hingerichteter war seine Verwaltung befleckt; so mußte er kaiserliche Ungnade fürchten, wenn sie in Rom aufgedeckt würde. Dies war der Punkt, bei welchem die Juden ihn zu fassen vermochten, wenn sie etwas bei ihm durchsetzen wollten. Und wir haben gesehen, er fürchtete mit gutem Grunde. Schon die erste Appellation an den Kaiser nötigte ihn zur Zurücknahme seiner Maßregeln, die zweite stürzte ihn.

So ist sein Verhalten in dem Jesu gemachten Prozeß verständlich. — In der evangelischen Geschichte hören wir von Pilatus nur noch, daß er, um ein Stehlen des Leichnams Jesu zu verhindern, eine Wache für das Grab bewilligt; dann wird sein Name nicht mehr genannt. Daß er dem gefürchteten Geschick, dem er durch dies Todesurteil ausweichen wollte, dennoch nicht entging, sondern nicht lange nach diesen Ereignissen nach Rom vor das Gericht des Kaisers citiert wurde, ist schon erwähnt worden. Über den Verlauf der Untersuchung ist nichts bekannt. Über sein Ende berichten der Kirchenhistoriker Eusebius und andere, daß es durch Selbstmord geschehen sei.

Soweit die Geschichte. Die sagenhafte Ausschmückung und Umbildung derselben hat schon sehr früh begonnen; sie reicht bis in das II. Jahrhundert hinauf und bis in die Anfänge des Mittelalters hinab, und treibt dann auf deutschem Boden noch einen neuen eigenartigen Zweig.

Die älteren Formen der Sage lassen sich in folgende Darstellung zusammenfassen. Die Juden verklagen Jesum bei Pilatus, daß er, der Zimmermannssohn, sich anmaße, Gottes Sohn und König zu sein, den Sabbat bräche und das

Gesetz aufheben wolle; seine Heilungswunder müssen sie zwar zugestehen, führen sie aber auf Zauberei zurück und entnehmen daraus nur einen neuen Grund zur Anklage. Letzteren läßt Pilatus zwar nicht gelten, da er darin vielmehr Offenbarungen des Gottes Asklepios sieht. Die Anmaßung der Königswürde aber veranlaßt ihn, einem Diener den Auftrag zu erteilen, Jesum mit aller Freundlichkeit herbeizubringen. Der Diener findet den Herrn, wirft sich vor ihm nieder, richtet seinen Auftrag aus und breitet, als Jesus ihm folgt, vor dem Eingang in das Haus des Pilatus sein Gewand auf dem Boden aus, um ihn darüber hinweg in das Innere schreiten zu lassen. Die Juden beklagen sich darüber, der Diener aber weiß seine Huldigung durch Berufung auf die feierliche Begrüßung, die das Volk dem Herrn bei seinem Einzug in Jerusalem zu teil werden ließ, zu rechtfertigen. Aber als Jesus nun vollends eintritt, geschieht ein neues Wunder. Die Feldzeichen, welche die den Richtstuhl umgebenden Soldaten in den Händen haben, neigen sich vor ihm. Neuer Unwille der Juden. Aber die Träger der Feldzeichen erklären: „Wir sind Hellenen; warum sollten wir jenem derartige Ehren erweisen? Die Fahnen neigten sich in unseren Händen von selbst." Pilatus beschließt die Sache genauer zu untersuchen. Zwölf besonders starken, von den Anklägern selbst erwählten jüdischen Männern werden die Fahnen anvertraut. Aber auch jetzt verneigen sich die Feldzeichen vor dem von neuem hineingeführten Jesus. Pilatus, hierdurch und noch mehr durch die eben jetzt an ihn gelangende Botschaft seiner Gattin Prokla beängstigt, will die Verhandlung aufheben. Aber die Juden drängen mit ihren Klagen. Zwar gelingt es den Freunden Jesu, Klagen von geringerer Bedeutung, die sich auf die die Geburt des Heilandes begleitenden Ereignisse und den bethlehemitischen Kindermord beziehen, als nichtig zu erweisen; auch drängen sich viele von Jesu Geheilte herzu und bezeugen die Wunderthaten Jesu, so daß Pilatus, innerlichst erregt und ergriffen, sich scheltend an die Juden wendet und ihnen ihre Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter vorhält. Aber die Inanspruchnahme der Königswürde von seiten Jesu bleibt bestehen, und sie führt auch hier die Entscheidung herbei. „Willst du, daß dieser König sei und nicht der Cäsar?" fragen sie und weisen darauf hin, daß schon jene Weisen aus Morgenland ihm wie einem König gehuldigt haben. Da muß Pilatus nachgeben; er willigt in die Kreuzigung ein.

Der Bericht des mit der Kreuzigung betrauten Hauptmanns über Jesu Tod und die ihn begleitenden Zeichen erschüttert ihn und seine Gattin aufs tiefste; sie versagen sich Speise und Trank. Die Juden aber suchen ihn zu beruhigen mit der Erklärung, die Finsternis, die bei dem Tode Jesu eintrat, sei eine gewöhnliche Sonnenfinsternis gewesen. Da aber werden sie plötzlich selbst durch die Kunde von der Auferstehung Jesu erschüttert. Nicht nur die Krieger, die das Grab bewachten, verkünden sie; auch drei Männer, Priester und Leviten, die bald danach aus Galiläa in Jerusalem eintreffen, berichten, daß sie Jesum dort inmitten seiner Jünger gesehen. Ja endlich werden sogar zwei Männer gefunden, die man als längst verstorbene kannte; in feierlicher Sitzung des hohen Rates zu Protokoll vernommen, berichten sie von Jesu Erscheinen im Totenreich, wie er die Pforten des Hades zerstört und sich als Sieger über Tod und Teufel erwiesen habe. Gerüchte davon dringen auch zu Pilatus. Von neuem beunruhigt sucht er Hannas und Kaiphas im Tempel auf und beschwört sie mit den heiligsten Eiden, ihm die Wahrheit über Jesus mitzuteilen. Da können sie nicht anders; sie zeigen ihm in ihrem alten heiligen Buch, das sie aus dem Innersten des Tempels hervorholen, die Weissagungen von Christo und gestehen zu, daß sie sie in Jesu erfüllt sehen müssen, da seine Auferstehung unwiderleglich bewiesen sei. Pilatus nimmt das alles genau in seine Akten auf und schickt alsbald einen Bericht darüber an den Kaiser Tiberius. Er bedauert darin, daß er sich habe von den Juden zur Hinrichtung Jesu verleiten lassen, und warnt den Kaiser vor entgegengesetzt lautenden Lügenberichten. Aber dieser Brief wird für Pilatus verhängnisvoll. Denn Tiberius ersieht daraus, daß das furchtbare Erdbeben, welches vor kurzem die ganze Erde heimgesucht, durch die Hinrichtung Jesu von Pilatus herbeigeführt sei, und citiert ihn zur Verantwortung nach Rom. Pilatus erscheint und bekennt alles; seine einzige Entschuldigung ist Unwissenheit und Zwang durch das aufrührerische und unbotmäßige Judenvolk. Als er aber in seiner Rede den Namen Jesu nennt, stürzen plötzlich alle ringsum auf dem Kapitol aufgestellten Götterbilder herab und zerbröckeln zu Staub. Das vermehrt den Zorn des Kaisers. Zunächst beschließt er die Juden zu strafen und sendet dazu einen seiner Feldherren aus. Dann spricht er in feierlicher Senatssitzung über Pilatus das Todesurteil aus. Es soll alsbald vollzogen werden. Da betet Pilatus still bei sich zum Herrn um Vergebung und eine Stimme vom Himmel antwortet ihm: „Selig preisen werden dich alle Geschlechter auf Erden, weil unter deiner Herrschaft erfüllt wurde alles, was durch die Propheten von mir geredet ist. Du aber sollst mein Zeuge sein bei meiner Wiederkunft, wenn ich richten werde die zwölf Stämme Israels und die, die nicht meinen Namen bekannt haben." Das Beil trennt sein Haupt vom Rumpfe, aber ein Engel nimmt es auf. Als Prokla, sein Weib, die ihm bis zuletzt treu zur Seite gestanden, das sieht, wird sie von übermächtiger Freude ergriffen, gibt ihren Geist auf und wird begraben mit ihrem Manne.

Diese verhältnismäßig freundliche Betrachtung des Pilatus ist jedoch durch die, welche nicht den ihm angethanen Zwang, sondern seine Schuld betonte, verdrängt worden. Nach dieser gestaltet sich sein Geschick folgendermaßen. Der Kaiser Tiberius, so wird berichtet, wird von schwerer Krankheit gequält. Da hört er, in Jerusalem sei ein Arzt, dem keine Krankheit zu widerstehen vermöge. Sofort entsendet er einen Diener, Volusianus, an Pilatus mit dem Auftrage, jenen Arzt nach Rom zu schicken. Pilatus erschrickt heftig über diese Botschaft und erklärt dem Gesandten, Jesus sei ein arger Übelthäter und Aufrührer gewesen und daher von ihm gekreuzigt worden. Aber Volusianus trifft auf der Straße ein Weib Namens Veronika und erfährt von ihr den wahren Grund der Hinrichtung Jesu. Als er nun klagt, daß er seines Herrn Befehl nicht ausrichten könne, erzählt Veronika, sie habe sich einst ein Bild ihres Herrn und Meisters malen lassen wollen; mit dem dazu bestimmten Linnen habe sie Jesus auf der Straße getroffen und, als er die Bestimmung desselben erfahren, es von ihr gefordert und mit seinem Bilde geschmückt zurückgegeben. Die ehrfürchtige Betrachtung dieses Bildes heile von aller Krankheit. Volusianus will das Bild kaufen. Aber es ist Veronika nicht feil; sie erbietet sich jedoch, ihn nach Rom zu begleiten und es dem Kaiser zu zeigen. Das geschieht, und der Kaiser wird sofort geheilt. Da läßt er den Pilatus gefangen nehmen und nach Rom bringen. Aber als Pilatus vor ihm erscheint, ist plötzlich der Zorn des Kaisers verraucht, und zu seiner eigenen und aller Umstehenden Verwunderung begrüßt er ihn freundlich. Kaum aber hat ihn Pilatus verlassen, so ist der alte Grimm gegen ihn wieder da. Aber auch dem wiederholt Vorgeführten begegnet der Kaiser in derselben Weise. Endlich erfährt er, daß diese wunderbare Umstimmung durch den Rock Jesu, welchen Pilatus trage, bewirkt werde. Sobald Pilatus dieses Gewandes entkleidet ist, gewinnt Tiberius seinen Zorn wieder und verurteilt ihn zum Tode. Pilatus aber entzieht sich der Hinrichtung im Gefängnis durch Selbstmord. Doch damit hat sein trauriges Geschick sein Ende noch nicht erreicht. Mit einem großen Stein beschwert wird sein Leichnam in den Tiber versenkt. Aber böse Geister treiben im Flusse mit ihm ein furchtbares Spiel: schreckliche Ungewitter mit Blitz, Donner und Hagelschauern entladen sich über dem Strom. Grauen erfaßt die Römer; sie ziehen den Leichnam aus dem Fluß, schaffen ihn nach Vienna und versenken ihn dort in die Rhone. Denn Vienna, so heißt es in der Sage, bedeutet via gehennae, d. h. Weg zur Hölle. Aber auch im Rhonefluß erregt der unselige Körper denselben Aufruhr. Die Anwohner des Flusses transportieren daher den Leichnam nach der Schweiz, und dort, bei Lausanne,

versenkt man ihn in einen rings von hohen Bergen umgebenen Brunnen. Noch heute soll dieser nicht selten von teuflischem Spiel wild aufwallen.

Die älteste deutsche Dichtung über diesen Stoff stammt aus dem XII. Jahrhundert. An poetischem Wert sehr hochstehend, ist sie leider unvollständig und bricht mit der Übersiedelung des Pilatus nach Judäa ab. Indessen liegt das Eigentümliche der deutschen Pilatusdichtung doch gerade in diesem Teile, so daß eine Herbeiziehung der Pilatusepisode aus dem „Passional“ nur in geringem Maße nötig ist.

In der alten Stadt Mainz, so wird erzählt, regierte ein König Cyrus oder Tyrus. Ihm wurde von einem Nebenweibe, einer Müllerstochter Pyla, ein Sohn geboren. Sie wohnte noch bei ihrem Vater Atus in tiefer Waldeinsamkeit, woselbst sie der König fern von Mainz (nach einigen alten Prosaberichten bei Bamberg) jagend, kennen gelernt hatte. Großvater und Mutter bildeten aus ihren beiden Namen, Pyla und Atus, zusammen den Namen des Knaben: Pilatus. König Tyrus war ein weiser, der Sterne kundiger Mann. Er hatte aus genauer Beobachtung der Gestirne erkannt, daß dieser Knabe ein gewaltiger, weit berühmter Mann werden würde, und daher befohlen, daß er, wenn er entwöhnt wäre, an seinen Hof gebracht würde. Mutter und Großvater pflegten den Knaben treulich bis zu der Zeit, „da er begann, mit Füßen und mit Händen sich zu versuchen an den Wänden, an Bänken und an Stühlen.“ Da brachte ihn der Großvater zu Tyrus nach Mainz. Hier wurde er gut aufgenommen und mit dem etwa gleich alten Sohne der rechtmäßigen Gemahlin des Königs zusammen erzogen. Aber Pilatus war seinem Bruder an Schönheit, Kraft und Gewandtheit überlegen; dieser dagegen genoß als der rechtmäßige Sohn des Königs größere Ehre und größeres Ansehen. Das erregte den Neid und Mißmut des Pilatus; er erschlug seinen Bruder. Der Zorn und das Gerechtigkeitsgefühl der Hofleute drang bei dem schmerzerfüllten Könige auf den Tod des Pilatus. Tyrus aber faßte einen anderen Entschluß: „Ich will, sagte er, den Namen eines Vaters behalten; töte ich diesen und ist jener tot, so häufe ich Not auf Not. Höret einen anderen Rat! Julius Cäsar hat mir und allen anderen Fürsten entboten, daß sie dem römischen Reiche und ihm seien unterthan; des will er Geiseln von uns han ... Pilatus soll Geisel sein, so behalte ich das Kind mein und des Kaisers Hulde.“ So ward denn Pilatus nach Rom gebracht. An dem Hofe des Kaisers lebte damals, ebenfalls als Geisel, der Sohn des Königs von Frankreich, Paynus. Er stand hoch in der Gunst des Kaisers, aber Pilatus kam ihm darin bald gleich, und diese Nebenbuhlerschaft führte auch hier dazu, daß Pilatus seinen Gegner erschlug. Wieder schwebte nun über seinem Haupte ein Todesurteil, und die Rücksicht auf den beleidigten Frankenkönig schien es gebieterisch zu fordern. Dennoch beugten die Römer das Recht zu gunsten des Pilatus; denn — sie fürchteten sein Geschlecht und das deutsche Volk mehr als die Karlinger, die Franzosen. Um ihn jedoch unschädlich zu machen, sandte man ihn nach Pontus, einem fernen Lande, dessen Volk so wild und stark war, daß kein Kaiser es zu bezwingen vermochte. Es war eine Uriassendung. Aber Pilatus war den Pontiern gewachsen; ihr harter Nacken wurde gebeugt. „Er war hart wider hart; wo er zu große Stärke fand, mit Gaben er sie überwand“ und so gründlich, daß sein Augenwinken über Leben und Tod gebot. Daher sein Beiname Pontius. Die Kunde von seinen gewaltigen Thaten verbreitete sich bald in alle Lande und gelangte auch nach Judäa. Dort regierte Herodes, wie Pilatus ein Fremdling inmitten seines Volkes, aber nicht so glücklich wie er. Denn die Juden waren womöglich noch wilder und unbeugsamer als die Pontier. Es gelang ihm Pilatus zu bewegen, zu ihm nach Jerusalem zu kommen, um ihm die Juden gefügig zu machen. Pilatus kam, und wie zuvor die Pontier mußten jetzt die Juden seine starke Hand fühlen. Aber mit Herodes die Herrschaft zu teilen behagte ihm nicht. Seine Verwaltung hatte ihn reich gemacht, und sein Gold vermochte den Kaiser, Judäa ihm zu geben. Daher die erst durch die Sendung Christi an Herodes beigelegte Feindschaft zwischen diesem und Pilatus. — In der Darstellung der weiteren Geschicke des Pilatus schließt sich die deutsche Dichtung so eng an die lateinischen Quellen, nämlich an jenen Bericht von der Sendung des Volusianus, der Heilung des kranken Kaisers durch das Bild der Veronika, das Verhör und den Selbstmord des Pilatus und das grausige Spiel der höllischen Geister mit seinem Leichnam, daß ein Eingehen auf diesen zweiten Teil der Dichtung nicht mehr nötig ist. Nur das sei noch bemerkt, daß jener Brunnen inmitten hoher Berge, in welchem des Pilatus Leichnam endlich Ruhe fand, durch die Volksüberlieferung genauer bestimmt wird als der kleine See auf dem Berge, der jetzt den Namen des Pilatus trägt. Was den Anlaß dazu gegeben hat, ob die besondere Bedeutung, die im altheidnischen Volksglauben solchen hochgelegenen Seen beigelegt wurde, oder vielleicht nur eine Verstümmelung und falsche Deutung eines älteren Namens mons pileatus, d. h. der hutbedeckte Berg — er soll gewöhnlich eine hutartige Wolkenmasse tragen —, wird schwer zu entscheiden sein. — Wie aber ist es nun zu dieser merkwürdigen Umbildung des römischen Landpflegers von Judäa in einen mit wahrem Siegfriedstrotz ausgerüsteten deutschen Königssohn gekommen? Wohl mit Recht weist Mone darauf hin, daß dem einerseits die Thatsache zu Grunde liegt, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten zahlreiche deutsche Fürstensöhne als Geiseln nach Rom gesandt wurden. Sodann aber ist wahrscheinlich die erste Kunde von Christo und den wunderbaren Vorgängen unter der Prokuratur des Pilatus in Judäa durch jene zweiundzwanzigste römische Legion nach Deutschland, speziell an den Rhein und nach Mainz gelangt, welche zur Zeit der Zerstörung Jerusalems in Judäa stand und bald darnach an den Rhein versetzt wurde. Durch diese beiden Thatsachen war wohl im Volksbewußtsein jene Verbindung zwischen Mainz, Rom und Judäa geschlossen, welche in dem ersten Teil der Pilatussage ihren Ausdruck fand. Ist es doch auch nicht unwahrscheinlich, daß gerade Mainz der Entstehungsort jener Sage gewesen ist, da die Mundart der ältesten Pilatusdichtung auf den Rhein hinweist.

Militärische Charakterbilder II.

Der Bursche nach dem Herzen Windthorsts.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Fortsetzung.)

Auf meine Fragen eingehend, erzählte Maurus mir nun, daß er, als Knabe in der Ruine umherstreifend, diesen verborgenen Aufenthalt entdeckt, ihn immerdar geheim gehalten, und später mit Barteks Hilfe zu einer zeitweiligen Wohnung umgestaltet habe. Es sei früher offenbar die Schatzkammer des Schlosses gewesen, deren Mauern ganz besonders fest gefügt und außerdem von allen Seiten noch eingeschlossen worden waren, so daß sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten konnten. Auch ein nie versiegender Quell sprudelt in nächster Nähe, und nur die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln ist mit einigen Umständen verknüpft.

Ich hörte ihm aufmerksam zu, schmiegte mich fester in die Kissen des Lehnstuhles und war glücklich, neben ihm sitzen zu können, seine Stimme zu hören und sein liebes, dunkles Antlitz zu sehen. Als ich ihm aber Vorwürfe machte, daß er so viele Tage nicht gekommen, sich wieder in die Einsamkeit vergraben und, seinem Aussehen nach, bösen Gedanken nachgehangen habe, sprang er auf, ging im Zimmer auf und nieder und sagte:

„Erinnern Sie mich nicht an die Wirklichkeit, Doris, leide ich nicht schon genug, wenn Sie nicht da sind? Übrigens war ich den ganzen Tag draußen, habe mich möglichst müde gehetzt, und nur wenn meine Kräfte erlahmten, gönnte ich mir einige Stunden der Ruhe. Sie haben keine Ahnung, wie rastlos ich bin. Auch heute kehrte ich erst vor einer Stunde zurück, sah, daß oben eine Invasion stattgefunden hatte, und floh in meinen Bau, aus Furcht, Ihnen zu begegnen, Doris!"

„Aus Furcht?" fragte ich erstaunt. „Was habe ich Ihnen gethan, Maurus, daß Sie mich fürchten?"

„Was Sie mir gethan haben?" und er lachte plötzlich laut auf. — „Sie haben mir durch Ihr Mitleid erst so recht gezeigt, welch ein elender, jämmerlicher Mensch ich bin, Sie haben mir zum Bewußtsein gebracht, was ich besessen und was ich verloren, und nun kommen Sie hierher, in das Gemach meiner Schmerzen und Qualen, meiner Folterkammer; — bannen ihr schönes, lichtvolles Bild auch in diesen Raum, den einzigen, in dem ich ihm entfliehen konnte, und dann fragen Sie mich, weshalb ich Sie fürchte? — Ach, es ist einfach zum wahnsinnig werden."

Erschüttert, sprachlos, hatte ich seine Worte über mich dahinrollen lassen, nun erhob ich mich langsam, stützte mich auf die Kante des Tisches und wollte gehen, aber ich war doch noch schwächer als ich gedacht hatte, noch einmal sank ich zurück, preßte die Hände vor das Gesicht, und Thränen, heiße, brennende Thränen rannen zwischen den geschlossenen Fingern hervor. — Solches Leid hatte ich ihm nicht anthun wollen, ich, die ich mein Leben hingeben würde, um ihn zu beglücken, die nichts, nichts begehrt auf der Welt als ihm zu dienen, ihm gehören zu dürfen, die schmachtet nach einem Zeichen der Liebe von ihm, und nun verurteilt wurde als die Quelle aller seiner heißen Schmerzen. Alles was ich in den letzten Tagen an Leid und Sehnsucht niedergekämpft hatte, brach jetzt, da ich mich matt und angegriffen fühlte, mit einemmale hervor, ich zitterte vor Erregung, und schluchzend wie ein Kind, lehnte ich mein Haupt gegen die Lehne des Sessels.

Da fühlte ich, wie Maurus neben dem Stuhle niederkniete, meine Hände zu sich herabzog und dieselben mit glühenden Küssen bedeckte. „Doris", flüsterte er, „Doris, können Sie mir vergeben? Wie ein Engel sind Sie in meiner schwärzesten Stunde bei mir erschienen, wie kühlender Balsam ist Ihre warme Teilnahme auf die Wunden gefallen, welche die Vergangenheit geschlagen, und nun lohne ich Ihnen, dem einzigen Wesen, das mich ganz versteht, mit harten Worten! Kind, Kind, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!"

Das konnte ich nicht in diesem Augenblicke, denn der Hals war mir wie zugeschnürt, und ich brachte keinen Laut hervor, aber durch Thränen lächelnd sah ich zu ihm nieder, und sekundenlang tauchten unsere Blicke wieder ineinander, wie damals, als wir uns zum erstenmale sahen. Dann bat ich ihn, mir noch ein Glas Wein zu geben, und als ich es getrunken, goß er es zum zweitenmal voll, legte seine Lippen auf die Stelle, die mein Mund berührt, leerte es auf einen Zug und es gegen die Wand schleudernd, daß es in tausend Stücke zerschellte, sagte er: „Das habe ich auf Ihr Wohl getrunken, Doris, möchten Sie sehr, sehr glücklich werden, so glücklich, wie Sie in Ihrer Güte und Reinheit es verdienen, wenn ich auch nicht mehr da bin, dieses Glück zu schauen."

Fragend blickte ich ihn an, aber er wandte sich hastig ab, wie erschreckt über sein eignes Wort, und als ich mich nun endlich zum Weggang rüstete, meinte er traurig: „Ich weiß, daß ich Sie nicht länger zurückhalten darf, aber wollen Sie mir nicht wenigstens ein Andenken zurücklassen, etwas, das mich an Sie erinnert, wenn Sie fort sind, — einen Gegenstand, und sei er noch so klein, der mir beweist, daß Sie hier waren, und nicht ein Traum sein Spiel mit mir trieb? — Wollen Sie, Doris?"

Ich sah befangen an mir nieder, und den goldnen Reif gewahrend, der mir immer besonders wert gewesen, wollte ich ihn vom Finger ziehen, aber Maurus erhob abwehrend die Hand und sagte traurig: „Keinen Ring, etwas anderes, wenn es sein kann."

Einen Moment war ich ungewiß, was ich thun sollte, dann löste ich das blaue Band, das meinen Hals umschloß, und reichte es ihm hin.

„Dank", sagte er, „es soll mein Talisman sein!" und weiter nichts, aber oh, Dosia, wenn Du den Blick gesehen hättest, der diese wenigen Worte begleitete! Ich fühle ihn noch jetzt. Dann gingen wir schweigend die Stufen hinab, und an dem Haselnußstrauch nahm er Abschied von mir. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie hier verlasse", meinte er, „es ist besser so!" Noch ein Lebewohl, ein warmer Händedruck, ein langer, langer Blick, und die Pforte fiel hinter mir zu, ihn und mein Glück vor meinen Augen verbergend.

Draußen empfing mich die warme Sommerluft, Eichhörnchen huschten in den Bäumen auf und nieder, eine zierliche Eidechse lief quer über den Weg, und alles sah ruhig und friedlich aus wie vorher. Nur ich selbst war verwandelt, und noch immer wollte es mir scheinen, als erlebte ich ein Märchen, ein Märchen voll Wunder und Überraschungen, — und müßte endlich, endlich erwachen!

Bei der Gesellschaft hatte man mich glücklicherweise nicht vermißt; man begnügte sich damit, mich mit meiner einsamen Wanderung zu necken, aber die Erlebnisse der letzten Stunde ahnte niemand, und unbelästigt durfte ich mein süßes Geheimnis mit nach Hause nehmen. — — —

Den 8. September.

Ich war gerade damit beschäftigt, einen Brief an den Justizrat zu schreiben, als Rovna in höchster Erregung in mein Zimmer gestürzt kam, und zitternd und schluchzend mir um den Hals fiel.

„Denke dir, Doris", stammelte sie, „die Stiftsdame, diese schreckliche Person, hat nicht eher geruht, als bis sie unsere Verlobung herausspioniert hat; jetzt eben überraschte sie uns in der Kapelle, und ist nun voller Freude zu Tante Mohrstein geeilt, um ihr alles zu sagen. — Was soll ich thun?"

„Gar nichts", sagte ich ruhig, „ich habe Euch gewarnt, aber im Grunde genommen ist es ganz gleichgültig, auf welche Weise die Sache zur Sprache kommt, lange hätte die Heimlichkeit doch nicht mehr währen können, und es ist vielleicht am besten so, wie es ist."

„Aber du kennst die Tante nicht," sagte sie ängstlich, „sie ist schrecklich in ihrem Zorn; ruhig, aber voll Hohn und Verachtung. Ich weiß nicht, woher ich den Mut nehmen soll, ihr gegenüber zu treten."

Ich fragte nach Manfred.

„Oh, der geht unten im Gartensaal auf und nieder, bereit, ihrem Rufe Folge zu leisten und alles auf sich zu nehmen. Aber ich kenne sie besser; nicht ihn wird sie rufen lassen, sondern mich."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür, und Fräulein von Dollentin sagte draußen: „Verzeihung, Miß Allisson, ist Rovna bei Ihnen?“

Ich machte meinem Schützling ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten, steckte schnell einige Papiere zu mir, ging dann selbst hinaus und schloß die Thür hinter mir ab. Den Schlüssel steckte ich in die Tasche.

„Sie wünschen?“ fragte ich die Stiftsdame sehr höflich.

„Oh“, stammelte sie verlegen, und doch mit einem gewissen Ausdruck von Schadenfreude, „es ist nur, daß Ihre Tante Rovna zu sprechen wünscht. Sie soll sofort zu ihr kommen.“

„Ist sie denn nicht in ihrem Zimmer?“ meinte ich harmlos.

„Nein“, erwiderte sie, „das ist ja eben, sie ist plötzlich verschwunden, und ich glaubte sie bei Ihnen.“

„Leider erfreut sie mich selten mit ihrem Besuche“, sagte ich ruhig, — „vielleicht hat sie etwas bei der Stehle zu thun“, und fort schoß die Stiftsdame wie ein Pfeil, das Opfer ihrer Intriguen in dem entferntesten Teile des Hauses zu suchen.

Nun, da dieser Stein des Anstoßes entfernt war, faßte ich einen schnellen Entschluß und ging selbst hinab zu der gefürchteten Schloßfrau.

Ich fand sie in ihrem Wohnzimmer hastig auf und nieder schreitend, und der weiche Teppich, der den Schall ihrer Schritte dämpfte, ließ auch meinen Eintritt unbemerkt geschehen. So fand ich Zeit, sie einen Augenblick zu beobachten, und konnte nun Rovnas Angst verstehen. — Die alte Dame war bleich vor Zorn, ihre Lippen legten sich fest aufeinander, und als sie mich endlich gewahrte, zeigte mir ein leichtes Zusammenziehen der Brauen, daß ihr mein Anblick nicht erwünscht war.

„Verzeih“, sagte ich, „wenn ich dich störe, aber du verlangtest Rovna zu sprechen.“

„Nun“, unterbrach sie mich, „und warum kommt sie nicht selbst?“

„Weil ich sie soeben, ohne ihr Wissen, in mein Zimmer eingeschlossen habe.“

Einen Augenblick sah sie mich sprachlos an, dann glitt ein böses Lächeln um ihren Mund und sie sagte streng: „Ein schlechter Scherz, liebe Doris, — aber freilich, du konntest nicht wissen —“

„Doch“, erwiderte ich, „die eben stattgehabten Vorgänge sind mir bekannt; eben deshalb bin ich hier.“

„Wie, du könntest wagen —?“

„Das, was Fräulein von Dollentin dir in gehässiger Weise berichtet, der Wahrheit gemäß klar zu legen, — ja, das wage ich, selbst auf die Gefahr hin, dir, liebe Tante, beschwerlich zu fallen.“

Sie blieb vor mir stehen und schien nur mühsam ihren Zorn zu beherrschen. „Sie sind also wirklich verlobt?“ — sagte sie finster und erstaunt über meine Kühnheit.

„Ja, sie sind wirklich verlobt“, erwiderte ich ruhig, „und haben um ihrer Liebe willen schon soviel gelitten, daß sie es wohl verdienen, jetzt vereinigt zu werden.“

„Ha, Liebe!“ lachte sie, „eine Kinderthorheit, weiter nichts, ein Ärgernis, ein grober Mißbrauch meines Vertrauens! Das Dämchen glaubte sich hier ins warme Nest setzen zu können, und bethörte meinen armen, verblendeten Jungen, der natürlich viel zu ritterlich ist, um der Sache bei Zeiten ein Ende zu machen. Ich begreife jetzt auch, weshalb er andere Wünsche, die ich für ihn hegte, nicht erfüllen konnte, er hat mich auch da hintergangen. — Aber wie kommt es, daß du davon weißt, Doris?“ und sie sah mich scharf und mißtrauisch an.

„Ein Zufall war es, der eine Erklärung herbeiführte, und einmal gefragt, schenkte Manfred mir sein Vertrauen.“

„Ich wünschte, er hätte es nicht gethan“, meinte sie herb, „die Mitteilung scheint mir bedeutend verfrüht.“

„Weshalb?“ fragte ich. „Bei der wahrhaft schwesterlichen Zuneigung, die ich für ihn fühle —“

„Wäre es vielleicht möglich gewesen, derselben eine andere Färbung zu geben“, murmelte sie, „indessen, das ist nun zu spät — ich bin auch so zufrieden, — das Mädchen aber soll mir sofort aus dem Hause!“

„Ich hoffe, du überlegst dir das noch“, sagte ich sanft, „Rovna scheint mir ein gar liebes, reizendes Geschöpf zu sein, du selbst weißt, wie leistungsfähig sie ist, und wenn sie Manfred liebt —“

Aber sie unterbrach mich ungeduldig. „Ich begreife nicht, wie du den Mut haben kannst, sie zu verteidigen, liebes Kind“, sagte sie. „Sie hat unverantwortlich gehandelt und muß die Folgen ihres Leichtsinns und ihrer Hinterlist tragen; von einer Heirat kann niemals die Rede sein.“

„Auch nicht, wenn sie das nötige Vermögen besäße?“

Tante Mohrstein schüttelte ihr stolzes Haupt. „Ich weiß nicht, weshalb wir uns in Möglichkeiten ergehen sollen, die eigentlich doch nur Unmöglichkeiten sind“, sagte sie, „du selbst bist zu praktisch und klarsehend, um die Sachlage zu verkennen, und wenn deine Freundschaft für Rovna dich dazu fortreißt, für sie einzutreten, so kannst du ihr auch meinen Befehl überbringen, ihre Sachen zu packen. Sie reist morgen ab.“

„Dann begleite ich sie“, sagte ich ruhig und fest. „Die arme Kleine soll nicht hilflos und verlassen sein in diesem schweren Augenblick, und wenn sie deine Gesellschafterin nicht mehr sein darf, wird sie sich vielleicht entschließen, die meine zu werden.“

Mir war es mit der Abreise durchaus nicht Ernst, aber ich mußte diesen Trumpf ausspielen, um die Tante weicher zu stimmen und ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Das Mittel war denn auch gut gewählt. Sie wandte sich so jäh nach mir um, daß der schwarze Spitzenschleier herumflog, und ihre Hand, die sich auf einen Sessel stützte, zitterte leise.

„Wie, du — du wolltest wirklich?“ erwiderte sie, „du wolltest mir diesen Affront anthun, — Partei gegen mich nehmen in dieser unangenehmen Sache?“

„Nur ungern“, sagte ich herzlich, „nur um Rovna zu schützen. — Vielleicht gibt es aber ein anderes Mittel, das unsere Interessen vereinigt,“ und ich reichte ihr die Briefe des Justizrats hin. „Du wirst daraus sehen, liebe Tante,“ fügte ich hinzu, „daß ich mich schon geraume Zeit mit dem Wohle des jungen Paares beschäftige. Die Schenkungsurkunde liegt bei; sie bedarf nur der gerichtlichen Beglaubigung und Annahme von seiten Rovnas. Die Klausel, ihre Heirat mit einem Mohrstein betreffend, wirst du in diesem Falle wohl verstehen.“

Schweigend nahm sie die Blätter und las, aber schon nach einigen Minuten stieg eine feine Röte in ihre blassen Wangen, und mir über den Tisch die Hand hinreichend, sagte sie herzlich: „Das ist schön, das ist groß gedacht, Doris! Aber wird dein künftiger Gatte damit zufrieden sein?“

„Mein künftiger Gatte?“ fragte ich kühl. — „Was hat der mit meinen jetzigen Entschließungen zu thun? — Möglich, daß ich gar nicht heirate, aber selbst wenn ich es thäte, würde ich ihn weder zum Kurator meiner Vergangenheit, noch zu dem meines Vermögens ernennen; besonders dann nicht, wenn er das Gefühl nicht verstände, das mich in dieser Angelegenheit leitet.“

Sie sah, daß sie zu weit gegangen war, suchte einzulenken und ließ sich herab, die Sache eingehend mit mir zu besprechen Nach langem Kampfe gelang es mir denn auch, ihre Verzeihung. für die Schuldigen, sowie die Einwilligung zu der öffentlichen Verlobung zu erlangen, und als Lohn erbat ich mir die Erlaubnis, Rovna selbst herbeiholen zu dürfen. Ich fand die arme Kleine atemlos vor Erwartung, und selig, daß der Sturm glücklich vorübergezogen war. — Vertrauensvoll folgte sie mir hinab zur Tante, wo Manfred bereits unserer harrte, und die Szene, die nun folgte, spottet aller Beschreibung. Es war eine große Rührung, ein gegenseitiges Umarmen, Weinen und Lachen, alle Hausbewohner wurden herbeizitiert, und Manfred, der in einem wahren Freudenrausch lebte, ging sogar soweit, mir einen Kuß zu geben. Als ich dann aber allein war in meinem Zimmer, kam Rovna noch einmal zu mir herüber, und sich an mich schmiegend sagte sie leise:

Ecce homo. Gemalt von Guido Reni.
Nach dem im Verlage von Carl Gräf (Ernst Arnold's Kunstverlag) in Dresden erschienenen Stich von E. Mandel.

„Weißt du, Doris, es ist ja schrecklich viel Geld, und von einer andern möcht' ich es nicht nehmen, die Schuld würde mich bedrücken. Aber bei dir ist es ganz etwas anderes, ich habe nicht ein bißchen Angst, daß du uns das je könntest fühlen lassen. Nein, es erscheint mir wirklich ganz natürlich, und es ist ein so himmlisches Gefühl zu denken, daß ich es bin, die das Vermögen in die Ehe bringt, nicht Manfred, mein schöner, stolzer, geliebter Manfred! Oh, wie glücklich werden wir sein!" und mich umschlingend tanzte sie mit mir in der Stube herum.

Das war nun alles ganz schön, ich schwelgte in dem Bewußtsein, an meinen beiden Schützlingen meine Pflicht gethan zu haben, und freute mich ganz besonders über Fräulein von Dollentins bestürztes Gesicht und heuchlerischen Glückwunsch, als sie von der neuen Wendung der Dinge erfuhr. Trotz alledem war mein Herz aber voll von Unruhe und Sorge, und ich hatte nur den einen Gedanken: Ob er wohl kommen wird?

(Schluß folgt.)

Die Geschichte eines Worts.

Von Franz Delitzsch.

Ich will die Geschichte eines Worts erzählen, eines semitischen, eines jüdisch-christlichen, eines jerusalemischen, welches ursprünglich an einem der Thäler haftete, von welchen die alte heilige Stadt in West und Ost und Süd umgürtet ist, und welches losgelöst von seinem Mutterboden in die Sprache des Abendlandes eingewandert ist und da von alt und jung, vornehm und gering im Munde geführt wird, ohne daß man sich dessen bewußt ist, daß dieses Wort, welches man jetzt leichthin gebraucht, ursprünglich etwas Furchtbares bedeutete und furchtbare Erinnerungen wachrief, welche mit der Katastrophe Jerusalems in ursächlichem Zusammenhang stehen. Ich beginne damit, daß ich den Leser in Jerusalem an die Stelle hinführe, die dieses Wort zum Namen hatte, und wo der Schauplatz grausiger Handlungen war, welche diesem Wort seine furchtbare Bedeutung gegeben haben.

Wir gehen zur Stadt hinaus durch das Jaffathor. Die Jaffastraße aber, welche nordwestwärts nach jenem verhängnisvollen Walkerfelde führt, wo Jesaia mit dem Könige Ahas zusammentraf, lassen wir rechts liegen und wenden uns südwärts. Unser Weg führt da über eine mäßige, einer flachen Mulde gleiche Einsenkung. Es ist der Anfang eines Thales, welches von da sich um den Südwesten und Süden der Stadt windet: es heißt jetzt Wadi-er-Rabâb. An der Südwestecke des Zion schwenkt es nach Osten und fällt tiefer und tiefer abwärts. Das Ende, wo es in das Kidronthal einmündet, bezeichnet der Rogelbrunnen, wo Adonija, der Sohn Davids, sich zum Könige ausrufen ließ und wo der Legende nach während des Exils das nie verlöschen sollende Opferaltarfeuer geborgen war, bis Nehemia es wieder auffand. Dieser Brunnen, welcher jetzt den sinnlosen Namen Hiobsbrunnen führt, liegt dreihundert Fuß tiefer als die Mündung des einen Thales in das andere. Das untere Kidronthal, mit dem dort das Wadi-er-Rabâb zusammentrifft, heißt Wadi-en-Nâr, das Feuerthal. Ostwärts davon liegt, wie an die Bergwand angeklebt, das Dorf Siloah (Silwân). Von den Gärten unterhalb dieses Dorfes bis zu dem Rogelbrunnen erstreckt sich ein offener länglicher Platz, ungefähr fünfhundert Fuß breit, gleichfalls westwärts mit Gärten bedeckt, welche zum Teil auf Terrassen liegen und vom Siloah ihr Wasser beziehen. Diese Gärten bilden die Grenze der beiden Thäler: sie liegen teils im unteren Ende des Wadi-er-Rabâb, teils in dem da anfangenden Kidronthal.

Dieser freie Platz am Zusammenstoß der beiden Thäler war nach der glaubwürdigen Angabe des Hieronymus die Stelle, wo das abgöttische Treiben des vorexilischen Israel, welches in der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer die verdiente Strafe fand, seinen Höhepunkt erreichte. Das Wadi-er-Rabâb ist nämlich das Thal des Kindes oder: der Kinder Hinnom, d. h. wie der Name wahrscheinlich zu erklären ist: das Thal des Kindes oder der Kinder des **Wimmerns**, kurzweg genannt das Thal Hinnom (gehinnom) d. h. Thal des Gewimmers. Hier wurden in der Königszeit nach dem Vorgange des Königs Ahas (2. Kön. 16, 3) Kinder dem Moloch geopfert; man ließ sie, wie man sagte, durchs Feuer gehen, indem man so sich ihrer an den Moloch entäußerte, um seinen Zorn zu beschwichtigen. Wie König Ahas, so opferte auch König Manasse seinen eigenen Sohn (2. Kön. 21, 6). Die Opferstätte dort im Hinnomthale hieß die **Topheth**. Der fromme König Josia entweihte diesen Scheusalort, der für heilig galt, und verbot den mörderischen Kultus (2. Kön. 23, 10). Aber das Maß der Sünden Judas war voll und das Gericht unhintertreiblich. „Siehe es kommen Tage" — weissagt Jeremia (7, 32) — „da man nicht mehr sagen wird: Topheth und Thal Ben-Hinnom, sondern Thal des Würgens, man wird in Topheth Tote bestatten wegen Mangels an Raum, und die Leichname dieses Volkes sollen ein Fraß werden für die Vögel des Himmels und das Getier der Erde, ohne daß jemand sie wegscheucht."

Die kurze Namensform ge-hinnom (Jos. 15, 8. Neh. 11. 30) ist in der Sprache des nachexilischen Judentums der Name der Hölle oder der jenseitigen Stätte der Verdammten und ihrer Qualen geworden. Im babylonischen Talmud, Traktat Erubin 19a, sagt Rabbi Jirmeja, Sohn Elazars: „Die gehinnom, d. i. die Hölle, hat drei (oberweltliche) Pforten, eine in der Wüste, wo die Rotte Korah verschlungen ward, eine im Meer, wie Jona in seinem Psalm sagt: Aus dem Innern der Scheôl schrie ich um Hilfe, und eine in Jerusalem, wie geschrieben steht (Jes. 31, 9): Er (Jahve) hat sein Feuer in Zion und seinen Ofen in Jerusalem. Unter dem Feuer ist die Hölle, unter dem Ofen die Pforte der Hölle gemeint. „Eine andere Überlieferung sagt dort: „Im Ben-Hinnom-Thale stehen zwei Palmen, zwischen denen beständiger Rauch aufsteigt. Da ist die Pforte der Hölle." Und ein anderer beginnt dort: „Sieben Namen hat die gehinnom." Man sieht daraus, daß dies in der talmudischen Zeit der allgemeinste, allbekannte Name der Hölle, Gegensatz des gan-Eden oder des himmlischen Paradieses, war. Ein von Ad. Jellinek herausgegebener Traktat über die Hölle fragt: Warum heißt sie gehinnom? Antwort: weil der Hall ihres Geheuls (kol nahamâthâh) von einem Ende der Welt bis zum andern vernehmbar ist. Und anderwärts (Baba bathra 84a) wird gefragt: Die Sonne ist doch weiß, warum färbt die auf- und niedergehende sich rot? Antwort: weil sie aufgehend vor den Rosen des gan-Eden vorübergeht und untergehend die Pforten des Gehinnom passiert.

Dieser Name der Hölle findet sich noch nicht in den griechischen Apokryphen, wir haben aber für seine Gemeinüblichkeit in der Sprache des Judentums noch ein älteres Zeugnis als Targum, Midrasch und Talmud, nämlich die neutestamentlichen Schriften. In den drei ersten Evangelien und in dem Briefe des Jakobus heißt die Hölle geenna. Das ist die gräzisierte, d. i. griechisch gemodelte Form, und weil man in Palästina, wie der Talmud sagt, sursi d. i. syrisch sprach, so ist die Gräzisierung von dem targumischen gehinnam (mit a statt o) ausgegangen, wie auch im Koran der von Muhammed aus jüdischem Munde vernommene Name der Hölle gahannam (dschahannam) lautet.

Auch hier bestätigt sich beispielsweise eine Thatsache, welche niemand in Abrede stellen kann, der für die Geschichte offene Augen hat, dies nämlich, daß der weissagende Spruch Noahs: Gebenedeiet sei Jahve, der Gott Sems, womit Sem zum Träger und Mittler der wahren Religion gemacht wird, sich dadurch erfüllt hat, daß Israel das Volk des Gesetzes und der Prophetie geworden, weiterhin aber dadurch, daß die Religion Sems durch das Christentum, welches aus Israel hervorgegangen, eine welterobernde Macht geworden ist. Wir japhetische Germanen verdanken es der Religion, die von Sem durch Israel und durch das aus israelitischer Wurzel erwachsene Christentum ausgegangen ist, daß wir nicht mehr den stummen, toten Götzen dienen. Die christliche Kirche ist die handgreifliche Erfüllung des „Er (Japhet) wohne in Sems Hütten." Es ist zwar nicht national-jüdischer, sondern israelitisch-prophetischer, aber doch, auf den Quellpunkt gesehen, semitischer Geist, welcher seitdem die Kulturen der anderen Völkergruppen durchdringt. Auch unsere Sprache, die Sprache der christlichen Völker semitisiert, judaisiert oder wie einmal Hamann, der Magus des Nordens, sagt: „Man erkennt jeden wahrhaft christlichen Prediger, wie in der Passionswoche die Magd den Petrus, an der galiläischen Mundart."

In der lateinischen Übersetzung des Hieronymus, welche die Vulgata der abendländischen Kirche geworden und auch nach der Reformation innerhalb der katholischen Kirche geblieben ist, heißt die Hölle gehenna, wie z. B. wenn Jesus sagt: Es ist dir besser, daß dir eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib geworfen werde in gehennam (Matth. 5, 29). Aus der Vulgata ist dieser Name der Hölle in die romanischen Sprachen übergegangen, aber in keiner derselben (dem Portugiesischen, Spanischen, Italienischen) hat er eine solche Verbreitung und Fortentwickelung gefunden, wie im Französischen. Die altfranzösische Form lautet gehène und wurde später regelrecht zu gêne zusammengezogen.

Der Begriff der Hölle ging in diesem gêne in den Begriff höllischer Qual über, besonders der Qual durch die Folter. Er wurde auf Befehl des Richters gefoltert, heißt: il fut gêné par ordre du juge, und auf die Folter spannen, heißt: mettre à la gêne. Aber auch im allgemeinen bedeutet gênes Höllenmartern. So gebraucht findet sich das Wort bei Molière und Corneille, und auch bei Voltaire hat es diese starke Bedeutung noch nicht ganz verloren, wie wenn er in seinem Trauerspiel Mariamne diese sagen läßt: D'où vient, qu'on m'abandonne au trouble, qui me gêne, d. h. wie kommt es, daß man mich preisgibt der Unruhe, die mich peinigt?

Aber schon bei Voltaire verflacht sich der Begriff der Höllenpein zu dem der Belästigung und des Zwanges, wie wenn er in seinem Claude et Néron sagt: Charmante maison, point de géne, on y est comme chez soi, d. i.: Anmutig Haus, frei von Anstandszwang, man ist da wie daheim, wonach das Sprichwort sagt: Où il y a de la gêne, il n'y a pas de plaisir, d. h. wo man sich Zwang anthun muß, ist kein Vergnügen. Sogar einer, den das Schuhwerk drückt, sagt: Je suis à la gêne dans mes souliers.

In diesem abgeschwächten, verflachten Sinne ist das Hauptwort „Gêne" und das Zeitwort „genieren" (schenieren) in unsere Umgangssprache übergegangen. „In diese.. Zimmern" — sagt im dritten Buch von Goethes Wahrheit und Dichtung der im Goetheschen Hause

einquartierte Königsleutnant Graf Thorane — „in diesen Zimmern, deren vermaledeite Pekingtapeten ich geschont, habe ich mich geniert, meine Landkarten aufzunageln." Und in der Spaziergänger-Szene des Faust lehnt es der eine Schüler ab, mit dem andern einem Bürgermädchenpaar die Kur zu machen, er ziehe die Dienstmädchen vor: „Herr Bruder, nein, ich bin nicht gern geniert." Von etwas, das uns lästigen Zwang auferlegt, sagen wir: es ist genant, oder auch: es ist genierlich. Genieren Sie sich nicht, sagt ein freundlicher Wirt, thun Sie wie zu Hause. Niemand ist so ungebildet, daß er dieses im Deutschen eingebürgerte französische Wort nicht verstände. Es ist ein Bestandteil der Volkssprache geworden, allen Ständen gemeinsam.

Und dieses Wort ist von jerusalemischer Herkunft! Die Molochsopfer im Hinnomthale haben ihm sein Dasein gegeben. Von der Greuelstätte, wo unschuldige Kinder dem Moloch geschlachtet und verbrannt wurden, haben Synagoge und Urchristentum den Namen der Hölle gehinnom, gehinnam, geenna entnommen. Dann wurde es Name der Höllenpein und Folterbank, bis es sich schließlich so weit herabstimmte, daß alles, was uns zur Last fällt und unbequem ist, Gene, genant, genierend genannt wurde.

Es ist ein Charakterzug der Weltgeschichte und der Sprachengeschichte, welcher sich so in diesem einen Worte spiegelt. In der Weltgeschichte sehen wir die Intensität der schöpferischen Anfänge, wie der mosaischen und apostolischen Zeit, allmählich nachlassen und sich in das Geleis des Natürlichen und Gewöhnlichen verlieren, und in der Sprachengeschichte sehen wir das Feierliche allmählich sich abnutzen, das Bedeutungsvolle sich entleeren, das Tiefsinnige sich verwaschen. Denn diese Welt ist das Reich des Entstehens und Vergehens. Das Gesetz des Todes beherrscht auch die Sprache. Die Fülle der Begriffe welkt ab und das Wesen der Wörter verweset. Das Feuer der Hölle ist in dem Worte „Gene" erloschen, der Sinn, den wir mit dem Worte verbinden, ist nur die Schlacke des ursprünglichen.

Am Familientisch.

Ecce homo von Guido Reni.

(Zu dem Bilde auf S. 428 u. 429.)

Keinem von den italienischen Malern der nachraffaelischen Epoche ist der Kunstgeschmack unserer Tage so treu geblieben, wie dem Bologneser Guido Reni (1575—1642). Mehr als irgend ein anderer Meister jenes Zeitraums ist er mit Raffael zu vergleichen, weil es ihm gelang, in einigen seiner vollendetsten Schöpfungen zur höchsten und reinsten Schönheit emporzusteigen. Auch darin liegt für beide ein Berührungspunkt, daß sich Reni schon bei Lebzeiten einer großen Popularität erfreute, und daß bei der Nachricht von seinem Tode ganz Bologna von einer unbeschreiblichen Aufregung ergriffen wurde, ebenso wie Raffaels Tod Rom in tiefe Trauer versetzte. Renis große historische und mythologische Kompositionen haben den Wandlungen des Geschmacks weniger standgehalten, obwohl auch jetzt noch sein Freskogemälde im Palazzo Rospigliosi, Aurora vor dem Wagen des Sonnengottes, mit Recht als eine der glänzendsten malerischen Leistungen des siebzehnten Jahrhunderts geschätzt wird. Aber seine Halbfiguren und Köpfe des dornengekrönten Erlösers sprechen noch heute mit ebenso ergreifender Gewalt zu uns, wie sie auf die Zeitgenossen des Meisters wirkten, weil sie von jener echten und wahren Empfindung durchdrungen sind, welche, unabhängig von Zeit und Ort, stets ein Echo im menschlichen Herzen finden wird. Unter den zahlreichen, von Guido Reni herrührenden Darstellungen des leidenden Heilands, welche man in der Kunstgeschichte nach den Worten des Pilatus im Johannesevangelium: „Sehet, welch ein Mensch!" und nach der lateinischen Übersetzung der Vulgata kurzweg als Ecce homo bezeichnet, befinden sich die schönsten Exemplare in den Galerieen zu Dresden, Wien, Paris und London. Dresden und Wien besitzen sogar je zwei Exemplare: Das eine die Halbfigur und das andere nur das edle Haupt des Erlösers darstellend, und von diesen ist der Dresdener Christuskopf durch unzählige Reproduktionen am populärsten geworden. Unter ihnen nimmt der meisterhafte Stich von Eduard Mandel die erste Stelle ein, und deshalb haben wir ihn mit freundlicher Genehmigung der um die Popularisierung der Dresdener Kunstschätze sehr verdienten Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden unserer Wiedergabe dieses vollkommensten Idealbildes des teuren „Hauptes voll Blut und Wunden" zu Grunde gelegt. Wie es Raffael gelungen ist, in der Sixtinischen Madonna die edelste Verkörperung der Gottesmutter zu schaffen, so ist Guido Reni in einer begnadeten Stunde die erhabenste Inspiration zu einem Passionsgemälde zuteil geworden, in welchem das tiefste seelische und körperliche Leiden neben göttlicher Hoheit zum Ausdruck kommt. Beide Schöpfungen der Kunst haben in Eduard Mandel einen geistesverwandten Dolmetsch gefunden. Von dem einen Stiche wie von dem andern kann man sagen: Zwei Kunstwerke in einem.

Adolf Rosenberg.

Am Ostermontag. (S. 421.)

Es ist Ostermontag. Hat der Ostersonntag dem Ernste des Festes Rechnung getragen, so kommen nun Tanz und Spiel zu ihrem Recht. Soeben rücken die Musikanten ins Dorf, ein hocherfreulicher Anblick für die Dorfschönen, die ihrer längst unruhig harrten, und bald werden im Wirtshaus, das bereits die Fahne herausgesteckt hat, die lustigsten Weisen erklingen. Die Stimmung solch eines Festtages ist auf unserm Bilde vortrefflich wiedergegeben.

Haus- und landwirtschaftliche Fortschritte.

Der Beifall, den im vorigen Sommer unsere kleinen Mitteilungen über praktische Gartengeräte fanden, veranlaßt uns beim Herannahen der schönen Jahreszeit wiederum auf einige neu auf den Markt gekommene, wirklich praktische Artikel aus dem gleichen Gebiet aufmerksam zu machen. Hierher gehören in erster Linie die schwedischen Stahlrechen, in deren Konstruktion auf die glücklichste Weise die wichtigsten der an eine brauchbare Harke zu stellenden Anforderungen: Leichtigkeit und Haltbarkeit vereint sind. Thatsächlich liefern sie bei der Heuernte einen größeren Ertrag als die Holzrechen, da sie das Heu gründlicher aufsammeln, während sie zugleich nach dem Urteil unserer Gartenkünstler die Rasenflächen bedeutend mehr schonen, als jene. Das Material ist äußerst zähe, ein Brechen der Zinken ist fast absolut ausgeschlossen und ebenso das leidige Lockerwerden derselben; — besonders praktisch aber erscheint uns die einfach und sicher funktionierende Vorrichtung zur Befestigung der Holzstiele in den Rechen. Der Preis stellt sich nicht höher als derjenige gewöhnlicher Holzharken, er differiert je nach der Zinkenzahl (8—16) zwischen 1,25 bis 1,60 Mark pro Stück, und sind die Rechen, wie die nachstehend erwähnten Geräte, aus dem Geschäft von Emil Augstin, Berlin, Potsdamerstraße 1 zu beziehen. Außer sehr empfehlenswerten, von den Gärtnern Berlins als besonders brauchbar anerkannten, sogenannten doppelseitigen Gartenharken (Preis: 2,50 Mark), deren Konstruktion aus der Skizze ersichtlich ist, sahen wir dort ferner eine neue Unkrautschaufel zum Preise von 3 Mark, die nach verschiedenen Richtungen hin als Fortschritt den bisherigen Konstruktionen gegenüber erscheint. Abgesehen von der dreieckigen Form der Schneide, durch welche eine leichtere Einführung des Geräts zwischen den Pflanzen und Gemüsereihen, wie ein gründlicheres Ausstechen der Wegekanten und Ecken gewährleistet ist, verdient die Verstellbarkeit der Schaufel besonders hervorgehoben zu werden, weil sie sich dadurch der Größe der arbeitenden Person anpassen läßt. Gerade bei Gartenarbeiten, zu denen häufig abwechselnd Männer, Frauen und Kinder herangezogen werden, fällt dieser Umstand recht wesentlich ins Gewicht. H. H.

Stahlrechen.

Gartenharke.

Unkrautschaufel.

Gesundheitsrat.

Dr. B. in C. Gibt es eine empfehlenswerte (also auch nicht allzu unbequeme) Vorrichtung, durch welche Kinder genötigt werden, sich dauernd gerade zu halten?

Es gehört zur Signatur unserer Zeit, für alles und jedes „Vorrichtungen" zu haben, anzuwenden und wo es noch keine gibt, solche zu verlangen. Die beste und schließlich einzige wirklich probate Vorrichtung zur dauernden Geradehaltung trägt der Mensch als Geschenk seines Schöpfers in sich selber, in seinen Muskeln und Knochen. Sorgen Sie durch gute Nahrung und naturgemäße Lebensweise dafür, daß diese „Vorrichtung" in kräftigem Zustande bleibt und gehörig funktionieren kann. Alle Geradehalter, Rückenstützen &c., soweit sie stellvertretend für die Natur eintreten sollen, sind ein elender und hoffnungsloser Behelf, der selten nützt und häufig noch direkt schadet durch die gedankenlose Anwendungsart. Solche „Vorrichtungen" sind berechnet und können wie alles, was Maschine heißt, nur berechnet sein für ganz bestimmte in kleinen Grenzen schwankende Gestaltfehler. Sie glauben gar nicht, wie schwer der menschliche Körper, vor allem der Rumpf, um den es sich hier handelt, zwecks der Haltung und Geraderichtung sich fassen läßt; und könnte man es, so wäre der Gewinn nichts als eine Täuschung — man sähe das Unvermögen des Kindes, sich gerade zu halten, nicht, so lange es den Apparat trüge; die körperliche Schwäche aber, der Grund der schlechten Haltung würde sofort wieder hervortreten, sobald der Apparat außer Thätigkeit gesetzt würde. Was not thut, das ist eine physische Erziehung des Körpers, die zielbewußt auf seine Kräftigung hinarbeitet. Die jetzige Art der Jugenderziehung berücksichtigt viel zu ausschließlich den Geist und übersieht es vielfach, das Instrument, den Träger desselben, den Körper gebührend zu würdigen, kein Wunder, daß schwächlich von der Natur Ausgestattete den gestellten Anforderungen nicht gewachsen sind. Es ist deshalb mehr noch als zu geschehen pflegt, auf Gymnastik und Turnen (aber mehr als „zwei Stunden wöchentlich"), auf die Kinderspiele oder auf die herrlichen englischen Schulspiele (vergl. Dr. Clasen, Bewegungsspiele im Freien, Stuttgart) ein verstärktes Gewicht zu legen. Ist der Körper von innen heraus gekräftigt, so kommt mit der Fähigkeit des Geradesitzens die Übung desselben von selber.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von R. Blumel.

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Sternarithmogriph.

Ersetzt man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:
I Eine Frucht, II ein Fluß in Deutschland, III ein Baum, IV ein Vorname, V ein hervorragender Geschichtsforscher, VI eine Frucht, VII eine Hülsenfrucht, VIII ein Gespinnst, IX eine Blume.
Die Anfangsbuchstaben der 9 Wörter ergeben den Namen eines christlichen Festes.

2.

Mit i ein Prophet, ohne i eine der Hauptpersonen in einer Oper von Richard Wagner. — Mit i ein Kleidungsstück, ohne i ein asiatisches Volk. — Mit i ein kleiner Vierfüßler, ohne i eine preußische Festung.

Bilderrätsel.

3. Rätsel.

Verkürzest du einen Dichter um den Kopf,
So kannst den Rest du thun in einen Topf.
Gerätst du aber drauf, bist du ein Tropf! B.

4. Rösselsprung.

		ges	te	in=	und		
		ein	nah	er=	al=		
		neu	ni=	fern	der		
en	ist	bild	gof=	lüf=	got=	das	o=
des	er	ward	die	lings	jung	der	tes
es	im	früh=	te	sen	sprengt	dem	wird
euch	tag	euch	of=	grüß=	o=	des	wehn
sollt	was	te	ster=	all'	fen=	freu=	der
ist	der	war	bart	wacht	das	im	hei=
dürr	**Ihr**	da	ü=	grünt	les	auf	en

5. Dreisilbige Scharade.

Kommen die ersten gegangen,
Wird mir so wohl und so weh.
Seele, was ist dein Verlangen?
Blicke hinauf in die Höh'!
Hier in dem Staube der Erden
Findest du Frieden ja nicht,
Droben sollst selig du werden,
Droben im himmlischen Licht.

Wird mir die dritte bereitet
In meiner Hütte, es sei
Von einer Schwester begleitet
Immer die Liebe dabei!
Ach, wo die Liebe nicht waltet,
Welch' ein unseliges Haus,
Ach, wo das Herz ist erkaltet,
Fliehet die Freude hinaus.

Hat mich zum Ganzen geladen
Freundlich der gütige Wirt,
Um mir zu heilen den Schaden,
Sprech' ich: „Der Herr ist mein Hirt!"
Schütte, was mir auf dem Herzen
Liegt, voll Vertrauen heraus,
Lasse da all meine Schmerzen,
Gehe beseligt nach Haus. B.

6. Dreisilbige Scharade.

Die ersten sind ein streng' Gebot,
Vom Arzte häufig vorgeschrieben.
Doch ungestraft, wenn auch aus Not,
Von keinem je zu lang betrieben.
Unschätzbar ist der dritten Wert,
Wird sie auch häufig nicht verstanden;
Gleichmäßig arm und reich beschert,
Genießt man sie in allen Landen.
Niemals gefesselt, selten frei,
Durch deinen Wunsch nicht aufzuhalten,
Zieht sie an deinem Blick vorbei
In immer wechselnden Gestalten.

Das Ganze.

Wie Veilchenduft und Lenzeswehen
Kommt's über mich, gedenk' ich Dein,
Ich seh' die Erde neu erstehen,
Es liegt die Welt im Sonnenschein.
Und leise ziehet stiller Friede,
Nach all' der lauten wilden Lust,
Nun mit der Glocken heil'gem Liede
Verheißungsreich in meine Brust.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösung des Bilderrätsels in No. 26.

Dreschflegel machen am meisten Lärm, wenn das Korn gedroschen ist.

Inhalt: Ostern. Gedicht von R. Beutner. — Souverän. Roman von A. v. d. Elbe. — Pontius Pilatus in Geschichte und Sage. Von Martin Wagner. — Militärische Charakterbilder II. Der Bursche nach dem Herzen Windthorsts. — Die Mohre von Mohrstein. Fortsetzung. Erzählung von Germanis. — Die Geschichte eines Wortes. Von Franz Delitzsch. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Ecce homo! Von Guido Reni. — Ostermontag. Von Friedrich Kallmorgen. — Hauswirtschaftliche Umschau. Mit drei Illustrationen. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen Freimarken gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. April 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 28.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Kurt von Zscheplitz führte das reizende Fräulein von Bünau, das junge Paar lachte und scherzte verstohlen miteinander. „Mir scheint, als dürfe man heute nicht so vergnügt sein wie sonst", flüsterte Rosa hinter dem Fächer ihrem Begleiter zu. Breitet der Ernst der kirchlichen Feier sich über den Tag aus, oder ist es dieser allmächtige Mann, der seinen großen Schatten über die Sonne wirft?"

„Mir scheint die Sonne heller denn je, wenn ich des Glückes teilhaftig werde, in Ihre schönen Augen zu schauen!" entgegnete der Kammerjunker mit einem zärtlichen Blick.

„Pfui, wie süßlich, Zscheplitz, lassen Sie doch die dummen Komplimente!" lachte das Mädchen leise.

„Sie halten mich immer so kurz, Holdseligste, ich glaube, Storke und Luja dürfen sich mehr herausnehmen."

Rosa wandte das Gesicht ein wenig ab. „Graf Luja", flüsterte sie, „ist viel zu würdevoll, um mir armem Dinge Schmeicheleien zu sagen."

„Und der Oberstallmeister?"

„Sie sind ja impertinent, Herr Kammerjunker, ich glaube gar, Sie stellen ein Verhör an?"

„Bitte tausendmal um Verzeihung! Und aus Gnade, aus reiner Gnade, gönnen Sie mir diesen Abend das erste Menuett!"

„Das erste — nehmen Sie den zweiten Tanz, das erste habe ich Herrn von Storke zugesagt."

„Dachte ich es doch! Sie haben auch mit ihm Federball geschlagen."

„Graf Luja ist öfter eingetreten; Sie waren ja mit Jakobine von Wolfhart engagiert."

Daniel von Storke hatte versäumt, einer Dame zum Rückwege ins Schloß die Hand zu reichen; zerstreut, in sich gekehrt, war er fast der Letzte in dem glänzenden Zuge der Gäste. Mechanisch folgte er den übrigen in die Gesellschaftsräume und fuhr auf, als der Hofmarschall ihn ersuchte, zum Menuett anzutreten.

Wie hatte er das vergessen können, er war ja mit ihr, der holden Rosa engagiert! Eilig lief er durch den Saal sie zu suchen. Da stand sie wieder neben Zscheplitz, aber sie sah nach ihm aus.

Sie traten an, der Tanz begann, er konnte nicht Herr seiner Gedanken werden. Was mochte der Minister von ihm wollen, was konnte er Kursachsen leisten, worauf ein so hoher Lohn stand und obendrein ein Lohn, den doch nur sein Herr, der Herzog von Sachsen-Weißenfels, vergeben konnte. Wäre doch die Stunde erst da, die ihn vor den Gewaltigen rief! Wie sollte er dieses Festes Länge überdauern?

„Bitte, Herr von Storke, wir sind an der Tour", flüsterte Rosa. „Aber wie zerstreut Sie sind! Sie haben nur genickt, wenn ich etwas sagte, und verzehren den Kronleuchter mit Ihren Blicken."

„Es gibt allerdings ein schöneres Ziel", entgegnete er, sie mit seinen dunkeln Augen anflammend.

So gern Storke sonst sich auf dem Parkett bewegte, so sehr seine körperliche Gewandtheit, seine heißblütige Lebhaftigkeit ihn befähigten, Mittelpunkt der Geselligkeit zu sein, so wenig war er heute dazu aufgelegt. Nach dem Menuett mit Rosa zog er sich an einen der Spieltische zurück, verlor, erkannte, daß er nicht im stande sei, an etwas anderes zu denken, als an die bevorstehende Unterredung, und entfernte sich, da er dienstlich nicht gehalten wurde, aus der Gesellschaft.

Er durchwanderte die weiten Gänge des Schlosses, in denen geschäftige Lakaien hin und her liefen, um die letzten Vorbereitungen für das Souper zu treffen. Mit schnellen Schritten verließ er das Schloß, er wollte nicht mit tafeln,

kein Glas Wein sollte über seine Lippen kommen, wirbelte sein Blut doch jetzt schon durch die Adern. Er betrat den Park. Völlig ruhig, zusammengefaßt und kühl wollte er zu dem Rendezvous gehen, wollte unbeirrt durch Erregung das Anerbieten des Gewaltigen anhören, prüfen. — Wenn er doch die Wünsche des Ministers zu erfüllen vermöchte!

Ohne Vermögen, ohne Aussichten, mit nichts als seinem adeligen Namen und seinem Degen, wie sollte er sich jemals eine selbständige Lebensstellung erringen? Einen glühenden Wunsch seines Herzens erfüllen? Hier bot sich die Möglichkeit. Aber war es wirklich eine solche? War es nicht eine Seifenblase, die zerrann, wenn er zufaßte? Pochenden Herzens schritt er in den dämmerigen Alleen auf und ab. Geduld, nur noch wenige Stunden, und er holte sich die Entscheidung.

Drittes Kapitel.

Heute war es der Minister, welcher aller Etikette entgegen den Aufbruch der Gesellschaft veranlaßte. Es wäre Sache des Herzogs gewesen, sich mit seiner Gemahlin zurückzuziehen und somit seine Gäste zu entlassen, aber dieser allgewaltige Graf band sich an keine Regeln der höfischen Form; er sagte der Herzogin, an deren Seite er beim Souper saß, da er morgen in aller Frühe abzureisen denke, bitte er sie, ihm zu gestatten, daß er seine Gemächer aufsuche und gleich hier sich ganz ergebenst ihrer Gnade empfehle.

Der Herzog, welcher schweigsam und mit gerunzelter Stirn an der anderen Seite des Ehrengastes saß, wurde von dem plötzlichen Aufbruche fast überrascht; man machte gute Miene, und das fürstliche Paar entfernte sich, gleichzeitig mit dem großartig davon schreitenden kurfürstlichen Vertreter, durch eine andere Thür.

Geleitet von Kammerherren und Pagen, welche Wachslichter trugen, führte der Herzog seine Gemahlin bis an den Eingang zu ihren Gemächern.

Im Durchschreiten der Korridore flüsterte sie ihm zu: „Ich muß wissen, was zwischen Euch vorgefallen ist, ich vergehe vor Angst!“

Nur flüchtig konnte er erwidern: „Komm zu mir herunter, da sind wir am sichersten.“

Von einer dienstthuenden Kammerfrau empfangen, betrat die Herzogin ihr Vorzimmer, das mit großen Spiegeln, hohen Schränken und eleganten Ruhesitzen ausgestattet, als Garderobe diente. Sie durcheilte dasselbe, hielt sich auch in ihrem prächtigen Schlafzimmer nicht auf, sondern ging, nur einen Augenblick zwischen zwei offenen Thüren zögernd, in eines der Seitengemächer. Es war die Kinderstube, in welcher der Täufling unter Obhut seiner Amme und einer ältlichen Wärterin schlummerte. Die zärtliche Mutter schlug den Spitzenvorhang auseinander, der die vergoldete Wiege einhüllte, und weidete sich an dem Anblick des friedlich ruhenden Kindes. Die Wärterin und die Amme standen zur Seite, einige Fragen nach dem Befinden Georgs wurden zufriedenstellend beantwortet.

Mit einem Atemzuge der Erleichterung durcheilte die Herzogin wieder ihr Schlafgemach, um das auf der anderen Seite gelegene Zimmer ihres ältesten Knaben zu betreten. Hier kam ihr mit einer tiefen Verbeugung die Bonne des Kleinen, Mademoiselle Bernard entgegen, die Wärterin war im Nebenzimmer zur Ruhe gegangen; es genügte auch den Wünschen der Herrin, bei ihrer Rückkehr aus der Gesellschaft die Bernard, welche mit dem Kinde in demselben Zimmer schlief, wach zu finden.

„Ist mein süßer August wohl?“ fragte sie die Französin.

„Son Altesse waren den ganzen Tag zufrieden und vergnügt.“

Ein zärtlicher Blick auf den rosigen Liebling, dann nickte die hohe Frau erleichtert dem jungen Mädchen zu: „Sie können zu Bett gehen“, und verschwand in ihrem Schlafzimmer; die Thüren zu den beiden Kinderstuben blieben Tag und Nacht offen.

Die Herzogin überließ sich nun den Händen ihrer Kammerfrau. Die kirschfarbene Damastrobe, welche vorn den weißen Brokat hervorsehen ließ, wurde samt dem steifen Korset mit seiner Fülle von Spitzen um Brust und Ellbogen abgelegt, und eine weite Kontusche über die zierliche Gestalt der Fürstin geworfen. Die geschickten Hände der Zofe entfernten Blumen, Federn und Schmuck aus der künstlichen Frisur, bürsteten den Puder heraus und hefteten ein Spitzenhäubchen auf den blonden Scheitel der jugendlichen Frau. Dann wurde die hilfreiche Dienerin entlassen.

Als sie sich allein sah, seufzte Herzogin Friederike aus erleichtertem Herzen tief auf. Aber nur einen Augenblick gönnte sie sich ein Gehenlassen; wie konnte sie sich leichten Herzens fühlen, bevor sie wußte, was jener Gefährliche mit ihrem Gemahl verhandelt hatte! Die tiefe Erregung des Herzogs war ja unverkennbar gewesen.

Sie nahm einen der silbernen Leuchter mit brennender Wachskerze von ihrem Toilettentisch und kehrte in das Vorzimmer zurück, wo, bei einem leichten Druck ihrer Hand, einer der großen Spiegel sich wie eine Thür in den Angeln drehte und den Eingang zu einer teppichbelegten Wendeltreppe öffnete, auf der sie in das Schlafgemach ihres Gatten gelangte.

Der Herzog schritt, sie erwartend, unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Er kam ihr sogleich entgegen und schloß sie zärtlich in seine Arme.

„Endlich bist du da, Friederike“, sagte er, indem er sie küßte, „wie brenne ich darauf, mich gegen dich auszusprechen!“

„Und wie sehr verlangt mich danach, alles zu hören“, entgegnete sie mit einem innigen Aufschlag ihrer schönen blauen Augen.

Die Herzogin war zwanzig Jahre jünger als ihr Gemahl und noch eine sehr anmutige Frau. Er führte sie ritterlich und herzlich, einen Arm um ihre Schultern gelegt, zu einem Ruhesitz und ließ sich ihr gegenüber in einem Armstuhl nieder.

„Nun, Adolf?“ fragte sie gespannt.

Er wiederholte, so genau er konnte, mit einzelnen zornigen Ausrufen untermischt, die Unterredung, welche er nach dem Diner im gelben Konferenzzimmer mit dem Minister gehabt hatte. Friederike hörte mit gefalteten Händen und leisem Erbeben seinen Bericht an.

„Daß Brühl die natürlichen und lange gehegten Wünsche seiner Regierung teilt“, fuhr er eifrig fort, „verdenke ich ihm keinen Augenblick. Die Parzellierung Sachsens von anno 1656 war, wenn auch vielfach Hausgebrauch bei den Wettinern, politisch unverantwortlich. In dieser Zeit, wo alle Staaten bestrebt sind sich zu konsolidieren, zu arrondieren, wo die Kurfürsten von Sachsen Ungeheures an Truppen und Geld, sogar ihre Religion daran gegeben haben, um die Krone Polens zu erlangen, ist ihnen dies Fleckchen ihres Erblandes, auf dem sie nicht souverän sind, ein Dorn im Fleische. Daß also der herrschende Minister diesen Mißstand empfindet, ist nichts Unerhörtes, wohl aber ist die Unverschämtheit, die Frechheit, mit der er mir, einem Manne, den er als solchen kennt, das Ansinnen stellt, mein gutes angeborenes Recht der Großmannssucht seiner Politik zu opfern. Es ist eine Überhebung von diesem Parvenü, die nicht züchtigen zu dürfen, zu können, mich den ganzen Nachmittag auf das Äußerste gemartert hat!“

Bebend vor Zorn sprang der Herzog bei diesen Worten empor und durchmaß mit großen Schritten das Gemach.

Friederike trat zu ihrem Gatten heran, sie schlang ihre Arme um ihn, barg den Kopf an seiner stark arbeitenden Brust und flüsterte: „Wüßte Brühl nicht, wie sehr wir in seiner Hand sind, würde er dies nicht wagen. O welch eine Souveränität, die mit solcher Angst, mit solcher Abhängigkeit bezahlt wird!“

„Er kann nichts gegen uns unternehmen, darüber sei ruhig. August ist ein lässiger Regent, aber ein rechtschaffener Mann.“

Der Herzog faßte sich wieder, er führte Friederike zu ihrem Platz zurück und setzte sich gleichfalls.

„Vor einer Gewaltthat würde ich mich weniger ängstigen“, sagte die junge Frau, indem ihr ein Schauder über den Körper lief, „als vor den schleichenden Mitteln der Gewissenlosigkeit, welche sich gegen das Fortbestehen unseres Hauses richten

werden. Wir haben schon zwei Söhne verloren; denk an die Linie von Zeitz, dort stehen ein Dutzend Kindersärge im Gewölbe, und nun ist dieser affröse Hennicke mit hierher gekommen, der dort intriguiert haben soll" — sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in Thränen aus.

„Friederike, welch ein Mißtrauen! Wie kommen solche Gedanken in deine reine Seele?"

„Thue ihnen den Willen", schluchzte sie und hob flehend die Hände zu ihrem Gatten empor, „laß dich mediatisieren, was sind Rang, Ehre, Wohlleben, wenn man dabei für sein Liebstes zittern muß!"

„Herzogin, was fällt Ihnen ein?" rief Johann Adolf, indem er wiederum aufsprang. „Auch bei Ihnen finde ich kein Verständnis für meine berechtigten Ansprüche, für meine Würde? Wie darf ich meinen mir von Gott angewiesenen, mir von rechtswegen zukommenden Platz aufgeben? Der Mann muß im Leben wie im Kriege seine Position halten und verteidigen. Nur der Gewalt weiche ich! Kein Wort also mehr! Kann ein Weib mich nicht verstehen, so will ich wenigstens nicht mit kleinlichen Gesinnungen behelligt werden!"

„Verzeihung, mein Gemahl — Verzeihung einem zitternden Mutterherzen!"

„Hüte deine Kinder, gib ihnen die beste Pflege, die sorgsamste Überwachung und dann, Friederike, dann — lege deine Sache in Gottes Hand."

Das Einvernehmen zwischen den beiden Gatten ward bald wieder hergestellt. Noch lange aber dauerte es, bis sie die Eindrücke des Tages zur Genüge besprochen und so weit Frieden gefunden hatten, um sich zur Ruhe begeben zu können.

In einem andern Flügel des weitläufigen Schlosses lagen die prächtigen Gastzimmer. Auch hier brannten noch die Kerzen im Gemach des Grafen Brühl, aber schwere grünseidene Vorhänge vor den Fenstern ließen keinen Lichtschimmer nach außen dringen. Bei seiner Rückkehr vom Souper hatte der Graf seine Bedienung bis auf den Kammerdiener fortgeschickt und nur den Geheimrat Hennicke, seinen Vertrauten, bei sich im Zimmer behalten. Die Prachtgewänder hatte er sich noch nicht abnehmen lassen, sondern schritt wie er war, ungeduldig in dem weiten Raume auf und ab, während Hennicke ehrerbietig zur Seite stand.

Brühls Kenntnis der Verhältnisse und Personen am Sachsen-Weißenfelsischen Hofe war von seiner Jugend an eine sehr genaue gewesen; und jetzt, bevor er mit einer bestimmten Absicht her kam, besonders vervollständigt worden. Ihm war durch den Augenschein bestätigt, was er wußte. Auf Daniel von Storke hatte er längst sein Augenmerk gerichtet; er hielt einen wohlbestallten Herrn des Hofes passender zur Übernahme einer Intrigue, als irgend eine Kreatur seines Willens, die er allerdings unter beliebigem Vorwande einführen konnte. Er wußte, daß Storke ein ehrgeiziger Emporkömmling sei, der es nie wagen würde, sich durch Verrat gegen ihn aufzulehnen, dagegen aber vermutlich zu dem passe, was er ihm auftragen wollte; so hoffte er seine Sache in die rechten Hände zu legen. „Eure Erlauchte Exzellenz sehen, daß etwas wie ein Hebel angesetzt werden muß", wagte Geheimrat Hennicke, die Gedanken seines Gebieters erratend, hinzuwerfen; es war eine heisere, breite Stimme, mit der er dies sagte, eine Stimme, die zu dem großen, plumpen Körper, dem platten Gesichte, des einstigen Lakaien paßte.

„Er hat recht, Christian", erwiderte der Minister, „Johann Adolf muß bearbeitet — der rechte Augenblick, die heutigen Vorschläge zu erneuern, muß gefunden werden!"

„Mein hoher Herr wird mir hoffentlich eine kleine Minierarbeit gestatten?" fragte Hennicke halblaut und mit lauerndem Ausdruck.

„Er weiß, daß ich von seinem Treiben keine Details wissen will", erwiderte Brühl gleichfalls gedämpft. „Fällt Sachsen-Weißenfels an uns zurück, soll sein unverschämtes Gelüste nach dem Reichsgrafentitel und den dazu gehörigen Revenüen erfüllt werden."

Der große Herr schwieg und schritt wieder auf und ab; wie um jenes Thema nicht weiter zu verfolgen, murmelte er eine ungeduldige Frage nach dem Ausbleiben des Oberstallmeisters vor sich hin.

Die beiden Herren brauchten nicht mehr lange zu warten; der Kammerdiener meldete: „Oberstallmeister Baron von Storke", und der Gemeldete trat auf einen Wink des Ministers ein. Daniel von Storkes bräunliches Gesicht, sonst von einem gesunden Rot belebt, erschien wachsbleich, seine dunkeln Augen flackerten, und in seiner ganzen Haltung lag etwas peinlich Gespanntes. Er war ein schöner Mann. Auf seiner sehnichten, elastischen Gestalt ruhte des Gewaltigen Auge mit dem Wohlgefallen, mit welchem er andernfalls eine treffliche Waffe in der Hand wiegen mochte.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Baron", sagte der Graf, „aber ich wußte, daß es geschehen würde, denn ein junger thatkräftiger Mann läßt nie die Gelegenheit vorübergehen, sein Glück zu machen. Setzen wir uns."

Die drei Herren nahmen Platz, und der Minister sprach: „Ich weiß nicht, ob Sie Anlage zur Politik haben, Baron; ob die politische Kombination Sie interessiert. Aber wüßten Sie auch nichts davon, so kann Ihnen, schon als Soldat, die Lage der Dinge nicht fremd sein."

Storke atmete auf, die ungeheure Spannung der letzten Stunden ließ nach, er verbeugte sich zustimmend, lauschte gefesselt, und Brühl fuhr fort: „Unsere Koalition wird hoffentlich im bevorstehenden Feldzuge Friedrich von Preußen aus Schlesien vertreiben. Seine Eroberung hat vorläufig die Machtstellung Sachsens überflügelt. Die gefährliche, stets noch wankende Erwerbung der polnischen Königskrone ist uns kein solides Äquivalent. Dringender als je tritt an uns die Notwendigkeit heran, den Besitzstand der Albertinischen Hausmacht wieder fest geschlossen in die Hand zu bekommen. Die abgezweigten Linien von Zeitz und Merseburg sind an Kursachsen heimgefallen, nur Weißenfels steht noch auf sechs Augen —"

Der Hörer seufzte, ohne es zu wissen, in ängstlicher Spannung.

„Lassen Sie sich entre nous mitteilen, daß ich heute Mittag versucht habe, Se. hochfürstliche Durchlaucht zu einer Abtretung zu bestimmen. Kursachsen würde die Mediatisierung in der konvenablesten Form vornehmen. Eine glänzende Apanage wäre selbstverständlich. In finanzieller Hinsicht würde man von einem soulagement reden können, denn Sachsen-Weißenfels ist verschuldet und man hält nur mühsam die Dehors aufrecht. Serenissimus verhielten sich aber durchaus ablehnend. Ich sagte mir, daß kein Baum auf einen Streich fällt, daß es abwarten, Terrain sondieren gilt. Um dies zu können bedarf ich hier eines heimlichen Chargé d'affaires, eines Confident. Sie begreifen, daß es wichtig für mich ist, über alle hiesigen Verhältnisse vollständig au courant zu bleiben. Es würde mir leicht sein, hier eine mir konvenierende Persönlichkeit zu placieren, aber mein Vertrauen ist auf Sie gefallen, Sie sind ein Mann von Energie, von savoir vivre, wohl akkreditiert bei Serenissimus, Sie können, ohne Ihrem Herrn zu schaden, mir die wesentlichsten Dienste leisten. Kurz, Baron Storke, Sie würden mich verpflichten, wenn Sie sich mit mir in Korrespondenz setzen möchten. Es ist mir so manches wichtig im Auge zu behalten. Sie wissen, wie weit der Einfluß Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin reicht; ihre Neigung zur Ruhe und Einfachheit ist ein nicht zu unterschätzendes Moment. Auch durch das begünstigte Kammerfräulein von Bünau könnte man vielleicht wirken? Jeweilige Stimmungen, körperliche wie geistige, sind zu berücksichtigen. Ich halte eine Zeit der Krankheit, des Gedrücktseins für sehr geeignet, meine Anträge zu erneuern."

Als Storke sich blaß und schweigend verneigte und mit einem Worte zustimmte, sprach der Minister huldvoll weiter: „Mein Souverän verlangt keine Bemühungen umsonst", er öffnete den Deckel eines eleganten Kästchens, das neben ihm auf dem Tische stand, es war mit Gold gefüllt.

„Dies ist der passende Schlüssel zu allen Thüren", fuhr

er gnädig lächelnd fort. „Sobald Sie sich bereit erklären, trägt mein Kammerdiener Ihnen die Kassette noch diesen Abend in Ihre Wohnung. Es wird auf Ihre Dienstleistungen ankommen, wie oft sie sich wieder füllt.“

„Dero Vertrauen“, — begann Storke zögernd, „dero schätzbares Vertrauen, ist mir außerordentlich schmeichelhaft — aber als Kavalier — als ergebener Diener meines Herrn —“

„Man verlangt nichts Unwürdiges, mein Lieber!“ fiel Brühl rasch ein. „Es handelt sich nur um geschickte Observation. Etwaige Acquisition passender Werkzeuge; kluge Verwertung günstiger Chancen, die sich einem ingeniösen Geiste darbieten. Sie werden nicht gedrängt. Tausend Gelegenheiten, die gute Sache zu fördern, bieten sich Ihnen —“

„Ohne Zweifel“ — stammelte der Oberstallmeister in schwerem Kampfe mit sich.

„Bei solchen Missionen handelt es sich nur um eins: Klugheit, Klugheit und noch einmal Klugheit! Alles übrige ist Nebensache. Kompromittieren Sie uns in ungeschickter Weise, verschwinden Sie auf dem Königstein; zeigen Sie sich als brauchbar, eröffne ich Ihnen in Dresden eine Karriere. Und sobald Kursachsen in die Souveränitätsrechte von Sachsen-Weißenfels eintritt, also über die Krondomänen verfügt, wird — falls Sie uns wesentliche Dienste geleistet haben — das schöne Wiedebach Ihr Eigentum.“

Die Augen des gespannt Zuhörenden wurden immer größer und glänzender, die Farbe kehrte in seine Wangen zurück, dunkle Glut lag auf seiner Stirn, und mit raschem Entschluß erklärte er sich submissest bereit zu allem, was der hohe Herr befehlen werde.

Der Minister hob noch einmal hervor, um was es sich handle, erklärte sich dann für ermüdet und entließ — nach vorheriger Abrede über Einrichtung der geheimen Korrespondenz — den wild Erregten mit allen Zeichen der Gnade.

Daniel von Storke verbeugte sich mehrere Male mechanisch, bevor er zur Thür hinausschritt, und wurde erst wieder Herr seiner selbst und einiger Besinnung, als die Nachtluft seine glühende Stirn fächelte. Es schien ihm jetzt, als höre er den Schritt eines Mannes hinterher kommen; sich wendend, war es ihm sogar, als sähe er die plumpe Gestalt und das große Gesicht des Geheimrats drüben, vom Mondlicht beschienen, um die Ecke biegen, er achtete aber nicht weiter darauf.

Er bewohnte die Hälfte eines herrschaftlichen Hauses, welches am Schloßberge gelegen aus dem Lustgarten zugänglich war. Die andere Hälfte hatte der Oberjägermeister, Graf Luja, mit seiner Mutter inne.

Storke mußte vom Schloß aus den Park kreuzen, um seine Wohnung zu erreichen. Auf diesem Gange begann er seine Gedanken zu sammeln, begann alles das, was der allmächtige Minister ihm gesagt hatte, zurückzurufen, sich zurechtzulegen.

Seit zehn Jahren regierte Graf Brühl Kursachsen unumschränkt. Schon unter August dem Starken wohlgelitten, hatte er sich unter der Regierung Augusts III, der ein lässiger Gewohnheitsmensch war, an die Spitze aller Zweige der Verwaltung zu stellen gewußt, und alle Nebenbuhler durch Intriguen beseitigt. Er duldete unter sich nur gefügige Werkzeuge seines Willens; wer mit ihm in Berührung kam, mußte den Platz räumen oder zu seiner Kreatur herabsinken.

Storke wußte ganz genau, daß die Drohung: ihn auf der Festung Königstein verschwinden zu lassen, kein leeres Gerede war, daß manch Besserer als er dort schmachtete, oder geschmachtet hatte. Aber die Furcht vor der Rache des Gewaltigen übte keinen bestimmenden Einfluß auf seinen tapferen Sinn. Zur Not hätte er in die weite Welt gehen und in irgend einer Armee sein Heil versuchen können.

Der Park lag in schöner Mondbeleuchtung ringsum ausgebreitet; versunken in seine Gedanken war er, ohne es zu wissen und zu wollen, an jene Gallerie gekommen, die am steilen Felsen herlaufend, wie ein Altan hinausragte. Von hier hatte der Minister ihm am Nachmittage Wiedebach gezeigt. Hier stand er jetzt und schaute ins Land hinunter.

Sein Blick fiel auf die weitläufigen Gebäude des Kammerguts. Deutlich hoben sie sich im silbernen Schimmer des Mondes von ihrer Umgebung ab. Der vergoldete Knauf auf der Spitze des kleinen Turmes über der Einfahrt glänzte wie ein Stern durch die Nacht.

Alle Träume, die während des Abends sein Herz geschwellt hatten, kehrten zurück und lähmten seine Widerstandskraft. Er wußte ganz genau, wie der Herzog über die Annexionsgelüste Kursachsens dachte, und daß er sich gutwillig nie von seiner Krone trennen werde, er fühlte, daß er Verrat begehe an seinem Herrn, wenn er sich auf die Seite seiner Widersacher stelle, und doch, wie konnte er das Angebot Brühls ausschlagen?

Er kreuzte die Arme über der Brust, lehnte sich an die Gallerie und verlor sich in neue Träumereien.

Dort drüben als grand seigneur leben — dort, und sie besitzen! Das war der Inhalt aller seiner Gedanken. Aber so weit er jetzt räumlich von dem herrlichen Dominium entfernt war, ebenso weit war er es in der That. Abgründe und weite Strecken lagen zwischen ihm und dem Ziele.

Er begann, sich mit der Möglichkeit zu beschäftigen, wie er jene Hindernisse überwinden und das Krongut in möglichst kurzer Frist als Lohn erringen könne.

Sollte seine Korrespondenz mit Brühl wirklich zu irgend einem Ergebnis führen? War es nicht vielmehr nur eine Form, ihn immer wieder auf den Wunsch des Gewaltigen und die schwebende Angelegenheit hinzulenken? Sprach der Minister nicht von einer Acquisition passender Werkzeuge, Verwertung günstiger Chancen? Weshalb hatte er Klugheit betont, wenn er nicht selbst vor allen Dingen klug gewesen war? Ja, es ließ sich nicht verkennen, Brühl wollte eine That!

Man flüsterte, daß die Herrscherfamilien in Zeitz und Merseburg, die sehr kinderreich gewesen, nicht ohne heimliche Nachhilfe ausgestorben. Abscheuliche Zumutung, wie durfte man ihm damit kommen? Niemals konnte er sich zu heimlichen Missethaten herabwürdigen! Aber daran war ja auch nicht gedacht, man hatte nur seinen ingeniösen Geist angerufen, Triebfedern sollte er in Bewegung setzen, welche —

Aufnahmen aus Deutschafrika: 1. Der Oranjefluß. Südgrenze unserer westafrikanischen Besitzungen.

Die schöne Schläferin. Ein Bild aus der Rokokozeit, gemalt von E. Jeaurat.

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter, und Storke schrak aus tiefen Gedanken auf. Er fuhr herum; der Geheimrat stand hinter ihm und sah ihn mit seinen fahlen Augen bedeutungsvoll an.

„Kann mir denken, was Sie sinnen, junger Freund“, sagte Hennicke, „ich weiß, wie es in einem ehrgeizigen Kerl aussieht. Wird nicht allen das Glück auf dem Präsentierteller serviert, wie Ihnen, Barönchen. Einen so gnädigen Protektor, einen solch allmächtigen, großmütigen Herrn, wie den da, können wir beide durch die ganze Welt mit der Laterne suchen. Ein Thor, der sich darauf besinnt zuzugreifen! Sie kommen mir nicht so dummerig vor, „nein“ zu sagen, wenn's Glück fragt: darf ich? Hier gilt's sich rühren, junger Herr. Ein bißchen Vorsehung spielen, alten Unsinn zurecht rücken, das ist alles, was man von Ihnen verlangt.“

„Also will er doch — eine That?“ fragte Storke finster.

„Er will gar nichts, er bleibt ganz aus dem Spiele. Aber er liebt und belohnt geschickte Diener, Männer, die selbständig zu denken und zu handeln wissen. Ihre Reitknechte, Oberstallmeister, sollen auch keine Hampelmänner sein, sie sollen nach eigner Einsicht Schenkel, Sporen und Peitsche gebrauchen.“

„Ja freilich dergleichen — da ist von Schuld keine Rede — Ihr Vergleich hinkt, Geheimrat“, stammelte der von Zweifeln Gepeinigte. „Als Soldat wissen Sie“, fuhr der andere ernster fort, „welche Opfer ein Krieg fordert, und wie dennoch die Fürsten keinen Augenblick anstehen, ihre Völker in den Krieg zu führen, wenn es sich um die Machterweiterung ihres Landes handelt. Was sind gegen die Anstrengungen, gegen den blutigen Jammer eines Krieges — ein paar unmündige Kinder?“

Storke fuhr zusammen, ihn schwindelte. „Also doch!“ stieß er heraus.

„Wissen Sie Johann Adolf zur Abdankung zu bestimmen, so lange er Erben hat?“

Storke war überzeugt, daß es unmöglich sei; er schwieg und senkte den Kopf. „Gute Nacht, Baron“, flüsterte Hennicke, „bedenken Sie Ihr Bestes, und helfen Sie dem Staatenwohl eine gescheitere Wendung geben!“

Er ging und Storke schaute dem großen Schatten, der über die mondhellen Rasenflächen fiel, lange nach. (Forts. folgt.)

Heinrich Heine und kein Ende.

Es war eine Weile ganz still geworden von Heinrich Heine. Ihm hatte der Tod die Reklame-Klapper, die er so meisterhaft zu schwingen verstand, aus der verdorrten Hand genommen und mit dem Meister schwiegen auch die Jünger. Das Publikum seinerseits war auch ein anderes geworden. Wenn die Generationen der dreißiger und vierziger Jahre zum Teil der Meinung waren, daß der Genuß, den die Schöpfungen dieses unvergleichlichen lyrischen Talentes einflößten, mit der widerwärtigen Gesinnung, die aus ihnen sprach, als unvermeidlicher Mitgabe nicht zu teuer erkauft seien, so empfand das kräftigere Geschlecht unserer Tage doch anders und weigerte sich Blumen am Rande der Kloake zu pflücken. Wohl sang noch die Jugend, die so glücklich gewesen war dem Dichter nie näher getreten zu sein, manches seiner holden Lieder, im übrigen aber fand Heine nur noch in den Reihen der russischen, polnischen und rumänischen „Intelligenz“ Bewunderer. Bei uns war er abgethan, wie man hoffen durfte für alle Zeit.

Aber wir sollten eines anderen belehrt werden. Als die Reaktion gegen diejenigen jüdischen Journalisten eintrat, welche die Gewohnheiten und Ziele des Hausierhandels mit eben so viel Eifer wie Erfolg auf unsere Presse und damit auf unser öffentliches Leben übertragen, sah man sich in jenem Lager nach einem Mittel um, dem deutschen Volke die eigene Unentbehrlichkeit recht unwiderleglich vor die Augen zu führen, und verfiel darauf, für diesen Zweck Börne und Heine zu galvanisieren. Das war ganz korrekt gedacht, denn wenn wir an diesen Dichtern, die doch unser Volk in der allerschmutzigsten Weise begeifert hatten und von denen der letztere zweifellos der schlimmste Vertreter dessen war, was wir einen bösartigen Journalisten nennen —, wenn wir diesen Dichtern ihr Treiben verziehen, so lag nicht der mindeste Grund vor, uns über die heutigen jüdischen Epigonen zu ereifern.

Anfangs trat man einigermaßen schüchtern auf und streckte gleichsam nur die Fühlhörner aus, um zu prüfen, was sich die Nation in diesem Punkte wohl bieten lassen würde. Als alles still blieb, wurde man kecker und kecker. Bald stimmten denn auch arglose Gelehrte, die froh waren ein neues Objekt für gelehrte Untersuchungen gefunden zu haben, harmlos in den Chorus ein, zu dem die Presse das Tam-Tam schlug, und die liebe Eitelkeit brachte zu Markt, was sie hatte. Schließlich rasselte und schrie es überall: „Der große Heine ist tot“, daß man sich verwundert die Augen rieb und sich fragte, ob man denn träume oder ob dieser ganze blöde Spuk wirklich am hellen, lichten Tage in dem Deutschland von 1884 und 1885 sein Unwesen treiben könne. Da wurde mit einem Schlage auf der ganzen Linie die Frage ventiliert: Hat Heine Memoiren hinterlassen? Und wenn ja, sind sie dann erhalten? Und wenn sie erhalten sind, wer besitzt sie? Und wenn einer sie besitzt, wird er sie hergeben, daß die Nation endlich aus dieser Quelle unversieglichen Genusses schöpfen kann? Und sind sie ganz erhalten?

Nachdem alle Welt so in den äußersten Grad von Spannung versetzt war, erschien endlich ein Memoirenfragment zunächst als ein kaum sichtbarer Komet am westlichen Sternhimmel. Wird er näher kommen? wurde in den Zeitungen bange gefragt. Und wenn er kommt, in welchem Sternbilde des Tierkreises wird er verweilen? Er kommt! Er kommt! hieß es dann. Schließlich kam er denn auch wirklich. Es war zwar nur ein jammervolles Gebilde, so sehr auch journalistische Kunst ihm den Schwanz in die Länge reckte, aber es war doch der erwartete Wandelstern, und alles pries ihn aus voller Kehle. Und nun regnete es förmlich Erinnerungen. Das Bild des unglücklichen, sittlich und körperlich gleich verkommenen Menschen wurde von unbarmherzigen Händen aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit herausgezerrt in das helle Sonnenlicht der Gegenwart, und die ekeln Gerüche der nur zu viel besungenen Pariser „Matratzengruft“ breiteten sich aus über ganz Deutschland.

Nun hat dieser jüdische Nationalheilige deutscher Nation vom vorigen Jahre die Eigentümlichkeit, daß wer ihm mit gesundem Gefühl näher tritt, von einem Gemisch von Grauen, Ekel und Mitleid erfaßt und damit für alle Zeit der Fähigkeit beraubt wird, auch nur die Lorelei noch unbefangen anzuhören. Diese Wirkung tritt freilich nur bei Personen ein, denen über ihren litterärischen Studien und dem leidigen Genie-Kultus ihr natürliches Empfinden nicht abhanden gekommen ist. Welche Verwirrung im übrigen der Heine-Schwindel auch in den Köpfen der Verständigen und Guten anrichtet, davon gewähren die neuesten Heineschen Interna ein wahrhaft erschreckendes Bild. Diese publiziert Professor Dr. H. Hüffer soeben in dem neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ unter dem Titel: „Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold“ und leitet sie unter anderm mit folgenden Worten ein:

„Freilich, es geschieht nicht mit dem gehobenen Gefühl, mit welchem man Schriftstücke veröffentlicht, die auf den Charakter und die Thätigkeit eines vorzüglichen Mannes ein neues, erfreuliches Licht werfen.“ Heines Briefe machen nur selten einen bedeutenden, noch seltener einen erfreulichen Eindruck, und nur die Jugendbriefe, sowie einige Schreiben aus den letzten Jahren machen hiervon eine Ausnahme. „Von Heines Briefen an Detmold gehören längst nicht alle unter die bevorzugte Zahl, aber die meisten setzen wesentliche Züge seines Charakters, entscheidende Ereignisse seines Lebens in ein deutlicheres Licht. Nicht immer in ein günstigeres Licht; aber sollen sie deshalb unterdrückt werden?“

Wir wollen diese Frage beantworten, nachdem wir diese Briefe näher kennen gelernt haben. Ihr Empfänger war ein christlicher Jude, der als Advokat in Hannover lebte und später Bundestagsgesandter für Hannover wurde.

Die ersten Briefe sind harmlos, erst unter dem 22. März 1835 heißt es unter anderm:

Wie wäre es, wenn Sie mir alle sechs Wochen einen sehr großen Brief über die politischen und litterärischen Vorgänge in Norddeutschland schrieben, den ich in fortlaufender Reihe auf französisch übersetze und in die Revue des deux mondes abdrucken lasse? Auf Ver-

schwiegenheit von meiner Seite dürfen sie rechnen. Sie dürfen sich in dieser Korrespondenz ohne Gefahr Ihrer ganzen Laune überlassen, und da Sie diese Mitteilungen ganz faktisch halten würden, wie es nötig ist, so dürfen wir uns viel freudigen Spektakel dadurch versprechen." Folgen Anweisungen, wie die Korrespondenz heimlich zu führen ist. Dann heißt es: „Versteht sich, Sie unterschreiben nie Ihren Namen — schreiben aber desto deutlicher das übrige."

Dieser Antrag scheint keine Gegenliebe gefunden zu haben, so daß der „freudige Spektakel" unterblieb. Wie charakteristisch ist er aber in seiner Fassung: Schleudre nur den vergifteten Pfeil. Du bist ganz sicher. Niemand kann erfahren, wer ihn abschoß.

Folgt der zweite Streich. Detmold arbeitet an einem Artikel: „Die Deutschen in Paris." Dazu erhält er unter dem 14. Juni 1837 folgende Instruktion von Heine:

„Mein Rat ist folgender: Sie schreiben den Aufsatz, bearbeiten die Personen, die Sie bereits kennen; Sie schreiben den Anfang des Aufsatzes und den Schwanz, schreiben auch über mich, lassen mir aber in der Mitte des Aufsatzes Platz zur kurzen Signalisierung folgender Personen: Trapel (dieser schreibt in der Abendzeitung unter dem Namen Lenz), Spazier (dieser ist der niederträchtigste Schuft, den ich auf dieser Erde gesehen habe), Donndorf, Pistor, Duisberg, Savoie, Bornstedt (dieser muß sehr gelobt werden, damit man ihn für den Verfasser des Artikels halte), Heideloff, der Buchhändler, Colloff, Venedey (beide sind freilich exiliert), Mainzer (ein honetter Kerl). Schreiben Sie nicht über Koreff, denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken; über Meyerbeer dürfen Sie nur Günstiges sagen, über Rothschild können Sie sagen, was Sie wollen, so viel Maliziöses Sie wollen; die Herzogin Helene loben Sie auf preußische Weise und lassen merken, daß Sie sich ihr vorstellen lassen. Kennen Sie Professor Hase? Über diesen, sowie über Depping sprechen Sie .... ehrlich gestanden, denke ich jetzt so ungern an die Kerle."

Nr. 3. Heine hatte mit Wolfgang Menzel eine Fehde gehabt. In welcher Weise er eine solche führte, lehrt uns das Folgende. Unter dem 3. Oktober 1837 schreibt er an Detmold:

„Der Zweck des heutigen Schreibens ist der einliegende Korrespondenzartikel aus Stuttgart, den Sie in die Hannöversche Zeitung einschmuggeln müssen. Wahrscheinlich wird die Redaktion der Hannöv. Ztg. diese Zeilen nicht in der mitgeteilten Form drucken wollen; alsdann ändern Sie dieselbe nach dem Tone des Blattes so, daß immer der Inhalt gedruckt wird. Können Sie ähnliche Artikel in andere Blätter drucken lassen, so thun Sie es. Sie verstehen mich fast ohne Wink."

In dem betreffenden Artikel wird Menzel nachgesagt, seine gesellschaftliche Lage sei in Stuttgart unhaltbar geworden und er sei im Begriff sich nach Schlesien zurückzuziehen.

Nr. 4. Unter dem 14. September 1844 schreibt Heine:

„In acht Tagen erscheint bei Campe mein neues Buch, welches zum größten Teil schon bekannte Gedichte enthält, aber auch ein noch unbekanntes großes Poem von acht Bogen (Deutschland, ein Wintermärchen nämlich) die Hauptsache Spektakel erregend, und dasselbe beängstigt mich nicht wenig. Da das Opus nicht bloß radikal, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten oder der Nationalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein litterarischen Schuften unter allerlei Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann. .... Obgleich ich für das Buch die Verketzerung durch die Presse fürchte, so wächst mir doch der Mut, seit ich von Ihnen Nachricht (habe) und ich erwarte viel von Ihrer thätigen Klugheit. Thun Sie hier schnell das Mögliche direkt und durch Vermittelung von Freunden. Zunächst aber schreiben Sie einen bedeutenden Artikel über das Buch für den Hamburger Korrespondenten und schicken Sie denselben sobald als möglich hierher an Campe; hierdurch werde ich gleich hier etwas gedeckt. Sie werden selbst einsehen, was gesagt werden muß. In die Allg. Ztg. kann ich auch einen Artikel drucken lassen, wenn er geeignet geschrieben. Wer kann mir in der Köllner Ztg. Vorschub leisten?" ꝛc.

Der Einblick, den wir bisher in die Art und Weise bekamen, wie Heine in deutscher Litteratur „machte", war schon schlimm genug, aber es kommt noch ganz anders. Heine hatte in Hamburg einen steinreichen Onkel, einen etwas wunderlichen aber sehr wohlwollenden Mann. „Heines Vater", sagt der Herausgeber unserer Briefe, „und die ganze Familie hatten dem Hamburger Millionär vieles zu danken, der Dichter insbesondere die Mittel, die ihm den Weg von der Wechselbank zu den Universitäten eröffneten." Der Onkel hatte den Neffen in der That mit Wohlthaten überschüttet und dieser ihm in seiner hinreichend bekannten Weise gedankt. Trotzdem erhielt Heinrich Heine eine Jahresrente von viertausend Frank. Als diese Rente infolge eines Zerwürfnisses zwischen Neffe und Onkel fraglich wird, erhält Detmold unter dem 29. Juli 1837 folgende Instruktion: Heines Bruder weilt eben in Hamburg und steht bei dem Onkel in höchster Gunst. Detmold soll nun an den Bruder schreiben:

„Den wahren Grund, warum meine Finanzen so schlecht stehen, dürfen Sie freilich nicht merken lassen, aber das Faktum, daß ich in der größten Geldnot bin und die erschütterndsten Folgen daraus zu befürchten stehen, müssen Sie so pragmatisch hinstellen, daß diese Geldnot, nur durch edles Unglück entstanden, eben zu meinem Vorteil spricht. In der That, Sie dürfen gestehen, daß ich um alle Früchte meines Fleißes geprellt worden, daß ich alles verkauft habe, um meine Schulden zu bezahlen, daß ich alle fremde Unterstützungshilfe abgelehnt, daß ich mich vergebens an meinen Onkel gewendet (das ist nicht wahr), daß Sie vernommen hätten, wie unbarmherzig mein Oheim mir alle Hilfe entzogen (das ist auch nicht wahr). Kurz Sie schreiben ihm einen Brief, womit er bei meinem Oheim, welcher empört sein wird, daß man ihn solcher Lieblosigkeit fälschlich beschuldigt, etwas ausrichten kann." Weiter heißt es dann: „Sie sehen, Ihr Unterricht (sic!) hat gefruchtet." (NB. Das Eingeklammerte rührt auch von Heine her.)

Aber auch das ist nur erst ein Vorspiel. Es scheint, daß die Angehörigen des Hamburger Heine das Treiben des Dichters durchschauten und in diesem Sinn auf ihr Familienhaupt wirkten. Als dieses im Dezember 1844 starb, hinterließ es dem Neffen nur achttausend Mark Banko, zwar immer noch achttausend Mark mehr als dieser verdiente, aber sehr viel weniger, als er erwartete. Zugleich bot der Sohn des Onkels dem Vetter die Hälfte der Pension auch künftig an, unter der sehr gerechtfertigten Bedingung, daß Heine alles, was er über den Onkel und das Testament veröffentliche, vorher der Genehmigung des Vetters unterbreite. Was thut nun Heinrich Heine? Er wendet sich sofort an seinen erprobten Detmold.

„Gestern, schreibt er, antwortete ich ihm (dem Vetter nämlich) mit hinlänglicher Verachtung und kündigte ihm einen Prozeß an, denn in betreff der Pension habe ich Beweistümer der Verpflichtung. Ich erhielt bisher jährlich 4800 Frank, die auf meine Frau nach meinem Tode übergehen sollten. Vielleicht erwartete man, daß ich mich aufs Bitten legen würde und ich bekäme vielleicht das Geld wieder wie sonst. Aber ich glaube, hier wirke ich stärker durch Drohung, und letztere führt sicherer zum Zweck. Der Prozeß ist keine Drohung, ich kann ihn sehr gut machen. Aber man wird, wenn ich Ernst mache, schon furchtsam werden und nachgeben. Das beste muß hier die Presse thun zur Intimidation (!), und die ersten Kotwürfe (!) auf Karl Heine (das ist der Vetter) und namentlich auf Adolf Halle (ein Schwiegersohn des Onkels) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten nur mein Gedeihen zeitigen. (!!) Ich überlasse also Ihrer Klugheit schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen zu fördern, worin mein Oheim verteidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte und wie man jetzt glaubt mich in Händen zu haben ꝛc.

Vier Tage später heißt es:

„Durch die Presse muß intimidiert werden, namentlich in bezug auf Adolf Halle, der Senator werden will. Haben Sie jemand, der in Hamburg bei diesem in Ansehen, so eilen Sie ihm dringend empfehlen zu lassen, dem Spektakel, wovon erst der Prolog, ein Ende zu machen. Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger (!); wer viel Ruhm hat, kann ein bißchen Point d'honneur einbüßen (!!). Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevokabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun diesem Bekenntnis gemäß."

Und der Freund eilt zur Hilfe herbei mit einem Artikel, der Heine in das äußerste Entzücken versetzt. „Welch ein gefährlicher Mensch sind Sie!" ruft er beifällig. Professor Hüffer druckt diesen Artikel ab und wundert sich, daß er gar nicht so schlimm sei. Nun, die Erklärung liegt doch auf der Hand, wir verstehen eben die Spitzen und Schärfen nicht mehr, die er enthält. Heine hätte sonst nicht so über ihn gejubelt.

Von diesem Artikel nun, der auf Heines Auftrag hin mit Kot zu werfen geschrieben ist und von dem Heine schreibt: „Der Angriff auf Halle ist unbezahlbar. Auf diese Terreur fußend (!) werde ich ihm diese Tage schreiben und ihn zur schleunigsten Vermittelung auffordern. Aber noch einige solche Artikel und er thut alles." Von diesem Artikel schreibt Professor Hüffer: „Da er das Verdienst hat (sic!) einem großen Dichter eine der übelsten Stunden versüßt zu haben und da

er auch für Detmolds Schreibweise charakteristisch ist, wird man ihn nicht ungern hier lesen."

Und zum Schluß schreibt derselbe Herr: So wie wir Detmold kennen lernten, ist er in Heines Umgebung eine wohlthuende Erscheinung (!); man freut sich, daß in einem durch eigene und fremde Schuld so viel getrübten Leben eine Verbindung, auf persönlichen und litterarischen Neigungen beruhend, anregend, durchaus zum Vorteil des Dichters (!) dreißig Jahre dauern konnte. Möchte das auch den Briefen, die davon Zeugnis geben, zu gut kommen.

Man traut wahrhaftig seinen Augen nicht. Wie haben wir denn Detmold kennen gelernt? Zuerst als Gefährten in den in der häßlichsten Weise geführten litterarischen Fehden Heines; dann als Gehilfen bei Reklamen schlimmster Art; endlich als Berater und Genossen beim Hintergehen des Wohlthäters Heines und bei der „Intimidation" der Angehörigen eben dieses Wohlthäters. Das saubere Stücklein, mit dem der greise Onkel so abscheulich belogen wird, scheint ja direkt aus Detmolds Initiative hervorgegangen zu sein („Sie sehen, Ihr Unterricht hat gefruchtet") und als Heine den oben zitierten scheußlichen Brief schreibt, da weist der Freund ihn nicht etwa auf die einfachsten Gesetze der Sittlichkeit hin — um von Ehre überhaupt gar nicht zu reden —, sondern schmiedet schleunigst den Artikel, von dem Heine sich eine solche Wirkung verspricht.

Und diesen Freund bezeichnet ein angesehener deutscher Professor in einer angesehenen deutschen Zeitschrift als eine „wohlthuende Erscheinung" in Heines Umgebung und er „freut sich" dieser Verbindung!

Man sieht hier recht, zu welchen Konsequenzen dieser Heine-Kultus führt und führen muß, denn in einem Schauspiel, dessen Held seiner eigenen Aussage nach im „Dreck" besonders gut gedeiht und der dem entsprechend auf ein „bißchen Point d'honneur" natürlich kein Gewicht legt, können die einfachsten Sittengesetze nicht gelten.

Und nun sei die Frage des Herrn Professor Hüffer beantwortet, ob diese Briefe hätten unterdrückt werden sollen. Ja. Was sollen sie denn? Ist es nicht schon schlimm genug, daß diese Korrespondenz je geführt wurde? Mußte sie auch noch veröffentlicht werden und zwar mit Bemerkungen, welche die einfachsten sittlichen Vorstellungen geradezu auf den Kopf stellen? Würde Herr Professor Hüffer Freund eines Mannes bleiben können, der solche Zumutungen an ihn stellte? Würde er solche Dienste leisten? Er würde mit Recht empört sein, wenn man diese Frage ernsthaft auch nur aufwerfen wollte. Und doch bezeichnet er den Freund, der diese Briefe empfing, der diese Dienste leistete, als „wohlthuende Erscheinung". Zu solchen Verirrungen führen solche Publikationen.

Th. H. Pantenius.

Zur tausendjährigen Gedenkfeier der Slaven-Apostel Cyrill und Methud.

Im südöstlichen Mähren liegt, am linken Ufer der March, das Städtchen Ungar. Hradisch, demselben gegenüber, am rechten Flußufer, breitet sich das sechstausend Einwohner zählende Dorf Altstadt aus und etwa anderthalb Stunden westlich von hier heben sich, aus sehr fruchtbarer und anmutiger Gegend, die Bauten und Türme des Stiftes Velehrad empor.

Vom Osten drängen die Ausläufer der Karpathen, vom Westen die Waldhügel des Marsgebirges in das von Baumgruppen und Auen parkartig durchsetzte Marchthal.

Hier, und zwar auf der Fläche, auf welcher heute die Hütten und Schmutzlachen des Dorfes Altstadt sich ausdehnen, lag die einstige Hauptstadt des Reiches „Großmähren", Velehrad, auch Devina genannt, dort stand der Palast jenes Herzogs Rastislav, der vom oströmischen Kaiser Michael griechische Religionslehrer erbat, und in der Marienkirche, neben diesem Palaste, soll die Leiche des einen dieser Religionslehrer, des heil. Methodius (Methud) beigesetzt worden sein.

Mit dem Zerfall des Großmährischen Reiches versank auch die Hauptstadt Alt-Velehrad; die Marienkirche aber, wohl nur ein kleiner hölzerner Bau, wie alle slavischen Kirchen der ältesten Zeit, wurde einige Jahrhunderte später, mit den Gebeinen des heil. Methud, in die 1202 gegründete Abtei Neu-Velehrad übertragen, weshalb nun auch in der letzteren die tausendjährige Gedenkfeier der Slaven-Apostel Cyrill und Methud gefeiert wurde.

Alles was wir über diese beiden Apostel — um diesen gebräuchlichen Ausdruck beizubehalten —, wissen, verdanken wir legendarischen Aufzeichnungen und zwar der „Legende des heil. Cyrill" und der „pannonischen Legende;" erstere, wahrscheinlich von einem Schüler Cyrills verfaßt, kann wohl als historische Quelle benutzt werden.

Die beiden Kinder Konstantinos und Methodius wurden, ersterer 827 n. Chr., in Thessalonich, einer damals blühenden Handelsstadt, als Kinder vornehmer und reicher Eltern geboren; Konstantinos war das jüngste von sieben Geschwistern und scheint eine Art Wunderkind gewesen zu sein, mit besonders ausgeprägtem Sprachtalent und sehr gutem Gedächtnis, sodaß er schon frühzeitig die dickleibigen Bücher der Kirchenväter zum Teil auswendig konnte. Nachdem er den ersten Unterricht in Thessalonich genossen hatte, wurde er zu seiner weiteren Ausbildung nach Konstantinopel gesendet.

In diesem Mittelpunkt griechischen Geisteslebens hatte der nun fünfzehnjährige Knabe das Glück, die Logotheten des jungen Kaisers Michael auch zu seinen Lehrern zählen zu können, so den berühmten Eunuchen Theoktist, der zu den Vormündern des 842 im Alter von drei Jahren auf den Thron gelangten Kaiser Michael gehörte; dann Photius, den bekanntesten und größten Vielwisser seiner Zeit, endlich Leo, später Erzbischof von Thessalonich, der in Mathematik, Geometrie, Astronomie und Musik so berühmt war, daß der Kalif Manum ihn an seinen Hof zu ziehen versuchte.

Nachdem Konstantinos die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er Lehrer der Philosophie; er wurde dann auch immer der „Philosoph" genannt. Aus jener Zeit datiert seine berühmte Disputation mit Jannes (Johannes, Annis), dem durch Theodora gewaltsam abgesetzten Patriarchen von Konstantinopel. Jannes sprach gegen die Verehrung der Bilder, Konstantinos verteidigte dieselbe.

Im Alter von vierundzwanzig Jahren, also um 851 n. Chr., soll Konstantinos eine schwierige Mission in das Reich des Kalifen übernommen haben, der eine herausfordernde mohammedanische Streitschrift gegen die Lehre von der heil. Dreieinigkeit nach Konstantinopel entsendet hatte; solche Streit- und Schmähschriften gegen den christlichen Glauben waren unter der Regierung Michaels III nicht selten, denn der damals herrschende Kalif Mutawakkil, von 847—861, war ein besonderer Feind der Christen, von ihm rührt auch die Verordnung, nach welcher Nichtmohammedaner eine hölzerne, den Teufel vorstellende Figur an der Thür ihrer Wohnung befestigen mußten.

Von dieser Mission zurückgekehrt, begab sich Konstantinos zu seinem Bruder Methodius auf den Olymp; Methodius stand geistig weit unter seinem jüngeren Bruder, dem er sich auch stets unterordnete. Der rastlose Konstantinos gab sich aber nicht lange der Ruhe hin, denn bald finden wir ihn im taurischen Chersones bei den Chazaren, einem finnisch-tatarischen Volke am Nordgestade des schwarzen Meeres, vom Don bis zum Kaukasus wohnend. Auf dieser Missionsreise begleitete Methud seinen Bruder.

Ein interessantes Volk scheinen diese Chazaren gewesen zu sein, alle Religionsbekenntnisse fanden bei ihnen Duldung und das Herrscherhaus soll dem jüdischen Glauben angehört haben; Konstantinos hatte wohl auch hauptsächlich gegen das überhandnehmende Judentum zu wirken; weiter hatte er sich aber auch die Aufgabe gesetzt, Daten über das Ende des einstigen römischen Bischofs Clemens, der um 102 n. Chr. als Märtyrer im Chersones gestorben war, zu sammeln. Diese letztere Mission gelang vollständig, denn Konstantinos fand sogar den Leib des heil. Clemens und nahm denselben bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel mit.

Daß Konstantinos bei den Chazaren auch die russische Sprache aus einem in dieser geschriebenen, von ihm dort entdeckten Evangelium und Psalterium erlernt haben soll, ist wohl eine irrige Annahme späterer Forscher, und jene Entdeckung bezieht sich wahrscheinlich auf die gotische Bibel des Vulfila, die wir bei den rechtgläubigen Krimgoten vermuten dürfen. Die Verwechselung der Goten und Russen läßt sich dadurch erklären, daß die germanischen Waräger, die unter Askold und Dir nach Konstantinopel kamen, dort unter dem Namen „Rhos" bekannt wurden. Die slavische Sprache müssen die beiden Brüder schon früher beherrscht haben, denn nur so konnte ihnen die Mission zu den Chazaren anvertraut werden; es ist anzunehmen, daß Konstantinos, bei seinem ausgeprägten Sprachtalent, das Slavische schon als Knabe in Thessalonich erlernte — da es dort viele slavische Christen — bulgarische Slaven — gab. Wir kommen nun zur dritten und bedeutendsten Mission unseres Konstantinos. Rastislav, Herzog oder König von Großmähren, sah zu seinem Bedauern, daß die der slavischen Sprache nicht mächtigen christlichen Missionare aus Passau zugleich mit der Lehre des Heilands auch germanische Sprache und Sitte im Lande zu verbreiten suchten. Diese Bestrebungen wurden, bei dem schon damals vorhandenen Antagonismus des slavischen gegen germanisches Wesen, mit Abneigung zurückgewiesen. Deshalb ersuchte der Herzog 863 n. Chr. den oströmischen Kaiser Michael, ihm geeignete griechische Religionslehrer zu senden. Michael erwählte hierzu Konstantinos und Methodius, und so finden wir diese beiden Brüder denn bald an den Ufern der Donau und March, in Erfüllung ihrer neuen Mission.

Konstantinos, der bereits in Konstantinopel das slavische Alphabet, nach ihm dann das cyrillische genannt, aufgestellt, dort auch bereits die Übersetzung der Bibel in das Slavische begonnen zu haben scheint, vollendete nun diese Arbeiten und führte die slavische Sprache im Gottesdienst ein; Methud dagegen wurde der strenge, eifrige Religionslehrer.

Durch dieses kluge Vorgehen erlangten die beiden Griechen, die wir nun Cyrill und Methud nennen wollen, bald die Oberhand über die fränkischen Priester, denen besonders ihre Nachsicht gegen heidnische Gebräuche und ihr Widerwillen gegen den Gebrauch der slavischen Sprache im Gottesdienst, anstatt der lateinischen, zum Vorwurf gemacht wurde. Aber gerade die letzte Neuerung verschaffte dem christlichen Glauben rasch auch bei anderen slavischen Volksstämmen Eingang, so wurde z. B. Kozels, des Fürsten am Plattensee in Pannonien Übertritt zum Christentum lediglich durch die nationale Färbung, die Cyrill dem Gottesdienste gegeben hatte, erreicht.

Weniger jedoch gefiel das Wirken der beiden Brüder Hadrian, dem Bischof oder Papst in Rom, der sie in die heilige Stadt zur Verantwortung berief. Cyrill ging 867 nach Italien, aber nicht ängstlich, wie ein um Gnade Flehender, nein, wie ein Triumphator hielt er seinen Einzug in Rom, denn ein großer Ruf als Gelehrter, ja als Weiser, ging ihm voran, und was mehr war —, er brachte die Reliquien des heil. Clemens aus dem Chersones mit.

Cyrill wurde in Rom bald allgemein beliebt, er war kein Fanatiker —, er war ein sanfter, milder Apostel; die Religionsstreitigkeiten hatten für ihn lediglich theologisches Interesse, so war denn auch bald sein Frieden mit dem Papste gemacht, worauf sich Cyrill in ein römisches Kloster zurückzog, in dem er 869 starb. Die Slaven verehren ihn mit Recht als denjenigen, der den Grund zu aller höheren Geistesbildung im slavischen Osten legte, mit Unrecht aber wird er auch als Begründer der griechisch-christlichen Kirche angesehen; die Legende kennt keinen Gegensatz der griechischen und römischen Kirche, erst nach Cyrills Tode, während der weiteren Wirksamkeit Methuds und seiner Jünger in Mähren machten sich solche Gegensätze bemerkbar und führten bald zu vielen Streitigkeiten. Methud, der nun alleinige Bischof von Mähren, soll später durch den Papst auch zum Bischof von Pannonien ernannt worden sein; er lehrte noch lange und war im ganzen Lande hochgeachtet, hatte aber doch Neider und Feinde, die ihn beim König Swatopluk, Rastislavs Nachfolger, verleumdeten.

Junge Friesin. Studienkopf von Johanna von Pritzelwitz.

Als dieser einst auf die Jagd ritt, gab er, wie die Sage erzählt, dem Bischof Methud die Weisung, mit der Messe auf ihn zu warten. Da jedoch die Mittagszeit herangerückt war und die das Kirchlein dicht füllenden Andächtigen schon lange des Meßopfers harrten, begann Methud den Gottesdienst. Während desselben kehrte der König mit seinem Gefolge zurück und gab, ergrimmt darüber, daß auf ihn nicht gewartet worden war, Befehl, zu Roß in die Kirche zu sprengen; erst vor dem Altar hielten die Frevler. Da sprach Methud voll heiligen Zornes einen furchtbaren Fluch über den König und sein Geschlecht aus.

Dieser Fluch ging in Erfüllung, denn das Großmährische Reich überdauerte das Jahrhundert nur um wenige Jahre,

908 n. Chr. wurden die Fürstenburg und die volkreiche Stadt Alt-Velehrad zerstört.

Methud war schon früher, am 6. April 885 gestorben und in der Marienkirche in Alt-Velehrad begraben worden.

Ein letzter, aber schwerwiegender Beweis dafür, daß Cyrill und Methud nicht als Begründer der griechischen Kirche angesehen wurden, liegt wohl in der Kanonisierung dieser beiden Apostel durch den Papst.

Während dieser Betrachtungen stehen wir immer noch in Altstadt am Ufer der March, die ihre schmutziggelben Wasser träge vorüberwälzt. Auch die Geschichte hat hier nur träge gearbeitet, denn immer noch gährt der Unfriede zwischen dem slavischen und dem germanischen Elemente, und neuerdings erst ist der Streit zwischen griechischer und römischer Kirche wieder frischer erblüht — wie wird das wohl nach abertausend Jahren sein? Hugo Warmholz.

Die Mohre von Mohrstein.

Erzählung von Germanis.

(Schluß.)

Den 11. September.

Er kam, aber anders, als ich gedacht hatte. An einem Tage, an dem wir gerade viel Besuch hatten, tauchte er plötzlich zwischen den Gästen auf, begrüßte mich kaum, ließ seinem Sarkasmus die Zügel schießen, sagte jedem etwas Unangenehmes, erschien zerstreut, finster und in sich gekehrt, ging mir geflissentlich aus dem Wege und war dann plötzlich verschwunden wie eine Vision. Vergeblich schaute ich nach ihm aus: er kehrte nicht mehr zurück. — Und doch weiß ich, daß er mich liebt, weiß es seit jener unvergeßlichen Stunde in den Ruinen, und wenn ich es nicht gewußt hätte, sein brennender Blick hätte es mir von neuem gesagt.

Aber eben so gewiß ist es auch, daß er nie den entscheidenden Schritt thun, nie das erlösende Wort sprechen wird, das mich für immer mit ihm vereint. — Weshalb? — ich weiß es nicht; vielleicht ist es seine Vergangenheit, die sich zwischen uns drängt, vielleicht mein Reichtum, den er wie eine Versuchung meidet.

Was indessen außer allem Zweifel steht, ist, daß wir nun beide elend sind. Und doch, wenn es in diesem Falle vielleicht auch erlaubt wäre, ich kann mich nicht entschließen, die Initiative zu ergreifen; mein ganzer weiblicher Stolz, mein innerstes Gefühl sträubt sich dagegen. — Daß mein Herz erfüllt ist von seinem Bilde, daß ich ihn liebe über alles, das muß, darf und soll er sehen, — ich habe mich dieser großen und reinen Liebe nicht zu schämen; mehr zu thun bin ich aber nicht imstande. Wie bereitwillig ich ihm auch alles zu Füßen legen möchte, meine Hand, mein Vermögen, meine Zukunft kann ich ihm nicht antragen, er selbst muß sie fordern, und so bin ich dazu verurteilt, mich in stummer Qual und Sehnsucht zu verzehren. Alle sagen, ich sähe blaß aus; Rovna streichelt mir zärtlich die Wangen, und Udo ist besorgt um meine Gesundheit; nur Margaret sagt gar nichts, und doch, — ihren stumm fragenden, mitleidsvollen Blick fürchte ich am meisten!

— — — — — — — — — — — — — — —

Den 14. September.

Das Laub beginnt sich bunt zu färben, ein herbstlicher Hauch geht durch die Luft, und mir ist zumute, als müßte ich mich hinlegen und sterben. Im Familienkreise darf ich mir natürlich nichts merken lassen; da ist jetzt alles eitel Freude und Wonne, selbst Tante Mohrstein sieht mit zufriedenem Lächeln das Glück des jungen Paares, und ich werde als die Spenderin desselben gefeiert. Unsere Gäste sind wieder abgereist, Breuners mit der Versicherung, daß sie bestimmt hofften, mich in Mohrstein wiederzufinden, — ich gehörte nun einmal hierher, — und wir sind wieder allein. Da fügt es sich ganz von selbst, daß ich viel mit Udo zusammen bin, der gerade in den letzten Tagen auswärts weniger beschäftigt war als sonst, und dessen stets gleich bleibende Rücksicht und ruhige Freundlichkeit mich in meiner jetzigen Stimmung angenehm und wohlthuend berühren; durch ihn habe ich auch erfahren, daß Maurus wieder einmal verschwunden und auf eine seiner weiteren Streifereien ausgezogen ist. Wann er aber wiederkehrt, kann niemand sagen!

Auch ich muß nun ernstlich an die Abreise denken; nur Rovnas Verlobungsfeier, die am künftigen Sonntag stattfinden soll, will ich noch abwarten, dann fliehe ich, — muß ich fliehen.

Denn, meine Absicht vorher aussprechen hieße jene Erklärung von Seiten Udos heraufbeschwören, die ich um jeden Preis zu verhindern wünsche, und doch habe ich keine Entschuldigung, noch länger zu bleiben.

Oh, wie vermessen war ich, als ich meinte, alles nach Gutdünken gestalten, meinen hiesigen Aufenthalt ganz in Übereinstimmung mit meinen Wünschen regeln zu können! — Es gibt eine Macht, der wir uns in Demut zu unterwerfen haben, und wo ich weise zu sein glaubte, habe ich thöricht gehandelt.

Nun, so lange ich hier bin, will ich die Hoffnung nicht sinken lassen, was aber dann aus mir werden soll, ist mir ein Rätsel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Den 18. September.

Wieder einige Tage vergeblichen Harrens und sehnsuchtsvoller Erwartung, Ausstattungslisten für Rovna und heimliche Reisepläne für mich, und dann — —

Doch nein, wie schwer es mir auch wird, ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, will hübsch nach der Reihenfolge erzählen. Ist doch dies mein letzter Bericht aus Mohrstein, und bald, Dosia, bald, hoffe ich, Dich in meine Arme zu schließen. — Du hast mich ja zu wiederholten Malen gebeten, in Deiner Nähe mein Domizil aufzuschlagen, nun, wo Deine Flitterwochen — ich glaube, es waren deren einige zwanzig — nahezu vorüber sein werden, nehme ich Deine Aufforderung mit Freuden an. Schon, um mich noch einmal tüchtig ausschelten zu lassen. Denn ich merke aus Deinem Briefe sehr wohl, daß Du nur aus Furcht vor meinem gänzlichen Verstummen bisher damit zurückgehalten hast, und wenn ich wieder in greifbarer Nähe vor Dir stehe, wird mir auch nicht das geringste geschenkt. — Schadet auch nichts; ich verspreche Dir alles über mich ergehen zu lassen, denn — ja denn —

Ich bin schon wieder im Begriff, unlogisch vorzugehen, was auch kein Wunder ist, denn meine Gedanken wogen chaotisch durcheinander, und meine gerühmte Objektivität läßt sich nirgends blicken. — Mir ist ganz subjektiv zumute, ungefähr so, wie dem einfachsten, schlichtesten Bauernmädchen, wenn — ja wenn —

Es ist wirklich zum Verzweifeln! Ich kann heute den richtigen Anfang nicht finden, und strebe immer mit unvernünftiger Eile dem einen Ereignis entgegen, das für Dich, Dosia, noch als ein kaum wahrnehmbarer Punkt am Horizonte schwebt.

Wir haben also das Verlobungsfest feierlich begangen, und zwar mit einem großen Waldfest, Freudenfeuern und dergleichen Dingen. — Rovna, über deren plötzlich veränderte Vermögensumstände die Nachbarschaft sich vergeblich den Kopf zerbricht — ich habe natürlich gebeten, meiner Einwirkung nicht zu erwähnen —, wurde als Braut in den Himmel erhoben und strahlte vor stolzer Glückseligkeit. Manfred, ruhiger, aber nicht minder beglückt, kam immer wieder zu mir, um mir zu danken, und Tante wollte es nicht leiden, daß ich mich für meine Person möglichst in den Hintergrund drängte.

Sie hatte offenbar den Wunsch, den Tag durch eine zweite Verlobung würdig zu beschließen, und brachte es mir immer wieder zum Bewußtsein, in welche üble Lage ich mich begeben.

Udo, der arme, suchte vergeblich nach einem Augenblick, da er mir seine Liebe erklären konnte, ich entschlüpfte, gewarnt durch seine Befangenheit, immer von neuem und wollte mir die peinliche Szene, und ihm die unnötige Demütigung ersparen. Als wir dann aber in den Wald hinausfuhren, um dort auf einem hübschen gedielten Platz einen kleinen Ball zu improvisieren, und alles im besten Gange war, wurde er so

dringend, daß mir nichts übrig blieb, als ihm meine Gegenwart zu entziehen und mein Heil in heimlicher Flucht zu suchen. —

War doch mein Herz zum Zerspringen voll!

Den ganzen Tag hatte ich schon wie im Fieber gelebt, die Sehnsucht nach Maurus hatte sich im physischen Schmerze gesteigert, und die Ungewißheit über seine Rückkunft mir seit mehreren Nächten den Schlaf geraubt. — Nun eilte ich, froh, dem lauten Freudenfeste und Udos Andeutungen entronnen zu sein, in blinder Hast auf den einsamen Waldwegen dahin, achtete nicht der Richtung, welche ich einschlug, und hielt erst an, als eine feuchte Waldwiese meiner Wanderung ein Ziel bot.

Hier war ich sicher, nicht gefunden zu werden; und gedämpft noch drang die Tanzmusik zu mir herüber, ein frischer Lufthauch kühlte meine heiße Stirn, und meine Pulse begannen ruhiger zu schlagen. Schon wollte ich mich auf einen Stein niederlassen, der hier einen natürlichen Ruhepunkt bildet, als etwas geschah, das mich wieder emporschnellen ließ und machte, daß mir das Blut in den Adern gerann.

Wenige Schritte von mir entfernt sah ich eine hohe Gestalt in grauer Jagdjoppe zwischen den Bäumen hervorkommen, müde, gesenkten Hauptes, wie von Kummer gebeugt, und schon wollte sich in freudiger Überraschung der Name „Maurus" über meine Lippen drängen, als ich plötzlich einen Knall hörte, einen Schuß aufblitzen sah und ein leichtes Wölkchen zu den Wipfeln emporstieg. — Einen Augenblick war ich wie gelähmt, dann stürzte ich vorwärts, fand Maurus lang ausgestreckt auf der Erde liegen und brach mit einem wilden Schrei bewußtlos neben ihm zusammen.

Als ich wieder zum Leben erwachte, glaubte ich zu träumen, Maurus stand vor mir, mit bleichem, verstörtem Antlitz zwar, aber vollkommen gesund, netzte mir die Stirn mit kaltem Wasser, und nannte mich mit tausend Liebesnamen. Als er mir aber forschend ins Antlitz sah und mich fragte, ob ich mich etwas besser befände, erinnerte ich mich des schrecklichen Vorfalls, und in Thränen ausbrechend stammelte ich leise:

„Ich dachte — ich meinte — ach Maurus, ich glaubte wahrhaftig, Sie wären tot."

„Aber weshalb, Liebchen, weshalb?"

„Ich hörte den Schuß — ich sah Sie fallen — ich entsann mich der furchtbaren Dinge, die man mir von Ihnen erzählt hat, und da — da —", ich stockte.

„Glaubten Sie, ich hätte zum zweitenmale versucht, meinem elenden Leben ein Ende zu machen! — Nein Döris, das that ich nicht, — Gott weiß, daß dieser Gedanke mir fern lag. — Es war ein Zufall, der Sie erschreckte, mit magischer Gewalt zog es mich zurück zu Ihnen, in Ihre Nähe! Wenigstens von fern wollte ich das geliebte Antlitz sehen, wenigstens erfahren, ob meine Ahnung richtig gewesen, ob man heute ein Doppelfest feiere. In Gedanken versunken ging ich dahin, mein Fuß blieb an einer Baumwurzel hängen, ich stürzte, und da ich die nötige Vorsicht nicht beobachtet hatte, löste sich im Fallen der Schuß. Er hat mir nicht den mindesten Schaden gethan, — aber Sie, Doris, Sie! —

„Oh, ich glaubte sterben zu müssen", sagte ich schaudernd, — „es war zu entsetzlich!"

Er machte eine Bewegung, als wollte er mich an sich reißen, aber er bezwang sich, und über mich hinwegblickend in die Zweige der Bäume, sagte er:

„Wie kommt es, daß Sie hier sind, Doris?"

„Ich, ich konnte es nicht länger ertragen", erwiderte ich leise, „meine ganze Seele lechzte nach Einsamkeit."

„Und Udo?" fragte er gespannt, „hat er noch nicht gesprochen, oder wollen Sie ihn nicht erhören?"

„Keines von beiden", sagte ich heftig. „Sie wissen, daß ich es nicht thun kann. Weshalb also quälen Sie uns beide?"

Einen Augenblick schwieg er, dann brach der Sturm seiner Leidenschaft los, und mich mit verzehrenden Blicken betrachtend, sagte er grollend:

„Weil ich selbst dich nicht besitzen will und besitzen darf, Doris, weil ich dich grenzenlos, hoffnungslos liebe, und du mir viel zu teuer bist, um dich zu mir herabziehen zu wollen! Der Mann, der dich heimführt, muß einen makellosen Ruf, eine reine Vergangenheit haben, er muß deiner würdig sein nach jeder Richtung hin. Ich, der Mohr, der Spieler, der Selbstmörder, kann es nicht wagen, die Hand auszustrecken nach dir, Geliebte, darf meine selbstverschuldete Armut nicht mit deinem fürstlichen Reichtum vereinen, und willst du nicht Udo durch dein Jawort beglücken, wirst du einen anderen finden, der deiner würdiger ist als ich. — Mir gehört nur dein Mitleid."

„Und meine Liebe, meine heiße, innige, namenlose Liebe", sagte ich und warf mich schluchzend an seine Brust, „meine Liebe, von der du einen schlechten Begriff haben mußt, wenn du glaubst, daß ich jemals von dir lassen könnte! Ob reich, ob arm, ob schön, häßlich, wir gehören zusammen, und nur der Tod soll uns scheiden."

Er zog mich an sich, er küßte meine Lippen, er streichelte mein Haar, er dankte mir in überschwenglicher Weise, aber er war doch noch nicht ganz überzeugt.

„Mein Liebling", murmelte er, „mein süßer Liebling, ich habe es gewußt, daß du mich liebst, habe mich berauscht an diesem Bewußtsein und Gott gedankt für den Lichtstrahl, den er mir sandte, — aber was wird die Welt sagen, wenn ich es wage, dich an mein verfehltes Dasein zu ketten, — die Welt, die mich schon einmal gerichtet? Wird sie mich nicht der niedrigsten Motive zeihen?" — —

Ich legte die Arme um seinen Hals und blickte vertrauensvoll in die geliebten Augen.

„Laß die Welt sagen, was sie will", flüsterte ich, „wir werden ihr unser Glück nicht zum Opfer bringen. — Mag die Vergangenheit noch so dunkel sein, hierinnen, in unsern Herzen, ist heller Tag, und selbst wenn ich es wollte, ich kann nicht mehr leben ohne dich, mein Geliebter!"

Endlich war er besiegt, endlich bat er mich, sein Weib zu werden, und ich empfand es als ein besonderes Glück, als eine besondere Gnade des Himmels, daß es mir vergönnt ist, durch meine Liebe einen Menschen zu retten, der, sich selbst überlassen, immer verbitterter, immer unglücklicher geworden wäre, ihm die Mittel zu gewähren, welche er braucht, um ein neues, würdiges, thätiges Leben zu beginnen. Meine Freiheit, die ich so unendlich hoch geschätzt habe, ich gebe sie gern hin für das köstliche Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, und was auch die Zukunft von mir fordern mag, sie soll mich zu allem und jederzeit bereit finden.

Was weiter geschah, fragst du? — Nun, die Neuigkeit erregte viel Sensation und offenes und heimliches Kopfschütteln von allen Seiten. Selbst Margaret kann sich nicht darüber beruhigen, daß ich gerade Maurus — den häßlichsten und wildesten der Mohre — gewählt habe, und Tante Mohrstein wird mir dies niemals verzeihen! — Zwar sprach sie mir in ihrer kühlen Weise ihren Glückwunsch aus, aber derselbe hatte durch den Hinweis auf das Wagnis, das ich unternähme, und allerhand versteckte Warnungen einen herben Beigeschmack, und gegen Manfred äußerte sie: „Maurus ist, wie immer, so auch hier, der Stein des Anstoßes, und seine Verlobung mit Doris die reine Satire auf meine Wünsche. — Sie haben sich nur dem Wortlaut nach erfüllt. Wie war es nur möglich, daß ich die Gefahr nicht sah? Aber es ist mir nun doppelt lieb, daß sie für euch gesorgt hat."

Udo nimmt die Sache tragischer als ich geglaubt, aber dies ist auch der einzige bittere Tropfen in meinem Freudenbecher, und mit der Zeit wird es auch ihm gelingen, seine Gefühle für mich in rein verwandtschaftliche umzuwandeln; besonders, da ich schon morgen Mohrstein verlasse. Meine Koffer sind gepackt; einige Tage habe ich in Berlin zu thun, und dann eile ich zu Dir, Dosia, um mich unter Deinen Flügeln zu bergen und das Recht zu gewinnen, den Geliebten meiner Seele öfter bei mir zu sehen. Aber nicht für lange! Sobald Maurus etwas Passendes gefunden, folge ich ihm in die neue Heimat, voll Dank gegen dieses gastliche Haus, und für immer unauflöslich verbunden mit der Familie der Mohre von Mohrstein.

Aufnahmen aus Deutschafrika: 2. Barmer Missionsstation Omaruru im Damaraland.

Aus Deutsch-Südafrika.

Als die ersten Wagen nach Groß-Namaqua kamen, gaben diese zu mancherlei Vermutungen unter den Eingeborenen Anlaß, da man die Wagen für lebende große Tiere hielt. Ein solcher Wagen, der dem Missionar Schmelen gehörte, brach einmal entzwei und wurde im Sande zurückgelassen. Eines Tages nun kam ein Buschmann zu dem Besitzer jenes Wagens und berichtete ihm, er habe seinen „Packochsen" schon lange Zeit in der Wüste mit zerbrochenen Beinen stehen sehen; da er aber nicht bemerkt hätte, daß er Gras bekäme, so fürchtete er, daß der Ochse bald vor Hunger sterben werde, wenn man ihn nicht fortschaffte.

Seit jener Zeit sind die von vier, fünf, sechs und mehr Paar Ochsen gezogenen Wagen das Hauptverkehrsmittel in Namaqua- und Damaraland geworden. Diese Tiere sind aber auch hier wegen ihrer Ausdauer unschätzbar und dieses um so mehr, als sie gleich gut zum Ziehen, Tragen und Reiten gebraucht werden können. Sehr brauchbar sind namentlich die Ochsen von der Damararasse, die merkwürdig schöne und stark gewundene Hörner haben. Auch die Länge derselben ist ganz unglaublich, denn man trifft oft Ochsen, deren Hörner an den Spitzen über zwei Meter von einander abstehen.

Der Ochsenwagen hat den Missionaren und den Europäern überhaupt zuerst das Dasein in der südafrikanischen Wildnis ermöglicht. Der Wagen wird mit so viel Vorräten bepackt, wie er fassen kann, ebenso werden auf Reisen alle Haus- und Küchengeräte mitgeführt. Der Wagen selbst bietet eine bedeckte Schlafstelle für die Nacht. Wo man ausspannt, hat man nur nötig Töpfe und Kessel loszubinden, die Stühle und den Feldtisch vom Wagen zu nehmen, und das Lager ist fertig. Den Afrikanern ist es nicht schwer, einen Wagenweg in ungebahntem Lande zu finden; meistens genügt es die ungefähre Richtung zu wissen, und dann geht es fort über Stock und Stein. — Auf diese Weise wird jetzt noch der Verkehr innerhalb des Damara- und des Namaqualandes hergestellt, von den im Norden gelegenen Barmer Missionsstationen, wie z. B. Omaruru, bis an die Südgrenze von Deutschafrika, die vom Oranjefluß gebildet wird. Hauptsache in diesem Lande wird stets der Bergbau bleiben, denn zum Ackerbau ist es, seines Wassermangels wegen, wenig geeignet. Die „Flüsse" sind fast alles nur periodische Regenflüsse. Groß-Namaqualand wird durch ungeheure Sandflächen charakterisiert, die von Bergketten durchzogen und dicht mit Quarz besäet sind, an dem sich das Sonnenlicht mit blendenden Strahlen bricht. Dornbüsche und Mimosen längs der Regenflüsse, vereinzelte Ebenholzbäume und Fettkräuter charakterisieren die Flora. Länger als sechs Monate wird das Land von den fast lotrecht fallenden Strahlen der Sonne verbrannt, der Regen, den starke Gewitter begleiten, ist periodisch und nur strichweise. Am untern Laufe des Oranjeflusses fällt überhaupt sehr wenig Regen. Brücken führen nicht hinüber zum britischen Gebiet; man passiert ihn auf Kähnen oder läßt sich an den Schwänzen der schwimmenden Ochsen hinüberziehen. Der Oranje ist ein schöner und malerischer Fluß, der an verschiedenen Stellen einen recht imposanten Anblick gewährt. An der Zendlings Drift, d. h. an der Furt der Missionare, ist er etwa zweihundert Meter breit. Die Ufer sind dort an beiden Seiten mit immergrünen Dornbüschen, Weiden, Ebenholzbäumen bedeckt, und das Wasser hat sich durch eine tiefe und malerische Schlucht durchgearbeitet, die auf beiden Seiten von steilen bis tausend Meter hohen Klippen umgeben ist. Aber das ganze Land ringsum ist wüst und öde. Ob der große Fluß jemals für den Verkehr Bedeutung haben wird? Er entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Neu-Garip und dem Kai-Garip oder Waal. Der vereinigte, an der Grenze des Kaplandes in tief eingeschnittenem Bette hinfließende Strom ist den größten Teil des Jahres sehr wasserarm und dann für die Schiffahrt unmöglich. Zu alledem kommt noch, daß an der Mündung eine große Sandbarre liegt, welche dem Einlaufen der Seeschiffe hinderlich ist.

Aufnahmen aus Deutschafrika: 3. Weg im Namaqualande mit Ochsenwagen.

Militärische Charakterbilder III.

Unser Sanitätskorps.

Vor einem halben Jahrhundert war ich als blutjunger Fähnrich bei dem Jägerbataillon einer kleinen deutschen Armee eingetreten. Wir standen in einem, abseits von den großen Verkehrswegen, aber malerisch an Fluß und Wald gelegenen Städtchen. Eisenbahnen gab es damals dort noch nicht. Wer auf Urlaub gehen wollte, mußte sich der vorsündflutlichen riesigen Postkutsche anvertrauen. Aber man war zu jener Zeit in solchen Dingen genügsamer, als jetzt. Wir lebten im besten Einvernehmen mit der Bürgerschaft des Ortes, lebten im wahren Sinne des Wortes herrlich und in Freuden und die in Moringen verbrachten Tage zählen noch heute zu den angenehmsten Erinnerungen des inzwischen durch das Leben vielfach herumgeworfenen Mannes. Doch ich will dieses Mal nicht von den in jener Garnison genossenen Freuden erzählen, sondern — wenn auch nur kurz und ohne meine freundlichen Leser gruseln zu machen — der körperlichen Leiden gedenken, von denen ich dort heimgesucht wurde.

Eine Krankenträgerübung. Originalzeichnung von R. Knötel.

Beim Voltigieren hatte ich mich übermäßig angestrengt. Ich fiel und zog mir eine erhebliche innere Verletzung zu. Wochenlanges Krankenlager war die Folge, eine innerliche Entzündung trat hinzu, und nur ein „operativer Eingriff“, wie man sich neuerdings zart ausdrückt, oder in meiner eigenen Sprachweise, ein „Schnitt“ konnte mir nach Ansicht der Ärzte das Leben retten.

Ich sehe sie noch vor mir, die beiden Äskulape, die übrigens in ihrer Diagnose und Behandlungsweise vollkommen recht gehabt haben. Ein ungleicheres Paar konnte es kaum geben. Der Assistenzarzt des Bataillons war ein junger, hochgebildeter Mann, den leider ein jäher Tod seinem Berufe frühzeitig entrissen hat, uns allen ein lieber Kamerad und mir auf meinem einsamen Krankenlager ein freundlicher Tröster und warmer Helfer. Er verstand mit leichter Hand zu untersuchen und zu verbinden, und hat mit manchem rechtzeitigen Donnerwetter meinen ungeschickten Burschen, den einzigen mir zur Verfügung stehenden Pfleger, dahin gebracht, daß dieser nicht immer zugriff, als ob er altes Eisen in den Fäusten habe. Dr. Hartung, der Oberstabsarzt, war ein Mann von ganz anderem Schrot und Korn. Er stammte noch aus der alten Schule, war früher im Jahre des Heils 1812 mit den Truppen des Königreichs Westfalen als Feldscheer in Rußland gewesen, und wenn er nach meiner festen Überzeugung auch wirklich etwas Tüchtiges gelernt hatte, so war er doch wohl nicht genügend mit der Zeit fortgeschritten. Die kleinen Garnisonen, der Mangel an Anregung von außen und an Verkehrsmitteln, um selbst mit der großen Welt Verbindung zu halten, mögen die hauptsächlichste Schuld daran getragen haben. Der alte Hartung machte seinem Namen Ehre, denn wenn er auch nach der Behauptung seiner Freunde, zu denen ich mich später zählen durfte, im Grunde seines Herzens gut und weich sein sollte, so traten diese Eigenschaften doch selten an die Oberfläche. Im allgemeinen erschien er rauh und rücksichtslos in seinem ganzen Auftreten. Vor allen Dingen konnte er die Stadt nicht leiden, in der er doch nun einmal leben mußte, und ich höre noch seine öfter wiederholte Behauptung, die stets große und dem schuldigen Respekt für den alten Herrn schnurstracks zuwiderlaufende Heiterkeit im Gefolge hatte, die Behauptung: „Wenn ich das große Los gewinne, so kaufe ich ganz Moringen — und brenne es ab!“ Gegen die Soldaten, die zu ihm ins Lazarett kamen, verfuhr er oft über die Gebühr hart und selbst grausam, namentlich dann, wenn er einen „Simulanten“ witterte. Und er hatte die Unglücklichen, die unter seine Finger kamen, oft in diesem Verdacht. So überschritt er einst seine Machtbefugnisse derartig, daß er einem Jäger brennendes Siegellack auf die entblößte Brust träufelte, konnte darin auch gar kein Unrecht erkennen, war vielmehr sehr erstaunt, als ihm von seiten des Kommandeurs, der ein ähnlicher alter Haudegen war wie er selbst, sehr ernste Vorhaltungen — wahrscheinlich durchaus nicht in ganz salonfähigen Redewendungen — gemacht wurden. Diese beiden hatten mich also „in der Mache“, um mich eines trivialen, aber in meiner engeren Heimat sehr gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen. Es war durchaus keine beabsichtigte Roheit, sondern entsprang lediglich seiner ganzen Art zu denken und zu handeln, daß der Oberstabsarzt eine halbe Stunde vor der beabsichtigten Operation in meinem Zimmer erschien, und buchstäblich vor meinen Augen, während ich vor Angst und Aufregung fast verging, seine Messer wetzte. Es dauere zu lange und sei auch zu teuer, meinte er gleichgültig mit dem ihm eigentümlichen breiten Lächeln, die Instrumente, die nun schon lange unbenutzt im Kasten gelegen hätten, nach der nächsten Universitätsstadt zum Schleifen zu schicken. — Mit den halbstumpfen Dingern haben sie dann an mir herumgesäbelt, und da man damals in Moringen noch kein Chloroform besaß und nur meine gesunden Nerven mich davor

Der Sanitätsdienst: Militärärzte in Thätigkeit. Originalzeichnung von R. Knötel.

bewahrten, in Ohnmacht zu fallen, so weiß ich genau zu berichten, wie das that. Ich kann aber zur Beruhigung ängstlicher Gemüter versichern, daß es nicht so schlimm war, wie man sich das wohl vorstellt. Trotz alledem haben aber die beiden „Pflasterkasten“ ihre Sache gut gemacht und mich so wieder zurecht geflickt, daß ich noch heute in vorgerückten Jahren eine ganz ansehnliche Figur mache.

Überhaupt habe ich die kleine Episode nicht niedergeschrieben, um meinem alten Dr. Hartung oder gar dem Dr. Liebe etwas am Zeuge zu flicken. Ich wollte nur meinerseits einen Beitrag liefern zu der allgemein anerkannten Thatsache, daß es zu Anfang unseres Jahrhunderts und noch bis gegen die vierziger Jahre mit dem Militärsanitätswesen keineswegs immer und überall zum besten bestellt gewesen ist.

Inzwischen hat sich indeß auf diesem Gebiete eine durchgreifende Wendung zum Bessern vollzogen. In Preußen hatte man damit begonnen, an die Tüchtigkeit der Militärärzte höhere Anforderungen zu stellen, den ganzen Stand in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung zu heben. Die anderen Armeen waren dieser Anregung gefolgt, und seit dem Bestehen des Deutschen Reiches sind die Militärärzte nicht mehr obere Militärbeamte, sondern durch die Schaffung des Sanitätskorps als Sanitätsoffiziere zu einem geschlossenen Verbande zusammengetreten. Die Sanitätsoffiziere gehen zum Teil aus den besonderen militärärztlichen Bildungsanstalten des Staates hervor, aber sie müssen den nämlichen Grad an Kenntnissen und technischer Geschicklichkeit nachweisen, wie die zur Privatpraxis zugelassenen Civilärzte; sie treten zunächst als Unterärzte bei den Truppen ein und vor ihrer Ernennung zum Assistenzarzt wird in einem von den sämtlichen Standesgenossen einer Division vorgenommenen Wahlverfahren ihre Würdigkeit zu dieser Beförderung und zur Aufnahme in das Sanitätsoffizierkorps anerkannt. Der Dienst in den Lazaretten ist streng geordnet. Überall herrscht Ordnung und Reinlichkeit; für sorgsame Behandlung, angemessene reichliche Nahrung und ein eigenes, gründlich ausgebildetes Wärterpersonal ist bestens gesorgt.

Die Sanitätsoffiziere haben schon im Frieden einen schweren und verantwortungsvollen Dienst. Ihre Thätigkeit muß sich im Kriege aber verdoppeln und verdreifachen und demgemäß ist seit Jahren Vorsorge getroffen, um das Los der verwundeten und kranken Soldaten besser zu gestalten, als dies früher möglich war. In den letzten Kriegen war die freiwillige Krankenpflege unter dem Zeichen des roten Kreuzes mit Erfolg bestrebt, dem Sanitätsdienste des Heeres hilfreich beizustehen. Diese Hilfe wird bei dem Massenaufgebote, das jede Armee jetzt unter die Waffen ruft, auch in Zukunft nicht zu entbehren sein, und das rote Kreuz, unter den militärischen Oberbefehl gestellt, wird zweifellos auch fernerhin Ersprießliches leisten.

Aber auch von seiten der Armee selbst muß namentlich dahin gewirkt werden, daß den Verwundeten möglichst rasch an Ort und Stelle ein zweckmäßiger Notverband angelegt werde, und daß mit einem Verwundeten nicht zwei oder drei „Drückeberger“ unter dem Vorwande, ihren Kameraden zum Verbandplatze zu geleiten, das Schlachtfeld verlassen. Das letztere geschieht durch Aufrechterhaltung einer straffen Disziplin zur Erreichung des ersteren Punktes; seit 1855 sind eigene Krankenträgerkompanien für den Kriegsfall gebildet.

Eine Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 28. Novbr. 1865 hat ferner angeordnet, daß schon im Frieden alljährlich von jeder Kompanie drei im zweiten Dienstjahre stehende Leute in den Wintermonaten durch die Ärzte als Krankenträger auszubilden sind, und im darauf folgenden Frühjahre treten die sämtlichen derart geschulten Mannschaften eines Armeekorps beim Trainbataillon, welches die nötigen Fuhrwerke stellt, zu einer zehntägigen Übung im Krankenträgerdienste zusammen.

Während dieser Zeit rückt dann gelegentlich eine Füsilierkompanie zum Felddienst aus. Die Leute lösen sich in eine Schützenkette auf und beginnen ein ernstes Gefecht mit einem unsichtbaren Feinde. Hier fällt ein Mann getroffen zur Erde, dort sinkt ein zweiter nieder und bald liegt die ganze Kompanie ausgestreckt auf dem Boden. Da naht die Kolonne der Krankenträger mit ihren Bahren. Jeder Verwundete trägt ein Täfelchen auf der Brust, auf welchem genau die Art der Blessur verzeichnet ist. Die Krankenträger legen kunstgerecht einen ersten Verband an, erquicken die vertrocknenden Lippen der Kameraden auch wohl durch einen Trunk aus der mitgeführten Labeflasche, die heute vielleicht gar den im Felde verpönten puren Schnaps enthalten mag, und tragen sie behutsam aus dem Bereiche des feindlichen Feuers heraus zu den Krankenwagen. Diese, besonders zu ihrem Zweck gebaut oder an Ort und Stelle aus Landfuhrwerk möglichst bequem hergerichtet, werden wieder zurückgeführt nach dem durch die Flagge mit dem roten Kreuz kenntlichen Verbandplatze. Dort sind nun die Ärzte in voller Thätigkeit, die Verbände nachzusehen und zu verbessern, Amputationen vorzunehmen, wo dies geboten ist, und die Opfer des Krieges in die Lazarette zu dirigieren. Am Übungstage überzeugt sich der leitende Stabsarzt von der erlangten Geschicklichkeit der Krankenträger und knüpft neue Belehrungen an deren mehr oder minder zufriedenstellende Leistungen. Die Füsiliere lassen sich das ruhige Daliegen und die ärztliche Behandlung ihrer gesunden Gliedmaßen mit vergnügtem Grinsen gefallen. Es ist einmal etwas anderes, als die täglichen Gewehrgriffe und der ewige Stechschritt. Da ertönt ein Kommandowort. Die Verwundeten und Kranken erheben sich mit einem Ruck, treten in Reih und Glied und marschieren fröhlich und wohlgemut der Kaserne wieder zu.

„So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage“, tönt es von frischen Männerkehlen durch die Luft, als bestes Zeichen, daß heute die Schrecken des Krieges nur zum Scheine heraufbeschworen worden waren, um späterem Unheil vorbeugen zu helfen.

Hermann Vogt.

Am Familientisch.

Ein arithmetisches Phänomen.

Multipliziert man die Reihe der Ziffern von 1 bis zur 9 mit Ausnahme der 8, also die Zahl 12 345 679, mit neun, so erhält man das Produkt 111 111 111. Das ist eine bekannte Thatsache. Multipliziert man obige Zahl mit 2 mal 9 (= 18), so erhält man selbstverständlich das Produkt: 222 222 222, mit 3 mal 9 (= 27) das Produkt: 333 333 333 und so fort bis zum Produkt: 999 999 999, wenn man die obige Zahl mit 9 mal 9 (= 81) multipliziert. — Damit sind jedoch die Eigentümlichkeiten, welche jene Zifferreihe in ihren Produkten zeigt, keineswegs erschöpft. Multipliziert man die obige Zahl mit 8, so bekommt man das Produkt:

12 345 679
8
98 765 432

also eine Zahl, welche je einmal sämtliche Ziffern (hier in umgekehrter Reihenfolge) mit Ausnahme der Zahl, welche die 8 zur 9 ergänzt (also der 1) enthält. Multipliziert man mit 7, so erhält man:

12 345 679
7
86 419 753

eine Zahl, welche aus sämtlichen Ziffern besteht mit Ausnahme derer, welche die 7 zur 9 ergänzt, also der 2. — Ebenso ergibt:

12 345 679 12 345 679 12 345 679
5 4 2
61 728 395 49 382 716 24 691 358

d. h. immer fehlt diejenige Ziffer, welche die Zahl, mit der multipliziert wurde, zur 9 ergänzt, also im ersten Falle die 4, im zweiten die 5, im dritten die 7. Ebenso fehlt, das wissen wir bereits, wenn wir die Zahl mit 1 multiplizieren, die 8.

Dagegen ergibt unsere Zahl, wenn sie mit 3 oder mit jedem beliebigen Vielfachen der 3 multipliziert wird, ein Produkt, welches eine periodische Zahl bildet:

12 345 679 12 345 679
3 6
37 037 037 74 074 074

Multipliziert man mit 9, so erhält man, wie oben bereits bemerkt, das Produkt: 111 111 111, natürlich ebenfalls eine periodische Zahl.

Damit sind aber die eigentümlichen Eigenschaften jener Zahl noch nicht erschöpft. Wir sahen, wenn man die Zahl mit 8 multipliziert, so fehlt in dem Produkte die 1; multipliziert man nun mit 2 mal 8 (= 16), so erhält man als Produkt: 197 530 864, d. h. die Zahl enthält je einmal alle Ziffern von 0—9 mit Ausnahme der 2, multipliziert man mit 4 mal 8 (= 32), so fehlt in dem Produkt

die 4, d. h. **es fehlt immer diejenige Ziffer, welche den Multiplikator zum nächst höheren Produkt der 9 ergänzt.** Multiplizieren wir z. B. mit 5 mal 7 (= 35), so muß in dem Produkte die 1 fehlen, multiplizieren wir mit 7 mal 2 (= 14), so muß in dem Produkte die 4 fehlen ꝛc. Anders dagegen verhält es sich, wenn der Multiplikator ein Vielfaches der 3 ist, denn dann bildet das Produkt stets eine periodische Zahl.

Alle diese Gesetze gelten jedoch nur, solange der Multiplikator nicht größer als 81 wird: bei höheren Zahlen treten andere Verhältnisse ein, die jedoch zum Teil auch besondere Gesetzmäßigkeiten zeigen. E. Harnack.

Der römische Dichter Ovidius in Sage und Legende.

In dem Städtchen Tomisvar in Rumänien hat man Mitte September v. J. den Todestag des Ovid gefeiert. Tomisvar steht auf der Stelle der antiken Stadt Tomi, und dorthin, in das damals so berüchtigte unwirtliche Land der Skythen, ward Ovid von Augustus verbannt, dort schrieb er seine Klagelieder, und dort starb er.

In seiner Geburtsstadt Sulmona (einst Sulmo) gibt es heutzutage keinen populäreren Namen als den des genannten Dichters, jedes Kind, jeder schlichte Bauer weiß von ihm zu erzählen, und überall nennt man ihn Viddio. Sulmona ist eine freundliche, wasserreiche Stadt in den Abruzzen, die bis zur Stunde auf ihren genannten Liebling stolz ist. Man zeigt die Stelle, wo angeblich das Haus des Ovid gestanden, ebenso die Reste seiner Villa vor der Stadt. — Dort bewacht sein Schatten verborgene Schätze, aber alle Jahre einmal, in der Nacht vom 23.—24. März um Mitternacht geht sein Schatten um, und man hört dann das Rollen seines Wagens. Im Gymnasium der Stadt befindet sich eine antike, stets mit Lorbeer gekrönte Statue, welche als die des Dichters bezeichnet wird, und noch nicht lange ist es her, da zeigte man in der Kirche St. Maria della Tomba in Sulmona ein mittelalteriges Marmorpult, an welchem Ovid gestanden und geistliche Vorträge gehalten haben sollte. Im gesamten Mittelalter genoß Ovid eine ähnliche Ehre wie sein Zeitgenosse Virgil. Sein Hauptgedicht, die Metamorphosen, betrachtete man als einen Kodex aller möglichen Weisheit. Wie man heute viele Verse des Ovid an den Wänden der Häuser in Pompeji findet, so wurden seine Lieder im Mittelalter abgeschrieben und auswendig gelernt, auch unzählige Male nachgeahmt. Nach seinem Grabe in Tomi ward oft genug wie zu einer Orakelstelle gewallfahrtet. T.

Amtliche Poesie.

Der Geheimrat von Schardt, Mitglied des Oberkonsistoriums in Weimar, sandte dem ihm eng befreundeten Herder, welcher dieser Behörde als Präsident vorstand, bei einem Jahresabschlusse ein Konvolut mit Akten, von folgenden Versen begleitet:

Hier folgen, Freund, die letzten Akten
Als Zeugen unsrer Freundschaftspakten;
Erinn're Dich beim künft'gen Lesen,
Daß ich treu Dir und dem Geschäft gewesen.
Und will der Arbeit Last Dir nicht behagen,
So denk an die Geduld, mit der ich sie getragen,
Gedenke, daß ein Freund von Deiner Art
Der einz'ge Lohn bleibt Deinem Schardt.

Herder antwortete darauf:

Wie bald, o Freund, wie bald ist es verschwunden,
Das lange Jahr mit seinen kurzen Stunden!
Was Dir einst Unlust, mir oft Sorge war,
Vorüber ist das kurze, lange Jahr.

Doch eins, o Freund! Eins sei uns nicht vorüber!
Vereinte Pflicht macht Menschen Menschen lieber;
Vergangne Müh' wird im Andenken süß,
Und Treue wird der Freundschaft Paradies.

Dank also Dir für Deine Hilf' und Treue!
Wirf nicht auf sie zurück den Blick mit Reue!
Du hörst nicht mehr der Kasten dumpfen Klang,
Hör' also noch mein reines: „Habe Dank!"

Einst sprach auch ich: „Hier sind die letzten Akten!"
Sind sie uns Ruhmes- oder Liebespakten?
Das weiß ich nicht! Eins weiß ich und gewiß:
Vollbrachte Müh' ist Lebensparadies. Herder.

Diese im Besitz der v. Schardtschen Familie wie ein Heiligtum aufbewahrte Reliquie gibt einen köstlichen Beitrag zur Charakteristik Herders als Amtsgenosse und Freund. R. F.

Gesundheitsrat.

Hel. v. B. in Berl. (u. M. v. H. in Sch.). Seit einiger Zeit leide ich an einem häßlichen Fußübel, einem stark ausgetretenen Ballen. Da es anfängt, auf unangenehme Art den Gebrauch der Füße zu beschränken, so wünscht mein Mann, daß ich etwas Ernstliches dagegen thue. Ich bin entschieden Feind aller Quacksalbereien, und möchte mich an einen Arzt wenden, haben Sie die Güte, mir einen Orthopäden in Berlin dafür zu nennen.

Der sogenannte Ballen der großen Zehe ist ebenso wie bei Ihnen bei jedem anderen Menschen vorhanden, wenn er die große Zehe in dieselbe Richtung und Stellung bringt, die Ihre permanent einnimmt, wenn er sie nämlich stark nach außen, nach der kleinen Zehe zu drängt. Der „Ballen" ist nichts als eine Stellungsanomalie der großen Zehe, welche nach außen gedrängt ist. Dadurch wird die Gelenkgegend, also der Kopf des Mittelfußknochens, hervorspringender und es macht den Eindruck von etwas Neuem, vorher nicht Dagewesenem. Bringen Sie Ihre große Zehe in eine gerade oder gar in eine etwas nach einwärts stehende Richtung, wie sie der natürliche Fuß, z. B. derjenige der Kinder oder unbeschuhter Leute zeigt — wir machen Sie zum Beweise dessen auf die Photographieen der kürzlich auch in Berlin gezeigten Singhalesen aufmerksam — so verschwindet sofort der Ballen (wenn er nicht, durch entzündliche Neubildung vergrößert, im letzten Stadium sich befindet). Die Frage seiner Beseitigung fällt zusammen mit der seiner Entstehung. Die Ursache der Entstehung des Ballens ist zu kurzes und in der Spitze, namentlich an der inneren Seite zu enges Fußzeug. Findet die große Zehe in der Richtung nach vorn nicht hinreichend Platz im Stiefel, drängt sie also vorn gegen das Oberleder, so weicht sie von der geraden Richtung ab dahin, wo sie Platz findet, d. h. nach der Kleinzehenseite. Dazu kommt noch ein Grund für diese Abweichung. Betrachten Sie einen Leisten, so werden Sie finden, daß derselbe, vornehmlich der für zweibälliges Damenfußzeug, völlig symmetrisch ist. Ein darüber gearbeiteter Stiefel bietet also an der für die große Zehe bestimmten Seite nicht mehr Platz, als an der Kleinzehenseite. Der Fuß ist aber weit entfernt, symmetrisch zu sein, vielmehr ist die Großzehenseite des Fußes fünf- bis sechsmal so dick und lang als die Kleinzehenseite. Also kann auch aus diesem Grunde die große Zehe nicht den ihr zukommenden Platz finden an der für sie bestimmten Stelle, sie muß also nach seitwärts ausweichen, um aus ihrer bedrängten Lage herauszukommen. Die Schuhmacher, die von diesen Verhältnissen keinen Begriff haben, „verbessern" nun den Schuh auf eine sehr verhängnisvolle Art: sie „arbeiten", wie sie verständnisvoll versichern, „das Oberleder heraus, damit der Ballen Platz bekommt" (an die große Zehe denken sie gar nicht). Dadurch wird aber das Übel nur ärger, jetzt **kann** die große Zehe gar nicht mehr gerade stehen, sie **muß** nach außen abweichen und der Ballen tritt immer mehr hervor. Die Zehe wird noch immer mehr nach außen abgelenkt und der Fuß kürzer, weil die Zehe nicht mehr so weit in gerader Richtung nach vorn reicht. Das folgende Paar wird nun noch kürzer angemessen und gemacht, der Ballen tritt immer mehr hervor und die große Zehe kommt auf oder unter die benachbarten Zehen zu liegen. Hat die Abweichung erst einen gewissen Grad erreicht, so wird das Übel sozusagen selbständig. Jetzt kommt auch der Zug der verschobenen Zehenmuskeln in demselben unglücklichen Sinne zur Geltung und er bringt gleichfalls die Zehe zu immer weiterer Abweichung. In diesem Stadium stellen sich auch entzündliche Prozesse in dem Gelenk der großen Zehe ein und nun vergrößert sich der „Ballen" auch selbständig. — Nach dem Gesagten sollte man denken, ein Stiefel, der vorn recht breit ist, müßte die Ballenbildung verhindern. Dem ist jedoch ohne weiteres nicht so, weil bei den üblichen symmetrischen Stiefeln die große Breite nicht der Großzehen-, sondern der Kleinzehenseite zugute kommt, die sie gar nicht gebraucht: die große Zehe leidet nach wie vor an Raummangel, während die Kleinzehenseite in Raumüberfluß schwelgt. Kein Wunder, wenn die große Zehe auch unter diesen Verhältnissen sehnsüchtig nach der Seite strebt, wo so viel überflüssiger Raum vorhanden ist. Die jetzt moderne Stiefelform trägt den Anforderungen der naturgemäßen Fußbekleidung doch **etwas** Rechnung. Wie Sie bemerken werden, liegt die Spitze der Stiefel nicht in seiner Mittellinie wie bisher stets, sondern mehr nach der Großzehenseite zu. Das ist aber lange noch nicht genug, und andererseits wird sie dabei bleiben? Wenn Sie sich also ein Paar Stiefel anmessen lassen, so muß das am nackten Fuß geschehen und zwar nachdem Sie die Zehe in eine ganz gerade Richtung gebracht haben. Außerdem müssen Sie von dem Schuhmacher verlangen, daß er die Sohle vorn 2 cm (bei dicker Zehe 3 cm) länger macht als das Fußmaß ergibt, denn sonst wird der Stiefel zu kurz fürs Gehen, wobei die Zehe nach vorn rutscht. Die Versäumnis dieser Vorsichtsmaßregeln ist schon für Unzählige die Ursache der Ballenbildung geworden. — Es wird zuweilen der Rat gegeben, zwischen die große Zehe und ihren Nachbar einen Wattebausch zu stecken, um erstere wieder nach innen zu drängen. Diese Maßregel erweist sich aber deshalb als ganz nutzlos, weil die große Zehe, die ohnehin schon viel stärker ist als die andern, ja von dem Oberleder an der andern Seite einen viel stärkeren Druck erfährt und nach innen ja gar nicht ausweichen kann; wird nun dabei etwas zur Seite gedrängt, so sind es die schwächeren kleinen Zehen. — Ein Arzt, der sich um die Klarlegung dieser Verhältnisse große Verdienste erworben hat, ist Prof. Starke in Berlin (Unter den Linden, nahe dem Brandenburger Thor; die Nummer ist uns entfallen). Wir empfehlen Ihnen seine Schriften: **Der naturgemäße Stiefel** (Berlin, Mittler & Sohn), und: **Die Mißgestaltung der Füße durch unzweckmäßige Bekleidung** (Volkmanns Sammlung klinischer Vorträge Nr. 194). Als Schuhmacher für naturgemäßes Fußzeug können wir Ihnen aus eigener Erfahrung empfehlen Herrn G. Schumann, W. Jägerstraße Nr. 9. Sehr mißgestaltete, ihrer naturgemäßen Form schon entbehrende Füße lassen sich natürlich nicht mehr mit einem naturgemäßen Stiefel bekleiden, aber auch für solche ist gesorgt durch die Firma Frohn, Brinck & Comp. (Unter den Linden. Passage), welche Fußzeug nach dem Gipsabguß des Fußes herstellt.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Kreisrätsel.

Ersetzt man die Zahlen des Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

1 2 3 4 5 eine Stadt in Italien,
5 6 7 ein Gebirge,
7 8 9 ein Fisch,
8 9 10 ein Getränk,
9 10 11 ein Kirchenfürst,
11 12 1 eine Himmelsgegend,
11 12 1 2 3 4 ein Fest,
12 1 2 3 4 ein Himmelskörper.

2. Algebraische Aufgabe.

$$\frac{\sqrt{pa\,pa\,\sqrt{a\,l^2m^2a}}}{a}\left(\frac{3}{5}ng+\frac{337}{1011}g-\frac{2359}{4044}nd+\frac{\sqrt{n^2g^2}}{n}+\frac{7}{12}nd-\frac{501}{835}ng+\frac{17}{19}rd+\frac{38}{57}g-\frac{799}{893}rd\right)=?$$

Bilderrätsel.

3. Citatenrätsel.

Der Anfang eines bekannten Gedichts besteht aus sieben Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden sieben Citaten enthalten sind, also das erste Wort in 1, das zweite in 2 2c.

1.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh, sieh vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg."

2.

Ich lieb' dich, mich reiz deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.

3.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

4.

Und der Jüngling sich also zum König wandte:
„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!

5.

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt;

6.

Rundgesang und Rebensaft
Lieben wir ja alle.

7.

Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 27.

Bilderrätsel: Ein Gassenhauer.

3. Rätsel: Gleim — Leim.

Schachspielaufgabe.

1. Sf5 — e3:	1. Kc3 — d4:
2. Se3 — d5:	2. Kd4 — d5:
3. Ta6 — d6 ‡	
A.	
1.	1. Kc3 — b2
2. Sc3 — d1 †	2. Kb2 — b1
3. c2 — c3 ‡	
B.	
1.	1. Kc3 — d2
2. Se3 — d5 †	2. Kd2 — d1. oder c1
3. Ta6 — a1 ‡	

1. Sternarithmogriph.

„Osterfest".

I. Olive
II. Selke
III. Tanne
IV. Elise
V. Ranke
VI. Feige
VII. Erbse
VIII. Seide
IX. Tulpe.

2.

Elisa, Elsa. — Mieder, Meder. — Wiesel, Wesel.

4. Schlüssel zum Rösselsprung.

Auflösung des Rösselsprungs.

Ostermorgen von E. Geibel.

Ihr sollt euch all' des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward,
Es ist ein inniges Erneuen,
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah;
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte:
Wacht auf! der Ostertag ist da.

5. Dreisilbige Scharade.
Abendmahl.

6. Dreisilbige Scharade.
Fastenzeit.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Die schöne Schläferin. Ein Bild aus der Rokokozeit, gemalt von E. Jeaurat. — Heinrich Heine und kein Ende. Von Th. H. Pantenius. — Zur tausendjährigen Gedenkfeier der Slaven-Apostel Cyrill und Methud. Von Hugo Warmholz. — Junge Friesin. Studienkopf von Johanna von Pritzelwitz. — Die Mohre von Mohrstein. Schluß. Erzählung von Germanis. — Aus Deutsch-Südafrika. Mit drei Illustrationen. — Militärische Charakterbilder III. Unser Sanitätskorps. Von H. Vogt. Mit zwei Illustrationen. — Am Familientisch: Ein arithmetisches Phänomen. Von E. Harnack. — Der römische Dichter Ovidius in Sage und Legende. — Amtliche Poesie. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. April 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 29.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen hielt in aller Tagesfrühe die schwere, prächtig vergoldete Staatskarosse des Ministers, mit sechs Pferden bespannt, auf dem Schloßhofe. Dahinter die Wagen seines Gefolges. Die gelb und blau uniformierten Postillone bliesen, die Vorreiter knallten mit den Peitschen, und das Personal des herzoglich Sachsen-Weißenfelsischen Hofes stand in ehrfurchtsvoller Haltung versammelt. Der Herzog erschien nicht, um seinem Gaste ein Lebewohl zu sagen, was dieser erwartet hatte.

Eine rote Wolke des Zorns fuhr über die Stirn des Scheidenden, als der Hofmarschall, verlegen stockend und in tiefer Ehrerbietung den Auftrag seines allerhöchsten Herrn kaum herausbringend, diese Thatsache anzeigte.

„Serenissimus sind nicht ganz wohl — hochfürstliche Durchlaucht bitten tausendmal um Entschuldigung“, stammelte der Hofmann, seine Befugnis unter dem strengen Blick des Verletzten überschreitend.

„Schon gut“, murmelte der Graf und bestieg seinen Wagen, ohne sich weiter um das versammelte Personal zu kümmern. Hennicke folgte und setzte sich zu seinem Gebieter. Brühl fühlte in diesem Augenblicke, daß er Johann Adolf gegenüber etwas gewagt habe, was dieser ihm nie verzeihen werde. Aber war er nicht im Besitze der Macht? Er hielt sich dem Herzoge weit überlegen, und in seiner Stellung war er's in gewisser Weise. Jetzt murmelte er, indem er sich in die seidenen Kissen seines Wagens zurücklehnte und den Schloßberg hinabfuhr: „Der Thor, mit mir zu boudieren!“

„Eure Erlauchte Exzellenz werden Herrn Johann Adolf nicht mehr zu schonen belieben?“ zischelte Hennicke an seiner Seite.

„Schweig Er!“ herrschte der Minister seine Kreatur an. „Jeder muß wissen, was er auf seinem Platze zu thun hat; mein Denken und Vollbringen ist ein anderes als das Seine.“

Hennicke verbeugte sich und lehnte sich gleichfalls in die Wagenecke zurück.

Die vor dem Schloßportal Zurückgebliebenen fühlten sich allesamt erleichtert nach diesem Scheiden, am meisten Daniel von Storke. Er meinte, die Versuchung wende ihm jetzt endgültig den Rücken, und in der reinen Herrlichkeit des Sommermorgens begriff er kaum, daß er in voriger Nacht nicht bestimmter abgelehnt, nicht entschiedener alle Gedanken an die Möglichkeit, jene schwarze Intrigue anzuzetteln, abgewiesen habe. Dann fand er sich „klug“, daß er den Gefährlichen nicht durch entschiedenen Widerspruch gereizt, daß er alles auf Schrauben gestellt, und hoffte auf den Wechsel der Zeiten, auf eine unvorhergesehene Rettung vor dem „andern“, welcher nach ein paar Jahren von dem Minister ausgesandt von diesem nichtswürdigen Hennicke instruiert werden würde. Es blieb ihm aber heute wenig Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, da für diesen Tag, zur Nachfeier der gestrigen Taufe und zur Unterhaltung der noch anwesenden oder wieder geladenen Gäste, ein Reitfest in der Manège stattfinden sollte, zu dem ihm als Oberstallmeister hauptsächlich die Vorbereitungen oblagen.

Auch der Hofmarschall, dem es gestern wie eine Ehrensache erschienen war, den hohen Gast festzuhalten, um ihm zu zeigen, was der Hof von Weißenfels leisten könne, atmete wie einer Gefahr entronnen auf, als er sich beim Verschwinden des Galawagens aus seiner devotesten Verbeugung emporrichtete; die üble Laune des Ministers hatte ihn erschreckt.

Was lag ihm heute alles zu thun ob! Zuerst sollte der Hof ein feierliches Gebet in der Kapelle — für den hohen Täufling und die herzogliche Familie — anhören; dann fand ein Karussell in der bekränzten Manège statt; ein Diner von

hundert Gedecken im Speisesaale, abends Theater, ein Schäferspiel mit Ballet folgten. Man würde nicht erheblich hinter Dresden zurückbleiben, — es war doch vielleicht schade, daß jener Kenner gegangen.

Nach dem Morgengottesdienst hatte sich die ganze hohe Gesellschaft wieder zurückgezogen, um für das Karussell eine neue stattlichere Toilette zu machen.

Das herzogliche Paar sollte unter Vortritt von Läufern, Heiducken und Mohren in einer reich vergoldeten Galaportechaise nach der nicht weit vom Schlosse gelegenen Reitbahn getragen werden. Den vornehmsten Damen der Gesellschaft widerfuhr die gleiche Ehre. Die Kammerfräulein und jüngeren Damen, die das Karussell mitritten, hatten sich schon eher in den Festräumen einzufinden.

Die Manège, ein neben dem Park gelegenes, stattliches Gebäude von vierhundert Fuß Länge und sechzig Fuß Breite, war zu dem heutigen Zweck stattlich herausgeputzt. Fahnen und Wappen von Blumengewinden und grünen Zweigen umgeben, schmückten das mit arabeskenreichen Steinhauerarbeiten ausgestattete Portal. Die hohen Fenster waren sämtlich ausgehoben, so fand die warme Sommerluft freien Durchgang, duftige Blumengehänge und junges Grün zierten die Öffnungen von innen und außen. Auf der einen kurzen Seite lag nur wenig erhöht die prächtige Hofloge, von den Sitzreihen der Gäste amphitheatralisch umgeben. Der Hofloge gegenüber befand sich der Eingang in Garderoben und Stallungen. Darüber erhob sich der Balkon für die Musik. Der ganze Innenraum war mit großen Wappenschildern, Emblemen, schön geordneten Waffen, Fähnchen und Kränzen ausgeschmückt.

Die Gesellschaft der Zuschauer hatte sich auf der Tribüne eingefunden und stand erwartungsvoll neben den Sitzen, dem Erscheinen des herzoglichen Paares entgegensehend. Eine bunte Fülle von Seide und Samt, Goldstickerei und Spitzen, blitzendem Edelgestein, nickenden Straußfedern, wehenden Fächern, gemaltem Rosenteint, parfümiertem Puder und erwartungsvoll funkelnden Augen.

Den Zuschauern gegenüber hielten auf scharrenden Rossen diejenigen Kavaliere, welche das Spiel zu eröffnen hatten, während Stallmeister, Stallknechte und Diener in der herzoglichen Livree passend verteilt, das festliche Bild vervollständigten.

Da erdröhnten von außen die drei Kanonenschüsse, welche die Ankunft der höchsten Herrschaften ankündigten. Alle Blicke richteten sich auf die Hofloge, Herzog und Herzogin traten ein und begrüßten die sich tief verneigende Versammlung, während ein rauschender Tusch von Trompeten und Pauken ihnen entgegen tönte.

Man nahm allerseits Platz. In der vordersten Reihe der Hofloge saß das hohe Paar allein auf vergoldeten, mit rotem Samt beschlagenen Armstühlen; hinter der Herzogin mußte die Französin mit dem kleinen August Adolf auf dem Schoß ihren Platz nehmen, die zärtliche Mutter that es nicht anders; den Hintergrund der Loge füllte nach Rang und Würden der herzogliche Hofstaat, so weit er sich nicht bei der heutigen Aufführung beteiligte.

Mit einer pomphaften Anrede fragte der Oberstallmeister die hochfürstlichen Durchlauchten, während er sein Pferd zwang vorn niederzuknieen, ob das Festspiel beginnen dürfe? Der Herzog bejahte die Frage mit gnädigem Wink, und die erste Abteilung ritt vor.

Dann kam das große Karussellreiten mit Damen, welche es im Ringstechen den Herren fast gleich thaten; endlich die Quadrille der vier schönen Kammerfräulein der Herzogin mit den ersten Kavalieren des Hofes.

Rosa von Bünau mit dem Oberjägermeister Graf Luja ritt voran. Das Mädchen sah reizend aus in seiner kleidsamen Tracht. Ein dreieckiges Federhütchen saß keck auf den gepuderten Locken, das frische, schelmische Gesicht lachte fröhlich darunter hervor. Ein dunkelrotes Samtjäckchen mit breiten Aufschlägen und Goldborden, ein grauer, goldgestickter Rock vervollständigten die schöne Tracht. Der schlanke Kavalier neben ihr, mit den edel geschnittenen Zügen und der vornehmen Haltung, trug dieselben Farben.

Die blonde Jakobine von Wolfhart mit Kurt von Zscheplitz, in lila und orangegelb gekleidet, bildeten das nächste Paar. Ulrike von Ebeleben mit dem Kammerherrn von Haineburg und Komtesse Leonore Gauwitz mit dem Obermundschenk Edler von Hagenest schlossen sich an. Der Oberstallmeister kommandierte die Quadrille.

So sicher und gewandt Rosa auch den patzigen Fuchs, ihre „Bella“ führte, so rasch das elegante Tier allen Hilfen folgte, so beobachtete doch Graf Luja mit einer Art väterlicher Sorge alle Bewegungen seiner Dame, dies ging soweit, daß sie ihn manchmal neckend erinnern mußte, wenn die Reihe an ihn kam, eine Tour auszuführen.

„Was sorgen Sie nur um mich, Graf“, flüsterte sie ihm zu, „ich helfe mir schon, aber Sie sind zerstreut.“

Später entgegnete er ihr: „Mir ist, als hätte ich eine Verantwortung für Sie.“

„Welch guter — Onkel Sie sind!“

„Kleine Spötterin!“

Wenn Graf Luja mit seiner Dame flüsterte, schien es, als ob Daniel von Storke das Tempo seines Kommandos beschleunige. Das sauste in Volten, Chaine, Sternfiguren und muntern Galoppaden durch die Bahn, hie und da scheinbar entfesselt und doch durch ein gemeinsames Band der Unterordnung unter des Oberstallmeisters Befehl zusammengehalten.

Endlich nahte das Ende des Spiels, die vier Paare hielten aufmarschiert vor der herzoglichen Loge, um, nachdem sie sich hier tief verneigt, die Bahn zu verlassen. Aber statt wie sonst mit seinem frohen Lächeln den Gegengruß zu winken, erhob sich der Herzog, trat bis an die Brüstung der Loge vor und rief:

„Trefflich sind Sie geritten, meine Damen, alles ging in bester Harmonie. Ich möchte nun aber sehen, wie Sie sich gegen Ihre Partner, wenn es Kampf gilt, zu verteidigen wissen. Diese goldene Rose will ich unter Ihnen verlosen; wer das Kleinod gewinnt, befestige es an seiner linken Schulter, das Los erwähle unter sämtlichen berittenen Herren Ihren Widersacher, der versuchen muß, Ihnen den Schmuck zu rauben. Verteidigen Sie sich gut; nur Trab und Galopp wird geritten. Ihr Tuch, Herzogin.“

„Ist dies Spiel nicht gefährlich?“ fragte Herzogin Friederike, deren zarte Natur alles wilde Thun verabscheute, indem sie ihrem Gemahl das Spitzentaschentuch darreichte.

„Gefährlich?“ rief er munter, „vielleicht für die Herzen, denn was sich verweigert, gewinnt an Wert.“ Er schlang mit geheimnisvollem Gebärdenspiel, mit Nicken und Winken zu den hübschen Kammerfräulein hinüber, einen Knoten in des Tuches Ecke, legte verborgen, daß keines der glänzenden Augenpaare seinen Kunstgriffen zu folgen vermochte, die Zipfel in seine Hand und hielt nun die geschlossene Faust über die Brüstung hinaus. Sein rötliches Gesicht mit dem in die Höhe gewichsten dunklen Schnurrbart leuchtete in Frohsinn und Schelmerei, er forderte die Mädchen auf, heran zu kommen, und rief einmal über das andere: „Jeu de rose, mesdames! Jeu de rose!“

Die vier Kammerfräulein ritten vor, sie trieben ihre Rosse bis dicht an die Brüstung, legten sich klopfenden Herzens und begierig die Rose zu gewinnen, über des Pferdes Hals, reckten die feinen Händchen und hatten endlich jede einen Zipfel gefaßt.

Der Herzog ließ los.

Rosa von Bünau hielt die Ecke mit dem Knoten.

„Ah unsere kleine Bünau!“ rief der Herzog zufrieden. „Kommen Sie heran, ma belle, dicht an die Barriere, ich will Ihnen selbst die Rose anstecken. So mein Kind, nun seien Sie tapfer, seien Sie spröde, hüten Sie Ihr Kleinod vor räuberischen Händen!“

„Ich werde mein Bestes thun, Durchlaucht“, entgegnete das schöne Mädchen, richtete sich höher auf und ließ das leuchtende dunkle Auge fast herausfordernd über den Kreis der jungen Männer gleiten.

Die drei anderen Damen hatten sich zurückgezogen, da-

gegen ritten jetzt alle Herren in die Bahn, welche am heutigen Spiel beteiligt gewesen waren.

Der Herzog schickte den Kammerherrn vom Dienst hinaus, daß er die Herren losen lasse. Während alle sich dazu drängten, gelangte Luja noch einmal an Rosas Seite.

„Exponieren Sie sich nicht — seien Sie vorsichtig, Fräulein von Bünau", flüsterte er mit einem besorgten Blick seines ernsten blauen Auges.

„Ja, ja", erwiderte sie ungeduldig, „ich kann mich auf meinen Fuchs verlassen."

Kurt von Zscheplitz ging als Sieger aus dem Glücksspiel hervor, er zog das Los, welches ihn zum Kampf um die Rose bestimmte. Ein Freudenlaut entfuhr ihm, und strahlenden Blickes wandte er sich in den Bügeln nach seiner Partnerin um. Er hielt sein Los hoch und rief: „Ich hab's, ich hab's, ich muß die schöne Rose gewinnen."

„Zscheplitz möchte lieber die Mädchenrose als die goldene", flüsterte der Kammerherr von Haineburg dem Oberstallmeister zu.

„Das möchte wohl mancher", knirschte dieser leise.

„Was gilt die Wette? Die Herrschaften sind dafür; er bekommt sie!"

Herzog und Herzogin hatten sichtlich befriedigt die Köpfe zusammengesteckt, als der Kammerjunker sein großes Los emporhielt. „Eine hübsche Fügung", meinte die hohe Frau, während ein liebevoller Blick die schöne Reiterin streifte.

„Es wird sich machen", erwiderte Johann Adolf lachend, indem er seinen Bart hinaufstrich. „Und nun, meine Herren, freie Bahn!" rief er hinaus. „Musik, eine lustige Weise! Los, Zscheplitz, versuche Er sein Heil!"

Einen Augenblick maß sich das junge Paar, dem jetzt der weite Raum gehörte, mit prüfenden Blicken, dann jagte Kurt auf das Mädchen zu. Rosa wich aus, er schoß vorbei, sie floh, er hinterdrein; es galt ihre linke Seite, wo das Kleinod steckte, zu gewinnen. War er aber nahe, so warf sie mit keckem Ruck ihr Pferd herum, rief: „Hopp, Bella!" und dahin flog sie auf die andere Seite der Bahn. Verfolger und Verfolgte wurden beide immer eifriger; entrann sie ihm mit einer kühnen Wendung, so brach im Publikum ein Beifallssturm los, auch der Herzog rief bravo und klatschte; so sehr er eine Vereinigung wünschte, nahm sein großmütiger Sinn sich doch unwillkürlich der schwächeren Partei an.

Aber war diese behende, scharfblickende, sichere Reiterin wirklich der schwächere Teil? Den Zuschauern drängte sich bald die Überzeugung auf, daß sie es nicht sei. Zscheplitz, ein so anmutiger Jüngling er war, besaß wenig männliche Energie, das schlaffe Muttersöhnchen blickte immer wieder durch. Seine Begeisterung hielt nicht vor, sein Wollen verloderte wie ein Strohfeuer. So war es mit ihm im Leben, so jetzt im Spiel. Biß er auch die Zähne zusammen, riß und spornte er auch seinen Gaul, Rosa war immer gewandter als er.

Da sie erkannte, daß er ihr nicht gewachsen sei, fing sie an mit ihm zu spielen. Sie trabte auf ihn zu, umkreiste ihn, ließ sich fast erreichen und entfloh doch immer zur rechten Zeit mit leisem Kichern vor seiner ausgestreckten Hand.

Das feine Gefühl der Herzogin riet ihr, das Spiel nicht weiter gehen zu lassen. Es mußte sich bei dieser öffentlichen Bloßstellung des Kammerjunkers in dem Herzen der beiden jungen Leute, die für einander schlagen sollten, eine Mißstimmung festsetzen. Auch waren des jungen Mannes Eltern unter den Gästen, und denen wollte die Herzogin ihren Liebling gern im günstigen Lichte zeigen. So fesselnd also der kleine Krieg zwischen dem Pärchen auch noch immer auf die Zuschauer wirkte, so schien es Friederiken doch genug, und sie begann mit dem Herzoge zu flüstern. Er nickte zustimmend, winkte der Musik zu schweigen, und rief: „Oberstallmeister!"

Storke, der am Eingange der Bahn auf seinem großen Braunen hielt, sprengte auf seines Herrn Ruf durch die Manège heran. „Bring Er mal dem Zscheplitz Sukkurs!" rief ihm der Herzog entgegen. „Sehe Er zu, ob Er mit dem Junker zusammen die Rose erbeutet. Es ist doch 'mal nicht anders, dem starken Geschlechte gebührt der Sieg, und das schwache ergibt sich gern, wenn's mit Anstand geschehen kann."

Das: „Zu Befehl, Durchlaucht!" von seiten des Oberstallmeisters klang wie ein triumphierendes Frohlocken.

Er wandte sein Pferd und jagte direkt auf Rosa zu, die Musik setzte mit hellen Fanfaren wieder ein, Zscheplitz gab seinem Schimmel die Sporen, galt es doch nun erst recht, die Siegesbeute zu gewinnen, und eine tolle Jagd begann.

Ein paarmal wußte das gewandte Fräulein durch unerwartete Wendungen ihren Verfolgern zu entrinnen, Daniel von Storke war aber ein zu überlegener, energischer Reiter, lange konnte sie ihm nicht widerstehen.

Seltsame Empfindungen regten sich in Storkes leidenschaftlicher Seele während dieses kurzen Kampfspiels. Er hatte der Hoffnung auf des schönen Mädchens Besitz während der letzten vierundzwanzig Stunden Raum gegeben. Ein abergläubisches Gefühl raunte ihm zu, sie selbst ist die goldene Rose, wer die hat, dem wird sie zu eigen! Er wollte siegen! Die ganze Wildheit seiner Natur flammte aus seinen schwarzen Augen. Also entschlossen und zusammengefaßt, gelang es ihm bald, ihre linke Seite zu gewinnen.

Rosa, bezaubert von seinem Blick, fühlte Schrecken durch ihre Glieder rieseln, der Junker gelangte eben auf ihre andere Seite, so drängte man sie mit des Rosses Kopf gegen die Wand. Sie konnte ihren Fuchs weder nach rechts noch links herumwerfen, sie mußte sich ergeben.

Schon berührte Storkes Hand ihr Kleinod; da, einem unwiderstehlichen Antriebe folgend, riß das Mädchen selbst die Rose von der Schulter und reichte sie Kurt Zscheplitz.

Mit einem Freudenruf preßte dieser seinen Gewinn an die Lippen, erhob ihn hoch und sprengte damit vor des Herzogs Loge, der, samt allen Zuschauern, ihm Beifall spendete.

Storke erbleichte sichtlich, als Rosa ihm dies anthat. Er warf sein Roß herum und knirschte unhörbar: „Nun erst recht zwing' ich's — nun muß sie mein werden!"

Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich Rosas, als sie von Zscheplitz geleitet und mit Artigkeiten überhäuft die Bahn verließ. Sie wußte selbst nicht, warum sie so gehandelt hatte. Eine sonderbare Furcht vor Daniel von Storke, den sie bisher gern gehabt, war plötzlich in ihr übermächtig geworden.

Der Herzog rief den Oberstallmeister wieder heran. „Er hat seine Sache gut gemacht", sagte der Fürst gnädig, „nun aber reit' Er mir zum Schluß noch meinen neuen Dunkelbraunen in der hohen Schule vor!"

Storke ließ sich das neue Pferd bringen; mit finsterer Stirn gebot er, die höchsten Barrieren zum Übersetzen, die es gab, in der Bahn aufzustellen.

Der kleine Prinz ward auf dem Schoße seiner Bonne unruhig; so sehr er sich bis jetzt über das bunte Treiben mit Händeklatschen und Jauchzen gefreut hatte, nun war seine Geduld zu Ende.

„Geben Sie mir den Kleinen, Mademoiselle", sagte die Herzogin und nahm ihr Kind selbst auf den Schoß.

Mittlerweile war der Oberstallmeister fertig; in zornig gereizter Gemütsstimmung begann er nun mit leichter Hand und festen Schenkeln, das bronzefarbene Gesicht voll düsterer Energie, seine Meisterleistung in der Reitkunst.

Jeglicher Forderung mußte das unbändige Tier, bezwungen von des Reiters Willen gehorchen; zuletzt kam das Übersetzen; in immer schärferem Tempo führte Storke den Dunkelbraunen vor die Hürden, immer gewaltiger wurden die Sprünge, unbeweglich blieb der Reiter.

Schon wollte der Herzog ein „halt!" gebieten, so prächtig der Anblick auch war, da sauste noch einmal das mächtige Roß in hohem Bogen über das Hindernis, der Sprung trug es etwas näher als sonst an die herrschaftliche Loge. Der kleine Prinz schrie ängstlich auf; das Pferd stutzte, stieg hoch empor und schlug mit seinem Reiter hintenüber.

Zahlreiche Stallbediente liefen herzu; die Aufregung unter den Zuschauern war allgemein.

Als Daniel von Storke sich schwindelnd wieder erhob,

traf sein erster Blick in das ängstlich gespannte Gesicht eines Mädchens, welches sich, mit beiden Händen auf die Brüstung der herzoglichen Loge gelehnt, weit zu ihm vorbeugte. Nur für eines Atemzuges Länge senkten sich ihre Augen in einander; er fühlte, daß ihm heiße Liebe entgegenloderte. Das Mädchen, welches jetzt rasch zurücktrat, war Clemence Bernard, die Bonne des kleinen Prinzen.

Das herzogliche Paar sprach dem Oberstallmeister Lob und Bedauern aus.

„Ich fürchte, mein unruhiger kleiner Knabe trägt die Hauptschuld an Ihrem Unfall“, sagte die Herzogin entschuldigend mit ihrer sanften, freundlichen Stimme.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Diner saß Rosa von Bünau im Salon der Herzogin auf einem niedrigen Tabouret zu den Füßen ihrer Gebieterin. Die beiden Damen plauderten miteinander von dem Verlauf der Festlichkeiten.

„Es freut mich, Kind“, sagte die Herzogin Friederike, „daß du den Takt bewiesest, die goldene Rose dem Kammerjunker zu geben. Der gute Zscheplitz hatte sich so redlich darum bemüht.“ Sie fuhr bei diesen Worten liebkosend über die runde Wange des Mädchens und blickte das schöne junge Geschöpf mit mütterlicher Zärtlichkeit an.

Rosa war noch in ihrem Dinerkleide von goldgelbem Damast, ihr schwarzes Haar besaß die Eigentümlichkeit, den Puder nur teilweise anzunehmen, es schimmerte stets blaugrau durch, und die beiden Locken, welche in den Spitzenkrausen ihres Ausschnitts lagen, waren fast schwarz. Ihre Wange hatte sich vor Freude über die liebevolle Berührung der angebeteten Herrin tiefer gerötet, ihr dunkles Auge blickte in feuchtem Schimmer dankbarer Hingabe zur Herrin empor, und die feine Hand derselben ergreifend und an ihre Lippen ziehend sagte sie: „Wie glücklich bin ich, nach Eurer Durchlaucht Sinn gehandelt zu haben!“

„Ich gestehe, daß ich einigermaßen davon überrascht war,“ fuhr die Herzogin fort, und bog an einer dunkelroten Rose, die in dem Lockenaufbau ihres Lieblings steckte. „Baron Storke berührte schon den Preis, da gabst du ihn dem andern. Bisher nahmst du des Oberstallmeisters Huldigung so erfreut entgegen, daß ich zu fürchten begann, meine Kleine sei ihres Herzens nicht mehr ganz sicher —“

Die Herzogin brach ab, als sie das tiefe Erröten, den Schreck in des Fräuleins Antlitz sah.

„Ich will mich ja nicht in deine heiligsten, vielleicht noch ganz unklaren Empfindungen drängen, mon enfant,“ sagte sie sanft, „aber du weißt, daß ich kein Vertrauen zu Daniel von Storke fassen kann, obgleich mein Gemahl ihn so hoch schätzt. Außerdem ist er gänzlich ohne Vermögen, du selbst bist nicht reich, und der gute kleine Zscheplitz kann dir ein glänzendes sort bereiten.“ — „Aber ich denke noch gar nicht daran mich zu vermählen —“ stammelte Rosa. — „So will ich für dich daran denken,“ entgegnete die Herzogin mit einer leisen Schelmerei. — Da umschlang Rosa die Kniee der hohen Frau, drückte ihren Kopf dagegen und flüsterte zärtlich: „Möchte meine Gebieterin mich entfernen? O dulden Sie mich hier, ich weiß kein besseres Plätzchen für mich auf der weiten Welt!“

Die Herzogin beugte sich nieder und küßte das Mädchen. „Ohne deinen eignen Wunsch lasse ich dich nie von mir,“ sagte sie innig. „Aber nun geh, ich möchte zu meinen Kindern, und eigentlich bedürfen wir auch beide des Ausruhens, um für die Abendfete frisch zu sein. Mit wem tanzest du im Schäferspiel?“

„Mit Kurt von Zscheplitz.“

„Ah, das freut mich! Bezeige dich auch liebenswürdig gegen seine Eltern.“

Das junge Mädchen warf den Kopf auf, ohne zu antworten, und die Herzogin verließ den Salon.

Sie durchschritt ihr Vorzimmer und Schlafgemach und begab sich zu ihrem jüngsten Söhnchen, welches sie heute, in Anspruch genommen durch die Festlichkeiten, nur flüchtig gesehen hatte. Es war ein großes, sonniges Zimmer, in welchem Frau Lotte, die Amme, mit dem Kleinen vor einem der drei Fenster saß. Außen stand auf der nächsten Terrasse unterhalb des Schlosses eine mächtige Roßkastanie, deren große Blätter fast ins Fenster hingen. Der Hofmedikus hatte gemeint, die Südseite sei für Kinder- und Schlafzimmer äußerst wohltätig, ganz besonders aber, wenn wie hier, etwas schattendes Grün der Luft gesunde Frische mitteile.

Die Amme war eine hübsche behäbige Person, die sich äußerst wohl in ihrer guten Lage befand. Sie herzte den Kleinen und ließ sich nicht stören, als ihre Gebieterin herantrat.

„Es freut mich,“ sagte diese gütig, „daß Sie Ihr Prinzchen gern hat. Sehnt Sie sich nicht nach Haus?“

„I bewahre, Gnaden Durchlaucht, hab's noch nie so gut gehabt.“

„Aber Ihr eigenes Kind?“

„Den zieht meine Mutter auf.“

„Sollen wir Ihr Söhnchen einmal kommen lassen?“

„Na, wozu?“ lachte die Person und zeigte alle ihre gesunden Zähne.

Die Herzogin war's zufrieden, sie konnte sich keine vollere Hingabe wünschen; auch der daneben beschäftigten Wärterin glaubte sie vertrauen zu können. Erleichtert wandte sie sich, um nach dem kleinen August zu sehen; da kam ihr Söhnchen, flink wie eine Wachtel und begleitet von Mademoiselle Bernard, durch ihr Schlafzimmer gelaufen.

„Ich habe mir während des Diners Sorge gemacht,“ sagte die zärtliche Mutter, das Kind in ihren Armen auffangend, „ob ich meinen Liebling auch zu lange beim Karussell behalten. Finden Sie den Kleinen nicht aufgeregt, Mademoiselle, hat er gut gegessen?“

Die Antwort fiel befriedigend aus, und die Herzogin fuhr fort: „Es ist ein schöner Nachmittag, die Wärme hat nachgelassen, bis halb sieben könnten Sie noch mit dem Prinzen in den Park hinuntergehen.“ — Die Bonne verneigte sich und zog sich zurück; die Kammerfrau mit ihren Gehilfinnen stand bereit, um die Gesellschaftstoilette der Herzogin für den Abend zu verändern. Kurze Zeit darauf befand sich Clemence Bernard mit der Wärterin, die den kleinen Prinzen trug,

Vor der Scheibe. Originalzeichnung von R. Knötel.

Hallali

Es stampfen die Rosse, das Jagdhorn erschallt,
Vom Schlosse hoch zieht es zum grünenden Wald!
Jung Walter im Zuge mit Rüde und Speer,
Er reitet gar stolz und verwegen einher!

Der schönste der Knappen im weiten Revier,
So tummelt er mutig sein schäumendes Tier
Und drängt es dann hastig dem Falben zur Seit',
Da reitet die schönste, die wonnigste Maid!

Wie weht ihrer Locken Fülle so kühn,
Wie blinket ihr Auge im Liebesglühn!
Es wohnt ihr die Treue im Herzen wie Gold,
Ihm ist ja die Holde vor andern hold.

Laut klingen die Hörner zur eiligen Jagd,
Jung Walter doch reitet bei Seite jetzt sacht,
Im Walde an rauschender Eiche Fuß
Hat heut ihn entboten der Liebsten Gruß!

So sprengt er zur Stelle im dichten Forst,
Wo jüngst er erstiegen des Falken Horst!
Dort sollte sein harren trauliche Lust
In Liebchens Armen, an Liebchens Brust!

Schon naht er sich leise dem Stelldichein.
Horch — klingt's nicht wie Flüstern, ein Kosen zu Zwei'n? —
Vorsichtig und bebend schleicht Walter heran,
Da ist's ihm um Liebe und Lust wohl gethan!

Im Arm eines andern, ganz Wonne verstrickt,
So hat er das eigene Liebchen erblickt!
Heiß rollt ihm und mächtig der zornige Sinn,
Schon zielt er den Speer auf die beiden hin!

Doch als er den Buhlen ins Auge gefaßt —
Was ist da jung Walter so tödlich erblaßt?
Den Bruder, den teuren, hat dort er erkannt,
Drum sinkt ihm der rächende Speer aus der Hand.

Er wendet stumm trauernd sein flüchtiges Roß
Und reitet dann eilig zurück zum Troß!
Die Jagd ist gesammelt, zu Ende die Birsch,
Sie blasen Hallali dem stattlichen Hirsch!

Da steigt der Knappe vom Pferde zur Stund,
Führt hastig das silberne Hifthorn zum Mund!
Und ob auch die Rüde ihn munter umbellt —
Die Jagd wie die Liebe, sie sind ihm vergällt

Laut schmetternd erklingt jetzt sein Horn, und es schallt
Wie wehdurchzittert der dunkelnde Wald!
Hallali dem Wilde mit brechendem Blick!
Hallali der Liebe, Hallali dem Glück!

A. S. Groß von Trochau.

Th. Rocholl
Düsseldorf

unten im Lustgarten. Als es sechs Uhr vom Schloßturme schlug, klagte der Kleine über Durst, die Bonne wagte noch nicht zurückzukehren und schickte ihre Gefährtin in die Schloßküche, um etwas Milch zu holen. Sie blieb auf der Bank unter der Rosenlaube, während das Kind vor ihm im Sande spielte.

Mit dem Kleinen tändelnd, schrak Clemence auf, als ein Schritt vor ihr anhielt und sie emporblickend den Oberstallmeister erkannte.

Daniel von Storke trug schon das Schäferkostüm zu dem abendlichen Festspiel und befand sich auf dem Wege von seiner Wohnung nach dem Schlosse. Die Tracht von rosa und himmelblauer Seide, mit Spitzen, Bändern und Blumen geziert, der vergoldete Schäferstab mit dem Strohhütchen daran, bildeten einen wunderlichen Gegensatz zu der kraftvollen Erscheinung des gebräunten Mannes. Wie ein Märchenprinz kam er der Französin vor, als er so, in der Wirklichkeit des Tageslichts, vom Sonnengold umflossen, vor ihr dastand.

„Ah, Mademoiselle,“ redete er sie mit höflichem Gruß an. Es war das erste Mal, daß er sie beachtete. „Ich habe Ihnen für einen teilnahmsvollen Blick zu danken, der mich aus Ihren schönen Augen traf, als ich heute morgen das Malheur hatte, mit dem Pferde zu stürzen.“

Clemence stand erbebend und mit gesenkten Augen vor ihm da. Sie war ein schlankes Mädchen, nicht schön, von gelblich blasser Farbe, mit sehr starken Augenbrauen und einem großen Munde. Es lag aber etwas Pikantes in der Erscheinung, die Lippen waren kirschrot, und als sie fragte, ob er sich bei dem Sturz nicht weh gethan, sah er, daß sie angenehm zu lächeln wisse und köstliche Perlenzähne habe. Ihre dunkelgrauen Augen, die sie jetzt zu ihm aufschlug, zeigten einen Blick, in dem Leidenschaft schlummerte.

Sie sprachen hin und her über seinen Unfall und die Festlichkeiten dieser Tage. Er fragte sie, ob sie nicht dann und wann im Park lustwandele, wenn ihr kleiner Pflegling zu Bett sei, und sie entgegnete, daß sie dies wohl thun dürfe, weil die Wärterin ja bei dem Prinzchen bleibe.

Während sie plauderten, kroch das Kind zu ihren Füßen umher, und nun geschah es, daß es sich an dem Dastehenden aufrichtete. Als Storke die Berührung empfand, schrak er zusammen und trat mit finsterm Gesicht zur Seite.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ rief die Französin betroffen und nahm das Kind auf den Arm. „Ich hoffe, dero Spitzen und seidene Strümpfe sind nicht beschädigt.“

Jetzt kam von fern die Wärterin mit der Milch daher, Clemences verlegener Seitenblick machte den Oberstallmeister darauf aufmerksam.

„Ich hoffe Sie bald wiederzusehen, Mademoiselle,“ sagte er und schritt mit höflichem Gruß dem Schlosse zu.

Clemence blieb schwindelnd vor Glückseligkeit zurück. War es denn möglich, daß er, den sie lange schon aus der Ferne bewundert, er, dieser schöne, herrliche Mann, ihr eine freundliche Beachtung geschenkt hatte? War es denkbar, daß ein Baron von Storke, dem die ersten Fräulein des Hofes entgegenlächelten, sich für sie interessierte? Man hatte ihn unter der Dienerschaft mit der schönen Rosa von Bünau zusammen genannt, aber wenn diese ihn liebte, wie wäre es möglich gewesen, in seine sieghaften Augen zu sehen, und ihr goldenes Kleinod ihm nehmen und jenem Porzellanpüppchen, dem Zscheplitz geben? Nein, es bestand kein Verhältnis zwischen den Beiden! So war Storkes Herz frei — o Clemence, glückliche Clemence; welch ein Hoffen erfüllte ihre Seele!

Um die theatralische Aufführung des heutigen Schlußfestes der Tauffeierlichkeiten zu verherrlichen, hatte man ein Paar reizende Tänzerinnen aus Leipzig kommen lassen; diese sollten Daphnis und Chloe in dem Schäferspiele gleichen Namens tanzen, und die jüngeren Mitglieder der Hofgesellschaft sich als corps de ballet an der Pantomime beteiligen.

Im großen Komödien- und Opernsaal hatte auf der erhöhten und mit Blumen ausgeschmückten Bühne die Vorstellung stattgefunden. Die holden Schäferinnen in Reifröcken und rosa Hackenschuhen hatten ihr Bestes gethan, unmögliche Voraussetzungen und Zustände dem Publikum anmutig vorzugaukeln.

Die Tänzerinnen waren mit goldenem Lohn abgefunden und speisten auf ihrem Zimmer, während sich das Volk der Schäfer und Schäferinnen, Hirten und Hirtinnen, Fischer und Fischerinnen unter die anwesenden Gäste begab, um das Lob ihrer Darstellung und anerkennende Blicke für ihre Reize entgegenzunehmen.

Es war wieder ein bunter, genußfroher Kreis, welcher sich um den vergnüglichsten aller Menschen, der je sein Haus dankbaren Gästen öffnete, um den Herzog Johann Adolf versammelte. Das frische Gesicht voll Heiterkeit, schritt er lustig plaudernd und scherzend, unter der ehrerbietigen, durch jedes seiner Worte beglückten Menge umher. Glich er in seiner strahlenden Heiterkeit der Sonne, unter allen diesen selbstbewußten Sternen der Weißenfelsischen Aristokratie, so glich die sanfte Herzogin Friederike dem mildglänzenden Monde, und gewiß fühlte manches Herz sich in seinem Selbstbewußtsein durch eine freundliche Beachtung von seiten der Fürstin noch mehr gehoben, als durch einen frohsinnigen Scherz des Herzogs.

Jetzt hatte die hohe Frau sich zu der Baronin von Zscheplitz gesetzt, um der erfreuten Mutter von ihrem Sohn zu sprechen und den Kammerjunker einen hübschen, angenehmen Kavalier zu nennen.

„Eurer hochfürstlichen Durchlaucht Gnade für meinen Einzigen beglückt mich unendlich!“, entgegnete in unterwürfigem Tone die robuste Dame. „Ach es ist charmant, dieses cher enfant hier so wohl gelitten zu sehen! Welch ein deliziöses Leben! Bevor mein Kurt seine Güter antritt und sich zur Ruhe setzt, kann er das rechte savoir-vivre doch nur an einem so eleganten Hofe lernen.“

„Ich hoffe, der Baron wird meinem Gemahl noch lange die Freude gönnen, diesen aimablen Kavalier um sich zu sehen?“

„Wer kann's wissen, allergnädigste Durchlaucht?“ entgegnete die Mutter mit Achselzucken. „Ich muß den Schelm doch nun bald verheiraten —“

„Und Ihr Gatte, ist er derselben Meinung?“ fragte die Herzogin mit feiner Zurechtweisung.

„Ach mein guter Zscheplitz läßt mich ungestört,“ lachte die stattliche Frau und sah über die Achsel nach ihrem kleinen, krummbeinigen Mann, der, verlegen von einem Fuß auf den andern tretend, nicht wußte, ob er es wagen dürfe, die Huld der Fürstin auch für sich in Anspruch zu nehmen.

Der, von dem man eben gesprochen, Kurt von Zscheplitz, trat jetzt, seine holde Schäferin zierlich an den Fingerspitzen führend, auf seine Mutter zu.

„Da ist der liebe Sohn,“ sagte die Herzogin gütig, „ich will die kostbare Zeit des Zusammenseins mit dem Liebling nicht beschränken.“ Sie erhob sich, grüßte, streifte Rosa mit einem ermunternden Blick und wandte sich andern Gruppen zu.

Kurt stellte das Kammerfräulein von Bünau seiner Mutter vor. Die Dame empfing das schöne Mädchen mit prüfenden Augen. Es war ein wohl zu einander passendes, reizendes Paar, welches jetzt vor ihr stand, das mußte sie innerlich zugeben; eine holdseligere Schwiegertochter konnte sie so leicht nicht finden, und doch war der erste Eindruck diesen Morgen kein günstiger gewesen, und sie kämpfte mit einem Übelwollen gegen Rosa.

„Sie haben's meinem armen Junker schwer gemacht bei dem Reiterspiel,“ fuhr die Baronin jetzt derb heraus. „Wozu die langweilige Ziererei, wenn er doch Ihre Rose haben sollte?“

„Ah maman, davon verstehen Sie nichts!“ warf Kurt, ehe das Fräulein antworten konnte, dazwischen, und sah liebäugelnd auf seinen Gewinn, den er auch jetzt noch wie einen Orden auf der Brust trug.

„Das Spiel brachte es so mit sich, Frau Baronin,“ erwiderte Rosa bescheiden, „ich mußte mein Kleinod so lange verteidigen, wie ich konnte.“

„Höflichkeit und guter Wille stellen einen scharmanten Kavalier nicht bloß,“ grollte die verletzte Mutter.

In diesem Augenblicke wurde Rosa von Bünau von ihrem Tänzer zum nächsten Menuett abgeholt.

Kurt setzte sich neben seine Mutter und beklagte sich über den schlechten Empfang, welchen das reizende Mädchen bei ihr gefunden.

„Ist diese Bünau denn die einzige Partie für dich?“ fragte die Baronin gereizt, „mir däucht, ein Erbe wie du kann an allen zehn Fingern eine haben. Mir gefällt Jakobine von Wolfhart ebenso sehr, und die hat ihr schönes Gut dazu.“

„Gehen Sie mir mit dieser angezogenen Stange,“ brummte der verzogene Sohn unhöflich.

Rosa gegenüber im Menuett tanzte Daniel von Storke; er war ihr nie so ehern, so unnahbar vorgekommen wie heute. Wenn er sie hätte ansehen sollen, so blickte er in den leeren Raum über sie hin. Sie begriff nur zu gut, daß er sich durch ihr Verhalten schwer beleidigt fühlte, und — Grund dazu habe. Nach allen Regeln jenes Spiels hätte ihm die Rose gehört. Wie hatte sie ihm das anthun können? Jetzt, wo sein dunkles Auge so kühl und gleichgültig vor sich hin sah, vermochte sie sich den Eindruck kaum zurückzurufen, unter welchem sie diesen Morgen gehandelt. Er hatte sie erschreckt, sein leidenschaftlich flammender Blick hatte ihr Furcht eingeflößt, aber wie war das möglich gewesen? Es kam ihr, nun sie sich von ihm getrennt glaubte, zum Bewußtsein, daß seine Huldigungen sie bis jetzt zumeist erfreut, seine Persönlichkeit sie am lebhaftesten interessiert hatte. Die Ermahnungen der Herzogin wirkten auch in ihr nach und gaben Storke den Reiz des Verbotenen, fast des Unheimlichen. Und Zscheplitz? Nein, er war doch zu knabenhaft, und die Mutter, welch' eine plumpe, unangenehme Frau!

Auch der Oberstallmeister, so gleichgültig er erschien, beschäftigte sich innerlich mit seinem Gegenüber. Er hatte Rosa nie anmutiger und begehrenswerter gefunden als heute, nachdem sie ihn so schnöde abgewiesen, so tief in seinem guten Rechte gekränkt hatte. Es war, als hätte dieser Vorfall ein Erhebliches beigetragen, ihm seine Leidenschaft für das Mädchen zum Bewußtsein zu bringen. Sie wagte es, sich ihm zu widersetzen? Sie sollte seine Macht, sein Übergewicht fühlen! So oder so mußte er sie seinem Willen unterwerfen, mußte er sie zu eigen gewinnen!

Obgleich nun beide geneigt waren einzulenken und wieder anzuknüpfen, fanden sie doch heute noch nicht die Selbstüberwindung dazu und gingen den ganzen Abend, scheinbar ohne sich zu sehen, heimlich aber einander genauer beobachtend denn je, im Schwarm der vergnüglichen Menge kühl aneinander her.

Beim Souper saß Rosa neben dem Grafen Luja, es dauerte nicht lange, so hatte sie ihm ihr Leid geklagt, so wußte er, daß sie es bedauere, Herrn von Storke beleidigt zu haben. Sie empfand ein warmes, unbedingtes Vertrauen zu dem Grafen. Es kam ihr immer vor, als stehe er über dem kleinen hastigen und eitlen Treiben der anderen, an seiner freundlichen Ruhe, seinem sicheren Urteil konnte man sich aufrichten. Auch diesmal spendete er ihr Trost und sprach, allerdings mit ironischem Lächeln, die Überzeugung aus, daß sich eine Versöhnung bald anbahnen werde. (Fortsetzung folgt.)

Noch einmal die Heilsarmee.

Über die Heilsarmee, diese neueste merkwürdige Blüte englischen Kirchen- und Volkslebens, hat L. von Ompteda unsern Lesern bereits berichtet (Jahrgang XIX S. 28). Wenn wir trotzdem noch einmal auf sie zurückkommen, so geschieht es, weil soeben der Professor der Theologie Theodor Kolde in Erlangen die Heilsarmee zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht hat, welche gewiß viele unserer Leser auf das lebhafteste interessieren wird. Berichtet doch hier ein Mann von ebenso bewährt christlicher Gesinnung wie von gesundem Urteil und umfassenden Kenntnissen aus eigener Anschauung über eine Bewegung, welche auch nach Deutschland zu verpflanzen man, wie es scheint, in England nicht üble Lust hat und die jedenfalls für ersteres im höchsten Grade charakteristisch ist.

Die Heilsarmee, erzählt Kolde in seinem Buch: „Die Heilsarmee nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften geschildert“ (Erlangen, Andreas Deichert, 1885), die Heilsarmee ist im wesentlichen das Werk von Herrn und Frau Booth. Der erstere, der 1829 in Nottingham geboren ist, gehörte bis zu seinem vierzehnten Jahre der Staatskirche an. Da wurde er Wesleyaner und als solcher schon mit siebzehn Jahren Laienprediger. Später wurde er „Evangelist“ der „Neu-Methodisten-Vereinigung“, machte sich aber durch sein exzentrisches Wesen als solcher unmöglich, und „bekehrte“ nun in Gemeinschaft mit seiner Frau, einer ebenso eifrigen wie talentvollen Rednerin, auf eigene Hand und Verantwortung, beides seit 1865 in London.

Es ist zweifellos, daß das Ehepaar von einer ebenso tiefen wie aufrichtigen Frömmigkeit beseelt war. Der Anblick der sittlich und religiös vielfach so durchaus verkommenen Volksmassen Londons und der übrigen großen Fabrikstädte Englands schnitt den Gatten ins Herz und trieb sie an, gerade diesen geistlich Armen das Evangelium zu bringen. Nun glaubten sie wahrzunehmen, daß die kirchlichen Gemeinschaften dieser Aufgabe nicht gewachsen seien, ja daß im Wesen derselben ein Hindernis der rechten Verkündigung des Evangeliums liege. Sie beschlossen daher, auf eine ganz neue Manier vorzugehen und gewissermaßen die Welt mit ihren eigenen Mitteln zu bekämpfen.

Der gemeine Engländer hat eine ausgesprochene Vorliebe für seltsame Schaustellungen, Gassenhauer und grotesken Humor. Wohlan, sprachen die Booth, geben wir den Leuten, was sie wollen. Und sie thaten also. Sie und ihre Gehilfen zogen mit Trommeln und Trompeten durch die Straßen, sangen ihre geistlichen Gesänge nach der flotten Melodie von Matrosenliedern und trieben zwischen den ernsthaften Ansprachen allerlei Possen. Und der Erfolg schien ihnen recht zu geben. Leute, die nie eine Kirche betreten hatten, blieben stehen, wenn ein Korps der Heilsarmee auf irgend einem Platz lärmend sein Lager aufschlug, und hörten die Ansprachen zu Ende. Da wurde dann der eine oder der andere gewonnen, bekannte seine Sünden, gelobte Besserung und hielt schließlich seine Gelübde. Man weiß, welche Rolle in England die Reklame spielt. Auch die Booth wußten es und benutzten sie in der ausgiebigsten Weise. Vor einiger Zeit machte ein Mitglied der Armee bekannt: er würde dann und dann, da und da auf dem Kopfe stehend zehn Minuten predigen. Man kann sich denken, welche Anziehungskraft diese Anzeige ausübte, zumal der Mann sein Wort hielt.

Also möglichste Reklame und Kampf gegen den Geschmack der Rohen und Unwissenden mit Mitteln, die diesem Geschmack entsprechen. Die Erfolge blieben nicht aus, aber sie waren vielfach nicht von Dauer. Der Mann, der sich am Freitag zerknirscht vor der Bußbank niedergeworfen hatte, ging am Sonnabend doch wieder in die Kneipe. Es galt daher, eine Organisation zu schaffen, die den Bekehrten ganz in Anspruch, ganz gefangen nahm. Nur der war vor Rückfällen gesichert, der seinerseits wieder bekehrt hatte, der aus dem Sünder ein Lehrer des Heils geworden war. Da entstand denn die Armee mit ihrer militärischen Organisation und Disziplin. Diese war bald nicht mehr nur ein Werk der Booth, sondern auch ein gewaltiges Werkzeug. Für einen Mann von der Energie des Herrn Booth war die Versuchung unwiderstehlich, dieses Werkzeug so zu organisieren, daß nur sein Wille in ihm gebot, die Glieder der Heilsarmee möglichst abzuschließen nach außen, sie zu einer Gemeinschaft zu vereinigen, welche ganz nach eigenen, d. h. also ganz nach Booths Gesetzen lebte. Es gilt in der That in der Armee einzig und allein der Wille des „Generals“ und zwar grundsätzlich. Nur die Sergeanten werden von den Hauptleuten ernannt, alle übrigen wählt der General und schickt sie, wie er will, in die Garnisonen, gleichviel, ob diese in England oder Australien oder sonst wo kämpfen. Jeder Offizier wie jeder Soldat muß blindlings gehorchen. „Kein Papst, kein Jesuitengeneral hat eine unumschränktere Gewalt über seine Untergebenen als dieser „General“. In den „Verordnungen und Regeln der Heilsarmee“, in denen der Soldat täglich lesen muß, „findet sich nicht der mindeste religiöse Stoff . . . bloß eine äußerst schlaue, mehr von Schlangenklugheit als Taubeneinfalt eingegebene Anleitung zu dem, was zur Ausbreitung der Armee geschehen soll.“

Es leuchtet ein, daß dieser unbedingte Gehorsam sich nur aufrecht erhalten läßt, wenn die Angehörigen der Armee möglichst isoliert, von ihren übrigen Mitbürgern möglichst geschieden werden. Dementsprechend hat man sich denn auch nicht nur von den christlichen Konfessionen, sondern überhaupt von der Christenheit, in dem Sinn wie wir alle sie verstehen, vollständig losgelöst. Die Heilsarmee nimmt Mohammedaner und Heiden ohne weiteres auf, und hat das heil. Abendmahl thatsächlich, die heil. Taufe grundsätzlich abgeschafft. An die Stelle der letzteren kann eine „Darstellung der Kinder“ unter einen besonderen Ritus treten, doch ist auch diese nicht obligatorisch. Auch für die Hochzeiten und Beerdigungen gibt es besondere Rituale, in denen natürlich der ganze militärische Apparat in Thätigkeit tritt, „Gebet — Salven“ abgegeben, „Bajonette“ aufgepflanzt und ähnliche Dinge „auf Kommando“ in Szene gesetzt werden.

Und damit der Armee auch die künftige Generation gehört, werden schon die Kinder in Korps gefaßt. In dem „kleinen Soldaten“, dem Organ dieser Kinderarmee, lautet eine stehende Anzeige:

Gesucht!

Fünftausend Knaben und Mädchen, welche Berichte von Versammlungen, Bekehrungen und anderen interessanten Dingen auf ein Stück Papier schreiben und es dem großen Hauptmann

geben, der es zum Hauptquartier der kleinen Soldaten senden wird. Wenn du dieses gelesen hast, so setze dich hin und schreib so schnell als möglich."

Und sie schreiben. „Gott sei Dank, schreibt eine zehnjährige Adda, ich bin erlöst und auf dem Wege zum Himmel. Meine beiden Brüder sind erlöst, auch der ganz kleine May. Es thut mir sehr leid, daß Vater und Mutter noch nicht erlöst sind, aber ich hoffe, sie werden es noch."

Ein anderes zehnjähriges Mädchen versammelte dreißig Kinder um sich und meldete am andern Tage freudestrahlend dem Hauptmann: „Dreißig Leute, gutes Meeting, fünf erlöst, zwanzig Pfennige Kollekte."

Die Sorge der Armee erstreckt sich auf die Deckung der geringsten Bedürfnisse. „Seit dem Oktober gibt es nicht nur Heilsarmee-Steppdecken und Heilsarmee-Handtücher, gebleicht und ungebleicht mit der Aufschrift: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden", sondern auch Heilskämme." Ferner Heilsarmee-Messer, Gabeln und Scheren, Heilsarmee-Thee, ja sogar Heilsarmee-Toilettenseife mit dem Bilde des Generals, seiner Frau oder eines seiner Kinder.

Zum Schluß noch eine Probe aus dem Liederbuch der Armee und zwar aus der deutschen Ausgabe.

Wir beten und singen heute Nacht,
Ja, ja, ja, ja!
Denn weichen muß des Satans Macht,
Ja, ja, ja, ja!
Sieh, Zions Pforte offen steht!
Ja, ja, ja, ja!
Klein ist die Zahl, die dort eingeht.
Ja, ja, ja, ja.

Es ist ein trauriges Bild, das uns Professor Kolde vorführt, und die Possen, die es unterbrechen, lassen es im Grunde nur noch trauriger erscheinen. Da sehen wir ein Paar bedeutende Menschen, die von aufrichtiger Frömmigkeit und von herzlicher Liebe zu ihren Mitmenschen erfüllt sind, auf die abschüssige Bahn geraten, die Mittel nach dem Zweck, den sie verfolgen, zu beurteilen. Und allsogleich erfüllt sich an ihnen der Fluch dieses recht eigentlich teuflischen Grundsatzes. Aus dem Diener der Kirche wird der Begründer einer Sekte, der dann bald zum Stifter einer neuen Religion fortschreitet, denn eine Verehrung Christi ohne Taufe und Abendmahl ist ja eine solche. Und wie äußerlich, wie hohl und unsittlich ist im Grunde diese Religion! Uns Christen kann sie in der That nur wie eine Karikatur unseres Glaubens erscheinen, und wenn sie noch so viele Trunkenbolde zu „ordentlichen" Menschen macht.

Th. H. Pantenius.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel.

1. Der Teichrohrsänger. (Calamoherpe arundinacea.)

. . . ., o laßt mich hören
Was Schilf und Welle sich erzählt.
R. Reinick.

Ein junger Naturforscher, Namens Hermann Werder, befand sich auf einer Fußreise in jenem schönen und noch viel zu wenig gekannten Teile unsers deutschen Vaterlandes, welcher durch die bewaldete Hügelkette des uralisch-baltischen Höhenzuges und durch eine große Anzahl buchtenreicher Seen so eigentümliche und seltene Reize erhält. Die Schönheit dieser Gegenden wird hervorgebracht durch eine anmutige Abwechselung von Wiese, Feld und bewaldeten Hügeln und vor allem durch den Reichtum an Wasser, das sowohl in großen blauen Seeen mit fern dämmernden Ufern sich ausbreitet, als auch in kleinen Weihern überall in der Landschaft aufblitzt, das in gewundenem Laufe durch weite grüne Wiesenthäler sich in die Ferne verliert und rauschend und fröhlich durch buchenbewachsene Waldthäler dahinströmt. Freilich von diesen Reizen war an dem Orte, wo sich der junge Wanderer eben befand, wenig zu spüren, denn er marschierte auf der Chaussee nach Golnow, welche sich in der Richtung von Süden nach Norden schnurgerade durch einen ausgedehnten Buchenwald erstreckte. Es war zur Mittagszeit, der Weg schattenlos und die Sonne meinte es gut. Allein dies schien den jungen Mann wenig zu kümmern, sein Gepäck war leicht und sein Sinn heiter, und er gehörte zu jenen Naturfreunden, welchen die Anstrengung das Vergnügen nur erhöht. Er marschierte rüstig weiter und ließ seine Augen weitaus munter umhergehen. Ihm entging nichts, das um ihn sich regte und bewegte oder in Farbe und Form sich hervorthat. Sein scharfer Blick folgte dem Vogel, der in der Ferne sich vorüberschwang, und erkannte ihn an der Art seines Fluges. Jedes schwankende Flattern eines Schmetterlings erregte seine Aufmerksamkeit, ein andersfarbiger Fleck an der hellen Rinde eines Buchenstammes war im stande, ihn vom Wege abzulenken, und dann wieder, wenn sein Fuß durch das Gras des Chausseegrabens streifte, folgten seine Augen dem kleinen Getier, welches allerseits aufgescheucht das Weite suchte. Er war auf der Höhe eines Hügels angelangt und schaute, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete, die schnurgerade staubige Chaussee entlang. Schattenlos, von der Sonne durchglüht und einsam lag sie vor ihm; nur in der Ferne kroch langsam ein Lastwagen die Anhöhe hinauf; man hörte in der Mittagsstille das Knallen der Fuhrmannspeitsche und das klingende Rasseln der Eisenteile. Sonst war alles leer, denn die Straße, auf welcher einst ungezählte Frachtwagen und Gefährte verkehrt hatten, war durch die Anlage einer Eisenbahn vereinsamt und glich den Altwassern eines Flusses, dem man ein neues Bett angewiesen hat. Von dem Ziel des jungen Reisenden, der guten alten Stadt Golnow, war in der weiten Ferne nichts zu bemerken, und sehnsüchtig schweiften seine Augen einen grünen Waldweg entlang, welcher sich von der Landstraße in das kühle Schattengebiet der Buchen verlor. Vor ihm auf dem staubigen Chausseebaum sang unermüdlich eine Goldammer ihr fadendünnes Lied: „Wenn du zwei Flügel hätt'st, könnt'st du mit flieeeg'n!" aber fern aus den grünen Wipfeln rief so lockend der Pirol, und ehe sich Hermann Werder noch recht besinnen konnte, war er in den schattigen Waldweg eingebogen. Er gedachte dort ein schönes Plätzchen aufzusuchen und von seinen Reisevorräten eine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine Weile war er fortgeschritten, als der Weg eine Biegung machte, um auf der Höhe zu bleiben, denn ein sanft abfallender Grund senkte sich hinab und in der Ferne schimmerte es hell zwischen den Stämmen in jenem bläulichen Duft, der im Sommer über größeren Gewässern zu liegen pflegt. Hermann stieg durch das rasselnde Laub, dessen weiche Decke viele Herbste hier aufgehäuft hatten, den Abhang hinab und erblickte bald durch eine Lücke der Ufergebüsche den glatten Wasserspiegel und ein Stück des gegenüber liegenden waldigen Ufers. Dann trat er aus dem Walde hervor und sah die weite blanke Fläche vor sich liegen. Zu seiner Rechten ging eine kleine bewaldete Halbinsel in den See hervor und versperrte ihm die Aussicht, zur Linken aber überschaute er die ganze Ausdehnung und bemerkte an der entferntesten Bucht aus Baumwipfeln hervorragend ein weißes Gebäude, aus dessen Schornstein ein blasser Rauchfaden in die stille sonnige Luft emporstieg.

Er legte sein Gepäck ab und lagerte sich an einer etwas erhöhten Stelle des Ufers dicht am Wasser in das weiche Gras. Ein leichter Nachmittagswind hatte sich aufgemacht; er brachte ein leises Flüstern in die Blätter und ließ das junge Rohr am Strande mit leisem Wispern ertönen. Dazu erschallte von allen Teilen des Ufers fortwährend das laute knarrende Geschwätz der Drosselrohrsänger.

„Ah", murmelte er, „Calamoherpe turdoides macht sich sehr bemerklich, Calamoherpe arundinacea wird auch wohl nicht weit sein." Wie zur Bestätigung rührte es sich jetzt vor ihm in dem Rohrdickicht und ging mit leisem Rascheln von Halm zu Halm; man konnte daran die Bewegung des Verborgenen verfolgen. Dann hörte die fortschreitende Bewegung auf, nur der letzte Halm wiegte sich und raschelte stärker, bis plötzlich an derselben Stelle ein wunderlicher, schwätzender Gesang entstand, der gewissermaßen das Flüstern und Wispern des Rohres musikalisch zum Ausdruck brachte. Endlich kam es auf dem Rohrhalme immer höher emporgestiegen und zuletzt tauchte ein Teichrohrsänger an die Oberfläche hervor, ein kleines bräunliches Vögelchen, das sein singendes Geschwätz unter aufgeblasenem Gefieder mit der größten Anstrengung hervorzubringen schien. Hermann war unwillkürlich aufgestanden und trat näher, aber das aufmerksame Tierchen bemerkte ihn, tauchte wieder in das Dickicht und man sah an dem Zucken der Rohrhalme, wie es sich entfernte. Weiterhin kam es noch einmal hervorgestiegen, schaute sich neugierig um und verschwand wieder zwischen den Halmen, wo es sogleich in seinem sonder-

Wozu Pussel alles gut ist!

baren Gesange fortfuhr. Den Naturforscher wandelte die Lust an, das Nest zu suchen, welches in dem kleinen Rohrdicicht stehen mußte. Kurz entschlossen legte er seine Fußbekleidung ab und fing an, in dem seichten Wasser zwischen dem Röhricht herumzuwaten. Die scharfkantigen Blätter schnitten ihn in die Finger und das tausendfältige Insektenvolk, welches dort seinen Wohnsitz hat, umschwirrte und belästigte ihn, allein so viel er auch suchte, er fand nichts. Zuweilen stand er und horchte und vernahm dann das knarrende Gesinge der übrigen Rohrsänger und das Springen der Fische im Wasser. Die Sonne brannte und zog große Tropfen auf seine Stirn, allein das Wasser spielte verlockend kühl um seine Füße, und so wandelte ihn die Lust an, ein Bad zu nehmen. Er ging wieder ans Land, entkleidete sich und watete durch eine freie Stelle des Röhrichts ins Wasser. Wo das Wasser aufhörte, ging der Grund sehr schnell in die Tiefe, so daß Hermann bald schwimmen mußte. Zuerst trieb er sich in der Nähe des Ufers umher und schlug mit Armen und Beinen das Wasser, daß es in tausend Tropfen über ihn hinwegspritzte. Dann schwamm er weiter hinaus, denn er war neugierig zu sehen, wie weit sich wohl der See auf der anderen Seite der Halbinsel erstrecken möchte. Er war ganz übermütig gestimmt im Gefühle seiner Kraft und der Frische, welche das kühle Element durch seine Glieder goß, und rief zuweilen mit lauter Stimme das Echo an, das ihm von allen Ecken und Vorsprüngen aus allmählich verhallend antwortete. So langte er gegenüber dem äußersten Ende der Landzunge an und sah nun, wie nach dieser Richtung der See weithin ging und in ferne waldbesäumte, blau dämmernde Buchten sich verlor.

Auf der anderen Seite der Halbinsel in der Nähe des Fußweges, welcher dem Ufer des Sees folgte, ward durch das laute Plätschern und die Rufe Hermanns ein Mann aufgestört, der dort schon seit einer Stunde im kühlen Schatten ruhig schlief. Bei dem ersten Blicke mochte man wohl erkennen, daß dieser Mann seine Gründe hatte, die Stille und Abgeschiedenheit einsamer Fußwege und Waldpfade der belebten Landstraße vorzuziehen, denn er gehörte offenbar zu jenen Vagabunden, deren schweifendes Zigeunerleben nur unterbrochen wird, wenn eine fürsorgliche Behörde ihnen Gelegenheit gibt, in öffentlichen Staatsanstalten bei der nützlichen Beschäftigung des Wollespinnens von den Strapazen ihrer abenteuerlichen Wanderschaften auszuruhen. Dieser Mann also fuhr aus dem Schlafe empor und horchte eine Weile. Dann hängte er sein schmieriges Bündel um, stülpte den durchlöcherten Hut auf das struppige Haar, in welchem noch einige Heuhalme als die Spuren seines letzten Nachtquartiers hingen, nahm seine Stiefel in die Hand und schlich vorsichtig auf eine kleine Anhöhe, welche ihm den Ausblick nach jener Seite gestattete, wo Hermann sich befand. Als der Vagabund diesen weit im See bemerkte, wo er wassertretend und die Augen mit der Hand beschattend in die Ferne blickte, ging ein pfiffiges Grinsen über seine von Luft, Sonne und Schnapsgenuß braunrot gefärbten Züge, und die kleinen schwarzen Äuglein funkelten lüstern. Sodann, indem er sorgfältig spähte, ob niemand weiter zugegen sei, schlich er vorsichtig näher, bis er an den Ort kam, wo Hermann sich vorhin gelagert hatte. Ohne weiteres fuhr er sofort mit seinen nackten Füßen in dessen Stiefel, welche zu seiner großen Genugthuung sehr gut paßten, stülpte sich den kostbaren Panamahut auf, raffte eilfertig Gepäck und Kleidungsstücke zusammen und verschwand damit im Dämmer des Waldes. Seinen durchlöcherten Filzhut und seine zwei Stiefelruinen ließ er froh des guten Tausches als Ersatz an dem Orte zurück.

Nach kurzer Zeit kam Hermann nichts ahnend ans Land getrieft und suchte vergeblich den Platz, wo er sich entkleidet hatte. Endlich fand er den Hut und die Stiefel, und mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn plötzlich eine Vorstellung dessen, was sich ereignet hatte. Im ersten Augenblicke überwältigte ihn fast diese niederschmetternde Thatsache und wie betäubt sank er ins Gras, saß dort eine Weile und stierte vor sich hin. Dann sprang er plötzlich wieder auf, lief auf eine kleine Anhöhe und blickte wild nach dem verschwundenen Übelthäter aus. Aber bei dieser vergeblichen Bemühung verlor sich der erste Schreck, der Humor dieser Begebenheit kam Hermann zum Bewußtsein und ließ ihn laut auflachen. Er setzte sich in den warmen Sonnenschein und bedachte seine Lage. Fürwahr in einem Nu war er zu einem unmöglichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft geworden und nicht viel besser als ein wildes Tier. Ohne Kleidung, ohne Geld, ohne jegliches Hilfsmittel saß er hier in der unbekannten Gegend eines fremden Landes, nur im Besitze eines fürchterlichen Hutes, zweier diesem ebenbürtiger Stiefel und eines nicht unbeträchtlichen Hungers. Niemals in seinem Leben war es ihm so einschneidend zum Bewußtsein gekommen, was es bedeutet ein Kulturmensch zu sein, ein Kulturmensch mit Ober- und Unterzeug, Taschenuhr, Bürste, Kamm, Zahnstocher, Portemonnaie und Zigarrentasche. Aber was half es, mit den vorhandenen Thatsachen mußte gerechnet werden, und er machte sich allmählich seinen Plan. Es erschien ihm am richtigsten, die Dunkelheit abzuwarten und in ihrem Schutze am Ufer des Sees entlang bis zu jenem Hause zu gehen, das er an der äußersten Bucht aus den Bäumen hervorschimmern sah. Dort, im Gebüsch verborgen, wollte er durch Rufe die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen suchen. Nach diesem Entschluß ward er etwas ruhiger, die aufgeregten Wogen seines Gemütes legten sich und er sah nach dem Stande der Sonne. Danach mußte es gegen drei Uhr sein. Dann begann er sich für die Dauer der Zeit häuslich einzurichten. Er brach viele belaubte Zweige ab und bedeckte sich damit, so daß er ganz verborgen und vor den direkten Sonnenstrahlen geschützt war.

Wie langsam spann die Zeit sich hin! Allerlei ferne Töne drangen an sein Ohr, zuweilen ein Rauschen im welken Laub oder ein Klang wie von fernen Stimmen, aber alles verlor sich wieder. Einmal hörte er das dumpfe Rollen eines Wagens auf der fernen Chaussee. Er rief laut: „Hierher! Hilfe!“ Das Echo trug den Ruf von Bucht zu Bucht, ersterbend klang er noch einmal in der Weite und versank dann in fernen Blättermassen. Auch das Rollen des Wagens verlor sich allmählich. Dann war wieder eine Zeitlang nichts um ihn als das stille sonnige Weben des Waldes, ein zartes Flüstern im Schilf und das unablässige Geschwätz der Rohrsänger. Der See lag vor ihm im Schutz der Halbinsel glatt wie Glas, nur in der Ferne, wo der leichte Wind Zugang hatte, ging es wie ein mattgeschliffener Streifen über ihn hin. Dort schwamm ein Kragentaucher und neben ihm wie vier kleine Pünktchen seine Jungen. Unwillkürlich wollte Hermann nach seinem Fernrohr greifen, das er wie jeder gute Ornithologe bei sich führte, allein wo war das jetzt? Vielleicht befand sich sein jetziger Besitzer schon auf der anderen Seite des Sees und betrachtete ihn hohnlachend aus sicherer Ferne. Einige Beschäftigung gaben ihm die Mücken, welche abzuwehren bei der großen Fläche, welche er ihren Angriffen darbot, einige Kunst erforderte. Mit ihrem feinen geduldigen Singen waren sie unablässig um ihn geschäftig. Der Sport, sie ihren durchsichtigen Hinterleib ganz voll Blut saugen zu lassen und sie dann in der Blüte ihrer Sünden hinzumorden, erheiterte ihn eine Zeitlang.

Dann fielen seine Augen auf die Stiefel des räuberischen Unbekannten, welche einen ebenso sonderbaren als bemerkenswerten Anblick darboten. Der eine lag wie wegemüde auf der Seite und hatte seine halbausgerissenen Ohren lang vor sich gestreckt, es war ersichtlich, daß er schlief. Der andere dagegen stand aufrecht, nur seinen lappigen Schaft hatte er zur Seite gesenkt und stierte Hermann mit plebejischer Gemeinheit unverwandt an. In seiner aufgesprungenen Schnauze standen die Zwecken wie eine Reihe von Haifischzähnen und um dies rötliche, abgescheuerte Maul lag ein teuflischer Zug höhnischen Grinsens, welcher Hermann, so lächerlich es auch war, allmählich in Zorn versetzte, denn es erschien ihm fast, als ob dieser Lump von einem Stiefel in Vertretung seines Herrn ihn mit schadenfroher Gemeinheit verspotte. Voller Zorn ergriff er die beiden Scheusäler und schleuderte sie ins Wasser.

Die Sonne näherte sich mehr und mehr den Waldwipfeln und es fing an allmählich kühler zu werden. Hermann schauerte zuweilen zusammen und häufte mehr Zweige und Blätter um sich her. Seine Augen schweiften ungeduldig spähend bald nach dem Stande der Sonne, bald musterten sie jeden Vorsprung und jede Bucht des Seeufers, allein nirgends wollte sich eine Aussicht auf Hilfe und Rettung zeigen. Von der Stelle, wo er lag, zog sich das Ufer in einem großen Bogen bis zu jenem Hause hin, welches er gleich zu Anfang bemerkt hatte, er konnte deshalb diese ganze Partie in einzelnen Teilen übersehen und sogar zuweilen den Fußweg unterscheiden, welcher auch an seinem Lagerplatz vorüber führte.

Da, als er wohl zum zwanzigstenmale diesem Zuge des Ufers mit seinen Augen folgte, bemerkte er plötzlich in ziemlicher Entfernung auf dem Fußwege eine helle menschliche Gestalt, welche sich langsam näherte. Jetzt ward sie wieder von Buschwerk verdeckt, und eine Zeit der peinlichsten Spannung trat ein, weil sie gar nicht wieder zum Vorschein kommen wollte. Konnte sie nicht einen andern Weg eingeschlagen haben oder wieder umgekehrt sein? Schon wollte er seine Stimme zu lautem Hilferuf erheben, da endlich tauchte die Gestalt wieder aus den Büschen hervor und zwar diesmal um vieles näher. Es schien ein junges Mädchen zu sein, sie trug ein helles Sommerkleid und hatte einen Strohhut am Arme hängen, ein kleines Hündchen begleitete sie, und zuweilen hörte Hermann die kläffende Stimme desselben. Ein neuer Schreck überfiel ihn, als er bemerkte, daß es wirklich ein junges Mädchen war; der älteste Zittergreis wäre ihm in diesem Falle lieber gewesen. Er raffte das Laubwerk, welches ihn umgab, dichter zusammen und beobachtete gespannt die Nahende. Jetzt stand sie und blickte ruhig über den See hinaus, eine anmutige schlanke Gestalt mit reichem dunklen Haar und einem schönen stillen Antlitz. Unterdessen kam es mit hastigen Sprüngen durch das hohe Gras gearbeitet; es war der kleine Hund, welcher schnüffelnd auf Hermann zukam. Plötzlich erblickte das Tierchen diesen, prallte zurück und fing an mit Beharrlichkeit und großem Kraftaufwand zu bellen, wobei es ihn mit den großen, von weißem Hängehaar fast verdeckten Augen zornig anblickte. Das Mädchen wandte sich zu dem Hunde und rief: „Zerline, was hast du da? Komm, wir wollen nach Hause gehen!“

Aber Zerline wedelte nur sehr wenig mit dem Stummelschwänzchen und fuhr fort, ihre Entrüstung mit lautem Kläffen auszudrücken. Das Mädchen kam näher, um zu sehen, was den Hund so in Aufregung bringe; sie dachte, es würde wie gewöhnlich ein Igel sein, ein Tier, welches bekanntlich den Zorn aller Hunde in hohem Maße zu erregen pflegt. Jetzt war für Hermann der Augenblick zum Handeln gekommen:

„Mein Fräulein“, sprach er hinter seinem Busch mit lauter Stimme, „erschrecken Sie nicht, fliehen Sie nicht, sondern hören Sie mich an.“

Die Wirkung dieser Ansprache war, daß das Fräulein erstens ziemlich erschrak, zweitens sich zur Flucht wandte, drittens aber sich besann und stehen blieb, um das Weitere zu hören. Zerline bellte unglaublich.

Hermann fuhr fort: „Mich zwingt die Not, Hilfe bei Ihnen zu suchen. Ich bin, als ich in diesem See badete, meiner sämtlichen Habseligkeiten beraubt und in einen ganz hilflosen Zustand versetzt worden;“ — hier wandte das Mädchen sich ab und blickte über den See hinaus — „ich bitte Sie inständigst, mir Hilfe senden zu wollen. Ich heiße Doktor Hermann Werder. Eine Karte habe ich aus einleuchtenden Gründen nicht mehr bei mir, sonst würde ich sie Ihnen durch gegenwärtiges liebenswürdiges Hündlein apportieren lassen, im Falle es diese nützliche Kunst gelernt hat!“

Das Mädchen lächelte fast unmerklich bei den letzten Worten und sprach: „Ich werde sofort nach Hause eilen; in einer Stunde kann die Hilfe hier sein.“

Damit ging sie schnell auf dem Fußsteige zurück in der Richtung, woher sie gekommen war. Zerline bellte noch eine Weile, dann lief sie eilig ihrer Herrin nach, kehrte noch einmal zurück, stieß ein hastiges Gekläff aus und sprang dann in langen Sätzen durch das hohe Gras davon.

Eine große Beruhigung kam über Hermann. Er fühlte sich im Gegensatz zu seinem früheren kritischen Zustande so sicher und geborgen, daß er zum Schlusse noch zu einem ganz behaglichen Gefühl des Humoristischen in seiner Lage gelangte und einmal über das andere über diese seltsame Fügung des Geschickes still vor sich hin lachte. (Fortsetzung folgt.)

Onkel Bill.

Aus den Erlebnissen eines Negersklaven.

(Zu dem Bilde auf S. 460.)

Die Schauergeschichten in Onkel Toms Hütte und ähnlichen Werken haben oft das Herz der Leser mit Trauer erfüllt oder in zornige Aufwallung versetzt über das Los der armen Sklaven in den Vereinigten Staaten von Amerika. Da ist es wohlthuend, einmal ein Sklavenleben zu verfolgen, das durchweg befriedigend, sogar ehrenvoll verlaufen ist und nicht mehr Schattenseiten aufzuweisen hat, als der Laufbahn jedes Menschen, auch des freiesten, anzuhaften pflegen. Der alte Nigger, der hier so behäbig im Sonntagsstaat an der Planke des Stallhofs lehnt, wo er als geschickter und zuverlässiger Pferdezüchter und Bereiter jahrelang waltete, hat den großen amerikanischen Bürgerkrieg und die dadurch gewonnene Befreiung vom Sklavenjoch durchgemacht und doch — wenn die jüngere Generation der farbigen Leute die neue Zeit preist und sich rühmt frei zu sein, schüttelt er wehmütig das graue Haupt und sehnt sich nach der guten alten Zeit zurück.

Bill Stevens ist in Virginien geboren. Sein Vater, ein aus Mexiko eingewanderter Mulatte, war ein sogenannter freier Nigger. Unter der Bezeichnung „Nigger“ begreift man dort all die zahllosen Schattierungen der Farbigen, sie selbst thun dies ebenfalls, obwohl sie stolz sind auf jeden Tropfen weißen Blutes — wenn man so sagen darf — den sie etwa besitzen mögen. James Stevens war außerdem wohlhabend, er besaß ein eigenes Haus auf eigenem Grund und Boden, die Mutter unseres Bill aber war eine Negersklavin, die, wie es dort häufig geschah, von ihrem Eigentümer ausgemietet wurde, d. h. sie zahlte von ihrem Tagelohn eine bestimmte monatliche Abgabe an ihn. Sie starb, ehe ihr Mann den Entschluß, sie loszukaufen, ausführen konnte. Auch seine immer erneuten Versuche, wenigstens seinen Jungen durch Kauf freizumachen, scheiterten an der Weigerung der Herrschaft, das Kind ganz herzugeben, obwohl sie ihm gern gestattete, den Vater zu besuchen, so oft er dazu Lust bezeigte. Stevens heiratete dann zum zweitenmal und seine zahlreiche Familie nahm den kleinen Bill gern als Bruder unter sich auf, sie stießen sich durchaus nicht daran, daß er ein Sklave war.

Bill war ein aufgeweckter kleiner Kerl, der sich beliebt zu machen verstand. Er wanderte hin und her in der Nachbarschaft, und überall war er willkommen. In dem Hause seiner Herrschaft erlebte er manches Seltsame. Sein Herr, ein Mr. Pace, war ein träger Gesell, der sein Leben buchstäblich auf dem Faulbett verbrachte. Manchmal hungerte er lieber, als daß er sich der Mühe unterzog, die vor ihm stehende Speise zu verzehren. Von ihm hörte Bill einst den Ausspruch: „Das ist das Schlimmste an den Früchten, man hat die Mühe sie anzubeißen.“ Vielleicht wirkte dies Beispiel abschreckend auf den Knaben, denn es wurde später ein thatkräftiger Mensch, ein fleißiger, treuer Arbeiter aus ihm. Seine Gebieterin hatte das Regiment im Hause und das mit Recht, denn sie allein hielt die Sache zusammen. Dabei war sie eine treffliche Kennerin von Pferden. Wenn ein Pferd ein paarmal vor ihr auf und ab geführt wurde, konnte sie es auf das genaueste taxieren nach seinem Wert, seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Das aber brachte in einer Gegend, wo der Rennsport blühte und im Pferdehandel ungeheuere Summen umgesetzt wurden, viel Geld ein. Sie war eine schöne, kräftige Frau von determiniertem Wesen; man sagte ihr nach, daß sie einige Tropfen Negerblut in ihren Adern habe. Das war genug, um sie von allem Umgang mit weißen Damen für immer auszuschließen.

Sie war es auch, die, selbst kinderlos, den kleinen Bill nicht fortlassen wollte. Er stand oft dabei, wenn sie ein Pferd beschaute, und lernte so von frühester Jugend an diese Tiere kennen und lieben. Es wurde endlich zur Leidenschaft bei ihm, und was ihn so glücklich im Leben machte, war, daß sein Beruf ihn nötigte, immer mit Pferden zu verkehren. Manch ein Schläfchen hat er auf dem Rücken seiner Lieblinge gehalten und er konnte kaum gehen, als er schon reiten lernte.

Es gab aber neben vielen Festtagen auch manche Fasttage im Hause, denn die etwas geniale Wirtschaft wogte auf und ab „wie ein Boot auf hoher See," um mit Bills eigenen Ausdrücken zu reden. Da ging er denn oft zu einer wohlhabenden Witwe, um sich einen fetten Bissen zu holen. Es war aber still und langweilig bei ihr, darum ging die Wanderung bald weiter zu seinem daddy (Papa), denn dort hörte er lauter unterhaltende Dinge. James Stevens war früher zur See gefahren und mit der Wundersucht, die diesen Kindern Afrikas eigen ist, erzählte er die unglaublichsten Geschichten. Doch wir wollen Bill selbst reden lassen. „Lesen und Schreiben" erzählt er unter anderm, „lernte ich nicht damals, auch später nicht, und das war ein Glück für mich; denn ich hatte mehr Gehör als die meisten um mich herum, und hätten sie all den gelehrten Kram hineingepfropft, so wäre es sicherlich geplatzt. Aber beinahe täglich, zwischen Tag und Nacht, da hockte ich meinem daddy zu Füßen, und die andern streckten die Beine lang aus am Feuer, horchten mit all ihren Ohren und sperrten Mund und Augen auf, wenn er von den Walfischen erzählte, von den Meermädchen und den Gespensterinseln." — „Eine Geschichte von ihm konnte ich nie vergessen, sie hat mir später aus großer Not geholfen. Es war einmal ein Einsiedler, der gab allen Leuten guten Rat, nur sich selber nicht, sonst hätte er wohl nicht so elend gelebt — zu dem kamen drei Männer in Ängsten. Der eine war ein Kaufmann, der alle Tage mehr zurückkam bei aller Arbeit, der zweite hatte ein böses Weib und der dritte ärgerte sich über seine geldgierigen Verwandten, die auf seinen Tod warteten. Der Einsiedler war ein Grobian. Er antwortete dem Kaufmann auf sein langes Klagelied nichts weiter als: „Wecke die Hühner auf!" Dem geplagten Ehemann gab er den Rat: „Horch auf die Uhr!" und dem letzten: „Wirf über Bord!" Sie gingen trübselig fort; nur der Kaufmann lachte vor sich hin; er hatte es heraus, was gemeint war. Er stand vor Tag auf oder ging gar nicht zu Bett und ertappte sein diebisches Gesinde, wie sie ihn plünderten. Der andere wollte auch den Rat des Einsiedlers befolgen; er horchte stundenlang auf die Uhr und verglich den Pendel mit der Zunge seines Weibes. Sie machte es auch so, denn wenn die Uhr aushob, kam bald darauf das Gerassel und der laute Spektakel, und so wußte er auch an ihrem Knurren, wenn das Wetter losgehen sollte. Aber mit all dem Simulieren und Vergleichen kam er kein haarbreit weiter, er griff zum whiskey und verarmte ebenso schnell, als sein Kamerad reich wurde. Der dritte endlich konnte durchaus nicht herauskriegen, was er über Bord werfen sollte, und so warf er sein eigen Leben fort, denn er kränkte und ärgerte sich zu Tode." Als Bill zehn Jahre zählte, trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Eines Tages, als er seinem Herrn die Füße krauen mußte, trat ein Fremder unvermutet in die Veranda des Landhauses. Es war ein großer Mann mit blitzenden Augen und langem Bart. Er war hierher gewiesen worden, wegen eines Rennpferdes. Jetzt nimmt er den breitränderigen Hut höflich ab vor Mr. Pace. Der richtet sich entsetzt in die Höhe und starrt ihn an. In diesem Augenblick erscheint in der Thür die hohe Gestalt der Mrs. Pace. Kaum hat sie den Fremden erblickt, als sie einen Schrei ausstößt und ohnmächtig zusammensinkt. Der bärtige Mann hat indes die beiden prüfend angesehen. Dann zieht er einen Revolver hervor, legt kaltblütig an und erschießt den Hausherrn ohne weiteres, so daß Bill von dem Blut bespritzt wird. Dann gibt er seinen Leuten Befehl, die Frau zu fesseln und auf seinen Wagen zu bringen. Da kam es denn heraus, daß Mr. und Mrs. Pace entlaufene Sklaven waren, die ihren Herrn, einen reichen Pflanzer aus den Südstaaten, furchtbar bestohlen und sich hier, auf ihre weiße Hautfarbe bauend, unter fremdem Namen niedergelassen hatten. Die ganze Wirtschaft stürzte natürlich zusammen. Alles was da war wurde dem Pflanzer als Eigentümer der Sklaven zugesprochen. Bills Vater war kurz vorher gestorben; er zitterte bei dem Gedanken, diesem Herrn anheimzufallen. Zum

Onkel Bill, der alte Sklave.

Winterlandschaft. Gemalt von Remi van Hanen.

Glück für ihn beschloß der neue Gebieter alles zu verkaufen, und der Knabe wurde von einem Colonel Derby, einem sehr gütigen Herrn, erstanden. Dieser schickte ihn in seinen Marstall, um mit Pferden umgehen zu lernen. Colonel Derby besaß ein großes Gestüt und war ein leidenschaftlicher Sportsman, wie alle umwohnenden Landbesitzer. Bill zeichnete sich bald aus und wurde schon mit dreizehn Jahren, da er gewandt und sehr leicht von Gewicht war, als Jockey gebraucht.

Einmal schickte ihn sein Herr mit wertvollen Pferden eine weite Strecke fort, um für einen seiner Bekannten als Jockey bei einem Wettrennen zu reiten. Er holte für diesen Herrn den zweiten Preis und erhielt als seinen eigenen Anteil zweihundert Dollar und einen neuen Anzug. Auf der Rückreise begegnete ihm ein Abenteuer, das er selbst erzählt:

„Ich hatte mich dazu gehalten und wollte mir einen freien Tag machen. Die anderen Pferde ließ ich im Stall des Gasthofes und ritt auf der braunen Beß ein Stück ins Land hinein. Das war mein liebstes, wenn ich so hinsausen konnte, und mein Herr pflegte zu sagen: „Mein Bill kann überall reiten, nicht bloß auf dem Rücken, sondern auf der Seite und unter dem Pferde!" Aber heute war es sehr heiß, darum ritt ich Schritt und sah mir die Gegend genau an. So kam ich an einen Fleck, wo ein großes Haus an einem steilen Hügel lag, und daneben klebte eine kleine Hütte, als wäre es das Junge

von dem großen. Von drüben her glänzte ein Wasserspiegel; es war nur ein Flüßchen, das floß still dahin, als fühlte es die Hitze und hätte keine Lust mehr so schnell zu laufen, denn weiter oben, da schäumte und tobte es gewaltig. Erst als ich herankam, bemerkte ich drei Männer, die saßen unter dem Vordach und zechten. Sie sahen mich und mein Pferd mit Augen an, so scharf, als wollten sie uns gleich aufspießen. Sie lachten aber auch, winkten mir mit den vollen Gläsern, und mich muß der Böse reiten, daß ich für einen kühlen Trunk mich in Gefahr begebe. Ich steige also ab und binde mein Pferd an einen Pfahl. Es schienen lustige Leute zu sein; sie schoben mir ein volles Glas hin, aber kaum hatte ich einen Schluck davon genommen, da packten sie mich von hinten und schleppten mich die Treppe hinauf. Dann stießen sie mich in eine Bodenkammer und riegelten die Thür hinter mir zu.

„Es half nichts, daß ich mich einen Dummkopf über den andern schalt. Der Ärger verging auch bald, und es wurde mir angst. Diese Spitzbuben wollten das Pferd stehlen, und wer weiß, was sie mit mir vorhatten. Ich wäre beinahe erstickt, so enge wurde es mir um die Brust herum. Aber es dauerte nicht lange. „Bill, mein Junge“, sagte ich zu mir selber — ich sprach laut, um mir Mut zu machen — „du hast eine Dummheit gemacht, aber die Leute sagen immer, daß du durch einen Mühlstein gucken kannst, nun zeige, daß du nicht auf den Kopf gefallen bist.“

„Ich sah mich in der Kammer um, da war absolut nichts zu sehen als die vier Holzwände. Ich ging an das niedrige Fenster und sah mir das Terrain von außen an. Der Hügel, an den sich das Haus lehnte, war sehr steil und stellenweise so abschüssig, als wäre es mit dem Messer abgeschnitten. Er reichte bis hart an den Fluß, doch nicht nahe genug, um hineinzuspringen. Ich konnte klettern wie eine Katze, aber dies wäre Tollheit gewesen. Hätte ich nur ein Seil, irgend einen Faden gehabt, um mich daran herabzulassen oder auch nur um mich ein wenig daran zu halten. Ich legte ein Auge an alle Spalten in den Wänden und zuletzt heighho! in einer Kammer daneben lagen alte Fischnetze und Bindfaden. Mit meinem Messer machte ich den Spalt größer, da störten mich Stimmen und Getrappel. Ich lief ans Fenster, da sah ich meine Beß auf einem grünen Rasenfleck, um den lief eine hohe Planke herum. Sie hatten ihr Sattel und Zaum genommen und sie da eingesperrt bis auf weiteres. Zwei von den Kerlen stiegen in den Kahn und ruderten den Fluß hinunter. „O Beß! sagte ich wieder laut, „wäre ich nur da unten, so wollte ich pfeifen und du kämest zu mir; du sprängest über die Planke, dir war noch keine zu hoch!“ Die Thränen kamen mir in die Augen, als ich sah, daß das Pferd nicht fressen mochte, den Kopf aber hin und herwandte, als suche es mich, und dann einen kläglichen Ton ausstieß. Nun arbeitete ich weiter mit frischem Mut, hatte ich doch jetzt nur einen Feind, der lag vielleicht und schlief seinen Rausch aus, denn der Wein war stark, das spürte ich an den paar Tropfen, die ich genippt hatte. Endlich konnte ich zwei Finger durchstecken und einen Haufen Tauwerk herausziehen, das ich zusammenband und verdoppelte, bis es mir haltbar genug schien. Nun band ich ein Ende an das Fensterkreuz, kroch durch die kleine Öffnung — ich war immer sehr mager — und fing an hinabzuklettern. Auf einmal war der Strick zu Ende. Zum Glück konnte ich den einen Fuß in eine kleine Vertiefung setzen. Da hing ich nun und sah mich angstvoll um. Zum Sprung war es immer noch zu hoch und unten lauter scharfkantige Steine! Plötzlich bemerkte ich an dem Dachfenster des Nebenhauses ein kleines Mädchen, das flickte an einem großen Netze. Sie sah mich so erschrocken und so mitleidig an, daß ich ihr zurief: „Wirf mir das her!“ Dabei schwenkte ich mich hin und her wie ein Pendel, und als ich in ihre Nähe kam, warf sie mir das Netz zu. Es war keine Kleinigkeit, das Netz an den Strick zu knoten, der mein einziger Halt war, während ich so in der Schwebe hing, und das Kind stieß mehrmals leise Schreckenslaute aus. Endlich glückte es, und ich fuhr an dem großen Schleppnetz hinab.

„Unten stand schon das Kind und sah ängstlich hinauf zu dem Netz. Ich riß und zerrte daran mit aller Kraft, da fiel es zur Erde. Da klatschte die Kleine in die Hände vor Freuden und sah so allerliebst aus, daß ich sie auf den roten Mund küßte und ihr eine Schnur umhing mit einer Schaumünze dran gehenkelt, die ich immer getragen hatte und wert hielt. Dann sprang ich in den Fluß, schwamm hinüber und pfiff drüben eine Melodie, die alle meine Pferde kannten, denn ich pflegte sie zu pfeifen, wenn ich ihnen Leckerbissen brachte. Es währte auch nicht lange, da — hui! sprang Beß über die Planke und schwamm zu mir ans andere Ufer. Es kümmerte mich nicht, daß sie weder Sattel noch Zaum hatte. Aber, o weh! andere Leute waren auch nicht müßig. Als ich eben hinaufspringen wollte, sah ich auf der Stelle, wo Beß ins Wasser gesprungen war, den dritten Räuber, der eben sein Gewehr auf mich anlegte. Ich duckte mich nieder, denn ich hatte gesehen, daß er hochhielt, ich wußte auch, daß er das Pferd schonen würde. So hing ich mich blitzschnell unter den Bauch des Tieres und schnalzte mit der Zunge, fort raste Beß, und der Schuß ging hinter uns weg.“

Mit der Zeit wurde Bill Stevens seinem Herrn immer unentbehrlicher. Er stieg von Stufe zu Stufe und wurde endlich Oberaufseher des Gestüts. Es gingen große Summen durch seine Hände, die er seinem Herrn getreulich zustellte, aber bei jedem Kauf, bei jeder Wette erhielt er auch für sich reichlichen Anteil, nicht nur von Col. Derby, sondern auch von den betreffenden Herren. So war er ein gemachter Mann und fand es seiner Würde angemessen, sich zu verheiraten. Er ging, mit der Erlaubnis seines Herrn natürlich, zu einem Pflanzer, der immer viele Niggermädchen beschäftigte. Diesem Herrn, Mr. Daw, hatte er schon manchmal Dienste geleistet, ihm einmal sogar zu einer vorteilhaften Wette verholfen. Als er auf den Hof kam, stand da ein Niggermädchen von kräftiger Gestalt — „stark wie ein Maultier“, wie Bill selber sagt, „und ein ausnehmend hübsches Frauenzimmer.“ Sie lehnte am Brunnen, aus dem sie eben einen vollen Eimer geschöpft hatte. Den einen Arm um den Eimer gelegt, den andern in die Seite stemmend, blickte sie sich keck um. Indem kam ein noch junger, etwas verkommen aussehender Neger in ihre Nähe, und sie rief ihn an: „Komm her, Dick, hier gibt es was zu sehen!“ Er watschelte widerwillig auf sie zu, mit schlurfendem Schritt und mürrischem Gesicht. „Lug mal in den Eimer!“ Er that es und sagte: „Mir nichts sehen, Miß Janet.“ — „Guck nur genau hinein!“ Er schüttelte den Kopf. „Nichts drin als Wasser!“ „Nun und in dem Wasser“, rief Janet und lachte hell auf, „da siehst du den häßlichsten, schmutzigsten, faulsten Burschen in der Gegend. Das Wasser ist schon von deinem Abbild schmutzig geworden, man kann es zu nichts brauchen!“ Dabei nahm sie den Eimer und schüttete ihm das ganze Wasser über seinen Wollkopf, daß er sprudelte und schimpfte zum großen Jubel der Umstehenden.

Rasch entschlossen ging nun Bill zu dem Pflanzer, und dieser war gern bereit, ihm die Janet für den niedrigen Preis von zweihundert Dollar zu überlassen. Er lief nach Hause, holte das Geld und ging zu Mr. Daws Geschäftsführer, der auch ein Farbiger war. Als dieser anfing, den Kaufkontrakt aufzusetzen, kam Bill die Besinnung. Mr. Daw hatte so eigen mit den Augen gezwinkert, und er fing an zu fürchten, es möchte etwas dahinter stecken. Er sagte also: „Habt die Güte und schreibt: Bill Stevens hat die Janet Brixton gekauft für zweihundert Dollar und wird sie behalten, wenn sie sich ordentlich aufführt; aber wenn sie nichts taugt, nimmt sie Mr. Daw für dieselbe Summe wieder zurück.“ Da stand der Intendant auf, machte dem Bill eine tiefe Verbeugung und sagte: „Colonel Stevens, sir!“ — es herrscht nämlich unter den Niggern die komische Sitte, sich unter einander mit dem Titel ihrer Herrschaft anzureden — „Ich muß erst Mr. Daw um seine Meinung fragen.“ „Ich stand auch auf und machte ihm wieder eine tiefe Verbeugung, denn ich wußte wohl, was sich schickt, und galt überall für einen Gentleman“, sagte Bill, als er das erzählte. Mr. Daw hatte nur gelacht

und die Klausel bewilligt. So führte Bill denn seine Braut in sein schmuckes Haus — es war alles „illigant“, meint er, und es fand sich, daß sie vortrefflich kochen, ebenso waschen und plätten konnte. Aber der hinkende Bote kam nach. Wie sie die Hände regte, so ging auch das Zünglein; sie mußte immer das letzte Wort haben. Hatte Bill sich anfangs ergötzt über Janets schnippische Art, so wurde es ihm nun bald langweilig und endlich ganz unausstehlich. Er selbst sagt darüber:

„Mein Haus wurde mir ganz zuwider; ich lief so weit ich konnte vor Janets zänkischen Launen und hielt mich fast immer im Stall auf, denn ich fand, daß meine Pferde mehr Vernunft hatten als sie. Da fiel mir der Rat des Einsiedlers ein: „Horch auf die Uhr!“ Ich stellte mich also vor die Uhr hin und grübelte. Mein alter Witz verhalf mir dazu, das Rätsel zu lösen. Was thut die Uhr? sie plaudert ein wenig ... dann hebt sie aus und dann —? Ich hatte es gefunden, gerade als Janet den Reisbrei auftrug. Er war angebrannt. Ich knurre nur ein bißchen, gleich wirft Janet alles durcheinander und schreit: „Ich kann es nicht helfen!“ Dann frage ich ganz ruhig: „Hast du das Feuer angezündet?“ „Yes, Mass' Bill“, giebt sie spöttisch zur Antwort. „Hast du die Pfanne drauf gesetzt?“ „Yes, Mass' Bill, ebenso.“ — „Well, wenn das Feuer die Pfanne küßt, dann wird sie sehr heiß, das weiß jede Köchin, du siehst es aber nicht ein!“ „Das weiß jedes Kind; ich bin nicht so dumm als du denkst, ich sehe es ein!“ ruft sie. „Und wenn das lange dauert“, sage ich ganz kaltblütig, „so brennt es an. Das weiß auch jedes Kind, aber du weißt es wohl nicht!“ „O ja, ich weiß es“, sagt Janet vor Wut weinend; meinetwegen, du sollst diesmal recht haben, aber“ — und sie fletscht die Zähne und stampft mit den Füßen — „ich hab doch recht!“ Da lief mir die Galle über. Ich machte es wie die Uhr, hob aus und that einen Schlag. In dem Augenblicke that die Uhr das gleiche, und ich mußte lachen, so daß mein Verdruß verdampfte wie der heiße Brei auf dem Tische. Aber ich hatte zu früh gelacht. Janet war nun ein für allemal auf den Mund geschlagen. Sie hätte sich eher totschlagen lassen, als ein Wort gesprochen, ihre tückischen Blicke sagten mir das. Es wurde so still um mich her wie im Grabe, und ich fing an mich vor mir selber zu fürchten. Wenn das viele Wochen so fortgeht, das ist gerade als hätte man ein nasses Bettlaken auf der Seele. Wieder ging ich herum und simulierte, diesmal über das dritte Wort des Einsiedlers: „Wirf's über Bord.“ Ich war nicht im Zweifel darüber, was ich über Bord werfen sollte. Ich nahm meinen Kontrakt und brachte Janet zu Mr. Daw zurück. Er lachte laut und sagte: „Ich wußte, Bill, daß du sie wiederbringen würdest. Hol dir das Geld bei dem Agenten, ich kann alle Tage das Dreifache für sie bekommen, wenn ich sie nach dem Süden verkaufe.“ Ich holte das Geld und kaufte mir ein Füllen dafür, das ich bald lieber gewann als ich Janet je gehabt hatte.

„Diesen Tausch habe ich auch nie bereut; aber mit der Zeit wurde ich trübsinnig; es fehlte mir was, und ich wußte doch nicht, was es war. Da hörte ich, daß ein Missionar in der Gegend angekommen war. Um mir Trost zu holen, ging ich in die nächste Kirche und fand da eine große Schar um den fremden Mann versammelt. Er sprach gewaltig, und mein Herz wurde mir zu groß in der Brust. Als er fertig war, machten die meisten einen großen Lärm mit Singen, Schluchzen und Stöhnen. Dicht bei mir saß ein sehr junges Mulattenmädchen ganz still auf einem Stein; sie war schmächtig, hatte langes, kohlschwarzes Haar wie eine Indianerin, und ihre sanften braunen Augen glänzten von Thränen.“

„Die Augen kannte ich; die Augen hatte ich gesehen, als ich zwischen Himmel und Erde hing an einem dünnen Seil. Ich hatte sie oft vor mir gesehen, wenn ich auf Beß dahinsauste oder wenn ich trübselig ins Feuer starrte. Sie trug eine Schnur um den Hals; ich fragte sie, ob nicht eine Henkelmünze daran sei. Ein Wort gab das andere — es war wirklich meine kleine Retterin. Sie war mit ihrer Mutter hierher verkauft worden. Anderen Tags ging ich zu ihrem Herrn. Er hatte nichts dagegen, daß ich sie heiratete, nur müßte sie ihm monatlich soviel zahlen, als sie bisher gethan hatte, denn sie war eine geschickte Nähterin. Das war mir recht, ich hatte Geld genug, die Abgabe zu zahlen. Es war ein froher Tag, als wir uns heirateten! Mein gütiger Herr beschenkte uns reichlich zur Hochzeit, und wir lebten in der Fülle; aber das war das wenigste. Sie hatte mich ebenso lieb als ich sie hatte; ihre schönen braunen Augen sah ich immer, auch wenn ich nicht bei ihr war. Sie sprach gar nicht viel, aber wenn ich sie anredete, ging es wie Sonnenschein über ihr Gesicht und ihre Zähne blinkten durch die roten Lippen wie damals, als sie vor mir stand mit dem Netz in der Hand.

„Es war zu gut, um zu dauern. Ein Jahr lang hatte ich sie, dann bekam sie einen bösen Husten. Ich holte den Doktor und schaffte alles an, was mir geraten wurde — aber es war aus. Sie that die großen Augen zu für immer. Ich hatte gerade die Summe beisammen, um sie freizukaufen.“

So erzählte Bill, aber er war tief verwundet im Herzen. Die ganze Gegend war ihm verleidet, und er lag seinen Herrn an, ihn weit weg zu verkaufen. Lange weigerte sich Colonel Derby, als er aber sah, daß sein Bill hier zu Grunde gehen werde, entschloß er sich endlich, ihn an einen Freund in Louisiana zu verkaufen, der einen großen Marstall hatte und schon oft Geld über Geld für ihn geboten hatte. Die Summe war sehr hoch, die Mr. Sear zahlte, und Bill war nicht wenig stolz darauf, so hoch geschätzt zu werden.

So ging denn die Reise fort, und Bill hatte ein Gefühl, als wollte sie nimmer enden. Bald fuhren sie im Dampfboot, bald in der Landkutsche, bis sie endlich zu der Plantage seines neuen Herrn kamen. Als Bill das schöne, reiche Land sah mit den großen Seeen, den endlos sich hinstreckenden Feldern, der wunderbaren Baumpracht, da ward's ihm zuerst ganz weh ums Herz, ihn packte das Heimweh, denn er fühlte sich doppelt einsam in dieser unbegrenzten Weite. Aber das gab sich bald. Er fand viel Arbeit in dem Gestüt: immer ein Dutzend Pferde zuzureiten, und mehr Stuten und Füllen, als man in einer Nacht im Traume sehen kann. Er lebte hier in stiller Zufriedenheit manches Jahr.

Das übrige ist bald erzählt. Sein neuer Herr starb kurz vor Ausbruch des Krieges und der Marstall ward aufgelöst. Onkel Bill, der mittlerweile alt, aber nicht kraft- und mutlos geworden war, diente der Witwe in der schlimmen Zeit als einziges Überbleibsel der einst zahlreichen Dienerschaft. Als der Krieg beendet und die Sklaverei aufgehoben wurde, weigerte er sich den Dienst zu verlassen und versah seinen Posten als Kutscher und Gärtner mit immer gleicher Umsicht und Treue.

Noch heute mit seinen dreiundachtzig Jahren ist er munter und rüstig. Nichts macht ihm mehr Freude als von der glorreichen Vergangenheit zu reden, da er auf der Rennbahn für seinen Herrn Siege gewann und überall hoch in Ansehen stand als Colonel Derbys Bill!

Am Familientisch.

Die Nelkenliebhaberei.

Die Modeliebhaberei für Blumen wandte sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts, nachdem der holländische Enthusiasmus für die Zwiebelpflanzen etwas verraucht war, den Nelken zu, welche fast ein Jahrhundert hindurch auf den europäischen Blumenmärkten den ersten Platz behaupteten. Ludwig IX (der Heilige) von Frankreich soll dieselben im Jahre 1270 von seinem Kreuzzuge aus Tunis zuerst nach Europa gebracht haben. Historisch steht fest, daß einige Sorten von Nelken bereits zur Zeit des Rittertums in Europa bekannt waren. Wir besitzen ein hortikultorisches Verzeichnis vom Jahre 1629, welches bereits zwanzig verschiedene Sorten dieser Blumen kennt. 1702 weist ein englischer Blumenkatalog bereits 360 Sorten nach. Um diese Zeit wurde die Nelke, von der man immer schönere und vollkommenere Gattungen durch sorgfältige Pflege erzielte, eine Lieblingsblume des Volkes. Von Flandern, Brabant und Hennegau verbreiteten sich die schönsten Sorten über ganz Europa. Viele hunderte von Büchern wurden bis zum Jahre 1820 über Nelkenzucht geschrieben; sogar der „Große Condé“ (Louis II, Prinz von Condé) gab im Jahre 1661 „Vorschriften zur Erziehung schöner Nelken“ heraus. Man stellte förmlich Systeme über Farbe, Zeichnung und

Form auf und hielt sich so streng an diese willkürlich angenommenen Gesetze der Schönheit, daß jede noch so schöne Ausnahme aus den Sammlungen verbannt wurde. Die Nelkenliebhaberei verbreitete sich umsomehr, als die Nelke die erste und längere Zeit blühende Sommerblume war und der Sport auch dem Besitzlosen am Blumenfenster eine Freude reichen Genusses bot. Infolge der großen botanischen Reisen wurde die Auswahl seltener Blumen immer größer und dadurch die Nelke mehr als billig zurückgesetzt. Dagegen blieb sie ein Liebling der Armen und wird noch häufig in Gebirgsgegenden und Fabriksorten gehegt und hochgeschätzt, so z. B. in der Gegend von Verviers, in Paisley in England, besonders aber in den Ardennen, wo man zwergartige Nelken zieht, die so reich blühen, daß oft zweihundert Blumen an einem einzigen Stocke prangen. Die stolze Pracht und der würzige Duft seiner Nelken am Fenster seiner bescheidenen Wohnung erfreut den Arbeiter nach mühevoll vollbrachtem Tageswerk mehr als den Reichen sein mit allerhand tropischen Gewächsen phantastisch aufgeputzter Blumentisch im Salon. — In neuester Zeit, nachdem es gelungen ist, auch im Winter blühende Nelken zu ziehen, nimmt die Liebhaberei für dieselben wieder zu und einige Kunstgärtner beschäftigen sich wieder eifrig mit deren Kultur.

R. F.

Gesundheitsrat.

S. in B. Eine gewiß viele Daheimleser interessierende Frage möchte ich dem Gesundheitsrat zur gefälligen Antwort unterbreiten: 1. Hat das sogenannte „natürliche“ Karlsbader Salz irgend welche Vorzüge vor dem künstlichen Karlsbader Salz? 2. Wiegen diese eventuellen Vorzüge den enormen Preisunterschied zwischen „natürlichem“ und künstlichem Karlsbader Salz auf?

Ihre Frage bewegt bei den schreienden Mißständen, die auf dem Gebiet des Handels mit den „natürlichen“ Mineralwässern und Quellsalzen herrschen, auch die ärztlichen Kreise lebhaft, welche (einer Anregung von Prof. Quincke folgend) eine rationelle Darstellung der in den verschiedenen Brunnen vorhandenen wirksamen Salze fordern. Die technische Behandlung und Vorbereitung der sogenannten „natürlichen“ Mineralbrunnen und Salze nimmt mehr Rücksicht auf ein schönes Aussehen der Ware als auf eine möglichst naturgetreue Erhaltung und Zusammensetzung der Brunnenprodukte. Deshalb haben die „natürlichen“ Salze nach ihren verschiedenen Reinigungen und Umkrystallisationen und ebenso die natürlichen Mineralwässer nach der „nötigen“ Klärung und der Auffüllung mit (der natürlich auf künstlichem Wege dargestellten) Kohlensäure, von ihrer „Natürlichkeit“ so gut wie gar nichts gerettet, viele kann man geradezu als am Ort ihres natürlichen Vorkommens künstlich hergestellte Fabrikate betrachten. Was das „natürliche“ Karlsbader Salz anlangt, so ist dasselbe ein schön krystallisiertes Glaubersalz, alle übrigen in den Karlsbader Quellen vorkommenden Salze sind bei der Eindampfung und der übrigen technischen Behandlung verloren gegangen. Das „natürliche“ Karlsbader Salz ist in keiner Beziehung etwas anderes als unreines Glaubersalz, das man statt mit 5 Pf. (wofür man Glaubersalz gleicher Qualität kaufen kann), mit 2 Mk. 40 Pf. pro 1/4 Pfund bezahlt. Das künstliche Karlsbader Salz der Apotheken entspricht mehr oder minder der wirklichen Zusammensetzung der Karlsbader Quellen, indem es außer Glaubersalz auch noch Kochsalz und kohlensaures Natron enthält, und ist natürlicher als das „natürliche“. Der enorm hohe, durch nichts gerechtfertigte Preis zusammen mit der Thatsache, daß die sogenannten natürlichen Mineralwässer und Quellsalze der durch die chemische Analyse längst festgestellten Zusammensetzung der betreffenden Quellen nicht entfernt zu entsprechen pflegen, hat Dr. Sandow (Hansa-Apotheke in Hamburg-Eimsbüttel) veranlaßt, Mineralwässer und Quellsalze, welche „die wirksamen Salze der Heilquellen genau nach den Analysen enthalten“, fabrikmäßig darzustellen. Sein Unternehmen hat in ärztlichen Kreisen bereite Anerkennung gefunden. Interessieren Sie sich für die Sache, so finden Sie in der anziehend geschriebenen Broschüre: „Der moderne Brunnengeist, ein Wort zur Aufklärung für Brunnentrinkende von Dr. Sandow“ (Hamburg bei Jenichen 50 Pf.) alles Nötige. Wer einmal einen Mineralbrunnen nicht an der Quelle trinken kann in dem wirklich natürlichen Zustande und dazu den gleichzeitigen Einfluß des veränderten Klimas und der notwendigen Diät ꝛc. entbehren muß, sollte auch auf die sogenannten „natürlichen“ Brunnen und Brunnensalze verzichten. Die genau nach den Analysen dargestellten „künstlichen“ leisten, wenn nicht mehr, so doch mindestens dieselben Dienste und man weiß dann genau, was man darin hat und was man dafür — bezahlt.

Berichtigung.

In No. 26 (S. 411) muß in dem Artikel „Momentphotographie“ der Vorname des Herrn Verlegers dieser Aufnahmen **Ottomar** statt Oswald Anschütz heißen. Ferner ist zu berichtigen, daß diese Firma seit dem 1. März d. J. den Vertrieb ihrer Augenblicksphotographieen selbst übernommen, also keinen Vertreter mehr in Leipzig hat, wie das unter den betr. Bildern irrtümlich angegeben ist.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von L. Müller.

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Dreisilbige Scharade.

Der König rief, die beiden ersten kamen,
Und wurden still in Gottes Haus geweiht,
Um dann getrost in seinem heil'gen Namen
Hinauszuziehn in den gerechten Streit.
Die letzten beiden (umgekehrt) erhoben
Mit feierlich getrag'nem Ton den Sinn,
Doch in der Schlachtmusik gewalt'gem Toben,
Da paßt als Tempo nur das Ganze hin.

M. H.

Bilderrätsel.

2. Viersilbige Scharade.

Wenn sich die beiden Ersten rühren,
Dann regt sich's wohl im ganzen Haus.
Ihr müden Füße habt's zu spüren!
Euch Schläfer jagt's zum Bett heraus!

Wenn meine beiden Letzten strotzen
Von Silber oder Golde schwer,
Dann darfst der Welt du kühnlich trotzen;
Doch leider sind sie oftmals leer.

Daß du mit scheu gesenkten Blicken
Da sitzest, wenn das Ganze kommt
Und nur ein stumm verschämtes Nicken
Als Rettungsanker dir noch frommt.

Pf. J.

3. Scherzgleichung.

$$\frac{2\,n}{3\,n} + \frac{3\,n}{4\,n} = 1\,n$$

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 28.

Damespielaufgabe.

1. Dh2 — f4 1. e3 — g5
2. Df8 — d6 2. g5 — f4
3. Dd6 — g3 gewinnt.

1. Kreisrätsel.

S T E R N I D A A L E O

2. Algebraische Aufgabe.

palm (g + g) = Palmzweige.

Bilderrätsel: Ein Ohrenschmaus.

3. Citatenrätsel.

„O lieb', so lang du lieben kannst!“

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Vor der Scheibe. Gezeichnet von R. Knötel. — Hallali. Gedicht von A. S. Groß v. Trochau. Zu dem Bilde von Th. Rocholl. — Noch einmal die Heilsarmee. Von Th. H. Pantenius. — Odysseus. Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel. — Wozu Pussel alles gut ist! Zeichnung nach dem Leben. — Colonel Derbys Bill. Aus den Erlebnissen eines Negersklaven. Mit seinem Porträt. — Winterlandschaft. Gemälde von Remi van Haanen. — Am Familientisch: Die Nelkenliebhaberei. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. April 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 30.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Abendfete im Schlosse erreichte um elf Uhr ihr Ende; man war nun seit zwei Tagen in einem fast ununterbrochenen Taumel von Vergnügungen. Der Herzog hätte das gern bis gegen Morgen weiter gehen lassen, seine Lebenslust kannte keine Grenzen, aber die Herzogin fühlte sich ermüdet, fast mißgestimmt von dem oberflächlichen Treiben, während Sorgen ihr Herz bedrückten, und er war rücksichtsvoll genug, sich ihren Wünschen zu fügen. Gab es doch auch anderes, was ihn unterhielt. An den nächsten Tagen konnten Reiten und Jagen mit den Herren seines Gefolges, die Vorbereitungen für den Feldzug, kleine Reisen, Wasserpartieen aushelfen und die nötige Zerstreuung schaffen. So mochte denn vorläufig ein Schluß gemacht werden.

Graf Martin Luja schritt mit dem Oberstallmeister von Storke durch den nächtlichen Park ihrer gemeinschaftlichen Wohnung zu. Das Haus hatte zwei gesonderte Eingänge und brachte den beiden jungen Männern kaum die Notwendigkeit, miteinander zu verkehren, aber ihre ganze Stellung bei Hof wies sie aufeinander hin.

Viel zu verschieden, um sich zu befreunden, kamen sie doch immer gut zusammen aus; vorwiegend aber, weil der feine, verständige Luja den aufbrausenden Kameraden stets mit Rücksicht behandelte. Von seinem überlegenen Standpunkt sicheren Gleichmaßes sah der Graf mit Kopfschütteln auf das vulkanische Wesen Storkes. Gut gestellt und von Jugend auf wohl behütet, hatte er für den abenteuernden Lebenslauf des Glücksritters, welchen der Herzog sich mit aus dem Felde gebracht, kaum den richtigen Maßstab. Storkes lebhaftes Temperament, seine Talente und Fertigkeiten, das kraftvoll Männliche seiner Persönlichkeit, wußte Luja zu schätzen, andererseits fühlte er sich oft befremdet, ja abgestoßen.

Daniel von Storke dagegen, früh auf sich gestellt, bedurfte keiner freundschaftlichen Anlehnung; seine zur Eifersucht geneigte Natur fand jeden bevorzugt, den er sich näher ansah, und fühlte damit zugleich die Scheidewand. Er, ohne Familienanschluß, ohne Vermögen, ohne Zukunft stand da, wie ein Baum auf kahler Fläche, mochten die Wetter kommen, er mußte sich allein halten, mußte seine Wurzeln tiefer schlagen!

Gleichgültiges über die genossenen Festlichkeiten mit seinem Gefährten sprechend, sah er, daß Lujas Zimmerfenster erleuchtet waren, während seine Hälfte des Hauses in nächtlichem Schatten lag. Er wußte, daß die Mutter des Oberjägermeisters, welche zurückgezogen bei ihm lebte, immer den Sohn erwartete, mochte er noch so spät nach Hause kommen. Halb neidisch geartet, halb spöttisch gestimmt, überdachte er dieses Verhältnis und glaubte, ihn würde solche Fürsorge belästigen.

Der Graf beeilte seine Schritte, als er des Lichtschimmers aus den beiden Stubenfenstern ansichtig wurde, und verabschiedete sich kurz von seinem Begleiter.

Obgleich Martin Luja an die Rücksichtnahme seiner Mutter gewöhnt war, berührte die Güte der alten Dame ihn immer aufs neue wohlthuend. Ungeachtet seiner kühlen, zurückhaltenden Form, besaß er doch ein tiefes und warmes Empfinden, Dankbarkeit und echte Religiosität. Die ehrfurchtsvolle Liebe für seine Mutter hatte bisher sein Herz ausgefüllt. In einer Regung von behaglicher Heimfreude eilte er die kleine Treppe zum oberen Stock hinan. Hier trat die alte Gräfin, welche seinen Schritt gehört, ihm mit dem Lichte in der offenen Zimmerthür entgegen.

„Da bist Du ja, mein Sohn!“ rief sie herzlich und ließ ihr Auge mit Wohlgefallen über die hohe Gestalt des blonden Mannes in seinem bunten Festputz gleiten.

„Es ist zum Glück nicht sehr spät geworden, Frau Mutter, und Sie sind nicht allzu lange um Ihre Nachtruhe betrogen," sagte er, seinen Mantel ablegend und ihr die Hand küssend.

„Laß gut sein, Martin, das Alter braucht nicht viel Schlaf. Habe ich doch auch in jungen Jahren manchmal stundenlang an deinem Bettchen gesessen, um mich an deinem Anblick zu ergötzen. Wenn du nun jetzt im festlichen Kleide und mit dem Abglanz der Heiterkeit jenes frohen Kreises, spät am Abend in mein stilles Gemach trittst, ist das so schön, daß ich mich den ganzen Tag in meiner Einsamkeit darauf freue."

Sie war eine schlanke, weißlockige Frau, mit einem feinen, blassen Gesichte, um welches eine große Spitzendormeuse flatterte. Eine geblümte seidene Kontusche hüllte die magere Gestalt ein und floß bis über die Füße hinab, wodurch alle ihre Bewegungen etwas leise Gleitendes erhielten. Sie rührte an eine Schelle, worauf ein Kammerdiener auf silberner Platte einen Becher kühlen Weins zum Nachttrunk brachte.

Der Graf hatte währenddem im Nebenzimmer sein goldbordiertes Festkleid mit einem bequemen Hausrock vertauscht und trat jetzt wieder in das Wohngemach.

„Das waren lustige Tage, Frau Mutter," sagte er, sich ihr gegenüber setzend. „Der heutige Abend ist wieder glänzend verlaufen. Serenissimus waren au comble du plaisir; die Frau Herzogin schienen weniger kontentiert. Mir gefällt es aber, wenn Damen sich nicht allzu animiert geben, auch sind wir von Ihrer Durchlaucht huldvolle Reserve gewöhnt."

„Die Herzogin ist eine gute Mutter und wäre ebenso gern bei ihren Kindern geblieben," sagte die Gräfin. Sie hatte viel Verständnis für Friederikens Wesen, mit der sie oft häuslich verkehrte. „Nun aber erzähle mir von den Fräuleins. Mit welchen hast du getanzt? Welches hat dir gefallen?"

„Sie wissen, ich stehe mit allen gut; die lustige Bünau hat mich heute beim Reiten ihren „Onkel" genannt. Vielleicht hat sie damit am treffendsten mein Verhältnis zu den schönen Kindern bezeichnet. Ich bin leidenschaftslos, ich bin kritisch; ist das nicht ein Glück? Und dann, herzliebste Frau Mutter, vergleiche ich die Mädchen mit Ihnen, so stehen Sie mir immer viel höher, als all das junge Volk."

„Du solltest das nicht thun," sagte die alte Frau kopfschüttelnd, während doch ein leises Rot der Freude über den natürlichen Ausdruck seiner Liebe ihre welken Züge verschönte. „Gleich und gleich soll sich gesellen. Es wird Zeit, Martin, daß du ernstlich auf Brautschau gehst."

„Nun, ich bin ja Ihrem Willen zufolge schon längst darauf aus," lachte er herzlich, „nur schade, daß ich vergebens schaue."

„Und was verlangst du besonderes von deiner Frau?"

„Nur eins, aber das vollkommen."

„Und das wäre?"

„Ein ehrliches, warmes Herz."

„Ah, da hast du recht. Aber findet sich das so schwer?"

„Ich muß es unleugbar erkennen."

„Wolle es nur sehen! Sollten alle diese schönen Mädchen kein Herz haben?"

„Sie wissen es wenigstens meisterhaft zu verstecken, oder haben es selbst noch nicht erkannt."

„Ein Mädchen kann dir ihr Herz nicht offen entgegentragen."

„Gewiß nicht, aber sie kann es vor mir für eine Person oder Idee enthüllen, diese hübschen Kinder lieben aber alle nur sich selbst und daneben denjenigen, der sie am eifrigsten bekourt, oder ihnen die größten Chancen einer guten Heiratspartie gibt. In diesem Sinne könnte ich auch vielleicht geliebt werden."

„Du wirst ja hart und bitter, Martin; hüte dich, so hörte ich dich noch nie!"

„Man macht seine Erfahrungen."

„Und die wären?"

„Die Sache geht mich nicht im entferntesten an; aber man urteilt am klarsten, wenn man unparteiisch an anderen exemplifiziert."

„Nun? darfst du mir den Fall mitteilen?"

„Ich denke; der ganze Hof hat ja das Kunststückchen vor Augen gesehen. Diesen Nachmittag erzählte ich Ihnen schon den Verlauf des Jeu de rose in der Manège. Ich fragte mich gleich, gibt die Bünau dem Kammerjunker den Preis, weil sie auf eine gute Heirat spekuliert? Oder hat sie sich mit dem Oberstallmeister gezankt? Ich hoffte zu ihrer Ehre etwas derartiges; die Launen der Verliebten sollen unberechenbar sein, und daß sie für einander glühen, sah ich lange. Abends merke ich deutlich, daß Storke mit ihr boudiert; er ist viel zu leidenschaftlich, um sich völlig zu beherrschen. Gut, denke ich, es liegt etwas Ernstliches zwischen ihnen, und sie konnte ihm die Rose nicht geben. Da gesteht mir beim Souper die kleine Hexe, mehr offenherzig als wohl überlegt, es sei zwischen Storke und ihr gar nichts vorgefallen, sie habe sich plötzlich vor seinen Augen gefürchtet — ist das nicht zum lachen, sie, die es bisher liebte, das zärtlichste Augenspiel mit ihm zu treiben. Ich tröstete sie und sagte, es werde ihr wohl gelingen, ihn bald wieder zu versöhnen. Nun kann doch nichts anderes dazwischen liegen als die Berechnung, daß der Kammerjunker eine bessere Partie ist. Zscheplitz machte auch den ganzen Abend ihren bevorzugten Galan, führte sie seiner Mutter zu und triumphierte, trotz seiner Niederlage als Reiter — trug er doch die goldene Rose aus ihrer Hand vor der Brust!"

Der Graf hatte sich in Eifer geredet und griff zu seiner Erfrischung nach dem Wein.

Die alte Dame wiegte mit sinnendem Ausdruck ihr Haupt und sagte dann plötzlich: „ich fürchte, Martin — du bist eifersüchtig."

Er fuhr auf. „Was denken Sie von mir?" rief er mit gezwungenem Lachen. „Das vielumworbene Fräulein von Bünau soll mich nicht an ihren Triumphwagen spannen."

„Hältst du die Kleine für kokett?"

„Die Bünau — kokett — ohne Frage gefällt sie gern, aber eigentlich möchte ich ihr daraus keinen Vorwurf machen. Sie müßte ja blind sein, wenn sie vor ihrem Spiegel nicht gewahr würde, daß sie reizend ist, daß sie gefallen muß."

„Nun also, was hast du an ihr auszusetzen?"

„Das nenne ich inquirieren —" rief er in härterem Ton, als es sonst seine Art war.

„Verzeih, wenn ich in meiner mütterlichen Liebe zu weit gehe," sagte die Gräfin milde und reichte ihm die weiße Hand hinüber, die er innig küßte. „Nun aber wird es Zeit, daß du nach alle den Freuden und Aufregungen zur Ruhe kommst."

Er nickte ihr in seiner ungebrochenen Kraft lächelnd zu, fand er doch selbst, daß es für die Greisin Zeit sei, ihr Lager zu suchen. Sie sprach in feierlichem Tone das Abendgebet, und er hörte mit gefalteten Händen scheinbar so andächtig zu wie sonst. Dann erhob sich die alte Dame, küßte ihren Sohn auf die Stirn, segnete ihn und verließ mit einem der beiden auf dem Tische stehenden Leuchter das Zimmer.

Graf Luja schritt, die Hände auf den Rücken gelegt, noch eine Weile in dem Gemach auf und ab.

Ja, was habe ich an Rosa von Bünau auszusetzen? fragte er sich jetzt selbst. Sollte sie wirklich kein treues, frommes, warmes Herz haben? Sollte in der schönen Hülle eine flatterhafte, eitle, kalte Seele wohnen? Ich kann es nicht glauben! Aber wäre es auch, sie liebt Storke, den frivolen, debauchierten Abenteurer, oder nimmt den kleinen Narren Zscheplitz, weil ihre Herrin die Partie für günstig hält, und Rosa zu leichtsinnig ist, an ihr wahres Glück zu denken. — Soll ich mich in diesen Konflikt werfen? Soll ich den Frieden meiner Seele aufs Spiel setzen? Mit jenen Beiden zum Gaudium des Hofes in Konkurrenz treten? Nein, nein, ich will mich dieser Thorheit nicht schuldig machen, will nicht zum Gespött der Menge werden. Laß sie einen ihrer beiden Bewerber erhören, genügt ihr ein solcher Mann, so hält ihr Inneres nicht, was das süße Angesicht verspricht; und wir müssen alle unser Schicksal tragen.

Er stieß das Fenster auf und atmete tief in der reinen Nachtluft, die von den Blumendüften des Parks erfüllt, ihm entgegen strömte. Drüben aus den Baumkronen ragten die kolossalen Umrisse des Schlosses mit Turm und Anbauten hervor; in dem hierher gewandten Flügel schimmerte noch da und dort ein schwacher Lichtschein.

„Ob ihre Fenster nach dieser Seite liegen?“ flüsterte er vor sich hin. Es verdroß ihn, daß er sich darüber keine Antwort geben konnte. Nur aus Rücksicht für seine Mutter, um sie nicht später zu stören, schloß er endlich das Fenster, nahm das andere Licht und begab sich in sein Schlafgemach.

Martin Luja war eine vornehme, fein gewöhnte Natur. Zurückhaltend, leicht verletzt und mit großen Ansprüchen an sich und andere und nicht leidenschaftlich genug, um Bedenken zu überspringen, gewann die zuwartende Passivität seiner Natur immer wieder den Sieg über jede impulsive Regung.

Sich nur ja keine Blößen geben, nur ja keine Unbesonnenheit begehen! Nur um alles in keine Versuchung, in keinen Gewissensstreit mit sich selbst geraten! Das waren die retardierenden Elemente seines Wesens. Er liebte es über die Vorfälle und Schicksalswendungen im Leben zu philosophieren, Gottes Spur und Führung aufzusuchen und nach den höchsten Gesichtspunkten zu ringen. Aber, weil der feste Glaube an die göttliche Überwachung sein ganzes Wesen durchdrang, nahm er mit seinem Ich, seinem Eigenwillen eine abwartende Stellung ein, die seinem Benehmen etwas Altes und Kühles gab und mit der inneren Herzlichkeit seiner Natur in Widerspruch stand. Verwöhnt und gemütlich befriedigt durch seine treffliche Mutter, hatte bis jetzt nie eine ernste Neigung Macht über ihn gewonnen; er war gegen jede Überrumpelung von seiten des Gefühls oder gar der Sinne mit Verstand und Religion auf der Hut, und wagte sich das, was er für die holde Rosa empfand, selbst noch nicht als „Liebe“ zu bezeichnen. Wie konnte er ein Mädchen „lieben“, das sich noch nicht als vollkommen liebenswert bewiesen hatte? Was sollte er da lieben? philosophierte er. Und so lehnte er es in sich selbst ab, um ihren Besitz zu ringen.

Siebentes Kapitel.

Der Herzog hatte sich für heute rasch wieder ein vergnügliches Unternehmen ausgesonnen.

Von den Gästen wurden einige Herren zurückbehalten, andere aus der Stadt dazu geladen und so fuhr wieder eine Schar lustiger Männer, unter denen der Herzog der frischeste war, frühzeitig zu einer Partie nach dem Kainaer See ab. Blasende Vorreiter eröffneten den Zug, dann folgten auf drei Stuhlwagen, jeder mit vier Pferden bespannt, die Herren, darnach kam ein Wagen mit Jagd- und Fischereigeräten, dem sich noch ein wohlversehener Küchenwagen anschloß.

Heute lag dem Oberjägermeister, Grafen Luja, die Anordnung des Ganzen ob. Der Teichvogt war benachrichtigt, der Fasanenwärter gleichfalls, das Wetter konnte nicht herrlicher sein, und so sahen alle einem angenehmen Tage entgegen.

Schöne Holzungen, Gebüsche von Ellern und Weiden grenzten den See ein. Es gab ein Teichhaus und auf der anderen Seite des Wassers ein Fasanenhaus, man konnte fischen, Enten oder Fasanen schießen, sich zwanglos und nach Belieben verteilt unterhalten. Später sollte man an Tischen unter hohen Buchen die eigene Jagdbeute, von den herzoglichen Köchen trefflich zubereitet, verspeisen. Man wußte, daß Luja dies alles scheinbar wie von selbst und doch mit guter Form und unter Berücksichtigung jeder persönlichen Neigung ins Werk zu richten wisse, und die Zuversicht, mit der man auf einen vergnügten Tag rechnen konnte, hob von vorn herein die gute Laune. Erinnerungen an die eben verlebten Festlichkeiten, pikante Anekdoten, gewagte Scherze, fröhliches Gelächter nahmen kein Ende.

Nur einer, sonst der Flotteste, mußte sich heute zu dem heiteren Ton zwingen, der um ihn her angeschlagen wurde. Dieser Eine war der Oberstallmeister von Storke.

Seit jener nächtlichen Unterredung mit dem Minister und besonders mit dem Günstlinge desselben, war er ein anderer geworden; er konnte die Bilder, welche der allmächtige Mann heraufbeschworen, nicht mehr verbannen. Ein Funken war in seine Seele geworfen, der guten Brennstoff gefunden haben mußte, sonst wäre er wohl schon längst in sich verglommen. Wenn er sich unter diesen behäbigen, selbstgewissen Männern umsah, so erkannte er, daß sie sich alle mehr oder weniger einer sicheren Vermögenslage erfreuten, daß sie mehr oder weniger erbeingesessene hohe Herren waren. Früher hatte es ihm geschmeichelt, ihn mit lachender Ironie, leichtfertigem Selbstgenügen erfüllt, wenn er sich wohlgelitten in einem solchen Kreise fand, jetzt plötzlich brannte in ihm das Verlangen, es dieser Feudalaristokratie gleich zu thun. Er kannte genug von der Vorgeschichte des Adels, um zu wissen, daß mancher Besitz und Titel der Raubritterschaft seiner Vorfahren, elender Günstlingsschaft oder der zweifelhaften Ehre verdankte, von einer fürstlichen Mätresse abzustammen. Warum wollte er denn bedenklicher sein als hundert andere gewesen waren? Niemals würde sich ihm eine Gelegenheit bieten, empor zu kommen, wie diese. Durfte er es aber jemals wagen, bei seinem gnädigen Herrn auf den Wunsch des Ministers anzuspielen? Er sagte sich, daß dieser Weg aussichtslos, ja unmöglich zu betreten sei. Und der andere? Schreck und Scham fielen mit bleiernem Gewicht auf sein Gemüt, wenn er in das von Heiterkeit strahlende Gesicht des Herzogs blickte, seines Gönners, der ihn so gutmütig mit seinem Sauersehen, seinem Katzenjammer, seinem Liebeskummer zu necken wußte.

Aber hatte der hohe Herr mit letzterem nicht recht? Brannte die beleidigende Zurücksetzung, welche Rosa ihm angethan, nicht auch wie ein zu jeglichem verzweifelten Thun anreizendes Gift in ihm?

So wurde die peinliche Stimmung in Storke immer überwiegender, und erleichtert, einem lästigen Zwange entrinnend, machte er sich am Nachmittage mit des Herzogs Erlaubnis aus dem lärmenden Kreise der heimkehrenden Genossen los und schritt allein in finsterem Nachsinnen durch den Park seiner Wohnung zu.

Er mußte einen befreienden Entschluß fassen, ernstlich mußte er sowohl seine Leidenschaft für das schöne Mädchen, wie auch jene fürchterlichen Pläne und Hirngespinste bekämpfen. Nur dann konnte er seine frühere heitere Sorglosigkeit wieder gewinnen.

Es half ja auch gar nichts, daß er über die Möglichkeit grübelte, den herrlichen Lohn zu erringen. Klug sollte er sein — hatte der Versucher gesagt — aber wo fand er bei aller Klugheit, allem Sinnen und Grübeln Werkzeuge? Und er selbst, nimmermehr! Er war Kavalier, ihm persönlich konnte man dergleichen nicht zumuten!

Also endgültig fallen lassen, aufgeben, verbannen — bei diesem erleichternden letzten Gliede seiner peinlichen Gedankenkette angekommen, betrat er tief aufatmend den Flur seines Hauses. Ein untersetzter, dem Oberstallmeister unbekannter Mensch wartete auf ihn. Storke fuhr seinen Bedienten an:

„Warum hat Er den Kerl nicht weg gejagt? Was will die Kanaille?“

„Ist schwer zu jagen, gnädiger Herr,“ flüsterte der Diener mit scheuem Achselzucken, „ich kenne den Peter Mork.“

„Bin gerade in dem Humeur mich anbetteln zu lassen. Die Reitpeitsche auf den Strolch!“ rief der Herr und betrat sein Zimmer.

Zu seinem größten Erstaunen stand der Fremde, als Storke sich nach der Thür umwandte, auch drinnen, und sah ihn mit einem dreisten Blick an.

Der Oberstallmeister griff in der That, seiner ersten Regung folgend, nach einer starken Hundepeitsche, die an der Wand hing.

„Gnaden sollten doch einen armen Kerl erst anhören, zum Hinausjagen ist immer noch Zeit,“ knurrte der Eindringling.

„Na, dann sag Er, was Er will!“ herrschte Storke den

Mann an, indem er sich an den Tisch lehnte und die Peitsche mechanisch durch die Hand zog.

„Gnaden, ich bin der Mann von der Amme da oben im Schloß. Ich halt's nicht länger aus ohne das Weib, und darum will ich hier eine Stelle, einerlei welche.“

„Die Stellen im Schlosse vergibt der Hofmarschall — solch ein Tölpel wie Er paßt nicht zum herzoglichen Lakaien.“

„Die Wachen haben mich gar nicht 'rein gelassen,“ murrte Peter, „da dachte ich, so will ich in den Stall und ging hierher.“

„Hierher — hm“ wiederholte der Angesprochene, indem er leise mit der Peitsche über die hohen Jagdstiefeln strich. „Kann Er denn ein Pferd von einer Kuh unterscheiden?“

„Ich bin Ackerknecht auf dem Kammergute Wiedebach.“

Als Storke den Namen hörte, warf er sich so heftig in den Armstuhl, daß derselbe laut krachte, ein starkes Rot fuhr über sein Gesicht, und er sagte ganz leutselig: „Erzähle Er mir vernünftig, weshalb Er herkommt und was Er sich von einem Dienst im herzoglichen Stall verspricht? Die Amme kriegt er da doch nicht zu sehen.“

Der Knecht fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn, drehte seine schmutzige Mütze in der Hand und begann: „Wir hatten unsern Ersten und es ging uns gut. Lotte sitzt mit dem Jungen an der Brust vor der Thür. Da kommt ein herrschaftlicher Wagen gefahren. Die Herren darin lassen halten, steigen aus; der Doktor geht mit meinem Weibe 'ins Haus. „Die paßt“, sagt er. Lotte ist erst erschrocken, will von nichts wissen. Sie schnacken der dummen Gans von schönen Kleidern, leckerem Essen, hohem Lohn vor, da wird sie ganz vergnügt und sagt: ich komme mit, Mutter kann den Jungen aufziehen. Sie wollte ihr Sonntagszeug holen, der Doktor lacht aber und sagt, das sollte sie nur lassen, da oben göbe es noch besseres. Wie sie das hört, springt sie mit eins in den Wagen, nickt mir zu, ruft „hol' Mutter für den Jungen“, und dahin fahren sie. — Was sollte ich machen, das Wurm schrie jämmerlich. Ich holte die Alte, sie kriegt's aber nicht still. Seitdem schilt und rumort die Großmutter, das Kind jammert und fällt ab, und von Lotte hab' ich nichts wieder gehört. Das konnte ich nicht länger aushalten. Sie mögen einem, wenn man was schuldig ist, die Kuh aus dem Stalle holen, aber wenn man nichts schuldig ist, das Weib — das ist zu arg!“

„Arg oder nicht, das kommt bei dem ordinären Volke nicht darauf an“, sagte Storke wegwerfend. „Jahr und Tag mag hingehen, ehe Er die Prinzenamme wiederkriegt und dann — ist sie hochmütig geworden und will nichts mehr von Ihm wissen.“

„O Herr, gnädiger Herr, helft mir!“ flehte der Verzweifelte und ballte die Fäuste.

„Ja, wie ist Ihm zu helfen? Die Amme kommt nur in Begleitung aus den herrschaftlichen Gemächern, und wenn einer im Schloß ahnt, daß ihr Mann um den Weg ist, geht's ihm und ihr schlecht. Freilich, wenn ich Ihn in den Stall nähme, würde Er's doch wohl heraus spintisieren, wie Er zu seiner Lotte käme.“

„Ja Gnaden, das würd' ich!“ rief der Mann freudig.

„Und Er würde mir bei Seele und Seligkeit zuschwören, nie zu verraten, daß Er der Amme Mann ist, und daß ich davon gewußt? denn es ist pures Mitleid von mir, wenn ich Ihm den Willen thue, eigentlich darf ich's nicht.“

Da fiel der arme Kerl auf die Kniee, hob die Hände in die Höhe und schwor, keiner wisse und solle wissen, daß die Amme ihn angehe, und dem gnädigen Herrn wolle er sein Lebetag dankbar sein als seinem allergrößten Wohlthäter.

Storke lächelte, es war ein eisiges, boshaftes Lächeln, wie es sein keckes Gesicht noch nie verunziert hatte.

„Gut“, sagte er, „vielleicht ist's verkehrt, solchem Pack wie Er ist zu vertrauen, aber ich habe 'mal das Mitleid mit Ihm und seiner Liese —“

„Lotte, Herr!“

„Ich will noch mehr für Ihn thun, weil Sein Unglück mich dauert. Vor dem Fenster des Zimmers, in dem die Amme — nach Süden hinaus — wohnt, steht eine starke und hohe Kastanie. Er kann doch klettern?“

„Ja, Herr!“ rief der Mann mit funkelnden Augen.

„Schrei Er nicht so unverschämt — sei Er manierlich, vorsichtig, sonst lasse ich Ihn hinauspeitschen und jage Ihn zum Teufel!“

Der große Herr ging im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem andern stehen und sah ihn mit unsicherem Blick an. Ein paarmal nahm er einen Anlauf, als wolle er etwas sagen, aber der Hals war ihm trocken.

„Seine Lage ist übel —“ brachte er endlich heraus.

Die Reichsbank in Berlin: 1. Vorderansicht nach der Jägerstraße.

HERZOG LEOPOLD von BRAUNSCHWEIG
geht seinem Tode in der Oder entgegen
Frankfurt den 27ten April 1785
Seine letzten Worte:
„Ich bin ein Mensch wie Ihr, und hier kömmt es auf Menschenrettung an.“
Den durch die Überschwemmung Verunglückten gewidmet von D. Chodowiecki

Zum hundertjährigen Gedächtnis von Herzog Leopolds von Braunschweig Opfertode in der Oder: Gleichzeitige Darstellung des Vorgangs von Daniel Chodowiecki.

„Wenn der kleine Prinz am Leben bleibt, wird Er sein Weib sobald nicht wieder bekommen. — Man kann ja aber nicht wissen — so ein kleines Kind —“

„Wenn das Herzogskind stürbe?“ fragte Peter und riß die Augen auf. „Ja, am besten wär's“, knirschte er, „es nimmt, was meinem Jungen gehört; ich kriegte mein Weib wieder, wenn sie's nicht mehr brauchten, und alles würde gut.“

„Jetzt geh Er; ich habe mich schon zu lange mit Ihm aufgehalten“, herrschte der Oberstallmeister den erschrocken Zusammenfahrenden an. Storke öffnete die Zimmerthür. „Jean, bring Er den Kerl nach dem Marstall; sag' Er dem Leibkutscher, er habe mich gestern um noch einen Wagenwäscher gebeten, er solle den da nehmen und einkleiden.“

Peter trat erfreut an die Thür; sein Scharren, Mützeschwenken, Grinsen und Nicken wollte kein Ende nehmen.

Der Oberstallmeister winkte seinem Kammerdiener und wandte sich angeekelt ab; Jean schob den erhörten Bittsteller hinaus, und Daniel Storke blieb allein.

Ihn schwindelte, er stützte sich auf die Tischkante, hatte er doch die Empfindung, als stehe er auf einem hohen Berge und habe eben mit spielendem Fuß einen Stein ins Rollen gebracht. Konnte sein eigener Standpunkt durch diesen losgestoßenen Stein nicht auch wankend werden? Behielt er festen Boden unter den Füßen, oder mußte er nach in die gähnende Tiefe?

Unruhig ging er auf und ab, er haßte diesen schmutzigen Lump mit seinen lächerlichen Ansprüchen. Morgen konnte er ihn aber wieder fortjagen. Sollte er Jean zurückrufen, er stand am offenen Fenster und sah den beiden Davonschreitenden nach. Schon hob er die Jagdpfeife an seine Lippen, um den halben Entschluß zur Ausführung zu bringen. Da sah er ein paar Frauengestalten aus einem der Bosketgänge einbiegen und den Weg der beiden Männer kreuzen. Es war die Herzogin mit Rosa von Bünau; sollte er eine vielleicht ärgerliche Szene mit dem widerlichen Kerl, dem Peter, im Gehörkreise der beiden Damen herbeiführen? Nein, es würde sich gewiß leicht ein Anlaß finden, den neuen Wagenwäscher wegen Untauglichkeit wieder zu entfernen — er wollte sich vorläufig die peinlichen Eindrücke aus dem Sinn schlagen.

Es gelang ihm leicht, denn Gedanken und Blick folgten ohne Zwang der reizenden Gestalt des schönen Kammerfräuleins. Ein heißes Verlangen, Rosa heute noch zu sprechen, etwas wie eine Versöhnung, wenigstens einen freundlichen Blick, ein gutes Wort von ihr zu erlangen, trieb ihn an, ihr zu folgen, er griff nach seinem Jagdhut und eilte hinaus.

Geschickt wußte er es so einzurichten, daß er den beiden Damen, wie vom Schloß kommend, begegnete. Ehrerbietig trat er zur Seite und begrüßte die Herzogin.

„Also hat mein Gemahl Ihn schon entlassen, Oberstallmeister?“ redete die hohe Frau den Dastehenden an. „Die Herren nehmen, wie ich höre, noch einen Abschiedstrunk.“

„Seine Hochfürstliche Durchlaucht waren so gnädig, mich zu beurlauben.“

„Ich habe meinen Gemahl noch nicht gesprochen; ist die Partie nach Wunsch ausgefallen?“

Storke, also festgehalten, schritt neben den Damen in dem breiten Parkwege dahin und erzählte von der Fahrt, den Erfolgen der Jagd und des Fischfangs, dem schönen Diner im Freien und der heiteren Rücktour. Die Herzogin lächelte ihn an, sie that es nicht oft, der Oberstallmeister zählte nicht zu ihren Lieblingen, aber die Gewißheit, daß Johann Adolf einen Tag nach seinem Sinn genossen habe, beglückte sie, und stimmte sie freundlich für den Berichterstatter, welcher ermutigt fortfuhr:

„Der einzige Mangel heute war die Abwesenheit der Damen; hätten Eure Hochfürstliche Durchlaucht die fête champêtre mit dero Gegenwart verherrlicht, wäre der Tag vollkommen gewesen.“ Es gelang ihm bei diesen Worten einen Blick halb zurück auf Rosa zu werfen, der ein freudiges Rot, ihn wieder wie sonst artig gegen sich zu sehen, die Wangen färbte.

Die Herzogin drohte mit dem Fächer. „Flatteur“, lächelte sie. „Als ob wir nicht recht gut wüßten, daß die Männer solche Tage gern unter sich genießen. Und obendrein ist jagen und fischen ein heroisches Vergnügen, für welches ich kein penchant besitze.“

Man bog jetzt in die große Allee, welche aufs Schloß zuführte. Ein Lakai eilte herbei und meldete: Seine Hochfürstliche Durchlaucht habe nach der Frau Herzogin gefragt.

Die zärtliche Gattin beeilte ihre Schritte. Da trat der hohe Herr selbst durch das große Eisenthor in den Garten; in seiner straffen Haltung, das heitere Gesicht von Lust und Wein gerötet, kam er der kleinen Gesellschaft entgegen und begrüßte sie mit lautem Zuruf:

„He, da treffe ich ja die Damen in gutem Geleit! Und Er Storke, Er verdammter Schwernöter, Er Pfiffikus, hat ja eine famose Witterung für Zeit und Ort. Ich sage Ihnen, Herzogin, der Kerl hat den ganzen Tag die Ohren hängen lassen wie ein begossener Pudel, und jetzt sieht er aus, als hätte Gott Amor ihm einen Orden geschenkt.“ Er bot seiner Gemahlin den Arm und führte sie unter Lachen und Scherzen auf das Schloß zu.

Der Oberstallmeister schloß sich mit dem Kammerfräulein an.

„Sie haben mir vergeben, Baron von Storke. Ich meine, ich hätte es Ihnen angesehen?“ fragte das schöne Mädchen mit zaghaftem Aufblicken und verschleierter Stimme.

„Ich halte es nicht aus, Ihnen zu zürnen, Fräulein von Bünau, ich muß Ihnen gut sein“, entgegnete Storke gleichfalls halblaut, „obwohl ich auch jetzt noch nicht begreife, weshalb Sie mir gestern mein gutes Recht kürzten — mich beleidigten?“ Er sah sie dabei mit seinen zwingenden Augen wie sonst an, so daß sie ihr Thun heute selbst nicht mehr verstand und kleinlaut erwiderte:

„Es war eine thörichte Caprice, tragen Sie mir meinen Mißgriff nicht nach.“

Man hatte den äußeren Schloßhof erreicht und schritt unter der Thorterrasse in den inneren Hof, wo sich viele andere Personen zu den Hereintretenden gesellten und jede Unterhaltung zu Zweien verhinderten. (Fortsetzung folgt.)

Zum einhundertjährigen Todestag des Herzogs Leopold von Braunschweig 27. April 1885.

Von Georg Thiel.

(Zu dem Bilde auf S. 469.)

„Am 27. April 1785 hatten wir das Unglück, unsern allgemein geliebten und venerierten Chef, den Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig, auf eine höchst traurige Art zu verlieren. Der ungewöhnlich tiefe Schnee, der in der Reminisceremesse dieses Jahres gefallen war, hatte die verderbliche Folge, daß die Oder gegen das Ende des April mit einem jeden Tage immer höher anschwoll. Am 27. April war sie vier Zoll höher gestiegen, als es bei Menschengedenken je geschehen ist. Das Wasser trat in die Stadt und der ganze Kasernenhof war überschwemmt. Sie drohte alle Augenblicke den Damm zu durchbrechen und in der Dammvorstadt die schrecklichsten Verwüstungen anzurichten. Am 27. April hörte man in der Nacht ein ungewöhnliches Brausen in der Luft, welches eine große Hagelwolke verursachte, die aus Nordwest heraufzog und den Strom nach der Dammseite trieb. Um acht Uhr des Morgens brach die Oder einige hundert Schritt von der Brücke auf der nördlichen Seite den Damm durch und setzte die ganze Dammvorstadt unter Wasser. Der Strom hob die Eisböcke aus dem Grunde und führte sie fort. Um zehn Uhr gingen einige Joche der Brücke weg, denen bald mehrere folgten, wodurch die Kommunikation zwischen der Stadt und Vorstadt aufgehoben und alle Rettungsanstalten vereitelt wurden. Um drei Uhr nachmittags erfolgte ein zweiter Durchbruch auf der südlichen Seite der Brücke, der die Verwüstungen in der Dammvorstadt vollendete. Zu gleicher Zeit brach die Oder an der Kühburg durch, riß ein Stück von dem Berge am Wege nach Kunnersdorf weg und hemmte auf eine Zeit lang die ganze Passage nach Schlesien, die aber bald wieder hergestellt wurde. — Die Verwüstungen in der Dammvorstadt waren schrecklich; der Strom riß ein Haus nach dem andern weg und versandete den Boden an vielen Orten so, daß das ganze Territorium verloren zu sein schien. Der edle Herzog Leopold, der in dieser allgemeinen Not den ganzen Vormittag äußerst beschäftigt gewesen war, um Rettungsanstalten für die unglücklichen Dammeinwohner zu treffen, entschloß sich gleich nach der Parade, auf der er noch um elf Uhr ganz tiefsinnig war, hinüberzufahren, um womöglich jenseits Anstalten zur Rettung der Unglücklichen zu machen. Er bestieg einen Kahn und fuhr durch die große Öffnung der zerrissenen Brücke, wo der Kahn zwar einmal an einen Eisbock heftig anstieß, aber doch glücklich hindurchkam. Die Heftigkeit des Stromes trieb den Kahn gerade in den Bruch hinein, den die Oder um acht Uhr in den Damm gemacht hatte. Die Schiffer waren nicht vermögend, das Fahrzeug zu regieren, sondern mußten sich der Gewalt des Stromes überlassen. Zum Unglück stieß der Kahn an eine unter dem Wasser befindliche Weide und fing an, Wasser zu schöpfen; der Steuermann fiel hierüber rückwärts ins Wasser; der Herzog taumelte, sprang nach der Mitte des Kahnes und faßte den einen Schifferknecht in den Arm, als der Kahn noch einmal an eine Weide stieß und umschlug. — Der Herzog fiel mitten in den Strudel und eine hohe Woge schlug über ihm zusammen. Alle Anstalten, die sogleich gemacht wurden, waren vergebens. Er war verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein. Sechs Tage nachher fand man den Leichnam ungefähr zweihundert Schritt von dem Orte, wo er versunken war, in einem Garten, der dem Feldwebel Neubauer von der Leibkompanie gehörte. Er ward hierauf hinübergefahren und in sein Quartier gebracht. Hier ward er einbalsamiert und den Sonnabend abends vor Pfingsten nach Braunschweig gebracht. — Es ist nicht zu beschreiben, was für eine Bestürzung die Nachricht, daß der Prinz ertrunken sei, in der ganzen Stadt verbreitete. Man muß Augenzeuge gewesen sein, um sich hiervon eine rechte Vorstellung zu machen. Die Teilnehmung und das Jammergeschrei so vieler Tausende war sehr natürlich, da sein ganzes Leben im Wohlthun bestanden hatte. Noch nie ist ein Fürst so allgemein und so aufrichtig geliebt und beweint worden. — Sein Andenken bleibt bei diesem Regiment ewig im Segen. Die von ihm gestiftete Garnisonschule wird seinen Namen immer unvergeßlich erhalten.“

Dies die Nachricht von dem Tode des Herzogs Leopold von Braunschweig, wie sie der damalige Feldprediger des Regiments des Prinzen Leopold, Krüger, dem Garnisonkirchenbuch in Frankfurt a./O. anvertraut hat.

Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig-Lüneburg wurde am 11. Oktober 1752 zu Wolfenbüttel geboren. Er war der letzte unter allen Prinzen und Prinzessinnen

dieses fürstlichen Hauses. Sein Vater war der Herzog Karl, seine Mutter Philippine Charlotte, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I, Schwester des großen Königs, Friedrich II. Ein glückliches Erbteil fiel diesem Prinzen von seinen fürstlichen Eltern zu, indem er ebenso in seiner Leutseligkeit und Menschenliebe seinem hohen Vater glich, als er die hervorragenden Geisteseigenschaften seiner Mutter empfing, die sich in seiner Teilnahme für alle Zweige der Wissenschaft und Kunst in seinem späteren Leben äußerten. — Seine Jugend fiel in jene große, Europa erschütternde Zeit, in welcher Friedrich der Große für die Erhaltung des preußischen Königthrones, für die Sicherheit und Freiheit seines Landes die Waffen ergriff, und in welcher Prinzen des Braunschweigischen Hauses — Franz und Heinrich — den Tod fürs Vaterland starben. — Als fünfjähriger Knabe mußte er mit seinen fürstlichen Eltern vor den französischen Heeren aus seinem Vaterlande fliehen. Celle, dann Blankenburg boten den Flüchtenden Zuflucht. Seinen Unterricht und seine Erziehung leitete zuerst ein Herr von Wallmuden, dann der Oberst von Warnstedt. Dem Abt Jerusalem war die Unterweisung im Christentum anvertraut. Das vom Prinzen in seinem siebzehnten Jahre verfaßte Glaubensbekenntnis mit seinen Nachträgen gestattet einen Einblick in seine seltene Geistesentwickelung. Er schreibt u. a.: „Meine Pflicht ist, dahin zu streben, daß die Welt, oder vielmehr der vernünftigste und beste Teil derselben, mit Recht ein vorteilhaftes Urteil von mir fällt. Folglich muß ich mich bemühen, mir denjenigen inneren, würdigen Charakter zu verschaffen, um meinem Nächsten alles dasjenige zu leisten, wodurch ich verdiene, daß man gut von mir urteilt, und muß mir nicht einfallen lassen, ohne wahre Verdienste wegen meiner Geburt oder wegen der Vorzüge meiner Eltern, oder anderer äußerer Glücksumstände auf die Hochachtung der Menschen Anspruch zu machen. Ich muß ferner, bei dem würdigsten inneren Charakter und einem äußerlichen, pflichtmäßigen Verhalten, überhaupt nicht sorglos in Ansehung derjenigen an und für sich unschuldigen Dinge sein, die einen bösen Schein haben, vielmehr muß ich, soviel als mit Vernunft und gutem Gewissen geschehen kann, alles dasjenige vermeiden, was ohnerachtet der besten Absichten und der besten inneren Beschaffenheit meines Herzens mir die Achtung der Menschen rauben würde. — — Die Religion muß mich gehorsam gegen Gott, getreu gegen meinen König, aufrichtig, liebreich gegen meine Nebenmenschen und soviel ich nur immer Vermögen dazu habe, wohlthätig, thätig und treu in meinem Beruf und in allen meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und mäßig machen. Jede Religion, die dieses nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Greuel sein, wenn ich auch für die sogenannte Ehre Gottes mein Vermögen oder auch sogar mein Leben verschwendete."

Die neueren Sprachen, die französische, italienische, englische und polnische, erlernte der Prinz mit staunenswerter Leichtigkeit; nicht minder schnell erfaßte er die seinem militärischen Beruf entsprechenden Wissenschaften der Mathematik und Taktik. Der große König schätzte schon den Jüngling hoch, und seine Generale erkannten in den Talenten desselben den heldenmütigen Geist der Brüder wieder und sahen voraus, daß er dem Beispiel der Sieger bei Freiberg und Minden folgen werde. Besonders zog den Prinzen das Studium der Geschichte an und dieses befähigte ihn auch zu der Wertschätzung seines Onkels Friedrichs II. 1770 nahm Friedrich der Große den Prinzen zur Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph unter seine nächsten Begleiter. Von dieser Reise kehrte Leopold, nachdem er die Höfe von Ansbach, Erlangen und Weimar besucht und in Straßburg besonders seine militärischen Kenntnisse erweitert hatte, 1772 nach Braunschweig zurück, von wo er nach Sonnenburg sich begab, um den Ritterschlag als Johanniterritter zu empfangen. 1775 reiste der Prinz über Wien nach Italien, wo er unter Lessings Leitung ein außerordentlich fruchtbares Studium der Kunst betrieb, welches er erst verließ, als ihm ein neuer Wirkungskreis von dem König Friedrich II angewiesen wurde. Dasselbe Regiment, dessen Fahne einst Schwerin vor Prag ergriffen, und die er sterbend mit seiner Leiche gedeckt hatte, welches später ein dem großen König besonders werter General von Diringshofen befehligt hatte, wurde dem Herzog verliehen. Am 7. Februar 1776 zog der Herzog als Chef dieses Regiments in Frankfurt a./O. ein. Es ist wohl kaum ein Tag seines Aufenthaltes in dieser Stadt vergangen, der nicht irgend eine That der erbarmenden und helfenden Nächstenliebe aufzuweisen gehabt hätte. Der Herzog war ein Beschützer der Unterdrückten, ein Versorger der Armen. Den Mantel nahm er von seiner Schulter, um mit demselben Frierende zu bedecken. In den späten Abendstunden achtete er auf die erleuchteten Fenster in den von den Armen bewohnten Stadtteilen, und wenn Krankheit oder Not die Veranlassung zum Wachen war, brachte er persönlich Trost und Hilfe. — Am 26. Januar 1778 wurde die vom Herzog Leopold aus eignen Mitteln erbaute Garnisonschule in Frankfurt a./O. eingeweiht. 320 Kinder der Soldaten seines Regiments, die bisher in keiner Schule Aufnahme gefunden hatten, sich bettelnd und stehlend in den Dörfern und auf den Feldern der Umgegend herumtrieben, fanden hier unentgeltlichen Unterricht und eine Pflegestätte des Geistes, der den edeln Stifter erfüllte. — Dieses Denkmal des Herzogs ist bis heute noch erhalten, und hat die Garnisonschule in Frankfurt a./O. in ihrer hundertsiebenjährigen Geschichte auch gar manche Wandlung erfahren, so hält sie doch fest an den alten Überlieferungen und bewahrt noch treu das Andenken an den Herzog Leopold. 1787 wurde dem Herzog an der Stelle, an welcher er in den Fluß gestürzt war, ein Denkmal errichtet, zu welchem nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich und Italien beigesteuert hatte. — Zum Schlusse finde noch die Verhandlung mit dem Begleiter des Herzogs auf seiner Todesfahrt hier seine Stelle:

„Actum Frankfurth an der Oder den 28. Aprill 1785.

Da gestern bey der unhaltbaren Uebergießung der Oder zum Damme bey hiesiger Stadt das übergroße Unglück arriviret, daß der Durchlauchtigste Fürst Leopold von Braunschweig bey der Ueberfahrt von der Gubenschen Vorstadt nach dem gegenseitigen Damme ertrunken; So ist der hiesige Bürger und Fischer auf der Gubenschen Vorstadt Johann Schwartze, welche Sr. Durchlauchten, bey dieser unglücklichen Farth geführet, von seiner Wissenschaft befraget worden.

Derselbe saget: er sey gestern gegen 12 Uhr mit seinem Drebel-Kahn bey dem Fischer-Thore gelegen, dahin sey der gnädigste Herr gekommen, sey in den Kahn gestiegen, ohne ihm ein Wort zu sagen, und habe mit der Hand den Kahn abgestoßen. Worauf dann er Comparent Sr. Durchlaucht gefragt: Gnädigster Herr, wo wollen Sie hin? worauf er erwidert Ich will herüberfahren. Comparent habe gesagt, O Gnädigster Herr, Es ist eine gefährliche Farth, der Herzog aber habe geantwortet Es gehet schon mit dem Kahn. Comparent habe noch einen Schifferknecht Christian Pestler, einen Soldaten und Schifferknecht Johann Berfelde engagirt gehabt, daß sie mit ihm zur Rettung der Unglücklichen zum Damme fahren solten, der Berfelde als Soldat hiesigen Regimentes habe sich zuvor die Erlaubnis von Sr. Durchlaucht zur Ueberfarth ausbitten wollen, mit diesem sey Se. Durchlaucht wie vorgedacht zu seinem Kahn gekommen, und hätte verlangt, mit übergesetzt zu werden, und bey Lehmanns, wo die Oder zuerst übergegangen hingefahren zu werden.

Comparent wäre also mit Ihro Durchlaucht 4 Persohnen stark vom Fischer-Thor ab durch die Brücke glücklich passiret; Als sie aber bey Lehmanns an den angedrückten Nothdamm gekommen, so hätte die gewaltsam zuströhmende Fluth den Steuerbord des Kahnes an einer Weide geworfen, und so gewandt, daß die Vordersten keinen Grund erlangen können. In dem Augenblick hätte der Kahn Wasser geschöpfet, er Comparent wäre herausgefallen, zu Grunde gegangen, er hätte aber glücklicher Weise eine Weide gefasset, und an derselben in die Höhe gekommen, bis er abgeholet worden. Von dem Augenblick an wisse er nicht, was weiter geschehen, Diese seine ihm vorgehaltene Aussage hat er bekräftiget und unterschrieben.

Johann Schwartze. Müller."

geraubt. Allmählich aber erholte sie sich von diesen Schlägen und wurde, was sie sein sollte, eine Stütze des Handels und der Industrie; wie sie heldenmütig unter ihrem bewährten Chef, dem Präsident v. Dechend, im Kriege von 1866 eingetreten, haben wir schon früher (III. Jahrgang S. 538 ff.) einmal gezeigt, jetzt wollen wir nur von ihrem Übergang in die deutsche Reichsbank und ihrem Wirken als solche sprechen. — Das erstere war, äußerlich betrachtet, recht schwierig. Baurat Hitzig hatte den Plan des Neubaues entworfen, der sich über die Fläche von 105 Ar erstreckte (80 für die Gebäude, 25 für die Hof- und Gartenräume), aber er konnte nur allmählich ausgeführt werden. Denn der Geschäftsbetrieb der Bank durfte während der ganzen Zeit weder durch den Neubau noch durch den Abbruch der alten Baulichkeiten auch nur einen Tag lang unterbrochen werden, und so mußten die alten Räumlichkeiten so lange erhalten und benutzt werden, bis plötzlich von einem Tage zum andern die Büreaus, Kassen, 2c. aus dem alten Bau provisorisch in die bereits fertig gestellten Lokalitäten des neuen übersiedelt werden konnten. Aber dies wurde so geschickt durchgeführt, daß das Publikum kaum etwas von einer Störung bemerkte.

1873 wurde der erste Teil, 1876 das ganze Gebäude fertig gestellt, und nun steht es herrlich und großartig da. Der Haupteingang führt durch die Vorderfront in der Jägerstraße, die wir auf unserer Abbildung (S. 468) vor uns sehen. Es ist ein nur zweistöckiges Gebäude, mit neunzehn Fenstern in der Front, davon je sechs in den Seitenflügeln, sieben im Mittelbau, dessen obere Etagen acht korinthische Säulen schmücken. In den Fensterbrüstungen sind die vierundzwanzig Wappen der deutschen Staaten angebracht. An den Ecken des Daches befinden sich zur Aufnahme großer Illuminationsflammen Schalen auf antikem Dreifuß, jede gehalten von zwei Greifen, das flache Mitteldach wird geziert von einer vom Prof. Franz aus schlesischem Sandstein gearbeiteten Gruppe: Germania, umgeben von den allegorischen Figuren des Handels, der Schiffahrt, der Industrie und des Ackerbaus; sie scheinen in einem Nachen soeben gelandet, ähnlich wie das Glücksschiff der Japaner, auf dem alljährlich die sieben Glücksgötter ihr geliebtes Japan besuchen.

Die Straße ist, wie man sieht, sehr belebt, auch eine Pferdebahnlinie fährt hindurch; desto größer aber ist der Kontrast, wenn man in das Gebäude eintritt, wo die größte Ruhe und Ordnung herrscht; die würdigen, hohen, echt künstlerisch ausgeschmückten Räume wirken feierlich und erhebend auf jeden, nie hört man, trotz der vielen, fortwährend dort Verkehrenden den geringsten störenden Lärm.

Durch den Haupteingang also gelangt man zuerst in eine Vorhalle und durch eine Glasthür in einen breiten, die ganze Front durchziehenden Korridor, in dem die einzelnen Büreaus liegen, und durch eine zweite Glasthür in das herrliche Treppenhaus, von dem wir eine Seite im Bilde oben sehen. Reiche Dekorationen schmücken den Raum, dessen Wände aus Stuckmarmor mit den farbig eingelegten Wappen des Deutschen Reichs und den vier deutschen Königreichen bestehen; der Fußboden ist mit farbigen Marmorfliesen belegt; an beiden Seiten führen breite Treppen hinauf in das obere Stockwerk, die Stufen aus rotem bairischen Granit, die Geländersimse aus weißem Marmor. Eine breite Galerie mit schönen Bogen umzieht das Ganze, das eine gewölbte Glasdecke überspannt; in den Abendstunden aber brennt hier elektrisches Licht.

Die Reichsbank in Berlin: 2. Treppenhaus.

Aus der deutschen Reichsbank.

„Vom Eisenhut zur Kaiserkrone“ heißt ein Werk von Schwebel, welches die Entwickelung der Hohenzollernmonarchie von ihren ersten Anfängen an behandelt; Streckfuß hat in seinem Werke: „Vom Fischerdorf zur Weltstadt“ das Anwachsen Berlins aus seinem kleinen Ursprung als Fischerdorf bis zu seiner jetzigen Bedeutung geschildert; wir könnten dem analog unsern Artikel nennen: „Vom Jägerhof zur Reichsbank“. Das ganze Terrain nämlich, auf dem dieselbe steht, mit ihrer Umgebung war ursprünglich fiskalischer Besitz; in nächster Nähe lag der kurfürstliche Holzgarten, nach dem noch heute eine zur Bank führende Straße heißt, und wo diese selbst steht, war früher der kurfürstliche, dann königliche Jägerhof, an der Ecke der nach diesem benannten Jäger- und der Oberwallstraße. Als aber Friedrich der Große seinen Riesenkampf durch den Hubertusburger Frieden beendet, da faßte er mit aller Energie den Gedanken auf, nun wieder den so zerrütteten inneren Wohlstand seines Landes zu heben, und als bestes Mittel für eine Aufbesserung von Handel und Industrie erkannte er die Gründung einer preußischen Bank. Er gab den Jägerhof her und auf dessen Grund und Boden erhob sich schon zwei Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, im Jahre 1765, die Bank.

Ihr Anfang aber war noch klein, das ihr zur Verfügung gestellte Kapital gering und wenig gesichert. Schon Friedrich Wilhelm I hatte den Plan eines solchen Instituts gehegt, es kam aber nicht zu stande, weil zu viel Abenteurer und Projektenmacher, wie Hoppmann, Graumann, v. Cocceji, v. Calzabigi, sich an den Plänen zur Bank versuchten. Endlich, im Juni 1765, erschien das „Edikt und Reglement der königlichen Giro- und Lehnbanko“ und am 20. Juli desselben Jahres wurde dieselbe in eben dem Gebäude eröffnet, welches sie inne hatte, so lange sie preußische Bank war, und der Verwaltung des Geh. Kommerzienrats Wurmb unterstellt.

Die Mittel der Bank waren gering; 1806 hatte sie es nur zu einem eigenen Vermögen von 700 000 Thalern gebracht und auch diese wurden ihr von Napoleon I fast ganz

Ein zweiter Korridor führt uns zu dem Kontor für den Hauptverkehr der Bank, den Giroverkehr, und das Kontor für offene Depositen. Wir haben dessen Zweck und praktische Einrichtung schon früher besprochen, heute wollen wir nur noch ein paar neue, zweckmäßige Einrichtungen in demselben erwähnen. Daß die Depotsschränke vollkommen feuerfeste, eiserne sind, ist selbstverständlich. Damit aber bei einem etwa ausbrechenden Feuer — ein fast undenkbarer Fall — diese Schränke nicht glühend werden und so die Depots versengen können, wird vor jedem ein aus eisernem Wellblech hergestellter Schutzvorhang herabgelassen, welcher zwischen sich und den Schränken noch einen breiten Luftraum freiläßt, so daß auch diese Gefahr beseitigt ist. Und die Zahltische sind so erhöht und verbreitert worden, daß ein diebisches Hinübergreifen über dieselben unmöglich geworden; um aber auch einen etwa unaufmerksamen Klienten vor der Gefahr zu schützen, von einem Nachbar bestohlen zu werden, sind Boxes eingerichtet, d. h. weit über den Zahltisch hinausreichende Gitter, welche die einzelnen Plätze so abgrenzen, daß niemand um dieselben herumgreifen kann und ein Diebstahl, wie er vor einiger Zeit einem Kassenboten zugefügt worden, jetzt unmöglich ist. Die größte Vorsicht ist aber auch nötig, wenn man bedenkt, daß hier beispielsweise am 16. März 130 887 Depots (über 3000 mehr als am Anfange des Jahres) mit einem Wert von fast $1^1/_2$ Milliarde lagerten. Als wir 1877 (XIII. Jahrg. S. 457) hierüber berichteten, sprachen wir schon von der ungeheuren Zahl von 30 000 Depots, und jetzt sind es bereits vier- bis fünfmal so viel! Die Bank hat, um dem übermäßigen Andrang möglichst zu steuern, die Kosten etwas erhöht, jetzt zahlt man 30 Pf. pro 1000 Mark inländischer und 50 Pf. für ebensoviel fremder Effekten — denn alle Papiere finden sich hier zusammen, jetzt schon über 3000 verschiedene Arten — und doch steigt die Zahl der Deponierenden fortwährend, weil die Vorteile und Annehmlichkeiten zu groß sind. Die Effekten sind geschützt gegen jede Gefahr; selbst der Blitz ist durch ein höchst kompliziertes und weit reichendes, nach Prof. Helmholtz' Angabe zu hohem Preise eingerichtetes Netz von Blitzableitern ausgeschlossen. Der Besitzer solcher eingelieferter Papiere nimmt sie auch nicht so leichtsinnig wieder heraus, als hätte er sie in eigenem, leicht zugänglichem Verwahrsam; die Bank zieht die Zinsen ein, schafft neue Talons, wenn die alten verbraucht sind, kontrolliert die Verlosungen, zieht die Gewinne ein und zahlt sie aus und macht sogar bei neuen Emissionen die Inhaber der alten darauf aufmerksam, ob dieselben ihr Bezugsrecht ausüben wollen oder nicht. Es ist also kein Wunder, daß das Publikum gern solche Erleichterungen benutzt, und müssen jetzt hundertundzwanzig Beamte hier den Dienst verrichten; bei unsrer vorigen Besprechung waren es nur vierzig. Und alle müssen von früh bis spät angestrengt arbeiten, denn im Jahre 1884 mußten 2 800 000 Stück Zinskoupons eingezogen und darauf $54^1/_2$ Millionen Mark an Zinsen und Dividenden berechnet und ausgezahlt werden. Bei so großer Zahl können die Koupons natürlich nicht abgeschnitten, sondern müssen, meist in größerer Menge, mit Hilfe eines eisernen Winkelmaßes abgerissen werden; dann werden sie zusammengelegt, mit Etikette versehen, eingezogen und endlich den Inhabern auf vorangegangene Anweisung an Zahltischen, wie die oben beschriebenen, ausgezahlt.

v. Dechend, Direktor der Reichsbank in Berlin.

Wir haben diese Abteilung so eingehend besprochen und werden es noch weiter mit den folgenden thun, weil wir es uns zur Aufgabe gemacht, unsere Leser von Zeit zu Zeit über den gewaltigen Verkehrsaufschwung unserer Reichshauptbank zu benachrichtigen. Und so kommen wir jetzt zu dem Hauptgeschäft der Bank, dem Giroverkehr, der von dem vorjährigen Gesamtumsatz der Bank, $71^1/_2$ Milliarden, allein beinahe 55 Milliarden in Anspruch nahm. Dieser Giroverkehr bildet jetzt die Grundlage für den ganzen Geldverkehr; Banknoten und bares Geld sind dagegen fast ganz in den Hintergrund getreten und jener Verkehr wächst alljährlich durchschnittlich um 120 Millionen. An dieser Stelle werden alle Abrechnungen, Zahlungsanweisungen &c. von einem Girokontoinhaber auf den andern ausgeführt, ja, auch wer kein solches Konto hat, kann für einen Inhaber eines solchen einzahlen, dem es gut geschrieben wird. Das geschah bis zum vorigen Juli kostenfrei; jetzt werden 10 Pf. pro 1000 Mark Provision genommen, weil der Andrang zu groß

Die Reichsbank in Berlin: 3. Direktorenzimmer.

war; es wurden im vorigen Jahre in 396 458 Posten 1218½ Millionen Mark eingezahlt!

Der ganze Geldverkehr wird einfach durch Checks ausgeführt, durch weiße, die nur eben Zahlungsanweisungen sind wie die englischen und die anderer Staaten, und durch rote, welche nicht zur Zirkulation bestimmt sind, wie jene, sondern nur dazu dienen, um von einem Konto eine Summe auf ein anderes überschreiben zu lassen, wobei es gleichgültig ist, ob der Empfänger am Orte oder an irgend einem anderen Bankplatze wohnt; so sind im vorigen Jahre nach anderen Orten 6552 Millionen Mark in 624 930 Stück, also täglich etwa 2100 Stück übertragen worden!

Diese roten Checks werden nur vormittags und nachmittags bis vier Uhr kostenfrei angenommen, von vier bis viereinhalb Uhr muß für jedes Stück 50 Pf., von viereinhalb bis fünf Uhr aber eine Mark Provision gezahlt werden, damit nicht alle Firmen bis zuletzt warten, denn alle diese Zahlungsanweisungen müssen noch denselben Tag expediert werden.

Eine besondere Erleichterung gewährt die nach dem Vorbild des Londoner Clearing-house eingerichtete „Abrechnungsstelle". Dieselbe befindet sich in einem der großen Lichthöfe an der Seite des Vestibuls; hier kommen alle Morgen die legitimirten Vertreter der größten Berliner Firmen zusammen, um ihre Forderungen gegenseitig zu verrechnen; zu Haus werden dann diese Forderungen und Verpflichtungen geprüft und bestätigt, und gegen Mittag treten alle diese Herren in denselben Raum wieder zusammen. Jeder hat seinen bestimmten Platz, jeder empfängt von den betreffenden Firmen die Forderungen und Anweisungen, stellt sie zusammen auf ein Formular, überreicht sie dem anwesenden Chef dieser Abteilung, der, wenn alle eingeliefert sind, sie vergleicht und sobald er die Summe der Forderungen und zu leistenden Zahlungen verglichen und sie beide gleich gefunden, die Anwesenden entläßt; eher darf niemand fort. Ebenso geschieht es an acht anderen Hauptbankplätzen. Früher geschah das nur vormittags, in Berlin jetzt gegen eine Extraprovision auch nachmittags. An dem Tage, wo Ihr Referent dort war, stellte sich nur eine sehr geringfügige Summe als Resultat dieser Abrechnung heraus, nur etwa 15 Millionen! —

Verlassen wir nun diese Räume, so treten wir in den von unserem Zeichner (S. 477) getreu wiedergegebenen großen Kassensaal, der gleich beim Eintritt durch seine Größe und Höhe, seine freundliche Helle durch Ober- und Seitenlicht, sowie durch seine gute Ventilation überrascht und der in der Mitte noch Bänke für das Publikum enthält. Rund umher ziehen sich in solchen Abteilungen, wie wir auf dem Bilde zur Linken sehen, die zwanzig verschiedenen Kassen und Zahlstellen, in der Mitte derselben ein besonderer Raum für den Chef dieser Abteilung, der von seinem Platz aus das Ganze übersehen und dirigieren kann. Hier in diesem Saale ist genügend Raum für achthundert bis tausend Personen. Hier befindet sich auch die Reichshauptkasse, welche alle Geschäfte des Reichs versieht, alle Ausgaben desselben bucht und besorgt und zwar unentgeltlich.

Die Reichsbank in Berlin: 4. Der große Sitzungssaal.

Von hier aus kommen wir in Räume, welche dem Publikum im allgemeinen nicht geöffnet sind: in die Tresors und die Zählkassen. Vorher aber noch besuchen wir die Abteilung für verschlossene Depots, in welche jedermann seine Effekten oder seine Wertsachen, Gold- und Silbergerät, wohlverpackt und verschlossen gegen geringe Gebühr deponieren kann, jetzt auch mit deklariertem Werte, für welchen die Bank aufzukommen hat. Doch ist da nichts zu besorgen, denn die Kisten und Kasten versinken in die Tiefe und steigen durch hydraulischen Druck wieder auf, sobald sie verlangt werden; unten aber liegen sie in einem feuer- und diebessicheren Tresor. Den Schutz gegen Feuer haben wir schon erwähnt; gegen Diebe schützen die Wächter, die gewaltigen, innen noch mit Eisenschienen versehenen Wände, die festen Thüren und die Tiefe

des Zement- und Sandsteinbodens, die so bedeutend ist, daß wer etwa von unten, minierend einbrechen wollte, erst das Grundwasser passieren und in diesem arbeiten müßte, wenn er nicht vorher in demselben umkommt. Die Verwaltung der Bank aber, stets bemüht, den Wünschen des Publikums nicht nur nach- sondern sogar zuvorzukommen, läßt soeben eine für die Inhaber solcher Depots sehr willkommene Einrichtung treffen: Viele Leute scheuen sich nämlich, ihr Vermögen in den offenen Depots niederzulegen, weil sie davon einen schlimmen Einfluß auf ihre Steuerveranlagung fürchten, obwohl alle Beamte der Bank zum absoluten Stillschweigen verpflichtet sind. Für diese ängstlichen Gemüter also, sowie für jeden, der es braucht, werden jetzt in einem Seitenkorridor kleine Kabinen eingerichtet, mit verschließbaren Thüren, damit kein Unberufener eindringt, und mit allem, was zum Öffnen und Verschnüren der Pakete notwendig ist, versehen, wo jeder seinem Depot entnehmen oder zufügen kann, was er will. Ein größerer Raum dient sogar dazu, wenn mehrere Personen zugleich, etwa Erben oder dergleichen, ein Depotstück öffnen wollen; so ist für alles gesorgt!

Aus dem Kassensaal kommt man nun auch, d. h. wenn man die Erlaubnis hat, in die Tresors, wo unendliche Gold- und Silbermassen aufgestapelt liegen, Barren jeder Größe, und wo der Weg oft über kleine „goldene Berge“, die hier kein Bild der Phantasie sind, hinwegführt, während in Schränken ebenso unzählbare Beutel mit Gold-, Silber- und allerlei Münzen und große Haufen Papiergeld den neidischen Blick auf sich ziehen; jeder Beutel sagt in einem Etikett, das auch seine Nummer angibt, wie groß sein Inhalt ist. In diese Räume können nur immer drei Beamte zugleich eintreten, die jeder einen anderen Schlüssel haben, so daß die Möglichkeit jeder Malversion ausgeschlossen ist. In einem Nebenraume wird das eingehende Papiergeld auf seine Richtigkeit geprüft, das richtig befundene sortiert, gebündelt und an die Hauptkasse abgeliefert; ebenso an anderer Stelle das eingehende Metall, und es machte einen eigentümlichen Eindruck, die Goldwage, die so scharf ist, daß sie ein Tausendstel Gramm anzeigt, noch immer in ihrer selbstthätigen Bewegung und Arbeit zu sehen und zu bedenken, wie viel Geld seit der letzten Beschreibung, die wir im Jahre 1877 gegeben, hier hinuntergerollt: in jeder Minute seitdem etwa dreißig Stück! Und immer noch arbeitet diese kleine Wage mit ihrem hydraulischen Motor gleich sicher und ungestört, ein Zeichen der trefflichen Arbeit des deutschen Mechanikers Stückradt.

Verlassen wir nun die unteren Räume und steigen die Treppe hinauf, so kommen wir in die der Verwaltung geweihten Räume. Die ganze Organisation dieser Verwaltung ist interessant und wohl noch wenig bekannt; deshalb wollen wir sie detailliert hier wiedergeben. Sie erstreckt sich über einundsechzig Reichsbankhaupt- und Reichsbankstellen, die von selbständigen Vorstandsbeamten unter eigener Verantwortlichkeit verwaltet werden; ferner auf zwei Kommanditen, vier Nebenstellen, welche durch je zwei Bankbeamte verwaltet werden, und auf hunderteinundfünfzig Nebenstellen, an deren Spitze ein kaufmännischer, auf Kündigung angestellter Agent steht, der aber während der Zeit seiner Bankthätigkeit als Beamter gilt. Die Zentralleitung geht von Berlin aus, an der Spitze derselben steht der Reichskanzler, der aber inbezug auf die eigentliche Verwaltung durch den Präsidenten des Direktoriums vertreten wird, jetzt Exzellenz v. Dechend. Dieser ebenso energische als einsichtige Chef, der schon im Jahre 1876 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied des Direktoriums der Bank gefeiert, und, will's Gott, im nächsten Jahre seinen fünfzigjährigen Gedenktag als Staatsdiener begehen wird, arbeitet mit unermüdlicher Thätigkeit von früh bis spät, ist jederzeit in seinem Arbeitszimmer für geschäftliche Besucher zu sprechen, denn seine Zeit gehört nicht ihm, sagt er, sondern seinem Amt und dem Publikum, und von hier aus leitet er noch immer mit voller Jugendfrische und Kraft die Verwaltung der etwa zweihundertzwanzig Bankstellen von Memel bis Metz mit ihren über zwölfhundert Beamten, deren Kontrolle eine sinnreiche Einrichtung ihm eine neben seinem Arbeitstisch aufgestellte Tafel in jedem Augenblick ermöglicht.

Ausgeführt wird die Verwaltung selbst durch ein Direktorium, zu dem noch sechs andere, vom Kaiser auf Lebenszeit ernannte Mitglieder gehören. Die Anteilseigner dagegen werden zunächst durch die Generalversammlung vertreten, deren Organ für die laufende Kontrolle der Zentralbank-Ausschuß ist, da sie selbst nur einmal jährlich zusammentritt. Die Anteilseigner wählen in den Zentralausschuß fünfzehn Mitglieder und fünfzehn Stellvertreter, natürlich aus den Kreisen der größeren Bankiers und Industriellen, aber der Ausschuß hat nur beratende Stimme, also keinen direkten Einfluß auf die Verwaltung. Er nun wählt wiederum drei Deputierte und drei Stellvertreter, welche sich laufend über die Geschäfte zu informieren haben; sie sind berechtigt, an allen Sitzungen des Direktoriums mit beratender Stimme teilzunehmen.

Eine ähnliche Einrichtung besteht bei allen siebzehn Reichsbankhauptstellen. Aber überall, auch hier, haben Ausschuß-Beigeordnete nur konsultative Berechtigung, so daß es durchaus irrtümlich ist, anzunehmen, die größeren Geldmächte hätten einen direkten Einfluß auf die Bank. Über allen aber steht das Reich, das eine Oberaufsicht ausübt durch das Bankkuratorium, bestehend aus dem Reichskanzler als Vorsitzendem und vier Mitgliedern, den hervorragendsten Finanzmännern der Bundesstaaten; sie zusammen bilden die eigentliche Aufsichtsbehörde.

Bei so wohlgeordneter, vorsichtiger Verwaltung und da die Banknoten, welche zirkulieren, nicht, wie gesetzlich nur verlangt wird, mit $33^1/_3$, sondern mit 80 Prozent und mehr gedeckt sind, ist es kein Wunder, daß die Anteile der Bank wie preußische Staatspapiere, wie Konsols etwa, bezahlt werden; bei $6^1/_2$ Prozent Dividende stehen sie zwischen 140 und 150 Prozent!

Gehen wir nun an der, in derselben Etage befindlichen Bibliothek, an der Hauptbuchhalterei rc. vorüber zu den beiden Sitzungssälen. Der für das Direktorium (S. 473) zeigt sich uns auf dem Bilde in seiner einfachen, würdigen Schönheit, mit Säulen und Pilastern aus Stuckmarmor, die Vasen aus Marmor, Decken und Wände reich mit Malerei versehen. Größer und reicher ist der Sitzungssaal für den Zentralausschuß, mit zehn großen, vom Professor Gesellschapp gemalten Wandgemälden, welche allegorisch die Städte mit den Hauptbankfilialen darstellen. Der auch als Festsaal dienende Saal ist vor allem geschmückt durch ein vom Professor Bülow gemaltes lebensgroßes Bild des Kaisers, welches derselbe bei der Eröffnung der Reichsbank geschenkt; zu seiten desselben zwei 2 Meter hohe Bronzestatuen, der Krieg (von Siemering) und der Friede (von A. Wolff), ihm gegenüber die Arbeit (von Geiger) und der Reichtum (von Begas).

Und scheiden wir jetzt aus der Bank, so erwecken diese Figuren in uns den Wunsch: Möge Friede und Arbeit hier immer blühen und der Reichtum ihnen lohnen!

Th. Coßmann.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel.

(Fortsetzung.)

2. Die Nachtigall. (Lusciola luscinia.)

So seinen Sang vollbringet
Bey Mon vnd Sonnenschein.
Doch süßer noch erklinget
Ein sonders Vögelein.

Friedrich von Spee.

Nach einiger Zeit bemerkte Hermann Werder, daß aus der entfernten Bucht in der Nähe des weißen Hauses ein Kahn sich ablöste und in den See hinausfuhr. Bald erkannte er zwei Männer darin, deren einer mit kräftigen Ruderschlägen das Fahrzeug fortbewegte, während der andere am Vorderteil saß und über den See hinausblickte. Dieser Mann erhob sich, als der Kahn in die Nähe der Bucht kam, und zeigte sich als ein großer wohlbeleibter Herr mit einem rosigen jovialen Antlitz. Indem er spähend seine Augen umhergleiten ließ, rief er: „Nun, wo weilt er, der herrliche Dulder Odysseus?“

Hermann nahm auf diese lustige Anrede einen grünen Zweig und schwenkte ihn kräftig. Der Kahn ward ans Land getrieben, der Mann stieg aus und ließ sich von dem Ruderer ein Bündel reichen, mit welchem er sich Hermanns Lagerstatt nahte. „Beim Erderschütterer Zeus!“ rief er, „wunderbar ist dein Schicksal, o Fremdling! Doch ehe ich unnütze Worte verschwende, nimm hier dies Bündel, es enthält die nötige Gewandung. Piepmeyer, der kunstvollste Schneider in der turmreichen Stadt Gollnow, entwarf sie vor Jahren aus schlesischem Tuch.“

Während Hermann sich ankleidete, zog der Mann eine Flasche hervor, hielt sie gegen das Licht und sprach dann: „Nimm auch dies, würdiger Fremdling, denn ich sehe, du schudderst trotz Helios' wärmenden Strahlen. Kunstreiche gallische Mönche brauten diesen Trunk aus mystischen Kräutern des Gebirges und köstlichem Cognak. Wie liebliches Feuer durchrinnt er die Adern, ist morgens nicht übel, des Mittags vorzüglich, des Abends heilsam und nicht schädlich um Mitternacht.“

Nachdem Hermann getrunken und sich vollends angekleidet hatte, sprach der Mann weiter:

„Nun Sie wieder als Kulturmensch, wenn auch in etwas deutlicher Gewandung — denn für meine behäbige Fülle, nicht Ihre jugendliche Schlankheit, entwarf Piepmeyer dies Kunstwerk — vor mir stehen, erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Konrad Bastian und ich bin der Besitzer des Gutes Goldensee. Und nun lassen Sie uns das schöngeschnäbelte Schiff besteigen und nach Hause fahren, Herr Doktor, und den Göttern ein Dankopfer bringen für Ihre glückliche Errettung.“ Während sie über den See fuhren, setzte der joviale Herr in seiner burlesken Weise die Unterhaltung fort, und bald landeten sie in einer kleinen Bucht, von welcher aus ein schöner wohlgepflegter Garten sich in Terrassen zu dem weißen Hause hinaufzog. Was Hermann, als sie diesen durchschritten, besonders auffiel, war der ungewöhnliche Reichtum an singenden Vögeln, welche alle Sträuche und Bäume besetzten und die Luft mit süßen Klängen erfüllten. Sein geübtes Ohr unterschied sofort den flötenden Gesang des Mönches und der Gartengrasmücke, das laute Schwatzen des Gartenlaubvogels, das Schmettern der Finken und das liebliche Lied des Rotkehlchens. Dazwischen schwirrte der Waldlaubvogel, und aus den Wipfeln klang die sonderbare abfallende Tonfolge des Fitis. Aber alles übertönten die Nachtigallen, welche in den Gebüschen wetteifernd gegen einander jauchzten und jubelten, daß man fast davon betäubt wurde. Hermann sprach seine Verwunderung darüber aus, und Herr Bastian erwiderte: „Mein Bruder hat dies zustande gebracht, er ist der Gebieter alles dessen, was da fleucht und kreucht, und die Vögel des Himmels gehorchen seinen Winken.“

Sie gelangten jetzt an eine von Rosen umrankte Veranda vor dem Hause, woselbst zwei Damen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, saßen. Die ältere, eine behäbige rosige Erscheinung, war die Frau des Herrn Bastian, und in der Tochter erkannte Hermann seine gütige Retterin wieder. Beide Damen lächelten, als sie ihn in seinem sonderbaren Aufzuge erblickten, und bei der jüngeren mischte sich zugleich ein sanftes Erröten hinein. „Wie Rosen in einer silbernen Schüssel“; würde Herr Bastian vielleicht gesagt haben, wenn er es bemerkt hätte, da dies aber nicht der Fall war, so rief er: „Teuerste Gattin, ich hoffe, das Vesperbrot steht bereit, denn ich fürchte, unser herrlicher Dulder Odysseus hat einen wahnsinnigen Hunger!“ Da die Frau dazu nickte, so fuhr er fort: „Gut, so laßt uns hineingehen und die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle!“

Im anstoßenden Gartensaale war ein Tisch gedeckt, welcher nach der Sitte des Landes gar reichlich mit allerlei kalten Gerichten bedeckt war.

„Nun, mein lieber Freund“, sagte Herr Bastian, als man sich gesetzt hatte, „wovon wünschen Sie, vom geräucherten Rücken des schwerhinwandelnden Stiers, von der bräunlichen Ente, oder vom Schinken des Schweins, des purpurrosigen Querschnitt köstlicher Speck umkränzt. Ist Ihnen Mettwurst genehm, kunstvoll in Därme gestopft, von einer Meisterin Hand? Rosalie Rütebusch heißt sie und führt uns die Wirtschaft.“

„Aber lieber Konrad“, sagte lächelnd die Frau, „was soll der Herr Doktor von dir denken?“ dann wandte sie sich an diesen und fuhr fort: „So geht es oft den ganzen Tag und kein vernünftiges Wort kommt aus seinem Munde. Zuweilen versteht kein Mensch, was er eigentlich will.“

„Weib, störe nicht den erhabenen Flug meiner Gedanken!“ sagte Herr Bastian, indem er ein mächtiges Stück Rauchfleisch heruntersäbelte.

Das Gespräch kam nun wieder auf Hermanns Abenteuer und es ward die bestimmte Vermutung ausgesprochen, daß der schwarze Jochen, ein bekannter Vagabund, welcher sich in der letzten Zeit in der Gegend herumgetrieben hatte, wahrscheinlich der Thäter gewesen sei. Zugleich kam auch die Rede auf die ornithologischen Studien des jungen Doktors und nun bedauerte man, daß Onkel Ludwig gerade heute auf einem Ausflug begriffen sei. — „Mein Bruder Ludwig, das ist Ihr Mann“, sagte Herr Bastian. „Heute ist er fort und sitzt in einem entfernten Moor, wo er es auf irgend einen besonderen Vogel abgesehen hat, der eine außergewöhnliche Art zu piepen an sich trägt. Aber morgen ist er wieder da und da müssen Sie ihn gleich besuchen. Ja, das ist Ihr Mann. Wenn Sie den nehmen und setzen ihn mitten in den unbekanntesten Teil von Afrika, wo die Karte noch ganz weiß ist, mitten in den Urwald, und es hockt da auf einem Kokosnußölsodaseifenbaum ein ganz unmöglicher Vogel, wie Sie ihn in Ihren kühnsten Träumen nicht zu denken wagen, da bemerkt er Ihnen ganz kaltblütig: „„Aha, Gallipago officinalis““, oder wie das Biest sonst auf lateinisch heißt, und sagt Ihnen, was für Eier er legt und wie seine Familienverhältnisse sind. Oder Sie setzen ihn in die indischen Dschungeln, wo es von Tigern wimmelt, wie hier in guten Jahren von Feldmäusen, was wird er thun? Vogelnester wird er suchen im Angesicht des sicheren

Die Reichsbank in Berlin: 5. Detail aus dem Treppenhaus.

Todes und noch im Rachen des Tigers sein Taschenbuch mit Notizen bereichern."

„Sie haben schon selber bemerkt, wie er den Garten und seine Umgebung in raffinierter Weise mit Singvögeln bevölkert hat, so daß man an schönen Frühlingsabenden wie heute, wenn die ganze Bande unisono loslegt, sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie bemerkten vorhin, daß Sie Ihren Koffer nach Gollnow vorausgeschickt haben ins Hotel zur goldnen Sonne. Morgen mit dem Frühesten schicke ich Friedrich mit den beiden Ponies hin und lasse ihn abholen, und Sie bleiben hier, so lange Sie wollen. Ornithologische Studien können Sie hier machen, daß Ihnen die Augen übergehen. Auch die Flora ist in hiesiger Umgebung, wie der Rektor Baumüller aus Gollnow sagt, „ungemein interessant". Es wachsen hier Sorten von Unkraut, von welchen sonst die ganze Provinz verschont geblieben ist. Nichtwahr, mein teuerster Odysseus, Sie erweisen mir diese Freundlichkeit? Wahrlich ich sage Ihnen, brächte man mir alle Schätze Indiens auf einem Präsentierteller und flehte mich an: „„Bitte, bedienen Sie sich!"" es würde mich nicht so glücklich machen, als wenn Sie jetzt ja antworten!"

Was sollte Hermann auf eine so freundliche Aufforderung wohl anders thun, als sie anzunehmen, zumal ihm kein Hindernis im Wege lag und der eigentliche Zweck seiner Fußreise sich scheinbar hier am besten erfüllen ließ?

Nach dem Essen saß er noch eine Weile mit Herrn Bastian bei einer guten Flasche französischen Weißweins und ging dann hinauf in sein Zimmer, da doch nach dem starken Fußmarsch und den übrigen Ereignissen des Tages eine frühzeitige Ermüdung sich bei ihm einstellte. Das Zimmer lag in einem Giebel nach dem Garten hinaus, und Hermann saß noch eine Weile am Fenster und blickte in die Junimondnacht. Mit hellen Steigen und düstern Gebüschgruppen zog sich der Garten hinunter an den See, der sich in dämmernde Buchten und in den silbernen Mondscheindunst der Ferne verlor. Schimmernde Blumenangesichter blickten still aus den Schatten, und ein süßer Duft von jungen Rosen stieg zu ihm empor. In der Ferne, in der Nähe, überall schlugen die Nachtigallen; eine saß nahe am Fenster in dem zierlichen Gezweige eines Baumes, er sah den schlanken, dunklen Körper des Tierchens gegen den hellen Abendhimmel sich abheben und bemerkte deutlich, wie es mit Leib und Seele jauchzte und jubelte. Wenn in der Nähe einmal eine kurze Stille eintrat, so kamen aus der traumhaften Ferne hold verworren die Töne der anderen herüber, so daß keine Sekunde ohne die lieblichen Klänge war. Derweil er so saß, ward unten im Hause, wo noch ein sanfter Lichtschimmer in die Nacht hinausging und das Blattwerk grün durchleuchtete, ein Klavier angeschlagen, und nach einem kurzen Vorspiel ertönte der Gesang einer schönen vollen Mädchenstimme zum Preise der schönen Rosenzeit:

Die Reichsbank in Berlin: 6. Der Kassensaal.

Wenn die wilden Rosen blühn
An des Feldes Rand,
Frischgemähtes Wiesengrün
Duftet durch das Land,
Wenn in stillen Waldesgründen
Sich die roten Beeren künden
Und die Sommerszeit verkünden,
Wenn der Himmel blaut so weit:
O du schöne Rosenzeit!

Hell und warm ist nun die Nacht,
Länger wird der Tag,
Daß er all der Schönheit Pracht
In sich fassen mag.
Frühling ist noch nicht gegangen,
Sommer hat schon angefangen,
Beide hier vereinigt prangen,
Herbst und Winter sind noch weit:
O du schöne Rosenzeit!

Ja, in Rosen steht die Welt,
Aber ahnungsbang
Rauschet durch das Ährenfeld
Schon ein fremder Klang.
Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!

Dann war es still und nur das unendliche Singen der Nachtigallen blieb zurück. Hermann wartete noch eine Weile, dann schloß er leise das Fenster, legte sich zu Bett und ließ sich in den Schlaf singen.

3. Der Zaunkönig. (Troglodytes parvulus.)

Genügsamkeit,
Wie dünkt der kleinste Kreis dir weit! J. Trojan.

Am nächsten Morgen wurde Hermann durch den Knall eines Schusses dicht unter seinem Fenster aus dem Schlaf geweckt. Als er schnell ans Fenster eilte, sah er einen älteren, hochgewachsenen Mann, der eine Vogelflinte unter dem Arme trug und sich in der Richtung nach dem See zu entfernte. Nun bückte er sich und nahm eine tote Elster auf, betrachtete sie eine Weile wohlgefällig und verlor sich dann hinter das Buschwerk. „Aha", dachte Hermann, „wieder ein Nesträuber weniger. Hier wird strenge Justiz geübt." Dann kleidete er sich schnell an und ging hinunter. Dort traf er Herrn Bastian, der ihn in gewohnter Weise begrüßte, allein am Kaffeetisch.

„Liebster Odysseus", rief er dann, „das köstliche arabische Getränk wartet bereits Ihrer. Sobald Sie dasselbe sich einverleibt haben, bringe ich Sie zu meinem Bruder, dem Zaunkönig. Er hat reiche Erfahrungen und nasse Füße von seinem gestrigen Ausfluge zurückgebracht."

Sie gingen dann durch den Garten, bis sie an einen mächtigen Reisigzaun kamen, der einen zweiten Garten umschloß. Als sie durch ein kleines Pförtchen dort eingetreten waren, bot sich Hermann ein freundlicher Anblick dar. Man konnte es eine künstliche Wildnis nennen, was sich dort den Blicken zeigte, denn trotz aller scheinbaren Unregelmäßigkeit war doch die ordnende Menschenhand nicht zu verkennen. Aus einem üppigen, von tausend Blumen durchwirkten Rasen erhoben sich die mannigfachsten Gebüschgruppen und einzelne weithinschattende Bäume. Was den Anblick aber gerade jetzt zu einem zauberhaften machte, waren die unzähligen wilden Rosensträuche, welche überall in Mengen zwischen dem andern Grün verteilt, im zarten Schmuck ihrer blaßroten Blüten standen. Das Jauchzen und Jubilieren der kleinen gefiederten Musikanten in diesem Teile des Gartens aber war geradezu betäubend. Weiterhin war ein größerer Rasenplatz, aus dessen Mitte sich eine mächtige Linde erhob, welche, wie es die Art dieser Bäume ist, wenn man sie ihrem Willen überläßt, ihre Zweige bis an den Boden niederhängen ließ und somit gleich einer gewaltigen grünen Kuppel dastand. Dahinter lag von Epheu und Rosen überrankt ein kleines freundliches Gartenhaus, welches dem Schöpfer dieses anmutigen Paradieses, dem Herrn Ludwig Bastian, zur Wohnung diente. Als sie eintraten, fanden sie diesen in seinem Wohnzimmer am Tische sitzen, wie er gerade fünf junge halbflügge Zaunkönige, deren ihm auf jedem Finger der linken Hand einer saß, vermittelst einer Federpose mit frischen Ameiseneiern fütterte.

„Entschuldigen Sie", sagte er, nachdem der Gutsbesitzer ihm den fremden jungen Mann vorgestellt und sich entfernt hatte, „wenn ich erst das Geschäft erledige. Ich halte keine Vögel in der Gefangenschaft außer Troglodytes parvulus, für welchen ich eine alte Vorliebe besitze. Aber sie leben bei mir so gut wie in der Freiheit." Damit deutete er rückwärts auf eine Seitenwand seines Zimmers, die vom Fußboden bis zur Decke in einen großen Reisigzaun verwandelt war, von Epheu und rankenden Pflanzen umsponnen. Unterdessen waren auch die Bewohner dieser Einrichtung, einige ältere Zaunkönige, aus ihren Schlupfwinkeln, welche sie nach Art dieser Tiere sofort bei dem Anblick eines Fremden aufgesucht hatten, wieder hervorgekommen und schlüpften keck und mutig zwischen den Zweigen umher.

„Sie haben Naturwissenschaften studiert?" fragte Herr Ludwig Bastian dann. Als Hermann dies bejahte, sagte er: „Nun da können Sie hier manches sehen, es ist eine gute Gegend, besonders was Ornithologie betrifft." Sodann that er seine fünf kleinen Pfleglinge wieder an ihren Ort, nahm eine Vogelflinte vom Nagel und forderte Hermann auf mitzukommen. Sie gingen in den Garten hinaus, um die mannigfachen Anlagen desselben, welche ausschließlich dem Schutze und der Beobachtung der Vögel gewidmet waren, zu betrachten. Alle Gebüsche waren ringsum und in ihrem Innern mit Dornsträuchern bewahrt und durchflochten, um das vierfüßige Raubgesindel abzuhalten, und außerdem waren sie zusammengesetzt sowohl aus solchen Sträuchern, welche den kleinen Singvögeln angenehme Nistgelegenheit bieten, als auch aus solchen, deren Beeren und Früchte ihnen zur Nahrung dienen. Diese Anlagen hatten sich reichlich belohnt, und alle Augenblicke bog Herr Ludwig Bastian einige Zweige beiseite und ließ Hermann in ein zierliches Nest mit Jungen oder Eiern blicken. Nach einer Weile gelangten sie an einen kreisförmigen, von lauter Dorngestrüpp hergestellten Zaun von großem Umfange, aus dessen Mittelpunkt eine mächtige Fichte, deren untere Zweige entfernt waren, emporragte. „Dies ist mein Panorama", sagte Herr Bastian, und ehe noch Hermann sich die Erklärung dieser sonderbaren Bezeichnung ausbitten konnte, hatte der alte Herr eine kleine Pforte aufgeschlossen und führte ihn in das Innere. Dort war alles von dichtem Gebüsch erfüllt, nur daß rings am Zaun herum ein enger Gang freiblieb. Gegenüber der Pforte befand sich der Eingang eines schmalen, aus Pfosten und Brettern gezimmerten Tunnels von Manneshöhe, welcher in das Gebüsch hineinführte und von demselben berankt und überwachsen war. Als Hermann seinem Führer in diesen Gang hinein folgte, bemerkte er, daß der mit Sägemehl bestreute Fußboden die Schritte lautlos machte, und daß eine Menge von kleinen runden Löchern in die Seitenwände gebohrt waren, durch welche man in das Gebüsch hineinblicken konnte. Dann gelangten sie in der Mitte der Anlage, wo die Fichte stand, auf einen kreisrunden Platz, der mit einer Bretterwand eingefaßt war, und nun bemerkte Hermann, daß im ganzen acht solche Gänge von hier aus sternförmig ausstrahlten.

„An diesem Ort", sagte Herr Bastian, „habe ich am meisten gelernt. Ich bin stolz auf diese Anlage, denn sie ist meine eigenste Erfindung und hat sich aufs schönste bewährt. Folgen Sie mir, aber machen Sie kein Geräusch."

Sie schlichen nun beide einen der anderen Gänge entlang, bis Herr Ludwig stillstand und Hermann bedeutete, durch eines der Löcher in den Seitenwänden zu blicken, während er leise flüsterte: „Sylvia hypolais". Der junge Naturforscher sah, als er diese Weisung befolgte und in das sonniggrüne Gebüsch blickte, gerade hinein in das zierlich gebaute Nest eines Gartenlaubvogels, dessen Junge soeben ausgekrochen waren und die häßlichen nackten Köpfe nebeneinander geschichtet schlafend dalagen. Plötzlich huschte es durch das Blätterwerk, und einer der alten Vögel saß auf dem Rande des Nestes mit einem Schnabel voll kleiner Insekten, während gleichzeitig die vier aufgesperrten Mäuler der Jungen emporfuhren und mit zitternden Hälsen nach dem ersehnten Futter angelten. Hermann war, wie man sich denken kann, entzückt über diese Einrichtung, welche einen ungestörten Einblick in das Leben und Treiben dieser kleinen Welt gestattete, und sie wanderten eine ganze Weile dort umher, noch in manches Nest und manchen grünen Winkel blickend, wo die kleinen zierlichen Tierchen ohne Furcht und ahnungslos ihren Verrichtungen nachgingen. Zuletzt, als sie sich wieder einmal in dem Mittelkreis befanden, sagte Herr Ludwig Bastian geheimnisvoll: „Nun zeige ich Ihnen noch etwas, das sich als ein besonderes Glück zum erstenmal in dieser Anlage ereignet hat, nachdem seit lange mein sehnlichster Wunsch darauf gerichtet gewesen war."

Damit führte er Hermann in einen der Gänge, hieß ihn niederknieen und durch ein ziemlich tief liegendes Loch sehen. Durch ein Zwitschern aufmerksam gemacht, fand er bald das Nest einer Zaungrasmücke, welches nahebei in einem Strauche stand, und erschrak fast, denn es befand sich nur ein einziger, für das kleine Nest ungemein großer Vogel darin, der den orangeroten Rachen weit aufriß und unter fortwährendem Zirpen unausgesetzt nach Futter schnappte, obwohl die kleinen weißgrauen Pflegeeltern alle Augenblicke mit einem Schnabel voll Räupchen geflogen kamen, um die unersättliche Gier dieses Ungetüms zu befriedigen. Zwar hatte Hermann solches noch

niemals in der Natur gesehen, doch wußte er gleich, daß dies ein junger Kuckuck war. Er sandte nur schnell einen dankbaren Blick und ein Kopfnicken zu seinem Führer empor, der mit einer Art von lächelndem Vaterstolz daneben stand, und vertiefte sich dann sofort wieder in einen Anblick, welcher seinem ornithologischen Herzen so ungemein wohl that.

Sie verließen dann diesen Ort und gingen ferner in dem Garten umher. Derselbe erstreckte sich bis an eine flache Seebucht, welche weit hinaus von einem großen Rohrwalde erfüllt war. Dieser war von schmalen Bretterstegen durchzogen und an einzelnen Stellen lagen kleine Reisighütten mit Gucklöchern darin, durch welche Einrichtung es möglich ward, das Leben und Treiben der Vögel, welche das Rohr bewohnen oder als Nachtquartier benutzen, zu beobachten. „Hier", sagte Herr Bastian, „habe ich schon im Herbst, wenn die Stare zur Abendzeit sich ins Rohr zur Ruhe begeben, mitten unter ihnen gehockt, fast betäubt von dem unendlichen Lärm und Geschwätz, welches diese Tiere vollführen, bis sie endlich zur Ruhe kommen und zu dreien und mehreren auf einem niedergebogenen Rohrstengel sitzend in Schlaf versinken."

Plötzlich beugte Herr Bastian sich lauschend vor, während er mit den Augen in die Ferne spähte; dann ergriff er seine Vogelflinte und schlich vorsichtig durch das Gebüsch vorwärts, während Hermann ihm in gleicher Weise folgte. Plötzlich erhob er sein Gewehr, zielte und schoß. Danach lachte er kaum hörbar in sich hinein und ging rasch voran. Bald hob er einen rotrückigen Würger von der Erde auf und hielt ihn am Flügel empor. „Dem habe ich schon lange nachgetrachtet", sagte er schmunzelnd, „neulich als wir einige trübe kalte Tage hatten, wo sich der Insektenfang nicht lohnt, hat er mir mindestens sechs Nester mit jungen Vögeln ausgeraubt. Ich fand hinter meinem Garten auf dem Felde einen Dornbusch, wo er ein ganzes Geheck der hier so seltenen Sperber-Grasmücke an die Dornen gespießt hatte, um sie bequemlich zu verspeisen."

Unterdes waren sie wieder aufwärts geschritten und gelangten nun zu einem kleinen freien Platze, welcher rings von Gebüschen umgeben war. Hier stand ein kleines, mit Borke bekleidetes Häuschen, dessen Innenraum weiter nichts als einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle und einige Kisten enthielt. Diese waren inwendig mit Blech beschlagen und hatten Deckel von engem Fliegengitter. Herr Bastian öffnete eine derselben, und nun zeigte sich, daß diese Kisten ungeheure Mehlwurmzuchten enthielten. Er nahm eine Hand voll der krabbelnden Tiere heraus, füllte eine Schale damit, und sammelte in eine zweite verschiedene Sämereien, welche in den Schiebladen des Schrankes enthalten waren. Sodann hieß er Hermann innen bleiben und durch ein in der Thür befindliches Fenster blicken, während er selbst mit den Schalen hinaustrat, fortwährend ein lautes lockendes Pfeifen vernehmen ließ und dazu von dem Futter auf die Erde streute. Kaum war dies geschehen, als es sich in den Gebüschen regte und flatternd herzugeflogen kam. Anfangs waren die kleinen Tierchen zaghaft, saßen auf den äußersten Spitzen der Zweige und äugten verlangend auf den Boden, allein bald faßten die kühnsten Mut, nahmen schnell einen Wurm oder ein paar Körnchen auf und entflohen damit, aber nicht lange dauerte es, da hatten sie alle Scheu verloren, und nun kribbelte und pickte es auf dem Boden gar vielfach durcheinander. Da gab es Nachtigallen, Grasmücken, Laubvögel, Rotschwänze, Meisen und allerlei Finkenarten. Manche hatten ihre schon ausgeflogenen Jungen herzugeführt und ätzten sie eifrig, andere sah man eilig den Schnabel voll zappelnder Mehlwürmer sammeln und hastig davonfliegen, um ihre Nestlinge damit zu speisen, und einige gab es sogar, welche so dreist waren, daß sie sich auf die Ränder der Schüsseln setzten und die Nahrung von der Quelle holten. Hermann sah mit Vergnügen diesem anmutigen Schauspiel zu und bewunderte im stillen die liebevolle Ausdauer und Geduld, welche so scheuen Tierchen ein so großes Maß von Zutraulichkeit beigebracht hatte.

Als sie hernach dem Hause wieder zugingen, sprach Herr Ludwig Bastian: „Hier innerhalb dieses Reisigzaunes bin ich ein König, zwar nur ein Zaunkönig, aber doch ein unbeschränkter Herrscher, und ich glaube, daß ich auch ein guter bin, denn ich fordere keine anderen Abgaben und Zölle von meinen Unterthanen, als ein wenig Gesang und heiteres Wesen. Sie leben unter meinem mächtigen Schutze frei und ungehindert, und über Räuber und Mörder halte ich strenges Gericht. Dies ist meine eigene Welt, die ich mir geschaffen habe, und wenn ich auch nur ein Zaunkönig bin, so möchte ich doch nicht tauschen mit irgend einem andern wirklichen König.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Ein neuer historischer Atlas.

Der unerhörte buchhändlerische Erfolg, den Richard Andrees Allgemeiner Handatlas vor einigen Jahren hatte, ist noch jedermann in frischer Erinnerung. Für 20 Mk. wurde hier dem freudig überraschten Publikum ein Atlas geboten, wie er bisher nur für den dreifachen Preis erworben werden konnte, und auch der weniger Bemittelte war jetzt in der Lage, sich in den Besitz eines Kartenwerkes zu setzen, wie es die meisten anderen Nationen überhaupt nicht besitzen. Kein Wunder, daß man „den Andree" jetzt fast in jeder gebildeten deutschen Familie findet.

Der Erfolg dieses Unternehmens gab der Verlagshandlung den Mut, der Nation für den gleichen Preis nun auch einen historischen Atlas zur Verfügung zu stellen, der in gleich übersichtlicher und umfassender Weise die Resultate der historischen Forschung unserer Tage vors Auge führen sollte. Ich sage den Mut, denn auch der, dem diese Dinge ganz fern liegen, wird sich sagen, daß ein solcher Atlas, der nur ein Viertteil so viel kostet, wie der ihm entsprechende bisher vorhandene, sich nur bei einer verhältnismäßig enormen Auflage bezahlt machen kann. Steckt hier doch in jeder einzelnen Karte ein voll gerütteltes und geschütteltes Maß von historischer Arbeit, kann solch ein Werk doch nur entstehen aus dem planvollen Zusammenwirken zahlreicher Fachgelehrter. So haben denn auch zu unserem Atlas: „Professor G. Droysens Allgemeiner historischer Handatlas in sechsundneunzig Karten mit erläuterndem Text" unter der Fahne des Herausgebers eine lange Reihe von Gelehrten mitgewirkt, indem sie die Karten entweder selbst zeichneten oder aber auf das genaueste durchsahen. Dieselben oder andere Spezialisten schrieben dann auch, meist unter Leitung des Professors W. Arndt in Leipzig, den erklärenden Text, der unserem wie dem Andreeschen Atlas beigegeben wurde und der in diesem Fall besonders willkommen ist. Blicken wir z. B. auf die in der ersten Lieferung enthaltene Karte: „Welfische Lande", so gewahren wir, daß die am Südharz liegende Grafschaft Hohnstein nicht zu den welfischen Stammlanden gehört, erst der Text belehrt uns aber, daß sie 1593 an Braunschweig kam und zwar zu Mittelbraunschweig. So ist es überall, der Text tritt erklärend zu dem Bilde, indem er die Details mitteilt, welche dort nicht ausgedrückt werden konnten, weil sie sich vielfach in beständigem Fluß befanden. Wollte man alle die Teilungen, welche einzelne kleine deutsche Staaten im Laufe der Jahrhunderte erfuhren, kartographisch wiedergeben, so müßte man den Landen jedes großen deutschen Fürstengeschlechtes einen besonderen Atlas widmen.

Der historische Handatlas erscheint in zehn Lieferungen, um auch denjenigen, welchen die gleichzeitige Ausgabe von 20 Mark lästig wäre, die Anschaffung zu ermöglichen, es liegt daher bisher nur eine Lieferung vor, aber da diese Karten aus allen Perioden umfaßt, gewährt sie ein getreues Bild des Ganzen. Wir erhalten hier aus der Geschichte der alten Welt zunächst eine zweiseitige Gesamtkarte von Griechenland und eine Spezialkarte von Böotien und Attika, beide revidiert von Dr. W. Sieglin, einem hervorragenden Fachmann. Ferner als Karten zur griechischen Geschichte: Hellas zur Zeit des peloponnesischen Krieges, die Reiche der Diadochen und Pläne von Athen, Olympia und der Akropolis von Athen. Ferner ein Kärtchen der Umgebung von Troja. Die Reisen des Apostel Paulus führen uns auf das Gebiet der Religionsgeschichte.

Auf dem zweiten Bogen zeigt uns die höchst interessante Hauptkarte Deutschland, eine Nebenkarte Europa im XIV. Jahrhundert (revidiert von Professor Th. Lindner). Ferner erhalten wir überaus belehrende Karten der Wettinischen Lande (gez. von H. Mielisch), der Welfischen Lande (gezeichnet von L. Hänselmann in Braunschweig), der Bayrischen Monarchie und endlich der alten Kreiseinteilung Deutschlands.

Der dritte Bogen bietet eine zweiseitige Kolonial- nnd Weltverkehrskarte mit Spezialkarten von Kamerun, Gold- und Sklavenküste, Südafrika &c., Nordamerika, die Südseeinseln und eine Religionskarte der Erde. Auf diesen letzten Karten mündet, wie man sieht, der Strom der Geschichte vielfach schon in die Gegenwart.

In dieser Weise wird nun der Atlas forterscheinen. Deutschland wird uns als solches in zehn Karten, in seinen einzelnen Teilen aber noch in vielen anderen vorgeführt werden, Europa in sieben, England in vier, Frankreich auch in vier &c.

Es ist wohl nicht nötig, noch auf den Wert eines solches Atlas aufmerksam zu machen. Handelt es sich doch um ein Bildungsmittel allerersten Ranges. Was sich durch Worte kaum oder doch

nur mit großer Mühe begreiflich machen läßt, erklärt hier ein Blick und die Karte haftet überdies unvergleichlich fester im Gedächtnis als die Zahl. Wollen wir die Geschichte recht verstehen, so muß immer die Karte neben dem Buch liegen. Und dann — welchen Genuß gewährt es dem Geschichtsfreunde, sich in eine solche Karte zu vertiefen und so einen Staat gleichsam nach und nach erwachsen zu sehen.

So wird denn gewiß auch der historische Handatlas allseitig ebenso willkommen sein, wie es der geographische seinerzeit war.

Th. H. Pantenius.

Ein Nachklang zum Bismarckfeste.

Was wurde nicht alles dem Kanzler zum Preis
 Gedichtet, gesungen, gesprochen!
Von Lorbeer und Eiche hat jeder sein Reis
 Dem Helden zu Ehren gebrochen;
Doch der ihm zum Lorbeer die Rose noch brach
Und der ihm zum Herzen am herzigsten sprach,
 Das ist, wir haben's gelesen,
 Ein kluger Schwabe gewesen.

Am Fest, als der schwäbische Frauenlob*)
 Die Fürstin huldigend ehrte:
Ha! wie da des Kanzlers Haupt sich erhob,
 Sein Blick sich freudig verklärte!
Und als er die Sträubende an sich zog,
Zum kräftigen Kusse sich niederbog:
 Wie feurig der Jubel ertönte,
 Daß die fürstliche Halle erdröhnte!

Ja Preis Ihr, die sich als mutige Braut
 Dem gefürchteten Recken vertraute,
Die liebend als Gattin sein Haus Ihm gebaut,
 Indeß Er das Reich uns erbaute;
Die treulich wie Siegfrieds minniglich Weib
Des Helden pflegte an Seele und Leib;
 Gottlob! und kein grimmiger Hagen
 Hat den herrlichen Freund Ihr erschlagen!

Und selig der Mann, dem die Perle beschert,
 Und er weiß in Gold sie zu fassen:
Ein tugendsam Weib am häuslichen Herd,
 Auf die sich sein Herz kann verlassen;
Er hält sie wert und sie hält ihn warm,
Und die Gattin am Herzen, die Kinder im Arm,
 Kann, mag's auch stürmen und brausen,
 Fürwahr Fürst Bismarck schön hausen.

Karl Gerok.

*) Der württembergische Ministerpräsident v. Mittnacht brachte bei dem Frühschoppen des 1. April auf die Fürstin, die „treueste Freundin und Gefährtin des Fürsten", einen begeisterten Toast aus, worauf dieser seiner Gemahlin als einzige Erwiderung einen Kuß gab.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

1. Rösselsprung.

		klärt	leuch	der	rauscht	Le	gan			
	tet	mit	der	des	gen	Zeit	ter	dem		
Mond	ver	Es	dem		Strom	le	bens	Ver	wei	
le	mil	der	uns			heit	Glanz	schick	mil	
gen	Vor	Strah	Mat			Ge	In	Doch	die	
schim	Die	Au	ke							
chem	blik	ten	im							
nen	mern	li	ben							
glück	schwe	grü	le							
Haupt	Tha	in	be		Ster	durch	heim	schäu	hel	le
So	gen	Das	Fel		nis	ten	nen	Hin	ge	met
ber	der	Nacht	durch			die	die	le	Wel	
schwei	Hin	sen	leich		duft	vol	un	ben	des	
	ge	die	Pracht	Ne	Von	kränzt	mert	mes	Und	o
		tem	glänzt	um	le	bel		Still	flim	Stro

2.

Ich bin ein häßlich Wesen,
Das keine gerne sieht,
Das mancher, der es plötzlich
Erblickt, erschrocken flieht.
Doch ohne Kopf erfreu' ich
Ein jedes Herz und Aug',
Als Bote jungen Tages,
Als frischer Wangen Hauch. L . . . g

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 29.

1. Allegro.

Bilderrätsel: Eine falsche Behauptung.

2. Viersilbige Scharade. Klingelbeutel.

3. Scherzgleichung.

4) Statt 2 n lies: Zwei bei n = Zweibein und dann ergibt sich die Lösung: Zweibein sitzt auf Dreibein und Vierbein unter Dreibein ist (ißt) ein Bein.

Schachspielaufgabe.

1. f2—f4 1. Dh4—f4:
2. Da2—g2† 2. Beliebig.
2. Dg2—g8 oder —e4:‡

A.

1. 1. Ld6—e7:
2. Da2—c4:† 2. Kd5—d6
3. Dc4—c6‡

B.

1. 1. Sf1—e3
2. Da2—d2‡

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Zum 100jährigen Todestag des Herzogs Leopold von Braunschweig. Von G. Thiel. Zu dem Bilde von Daniel Chodowiecki. — Aus der deutschen Reichsbank. Von Th. Coßmann. Mit sechs Illustrationen und Porträt des Direktors der Reichsbank von Dechend. — Odysseus. Fortsetzung. Erzählung von Heinrich Seidel. — Am Familientisch: Ein neuer historischer Atlas. Von Th. H. Pantenius. — Ein Nachklang vom Bismarckfest. Gedicht von Karl Gerok. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Mai 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 31.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Infolge neuer Nachrichten aus Dresden fing man nun im Weißenfelser Schlosse ernstlich an, Vorbereitungen für den bevorstehenden Abgang des Herzogs und seines Gefolges zur Armee zu treffen. Die jüngeren Männer, sämtlich so weit militärisch geschult, um als Adjutanten in der Suite des Herzogs dienen zu können, oder auch durch ihr Amt an die Person des Fürsten gefesselt, hielten sich bereit, ihren Herrn zu begleiten. Nur der Hofmarschall, ein älterer, korpulenter Herr, mit einer großen Familie gesegnet, sollte — von den höheren Hofchargen der einzige — mit dem nötigen Personal an Dienerschaft zur Fürsorge für die Herzogin zurückbleiben.

Der Oberstallmeister suchte die Stallbedienten, die Pferde und die Wagen aus, welche mit ins Feld beordert wurden, und bestimmte, wer und was dablieb.

Den neuen Wagenwäscher, welchen der Leibkutscher: „moros und wenig anstellig“ nannte, erklärte der Oberstallmeister für nicht brauchbar genug, um ihn mitzunehmen. Peter, der den Entscheid seines Vorgesetzten, mit trotzigem Blick beiseite stehend, angehört hatte, richtete sich schmunzelnd auf; er hatte sich's just überlegt, daß er eher ausreißen als mitgehen würde. Die Winke des gnädigen, ihm so wohlgesinnten Herrn Oberstallmeister hatte Peter Mork sich rasch zu nutze gemacht.

Am Südflügel des gewaltigen Schloßbaues fand er bald die hochragende Kastanie und stieg, sowie es dämmerte und der Stalldienst sein Ende erreichte, in dem deckenden Gezweig des Baumes bis zur Fensterhöhe des ersten Stocks empor. Drinnen war Licht und es lag alles klar vor ihm.

Da hatte er denn endlich seine Lotte wiedergesehen. Und wie wohl ging es dem Weibe, welch ein prächtiges Gemach, das gleißte ja von Seide und Gold, die Wiege allein, so etwas kannte er gar nicht! Da war noch eine andere Person, die seine Frau bediente, die ihr das Kind auf den Schoß legte. Und nun, als er das Prinzchen behaglich da trinken sah, wo sein Kind, sein armes, jammerndes, verlassenes Wurm, hingehörte, ballte er vor Zorn und Neid so unbedacht die Fäuste, daß er vergaß sich zu halten und fast vom Baum gefallen wäre. Aber er gewann seinen Sitz wieder und stierte, immer näher auf dem starken Ast, den er inne hatte, zum Fenster heran rutschend, brennenden Blicks in die Staatskammer.

Das gesättigte Prinzchen wurde jetzt in sein Goldbett zurückgetragen. Ein Lakai brachte auf einem großen Brett mehrere dampfende Schüsseln nebst dem Weinkrug, er stellte alles auf den Tisch zur Seite, sprach ein paar Worte mit den Frauen und ging. Die Amme setzte sich zum Essen nieder, und die andere Frau verließ das Zimmer. Jetzt wagte sich Peter noch weiter vor, und es gelang ihm, an das Fenster zu klopfen. Sein Weib wurde aufmerksam, erschrocken lauschte es, stand auf und öffnete das Fenster.

„Lotte ich bin's, erschreck dich nicht!“ raunte Peter ihr zu.

„Ach herrjesses! Mein Mann!“

„Freust dich denn nicht?“

„Nu ja, ich freue mich.“

„So hilf, daß ich 'reinkomme; hast ja da für zwei aufgeschüsselt.“

Sie langte mit ihren starken Armen hinaus, zog den Ast heran, auf dem er saß, nun ein Sprung und er saß neben ihr, umhalste sie und küßte sie weidlich ab.

„Lange kannst du hier nicht bleiben“, sagte sie, als er sie wieder zu Atem kommen ließ; „die gnädigste Frau Herzogin kann ihr Prinzchen sehen wollen, auch die Wartefrau ist immer nach 'nem Stündchen wieder vom Abendbrotessen da. Erwischt dich aber einer bei mir, geht's uns beiden mordschlecht!“

„Na, ich brauche doch nicht gleich wieder 'nauszuspringen.

Wir hören's schon, wenn einer kommt. Laß mich nur 'mal bei dir 'rumgucken. Sitzest recht wie im Paradiese und hast uns zu Hause wohl ganz vergessen?"

„Was du sprechen kannst, Peter, vergessen? Ne, gewiß nich! Einen schönen Thaler Geld bring ich euch aus'm Herzogenschloß mit, dafür können wir's uns komod machen."

„Ich will nichts als dich, bist mir lieber als alles Geld!" rief er und umfaßte sie wieder stürmisch.

„Solch ein Schnack", kicherte sie, „wirst's Geld schon leiden mögen. Komm, iß mit, wenn du Hunger hast, ich kann's doch nicht allein zwingen und soll's immer aufkriegen."

Er langte zu, nach einigen Bissen wurde er aber wieder unruhig. „Ich will 'mal deinen Prinzen sehen", sagte er und trat an die Wiege.

„Nur sachte", warnte sie mit kauendem Munde, „wenn's Jüngelchen schreit, laufen sie gleich von allen Seiten herbei." Er hatte die Spitzenvorhänge mit plumper Faust zurückgeschlagen und neigte sich über das schlummernde Kind.

„Wie so'en Balg es gut hat!" knirschte er. „Unseres schreit sich halb tot, ist vielleicht schon hin."

„Mutter wird für'n sorgen", sagte das Weib gleichmütig.

„Ärgert's dich denn nie, dem zu geben, was deinem gehört?"

„Ne, dafür bezahlen sie mich ja. Haste denn meine neuen Kleider schon gesehen?"

„Ach was Kleider! E'n Jungen seh' ich, der mich ärgert, weil er da ist." —

„Pst, da geht wer. Mach, daß du 'nauskommst."

Er glaubte auch nahende Schritte zu hören, und beide eilten an das offene Fenster; er haschte nach dem vorgestreckten Ast, gab, in der Fensterbank sitzend, dem Weibe noch einen großen Schmatz und schwang sich hinaus.

Kaum hatte Lotte das Fenster geschlossen und saß wieder bei ihrem Fleisch mit Klößen, als die Wärterin zurückkam.

„Sie läßt sich ja heute Zeit", sagte die Frau auf die gefüllten Schüsseln blickend. „Sie hat doch Hunger, ist doch gesund?" Lotte bejahte, und die Eßlust, mit der sie jetzt die Speisen zu sich nahm, beruhigte jedes Mißtrauen der verantwortlichen Hüterin.

Nachdem Peter einmal den Weg ins Schloß und zu seiner schmerzlich vermißten Lotte gefunden hatte, nachdem er zufällig erkundet, wenn er sie allein treffe, wiederholte er seinen Besuch so oft er konnte. Er eignete sich immer mehr Geschicklichkeit beim Klettern, beim Ein- und Aussteigen an, half ihr das reichlich zugemessene Abendbrot verzehren — wofür die Wärterin ihre Pflegebefohlene lobte und heimlich die Portionen vergrößern ließ — ärgerte sich über das wohlbehütete Prinzchen und entwich geschickt, so wie sich in einem der Vorzimmer Schritte hören ließen.

Mittlerweile lauschte man im Schlosse mit Spannung auf alle von außen kommenden Nachrichten, und der Herzog machte sich jeden Tag auf den Marschbefehl gefaßt.

Es war am zweiten August, als eine Kursächsische Stafette in den Schloßhof sprengte und dem Herzoge den Befehl brachte, unverzüglich zur Armee aufzubrechen. Friedrich II bewegte sich mit 80 000 Mann der böhmischen Grenze zu. Die mobilen österreichischen Korps mit den sächsischen Truppen sollten vor der Hand eine beobachtende Stellung einnehmen, da der Prinz Karl von Lothringen, durch Maria Theresia vom Rhein zurückberufen, mit seiner Armee in Eilmärschen herbeizog.

Niemand war glücklicher als der Herzog; die Neigungen eines alten Haudegens, welche ihm nun einmal inne wohnten, sein lebhaftes unruhiges Temperament, wurden nur, wenn er im Felde lag, vollauf befriedigt. Seine Freudigkeit teilte sich den Kavalieren seiner Umgebung mit; es war Mode und Tagesparole, den Ausmarsch als etwas Erwünschtes zu preisen.

Die Herzogin trug von vorn herein schwer an der bevorstehenden Trennung. Ihrem zaghaften, von trüben Ahnungen heimgesuchten Gemüt drängten sich auch jetzt die schlimmsten Befürchtungen auf. Sie zitterte für Gesundheit und Leben ihres heißgeliebten Gatten, aber auch für ihrer Kleinen Wohl, das sie noch mehr von dunklen Mächten gefährdet hielt, wenn der starke Hort und Held sie verließ. Sie wußte aber, daß sie bei Johann Adolf mit ihren Bedenken und Befürchtungen kein Verständnis fand, und bemühte sich, ihren Kummer bis zur Trennungsstunde zu beherrschen.

Daniel von Storke hatte seit jener ersten Begrüßung im Park, am Tage des Schäferspiels, wo er die artige Französin getroffen, oft in der Dämmerstunde nach einer Begegnung mit Clemence Bernard ausgesehen. Er war manchmal von seiner Wohnung ohne Zweck durch abgelegene Partieen des Lustgartens dem Schlosse zu geschlendert. Oftmals war er allerdings auch in der letzten Zeit vor dem Ausmarsch durch den Dienst in jener Abendstunde fern gehalten.

Sei es nun, daß Mademoiselle Clemence nicht gekommen war, oder daß man sich verfehlte, Storke hatte das Mädchen nur flüchtig oder aus der Ferne wiedergesehen und würde doch gern mit der anscheinend gefälligen Schönen angeknüpft haben. Obgleich er sich bewußt war, daß ihn eine heiße Leidenschaft zu Rosa von Bünau hinziehe, hätte er einen zärtlichen Zeitvertreib mit der feurigen Französin nicht verschmäht. Lag doch schon mehr dergleichen in seiner Vergangenheit. Und dann — eingestehen wollte er sich's nicht — aber es lauerte in den dunkelsten Falten seiner Seele noch ein Grund, Beziehungen zu der Bonne zu wünschen. Vielleicht ein Werkzeug, welches — Er wollte ja nicht selber eingreifen, wenn aber Dinge geschahen, die er sich gut rechnen konnte, ohne sie gethan zu haben, so würde er nicht so thöricht sein, sie ungenützt zu lassen.

Am Abend vor dem Ausmarsch versammelte der Herzog seinen ganzen Hofstaat zur Abschiedstafel; um acht Uhr entließ er aber seine Gäste, gab ihnen den guten Rat, sich früh schlafen zu legen, um morgen bei Zeiten frisch zu sein, und forderte nur noch die Kavaliere auf, sich bei Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin zu empfehlen.

Friederike hatte ihm gestanden, daß sie nicht die Kraft in sich fühle, morgen öffentlich von ihm Abschied zu nehmen, und zugleich gebeten, die letzten Abendstunden allein mit ihm zubringen zu dürfen. Er trug als rücksichtsvoller Gatte gern ihren Wünschen Rechnung, und so gestaltete sich nach aufgehobener Abendtafel eine Abschiedskour der scheidenden Herren des herzoglichen Hofes von den daheim bleibenden Damen.

Die Fürstin empfing zuerst, voran stehend, den ehrerbietigen Handkuß der Kavaliere, sprach in ihrer gütigen Weise, die Stimme von Thränen verschleiert, hier ein paar Worte des Abschieds, da die Hoffnung aus, ein frohes Wiedersehen zu feiern. Von ihr entlassen, schritten die nach dem Rang defilierenden Herren zu den hinter ihrer Gebieterin aufgestellten Damen. Auch hier Handküsse, mehr oder weniger innige Blicke, eine schimmernde Thräne, gute Wünsche, laut oder verstohlen gesprochene Scheideworte. Alles in wenige Minuten zusammengedrängt; dann Zurückziehen der Herrschaften, begleitet von allen Damen, stumme, tiefe Verbeugung der Herren und nun zwangloses Auseinandergehen derselben.

Graf Luja hatte als Reisemarschall noch im Schlosse zu thun, daher schlenderte Daniel von Storke allein, in Gedanken verloren, durch den mondbeleuchteten Park seinem Hause zu.

Was würde der Feldzug ihm bringen? Würde sich ihm dort oder hier ein Glücksfall bieten? Er konnte, er wollte nicht arm, nicht unbeachtet bleiben! Er mochte sich sein Alter nicht in abhängiger Stellung, im einförmigen Kreislauf dieses kleinen Hofes denken. Als Günstling Brühls, des allmächtigen Ministerregenten, an dem üppigen Dresdener Hofe, zugleich Großgrundbesitzer, vermählt mit der schönen Rosa, der Tochter eines der ersten Geschlechter des Landes, das war eine Aussicht, mit der es sich zu leben lohnte!

Rosa schien bewegt, als er ihr zuletzt in die Augen gesehen, ihre Hand war kalt und zitterte, als er sie an seine Lippen zog, aber Zscheplitz stand neben ihm, wem galt ihr Erröten und Erblassen? „Mir galt ihre Erregung, mir," flüsterte er bei sich, „wenn sie sich dem Kammerjunker geneigt

zeigt, geschieht es aus Gehorsam für die Fürstin, ich gewinne ihr Herz, wenn ich zurück komme! Aber wird während dem etwas geschehen, meine Zwecke zu fördern? Wird Peter?" — Er sann und sann.

Als er aufblickte, sah er sich in einem dunklen Laubengange, und vor ihm her huschte eine schlanke weiße Gestalt. Das war kein Reifrock, wie die Damen des Hofes ihn trugen, das war die einfachere Tracht — sollte Clemence?

Dieser Gedanke rieselte ihm wie ein Trunk heißen Weins durch die Glieder. Er beschleunigte seine Schritte und hatte sie, die sich einholen lassen wollte, bald erreicht.

„Ah, Mademoiselle Bernard," sagte er halblaut, „welch ein Glück, sie zu treffen!"

Das Mädchen blieb stehen und fingierte Erschrecken — wie er dachte — als aber ein Mondstrahl das blasse Gesicht streifte, sah er, daß ihre Lippen bebten. So war es nicht allein Lust zu einem galanten Abenteuer, so liebte ihn die Französin. „Wie oft habe ich mich abends nach Ihnen umgesehen, teure Clemence," fuhr er geschmeichelt und erregt von seiner Beobachtung fort; „ich wagte zu hoffen, daß Sie mir Gelegenheit geben würden, wieder mit Ihnen zusammenzutreffen, war es Ihnen nicht möglich, sich los zu machen?"

„Meine Pflicht" — stammelte sie, „zur Obhut des Prinzen —"

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir wenigstens vergönnen, Ihnen lebewohl zu sagen."

Sie seufzte tief und rang vergebens nach Worten. Er küßte ihre Hand, die weich und warm war und mit sanftem Druck in der seinen blieb.

„Wie schwer erscheint mir in dieser köstlichen Stunde das Scheiden," flüsterte er und legte den Arm um ihre schlanke Gestalt. Sie blieb stehen, barg das Haupt an seiner Brust und brach in Schluchzen aus, er zog sie an sich, ihre Lippen fanden sich, er fühlte die leidenschaftliche Glut dieses hingebenden Geschöpfes. „So liebst du mich, reizende Clemence?" fragte er zärtlich.

„Unbeschreiblich!" hauchte sie.

In diesem Augenblicke hallten durch die tiefe Stille des Abends Schritte vom Schlosse her. Das Mädchen erbebte und riß sich los. Storke wollte die Abgewandte halten und beschwor sie, mit ihm einen Seitengang einzuschlagen.

„Nein, nein, ich darf nicht, lassen Sie mich" — wehrte Clemence und entwand sich seiner erneuten Umarmung. Während die Französin verschwand, kamen die Schritte des Störers immer näher.

„Wie liebenswürdig, auf mich zu warten, Baron," sagte jetzt Graf Luja in seiner kühlen Art zu dem Oberstallmeister.

Storke bezwang sich gewaltsam. „Geschäfte schon beendet?" stieß er hervor.

Bei einer wortkargen Unterhaltung gelangte man an die Wohnung und trennte sich ohne Aufenthalt.

Daniel von Storke schritt noch lange unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Wie schade, fort zu müssen, wo sich ihm solch ein verlockendes Verhältnis darbot! Aber er kam ja, wie er hoffte, zurück, um da anzuknüpfen, wo er jetzt abbrach.

Am andern Morgen war er früh auf, um die letzten Anordnungen in den Ställen und Wagenremisen zu treffen. Er sah sich düstern Blicks nach Peter Mork um, und es gelang ihm, den ungeschlachten Kerl in einem Schuppen allein zu treffen, wo derselbe sich, statt Lederzeug zu putzen, auf einem Wagenkissen rekelte.

Als der Hochmögende herankam, sprang Peter in die Höhe und that geschäftig.

„Ist Er zufrieden, hat Er sein Weib oft gesehen?" redete der Oberstallmeister den Untergebenen an.

Der andere nickte mit breitmäuligem Lachen. „Halten zu Gnaden, ja, noch lieber wär's mir, ich kännt' mit er abziehen."

„Er war im Schloß?" Storke machte das Zeichen des Hinaufsteigens.

„Ist prächtig drinnen," schmunzelte Peter.

Der Oberstallmeister wandte sich zum Gehen. Noch einmal kehrte er um und sagte lachend: „Ich glaube, der Henke hat ein Auge auf die rotbäckige Amme geworfen, nehm' Er sich in acht."

„Der dicke Kutscher?" schrie Mork und schoß mit funkelnden Augen vor.

„Laß Er mich, Er verfluchter Kerl, ich bin's ja nicht!"

„Haben Eure Gnaden was gesehen?" keuchte Peter.

„Nun ja, was man so im Vorübergehen bemerkt," lächelte der Oberstallmeister, „kleine wohlgefällige Redensarten, unverschämtes Nachstarren —"

„Gnädiger Herr, nehmen Sie Henke mit in den Krieg", flehte der Wagenwäscher und packte seines Vorgesetzten Hand. Dieser stieß ihn mit einer zornigen Gebärde von sich und verließ, ohne sich umzusehen, den Schuppen, er rieb sich mit dem Taschentuche die Hand, die Peters schwielige Fäuste berührt hatten, und wandte sich mit Eifer seinen Geschäften zu.

Eine halbe Stunde später brach der Herzog Johann Adolf mit seiner wohlausgerüsteten Suite aus dem Schlosse auf, um die Führung eines kursächsischen Armeekorps im bevorstehenden Feldzuge zu übernehmen.

Neuntes Kapitel.

Friedrich II war in Böhmen eingerückt und stand anfangs September vor Prag, das sich nach einem heftigen Bombardement Mitte des Monats ergab. Die Stellung der Preußen wurde aber beim Heranrücken der verbündeten Österreicher und Sachsen unhaltbar und Friedrich mußte sich im Oktober wieder über die Elbe zurückziehen. Der Prinz von Lothringen und der Feldmarschall von Daun drängten den König bis nach Schlesien zurück, wo die Armee Winterquartiere bezog. Friedrich selbst ging nach Berlin, um neue Rüstungen zu betreiben, und auch die Feldherren der Verbündeten hielten sich während der Winterrast ihrer Truppen in bequem gelegenen Städten auf.

Johann Adolf von Weißenfels begab sich mit seinem Stabe nach Dresden, wo man über die scheinbar großen Erfolge der Herbstkampagne triumphierte. Der König gab seiner Siegesfreude durch glänzende Feste entsprechenden Ausdruck, und nie war an dem üppigen Dresdener Hof ein Winter heiterer und geräuschvoller verlaufen, als der von 1744 auf 45.

Der Herzog fühlte sich in dem lauten Treiben der Hoffestlichkeiten, in dem er als einer der ersten Würdenträger neben seinem Vetter, dem Kurfürsten stand, sehr wohl und an seinem Platze. Er besaß ein schön eingerichtetes Haus in Dresden, wo er schon öfter Hof gehalten hatte, sah der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Preußen in seinem sanguinischen Gemüt mit großen Siegeshoffnungen entgegen und entbehrte nichts, als eine Wiedervereinigung mit Weib und Kindern. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und hätte seinen Hofhalt gern mit eleganten Frauen, die in der schönen Welt Dresdens eine große Rolle spielten, geschmückt. Diese Männerwirtschaft erschien ihm reizlos.

Er beschloß also gegen Weihnachten die Seinen zum Feste kommen zu lassen und sandte eine Stafette mit der Bitte an die Herzogin, ihre Übersiedelung baldthunlichst ins Werk zu setzen. Daß Friederike sich ungern dazu entschließen werde, dachte er wohl. Ihr stiller, hausmütterlicher Sinn, mit der leisen Neigung zur Sorge und Schwermut ließ sie das laute Gepränge des kurfürstlichen Hofes scheuen. Sein Wunsch aber und die Sehnsucht nach seiner Nähe, der sie oft in Briefen Ausdruck gab, sollten sie, so hoffte er gewiß, zur Annahme seiner Vorschläge bestimmen.

Der Oberstallmeister von Storke genoß die Freuden der großen Welt mit vollen Zügen. Leichtlebig genug, um sich durch keine Bedenken und tieferen Empfindungen beirren zu lassen, regte sich doch auf dem Grunde seiner Seele etwas, das er bemüht war im Geräusch der Lustbarkeiten zu betäuben. Wenn der allwöchentliche Kurier aus Weißenfels ankam, fühlte er einen kalten Schauder und atmete erleichtert auf, sobald er vernahm, daß es dort allerseits gut gehe, und daß nichts Besonderes vorgefallen sei.

Morgengruß.

Nach dem im Verlage von E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Kupferstich von Robert Trossin nach Karl Beckers Gemälde. Folioformat, Preis 12 Mark.

„Peter, der rabiate Kerl, ist geduldiger als ich dachte", murmelte er wohl einmal zwischen zusammengebissenen Zähnen. „Aber wenn er hört, daß die Herzogin mit den Kindern herkommt, sein Weib fortgeht, wie dann? Daß er dort bleibt, steht fest."

Daniel von Storke hatte seinen gefährlichen Protektor, den Grafen Brühl, sehr oft bei den verschiedenen Festlichkeiten von fern gesehen, nie aber ein Wort mit ihm gewechselt. Streifte ihn ja einmal flüchtig der Blick des großen Herrn, so schien etwas wie eine Mahnung darin zu liegen, die Storke erschreckte und reizte. Mit Hennicke dagegen war er öfter zusammen getroffen, hatte aber nur flüchtig und oberflächlich mit ihm gesprochen. Eines Tages, als er im Dämmerlichte von einem Hofdiner zurückkommend, eben seine Wohnung erreichte, trat ihm ein Mann im Mantel entgegen. Er erkannte den vertrauten Kammerdiener des Ministers.

„Mein Gebieter lassen Eure Gnaden ersuchen, mitzukommen", raunte ihm der Mann zu.

Es blieb dem Oberstallmeister nichts übrig als zu gehorchen, er erklärte sich bereit, und die beiden gingen.

Sie wandten sich der Elbe zu, wo unfern dem Kurfürstlichen Schlosse das Palais Brühls mit dem Garten auf der herrlichen Elbterrasse, fast stattlicher als die Residenz seines Herrn sich ausbreitete. Dreizehn Häuser hatte Brühl angekauft, um sich hier großartig anbauen zu können. Die ganze Anlage mit dem Belvedere, dem Komödienhause, der dreihundert Fuß langen Bildergalerie zwischen dem Bibliotheksgebäude und dem Kiosk, dem Garten voll Statuen, Fontänen, Grotten und Orangerieen galt für ein Wunder der Kunst und des feinsten Geschmacks. Das weitläufige Palais war mit dem größten Glanz eingerichtet. Gobelins und Seidentapeten, Plafondgemälde, Stuck und Vergoldung, wandhohe Spiegel, Porzellankamine, geschweifte mit Samt und Seide bezogene Möbel wohin man sah. Ein Heer von dreihundert Dienern aller Grade in Livree besorgte den großartigen Haushalt. Kammerjunker und Pagen von Adel machten die Honneurs, Oper und Kapelle standen zur Verfügung. Ein paar hundert Pferde, prächtige Wagen und Sänften harrten in den Marställen. Eine Schar von Köchen, Konditoren und Kellermeistern war für die Tafel beschäftigt.

Somit übertraf der Aufwand dieses Haushaltes alles, was sich jemals ein Privatmann erlauben durfte.

Hatte Daniel von Storke sich durch Brühls Auftreten in Weißenfels, durch das, was er von ihm und seiner Stellung wußte, imponieren lassen, so überbot doch der Augenschein alle seine Erwartungen. Er sah hier in Dresden, daß es nur auf den Willen des gewaltigen Mannes ankomme, um Unerhörtes ins Werk zu setzen. So gut Brühl über seinen Herrn, über einen großen Teil der Geldmittel des Landes, über politische Bündnisse, Krieg und Frieden verfügte, ebenso konnte er seine willkürliche Machtbefugnis auf Freiheit und Leben der Individuen ausdehnen.

Das Leben in Dresden war ganz danach angethan, Storke zu zeigen, daß man mit Bedenklichkeiten nicht weit reiche. Und hatten ihn diese nie viel behelligt, so überwand er hier die letzten Gewissensskrupel. Er wollte sich hineinwerfen in den Kampf um sein Emporkommen, sein Glück, einerlei, wer ihm dabei unter die Füße kam, wenn ihm nur der Sieg, der ihm alle Genüsse des Lebens versprach, zu teil wurde.

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, betrat Daniel von Storke, an der Seite seines Begleiters, durch eine Nebenthür den Palast seines hohen Gönners.

Der Kammerdiener schritt voran, in einem kleinen Vestibül ergriff er eine brennende Wachskerze und leuchtete dem gespannt Folgenden über eine teppichbelegte Geheimtreppe in den ersten Stock. Durch ein paar leere Prunksäle gelangten sie in ein schwach erhelltes Vorzimmer; hier bedeutete der Führer flüsternden Tones den Kavalier, daß er warten möge, bis er ihn rufe, und verschwand durch eine Tapetenthür. Storke wagte nicht sich zu rühren und wurde doch von Unruhe verzehrt.

Ganz unerwartet öffnete sich eine Thür zur Seite, die Storke nicht beachtet hatte, da er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Punkt richtete, wo der Kammerdiener verschwunden war. Sich umblickend erkannte er den Geheimrat Hennicke, der unangenehm lächelnd auf ihn zukam.

„Ah, sehr erfreut, Sie unerwartet hier zu treffen", sagte er mit ungeschickt gespielter Überraschung.

Storke fühlte, daß Hennicke ihn ins Gebet nehmen wollte, und peinlich berührt, aber ein ablehnendes Verhalten nicht wagend, hielt er dem widerwärtigen Manne stand.

„Alles wohl da hinten?" fragte der Geheimrat. „Dachte pikante Neuigkeiten aus Weißenfels zu hören. Sie haben mich doch verstanden und werden jede Gelegenheit, die sich bietet Ihren Willen durchzusetzen, beim Schopf zu ergreifen wissen? Oder —"

„Ja, ja", flüsterte Storke, „ich habe verstanden, ich bin bereit."

Trotz allem, was er bisher gedacht und gethan, erschreckte ihn nun doch das furchtbare Versprechen, durch welches er sich mit den Einflüsterungen Hennickes einverstanden erklärte.

„Sie werden Ihrer selbst halber nicht unvorsichtig sein", fuhr der Versucher fort, „und doch des eigenen Vorteils wegen radikal genug vorgehen. Ich denke auch, Sie werden Ihre glänzenden Aussichten sobald realisieren, wie Sie können. Glauben Sie mir, junger Herr, es ist ein Agrement, schon in der Jugend zu genießen! Wie gefällt Ihnen Dresden? Ich denke, im Besitz einer einträglichen Hofcharge soll es Ihnen bei uns wohlbehagen."

„Ich würde mich glücklich schätzen und in Dankbarkeit ersterben, wenn ich jenes Ziel erreichen könnte", entgegnete Storke eifrig.

„Steht alles in Ihrer Macht — allein bei Ihnen" — grinste Hennicke, horchte zur Seite, nickte leicht hin und verschwand durch dieselbe Thür, durch welche er erschienen war.

Endlich kam der Kammerdiener zurück und bat den Harrenden, ihm zu folgen.

Sie betraten einen glänzend ausgestatteten Salon. In dem Rokokokamin von Meißner Porzellan loderte ein Feuer, das behagliche Wärme verbreitete, ein feines Parfüm durchzog den Raum, welcher von einem unter der Decke hängenden, vergoldeten Kronleuchter mit vielen Wachskerzen reichlich erhellt wurde. Hinter den halb geschlossenen Portieren eines Nebenkabinetts sah Storke den Minister am Schreibtische sitzen, der Kammerdiener war verschwunden.

Nach wenigen Minuten erhob sich Brühl, schlug den dunkelblauen Sammetvorhang zurück, betrat den Salon und kam auf den sich tief Verneigenden zu.

„Nun mein Vortrefflichster, wie sieht es in Weißenfels aus?" redete der Minister spöttischen Tons den devot Dastehenden an. „Findet Er denn gar keine Gelegenheit, auf Seinen Fürsten zu wirken?"

Storke, der kecke, gewandte Mann erbebte in Verlegenheit, wie ein gescholtener Schulknabe, der seine Pflicht versäumte. „Lassen Eure Erlauchte Exzellenz mir Zeit" — stammelte er.

Des Ministers Stimme klang merklich freundlicher, als er fortfuhr: „Setzen wir uns und plaudern. Ich will mir mit den Details Seiner Bemühungen nicht die Laune verderben."

Es schien, als werde der Minister zutraulich, ja gemütlich, er wiegte sich leise mit dem Oberkörper auf dem vergoldeten Armstuhl und sagte:

„Seh Er, mein Lieber, wir sind alle Schauspieler, es kommt nur darauf an, seine Rolle gut zu spielen. Jeder will in seiner Weise gefallen, etwas Großes ausrichten. So ringt denn der Gescheite mit allen Mitteln um den Siegeskranz. Niemals ist ein Staat mächtig geworden, ohne Dinge zu begehen, die der platte Unterthanenverstand Betrug, Pression nennt! Neuerdings ist ja Friedrich von Preußen auch Ostfriesland zugefallen. Weiß Er, wie das zuging? Kaiser Karl VI hat ohne Zustimmung der Kurfürsten seinem Freunde Friedrich Wilhelm I in einem goldenen Tabakskasten den Erb- und Belehnungsbrief über Ostfriesland verehrt. Dafür und

für Anwartschaft auf die Erbfolge in Jülich und Berg hat Preußen ihm die pragmatische Sanktion gewährleistet, also der Kaiserin Maria Theresia die österreichischen Lande, das Vatererbe, garantiert. Nun ist der letzte Fürst von Ostfriesland, Edzard Cirksena, achtundzwanzigjährig gestorben. Ein recht erfreulicher Fall für Preußen. Wer weiß, ob man nicht dort einen chargé d'affaires hielt? Friedrich II beeilte sich natürlich, während er gerade bemüht ist, Maria Theresia Schlesien zu rauben, den Lohn für das Nichthalten der pragmatischen Sanktion einzustreichen. Wie würde Er dergleichen im Privatleben nennen?"

Der Minister brach nach diesen Worten in ein boshaftes Lachen aus. Er war jederzeit bemüht, Steine auf das Thun des genialen Friedrich zu werfen, dem sein schlaffer Souverän so weit nachstand. Sich die Hände reibend fuhr er fort:

„Nun, ich denke, im nächsten Frühjahr entwinden wir dem Ruhestörer seine Lorbeeren und holen uns den wohlverdienten Schadenersatz für unsere Kriegsmühen!"

Storke beeilte sich zuzustimmen und zu versichern, daß die sächsische Armee gewiß ihre volle Schuldigkeit thun werde.

„Ich habe Ihm in Kürze vorgehalten, wie es in der Politik zugeht", hub Brühl an, „sollten Ihm nun wieder Skrupel aufsteigen, so denk Er daran, wie's die andern machen, die von aller Welt hochgepriesen werden. Denk Er, daß man dergleichen „groß" nennt! Jeder für sich, und Gott für uns alle! Nun geh Er hin, amüsier Er sich, aber vergesse Er nie, daß, will Er meine Gunst und guten Lohn gewinnen, Johann Adolf abdizieren muß."

Der Minister erhob sich. Er drückte dem Erfreuten ohne Umstände eine schwere Börse in die Hand, damit entließ er sein jetzt völlig gefügiges Werkzeug.

Storke gab noch einmal die Versicherung, mit Bereitwilligkeit und Ergebenheit den Wünschen seines Gönners dienen zu wollen, und zog sich unter tiefen Verbeugungen aus dem Salon zurück. Im Vorzimmer erwartete ihn der Kammerdiener und führte ihn desselben Weges, welchen sie gekommen, wieder auf die Straße.

Es war eine klare, schöne Frostnacht, Mond und Sterne, die an einem tiefblauen Himmel glitzerten, spiegelten sich im breiten Strom der Elbe. Der hehre Frieden, die stille Majestät in der Natur fanden bei dem ruhelosen Manne, der seiner Wohnung zuschritt, keine Beachtung.

Wie furchtbar hatte der in Aussicht gestellte Lohn alle Dämonen in seiner Brust aufgestachelt! Das Dresdener Hofleben, mit seinen Intriguen, seinem Haschen nach Besitz und Genuß, dem allseitigen Ringen und Überbieten hatte Storke längst in seine gefährlichen Strudel gezogen. Seinen dunkeln Winkel verlassen, hier im Sonnenglanz der großen Welt eine Rolle spielen können, ausgezeichnet von dem Gewaltigen, sich emporschwingen wie Jenem es geglückt, welch eine Perspektive!

Vor seiner Thür stehend fühlte er, daß die Stille seiner vier Wände ihn erdrücken werde, er kehrte um und ging in ein nahes Gesellschaftshaus, wo hohes Spiel getrieben wurde. In einem bunten Kreise üppiger Lebemänner fühlte er sich an seinem rechten Platze. Er wollte versuchen, ob das Gold des Grafen ihm Glück bringe.

(Fortsetzung folgt.)

Wo kommen unsere gefiederten Lieblinge her?

Eine Antwort auf viele Anfragen.

Seit die Neigung der Vogelliebhaber Europas sich mehr und mehr den ausländischen Vögeln zugewandt hat, ist aus dem bescheidenen Vogelhandel der früheren Zeit ein großartiger Betrieb geworden, in dem alljährlich mehrere Millionen umgesetzt werden. Während früher die Vögel der fremden Weltteile nur gelegentlich durch Schiffskapitäne und Matrosen nach Europa gebracht wurden, und dann zu hohen Preisen bei den Händlern in den Seestädten zu haben waren, kommen jetzt Tausende von Vögeln einer Art auf einem Dampfer zu uns herüber und die Großhändler verkaufen sie dann zu unglaublich billigen Preisen. Hier besteht nun aber ein wesentlicher Unterschied zwischen Nordamerika und Australien einerseits und zwischen Asien, Afrika und Südamerika anderseits. In den zuerst genannten Weltteilen ist der Vogelhandel organisiert, es gibt dort Vogelhandlungen, welche von den Fängern kaufen und die Vögel dann weiter an europäische Händler verkaufen. Man kann daher eine Spottdrossel, einen Kardinal in Amerika, eine Sittichart oder bestimmte Prachtfinken in Australien bestellen. Anders in den später genannten Teilen der Welt. Hier gibt es keine lokalen Händler, welche mit Europa in Verbindung stehen und den dortigen Geschmack kennen. Die Wilden oder der Pöbel der Hafenstädte bringen auf den Markt, was sie eben haben, und der Agent des europäischen Händlers kann nur einkaufen, was am Platze ist. Daher das so rätselhafte Auftauchen und wieder Verschwinden gewisser Vogelarten im Handel. Ganz plötzlich erscheint diese oder jene Finkenart, die bisher nur höchst selten war, in tausenden von Exemplaren auf dem Markte. Sie findet Anklang, man kauft sie, man verlangt noch mehr, aber die Vögel sind nicht mehr zu haben und erscheinen vielleicht erst nach manchem Jahr wieder.

Den wichtigsten Teil des Vogelhandels bilden die Papageien, die aus allen Weltteilen zu uns kommen. Die bekanntesten und gesuchtesten liefern uns Afrika — den Graupapagei, Amerika — die Amazonen und Australien — die Wellensittiche. Während die ersteren als Sprecher geschätzt werden, sind die zuletzt genannten nur reizende Ziervögel. Nach Angabe des Tier- und Vogelhändlers G. Bode in Leipzig, mit dem ich in Verbindung stehe, verkauft er allein alljährlich etwa tausend Stück Graupapageien, etwa fünfhundert Stück Amazonen und gegen zweitausend Paar Wellensittiche. Man kann sich danach ungefähr ein Bild davon machen, wie viele dieser Vögel alljährlich nach Deutschland kommen, denn außer G. Bode gibt es noch eine ganze Anzahl anderer Großhändler wie Reiche in Alfeld, Christiane Hagenbeck in Hamburg 2c. Und wie wohlfeil sind die Vögel geworden! Bode verkauft die Graupapageien durchschnittlich für 15 M., die Amazonen für 25 M., die Wellensittiche ebenso für 10 M. das Paar.

Außer den genannten bilden noch unzählige Arten von Papageien, Kakadus und Sittichen den Gegenstand des Vogelhandels. Ich sah einmal bei Bode fünfhundert Stück Nasenkakadus in zwanzig Kisten, die mehrere Wagen füllten, ankommen. Diese Vögel, welche die Reise um die halbe Welt gemacht hatten, wurden in Leipzig für etwa 10 M. an die kleinen Händler verkauft.

Höchst beliebt sind ferner die kleinen Finken. Diese liefert größtenteils Afrika (Astrildchen, Amaranth, Schmetterlingsfinken 2c.) und Australien (Zebrafink, Diamantfink, Bartfink 2c.), doch kommt eins der beliebtesten dieser Vögelchen, der Tigerfink, meist aus Asien. Größere, herrlich gefärbte Finken kommen aus Amerika (Indigofink, Papstfink, die Kardinäle), auch ein allerliebster kleiner — der Kubafink. Während diese aus New York oder New Orleans per Dampfer eintreffen, kommen die andern in großen Massen auf rückkehrenden Schiffen, die afrikanischen meist nach Marseille oder Bordeaux, die australischen nach London. Bode vertreibt alljährlich achttausend Paar Prachtfinken, darunter etwa dreitausend Paar Tigerfinken. Der Durchschnittspreis der ersteren beträgt etwa 4, der der letzteren etwa 3 M.

Ungemein groß ist auch die Zahl der Weberfinken, die alljährlich nach Deutschland gebracht wird. Diese Vögel bauen bekanntlich auch im Käfig reizende Nester und gewähren dadurch viel Unterhaltung.

Die Zahl der Sänger ist freilich unter allen diesen Gästen nur sehr gering. Es liegt das daran, daß die besten Sänger in den Tropen wie bei uns Insektenfresser sind, diese aber in der Gefangenschaft hohe Ansprüche machen und auf der Reise sehr sorgfältig verpflegt werden müssen. Unter diesen kommen nur die amerikanischen Spottdrosseln und Trupiale, die Bülbüls und die derben Stare Afrikas und die Sonnenvögel (Peking-Nachtigallen) Asiens regelmäßig und in größerer Zahl in den Handel. Alles übrige erscheint nur vereinzelt und zu hohen Preisen.

So lange die Vögel sich in den Händen von Matrosen 2c. befinden, läßt ihre Verpflegung naturgemäß oft viel zu wünschen übrig; sobald sie aber in den eigentlichen Vogelhandel übergingen, erhalten sie durchgehend eine sachkundige Abwartung. Die großen Vogelhändler Deutschlands sorgen z. B. regelmäßig dafür, daß die großen Sendungen, die sie aus Marseille oder Bordeaux erhalten, unterwegs Stationen machen können. Die Versendung erfolgt in sehr praktischen Käfigen, so daß nur selten einmal ein Vogel tot oder beschädigt ankommt.

Während wir die Kinder der Tropen in unserer Stube nisten lassen oder uns an ihrem Gesange erfreuen, beziehen die Bewohner der fremden Weltteile, namentlich aber die Auswanderer, auch wieder Vögel von uns. Vor allem kommen hier die Kanarienvögel in Betracht, die in vielen, vielen Tausenden aus Deutschland nach allen Weltteilen versandt werden. Nächst ihnen sind abgerichtete Gimpel, die Lieder pfeifen, sehr begehrt. Da die Ausfuhr der einheimischen Vögel verboten ist und die Großhändler sich infolge dessen mit ihr nicht abgeben, läßt sich über den Export derselben nichts zuverlässiges erfahren, doch dürfte die Zahl der Vögel, welche der Deutsche sich kommen läßt, um sich auch in der Fremde an den Tönen der heimischen Wälder zu erfreuen, nicht ganz unbeträchtlich sein. Hier werden wohl der Stieglitz, der Hänfling, der Plattmönch und die Singdrossel in erster Reihe in Frage kommen.

Interessant ist die Thatsache, daß zwei der australischen Vögel, die Wellensittiche und die Zebrafinken bereits in großer Zahl in Deutschland gezüchtet werden und zwar gewerbsmäßig. Soll dabei übrigens wirklich ein Gewinn erzielt werden, so bedarf es außer der Liebhaberei auch noch großen Geschicks und vieler Geduld. Gesellt sich dann auch noch das Glück hinzu, so mag diese Zucht in der That einen hübschen Nebenverdienst abwerfen. Th. H. P.

Adriaan van Ostade.

Von Adolf Rosenberg.

Adriaan Brouwer und Adriaan van Ostade, die begabtesten Schüler des Frans Hals, sind auch die genialsten Sittenmaler der niederländischen Schüler, insbesondere die Maler des Bauernlebens und des Kleinbürgertums. Während aber bei Brouwer der Humor einen dämonischen Charakter annahm, während er die ausgelassenen und derben Szenen, die er malte, auch selbst durchlebte und am Ende seine Ausschweifungen mit einem frühen Tode bezahlen mußte, führte Adriaan van Ostade, ähnlich wie sein vlämischer Kunstgenosse David Teniers, der jüngere, ein behagliches Leben in bürgerlicher Wohlanständigkeit. Er kam mit seinen Modellen nicht weiter in Berührung als es eben seine Kunst verlangte. Der Meister wurde nicht in Lübeck, wie früher seine Biographen angaben, sondern im Jahr 1610 in Harlem geboren, wo er am 10. Dezember die Taufe empfing. Sein Vater soll ein Weber gewesen sein, welcher das Dorf Ostade bei Eindhoven verlassen hatte, weil man ihn wegen seiner Religion verfolgte. Er verheiratete sich im Jahre 1605 zu Harlem, und aus seiner Ehe gingen acht Kinder hervor, von denen sich zwei, Adriaan und Isaak, als Maler Ruhm erworben haben. Da Adriaan sich für den Beruf eines Malers entschieden hatte, war es selbstverständlich, daß er bei dem berühmten Haupte der Harlemer Schule, bei dem jovialen Frans Hals, in die Lehre trat. Der Einfluß dieses Meisters zeigt sich denn auch deutlich in den Bildern, welche während der ersten Periode von Adriaan van Ostades Thätigkeit, etwa von 1630—1640, entstanden sind. In den Kompositionen waltet ein derber Humor vor, der bisweilen an die Karikatur streift. Der Künstler stellt mit Vorliebe Tänze, Schlägereien und Zechgelage von dramatischer Bewegung dar, bei welchen es zwar sehr ungebunden, aber immer anständig zugeht. Und darin unterscheidet sich Adriaan van Ostade sehr zu seinem Vorteil von seinem Schulgenossen Brouwer: seine Bilder arten niemals bis zur Gemeinheit und tierischen Roheit aus. Ein gemütlicher Humor adelt selbst die häßlichsten und unförmlichsten Bauernfiguren. Gegen Ende der dreißiger Jahre wurde auch Adriaan van Ostade wie die meisten seiner Kunstgenossen in den Zauberkreis des glänzenden Meteors Rembrandt gezogen. Jetzt schuf er jene Reihe köstlicher Genrebilder, auf welchen sich feinste Charakteristik und zarteste Abtönung des Kolorits mit jenem goldigen Schimmer und jenem schwebenden Helldunkel paaren, welche die unverkennbaren Abzeichen Rembrandtscher Kunst sind. Von seinen Hauptwerken nennen wir den Leiermann vor dem Bauernhause im Berliner Museum (1640), das Innere einer Hütte im Louvre (1642), die Bauern in der Schenke in München (1647), den Quacksalber in Amsterdam (1648), die Gesellschaft vor dem Bauernhause in der Petersburger Eremitage und die Bauern im Museum van der Hoop, beide 1661, der Schulmeister im Louvre (1662), die Bauern in der Schenke im Museum des Haag (1662), den Künstler vor seiner Staffelei in der Dresdener Galerie (1665), das Maleratelier und die Bauerngesellschaft im Museum zu Amsterdam (1671), die Kegelspieler in Wien (1673). Mit diesen Bildertiteln haben wir zugleich die Motive angedeutet, welche Adriaan van Ostade mit Vorliebe behandelte. — Trotzdem der Künstler auf Zeichnung und Kolorit eine große Sorgfalt verwendete, hat er doch etwa vierhundert Gemälde hinterlassen, unter denen sich auch einige genrebildlich aufgefaßte Bildnisse von alten Männern und Frauen befinden, die so minutiös durchgeführt sind, daß sie mit den Schöpfungen eines Gerard Dou, des berühmtesten Feinmalers der holländischen Schule, wetteifern können. Am reinsten und freiesten entfaltet sich Ostades geniale Begabung und sein mit unerschöpflicher Reichhaltigkeit sprudelner Humor in seinen Zeichnungen und Radierungen, welche dieselben Stoffe behandeln wie seine Gemälde. Von seinen Radierungen sind etwa fünfzig auf uns gekommen, welche sich ebenso sehr durch große Gewandtheit in der Führung der Nadel als durch eine kräftige malerische Auffassung auszeichnen. Sie sind meist in den vierziger Jahren, also in der Zeit höchster künstlerischer Kraftentfaltung entstanden. Diejenige, welche wir in genauer Nachbildung wiedergeben, zeigt uns ein ländliches Wirtshaus, vor dessen Thür zechende Bauern der Musik zuhören, die von einem grotesken Paare, einem Violin- und einem Drehorgelspieler, ausgeführt wird. Die vom Kirchturm herabwehende Fahne deutet auf die fröhliche Kirmeszeit, der auch die tanzenden Bauern im Hintergrund ihren Tribut zollen. Unser Blatt, das sehr gesucht ist, kostete auf der Auktion Drugulin 105 M.

Während die Spur des in Antwerpen früh verstorbenen Brouwer bald verloren ging, hat Adriaan van Ostade einen weitgreifenden Einfluß auf die holländische Genremalerei ausgeübt. Sein Bruder Isaak, der lustige Kneipwirt Jan Steen, Cornelis Bega und Cornelis Dusart, um nur die bedeutendsten zu nennen, waren seine Schüler. Adriaan van Ostade war bis zu seinem Tode in Harlem thätig. Wie hoch er bei seinen Genossen in Ansehen stand, beweist der uns überlieferte Umstand, daß er 1662 zum Dekan der Malergilde erwählt wurde. Er wurde am 2. Mai 1685 begraben.

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.

Der Violinspieler und der kleine Leiermann. Eigenhändige Radierung von Ostade.

Vater und Mutter der Kompanie. Originalzeichnung von R. Knötel.

Die Eltern der Kompanie.

Unter den Unteroffizieren des Füsilierbataillons herrscht eine große und sehr erklärliche Aufregung. Gestern ist mit allen militärischen Ehren der Feldwebel Breiter der dritten Kompanie zu Grabe geleitet worden, welcher länger als dreißig Jahre seinem Könige in Krieg und Frieden mit aller Hingebung gedient hat, und mancher der jüngeren Kameraden würde sein ehrgeizigstes Streben erfüllt sehen, wenn er in die viel begehrte Stellung einrücken könnte.

Man hat vielfach die Stellung von Hauptmann und Feldwebel, von Eskadronchef und Wachtmeister den zahlreichen Soldaten der von ihnen geführten Abteilungen gegenüber mit dem Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern verglichen. Der Vergleich hinkt in gewisser Beziehung, wie fast alle Vergleiche. Anderseits lassen sich aber in der durch denselben angedeuteten Richtung so viele Analogieen finden, so zahlreiche Berührungspunkte aufführen, daß der Volksmund doch nicht unrecht hat, wenn er den kommandierenden Offizier der kleinsten taktischen Abteilung unsers Heeres und seinen treuen Gehilfen als die Eltern der Kompanie bezeichnet. Der Chef, als der gestrenge Vater, behält wie der gute Pater Familias die großen, auf feste Ordnung und gemeinsames Handeln, auf die Verwendung der Truppe gerichteten Verhältnisse in der Hand, und überläßt der sorgsamen Mutter die Sorge um die kleinen Einzelheiten des Hauses, hier des Dienstes. An der Ähnlichkeit des Verhältnisses ändert auch die Thatsache wenig, daß die Kompaniemutter meistens noch bärbeißiger und übellauniger zu sein pflegt als der Herr des Hauses, und namentlich durchaus entfernt von jener Schwäche zahlreicher Mütter sich erweist, welche die Ungezogenheiten der lieben Kleinen gern vertuschen und dem strafenden Arme des Vaters entziehen. Nichts dergleichen! Der Feldwebel meldet ohne Nachsicht jeden Verstoß gegen die Dienstvorschriften, den er sieht oder bemerkt — und er sieht und bemerkt sonderbarerweise alles — dem Chef, und die Strafe folgt dann dem Vergehen auf dem Fuße nach. Deshalb ist die Kompaniemutter auch mehr gefürchtet, als geliebt.

Der alte Breiter war ein Muster von einem Feldwebel gewesen, und die Füsiliere sahen jetzt mit bangem Erwarten seinem Nachfolger entgegen. Ohne Mutter können die zahlreichen Kinder nicht lange bleiben, und der Hauptmann muß sich deshalb entschließen, einen neuen Gehilfen zu erwählen.

In der Regel rücken die Unteroffiziere zum Sergeanten und später zum Vizefeldwebel nach ihrer Anciennetät auf. Der Posten des Feldwebels erfordert aber einerseits manche besondere Eigenschaften, wie strenge Gerechtigkeitsliebe, Selbständigkeit des Charakters, erprobte Rechtschaffenheit auch in den kleinsten Dingen, außerdem in hohem Grade Takt, körperliche Rüstigkeit und geistige Regsamkeit. Anderseits muß der Vorgesetzte unbedingtes persönliches Vertrauen in seinen Feldwebel setzen können, wenn das Wirken des letzteren für den Dienst ersprießlich werden soll. Deshalb kann der Hauptmann aus dem gesamten Unteroffizierkorps des Bataillons seine Wahl treffen, welche der Bestätigung des Regimentskommandeurs nicht unterliegt. Von oben herab wird der Stellung des Feldwebels eine große Bedeutung für den gesamten inneren Dienstbetrieb beigemessen. Das erhellt schon aus dem Umstande, daß die Bestallung desselben beim Gardekorps von Sr. Majestät Allerhöchstselbst, bei den andern Armeekorps von den kommandierenden Generalen vollzogen wird.

Mit wahrem Feuereifer nimmt sich der neue Feldwebel der vielfachen Geschäfte an. Seine Bücher sind stets in musterhafter Ordnung und dabei ist er ein wahrer Überall und Nirgends, taucht gewiß dort auf, wo ihn die zu irgend einem übermütigen Streiche komplottierenden Füsiliere am wenigsten erwarten, hat sich bald den nötigen Respekt selbst bei den weit älteren Unteroffizieren zu verschaffen gewußt, denen er den „Marsch bläst“, daß es nur so klingt, wenn es nötig wird, und ist überhaupt so recht ein Mann nach dem Herzen seines Chefs. Für seine Person schneidig, scharf, frisch, gewandt, in der Kompanie, die er ordentlich „im Tritt“ hat, streng ohne Ansehen der Person, aber gerecht, fürsorglich und wohlwollend.

Hauptmann und Feldwebel leben und wirken denn auch zusammen „wie ein Herz und eine Seele.“ Schwer wird es dem letzteren, sich darein zu finden, wenn sein Chef zum Major aufrückt und ihn verläßt. Denn der „junge“ Herr, der an jene Stelle tritt, bringt, namentlich wenn er bislang Adjutant oder gar zum Generalstabe kommandiert war, zahlreiche Anschauungen mit, die dem in seinen Ansichten fest geschulten Feldwebel verderblich für das gesamte Heerwesen erscheinen wollen. Da gibt es denn häufig genug einen kleinen Krieg unter der Oberfläche, der nicht immer mit dem unbedingten Siege des Hauptmanns endigt. Geradezu unangenehm aber kann, trotz aller Ehrerbietigkeit in der Form, der Feldwebel dem unglücklichen Premierleutnant werden, der den beurlaubten Chef in der Führung der Kompanie vertritt. Fragt er den Brummbär nicht bei jeder Anordnung um seinen Rat, oder handelt er gar einmal gegen den Vorschlag desselben, so muß er bei jeder Gelegenheit hören, wie der Herr Hauptmann dies und jenes „gehandhabt“ zu haben wünschen, und daß der Herr Hauptmann — der Name wird nicht genannt, für den Feldwebel existiert nur ein Hauptmann, ein Hauptmann, dessen Titel nachdrücklich betont wird — „hinterlassen“ haben, wie hier und dort gewirtschaftet werden soll. Ihm schwirrt ordentlich der Kopf, und er ist froh, wenn er endlich dem Herrn Hauptmann seine Kompanie mit dem „alten Kameel“ von einem Feldwebel — das epitheton ornans wird nur gedacht, beileibe nicht geäußert — wieder übergeben kann. Er nimmt sich vor, seinen Feldwebel einst besser zu erziehen. Ob er bis zu dem Zeitpunkte, da der zweite Stern auf den Epauletten eintrifft, nicht vielleicht doch noch anderer Meinung wird, möge dahingestellt bleiben. H. Vogt.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte. Von Heinrich Seidel.

4. Die Blaumeise. Parus coeruleus.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein. Goethe.

Der schwarze Jochen war wirklich der Dieb gewesen. Er hatte sich durch die Pracht seines neuen Anzuges und starke Schnapsankäufe in Gollnow sehr verdächtig gemacht; man hatte ihn gefaßt und ihm die Sachen, sowie den größten Teil des Geldes wieder abgenommen. Hermann jedoch, dem es widerstand die Kleider, welche dem Leibe dieses kühnen Landfahrers einmal zum Futteral gedient hatten, wieder zu benutzen, belohnte den Gendarmen damit, welchem der Fang gelungen

war, und ließ sich von Herrn Piepmeyer in Gollnow einen neuen Anzug fertigen, welcher diesem, der seine ganze Kunst daran setzte, den fremden Herrn aus Berlin zu befriedigen, auch sehr wohl gelang. Unterdes führte er in diesem behaglichen Landaufenthalt ein Leben, welches ihm sehr wohl gefiel. Er durchstreifte mit Herrn Ludwig Bastian die Gegend nach allen Richtungen, und da durch ein glückliches Zusammentreffen im Umkreise dieser großen Seefläche alle Bodenarten zu finden waren, sowohl sandige Kiefernheide wie üppiger Buchenwald, weite Wiesenflächen, große Torfmoore und üppiger von mächtigen Hecken durchzogener Ackerboden, aus welchem einsame mit Gebüsch und Schilf umwachsene Teiche zum Himmel emporblickten, so bot sich ein reichlicher Anlaß zu vergnüglichem Studium dar. In der Entfernung einer Meile fand sich auf einer von mächtigen Buchen bewachsenen und mit zahlreichen bemoosten Findlingsblöcken besäeten Halbinsel eine Reiherkolonie und wieder in einer andern Gegend in einem isolierten Feldgehölz von alten Kiefern eine Ansiedelung von Saatkrähen. Die beiden Naturfreunde fuhren tagelang auf dem See umher oder saßen in stillen baumüberragten Buchten verborgen im Rohr, mit dem Fernrohr nach Wasservögeln spähend. Weder Mücken noch Stechfliegen vermochten sie zu vertreiben, wenn sie zwischen krüppligem Weidengestrüpp und hartem Seggengras die scheuen Moorvögel belauschten, und oft fand sie die mondhelle Mitternacht noch im Walde, wo sie dem Treiben des Ziegenmelkers und anderer Nachtvögel nachspürten oder auf den seltsamen, dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke ähnlichen, Gesang des Buschrohrsängers horchten.

Aber es sollte bald ein seltener und schöner Vogel auftauchen, welcher Hermann im Laufe der Zeit doch zuweilen ein wenig von diesen Lieblingsbeschäftigungen abzog. Es kam Besuch aus Gollnow, die Tochter des Amtsgerichtsrates dieser guten Stadt, Fräulein Veronika Brandt, ein sehr bewegliches schönes Mädchen, das ebenso blond als lebhaft war und einen seltsamen Kontrast bildete gegen Agnes, die Tochter des Hauses, welche eine sanfte Schönheit mit stillen dunklen Augen und schwarzbraunem ein wenig gewelltem Haare war. Dieser junge Springinsfeld machte das ganze Haus lebendig und auch Hermann ward in diese Zauberkreise gezogen und ihm viel Gelegenheit geboten, seine Ritterpflichten gegen beide junge Damen auszuüben. Die schöne Umgegend gab mannigfache Veranlassung zu verschiedenartigen Ausflügen; es war eine Höhe in der Nähe, die einen weiten Umblick in die Ferne gestattete, auf ein bachdurchwundenes Wiesenthal und die weite schimmernde Ebene, darin freundliche Dörfer verstreut lagen, auf blaue Seen von dämmernden Wäldern umgrenzt, und die sanften verschwimmenden Hügelzüge am Horizont. Der See bot stille, durch Hochwald umsäumte Buchten von einsamer Schönheit, in welchen die Wasserrosen blühten, und umschloß bewaldete Inseln, die mit blühenden Gebüschen über die Flut geneigt, auf dem klaren Spiegel zu schwimmen schienen. Da gab es lustige Entdeckungsreisen zu Kahn, von welchen die schönen Mädchen mit seltenen Waldblumen geschmückt oder bekränzt mit Wasserrosen heimkehrten. Zuweilen auch ruderte Hermann sie im Mondschein weit hinaus auf die geheimnisvolle Fläche. Von den Rudern tropfte flüssiges Silber, ein langer schimmernder Streif bezeichnete die Spur des Fahrzeuges und die Inseln lagen im Mondesnebel wie verzauberte Eilande. Wenn dann die Mädchen schöne zweistimmige Lieder in die Nacht hinaussangen, so mochte jemand, der vom Ufer aus so zauberische Klänge hörte, deren Ursprung ihm verborgen blieb, wohl an allerlei Nixenmärchen erinnert werden.

Onkel Ludwig brummte zuweilen, wenn ihm der Umgang des für seine Liebhabereien und Studien so verständnisvollen jungen Mannes durch die Mädchen auf längere Zeit entzogen wurde; er betrachtete überhaupt Veronika stets mit seltsam kritischen Blicken, und als er sie einst mit Schilf und Wasserrosen anmutig geschmückt von einem solchen Ausflug heimkehren sah, murmelte er, ungerührt durch den reizvollen Anblick, doch so, daß es nur Hermann verstand:

„Vor Nixen soll man sich in acht nehmen, sie taugen nichts."

Der junge Naturforscher genoß, was ihm das Schicksal Liebliches bot, und noch war sein Herz frei und ruhig. Es gibt schöne glänzende Zeiten im Leben, welche man hinnimmt, als könnte es nicht anders sein, und erst aus der Ferne und in der Erinnerung, wenn sie wie selige Inseln in einem Meer von trüben oder gleichgültigen Tagen ruhen, erkennt man, daß sie ein Glück waren. Zu beiden Mädchen fühlte er sich hingezogen, zu Veronika, wenn sie zugegen war, zu Agnes, wenn er sie nicht sah, die eine glänzte in dem wechselnden Lichte eines geschliffenen Steines, die andere hatte in ihrem Wesen etwas, das dem sanften Schimmer der edlen Perle zu vergleichen war. Wohl durchrieselte es ihn seltsam, wenn er bei gemeinsamem Blumenpflücken Veronikas Hand berührte oder wenn er die zarten Geheimnisse einer Pflanze erklärte und dabei ihre Schulter scheinbar unbewußt an der seinen lag, so daß er die sanften Atemzüge des schönen Mädchens fühlte, oder wenn bei einem plötzlichen Schreck durch eine davonraschelnde Schlange oder dergleichen sie mit einem kleinen zierlichen Schrei sich Hilfe suchend an ihn drängte, oder wenn bei passendem Anlaß ihn ein seltsam verheißungsvoller Blick aus ihren blauen Nixenaugen traf, allein er suchte diese Gelegenheit nicht, und es fiel ihm auch nicht auf, wie leicht und häufig sie sich darboten. Es war so leicht und bequem mit diesem Mädchen zu scherzen, die Rede floß wie von selber hin und wieder und lustige Bemerkungen spielten dazwischen wie Schmetterlinge über Blumen. Vor Agnes dagegen hegte er eine stille Scheu, er wagte kaum sie zu berühren, es war als sei sie von einem unsichtbaren Nebel der Reinheit umgeben, der die Annäherung verbot. Sie sprach wenig und doch fühlte er, daß sie bei allem tiefer beteiligt war als ihre lebhafte Freundin, bei welcher alles mit schillerndem Glanz an der Oberfläche blieb.

Eines Tages, als Herr Ludwig Bastian verreist war, beschäftigte Hermann sich in dem Garten desselben mit seinen Studien. Er hatte eine Weile im Panorama gesessen und ein Zaunkönigpärchen bei dem Bau seines überaus künstlichen Nestes für die zweite Brut beobachtet, dann hatte er durch eine Zaunlücke auf einem Teiche hinter dem Garten die niedlichen graufüßigen Wasserhühner belauscht, wie sie mit einer Schar von zierlichen Jungen ihr munteres Wesen trieben, dann hatte er am Bach die ihm bereits bekannten Standplätze eines Eisvogels revidiert und diesem sonderbaren und glänzenden Gesellen aus sicherem Versteck beim Fischen zugesehen und schließlich war er auf den großen Rasenplatz gelangt, wo ihn eine Blaumeisenfamilie anzog, welche mit der bekannten Ängstlichkeit und Raubvogelfurcht dieser Tierchen sich nicht entschließen konnte, von dem letzten Baum des Gebüsches über den freien Raum zu der großen Linde als einem neuen Jagdplatz zu fliegen. Da war ihm, als höre er ein feines Mädchenlachen, obwohl in der ganzen Gegend niemand zu sehen war. Als er sich noch danach umschaute, faßte die Blaumeisengesellschaft plötzlich Mut und flog in schnellem hüpfenden Fluge auf die große Lindenkuppel zu. Hermann folgte langsam, und als er die bis zum Boden niederhängenden Zweige des Baumes beiseite bog, tönte ihm dasselbe silberne Gelächter entgegen, denn in diesem grünen schattigen Dom befanden sich um den Stamm herum ein Tisch und einige Stühle und dort saßen die beiden Mädchen mit Handarbeiten beschäftigt.

„Wir haben den Herrn Naturforscher schon längere Zeit beobachtet", sagte Veronika, „und haben uns an der Würde erfreut, mit welcher er sein Geschäft betreibt. Als wenn Weltereignisse vor seinen Augen vorgingen. Wir haben uns auch ein wenig gestritten, denn Agnes meinte, sie könnte das wohl begreifen, aber ich habe mir erlaubt, es ein ganz klein wenig komisch zu finden." — „Oho!" sagte Hermann.

„Vielleicht fasse ich es auch noch", fuhr Veronika fort, „wenn es mir ordentlich erklärt wird, aber einstweilen bin ich noch zu dumm. Ich kann es begreifen, daß jemand Afrikareisender wird, obwohl es dort bei den Schwarzen ziemlich scheußlich sein soll, ich kann es fassen, daß ein Mann zur See geht, obwohl ich das schöne sichere feste Land über alles liebe, und ganz besonders finde ich es erklärlich, wenn ein Mann

Soldat wird, obwohl ich so ein Hase bin, daß ich nicht gern ein Gewehr in meiner Nähe knallen höre, aber wie man ein Naturforscher für die Blumen, Mücken, Schmetterlinge, Käfer und Piepvögel werden kann — nehmen Sie es nicht übel, gestrenger Herr Doktor — das ist mir nicht klar. Es kommt mir für einen Mann ein bißchen zu klein vor."

Hermann lachte: „Ich werde mich von nun an, verehrtes Fräulein", sagte er, „nur noch um Löwen, Tiger, Elefanten, Rhinozerosse, Walfische, Strauße und Kondors bekümmern und die Kleinigkeiten ganz beiseite lassen. Ich werde morgen meine Reserveleutnantsuniform anziehen, mich sofort auf dem weitesten Seewege nach Afrika begeben und mich in das Innere stürzen, wo es auf der Karte am weißesten ist, wo jedoch die schwärzesten Menschenfresser wohnen, welchen die weißen Männer als Leckerbissen gelten, und wo der finstere Magen eines Negerkönigs mein einsames Grab sein wird."

„O glauben Sie nicht", sagte Veronika, „daß Sie mit so fürchterlichen Scherzen sich herauswinden, wie es die Männer lieben, wenn sie uns nicht Rede stehen wollen."

Hermann war unterdes, wie es seine Lieblingsbeschäftigung mit sich brachte, aufmerksam geworden auf die kleine Blaumeisenschar, welche jetzt mit feinem Gezwitscher in den sonnigen Zweigen der Linde ihr Wesen trieb. Eines dieser schöngefärbten Tierchen trieb sich gerade in nächster Nähe umher, daß man seine feine Zeichnung mit Himmelblau, Weiß und Mattgelb und sein zierliches behendes Wesen sehr deutlich erkennen konnte. „Kennen Sie diesen kleinen Vogel?" fragte er Veronika. „Nein", antwortete diese, „aber er ist sehr niedlich und sehr geschmackvoll gekleidet, wirklich wunderhübsch."

„Er trägt deine Farben!" sagte Agnes mit stillem Lächeln. Hermann verglich: „Wirklich!" sagte er. Das schöne Mädchen, welches stets ein Geschick bewies sich wirkungsvoll zu schmücken, war in ein Gewand aus mattgelben und hellblauen Stoffen und zarten weißen Spitzen gekleidet, welches ihm zu der rosigen Gesichtsfarbe und dem goldblonden Haar sehr wohl stand. Die Hand an das Kinn gelegt, daß der weite Ärmel von dem weißen wohlgerundeten Arme weit zurückfiel, betrachtete sie jetzt den kleinen Vogel mit einer ganz neuen Teilnahme, bis er sich mit fröhlichem Gezwitscher in das dichtere Laubwerk schwang und nicht mehr sichtbar war.

„Sehen Sie", sagte Hermann jetzt, „dieser so häufige Vogel war Ihnen unbekannt, obwohl er schön und anmutig ist wie selten einer und wegen seiner Zutraulichkeit leicht zu beobachten. Denken Sie sich nun eine Fülle ähnlicher Tierchen, aber alle unter sich wieder von der größten Verschiedenheit, ist es nicht reizvoll, diese kleinen gefiederten Gesellen zu beobachten und ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen? Ich will, weil Ihnen dies wohl am nächsten liegt, diese Sache einstweilen nur vom Standpunkte der Schönheit und der Poesie betrachten und Sie fragen, ob es wohl in der Natur etwas Feineres und Poetischeres gibt als einen Singvogel, ein Tierchen, das, obwohl es in einer Westentasche Platz hat, doch eins der größten Wunderdinge der Welt ist. Denken Sie an sein feines, zierliches Aussehen und dabei an seine für den kleinen Körper ungeheure Kraft, welche es befähigt, durch die Luft nach dem fernen Afrika zu fliegen, denken Sie an die wunderbare Fertigkeit, welche es befähigt mit so unvollkommenen Werkzeugen wie Schnabel und Füßchen die zierlichsten Kunstwerke des Nesterbaues zu vollbringen, denken Sie an die hohe musikalische Begabung einzelner Arten, welche die der meisten Menschen übertrifft und in der Tierwelt ohnegleichen dasteht. Nun tritt hinzu die unendliche Mannigfaltigkeit der Arten im Gefieder, im Flugvermögen, in der Weise des Nesterbaues, in der Form und Farbe der Eier, die Verschiedenheit der Lockrufe, der Gesänge und der Gewohnheiten. Dazu gesellt sich bei sehr vielen die Verborgenheit der Lebensweise, und diesen nachzuspüren, bedeutet mit der Natur in den innigsten Verkehr zu treten und ihre anmutigsten Geheimnisse zu belauschen. Gibt es wohl etwas Poetischeres als ein Vogelnest, diese niedliche Kinderwiege in einen blühenden Strauch gebaut, an schwanken Rohrhalmen aufgehängt oder im duftenden Grase versteckt. Ich will nur einige der allbekannten Vögel nennen, welche untrennbar mit der Poesie verknüpft sind, und ohne welche unser Leben eines Reizes entbehren würde. Ist eine grüne Frühlingssaatenflur denkbar ohne den Himmel voll singender Lerchen darüber, ein sonniger, frischbelaubter Buchenwald ohne schmetternde Finken, ein milder Maiabend ohne Nachtigall, ein Sommertag ohne Schwalben? Wer wollte wohl den prophetischen Kuckuck vermissen oder den Märchenvogel Storch, was sollte die Welt nun gar ohne Adler anfangen, der ein- und zweiköpfig in tausend Wappen nistet und ein Ornamentenvogel ersten Ranges ist."

Hermann, von seinem Gegenstand ergriffen, sah eine Weile vor sich hin und fuhr dann fort: „Und abgesehen von der Poesie; welche unendliche Mannigfaltigkeit bietet die Natur. Je tiefer man eindringt, um so weitere Gebiete thun sich auf, die Natur ist ebenso unendlich im Kleinen wie im Großen. Es hat Männer gegeben, welche ihr lebenlang nichts weiter studierten als die Ameisen. Sie benutzten das Wissen vieler Vorgänger und mußten sich doch am Ende ihres Lebens sagen, daß so viel Neues sie auch dazu entdeckten, doch noch Unendliches zu thun übrig blieb. Um ein schlagendes Beispiel zu nennen, wie unermeßlich reich die Natur ist, will ich Ihnen nur ein scheinbar einfaches Thema nennen, es heißt: „Die Eiche." Aber man müßte schon ein sehr dickes Buch schreiben, um diesem Thema auch nur annähernd gerecht zu werden. Ich will dabei sogar absehen von den vielen Arten dieses Baumes, die in allen Ländern zu finden sind, und nur unsere gewöhnliche deutsche Eiche betrachten. Ein vielhundertjähriger alter Eichbaum ist eine Welt für sich und bietet unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung. Er kann als ein Wirtshaus betrachtet werden, in welchem viele tausende von Gästen, große und kleine, verkehren und zehren. Mächtige Raubvögel, sowie Reiher und schwarze Störche nisten in seinen Zweigen, die vielen kleineren Vögel gar nicht gerechnet. Seine Höhlen werden von unzähligem Getier bewohnt. Eulen, Spechte, Wiedehopfe, Dohlen, Stare, Meisen, Baumläufer und viele andere Vögel finden dort willkommene Schlupfwinkel. Von Insekten kennt man weit über tausend Arten, welche aus der Eiche ihre Nahrung ziehen. Sie hausen zwischen Stamm und Borke, sie bohren im Holzwerk, saugen an Zweigen und Wurzeln, fressen an den Blättern, wühlen im Mulme, oder naschen am ausgeschwitzten Safte. Über hundert Arten von Gallwespen legen ihre Eier an die Blätter oder die Rinde, um ihrer Nachkommenschaft eine gedeihliche Nahrung zuzuwenden. Ameisenkarawanen wandern tagaus tagein hinauf und hinab ihre Straßen, sie finden ihre Zehrung und kennen keine andere Welt. Unter den hunderten von Käfern ernährt die Eiche die mächtigsten, welche in Deutschland vorkommen, den gewaltigen Hirschkäfer, den stolzen Eichenbock und den vornehmen Nashornkäfer, drei stattliche Gesellen. Unzählige Pflanzen schmarotzen auf diesem gastfreien Baum, voran die sagenreiche und märchenhafte Mistel, die unseren Vorfahren heilig war; ja so eine alte Eiche ist eine Vegetationswelt für sich, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, in welchen allerlei zierliches Getier sich lustig macht, und alles saugt und zehrt an ihr vom mächtigen schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum mikroskopischen Pilzchen. Und dennoch schüttelt sie alljährlich den mächtigen Segen von Eicheln ins Gras, einer Menge von anderem Getier zu freudiger Nahrung, und dennoch blüht und grünt sie die Jahrhunderte hindurch und trägt ihr stolzes Haupt ungebeugt durch Sturm und Ungewitter. Sehen Sie, das ist nur ein Baum und dennoch ein unerschöpfliches Gebiet. An so einer alten Eiche könnte man sich ruhig für sein Leben verankern und hätte genug zu thun, auch wenn man hundert Jahre alt würde."

Veronika erwiderte, als Hermann schwieg: „Ein wenig haben Sie mich bekehrt, jedoch nicht ganz. Es mag wohl sein, daß ich für diese Sache verloren bin. Mich interessieren immer nur die Menschen und was die Menschen angeht. Und so oft ich von nun an eine alte Eiche sehe, werde ich immer an Sie denken."

„Ein stattliches Vergißmeinnicht!“ sagte Hermann lächelnd.

Agnes sagte nichts, allein als Veronika so sprach, betrachtete sie diese mit einem seltsamen fast feindlichen Blick. Zufällig trafen sich darauf ihre Augen mit denen Hermanns auf eine kurze Weile und es lag etwas wie Dankbarkeit und Zustimmung in ihrem dunkeln Grunde. Ein merkwürdiger Blick, welcher den jungen Naturforscher warm durchrieselte und welchen er niemals vergaß. (Fortsetzung folgt.)

Samuel Christian Friedrich Hahnemann, der Stifter der Homöopathie.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Über das ärztliche Können und Wirken sitzen meist Laien zu Gericht. Die Wagschale der öffentlichen Meinung fällt immer auf die Seite des Erfolges. Wie oft aber lautet das Urteil der Fachmänner dem der großen Menge schnurstracks entgegengesetzt. — Ein ähnliches Geschick waltet über Hahnemanns Lehre. Von der weit überwiegenden Mehrzahl der Ärzte als Schwindel und Humbug, als Hohn auf die Wissenschaft gebrandmarkt, ist sie von den Laien als Wunderthäterin auf den Schild gehoben worden. Achtzig Jahre ihres Bestehens haben in dieser Hinsicht nichts ändern können. Weite Kreise erblicken in ihr den Hort und Anker in schweren Krankheiten, während die Ärzte zumeist sie schroff abweisen. — Der merkwürdige Mann, der sich vermaß, das Gebäude der alten Medizin in Trümmer zu schlagen, und seinen Namen zu einem der gefeiertsten und geschmähtesten des Jahrhunderts gemacht hat, wurde am 10. April 1755 als Sohn eines armen Porzellanmalers in Meißen geboren, woselbst er auf der Fürstenschule solche Fähigkeiten an den Tag legte, daß seine Lehrer durch Unterstützungen ihm forthalfen und Stipendien zur Betreibung des medizinischen Studiums in Leipzig verschafften. Doch ging es ihm auf der Universität noch kümmerlich genug, und das saure Brot des Stundengebens mußte ihm den Hunger fern halten. Im Jahre 1779 erwarb er sich den Doktorhut zu Erlangen, nachdem er vorher in Wien die Kliniken besucht und beim Gouverneur von Siebenbürgen zu Hermannstadt eine Stelle als Leibarzt und Bibliothekar bekleidet hatte. Zwei Jahre darauf finden wir den unsteten Mann, der sein Heim so oft wie wohl selten ein Arzt gewechselt, in Dessau, bald darauf als Physikus in Gommern bei Magdeburg. Dort war es, wo er von schweren Zweifeln an der Medizin befallen wurde, und deshalb jahrelang gar keinen Kranken mehr behandeln mochte. Damals auch keimten in ihm die ersten Ideen seiner späteren Lehre, auf welche ihn teils eine Stelle in den Schriften des schottischen Arztes Cullen, teils eine Beobachtung, daß der Gebrauch der Chinarinde, dieses bekannten Fiebermittels, bei ihm, dem Gesunden, Fieberzufälle erzeugte, gebracht hatten. — Doch rastlos weiter führte ihn sein veränderungssüchtiger Sinn. 1784 zog er nach Dresden, fünf Jahre später nach Leipzig; dann nahm er Anstellung als Arzt an der Irrenanstalt zu Georgenthal bei Gotha an; nicht lange, und er begab sich nach Walschleben, Pyrmont, Braunschweig, Königslutter, Hamburg, Altona, Eilenburg, Wittenberg, Torgau ꝛc. Trotz dieser steten Wanderschaft fand er überall und immer noch Zeit zu einer höchst vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit, es erschienen von ihm: eine Geschichte von Abälard und Heloise, Abhandlungen über die Natur und Kur der Lungenschwindsucht, über Ackerbau, Pferdearzneikunde, Badeorte, Übersetzungen aus dem Französischen über Likör- und Essigfabrikation, aus dem Italienischen über die Kunst, Wein zu bereiten, und dergleichen mehr.

Mittlerweile hatte er sein System mehr und mehr ausgebildet und dasselbe zuerst in einem lateinisch geschriebenen Werk: „Fragmente über die positiven, d. h. am gesunden Körper beobachteten Arzneiwirkungen“ (Leipzig 1805), und nächstdem im „Organon der rationellen Heilkunde“ (Dresden 1810) der Öffentlichkeit übergeben. Ein Orkan der Entrüstung erhob sich gegen den kühnen Agitator, der „die alte Medizin“ beschuldigte, noch nie einen Kranken geheilt, wohl aber die bösartigsten Arzneisiechtümer und die langwierigsten Krankheiten erzeugt zu haben, der eine ganz neue und unerhörte Theorie der Krankenbehandlung aufstellte und mittels ihrer allen Kranken schnelle und gründliche Hilfe verhieß. Die Ärzte und die Apotheker gerieten außer sich. Letztere befürchteten ihren Untergang; was sollte aus ihnen werden, wenn die ellenlangen Rezepte samt den riesigen Gläsern, Pillen- und Pulverschachteln verschwanden, und die Ärzte ihren Kranken die Arzneien nunmehr selbst bereiteten und verabreichten? Doch je leidenschaftlicher der Kampf für und wider die neue Heilart entbrannte, um so stürmischer wurde der Andrang zu ihrem Verkünder. Die Homöopathie wurde ein Schoßkind der Mode und nahm mit Windeseile ihren Flug über die ganze Welt; die Zuversicht und Unfehlbarkeit, das Aparte und Paradoxe ihrer Behauptungen, eine Anzahl überraschender Erfolge gewannen ihr namentlich in den exklusiven Kreisen eine ungemeine Verbreitung. In Leipzig, wo sich Hahnemann im Jahre 1816 von neuem niedergelassen, konnte er den Zulauf Hilfesuchender, die ihm selbst von fernen Weltteilen zuströmten, kaum bewältigen; da traf ihn im Jahre 1820 das Verbot der sächsischen Regierung, Arzneien selbst zu dispensieren, was unter den obwaltenden Umständen ein Verbot, die Praxis auszuüben, bedeutete. Doch fand er alsbald in dem Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen, einem kränklichen und zur Mystik hinneigenden Fürsten, einen warmen Protektor und als dessen Leibarzt und Hofrat in der kleinen Residenz einen fast eben so reichen und ausgedehnten Wirkungskreis, als er verlassen. Fortan wurde Köthen das Mekka der Homöopathie, deren Gläubige noch lange Jahre nach dem Tode ihres Propheten zu dessen Jünger, dem früheren Postsekretär Arthur Lutze pilgerten.

Samuel Hahnemann. Nach dem im Jahre 1831 von Schoppe gemalten Bildnis.

Noch einmal, im höchsten Alter ergriff Hahnemann der Wandertrieb. Mit seiner jungen französischen Gattin, einer enthusiastischen Anhängerin der Homöopathie, die er als neunundsiebzigjähriger Greis in zweiter Ehe geheiratet, zog er 1834 nach Paris, gelangte auch dort zu einer hervorragenden Praxis, und beschloß daselbst am 2. Juli 1843 sein viel bewegtes an Spott und Ehren reiches Leben, das er auf achtundachtzig

Jahre gebracht hatte. In seiner Gattin hinterließ er eine eifrige Nachfolgerin in dem gewinnreichen Beruf.

Mit nachfolgendem versuchen wir die wichtigsten Prinzipien der Hahnemannschen Lehre wiederzugeben: 1. Die Gesundheit des Menschen wird durch die rein geistige Lebenskraft erhalten; durch die Verstimmung der letzteren entsteht die Krankheit. 2. Wie die Krankheit selbst, so sind auch ihre Ursachen rein geistiger Art und völlig unfaßbar, weshalb einzig und allein ihre Symptome einen sicheren Anhalt für Beurteilung und Behandlung der Krankheit bieten. 3. Die Heilung einer Krankheit erfolgt durch Entstehung einer neuen stärkeren, der früheren aber ähnlichen und dieselbe austilgenden Krankheit; diesen Vorgang künstlich nachzuahmen ist die wahre Aufgabe der Heilkunst. 4. Das homöopathische Heilverfahren stützt sich auf den einzig richtigen Grundsatz: „Wähle, um sanft, dauerhaft und schnell zu heilen, in jedem Krankheitsfall eine Arznei, welche bei Gesunden ein ähnliches Leiden (griechisch: homoion pathos) für sich zu erzeugen vermag, als sie zu heilen bestimmt ist. 5. Die Heilung der Krankheit erfolgt um so sicherer, je kleiner die Arzneigabe ist. Denn — sagt Hahnemann — „Arzneistoffe sind nicht tote Substanzen im gewöhnlichen Sinn; vielmehr ist ihr wahres Wesen bloß dynamisch-geistig, ist lautere Kraft. Die homöopathische Heilkunst entwickelt zu ihrem Behuf die geistartigen Arzneikräfte der rohen Substanzen mittels einer ihr eigentümlichen, bisher unversuchten Behandlung zu einem vordem unerhörten Grade, wodurch sie sämtlich erst recht durchdringend wirksam und hilfreich werden." Durch anhaltendes Schütteln, Reiben und fortgesetzte Verdünnung erreichen sie dann ihre höchsten Kräfte. Hierbei findet nach Wernick (Eulenburgs Real-Encyklopädie Bd. VI) folgendes Verfahren statt: Der frisch ausgepreßte Saft einheimischer Arzneigewächse wird zuerst mit gleichen Teilen Weingeist vermischt. Zwei Tropfen dieser Mischung mit achtundneunzig Tropfen Weingeist bilden die „erste Verdünnung"; zwei Tropfen dieser mit wieder achtundneunzig Tropfen die zweite und so fort bis zur dreißigsten Verdünnung, welche einen Decillionteltropfen der ursprünglichen Substanz enthält. Durch zwei- bis zehnmaliges Auf- und Niederschütteln mit kräftigen Armschlägen („Schüttelschläge") wird jede Verdünnung „potenziert". Die anorganischen Arzneien werden zunächst mittels dreistündigen Vorreibens mit Milchzucker zu millionenfacher Pulververdünnung potenziert; von dieser wird dann ein Gran aufgelöst und durch siebenundzwanzig Verdünnungsgläser auf ähnliche Weise wie bei den Pflanzensäften bis zur dreißigsten Kraftentwickelung gebracht. Ist es wegen der großen Kraft der Arzneien nötig, sie nicht in großer Flächenausbreitung im Körper, sondern „in möglichst kleinem Raum" anzuwenden, so nimmt man Streukügelchen, vom Konditor aus Stärkemehl oder Zucker bereitet, von denen etwa zweihundert auf ein Gramm gehen, befeuchtet diese Kügelchen mit der verlangten Verdünnung und verordnet von den wieder getrockneten eins, zwei, drei je nach dem Glauben des Kranken in isolierter Form oder in einer beliebigen Dosis Milchzuckerpulver."

Durch die erwähnten Operationen werden sogar an sich durchaus nicht arzneiliche Substanzen, wie z. B. Blattsilber, Blattgold, Kohle zur Entfaltung von höchstem arzneilichen Geist gebracht, wie denn bei Gold in der zwölften Verdünnung schon das bloße Riechen daran genügt, um bei einem Tiefmelancholischen den Trieb zum Selbstmord zu unterdrücken und binnen einer Stunde die Liebe zum Leben wieder anzufachen. — Ein Übermaß jedoch kann leicht gefährlich werden; so heilt ein Tropfen Drosera, zweimal geschüttelt, den Keuchhusten sehr schnell, während die dreißigfache Verdünnung bei zwanzig Armschlägen das Kind in Todesgefahr stürzt. — Für Asthma und unglückliche Liebe ist Ignatia das beste Heilkraut; in Dr. Arthur Lutzes Lehrbuch der Homöopathie, Köthen 1871 finden wir unter: Brustkrampf S. 189: „Ignatia, Beklemmung der Brust, nachts um zwölf Uhr aus dem Schlafe weckend; besonders nach stillem Gram, Kummer, verbissenem Ärger und unglücklicher Liebe." Bei dem langen Wandern

Das Rathaus in Breslau.

von einer Potenz zur andern kommt natürlich für einen homöopathischen Arzneistoff nicht viel heraus; ein Gran Brechweinstein z. B. läßt beim Übergang in die zweite Potenz im ersten Glase $^{99}/_{100}$ zurück; das übrig gebliebene $^{1}/_{100}$ setzt im Nenner der dritten bereits zwei Nullen zu, in der folgenden Verdünnung wieder zwei, und so fort, bis es in der dreißigsten auf ein Decilliontel Gran zusammengeschmolzen ist. Sollte der ganze Gran Brechweinstein in der entsprechenden Potenz aufgelöst werden, so würde dazu der gesamte Ozean bei weitem nicht ausreichen, sondern ein Wasserwürfel in der Höhe vieler Siriusentfernungen erforderlich sein. —

Fragen wir, wie es gekommen, daß die Homöopathie trotz so mancher Auswüchse und starker Verstöße gegen die Elementarsätze der Medizin und Naturwissenschaft sich eine so große Verbreitung gewonnen hat, so wird es an Gründen nicht fehlen. Schon das Unerhörte und Verblüffende der neuen Theorie mußte auf viele bestechend wirken. Ferner ist der triste Zustand der Medizin, wie sie Hahnemann vorfand, nicht zu übersehen; ihre wichtigsten Hilfswissenschaften, die Physiologie, Chemie und Mikroskopie steckten noch in den Kinderschuhen, der Bau und die Verrichtung des Nervensystems waren fast unbekannt, die feinere Anatomie des gesunden und kranken Körpers ganz unangebaut. Der ärztliche Heilschatz strotzte von einem Wust unzuverlässiger und wertloser Mittel; die Ärzte glaubten durch zusammengesetzte Verordnungen und vielfaches Vorschreiben die Natur meistern zu können, und besaßen kaum eine Ahnung davon, daß dieselbe die meisten Krankheiten aus eigener Thätigkeit heilt. Dieser übermäßigen Geschäftigkeit der Ärzte ein Ziel gesetzt zu haben, gehört zu den größten Verdiensten Hahnemanns; er hat uns zum Glauben an die Selbsthilfe der Natur zurückgeführt. Wir erkennen jetzt unsere Aufgabe am Krankenbett darin, daß wir der Natur ergänzend zur Seite stehen und die Hindernisse des Heilungsprozesses beseitigen, wozu es oft gar keiner Arznei bedarf.

Ein wesentlicher Teil der homöopathischen Kur besteht in der von ihr den Kranken auferlegten strengen Diät. Sie untersagt den Patienten Kaffee, Essig- und Zitronensäure, scharfe und aromatische Gewürze, Wein, Branntwein, bayrisches Bier, Einatmen starker Gerüche und Tabakrauchen auf das allerstrengste. Solche Kasteiung und Entsagung läßt sich vom Allopathen fast niemand gefallen, sobald es aber der Homöopath befiehlt, wird ihm pünktlich und buchstäblich gehorcht, und jede Entbehrung altgewohnter Lieblingsgenüsse mit Freuden getragen. Sicher beruhen die oft überraschenden Erfolge der Homöopathen auf der bedingungslos vorgeschriebenen und befolgten Mäßigkeitskur — die meistens auch eine Geduldskur ist, wie sie die Apostel der alten Schule nur selten erzielen können. Daß nicht wenige homöopathische Ärzte je nach Wunsch ihrer Klienten dieselben auch allopathisch behandeln, oder unter Hahnemanns Deckmantel in ängstlichen Fällen auch zu sehr kräftigen und strammen Dosen greifen, ist männiglich bekannt. Schlimmer aber ist der mit den homöopathischen Hausapotheken hauptsächlich auf dem Lande getriebene Unfug, wo Lehrer und andere Personen an den gefährlichsten Krankheiten unbedenklich solange herumpfuschen — bis ihr Latein zu Ende ist. Da soll denn zuletzt der Trost der Unschädlichkeit der homöopathischen Arzneien das Gewissen beschwichtigen. Aber eine Krankheit ausarten lassen, bis keine Hilfe mehr möglich, den rechten Zeitpunkt versäumen — heißt das nicht schaden?

Am Familientisch.

Das Rathaus zu Breslau.

(Zu dem Bilde auf S. 493.)

Noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt ist das eigenartige architektonische Gepräge der alten Wratislavia, das die Stadt wesentlich seiner Blütezeit unter den Herrschern aus dem Hause Luxemburg verdankt. Breslau gehört in der That zu den Städten, in deren charakteristischen Bauten sich die formenreiche Spätgotik mit der beginnenden Renaissance am harmonischsten verschmolzen hat. Das wunderbar schöne romanische Südportal an der in edler Gotik erbauten Elisabetkirche ist eins der klassischen Zeugnisse hierfür, unter den Profanbauten aber tritt die gleiche Erscheinung besonders scharf an dem aus dem XIV. Jahrhundert stammenden, im folgenden Jahrhundert aber umfassenden Umbauten unterworfenen Rathaus hervor, das mit seinem fast überreichen Erkerschmuck und seinen herrlichen Innenräumen entschieden zu den schönsten Baudenkmälern des Mittelalters gehört. Und an welche denkwürdigen Momente gerade der preußischen Geschichte mahnt nicht das Rathaus, erinnert nicht besonders der prächtige Fürstensaal? Unter seinen Kreuzgewölben huldigten am 7. November 1741 die schlesischen Stände Friedrich dem Großen — von ihnen schallte im März 1813 der hundertstimmige Jubel zurück, welchen die Lossagung von Frankreich, der „Aufruf an mein Volk" in allen Preußenherzen wachrief. Der wahre, warme Patriotismus, der sich gerade in jenen Märztagen in Breslau kundthat, er hat vielleicht mehr als irgend ein anderer Moment den Kriegsentschluß in der Seele Friedrich Wilhelms III ausreifen lassen, und als im Jahre 1866 ein Adressensturm preußischer Städte den König um die Erhaltung des Friedens bat, da war es wiederum Breslau, das voll mannhafter Kraft in seiner Adresse aussprach: „Sollten die Gegner Preußens und Deutschlands, wie 1850, eine Minderung der Machtstellung Preußens, und seine Demütigung erstreben, so wird Schlesien lieber alle Lasten und Leiden des Krieges auf sich nehmen, als die Lösung der historischen Aufgabe Preußens, die Einigung Deutschlands, wieder auf Jahrzehnte hinausrücken lassen."

Fünf Jahrhunderte schaut das Rathaus auf das frische, gestaltungsreiche Leben herab, das sich heute wie ehedem um den altehrwürdigen Bau schart. Aber welche Veränderungen, welch wechselvolle Ereignisse hat es nicht an sich vorübergleiten sehen seit jenen Tagen, in denen Karl IV hier Hof hielt, bis sich in seinem Schatten die ehernen Reiterbilder Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm III erheben konnten, bis zur Wiederauferstehung der alten, deutschen Herrlichkeit unter den Fittichen des Hohenzollernaars! Die alte Warte des Breslauer Bürgertums kann jedoch wahrlich zufrieden auf den Umschwung der Dinge zurückblicken — wie kraftvoll und mächtig hat sich doch gerade Breslau vor fast allen preußischen Städten entwickelt! Noch 1800 schrieb der amerikanische Gesandte in Berlin John Adams von Breslau, als einer alten, sehr schmutzigen Stadt von 60 000 Einwohnern, die „keine Manufakturen von besonderer Wichtigkeit aufzuweisen habe" — heute zählt die schlesische Empore 273 000 Einwohner und steht unter den Handels- und Industrieplätzen Deutschlands in allererster Reihe. Mich dünkt, die alten, würdigen Ratsherren, die sich der Mythe nach zur nächtlichen Stunde im berühmten Schweidnitzer Keller unter dem Rathause versammeln sollen, wenn der letzte irdische Gast das letzte Breslauer Würstchen und das letzte Seidel verzehrt und bezahlt hat — mich dünkt, die alten Herren könnten beifallsfroh die vollen Humpen auf das seitherige Gedeihen und Wachsen ihrer liebwerten Stadt erklingen lassen.

H. H.

Die Klassiker der Philosophie.

Es ist ein glücklicher Gedanke, ähnlich wie man es mit der deutschen Litteraturgeschichte gethan hat, so auch die Geschichte der Philosophie durch Auszüge aus den Werken der hervorragendsten Denker aller Jahrhunderte einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich und anschaulich zu machen. Da die sogenannten Gebildeten der heutigen Zeit so viel über große Männer zu hören bekommen, ist es ihnen außerordentlich heilsam, diese Männer selbst aus ihren Werken, wenn auch nur aus einzelnen, kennen zu lernen. Dr. Moritz Brasch, der es unternommen hat, bei Greßner & Schramm in Leipzig eine derartige, auf drei Bände berechnete Geschichte der Philosophie unter dem Titel der Überschrift erscheinen zu lassen, trifft darin ganz das Rechte, daß er, soweit aus den bisherigen fünfzehn Lieferungen (à 50 Pf.) zu ersehen ist, einzelne Werke der Verfasser möglichst vollständig und zwar in den letzten der bekannten Übersetzungen gibt, anstatt dem Leser nur mit einer Blütenlese aus einem bunten Allerlei aufzuwarten, das doch kein richtiges Bild des Autors zu gewähren imstande wäre. Das setzt freilich ein etwas ernsteres Nachdenken und Studieren voraus; allein ohne ein gewisses sanftes Kopfzerbrechen sind die Pfade der Philosophie einmal nicht zugänglich — und wer auf ihnen lernen will, darf sich nicht nur führen lassen wollen.

Die Führung im allgemeinen übernimmt Dr. Brasch auch, und zwar in recht geschickter und meist auch korrekter Form. Nach einer kurzen Einleitung (neun Seiten) und Vorführung derjenigen griechischen Denker, von denen keine oder nur bruchstückartige Niederschriften vorhanden sind, beginnen die ausführlichen Auszüge, welche der Herausgeber mit einem fortlaufenden Faden, der auf die Entwickelungsgeschichte der Gedanken hinweisen soll, verbindet.

Leider zieht sich nun freilich durch alle diese selbständigen Zuthaten des Verfassers der wenig behagliche Ton einer gewissen philosophischen Vornehmheit hindurch, der sich noch unangenehmer fühlbar machen würde, wenn es sich nicht eben nur um einen ziemlich dünnen verbindenden „Faden" handelte. Der reiche gebotene Stoff ist denn doch die Hauptsache. Aber namentlich junge Gemüter, auf welche das Buch doch gewiß auch mit berechnet ist, können leicht irre geführt werden, wenn die philosophische Betrachtung den Mund gar zu voll nimmt und auf andere Gebiete, besonders die Religion, nicht ohne geringschätzige Seitenblicke zu sprechen kommen kann. Schon auf der ersten Seite heißt es sehr stolz, daß die Philosophie nicht nur „die letzten Ursachen alles Geschehens und Werdens und

aller Entwickelungen in der Welt zu begreifen, sondern auch den inneren Zusammenhang dieses Weltganzen zu erfassen" habe. Der Tausend! geht das hoch hinauf — wo bleibt das apostolische „wir erkennen stückweise"? Mit so pomphaften versuchlichen Phrasen sollte man Anfängern im philosophischen Denken — und diese werden doch vor allem nach dem Buche greifen — wahrlich nicht kommen, ohne die nötigen bescheidenen Vorbehalte hinzuzufügen; die Jugend ist ohnedies zu Übertreibungen geneigt genug. Und wenn es nun gar heißt: „die Philosophie müsse zur „vollen Harmonie und Eintracht aller menschlichen Gefühle und Begehrungen" um so mehr in einer Zeit verhelfen, wo der Einfluß der Religion auf den gebildeten Teil der Gesellschaft immer mehr schwindet; wenn der Verfasser behauptet, „die Voraussetzungen der christlichen und der jüdisch-mohammedanischen (!) Religion lassen eine freie und voraussetzungslose Entfaltung der Vernunftforschung gar nicht aufkommen;" wenn schon bei der griechischen Philosophie wegwerfend von „dem Gängelbande der Theologie" geredet wird — was für eine verkehrte Weltanschauung muß das in den Köpfen hervorrufen, die geneigt sein möchten, dem Herausgeber in seiner Führerrolle vertrauensvoll zu folgen! Das eine haben wir allerdings mit Wohlgefallen bemerkt, daß der sonst beliebte Versuch hier nicht gemacht wird, das Christentum selbst aus einer chemischen Gedankenverbindung von jüdischen und hellenisch-heidnischen Ingredienzien hervorgehen zu lassen. Wie die Reformation und ihre Bedeutung für die geistige Welt verstanden und auf den Faden aufgereiht werden wird, wissen wir noch nicht. In jedem Falle aber bietet sich hier ein in dieser Art noch nicht vorhandenes Hilfsmittel dar, die mächtigsten Denker aller Zeiten aus ihren eigenen Schriften verhältnismäßig mühelos kennen zu lernen, und darum sei das Unternehmen trotz der von uns gemachten Bemängelungen dennoch empfohlen. L. Witte.

Apotheker Heinrich.

„Apotheker Heinrich" so heißt ein neuer Roman, auf den diese Zeilen unsere Leser aufmerksam machen sollen. Er ist bei Wilhelm Friedrich in Leipzig soeben erschienen und sein Verfasser ist Hermann Heiberg.

Apotheker Heinrich ist eine Erzählung, mit der gewiß nur sehr wenige Leser ganz zufrieden gewesen sind, die aber eben so gewiß auch auf die unzufriedensten einen starken und nachhaltigen Eindruck gemacht hat. Sie ist eben mit wirklichem Talent geschrieben und ihr Verfasser kennt die Welt und das menschliche Denken und Empfinden. Überdies ist der Roman ganz ohne Schablone gearbeitet, durchaus nach der Natur.

Heiberg führt uns in eine kleine Stadt in Schleswig und zeichnet uns das Stilleben in derselben mit der größten Treue, womit schon gesagt ist, daß er es uns humoristisch schildert. Anders kann eine kleine Stadt in unseren Tagen ja überhaupt nicht vorgeführt werden. Aber aus diesem Idyll heraus entwickelt sich eine Tragödie. Der reiche Apotheker des Städtchens, ein Vierziger, wirft sein Auge auf die eben erwachsene Tochter seines einstigen Universitätskameraden, des Physikus, und er macht sie, die ihren Vetter, einen Studenten, liebt, richtig zu seiner Frau. Und nun geht die Ehestandsmisere an. Nicht als ob es sich um einen Ehebruchsroman handelte, in unserm Städtchen gibt es weder Don Juans noch gefährliche Hausfreunde, die liebliche Blume Dora wird nicht gebrochen, nein sie verwelkt und stirbt ab, weil sie in ein Erdreich verpflanzt wurde, in dem sie nicht leben konnte. Doch davon weiter unten mehr.

Der Apotheker ist vortrefflich geschildert. Er ist sehr klug, sehr kalt und dabei ganz inhaltslos. Für ihn gibt es im Grunde nur zwei Interessen, die Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Habsucht. Aber daß dem so ist, merkt kein Mensch. Sein Wesen berührt wohl etwas unheimlich, aber man wird durch seine kluge, verständige Art geblendet. So recht schlecht wird er auch erst später, als das junge Weib seine Eitelkeit auf das schwerste verletzt und ihm die Maske des besonnenen Biedermanns vom Gesicht reißt. Nun erst zeigt es sich, wie sittlich verwildert der Mann im Grunde von jeher war.

Vortrefflich geschildert sind auch Doras Eltern. Wer kennt sie nicht, diese gutgearteten Philister, die im Grunde doch kaum weniger leer sind wie Herr Heinrich! Nicht als ob sie ihr Kind nicht liebten, bewahre, aber wenn sie es Heinrich schließlich geben, mit mahnendem Gewissen geben, so denken sie dabei keineswegs nur, wie sie sich einreden, an ihrer Tochter Versorgung, sondern auch an die eigene. In der Stunde der Versuchung erliegen sie jedesmal kläglich.

Weniger gefällt mir Dora selbst. Als Backfisch ist sie allerliebst, aber in der jungen Frau vermißt man schließlich doch eine tiefere Auffassung ihrer Verhältnisse. Wo soll sie diese herhaben? wird mir Heiberg einwenden. Aus sich selbst, erwidere ich. Sie ist so geschildert, daß man es nicht versteht, wie so herbes Leid sie schließlich nicht doch mehr läutert und über eine immerhin äußerliche Auffassung ihrer Pflichten hinwegbringt. Äußerlich aber bleibt ihre Auffassung. Daß sie ihren Mann nicht hassen darf, daß in diesem Haß gegen den, welchem sie Liebe gelobte, eine der Wurzeln des Übels, eine schwere Verschuldung ihrerseits liegt, dieser Gedanke ist ihr nie gekommen.

Und hier sei nun auf einen Fehler des Buches hingewiesen, der, wie ich glaube, die Schuld trägt, daß es keinen befriedigenden Eindruck hinterläßt. Das Untergehen eines Menschen macht nur dann einen ästhetisch erhebenden Eindruck, wenn ein großes, übermächtiges Gefühl ihn ins Verderben treibt. Dann ergreifen uns Schrecken und Mitleid vor und mit dem Menschenlose und doch erhebt es uns auch wieder, daß die Kraft unsers Empfindens uns hinwegheben kann über alle irdischen Geschicke. Dieses Gefühl fehlt hier und darum macht Doras Schicksal nicht einen tragischen, sondern nur einen traurigen Eindruck. Im Leben kommt dergleichen ja häufig vor, aber die Welt der Kunst ist nicht die des wirklichen, sondern des idealen Lebens. Sehen wir in ersterem über einen Schuldlosen die schwersten Leiden verhängt, so sprechen wir von Gottes unerforschlichen Ratschlüssen, geschieht aber das Gleiche auf dem Gebiet der Kunst, so erheben wir mit Recht Protest vor dem und gegen den Künstler. So wie der Dichter Dora aufgefaßt sehen will, ist sie ein schuldloses Geschöpf, das von der bösen Welt in den Selbstmord hineingepeinigt wird; das ansehen zu müssen kann aber natürlich nur höchst peinlich berühren.

Mit ergötzlichem Realismus ist das Kleinleben in der Apotheke unter Provisor, Gehilfe und Lehrling geschildert. Auf die Bekanntschaft mit dem Barbier und der Nähterin aber hätte ich meinesteils gern verzichtet. Diese Szenen hätten meines Erachtens gestrichen werden sollen, zumal sie, namentlich in der zweiten Hälfte des Buches, wenig Humor enthalten. Die Schilderung des Schützenkönigs unmittelbar nach Doras Erblindung würde höchstens aus der Feder eines Talentes allerersten Ranges nicht beleidigend gewirkt haben. Man sieht, ich habe an Apotheker Heinrich vieles auszusetzen, aber auch vieles zu loben. Das ist doch immer ein Beweis dafür, daß es sich um ein bedeutendes Buch handelt. Weitaus die meisten unserer heutigen deutschen Romane geben ja weder zu Lob noch zu Tadel Anlaß, sondern nur zu dem Wunsch, sie nicht lesen zu müssen. Th. H. Pantenius.

Karl Theophilus Döbbelin,

der, anfänglich ein Mitglied der Schuchschen Schauspielergesellschaft, im Jahre 1767 ein zweites deutsches Theater in Berlin errichtete und gewissermaßen als Reformator der dortigen Bühne anzusehen ist, erzählte gern, wie wir einem alten Tagebuche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts entnehmen, folgende kleine Geschichte, auf die er sich nicht mit Unrecht viel zu Gute that. „Als ich im Jahre 1766 nach Berlin kam, fand ich die Bühne in einem eigenen Zustande: Hanswurst und wieder Hanswurst und alle Tage Hanswurst. Wie erstaunte ich aber, als ich auch Nicolai, Ramler, Mendelssohn und Lessing unter den Zuschauern fand! „Wie," sagte ich zu Lessing, „ihr, die Schöpfer, die Säulen des guten Geschmackes, könnt das mit ansehen?" — „Macht's besser, wenn ihr könnt," erwiderte Lessing. — „Das will ich," versetzte ich, „in vier Wochen soll der Held herrschen und der Hanswurst vertrieben sein." — „Dann setze ich Euch eine Ehrensäule," entgegnete Lessing. So oft Döbbelin diese Anekdote erzählte, schloß er sie jedesmal mit den Worten: „Ich habe Wort gehalten, habe das Theater gereinigt, den Hanswurst vertrieben; aber Lessing ist mir die versprochene Ehrensäule schuldig geblieben; doch glaube ich sie mir selbst dadurch gesetzt zu haben, daß ich seinen Nathan den Weisen auf die Bühne gebracht habe." R. F.

Pflegemütterchen.

Gesundheitsrat.

D. B. in H. Barellas Universalmagenpulver ist nichts weiter als doppeltkohlensaures Natron mit einem kleinen Zusatz von Kochsalz. — **K. Darmstadt.** Durch Medikamente ist Trunksucht nicht heilbar. — **A. G. in Gr.** „Herba Homeriana" als Mittel gegen Schwindsucht ist natürlich ein Schwindel.

L. L. Roda. Wer sich an Chloral gewöhnt hat, kann wohl einmal, wie Sie es ausnahmsweise gethan haben, sechs Gramm nehmen. Aber vor diesen Dosen kann man nur warnen; nur der Notfall rechtfertigt solche Experimente. Man hat doch schon nach Gaben von zweieinhalb bis drei Gramm Todesfälle eintreten sehen, namentlich bei nicht daran Gewöhnten; allerdings sind anderseits Fälle vorgekommen, wo weit größere Gaben als zehn Gramm ohne momentanen Schaden genommen wurden, es ist aber niemandem zu wünschen, daß er es „soweit bringt".

In unserer Spielecke.

1. Rösselsprung.

							tig	und							
						stur	ich	in	und						
					noch	wal	je	mes	mord	dem					
				ginnt	be	drang	be	wort	ner	nen	es				
			das	ge	stan	el	ge	im	und	den	stal	werd			
	ter	heft	der	hau	be	ter			der	stehn	kei	ste	tig	kühn	
	nen	stur	du	pan	pik	den			schirmt	nen	be	ge	und	bei	
ter	hemb	rit	ei	mes	mit	lein	die	kei	zeln	fen	vor	die	hen	bist	heißt
gang	als	wehn	zer	schlacht	ge	ei	geist	hen	mels	sehn	in	stehn	dem	sich	den
aus	un	im	dicht	zwei	mönch	ge	men	laß	wak	wur	him	ob	dort	nen	du
sie	wie	stählt	und	glau	chen	schwert	zä	den	kes	er	du	gott	nen	hel	die
wie	erz	ter	auch	nem	auf	be	dicht	den	den	hel	rei	den	ren	mit	weg
rit	den	je	der	das	ches	sam	gehn	ge	sich	vol	gang	magst	im	klin	thü
blit	men	un	li	men	po	viel	beugt	bei	auch	lo	der	des	der	ver	ben
lu	dein	zes	sten	wie	frunds	sei	prüf	so	er	das	o	sung	den	den	ge
flam	ter	da	te	nem	der	gab			te	ernst	der	bot	gen	ster	fromm
ge	ther	gen	grei	berg	auf					liest	sie	in	schaut	als	an
am	se	schwin	füh	al	der					herz	ge	flam	ret	schlach	der
und	ren	den	be	re	thers	fest			gen	sei	sich	ten	ge	men	har
hand	hei	nen	lu	gen	ein	pfo	zu	steht	wer	den	die	in	zit	ei	bei
vor	held	Kam	dem	sei	thü	nah			nen	ster	dem	in	dem	Schon	be
ßen	und	ther	se	gang	sten					fen	tod	tern	sicht	ne	ne
denn	Kai	wohl	pfes	der	richt					ter	prie	tod	teu	be	nicht
rit	lu	und	und	schlag	tag					ins	dem	sieht	der	ge	auch
ser	auf	ter	dem	ge	an					den	rit	an	vor	sel	währt

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

MI ne

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 30.

1. Schlüssel zum Rösselsprung.

Auflösung.

Es leuchtet der Mond mit mildem Strahle,
Die Matten schimmern im grünen Thale,
Das Haupt der Felsenberge glänzt,
Von leichtem Nebelduft umkränzt,
Still oben flimmert die Sternenhelle
Und unten schäumet des Stromes Welle
Hin durch die geheimnisvolle Pracht,
Hin durch die schweigende Nacht.
So schweben in glücklichem Augenblicke
Vor uns verklärt des Lebens Geschicke,
In mildem Glanz die Vergangenheit:
Doch weiter rauscht der Strom der Zeit.

S. H.

Bilderrätsel:

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze
Froh in die freie Natur führ es den Bürger heraus. (Schiller.)

2. Kröte, Röte.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Morgengruß. Gemalt von Karl Becker. Nach dem Kupferstich von Robert Trossin. — Wo kommen unsere gefiederten Lieblinge her? Von Th. H. P. — Adriaan van Ostade. Von A. Rosenberg. Zu Ostades Radierung: Der Violinspieler und der kleine Leiermann. — Die Eltern der Kompanie. Von H. Vogt. Mit Illustration v. R. Knötel. — Odysseus. Forts. Erzählung v. H. Seidel. — Hahnemann, der Stifter der Homöopathie. Von Dr. Dyrenfurth. Mit Porträt. — Am Familientisch: Das Rathaus zu Breslau. Mit Illustration. — Die Klassiker der Philosophie. Von L. Witte. — Heibergs Apotheker Heinrich. Von Th. H. Pantenius. — Karl Theoph. Döbbelin. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Mai 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 32.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Der liebevolle Brief des Herzogs Johann Adolf an seine Gemahlin, welcher sie aufforderte, mit Kindern und Hofstaat bis zum Wiederbeginn der kriegerischen Operationen nach Dresden zu kommen, hatte die Herzogin Friederike in eine große Aufregung und in einen schweren Konflikt versetzt.

Ihre kleinen, zärtlich gehüteten Kinder der weiten Winterreise aussetzen. Die beiden geliebten Leben in Dresden einer nur geahnten, aber ihrer Überzeugung nach drohenden Gefahr näher rücken. Sich selbst in den Wirbel von Hoffestlichkeiten, Eitelkeiten und Intriguen werfen, die ihrem ganzen Wesen zuwider waren — welche Opfer!

Dagegen aber wieder mit dem geliebten Manne vereinigt sein, ihm einen Wunsch erfüllen, in pflichtmäßiger Treue seinem Gebote folgen — wie schwer fielen diese Gegengründe in die Wage! Wo konnte sie sich aussprechen, wo Rat holen?

Sie ließ ihr liebes „Pflegetöchterchen“ — wie sie Rosa von Bünau manchmal nannte — herbeiholen.

„Kind, liebes Kind!“ rief sie der Eintretenden entgegen, „möchtest du in die große Welt, nach Dresden?“

Die Augen der jungen Schönen erglänzten. „Durchlaucht haben über mich zu befehlen“, entgegnete sie und blickte gespannt auf den Brief in der Herzogin Hand.

„Mein Gemahl möchte uns allesamt dort haben“, fuhr die hohe Frau erregt fort, und setzte dann ihrer jungen Gefährtin die Gründe dafür und dawider auseinander.

Rosa schüttelte ungläubig den Kopf, als die Herzogin von einer Gefahr für die Kleinen sprach, und Friederike erkannte, daß solch ein junges Geschöpf wie das Kammerfräulein noch nicht imstande sei, sich in ihre Lage und Sorgen hineinzuversetzen. „Ich will zur Gräfin Luja“, sagte die Herzogin, „sie wird mich am besten verstehen, befiehl meine Portechaise.“

Im Park lag hoher Schnee, auf den Bäumen hafteten krause Flocken und glitzernder Reif gleich neuem Laube, rötlicher Abendschein warf blendende Lichter in die öden Alleen, über die Statuen, Vasen und kahlen Gitterwerke.

Die geschweifte und reich vergoldete Portechaise der Herzogin schwankte von stämmigen Lakaien getragen, von ein paar anderen begleitet, durch das weiße Gefilde dem drüben liegenden Hause der Hofherren zu.

Die hohe Frau fand ihre alte Freundin wie immer allein. In dem großen Kachelofen brannte ein knisterndes Feuer, auf den bauchigen, eingelegten Möbeln spielten die letzten Sonnenstrahlen. Die Gräfin war von ihrem Arbeitstische am Fenster herbeigekommen. Der Mops wedelte unter leisem Aufbellen vergnügt mit seinem Schweifstümpfchen.

Der Anblick dieser traulichen Häuslichkeit, der freundliche Empfang heimelte die Herzogin an. Sie drückte die beiden ihr entgegengestreckten Hände und küßte die Greisin auf die Wange. „Welche Freude Sie wohl zu sehen, liebe Gräfin“, sagte sie. „Unser Kurier hat Ihnen gewiß gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn gebracht, ich lese es in Ihren Augen.“

„Gott Lob und Dank, mein guter Martin ist wohl. Er freut sich darauf, Durchlaucht bald dort zu sehen.“

„Also ist man überzeugt, daß wir kommen?“

Die beiden Damen nahmen in der mit geblümtem Stoff überzogenen Bergère Platz.

„Natürlich hofft man mit aller Sicherheit darauf“, erwiderte die Gräfin. „Seine hochfürstliche Durchlaucht haben selbst die Thatsache als positiv hingestellt.“

„Ach meine gute, liebe Freundin, helfen Sie mir, den Entschluß zu dieser winterlichen Übersiedelung fassen!“ seufzte die Herzogin. Sie teilte dann ihrer teilnehmenden Zuhörerin alle ihre Sorgen und Bedenken mit.

„Wie kleinmütig Sie sind, meine teure Fürstin!“ rief die alte Dame mit ernstem Kopfschütteln. „Wo bleibt Ihre Religion, Ihr Christentum? Sind wir nicht immer in der hohen und tröstlichen Überzeugung eines Sinnes gewesen, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte fällt? Glauben Sie, daß Ihre Kinder nicht dort wie hier unter des Höchsten gnädigem Schutze stehen? Soll eine böse Macht Einfluß gewinnen, so ist, wenn Gott Arges in seinem unerforschlichen Ratschluß zulassen will, das Unglück aller Orten zur Hand.“

„O Sie haben recht! Und doch! und doch!“

„Lassen Sie uns die Lage ruhiger ins Auge fassen. In Ihren trefflichen, bequemen Kutschen können Sie die Kleinen, mit Betten und Wärmflaschen versorgt, die Reise ohne Schaden antreten lassen. Das Palais in Dresden, welches Sie mir selbst als schön und behaglich geschildert haben, bietet Ihnen alles was Sie brauchen. Gefahren aus politischen Rücksichten, die Sie argwöhnen, sind, wie ich zu Gott hoffe, schwermütige Träume eines geprüften Mutterherzens. Da Ihnen schon zwei liebe Kinder wieder abgefordert sind, ist ein sonderbares Mißtrauen geweckt. Wie kann Ihr edles Herz solche Abscheulichkeiten für möglich halten? Umgeben Sie nicht dort wie hier Ihre Kleinen mit treuer Muttersorge, mit trefflichen, erprobten Wärterinnen? Soll ein Unglück geschehen, so können Sie Gott nie und nirgend in den Arm fallen, denn die menschliche Einsicht reicht nicht ins Dunkel. Sie wissen nicht, ob Sie dem Verderben ausweichen oder sich demselben aussetzen. Wollen Sie ohne Leichtsinn eine Stunde in wahrem Seelenfrieden leben, so müssen Sie sich still in Gottes Hut begeben, so müssen Sie vertrauend in guten und bösen Tagen dem Lenker aller Welt auch Ihr Geschick überlassen. Sorgen Sie verständig und umsichtig nach Ihrem besten Wissen, dann haben Sie nach menschlichem Ermessen alles gethan was Ihnen oblag.“

„O Sie treue Beraterin!“ rief die junge Fürstin ermutigt, „welche Wohlthat erzeigen Sie mir, indem Sie mich auf das Rechte hinweisen und meiner geängstigten Seele die einzige wahre Stütze bieten! Ja Vertrauen, Hingabe, Resignation ist alles für uns ohnmächtige Wesen.“

„Und Pflichterfüllung, teure Herzogin. Ihr hoher Gemahl bedarf Ihrer und ruft Sie, wie können Sie sich diesem Rufe versagen?“

„Ich fühle jetzt selbst, daß ich es nicht darf; wie vermochte ich nur zu schwanken? O wenn Sie, meine teure Freundin, mich doch nach Dresden begleiten möchten, welch ein Trost würde mir Ihre Gegenwart sein, wie würde Ihre hohe, sichere Lebensauffassung mich ermutigen!“

Die alte Dame schüttelte sanft ihr silberlockiges Haupt. Mit einem milden Lächeln sagte sie: „Das Alter hat sein Ausruhen verdient, ihm thut nur noch die Stille gut; die kühle Stille, die uns auf den Grabesfrieden vorbereitet, uns damit aussöhnt, uns sogar die Sehnsucht danach erweckt, wie es sein soll, damit wir ohne Widerspruch gegen Gottes Ordnung scheiden können.

„Ich fühle Ihnen nach, welch ein Opfer das sein würde. Ja, obgleich ich noch nicht alt bin, weiß auch ich den Reiz des Stillebens vollauf zu schätzen und kann es doch in meiner Stellung so wenig genießen“, entgegnete die Herzogin ernst.

Nachdem sie nun ihre Lage und alle zutreffenden Einrichtungen noch einmal mit der Gräfin ausführlich überlegt hatte, verließ sie dankbaren und ermutigten Herzens die mütterliche Freundin.

Die Sonne war untergegangen, ein fahles Halblicht füllte den Park und ließ die Gestalten der Bäume, Büsche und Zierraten seltsam gespenstige Formen annehmen. Wie öde und erstorben sah die ganze hochgelegene Fläche um sie her aus! Einzelne Fernblicke ins Land hinunter boten nichts als ein Chaos von weißlichen Nebelballen und farbloser Luft, selbst die Lichter der unten gelegenen Stadt vermochten nicht durchzudringen. Jetzt fing es leise an zu schneien, lautlos stapfte die Begleitung der Sänfte durch die weiche Masse.

Ein beklemmendes Gefühl trüber Ahnung, trauriger Verlassenheit, unbestimmter Sehnsucht legte sich von neuem auf das Herz der jungen Frau, die eingeschlossen in den engen Raum vorwärts schwankte — sie vergaß fast wie und wohin. „Einem dunklen Geschick entgegen“, hätte sie flüstern mögen. Ihrer stillen, passiven Natur ward jegliche That, jede Veränderung aus eignem Entschluß zu einem vermessenen Wagnis. Es schien ihr, als stehe sie vor einer verriegelten Thür, aus der ihr, wenn sie dieselbe mit unvorsichtiger Hand aufstieß, Schreck und Jammer entgegenstürzen konnten.

Endlich hielt man vor dem Schlosse. Die Fürstin stieg, empfangen von ehrerbietiger Dienerschaft, aus der Sänfte und begab sich in ihre Gemächer. Nur mit Mühe konnte sie sich die Stimmung wieder zurückrufen, mit der sie von der Gräfin geschieden war. Noch einmal galt es sich aufzuraffen, um den Vorsatz, daß sie reisen wolle, ihrer Umgebung kund zu thun. Sie beschloß bis morgen früh damit zu warten und ging erleichtert durch die gewonnene Frist zu ihren Kindern.

Die große Kunde von dem beabsichtigten Aufbruch nach Dresden, welche, gleichsam den Winterschlaf des eingeschneiten Schlosses unterbrechend, sich andern Tages verbreitete, wirkte in hohem Grade erregend auf alle Beteiligten.

„Wer wird mitkommen und wer muß zurückbleiben?“ so lautete die Frage vieler, die ihrer Sache nicht ganz gewiß waren, und mit wollte eigentlich jeder. Dresden stand als ein Eldorado vor den Augen dieses kleinen Hofes. In Dresden gewesen zu sein, die dortige Pracht geschaut zu haben, galt als ein besonderer Vorzug.

Der Hofmarschall hatte alle Hände voll zu thun, um die nötigen Vorbereitungen mit seinem Unterpersonal zu vereinbaren und mannigfache Verfügungen zu treffen.

Für das Stalldepartement waren die Befehle aus Dresden direkt gekommen. Der die Oberaufsicht führende Leibkutscher der Herzogin stand inmitten seiner Untergebenen und las die vom Oberstallmeister von Storke getroffenen Bestimmungen vor. Da man mit vielen Wagen reiste, brauchten nur wenige Leute in den Ställen zurück zu bleiben, zu diesen wenigen gehörte Peter Mork. Der Oberstallmeister hatte unter „vertraulich“ an den Rand geschrieben:

„Laß Er sich durchaus nicht darauf ein, den Wagenwäscher Mork mitzubringen; ich habe mich noch in der letzten Stunde vor meiner Abreise überzeugt, daß der Kerl ein Erzlump ist. Meinetwegen kann Er die Kanaille auch wegjagen.“

„Und ich soll nicht mit, wirklich nicht?“ knirschte Peter, als der Leibkutscher ihm angekündigt hatte, daß er zurückbleibe.

„Muckst Er sich noch lange, Er Lüderjahn, so schert Er sich zum Teufel!“ fuhr ihn der Gestrenge an.

Peter, nicht zahm geartet, stellte sich vor den dicken Leibkutscher hin, ballte die Fäuste und schrie: „Mit will ich und mit muß ich — oder — es geschieht ein Unglück!“

„Ein Unglück ist's nicht, wenn wir Ihn los werden“, sagte der Vorgesetzte spöttisch. „Schnür Er sein Bündel, ich will's dem Herrn Hofmarschall melden, daß Er geht und seinen Rest Lohn holen kann, und nun halt Er das Maul, sonst nehm ich die lange Peitsche und Ihm geschieht ein Unglück.“

Peter sah, daß es dem Kutscher mit seiner Drohung Ernst war; er verbiß seine Wut und stürmte Rache sinnend seinem Kämmerlein zu, um seine geringe Habe zusammen zu raffen.

Gegen Mittag wurde es warm, der Schnee fuhr in Ballen von den Dächern, es taute, als wollte der Winter vor alle dem frühlingsmäßigen Hoffen in den Herzen der Schloßbewohner ein vorzeitiges Reißaus nehmen. War das ein Kichern und Freuen, ein Überlegen und Schaffen, ein Rüsten und Rennen auf den langen Korridoren und in den vielen Gemächern des weiten Schlosses!

Abends fror es wieder, ein kalter Nord brauste in langen Stößen um den Turm, fing sich im inneren Schloßhofe und raste mit sonderbaren Klagelauten darin rundum. Die Wetterfahnen kreischten und knarrten, aus den Schornsteinen jagte es unter Gepolter Ruß herunter, die Bäume auf den Schloßterrassen fegten mit ihren Ästen durch die Luft, als wären sie toll geworden und wollten durchaus ihr winterliches Kleid wieder los sein.

Peter Mork hatte seinen Abschiedslohn in der Tasche, er stand im Abendgrauen am Fuße der großen Kastanie, in deren Krone der Sturm wühlte, und lauerte, bis die Uhr auf dem Schloßturme sieben schlagen, und das Glockenspiel darunter die Melodie des Liedes „Dir befehl' ich meine Seel'“ anstimmen werde. Eher, wußte er, ging die Herzogin nicht mit ihren Damen zur Abendtafel, und eher verließ auch die Wartefrau nicht die Amme und das Kind. Heute bei den Windstößen konnte er's nicht lange oben im Baume aushalten. In den Ställen litt es ihn aber auch nicht, und so wollte er hier seine Zeit abwarten.

Es war ganz fest und eine beschlossene Sache bei ihm, sein Weib mußte mit nach Hause. Nun man ihn weggejagt hatte, wollte er erst recht der Herrschaft einen Tort anthun und ihr die Amme nehmen. Es fiel ihm nicht ein, sie in Gesellschaft des Kutschers Henke ziehen zu lassen! Lotte sollte nicht mit nach Dresden, sie mußte es durchsetzen, daß man sie entließ — Lotte sollte ihm gehorchen — oder —

Dies war der Lauf seiner Gedanken, den er immer wieder von vorn anfing und von neuem durchsann. Das „Oder“ war der Knorren, bei dem die fleißige Säge seines arbeitenden Denkvermögens anhielt und wieder zurückraspelte. Zuletzt hatte er sich dermaßen in seine Sache vertieft, daß er erschrocken zusammenfuhr, als sanft und feierlich wie immer, durch alles Sturmgebrause, die Weise des geistlichen Liedes vom Turm herab an sein Ohr tönte.

Nun zögerte er aber nicht länger, er legte sein ingrimmig fest gehaltenes Reisebündel an dem Fuß des Baumes nieder und stieg hinauf. Es war ein saures Stück Arbeit, durch alle die bewegten Äste, die ihn stießen und nach ihm zu greifen schienen, empor zu klimmen. Wäre er nicht in der Übung gewesen, er hätte es kaum vermocht. Endlich war er oben, sah Lotte hinter ihren dampfenden Schüsseln und pochte ans Fenster.

„Heute kommst du auch, bei dem Wetter?“ sagte sie, indem sie ihm mit unfreundlichem Gesichte öffnete. „Könntest endlich die Kletterei gut sein lassen.“

„Bin heute zuletzt da.“

„Wir reisen ja auch.“

„Wir? du nicht — ich will dich endlich wieder haben!“

„Herrjesses, was der Kerl für Zeug schnackt! Wie sollte unser Prinzchen wohl ohne mich auskommen?“

„Gerad so wie dein eigen Kind.“

„Das ist doch kein Prinz!“

„Prinz oder nicht; das arme Wurm soll seine Mutter wieder haben, und ich will mein Weib nicht mehr hergeben. Mich jagen sie weg, und du gehst mit!“

„Ich?“ Sie begann zu begreifen, daß es ihm Ernst war. „Da kannst du machen was du willst, Peter, mich kriegst du nich' mit! Ich freue mich unmenschlich auf das schöne Dresden; soll ja ne wahre Pracht sein! In dein Hundeloch komme ich immer noch früh genug. Und nun scher dich weg und mach mir keine Ungelegenheiten.“

Eine sprachlose Wut war über den Mann gekommen, er stand da, starr, mit rollenden Augen und geballten Fäusten; endlich, als Lotte sich gleichmütig wieder an ihr Abendessen begab, kam Bewegung in den Leblosen. Er stürzte auf sie zu, packte sie und schrie: „du sollst und mußt mit! Ich will's! — In Dresden nimmst du 'en Andern — ich gebe dich nicht her. Du scharmierst mit'n Kutscher!“

„Verrückter Mensch, geh!“ stieß sie heraus. Sie sprang auf und wehrte ihn von sich ab.

Ein kurzes Ringen. Es war ihm aber nicht Ernst mit der Züchtigung, er hatte sie zu lieb.

„Thust du mir nicht den Willen? — Ist das dein letzter Bescheid?“ keuchte er, ihr gegenüber stehend.

„So gewiß wie's Amen in der Kirche,“ sagte sie spöttisch. „Und nun komm, sei kein Narr, iß noch 'mal mit, kriegst's lange nicht wieder so gut.“ Sie setzte sich an den Tisch; für sie war die Sache abgethan.

Für ihn noch lange nicht. Er stand da blaß vor Wut, geschüttelt von ohnmächtigem Zorn, für ihn ging's jetzt an das — „Oder.“

„Komm doch,“ sagte sie noch einmal.

„So billig kaufst du mich nicht“ — höhnte er.

Das Wort brachte sie auf einen Gedanken; im Vorzimmer stand ihr Koffer, in demselben lag ein Teil ihres Lohns. „Sollst auch mehr haben,“ sagte sie, stand auf und schlarrte hinaus. Er ballte die Faust hinter ihr; während sie draußen kramte, trat er an die Wiege, riß den Vorhang weg und neigte sich über das Kind. Er nahm das Deckbett und preßte es auf das Gesicht des Schlummernden.

Das kleine Wesen schrie schmerzlich auf. Nur ein paar Minuten, ein kurzes Thun —

„Was machst du mit meinem Jungen?“ rief die Amme von außen, „laß 'en zufrieden!“

Peter richtete sich empor, das Weib trat wieder herein. „Adjes Lotte,“ sagte er mit sonderbarem Ton. „Nu wirst du wohl bald zu mir kommen.“

„Fällt mir nicht ein!“ entgegnete sie patzig. „Hier ist Geld und jetzt geh.“

„Will dein Geld nicht!“ In diesem Augenblicke hörten beide draußen eine Thür schlagen. „Mach, daß du weg kommst, die Herzogin!“ rief Lotte und drängte ihren Mann zum Fenster.

Er schwang sich hinaus, sie stürzte an ihr Abendbrot und saß eben, als die Fürstin aus ihrem Schlafzimmer eintrat.

„Sie hat es kalt werden lassen, Amme,“ sagte die hohe Frau mit fliegendem Atem und blickte sich im Zimmer um. „Mir schien, als hörte ich Geräusch. Der furchtbare Sturm heult und rüttelt im Schloß. Daß mein Kleiner nur keinen Zug bekommt.“ Sie trat an die Wiege.

Was war das? der Knabe lag mit verzogenem Gesichtchen steif und regungslos.

„Mein Kind ist krank!“ schrie die Herzogin und brach neben der Wiege in die Kniee.

In diesem Augenblicke flog das Fenster weit auf und schlug klirrend gegen die Wand. „Ein offenes Fenster? Um des Himmels willen, das erkältet meinen Kleinen auf den Tod!“ Lotte sprang hin und schloß das Fenster, eine Scheibe war zerbrochen. „Klingeln Sie, rufen Sie um Hilfe, der Leibmedikus soll kommen!“ jammerte die Herzogin, ihr Kind in den Armen haltend und mit Liebkosungen überhäufend.

Das Zimmer füllte sich bald mit Menschen, Ärzte kamen; sie konnten nur den Tod des kleinen Prinzen konstatieren. „Vermutlich ein plötzlicher Krampf, vielleicht eine Erkältung durch das offene Fenster,“ sagten sie mit Achselzucken.

Die Amme lag auf der Erde, schrie und gebärdete sich wie sinnlos. Die Herzogin war gebrochen und verzweiflungsvoll. Es wurde noch desselben Abends ein Kurier nach Dresden geschickt, um dem Vater die Traueranzeige zu überbringen und außerdem zu melden, daß die Frau Herzogin sich vorläufig außer Stande fühle, an ihre Übersiedelung zu denken.

Elftes Kapitel.

Acht Tage nach dem traurigen Ereignis langte der Herzog, nur begleitet vom Reisemarschall Grafen Luja, in Weißenfels an. Die Beisetzung des kleinen Prinzen in der Gruft unter der Schloßkirche war schon erfolgt, und eine stille Trauer hatte der namenlosen Bestürzung, der wilden Verzweiflung Platz gemacht. Rosas treue, zärtliche Liebe, der ernste Zuspruch der Gräfin Luja hatten der Herzogin wohl gethan, aber das Wiedersehen mit ihrem Gemahl war doch der beste Balsam für ihr wundes Herz. So brachte die Ankunft Johann Adolfs die erste freundliche Regung in die Gemüter der Schloßbewohner und in ihren einförmig düstern Tageslauf. Der hohe Herr konnte nicht lange ernst und niedergeschlagen sein. Jegliches Zusammenfassen, jegliches Bedrückterscheinen ging ihm gegen die eigenste Natur. Er war gewiß nicht gleichgültig, er liebte Weib und Kinder, sie gaben ihm die Hoffnung auf ein Fortbestehen seines Hauses, aber das Unglück war bei ihm wie ein Schlag von außen, ein Schmerz, der ausgehalten, dann überwunden wurde. Es

fiel kein langer Schatten auf sein Leben, es trat keine Verdüsterung ein, wie bei der Herzogin Friederike; dergleichen lag seiner Natur fern. Er wußte, daß sein Kommen ein Trost für die tief gebeugte Mutter sein werde, und war gütig genug, ihr diesen Trost zu gewähren, er sehnte sich auch nach seiner Gemahlin, aber die Aussicht auf traurige Gesichter, Thränen, ernste Gespräche war ihm von Herzen unangenehm.

Die Fürstin kannte ihn genau und war liebevoll und fein empfindend genug, sich nach allen Kräften seinetwegen zusammenzunehmen. So fiel das Wiedersehen weniger ergreifend aus, als man von allen Seiten gefürchtet.

Am Tage nach der Ankunft des Herzogs bat ihn seine Gemahlin, mit ihr in die Gruft zu gehen.

„Ich weiß“, sagte sie zaghaft, „daß du, mein Adolf, allen trüben Eindrücken abgeneigt bist; es würde mir aber wie eine Lieblosigkeit gegen unsern armen kleinen Georg erscheinen, wenn du seinem Sarge nicht einen freundlichen Blick schenken wolltest.“

„Du hast recht, liebes Weib,“ entgegnete er, „einer solchen Pflicht entziehe ich mich nicht. Ich hoffe, dieser gemeinschaftliche Besuch in der Krypta wird deinen täglichen einsamen Gängen an diesen trüben Ort, deiner schwermütigen Versenkung in das, was nicht mehr zu ändern ist, einen Abschluß geben.“

Sie seufzte leise, warum wollte er ihr die so natürliche Hingabe an die Trauer, in der ihr Gemüt Befriedigung fand, nicht gestatten, wenn auch das seine sich nicht danach sehnte?

Die Beleuchtung des Gruftgewölbes war angeordnet, ein paar frische grüne Kränze lagen bereit; im Salon der Herzogin stand sie selbst mit Rosa von Bünau, den Herzog erwartend. Die Damen trugen schwarze, mit Pelz besetzte Kontuschen, über ihre hohen gepuderten Frisuren waren schwarze Spitzenschleier geschlungen, die lang herab fielen. Das verweinte Gesicht der Herzogin sah recht bleich darunter hervor, die blühende Rosa aber, deren übermütiges Lächeln freilich verschwunden war — hatte nie reizender ausgesehen als jetzt. Endlich trat der Herzog mit Luja ein. Rosa nahm die Kränze, ein Liebesdienst, den die Herzogin gern selbst ihrem verstorbenen Kinde leisten wollte, der Herzog beauftragte aber zwei vor der Thür harrende Lakaien, die Gewinde zu tragen, dann bot er seiner Gemahlin den Arm, und der kleine traurige Zug setzte sich quer über den inneren Schloßhof nach der Kirche zu in Bewegung.

Vor der Kirchthür blieben die Lakaien zurück; mit einem bittenden Blick erlangte die Herzogin jetzt von ihrem Gemahl das Recht, ihre Kränze selbst zu tragen.

Welch eine trübe, bleierne Luft lag in dem Raum des Gotteshauses! Seit der Beisetzung hüllten noch Trauerflöre die Wappen und Vergoldungen ein. Die Posaunenbläser und Gewinde tragenden Engel in Stuck sahen erfroren und krank aus, jeder einzelne der kleinen schwellenden Körper, auf denen der Herzogin getrübtes Auge fiel, erinnerte sie an ihren toten Liebling. Der Küster war zur Hand, um mit respektvollem Gruß die Fallthür empor zu heben, welche die Treppe zur Gruft bedeckte. Das herzogliche Paar stieg allein hinunter, Kammerfräulein und Kavalier blieben zurück, der Küster verschwand.

Rosa setzte sich auf einen der hochlehnigen Stühle am Altar, sie hielt die Hände im Schoß gefaltet und sah so aufrichtig betrübt aus, daß Luja, der das schöne Mädchen in Stunden des Unmuts „leichtfertig und kokett“ genannt hatte, sie mit Staunen, ja fast mit Rührung betrachtete. Sie hat doch ein warmes, treues Gefühl für ihre gütige Herrin, aber wie könnte sie wohl anders! dachte er, indem er im Schiff der Kirche auf und ab schritt und Rosa von fern beobachtete. Vielleicht ist sie auch traurig, weil ihr ein lustiger Winter am Dresdener Hofe entgangen ist.

Ein unwillkürlicher Zug führte ihn zu der in sich verlorenen. Als er vor ihr stand, blickte sie empor.

„Die arme, arme Herzogin!“ seufzte sie, indem Thränen ihr ins Auge schossen, „der Kleine war so frisch und rund geworden und nun plötzlich tot, o es ist ein großes Unglück!“

„Und eine rechte Täuschung für Sie, mein Fräulein, daß Sie nicht nach Dresden gehen.“

„Daran mag ich jetzt gar nicht denken!“

„An diese verlorene Aussicht auf einen lustigen Winter?“

„Ach Sie wollen mich mißverstehen; ich mag nicht an Lustbarkeiten denken.“

„In Dresden ist es sehr schön. Sie haben noch gar keine Idee von der Eleganz, von der Solennität dortiger Festins. Ihre Adorateure, unser energischer Baron Storke sowohl, wie der elegante Zscheplitz schmachten nach Ihrem Erscheinen. Nicht daß der Dresdener Hof arm an schönen und gefälligen Damen wäre, aber Sie, Fräulein von Bünau, würden als etwas Neues Mode werden und Ihre Rivalinnen verdunkeln.“

Das bewegliche Gesicht des schönen Mädchens hatte mit wechselndem Ausdruck zu dem Sprecher emporgesehen. Dem Erstaunen folgte Abwehr. Rosa sprang auf.

„Wie können Sie mir jetzt von diesen Dingen reden!“, rief sie fast zornig, mit tiefer Empfindung hinzufügend: „und hier!“ Ein ehrfurchtsvoller Blick streifte den Altar zur Seite. Wie um der ferneren Möglichkeit einer Entweihung des Orts auszuweichen, eilte sie die Stufen hinunter ins Schiff der Kirche.

Graf Luja folgte, seine Augen strahlten, wie trefflich hatte das holde Geschöpf die Probe bestanden! Wie tief und rein wußte dies Mädchen zu empfinden, das er für so oberflächlich gehalten. Er trat neben sie, bot ihr den Arm und sagte: „Lassen Sie uns im Vorbau auf und abgehen, dort können wir unbefangen von allem plaudern, was uns beliebt.“

Sie schien seinen Arm nicht zu sehen, sondern beschäftigte sich lebhaft mit ihrem großen schwarzen Fächer.

Ihn verletzte ihre stumme Ablehnung nicht; er hielt sich an ihrer Seite und erzählte ihr von der Betrübnis, der Sehnsucht und Unruhe des Herzogs während ihrer Herreise. Dies Thema erwärmte Rosa, bald sah sie mit ernster Aufmerksamkeit zu ihrem Begleiter empor, fragte nach Einzelheiten und gab sich, während sie im vorderen Raum der Kirche hin und herschritten, mit sichtlicher Teilnahme seiner Unterhaltung hin.

Die Herzogin war schweigend, Hand in Hand mit ihrem Gemahl, auf den breiten Stufen zur Gruft hinuntergestiegen. Zuerst kamen sie an einen kleinen Vorplatz, auf den die Särge von oben heruntergelassen wurden, diesen durchschreitend gelangten sie an die geöffnete Thür zur Gruft. Es war ein weiß getünchtes, geräumiges und luftiges Gewölbe, in dem schon einige dreißig Särge in Reihen standen. Die jetzt regierende Linie war bereits die fünfte der Herzöge von Sachsen-Weißenfels; fast hundert Jahre befand sich das Erbbegräbnis in Benutzung.

Johann Adolf warf einen ernsten Blick über die Ruhestätten der Seinen, die irdischen Überreste seines Großvaters, seines Vaters und seiner Brüder standen hier aufgebahrt.

Die Herzogin hatte nur Auge für jene drei kleinen schwarzen Samtsärge, welche die Namen ihrer Söhne in Goldlettern trugen und in der vorderen Reihe standen. Sie legte ihre Kränze auf den nächsten und bog die Kniee, um daneben auf die Steinplatten niederzusinken. Da umfaßte sie der Herzog mit starkem Arm, nahm mit der andern Hand seinen Mantel herunter, warf ihn auf die Erde und

Rendezvous. Originalzeichnung von R. Knötel.

Auf der Studienreise. Gemalt von B. Vautier.

ließ die geliebte Frau, indem er sie auf die Stirn küßte, sanft darauf nieder gleiten. Friederike aber preßte knieend ihre Lippen auf den Namen ihres Kindes, umarmte den Sarg und schluchzte laut. Er gönnte dem Ausbruch ihres Schmerzes Zeit. Endlich blickte sie empor und sagte:

„O Adolf, wie fürchterlich zu wissen, daß ich sie alle einem gewissen Verderben geboren habe — daß diesem Verderben auch unser Letzter zum Opfer fallen wird!"

„Noch immer dies Hirngespinst, Geliebte?" erwiderte er unmutig und erschrocken. „Du hast bei keinem Todesfalle deinem Argwohn Richtung und Namen zu geben vermocht. Auch jetzt erscheint mir nach allen angestellten Fragen und Nachforschungen nicht der mindeste Grund für dein Mißtrauen."

„Es muß eine fremde Hand im Spiel gewesen sein", sagte sie düster.

„Du selbst hast die Amme allein und bei ihrem Souper angetroffen. Der Sturm jenes Abends reißt ein Fenster auf, das zart gewöhnte Kind wird dem eisigen Zuge ausgesetzt —"

„Georg war schon tot, als das Fenster aufflog."

„Weißt du, ob es nicht schon einmal geschehen? Die Ärzte konstatieren den Krampf, eine plötzliche Erkältung."

„Weil sie es nicht besser wußten."

„Mein armes Weib! Wie konnte ein Kind, das an einem Luftzuge zu Grunde geht, gesund und stark werden! Vielleicht ist es dir ein Trost zu denken, daß wir es doch nicht behalten hätten!"

„Georg war mein kräftigstes, mein schönstes Kind."

„Dafür gilt meist das jüngste. Und nun komm und steh auf. Suche nur einmal in Worte zu fassen, auf welche äußere Einmischung sich dein soupçon richtet? Es hat sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben. Die Wärterin, welche du lange Jahre kennst, erklärst du selbst für zuverlässig; die Amme war wie rasend; beide haben ihren bequemen einträglichen Platz verloren, sind fortgeschickt, worüber sie laut jammerten, was hätte diese Weiber zu einer schändlichen That veranlassen sollen?" — „Es konnte durch das offene Fenster —"

„Gut, auch eine solche Möglichkeit ist untersucht. Über den Baum meinst du? Während des Sturms ist das Besteigen eines großen, stark schwankenden Baumes gefährlich, fast unmöglich, auch hätte die Amme solchen Einbruch bemerken müssen. Außerdem hat man unter dem Baum keinerlei Spuren gefunden."

„Der Schnee war am Morgen aufgethaut, abends trat Frost ein, so fand sich nichts."

Er schüttelte den Kopf. „Ich lasse den Baum fällen, wenn er dich beunruhigt. Übrigens mußte ja auch Mademoiselle Bernard — im zweiten Zimmer davon, hören, wenn sich bei der Amme etwas Ungewöhnliches begab. Ich weiß, du läßt die Thüren deines Schlafzimmers nach beiden Seiten offen."

„Während deiner Abwesenheit nahm ich August und seine Bonne mit zur Tafel", sagte die Herzogin kleinlaut; sie wußte, daß er diese Nichtachtung der Etikette tadeln würde.

„Dann war allerdings die Amme ohne Überwachung, aber da der Kleine schlief und sie soupierte —"

„Kann etwas Schreckliches geschehen sein! Bei Tafel ergriff mich plötzlich eine entsetzliche Angst, ich hielt es nicht aus, ich sprang empor; als ich durch mein Vorzimmer lief, war es mir, als sehe ich aus dem Spiegel meiner Toilette, vor der wie immer die Lichter brannten, einen Schatten sich in dem Trümeau des Garderobesaales hin bewegen, es war nur ein Hauch, ein Eindruck, der erst später an Festigkeit gewann — hatte die Amme am offenen Fenster gestanden? sie schwor, sie habe sich nicht von ihrem Eßtische gerührt —"

„Nun, so glaube ihr doch", sagte er gutmütig.

„Ich kann es nicht!" Plötzlich warf sie sich dicht vor ihrem Gemahl nieder und umfaßte seine Kniee. „Adolf, verzichte auf deine Souveränität!" schrie sie zu ihm auf, „rette mir mein letztes Kind! Angesichts dieser teuren Verblichenen beschwöre ich dich, weiche dem sicheren unabwendbaren Verderben aus, das vielleicht auch auf dich lauert; wirf den Traum äußerer Größe von dir; thue deinen mächtigen, gewissenlosen Feinden den Willen; begnüge dich mit dem Glücke, das wir dir bieten; trotze nicht länger dem Unsichtbaren, Gräßlichen!" — Er bemühte sich, sie aufzuheben. Sie widerstand. „Ich weiche nicht", jammerte sie, „bis du mich erhört, mir nach allen diesen Opfern und Qualen der Angst den Frieden wieder gegeben hast."

Er redete ihr zu wie einer Kranken, für die er sie hielt; es half nichts, sie wand sich in flehender Verzweiflung zu seinen Füßen. „Friederike," sagte er endlich ernst und feierlich, „ich rufe die vier anderen Herzöge von Weißenfels, die hier in Gott ruhen, als Zeugen und Eideshelfer an, daß ich deinen Wunsch nicht zu erfüllen vermag. Die Souveränität ist das höchste irdische Recht, welches uns die Geburt geben kann. Ein solches Recht involviert heilige Pflichten; man soll Rechte und Pflichten nicht nach Belieben einer Chimäre opfern. Weiche ich der Gewalt, gut, so kann ich nicht anders. Ich habe im Felde zu den Avancierenden, aber auch zu den Retirierenden gehört, das hat meine Ehre unangetastet gelassen, das ist Glückssache. Aber vor einem Nichts, einem Gespenst die Flucht ergreifen, das ist unmöglich! Es hieße mich vor mir selber vernichten. Ich halte meinen Posten treulich, mag ich auf demselben zu Grunde gehen, mag ich keine Ablösung erleben, wie Gott will, Ehre gerettet, alles gerettet."

„Ist keine Hoffnung dich zu erweichen?" rief sie noch einmal.

„Nein Friederike, keine."

Sie sank mit dumpfem Stöhnen über den kleinen Sarg.

„Laß uns gehen," sagte er endlich gepreßt.

Sie gehorchte, es war etwas wie Schlafwandeln in ihr. Er nahm ihre Hand, sie ließ es geschehen, ja sie blickte nicht einmal zurück, als er sie die Treppe hinaufführte. Eine furchtbare Starrheit legte sich um ihr Herz. Ihr war wie einem Menschen, der sein Urteil empfangen hat und mit ratloser Verzweiflung auf den Henker wartet. Wie lange würde ihre Galgenfrist noch dauern? Ins Schloß zurückgekehrt, flog die Herzogin nach dem Zimmer ihres kleinen August, das Kind saß auf dem Schoße der Bonne und spielte vergnügt.

Die verzweiflungsvolle Mutter riß das kleine Wesen an sich und bedeckte es mit Liebkosungen. „Mein Einziger!" stammelte sie, „mein Alles! O Mademoiselle Bernard, hüten Sie mir mein Kleinod!"

„Durchlaucht dürfen ganz ruhig sein," entgegnete die Bonne herzlich, „ich liebe das Prinzchen und würde es gegen jeden Feind wie eine Löwin verteidigen."

„Ich danke Ihnen, gute Clemence, o ich will alles für Sie thun, ich will Ihre Freundin sein, wenn Sie mir mein Kind behüten!"

Der Herzog konnte nach der peinlichen Szene in der Krypta zu keinem unbefangenen Ton mit seiner Gemahlin kommen. Friederike blieb scheu und einsilbig, bei aller gegenseitigen Liebe verstanden sie sich jetzt nicht. Seine wiederholt ausgesprochenen Vorschläge, sie solle sich entschließen, noch jetzt mit nach Dresden zu kommen, sie könne dort leben wie sie möge, wehrte sie entsetzt ab.

„O nicht dorthin, jetzt nicht, es ist mir unmöglich!" sagte sie. „Laß mich in der Stille, der Einsamkeit meinen Erinnerungen und meiner Trauer leben!"

Als er sich überzeugte, daß er ihr jetzt nichts sein konnte, daß sie ihn nicht brauchte, vielleicht heimlich als die Ursache ihrer Leiden ansah, begann ihm das ruhige Leben in Weißenfels lästig zu werden. Sein frischer, nach Heiterkeit und Bewegung verlangender Sinn trieb ihn wieder von dannen. Acht Tage blieb er auf dem Schlosse, dann kehrte er mit dem Grafen Luja nach Dresden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der christlichen Sitte.

Von Professor Dr. O. Zöckler in Greifswald.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Die christliche Sittlichkeit ist das eigentliche Hauptkennzeichen der Christlichkeit überhaupt, sie ist der Gradmesser, nach welchem der Stand christlicher Reife sowohl der Einzelnen wie der Gesamtheit sich bestimmt. Dennoch deckt die Geschichte der christlichen Sitte sich nicht ohne weiteres mit der Geschichte des Christen-

tums. Es gibt Glanzzeiten des kirchlichen Ganzen, während deren das sittliche Verhalten der Christenheit durchschnittlich als zurückgebliebenes oder gar als verwildertes erscheint. Umgekehrt decken sich manche Stadien des in Hebung begriffenen sittlichen Strebens mit Epochen des Verfalles der äußeren Kirche und Kirchlichkeit. Nur im Anfangspunkte der christlichen Geschichte, im Personleben des gottmenschlichen Erlösers und im kirchengründenden Wirken seiner Jünger, fallen christliche Religiosität und christliche Sittlichkeit ganz in eins zusammen. Mit dem Erlöschen des apostolischen Geisteslebens beginnt das Auseinandertreten der beiden Grundfaktoren aller Christlichkeit. Die „Eine heilige Kirche" wird zur unsichtbaren, zum Gegenstande des Glaubens statt des Schauens; nur vorübergehend und lokal, bald auf diesem bald auf jenem Punkte, blickt die verhüllte Sonne christlicher Heiligkeit durch das Gewölk des Weltlebens hindurch. Zur Intensität des Glaubenslebens gesellt die rechte Fülle des Liebelebens nicht immer und überall sich hinzu; geförderter Erkenntnisstand begegnet sich nur allzu oft mit tiefgesunkener Moralität! Eine allgemeine und dauernde Wiederkehr jener ursprünglichen Synthese der beiden Faktoren ist erst für die letzte Endzeit der Kirche verheißen. Erst nach Durchsäuerung des ganzen Teiges, nach Einkehr der Vögel des Himmels unter die Zweige des vollgewachsenen Baumes, nach dem Erwachsensein des vollen Weizens in den Ähren, wird der Leib Christi als fertig und völlig erbauter sich darstellen, als „ein vollkommener Mann, der da sei im Maße des vollkommenen Alters Christi" (Eph. 4, 13).

Eines weiteren zur Kennzeichnung des in unserer Überschrift angegebenen Thema als eines mächtig anziehenden bedarf es nicht. Sowohl nach außen, d. h. in ihrem Verhältnisse zur Entwickelung der Sittlichkeit nichtchristlicher Religionsgemeinschaften, wie nach ihrem eigenen inneren Gange, gehört die Geschichte der christlichen Sitte zu jenen Geschichtsstoffen vom höchsten Interesse, auf welche das bekannte Goethewort über den Konflikt zwischen Glauben und Unglauben wesentlich unverkürzt sich anwenden läßt. Trotz der Größe und Schwere der Aufgabe hat daher unser Zeitalter eine nicht ganz geringe Zahl von Versuchen zu ihrer Lösung hervortreten lassen. An umfassender Weite der Anlage und gediegener Fülle des dargebotenen Materials kommt keiner derselben gleich dem kürzlich bis zur Hälfte der geplanten Bändezahl gediehenen Werke von Lic. Dr. H. J. Bestmann, Dozenten der Theologie an der Universität Leipzig. — „Geschichte der christlichen Sitte" lautet der schlichte Titel der genial konzipierten Darstellung, die in ihrem ersten Bande die Vor- und Urgeschichte ihres historischen Objekts, im jüngst erschienenen zweiten seine Weiterentwickelung während der sechs ersten Jahrhunderte der Kirche behandelt.*) Wir erlauben uns die Daheimleser auf das Werk als eine hervorragend reich und frisch-sprudelnde Quelle der Belehrung über unser Thema aufmerksam zu machen.

Im ersten Bande wird eine Überschau über den Stufengang in der Entwickelung des sittlichen Lebens der Menschheit unter dem Einflusse zuerst der nichtgeoffenbarten Religionen, dann der alttestamentlichen Offenbarung geboten. Durch drei Hauptstadien oder Sittlichkeitsstufen, so belehrt uns der Verfasser, bewegt das ethisch-religiöse Leben der heidnischen Menschheit sich hindurch, bevor es beim vierten und höchsten, dem der Persönlichkeitsmoral, d. h. der befreienden Einwirkung der Offenbarungsgnade auf den vorher unfreien sittlichen Willen des Menschen, anlangt. Auf der untersten Stufe, bei den rohen Naturvölkern, ist bestimmendes Prinzip alles sittlichen Thuns der Gegensatz zwischen Unlust und Lust, gleichwie in religiöser Hinsicht das Schwanken zwischen Furcht und Aberglaube das Charakteristische der Stimmung und Haltung dieser tiefststehenden Heiden bildet. Launenhafte despotische Willkür beherrscht ihr Staatsleben, stupider Fetischkult und sinnlich rohe Vielgötterei sind die bezeichnenden Formen ihrer Religiosität. Seit dem Turmbau zu Babel, wo die Ureinheit unseres Geschlechts in eine Völkervielheit auseinanderging und der letzte Rest von Nachwirkungen der Uroffenbarung einer völligen Verworrenheit allen sittlich-religiösen Denkens und Thuns Platz machte, herrschen diese Zustände bei den Naturvölkern wesentlich unverändert. Ein Vor- oder Rückschreiten hat da nicht stattgefunden; wie sie vor Jahrtausenden waren, so sind sie noch heute. — In dieser Behauptung einer absoluten Entwickelungslosigkeit der Naturvölker von den frühesten Zeiten an, dürfte Dr. Bestmann — verführt durch die Waitzsche „Anthropologie der Naturvölker", auf die er sich hier hauptsächlich stützt — wohl etwas zu weit gegangen sein. Gewichtige Instanzen dafür, daß allerdings eine Entwickelung und zwar von absteigender Art, ein ethisch-intellektueller Verrohungs- und Verschlechterungsprozeß bei ihnen stattgefunden, lassen sich den Überlieferungen der Naturvölker selber, z. B. denen der Südseeinsulaner, der Karenen Hinterindiens 2c., in Menge entnehmen. Die Wilden der Jetztzeit sind nicht ohne weiteres gleich den Wilden der Urzeit. Eben deshalb beweist ihr jetziger Fetischismus und roh polytheistischer Aberglaube nichts gegen die an sich naheliegende und durch das Zeugnis der heil. Schrift (1. Mos. 11; Röm. 1, 23 ff.) getragene Annahme eines ursprünglichen Monotheismus als einst von ihnen innegehabter Religionsstufe. Selbst dogmatisch so wenig befangene Religionsforscher wie Max Müller stimmen der von uns hier vertretenen Verwilderungs- oder Degradationshypothese in soweit zu, als sie jedenfalls im Fetischkult und den verwandten Formen eines sinn- und systemlosen Götzendienstes nichts Ursprüngliches, sondern verhältnismäßig spät entstandene Entartungsprodukte erblicken. Bei Zugrundlegung einer ähnlichen Betrachtungsweise würde unser Autor manches im Bereiche des Naturvölkerlebens gewiß anders aufgefaßt haben, als er dies thut. Immerhin schließt auch dieser erste Hauptabschnitt seiner Darstellung beachtenswerte Einzelheiten in sich. Der wiederholt darin ausgesprochene kräftige Protest gegen die seichte, weder ethnologisch noch kulturhistorisch begründbare Behauptung, daß es vollständig religionslose Völker gebe, hat unsern vollen Beifall.

Als zweite vorchristliche Sittlichkeitsstufe beschreibt Bestmann das Leben derjenigen Kulturnationen niederen Grades, für welche statt des Gegensatzes von Lust und Unlust der von zweckmäßig und zweckwidrig als oberste ethische Instanz wirksam sei. Nicht die rohe Despotenwillkür kleiner Häuptlinge oder Könige, sondern die planvoll agierende Klugheit uralter Priesterkasten bethätigte sich hier als gesetzgeberische Macht, unter deren mehr oder minder komplizierte Systeme von Heiligkeitssatzungen (z. B. detaillierte Bestimmungen über rein und unrein, Heiliges und Profanes 2c.) relativ hochzivilisierte, aber immerhin doch barbarische Kulturvölker Jahrtausende hindurch ihren stolzen Nacken beugten. Als Repräsentanten solcher unter Einwirkung einer priesterlichen Nützlichkeitsmoral von bald fanatischem bald mehr philosophisch maßvollem Charakter emporgeblühten, letztlich aber wieder abgeblühten oder im langsamen Hinschwinden begriffenen Halbkulturstaaten werden der Reihe nach die Mexikaner und Peruaner, die Ägypter, Phönizier, Babylonier und Assyrer, Iranier und Juden betrachtet.

Es folgt die Schilderung des dritten und höchsten Sittlichkeitsstadiums vorchristlicher Zeit, in sich begreifend die „politischen" Nationen, d. h. jene Kulturvölker höheren Grades, die geleitet vom ethischen Gegensatz zwischen schön und häßlich (sowie von dem entsprechenden religiösen Gegensatze zwischen Freude und Trauer, Seligkeit und Unseligkeit), sich zur Idee eines freien, nach humanen Prinzipien geordneten Staatswesens erheben und damit dem Fluch des Kastenwesens und dem knechtenden Zwange elementarer Priestersatzungen mehr oder minder vollständig sich entwinden. Hellas und Rom sind die Träger dieser obersten Sittlichkeitsstufe des Heidentums, deren Schöpfungen zwar in ihrer antiken Lebensgestalt noch rascher als die der Mehrzahl jener Orientvölker dem Los der Vergänglichkeit anheimfielen, aber mit verwandten Motiven der neueren Kulturwelt kombiniert, gleichsam ins Christliche übersetzt, die Bedeutung von bleibend wertvollen, ja unent-

*) Bd. I: Die sittlichen Stadien (XII, 461 S. gr. Okt.); Bd. II: Die katholische Sitte der alten Kirche (X, 711 S.). Nördlingen, C. H. Becksche Verlagshandlung.

behrlichen Bildungsformen des menschlichen Geistes erlangten. Was zur Charakteristik dieser Höhepunkte der antiken Sittlichkeitsentwickelung vom Verfasser beigebracht wird, bildet die eigentliche Glanzpartie seines ersten Teils. Licht und Schatten erscheinen hier mit meisterhaftem Geschicke verteilt. Bei Behandlung des Griechentums treten die inbetreff der mehrfachen Spuren von unüberwundener Barbarei im sittlichen Gesellschaftsleben, des schülerhaft elementaren Tugendbegriffs der Philosophen, des einseitig ästhetischen und darum sittenverderblichen Charakters der Götterlehre gebotenen Nachweise mit eindringlicher Wirkung hervor. Ähnlich beim Römertum; hier wird anschaulich gezeigt, wie unter dem Einfluß des eigentümlich selbstsüchtigen Charakters der römischen Religion — dieses „disziplinierten Egoismus", nach Jherings richtiger Bezeichnung — sowohl dem Staats- als dem Rechtswesen gewisse unvertilgbare Schroffheiten und Härten anhafteten, wie beispielsweise die grausame Ausübung des Vaterrechts inbezug auf neugeborene Kinder ziemlich ungemildert durch die Gegenwirkung der zensorischen Sittenpolizei fortbestand, wie die Gesinnung gegenüber den Sklaven eine womöglich noch hochmütigere und härtere war als bei den Griechen, und wie Roms Staatsideal im Streben nach alleiniger Geltung und absoluter Weltbeherrschung gegenüber allen übrigen Staatswesen eine wahre Zerstörungswut bethätigte.

Beim vierten und höchsten Sittlichkeitsstadium, dem der göttlich bestimmten **Persönlichkeitsmoral** angelangt, hat des Verfassers Darstellung zunächst noch den Gegensatz zwischen der unvollkommeneren und einseitig unfreien Ausprägung dieser Moral unter dem Gesetze und zwischen ihrer normalen Ausgestaltung durch Christum zu beleuchten. Die auf alttestamentlichem Gebiete noch bestehende Dissonanz zwischen religiöser und sittlicher Persönlichkeit erscheint im Christentum in volle Harmonie aufgelöst. An die Stelle des sensualistischen Moralprinzips der Naturvölker, des einseitig hierokratischen der niederen Kulturnationen, des einseitig politischen der Griechen und Römer ist hier — ferner nicht mehr gehemmt oder verdeckt durch äußerliche Gesetzessatzungen — das Prinzip der freien Gnade Gottes in Christo getreten. Am sittlichen Individuum gleicherweise, wie an den konzentrischen Gemeinschaftskreisen der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, des Staats und der Kirche, bethätigt dieses Prinzip der im Glauben ergriffenen Gnade, die da Wurzel und Grundkraft aller Gerechtigkeit ist, seine wiedergebärende Wirkung.

Freilich, die Kirche muß in die Welt eingehen, der göttliche Same muß über den weiten Acker des Völkerlebens ausgestreut werden. Darauf beruht es, daß Religiosität und Sittlichkeit doch auch ferner wieder vielfach auseinanderfallen, daß des Wortes wiedergebärende Wirkung in der Kirche vorerst überall nur Teilerfolge erzielt, daß nur ein mühsames, oftmals gestörtes Empordringen zu jenem Ziele der herbstlichen Vollreife (Matth. 13; Eph. 4) hinführt. Bd. II unseres Werkes schildert die beiden ersten dieser langsam sich abwickelnden Stadien des kirchlich-sittlichen Wachstumsprozesses. Als **Bischofskirche** arbeitet die christliche Gemeinschaft am Werke der Weltwiedergeburt bis zum Zeitalter Konstantins. Teils thätig missionierend, teils schwer verfolgt und aus tiefen Märtyrerwunden blutend, wahrt sie ihr heiliges Zeugenamt gegenüber den heidnischen Unterdrückungsversuchen. Und zwar thut sie dies hauptsächlich von den sechs Bischofssitzen Antiochien, Ephesus, Korinth, Alexandrien, Karthago und Rom aus; diese sechs Metropolen der frühesten christlichen Urzeit werden als Hauptzentra sowohl des christlich-sittlichen Kulturlebens, wie auch der litterarischen Thätigkeit der Kirche auf anziehende Weise geschildert. Mag man gegenüber einzelnen Momenten dieser Schilderung, als vielleicht mehr phantasiereich kombiniert, denn direkt aus den Thatsachen geschöpft, Bedenken zu unterhalten geneigt sein; mag man es beispielsweise bezweifeln, ob das jüngst entdeckte altkirchliche Schriftstück, die „Lehre der zwölf Apostel", vom Verfasser richtigerweise als antiochenisches Produkt aufgefaßt wird (während die Mehrheit der ihr geltenden neueren Untersuchungen sie vielmehr der Kirche Alexandriens zuweist); inbezug auf alle wesentlicheren Punkte wird man die Bestmannschen Ausführungen als durch gründliches Quellenstudium getragen und darum ungemein lehrreich anzuerkennen haben. Geistvolle Charakteristiken werden dem Wirken der großen Hauptträger der kirchlichen Lehrentwickelung, von den apostolischen Vätern an bis auf Origenes, Cyprian und deren Epigonen gewidmet. Gar manches wirksame Streiflicht entfällt gelegentlich dieser Schilderungen auf bekannte Erscheinungen der uns näherliegenden Vergangenheit; so wenn Antiochiens glutvoller Märtyrerbischof Ignatius mit Zinzendorf als einer in ähnlicher Weise von Christo tief ergriffenen und leidenschaftlich aufgeregten Natur verglichen wird; desgleichen wenn Alexandriens geistreich geniale aber auch extreme subjektivistische Gnostiker in Parallele gesetzt werden mit den Schwarmgeistern der Reformationszeit. — Als **Reichskirche** sodann schildert der Verfasser die Kirche der nachkonstantinischen Zeit bis gegen den Schluß des VI. Jahrhunderts. Zur Staatsreligion des römischen Weltreichs erhoben, unterliegt das Christentum jetzt einem unaufhaltsamen Verweltlichungsprozeß, der mehrerlei neue Reaktionsversuche von kirchlicher Seite hervorruft. So zunächst jene zum Teil peinlich strengen, zum Teil aber auch fast auffallend milden Disziplinargesetze, womit eine Reihe von Synoden seit Beginn des IV. Jahrhunderts (Elvira, Arles, Ancyra, Neucäsarea &c.) dem zügellosen Treiben der weltlichen Kreise zu steuern sucht; so im Orient das massenhafte Hinausströmen der vom Bußgeiste ergriffenen Christen in die Einöden, um „aus Verzweiflung am sittlichen Beruf" bald der einen, bald der andern Form der Weltflucht, bald dem Mönchtum, bald dem Einsiedlerleben sich in die Arme zu werfen; so im Orient ebensowohl wie im Abendlande das wohlthätig zügelnde Eingreifen geistgesalbter Wahrheitszeugen wie Athanasius, Basilius, Ambrosius, Martin von Tours, Augustin, Benedikt, Cassiodor &c., die den Strom der asketischen Begeisterung in ein ruhigeres Bett zu lenken wissen, den bienenschwarmartig aus der Welt Geflüchteten Anweisung zu nützlicher Arbeit im Dienste des leiblichen wie geistlichen Wohls der Welt erteilen, den wilden „Waldstieren" (Remnevoth, Remoboth — eine aus Hiob 38, 5 geflossene syrische Benennung für gewisse besonders störrige Einsiedler) mit scharfer Kritik ebensowohl wie mit derben Zuchtmaßregeln gegenübertreten, überhaupt aber als leitende Maxime für ihr ethisch gesetzgeberisches Walten die goldene Regel hochhalten: neben dem beschaulichen Leben ist auch das thätige vonnöten, gleich andächtigem Mariensinn ist auch aufopfernder Marthafleiß köstlich vor Gott und unentbehrlich zum Aufbau des Reiches Christi.

Wir brechen hier ab. Man wird auf Grund des von uns Hervorgehobenen oder wenigstens kurz Berührten wohl ahnen, welche Schätze für den Freund kulturhistorischer und christlich-sozialpolitischer Lektüre in diesem vom Keller bis zum Boden vollgefüllten Magazin deutschen Gelehrtenfleißes beschlossen liegen! Der Gruppierung des enorm reichhaltigen Materials hätte vielleicht hie und da, besonders in den die nachkonstantinische Zeit behandelnden Schlußabschnitten des II. Teils, etwas planvollere Sorgfalt gewidmet werden können. Aber der einigermaßen geschichtskundige Leser orientiert sich überall bald mit Leichtigkeit. Und bereits aus dem in diesen beiden Erstlingsbänden Enthaltenen erhellt zur Genüge, daß für eine beträchtliche Zahl der interessantesten ethischen und sozialen Probleme — als: Sklaverei und Christentum, Stellung des Weibes in der Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft; Armen- und Krankenpflege innerhalb wie außerhalb der christlichen Welt; Enthaltsamkeitsbestrebungen, Vegetarismus, Fastenpraxis u. s. f. — hier ebenso reiche als zuverlässige geschichtliche Belehrung zu gewinnen ist. Zwei weitere Bände ähnlichen Umfangs wie ihre Vorgänger sollen des Verfassers Forschungen über den Entwickelungsgang der christlichen Sitte im Mittelalter sowie in der neueren Zeit bringen. Möge das Entgegenkommen von Privaten gleicherweise wie von öffentlichen Anstalten (Schulbibliotheken, Pastorallesezirkeln &c.) zu baldiger Vollendung des bedeutenden Unternehmens die wirksame Mithilfe leisten, deren dasselbe ebenso würdig als bedürftig ist.

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse.

Hofmaler Gebauer in seinem Atelier.

Vom alten Hofrat Gebauer.

Er war kein großer Künstler, der alte Hofrat Gebauer, aber er war — ein Original. Jahraus jahrein malte er seinen König Friedrich Wilhelm III in den verschiedensten Größen, bald als Brustbild, bald in ganzer Gestalt, heute in Galauniform mit dem Federhut in der Hand, morgen in Interimsuniform, einmal stehend, ein andermal sitzend. Er war in hohem Grade kurzsichtig, deshalb mochte es ihm wohl entgangen sein, daß der König niemals die linke Hand in die Uniform steckte, sondern stets die rechte (während er den linken Arm gewöhnlich ins Kreuz legte), und daß er nie so gespreizt mit den Füßen dastand, wie er ihn abzukonterfeien pflegte. Aber der König kümmerte sich um solche Kleinigkeiten ganz und gar nicht; er hielt große Stücke auf seinen alten Gebauer und verschenkte die von ihm gefertigten Bilder, wie sie waren, nach rechts und links. Ja, er hatte ihm gestattet, sein Atelier im königlichen (jetzt kronprinzlichen) Palais zu errichten; da arbeitete denn der alte Herr, dessen Erscheinung von Kopf bis zu Fuß auf unserer Skizze ganz getreu wiedergegeben ist, unermüdlich vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und im Winter, ohne sich je eine Erholung zu gönnen. Und doch erübrigte er dabei so wenig, daß nach seinem Tode die Witwe bis an ihr Lebensende von Freunden erhalten werden mußte. Es scheint, daß der nicht sehr reinliche Künstler den königlichen Beamten ein Dorn im Auge war und daß sie alles versuchten, ihn aus dem Palais zu vertreiben. Da aber der Alte ziemlich dickhäutig war und sich gegen allerhand kleine Stiche unempfindlich zeigte, beschlossen sie in einem sehr kalten Winter ihn dadurch zu quälen, daß sie sein Atelier ganz ungeheizt ließen. Kein Scheit Holz wurde in den großen Ofen gelegt — das mußte den alten frostigen Herrn, der stets bis ans Kinn vermummt war und in großen Gummischuhen umherwatschelte, unbedingt „hinausgraulen.“ Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es fiel ihm nicht ein gegen die Beamten eine Klage einzureichen, dazu war er zu harmlos, aber er holte sich aus einer benachbarten Holzhandlung ganz ungeniert das nötige Brennmaterial und kachelte dann selber nach Herzenslust ein. Eines schönen Tages nun, als er mit seinem Holz unterm Arm ins Palais schritt, erblickte ihn der König und fragte — ebenso überrascht wie belustigt — nach der Ursache. Da kam denn die Missethat der Beamten ans Licht und es gab einige „riesige Nasen“. Gebauer brauchte aber hinfort nicht mehr selber einzuheizen und konnte mit ungeschwächten Kräften die Fabrikation der Königsbildnisse im Palais fortsetzen. Übrigens hielt der gute Alte sich keineswegs für einen mittelmäßigen Bildermacher, sondern für ein verkanntes Genie, welcher Meinung er auch auf der Straße durch einen breitkrämpigen Schlapphut und einen Karbonarimantel den gebührenden Ausdruck zu geben versuchte. Seine sonstigen Personalien sind — wie bei so manchen großen Männern — in völliges Dunkel gehüllt. Kein Künstlerlexikon gibt von dem alten Hofrat Gebauer Kunde, und in Berlin wissen nur noch die ältesten Künstler sich auf ihn dunkel zu besinnen.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel.

5. Der Wasserstar. (Cinclus aquaticus.)

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengesang! Wilhelm Müller.

Drei Meilen von Goldensee floß ein Bach durch eine hügelige Buchenwaldung, der insofern eine Merkwürdigkeit für die Gegend darstellte, als er mit kristallklarem Wasser über steinigen Grund ziemlich reißend einherschoß und über bemooste Findlingsblöcke, welche vielfach in seinem Bette verstreut lagen, mancherlei rauschende kleine Fälle bildete. Ein solcher Bach ist selbst in den Höhenzügen des nordischen Flachlandes, dessen Wasserläufe sich gern mit trägem Gang durch flache Wiesengründe dahinwinden, eine seltene Erscheinung, und es kam dazu, daß dieses ziemlich steile Hügelland einige Pflanzen und Tiere beherbergte, welche sonst nur im Gebirge gefunden werden. Dieser raschfließende klare Waldbach enthielt Forellen, und wie Herr Ludwig Bastian eines Tages mit großer Wichtigkeit seinem jungen Freunde mitteilte, kam dort der Wasserschwätzer oder Wasserstar vor.

„Denken Sie nur“, sagte er, „Cinclus aquaticus findet sich dort in mehreren Paaren, eine große Seltenheit für unsere Gegend und das einzige Vorkommen dieses Vogels in der ganzen Provinz.“

Daß die beiden Freunde dort eines Tages hinmußten, war natürlich keine Frage, und als nach einigen Regentagen am Ende des Juni wieder schönes sonniges Wetter eintrat, machten sie sich auf den Weg. Sie hatten zwei Tage für diese Reise bestimmt und beschlossen in einer am Ausgang des Waldes an der Landstraße gelegenen Wassermühle, deren Besitzer zugleich eine in der ganzen Gegend berühmte Gastwirtschaft führte, zu übernachten. Als sie am frühen Morgen fortwanderten, kamen sie bald an einen Ort, wo sie weithin die Landschaft überblickten und in der Ferne das hügelige Waldland in blauem Dämmer liegen sahen. Doch obwohl dem Älteren die Gegend ringsum auf das genaueste bekannt war und sie deshalb im stande waren, die Fußwege und Richtsteige der Eingebornen mit Vorteil zu benutzen, so brauchten sie doch eine geraume Zeit, sich dem Ziele ihrer Wanderschaft zu nähern, denn beide waren wie jeder wirkliche Naturfreund keine Meilenfresser, sondern sinnige und nachdenkliche Schlenderer, welche überall etwas zu beobachten und zu genießen fanden und die Gegend in aller Behaglichkeit abgrasten. Sie machten auch unterwegs eine Pause, um sich an mitgenommenen Vorräten zu stärken, und erreichten so die Wassermühle am Fuße des Hügellandes erst am Nachmittage. Als Herr Ludwig Bastian hier eine kleine Besprechung mit der Wirtin über die Abendmahlzeit gehabt hatte, wanderten sie weiter. Der Bach, welcher diese Wassermühle trieb, war derselbe, den sie sich zum Ziel der Wanderschaft erwählt hatten, aber hier war er still und gebändigt in einen Mühlenteich eingefangen, auf dessen klarem, von mächtigen Weidenbäumen umsäumtem Spiegel die weißen Wasserrosen blühten. Aber bald, nachdem sie in den hügelreichen Buchenwald eingedrungen waren, kamen sie in die Gegenden, wo das glasklare Gewässer munter über steinigen Grund dahinrauschte oder zwischen bemoosten Felsblöcken sprudelnd sich hindurchdrängte, während durch die Wipfel mächtiger Buchen wechselnde Sonnenlichter auf seinen Wellen tanzten. Die beiden Naturfreunde waren jetzt ganz Auge und Ohr und verfolgten aufmerksam spähend wohl eine Stunde lang den Bach in allen seinen Krümmungen, allein der gesuchte Vogel wollte sich nicht zeigen, obwohl sie, wo das Buschwerk sichere Verstecke gab, oft eine längere Weile geduldig lauschend den Bach im Auge behielten. Sie verfolgten das eilfertige Wasser noch eine längere Zeit nach aufwärts und fanden dann einen anmutigen Platz, auf welchem sie sich niederließen, um

geduldig wartend der Gunst des Zufalls zu vertrauen, daß er eins der scheuen Tiere in ihre Nähe brächte. Ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn aus dem Rauschen und Klingen und Plätschern des Baches heraus erschallte nach einer Weile ein geschwätziges Lied, das gleichsam alle die Töne des fließenden Wassers in Musik übertrug und selber wie ein munteres Quellgeriesel erklang. Beide Freunde wandten vorsichtig ihren Kopf nach jener Richtung und erblickten nun zu ihrer Freude den gesuchten Vogel keck und munter auf einem Stein im Bache sitzend. Plötzlich, mitten aus dem Gesange heraus stürzte er kopfüber in das Wasser, lief eine Weile auf dem Grunde entlang, kam dann oberhalb wieder hervor, wo er auf einem andern Steine seine erhaschte Beute verzehrte, indem er fortwährend einige Strophen seines lustigen Gesanges dazwischen warf. Dann bis an die Brust im flachen Wasser dahinrennend haschte er hier und dort nach kleinem Geziefer und war so munter und frisch und geschwätzig wie die fließende Welle selber. Die beiden Naturfreunde verwandten kaum ein Auge von diesem Schauspiel, und geschah es, so war es nur, um mit freudigem Ausdruck sich flüchtig zuzunicken. Dabei mochten sie wohl einmal sich zu bemerklich gemacht haben, denn plötzlich schreckte der Wasserschwätzer auf und flog mit lautem „Zerb, zerb" in reißendem Fluge dicht über dem Wasser und dem Bach in allen seinen Krümmungen folgend davon. Der Abend nahte schon, und die beiden Wandersleute kehrten um, da sie doch ihren Zweck erreicht hatten, langsam nach der Wassermühle zurück, indem sie unterwegs mit dem Behagen eines Feinschmeckers ihre gegenseitigen Beobachtungen sich wiederholten.

Ziemlich müde und sehr hungrig erblickten sie endlich das gastliche Haus des Wassermüllers mit vielem Vergnügen, denn es sah dort sehr freundlich und verheißungsvoll aus. Auf dem Teiche schwamm und schnabberte eine Schar von fetten Enten, und um das Haus herum gingen viele stattliche Hühner würdevoll ihrer Nahrung nach, während auf den Dächern gurrende Tauben sich sonnten und ein freundlicher Rauch aus dem Schornstein in die stille Sommerluft emporstieg. Nach solch einer frischen Tageswanderung gibt es Stimmungen, wo man alle Dinge nur vom Standpunkte der Eßbarkeit betrachtet und für die Schönheit der Welt wenig mehr übrig hat. Darum erfüllte es die Freunde auch mit nicht geringem Behagen, daß sie an einen Ort gelangten, wo sie in dieser Hinsicht wohl aufgehoben waren, denn dieses Wirtshaus wurde oftmals von den Gutsbesitzern und Pächtern der Umgegend zu Zusammenkünften benutzt und war deshalb mit allen guten Dingen wohl versehen.

Die rundliche Wirtin stand lächelnd in der Thür und verkündete, daß in der Laube am Wasser, „wo der Herr Bastian immer so gerne sitzt", der Tisch bereits gedeckt sei. Die beiden Gäste folgten ihr durch den großen Gemüse- und Obstgarten hinter der Mühle bis in den äußersten Winkel, wo aus einer wohlgezogenen Hainbuchenlaube am Bach die schimmernde Leinwand ihnen verheißungsvoll entgegenleuchtete, streckten ihre Beine behaglich unter den Tisch und empfanden mit dem süßen Bewußtsein redlich vollbrachter Arbeit das wohlthätige warme Sieden in den Füßen, welches bei der Ruhe nach langen Märschen so gern sich einstellt. Es war wirklich ein angenehmes Plätzchen, wo sie sich befanden. Das Brausen des Mühlrades kam gedämpft von fern, doch neben ihnen floß der beruhigte Bach nur mit sanftem Gurgeln dahin. Durch die Lücken der Laube sah man lauter gute Dinge, man blickte in den üppigen Garten, auf dessen Rabatten nicht Modeblumen prunkten, sondern alte gute Würzpflanzen dufteten, welche schon seit über tausend Jahren in deutschen Gärten heimisch waren, als da sind Salbei, Majoran, Lavendel in großen blauen duftenden Polstern, und der bräunliche Goldlack, das Gelbveigelein des Volksliedes. Auch das kleinere Stiefmütterchen, welches durch seine prunkenden breitgesichtigen modernen Schwestern fast verdrängt ist, fand man dort, sowie die zierliche „Braut in Haaren", Goldknöpfe und Akelei und dergleichen hübsche Bauerblumen. An den Garten schloß ein wogendes Weizenfeld sich an, das am Rande gar anmutig mit leuchtenden Blumen gestickt war; und blickte man über den Bach hinaus, so sah man durch Weidengebüsch eine schöne Wiese, auf welcher rotbunte Kühe behaglich grasten und ihre Zufriedenheit mit dem Dasein zuweilen durch ein aus tiefster Seele hervorgebrummtes „Muh" bezeugten.

Nach einer Weile kam ein sauberes Mädchen, das noch in die mehr und mehr verschwindende alte Tracht des Landes, einen dunkeln faltigen Rock mit vielen farbigen Streifen, eine kurze niedliche Jacke und ein goldgesticktes Käppchen, das nur den Hinterkopf bedeckte, gekleidet war, den großen Gartensteig herab. Sie trug ein Brett mit dampfenden Gerichten darauf und nun mußte man Herrn Ludwig Bastian sehen, wie er mit strahlendem Triumph seinen Gast anblickte, als das Mädchen eine Schüssel mit bläulichen Forellen, welche schön gekrümmt in einem Kranz von Petersilie lagen, auf den Tisch stellte. „Wir sind heute bei unserem Bache zu Gast", sagte er, „er vermag es, uns eine der größten Seltenheiten des Landes zu bieten. Wir wollen sie in dem guten Rheinwein schwimmen lassen, welchen er uns dazu liefern wird." Damit stieg er an das Ufer des Baches hinab und zog aus dem Wasser, wo sie vorher sorgsam zur Kühlung eingelagert war, eine gelbgesiegelte Flasche hervor und entkorkte sie. Die Gläser klangen und bald schmausten beide mit dem Behagen, welches nur Jäger und Fußwanderer oder sonst Leute, welche stark in freier Luft arbeiten, kennen lernen. Nachdem sie später noch einigen zarten Tauben mit jungen Erbsen dazu alle Ehre angethan hatten und eine zweite Gelbgesiegelte aus den Schätze bergenden Fluten des Baches hervorgeholt war, erschien als Überraschung eine Extragabe der Wirtin und wiederum des freundlichen Gewässers, nämlich eine Schüssel ausgesuchter Riesenkrebse.

„Ich fürchte, wir schlampampen", sagte Herr Ludwig Bastian schmunzelnd und fügte sich mit sichtlichem Behagen in das Unvermeidliche.

Nachdem dann alles abgeräumt und die Zigarren entzündet waren, plauderten die beiden Freunde behaglich in ihre Sessel zurückgelehnt von den Ereignissen des Tages. Es dämmerte und hinter den Obstbäumen des Gartens brannte das Abendrot. Die kleinen Singvögel waren nach und nach verstummt, nur eine Mönchgrasmücke flötete noch einsam in einem Apfelbaum, und aus den Kornfeldern tönte unablässig das Schlagen der Wachteln und fern aus taufeuchten Gründen das seltsame Schnarren der Wiesenralle. In der größten Stille hörte man deutlicher das ferne Rauschen des Mühlrades und das klingende Tönen und Gurgeln des Baches. Die Stimmen der Nacht wurden allmählich lebendig, und aus dem feuchten Dunst der Wiese stieg groß und rot der Halbmond hervor.

6. Der Sumpfrohrsänger. (Calamoherpe palustris.)

Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe. Mörike.

Das Mädchen brachte ein Licht in einer Glasglocke, allein kaum war dies nötig, denn es war eine der schönen Juninächte, wie sie nur der Norden kennt, wo selbst noch in der Mitte zwischen Abend und Morgen am Horizonte etwas wie Sonnenahnung träumt. Zudem stieg der Halbmond höher ins Blaue empor und sandte breite Ströme seines Lichtes, so daß eine weiche graue Dämmerung überall verbreitet war und nur im tiefsten Schatten der Bäume und Gebüsche ein wenig Finsternis aufkommen konnte.

In der Nähe stand eine große blühende Linde, welche zuweilen, wenn ein sanftes Atmen durch die Nacht ging, einen dufterfüllten Hauch herübersendete. In ihren weißschimmernden Blütenzweigen webten und summten die Nachtschmetterlinge und berauschten sich am süßen Honigsaft und zuweilen, angezogen von dem Glanze des Lichtes, kam einer dieser Schwärmer angeschossen, brummte mit sonorem Ton hastigen und schwankenden Fluges um die leuchtende Glasglocke und schoß dann wieder in den Mondesdämmer hinaus. Die beiden Freunde saßen noch immer schweigend zurückgelehnt, gleichsam gebannt

vom Zauber der Sommermondnacht, da that sich in den Uferweiden der anderen Seite ein liebliches Getön hervor, der anmutige Gesang eines kleinen Vögelchens; bald war es ein zierliches Geschwätz, bald ein flötendes Lullen, bald ein seltsames Gemisch fremder Vogelstimmen, aber stets von reizvoller Abwechselung und trotz der Zartheit des Ganzen von einer weithin vernehmlichen Stärke. Es war, als hätte die dämmernde Mondnacht eine Stimme erhalten, ihre eigene Schönheit zu singen.

Hermanns Augen leuchteten auf: „Der Sumpfrohrsänger," flüsterte er, „wir haben Glück heute."

Herr Ludwig Bastian nickte nur schweigend, ließ dann den Kopf sinken und schien in tiefes Sinnen verloren.

„Sie gleicht ganz ihrer Mutter, trauen Sie ihr nicht," sprach er plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus.

Hermann blickte ihn verwundert an.

„Veronika, meine ich," sagte Herr Bastian. „Ihre Mutter war sehr schön, sie war nicht so rundlich, sondern schlanker und so biegsam wie eine Schlange, aber sonst glich sie ganz ihrer Tochter. Mein Herz erschrickt noch immer, wenn ich diese unvermutet erblicke. Diese Art Schönheit ist selten, bei einer zarten rosigen Haut und reichem Haar von der Farbe des reifenden Weizens das funkelnde Feuer dunkelblauer Augen — aber um so dämonischer ist ihre Wirkung. Sie hieß Elfriede, ein Name, der wenig zu ihr paßte, allein für mich umschloß er doch eine Zeit meines Lebens allen Wohlklang und alle Süßigkeit der Welt. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie mir in Gollnow, wo ich damals wohnte, zum erstenmale auf der Straße begegnete. Ich war so betroffen über diese Erscheinung, daß ich sie wie ein Wunder aus der Märchenwelt unverwandt anstarrte. Sie bemerkte dies wohl, allein es mißfiel ihr nicht, denn sie lächelte ein ganz klein wenig. Weiter geschah nichts und doch war mir, als habe ich ein großes Glück erlebt, und eine stille Dankbarkeit erfüllte mich, daß so viel Anmut möglich war auf dieser Welt. Ich war damals jung und sehr wenig kühn dem weiblichen Geschlechte gegenüber und dachte kaum daran mich ihr zu nähern; es erschien mir schon als ein hohes Glück, sie recht oft zu sehen. Gollnow ist nicht groß, und bald hatte ich ergründet, wie sie hieß und wo sie wohnte. Sie lebte mit ihrer Mutter in dem letzten Hause einer freundlichen Straße, welche ins freie Feld führte. Hinter dem Hause, von einer lebendigen Hecke umzäunt, lag ein ziemlich großer Garten, an welchen eine Wiese sich anschloß, und an Wiese und Garten vorüber lief ein schmaler selten benutzter Feldweg, welcher neben dem Hause in die Straße einmündete. Ich will nicht lange beschreiben, wie die Sache langsam weiter ging, sondern nur sagen, daß Elfriede bald bemerkte, wie oft ich in der Gegend zu sehen war, und daß sie ebenso bald den Grund davon begriff. Zu diesem Feldweg konnte man von einer andern Seite der Stadt auf einem Fußpfad gelangen, welcher verborgen zwischen Hecken und Gärten sich hinzog, und auf diesem willkommenen und selten benutzten Schleichwege war ich jeden Abend um die Dämmerungszeit zu treffen. Dann kam es bald, daß die Schöne jedesmal um diese Stunde im Garten war. Mein Herz klopfte wie das eines Einbrechers, wenn ich schon von fern die helle Gestalt zwischen dem jungen Frühlingsgrün des sprossenden Gartens erblickte, und gern wäre ich dann oft wieder umgekehrt, wenn es nicht so lächerlich ausgesehen hätte. Aber eine dämonische Macht trieb mich vorwärts, doch zu Anfang lief ich oft, kaum daß ich hinsah, vorüber und fluchte dann später auf mich selber und kam mir ungemein albern und eselhaft vor. Später ward ich dann etwas kühner, ich ging langsam vorüber und wir sahen uns an, doch als Elfriede einmal wie unwillkürlich einige Schritte näher trat, erschrak ich sehr und eilte schneller. Aber dies blieb in meiner Erinnerung mit einer seligen Flammenschrift verzeichnet, und wie ein schönes Morgenrot der Wonne stieg in mir der Gedanke auf, es sei doch nicht unmöglich, daß dies Mädchen, welches mir als der Inbegriff der Schönheit und Anmut erschien, sich in Liebe zu mir neigen möchte. Es ist vielleicht lächerlich, lieber junger Freund, und ich war wohl trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch ein dummer Junge, allein dieses Glück erschien mir so hoch und unvergleichlich, daß ich mich kaum dessen würdig erachten konnte.

Es kam dann ein schöner lauer Aprilabend, erfüllt von dem würzigen Hauche des jungen Grüns, dem süßen Dufte früher Blüten und den ersten Klängen der eben vom Süden zurückgekehrten Nachtigall. Es war an einem Sonntag, auf den Spazierwegen schwärmte es, und in den Gärten der Wirtshäuser saßen unternehmende Leute schon im Freien, als ich wieder aus der frischgrünen Einsamkeit meines geheimen Weges hervortauchte. In einem hellen Frühlingskleide, das sie heute zum erstenmale trug, stand Elfriede in der Nähe der Hecke und bückte sich zuweilen nach einer Blume. Ich war heute von einer sonderbaren Kühnheit erfüllt, und als ich ihr gegenüber war, blieb ich stehen und wir blickten uns eine Weile an. Ich sehe sie noch vor mir, die schlanke und doch volle Gestalt, ein wenig vom Wiederschein des Abendrotes angeleuchtet. Dann indem sich unsere Augen gleichsam gebannt hielten, näherten wir uns einander, bis wir beide an der Hecke standen, welche hier eine kleine Lücke darbot. Unwillkürlich reichte ich ihr die Hand entgegen, sie erfaßte dieselbe, und als ich zögerte hineinzutreten, kam sie heraus. Da mir nun das Herz bis an den Hals hinauf schlug und ich auch im geringsten nicht wußte, was ich sagen sollte, so legte ich schüchtern den Arm um ihre schöne Gestalt und küßte sie auf den Mund. Dann gingen wir unwillkürlich einige Schritte weiter, während ich sie etwas kühner an mich zog und einige Worte hervorbrachte, welche ich vergessen habe, weil sie wahrscheinlich Unsinn enthielten. Da ich bemerkte, daß es mit dieser Sprache nicht ging, so küßte ich sie noch einige male, indessen sie einen Arm sanft um meinen Nacken schlang und den blonden Kopf genießend zurücksinken ließ. In diesem Augenblick wurden in der Ferne nahende Schritte vernehmlich. Wir schreckten auseinander, sie huschte wieder in den Garten, und ich eilte davon mit dem Bewußtsein fliegen zu können, wenn ich es nur ernsthaft gewollt hätte.

Wir trafen uns seitdem fast jeden Abend um neun Uhr. Ein wenig vorher schlich ich mich gewöhnlich durch die Hecke und saß dann im Schatten einer Laube und wartete auf sie. Es war dann oft ganz still in der einsamen Gegend und nur ein wenig Geflüster der Blätter vernehmlich. In der Ferne, wo die Stadt lag, glimmte hier und da ein Licht, manchmal bellte ein Hund oder schrie eine Eule, die auf Raub ausflog, oder es kam ein Tönen herüber, das nicht zu erkennen war. Ich aber lauschte mit geschärftem Ohr auf andere Geräusche, welche mir lieblicher däuchten. Dann schlug es langsam neun Uhr von der Pfarrkirche und hinterher kam ein kurzes Läuten, welches man die Diebesglocke nannte — ein alter Gebrauch, der sich ins Sagenhafte verlor. Dieses Läuten bezog ich immer ein wenig auf mich, der wie ein Dieb in einen fremden Garten sich einschlich, um süße Dinge zu stehlen. Endlich vernahm ich das leise metallene Klinken einer Thür, dann rauschte es eilend durch den langen Steig an der Hecke, ein wohlbekannter Schatten erschien am Eingang der Laube, eine schlanke elastische Gestalt sank hingebend in meine Arme, und in das leise Flattern der Blätter über uns mischte sich lieblich thörichtes Geflüster.

(Fortsetzung folgt.)

Ansbach, die Kreishauptstadt von Mittelfranken.

An der fränkischen Rezat, welche trotz ihrer Unbedeutendheit früher dem Kreise den Namen verliehen hat und mit ihrer schwäbischen Schwester gleichen Namens die Rednitz bildet, liegt, umgeben von zum Teil bewaldeten Hügeln, die Hauptstadt der bayrischen Provinz Mittelfranken, das stille, friedliche Ansbach.

Wer die Stadt von ferne so im Grünen liegen sieht (S. 509) oder gar nur mit der Eisenbahn daran vorüberfährt, wird kaum den Eindruck gewinnen, als genieße er den Anblick einer geschichtlich bedeutsamen ehemaligen Residenzstadt, aber gerade diese äußere Schmucklosigkeit und die idyllische Umgebung sind

Das Schloßthor in Ansbach.

Marktplatz und Johanniskirche in Ansbach.

das Charakteristische Ansbachs und fesseln diejenigen, welche dort einen Teil ihres Lebens oder gar ihre Jugendjahre zugebracht haben, so magisch an diesen Ort, daß man kaum eine ähnliche Anhänglichkeit wieder finden wird, wie die ist, welche alle eigentlichen Ansbacher für ihre Heimat hegen. Man behauptet, dem echten Ansbacher gefalle es nirgends auf der Welt besser als an den stillen Ufern der Regat, und es ist Thatsache, daß viele, die einmal dort heimisch geworden sind, nur schwer sich von dem liebgewordenen Orte trennen und, sobald es die Umstände erlauben, wieder dahin zurückkehren. Dabei trägt Ansbachs Umgebung weder außergewöhnliche Reize zur Schau, noch bietet die Stadt selbst übermäßige Annehmlichkeiten, ja manche sind sogar der Meinung, eine gewisse Feuchtigkeit der Luft und die zuweilen dort herrschende, drückende Schwüle in Verbindung mit den wenig aromatischen Ausdünstungen der oft sehr seichten Regat mache Ansbach nicht gerade zu einem klimatischen Eldorado — und dennoch lebt sich's dort so behaglich, wie nicht überall. Ist es die oft wahrhaft klassische Ruhe, welche in der Geburtsstadt Platens in den meisten Straßen auch bei Tage herrscht und des Wanderers Schritt auf dem Pflaster weithin hallen läßt, ist es die Liebenswürdigkeit und Artigkeit der Bewohner, ist es ein historischer Nachklang aus den glänzenden Tagen der Vergangenheit, der sich noch auf diesen stillen Plätzen vernehmbar macht — wer mag es richtig bezeichnen und erklären, was unser Wohlbehagen erregt und uns auf dieser Scholle roter Erde so sympathisch berührt? Trotz des regen Verkehrs mit Nürnberg, Würzburg und München, begegnet uns in der unscheinbaren Kreisstadt überall eine gewisse selbstbewußte Eigentümlichkeit, wie sie einer ehemaligen Residenzstadt gebührt, und obwohl sich in Ansbach zwei Bahnen schneiden, hat es doch bis jetzt wenigstens nichts an seinem Charakter verloren und der nivellierenden Wirkung des Dampfes siegreich widerstanden. — Unberührt von der rastlosen Hast, die unsere Zeit kennzeichnet, wandelt der privatisierende Bürger, der quieszierte Beamte die schattigen Promenaden entlang in den Hofgarten, so schwer auch manchem das Gehen werden mag, denn die Zahl der Podagristen ist dort keine sehr geringe; behaglich findet man sich vor dem Mittagtische bei einem Schoppen guten Frankenweines, und in unzähligen kleinen heimlichen Wirtschaften werden vor und nach dem Abendessen die Fragen des Tages bei einem guten Glase Bier erörtert. Bei diesen Unterhaltungen tritt viel Witz und heitere Laune zu Tage, und wenn auch fast jeder seinen Spitznamen bekommt und manche spöttische Bemerkung fällt, so ist doch meist ein harmloser Humor vorherrschend, der sticht, ohne zu verletzen. Wie bei einem Begräbnisse der Leichenbitter mit dem vom Schiffhute links und rechts bis zum Boden herabreichenden Trauerflor und die Orangen und Rosmarinzweige tragenden Trauerjungfrauen nicht fehlen dürfen, so gebietet es der Anstand, daß trotz der, wie überall auch hier nicht allzu splendiden Gasbeleuchtung, der Diener oder die Magd mit einer breiten Glaslaterne die Dame von Stand aus dem Theater oder Konzerte heimgeleitet, wobei je nach der Vornehmheit der Herrschaft ein, zwei oder drei Lichter in der Laterne brennen. Die reinliche Hausfrau wird es nicht unterlassen, den frisch gescheuerten Fußboden durch Aufstreuen von Sand vor zu rascher Beschmutzung zu bewahren, und wer in einer Bierwirtschaft nach den köstlichen schweinernen Bratwürsten Verlangen trägt, die kaum irgendwo wohlschmeckender bereitet werden, der darf sich nicht wundern, wenn ihm dazu ein Stück Brot, in welchem die Gabel steckt, überreicht wird. Trotz dieses Mangels an Komfort ist der Grundzug der Bevölkerung eine gewisse Wohlanständigkeit, die uns überall in erfreulicher Weise entgegentritt. Ebenso begegnen wir häufiger als sonst einer ausgeprägten Intelligenz auch der niedern Klassen der Bewohner; als Beweis hierfür sei eine Äußerung mitgeteilt, welche ein Gassenmädchen thatsächlich auf der Straße machte. Auf die Frage des einen Kindes, warum das andere nicht nach seinem Willen thue, erwiderte dasselbe kurz: „Weil ich nit mog,“ worauf das erstere rief: „Dees is amol a lakonische Antwort!“

Werfen wir einen flüchtigen Blick in die Geschichte Ansbachs, so sehen wir, daß es seine Entstehung dem Kloster verdankt, welches der heilige Gumbertus, ein Sohn des Frankenherzogs Gosbert I, am Holz- oder Waldbache gründete. Dort befanden sich drei Höfe, der Reben-, Voken- und Knollenhof. Diese bildeten mit dem Kloster die erste Niederlassung, aus welcher sich im Laufe der Zeit das heutige Ansbach entwickelte. Der ursprüngliche Name des Ortes, dessen schon zu Ende des achten Jahrhunderts Erwähnung geschieht, war Onoldesbach. Die Ableitung des Namens Ansbach von Holz- oder Waldbach wird neuerdings als eine irrige bezeichnet und angenommen, daß dazu lediglich die im Laufe der Zeit erst eingetretene Verunstaltung des ursprünglichen, von Onold herkommenden Namens: „Onoldesbach“ in „Onolzbach“ Anlaß gegeben habe.

Die Gumbertuskirche und die ehemalige Hofkanzlei in Ansbach.

Die Mönche des Klosters lebten nach der Regel des heiligen Benedikt, welche sie beseelt vom Geiste ihres Stifters aufs strengste beobachteten. Später wurde das Kloster in ein weltliches Kollegiatstift umgewandelt, dessen Vogtei den Ebonen und nach diesen den Herren von Dornberg übertragen war. Schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts wird der Ort als Stadt bezeichnet. Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts kauften die Burggrafen von Nürnberg die Stadt um 23000 Pfund Heller und zu Ende desselben Jahrhunderts wurde Ansbach zur Hauptstadt des „Nyder Landes zu Franken“ erhoben.

Im Jahre 1441 wurde die auf dem Marktplatze gelegene, wegen ihres eigentümlichen Gewölbes im Hauptschiffe bemerkenswerte Johanniskirche (S. 508) erbaut, und einige Jahre später das kaiserliche Landgericht von Neustadt an der Aisch nach Ansbach verlegt, wo seitdem die Markgrafen zeitweise residierten. Wer heutzutage in der stillen Straße, die den Namen „Turniz“ führt, wandeln mag, der ahnt wohl kaum, daß vor vierhundert Jahren auf eben diesem Platze ein großes Turnier stattfand, bei welchem der fränkische Adel mit glänzendem Gefolge erschien und Markgraf Albrechts Sohn, Friedrich IV, nachdem er zehn Ritter vom Pferde gerannt hatte, den Stechdank empfing. Welch ein Gegensatz zwischen dem damaligen berauschenden Glanze und der heutigen, nüchternen Stille! — Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts entstand die berühmte hochinteressante, noch heute wohl erhaltene Ritterkapelle des Schwanenordens mit ihrem alten schönen Altare und den zwölf Steindenkmälern hier begrabener Schwanenritter (S. 510).

Einen eigentümlichen Gegensatz zu dieser hochromantischen Ritterkapelle, durch deren gotische Fenster ein Strahl verklungener Sage fällt, bildet das Landhaus, jetzt Apotheke, welches im Jahre 1531 der Markgraf Georg den Landständen erbauen ließ, nachdem ihn finanzielle Verlegenheiten genötigt hatten, seinen Unterthanen eine landständische Verfassung zu gewähren.

Dieser Markgraf, welcher den Beinamen „der Fromme“ führt, schrieb den ersten Religionskonvent in Ansbach aus, und im Jahre 1524 verkündete Johann Rurer, der erste evangelische Stadtpfarrer, Luthers Lehre von der Kanzel. Hussens Lehre hatte in Ansbach hundertdreißig Anhänger gewonnen; dieselben wurden jedoch zum Widerruf gezwungen und ebenso gelang es, die Lehre der Wiedertäufer, zu welcher sich der Pfarrer Hans Hechtlein von Schalkhausen bekannte, den man deshalb nur „gantz gering und leiß aufgezogen“, das heißt ein wenig auf der Folter peinlich befragt hatte, von Ansbach fern zu halten.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts erhielt die Stiftskirche durch den Baumeister Gideon Bacher einen neuen Mittelturm, und es wurde das Kanzleigebäude erbaut. Die drei Türme der Gumbertuskirche sind nicht mit Dächern versehen und deshalb ein Wahrzeichen Ansbachs, von welchem der Volksmund sagt:

Drei Türme ohne Dach,
Eine Mühle ohne Bach,
Neun Schlöte auf einem Dach —
Daran erkennt man Onolzbach.

Der unglückselige dreißigjährige Krieg hatte auch über Ansbach mancherlei Drangsale, Brandschatzungen und schwere Lasten gebracht. Aus der Zeit der kaiserlichen Sequestration, unter welche damals Ansbach gestellt wurde, weil bei dem Anrücken der kaiserlichen Truppen die verwitwete Markgräfin Sophie geflohen war, stammt der Spruch:

O Onolzbach, o Onolzbach,
Fangst an mit „O!“ hörst auf mit „Ach“ —

welcher noch heute scherzweise von den Wenigen gebraucht wird, welche in Ansbach leben müssen, ohne das Wohlbehagen zu empfinden, dessen sich die eigentlichen Ansbacher in so hohem Maße erfreuen.

Obwohl eine protestantische Stadt, mußte Ansbach zu Ende des dreißigjährigen Krieges noch eine Plünderung von Seite ihrer Glaubensgenossen, der Schweden, erdulden, nachdem wenige Jahre vorher der Würgengel jener Zeiten — die Pest große Ernte gehalten hatte. Gleichwohl nahm die Bevölkerung Ansbachs gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wieder zu und es machte sowohl die Erweiterung der Stadt als die Thätigkeit der Gewerbe große Fortschritte.

Wenn auch die Bürgerschaft solcher Städte, die, wie Ansbach, Residenzen kleiner Fürsten waren, nicht im stande

Ansbach.

war, sich so wie dies in den freien Reichsstädten der Fall gewesen, selbständig zu Macht und Ansehen zu erheben, so genoß sie doch durch die Gunst ihrer Fürsten und den Luxus des Hofes viele Vorteile und nahm an der Verfeinerung der Sitten und der höheren Bildung teil, welche von den Hofkreisen ausgehend, von selbst auch die unteren Schichten durchdrang. Zwar war dem Bürgermeister Ansbachs der Rang nach den Leibschneidern und Kammerdienern angewiesen, aber durch die Freigebigkeit der Regenten erhielt die Stadt wertvolle Privilegien und Einrichtungen, welche ihre Entwickelung förderten und diese auf eine Stufe stellten, die außerdem kaum erreicht worden wäre. So machte sich besonders auf dem Gebiete der Schule, wie der Kunst der Einfluß der fürstlichen Liberalität wohlthätig geltend, wenn auch der Sinn für bürgerliche Freiheit bei dieser Entwickelung der Dinge wenig gedeihen mochte.

Freilich waren nicht alle Markgrafen Ansbachs Regentenideale, und die Geschichte hat manches dunkle Blatt aufzuweisen, das besser unbeschrieben geblieben wäre. So erzählt man sich noch von einem dieser Herren, der ein gar jähzorniger Nimrod gewesen sein soll, daß er einen Förster, der die ihm zur Pflege übergebenen Jagdhunde vernachlässigt hatte, in Gegenwart der Frau und Kinder eigenhändig erschossen habe, während ein andermal es diesem Landesvater ein gar seltsames Vergnügen gemacht haben soll, einen Kaminkehrer von dem Kamin eines der Residenz gegenüber liegenden Hauses wie einen Sperling herunterzuschießen. Als ihm eines Tages beim Heimreiten von der Jagd ein Schäfer in den Weg kam und ihm den schuldigen Gruß versagte, ergriff derselbe strenge Herr die Pistole, um den unbotmäßigen Unterthanen sofort mit dem Tode zu bestrafen, was nur der Adjutant verhinderte, welcher mutig seinem Gebieter in den Arm fiel und ihn so vor der grausamen Bluthat bewahrte.

Die Steuerkraft der Unterthanen wurde zuweilen auf eine übermäßige Probe gestellt; besonders verstand es der Hofjude Isaak Nathan unter dem Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich, die Steuerschraube mit maßloser Willkür anzuziehen. Äußerst ergötzlich ist die Geschichte von dem Ordenssterne in Brillanten, welcher dem Könige von England verliehen wurde, für welche Auszeichnung aber von dort der gebührende Dank nicht zurückkommen wollte. Als man nach geraumer Zeit vergeblichen Wartens durch den Gesandten sich erkundigen ließ, was an dieser Verzögerung des Dankes schuld sei, erfuhr man, der mit dem Ordenssterne bedachte Souverän habe es sehr übel genommen, daß ihm statt eines echten Brillantsternes, ein Orden mit falschen Steinen übersendet worden sei. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Juwelier, bei welchem man den Stern hatte anfertigen lassen, mit dem Hofjuden gemeinschaftliche Sache gemacht und den Preis für die echten Brillanten mit diesem geteilt, dafür aber billige Rheinkiesel geliefert habe — ein Betrug, der mit Rücksicht auf die diplomatische Bedeutung den Unwillen des Markgrafen in dem Maße erregte, daß nur der Tod der Schuldigen und, was jedenfalls zweckmäßiger war, die Konfiskation ihres gesamten Vermögens die beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen imstande war.

Die fiskalische Seite spielte in der Justizpflege jener Zeit überhaupt eine sehr hervorragende Rolle, und als im Jahre 1744 die Juden eines gegen die christlichen Bewohner Ansbachs verübten Frevels beschuldigt wurden, verurteilte man sie nicht nur zu einer einmaligen Buße von zehntausend Thalern, sondern auch zu einem jährlichen Neujahrsgeschenke von tausend Reichsthalern an den Markgrafen. Sehr praktisch war auch die Verordnung eines Markgrafen, der zufolge bei Verlobungen der Ring ohne Diamanten und Edelstein sein mußte und zwar bei Vermeidung der Konfiskation.

Unter Friedrich Karl Wilhelm wurde der Neubau des durch Brand zerstörten alten Schlosses im Stile der italienischen Spätrenaissance vollendet, welches noch heute trotz des im Hofe wuchernden Grases und obwohl viele der zahlreichen Götter- und Heldengestalten Köpfe, sowie Hände und Füße verloren haben, als ein glänzender Zeuge fürstlicher Prachtliebe und tüchtiger Baukunst dasteht. Besonders einige Prunkgemächer, unter andern ein reizendes Spiegelzimmer, bilden eine nicht gewöhnliche Sehenswürdigkeit. Auch der reizend angelegte Hofgarten mit dem stattlichen Orangeriegebäude ist ein Zeichen jener nach außen so glänzenden Zeit.

Die Stadt selbst hatte sich bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts nicht nur um mehrere hunderte von Häusern vergrößert, sie ward auch durch die vielen emigrierten Franzosen außerordentlich verfeinert und „Komödie“ wie „Opera“ hatten in Ansbach eine auserlesene Heimstätte gefunden.

Im Jahre 1791 entsagte der letzte Markgraf von Ansbach, Christian Friedrich Carl Alexander, derselbe, den die loyalen Ansbacher als Erbprinzen mit dem schönen Verse begrüßt hatten:

„O wie froh sind miteinander
Wir mit diesem Alexander!“

dem Throne, überließ sein Land gegen eine Jahresrente an Preußen und heiratete die geistvolle Lady Craven, deren interessante Memoiren in englischer Sprache und deutscher Übersetzung erschienen, und die außerdem Gedichte, Theaterstücke und Romane verfaßte.

Die Zeit der preußischen Regierung unter dem Minister Hardenberg steht in Ansbach noch heute in gutem Andenken währte jedoch nur bis zum Jahre 1806, in welchem Frankreich durch den Marschall Bernadotte Ansbach in Besitz nahm, um es im Frieden von Tilsit an Bayern abzutreten. Dem preußischen Gesandten, der damals zu gunsten Preußens geltend zu machen suchte, daß ja Ansbach die Wiege des preußischen Regentenhauses sei, soll Napoleon entgegnet haben, Preußen sei nun groß genug und bedürfe keiner Wiege mehr. Der gute Ruf der höheren Schulen Ansbachs, welches als Sitz eines bayrischen Appellgerichtes unter anderen vorzüglichen Juristen auch den berühmten Kriminalisten Feuerbach in seinen Mauern barg, schmückt noch heute die stille Stadt an der Rezat, deren Bewohner noch immer von dem Glanze zehren, der ihre Vorfahren umgab.

Daß einer unserer deutschen Klassiker, August Graf von Platen-Hallermünde in Ansbach geboren ist, wurde bereits erwähnt. Vor dem Schlosse ist ihm von seinen Freunden ein ehernes Standbild errichtet worden, das freilich die Schönheit

Die Kapelle der Schwanenritter in der Gumbertuskirche zu Ansbach.

seiner Verse nicht erreicht. — Auch der längst aus der Mode gekommene Dichter Johann Peter Uz war ein Ansbacher, und ein einfaches, aber nicht unschönes, steinernes Denkmal an einem besonders lauschigen Platze des Hofgartens erinnert an den „Weisen, Dichter und Menschenfreund".

Nicht weit entfernt von dem Denkmale des Dichters zeigt uns ein anderes die Stelle, wo wie die Inschrift lautet: „occultus occulto occisus est." (Der Unbekannte wurde von einem Unbekannten getötet.) Es ist der Platz, an welchem am 14. Aug. 1833 der bekannte Unbekannte Kaspar Hauser, das „Kind Europas" im Hofgarten jene Stichwunde erhielt, der er drei Tage später erlag. Die ganze gebildete Welt beschäftigte sich mit diesem Kaspar Hauser, und noch heutzutage ist die umfangreiche Litteratur über diesen interessanten Findling nicht abgeschlossen, obwohl durch die authentischen Mitteilungen, welche Julius Meyer in Ansbach im Jahre 1872 (Verlag von Friedrich Seybold) herausgab, auf Grund des zum erstenmale veröffentlichten Inhaltes der Gerichts- und Polizeiakten soviel festzustehen scheint, daß vieles von dem, was über Kaspar Hauser behauptet wurde, so auch der angeblich an ihm verübte Mord, in das Gebiet der Fabel gehört und daß Kaspar Hauser selbst es war, der den unglücklichen Stich, ernstgemeint oder nicht, sich beibrachte. Wenn es auch wohl nie mehr möglich sein wird, den Schleier, der über der Herkunft Kaspar Hausers schwebt, zu lüften, so ist mit diesem interessanten Buche doch jener Schleier zerrissen, den die Phantasie um den Unglücklichen künstlich gewoben hat. — Werfen wir noch einen Blick auf Ansbachs nächste Umgebung, so müssen wir den ehemaligen Prinzengarten, das Fischhaus, das idyllische Hennenbach, Dautenwinden, die Feuchtlach, eine von bequemen Wegen durchkreuzte ausgedehnte Waldung, und vor allem den eine herrliche Aussicht bietenden Drechselsgarten erwähnen, Orte an denen sich's sehr behaglich sein und sich erholen läßt. Besonders von der Höhe, auf welcher sich der letztere befindet, bietet Ansbach einen überaus malerischen Anblick dar, und wer an einem Sommer- oder Herbsttage dort das erhabene Schauspiel eines Sonnenunterganges genossen hat, erinnert sich gern wieder der schönen Stunde und sendet von Herzen einen freundlichen Gruß der lieben Stadt und ihren biederen Bewohnern. F. B.

Am Familientisch.

Der Maler und die schwäbischen Bauern.

(Zu dem Bilde auf S. 501.)

„Guck, Jörgle, sellen Steckbriefsma,
Der bringt es [uns] aufs Papier,
Aufg'schriebe wird anhebe [allbereits] All's,
E jeder Schoppe Bier."

„„Du Narr, der macht e Konterfei,
Der molt es [uns] aufs Portrait,
Meim Lisle gibt ers zum Präsent,
Drauf mach' i glei e Wett.""

Und 's Lisle lacht und d' Ahne greint,
Ihr ist so seltsam z' Muet;
„Nei, wie der Herr die Gläser äll
Und Pfeifle treffe tuet!

„Und guck, es Ähnes Zipfelkapp'
Und 's Bürgermeisters Schmer! [Schmerkappe]
Wo hat no au der junge Herr
Die Ortsbekanntschaft her?"

Der Maler lacht und führt den Stift,
Und jetzo packt er ein;
„In Düsseldorf", so freut er sich,
„Muß dies mein Prachtstück sein!" L. H.

Die Ansiedelung von Nachtigallen.

Über die Ansiedelung von Nachtigallen in Koburg hat Theodor Koeppen soeben einen höchst interessanten Bericht veröffentlicht: „Anleitung zur Züchtung und Ansiedelung von Nachtigallen" (Berlin, Otto Janke), aus dem man mit Vergnügen ersieht, daß sich bei sachkundigem und ausdauerndem Vorgehen selbst dieser ausgesprochene Zugvogel an einem Orte ansiedeln läßt, an welchem er vorher nicht oder nicht mehr nistete. Das Verfahren, das man zu diesem Zweck einschlug, war ein doppeltes, indem man einmal Nachtigallen in großen Volieren züchtete und dann fliegen ließ und indem man ferner alte und junge Nachtigallen von außerhalb bezog und in den Gärten Koburgs in Freiheit setzte. In letzterem Falle wurden die alten Nachtigallen dadurch bis zur Mauser an den Ort gebannt, daß man ihnen die Fahnen der Flugfedern ein wenig beschnitt. Von höchstem Interesse ist nun das Ergebnis dieser Versuche auch insofern, als sich herausstellte, daß nicht nur alte Nachtigallen nicht zurückkehrten, sondern daß selbst die Jungen ausblieben, wenn sie mit den alten fortzogen, dagegen aber zurückkehrten, wenn ihre Eltern im Herbst eingefangen wurden. Das Ausbleiben der Alten erklärt sich einfach, sie kehrten dorthin zurück, wo sie ausgebrütet wurden. Um so rätselhafter erscheint das Ausbleiben der Jungen, wenn sie mit den Alten fortzogen. Koeppen nimmt an, daß in diesem Falle die Eltern die Jungen mit sich in ihre — der ersteren Heimat — nahmen, aber ich kann mich mit dieser Auffassung nicht befreunden. Man halte fest, daß die Jungen, wenn sie ohne die Alten fortzogen, nach Koburg zurückkehren, sie können also die weite Wanderung in die Winterherberge und den Rückweg ohne Führer finden, indem sie einem Triebe folgen, für den uns zur Zeit jedes Verständnis fehlt. Ist es da nur irgend anzunehmen, daß diese Vögel, wenn die Eltern mit fortzogen, diesen als Führern folgten, etwa statt nach Koburg nach Bukarest zogen? Es scheint mir das ganz undenkbar, und ich glaube bis auf weiteres, daß die Jungen in den beobachteten Fällen zufällig ausblieben, weil sie etwa zu Grunde gingen rc. Es ist doch gar nicht anzunehmen, daß ein Vogel Führern folgt, wenn er welche hat, ohne sie aber einem Triebe Folge leistet, der ihn aus Afrika sicher nach Koburg führt. Wie unüberwindlich muß dieser Heimatszug in den Vögelchen sein, wenn er sie veranlaßt, über so viele für sie geeignete Plätze weg nach Koburg zu wandern. Und da sollen wir doch annehmen, daß die Eltern ihrer Wanderschaft eine ganz andere Richtung sollten geben können! Dazu kommt, daß die Geschlechter nicht gleichzeitig eintreffen, also auch nicht gleichzeitig wandern, was doch die Annahme nahelegt, daß sie auch im Winter nicht zusammenbleiben. Sollen nun etwa die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgen wie in einer gemischten Ehe?

Die Koeppenschen Versuche sind für jeden Vogel- ja für jeden Naturfreund ungemein interessant. Dieser Fachmann züchtet die Nachtigallen wie andere Leute Hühner oder Enten. Er gibt den ankommenden Weibchen Männchen und den ankommenden Männchen Weibchen nach seinem Gefallen und beobachtet dann die Bruten nach Belieben. Ein Nachtigallenweibchen verbringt drei Winter in Koeppens Studierzimmer, während es im Sommer regelmäßig nistet und zwar nicht etwa in einer Voliere — bewahre — nein, frei im Garten. Während ihre Kinderstube voll ist, holt diese Nachtigall sich die Ameiseneier aus einem Käfig, in den ihr Herr sie gestellt hat, um fremde Liebhaberinnen, zumal aus der Familie Spatz abzuhalten, von dieser leckeren Kost zu naschen. Ist die Jugend dann herangewachsen, so läßt die Mama sie mit dem Vater fortziehen, sie selbst aber schlüpft wieder in ihr kleines trauliches Winterquartier. Andere Exemplare werden kaum weniger zahm und nehmen die dargebotene Unterstützung bei Aufzucht der Jungen mit Vergnügen an.

Das Beispiel Koburgs wird gewiß an vielen Orten Nachahmung finden, ich fürchte nur, daß die Erfolge nicht immer die gleichen sein werden, weil — ja weil man an anderen Orten wohl über die Methode, aber nicht über den Meister verfügen wird, der sie anwendet. Leider. Th. H. P.

Gesundheitsrat.

Abonnentin in Bremen. Uns nicht näher bekannt. **P. M.** in O. Solche Fragen, die sich auf ganz spezielle persönliche Verhältnisse beziehen, sind schon für den Hausarzt ein schwieriges Problem, wie viel mehr für den Gesundheitsrat, der nichts darüber in Händen hat, als Ihren kurzen Brief. — Und nun gar Herr **J. H. P.** in **Mitau!!** Oder gibt es dort keine Ärzte? Ebenso **R. Pf. Berlin** und **R.** in **D.** Ähnlich auch **Pfarrverw. K.** Skrofulöse (auch Kinder) müssen ihre Speisen sehr reichlich gesalzen essen (gesalzene Heringe auf Butterbrot zum Frühstück) namentlich dort, wo die Kartoffeln, die dem Körper zu viel Kalisalze zuführen, eine größere Rolle in der Ernährung spielen. — Wenn der Gegenstand sich dazu eignet und die nötigen Postmarken beiliegen, antworten wir auch direkt.

H. E. in P. Meine Frau, die vor etwa dreiviertel Jahren am Typhus darniederlag, verlor ungefähr zwei Monate danach die Haupthaare in Massen, ohne sie jedoch ganz zu verlieren. Darauf fingen sie wieder an voller zu werden, und jetzt verliert sie wieder wenn auch spärlicher — nicht wie das erstemal kurz und lang in großen Büscheln — kleine Härchen, täglich etwa zwanzig Stück. Ist der Ausfall gefährlich?

So, und nicht anders pflegt sich der Haarausfall nach schweren Krankheiten zu gestalten. Der erste Nachwuchs hat noch nicht die Kraft des alten Haares und fällt nach und nach zum größten Teil wieder aus. Erst wenn der Körper vollkommen wieder genesen und zur früheren Vollkraft der Gesundheit zurückgekehrt ist, nimmt auch die Haut ihre alten Funktionen in vollem Umfang wieder auf, so daß der Haarwuchs in alter Fülle und Schöne gedeiht. Das Haar kam in der Krankheit nicht zum Ausfall aus örtlichen, den „Haarboden" speziell betreffenden Ursachen, sondern weil die Gesundheit

Aus den Tagen unserer Großmutter.

des Gesamtorganismus in ihren Grundfesten erschüttert wurde; die Haare starben ab, weil sie nicht hinreichend ernährt wurden. So stellt sich der Haarwuchs mit der fortschreitenden Genesung und gleichen Schritt mit ihr haltend wieder her, wenigstens in der großen Mehrzahl der Fälle. Den Haarwuchs in dieser Zeit befördernde Mittel, innere oder äußere, gibt es trotz aller gegenteiligen Versicherungen nicht, wohl aber solche, die den Haarwuchs schädigen. Dahin gehören, außer dem zu frühzeitigen Haarschneiden, alle diejenigen Mittel, welche die Kopfhaut reizen oder röten und ein brennendes Gefühl auf derselben hervorrufen. Dagegen thut eine gute Hautpflege des Kopfes, vor allem warme Waschungen mit milden Seifen oder Kleienwasser, der Haut und damit dem Haarwuchs sehr wohl.

E. H. in Z. Petroleumlampen den Tag über im Zimmer stehen zu lassen bringt zwar der Gesundheit keinen Schaden, gehört aber des unleidlichen Geruchs wegen keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

E. in Walt. Die Lippenpomade, ohne deren Anwendung Sie nicht ausgehen können, dürfen Sie getrost und nach Belieben gebrauchen. Dieselbe besteht aus parfümiertem Fett und schadet niemals und ebenso kann von einer dadurch herbeigeführten Verweichlichung keine Rede sein. — **Wittenberg.** Wenden Sie sich wegen Ihrer Zuckerkrankheit an Dr. Schmidt in Neuenahr.

M. L. Pyritz. Ein an Sie adressierter Brief kam als unbestellbar zurück.

Briefkasten.

Herrn **Sup. P.** in T. Das „Bismarckbüchlein" von Oskar Pank hat eine über den siebzigsten Geburtstag des Reichskanzlers weit hinausgehende Bedeutung und Aufgabe. Es ist ein Volksbuch im edelsten und besten Sinne des Wortes und sollte in keiner Schul- und in keiner Volks-Bibliothek fehlen. Vor allem eignet es sich zur Verteilung bei Schulfestlichkeiten, insonderheit am Geburtstage des Landesherrn und am Sedanfeste; bei Entnahme von größeren Partieen ist für diesen Zweck der Preis von 50 Pf. auf **35** Pf. ermäßigt. Übrigens sind wir sicher, daß auch Sie selbst das Büchlein gerne lesen werden, umsomehr, da es — außer manchem Bekannten — doch auch viel Neues enthält, wie es nur aus den früheren seelsorgerischen und aus den noch fortdauernd persönlichen Beziehungen des Verfassers zum Fürsten Bismarck geschöpft und dargeboten werden konnte. — Unser Mitarbeiter, Dr. **Warneck**, bittet Herrn **v. B.** in **Marienburg**, der ihm aus Anlaß seines Artikels in Nr. 26 geschrieben, um gefällige Mitteilung seines Namens, da er gern mit ihm sich weiter über die angeregte, ihm höchst wichtige Sache aussprechen möchte. Seine Adresse ist für die nächsten Monate: Montreux, Villa Elisabeth (Schweiz).

In unserer Spielecke.

1.

1. Inka 2. Reis 3. Linse 4. Amen 5. Amme
6. Ohren 7. Roma 8. Zeus 9. Made 10. Rot
11. Mahl 12. Regen 13. Rebe 14. Hand 15. Borneo
16. Gitter 17. Diener 18. Seni 19. Tonne

Aus jedem der obigen neunzehn Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben ein anderes bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen neunzehn Wörter (in derselben Reihenfolge) ergeben ein deutsches Sprichwort.

2. Zweisilbige Scharade.

Es zieht die erste in die zweite ein
Mit Sang und Blütenduft und Sonnenschein.
Das Ganze kannst du in Italiens Auen,
Geschmückt mit edlen Meisterwerken schauen.

Bilderrätsel.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

3. Viersilbige Scharade.

Wo die ersten beiden wüten,
Fallen ach! die schönsten Blüten
Als des bittern Todes Raub,
Seufzend nieder in den Staub.
Wo die andern danach trachten,
Sorgsam auf ihr Amt zu achten,
Glückt die Reise, glückt die Fahrt,
Ist man immer wohlbewahrt.
Wo das Ganze auf dem Plane,
Blickt es schweigend auf die Fahne
Bald mit Jubel, bald mit Weh. —
Hilf uns, Ganzes in der Höh'!

B.

4. Homonym.

Suchst du in der Mehrzahl mich,
Meidet man dich sicherlich.
Jedoch im Singular
Bin ich ein stolzer Aar,
Des Flügelschlag im Reich der Töne
In stolzer Harmonieen Schöne
Das Menschenherz zum Himmel zwingt
Und Lob und Preis dem Schöpfer singt.

R. F.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätsel:
Ministerium Gladstone.

Schlüssel zum Rösselsprung.

Auflösung des Rösselsprungs.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht:
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.
Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn:
Es stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort.
Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten schaut der eine
Dem Tod ins Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.
Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod,
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das siegen oder sterben
Den Frommverwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich der Heldengeist.
„Mönchlein", beginnt der Ritter,
„Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen
Und keinen werd' bestehn;
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst du den Gang auch gehn!"
So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held, und schwinge
Dein ritterliches Schwert,
Laß sehn, ob sich die Klinge
Als flammende bewährt.

Damespielaufgabe.

1. f 2 — g 3 1. D c 5 — h 4
2. D c 3 — c 1 gewinnt.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Rendezvous. Zeichnung von R. Knötel. — Zur Geschichte der christlichen Sitte. Von Prof. Dr. Zöckler in Greifswald. — Vom alten Hofrat Gebauer. Mit Porträt. — Odysseus. Fortsetzung. Erzählung von Heinrich Seidel. — Ansbach, die Kreishauptstadt in Mittelfranken. Mit fünf Illustrationen. — Am Familientisch: Der Maler und die schwäbischen Bauern. Gedicht. Zu dem Bilde von B. Vautier. — Die Ansiedlung von Nachtigallen. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — Ein Bild aus den Tagen unserer Großmutter. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Mai 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 33.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Der Feldzug des Frühjahrs 1745 ließ sich anfänglich wieder günstig für die Österreicher und ihre Verbündeten an. Ganz Oberschlesien wurde den Preußen abgenommen. Der Prinz von Lothringen vereinigte sich mit 22000 Sachsen und rückte König Friedrich entgegen, es kam im Juni — bei Hohenfriedberg — zur Schlacht, welche mit einer Niederlage der Österreicher und Sachsen endigte. Karl von Lothringen mußte sich nach Böhmen zurückziehen, wohin Friedrich ihm folgte.

Der Sommer ging mit Verhandlungen herum, man hoffte durch Vermittlung Englands auf Frieden, Maria Theresia wollte aber von einer Abtretung Schlesiens nichts wissen. Am 30. September wurde Friedrich bei Soor aufs neue angegriffen, aber so tapfer die Verbündeten auch vorgingen, so heiß der Kampf auch wütete, die Preußen erbeuteten Kanonen, Fahnen, Gefangene und behaupteten die Wahlstatt.

Da unterbreitete Brühl dem Wiener Kabinet folgenden Rettungsplan. Österreich sollte noch ein Armeekorps von 10000 Mann, unter General Grüne, vom Rhein herbeirufen, dann wollte man mit ganzer Kraft direkt gegen Berlin vorrücken. Dieser Plan wurde angenommen, aber an Friedrich verraten, der sofort seine Gegenmaßregeln traf. Er ging nach Sachsen, schlug einen Teil der Armee Ende November bei Hennersdorf und rückte in Görlitz ein. Der Fürst von Dessau nahm Leipzig und marschierte auf Dresden.

Der kurfürstlich-sächsische Hof, auch Brühl, floh nach Prag; von hier aus fing August III Unterhandlungen mit Friedrich von Preußen an, welcher eben, Mitte Dezember, in Meißen angekommen war. Bevor der König sich noch mit August ins Einvernehmen setzen konnte, schlug der alte Dessauer die Sachsen und das Grünesche Korps bei Kesselsdorf. Es war ein harter Kampf, Schnee und Eis auf allen Wegen, und das Ergebnis für die Sieger ebenso blutig wie für die Besiegten. Am folgenden Tage stieß Friedrich mit seinem Heer zu dem des Fürsten von Dessau.

Am 18. Dezember hielten die Preußen ihren Einzug in Dresden, die Friedensunterhandlungen wurden jetzt mit Eifer betrieben, ein Bevollmächtigter langte aus Wien an, und der Friede wurde unter den Bedingungen, daß Österreich Schlesien abtrete und Sachsen eine Million Thaler bezahle, schon am 25. Dezember abgeschlossen.

Der König August III kam mit Brühl nach Dresden zurück, man setzte die Armee auf den Friedensfuß, und der Herzog von Weißenfels konnte sich zu Anfang des Jahres 1746 samt Suite von seinem Kriegsherrn beurlauben und in die eigene Residenz zurückkehren.

Es war ein ergreifendes Wiedersehen für das herzogliche Paar; über ein Jahr lag zwischen dem Tode des kleinen Prinzen, dem damaligen mißgestimmten Scheiden und der jetzigen glücklichen Heimkehr des Herzogs. Mit welch banger Sorge hatte Friederike in dieser langen, einsamen Zeit die Wechselfälle des Krieges verfolgt, wie schwer bedrückte sie's, daß ihr letztes Lebewohl von dem geliebten Gatten nicht allein durch Schmerz, sondern auch durch Bitterkeit getrübt gewesen war! Hundertmal hatte sie sich während all' der Zeit vorgenommen, wenn Gott ihn gesund zurückführe, nichts anderes wünschen, nichts anderes erstreben zu wollen, als ihn glücklich zu machen und das Glück, welches seine Liebe ihr bot, ohne Sorge und Selbstquälerei zu genießen.

Und nun hielten sie sich wieder umfangen, gesund war er ihr wiedergegeben, sollten sie sich nicht an dem freuen, was ihnen blieb?

Der Herzog, welcher, trotz aller Frische und Heiterkeit seiner Natur, ärgerlich und bedrückt durch die Mißerfolge des

Feldzugs heimkam, empfand Friederikens Freude und Zärtlichkeit, die Anmut seines schön entwickelten Knaben, den Reiz einer üppigen Häuslichkeit jetzt dankbarer als je zuvor.

In der ersten Zeit schien es, als hätten die beiden Ehegatten ihr eigenstes Wesen ausgetauscht; Friederike war heiter, entgegenkommend und erbötig, ihren Gemahl zu zerstreuen. Johann Adolf dagegen bedurfte der Ruhe, erwog immer wieder den Verlauf des Krieges, wie dies und das gekommen, dies und das zu ändern gewesen; er wollte niemanden sehen als die Seinen, ging auf die Vorschläge seiner Gemahlin, Einladungen in die Umgegend zu schicken, nicht ein und war kaum als der unverwüstliche Sanguiniker von früher wieder zu erkennen. Das dauerte aber nicht lange; nach und nach kehrten die beiden Grundverschiedenen und doch innig Verbundenen wieder zu ihrer eigensten Natur zurück. Die hochgehenden Wogen der Dankbarkeit und Freude im Herzen der stillen Friederike sänftigten sich. Der Verdruß und die Ermüdung des Herzogs ließen nach, und nun wurden sie beide mit erneuter Liebe für einander wieder sie selbst.

Die Freude der Herzogin, ihren Gemahl unversehrt wiederzusehen, war angesichts mehrerer Gefallener und Verwundeter aus dem nächsten Kreise eine doppelt berechtigte Empfindung.

Graf Luja hatte bei Kesselsdorf einen Stich in den linken Oberarm bekommen, Kälte und Mangel an Schonung verschlimmerten die Wunde, er lag jetzt unter seiner Mutter Pflege und mußte sich voraussichtlich noch längere Zeit ruhig halten.

Schon im September war Daniel von Storke bei Soor durch den Säbel eines preußischen Dragoners vom Pferde gehauen worden. Seine eiserne Natur hatte sich bald wieder aufgerafft, aber seine Stirn blieb gezeichnet. Von der linken Schläfe lief eine rote Narbe schräg in die dunkle Augenbraue; mancher behauptete, diese Schmarre passe besonders gut zu den martialischen Zügen des Trägers, jedenfalls empfand er selbst keine Unbequemlichkeit davon, sein scharf geschnittenes Gesicht hatte nie kecker und zuversichtlicher in die Welt gesehen als jetzt. Und doch brachte er eine Erinnerung aus dem Feldzuge mit, die, mochte er sich dagegen wehren, wie er wollte, ihn stärker brannte als die Narbe.

Als die hereinbrechende Dunkelheit der Schlacht bei Kesselsdorf ein Ende gemacht hatte, und die Preußen das Schlachtfeld behaupteten, zogen sich die Sachsen in mehr oder weniger guter Ordnung auf Dresden zurück. Schnee und Eis erschwerten das Vorwärtskommen, man war erschöpft, herabgedrückt und erreichte endlich einen verlassenen Gutshof, in dem der Herzog mit seiner Suite zu übernachten beschloß. Wunde und Marode lagen schon hier und da, man rückte, die Not schaffte Platz. Im Hause wurde das Gedränge immer größer; Storke ließ die herzoglichen Pferde zusammengekoppelt an eine geschützte Stelle bringen, etwas Fourage hatte sich gefunden, die Stallungen lagen auch voll Menschen.

Er selbst sah sich jetzt nach einem leidlichen Unterkommen für die Nacht um, er brauchte nichts als eine ruhige Ecke und ein Bund Stroh. Ein kleiner Stallraum, vielleicht für ein paar Rinder oder Fohlen bestimmt, nach der Rückseite gelegen, der vermutlich unbeachtet geblieben war, schien ihm leer. Erschöpft warf er sich hier nieder und schlief sofort ein.

Nach einiger Zeit wachte er von einem scharfen Luftzuge auf, zugleich aber auch von einem furchtbaren Stöhnen. Die Thür war aufgesprungen und helles Mondlicht drang mit der Dezemberkälte herein. Storke erhob sich, um die Thür zu schließen, da sagte eine schwache aber zornige Stimme in seiner Nähe: „Gnaden Sie sind's? Oh Sie haben's schuld!"

Die Stimme klang ihm bekannt, er erschrak, wandte sich zur Seite und erblickte Peter Mork in sächsischer Grenadieruniform, der augenscheinlich wußte, wen er vor sich hatte.

Der Oberstallmeister trat mit einem: „Pfui Kanaille! Mork, Er redet im Fieberwahnsinn," von dem Naheliegenden zurück.

„O gnädiger Herr, wie ist es mir ergangen — was habe ich gethan! — Lotte schimpfte den ganzen Tag — nichts war ihr gut genug — unser Kind war tot. Sie hielt mir vor, was ich verbrochen. Eine Hölle war's daheim! Ich ward ganz sinnlos — rannte zu den Soldaten. Mein Elend aber haben Sie über mich gebracht!"

Der Mann fuhr mit halbem Leibe und geballter Faust empor. „Sie Hetzer, Sie Bösewicht! Wer hat zuerst gesagt: wenn's Prinzchen tot wäre, hätt' ich mein Weib wieder? Wer hat mich aufn Kutscher wild gemacht? Sie, Sie! Fluch Ihnen — verdammt, daß ich Sie gesehen — all mein Jammer komme über Sie — nun ist's — aus mit mir" — er sank zurück.

Storke empfand einen Schauder; ein Gefühl von Furcht, wie sie ihn im ganzen Feldzuge, beim Donner der Kanonen nicht einmal beschlichen. Das blasse Grauen jagte ihn von dannen; er stürzte aus dem Stalle, schlug die Thür zu und ließ den schwer Verwundeten allein. Jetzt wußte er gewiß, was er bisher doch nur geahnt — Mork hatte den Prinzen ermordet! — Der Eindruck dieser Begegnung war es, der ihm immer wieder und wieder auftauchte, den er so schwer niederzwingen konnte. Und dann kam die schaudernde Frage: ist Mork auch wirklich tot? Er fühlte, wie die Bestätigung ihn beruhigen würde.

Jetzt in Weißenfels trat die Erinnerung an sein Verhältnis zu dem Elenden zuerst peinigend und mit neuer Kraft vor ihn hin, um dann aber in einer Menge frischer, schmeichelnder Eindrücke unterzugehen. Wie entzückte es ihn, Rosa von Bünau wiederzusehen! Wie sehr hatte sich die blühende Schönheit des Mädchens in diesem Jahre entwickelt und wie liebenswürdig empfing sie ihn! Die alte, heiße Leidenschaft für das holde Geschöpf wallte in ihm auf. Er mußte alles wagen, sie zu gewinnen.

Und kam er soweit mit seinem Denken, so wurden alle seine alten Pläne, sein früheres Wollen frisch in ihm, so mußte auch Morks blutiger Schatten weichen. Was hatte er denn gethan zu alle dem Unheil, das der Mensch angerichtet? Gar nichts! Der rabiate Kerl hatte ganz für sich gehandelt; wenn er — Storke — jetzt seinen Nutzen davon zog, war das eine Politik, die sein Gewissen nicht beschwerte. Ja, wenn die Dinge so leichten Kaufs zum erwünschten Ziele zu leiten waren, wollte er gewiß nicht auf halbem Wege stehen bleiben!

Jetzt im Winter konnte er den Verkehr mit der feurigen Französin nicht fortsetzen, wie dies im Sommer möglich gewesen. Clemence Bernard ging nur unter Mittag in Begleitung der Wärterin mit dem kleinen Prinzen aus. Oft führte auch die Herzogin selbst ihr Söhnchen, und die Bonne folgte. Eine beredte Augensprache hatte Storke öfter im Vorübergehen versucht und lebhafte Erwiderung gefunden. Die Person hatte doch ein paar prächtige Augen und wußte sie zu gebrauchen! Die Gestalt war auch etwas voller geworden, und die Farbe frischer; sie konnte sich neben Rosa nicht sehen lassen, einen gewissen pikanten Reiz, der ein kleines Spiel mit ihr lockend erscheinen ließ, besaß sie aber ohne Frage. Es galt nur auszusinnen, wie man an sie kam.

Kurt von Zscheplitz war wohlbehalten allen Gefahren entronnen und sogleich für einen kurzen Urlaub zu seinen Eltern weiter gereist. Hatte er Glück gehabt wie der Herzog, oder wußte er den Wert eines Majoratsherrn derer von Zscheplitz gebührend zu würdigen und demnach zu schonen? Großthaten gab es wenigstens nicht von ihm zu berichten.

Die Herzogin ging oft allein oder auch mit Rosa zur Gräfin Luja, die jetzt bei der Pflege ihres Sohnes denselben freundlichen Zuspruch gebrauchen konnte, welchen sie während des ganzen verflossenen Jahres der hohen Freundin treulich gespendet hatte.

In der ersten Zeit kam die besorgte Mutter aus dem Krankenzimmer in die vordere Stube, wo sie immer die Herzogin zu empfangen pflegte, und berichtete hier von Martins schlechten Nächten, seinem Fieber und den großen Schmerzen im Arm, die er geduldig zu ertragen wisse. Später, als der

Verwundete im Lehnstuhl sitzen durfte, trafen ihn die Damen im Wohnzimmer.

Friederike glaubte zu bemerken, daß ihre Teilnahme ihm wohlthue, daß er gern ihrer Plauderei lausche, daß auch Rosas Gegenwart ihn nicht störe, und war froh, zur Unterhaltung des Kranken beitragen zu können.

Auch der Herzog und die Herren des Hofes kamen, nach dem Kameraden zu sehen und eifrige Kontroversen über den letzten Krieg zu führen. Es ging oft lebhafter um ihren Martin zu, als der Mutter lieb war, und sie glaubte, daß der Herzogin Besuch mit Rosa von Bünau, das ruhige Geplauder der beiden Damen, ihrem Sohn am besten bekomme und ihn am heitersten stimme. Manchmal begleitete aber auch eine der anderen Damen die Fürstin.

Martin saß an dem einen Fenster und blickte oft auf den Weg nach dem Schlosse hinaus. Die Mutter saß ihm gegenüber an dem andern. War sie auch mit ihrer Handarbeit oder mit Speners zum Herzen redenden Schriften beschäftigt, so wußte sie doch immer, wie es mit ihm stand. Er ließ sein Buch sinken, wenn sich Gestalten in der Ferne unter den verschneiten Bäumen zeigten. Kam die Herzogin, so überflog seine blassen Wangen eine frische Lebensfarbe, die — wie die verstohlene Beobachterin meinte — trüber Enttäuschung Platz machte, wenn er die lange blonde Jakobine oder ein anderes Kammerfräulein als Rosa erkannte.

Die Gräfin hütete sich wohl, diese Wahrnehmung auszusprechen, sie empfing alle jungen Mädchen mit gleicher Freundlichkeit, widmete sich dann aber der Herzogin, wodurch, wenn die Unterhaltung nicht allgemein wurde, es Martin zufiel, mit dem Fräulein zu sprechen. Eine Aufgabe, der er sich mit sehr verschiedenem Eifer unterzog.

Rosa mußte dem Grafen erzählen, wie sie seit seiner Abwesenheit im Schlosse gelebt, womit sie sich beschäftigt, was sie gelesen habe. Er fragte auch teilnehmend nach allen anderen Personen ihrer gemeinschaftlichen Bekanntschaft, kam aber doch vorzugsweise auf sie selbst zurück. Sie empfand auch noch immer das alte Zutrauen, hätte ihm alle ihre Gedanken sagen, seinen Rat über ihre kleinen Angelegenheiten einholen mögen. Wie gütig war es von diesem vorzüglichen Manne, sich mit ihr zu beschäftigen! Sie sah es als eine Auszeichnung an, die sie zu verdienen trachtete, aber es fiel ihr nie ein, den Grafen mit andern jungen Männern des Hofes, mit Storke und Zscheplitz, in eine Reihe zu stellen. Die kleine Verletzung ihres Gefühls damals in der Schloßkirche hatte sie ihm längst vergeben und vergessen, sogar gegen die damalige Mißempfindung die Überzeugung eingetauscht, daß er ihrer teuren Herrschaften Unglück anteilnehmend empfunden. Wie hübsch war es, daß sie jetzt mit der Herzogin manchmal zu ihm ging, wie viel ruhiger und offener plauderte sich's im Krankenstübchen, als während der rauschenden Hoffestlichkeiten, von hundert Augen beobachtet!

Wenn eine andere Dame zur Begleitung der hohen Frau befohlen wurde, wie es doch selbstverständlich der Wechsel des Dienstes mit sich brachte, so glaubte Rosa sich in ihrem guten Rechte gekränkt und brauchte Mühe, der Herzogin diese Regung zu verbergen. Sie hätte für ihr Leben gern gesehen, ob er gegen Ulrike und Jakobine ebenso gütig war wie gegen sie. Wollte sie doch seine Teilnahme mit keiner andern zugleich und in derselben Weise genießen. — — — —

Dreizehntes Kapitel.

Der Herzog hatte sich endlich entschlossen die vornehme Welt aus der Umgegend zu einem Diner bei sich zu sehen, und so gewissermaßen das Zeichen zu geben, daß die Mißerfolge des Feldzuges verschmerzt und die Wintervergnügungen eröffnet seien. Die durch den Krieg veranlaßten Lücken in seinem Hofhalt waren ausgefüllt, der Kammerjunker von Zscheplitz vom Urlaub zurückgekehrt, Graf Luja befand sich in fortschreitender Genesung, so ging alles wieder in ein erfreuliches Geleise über.

Johann Adolf atmete auf, die Mißstimmung war ein zu fremder Tropfen in seinem Blute; er konnte sich auf die Dauer nicht in der Ruhe und Einförmigkeit seines häuslichen Lebens wohl fühlen. Mit vergnügtem Lächeln lauschte er, während er sich ankleiden ließ, ob noch kein Wagen seiner Gäste auf den Schloßhof rolle.

Es war heute wieder wie sonst in den weitläufigen Räumen des Schlosses. Der dicke Hofmarschall hastete, von einem Stabe galonierter Unterbeamten umgeben, durch die festlich ausgestatteten Räume. Die Büffets prangten im Schmuck des Silbers, der Vasen und Kandelaber; die lange Tafel im Speisesaal schimmerte in der bunten Pracht des Meißner Porzellans, der vergoldeten Tafelaufsätze mit ihren allegorischen Gruppen, der Füllhörner mit Blumen, des funkelnden Silbers und Krystalls. Die Lakaien rannten durch die weiten Korridore; in der Küche, der Konditorei, dem Bereich des Kellermeisters herrschte die größte Geschäftigkeit.

Jetzt stand der Hofmarschall mit der Oberhofmeisterin und den anderen Hofchargen im Empfangssaale bereit. Und nun kamen sie einer nach dem andern angefahren, die Grandseigneurs der Umgegend mit ihren Gemahlinnen, die seit Jahr und Tag diese Räume nicht betreten hatten, die sich aber mit Wonne im Strahlenkreise der Souveränität bewegten. Auch die Weißenfelser Aristokratie erschien samt den ersten herzoglichen Beamten, doch nur so weit von ihren Damen begleitet, wie der Adelstitel deren Auftreten bei Hof möglich machte. Wieder nickten die Straußfedern auf weiß gepuderten Locken, wieder schimmerten Atlas und Brokat, wieder rauschten die Fächer und klapperten zierliche Hackenschuhe auf spiegelglattem Parkett. Gerade so komplaisant und charmant, ebenso knixend, scharrend, parlierend und kokettierend, wie man im August 1744 auseinandergegangen war, traf man sich jetzt im Februar 1746 wieder. Alles was Unerfreuliches dazwischen lag, wurde mit vollendeter Grazie ignoriert; man kam zusammen, um sich zu amüsieren, sich Angenehmes zu sagen, den süßen Schaum der Freude vom Trank des Daseins zu schlürfen, mochte dahinter liegen und versinken was wollte!

Endlich war die Gesellschaft im Empfangssalon versammelt; der Hofmarschall hatte mit Beihilfe der Frau Oberhofmeisterin hier die Damen, drüben die Herren nach Rang und Würden geordnet. Jetzt stieß er mit seinem goldenen Stabe zu einem „Habt acht!“ aufs Parkett.

Aller Blicke richteten sich mit Spannung auf die Flügelthüren, sie flogen auf, das herzogliche Paar erschien, begleitet von Pagen, Kammerfräulein und Junkern, worauf die ganze versammelte Gesellschaft zu tiefster Verneigung hier in Reifröcken versank, dort sich devotest beugte.

Welches Fächern, Lächeln und Lispeln, Erröten und Zurseiteblicken, als nun die höchsten Herrschaften an den Reihen hinabschritten und hier und da ein gnädiges Wort, eine huldvolle Frage spendeten!

Die erste Zeremonie war vorüber, die Gesellschaft hatte an der prächtigen Tafel Platz genommen, Rosa von Bünau fand sich — o der Schalk von Hofmarschall! — zwischen ihren früheren Verehrern, dem Oberstallmeister von Storke und dem Kammerjunker von Zscheplitz.

Storke hatte bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, mit dem schönen Mädchen allein zu sprechen, und Zscheplitz begrüßte sie nach der Heimkehr aus dem Felde hier zuerst. Kein Wunder, daß drei Herzen in Erwartung und Vergnügen höher schlugen.

„Welches Glück, Sie zu sehen, Fräulein von Bünau!“ begann Kurt von Zscheplitz, süßlich wie früher, „reizender denn je finde ich Sie wieder! Dieser Augenblick erfüllt mir die Sehnsucht und Hoffnung vieler öder Stunden!“

Sie drohte ihm schelmisch: „Ich denke, Sie haben sich im vorigen Winter in Dresden vortrefflich amüsiert?“

„Was will das sagen im Festivitätentrouble, bei dem das Herz kein Engagement findet!“

„Sollte das ganz unbeteiligt geblieben sein?“

„Bei allen Göttern!“

„Nun so konnten Sie's vor dem Feinde recht bewähren!“

„Sind Sie boshaft?" flüsterte Storke dem Mädchen von der andern Seite ins Ohr.

„Verleumdet mich der Bramarbas?" raunte mit einem zornigen Seitenblick der Kammerjunker Rosa zu.

„Durchaus nicht!" antwortete diese beiden zugleich, indem sie in heiterster Harmlosigkeit weder rechts noch links sah und ihren flittergestickten Fächer leise bewegte.

„Und dachten Sie in der langen Zeit dann und wann an mich?" fuhr Zscheplitz mit zärtlichen Blicken rasch fort, um die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin festzuhalten. „Oder war ich ganz aus Ihrer Erinnerung geschwunden?"

„Sie trauen mir ein sehr kurzes Gedächtnis zu."

„Ein ravissanter Gedanke, Sie in der nächsten Zeit oft sehen zu können! Serenissimus haben endlich den Bann düsterer Monotonie gelöst. Ich weiß, es wird eine Reihe von Festlichkeiten geplant, bei denen das holdeste aller Kammerfräulein die Königin der Schönheit sein und die Huldigungen ihres Sklaven empfangen wird —"

„Oh, oh, welche Übertreibungen, Herr von Zscheplitz!" lachte Rosa und verdeckte ihr Ohr nach seiner Seite mit dem Fächer, als ob sie nichts mehr hören wolle.

Storke, der das Paar verstohlen beobachtet hatte und triumphierenden Herzens zu erkennen glaubte, daß des Kammerjunkers Fadheit Rosa mißfalle, versuchte jetzt ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Wie haben die Damen hier den Sommer verlebt, während wir vor dem Feinde standen?" fragte er teilnahmsvoll.

„Durchlaucht waren natürlich in großer Sorge," entgegnete Rosa. „Ach, es war eine sehr traurige Zeit. Zuerst das Unglück mit dem kleinen süßen Georg —"

„Der Verlust ist überstanden und verschmerzt," warf Storke fast rauh ein.

Rosa sah ihn erstaunt an, „ich glaube nicht, daß ein Mutterherz wie das meiner angebeteten Herrin vergessen kann," entgegnete sie mit tiefer Empfindung.

„Seine hochfürstliche Durchlaucht sind glücklich heimgekehrt!"

„Sie haben recht, es gibt jetzt mehr zu danken als zu trauern."

„Und langten die Kouriere, welche Serenissimus abschickten, immer rechtzeitig an?"

„Wir haben oft mit Bangen und Sehnsucht auf Nachricht gewartet; wir verlangten vielleicht in unserer Sorge zu viel; alle acht oder vierzehn Tage kam eine Botschaft."

„Haben Sie, teures Fräulein, nur für Leben und Gesundheit des Herzogs gezittert?" fragte Storke jetzt leise, mit einem seiner durchdringenden Blicke.

Unter den forschenden Augen überlief ein tiefes Rot die Züge der Schönen. Sie faßte sich aber bald und antwortete: „Es würde teilnahmlos erscheinen, wenn ich Ihnen nicht offen eingestehen wollte, daß wir uns lebhaft für das Ergehen aller unserer bekannten Herren interessierten."

„Sie weichen mir aus," fuhr er flüsternd und eindringlich fort, „machen Sie mich doch mit dem Zugeständnis glücklich, daß Sie freundlich an mich gedacht haben."

Unwillkürlich streifte ihr Blick die rote Narbe auf seiner Stirn, und innerlich ergriffen von der Wahrheit, gab sie das Zugeständnis, welches er forderte. „Ja, Baron," sagte sie mit ihrer natürlichen Herzlichkeit, „ich war sehr erschrocken, als Durchlaucht nach der Schlacht bei Soor schrieben: unser tapferer Oberstallmeister hat sich löwenmäßig geschlagen, ist aber endlich mit einem derartigen Hieb über den Kopf zusammengehauen, daß der Feldscher an seinem Aufkommen zweifelt."

„Und es that Ihnen leid, mich sterbend zu wissen?"

„Sehr leid," ihre Augen füllten sich mit Thränen, die ihn beglückten; munterer fuhr sie fort: „Ich konnte mir's aber gar nicht vorstellen, daß Sie — Sie sich nicht erholen würden, denn" —

„Sie denken an das Sprichwort vom Unkraut," sagte er bitter.

„O nein! Ich meine nur, Sie sehen so unverwüstlich stark, so männlich fest aus, daß man Sie nicht schwach und hinfällig denken kann!"

Diese Worte thaten ihm wohl, es lag Wärme und Anerkennung darin, freudig begann er den Verlauf der Schlacht, seine Beteiligung und seine Empfindungen zu schildern. Sie lauschte gespannt und folgte so lebhaft gefesselt seinen Worten, daß der Kammerjunker sich vergeblich bemühte, wieder ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, und sich seufzend begnügen mußte, Jakobine von Wolfhart, die auf seiner andern Seite saß, zu unterhalten. Hier fand Kurt von Zscheplitz, der Majoratsherr, endlich ein ganz geneigtes Ohr. Die „blonde Stange" empfing seine Annäherung mit ihrem süßesten Lächeln, sie kargte nicht mit den Freundlichkeiten, welche er vergeblich von Rosa zu erringen getrachtet hatte. Er fand Jakobine heute sogar hübsch, sie gefiel ihm sehr, als sie, sich zu ihm neigend, mit freundlicher Teilnahme sagte:

„Was müssen Sie entbehrt und gelitten haben, Herr von Zscheplitz! Quelle privation! Im Felde stehen par ce temps froid, insupportable! Ich bewundere Sie, daß Sie es ertrugen!"

„Ja," sagte er selbstgefällig, „es gehören Energie und guter Wille dazu, wenn man weiß, welch' ein magnifiques Schloß, welch' zärtlich besorgte Mutter man besitzt, auf Stroh zu schlafen und oft mit degoutanten Diners fürlieb zu nehmen."

„Serenissimus hatten doch seine Köche mit?"

„Naturellement, aber es war oft difficil, ein konvenables Menu zu beschaffen."

„Quelle horreur! Wie ertrugen Sie es nur?"

Während Zscheplitz Jakobinen auseinandersetzte, wie übel er daran gewesen, und sich von ihr beklagen ließ, ward Rosa dauernd von Storkes feuriger Rede gefesselt, er nahm sie durch den leidenschaftlichen Nachdruck, die kräftige Farbe, welche er allem zu geben wußte, derart gefangen, daß sie von nun an während des ganzen Diners nur für ihn Augen hatte und wie unter einem Zauber stand. Vergeblich warf die Herzogin, welche ihr schräg gegenüber saß, besorgte und warnende Blicke herüber. Das Mädchen sah nichts außer ihm, und er, der das Mißfallen der Fürstin deutlich wahrnahm, triumphierte über seinen Sieg, den mit aller Kraft zu verfolgen er sich heimlich zuschwor.

Als die Tafel aufgehoben wurde, dankte Storke seiner Nachbarin für das Glück dieser Stunde. Jetzt erst stieg in Rosa die Ahnung auf, daß sie mit ihrer Teilnahme und Hingabe zu weit gegangen sei. Verwirrt wandte sie sich nach Zscheplitz um, der eben Jakobinen die Fingerspitzen reichte, um sie in den Empfangssalon zurückzuführen; so mußte sie die gleiche Artigkeit vom Oberstallmeister annehmen, dessen anderer Nachbar ein Herr gewesen, obwohl sie des Kammerjunkers Dame war.

Die Herzogin verabschiedete die geladenen Gäste und zog sich mit ihrem Gefolge zurück, während ein Teil der Männer nach besonderer Aufforderung noch um den Herzog zu Spiel und Unterhaltung versammelt blieb.

Beunruhigt über Rosas Verkehr mit Storke schritt die Herzogin ihren Gemächern zu. Sie konnte dem Verhältnis der beiden kein äußerliches Hemmnis entgegensetzen. Der Oberstallmeister sonnte sich jetzt nach dem Feldzuge mehr denn je in der Gunst ihres Gemahls. Auf eine Andeutung, die sie sich neulich erlaubt, hatte dieser erwidert: „Laß doch deine Insinuationen gegen von Storke, er ist ein ganz famoser Kerl und gereicht keinem Hofe zur Schande."

So durfte sie es nicht wagen, dem Hofmarschall einen Wink zu geben, daß er den Oberstallmeister nicht mit Rosa zusammenführe. Sie stand auch von jeher dem förmlichen, unterwürfigen, und doch indiskret geschwätzigen Leiter des herzoglichen Hauswesens zu fern; ebenso der Oberhofmeisterin, einer Dame aus der Umgegend, welche nur bei besonderen Gelegenheiten gewisse repräsentative Funktionen übernahm. Ihr blieb also gar nichts übrig, als auf Rosa selbst zu wirken. Da sie wußte, daß sie durch ihre Liebe zu dem Kinde den

Begegnung auf dem See.

Nach dem im Verlage von P. Käser in München erschienenen Kupferstich von C. Geyer nach Arthur von Rambergs Gemälde.

größten Einfluß auf das Mädchen ausübe, beschloß sie ernstlich mit Rosa zu sprechen. Friederike hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie niemals besser für ihr Pflegetöchterchen sorgen könne, als wenn sie Rosa an Zscheplitz verheiratete, der ohne Frage die reichste Partie des Herzogtums war. Ihr erschien der hübsche, etwas kindlich selbstgefällige Mann doch recht angenehm, sie sah seine junge, schlanke Gestalt gern neben der ihrer Rosa und meinte, die beiden müßten sich unbedingt verstehen lernen und in Liebe finden. Daß von seiner Seite kein Mangel an gutem Willen vorlag, bemerkte die hohe Frau mit Vergnügen. Und Rosa, die Unbefangene, Bereitwillige, so streng in guter Form Erzogene, wie konnte sie sich hinreißen lassen, diesen Mittag ihrem rechts sitzenden Herrn solch einen sichtlichen Vorzug vor dem eigentlichen Bewerber zu geben!

„Daß dieser Bevorzugte auch gerade der gefährliche, mir so antipathische Baron Storke sein mußte! Ich will mit meinem thörichten Kinde sprechen." Also lautete die Endbetrachtung der Herzogin, und diesem Entschluß zufolge nahm sie Rosa allein mit in ihr Zimmer.

Aus Ton und Mienen ihrer Gönnerin, die das Mädchen genau kannte, wußte Rosa, daß sie etwas versehen habe. Zu ergründen was dies sei, dazu bedurfte es keines großen Scharfsinns, das sagte ihr Herz. Noch nie hatte es sich so sehr für den hinreißenden Mann interessiert — den die hohe Frau leider ungerecht beurteilte — wie heute beim Diner.

„Komm her, ma petite," sprach die Herzogin, jetzt wieder mit dem gewöhnten Ton der Güte, „und beichte mir. Wie konntest du diesen Mittag so unhöflich gegen den armen Zscheplitz sein? Er war dein Kavalier und fand so wenig Egards deinerseits. Was enchantiert dich nur am Oberstallmeister? Das ist ja eine ganz brüske Natur! Ein Maquignon, weiter nichts."

„Er hat mich noch mit keinem Worte verletzt," erwiderte Rosa zur Seite blickend.

„So klug wird er sein, armes Närrchen, vor dir seine rüden Façons zu kachieren."

„Kommt es denn immer nur auf die Glätte der Form an?"

„Gewiß nicht allein, aber einen Mangel würdest du schwer ertragen. Du selbst aber darfst vor allen Dingen dich nicht negligieren."

„War ich denn wirklich unartig gegen den Kammerjunker, teure Fürstin?"

„Das bist du gewesen, mein Kind, und ich sah, wie er sogar wagte, dir seinen Unmut zu markieren, indem er die Wolfshart von der Tafel zurückführte."

Rosa senkte den Kopf, mit Erschrecken hatte ja auch sie Kurts Verhalten beobachtet und sich gesagt, daß seine Empfindlichkeit nicht unberechtigt sei. „Ich will mich bei nächster Gelegenheit besser beherrschen," sagte sie demütig und küßte ihrer Gebieterin Hand. „Durchlaucht glauben gar nicht, wie interessant Baron Storke erzählt. Ich wußte nicht mehr, daß ich bei Tafel saß; ich befand mich bei Soor, ich sah das Heranbrausen der preußischen Reiterei, das Weichen der verbündeten Österreicher. Ich sah die gefährdete sächsische Batterie von feindlichen Grenadieren gestürmt, von der Bedeckung nur schwach verteidigt. Storke sprengt mit einem Häuflein der Unsern zur Rettung des Artillerieparks herbei. Da jagt der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit seinen Dragonern die Anhöhe herauf. Ein Kampf Mann gegen Mann entbrennt, Säbel und Pistolen entscheiden; Storke sieht sich von mehreren Seiten angegriffen, sein Pistol ist ausgeschossen, aber die Faust ist noch stark genug den Säbel zu schwingen, er verteidigt sich wie ein Rasender, jetzt — er vermochte nicht sich nach allen Seiten zu decken — der furchtbare Hieb über den Kopf — schwarze Nacht bricht um ihn herein, er glaubt sich tötlich getroffen und stürzt besinnungslos vom Pferde. Ein neuer Angriff der Sachsen macht die Anhöhe frei, man trägt den noch Atmenden aus dem Bereich der Rosseshufe zurück, er wird verbunden und dem Leben erhalten!"

Rosa barg ihr glühendes Gesicht im Schoße der Fürstin, welche sinnend über den weißen Nacken der Knieenden strich. Das Mädchen blickte wieder empor und fuhr erbebend fort „Ist es nicht etwas Herrliches, durchlauchtige Fürstin, um den männlichen Heldenmut? Gibt es etwas Höheres, Stolzeres, Edleres als eine vollendete Männlichkeit? O und ist Storke nicht ein vollkommener Inbegriff derselben?"

„Du irrst, pauvre enfant, du bist fasciniert von brillanten Vorzügen. Laß mich versuchen, dich aufzuklären. Kourage und Edelsinn sind sehr verschiedene Eigenschaften, die sich nicht immer alliiert finden. Die Kraftfülle, das Bewußtsein eines großen Könnens gibt nicht häufig der edlen Beherrschung des Instinktes Raum. Wer die Macht in sich fühlt, decidierend einzugreifen, benutzt seine Unbeschränktheit leider häufig zum Unrechtthun, und ein kraftvolles extérieur soll uns ja nicht bestechen. Vor allen Dingen bedarf es hier der Beweise, daß der Eigner großer supériorité sie richtig anwendet. In Baron von Storkes Augen liegt ein Etwas, das mich alarmiert und jede Möglichkeit des Vertrauens ertötet. Du gestandest mir selbst, mignonne, daß auch dich schon einmal ein horreur vor seinen Blicken gefaßt hat. Ich bitte dich, Rosa, laß den gefährlichen Mann, der dir vermutlich niemals eine gesicherte Lebensstellung bieten könnte, keine Macht über dein Herz gewinnen."

„O wenn er reich wäre, würden Durchlaucht ihn nicht so hart beurteilen!" rief das Mädchen verletzt. „Und was ist der Reichtum doch für eine geringe Zugabe zu einem Glücke, wie es sich das Herz ersehnt."

Die hohe Frau schüttelte erschrocken den Kopf. Noch lange Zeit und mit allen Mitteln, die Übergewicht und mütterliche Liebe ihr gaben, versuchte sie es, das erregte Mädchen zu ihrer Meinung herüberzuziehen und den Eindruck abzuschwächen, welchen Rosas Herz empfangen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Warum können wir keine Austern mehr essen?

Nicht eine Stimme hat sich in den jüngsten Reichstagssitzungen gegen die Verdoppelung des Austernzolles erhoben — ich sehe es kommen, die Auster „des wohlhabenden Mannes" wird bald nur noch auf den Tischen der Millionäre erscheinen können. Wo sind die schönen Zeiten geblieben, als man noch für eine Mark, oder vielmehr für zehn Silbergroschen, sein vollgewogenes Dutzend echter Holsteiner erhielt und für ein Fünfgroschenstück mehr eine köstliche Platte Natives herbeizaubern konnte? Heute sind die Holsteiner so gut wie ganz vom Markt verschwunden — was uns als solche serviert wird, stammt fast ausschließlich aus Helgoland, von der dänischen Westküste oder gar von Norwegens Gestaden — ihre holländer Stammesbrüder, besonders die köstlichen Kinder der Bänke von Petten und Zierikzee, werden meist von den heimischen Gourmands verzehrt, und die englischen Austern, vor allen die in den Ostender Parks gemästeten, sind so teuer, daß mir wenigstens die Augen schon übergehen, wenn ich meine Gattin auf einem unvorsichtigen Blick nach der bewußten Ecke der Hillerschen Speisekarte ertappe. Die kleinen grünen Franzosen endlich wollen sich bei uns nicht einbürgern und die in neuerer Zeit über den Ozean gekommenen Amerikaner — puh, so gut sie drüben sein mögen, hier wünsche ich sie meinem ärgsten Feinde nicht! Ist es nicht eine Ungerechtigkeit des Schicksals, daß gerade der Genuß dieser braven Schaltiere, welche man erst beim dritten Dutzend recht würdigen lernt, uns mehr und mehr vergällt wird? Wenn man von den riesigen Bänken an den Küsten von Kent, Essex und Sussex oder in den Buchten von Cancale und Arcachon hört, wenn man in unseren gewissenhaften Naturgeschichten liest, daß eine Auster durchschnittlich jährlich eine Million junger Brut in die Welt setzt, kann man es wirklich kaum verstehen, daß der Preis der edelsten Trüffel des Meeres, wie ein begeisterter Austernesser sich ausdrückte, von Jahr zu Jahr rapide steigt. Aber der Konsum ist thatsächlich noch größer als der Bestand, und das Heranwachsen der jungen Sprößlinge hält mit ihm in keiner Weise gleichen Schritt — vor allem hat jedoch der kurzsichtige menschliche Egoismus in einer Weise Raubjagd auf den Bänken getrieben, daß selbst die ergiebigsten unter ihnen längst zu versagen begonnen haben. Paris verbraucht jährlich etwa 120 Millionen, der Londoner Markt über 500 Millionen Stück, nach Deutschland werden für 7½ Millionen Mark eingeführt und den Konsum Nordamerikas berechnet man gar auf 4 Milliarden pro anno — soll sich, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, da nicht endlich ein Brunnen, geschweige denn eine Austernbank ausschöpfen, besonders wenn die rücksichtslose Fischerei mit dem Fang der ausgewachsenen Exemplare zugleich Millionen des jüngeren Nachwuchses zerstört? In den Watten unserer Nordsee, wo die Bänke von Husum uns die herrliche, fleischige holsteinsche oder richtiger schleswiger Auster lieferten, war der Ertrag denn auch in der That allmählich ein äußerst geringfügiger geworden, sodaß die Regierung als Besitzerin

der Bänke endlich den Vertrag mit deren Pächtern nicht mehr verlängerte und durch energische, rationelle Schonung den Bestand zu heben sucht — es leuchtet also wenigstens von dieser Seite her ein leiser Hoffnungsstern, daß die Austernfrage nach einigen Jahren für uns sich günstiger als gegenwärtig gestalten wird. Auf der andern Seite hat man die Hoffnung, die Produktion durch künstliche Züchtung zu heben, noch immer nicht aufgegeben, obwohl die anfänglich scheinbar überaus erfolgreichen Versuche an den französischen Küsten, die seit 1858 auf Veranlassung des Akademikers Coste unternommen wurden, schließlich ein ziemlich negatives Resultat gegeben haben: Von den 2000 Austernzuchtparks, welche sich 1867 längs der französischen Westküste befunden haben sollen, existierten nach dem Bericht des österreichischen Professors Schmarda schon zwei Jahre später nur noch zehn! Ja, wenn wir in unserer Ostsee, die mit ihren stillen Buchten so recht geeignet zur Zucht erscheinen könnte, Austernbänke anzulegen vermöchten, dann wollten wir gern anstatt des doppelten den zehnfachen Zoll auf die fremden Eindringlinge bezahlen — aber auch in dieser Richtung sind die Aussichten nicht besonders günstig. Professor Möbius in Kiel, einer der ersten Sachverständigen, hat seit mehr als einem Jahrzehnt die umfassendsten Versuche bezüglich der Einbürgerung der wertgeschätzten Mollusken in den heimischen Gewässern angestellt, wieder und immer wieder führte die Erfahrung aber darauf hin, daß ihr Salzgehalt zu gering sei, um die Austern dauernd zu erhalten. Ganz neuerdings versucht man es mit dem Aussetzen amerikanischer Austern, welche assimilationsfähiger und härter sein sollen, als ihre europäischen Brüder; der segensreich wirkende deutsche Fischereiverein hat erst in diesem Jahre eine besondere Austernexpedition unternommen und dank seinen vortrefflichen Vorbereitungen ist es gelungen, eine große Zahl „Amerikaner" schon neunzehn Tage, nachdem sie im Lorenzostrom gefischt waren, völlig gesund in der Ostsee auszusetzen. Hoffen wir, daß diese Bemühungen einen praktischen Erfolg haben — es wäre in der That etwas Großes, wenn es gelänge, für kommende Generationen die gesunde, leichtverdauliche Auster in ähnlichem Grade zu einem Volksnahrungsmittel zu machen, wie sie es heute in Nordamerika ist. Wir freilich wollen uns gern damit begnügen, wenn die Schonzeit unserer schleswiger Bänke ihre Früchte getragen hat, wenn wir wieder unsere heimischen echten Holsteiner mit einem Glase Moselblümchen genießen können, ohne daß der horrende Preis sie in gährend Drachengift zu verwandeln scheint. v. Sp.

Zur Erinnerung an Franz Abt.

Am 31. März 1885 ist zu Wiesbaden, wo er seit seiner Versetzung in den Ruhestand seinen Aufenthalt genommen hat, Franz Abt verschieden. Mit ihm ist einer der beliebtesten und populärsten Liederkomponisten dahingegangen, dessen Lieder bekannt sind und gesungen werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Wo wäre eine gefühlvolle Jungfrau, die nicht mit besonderer Vorliebe sänge: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen"? Wo wäre ein Liederkranz oder eine Liedertafel, welche nicht Abts Männerchöre, seine „Maiennacht", „die stille Wasserrose", seine „Vaterlandslieder", „Nur deine schönsten Melodieen", „Brüder, weihet Herz und Hand" zu ihren beliebtesten Repertoirestücken rechnete? Unzähligemal hat das weit bekannte, fast zu Tode gesungene „Gute Nacht, du mein herziges Kind" jene breite Schicht des Publikums elektrisiert, welcher der süße Schmelz des bel canto das denkbar höchste und jedenfalls alles ist, was sie von der Musik erwarten und fordern. Theodor Wachtel allein hat das Lied etwa tausendmal als Einlage im „Postillon von Lonjumeau" gesungen, jedesmal zum Entzücken der Zuhörerschaft; er wird nicht der letzte der Tenoristen gewesen sein, der sich mit diesem Liede in die Gunst des Publikums einsingt.

Worin liegt der Zauber, der Abt zum erklärten Liebling der Sängerwelt macht? Volkslieder im eigentlichen Sinne sind doch seine Melodieen nicht; es fehlt ihnen dazu die melodische Schlagkraft, die Prägnanz und Konzision der Form, die Kräftigkeit und Körnigkeit der Motive; es fehlt ihnen überdies, um als Volkslieder zu gelten, die Naivität und unmittelbare Frische der aus dem Innern hervorquellenden Erfindung: sie sind, ob sie noch so sehr ans Volkstümliche anstreifen, doch absichtsvoll geschaffene, zwar spontan erfundene, aber in ihrer Ausführung und Gestaltung doch die weise Berechnung der guten Wirkung verratende Gesänge, die eben deshalb zwischen dem Volkslied und dem Kunstlied die Mitte einhalten, dem letzteren der Form nach angehören, mit dem ersteren die Leichtfaßlichkeit und Einfachheit der melodischen Struktur teilen. Während im echten Volkslied der stramme, charaktervolle Dreiklang herrscht, klingt bei Abt der weiche, sentimental färbende Septimenakkord tonangebend hindurch: während die echte Volksmelodie dem frischen, krystallhellen Quellwasser gleicht, möchten wir die Abtsche Weise mit dem Zuckerwasser vergleichen. Beides wirkt erquickend, erfrischend, kühlend: Das Volk aber trinkt nicht Zuckerwasser, dies thut nur die sogenannte „Gesellschaft". Abts Lieder sind durchschnittlich, wenn wir so sagen dürfen, parfümierte Volks- oder Gesellschaftslieder; sie sind dem musikalischen Mittelschlag nach dem Munde gesungen, und darum in erster Linie die erklärten Lieblinge der musikalischen bourgeoisie; die weiche Schmiegsamkeit und warme Gefühligkeit der Melodie, welche sich „einem so wohlthuend ums Herz legt" und „so süß und flüssig ins Ohr geht", die weise Rücksichtnahme auf die menschliche Stimme, der nicht zu viel und nirgends Unnatürliches zugemutet wird, wie in so manchen rein instrumental gedachten Liedern, die Sangbarkeit und die gute Wirkung, die nicht zu viel Anstrengung fordert — das alles sind Vorzüge, welche die ungemeine Verbreitung und Beliebtheit der Abtschen Weisen erklären. Dazu kommt bei vielen seiner Lieder und Chöre ein wirklich poetischer Duft, eine Innigkeit der Stimmung, welche dieselben vorteilhaft unterscheidet von jenen zahlreichen hölzernen Männerchören, mit welchen sich die Liederkränze jahraus jahrein abquälen. Wohl können und wollen sich Abts Lieder mit denjenigen höherer Gattung, mit den Liedern eines Schubert, Schumann, Franz, Brahms, nicht messen; sie beanspruchen nichts weiter, als gesungen zu werden und mit dem silbernen Klang weicher, wohllautender Melodik das Herz zu bewegen: ein tieferes, eingehendes Erfassen des Textes, eine eigentliche, die einzelnen Stimmungsglieder des Gedichts je für sich musikalisch herausbildende und zum gedrängten Tonbild zusammenschließende Interpretation des Liedtextes ist Abts Sache nicht: seine Melodieen schmiegen sich dem Gedichte an, wie die silbernen Wellen, die das Schifflein umspielen, sie sind und wollen nur sein die melodischen Träger des Textes. Daß auch diese Art und Auffassung ihr Recht und ihr Verdienst hat, sollte niemand bestreiten: Der Fehler und die Gefahr beginnt erst da, wo man, hingenommen von dem Zauber der leichtfaßlichen, rührsamen Melodik der volksmäßigen Komposition, diese Leichtfaßlichkeit und Rührsamkeit zum Prinzip erheben will, nach welchem der Wert oder Unwert der jeweiligen Liederkomposition beurteilt werden soll, oder wo man sich einseitig auf Abt beschränkt und damit ohne Rettung der sentimentalen Manieriertheit verfällt.

Niemand ist sich der Grenzen seiner schöpferischen Begabung deutlicher bewußt gewesen und niemand hat von seinen Leistungen bescheidener gedacht, als Abt selbst. Schlicht und neidlos war er nach dem Zeugnis derer, die an seinem Grabe gesprochen haben, bescheiden, alles Verdienst ablehnend, trotz der zahlreichen Ehren, die ihm zuteil geworden sind; hat er doch mindestens dreihundert Ehrendiplome erhalten. Auch im Schaffen hat er die Schranke seines Könnens nie zu überschreiten versucht: er ist beim Lied geblieben und im Lied der eigenen Art und Begabung treu, ohne über sich selbst hinauszustreben. Daher tragen die etwa fünftausend Lieder (op. 598!) alle ein gleichartiges Gepräge, eine bestimmte Physiognomie, wie wir sie zu schildern versucht haben; um die Lorbeeren der hohen Kunst zu ringen, hat er unseres Wissens gar nie versucht, wenigstens ist uns nie etwas von einer Komposition höheren Stils zu Ohren gekommen. Abts Lebensgang verlief einfach. Er wurde am 22. Dezember 1819 in Eilenburg (Provinz Sachsen) geboren. Der Vater war daselbst Pfarrer und weckte und pflegte früh in dem Sohne die Liebe zu der von ihm selbst hochgehaltenen Tonkunst; denn diese war, wie es sich für ein echtes und rechtes Pfarrhaus gehört, des Hauses Schmuck und der Feierklang des Familienlebens, der Vater selbst war ein tüchtiger Klavierspieler. Zwölf Jahre alt kam Franz Abt auf die Thomasschule zu Leipzig, an welcher 1823 bis 1842 Th. Weinlig als Kantor wirkte. Nachdem er diese absolviert hatte, bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. In dieser Zeit starb der Vater, und der junge Student war der Zuschüsse von zu Hause beraubt. Nun

Franz Abt. † am 31. März 1885.

kam ihm die musikalische Tüchtigkeit, die er sich zu Hause erworben und auf der Thomasschule weiter gebildet hatte, zugut und setzte ihn in den Stand, durch Unterrichtgeben sich fortzuhelfen. Die Musik brachte ihn mit Felix Mendelssohn-Bartholdy in Berührung, der seit 1835 das Musikleben Leipzigs durch seine universale Wirksamkeit zu nie dagewesener Höhe und Geltung brachte. Der Umgang mit dem liebenswerten Meister wie mit den um ihn sich scharenden musikalischen Kreisen zog Abt vom Studium der Theologie ab und er warf sich nun berufsmäßig auf die Musik. Am 19. Februar 1841 dirigierte der bisherige Studiosus der Theologie als „Kapellmeister" am Theater zu Bernburg die erste Opernaufführung („Fra Diavolo"). Im Herbst desselben Jahres siedelte er nach Zürich über, wo ihm die Musikdirektorstelle am Stadttheater übertragen wurde. Jetzt führte er die Geliebte seiner Jugend heim, die ihm eine treue Gattin und seinen Kindern eine sorgliche Mutter geworden ist, und das Glück der jungen Ehe entband in dem jungen Komponisten den Liederstrom. Zu Zürich entstand das Schwalbenlied, das rasch seinen Namen in die Weite trug. Zugleich erhielt Abts Schaffen die bestimmte Richtung durch die nahe und mannigfaltige Berührung, in welche er mit den in schönster Blüte stehenden Männergesangvereinen trat. Lebhaftes Interesse schenkte Abt diesen Organen der Volksmusik, so sehr, daß er sich selbst an der Gründung des eidgenössischen Sängerbunds beteiligte und seine Verpflichtungen gegen das Stadttheater löste, um sich ganz der Wirksamkeit für die Vereine zu widmen. Die Chöre, die er schuf, „Nur deine schönsten Melodieen", „Brüder, weihet Herz und Hand" ꝛc. machten ihn rasch überall bekannt. 1852 kam er nach Braunschweig, um eine dem braunschweigischen Liederkranz zugeeignete Komposition zu dirigieren. Dieser Besuch war der Anlaß, daß er im selben Jahr als zweiter Kapellmeister nach Braunschweig berufen wurde. Hier ist er dann volle dreißig Jahre geblieben. Eine Reise, die er 1872 auf Einladung verschiedener Vereine nach Amerika machte, trug ihm Ehren und Huldigungen der schönsten Art ein. Sein häusliches Glück erhielt einen schweren Schlag durch den Tod seines Sohnes, dem der Vater mit bitterem, kaum zu verwindendem Weh ins Grab nachsah.

Im Jahre 1882 legte Abt sein Amt nieder und zog sich in die Stille des Ruhestands zurück. Nur wenige Jahre sind ihm noch vergönnt gewesen.

Am 3. April, abends sechs Uhr trug man ihn zu Grabe. Zehn- bis fünfzehntausend Leidtragende geleiteten den Entschlafenen auf dem letzten Wege. Um ihn trauern mit der Witwe drei Töchter.

Schon ist ein Komitee zusammengetreten, um dem Sänger ein würdiges Grabdenkmal zu setzen, das von der Liebe zeugen soll, welche ihm die Sängerwelt bewahrt.

Sein Wesen war beherrscht, wie sein langjähriger Freund Karl Schultes am Grabe hervorhob, von dem „goldenen Dreiklang: Liebe zum Vaterlande, rastlose Arbeit und neidlose Bescheidenheit."

Nicht steht er am Himmel der Kunst als der ersten Sterne einer; vielmehr sind der Sterne viele, die ihn an Helle und Größe überstrahlen; es sind der Komponisten viele, die ihn an Gewicht und Gehalt überragen, ob sie auch lange nicht so volkstümlich werden — aber fortleben wird er im Herzen vieler, denn er hat viele Menschen erfreut mit der Gabe seines schlichten, anspruchslosen Liedes. Kn.

Die Bank von England.

Dem Besucher Londons fällt in dem ruhelosen Straßenleben unter anderen eigentümlichen Erscheinungen und sonderbaren Lauten, die sich aus dem Strome von Bewegungen und Geräuschen abheben, auch ein überall sich wiederholender Ausruf der Omnibusführer auf, der, scharf und schnell wiederholt, sich anhört wie „bink, bink, bink." In allen Teilen der Riesenstadt, wo nur immer einigermaßen lebhafter Wagenverkehr herrscht, gellt einem dies „bink, bink, bink" vom Schaffner entgegen, gleichsam als müßte es die Losung oder das gemeinschaftliche Ziel für alle und jedermann sein.

Folgt man dem Rufe, der nichts anderes als eine Umlautung des Wortes „Bank" bedeutet, so gelangt man mit den sich immer mehr häufenden Wagen, mit dem immer lebhafter anschwellenden Strome von rasselnden Omnibussen und Droschken und hastenden Menschen auf den beschränkten, von einigen massigen, niedrigen Gebäuden umgrenzten Platz vor der Bank; dorthin stürzt aus vier großen Verkehrsadern ununterbrochen eine wahre Flut von Wagen. Nicht weniger als sechzig Omnibuslinien münden hier aus und unzählige Droschken und Cabs rollen aus allen Ecken und Enden Londons hier zusammen. Der riesenhafte Verkehr scheint hier vorübergehend zu stocken, sich zu unentwirrbarem Knäuel zusammenzuschieben und nur allmählich, nach einer Ruhepause, wieder mit der vorherigen Lebhaftigkeit abzufluten. Der kleine, unregelmäßig

Die Bank von England: Hauptfront.

gestaltete Platz, der so als Mittelpunkt, als das Herz des Londoner Verkehrs zu betrachten ist, wird auf einer Seite vom Rathause, auf einer anderen von der Börse und auf einer dritten Seite durch die Bank von England abgegrenzt. Die beiden erstgenannten Gebäude zeigen in ihrem Äußeren noch einigen entsprechenden baulichen Schmuck; die Bank hingegen bietet einen sehr einförmigen und unschönen Anblick: ein langes, kahles, ganz fensterloses, in schwerfälligen jonischen Formen erbautes, einstöckiges Haus, ringsum von Straßen umgrenzt und ringsum gegen die Straße durch ein schweres eisernes Gitter vom Trottoir geschieden, die Mauern eingehüllt in das häßliche Londoner Rußgrau. — Durch ein dickes Eisenthor, das von einem Thürhüter in rot-goldener Uniform bewacht wird, gelangt man von der Straße in den Vorhof der Bank, von wo aus die Thüren und Hallen in die verschiedenen Abteilungen des Gebäudes führen. Der ganze Bau ist durchweg nur anderthalb Stock hoch, sehr fest, einfach und hell durchgeführt, und nimmt eine Fläche von 16 000 Quadratmetern oder sechs preußischen Morgen Land ein. Die Geschäftsräume sind ebenerdig um neun Höfe geordnet, so daß alle Fenster nur nach innen, nicht auf die Straße sehen. In einem der Lichthöfe rauscht auf schimmerndem Rasenplatze, umgeben von Rhododendronbüschen ein Springbrunnen, und zwei starke alte Ulmenbäume sind hoch über die umgebenden Mauern hinausgewachsen; dies kleine frische Stückchen Natur kommt einem hier völlig unerwartet und man kann wohl überzeugt sein, daß nirgends auf der ganzen Erde Bäume in kostbarerem Boden wachsen, als hier die beiden Ulmen, denn wollte man hier selbst den Boden dicht mit Doppelkronen belegen, so würde damit noch nicht der Kaufpreis dieser Grundstücke als Bauplatz bezahlt. Die Geschäftsräume der Bank bieten wenig allgemein Interessantes. In den geräumigen, hellen, bescheiden ausgestatteten Hallen herrscht bei aller Geschäftigkeit des zahlreichen Personals eine gewisse büreauartige Stille, die selbst in den lebhaftesten Geschäftsstunden nicht weicht; geflissentlich halblaut geführte Gespräche und möglichst geräuschlose Ausführung aller Hantierungen machen den Aufenthalt in der Bank zu einem im Vergleich mit dem tosenden Straßenlärm recht angenehmen. In der Kassenhalle ist während der Stunden von 9 bis 3 Uhr ein ununterbrochenes Ab- und Zugehen; ganze Scharen von Angestellten der Bank sind mit Geld-Einnehmen und -Auszahlen beschäftigt, zahlreiche andere beugen sich in eifrigster Arbeit über dickleibige Geschäftsbücher; Bankboten stehen, der Aufträge wartend, umher, auffallend durch eine eigenartige Uniform: hechtgraue Fracks mit Silberknöpfen, scharlachrote Westen, schwarze Hose, hohe Cylinderhüte.

Der gewöhnliche Besucher bekommt meist von der Bank nicht viel mehr als das Kassenzimmer zu sehen; zum Besuche der anderen Räume bedarf es einer besonderen Erlaubnis des Bankdirektors und diese ist nur schwierig zu erhalten. — Haben wir durch besondere gewichtige Empfehlung das Zauberrütchen erlangt, vor welchem sich Riegel und Thore des „Allerheiligsten" erschließen, so gewährt man uns durch ein sorgfältig bewachtes, schweres eisernes Thor auch Einlaß in die unterirdischen Räume der Bank, mächtige Gewölbe, die mit dem größten Aufwande von Sicherungs- und Befestigungsmitteln gegen die Außenwelt abgeschlossen sind und auf welchen ein großer Teil des Bankgebäudes ruht. Diese unterirdischen Räume sind ununterbrochen mit Gas erleuchtet und angenehm gleichmäßig durchheizt. Der Führer geleitet uns in einen geräumigen Keller, den Barrenkeller, an dessen Wänden ringsherum niedrige Handwagen stehen, die mit regelmäßig aufgeschichteten, kurzen, viereckigen, mattgelben Stangen beladen sind; man sieht diesen gelben Tafeln nicht sogleich an, daß sie Gold sind, Barren von reinem Golde, welche als Pfand für die papiernen Noten der Bank hier hinterlegt bleiben. Jeder der Barrenwagen trägt 80 000 Pfund Sterling oder 1 600 000 Mark in Gold. In anderen Gewölben sind außerdem in Kisten und Schränken noch große Vorräte von gemünztem Golde und Silber aufbewahrt. Der Gesamtvorrat der Bank an edlen Metallen, ausschließlich der von Privaten zur Aufbewahrung hinterlegten, übersteigt für gewöhnlich 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Mark. Man kann sich beim Anblick dieser Schätze des Gedankens nicht erwehren, welche Vergangenheit, welche Menschenschicksale mit dem Golde verbunden waren, ehe es hier zum unscheinbaren Barren ein-

Die Bank von England: Eingang zum Garten in einem der Bankhöfe.

Die Bank von England: Der Bankgarten.

geschmolzen wurde, wieviel Thränen und Blut; — der uns begleitende Beamte zieht eine Decke von einem Glaskästchen und zeigt uns eine Auswahl von rohgearbeitetem aber sehr hübschem Goldschmuck: Armbändern, Halsbändern, Ringen, u. dgl., den Rest der Kriegsentschädigung, welche die afrikanischen Aschanties vor kurzem an die Engländer entrichten mußten, das andere wurde eingeschmolzen.

Zum Schutze der Bank und ihrer Schätze gegen räuberische Überfälle zieht während der Nachtstunden eine Wache von 36 Soldaten aus der Tower-Kaserne auf; eine angenehme Wache, denn die Mannschaft erhält von der Bankverwaltung stets ein gutes Abendessen, die Benutzung einer guten Bibliothek steht ihr frei, und für den wachhabenden Offizier und dessen Freunde spendet der Keller der Bank stets einige Flaschen feinsten alten Portweins. Die Bankwache ist seit einem Straßenaufstand, bei welchem die Bank in Gefahr kam geplündert zu werden, eingeführt worden.

In einem andern Teile des unterirdischen Gewölbes befindet sich die „Schatzkammer“, ein etwas düsterer Raum, an dessen Wänden feuersichere Schränke voll geprägten Goldes und fertiger Banknoten aufgestellt sind. Jeder der Geldschränke enthält die Summe von 1 600 000 Mark (80 000 Pfund Sterling) in Sovereigns (à 20 Mark) oder in Banknoten. Der uns begleitende Beamte schließt einen der Schränke auf, entnimmt demselben ein Paket von Hundertpfundnoten und gibt es uns mit einer gewissen Feierlichkeit in die Hand; jede der Banknoten repräsentiert die Summe von 100 Pfund Sterling oder 2000 Mark, und da gerade 100 solcher Noten in dem Pakete sind, so haben wir damit 10 000 Pfund Sterling oder 200 000 Mark in der Hand. Freilich hat die ganze Sache für uns recht wenig Interesse; könnten wir einige der Noten oder das Paketchen zum Andenken behalten, so würde uns damit besser gedient sein, als mit dem Befühlen, Beschauen und Bewundern; aber der Beamte nimmt leider das Paket wieder vorsorglich von uns und schließt es sogleich wieder in den Feuerfesten.

Es erübrigt uns noch die Besichtigung einer großen Zahl von Arbeits- und Vorratsräumen der Bank, zum Teil über, zum Teil unter der Erde. Unter diesen heben wir hervor die Werkstätten, wo die Geschäftsbücher der Bank liniiert, gebunden und beschnitten werden, die Druckerei für die gewöhnlichen Drucksachen, die Banknotendruckerei, den Aufbewahrungsraum für die alten, d. h. kassierten Banknoten und das Wiegezimmer, wo die einlaufenden Goldmünzen nachgewogen werden. — Die Banknotendruckerei verbraucht jährlich 14 000 Ries Notenpapier, das Ries zu 20 Mark; die Formen für das Wasserzeichen und die Druckplatten werden in der Bank selbst gefertigt, das Papier wird von einer einzigen Papiermühle in Hampshire geliefert. Die Noten der Bank von England sind bekanntlich aus sehr dünnem, durchsichtigem, dem Ansehen nach sehr zerreißlichem Papier und ohne jeglichen Buntdruck, lediglich mit einfacher schwarzer Schrift gefertigt. Es scheint demnach, daß diese Banknoten sehr leicht beschädigt und sehr leicht nachgemacht werden könnten. Aber eine hundertjährige Erfahrung hat bewiesen, daß gerade in dieser einfachen Ausstattung und in der vorzüglichen Beschaffenheit des zur Herstellung verwendeten Papieres der denkbar größte Schutz gegen Fälschung und Beschädigungen liegt. Die Dünne und Gleichmäßigkeit des Papiers erschwert Nachahmungen in hohem Maße und verhindert Rasuren. Fälschungen werden regelmäßig sehr bald entdeckt, wodurch übrigens doch nicht vermieden werden kann, daß die Bank jährlich um mehrere hunderttausend Mark betrogen wird. Die Haltbarkeit des dünnen Banknotenpapiers wird am einfachsten dadurch erwiesen, daß man auf jede an den vier Ecken festgehaltene Banknote fünfzig Pfund Gewicht auflegen kann, ohne sie zu zerreißen. Aber auch eine Reihe merkwürdiger Vorkommnisse, von denen die Kuriositätensammlung der Bank Zeugnis legt, gibt für die große Dauerhaftigkeit dieser Banknoten Beweise. So werden dort in einem Album drei Banknoten aufbewahrt, welche im großen Brande von Chicago vollständig zu Kohle verbrannten, deren verkohlte Blätter aber noch gut zusammenhängen und die Druckschrift noch deutlich erkennen lassen; einige andere Banknoten haben mit einem untergegangenen Schiffe sechs Monate auf dem Boden des Meeres gelegen, und die ganze Einwirkung des Salzwassers hat sich auf eine geringe Bräunung des Papieres beschränkt. Mit einer anderen Banknote war viele Jahre lang eine zerbrochene Fensterscheibe eines Bauernhauses verklebt, bis der Zufall die Bewohner über den sehr hohen Wert des Papierchens aufklärte; wieder eine andere, auch von hohem Betrage, verschwand einst auf unerklärliche Weise aus dem Zimmer eines Landhauses und wurde nach vielen Jahren, nachdem ihr Verschwinden unschuldigen Personen große Unannehmlichkeiten verursacht hatte, eingeklemmt in einer Mauerritze desselben Hauses wiedergefunden. Allerlei Abenteuer vermögen die Noten der englischen Bank gut zu überstehen; eines aber können sie doch nicht ertragen: das Kochen, Reiben und Wringen bei der Wäsche, wenn sie in den Taschen von Frauenkleidern dazu gelangen — wie es nicht eben selten vorkommt.

Die höchsten Noten der Bank von England lauten auf 1000 Pfund, die kleinsten auf 5 Pfund (20 000 und 100 Mark). Täglich werden durchschnittlich etwa 50 000 neue Banknoten ausgegeben — und ebensoviele wieder kassiert. Jede Note, die zur Bank als Zahlung oder zum Umtausch gegen Gold zurückkommt, auch wenn sie nur eine Stunde im Umlauf war, wird sofort für immer kassiert; man hat ihre Zahl und ihr Zeichen, bevor sie ausgegeben wurde, in eine Liste eingetragen und schließt, sobald sie zurückkehrt, diesen Eintrag mit einem Zusatze ab; sodann wird sie durch Koupieren und Durchstreichen unbrauchbar gemacht, mit anderen nach der Nummer geordnet packweise in der „Notenbibliothek“ fünf Jahre lang aufbewahrt und nach Ablauf dieser Zeit verbrannt. Die Notenbibliothek enthält gewöhnlich etwa hundert Millionen solcher kassierter Banknoten, von welchen jede einzelne mit Hilfe der Register binnen wenigen Minuten aufgesucht werden kann. Die meisten Noten bleiben nur kurze Zeit, selten über ein Vierteljahr in Umlauf; viele kehren schon nach wenigen Tagen zur Bank zurück; die längste Umlaufszeit hat bis jetzt eine Note mit 125 Jahren erreicht.

Die Bank von England löst jede ihrer Banknoten, sobald sie zur Präsentation kommt, zum vollen Betrage mit Gold ein. Um diese Einlösung unter allen Umständen, auch in kritischen Zeiten, durchführen zu können, sind jene ungeheueren Vorräte von Edelmetall aufgespeichert, deren wir vorhin erwähnten. Diesem Umstand verdankt die englische Bank das unbedingte Vertrauen, welches ihr Papiergeld auf der ganzen Erde genießt. —

Bis zum Jahre 1844 hatte die Bank von England, wie alle anderen größeren Banken des Königreiches, das Recht, beliebig viele Noten mit dem bloßen Versprechen der Wiedereinlösung und ohne eine andere Bürgschaft als die des öffentlichen Vertrauens auszugeben. Im Jahre 1844 wurde jedoch gesetzlich bestimmt, daß alle über den Betrag von 15 Millionen Pfund Sterling ausgegebenen Noten der Bank von England volle Deckung durch Edelmetallvorräte haben müssen. Die ungedeckten 15 Millionen sind als Anleihe des Staates sichergestellt; wird in kritischer Zeit deren Einlösung erforderlich, so erfolgt dieselbe durch Ausgabe verzinslicher Staatspapiere.

Die neuen Noten werden von seiten der Bank meist in größerer Anzahl zusammen, in Paketen von je 500 Stück, an größere Bankiers ausgegeben, doch auch im direkten Tausch gegen Edelmetalle oder Münze an jedermann. Was hierbei oder auf andere Weise von Goldmünzen eingeht, wird stets, ehe es zur Aufbewahrung oder Wiederausgabe gelangt, dem Nachwiegen unterworfen, um die durch Abnutzung zu leicht gewordenen Münzen ausscheiden und vollwichtig umprägen zu können. Zu diesem Zwecke sind im Wiegezimmer des Bankgebäudes äußerst sinnreiche Maschinen aufgestellt; denselben werden die nachzuwiegenden Sovereigns und Halbsovereigns (Zwanzig- und Zehnmarkstücke) durch Röhren, in die sie mit der Hand leicht eingefüllt werden, zugeführt. Die Goldstücke fallen aus

der Röhre Stück für Stück auf die Schale einer sehr empfindlichen Wage; haben sie das richtige, volle Gewicht, so werden sie von der Wagschale mittels einer mechanischen, selbstthätigen Vorrichtung nach der einen Seite hin abgelegt, ist jedoch eine Münze auch nur um ein sehr Geringes zu leicht, so wird sie in eine Büchse auf die andere Seite abgeschoben. Die Wage arbeitet dabei — ohne jegliche menschliche Beihilfe — mit einer wahrhaft verblüffenden Sicherheit und Ruhe und fertigt etwa dreißig bis dreiunddreißig Goldstücke in einer Minute ab. Wehe denen, die hierbei zu leicht befunden werden. Kaum hat die Wage ihr unerbittliches mene tekel upharsin ausgesprochen, so wird die zu leichte Münze von einem anderen Apparate der Maschine gepackt, welcher schonungslos ihre Prägung vernichtet und sie hierbei nahezu in Stücke zerreißt. Die unbrauchbar gemachten Münzen kommen zum Umschmelzen und Neuprägen. Den Gewichtsverlust, der bei den zu leichten Münzen ermittelt wurde, trägt nicht die Bank, sondern die Person, welche die Münzen einzahlte. Anderseits ist die Bank verpflichtet, ihre Barzahlungen stets in vollwichtigem Golde zu leisten. Im Durchschnitte gelangen bei der Bank von England täglich etwa zwei Millionen Pfund Sterling (vierzig Millionen Mark) in Banknoten und Gold zur Ein- und Auszahlung. Die Zahl der in der Bank beschäftigten, dauernd angestellten Personen ist über neunhundert.

Völlig getrennt vom Banknotengeschäft betreibt die Bank von England als einen zweiten Teil ihrer Aufgabe die Verwaltung der englischen Staatsschuld, indem sie für die Regierung den Verkauf und Ankauf, die Konversion und Einziehung aller ihrer Schuldbriefe und die Zahlung der fälligen Zinsabschnitte vermittelt. Alle englischen Staatsanleihen erfolgen vertragsmäßig nur durch die Bank von England. Die englische Staatsschuld beträgt zur Zeit ungefähr 750 Millionen Pfund Sterling oder 15 Milliarden Mark. Jeder, dessen Name als Kapitalist, als Pfandbriefbesitzer in den Büchern der Bank eingetragen ist, erhält halbjährlich durch die Bank die fälligen Zinsen und kann jederzeit und ohne alle Kosten sein Guthaben durch die Bank mit Vermittelung eines Maklers auf beliebig viele andere Personen übertragen. Die Zahl derjenigen, die ein solches Konto bei der Bank haben, ist gegenwärtig mehrere hunderttausend. Für diese Mühewaltung erhält die Bank vom Staate jährlich eine Entschädigung von 200 000 Pfund Sterling oder 4 Millionen Mark.

Als dritten Zweig des riesigen Instituts bezeichnen wir endlich das gewöhnliche Bankiergeschäft: die Annahme und Verzinsung von Privatkapitalien, die Aufbewahrung von Depositen, das Wechselgeschäft 2c. Die Bank betreibt diese Geschäfte auf die sonst übliche Weise, nur vielleicht mit etwas mehr Vorsicht und etwas mehr Auswahl der Kundschaft.

Die Bank von England verfügt über ein so gewaltiges Kapital, daß sie nicht bloß für den englischen, sondern mehr oder weniger auch für den ausländischen Handel und Verkehr den Wechselkurs und die Valuta bestimmt, d. h. die Höhe jener Entschädigung, welche bei Annahme von Schuldverschreibungen (Wechseln) an Stelle von Barzahlung oder beim Umtausch von Papier gegen bar von den Bankgeschäften gefordert wird. Nach dem Vorgange der Bank von England setzen in der Regel alle anderen Geldgeschäfte Englands den Wechseldiskont fest, und bald werden sodann auch die ausländischen Banken hiervon beeinflußt. Man könnte meinen, daß das Schwanken des Wechselkurses, wie es besonders beim Herannahen unruhiger Zeiten bemerkbar wird, von der bloßen Willkür der großen Banken, zumal der Bank von England abhängt. Eine solche Annahme würde aber irrig sein. Der Preis des Geldes wird wie der Preis jeder anderen Ware zunächst bedingt durch Angebot und Nachfrage. Herrscht z. B. beim Herannahen unsicherer Zeiten ein großes Verlangen nach Metallgeld, so wird der Preis desselben steigen, der des Papiergeldes, der Wechsel, Schuldbriefe u. dgl. aber fallen, man wird sodann also eine höhere, als die gewöhnliche Entschädigung, ein höheres Diskonto, für den Umtausch der Papierwerte gegen bar zu zahlen haben. Derartige Veränderungen im Geldverkehr werden bei dem ungeheueren Umsatze der Bank von England dieser natürlich sogleich bemerkbar, viel früher als den kleinen Bankgeschäften, und so ergibt sich die maßgebende Stellung der englischen Bank auf dem Geldmarkte ganz von selbst. Daß dieselbe auch zeitweise ihre beherrschende Stellung durch willkürliche, von den Zeitverhältnissen nicht bedingte Maßregeln zum eigenen Vorteile und zum Schaden anderer Bankgeschäfte und des Auslandes ausgebeutet hat, soll nicht in Abrede gestellt werden. Die Bank von England hat sich bei aller Internationalität ihres Wirkungskreises stets als ein national englisches Institut gezeigt; war doch auch ihre ursprüngliche Bestimmung die, der englischen Regierung die Mittel in die Hand zu geben, welche sie zur Kriegführung nötig hatte. —

Die Bank von England feiert in wenigen Jahren ihr zweihundertjähriges Jubiläum. Bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts gab es in England keine eigentlichen Bankiers und keine Banken nach heutigem Muster. Die Ersparnisse und Kostbarkeiten übergab man zu jener Zeit den Goldschmieden, deren Quittungen sehr bald ähnlich unserem Papiergeld benutzt wurden. Der erste Bankier in England, der sich ausschließlich nur mit Geldgeschäften abgab, war Francis Child, welcher in London als Goldschmied gelernt und nachdem er seines Meisters Töchterlein geheiratet hatte, im Jahre 1663 das erste Bankgeschäft in London eröffnete. Childs Bank besteht heute noch und rühmt sich bis auf diesen Tag einer makellosen Vergangenheit. — Einer der fleißigsten Kostgänger bei den Londoner Goldschmieden jener Zeit war König Karl II, den die immerwährenden Geldverlegenheiten nötigten, Geld überall und zu jedem Preise, bis zum Zinsfuße von dreißig Prozent aufzunehmen. Als dem Könige jedoch die Schulden über den Kopf wuchsen, schloß er eines Tages den Staatsschatz zu und erklärte seine Schuld für null und nichtig — „konvertiert" würde man's heutzutage nennen — und beschlagnahmte auf diese Weise etwa 25 Millionen Mark Privatvermögen. Das hatte für viele Leute, die ihre Ersparnisse den Goldschmieden anvertraut hatten, und für diese letzteren selbst die übelsten Folgen, die sich auch nur wenig minderten, als der König späterhin sich durch den allgemeinen Unwillen zur Wiederaufnahme der Zinszahlung veranlaßt sah. Zu diesen Vorkommnissen, die ein besseres, gesicherteres Bankwesen sehr wünschenswert erscheinen ließen, gesellte sich in jener Zeit der „Kipper und Wipper" (Falschmünzer und Geldbeschneider) die außerordentliche Verschlechterung der Münzen, über welche durch kein öffentliches Institut Kontrolle geübt wurde, gesellte sich die drückende Höhe des Zinsfußes bei den kleinen Geldverleihern, und kam endlich noch die dauernde große Geldverlegenheit der englischen Regierung im langwierigen holländisch-französischen Kriege. Zur Abhilfe dieser Mißstände gedachte man schon im Jahre 1678 eine Staatsbank zu gründen und im Jahre 1683 gelangte der Plan nahezu zur Ausführung. Aber erst in den neunziger Jahren, als die Geldnot der Regierung ganz unerträglich geworden war, gelang es, den Widerstand der für ihre Interessen fürchtenden Geldverleiher und Kapitalisten zu überwinden und dem Parlamente das Privilegium einer englischen Nationalbank abzuringen.

William Paterson, ein Schotte, war es, der den Plan für die zu gründende Bank entwarf, unter dessen Anleitung und Führung dieselbe, wie auch späterhin die Bank von Schottland, errichtet wurde. Paterson, ein Träumer voll großer Gedanken und Pläne, aber dabei ein hochbegabter, unternehmender Mann, ging bei seinem Plane von dem Grundgedanken aus, die Regierung aus ihrer ewigen Notlage gegenüber den Geldverleihern und Privatbanken zu befreien. Zu diesem Zwecke sollte durch öffentliche Zeichnung die Summe von 1 200 000 Pfund Sterling = 24 Millionen Mark, aufgebracht und zum Zinsfuße von acht Prozent sowie für eine jährliche Verwaltungsgebühr von 4000 Pfund = 80 000 Mark der Regierung als Darlehn übergeben werden. Die sämtlichen Zeichner der Anleihe sollten zu einer Korporation unter dem Namen „Bank von England" zusammentreten und

unter Leitung eines jährlich zu wählenden Direktors und Verwaltungsrates eine Bank errichten, die ausschließlich Geld-, Kredit-, Wechselgeschäfte, aber keinen Handel mit Gütern oder Waren irgend welcher Art treiben sollte. Der Bankdirektor sollte mindestens 80 000 Mark, jeder der 24 Verwaltungsräte sollte mindestens 40 000 Mark eigenes Vermögen in der Bank angelegt haben, alle Verwaltungsbeamten sollten ausschließlich englischer Nationalität sein. —

Die nach dem Gründungsplane erforderlichen 24 Millionen Mark wurden in wenigen Tagen von etwa 1300 Personen gezeichnet und am 27. Juli 1694 erhielt die Bank vom Parlamente das nachgesuchte Privilegium. — William Paterson konnte die Früchte seines Unternehmens selbst nur kurze Zeit genießen; Neid und Mißgunst verdrängten ihn schon nach wenigen Jahren aus der Verwaltung der Bank, der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte nun gehen. Wir finden Paterson im Jahre 1698 als Führer einer Schar von 1200 Auswanderern aus den reichsten, besten Familien Englands und Schottlands, die nach der neuen Welt und zwar nach der Landenge von Panama ziehen, um daselbst unter dem Wahlspruche „Glaubensfreiheit und Gewerbefreiheit“ ein Utopien zu gründen, und wir finden ihn wieder, wie er nach wenigen Jahren mit den letzten dreißig Überlebenden jenes Auswandererzuges nach England zurückkehrt, um sich ein Grab in heimischer Erde zu suchen. Patersons Schöpfung aber, die Bank von England, hat sich allen Anfechtungen zum Trotze erhalten und mächtig entwickelt. Verschiedenemale wirkten Zeitverhältnisse und Geschäftsneid zusammen, um sie zum Sturze zu bringen; 1797, zur Zeit eines drohenden französischen Einfalles, konnte sie vom Parlament nur durch „Restriktion“ errettet werden, d. h. durch die bis 1826 dauernde Aufhebung der Verpflichtung, ihre Noten stets mit Bargeld einzulösen. Um ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen, erließ das Parlament 1844 die erwähnte Verordnung, wonach die Bank nur 300 Mill. Mark ungedeckter, aber durch Staatsschuldbriefe sichergestellter Banknoten ausgeben darf, für alle Banknoten über diesen Betrag aber jederzeit volle Deckung in Edelmetallvorräten bereit halten muß. Dadurch steht sie noch heute hochangesehen da.

Die Bank von England: Lothbury Hof.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte. Von Heinrich Seidel.

(Fortsetzung.)

So verging eine Zeit und ich hatte nur eine Qual, daß ich diese ganze Seligkeit für mich behalten mußte. Ich hätte sie oft gern wie schön Rotrauts Page laut hinaussingen mögen in die Welt. Dürftig arm und schal erschien mir oftmals das Leben meiner Genossen, ja ich ertappte mich, daß ich mit einer Überhebung auf sie niedersah wie ein Halbgott auf gewöhnliche Sterbliche. Ich war trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch sehr unerfahren dem weiblichen Geschlechte gegenüber, ich hatte noch niemals geliebt und hatte eine hohe und reine Meinung vom weiblichen Geschlechte überhaupt; wie berauschend war es deshalb, mich geliebt zu wissen von einem Wesen, das ich für das schönste und edelste seines Geschlechts hielt, und welches dennoch vertrauensvoll und hingebend in meinen Armen lag! Nach einiger Zeit teilte Elfriede mir mit, wir dürften uns jetzt seltener sehen und sie könne dann nicht so lange bei mir bleiben, weil sie fürchte Verdacht zu erregen. Es ist mir dann besonders erst später aufgefallen, daß sie fortan kühler gegen mich war und oft wie abwesend in ihren Gedanken erschien. Einmal gegen Ende des Juni hatten wir uns fast eine ganze Woche nicht getroffen, und als ich dann zu dem zuletzt verabredeten Abend in der Laube mich einfand und zwar, weil mich ein Zufall aufgehalten hatte, erst etwas nach neun Uhr, war sie noch nicht da. Es war eine Mondnacht wie heute und alles in einen weichen silbernen Dunst getaucht. Wir hatten oft gescherzt über den Mond und ihn nicht für einen Freund der Liebenden erachtet, sondern als einen Verräter angeklagt, der ihr heimliches Thun gar neugierig belauscht und ans Licht stellt. Heute nun im Verein mit der kaum versunkenen Sonne erschien er mir doppelt gefährlich und ich glaubte sogar ein schadenfrohes Grinsen auf seinem breiten Antlitz zu bemerken. Mir fiel ein Lied ein, das ich auswendig behalten hatte, weil es mir aus der Seele geschrieben war:

„Der Mond, das ist ein heimlicher Geselle
Mit seinem naseweisen Licht.
Wie haſſ' ich dieses bleiche helle
Fatale Lauscherangesicht!

Wenn leise ich zum Liebchen schleiche,
Ist der Verräter aber wach,
Und immer lauert mir das bleiche
Verschmitzte Mondenantlitz nach.

Geh schlafen doch in deine Wolke,
Bis ich den holden Gang vollbracht,
Und scheine dann dem andern Volke,
So viel du willst — die ganze Nacht!“

Während ich nun saß und mit geschärftem Ohr auf alle Geräusche ringsum horchte, kam aus dem Weidengebüsch, welches den Garten von der Wiese trennte, der liebliche Gesang eines Sumpfrohrsängers. Obwohl ich mich schon damals ein

Die Bank von England: Barrenkeller.

wenig für unsere kleinen Sänger interessierte, hatte ich doch nur geringe Kenntnisse und wußte nichts von diesem Vogel; es war mir auch nicht bekannt, daß außer der Nachtigall noch andere dieser Tierchen in der Nacht singen. Darum erschien mir dies als ein besonders liebliches Märchen und ich lauschte mit solchem Entzücken diesen zauberischen Klängen, daß ich eine kleine Weile ganz den Zweck meiner Anwesenheit vergaß. Es muß wohl schon damals, ohne daß ich es wußte, das echte Blut eines Liebhabers solcher Dinge in meinen Adern gerollt haben. Der entzückende Gesang hörte nicht auf, sondern entstand immer neu in der reizvollsten Abwechselung, aber endlich fiel es mir doch auf, daß Elfriede noch immer nicht kam. Als ich wieder angestrengt horchte, vermeinte ich vom Hause her Gläserklingen und fröhliches Stimmengewirr zu hören und nun fiel mir ein, daß sie vielleicht durch eine Gesellschaft verhindert sein könne. Ich wartete noch bis zehn Uhr, indem ich hoffte, sie vermöchte sich auf einen Augenblick frei zu machen, um mir Nachricht zu bringen, aber der kleine Vogel sang unablässig seinen zierlichen Gesang, und niemand kam.

Am andern Morgen sah ich in der Zeitung die Verlobung des Fräulein Elfriede Mühlfeld mit dem Assessor Brandt angezeigt. Die erste Wirkung dieser Nachricht vermag ich nicht zu beschreiben; sie schlug mich ganz zu Boden. Es war, als wenn ein Orkan mit einem Wolkenbruch über eine blühende Gegend voll singender Nachtigallen hinweggeht und nichts zurückläßt als häßlichen Schlamm und Vernichtung. Wenn auch nur eine Ahnung solcher Dinge in mir gewesen wäre, wenn ich nur einen Begriff hätte gewinnen können, wie das möglich war. Dann kam es über mich wie ein unsagbarer Abscheu und ich erinnere mich, daß ich zuweilen, um mein Herz nur etwas zu erleichtern, vor mich hin sagte: „Du Tier! du Tier!" Ich habe später in ruhigeren Zeiten oftmals gedacht, ob nicht die gekränkte Eigenliebe einen großen Anteil hatte an der Verschärfung dieser Empfindungen. Ich kam mir so arm, so hündisch und so klein vor, daß ich blind vertraute und anbetete, wo man nur mit mir spielte, um einige müßige Stunden auszufüllen. Noch Monate und Jahre lang hielt diese widerliche Empfindung gleich einem giftigen Krötentier mein Herz mit dumpfem Druck umklammert und nagte daran. Ja noch jetzt, wenn ich zuweilen plötzlich in der Nacht aufwache, fühle ich einen leisen dumpfen Nachhall dieser grausamen Zeit. Mein älterer Bruder Konrad hatte damals, nachdem er mehrere Jahre studiert und eine ausgedehnte Reise durch Europa gemacht hatte, sich verheiratet und das bisher noch vormundschaftlich verwaltete Gut Goldensee übernommen. Dorthin begab ich mich und zog schon damals in meine jetzige Einsiedelei ein, allerdings nicht mit der Absicht, für immer dort zu bleiben. Allein ich bin nicht wieder fortgekommen. Seltsamerweise war mir eine liebliche Erinnerung zurückgeblieben an jenen letzten Abend, wo ich allein in der Laube saß und den kleinen Vogel singen hörte. In der Bibliothek meines verstorbenen Vaters fand sich Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, jenes Buch der Bücher für jeden deutschen Ornithologen, und anfangs nur, um zu ergründen, welch ein Vogel das wohl gewesen sein könnte, fing ich an in diesem ausgezeichneten Werke zu blättern und zu lesen. Bald war ich ganz erfaßt und hingerissen, beschäftigte mich bald fast ausschließlich mit dem Studium dieses Buches und suchte mit allem Eifer in unserer so wohl geeigneten Gegend meine erworbenen Kenntnisse durch Beobachtung im Freien zu befestigen und zu erweitern. In dieser Arbeit und in dem steten Umgange mit der Natur fand ich endlich die Ruhe meines Gemütes wieder. Nach und nach entstanden alle diese Einrichtungen, welche Sie gesehen haben, und so bin ich endlich der alte Zaunkönig geworden, welchen Sie kennen, und muß nun wohl so verbraucht werden."

Die Bank von England: Mit Goldbarren beladener Wagen.

Ludwig Bastian schwieg und sah still vor sich hin. Hermann tastete nach seiner Hand und drückte sie sanft. Der kleine Vogel sang noch unermüdlich, der Mond war höher in das silberne Blau des Himmels emporgestiegen und schimmerte auf dem weißen Nebelsee, welcher die Wiese allmählich bedeckt hatte. Aus dem Walde war eine Nachtschwalbe herüber gekommen und schoß in ihrer Jagd auf die schwärmenden Falter unablässig taumelnden Fluges um die blühende Linde. Die beiden Freunde sahen diesem nächtlichen Vogel eine Weile schweigend zu, dann erhoben sie sich und begaben sich in ihr Nachtquartier, wo das Rauschen des Baches und das dumpfe Schüttern des Mühlwerkes sie bald in Schlaf sang.

Die Bank von England: Banknotenbibliothek.

7. Die Rauchschwalbe. (Hirundo rustica.)

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche. Heine.

Am Morgen des 5. Juli erwachte Hermann in der Frühe durch den Gesang einer Rauchschwalbe vor seinem Fenster. Die unablässige Wiederholung dieser zierlichen krausen Weise klang so mahnend und lockend, daß er alsbald aus dem Bette sprang, sich ankleidete und zugleich einen prüfenden Blick auf das Wetter richtete. Es war klar, sonnig und schön und dies war wichtig, denn an diesem Tage hatte Herr Konrad Bastian seinen Geburtstag, welcher nach Familiensitte immer mit einer Art von Sommerfest begangen wurde. Eine Menge Einladungen waren ergangen und allerlei Vorbereitungen hatten schon mehrere Tage lang die Hausbewohner in Thätigkeit gehalten, denn diesmal sollte es sich ganz besonders festlich gestalten und es ging die Sage von allerlei Überraschungen, welche dem erfinderischen Kopfe des Herrn Konrad Bastian ihren Ursprung verdankten. Hermann traf diesen Herrn vor dem Hause im Garten und brachte seinen Glückwunsch dar.

„Ich danke Ihnen, teuerster Naturforscher", sagte dieser, „aber verzeihen Sie, wenn ich Sie sofort verlasse, denn mehr noch als die neuvermehrte Last der Jahre drückt mich die Wucht hausväterlicher Geschäfte. Mein armes angehendes Greisenhaupt ist ein Bienenstock schwärmender Gedanken. Wollen Sie jedoch menschlichen Umgang in dieser frühen Morgenstunde nicht ganz entbehren, so finden Sie meine Tochter in der Laube am See." Damit ging er eilig fort.

Hermann folgte der erhaltenen Anweisung und fand Agnes vor einem gewaltigen Gebirge abgeschnittener Feld- und Gartenblumen beschäftigt, kleine Sträuße zu binden, welche, wie sie sagte, für einen geheimnisvollen Zweck bestimmt seien. Hermann erbot sich zu helfen, und nun saßen beide in der frischen Morgenkühle in fleißiger Arbeit. Nach einer Weile sagte Agnes, nachdem sie mit Verwunderung zugesehen hatte, wie dieses Geschäft, das sonst gewöhnlich nicht als Männerarbeit betrachtet wird, dem jungen Naturforscher von der Hand ging und wie kleine Kunstwerke unter seinen Fingern entstanden: „Wie sonderbar, Sie greifen nur nach den Feldblumen, noch haben Sie keine einzige aus unserm Garten verbraucht."

„Es mag wohl sein", erwiderte Hermann, „daß sie mich mehr anziehen, weil sie der Natur näher stehen und ganz ohne unser Zuthun aufwachsen. Sie sind die wirklichen Kinder unserer Heimat, während fast allen Gartenblumen etwas Prunkendes und Künstliches anhaftet. Ich schätze wohl die Zentifolien mit ihrem weichen Blätterrand und wunderbaren Geruch, allein meinem Herzen näher steht die wilde Heckenrose, die am Feldrand blüht."

„Wo haben Sie denn die Kunst gelernt, Sträuße zu winden?" fragte Agnes weiter, „Sie verstehen es gut, man kann von Ihnen lernen."

„Ich glaube nicht, daß ich technisch viel davon verstehe", sagte Hermann lächelnd, „aber ich vermute, daß ich eine richtige Theorie habe. Ein jeder Blumenstrauß muß ein kleines lyrisches Gedicht sein, harmonisch in Form und Farbe und doch scheinbar zwanglos entstanden, daß man glaubt, es könne gar nicht anders sein. Und wo ich es gelernt habe? Auf meinen tausend Streifereien in Wald und Feld hat es mir oft Vergnügen gemacht, unsere Blumen nicht als Botaniker im gewöhnlichen Sinne, sondern auch auf ihre Schönheit hin zu betrachten. Ich suchte sie dann zuweilen in Sträuße zu vereinigen, welche den Charakter ihres Standortes, war es nun Wiese, Heide, Wald oder Feldrain, zum Ausdruck brachte. Oft gerade von den ödesten Stellen trägt man das Lieblichste nach Hause, Seltsames kann man zusammenstellen im wüsten unheimlichen Moor und Zierliches mitnehmen von öden Dünenhügeln. Das Niedlichste aber und Anmutigste findet sich gar auf dem scheinbar so trübseligen Stoppelfeld, Stiefmütterchen mit kleinen winzigen Gesichtern, zarte Ackervergißmeinnicht, zierliche Hungerblümchen und vieles andere, alles so niedlich, wie aus einem Puppengarten."

„Ich hätte nie geglaubt", sagte Agnes, „daß ein Botaniker so reden könnte. Als wir in Gollnow bei dem alten Rektor Zyprian Pflanzenkunde hatten, da hat er uns soviel mit Staubfädenzählen und den verschiedenen Klassen und den schrecklichen lateinischen Namen geängstigt, daß wir ein rechtes Grauen davor bekamen. Bei Ihnen hätte ich vielleicht mehr gelernt."

„Ich glaube wohl", erwiderte Hermann, „daß mit diesem trocknen Schematismus im Jugendunterricht mehr Unheil als Nutzen gestiftet wird. Heine teilte die Pflanzen ein in solche, welche man essen kann und solche, die man nicht essen kann, und ich halte dies allereinfachste System für die Kinder schon immer noch für besser als jedes wissenschaftliche. Ich meine, der Unterricht in der Botanik sollte für die Jugend auf volkstümliche Grundlagen gestellt werden, sie sollten vorzugsweise von den praktischen Eigenschaften der Pflanzen erfahren und als Gegengewicht von den sagenhaften oder poetischen Vorstellungen, welche sich an sie knüpfen, anstatt dessen, wie es jetzt meistens geschieht, ihnen mühselig ein wenig Stubengelehrsamkeit in die widerwilligen Köpfchen gepreßt wird."

Hermann nahm einen Zweig des Wegwart mit den schönen hellblauen Tellerblüten aus dem Haufen hervor, und indem er ihn mit anderen Blumen zu einem Strauße vereinigte, fuhr er fort: „Wenn die Kinder erfahren, daß aus den Wurzeln dieser schönen Pflanze, welche in Gegenden mit gutem Boden an allen Wegrainen zu finden ist, der so nützliche Zichorienkaffee bereitet wird, und ferner, daß sie in der Sage ein verzaubertes Mädchen bedeutet, welches am Wegrand nach dem verschollenen Geliebten ausschaut, so sind das Dinge, bei welchen man sich etwas denken kann und die sie behalten werden, und nachdem sie solche Teilnahme gewonnen haben, dürfte es ihnen auch weit leichter werden, sich zu merken, in welche Klasse diese Pflanze gehört. Aber so wie die Sache heute betrieben wird, nehmen die meisten Menschen nur die Überzeugung mit in ihre späteren Jahre, daß die Botanik so ziemlich das Langweiligste ist, welches urgrundlederne Professoren in verstaubten Studierstuben sich austiftelten. — Doch mich dünkt, wir verderben uns den schönen Sommermorgen durch solche Gespräche."

„Wir hoffen sehr, daß der Tag halten soll, was der Morgen verspricht", sagte Agnes.

„Goldensee wimmelt heute von Geheimnissen", erwiderte Hermann. „Was bedeutet zum Beispiel die Flotte von Fischerkähnen, welche an der Landungsbrücke in der Seebucht liegen, was bedeutet der ständige Schiffahrtsverkehr mit der Insel Goldenburg, was bedeuten diese unermeßlichen Blumensträuße? Meine Seele lechzt nach Aufklärung."

Agnes lachte ein wenig und sagte: „Warten Sie nur, bis sich die Zeit erfüllt hat, und sorgen Sie, daß es gutes Wetter bleibt. Sie behaupten ja immer, daß Ihnen der Himmel bei allen Unternehmungen günstig ist, und so soll es heute Ihre Aufgabe sein, die Wolken im Zaume zu halten, daß sie uns keine Streiche spielen."

Da nun die Sträuße fertig waren, so trennten sich die jungen Leute, weil Agnes von anderen Pflichten abgerufen ward, und Hermann versprach ihr, sogleich seinen stärksten Zauber in Thätigkeit zu setzen, damit die Hoffnungen von Goldensee auf einen schönen beständigen Sommertag nicht zu schanden würden.

Bald nach der Mittagsstunde ward es auf den Straßen, welche nach Goldensee führten, lebendig von ländlichen und städtischen Gefährten, und bald rollte ein Wagen nach dem andern unter die breiten Kronen der Linden vor dem Wohnhause, so daß der alte Kettenhund Wasser und die beiden Haushunde Purzel und Prempel sich fast um Verstand und Besinnung kläfften. Behäbige Gutsbesitzer entstiegen den Gefährten mit stattlichen Frauen, rosigen Töchtern und gebräunten Söhnen. Manche kamen auch in zwei Wagen, weil einer für die Fülle der Nachkommenschaft nicht ausgereicht hatte. Die Väter begrüßten den Gutsherrn mit mächtigen Stimmen, welchen man die Gewohnheit anmerkte, über weitläufige Wirtschaftshöfe hinweg Befehle zu erteilen. Wenn sich zwei von ihnen unter-

hielten, so war es immer, als stünde das andere auf einem gegenüberliegenden Berge, aber dafür konnte man auch schön deutlich verstehen, was sie sagten.

Die Wagen, in welchen diese Leute kamen, waren stattlich und die Pferde glänzend, mutig und schön; die Kutscher fuhren in scharfem Trabe vor und hielten mit plötzlichem Ruck vor der Hausthür. Dies alles konnte man von den Gefährten, welche aus der Stadt Gollnow kamen, nicht behaupten, denn obwohl sie würdige Stadthonoratioren, feierliche Matronen in seidenen Staatskleidern, zarte Stadtfräulein in hellen Gewändern und gebildete Söhne mit Nasenzwickern enthielten, so waren es doch nur klapprige Mietskutschen, und die Pferde, welche davor gespannt waren, befleißigten sich einer Gangart, welche zwar von einbildungskräftigen Leuten für Trab gehalten wurde, jedoch sich weniger fördersam erwies, als ein behaglicher Schritt. Die Lieblingsbeschäftigung dieser Tiere war es, mit etwas nach vorn gebogenen Knieen und hängenden Ohren dazustehen und von einer bewegten Vergangenheit und vollen Krippen zu träumen. Besonders zwei alte, gelbe, zottige Schimmel genossen großen Ruhm, denn es ging von ihnen die Sage, sie hätten die Freiheitskriege mitgemacht, ja ruchlose Spötter gingen soweit zu behaupten, das Handpferd habe den alten Fritz noch persönlich gekannt.

Zwischendurch kamen auch die sämtlichen Stadtmusikanten von Gollnow mächtig tutend auf einem vierspännigen Leiterwagen vorgefahren, und die Sache wurde immer festlicher. Im Garten hinter dem Hause war ein großer runder Rasenplatz von Gebüschen umgeben, in welchen mancherlei geräumige Lauben angebracht waren, welche angenehme Sitzplätze für die Gesellschaft darboten. Da nun in Norddeutschland bei solcherlei Gesellschaften das männliche und weibliche Geschlecht sich wie Wasser und Öl von einander zu sondern pflegt, so geschah dies auch hier. Die älteren Damen fanden sich in der Veranda vor dem Hause zusammen und gaben ihre Anwesenheit schon von Ferne durch ein Geräusch lebhafter Unterhaltung gleich dem Getöse eines kleinen Wasserfalles kund. Die älteren Herren hatten sich gegenüber in einer Fliederlaube angesiedelt, woselbst der Donner ihres Gespräches bald anschwoll, bald leiser grollte. Die Unterhaltung drehte sich natürlich, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, um den Ertrag der Wiesen und die zukünftige Ernte, und auch die Herren aus Gollnow nahmen an diesen Gesprächen eifrig teil, denn in den kleinen Landstädten versteht fast jeder etwas von diesen Dingen. Obwohl das Jahr nun ein außergewöhnlich gesegnetes und hoffnungsreiches war, so trat doch die seltsame Erscheinung zu Tage, daß niemand sich zufrieden zeigte. Der eine, welcher von seinen tiefgelegenen Wiesen in diesem warmen Jahre unermeßliches Heu eingefahren hatte, meinte achselzuckend, als man ihn darauf anredete, im Jahre 1843 habe sein Vater von derselben Fläche noch neunzehn Fuder mehr eingefahren, verschwieg aber wohlweislich, daß in demselben Jahre wegen unendlicher Dürre alles übrige mißraten war. Herr Kelbig von Ziersdorf, auf seinen ungewöhnlichen Hafer angeredet, lehnte alle Komplimente ab mit der Bemerkung, es sei alles nur Blendwerk, denn dem Hafer fehle das dritte Korn, obgleich er sehr wohl wußte, daß von den zu dreien zusammensitzenden Haferkörnern fast ohne Ausnahme das mittlere verkümmert und nur in den seltensten Fällen zur Ausbildung gelangt. Herr Podewils von Bergedorf nun wieder schmunzelte zwar, als man begeistert den Stand seines Weizens rühmte, der in der Gegend nicht seinesgleichen hatte, suchte aber sofort diese Begeisterung zu dämpfen, indem er behauptete, in mehreren Ähren einen ihm bis jetzt unbekannten Wurm vorgefunden zu haben, welchem durchaus nicht zu trauen sei, da er wohl für einige tausend Thaler wegfressen werde. Ja, der liebe Gott hat es nicht leicht mit den Herren Landleuten und wohl längst verlernt, auf ihren Dank zu rechnen.

In einer Jasminlaube zur Seite des Rasenplatzes hatten die jüngeren Stadt- und Landherren sich zusammengefunden. Von hier aus flogen häufige Blicke hinüber auf die andere Seite zu einer duftenden Rankrosenlaube, aus welcher helle Kleider hervorleuchteten und fröhliches Mädchengezwitscher ertönte. Einige angenehme Schwerenöter hatten sich sogar hinüberbegeben, wo sie wie schwarze Krähen von den hellen Gewändern sich abhoben und alle Wasser ihrer Unterhaltungsgabe spielen ließen. Andere wieder, welche ebenfalls in ihren Herzen einen starken Zug zum weiblichen Geschlechte verspürten, zugleich aber ihren geselligen Künsten nicht genügend trauten, flüsterten sich pikante Bemerkungen über die einzelnen Schönen zu. Sie empfanden für ihre kühneren Genossen eine ziemliche Verachtung, welche auf der Rückseite mit Neid gefüttert war, und ziehen sie der Seichtheit, indem sie zugleich ihre Verwunderung aussprachen über die Rätselhaftigkeit weiblicher Gemüter, welche an dergleichen Fanten sichtlich Gefallen zu finden schienen.

Unterdessen gingen schwarzbefrackte Lohndiener und Dienstmädchen im Sonntagsputz ab und zu, leichte Erfrischungen anzubieten, während Herr Konrad Bastian in seiner besten Laune den Rasenplatz umkreiste und überall eine Weile im Gespräch verweilte, welches Ereignis sich bei jeder Gruppe durch ein verschieden abgetöntes, aber unausgesetztes Gelächter kundgab. Besonders der alte dicke Herr Holtfreter von Bummshagen war stets von der komischen Wirkung dessen, was Herr Bastian sagen würde, so überzeugt, daß er schon pränumerando lachte, ehe dieser noch den Mund aufgethan hatte. Schließlich konnte er dann nur dadurch, daß man ihn schüttelte und ihm auf den Rücken klopfte, wieder zu Atem und Besinnung gebracht werden.

Unter den Mädchen waren auch einige, welche kaum dem Backfischalter entwachsen, sich unter den bereits heiratsfähigen jungen Damen nicht genügend beachtet fühlten. Sie flatterten zu zweien davon, wandelten dann, sich mit den Armen umschlungen haltend, in den abgelegenen Steigen, rochen gemeinschaftlich an den Blumen, teilten sich Geheimnisse mit, schwärmten von ihren Lieblingsdichtern und pflegten die süßen Gefühle der Freundschaft, welche so lange in diesen kleinen Herzen zu wohnen pflegen, bis sie von stärkeren verdrängt werden.

Hermann, welcher den meisten dieser Gäste noch unbekannt war, bildete für alle einen Gegenstand der Neugierde, denn das sonderbare Abenteuer, durch welches er nach Goldensee gekommen war, hatte natürlich in der ganzen Umgegend großes Aufsehen und willkommene Erheiterung bewirkt. Besonders waren die älteren Herren unerschöpflich in Fragen und Anspielungen und waren nur durch eine genaue Schilderung aller Einzelheiten zu befriedigen, während den Damen natürlich durch die besonderen Umstände dieses Abenteuers ein Zwang aufgelegt war, welcher ihnen verbot, sich nach Wunsch in diese Geschehnisse zu vertiefen, was übrigens ihrer Teilnahme an der Sache keinen Eintrag that.

Nach einer Weile geschah vom See her ein Kanonenschlag, und zugleich begannen in derselben Gegend die Gollnower Stadtmusikanten gar mächtig einen Marsch zu tuten. Die Gesellschaft brach nun auf, und alle zogen durch die Gänge des Gartens an den See hinab, neugierig auf die weitere Entwickelung der Dinge. Sie fanden dort die Musikanten in einem Boote auf dem See schwimmend, und an der Landungsbrücke lagen acht starke Fischerkähne mit Fahnen und Blumengewinden geschmückt. Von diesen waren immer je zwei nebeneinander mit Balken und Stricken durch eine geschickte Anordnung fest unter sich verbunden, durch welche Einrichtung jedes Schaukeln und die Möglichkeit des Umschlagens vermieden ward, so daß auch das allerängstlichste Frauengemüt sich diesen Fahrzeugen ohne Bedenken anvertrauen konnte. Ja selbst der dicke Herr Holtfreter, welchem Wasser in allen seinen Erscheinungsformen eine unsympathische Flüssigkeit war, sowohl innerlich als äußerlich als unter sich, ward durch diese Vorsichtsmaßregeln so beruhigt, daß er seine kostbaren mit Delikatessen und edlen Getränken aller Art herangemästeten drei Zentner, von welchen die Sage ging, daß ihm das Pfund bereits auf tausend Thaler zu stehen komme, ohne weiteres hineinbugsierte.

Nachdem in den ersten Kähnen die Jugend, in den fol-

genden das Alter, nach getrennten Geschlechtern Platz genommen hatte, setzte sich die Flotte mit der Musik an der Spitze in Bewegung und zwar so, daß die vier Doppelfahrzeuge in zwei Reihen nebeneinander schwammen. Nun zeigte sich auch, daß die Bedeutung der zahllosen kleinen Blumensträuße eine kriegerische war und daß sie nichts weiter vorstellten als eine Art von Munition, welche in Körben überall reichlich verteilt war. Herr Konrad Bastian eröffnete das Gefecht durch einen wohlgezielten Wurf auf seine Frau, welche das Geschoß mit großer Geschicklichkeit aus der Luft auffing, und dieses Beispiel fand alsbald bei der Jugend begeisterte Nachahmung, zumal dies kleine Bombardement sich als ein schickliches Mittel erwies, allerlei Zu- und Abneigung unverfänglich auszudrücken. Dann wurden auch die Alten hingerissen von der Kampfeswut, und bald entbrannte das Gefecht so stark, und so unausgesetzt flogen die anmutigen Geschosse hin und her, daß zuweilen zwischen den Kähnen ein förmliches Bogendach von Blumen in der Luft stand. Dazu die lustige Musik, Jauchzen und Gelächter, helle Gewänder, liebliche Mädchengesichter und wehende Locken, Sonnenschein und blinkendes Wasser, fürwahr eine lustige Sache.

Die Jugend hatte sich zuerst verschossen; auch war ein Teil der Sträuße außer Gefecht gesetzt und steckte, vermehrt durch unsichtbare Blüten zarter Beziehung, an Mädchenbusen oder in Männerknopflöchern. Die Alten setzten im zweiten Treffen das Gefecht noch eine Weile fort, doch als die Flotte auf der Höhe der Insel Goldenburg anlangte, ging auch ihnen die Munition aus, und nur eine lange Straße schwimmender Blumen bezeichnete weithin das Fahrwasser der Kähne und den Ort des Kampfes.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Begegnung auf dem See.

(Zu dem Bilde auf S. 517.)

Es sind gerade zehn Jahre her, daß einer der tüchtigsten Münchener Maler in voller Manneskraft jäh dem Leben entrissen wurde: Arthur von Ramberg (geb. 1819, gest. 1875). Durch sein großes historisches Gemälde (der Hofhalt Friedrichs II in Palermo) im Maximilianeum zu München, und durch seine Fresken im Lutherzimmer der Wartburg ist er in weiten Kreisen bekannt; mehr aber noch ist er durch seine geistvollen Illustrationen zu Schillers Gedichten und vor allem durch seine innigen, gemütvollen Bilder zu Goethes „Hermann und Dorothea“ beliebt geworden. Nicht weniger anmutig sind seine Genrebilder, um deren Verbreitung durch meisterhaft ausgeführte Kupferstiche sich der rühmlichst bekannte Kunstverlag von P. Käser in München ein großes Verdienst erworben hat. Eine Perle unter denselben ist die „Begegnung auf dem See“, welche Konrad Geyer mit tiefsinnigem Verständnis seines Vorbildes meisterhaft im Stiche wiedergegeben hat. Jedes Wort der Erläuterung zu dem lebenswarmen Bilde wäre verloren; das liebende Paar, das so glücklich sich dort getroffen, erzählt am besten seine Geschichte selbst, und die freundliche Leserin wird sie am liebsten von ihm hören.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von J. Bailey.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.

*	a	u	l	u	*
*	r	b	e	l	*
*	a	n	u	e	*
*	l	t	i	m	*
*	m	b	l	e	*
*	n	g	a	n	*

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des obenstehenden Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die sechs wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben. Die erste und die letzte senkrechte Reihe ergeben je einen alttestamentlichen Namen.

2. Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7
8 9 10 11 12 9 12
5 13 2 10 14
6 12 13 5 12
11 2 13 5 9
15 5 6 9 10
16 10 2 14 2
10 9 11 15 14
11 2 14 5 17
13 5 9 9 12
2 14 14
6 2 16 16 10
18 2 17 8 15
7 12 14 10 16 6 10
11 2 14 13 10 2 7

Ersetzt man die Zahlen der Figur durch Buchstaben, so ergeben Anfangs- und Endbuchstaben — von oben nach unten gelesen — dieser 15 wagerechten Reihen das für Deutschland jetzt wichtigste diplomatische Ereignis mit seinem Urheber.

1. Reihe bedeutet eine leichtere Bauart als die massive, die 2. einen musikalischen Ausdruck für den Einklang, die 3. eine Schmelzmasse, die 4. ist der Name des Helden einer beliebten Oper, die 5. ist die Frucht von Gewächsen, die 6. eine Stadt in Italien, die 7. Stadt und Fluß im Kreise Krakau, die 8. ein von Wasser umgebenes, abgeschlossenes Stück Land, die 9. Apothekerware zu schleimigem Krankengetränk, die 10. der Name des Stifters einer Religionssekte, die 11. bezeichnet das Universum, die 12. ist eine hebräische Bezeichnung für „Lehrer“, die 13. ein vulgärer Ausdruck für verloren, zerschlagen, aber auch die lateinische Übersetzung für des Menschen edelsten Körperteil, die 14. ein kleiner, farbenprächtiger Vogel, die 15. ein Bestandteil einer populären Hustenarzenei. E.

3.

Welchen Teil der preußischen Monarchie kann man durch Umstellung der Buchstaben des Wortes „Kamerun“ erhalten?

Bilderrätsel.

4. Dreisilbige Scharade.

Der Kaiser sprach: „mein Streben war allein
Die ersten beiden meinem Volk zu sein.
Doch fürchten muß ich, daß es mir mißlang,
Da ich von ihm die dritte nie errang.
Drum alle drei will ich zusammenfassen
Und sie als Buch der Nachwelt hinterlassen.
Nicht, was ich that, — nein, was ich schrieb,
Macht dann vielleicht mich deutschen Herzen lieb;
Denn leben möcht' ich durch das ganze Wort
Für immerdar als letzter Ritter fort.“ v. D.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 32.

1. Keine Rose ohne Dornen.

1. Kain	6. Rhone	11. Halm	16. Rettig
2. Eris	7. Omar	12. Neger	17. Neider
3. Insel	8. Suez	13. Erbe	18. Eins
4. Name	9. Edam	14. Dahn	19. Noten
5. Emma	10. Ort	15. Oberon	

2. Zweisilbige Scharade. Mailand.

3. Viersilbige Scharade. Schlachtenlenker.

4. Händel.

Bilderrätsel: Eine Theevisite.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Warum können wir keine Austern mehr essen? — Zur Erinnerung an Franz Abt. Mit Abts Porträt. — Die Bank von England. Mit sieben Illustrationen. — Odysseus. Fortsetzung. Erzählung von H. Seidel. — Am Familientisch: Die Begegnung auf dem See. Zu A. v. Rambergs Gemälde. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Mai 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 34.

Pfingsten.

Nun pranget die Welt im Festtagskleid
Und schmückt sich mit Blumen und Kränzen,
Das Herz wird so froh, und der Blick so weit!
Ist das ein Duften und Glänzen!
Wie die Auen grünen und Pfingstlüfte wehn,
Wie die Gärten und Felder in Blütenpracht stehn,
Und die Pfingstmaie schmücket das festliche Haus,
Und die Menge strömet zum Thore hinaus
Und verträumt auf der lieblichen Erde
Alles Leid und des Lebens Beschwerde.
Der Odem des Herrn hat die Welt erneut:
O Pfingsten, du fröhliche, selige Zeit!

Du Geist aus der Höhe, o heil'ger Geist
Verjünge nun auch unsre Herzen,
Die Seele, die dich willkommen heißt,
Wird frei von Banden und Schmerzen.
Der du fährst noch heute mit Sturmesmacht hin,
Und zertrümmerst das Böse und heiligst den Sinn,
Kehre ein mit der Liebe, des Glaubens Glut,
Mach uns fromm und friedlich und rein und gut,
Gib geheiligte Lippen und Weisen,
Daß den Vater im Himmel wir preisen:
Sei du uns der Führer zur Ewigkeit,
Gib Pfingsten, gib fröhliche, selige Zeit!

Vereinige wieder, was sich getrennt,
Und heile, was krank und verwundet,
Wo irgend ein Herz dich nicht liebt und kennt,
Da hilf doch, daß es gesundet.
Wo der Mut gelähmt und die Hoffnung verschwand,
Da belebe du Geist, uns vom Himmel gesandt,

Laß die Einöde werden ein fruchtbares Feld,
Der du uns zum himmlischen Gärtnerbestellt,
Laß die Pfingstmaien überall blühen
Und die Herzen begeistert erglühen:
So rett uns von Sünde und Angst und Leid,
Gib Pfingsten, gib fröhliche, selige Zeit!

Paul Kämpfe.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Sehr bald bot sich dem Herzoge willkommene Gelegenheit, ein prächtiges Hoffest dem andern folgen zu lassen.

Der friedliebende König von England, Georg II, hatte mehrfach den Vermittler zwischen Maria Theresia und Friedrich von Preußen gespielt und später auf österreichischer Seite gestanden; jetzt nach dem Abschluß des Friedens, suchte er seine Sympathieen durch Gnadenbeweise zu bestätigen.

Ende Februar kam eine englische Gesandtschaft in Weißenfels an, um dem Herzoge die Insignien des Hosenbandordens zu überreichen. Johann Adolf empfand die lebhafteste Freude über diese Auszeichnung und ermangelte nicht, die Herren der Gesandtschaft so gut aufzunehmen wie er konnte.

Da gab es solenne Diners, Treibjagden mit Frühstück im Jagdschlosse, Spielpartieen mit Souper, Bälle und Aufführungen. Die leichtlebige vornehme Welt, welche so lange alle Festfreuden entbehrt, genoß mit bereitwilliger Hingabe das ihr gebotene Gute, und nie ging die Geselligkeit in Weißenfels in höheren Wogen als eben jetzt.

Rosa von Bünau traf fast täglich mit dem Oberstallmeister zusammen. Unter kluger Berücksichtigung der guten Form, und vorsichtig genug, um sie nicht zu verschüchtern, bemühte er sich, dem schönen Mädchen bei jeder Gelegenheit seine Neigung zu beweisen und den an jenem ersten Mittage errungenen Sieg festzuhalten.

Rosa, bei ruhiger Überlegung immer unzufriedener mit sich, weil sie sich zu einer Unart gegen den guten Zscheplitz hatte hinreißen lassen, suchte, sobald sie konnte, den Kammerjunker zu versöhnen, ein Bemühen, welches sogleich mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt wurde. Kurt von Zscheplitz war nicht der Mann, dem holden Fräulein lange zu zürnen, welches in seiner bevorzugten Stellung am Hofe ihm am würdigsten erschien, seine, des Majoratserben, Huldigungen zu empfangen. Wie konnte er sie aufgeben, an deren Seite er sich so hübsch ausnahm? Er war nicht beharrlich genug, um vom Widerstand gereizt, zu sich selbst zu sprechen: „nun erst recht setze ich's durch.“ Aber ein kleines Entgegenkommen, Wiedergutmachen wollen besänftigte ihn sofort. Ja, er ging nach Rosas Geschmack gleich wieder zu weit, maßte sich Rechte an, verlor sich in Süßlichkeit, Schmeichelei und Anbetung, so daß ihr nichts übrig blieb, als in scheinbar wechselnder Laune ein Spiel des Loslassens und Anziehens zu treiben, über welches sie sich selbst tadelte.

„Man kann mich kokett nennen“, dachte sie oft bekümmert, „und doch bin ich nicht gefallsüchtig; wie soll ich mich aber betragen? Lehne ich Zscheplitz entschieden ab, entferne ich ihn von mir, so verletze und erzürne ich die Herzogin, kommt er mir aber näher, so daß ich befürchten muß, er will um mich werben, so muß ich ihn abkühlen, denn ein Ja kann ich ihm nicht geben!“ — — — —

Heute morgen sollte der Hof eine große Schlittenpartie unternehmen. Rosa war gestern bei einem Festspiele neben Zscheplitz als Najade aufgetreten, heute, wo der Oberstallmeister die Leitung des Vergnügens in den Händen hielt, war es ihr etwas mit Herzklopfen Erwartetes und Selbstverständliches gewesen, daß er sie zu seiner Dame erkoren. Er hatte ihr gestern beim Tanze zugeflüstert, ob sie einwillige, sich von ihm in der silbernen Muschel fahren zu lassen, und sie hatte nicht wohl umhin gekonnt, ihre Zustimmung zu erteilen. Sie wußte gleich, daß es ihrer teuren Herrin nicht angenehm sein werde, sie während eines langen Weges mit dem Manne allein zu sehen, dem die geliebte Frau so wenig Vertrauen schenkte. Aber was thun, ihre Zusage war gegeben, und der Gedanke, unter der Leitung des fesselnden Mannes über die glitzernde Schneefläche dahin zu fliegen, hatte etwas so Verlockendes für sie, daß sie sich freute gebunden zu sein.

Die Etikette verlangte, daß den Vorreitern unmittelbar der Schlitten des Oberstallmeisters, gewissermaßen Bahn bereitend, folgte, sowie bei andern festlichen Vorgängen der Hofmarschall mit seinem goldenen Stabe voran schritt, und dann erst, umgeben von Läufern, Mohren und Heiducken sich die beiden vierspännigen Galaschlitten der Herrschaften anschlossen. In dem ersten dieser Schlitten saß die Herzogin Friederike mit dem Gesandten Mr. Villiers. Der Herold Mr. Anstis saß neben dem Herzoge und dem Grafen Luja, der mit seinem schwachen Arm noch nicht selbst fahren konnte und heute zuerst wieder in der Gesellschaft erschien. Dem zweiten Galaschlitten folgte der große Musikschlitten.

Als Daniel von Storke auf der Pritsche hinter der silbernen Muschel Platz nahm, in welcher seine Dame in ihrem kirschroten Samtpelz bereits saß, flog ein rascher und triumphierender Blick zur Herzogin zurück, die, einen Zug des Verdrusses in dem sanften Gesichte, sich bemühte, ihrem Kavalier einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Storke fühlte sich längst überzeugt, daß die hohe Frau ihm mißtraue, und weil er sich bewußt war, ihr Furchtbares angethan zu haben, erleichterte es ihn vor seinem Gewissen, sie als seine Feindin anzusehen. Der Gedanke, sie auf allen Linien zu schlagen, stachelte sein Verlangen, Rosa ihrem Einflusse zu entziehen und für sich zu gewinnen, vielleicht ebensosehr, wie seine Leidenschaft für das schöne Geschöpf und sein Wunsch, in eine vornehme Familie zu heiraten.

Es war also für den Oberstallmeister ein Augenblick lebhaftester Befriedigung, als er die silbergalonierten Zügel aus der Hand eines Stallknechts in Empfang nahm und den Vorreitern mit lautem Peitschenknallen das Zeichen gab, sich in Bewegung zu setzen.

So fuhr man durch das überbaute Thor, den Schloßberg hinab. Ein Teil der anderen Schlitten reihte sich unten auf dem freien Platze der Stadt dem Zuge an, und nun ging es durch die Straßen und eine ehrerbietig gaffende Menge hinaus auf trefflicher Bahn dem Ziele, einem herzoglichen Forsthause zu.

Der Tag konnte nicht schöner sein, bei mäßiger Kälte und hellem Wintersonnenschein trank man Lust und Mut mit jedem Atemzuge.

In Rosas Herzen war eitel Jubel und Lebensfreude. Vor sich nur die beiden geputzten Vorreiter auf ihren behenden Rossen, die verlockend hinausjagten, hinter sich die munteren Klänge der Musik, das Geläute der Schellen, um sich Glanz und Schönheit, wohin sie sah. Sie vergaß, daß sie sich mit dem Manne allein befand, vor dem ihre einsichtige Gebieterin sie so dringend gewarnt hatte. Nach jener Unterredung war ihr in einzelnen Augenblicken selbst das alte böse Gefühl der Furcht, ja fast des Widerwillens aufgestiegen, um stets aber vor der Macht jener dämonischen Persönlichkeit zu entweichen.

Nachdem der Oberstallmeister sich überzeugt hatte, daß seine Anordnungen genau befolgt waren, und daß der Schlittenzug sich nach Vorschrift entwickele, gab auch er sich dem Reize der Stunde hin. Er plauderte Alltägliches mit seiner anmutigen Gefährtin; hoffte er doch, daß sie nichts mehr alltäglich finde, was er thue oder sage. Es lag ihm daran, sie so vertrauensvoll wie möglich zu stimmen. Während er seinem Renner die Zügel ließ, entzückte es ihn, in ihr frisches Gesichtchen zu sehen, den Eindruck jedes seiner beiläufigsten Worte zu beobachten, die blitzenden Augen, die duftenden Locken, die rosige Wange und den schwellenden Mund sich so nahe zu fühlen; blieb ihm doch zu einer beabsichtigten Entscheidung die Rückfahrt. Und jedenfalls war dann Rosas Stimmung noch zugänglicher als jetzt.

Im Forsthause wurde man mit einem warmen Punsch und einem eleganten Frühstück empfangen; die Gesellschaft befand sich in der besten Laune, die Musik spielte beliebte Weisen und endlich ordnete sich auf dem weiten, mit Hirschgeweihen geschmückten Hausflur ein Menuett, das im Pelz, unter großer Heiterkeit aller Beteiligten, getanzt wurde.

In dem darauffolgenden Durcheinander der Menge gelang es der Herzogin unbeachtet ihrem Lieblinge zuzuflüstern: „Hüte dich, mon enfant!“ Ein vielsagender Blick begleitete die Warnung.

Rosa wußte was gemeint war, sie wurde nicht angenehm von dieser neuen Mahnung berührt. Sollte sie denn nie das Vergnügen einer Stunde unbefangen genießen?

Verstimmt zog sie sich aus dem lauten Kreise zurück und betrat das kleine weißgesandete Zimmer der Försterin, das nach rückwärts lag; ein paar Myrten und Nelkenstöcke standen vor den bleigefaßten Fensterscheiben. Sie lehnte dahinter und blickte gedankenlos auf einen Winkel des großen Hofes, auf dem einige ausgespannte Schlitten standen. In einem derselben hockte ein Invalide, eine jämmerlich verfallene Gestalt mit hölzernem Bein.

Jetzt kam der Oberstallmeister mit ein paar herzoglichen Lakaien in diese Ecke, es schien, als sei an einem der Schlitten etwas zerbrochen. Als er des Einbeinigen gewahr wurde, prallte er zurück. Rosa hörte den dumpfen Ausruf: „Peter Mork!" — erstarrt stand er dem Unglücklichen gegenüber.

Soweit seine Gebrechlichkeit es zuließ, stürzte sich der Fremde dem Oberstallmeister entgegen. Drohworte flogen von einem zum andern. Plötzlich packte Storke den bettelhaften Menschen vor die Brust und schüttelte ihn mit aller Kraft. Der Invalide stieß ein lautes Jammergeschrei aus, der Kavalier brauchte die Faust, und jetzt warf er den Gebrechlichen mit aller Kraft auf die Erde.

Rosa riß das Fenster auf, um durch ihre Bitten der fürchterlichen Szene ein Ende zu machen. Da stand Graf Luja neben dem Schäumenden.

„Mein Herr Baron", sagte er mit der ganzen Hoheit seines Wesens, „vergessen Sie sich nicht. Dieser Ärmste verdient Schonung, wie er sich auch vergangen haben mag. Die Herrschaften und Damen sind in der Nähe, wir befinden uns nicht mehr im Feldlager."

„Wollen Sie mir Lehren geben?" fuhr Storke auf.

Luja beachtete den Zornigen nicht weiter, er befahl den hilflos Daliegenden auf das Stroh der offnen Scheune zu tragen. Die Stelle im Schnee, auf welcher der Krüppel gelegen, war blutbefleckt.

Der Blick, mit welchem der Oberstallmeister diesen Vorgängen folgte, erschütterte die Beobachterin furchtbar. Es war der eines Raubtiers, dem man seine Beute entrissen.

Rosa schloß leise das Fenster, schlug die Hände vors Gesicht und sank auf einen Stuhl. Wer war Peter Mork, und womit hatte er den andern bedroht? Sollte die Warnerin doch recht haben? O wie edel war ihr Martin Luja neben dem Rasenden erschienen! Endlich raffte sie sich auf und ging zur Gesellschaft zurück. Die Herzogin ward eben von dem englischen Gesandten hinausgeführt, gleich darauf kam Storke eilig herbei, um seine Dame gleichfalls zu holen.

Der Heimweg wurde in derselben Weise angetreten, wie die Herfahrt; die Sonne stand tiefer, purpurne Lichter, die an schattigen Stellen ins Violette spielten, lagen auf dem schneeigen Gefilde, eine Schar Raben krächzte, Nachtherberge suchend, in den Wipfeln der bereiften Waldbäume, es war etwas kälter geworden, aber die scharfe Luft that den Erhitzten wohl. Wenn die Musik spielte, drang der Ton nicht störend heran; das Flüstern des Kavaliers am Ohr seiner Dame fand nur eine zarte Begleitung.

Daniel von Storke war nicht der Mann, das Gewollte ungeschickt anzugreifen; er sah auch, daß irgend etwas Rosa verstöre, der Gedanke, sie müsse gewarnt sein, reizte seinen zornigen Eigenwillen. Seine Aufregung von vorhin war verflogen, er ahnte nicht, daß sie Zeugin jener Szene gewesen. Er hatte niemals von seiner Jugend, seinen Familienverhältnissen gesprochen, heute fand er für gut, gefühlvoll zu beginnen.

„Wir sind Schicksalsverwandte, Fräulein von Bünau", sagte er, nach wenigen gleichgültigen Worten, die er über den abendlichen Schimmer, der bereits auf der Landschaft lag, hingeworfen. „Sie stehen losgelöst von den Ihren, und ich besitze keinen nahen Verwandten mehr auf der Welt. Wie alt waren Sie, als Sie Ihren Vater verloren?"

Rosa vermochte jener peinlichen Eindrücke noch nicht Herr zu werden, sie hatte ihren Vater schwärmerisch geliebt und erzählte gern von des edlen Mannes Verkehr mit ihr, seinem einzigen Kinde, jetzt aber antwortete sie nur kurz.

Storke berichtete dagegen ausführlich, wie seine Jugend im Kriegslager verflossen. Er hatte seine Mutter nicht gekannt, sein Vater, Offizier der sächsischen Armee, war bei einem polnischen Aufstande gefallen. Als Johann Adolf im Jahre 1735 einen Insurrektionsversuch der Polen niederwarf, hatte er für den damals Achtzehnjährigen Interesse gewonnen und ihn an sich gefesselt, so war er jetzt seit elf Jahren Begleiter und Diener des Herzogs. Daniel von Storke sprach wie immer warm und lebhaft; es erschien dem erstaunt horchenden Mädchen, als zittere manchmal Wehmut in seiner Stimme, und es wunderte sie, diese weiche Seite an dem cholerischen Manne wahrzunehmen.

„So habe ich denn eigentlich niemals das Glück einer Heimat, des Attachements, der Tendresse kennen gelernt, so habe ich nie die Liebe eines treuen Herzens besessen", fuhr er ernsten Tones fort. „Aber das Verlangen danach regt sich immer mächtiger in mir. Leider habe ich keine Reichtümer, kein wohlfundiertes Majorat zu offerieren. Wie gern häufte ich allen Glanz der Welt auf die, welche ich mit glühender Leidenschaft umfasse, für deren schönes Haupt eine Krone nicht zu gut wäre! Aber ein heißes Herz, ein starker Arm, unwandelbare Treue und Dankbarkeit achtet eine edle Seele nicht gering. Rosa, Sie müssen es wissen, daß ich nur für Sie glühe, ist es denn möglich, daß Sie mich hassen?

„Der Haß ist keine christliche Empfindung", antwortete das Mädchen ausweichend.

„Welch ablehnende Antwort! Ich ertrage Ihre Kälte nicht! Rosa, ange adoré, soll ich vergebens flehen? Ein Wort nur, das meine glühenden Wünsche bestätigt!"

Er hatte sich nahe zu ihr herüber geneigt, sein heißer Atem streifte ihre Wange, seine dunkeln Augen funkelten sie an. Da regte sich zu ihrer Hilfe die Erinnerung an jene eben erlebte Szene, und das alte Gefühl des Schreckens ergriff sie mächtiger denn je. Sie spürte, daß er reichlich Punsch getrunken habe, ihr graute vor dem Ausdruck seiner Mienen, der Wildheit seines Blicks; ein Gefühl kam über sie, als müsse sie jede, auch die leiseste Berührung dieses Mannes ängstlich meiden. Sie rückte sich im Sitze vor, es that ihr wohl, seine Nähe nicht mehr so unmittelbar zu empfinden, und leise bat sie: „Lassen Sie uns das Gesprächsthema wechseln, Baron — die Sprache der Leidenschaft ist peinlich für das Ohr einer Dame."

Da er einmal soviel gewagt, konnte, wollte er nicht mehr zurück. Daß er eine augenblickliche Niederlage zu verzeichnen habe, fühlte er deutlich, er glaubte aber, daß er nur zu ungestüm für die Wohlerzogene vorgegangen sei, und daß er auf einem anderen Wege mit leiseren Schritten doch noch einen Sieg erringen werde.

„Sie sind so ungleich gegen mich, ange gracieux", begann er sich beklagend, „manchmal lassen Sie mich das größte Glück hoffen, um dann wieder mich grausam fortzustoßen. Daß Sie aus Kaprice mit dem Herzen eines Mannes spielen wollen, der nur für Sie lebt, einen solchen soupçon weise ich standhaft ab, aber leider kommt mir keine andere Lösung des Rätsels. Rechtfertigen Sie sich, Fräulein von Bünau, es könnte mich zur Desperation treiben, Sie weniger ideal zu finden, als ich Sie bis jetzt gesehen."

Rosa fühlte sich getroffen; sie wußte, wie ungleich sie für den Oberstallmeister empfinde, und war sich selbst bis jetzt nicht klar gewesen, warum sie in ihrem Verhalten wechsele. Was sollte sie ihm erwidern, wie sich entschuldigen? Sie richtete sich noch etwas förmlicher auf und entgegnete: „So viel ich weiß, ist es das Recht einer Dame von Welt, den Kavalier in der Distanz zu halten, die ihr konveniert —"

„So lange ihr Herz schweigt, ja —"

„Und wer sagt Ihnen, daß meines jemals gesprochen?"

„Ihr Blick, Ihr Lächeln, Ihr Erröten, o Rosa, verleumden Sie sich nicht! Sie müssen mich erhören!"

Man erreichte jetzt die ersten Häuser der Stadt, die Schatten wurden länger, Abendrot flammte am mattblauen Himmel auf. Storke erkannte, daß sich schwer die Gelegenheit wieder so günstig finden werde, in einer Viertelstunde waren sie im Schlosse, er mußte alles daran setzen, das Mädchen zu gewinnen.

„Geliebte Rosa", fuhr er eindringlich fort, „Sie sehen einen Mann, der um sein Lebensglück ringt. Wie Sie es einem Schiffbrüchigen verzeihen, wenn er sich fest an seine Planke klammert, so gestatten Sie, daß ich an der einmal gewonnenen, durch Sie selbst bestätigten Überzeugung festhalte, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Sie haben mir diesen Lebenstrost zu-

geworfen und ich gebe ihn nicht leichten Kaufes auf. Ich weiß, daß man gegen mich bei Ihnen intriguiert. Eine mächtige Feindin will mich mißkreditieren. Haben Sie noch nicht den Mut, öffentlich zu mir zu stehen, so will ich Geduld üben, aber geben Sie mir Hoffnung!"

„Ich kann es nicht, Baron", entgegnete Rosa halblaut und abgewandten Gesichtes.

„Aber es muß sein", knirschte Storke und riß sein Pferd in den Zügeln, welches, die Nähe des Stalles witternd, in rascherer Gangart vorwärts strebte. „Ich will Sie gewinnen, Rosa — ich muß Sie besitzen! Ihr scheinbares Widerstreben reizt mich nur. Wecken Sie nicht Dämonen in meiner Brust — mir und Ihnen könnten sie gefährlich werden! Nehmen Sie mein Wort, daß ich Ihnen in wenigen Jahren eine glänzende Stellung zu bieten vermag. Lassen Sie mich so lange schmachten, aber geben Sie mir Sicherheit, daß Sie alsdann mein werden wollen."

Sein immer heißeres Drängen ängstigte Rosa unsäglich, sie öffnete den Mund, um ihm ein entscheidendes „Niemals" entgegenzurufen, es fehlte ihr aber der Mut dazu. Wenn sie nur erst seiner beklemmenden Nähe entronnen wäre, sie fühlte es jetzt deutlich, die Herzogin hatte recht, lieben konnte sie ihn nie. Mit einer großen Anstrengung bat sie ihn endlich schüchtern, seine Wünsche aufzugeben. Als sie ihn hierbei wieder ansah, erschrak sie aufs neue vor dem verzerrt wilden Ausdruck seiner Züge, die von dem Purpur der Abendglut angeflammt, von Erregung gerötet, ihr geradezu unheimlich erschienen. Man bog eben auf den inneren Schloßhof.

„Ich erringe dich doch; mein sollst du werden, du sollst!" raunte er ihr heiseren Tones zu, er hatte alle Selbstbeherrschung verloren, er war außer sich.

Sowie der Schlitten hielt, sprang Rosa heraus, sie ertrug seine Nähe nicht länger; von diensteifrigen Lakaien verwundert angesehen, flüchtete sie ins Schloß, der Instinkt trieb sie nach dem Salon der Herzogin.

Fahles Zwielicht herrschte in dem weiten Raume, die Dämmerung brach jetzt rasch herein. Dem Mädchen war's, als müsse es sich verbergen. Sie sank im Winkel hinter dem Kamine auf ein Tabouret und preßte die Hände auf ihr ängstlich klopfendes Herz.

Die Sprache der Leidenschaft war ihr in den Kreisen, in welchen sie aufgewachsen, unter der sanften Friederike Obhut, völlig fremd geblieben. Sie kannte nur den gespreizten, gezierten, aber doch immer maßvollen Ton der großen Welt, in der sie lebte. Wie eine Beleidigung erschien ihr die Erklärung des Oberstallmeisters, welche mit elementarer Gewalt über sie hergebraust war. — O wie recht hatte die Herzogin gehabt, sie zu warnen! Sie mußte sich aussprechen, sie mußte Schutz und Sicherheit finden vor einer Wiederholung jener Szene im Schlitten. Horch, da klingelten alle die andern Schlitten auf dem Hofe, jetzt konnte die teure Frau bald eintreten, nach der die Verschüchterte sich sehnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Rosa flog ihrer Gebieterin entgegen, als diese, nur begleitet von ihrer Kammerfrau, im Salon erschien. — Die Herzogin sah ihre Hofdame erstaunt an. Die Etikette schrieb vor, daß sie zu sich befahl, wen sie sprechen wollte, und sie hatte auch bisher mit Rosa noch keine Ausnahme gemacht. Da diese es jetzt gewagt, ungerufen einzutreten, mußte sich etwas Besonderes begeben haben. Ein besorgter Blick der hohen Frau erkannte auch sofort, daß dem so sei, denn das Mädchen sah ganz verstört aus.

Die Fürstin schickte ihre Kammerfrau hinaus und sagte: „Komm, ma fille chérie, und erzähle mir, was geschehen ist, ich merke es dir an, daß du dich nach einer kleinen confession sehnst."

„Verzeihung Durchlaucht, daß ich es wagte hier einzudringen" — stammelte Rosa mit ängstlicher Bitte. „Ich weiß selbst kaum, wie ich hierher komme. Ich war erregt und erschreckt —"

„Das sehe ich, Kind, und nun kein Wort mehr über deinen faux-pas."

Die Herzogin nahm Platz auf ihrer Ottomane und Rosa setzte sich wie schon oft auf das Bänkchen zu den Füßen der hohen Frau. „Was ist geschehen, mignonne?" fragte diese jetzt gütig. „Aber wie kann ich noch zweifeln; der Oberstallmeister wird dir, wie ich längst befürchtet, eine proposition de mariage gemacht haben, und du — Unglückliche?"

„Nein, nein, Durchlaucht irren —"

„Das ist es nicht?"

„Ja, er hat mir eine leidenschaftliche Erklärung gemacht, aber ich — ich habe ihn abgewiesen, so bestimmt refüsiert, wie ich's vermochte."

„Nun Gott sei Dank, dann ist ja alles gut! Und was choquiert dich denn noch, pauvre petite?"

Rosa erzählte, wie sie sich auf der Hinfahrt glücklich und sicher unter Storkes Obhut gefühlt, ja sie gestand, wie der Herzogin erneuerte Warnung sie verdrossen habe. Mit dieser Empfindung kämpfend, sei dann die Roheit des Oberstallmeisters gegen den Invaliden ihr wie eine plötzliche Aufklärung über sein eigentliches Wesen erschienen und habe sie, als sie wieder in den Schlitten gestiegen, mit schaudernder Abneigung gegen ihn erfüllt.

„Ein hohes Glück", unterbrach die Herzogin, indem sie Rosa auf die Stirn küßte, „daß jener Augenschein dich von einer keimenden Passion für den gefährlichen Mann kurierte. Das war eine Krise für dein Herz, ich hoffe, daß du jetzt vor jedem Rückfall in die alte blinde fascination geschützt sein wirst."

„Ich hoffe es auch," sagte Rosa mit einem tiefen Seufzer.

„Und auf der Rückfahrt riskierte er es, um dich zu werben?" forschte Friederike weiter.

„Ja, und zuletzt mit einer Wildheit, so dezidiert, als ob ich ihm trotz meines Refüs doch nicht entrinnen könne. Und in der tödlichen Angst vor seinem Drängen eilte ich schutzsuchend hierher." — „Aber, mon enfant, die Avancen eines unvermählten Kavaliers aus der grand monde, seine Heiratspropositionen sind doch keine Insulten!" — „Sobald der Kavalier sich mit der Dame Refüs begnügt und in guter Manier zurückzieht, gewiß nicht," entgegnete Rosa bestimmter als zuvor. „Wenn er aber droht und schwört und seinen Willen durchzusetzen versichert, sind Schreck und Angst natürlich." — „Also das hat er gethan. Da muß mein Gemahl doch intervenieren," sagte die Herzogin nachdenklich. Rosa schilderte noch einmal das Benehmen des Oberstallmeisters gegen sie und erholte sich erst allmählich unter dem Zuspruch ihrer Gebieterin von ihrer Aufregung. (Forts. folgt.)

Wilhelm Kobell s. f. J. v. Artois p.

Der Eilwagen. Radiert von Wilhelm von Kobell nach dem Gemälde J. v. Artois.

Domenichino pinxit. Der Evangelist Johannes. Fr. Müller delt. & sculpt. 1808.

„Ich war im Geist an des Herrn Tage, und hörete hinter mir eine große Stimme, als einer Posaune." (Offenb. Joh. 1, 10.)

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel.

8. Der Mönch. (Curruca atricapilla.)

Und ein kleines Vögelein, Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.
Walter von der Vogelweide.

In diesem Augenblick knallten auf Goldenburg die Begrüßungs-Böller. Onkel Ludwig, welcher zeitweilig als Gouverneur dieser Insel fungierte, hißte die Flagge des Deutschen Reiches auf, und die Kähne schwammen in großem Bogen der Landungsbrücke zu. Als Hermann den jungen Mädchen beim Aussteigen behilflich war, sah er zufällig den Strauß mit dem Wegwart, welchen er am Morgen gebunden, an Agnes' Busen stecken. „Den kenne ich", sagte er unwillkürlich. Agnes erwiderte nichts, nur eine leichte Röte stieg ihr in das schöne Antlitz.

Auf der Insel hatte vor Zeiten auf der Höhe ein festes Schloß gelegen, die Goldenburg, allein vor langer Zeit schon war dies zerstört und nur einige wenige von Buschwerk überwucherte Mauerreste gaben Kunde davon. Auch die Spuren einstiger Befestigungen waren noch kenntlich, obwohl die einst tiefen Gräben halb verschüttet waren und die Wälle sich im Lauf der Zeiten abgerundet und verflacht hatten. Vor den Ruinen auf einer ebenen Fläche standen drei uralte Linden, von welchen man glaubte, daß sie das Schloß noch in seinem Glanze gesehen hätten. Unter ihrem wohligen Schatten ruhte es sich gut zur Sommerszeit, indem man durch die Lücken des Waldes auf den silbernen See und seine dämmernden Buchten hinschaute. Wo dann der mit Gras und niederem Buschwerk bewachsene Abhang sich zum Wasserspiegel niedersenkte, stand zur Seite auf der Höhe ein geräumiges Borkenhäuschen mit Sitzen und Tischen versehen, und hier und in dessen Umkreis lagerte sich einstweilen die Gesellschaft in Erwartung des Rufes zur Tafel, die mit blendendem Linnen, Silberzeug, blinkenden Gläsern und schönen Blumensträußen geziert gar verlockend unter dem dichten Blätterdach der drei Linden hervorschimmerte. Weiterhin, wo der hochstämmige Wald in engem Kreise diesen freundlichen Platz umschloß, sah man Feuer flackern, und hellblauer Rauch stieg in die sonnigen Kronen der Buchen. Dort hantierte ein schneeweiß gekleideter Koch mit einigen sauberen Mädchen, dort drehten sich die Bratspieße, brodelte es in den Pfannen, dampften die Kessel, und zuweilen trug ein leiser Lufthauch süße ahnungsvolle Düfte künftiger Genüsse zu der Gesellschaft herüber. Diese Einrichtung hatte für den alten dicken Herrn Holtfreter eine mächtige Anziehungskraft, denn er war ein so starker Esser, daß man ihm in der Gegend die bekannte Redensart in den Mund legte: „Die Gans ist ein schnurriger Vogel; ißt man eine zum Frühstück, so hat man nicht genug und ißt man zwei, so verdirbt man sich den Appetit zum Mittagessen." Unwiderstehlich wie Sancho Pansa bei der Hochzeit des Camacho zog es ihn an diesen Ort und dann stand er würdevoll da, die Hände auf den Rücken gelegt, alles mit der tiefsten Teilnahme betrachtend, während die köstlichen Gerüche die bereits erwachte Riesenbestie seines Hungers zur Wut aufstachelten. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, bat sich ein Weißbrötchen aus, ließ es vom köstlichen Safte eines Spießbratens beträufeln und verzehrte es schmunzelnd und kopfnickend.

Endlich ertönte das allgemein ersehnte Trompetensignal, welches die Gesellschaft zu Tische rief. Hermann fand seinen Platz zwischen Agnes und Veronika und konnte mit dieser Veranstaltung wohl zufrieden sein, denn schönere und anmutigere Mädchen waren an dieser Tafel nicht vorhanden. Besonders Veronika, die heute zum letztenmale in Goldensee war — denn sie sollte am Abend mit den Eltern nach Gollnow zurückkehren — überstrahlte alle und sah in einem blaßblauen Kleide, das mit zarten gelblichen Spitzen geziert war, und mit einem Haarschmuck von natürlichen Theerosen und Vergißmeinnicht sehr verführerisch aus. Es war wie immer eine anziehende Mischung von Zartheit und blühender Kraft an ihr bemerklich, gehoben durch die in Deutschland so seltene Kunst, stets in Schmuck und Kleidung das Richtige zu treffen und jede, auch die für ihre körperlichen Eigenschaften ungünstige Mode so zu wenden und unmerklich zu verändern, daß sie ihrer Erscheinung zum Vorteil gereichte.

Das Essen nahm den gewohnten Verlauf solcher Veranstaltungen. Bald ertönte das betriebsame Geräusch der Messer und Gabeln und das Klappern der Teller, bald wieder der gleichmäßige Strom fröhlicher Unterhaltung. Zuweilen kam dann auf ein scharfes Anklingen eines Weinglases eine kurze Stille und dann eine Rede, welche manchmal unterbrochen von kurzen Salven fröhlichen Gelächters zuletzt in ein mächtiges Getöse von Hochrufen und klingenden Gläsern auslief. Wenn eine solche Stille eintrat, dann hörte man das Singen der Vögel im Umkreis und das Zwitschern der Schwalben, welche über die Gesellschaft hinwegschossen, und andere zarte Stimmen der Natur wie das emsige Summen der Bienen in den verblühenden Lindenbäumen und das zarte Gesäusel der Blätter. Die Sonne stahl sich durch die Lücken der Zweige, malte hier flimmernde rote Schatten gefüllter Weingläser auf das blendende Tischtuch und blitzte dort auf blankem Silbergeschirr; bald hob sie ein glänzendes Antlitz eines schmausenden Biedermannes, bald ein zartes Mädchenköpfchen hervor, und zu alledem schauerte zuweilen der laue Sommerwind stärker durch die Zweige und streute einen Regen zarter gelblicher Lindenblütenblätter über die ganze Tafel hin.

Dann knallten die Champagnerkorke und fuhren in das Laubwerk empor; die Stimmung ward brausender und häufiger schwebte über dem allgemeinen Donner des Gespräches silbernes Mädchengelächter wie Schaum auf der Brandung. Der beruhigende Kaffee am Schluß dämpfte die Wogen wieder ein wenig und dann brach alles auf, die Jugend zu gesellschaftlichen Spielen, während die ältere Generation sich zu behaglichen Verdauungsgesprächen in der Umgegend des Birkenhäuschens zusammenthat. Nur Herr Holtfreter, nachdem er eine Weile mannhaft gekämpft hatte, konnte nicht länger seiner süßen Gewohnheit widerstehen, er zog sich an eine schattige Stelle zurück, streckte sich dort ins weiche Gras, deckte sich ein rotseidenes Taschentuch über sein geräumiges Antlitz und schnarchte bald wie ein Menschenfresser.

Auf einem ebenen mit kurzem Rasen bedeckten Platze, der zuerst von dichten Gebüschgruppen, dann von ragendem Hochwalde umgrenzt war, hatten die jungen Leute bald ihre Spiele in Gang gebracht. Zuerst: „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht 'rum", dann „Blindekuh", dann „Verwunderungsstuhl" und nachher „eins, zwei, drei, das letzte Paar herbei."

Ob einem Mädchen Anmut und Grazie wirklich beschieden ist, das zeigt sich am besten, wenn es läuft, denn im Laufe die Linie der Schönheit innezuhalten ist sehr schwer. Auch hierin that es Veronika allen anderen zuvor, und es war ein Wunder zu sehen, wie sie auf eiligen elastischen Füßen wie ein Vogel dahinflog und die jauchzende Hast der schnellsten Bewegung ihre Anmut nur erhöhte. Agnes war auf dem Spielplatze noch nicht anwesend, weil wirtschaftliche Verrichtungen sie noch eine Weile bei der Abräumung der Tafeln zurückhielten. Während des Spieles traf es sich nun bald, daß Hermann voran war und das letzte Paar aus Veronika und dem jungen Gutsbesitzer Herrn Hornbostel bestand.

Als Hermann durch Händeklatschen das Zeichen zum Ablauf gab, schoß Veronika wie ein Pfeil seitwärts davon, und unser junger Freund merkte wohl, daß er alles aufbieten müsse ihrer habhaft zu werden. Herr Hornbostel, der sich bereits eines kleinen Bäuchleins und eines Paares zwar stämmiger aber ziemlich kurzer Beine erfreute, gab bald die aussichtslose Verfolgung auf, obwohl er anfangs nach Kräften dahingepurzelt war, um sich seiner Dame wieder zu bemächtigen. Veronika spürte ihren Verfolger bald dicht hinter sich und flüchtete hinter ein breites rundes Buschwerk. Hier tänzelten nun die beiden jungen Leute eine Weile hin und her nach günstigen Gelegenheiten spähend, und Herr Hornbostel, der wieder Mut und Atem geschöpft hatte, trabte langsam

näher, als Veronika plötzlich seitwärts im schnellsten Laufe in den dichten Gebüschgruppen, welche nur schmale Gänge zwischen sich ließen, verschwand. Hermann, der geringe und kleinere Büsche in mächtigen Sätzen übersprang, hatte sie eine Weile aus den Augen verloren, sah aber dann bald das helle Kleid aufleuchten, verfolgte sie nun mit der größten Schnelligkeit und holte sie, die wie eine Schlange durch die Lücken des Buschwerkes glitt, trotzdem bald ein. Als Veronika sich verloren geben mußte, wendete sie sich, blieb plötzlich stehen und ehe Hermann es sich versah, hielt er die schöne tiefatmende Gestalt in seinem Arme. Sie waren hier ganz aus dem Gesichtskreis der Gesellschaft entschwunden, allein zwischen blühenden Büschen. In ihren Adern glühte das Blut, aufgeregt von der Nachwirkung des Champagners und des schnellen Laufes, und als Hermann das verführerische Mädchen, das seltsam und wie in einem Bann zu ihm empor sah, in den Armen hielt, kam es wie ein Rausch von Jugend und Wonne und Schönheit über ihn, er beugte sich nieder und küßte Veronika mehrere Male auf den Mund. Diese hielt nicht allein still wie ein Lämmchen, sondern drängte halb nachgebend, halb erwidernd ihre schwellenden Lippen an die seinen. Das Ganze war nur ein Augenblick, dann fuhren sie auseinander. War da nicht ein Rauschen von Kleidern vernehmlich gewesen, wie wenn jemand sich eilend entfernte? Sie blickten sich um und lauschten, aber nichts war zu sehen als die grüne Einsamkeit und nichts zu hören als das leise Flüstern der Blätter und der unablässige Gesang einer schwarzköpfigen Grasmücke, welche in einer benachbarten Silberpappel saß und von nichts als lauter Liebe flötete. Sie gingen langsam zu der Gesellschaft zurück und thaten, als wäre nichts geschehen.

Unterdes hatte auch Agnes sich dort eingefunden, und Herr Konrad Bastian hatte die Musikanten, welche derweil an den Resten der Mittagstafel sich kräftig verpflegt hatten, dorthin geschickt. Sie saßen im Schatten unter einem Baume und begannen alsbald einen lustigen Walzer zu blasen, und obwohl nun einige von ihnen in der Stärkung durch den reichlich gespendeten Wein ein wenig zu viel gethan hatten, so daß sie aus reinem Kraftüberschuß recht häufig an den wichtigsten Tönen vorbeituteten, so störte das die jungen Leute doch nicht, sich mit Begeisterung in den Tanz zu stürzen. Agnes sah seltsam blaß und starr aus, und als Hermann sie aufforderte und mit ihr tanzte, war er verwundert über ihr abwehrendes, fremdartiges Wesen, und obwohl er sie im Arme hielt, war es ihm, als sei die eigentliche Agnes weit fort und dies nur eine mechanische Puppe, welche ihr ähnlich sah. Sie, die sonst so gleichmäßig freundlich und unbefangen gegen ihn war, trug eine feierliche Gemessenheit zur Schau, die zwar für andere nicht im gleichen Maße erkennbar, von ihm desto tiefer gefühlt wurde und um so erkältender und verwirrender auf ihn einwirkte, als er sich den Grund dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu erklären vermochte. Es war, als sei in diesem Mädchen plötzlich etwas gestorben oder ein Reif über ihr blühendes Gemüt gegangen. Hermann fühlte jetzt zum erstenmale an dem Eindruck, den diese Veränderung auf ihn machte, welche stille Zuneigung zu diesem Mädchen er bereits im Herzen trug, und erschrak fast darüber. Er konnte kaum begreifen, daß er vor kurzem noch, hingerissen von dem Rausch eines günstigen Augenblicks und verlockenden Entgegenkommens, einer anderen scheinbare Beweise von Zuneigung zu geben vermocht hatte. Sollte sie dies gesehen haben? Aber das war ja unmöglich, denn als er mit Veronika zu der Gesellschaft zurückkehrte, hatte er bemerkt, wie Agnes von einer anderen Richtung her zu der Gesellschaft trat.

Mittlerweile sank die Sonne hinter den Waldmassen am gegenüberliegenden Ufer und entzündete ein gewaltiges Feuermeer, in dem einige rosige Wolken schwammen wie selige Inseln, indes über den See hinweg eine goldene, flimmernde Straße zu dieser schimmernden Herrlichkeit hinführte. Ein Böllerschuß, dessen Knall an dem stillen Abend von jeder Bucht und jedem Vorsprung des Waldes zurückschallte und am Ende in fernen dämmernden Winkeln grollend zur Ruhe ging, rief die Gesellschaft wieder zu den Kähnen, und man fuhr über den stillen im letzten Schimmer des Abendrotes glänzenden See nach Hause. Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß unterwegs: „ich weiß nicht was soll es bedeuten", „in einem kühlen Grunde" und noch einige ähnlich schwermütige Lieder von der Gesellschaft gesungen wurden, denn dies erscheint ja selbstverständlich, wo eine fröhliche Gesellschaft von Deutschen zur Abendstunde auf dem Wasser beisammen ist. Selbst Herr Holtfreter wurde ein wenig sentimental, wozu aber vielleicht beitragen mochte, daß er nach der Art des Sonnenunterganges für morgen Regen erwartete, den er in der Wirtschaft nicht brauchen konnte, weil Rübsen ausgeritten werden sollte, und er stimmte zuweilen an Stellen, wo ein Stück des Textes sich zufällig in seinem Gedächtnis vorfand, mit einer furchtbaren Berserkerstimme in den Gesang ein.

Im Hause fand man eine ungeheure kühle Erdbeerbowle vor, welche der vorausgeeilte Onkel Ludwig mit unfehlbarer Kunst angesetzt hatte, und sonstige Erfrischungen, den erneuten Hunger zu dämpfen. Während die älteren Herren sich um die vorbereiteten Spieltische zu einem vergnüglichen Whist oder Boston gruppierten, fanden sich die Damen und die Jugend in dem großen Gartensaal zusammen, wo ein sehr schöner Flügel sich befand, und es ward nun nach besten Kräften ein wenig Musik gemacht, bei welcher Gelegenheit besonders die städtischen jungen Damen und Herren sich hervorthaten, um ihre mehr oder weniger gute Dressur auf musikalische Dinge in das beste Licht zu setzen. Nachdem nun schon mehrere dieser Leutchen an großen und leidenschaftlichen Schöpfungen unserer Tonkünstler ihre Unfähigkeit bewiesen hatten, denn es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß unsere lieben Dilettanten sich niemals mit Dingen abgeben, welchen sie gewachsen sind, sondern ausschließlich mit solchen, welche den Mangel ihres musikalischen Ausdrucksvermögens ins glänzendste Licht zu setzen geeignet erscheinen, nachdem also ein rundliches kleines Fräulein mit einem Stumpfnäschen vermittels einer kleinen Piepstimme mehrfach ausdrücklich versichert hatte: „Ich grolle nicht", was ihr übrigens auch jeder ohne besondere musikalische Beteuerung geglaubt hätte, nachdem ferner ein junger sehr gesunder Mann mit einem schadhaften Bariton die unglaubwürdige Behauptung in die Welt hinausgeschleudert hatte, ihn habe „das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen", nachdem eine schon etwas ältliche junge Dame von säuerlichem Aussehen eine Chopinsche Polonaise unkenntlich gemacht hatte, trat endlich Agnes in den Saal und ward sofort von allen Seiten bestürmt zu singen.

Als nun alle sie umdrängten, und die Aufmerksamkeit dorthin gelenkt war, fühlte Hermann plötzlich einen leisen Druck auf seinem Arm und sah dann Veronika an sich vorüberstreifen. Sie warf ihm einen verheißungsvollen Blick zu, der ihm das Blut schneller durch die Adern trieb, und glitt dann, von allen andern nicht beachtet, der offenen Gartenthür zu. Dort sah sie sich noch einmal nach ihm um, warf fast unmerklich den Kopf zurück und verschwand im Dunkel des Gartens. Wieder fühlte Hermann, daß es wie ein Rausch ihn ergriff, und ehe er es sich versah, stand er draußen und blickte in die Finsternis hinaus. Sobald sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er bei dem Dämmerlichte, welches von dem halb erhellten Mittsommerhimmel ausging, die helle Gestalt in der Ferne vor der schwarzen Öffnung eines aus dem hohen Gebüsch einmündenden Seitensteiges. Dort stand sie eine Weile und tauchte dann langsam in das Dunkel. Die weiche Luft der Sommernacht fächelte um seine Wangen und brachte süße Düfte von Jasmin und Rosen, ihm war als schöben und drängten ihn sanfte Hände zu holdem Glücke hin. Ein wunderbares liebliches Klingen war in der Luft — war es ein traumhaftes Spiel seiner Phantasie, oder war es Wirklichkeit — es schien ihm derselbe Gesang wie an jenem Abend im Mühlengarten — halb verloren wie aus weiter Ferne kamen die kaum vernehmlichen Töne aus den dämmernden Tiefen der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Missionsstation Barmen im Damaraland. Nach der Natur.

Missionserfolge in Deutsch-Südafrika.

Die Küste Südostafrikas vom Kunenefluß im Norden bis zum Oranjefluß im Süden steht unter deutschem Schutze, und das Hinterland dieser langen Küstenstrecke, teils von Namahottentotten, teils von Damara oder Herero bewohnt, ist wenigstens unter deutschem Einfluß, ist von deutschen Missionaren mehr oder weniger dem Christentum und der Kultur erschlossen worden und wird über kurz oder lang auch direkt unter deutschem Schutze stehen.

Es ist dieses ein weites Gebiet, in dem bis vor nicht langer Zeit zwischen den beiden Hauptvölkern ein blutiger Rassenkrieg wütete. Die Namaqua, das südlichere Volk, gehört zur großen Hottentottenfamilie; die Herero, auch Damara genannt, sind dagegen Bantuneger oder Kaffern im weiteren Sinne.

Die Herero sind nomadisierende Viehzüchter; ein eigentliches Oberhaupt kennen sie nicht, sie sind in kleine Familien und Sippen geteilt, unter denen hin und wieder eine zu besonderem Ansehen sich emporschwingt. Der Viehreichtum einzelner Häuptlinge reicht bis an die tausende, ja zehntausende Stück Rinder und unzählige Schafe und Ziegen empor; das ist auch das ein und alles des Volks gewesen, und neben dem Vieh kam ein Interesse für andere Dinge nicht auf. Die Stammbäume der Ochsen und Kühe sind dem Herero bekannt wie dem Sportsman die Stammbäume edler Rennpferde. Kein Stück Muttervieh, kein Kalb, kein Lamm wird geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hämmeln wird, abgesehen von festlichen Gelegenheiten, Begräbnissen &c. nichts angegriffen. Sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet und — vom gefallenen Vieh; denn dieses verschmäht der Herero keineswegs. — Die Herero waren und sind noch zum Teil Heiden. Jeder Stamm hat seine eigene höchste Gottheit, Omukuru, der er auch seine abergläubischen Sitten und Gewohnheiten beilegt. Obgleich sie nicht bestimmt an ein jenseitiges Leben glauben, haben sie doch einen allerdings verworrenen Begriff von einem andern Zustande, und daher kommt es, daß sie nicht selten Speise an das Grab eines verstorbenen Freundes oder Verwandten tragen und ihn bitten, zu essen und sich gütlich zu thun. Sie erbitten sich dafür seinen Segen und rufen ihn an um Sieg gegen ihre Feinde, Überfluß an Vieh, zahlreiche Frauen und Glück in ihren Unternehmungen. Die Seelen der Verstorbenen erscheinen, wie man glaubt, nach dem Tode, jedoch selten in der Gestalt, die sie bei Lebzeiten hatten. In solchem Falle nehmen sie gewöhnlich das Ansehen eines Hundes an, der nicht selten Straußenfüße hat. Die Herero glauben an Zauberei; ihre Schwarzkünstler heißen Omundu-Organsa oder Omundu-Ondyai und sind sehr gesucht. Wenn jemand krank wird, so macht alsbald ein solcher Zauberer seinen Besuch, dessen Hilfsmittel in allen Krankheiten darin besteht, daß er dem Patienten Mund und Stirn mit Hyänenkot bestreicht, dem man eine besondere Heilkraft zuschreibt. Außerdem macht der Zauberer seine Zeichen und Beschwörungen. — Wenn zwei streiten, lacht der dritte. Dieses Wort hat sich auch in den politischen Verhältnissen des Hererolandes bewährt. Wir haben früher in diesem Jahrgang (S. 383) geschildert, wie dort der Schwede Anderson zu Macht gelangte, und wie ein hervorragender Namaqua, Jan Jonker, mit ihm in Streit geriet und gegen ihn kämpfte. Auf Seite der Namaqua stand auch, wiewohl wider Willen, ein hervorragender Häuptling der Herero, Kamaherero mit Namen. Dieser, ein Mann, der durch seine Schlauheit und diplomatischen Blick bis in sein gegenwärtiges hohes Alter ausgezeichnet ist, übersah die Sachlage und verstand sie auszunützen. Eines Tages, als ein Teil der Vornehmen Jonkers auf die Jagd fortgezogen war, erhob sich Kamaherero mit allen Herero und dem ganzen Viehbestand Jonkers, der in seinen Händen war, und ehe noch die Namaqua recht wußten, was sie unternehmen sollten, war Kamaherero nach Otjimbingue, dem Hauptplatz der Macht Andersons, gezogen. Nun verkaufte er seine Ochsen an die dort ansässigen Weißen gegen Gewehre und Pulver, sodaß nun seine Herero mit einemmale so gut wie ihre früheren Herren, die Namaqua, ausgerüstet waren. Es kam zum Kampfe, in dem die Herero siegten. Immer höher stieg deren Macht, zumal ihr Führer die Streitigkeiten zwischen Anderson und den Namaqua trefflich auszunutzen verstand.

Mitten in den Unruhen dieser Kriege trat ein neuer Faktor für die civilisatorische Entwickelung des Hererolandes auf: die Mission. Wie dieselbe hier von Erfolg gekrönt worden und sicher und ruhig vorwärts schritt, ersehen wir

Häuptling Kamaherero, sein Sohn William, und sein Feldhauptmann Amadamach.

Kamahereros Kraal. Nach der Natur.

am besten aus den Schilderungen Büttners, denen wir im nachstehenden folgen.

Der Missionar Hahn, der sich schon unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen seit zwanzig Jahren im Hererolande fast ohne sichtbaren Erfolg abgemüht hatte, kam zu der Überzeugung, daß es unmöglich sei, unter den dort vorhandenen Umständen eine erfolgreiche Mission für das Christentum zu treiben, wenn nicht zugleich auch etwas für die Zivilisation des Landes gethan würde. Er kam durch zweierlei Umstände zu dieser Ansicht. Einmal wurde ihm durch die Trostlosigkeit der Urzustände des Landes die Missionsarbeit aufs höchste erschwert, sodann erschien der Gesamtzustand der Völker, unter denen er zu wirken hatte, fast zu tief, als daß man mit rein geistigen Mitteln arbeiten konnte.

Es galt also Besserung der äußerlichen, materiellen Dinge, wollte der Missionar zum Ziele gelangen. Der Missionar im Hererolande muß auf fast alle europäische Bequemlichkeit verzichten; er muß im stande sein, ohne Obdach schlafen zu können und sowohl der glühenden Sonnenhitze als dem schneidenden Nachtwinde Trotz bieten. Auf Reisen ist oft schmutziges Pfützenwasser sein einziger Trunk und die Dornen reißen ihm die Kleider vom Leibe. Er muß von allem, was das Leben verschönt, absehen und dabei immer noch unter rohen, schmutzigen, undankbaren Menschen stets die Freundlichkeit des Gemüts zu bewahren wissen, ohne welche ein Missionserfolg undenkbar ist. Doch um zu leiden ist der Missionar nicht ausgezogen — er will etwas erringen, er will durch seine Predigten die Eingeborenen bekehren.

Christliche Herero nach dem Leben photographiert.

Heidnische Nachbarn der Herero, nach dem Leben.

Dazu muß er ihre Sprache lernen, und wie schwer war dieses im Hererolande! Die ersten Glaubensboten wußten nicht das geringste von der dortigen Sprache und Dolmetscher fehlten. Und nicht wie der gewöhnliche Tourist etwa eine Sprache lernt, muß dieses der Missionar, nein, er muß die höchsten Probleme darin erläutern, er muß predigen und das Evangelium darin übersetzen. Da heißt es arbeiten und studieren und das unter den oben bezeichneten ungünstigen äußerlichen Verhältnissen. Es war natürlich, daß man nach einem Hause verlangte, und da mußten denn die Missionare im Hererolande selbst bauen, selbst Ziegel streichen, die Axt und die Säge gebrauchen. Und wenn das Wohnhaus fertig war, dann hieß es Schule und Kirche errichten. Alles war in jahrelanger, mühevoller Arbeit selbst zu thun, da auf die Eingeborenen als Helfer nicht zu rechnen war, nicht einmal für Zahlung.

Fast zwanzig Jahre (1842—1861) sind vergangen, ehe von den Herero jemand getauft werden konnte, denn die besten Kräfte der Missionare gingen in den erwähnten äußerlichen Dingen auf. Wollten sie reisen, dann mußten sie die Ochsenwagen selbst reparieren, da Wagenmacher nicht im Hererolande zu haben sind. So begann die Mission mit äußerlicher Arbeit. Aber auch bei den Eingeborenen selbst war es durchaus nötig, daß ihr geistiges Leben zunächst durch äußerliche Mittel aus seinem Todesschlummer herausgerissen wurde. Der schlimmste Egoismus lastet auf dem Volke, der sich bei den Reichen und Vornehmen als der schmutzigste Geiz, bei dem niederen Volke als verstockte Trägheit zeigt. Von Fortschritt keine Rede — nicht einmal den Gedanken an einen solchen konnten die Leute fassen. Die Wunderdinge, die sie bei den Europäern sahen, hielten sie für Naturprodukte, die Erzählungen von unseren großen Städten, von Eisenbahnen, von Fabriken waren ihnen Märchen und als die Missionare Kornfelder und Gärten einrichteten, erschien dieses den Nomaden als thörichte Spielerei.

Aus solchen Gründen plante Missionar C. H. Hahn die Gründung einer Missionskolonie (Otjimbingue), in der neben dem Missionar auch Handwerker, Schmiede, Wagenmacher &c. arbeiten sollten, und weitere Erwägungen führten dazu, daß auch der Handel mit der Kolonie verknüpft werden solle. So geschah es denn auch, und nachdem 1864 diese Art von Mission errichtet war, nahm das Glaubenswerk einen langsamen aber gedeihlichen Fortschritt. Immer neue Missionsstationen wurden gegründet; die Eingeborenen fingen an sich mehr und mehr europäisch zu kleiden, auch statt ihrer elenden Hütten neue Häuser nach europäischer Art zu bauen. Die Kirchen, welche errichtet wurden, wurden von den Gemeinden selbst, nur nach Anleitung der Missionare gebaut. Die Gemeinden wurden angeleitet, dabei einander zu helfen, und es entstanden so eine ganze Reihe von Bauten, welche für die Verhältnisse jenes Landes ganz stattlich waren und zu denen Europa nur die Glocken und die Altarausstattung beitrug. Auf den meisten Stationen konnten eingeborene Lehrer angestellt werden, deren Gehalt auf vielen Stationen durch Gemeindeumlagen bestritten wurden — eine neue Einrichtung im Hererolande, welches Steuern bisher nicht gekannt hatte. So wurde hier das Christentum thatsächlich die Begründerin politischer Gemeinden, in denen die einzelnen nicht bloß Rechte beanspruchten, sondern auch Pflichten anerkannten. Nach der Statistik, welche Büttner vom Hererolande entworfen hat, zählt dieses 80 000 Herero und gegen 50 000 Bergdamara als Eingeborene. Unter diesen bestehen elf Missionsstationen mit dreizehn Missionaren an der Spitze und mit gegen 2000 getauften Gemeindegliedern. Rehoboth mit über 400, Otjimbingue mit über 300 und Barmen oder Otjikango mit 270 Getauften sind die stärksten Gemeinden.

Ein Pfingstfest am Rhein vor 700 Jahren.

Von Dr. J. Nover.

Verdient der Rhein wegen der Romantik seiner Umgebung, des hohen Reizes seiner landschaftlichen Schönheiten, wegen seines Sagenreichtums und der Fülle historischer Erinnerungen, die er von der Quelle bis zur Mündung in sich birgt, vorwiegend der „König aller Ströme" genannt zu werden, so darf er wohl auch in Hinsicht darauf, daß ihn viele deutsche Kaiser zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren und ihn zum Ziele ihrer Fahrten wählten, mit Recht der „deutsche Kaiserstrom" geheißen werden. Schon Karl der Große krönte seine Ufer mit Pfalzen und pflanzte in seinen Gefilden die edle Rebe. Bei Mainz schlug er eine Brücke über den stolzen Strom, und bei Rüdesheim, — da schaut des Dichters Auge eine magische, von den goldenen Mondesstrahlen gewobene, über die des erlauchten Kaisers hohe Gestalt hinüberschreitet, um sein Lieblingsgewächs zu segnen.

„Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke wohl über den grünen Rhein,
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort."
(E. Geibel.)

Und Otto I unternahm eine prächtige Kaiserfahrt am schönen deutschen Strome, feierte in Ingelheim, wo sich schon Karl der Große einen mit hundert Marmorsäulen geschmückten Palast gebaut, ein fröhliches Osterfest und besuchte seinen Bruder, den Erzbischof Bruno in Köln. Im Felde Kamba bei Oppenheim ward der Franke Konrad mit edler Resignation seines gleichnamigen Vetters zum deutschen Kaiser gekürt, wie uns dies Uhland so schön in seinem Drama „Ernst von Schwaben" beschreibt. Wahrlich ein edles, rührendes Schauspiel, das seine Poesie in sich trägt. So war der Rhein Zeuge denkwürdiger Ereignisse aus der deutschen Kaisergeschichte. Das farbenprächtigste Bild jedoch, das der Lieblingsstrom der Deutschen vielleicht an seinen Ufern geschaut, ist aller Beschreibung nach das glänzende Reichsfest, das der Kaiser Barbarossa zu Pfingsten 1184 in Mainz abhielt, am 20., 21. und 22. des Wonnemonats Mai. Wohl dürfte es sich daher verlohnen, diesen Gedenktag allen guten Deutschen, die jetzt zu Tausenden zu dem Malstein deutscher Einheit und wiedererstandener Kaiserherrlichkeit, zum Niederwalddenkmale pilgern, ins Gedächtnis zu rufen, auf daß sie um so lebendiger fühlen, wie der alte Barbarossa die Sehnsuchtsträume seines treuen Volkes erfüllt und nach fast siebenhundertjährigem Schlafe uns wiedergeboren erschien in der ehrwürdigen Gestalt unsers greisen Heldenkaisers, des mannhaften Schirmherrn unsers geliebten Rheinstromes.

Vornehmlich war es das Gefühl, seinen Sohn Heinrich mit besonderem Schimmer und Glanz zu umgeben, welches den damals schon bejahrten Kaiser Friedrich I bestimmte, einen großen Reichstag auf Pfingsten 1184 in alle Lande auszuschreiben, auf dem der Thronfolger und sein Bruder, der Schwabenherzog Friedrich, feierlich zu Rittern geschlagen werden sollten. Aber auch ein Konflikt mit Frankreich drohte damals wieder dem deutschen Reiche, und auch diese wichtige Frage harrte ihrer Erledigung. Mit Absicht hatte der Kaiser gerade Mainz zu dieser Ehre ausersehen, um damit ein Unrecht wieder gut zu machen, das er vor einundzwanzig Jahren dieser Stadt angethan, als er sie anläßlich der Ermordung ihres Erzbischofs Arnold, an der sich einige Bürger beteiligt haben sollten, mit unerhörter Härte behandelte, für ewig ehrlos erklärte, all' ihrer Privilegien beraubte, ja die Niederreißung ihrer Mauern gebot. Glücklicherweise war die Ausführung des Schreckensbefehls in Vergessenheit geraten.

Die großartigsten Vorbereitungen wurden zur würdigen Abhaltung dieses Reichsfestes getroffen. In der herrlichen Ebene, die sich Mainz gegenüber, zwischen Rhein, Main und Taunus ausbreitet, von Hochheim bis gegen Erbenheim, wie man annimmt, entstand unter der rastlosen Arbeit von tausend fleißigen Händen eine förmlich neue Stadt von Bretterhäusern und Zelten zur Aufnahme und Bewirtung der zahlreichen, von stattlichem Gefolge begleiteten Fürsten und Großen, die aus allen Teilen des deutschen Reiches, aus den westlichen Grenzmarken gegen Frankreich bis zu den slavischen Gebieten, nach Illyrien und Spanien hin, aus Deutschland und Italien, zusammenströmen sollten. In der Mitte dieser kunstvoll erbauten Zeltenstadt erhob sich ein reichgeschmückter Holzpalast für den Kaiser, sowie eine Kirche, die zahllosen Gäste in ihren

weiten Räumen zu empfangen. Ringsum gruppierten sich in bunten, wechselvollen Bildern die Fürstenzelte mit flatternden Fahnen und stattlichen Bannern. Noch interessanter waren die großartigen Vorkehrungen zur Verköstigung all der Gäste: eine ganze Flotte von Schiffen lag rheinaufwärts und rheinabwärts, besonders mit unerschöpflichen Weinvorräten des gesegneten Rheingaues beladen. Nicht minder kolossal war die Zufuhr zu Land an Getreide, Brot, Schlachtvieh und Geflügel. Besondere Verwunderung erregten ein paar riesige, aus Latten zusammengefügte Häuser, vollgestopft voll Hühner, sodaß man gar nicht durchsehen konnte. „Man hätte es gar nicht für möglich gehalten," — bemerkt Arnold von Lübeck ganz naiv, — „daß es auf der Welt so viel Hühner gäbe." Aber wohl that es not, so fürsorglich zu sein; denn drei Tage lang sollten mehrere Tausende davon zehren. Waren es ja doch nicht bloß die geladenen Gäste, die davon leben wollten, — wie viele fahrende Sänger und Dichter, Spielleute und Gaukler zog das glänzende Fest aus weiter Ferne an, — von den Neugierigen gar nicht zu reden!

Und immer lebendiger ward es, je näher das herrliche Pfingstfest herankam. Da drängte sich in engem Raum zusammen, was nur das ganze deutsche Reich an Herrlichkeit und Glanz in sich barg. Wohl siebzigtausend der edelsten und schönsten Ritter und eine zahlreiche Schar würdiger Geistlicher mit ihrem Gefolge waren erschienen. Da war der Herzog Friedrich von Böhmen mit zweitausend Rittern, der gewaltige Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, mit siebzehnhundert Reisigen, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Landgraf Ludwig von Thüringen und Konrad von Wittelsbach, der Erzbischof von Mainz mit je tausend Mann, Herzog Bernhard von Sachsen mit siebenhundert, Erzbischof Wichmann von Magdeburg mit sechshundert, Herzog Leopold von Österreich und Abt Konrad von Fulda mit je fünfhundert Rittern. — „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?" — Da erschienen noch die Herzöge Otto von Bayern, Welf VI, Berthold von Zähringen, der von Brabant, die Markgrafen Otto von Brandenburg, Otto von Meißen, Hermann von Verona und Ottokar von Steiermark, die Pfalzgrafen von Tübingen und von Bayern, die Erzbischöfe von Bremen und von Trier, die Bischöfe von Cambrai, Lüttich, Metz, Toul, Verdun, Utrecht, Regensburg, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Konstanz, Chur, Würzburg, Bamberg, Münster, Hildesheim, Meißen, die Reichsäbte, die Scharen der Großen und Vasallen des Reiches. Aus Burgund erschienen Erzbischof Dietrich von Besançon und Graf Gerhard von Macon, der Oheim der Kaiserin Beatrix. Graf Balduin von Hennegau war mit überaus prächtigem Gold- und Silbergerät über Namur, Lüttich, Aachen und Koblenz heraufgezogen. So waren alle Teile des Reiches: Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken, Österreich, Böhmen, Burgund und Lothringen vertreten, und auch Italien fehlte nicht. Aber wie die Sonne alle übrigen Gestirne an Glanz überstrahlt, so leuchtete aus dem glänzenden Gewimmel der Kaiser Barbarossa selbst hervor, und neben ihm blickte mild wie der Vollmond seine liebreizende Gemahlin Beatrix; und dazu das stattliche Heldenpaar der Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ein nicht minder strahlendes Doppelgestirn, dem zu Ehren ja hauptsächlich all' die Pracht und Herrlichkeit entfaltet war.

Am ersten Pfingstfeiertage (20. Mai) bewegte sich eine feierliche Prozession zu der in der Mitte des Zeltlagers errichteten Kirche; da schritt Kaiser Friedrich in prächtiger Gewandung mit seiner Gemahlin Beatrix, geschmückt mit dem goldenen Stirnreif, und ihnen folgte mit der Königskrone auf dem Haupte der jugendliche Heinrich. Dem glänzenden Zuge voran trug Graf Balduin von Hennegau das Reichsschwert, eine Ehre, um die sich die Herzöge von Böhmen, Österreich und Sachsen, der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf von Thüringen gestritten hatten. Die Geistlichen und übrigen Fürsten, je nach ihrem Range und altem Herkommen gemäß geordnet, erwarteten den Kaiser und sein pomphaftes Gefolge in der Kirche.

Leider fehlte es nicht an Rangstreitigkeiten und Eifersüchtelei. Gleich beim Eintritt des Kaisers erhob Abt Konrad II von Fulda Beschwerde, daß der Erzbischof von Köln den Platz zur Linken des erlauchten Herrschers eingenommen, ein Ehrenplatz, der von alters her ihm zukomme. Die Berechtigung dieser Forderung anerkennend, wandte sich Friedrich I freundlich mit der Bitte an den Erzbischof, seinen Platz zu räumen, damit die Feierlichkeit beginnen könne. Da aber brauste der ehrgeizige Philipp von Heinsberg auf: „Gut, es sei! Ich will nachgeben, aber es sei mir dann vergönnt, in meine Herberge zurückzukehren!" Sprach's und verließ stolz die Versammlung. Sofort erhob sich an des Kaisers Seite sein Bruder Konrad, der Pfalzgraf bei Rhein, und sagte, er müsse als kölnischer Lehnsmann seinem Erzbischofe folgen. Aus gleichem Grunde schickten sich der Graf von Nassau, der Herzog von Brabant und noch mehrere mächtige Reichsfürsten an, die Kirche zu verlassen.

Zugleich kam eine gegenseitige Gereiztheit zu offenem Ausbruch. „Ihr habt Eure Lehen heute gut verdient!" rief Ludwig von Thüringen, ein Fuldaer Vasall, dem Grafen von Nassau höhnisch nach. — „Ich habe mein Lehen verdient und werde es verdienen, wenn es heute nötig werden sollte!" rief drohend jener zurück. Sofort entstand ein Aufruhr, dem wilden Meere vergleichbar. Da eilte der junge Königssohn Heinrich dem gereizt hinausschreitenden Erzbischof von Köln nach, fiel ihm um den Hals und bat ihn, doch die Festesfreude nicht zu stören und in Trauer zu verwandeln. Auch der Kaiser selbst begütigte den gekränkten Kirchenfürsten. Doch so leicht gab sich dieser nicht zufrieden. „Ja, so beleidigt man einen ergrauten Diener des Kaisers in Gegenwart sämtlicher Reichsfürsten!" rief er heftig dem Monarchen zu, — „ist das der Lohn für meine treuen Dienste in der Lombardei, vor Alessandria und bezüglich Heinrichs von Braunschweig?" Er warf dem Kaiser beabsichtigte Demütigung vor, — da erhob Friedrich I feierlich seine Rechte gen Himmel, sich gegen einen so schweren Vorwurf zu reinigen. Das wirkte, und Philipp von Köln hinderte ihn am Ausspruche des Eides. „Das Wort des Kaisers gilt mir so viel als ein Eid!" rief er ruhiger aus. Aber er hatte doch seinen Zweck erreicht. Versöhnlich und bescheiden trat ihm der Abt von Fulda seinen Ehrenplatz ab. Damit war der ärgerliche Zwischenfall erledigt, gab aber Zeugnis von einer bedenklichen Gährung, die des Reiches Frieden zu bedrohen schien.

Ohne weitere Störung verliefen nun die Feierlichkeiten des ersten Tages. Prachtvolle Gastmähler und glänzende Gelage schlossen den Tag, wobei Herzöge und Reichsfürsten die Ehrenämter des Truchsesses, Mundschenks, Marschalls und Kämmerers versahen. In schillernder Farbenpracht saßen Fürsten und Grafen in ihrer reichen Tracht und glänzenden Waffenrüstung an der reichbesetzten Tafel und dazwischen die minniglichen Damen in samtenen und seidenen Gewändern, besetzt mit Gold, Perlen und Edelsteinen. Es war ein herzerquickender Anblick, das buntfarbige Gewimmel zu schauen. Und darüber lachte der blaue Frühlingshimmel, strahlte lieblich die Maiensonne und weckte Scherz und Frohsinn in mannigfacher Gestalt. Liebliches Saitenspiel und lustiger Gesang ertönten allenthalben, zumeist vor dem Palaste des Kaisers, und glückliche Paare schlangen ihre Reigen auf den lenzesgrünen Auen. Liebe zu Liedern und Saitenklängen blühte damals im deutschen Lande nicht minder, wie am Ebro, in der Provence und in Italien die Weisen der Troubadours ertönten. Hochgeehrt war die holde Musika, die adelige Dichtkunst, — die Gaya Scientia, in Wahrheit eine fröhliche Wissenschaft. Mit Entzücken lauschte man den Heldensagen vom mächtigen Kaiser Karl und seinen Paladinen, von Rolands Heldentod in Ronceval, vom König Arthur und seiner Tafelrunde; sie sangen phantastische Abenteuer und Märchen von Zauberern und Feen.

„Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Hatte das Lied des Sängers gefallen, so lohnte ihn der Beifall der Hörer, lohnte ihn das süße Lächeln oder der feuchte Blick der liebreizenden Edelfräulein, lohnte ihn eine goldene oder silberne Kette aus der Hand huldvoller Fürstinnen. Und wie sich Ritter und Edeldamen ergötzten, so freute sich das Volk an den Liedern zum Tambourin, an den kräftigen Balladen und Sagen von Dietrich von Bern und Siegfried dem Drachentöter. Feierte doch damals gerade besonders höfische Dichtkunst ihr verheißungsvolles Erwachen, und wohl mögen ihre ersten Klänge in Mainz erklungen sein. — Am folgenden Tage (21. Mai) fanden nach der Frühmesse glänzende Waffenspiele und Turniere statt, bei denen vornehmlich des Kaisers Söhne Heinrich und Friedrich ihre Gewandtheit zeigen sollten, bevor sie die Schwertleite (Ritterschlag) empfingen. Da zeigte sich die Geschicklichkeit in Handhabung von Schild, Lanze, Schwert und Banner und im Lenken der wiehernden Rosse. An 20 000 der schönsten und edelsten Ritter in den glänzendsten und kostbarsten Rüstungen tummelten sich damals in den Schranken. Auch der Kaiser, gefolgt von dem Grafen Balduin von Hennegau, seinem Lanzenträger, erschien in der Mitte, immer noch ein jugendlicher Held, was die Führung der Waffen betraf. — Nach Beendigung dieses glänzenden Kampfspieles wurden die beiden Königssöhne, die ihre Waffenprobe zur Zufriedenheit bestanden, feierlichst mit dem Schwerte umgürtet, mündig gesprochen und zu Rittern erklärt. Freigebig verteilten diese dann zur Erinnerung an den frohen Tag Pferde und Gewänder, Gold und Silber an Knappen, Sänger, Pilger, Gaukler und Bettler, und sich gegenseitig überbietend ahmten das schöne Beispiel Fürsten und Große nach. Da sah man viele fröhliche und beglückte Gesichter, und laut erscholl da Lob und Dank aus aller Munde.

Doch nicht ungetrübt, nicht ohne Unfall verliefen die Tage des Festes. Gegen Abend des dritten Tages (22. Mai), der mit ähnlichen Lustbarkeiten gefeiert ward, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, welcher die hölzerne Lagerkirche und andere Gebäude und eine Menge von Zelten niederriß; auch fünfzehn Menschen büßten dabei ihr Leben ein. Viele waren darüber so erschrocken, daß sie nahe daran waren, das Fest zu verlassen.

Mit Rücksicht auf diesen Unfall wurde wohl auch das Turnier, das am vierten Tage in Ingelheim stattfinden sollte, auf den Rat der Fürsten aufgehoben. Aber auch ohnedem war des Glanzes und der Pracht genug entfaltet worden, und alle stimmten überein, daß man seit Menschengedenken ein so herrliches Fest nicht geschaut und erlebt hätte. Tausende verkündeten den Ruhm und die Herrlichkeit des Kaisers und seiner Umgebung in alle Lande, und unsterblich lebte die Erinnerung fort im Liede. Entlehnte doch Heinrich von Veldeke, der Dichter der „Eneit" (Äneide), der diesem glänzenden Feste beigewohnt, die Worte und Vergleiche bei der Schilderung des Hochzeitfestes seines Helden Äneas mit der Karthagerin Dido seinen Erlebnissen des Mainzer Reichsfestes. „Manch' tausend Mark ward dort verzehrt und ausgeteilt," — singt er, — „ich denke alle, die jetzt leben, haben nie etwas Großartigeres gesehen, man wird davon noch singen und sagen über hundert Jahr, ja bis an den jüngsten Tag wird man verkünden von der Ehre, so da geschah an Kaiser Friedrich zu Mainz." — Ein anderer Dichter, der dem Feste beigewohnt, der Troubadour Guiot de Provins, verglich es mit den Hoffesten des Ahasverus, Alexander, Cäsar und Artus und rühmte, daß man noch nie seines gleichen gesehen. Aber nicht bloß weltliche Pracht und Herrlichkeit entfaltete das Mainzer Reichsfest in nie dagewesenem Glanze, es zeigte vor allem den Kaiser auf seinem Gipfelpunkt, die Kraft der Hohenstaufen und ihre weltgebietende Stellung in ihrem Zenith. „Die Blüte des Rittertums, die Macht des Reiches, die Größe der Nation, die Glorie des Kaisertums faßte sich in einem hohen Bilde zusammen. Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie wieder eins gefeiert hat."

Und Heinrich von Veldeke hat recht, wenn er sagt, daß man noch über hundert Jahre davon singen und sagen würde. Bis in die neueste Zeit hat der Zauber der Erinnerung an dieses glänzende Fest nachgewirkt. Zahllose Schriftsteller haben es in Prosa und in Versen geschildert. Von neueren Dichtwerken sei hier nur noch ein Epos von Spitz: „Uto mit dem Tüchlein" erwähnt, dem wir folgende Verse entnehmen:

„Und Wunder faßt die Menge, die kaum dem Auge traut,
Genüber Mainz erblickte man zaubergleich erbaut
Mit langen breiten Gassen, entlang dem grünen Rhein
Neu eine Stadt, beleuchtet vom Frühlingssonnenschein.

„Eins! zwei! drei! Ich bin frei!"
Photographie nach dem Leben aus dem Verlage von E. Linde in Berlin.

Pfingst Morgen

Das alte hessische Ehepaar am Pfingstmorgen des Jahres 1825 nach dem Leben gezeichnet von C. L. Grimm in Kassel.

Am Ufer aber prangte ein stolzes Wunderschloß:
Es öffnen sich die Pforten, woraus sich hell ergoß
Ein Glanz das Auge blendend wie lautrer Sonnenstrahl:
Das war der Kaiser Friedrich und mit ihm sein Gemahl.

Man sah die reichen Herrscher und ihrer Kronen Schein,
Draus funkelte und blitzte gleich Sternen das Gestein.
An ihrer Seite sah man die lieben Söhne gehn,
Um deren edles Antlitz die blonden Locken wehn.

Der Staufen mächt'ge Sippe, die folgte ihnen nach,
Ihr Prangen überglänzte beinah den lichten Tag:
So ging der Kaiser Friedrich, der Rotbart zubenannt,
Die Gäste zu empfangen, Beatrix an der Hand."

Und wenn noch ein Moment hervorgehoben zu werden verdient, das der damaligen Kaisermacht ein besonderes Relief verleiht, so war es die Erscheinung jenes trotzigen und gewaltigen Vasallen, vor dem sich einst Barbarossa hatte demütigen müssen — Heinrich der Löwe, der verbannte Herzog von Braunschweig, hatte es gewagt, im Geleite des Erzbischofs Konrad von Mainz, eines Wittelsbachers, dessen Bruder dem gestürzten Welfen in seinem Herzogtum Bayern gefolgt war, als Bittender auf dem Reichsfeste in Mainz zu erscheinen, in der Hoffnung, daß auch ihm die Sonne kaiserlicher Gnade wieder strahlen würde. Allein seine Hoffnung blieb unerfüllt, und er war vielleicht der Einzige, der unfroh aus dem Festgetümmel schied, zurückkehrte — in seine Verbannung.

Aber auch der Ernst der Geschäfte war über dem Jubel nicht vergessen worden. Vermutlich schon in Mainz wurden die Vorbereitungen getroffen zu dem Feldzuge, den bald darauf König Heinrich antreten sollte, den Streitigkeiten in Polen ein Ende zu machen. Auch betreffs der nordwestlichen Grenzmarken, bezüglich Hennegaus und der Grafschaft Namur wurden Vereinbarungen getroffen. Ja, es waren sogar Gesandte des Grafen Philipp von Flandern zu Mainz erschienen, um Hilfe gegen Frankreich zu erflehen. Und diese Bitte ward gewährt. Indessen kam der deutsch-französische Krieg diesmal nicht zum Ausbruch; wider alles Erwarten hatte sich der flandrische Graf mit seinem übermütigen Nachbarn verglichen.

Und wenn wir heute nach siebenhundert Jahren noch einmal in den Erinnerungen deutscher Kaiserherrlichkeit schwelgen, so geschieht dies ganz besonders deshalb, weil sich uns ein glänzender Vergleich mit jenem Mainzer Reichsfest aufdrängt, — wir meinen das herrliche Fest der Enthüllung des Niederwalddenkmals vor nun anderthalb Jahren. Baute sich auch keine neue Stadt von Zelten auf, die zahllosen Gäste zu empfangen, so gewährte der von festlich geschmückten, bunt bewimpelten Schiffen übersäete Rheinstrom einen nicht minder malerischen Anblick, so ließen es die gastlichen Städte Rüdesheim und Bingen nicht an Glanz und Pracht der Ausstattung fehlen, ein Nationalfest zu feiern, das sich ebenbürtig jenem Mainzer Reichsfest an die Seite stellen läßt. Und einen nicht minder erhebenden Anblick wie der stattliche Barbarossa und seine beiden Söhne gewährte unser ehrwürdiger Heldenkaiser Wilhelm I und an seiner Seite sein ritterlicher Sohn Kronprinz Friedrich Wilhelm, der seine Schwertleite schon früher gefeiert und seine männliche Tapferkeit auf den blutigen Schlachtfeldern gegen den deutschen Erbfeind so glänzend bewiesen. Und nicht größer kann der Jubel des Volkes damals gewesen sein, als Barbarossa nach der Schwertleite gerührt seine Söhne umarmte, als in dem erhebenden Momente, wo nach der Enthüllung der siegreichen Germania unser Kaiser den Kronprinzen inbrünstig küßte. Und nicht glänzender war das Gefolge, nicht fröhlicher waren die Lustbarkeiten damals als im Herbst 1883 am Rhein. Und bedeutungsvoller ohne Zweifel war das Niederwaldfest im Vergleich zum damaligen Reichsfeste, größer die vorangegangenen Ereignisse, herrlicher die Erfolge, fester begründet ist jetzt die deutsche Einheit und Macht als damals, wo kurz zuvor ein deutscher Fürst den deutschen Kaiser demütigen konnte. Und nicht minder erklangen die Saiten und Lieder zum Feste wiedererstandener deutscher Kaiserherrlichkeit aus dem Munde der Sänger und Dichter, so daß man auch von Kaiser Wilhelm sagen kann, was Heinrich von Veldeke damals von Kaiser Rotbart sang in seiner Eneit:

„Dem Kaiser Friederich
Geschah so viele Ehr,
Daß man immer mehr
Wunders davon sagen mag
Bis an den jüngsten Tag
Ohne Lügen; ja fürwahr
Es wird noch über hundert Jahr
Von ihm gesaget und geschrieben."

Am Familientisch.

Der Evangelist Johannes von Domenichino.

(Zu dem Bilde auf S. 533.)

Während die Kunstfreunde des vorigen Jahrhunderts, Goethe an ihrer Spitze, mit ungeteilter Bewunderung zu den italienischen Meistern des XVII. Jahrhunderts emporblickten, während sie die Carracci, Guido Reni, Albani und Domenichino mit Michelangelo, Correggio und Raffael auf eine Stufe stellten, hat sich die Kunstbegeisterung unserer Zeit so ausschließlich den aus dem Gleichgewicht aller Kräfte entsprossenen Schöpfungen der Renaissance zugewendet, daß jene einst so populären Meister heute nur mit Geringschätzung betrachtet werden. Der eine Standpunkt ist so unrichtig wie der andere. Die italienischen Maler des XVII. Jahrhunderts suchten sich, soweit sie nicht der neuen naturalistischen Richtung folgten, allerdings an den Mustern der großen klassischen Meister der Renaissance zu höheren Zielen emporzuschwingen und sind daher in gewissem Sinne nur Nachahmer. Aber es gelang ihnen doch, ihre großen Vorbilder darin zu übertreffen, daß sie zu einer tieferen Empfindung, zu einem gesteigerten Seelenleben hindurchdrangen. Mehr noch als Guido Reni und Carlo Dolce hat auf diesem Gebiete Domenichino, eigentlich Domenico Zampieri (1581—1641) geleistet, der seelenvollste und innigste Künstler, welchen die italienische Malerei des XVII. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Er stammte aus Bologna und war der Sohn eines Schuhmachers. Er bildete sich in Rom unter den beiden Carracci und gelangte so schnell zu künstlerischem Ansehen, daß sich Neid und Mißgunst, von denen damals die italienische Künstlerwelt auf das heftigste erschüttert wurde, an seine Fersen hefteten. Er zitterte sein ganzes lebenlang vor Dolch und Gift seiner Rivalen, und als er am 15. April 1641 nach kurzer Krankheit in Neapel starb, erklärte seine Gattin mit Bestimmtheit, daß er von seinen Feinden, welche ihn um seine großen Freskoaufträge im Dome von Neapel beneideten, vergiftet worden wäre. Nur der Arzt, welcher den kranken Maler behandelte, hätte die Angelegenheit vertuscht.

Domenichino hat, obgleich er mit größter Gewissenhaftigkeit in Zeichnung, Modellierung, Charakteristik und Komposition vorging, eine außerordentlich große Zahl von Fresken, Altarbildern und größeren und kleineren Staffeleibildern ausgeführt. Sein ganzes Leben ging in seiner Kunst auf. Eine bescheidene, demütige Natur, war er mit dem zufrieden, was man ihm gab, und es ist daher kein Wunder, daß seine Einfalt und Anspruchslosigkeit von allen Seiten ausgebeutet wurden. So erhielt er z. B. für eines seiner Hauptwerke, die letzte Kommunion des heiligen Hieronymus im Vatikan, welches man im vorigen Jahrhundert als das schönste Gemälde Roms nächst der Transfiguration Raffaels pries, die geringe Summe von fünfzig Scudi, während eine Kopie dieses berühmten Altarbildes bald darauf mit hundert Scudi bezahlt wurde. In allen Widerwärtigkeiten seines Lebens war ihm die Musik eine Trösterin. Er beschäftigte sich viel mit theoretischen und praktischen Studien inbezug auf Tonkunst und Musikinstrumente, und diese seine Neigung mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß er auch in seinen Gemälden den Hauptwert auf den Ausdruck seelischer Empfindungen legte. Auch über seine eigene Kunst, über das Wesen der Malerei und die Eigenschaften der hervorragendsten Meister hat Domenichino nachgedacht und seine Gedanken darüber in verschiedenen Briefen niedergelegt. „Er philosophierte in der Malerei!" sagten seine Freunde, und er hat sich wirklich alle Mühe gegeben, um durch die Lektüre wissenschaftlicher Werke seine Kenntnisse in der Malerei zu erweitern und sich ein eigenes Urteil über das Wesen der Malerei zu bilden. So bekämpfte er z. B. in einem seiner Briefe die Behauptung eines Schriftstellers, daß die Zeichnung die Materie und die Farbe die Form der Malerei sei. „Mir scheint gerade", so schreibt er, „das Gegenteil der Fall zu sein, da die Zeichnung das Leben gibt, und es nichts gibt, das nicht seine Form von deren bestimmten Grenzen erhält. Schließlich hat auch die Farbe ohne Zeichnung gar keinen Bestand." Im Gegensatze zu den immer stärker auftretenden, auf die Betonung der Farbe gerichteten Bestrebungen der Naturalisten betrachtete Domenichino also die Zeichnung als das Fundament und das Endziel der Malerei. Diese Anschauung ist natürlich durch die Grenzen seiner Begabung in ihm gefestigt worden. Er war eine beschauliche Natur, welche durch Fleiß und Anstrengung zu ersetzen suchte, was ihr an ursprünglicher Genialität versagt war. Er wies dem Kolorit eine untergeordnete Stellung an, weil es ihm an Feinheit des Farbensinns gebrach und weil er nicht im stande war, seine Gestalten mit der Wärme des unmittelbaren Lebens zu durchdringen. Dafür ist aber auch keine von ihnen seelenlos, und die Köpfe der meisten tragen den Stempel eines reichen Geisteslebens.

Alle Vorzüge seiner Kunst finden sich in reichem Maße vereinigt in dem Bilde des Evangelisten Johannes, welches wir nach einem Stiche von Johann Friedrich Wilhelm Müller wiedergeben. Der Schöpfer dieser meisterhaften Grabstichelarbeit, welche in der Reinheit der Zeichnung der technischen Meisterschaft des italienischen Künstlers in wahrhaft klassischer Weise gerecht wird, ist derselbe Friedrich Müller (1782—1816), dem wir auch den berühmten, selbst durch Mendels Arbeit nicht in den Schatten gestellten Kupferstich nach Raffaels sixtinischer Madonna verdanken. Wenn man auf unserm Blatte bis ins einzelne verfolgt, mit welch unendlicher Mühe der Stecher durch das reine Ineinandergreifen sich kreuzender Linien zu außerordentlicher plastischer Wirkung gelangt ist, wird es begreiflich, daß die Bewältigung seiner nächsten Aufgabe, eben jenes Stiches nach Raffael, seine geistigen und körperlichen Kräfte aufrieb. Er starb bald nach Vollendung des Stiches im Irrenhause.

Zur Erläuterung unseres Blattes bemerken wir noch, daß es den Evangelisten Johannes darstellt, wie er nach der Legende auf der Insel Patmos die Offenbarung schreibt. Der herabfliegende Adler, zugleich sein Symbol, bringt ihm eine Feder. Der Kelch auf dem Tische, aus welchem sich eine Schlange emporringelt, bezieht sich auf die Erzählung der Legende, daß ihm einst vergifteter Wein gereicht wurde und, als er den Wein segnete, eine Schlange aus demselben hervorkroch, wodurch das Gift unschädlich wurde.

Adolf Rosenberg.

Am Pfingstmorgen.

(Zu dem Bilde auf S. 541.)

Noch ein Blatt aus den reichhaltigen Studienmappen Ludwig Grimms. Eine Hausandacht am Pfingstmorgen in einer Dorfstube seiner hessischen Heimat. Nichts beobachtete Grimm so scharf und so treu, und nichts zeichnete er so gern und mit so glücklichem Erfolge, als die Köpfe von Männern, Frauen und Kindern aus dem niederen Volke, das er liebte und mit dem er trefflich umzugehen verstand. Dazu gehört die alte Bauersfrau aus Zwehren, welche für die Kinder- und Hausmärchen eine so vorzügliche Quelle war, und darum von ihm die „Märchenfrau" genannt ward (XX. Jahrg. S. 553); dazu kann man auch den Steinauer Handelsjuden, „das Preusje" (XX, S. 812) rechnen; dazu gehört vor allem unser heute mitgeteiltes Blatt. Da sind die beiden Greisengestalten, der Mann 96, die Frau 93 Jahre alt, die unter der Last der Jahre gebeugt, doch andächtig und verständnisvoll dem jungen Mädchen — vielleicht ihrer Urenkelin — zuhören, welches ihnen aus Gottes Wort vorliest. Links auf der Bank, auf welcher die Alten sitzen, fehlt auch die Katze nicht, die sich das Bein leckt; auf dem Tische liegt ein Holzkloß, auf welchem in einer schmucklosen Vase Blumen prangen. In derselben hat der Künstler sein Zeichen, seinen Wohnort und die Jahreszahl (1825) eingezeichnet. Daneben aber das für ihn so charakteristische „ad vivum" (nach dem Leben)!

Nach dem Leben hat Ludwig Grimm von jung auf gezeichnet, und wie seine ersten Versuche Bildnisse der Mutter, der Schwester, der Brüder und Verwandten waren, so hat er sein lebenlang damit fortgefahren und noch im hohen Alter sein Enkelchen auf dem Arme seiner Tochter radiert. Treu nach dem Leben sind die Familienszenen dargestellt, die — nach seines Neffen Hermann Grimm Ausdruck — einen „fortlaufenden Kommentar des intimen Lebens der Seinigen" darbieten. Dem Leben entnommen sind die zahlreichen Bildnisse bedeutender Persönlichkeiten (71 an Zahl), von denen wir im vorigen Jahrgang (S. 697 und 761) Bettina von Arnim und Clemens Brentano reproduzierten, vor allem aber seine meisterhaften Charakterköpfe und Genredarstellungen. Aus allen diesen Blättern tritt uns des Künstlers Frische und erfrischende Natur und sein echt deutscher Charakter wohlthuend entgegen. Darum soll er neben seinen Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm, „mit deren so ganz anders gearteter Thätigkeit die seinige dennoch nahe verwandt erscheint", unvergessen bleiben in unserm Volke. R. K.

Die Diamanten werden billig.

Ein englischer Bericht aus der Diamantenstadt Kimberley im Norden der afrikanischen Kapkolonie weist auf die seltsame Thatsache hin, daß bei weitem der größte Teil der Ausfuhren Südafrikas für Damenschmuck bestimmt sei. Der ganze Jahresexport beträgt 150 Millionen Mark und davon entfallen 100 Millionen auf Straußenfedern und Diamanten. Noch vor zwanzig Jahren erhielt Europa seine Diamanten aus den geringen Funden in Ostindien, Borneo ꝛc. oder aus den brasilianischen Diamantengruben, die zusammen im Jahre für nur 10 Millionen Mark lieferten. Jetzt kommen aus der einen Diamantenstadt Kimberley in Südafrika jährlich für über 20 Millionen Mark Diamanten; seit fünfzehn Jahren sind von dort für 800 Millionen Mark der edeln Steine ausgeführt worden, die, wenn man die Kosten für das Schleifen, Fassen, Verkaufen dazurechnet, mindestens 2 000 000 000 Mark aus den Taschen der Käufer gelockt haben müssen.

Und doch ist die Entdeckung der afrikanischen Diamantenfelder von sehr jungem Datum. Der erste Diamant wurde 1867 bei einem kleinen Burenmädchen gefunden, das ihn zwischen den Wurzeln eines Baumes aufgelesen hatte und als Spielzeug benutzte. Wenige Monate drauf wimmelte das Bett des Vaalflusses von Diamantensuchern, und die Szenen wiederholten sich, die einst in den Goldfeldern Kaliforniens sich abgespielt hatten. Nach kurzer Zeit wußte man, daß die Diamanten nur in bestimmten kreisrunden Erdlagern vorkamen, die zwischen der andersgearteten Erde der Umgebung und von einander getrennt, vorkommen.

Grund und Boden stieg fabelhaft im Werte, in einer Gegend, die bis vor kurzem noch von Antilopen, Straußen und Gnus bevölkert war. Die englische Regierung, der jeder gute Bissen schmeckt, annektierte das Land, welches den Buren gehörte, und die Stadt

Kimberley erhob sich wie auf Zauberschlag aus der Erde. Anfangs arbeitete jeder Diamantsucher für sich allein und förderte mit Hacke und Schaufel die Edelsteine zu Tage; als man aber tiefer zu graben begann, da reichte die Kraft des Einzelnen nicht mehr aus und Gesellschaften bildeten sich. Der obere „gelbe“ Boden ward abgebaut und nun zeigte der „blaue“ tiefere noch reichere Schätze. Um ihn zu bewältigen, galt es Maschinen aufzustellen. Jetzt holt man die Diamanten mit Fördermaschinen aus hundert Meter tiefen und tieferen Gräben. Dampfessen qualmen in der ehemaligen Wüste, und die geförderte Diamanterde wird in Waschmaschinen und auf Sieben bearbeitet, bis die Erde von dem Kies getrennt ist. Der letztere geht durch die Hände der Eigentümer und Direktoren der Gesellschaft, welche oft in einer Stunde acht oder zehn große Steine herauspicken, während andere den feinen Sand kontrollieren und aus diesem die kleinen Diamanten auslesen. Das Tagewerk an einer Maschine, einer Grube, welches in einer Schnupftabaksdose Platz findet, erreicht an Ort und Stelle oft einen Wert von 20 000 Mark.

Die Tagebaue, in denen man bisher die Diamanten förderte, sind teils abgebaut, teils stürzen die Seitenwände der über hundert Meter tiefen Löcher ein. Da aber die blaue, diamanthaltige Erde noch weiter in die Tiefe reicht, so beginnt man nun den bergmännischen Abbau und treibt Schächte und Stollen, aus denen die blaue Erde herausgeholt wird. Damit steigen aber die Kosten der Gewinnung. Trotzdem diese erheblich steigen, vermindert sich der Wert der Diamanten auffallend. Woran liegt das?

Der Durchschnittswert des Karats Diamanten, der vor fünfzehn Jahren sechzig Mark betrug, ist auf fünfzehn Mark gesunken. Die alte Welt verbrauchte früher, wie schon oben angeführt wurde, die brasilianische und indische Diamantenernte im Werte von 10 Millionen Mark. Da strömten plötzlich, Jahr für Jahr, aus Südafrika Diamanten im Werte von 80 Millionen Mark ein. Wer sollte die alle kaufen? Zwar ist in Nordamerika, Australien 2c. auch eine diamantenbedürftige, zivilisierte Bevölkerung herangewachsen und der allgemeine Volkswohlstand in Europa hat sich so gehoben, daß Diamanten in Bürgerkreisen gesucht sind. Aber jetzt scheint eine Grenze erreicht zu sein. Diamanten vererbt man; sie werden nicht verbraucht und daher ist die Nachfrage geringer. Der Markt ist überfüllt, die Preise sinken und die Welt konsumiert jetzt jährlich für nur 40 Millionen Mark Diamanten.

Der Rückschlag hat sich auch in Südafrika bemerkbar gemacht, wo die kleineren Kompanieen die Arbeit einstellten und die größeren die Arbeit beschränkten. Ein Luxusartikel, der nicht vergeht, kann nicht bis zum äußersten produziert werden. Noch eins kommt hinzu, um die Diamanten billiger zu machen. Der Diebstahl in den Gruben ist ganz beträchtlich und läßt sich schwer verhindern. Man rechnet, daß 10 bis 15 Prozent der Steine bei der Arbeit gestohlen und nachher billig verschleudert werden, was natürlich die Preise drücken muß. Gewöhnlich verschlingt der diebische Arbeiter den Stein; im Magen ist er sicher; oder er gibt ihn in Brot eingewickelt seinem Hunde zu fressen, der nachher geschlachtet wird. Käufer für die gestohlenen Diamanten finden sich stets und in Kimberley nimmt man an, daß jährlich für 10 Millionen Mark gestohlener Steine die Kolonie verlassen.

Ein konservatives Konversationslexikon.

Die Nation besaß bisher zwei große Konversationslexika, das Meyersche und das Brockhaussche, und man darf ohne weiteres aussprechen, daß beide in bezug auf die Gediegenheit der in ihnen enthaltenen Mitteilungen und auf die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage von keinem ähnlichen Werke irgend eines anderen Volkes übertroffen wurden oder werden. Trotzdem war es in hohem Grade wünschenswert, daß sich diesen beiden Konkurrenten noch ein dritter zugesellte und zwar deshalb, weil das eine wie das andere unserer Konversationslexika aus dem Lager der liberalen Anschauung hervorging und darum die von ihm behandelten Dinge naturgemäß in der Weise darstellte, in der sie von diesem Standpunkt aus erscheinen. Aber kommen denn solche Anschauungen in Frage, wenn es sich um ein Werk handelt, welches durchaus positive Mitteilungen macht? Ist es für ein Buch, in dem man sich Auskunft über Thatsachen holt, nicht ganz gleichgültig, welchen politischen, welchen kirchlichen Ansichten seine Verfasser huldigen? Keineswegs. Es macht zwar natürlich keinen Unterschied, ob der Gelehrte, welcher uns über die Algebra belehrt, ein Freisinniger oder ein Konservativer, ein „Lichtfreund“ oder ein Lutheraner ist, es ist aber ganz unmöglich, daß in denjenigen Artikeln, welche wichtige Fragen der Religion, des Staatslebens, der Naturkunde behandeln, die Gesinnung des Verfassers nicht zum Ausdruck gelangen sollte. Den Aufsatz „Luther“ muß ein wirklicher Römischer anders schreiben als ein wirklicher Protestant und unter uns muß ihn wiederum ein aufrichtiger Lutheraner notwendig anders halten als etwa ein Anhänger der Lehre Zwinglis. Ich habe hier ein recht schlagendes Beispiel gewählt, es ist aber auch in Fällen, wo die innere Notwendigkeit der abweichenden Darstellung nicht so offen zu Tage liegt, nicht anders. Jene absolute „Wahrheit“, von der die Vertreter der Wissenschaft so oft und so gern reden, gibt es leider für uns Menschen nicht, sie ist immer nur eine relative, persönliche, darum halten diese das für die lautere Wahrheit, was jenen als eitel Thorheit, wenn nicht gar als Schlimmeres erscheint. Wer etwa kirchlich ein überzeugter Lutheraner und politisch ein Konservativer ist, der wird eine neu ergründete Thatsache des Naturlebens oder eine neue politische oder gesellschaftliche Bildung notwendig anders ansehen, anders in den Rahmen seiner Weltanschauung einfügen, anders zum Ausgangspunkt von Schlußfolgerungen machen als sein kirchlicher und politischer Gegenpart. Ist dem aber so, so leuchtet es ein, daß es nicht gleichgültig ist, aus welchem Geiste heraus das Konversationslexikon geschaffen wurde, aus dem ich mir vorkommendenfalls Belehrung über Dinge hole, die nicht Gegenstand meiner eigenen Studien gewesen sind.

Von diesem Gesichtspunkt aus war ein Konversationslexikon, das auf christlich-konservativer Grundlage ruht, ein entschiedenes Bedürfnis, und man kann sich nur darüber freuen, daß jetzt der Versuch gemacht wird, der Nation auch ein solches zur Verfügung zu stellen. Unter dem Namen: „Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens“ erscheint nämlich in Leipzig bei Fr. Wilh. Grunow ein Konversationslexikon, das zwar in seinem Umfang hinter den beiden bisherigen zurücksteht, im übrigen aber sich ihnen als ein gleichberechtigter Konkurrent zur Seite stellt. Eine lange Reihe ausgezeichneter Fachgelehrter hat sich hier zusammengefunden und bietet alle Garantie, daß die meisten der Aufsätze auf der Höhe der Wissenschaft stehen und der christlich-konservativen Weltanschauung vollen Ausdruck geben werden. Auch die äußere Ausstattung ist eine würdige, und da das Werk, welches in acht Bänden vollendet sein soll, wesentlich billiger werden wird als die Konkurrenten (es erscheint in hundert Lieferungen zum Preise von 60 Pf., monatlich zwei Lieferungen), so kann es von allen angeschafft werden, welche überhaupt in der Lage und willens sind, ein Konversationslexikon zu erwerben.

In bezug auf die Ausführung des Unternehmens hat mir — so freudig ich es auch an sich begrüße — das erste Heft freilich einige Bedenken eingeflößt, die ich immerhin aussprechen möchte. In den älteren großen Encyklopädieen — man denke nur an das „große Meyersche Konversationslexikon“ seligen Angedenkens — bot man den Lesern unter den betreffenden Stichworten vollständige Abhandlungen. Nun lehrte die Erfahrung aber bald, daß ein Bedürfnis nach diesen nicht vorhanden war und daß demjenigen, welcher in einem Konversationslexikon nachschlägt, mit einer kurzen Belehrung viel mehr gedient ist, als mit einer erschöpfenden Ausführung. Wer eine solche sucht, wird sich doch immer an ein Buch, mehr als das, er wird sich immer an eine Anzahl Bücher wenden müssen. Man greift nicht zum Konversationslexikon, um gelehrte Studien zu treiben, sondern um schnell Auskunft zu erhalten. Die Artikel in den beiden Konversationslexika sind dem entsprechend auch in den neuen Auflagen eher kürzer als länger geworden, während unsere Encyklopädie leider auf das alte System zurückgegriffen hat und Artikel bietet, die zu lang zu kurzer Belehrung, viel zu kurz aber zum Studium sind.

Ebensowenig wie mit dem System der langen Artikel kann ich mich mit der Art und Weise befreunden, in der in der deutschen Encyklopädie in gewissen Fällen die Objektivität der Darstellung angestrebt wird. Unter dem Stichwort „Ablaß“ erhalten wir z. B. zuerst eine vom protestantischen Standpunkt geschriebene Abhandlung, in welcher die Lehre der römischen Kirche vom Ablaß objektiv dargelegt, im übrigen aber natürlich als irrig bezeichnet wird. Dann kommt derselbe Artikel noch einmal, diesmal aus der Feder eines römischen Dogmatikers. Ich bin der Meinung, daß dieser letztere Artikel für uns Protestanten ganz unnützer Ballast ist, da er nur wiederholt, was bereits im ersten steht, während die Römischen über den ersten Artikel doch nicht fortkommen werden.

Sehr erfreulich ist es, daß die Encyklopädie einen andern alten Brauch wieder zu Ehren gebracht hat, indem jeder einzelne wichtigere Artikel von seinem Verfasser unterschrieben ist. Es sollte überhaupt nichts aus eines Mannes Feder fließen, was nicht mit dieses Mannes Namen unterzeichnet wird, es sei denn, daß es sich um rein Thatsächliches oder um durchaus Unwichtiges handelt.

In den Quellenangaben steht die Encyklopädie hinter den Konversationslexika in keiner Weise zurück.

So scheint es denn, daß die Lücke, die in Sachen der Konversationslexika unzweifelhaft bisher in unserer Litteratur bestand, auf eine würdige und angemessene Weise ausgefüllt worden ist.

Th. H. Pantenius.

Zur Geschichte der Vivisektion.

Ein altes verschollenes Buch: „Auserlesene Juristische Ergötzlichkeiten vom Hunderecht 2c.“ des Advokaten Johann Heinrich Kluver (Leipzig 1715) bespricht im 5. Kapitel „das Recht derer Medicorum und ihresgleichen, das sie an und über Hunde haben.“ Darin heißt es: „Niemand außer dem Schinder oder Abdecker ist regulariter zuzulassen, Hunde totzuschlagen und ihnen das Fell abzuziehen. Es werden ausgenommen: 1. Doctores und studiosi medicinae, 2. Apotheker, 3. Chirurgi und Wundärzte, die solches unbestraft thun können, damit sie die Konstitution und Beschaffenheit des menschlichen Leibes, und wie die Gliedmaßen aneinander hängen, besser erkennen können, die Apotheker aber, damit sie das Hundefett bekommen mögen.

R. F.

Ungeduldige Erwartung.

Gesundheitsrat.

N. N. in Gießen. Nicht bloß Ihnen, sondern vielen Leberthrantrinkenden glauben wir durch folgende Notizen einen Dienst zu leisten, aus denen Sie die Antwort auf Ihre Fragen leicht herauslesen werden. Der meiste Leberthran kommt zu uns von norwegischen und schwedischen Küsten, wo er aus den Lebern der Dorsche gewonnen wird, welche sich in den Monaten Februar bis Mai in Menge an jenen Küsten aufhalten. Je nach der Bereitungsart unterscheidet man Fabrikthran und Bauernthran. Der erstere, entschieden den Vorzug verdienende, wird in der Weise dargestellt, daß die frischen und gut gereinigten Dorschlebern in Kesseln, die von außen durch Dampf auf ganz bestimmte Temperatur gebracht sind, mit großer Reinlichkeit und Sorgfalt ausgelassen werden. Das fast farblose Fabrikat ist von sehr mildem Fettgeschmack, äußerst geringem Fischgeruch und, was für die zum Thrangenuß Verurteilten von besonderem Werte ist, es hat nur einen sehr geringen Grad von Säure und hinterläßt nur ein ganz unbedeutendes Kratzen im Halse. — Der sogenannte Bauernthran wird durch Betrieb und Fang im Kleinen gewonnen. Zur Fangzeit begeben sich die Bauern und Fischer der Küste auf den Fang und die nicht besonders gereinigten Lebern werden in Fässer gethan, welche zugespundet werden, sobald sie gefüllt sind. Nach Wochen oder Monaten, je nachdem der Fang ausfällt oder zu Ende geht, kehren die Fischer nach Hause zurück, um dort den Fang auf Thran zu verarbeiten. Zunächst wird der mittlerweile freiwillig aus den Lebern ausgeflossene Thran abgezapft. Derselbe ist gelblich und vollkommen klar, aber sauerer und stärker nach Fischen und bitterer schmeckend, als der Fabrikthran. Auch dieser weit billigere Leberthran wird fast ausschließlich zu medizinischen Zwecken verwendet und thut, wo er vom Magen vertragen wird, dieselben Dienste wie jener. Schließlich werden die Lebern über freiem Feuer ausgelassen; sie geben ein klares aber braunes Produkt, das die unangenehmen Eigenschaften des Leberthranes in weit ausgeprägterem Maße hat, weswegen es denn auch weit weniger Liebhaber findet. — Also je heller und geschmackloser, desto besser, aber desto teurer ist auch der Leberthran. Doch haben auf den Preis auch noch andere Verhältnisse Einfluß. So war vor zwei Jahren der Fang der Dorsche, die nur in ganz ungewöhnlich geringer Zahl und kümmerlicher Größe an jenen Küsten erschienen waren, so spärlich und ungenügend, daß der Thran vorher nie dagewesene Preise erzielte.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D spielen Domino. Jeder nimmt sieben Steine auf. A hat die folgenden Steine:

A setzt aus und gewinnt die Partie, indem er zuerst seine Steine los wird. B und C behalten je sieben Steine, D einen Stein übrig. A und D hatten ursprünglich in ihren vierzehn Steinen 32 Augen mehr als B und C in ihren vierzehn Steinen.

Welchen Stein hat D übrig behalten?

2. Königszug.

F	e	a	u	r	d	i	a
s	s	d	d	n	a	H	d
e	t	F	l	w	v	e	t
d	r	a	r	L	n	c	e
d	d	e	W	e	u	l	U
n	u	a	t	n	a	d	h
n	f	s	s	n	r	f	t
i	g	P	d	d	a	e	e

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Bilderrätsel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 33.

Schachspielaufgabe.

1. Th4—f4 — 1. Lh2—f4: oder Lh2 anders.
2. Dh8—h1‡

A.
1. .... — 1. Lg8 beliebig
2. Dh8—d8 ‡

B.
1. ..... — 1. Tb7—c7:† oder Tb7 anders
2. Sa8—c7: oder Sa8—b6 oder Tc7—d7‡

C.
1. ..... — 1. Ein Bauer zieht
2. D. S. L.‡

1.

S	a	u	l	u	S
A	r	b	e	l	A
M	a	n	u	e	L
U	l	t	i	m	O
E	m	b	l	e	M
L	u	g	a	n	O

Bilderrätsel: Ein Deutscher hält das Deutsche höher als das Französische.

2. Arithmogriph.

Fürst Bismarcks Kolonialpolitik.

F	A	Ch	W	E	R	K
U	N	I	S	O	N	O
	E	M	A	I	L	
	R	O	M	E	O	
	S	A	M	E	N	
	T	E	R	N	I	
	B	I	A	L	A	
	I	N	S	E	L	
	S	A	L	E	P	
	M	E	N	N	O	
		A	L	L		
	R	A	B	B	I	
	C	A	P	U	T	
K	O	L	I	B	R	I
S	A	L	M	I	A	K

3. Aus „Kamerun“ kann man durch Umstellung der Buchstaben „Neumark“ erhalten.

4. Theuerdank.

Inhalt: Pfingsten. Gedicht von Paul Kämpfe. — Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Der Eilwagen. Radierung von W. v. Kobell nach Artois' Gemälde. — Odysseus. Fortsetzung. Erzählung von Heinrich Seidel. — Missionserfolge in Deutsch-Südafrika. Mit fünf Illustrationen. — Ein Pfingstfest am Rhein vor 700 Jahren. Von Dr. J. Nover. — „Eins! zwei! drei! Ich bin frei!“ Bild nach dem Leben. — Am Familientisch: Der Evangelist Johannes von Domenichino. Zu der Abbildung desselben. Von A. Rosenberg. — Am Pfingstmorgen. Zu dem Bilde von Ludw. Grimm. — Die Diamanten werden billig. — Ein konservatives Konversationslexikon. Von Th. H. Pantenius. — Zur Geschichte der Vivisektion. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Mai 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 35.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Noch am selben Abend nahm die Herzogin, sobald sie mit ihrem Gemahl allein war, Gelegenheit, sich über Storkes leidenschaftliches Betragen gegen ihr Kammerfräulein zu beklagen. „Da gibt es ja Wasser auf Ihre Mühle, Madame," rief der Herzog verdrießlich. „Aber Sie haben recht, ich werde diesen von Storke auf seine Position zurückdirigieren. Er baut zu sehr auf meine Generosität, die ihn von der Misère seiner Fähnrichschaft befreite, er überhebt sich. Rosa von Bünau ist zu gut für ihn. Sei ruhig, Friederike, diesmal soll er den Herrn in mir kennen lernen."

Und so geschah es auch. Andern Morgens bekam der Oberstallmeister den Befehl im Kabinet des Herzogs zu erscheinen. Dieser Ruf von seiten des Gebieters beunruhigte Storke in keiner Weise. Nicht entfernt glaubte er an eine Parteinahme des Herzogs gegen ihn und seine Herzenswünsche. Er meinte, es handle sich einfach um das Inswerksetzen eines neuen Festes, und trat mit der stattlichen Zuversichtlichkeit, die sein Wesen kennzeichnete, zur befohlenen Zeit in des Herzogs Gemach. Hier stand er in militärischer Haltung einer Anrede gewärtig.

„Habe da von meiner Frau Gemahlin kuriose Dinge über Ihn gehört," hub der Herzog, im Zimmer auf- und abgehend, die Hände auf dem Rücken, an. „Was bildet Er sich ein, von Storke, was verlangt Er? Gerade das Beste, scheint mir, ist nach Seinem Gustus? Weiß Er nicht, daß wir die fille d'honneur, die kleine Bünau, halbwegs als Verwandte unseres Hauses regardieren? Wie kann Er Seine Prätension auf die fixieren?"

„Hochfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden, wenn ich in meiner Position als dero Oberstallmeister glaubte —" brachte Storke mühsam seinen Verdruß bekämpfend hervor.

„Vergeß Er nicht, daß ich Ihn so zu sagen aus dem Nichts kreirt, im Felde aufgelesen", fuhr der hohe Herr noch etwas härter fort. „Habe ich Ihm ein sort gemacht, fühlt Er sich wohl in Seiner Assiette, ist mir's recht. Meinetwegen freie Er auch; nehm Er eines von den weniger charmanten Frauenzimmern der Herzogin; such' Er die Wolfhart zu kriegen, die hat ein Gütchen, oder Ulrike von Ebeleben, nur laß Er Seinen Fürwitz von der, welcher wir eine annehmbare Situation schaffen wollen."

„Ich danke Durchlaucht für dero Propositionen, ich wähle selbst" — stieß der Gescholtene heraus. „Ich liebe das Fräulein von Bünau, und mein eifrigstes Bestreben wird darauf gerichtet bleiben, mir ihr Herz und ihre Hand zu erringen."

„Oho! bleiben, seh Er mal, bleiben, trotz unserem Mißfallen?" rief der Herzog und stand, den kecken Mann fest ansehend, dicht vor ihm still. „Soll ich's Ihm denn noch deutlicher sagen, daß Er ein aventurier ist, daß meine Gnade Ihn allein hält oder — fallen läßt. Daß man von Seiner Kreatur Subordination prätendieren kann! Ich hätt' Ihm Seine Effronterie, sich in die Bünau zu verlieben, hingehen lassen, wenn ich nicht hätte hören müssen, daß Er sich permittiert hat, das Fräulein zu tourmentieren. Das ist insolent, mein Herr Oberstallmeister, das sind keine Hof-, das sind Stallmanieren! Soll ich Ihn ferner in meiner Suite dulden, so muß Er sich zusammen nehmen; das merk' Er sich und nun geh' Er!"

Es blieb dem vor Wut Bebenden nichts übrig, als militärisch zu grüßen und seinen lodernden Zorn von dannen zu tragen. Erfüllt von stürmischen Empfindungen, von tollen Racheplänen, stürzte er hinaus. Er mußte sich im Vorzimmer an einer Säule halten, denn sein Blut jagte so wild durch die Adern, daß ihn Schwindel ergriff. Je mehr ihn der Herzog bisher vorgezogen, mit dem Wohlgefallen betrachtet hatte, mit welchem der alte Soldat einen jung aufstrebenden Tapferen

ansieht, je sicherer also Storke sich in der Gunst und Gnade seines Herrn gefühlt hatte, umsomehr war er jetzt empört. Solche Sprache hatte er noch nie von Johann Adolf zu hören bekommen. Er sollte nicht gut genug sein für Rosa von Bünau? Einen aventurier hatte der Herzog ihn geheißen?

„Ha, mein Fürst, Kampf, Kampf aufs Messer, wir wollen sehen, wer der Stärkere ist von uns Beiden!“ knirschte er für sich. „Aber klug sein, Klugheit ist alles, sagte der große Brühl!“

Es gelang Daniel von Storke, sich bald wieder so weit zu fassen, daß er auf den Korridor hinaustreten und in guter Haltung an Kammerdiener und Lakaien vorübergehen konnte. Als er aus dieser Leute Bereich war, blieb er wieder stehen.

Ein tollkühner Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Alles wagen, um jeden Preis vorwärts kommen!“ schrie es in ihm.

Er hatte die Herzogin auf seinem Wege durch den Park in Gesellschaft ihrer Damen im Schieferhäuschen gesehen, welches für den Winter mit einem Teil der Orangerie ausgestattet, als zeitweiliger, angenehmer Aufenthaltsort diente. So wußte er, daß Friederike nicht im Schlosse sei.

Vielleicht glückte es jetzt, die hübsche Bonne allein zu treffen, schlimmsten Falles hatte er sich aus Zerstreutheit in der Thür geirrt; und sollte die Angelegenheit zu des Herzogs Kenntnis gelangen, würde Johann Adolf eine Gedankenlosigkeit seinerseits in dieser Stunde begreifen und verzeihen. „Also“, murmelte er für sich: „vive le hazard!“

Nach wenigen Schritten befand er sich an dem Vorzimmer zur Kinderstube. Er öffnete; das Gemach war leer. Im anstoßenden Raum, dessen Thür offen stand, hörte er das Lachen des Kleinen und Clemences weiche Stimme sagen: „soyez gentil, mon prince!“

Er stand in der Thür; Prinz August kugelte sich mit einem Hündchen auf dem Teppich, Mademoiselle Bernard lehnte am Fenster und beobachtete ihren Pflegling. Sie hörte Storkes Schritte, blickte sich um und flog ihm mit Purpur übergossen entgegen. Er war ins Vorzimmer zurückgetreten, und hier nahm er sie stürmisch in seine Arme.

„Um aller Heiligen willen, was wagen Sie, Baron?“ flüsterte das Mädchen mit einem schwachen Versuch, sich aus seiner Umarmung zu lösen.

„Alles für dich — Geliebte — ich ertrug's nicht länger, in deiner Nähe zu sein, ohne dich wiederzusehen —“ er erschrak selbst vor dem Ton der Leidenschaft in seiner Stimme, in der noch die gewaltige Erregung der eben erlebten Szene nachzitterte.

„O ist es denn möglich?—“ Die selige Empfindung, so geliebt zu werden, raubte der Französin den Atem.

„Laß uns ein Rendezvous verabreden,“ drängte er. „Ich muß dich öfter sehen, Clemence! Wir können uns abends im Schieferhäuschen treffen, den Schlüssel werde ich zu acquirieren wissen. Morgen beim Dunkelwerden bin ich dort!“

Noch ein heißer Kuß, dann drängte sie ihn hinaus. „Ich komme, ja ich komme — wenn's möglich ist!“ flüsterte sie und eilte das Kind zu beruhigen, welches sich eben unter großem Geschrei mit seinem Spielgefährten veruneinigte.

Welch ein Glücksgefühl durchzitterte das Herz des einsamen Mädchens! Wie oft hatte sie an den herrlichen Mann gedacht, wie tief hatte die Nachricht von seiner Verwundung ihr Sorge erregt, und nun als er zurückkam, als sie ihn mit seiner ehrenvollen Narbe wiedersah, wie laut hatte da ihr Herz ihm entgegengeschlagen! Und jetzt bot er allen Unannehmlichkeiten Trotz, die sein plötzliches Eindringen bei ihr über ihn selbst heraufbeschwören konnte. Von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, wagte er's sie aufzusuchen. Welch ein Beweis seiner treuen Liebe, seines kecken Mutes! Und welch ein seltner Glücksfall, daß die Wärterin nicht zur Hand gewesen! Zwar verhielt sich die alte Babet freundlich zu ihr, aber das ungewöhnliche Ereignis von Baron Storkes Eintreten hätte jene doch nimmer ungemeldet lassen dürfen.

Der Oberstallmeister schritt mit sehr gemischten Empfindungen seiner Wohnung zu. Hier hatte er gesiegt, und die Möglichkeit eines unbeschränkten Einflusses auf Herz und Willen des hingebenden Geschöpfes errungen, das war ein Schritt weiter zu seinem Ziele, aber er hatte sich schon früher seiner Sache so gewiß bei Clemence Bernard gefühlt, daß die Sicherung seiner Eroberung ihm keinen sonderlichen Triumph bereitete. Weit vorherrschender brannte in ihm die grausame, vorhin durch den Herzog empfangene Kränkung.

Er sollte nicht gut genug sein für die Bünau — das war's, was er sich immer wieder und wieder vorhielt. Nicht gut genug, er!

Abgewiesen von Rosa und den Herrschaften, wollte er doch alle Hindernisse überwinden. Er brauchte nur den schon betretenen Weg zu verfolgen, so mußte der Sieg ihm zufallen! Immer mehr redete er sich ein, daß Rosas Benehmen im Schlitten ein erzwungenes, ihrem eigentlichen Empfinden fremdes gewesen. Wie oft hatte er in ihren sprechenden Augen das wärmste Interesse für sich gelesen. Man mußte sie vorher beredet haben, ihn abzuweisen. Er wollte ihr gegenüber in der Gesellschaft sein Betragen in etwas respektvolleren Grenzen halten, um den Herzog nicht gegen sich aufzubringen, Rosa selbst sollte aber sein zärtliches Werben immer noch durchfühlen. Und dann wollte er dafür sorgen, daß die etwa hervortretende Veränderung ihres Verkehrs eine ihm genehme Deutung finde. Man sollte flüstern: Storke und die Bünau sind einig, aber die Herrschaften legen ihnen Schwierigkeiten in den Weg, deshalb halten sie sich jetzt mehr zurück. Gelang es ihm, diese Ansicht zu verbreiten, so hielt er damit lästige Rivalen fern und zwang Rosa zu sich, sie mochte wollen oder nicht. Daß der Herzog ihn so schwer beleidigt hatte, empfand er nach und nach als eine Erleichterung seines Gewissens. Was sollten ihm ferner Güte und Wohlthaten von dem? Er stand Johann Adolf ja schon längst innerlich feindselig gegenüber, jetzt fühlte er diese Stellung als eine berechtigte, und konnte somit immer sicherer und unbeirrter auf das Gewollte hinarbeiten.

Sechzehntes Kapitel.

Der Aufenthalt der englischen Gesandtschaft am Hofe zu Weißenfels gab noch immer Anlaß zu üppigen Festen und einem regen geselligen Verkehr.

Als Rosa von Bünau zuerst wieder mit dem Oberstallmeister zusammentraf, wurde es ihr schwer, gleich den gesellschaftlich unbefangenen Ton zu treffen; er kam ihr aber mit so viel Offenheit entgegen, daß sie sich aufs neue über ihr damaliges Entsetzen wunderte.

„Mein Fräulein“, sagte er traurig aber ohne Empfindlichkeit, „Sie haben mir eine peinliche réprimande von seiten seiner hochfürstlichen Durchlaucht zugezogen. Ich gebe ja gern zu, daß ich in keiner Weise an Ihre Liebenswürdigkeit hinanreiche, also durchaus des Glückes Ihres Besitzes nicht wert bin, aber mußte ich denn verklagt und als ein desperater sans façon hingestellt werden? Was erfüllte Sie an dem unglücklichen Nachmittage mit so viel hautainer Froideur?“

Er drang wiederholt in sie, ihm diese Frage zu beantworten, und so gestand sie ihm endlich, daß sie zufällig sein hartes, sein abscheuliches Benehmen gegen den Invaliden mit angesehen habe. Ein Wiederschein seiner damaligen Gemütsbewegung fuhr, so gut er sich auch zu beherrschen vermochte, über sein ausdrucksvolles Gesicht.

„Ah das war es!“ rief er mit einem krampfhaften Bemühen zu lachen. „Ein miserabler Stallknecht, der mich bedrohte, weil ich ihn fortjagte, ein vaurien, nicht wert, daß sich seinetwegen Ihr gutes Herz rührt. Kann man sich Sottisen von einem Strolch sagen lassen? Jedem Manne von Ehre wallt dabei das Blut auf. Und dieser Infame hat mich um mein Glück betrogen?“

Sie blickte ihn erschrocken an.

„Ohne Sorge, Fräulein von Bünau,“ fuhr er in bester Haltung fort, „ich werde gewiß nicht wieder in meinen alten Fehler zurückfallen, ich werde hinfort meine Passion, die Sie

erschreckt hat, dominieren. Können, wollen Sie mir noch nicht mehr zugestehen, so lassen Sie uns wenigstens Freunde sein und bleiben."

Und so ward wirklich, dank seiner außerordentlichen Selbstbeherrschung und Gewandtheit, ein Verkehr zwischen Daniel von Storke und dem schönen Kammerfräulein hergestellt, wie er ihn sich zur Täuschung der Außenwelt nicht besser wünschen konnte.

Nächst seinem Verhältnis zu Rosa beschäftigte den Oberstallmeister der Gedanke an Peter Mork, welcher sich so unliebsam in seine Erinnerung gedrängt. Also der Elende war seinen Wunden bei Kesselsdorf doch nicht erlegen! Welche Störungen oder gar Gefahren hatte er vielleicht noch von dem Unverschämten zu erwarten? Es mochte doch klug sein, mit ihm zu unterhandeln. Er beschloß also nach der Domäne Wiedebach, die er bis jetzt in einem sonderbaren Gefühle von Scheu vermieden, hinauszureiten und sich womöglich gütlich mit dem Feindseligen auseinanderzusetzen.

Am nächsten Morgen schlug Daniel von Storke diese Richtung ein und erkundete bald die Hütte des Knechtes. Sie sah verfallen aus, und man sagte ihm auf sein Befragen, Mork sei infolge eines Aufbruchs seiner Wunden schwer erkrankt. Der Oberstallmeister gab sein Pferd ab und schritt mit einem peinlichen, sonst seinem kecken Sinn unbekannten Zagen dem Häuschen zu.

Ein jammervoller Anblick bot sich ihm bei seinem Eintritt dar. Peter Mork lag tot auf einem Bette, sein Weib, abgemagert und zerlumpt, saß, ein Bild der Verzweiflung davor. Die blühende Amme war kaum wiederzuerkennen.

Das Öffnen der Thür schreckte sie auf; als sie den Oberstallmeister gewahrte, überlief eine dunkle Glut des Zorns ihre eingefallenen Züge, sie stürzte ihm entgegen und überhäufte ihn mit einer Flut von Vorwürfen. An seinen Mißhandlungen neulich im Forsthause war ihr Mann gestorben. Sie wußte, daß er böse Gedanken in des armen Morks Kopf gesetzt, daß ihn große Schuld an Ihrem Unglück, an Peters That treffe.

„Aber auf den gnädigen Herrn wird's heimkommen!" schrie sie und drohte dem Eindringling mit der Faust. „Der arme Kerl da ist mit einem Fluch auf Sie, auf den Anstifter seiner Missethat, die Ursache seiner Leiden, dahin gefahren!"

Storke stand entsetzt, angewidert. „Ich will Ihr den Unsinn nicht anrechnen, den Sie schwatzt," sagte er so kühl er's über sich vermochte. „Der Tote hat sich an mir vergangen, und ich mußte mich seiner erwehren. Es thut mir leid, wenn er Schaden davon genommen. Ich will Ihr ein Stück Geld geben und dann mag Frieden zwischen uns sein."

„Ich will kein Geld nehmen für meines Mannes Leben und Seligkeit, die er durch den gnädigen Herrn verloren hat. Ich will auch keinen Frieden. Kann ich's, so thue ich ihm so viel Herzeleid an, als mein Peter erduldete. Ich will nicht den Schimpf auf den Toten bringen zu sagen, was er gethan, sonst geb' ich den großen Herrn an, der's gewollt."

„Ihr Verstand hat gelitten — ins Tollhaus mit Ihr" — murmelte Storke erschrocken. Er erkannte, daß mit dem Weibe jetzt nicht zu reden sei. Des Mannes Tod kam ihm ja äußerst gelegen, aber war Lotte, die sich plötzlich in eine Megäre verwandelte, nicht ebenso sehr zu fürchten wie Peter?

Ein Schauder packte Storke, und er eilte von dannen.

Während er Weißenfels zuritt, überlegte er vergebens, was er thun könne, um das gereizte Weib unschädlich zu machen. Nur eine gewisse Rücksicht für den Toten hielt Lotte ab, ihn zu verderben, und wenn er auch alles leugnete, war doch bei der Herzogin steter Sorge, falls die Amme sprach, seines Bleibens nicht länger am Hofe. So langte er verstört wieder zu Hause an.

Der Herzog und seine Gemahlin waren zu edelsinnig, um den Mißerfolg Storkes bei Rosa von Bünau jemandem mitzuteilen. Daß der Oberstallmeister kein Zerwürfnis durchblicken ließ, gefiel ihnen.

„Er ist doch ein Kavalier", sagte der Herzog zu seiner Gemahlin, erfreut, daß er seinen alten Liebling wieder zu Gnaden annehmen konnte. „Geht solchem feurigen, jungen Kerl nach dem Echauffement einer lustigen Fête die Zunge mit Bêtisen durch, so ist's kein Wunder. Ich habe ihm energisch den Kopf gewaschen, und siehe da, er findet einen Ton comme il faut. Mit solchen Leuten läßt sich's leben!"

In des Herzogs offnem Gemüt gab es kein Nachtragen und so mutmaßte er auch keine rachsüchtigen Hintergedanken bei andern.

Die Herzogin, welche alles Aufsehen Erregende, jeden Bruch, jede Schroffheit peinlich empfand, freute sich nicht minder, daß dieser Zwischenfall so ganz ohne Störung ablief. Auch daß Rosa sich mit Storkes Verhalten zufrieden erklärte, war ihr angenehm, so konnte denn alles glatt weiter gehen.

Der Einzige, welcher sich nicht ganz täuschen ließ, war Graf Luja. Er besaß von vorn herein keine Sympathie für den Oberstallmeister; die beiden Männer waren zu grundverschieden, um sich verstehen und Geschmack aneinander finden zu können. Mit tiefem Schmerz hatte Luja früher gesehen, daß Rosa von Bünau oft vollständig von Storke eingenommen erschien. Er kämpfte ein paarmal mit sich, ob er sie warnen dürfe, wies sich dann aber selbst mit festem Entschluß zur Ruhe. Sollte seine treue Mutter doch damals recht gehabt haben, war er eifersüchtig auf Storkes blendende Vorzüge und die demgemäß ganz natürlichen Triumphe?

Er wollte ernstlich jede Regung des Neides in seinem Gemüte überwachen. Wie gering, wie jämmerlich erschien ihm selbst die mißgünstige Eifersucht, welche sich an die Fersen eines Mitstrebenden heftet und seine Vorzüge zu verkleinern trachtet! Hatte die liebenswürdige Rosa nicht die volle Freiheit, ihr Herz, ihre Neigung ohne Beschränkung dem zu geben, dem beides sich zuwandte? Ganz gewiß! Und in welchem falschen Lichte erschien er vor ihr, vor sich, wenn er es wagte, solch eine zarte Angelegenheit zu berühren. War er doch selbst noch nie als ihr Bewerber aufgetreten. Er wußte, der ganze Hofkreis wäre in das lebhafteste Erstaunen geraten, wenn man gesagt hätte: „Graf Luja liebt die Bünau."

Als seine Mutter vor ein paar Jahren zu ihm zog, hieß es, er werde nun gewiß ledig bleiben. Auch war ihm selbst nie der Wunsch oder der Plan sich zu verheiraten aufgestiegen. Aber jetzt, nach der neulichen Unterhaltung mit Rosa in der Kirche, hatte er es sich zu bekennen gewagt, wie teuer ihm das holde Geschöpf sei. Es war ihm gelungen, einen tiefen Blick in ihre warme pietätvolle Seele zu werfen, und diese Erkenntnis hatte sein Verlangen: „Sie oder keine" zur Reife gebracht. Er mußte aber seiner ganzen Natur nach bedächtig vorgehen, konnte sein Glück nicht auf eine Karte setzen.

Nach jener Begegnung in der Kirche und der kurzen Trauerzeit, während welcher er mit dem Herzoge in Weißenfels geblieben, hatte Graf Luja das Kammerfräulein nur einige Male in Gegenwart der Herzogin und seiner Mutter im Krankenzimmer und dann zuerst öffentlich bei der Schlittenpartie getroffen. Vom Schlitten des Herzogs aus hatte er sie beobachtet. Ihm waren manchmal ihre strahlenden Züge, ihre lebhafte Erregung zu Gesicht gekommen, und er hielt sein Schicksal für besiegelt. Hatte Rosa doch nur Augen und Ohren für Daniel von Storke gehabt.

Daß diese Schlittenfahrt eine Krise in das Verhältnis des Oberstallmeisters zu dem schönen Fräulein gebracht, war das laute Geheimnis des ganzen Hofes. Wie konnte man zweifeln, daß dieses Paar, welches sich so lange für einander interessiert hatte, endlich einig geworden sei, daß also einer Veröffentlichung der Verlobung nur die Einwilligung der Herrschaften fehle. Und wenn diese mancherlei Bedenken geltend machten, so fand man das begreiflich.

„Ist dem wirklich so?" fragte sich Luja. Wie gern rief er sich Rosas Herzlichkeit während seiner Krankheit zurück. Wie verlangend hatten ihre Augen an seinen Lippen gehangen, wenn er gesprochen! Sollten ihn diese freundlichen Blicke getäuscht haben? Sollte er ihren Ausdruck nicht zu deuten verstehen?

Zu alle diesem kam der unangenehme Eindruck, welchen Storkes Härte gegen den Einbeinigen in Lujas Gemüt nachgelassen. Aber noch mehr und anderes als die rohe Handlungsweise des Oberstallmeisters erregte ihn. Sonderbare, abgerissene Worte und Beschuldigungen, deren eigentlichen Sinn Luja nicht zu deuten vermochte, hatte der Elende dem Kavalier entgegengeschrieen. Nahm dieser „Mork“ Partei für eine alte Geliebte Daniel von Storkes, deren Kinde er nicht gerecht werden wollte? Die Worte „Kind“ — „Ihre Schuld“ — waren gefallen.

Jedenfalls lag hier ein dunkler Punkt, der eine unsaubere Vergangenheit ahnen ließ. Und diesem Roué wollte Rosa von Bünau, das reine, süße Wesen, angehören! Aber nein, es konnte nicht sein!

Alle diese Gedanken bewegten Lujas Seele, während er nach einem Herrendiner im Schlosse, Ende März durch den Park seiner Wohnung zuschritt.

Es dunkelte bereits, Geschäfte hatten den Grafen im Schlosse festgehalten. Ein starker Regenschauer, mit Schnee und Schloßen gemischt, brach plötzlich über den rüstig Zuschreitenden herein. Er sah sich nach einem schirmenden Dache um, wo er untertreten konnte. Das Schieferhäuschen lag nicht weit ab vom Wege, dorthin richtete er also seine Schritte, war es auch verschlossen, so gab doch eine vorgebaute Veranda Schutz gegen das Unwetter.

Der Pavillon war bald erreicht, und Luja trat stampfend und sich schüttelnd unter Dach. Die Thür fand er, wie vorauszusehen, abgeschlossen, schon wandte er sich wieder zum Fortgehen, als ein schwacher Lichtschein aus einer Spalte der von innen vorgelegten Fensterladen ihm auffiel. Die Gartengehilfen konnten um diese Zeit nicht mit den Pflanzen beschäftigt sein.

Er brachte sein Auge an die Spalte und fuhr erschrocken zurück. Welch ein Bild bot sich ihm dar!

Auf der Rohrbank, die inmitten der im Hintergrunde aufgestellten grünen Gewächse stand, saß Daniel von Storke mit lauschendem Ausdruck den Blick auf die Thür gerichtet, an der eben von außen gerüttelt worden; in seinen Armen aber, das Gesicht an seiner Schulter verborgen, lag eine schlanke, weibliche Gestalt, den Kopf in einen schwarzen Spitzenschleier gehüllt, aus dem eine dunkle Locke über das helle Kleid herabfiel. Es schwindelte Martin Luja bei diesem Anblick, glaubte er doch die schwarze Locke zu erkennen.

Als er sein Auge zum zweiten Male an die Spalte legte, war alles dunkel, man hatte die kleine Blendlaterne, die vor dem Paar auf dem Tisch gestanden, ausgelöscht.

Luja mußte sich an die Wand lehnen, um sich zu sammeln. Was er gesehen, bedurfte keiner Bestätigung, es hatte sich ihm unauslöschlich eingeprägt, aber er brauchte Zeit, sich von seinem Entsetzen zu erholen. Es gab für ihn nur die eine Frage: war dies wirklich Rosa von Bünau, die da in Storkes Armen lag? Der Augenschein sprach dafür, und doch rief eine Stimme in seinem Herzen: es ist unmöglich!

Noch gestern hatte er gesehen, mit welch' scheuer Freundlichkeit, mit welcher Miene des Einverständnisses Rosa des Oberstallmeisters Huldigungen entgegengenommen, hatte gehört, wie man die beiden als heimliches Brautpaar bezeichnete. Selbst Zschepliz begann sich von Rosa zurückzuziehen, um sich Jakobine von Wolfhart mehr und mehr zuzuwenden.

Wenn Rosa sich als Storkes Verlobte betrachtete und im Schlosse nicht die Möglichkeit fand, ihn allein zu sehen, so war dieses Rendezvous hier eine Aushilfe, die Luja doch der fein empfindenden Rosa nimmermehr zugetraut hätte.

Ein Irrtum, ein jammervoller Irrtum war seine Liebe gewesen! Rosa war nicht das, was er so fest geglaubt — ach, nun hatte er sie ja auch auf immer verloren!

Aber sollte er sich nicht erst Gewißheit verschaffen? Wenn er die Thür besetzt hielt, mußte ja das Paar an ihm vorübergehen. Es war aber fast Nacht, wenn die Dame sich verschleierte, konnte er sie wieder nicht mit Bestimmtheit erkennen. Und sich verstecken, wegelagern, lauschen? — „Pfui, Martin, eine Dame ängstigen, sich selbst in eine miserable Situation bringen, nimmermehr!“ Stand auch das Glück seines Lebens auf dem Spiele, er konnte es nicht. Wie um der Versuchung zu entfliehen, stürzte er sich in das Unwetter hinaus und eilte schwer bedrückten Herzens seiner Wohnung zu.

„Er ist fort; ich höre sich entfernende Schritte,“ flüsterte Daniel von Storke dem erschreckten Mädchen zu, das sich zitternd an seine Brust schmiegte. „Soyez tranquille, chère Clémence, die Gefahr ist vorüber.“

„Wer es nur gewesen sein mag?“ fragte die Bonne ängstlich.

„Das kann uns indifferent sein“, lachte Storke, „er hatte keine Idee von unserm süßen tête-à-tête, die Laden schließen dicht und zu aller Vorsicht verlöschte ich dein Laternchen, meine arme ausgeflogene Taube! Wäre es ein Herr vom Hofe gewesen, der hier ein Schäferstündchen geahnt, er würde, um das Gaudium unseres Rückzugs zu genießen, den Pavillon für die ganze Nacht blockiert haben.“

Mit erneuertem Gefühl der Sicherheit überließen sie sich ihrer abgebrochenen Unterhaltung. Storke gab dem Mädchen eine nochmalige Schilderung seiner abhängigen und beschränkten Lage. „Wäre ich wohl situiert, müßtest du meine Gemahlin werden, Geliebte“, flüsterte er. „Clémence Baronne de Storke. Wollen wir vereint dieses Ziel zu erreichen streben?“

„Oh mon dieu, ob ich will! Frag, ob ich mir die Seligkeit ersehne!“

„Und du würdest auch etwas dafür thun?“

„Alles! Welch ein Zweifel!“

Storke ging unter Liebkosungen vorsichtig weiter. Er sprach von der Gönnerschaft Brühls, von den ihm eröffneten Aussichten. Ein herrlicher Grundbesitz, eine einträgliche Hofstellung in Dresden lockten als Belohnung, wenn —

Um dieses „wenn“ mußte Clemence lange schmeicheln. Er sagte, er wisse nicht, ob sie Verständnis für Politik, für den Gang der Welt und der Geschäfte besitze. Lebhaft schilderte er ihr die Opfer, welche ein Krieg fordere, und die dem Lenker eines Staats auferlegte Notwendigkeit, Besitz und Machtsphäre auszubreiten, wußte er doch noch genau, was Hennicke ihm gesagt hatte.

Ganz allmählich zog er seine Kreise enger. Er ließ sich immer wieder abfragen, abbetteln, was er denn thun müsse, um jene Herrlichkeiten von Brühl zu erlangen, deren Besitz ihm eine Heirat mit ihr ermöglichen würde.

Endlich wagte er's, ihr unter heißen Küssen ins Ohr zu flüstern, um was es sich handle.

Clemence fuhr entsetzt zurück. „Mein Prinzchen“, stöhnte sie, „mon joli Auguste?“

Der Versucher stellte ihr noch einmal die Lage der Dinge vor. Er beschwor sie, ihm anzugehören, und wurde immer kühner in seiner Zärtlichkeit.

Clemence eilte heute später ins Schloß zurück als je, sie rechnete auf Babett, welche ihre Abwesenheit verbergen oder entschuldigen würde. Der Kleine war vor ihrem Fortgehen zu Bett gebracht, die Herzogin wohnte einer Soiree bei.

Die alte Wärterin drückte gern ein Auge zu, wenn Mademoiselle abends auf ein Stündchen fortging. Ihr that das junge Blut leid, welches immer an das Kind und die Kinderstube gefesselt war, sie meinte, eine Unterhaltung könne man ihr gönnen, besonders, da sich ein ehrbarer und zweckmäßiger Nebengedanke damit verband.

Der Kellermeister, ein behäbiger Junggeselle mittleren Alters, hatte sein Auge auf die hübsche Französin geworfen und sich auch bereits durch den Hofmarschall an die Herzogin gewandt, worauf diese erklärt, falls Mademoiselle Bernard so lange ihren Platz zur Zufriedenheit ausfülle, bis der Prinz einem Hofmeister und Kammerdiener übergeben werde, wolle sie selbst der Bonne die Hochzeit ausrichten und sie nach Bedarf aussteuern. Clemence küßte, als die Fürstin ihr diese großmütige Absicht mitteilte, der gnädigen Gebieterin schweigend die Hände, und jedermann fand es selbstverständlich, daß die mittellose Fremde eine Sicherung ihrer Zukunft als das Ziel ihrer Wünsche ansehe. Nun nahm Babett an, daß Mademoi-

Die Taufpatin. Gemalt von Paula Kohlschütter.

selle, wenn sie abends ausging, eine Zusammenkunft mit dem Kellermeister suche, und verdachte ihr diese Verfolgung ihrer Zukunftspläne durchaus nicht. War das schlummernde Prinzchen doch auch unter ihrer Obhut wohl geborgen.

So hatten die Umstände sich Clemence für ihre Liebesintrigue günstig gefügt.

Heute tappte sie mit ihrem verlöschten Laternchen in der Hand, bebend vor innerer Aufregung, durch die langen Gänge des Schlosses ihren Gemächern zu. Sie war kaum ihrer Sinne mächtig; was sie gehört, was sie erlebt, es brauste in einem Wirbel von Entsetzen und Wonne durch ihre ringende Seele. Als sie durchs Vorzimmer huschte, that die gutmütige Babett, als schliefe sie.

Clemence wagte heute nicht mehr, wie sie sonst immer beim Schimmer des Nachtlichts gethan, nach dem ruhig schlafenden Kinde zu sehen, es mit einem Nachtgebet auf den Lippen zu küssen. Ja, als sie den Atem des Kleinen hörte und sein rundes Händchen bei einem scheuen Seitenblick auf der Decke gewahrte, stürzte sie mit einem gewaltsam unterdrückten Aufschrei vor ihrem Bette auf die Kniee, barg ihr glühendes Gesicht in die Kissen und schluchzte:

„O, nun bin ich ganz sein — mit Leib und Seele ihm angehörig — es ist nicht mein Wollen, wonach ich handle, sondern seins!“

Siebzehntes Kapitel.

Der Herzogin wurden endlich auch über eine Thatsache die Augen geöffnet, welche die ganze Gesellschaft längst klar erkannt hatte. Es war die, daß Kurt von Zscheplitz sich von Rosa von Bünau zurückziehe, und daß diese vom Oberstallmeister von Storke nach wie vor, oder vielmehr entschiedener als jemals ausgezeichnet werde.

Dies Verhältnis hatte sich ganz ruhig und natürlich in den letzten Wochen so entwickelt. Storkes vollkommen ehrerbietiges Betragen gegen das Fräulein, die wiederholte Versicherung, daß er nur um Rosas Freundschaft und Achtung werbe, machte diese sicher, so daß sie sich wieder mit der ihr eigenen heiteren Unbefangenheit dem täglichen Einfluß des interessanten Mannes überließ. Zscheplitz trat nicht mehr dazwischen, er zog sich verletzt zurück mit der Überzeugung, daß sein Spiel verloren sei.

Graf Luja hatte sich immer, so viel es anging, aus dem jugendlichen Kreise fern gehalten, und die anderen Herren verfolgten alle mehr oder weniger ihre eignen kleinen Liebeleien. Rosa fand noch genügend Tänzer, aber ihr erklärter Ritter war und blieb Daniel von Storke.

Die Herzogin gewann diese Kenntnis der Sachlage bei einer musikalischen Matinee, die an einem schönen Tage zu Anfang des April in den oberen Gesellschaftssälen des Schlosses gegeben wurde. Man hatte nur eine kleine Anzahl Auserwählter versammelt, zu diesen aber auch einmal wieder die Eltern des Kammerjunkers von Zscheplitz befohlen. Die Baronin von Zscheplitz war es, welche sich beeilte, die Herzogin Friederike aufzuklären. (Fortsetzung folgt.)

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte. Von Heinrich Seidel.

(Fortsetzung.)

Agnes, welche zwar nicht aufgelegt war zum Singen, sich aber dem dringenden Wunsche der Gesellschaft nicht entziehen wollte, nahm ein Heft neuer Lieder, welche sie vor kurzem eingeübt hatte, schlug ohne Wahl das erste derselben auf, präludierte und begann zu singen. Bei den ersten Tönen ihrer schönen vollen Stimme, welche draußen ebenso deutlich zu vernehmen war wie im Saale, kam es wie eine Erlösung über Hermann, er wandte dem Garten plötzlich den Rücken, flüsterte fast heftig vor sich hin: „Nein, nein!“ und lauschte gebeugten Hauptes auf das Lied. Agnes aber sang:

„Ich zog mir Hoffnung, eine schöne Blume
Und hegte sie gleich einem Heiligtume,
Versäumte nichts zu köstlichem Gedeihn
Durch Licht und Luft und milden Sonnenschein.

Sie wuchs empor in freudig grüner Fülle,
Und Blatt um Blatt entrollend aus der Hülle,
Trieb schwellend sie hervor in stolzer Kraft
Aus ihrem Kern den schlanken Blütenschaft.

Und leise schwillt's in knospendem Verkünden,
Von Tag zu Tag sich lieblicher zu ründen —
Schon rötet sich der Knospen zartes Grün —
In Freuden stand mein Herz: bald soll sie blühn.

Da kam zur Nacht — das muß ich ewig klagen,
Ein blinder Wurm, sie gierig zu zernagen!
Nun ist es öde, und ein Ort der Schmerzen,
Was mir so lieblich war in meinem Herzen!“

Agnes, welche das Lied fast teilnahmlos begonnen hatte, ward bald von tieferer Empfindung bewegt, es schien, als ob sie in den Worten desselben einen Ausdruck dessen fände, das ihr eigenes Herz im tiefsten Innern barg, und bald fühlte sie selbst, daß sie noch nie so gesungen hatte wie an diesem Abend. Als dann ein rauschender, geschwätziger Beifall ausbrach, welchen sie tiefatmend und seltsam erregt, fast dem Weinen nahe, sich eilig zu entziehen suchte, mischte Hermann sich unbemerkt wieder unter die Gesellschaft.

9. Der Buschrohrsänger. (Calamoherpe locustella.)

Nachtigall, Nachtigall,
Wie sangst du so schön, sangst du so schön,
Wohl um die Sommerszeit. Volkslied.

Das Haus war stiller geworden nach Veronikas Abreise und alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Die beiden Naturfreunde durchstreiften die Umgegend und waren doppelt emsig, weil die Glanzzeit ihrer Lieblinge nun schnell zu Ende ging und jene sich nahte, von welcher am Ende des zweiten Kapitels dieser Erzählung gesungen wurde:

„Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!“

Die eigentliche Rosenzeit, das bedeutet diejenige, in welcher die wilden Rosen blühen, war ja schon vorüber, auch die Nachtigall war schon verstummt, und so entschwand eine Stimme nach der andern aus dem großen Vogelkonzert, welches einen der Hauptreize des Frühlings ausmacht. Die Vögel singen mit wenigen Ausnahmen nur zur Zeit ihrer Fortpflanzung, und so waren jetzt nur diejenigen noch als Musikanten thätig, welche eine zweite Brut machen. In der Vogelwelt war gewissermaßen jene Periode eingetreten, welche man in der Litteratur die Epigonenzeit nennt, es waren im Gesange keine weltberückenden Genies mehr, aber doch noch höchst achtbare Kräfte thätig, und da die Großen schwiegen, kamen die Kleinen mehr zur Geltung.

Ja, es war stiller geworden im Hause und in der Natur, und nur in das Herz des jungen Naturforschers war eine Unruhe eingekehrt, welche er vorher nicht gekannt hatte. Nach dem großen Menschenkenner Zacharias Bräsig ist es um die Liebe ein seltsames Ding und sie kann dadurch entstehen, daß sich zwei Menschen nach demselben Knäuel Garn bücken und dabei mit den Köpfen zusammenstoßen, oder was sonst dergleichen unwesentliche Veranlassungen mehr sind. Sie schlummert oft schon verborgen in einem Herzen, und ein fallendes Rosenblatt genügt, um sie zu erwecken, der Hauch eines Seufzers reicht hin, sie zur glühenden Flamme anzufachen. So häufig sie nun aber auch mit der elementaren Gewalt des Feuers verglichen wird, so wenig hat sie oft wieder damit gemein, denn die Flamme braucht Nahrung, das Feuer der Liebe lodert aber dort oft gerade am stärksten, wo ihr diese verweigert wird. An demselben Tage, wo Hermann, hingerissen von dem Rausche einer verführerischen Stunde, sich scheinbar einer anderen zuneigte, empfand er zum erstenmale, daß seine wirkliche Zuneigung Agnes gehörte, und zwar in dem Augenblicke, als diese zum erstenmale im Leben ihm fremd und wie abwesend gegenübertrat. Jetzt dachte er kaum noch an Veronika und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, über die befremdliche Veränderung nachzugrübeln, welche Agnes gegen ihn zeigte.

Jedes freundliche Lächeln, jeden Blick, welchen sie ihm einst geschenkt, rief er sich in die Erinnerung zurück, und wo er ging oder weilte auf seinen einsamen Streifereien, umschwebte ihn ihre sanfte Gestalt, tönte der Wohllaut ihrer Stimme in sein Ohr. Dann war sie ihm nahe, wenn er aber bei den täglichen Mahlzeiten oder sonstigen Gelegenheiten in ihrer Gesellschaft weilte, dann fühlte er, wie unendlich fern sie ihm blieb. Er suchte Ruhe vor den Gedanken und Empfindungen, welche sein Innerstes aufrührten, in der Arbeit, und trieb seine Studien mit vermehrtem Eifer, allein es half ihm nichts, immer tauchten die mühsam verbannten Vorstellungen aus dem Grunde seiner Seele wieder hervor, und Herr Ludwig Bastian war zuweilen aufs äußerste überrascht, seinen jungen Freund und Genossen auf der größesten Unaufmerksamkeit zu überraschen, wo es sich gerade um die für einen Forscher seiner Art wichtigsten Dinge und seltensten Gelegenheiten handelte.

Am äußersten Ende der Feldmark Goldensee lag von einer Niederung umgrenzt dicht am See ein sogenannter Horst, wie man in jener Gegend solche inselgleich aus Wiesengrund sich erhebende sanfte Hügelrücken zu benennen pflegt. Der Haselhorst war, wie schon sein Name andeutet, mit Nußbüschen und außerdem allerlei Gesträuch bewachsen, in den Gründen mit Weiden und höher hinauf mit Weißdorn, Spindelbaum und Heckenrosen. Zwischen diesen Büschen waren größere und kleinere Grasflächen zu finden, und einen besonderen Charakter gewann die Gegend noch dadurch, daß dort ungemein viele Findlings-Felsblöcke mit Moos bewachsen und von Brombeersträuchern überrankt aus dem Boden hervorragten, zum Teil in so großer Mächtigkeit, daß dadurch dieser Gegend ein wenig vom Gebirgscharakter verliehen wurde. Einen Teil dieser ziemlich ausgedehnten Fläche hatte Herr Konrad Bastian für seine Füllen eingezäunt, welche dort während der schönen Jahreszeit in voller Einsamkeit und Freiheit ihre Jugend genossen. Er verfehlte nie, wenn ihn seine ländlichen Beschäftigungen in diese Gegend führten, sich mit einem Vorrat von Brot zu versehen und seine Lieblinge mit diesem Leckerbissen zu füttern und sah es auch stets gern, wenn seine Hausgenossen sich diesen anmutigen Ort als Ziel von Spaziergängen setzten, um ein Gleiches zu thun. Dadurch waren diese schönen Tiere so zutraulich geworden, daß sie jedem Menschen, der sich innerhalb des Geheges sehen ließ, wie die Hunde folgten und sich ruhig die schönen glatten Hälse klopfen ließen.

Für Hermann war dieser Ort auch aus anderen Gründen von Anziehungskraft, denn außerdem, daß dort in den feuchten Gründen und zwischen den moosigen Steinblöcken mancherlei seltene Pflanzen zu finden waren, hatte sich auch die Vogelwelt diesen so günstig zwischen Wiesen und am See gelegenen buschreichen Rücken zu einem Lieblingswohnsitz erlesen. Insbesondere nisteten dort zwei Pärchen des seltsamen Buschrohrsängers, dessen eigentümlicher langanhaltender Gesang fast genau dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke gleicht und oft in schönen Frühlings- und Sommernächten fast unaufhörlich ertönt. Da in der letzten Zeit wieder Mondschein eingetreten war, so hatte Hermann die letzte schöne Nacht benutzt, um die Tierchen zu verhören, denn da ihm daran gelegen war, das ungemein schwierig zu entdeckende Nest dieses Vogels aufzufinden und aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so hatte er den Weg eingeschlagen, welcher am sichersten zu diesem Ziele führt, nämlich den Ort festzustellen, an dem das Männchen zur Nachtzeit seine sonderbaren Töne erschallen läßt. Es singt um diese Zeit immer in der unmittelbaren Nähe des Nestes, während es am Tage oft weit dabei umherschweift und seinen Gesang zuweilen etwa fünfzig Schritte von demjenigen Orte entfernt beendet, wo es ihn begonnen hat. Hermann war dies auch bei dem einen Pärchen aufs beste geglückt, er hatte sogar das Vergnügen genossen, das zierliche Vögelchen zu sehen, wie es sich frei auf einem trocknen Zweige sitzend als ein niedliches Schattenbild gegen den hellen Mondhimmel abhob.

Hermann hatte sich die Stelle genau bezeichnet und ging nun am nächsten Nachmittag hin, um das Nest zu suchen. Es war ein heißer Tag um die Mitte des Juli und am Horizont türmten sich weißliche Wolkengebirge empor. Die Natur hielt noch ihren Mittagsschlaf und fast alle Vögel schwiegen, nur daß die Ammern ihren einförmigen Gesang spannen gleich silbernen Fäden und im nahen Hochwald einige Tauben gurrten. Als Hermann den Ort seiner nächtlichen Untersuchung festgestellt hatte, begann er planmäßig die Gegend abzusuchen und ließ auch nicht die kleinste Stelle unbeobachtet. Allein ob er auch mit der Geduld und Ausdauer eines Fanatikers arbeitete und seine Kreise immer weiter ausdehnte, so hatte er nach einer Stunde noch immer nichts gefunden. Dann stand er eine Weile, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und besann sich, ob er die Arbeit aufgeben solle. Rings um ihn webte die Einsamkeit und das sonnenfrohe Volk der Insekten. Schmetterlinge schwankten scheinbar planlos dahin, Libellen und glänzende Fliegen standen in der Luft, plötzlich an einen anderen Ort davonschießend, und in Gras und Kraut schwirrte und wetzte es unablässig. Die niedergetretenen Halme richteten mit leisem Knistern sich wieder auf, und zuweilen schnellte ein verbogenes Zweiglein mit zitterndem Schwanken in seine vorige Lage zurück.

Von dem abgezäunten Teile des Haselhorstes, wo die Füllen sich befanden, tönte jetzt der dumpfe Ton von trabenden Pferdehufen, und als Hermann nach jener Richtung blickte, sah er die braunen Köpfe der schönen Tiere über dem Strauchwerk sich eilig nach einer bestimmten Richtung hin bewegen, und dann schrak er zusammen, denn plötzlich ward in einer Lücke zwischen den Büschen Agnes sichtbar. Bald war sie von den Füllen umringt, und Hermann sah, wie sie die einzelnen Tiere auf den Hals klopfte und sie aus einem Korbe, den sie am Arme trug, mit Brot fütterte.

Ihm erschien dies zufällige Zusammentreffen plötzlich wie ein Fingerzeig des Himmels. Hier konnte sie ihm nicht ausweichen, hier war kein unberufener Lauscher in der Nähe, hier konnte er jene Frage an sie stellen, welche seit Tagen schon sein Herz in quälender Unruhe erhielt. Er schritt vom Buschwerk verborgen eilig auf das kleine Pförtchen zu, das überschattet von einer gewaltigen einsamen Eiche in die Füllenkoppel hineinführte. Als er dort eintrat, kam ihm Agnes, welche ihre Vorräte bald losgeworden war, von sämtlichen Füllen gefolgt, schon entgegen, denn sie hatte sich mit der Fütterung beeilt, weil die Wolkenwand immer finsterer am Himmel aufstieg und, obwohl noch die Sonne schien, zuweilen in der Ferne ein leises grollendes Rumoren vernehmlich war. Sie schien zu erschrecken, als sie Hermann erblickte, erwiderte förmlich seinen Gruß und wollte an ihm vorübereilen. Er aber hielt sie an, indem er sagte:

„Verzeihen Sie mein Fräulein, ich möchte Sie um ein kurzes Gehör bitten."

Sie blieb zögernd stehen und blickte zum Himmel auf, wo soeben ein Vortrab weißer Wolken den Sonnenschein hinwegnahm. Zugleich murrte es lauter und grollender in der Ferne. Das Wetter kam herauf und trieb Hermann zur Eile und Kürze an; vielleicht wäre ohne diesen äußeren Zwang die Angelegenheit nicht so schnell erledigt worden. Er sprach:

„Liebes Fräulein Agnes, Sie haben in der letzten Zeit Ihr Benehmen gegen mich verändert, Sie meiden mich, Sie weichen mir aus und sind kalt und förmlich gegen mich. Dies bekümmert mich, denn ich kann mir nicht erklären, was ich Ihnen gethan habe. Ich kann dies nicht ertragen, gerade von Ihnen kann ich dies nicht ertragen, denn . . . denn . . . denn ich liebe Sie!"

Versteinert wie in einem starren Schreck blickte Agnes ihn an; alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen und mit großen Augen sah sie regungslos auf ihn hin. Endlich fand sie Worte, glühende Röte kehrte in ihr Antlitz zurück und mit zitternden Lippen antwortete sie:

„Ich verstehe nicht, mein Herr, wie Sie es wagen können solches mir ins Gesicht zu sagen nach dem, was ich auf der Insel Goldenburg mit meinen eigenen Augen gesehen habe!"

Dann schlug sie beide Hände vor das Angesicht, rief mit

dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „O, schrecklich, schrecklich!“ und eilte schnell davon.

Regungslos blieb Hermann stehen und wie in einem Bann befangen sah er ihr nach. Er fühlte einen Druck auf seinem Herzen, den er als körperlichen Schmerz empfand und konnte nichts anderes denken, als immer fort: „Vernichtet, leichtsinnig vernichtet!“

Ringsum herrschte bange Schwüle, alle Blätter standen regungslos, als horchten sie, und dem nahen Hochwald, aus welchem unablässig der Pirol rief, zogen in eiligem Fluge schutzsuchende Vögel zu. Die Luft war hellhörig und trug allerlei Getön aus weiter Ferne herbei; man vernahm deutlich das Rollen und Rasseln der Erntewagen, welche auf der entgegengesetzten Seite der Feldmark mit dem Einfahren des Roggens beschäftigt waren. Häufiger und stärker rollten dann die Donner, und aus der finstern blauschwarzen Wand, welche hinter dem Hochwald emporragte, jagte weißliches, zerblasenes Gewölk hervor. Ein Sausen und Brausen kam heran und wühlte schon in fernen Wipfeln, indessen auf den Wegen zwischen den Feldern lange staubige Wolken herbeieilten. Dann fielen die ersten schweren Tropfen und nun stürzte die Wut des Windes in die Wipfel, beugte das niedere Buschwerk zu Boden und verwirrte die Kornfelder zu tobenden Meeren, indes über alles hin der Donner krachte wie ein Siegesgeheul der entfesselten Naturmächte, und der vor dem Winde einher rauschende Regenstrom Nähe und Ferne in seine grauen Schleier hüllte.

Bis jetzt hatte Hermann noch immer regungslos dagestanden. Nun begab er sich langsam, gesenkten Hauptes, auf den Rückweg. Der Regen, welcher seinen leichten Sommeranzug bald durchnäßte, that ihm wohl, das krachende Rollen des Donners, das Toben der Elemente war wie Musik in seinen Ohren — was war dies alles gegen den häßlichen, dumpfen Schmerz, der wie ein ekles Tier in seiner Brust saß und an seinem Herzen nagte. (Schluß folgt.)

Gustav Nachtigal.

Die Bilder zu diesem Artikel sind nach Angaben des Reisenden von dem russischen Maler Iwan Pranishnikoff gezeichnet.

Wie ein Feldherr, dem der Sieg winkt, in der Schlacht fällt, so ist Gustav Nachtigal im Angesicht der Küsten des schwarzen Erdteils, den er bezwingen half, gestorben. Als Forscher und Entdecker steht er groß da, eingeschrieben für alle Zeiten in das Buch der Wissenschaft und als erster diplomatischer Vertreter Deutschlands in den neuerworbenen Kolonieen ist er auch verknüpft mit der politischen Geschichte Afrikas, die in unsern Tagen einen mächtigen Impuls nimmt. Der Kontinent, dem er so lange getrotzt, in dem er während fünf langer Jahre als Reisender fast unerhörte Gefahren und Qualen erduldet, hat ihn doch noch als Opfer gefordert, und bei Kap Palmas liegt der mutige und aufopfernde deutsche Mann jetzt begraben.

Dr. Nachtigal, † am 20. April 1885.

Gustav Nachtigal war ein Altmärker. Geboren wurde er am 23. Februar 1834 zu Eichstädt bei Stendal, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er das Gymnasium absolviert, studierte er auf verschiedenen deutschen Hochschulen Medizin. Trefflich verstand er es während seiner Studienzeit das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; er war ein flotter Korpsbursche bei den Altmärkern in Halle und Nassauern in Würzburg, stählte dort seinen Mut und lernte der blanken Waffe ins Auge schauen. Die Wissenschaft wurde nicht vernachlässigt, das Examen gut bestanden und 1858 die militärärztliche Laufbahn ergriffen. Ein schnell auftretendes und sehr gefährlich erscheinendes Lungenleiden zwang jedoch 1862 Nachtigal nach Algier überzusiedeln, wo er als Arzt reichliche Beschäftigung fand, die arabische Sprache erlernte und sich

Der König Mohammed von Bagirmi schickt Nachtigal eine seiner Frauen als Geschenk.

Nachtigal wird gesteinigt von Kindern der Einwohner Bardais, der Hauptstadt Tibestis.

mit den Sitten und Anschauungen der Eingeborenen vertraut machte.

Später fand Nachtigal Anstellung als Leibarzt des Beis von Tunis; er würde wohl auf diesem Posten verblieben, oder nachdem sein Leiden beseitigt, in die Heimat zurückgekehrt sein, wenn nicht gegen Ende des Jahres 1868 Gerhard Rohlfs in Tripolis aufgetaucht wäre, welcher von dort aus mit Geschenken des Königs von Preußen zum Scheich Omar von Bornu in Zentralafrika reisen sollte. Dieser Negerfürst hatte seit vielen Jahren sich große Verdienste um deutsche Reisende erworben, er hatte Barth, Vogel, Overweg, v. Beurmann und Rohlfs gastfreundlich bewirtet und dem „Könige von Norddeutschland" ein silbernes Pferdegeschirr geschenkt. König Wilhelm erwiderte jetzt diese Geschenke durch eine glänzende Sammlung europäischer Industrieerzeugnisse, einen Thronsessel und durch sein eigenes Bildnis. Rohlfs fand in Nachtigal den geeigneten Mann um die Geschenke zu überbringen und fragte deshalb telegraphisch beim Grafen Bismarck an, der lakonisch auf demselben Wege antwortete: „Einverstanden mit Sendung des Preußen."

So entschied sich Nachtigals Schicksal; er wurde Afrikareisender und verließ am 18. Februar 1869 mit seiner kleinen Karawane Tripolis. Acht Kameele trugen die Geschenke für den Sultan; er selbst hatte den Namen Edris Effendi angenommen. Mursuk, die Hauptstadt von Fessan, war sein nächstes Ziel. Hier fand er aber die Verkehrsverhältnisse in einem so traurigen Zustande, daß an ein weiteres Vordringen nach Süden hin zunächst nicht zu denken war. Nachtigal sah die Aussicht vor sich, vielleicht ein ganzes Jahr in dieser Stadt bleiben zu müssen, welche durch ihre Hitze, ihre Fieber und Langeweile eine traurige Berühmtheit erworben hat. Doch es gab einen Ausweg, diesem zu entgehen, und er zögerte nicht, ihn zu wählen. Im Südosten von Fessan lag ein Land, welches schon lange die Aufmerksamkeit europäischer Reisender auf sich gezogen hatte, welches im Altertum als von Troglodyten, Höhlenmenschen, bewohnt bezeichnet wurde und von dessen Einwohnern und Bergen man wundersame Dinge erzählte. Alle Reisenden hatten gewünscht, Tibesti, das Land der räuberischen Tibbu, zu besuchen, aber alle standen schließlich ab von der gefährlichen Expedition.

Nachtigal wagte sie und er ist der einzige Europäer gewesen, dem es gelang dorthin vorzudringen und aus der Höhle des Löwen, wenn auch fast nackt, wiederzukehren. In ganz Afrika gibt es kein Volk, welches es den Tibbu an traurigem Rufe als Leuten ohne Treu und Glauben, als Dieben und Verrätern zuvorthäte. Und doch drang Nachtigal im Mai 1869 dorthin und führte eine Reise, so reich an Gefahren und Not aus, wie sie kaum zum zweitenmale in Afrika ausgeführt worden ist. Auf heimlichen Wegen versuchen ihn seine Führer in das berüchtigte Land einzuschmuggeln, sie verirren sich und der Verdurstungstod tritt ihnen nahe, die Brunnen werden verfehlt, mitten im Sommer in der brennenden Wüste, wo zweitägige Wasserentziehung fast den Tod bedeutet! Über Stein und Sand, durch kahle Schluchten und über Felsen marschiert der Reisende, die trockene Zunge klebt am Gaumen und der halbe Schlauch Wasser, der noch übrig ist, soll für zehn Personen reichen. Der Führer steigt auf eine Höhe, um Umschau zu halten, sprachlos vor Furcht und Erwartung hängen

Nachtigal als barmherziger Samariter nach der Erstürmung von Koli.

alle fragend an seinen Augen: „Ma zal, noch immer nicht!" lautet die trostlose Antwort. Immer glühender sendet die Sonne ihre Strahlen auf die von schrecklichem Durste Gequälten hernieder. immer tiefer sinkt die Thatkraft, jeder Hoffnungsfunke erlischt. Als nun auch die gänzlich ermatteten Kameele sich niederwarfen, da schien alles zu Ende zu gehen und Nachtigal legte sich im Schatten seines Kameels zum Sterben nieder. Mit entstellten Mienen beten die mohammedanischen Diener, um sich für das Paradies vorzubereiten. Nur einige Tibbu, die bei der Karawane waren, eilten vorwärts und brachten gegen Abend die Rettung: Wasser in Schläuchen, mit denen die bereits Bewußtlosen wieder ins Leben zurückgerufen wurden.

Das war Nachtigals Eintritt ins Land Tibesti. Aber was, so fragten die wilden Bewohner, was wollte er bei ihnen, den armen Räubern? Sein Beginnen schien rätselhaft, nichts war bei ihnen zu holen. Was ging sie die heiße Quelle an, nach der er forschte? Nur Böses, Zauberei konnte er im Schilde führen und demnach war er der allgemeine Feind. Teuer erkaufte Nachtigal den Schutz eines gewissen Arami, indem er demselben seine gesamte Habe überantwortete. Was er besaß, wurde aus ihm herausgepreßt, seine Lebensmittel wanderten in den Magen, seine Kleider auf den Leib der Tibbu, und klagte er über die Beraubung, so antwortete man ihm: „Der Kopf ist kostbarer als Geld." Unter dem zweifelhaften Schutz Aramis setzte Nachtigal die Erforschung des Landes durch und überschritt das hohe vulkanische Tarsogebirge. Überall wird er schreiend und brüllend empfangen, waffenschwingend stürmt blutgierig die Menge gegen den verhaßten Christen heran, den nur Arami vor dem Tode schützt. Als Gefangener lebte er einen Monat in seinem Zelte bei der Hauptstadt Bardai; als er in der größten Hitze bei einer Quelle unter Palmen ruht, wird er jäh aus seinem Schlummer gestört. Kinder haben ihn erspäht und vergnügen sich nun den Christenhund zu steinigen. Kranke, die er geheilt, spucken ihn nach der Heilung an, Hunger, Hitze, Durst, Kummer, Langeweile nagen an der Gesundheit des Gefangenen, der sich endlich nur durch nächtliche Flucht seinen Peinigern zu entziehen vermag. Nach endlosen physischen und moralischen Qualen verließ er mit spärlichem Mundvorrat versehen das ungastliche Land. Ohne Führer und Lasttiere, den kleinen Wasserschlauch auf der Schulter, irrt er halb verhungert durch die Wüste und buchstäblich fast nackt langt er endlich Anfang Oktober wieder in Mursuk an. So teuer war die Erforschung Tibestis erkauft.

Erst im Frühjahr 1870 bot sich Gelegenheit mit den Geschenken, die in Mursuk zurückgeblieben waren, die Sahara zu durchkreuzen und nach dem gastlicheren Bornu aufzubrechen, das westlich von dem großen Tsadsee gelegen ist. Am 6. Juni fand der feierliche Einzug in Kuka, der Hauptstadt Bornus, statt, und bald darauf empfing der Scheich Omar in der liebenswürdigsten Weise den Reisenden. „Willkommen, Lob sei Gott", rief er Nachtigal entgegen und fragte nach König Wilhelm und nach Gerhard Rohlfs. Nachtigal schilderte ihm, wie dankbar man in Deutschland stets von ihm spreche und wie er nun für die viele, den deutschen Reisenden bewiesene Freundschaft Geschenke seines Königs überbringe. Und nun wurde ausgepackt: das Bild des Königs, die Zündnadelgewehre, der rote Samtsessel, die Stutzuhr, das Rosenöl und alle die vielen anderen schönen Dinge. Die Geschenke thaten bei dem edlen Scheich ihre Wirkung, doch auch ohne dieselbe würde Nachtigal sein Land gefahrlos durchforscht haben. Stets erwies sich ihm Omar als ein treuer Freund mit offener Hand, der ihm den Besuch der Nachbarländer ermöglichte.

Nachdem so Nachtigals Mission erfüllt war, machte er in Gesellschaft einiger Araber eine Reise nach **Kanem**, dem nördlich vom Tsadsee gelegenen Lande, und nach **Borku**, das schon von Tibbu bewohnt ist. Das geschah im Frühjahr 1871. Neun Monate lang führte der Reisende ein elendes Leben unter Straßenräubern; aber für die Wissenschaft leistete er großes; er zeigte, daß der Bahr-el-Ghazal ein Abfluß des Tsadsees nach Nordosten zur Regenzeit ist, und lehrte uns die südlichen Tibbu kennen, mit deren räuberischen Brüdern im Norden er früher schon Bekanntschaft gemacht hatte. Auf dem Rückwege besuchte er das Grab unsers unglücklichen Landsmanns Moritz von Beurmann, der im Jahre 1863 von den Leuten des Sultans von Wadai ermordet worden war, und traf dann erst am 9. Januar 1872 wieder in Kuka ein, wo er sofort sich zu einer neuen Unternehmung rüstete.

Nach Osten, nach Wadai hin, vorzudringen, gestattete ihm Sultan Omar nicht — das sei zu gefährlich, sagte er. Wolle er aber nach Süden, nach **Bagirmi**, gehen, so habe er nichts dagegen, wiewohl dort auch Krieg herrsche. An den dortigen Sultan erhielt Nachtigal eine Empfehlung. Da aber seine Mittel stark auf die Neige gegangen waren, so borgte er hundertfünfzig Mariatheresienthaler gegen einen Schuldschein in doppelter Höhe von einem tripolitanischen Kaufmann. Damit kaufte er Waren und rüstete er eine kleine Karawane aus. Ein ehemaliger Diener von Rohlfs, Almas (Perle) mit Namen wurde auch engagiert und Scheich Omar stellte einen landeskundigen Führer. So ausgerüstet zog Nachtigal am 25. Februar 1872 nach Bagirmi, um dessen Fürsten aufzusuchen.

In Mofu, der Hauptstadt Bagirmis, erhielt Nachtigal beim König Mohammed Audienz. Das Empfehlungsschreiben, welches er dem König vom Sultan Omar von Bornu überbrachte, dazu die verhältnismäßig reichen Geschenke, die er dem schwarzen Herrscher übergeben konnte, sicherten ihm einen guten Empfang und waren die Veranlassung, daß Nachtigal bei seinem Entdeckerwerke keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden.

Als Nachtigal zur Audienz beim Könige vorgelassen werden sollte, erhob sich betreffs des Ceremoniells eine ernste Schwierigkeit. Da jedermann nur barfuß vor dem Herrscher erscheint, beanstandeten die Beamten seine Hausschuhe und das „weiße Kleid, welches er über die Füße gezogen hatte", womit sie die Strümpfe meinten. Die Weigerung Nachtigals, diese auszuziehen und seine Drohung, umzukehren und auf die Audienz zu verzichten, führten zu einer langen Beratung und zu einer Konsultation des Königs, demzufolge Nachtigal bloß zum Ablegen der Hausschuhe veranlaßt wurde, während man ihm die Strümpfe beizubehalten gestattete. Letztere erregten ein nicht geringes Erstaunen, da noch niemand bei Hofe solche Dinge gesehen hatte.

In Bagirmi war damals ein Gegenkönig aufgestanden und gegen diesen zog Mohammed zu Felde. Da bei diesem Zuge ein großer Teil des südlichen, noch unerforschten Bagirmi passiert werden mußte, so schloß Nachtigal sich dem ausziehenden Heere an. So wurde ihm die Forschung erleichtert — aber um welchen Preis! Es sind die schauderhaftesten, entsetzlichsten Szenen, welche Nachtigal erlebte, **Sklavenjagden** so fürchterlich, daß die Feder sich sträubt sie zu schildern. Dort wo zwischen Mohammedanern und Heiden ewige Kämpfe herrschen, gilt ein Menschenleben so gut wie nichts. Massenhaft wurden die Sklaven in das Lager Mohammeds getrieben, die Umgebung wurde aber dadurch so entvölkert, daß es anfing, an Getreide zu mangeln, und eine etwa dreißig Köpfe starke vorüberziehende Karawane einfach totgeschlagen wurde, um sich ihre Lebensmittel anzueignen.

Im April und Mai traten die Gewitterregen ein, wodurch der lehmige Boden bald unpassierbar wurde. Dieser Zustand veranlaßte den König Mohammed weiter zu ziehen und Nachtigal mußte ihm folgen. Unterwegs kam man bei der unabhängigen Ortschaft Koli vorbei, die sich tapfer gegen die mohammedanischen Räuber verteidigte, und hierbei geschah es, daß Nachtigal in die größte Lebensgefahr geriet. Er war vom Pferde gestiegen, um den Kampf in der Nähe besehen zu können, doch gerade in dem Moment, als die Leute von Koli siegreich vorgingen und die Sklavenjäger flohen. „Zunächst verlor ich bei der rasenden Flucht das einzige Schuhpaar, das ich noch mein nannte, und wurde dann, bei der Nacktheit meiner zarthäutigen Füße, in beunruhigenderweise überholt. Meine imponierende blaue Brille, das letzte unzerbrochene Exemplar, sank sodann in den Staub und mein Tarbusch blieb an seiner Quaste in den Zweigen hängen. Schon hörte ich das Geheul des erbitterten Feindes in nächster Nähe; schon fühlte ich im

Geiste ein scharfes Wurfeisen meiner Flucht ein Ende machen, wagte jedoch nicht umzuschauen, um keine Zeit zu verlieren. Noch ein Moment und sie mußten mich haben; da plötzlich traf mich ein heftiger Schmerz am rechten Fuß; der Boden schwand unter mir und ich rollte in einen Graben, vor die Füße meines Pferdes, und war gerettet."

Doch der heldenmütige Widerstand fruchtete nichts. Die Mohammedaner siegten und äscherten den Ort ein, worauf die empörendsten Szenen sich abspielten. Es war ein Abschlachten der Männer im großen, während man die ohnmächtigen Frauen und Mädchen in rohester Weise aus den Verstecken hervorholte und als Sklavinnen abführte.

Der König von Bagirmi besaß einige hundert Sklaven mehr; aber eine glückliche wohlhabende Ortschaft war vom Erdboden verschwunden. „Traurig," sagt Nachtigal, „ritt ich an den Leichen der Gefallenen vorbei, unter denen ich auch mehrere mit uns von Bornu gekommene Leute entdeckte, und über die Stätte des verbrannten Dorfes, auf der die Beweise eines unmenschlichen Heroismus, wie ihn nur die höchste Verzweiflung in den Frauen von Koli hervorgerufen haben konnte, das Herz des Beschauers zusammenschnürte. Siebenundzwanzig halbverbrannte Leichname von Säuglingen zählte ich dort, die von ihren eigenen Müttern einem gewaltsamen Tode überantwortet waren, um sie vor dem fast sicheren langsamen Untergang, der ihrer im Kriegslager der Feinde gewartet haben würde, oder vor langer Sklaverei zu bewahren."

Wo Nachtigal mildern und helfen konnte, da that er es und griff auch mit seiner ärztlichen Kunst ein, wobei er die Wunden mit Pferdehaaren vernähte, da anderes Material nicht zur Stelle war. Viele Verwundete starben ihm aber unter den Händen, da sie namentlich im Magen und Unterleib verletzt waren. Durch dieses fortgesetzte Sengen, Rauben und Morden gab es bald keine Spur von Getreide mehr ringsum, und das Heer sowie Nachtigal mußten hungern. Unter solchen Umständen dachte letzterer an Umkehr nach Bornu; doch vorher wollte ihn der König von Bagirmi noch beschenken. Er begann damit Sklaven zu senden — die natürlich billig waren; Nachtigal lehnte dieses Geschenk ab, zumal es ein verzehrendes war und er selbst Mangel an Lebensmitteln litt. Erst kamen zehn solcher Unglücklicher, dann sechs und als auch diese zurückgeschickt wurden, sandte der Fürst als höchsten Trumpf eine seiner eigenen Frauen. Dieselbe war im Besitz einer prächtigen Garderobe, die für den dürftigen Nachtigal ein wahrer Schatz gewesen wäre, trotzdem lehnte er auch diese schmeichelhafte Gunstbezeigung Mohammeds ab. Die Hofdamen aus dem Harem des Königs schildert Nachtigal übrigens sehr verlockend: „Sie sind," sagt er, „weit schöner gebaut als ihre Nachbarinnen in Bornu, schlank und hoch gewachsen, von viel regelmäßigeren und feineren Zügen; wenn sie lachen, läßt der wohlgebildete Mund zwei Reihen weißer Zähne sehen. Ihre Augen sind meist lebhaft, und Grübchen in den Wangen sind nicht selten."

Auf der Rückreise aus Bagirmi nach Bornu mußte der Reisende noch eine Menge Szenen mit erleben, welche das bereits Geschehene an Schrecklichkeit übertrafen. Sklaven, deren Kräfte infolge des langen Marsches und der armseligen Nahrung nachließen und die nicht weiter konnten, wurden den übrigen zur Warnung ums Leben gebracht, kaltblütig abgeschlachtet wie ein Tier! Wenn Prügel nicht mehr fruchteten, zog der Herr ruhig sein Messer heraus und schnitt dem zusammengesunkenen Sklaven die Gurgel ab. Einmal kam Nachtigal dazu, wie ein Bornuaner sein blutiges Messer abwischte und melancholisch die Thatsache konstatierte, daß „diese Heiden" keine Treue und Glauben kennen und daß an ihnen kein Gewinn zu machen sei. Derlei Szenen wiederholten sich später fast täglich, und es war eine grausame Marter auch für Nachtigal, ihnen beiwohnen zu müssen, ohne irgendwie dagegen einschreiten zu können. Dazu war der Weg sehr schwierig, in manchen Gegenden geradezu furchtbar.

Weit und breit war das Land durch die ausgetretenen Flüsse (Schari und Fluß von Logon) überschwemmt und der Weg durch zahlreiche unter dem Wasser verborgene Elefantenspuren unsicher gemacht. Oft stürzte Nachtigals kleines schwaches Pferd, und der Reisende fiel jedesmal in das lehmige Wasser; einmal mußte er sogar von seinen Leuten aus dem lehmigen Boden, in dem er bis an die Hüfte versunken war, herausgehoben werden. Begreiflicherweise beschleunigte dieses nicht gerade die Genesung unseres fieberkranken, halbverhungerten Reisenden. Einst, als gerade das Fieber ihn schüttelte, langte die Karawane am Lebaflusse an, der auf der Hinreise trockenen Fußes durchschritten worden war. Jetzt bildete derselbe eine ansehnliche Wasserfläche und sie mußte in einer Furt durchwatet werden, da weit und breit kein Kahn zu sehen war. Bis an die Schultern reichte die trübe gelbe Flut dem Reisenden. Endlich am 7. September 1872 konnte er die Stadt Kuka wieder erreichen, nach der er sich wie nach der Heimat gesehnt, und hier erfreute er sich von seiten des Scheich Omar, wie stets, des liebenswürdigsten väterlichen Empfangs.

Bis hierhin reicht Nachtigals großes zweibändiges Reisewerk, mit dem er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Der dritte Band, welcher die wichtige Reise durch Wadai nach Ägypten schildern sollte, ist leider ungeschrieben geblieben, doch kennen wir die Resultate derselben.

Wadai, im Osten des Tsadsee gelegen, war ein verrufenes Land. Der einzige Europäer, der bis dorthin vorgedrungen war, unser Landsmann Eduard Vogel, war auf Befehl des Sultans am 8. Februar 1856 hingerichtet worden; Moritz von Beurmann, ausgesandt, um Vogels Schicksal zu erforschen, wurde an der Landesgrenze ermordet. Jetzt trieb es den mutigen Nachtigal sein Glück zu versuchen, und so gering auch seine Mittel, so armselig seine Ausrüstung — das Wagnis gelang über Erwarten, wozu der Glückszufall beitrug, daß ein neuer Sultan, ein Mann von vernünftigerer Gesinnung als sein Vorgänger, auf dem Throne von Wadai saß. Jedermann in Kuka riet Nachtigal von dem Unternehmen ab, jedermann sagte ihm seinen sichern Tod voraus, aber dennoch brach er auf und erreichte im April 1873 Abeschr, die Hauptstadt Wadais. „Drei Tagemärsche von Abeschr", schreibt er an einen Freund, „wurde ein Bote expediert, welcher Sultan Ali von meiner Ankunft in Kenntnis setzen sollte, und mit der größten Spannung erwartete ich Nachricht von ihm. Als ich spät abends Abeschr erreichte, erschien ein königlicher Sendbote. Obgleich seine Rede eine friedliche war, so beruhigte er mich doch nur äußerlich, umsomehr, als er damit begann, meine drei Pferde und einen Karabiner zu konfiszieren, dieses Verfahren als Wadaisitte rechtfertigend. Man führte alles fort, mit dem Bemerken, daß man mir mein Eigentum wieder zustellen würde. Am folgenden Tage rief man mich vor den Sultan. Ich kann dir nicht genug die Zufriedenheit schildern, mit der ich aus dieser Audienz hervorging. Ich fand in Sultan Ali den verständigsten Fürsten, der wohl im ganzen Sudan regiert, und war entzückt von dem freundlichen Empfang, den er mir zuteil werden ließ. Es war dies um so höher anzuschlagen, als er, wie ich wußte, anfangs gezaudert hatte, mich zu empfangen und daß er keineswegs sehr erfreut über meine Ankunft war."

Vortrefflich kam Nachtigal mit dem „weisen, jungen Fürsten" aus, der ihm gestattete das Land zu erforschen, so daß wir nun eine genaue Kenntnis desselben besitzen. Vogels Hinrichtung, die zwanzig Jahre zurücklag, war dem Gedächtnis der meisten Leute entschwunden, und die nachgelassenen Papiere vermochte Nachtigal nicht aufzutreiben. Zudem war er nun ganz reisemüde und forschungssatt; die Mittel gingen ihm aus und die Sehnsucht nach der Heimat verzehrte ihn. Nach so großen Leistungen, nachdem er ungeheure Landstriche durchreist, ganz neue Länder uns kennen gelehrt, hatte er ein Recht auf Heimkehr. Allein, verlassen und in Not sehnte er sich zurück aus einem Lande, aus dem noch keiner heimkehrte.

Am 17. Januar 1874 konnte Nachtigal seinen zuverlässigen königlichen Beschützer und seine Residenz verlassen, um durch Dar For, das damals auch noch wenig bekannte, nach Kordofan zu gelangen, wo die ägyptische Garnison ihn „gleichsam mit europäischem Hauche anwehte." Dort hatte er Post und Telegraph, dort hörte er von dem Ausgange des gigan-

Nachtigals Unterhandlung mit Arami, seinem Beschützer.

tischen Kampfes, der sein Vaterland unterdessen einig und groß gemacht hatte, dort drückten ihn keine Sorgen mehr um das tägliche Brot. In fernen Landen hat Nachtigal deutschem Mute und deutschem Geiste Ehre gemacht. Fünf Jahre lang hatte er unbekannte Regionen Zentralafrikas durchstreift, fünf Jahre lang eine gänzliche Isoliertheit ertragen und sich die härtesten Entbehrungen auferlegt, nicht zu sprechen von Krankheiten, Gefahren aller Art. Dafür aber hatte er seltene Erfolge eingeheimst, denn ihm zuerst war es gelungen, das nördliche Zentralafrika von Westen nach Osten zu durchziehen und Länder, von denen wir wenig mehr als den Namen wußten, der Wissenschaft zugängig zu machen.

Nachtigal mußte erst in Kairo — wo die dortigen Deutschen ihm einen begeisterten Empfang bereiteten — sich erholen, ehe er im Sommer 1875 sich nach Berlin wenden konnte, das fortan sein Wohnsitz wurde. Dort war er die Seele der neugegründeten Afrikanischen Gesellschaft, dort führte er den Vorsitz im Verein für Erdkunde und arbeitete sein großes Reisewerk aus, das als ein schönes Zeugnis seiner Gelehrsamkeit und Forscherarbeit dasteht. Nachtigal, der mit außerordentlich viel Takt und ruhiger Würde aufzutreten verstand und in den leitenden Kreisen Berlins sich großer Beliebtheit erfreute, wurde denn 1882 dazu auserlesen, das Deutsche Reich in Tunis als Generalkonsul zu vertreten. Es war dieses in der schwierigen Zeit, als die Franzosen jenes Land besetzt hatten. Unser Generalkonsul, der Landessprache völlig mächtig und mit diplomatischem Geschick ausgerüstet, verwaltete zur vollsten Zufriedenheit Bismarcks seinen schwierigen Posten, und als dann die Kolonialbewegung in Gang kam, und es galt, den deutschen Schutz auf die Gebiete an der Sklavenküste und am Kamerun auszudehnen, da ward niemand für passender zur Ausführung dieser Aufgabe erachtet, als unser Nachtigal. Auf der „Möwe" ist er von einem Schutzgebiet zum andern gefahren und hat die afrikanischen Kolonieen an das Mutterland gefestigt; er, der soviel in selbstloser Weise, nur der Wissenschaft dienend, für Afrikas Erforschung gethan, sollte noch die Freude erleben, daß auch praktische Ergebnisse an seine Thätigkeit sich knüpften. Aber der schwarze Erdteil, der so viele Opfer bereits von Europa, zumal von Deutschland gefordert, dem er einmal bereits entronnen war, hat doch schließlich noch von ihm seinen Tribut gefordert. Das Fieber, das an der Guineaküste heimisch, hat auch Nachtigal am 20. April an Bord der „Möwe" dahingerafft, als er bereits auf der Heimreise begriffen war und einer Beförderung zum Ministerresidenten in Tanger (Marokko) entgegenging. Mit Nachtigal hat die Afrikaforschung einen ihrer glänzendsten Vertreter, die Wissenschaft einen begeisterten Jünger und das Deutsche Reich einen treuen Sohn und erprobten Beamten verloren.

Nachtigal passiert mit seiner Karawane den Lebafluß.

Nachtigal auf dem Schlachtfeld von Koli.

Das deutsche Findlingshaus auf Hongkong.

Viktoria, März 1885.

Auf einem der schönsten Aussichtspunkte der Insel Hongkong — hoch erhaben über dem Lärm und üblen Geruch des Chinesenviertels — liegt ein stattliches Gebäude, dessen Front dem Hafen zugekehrt ist, während die Rückseite, an welche sich eine Kapelle schließt, auf die Straße führt. Das Haus ist, wie fast alle Häuser der Hafenstadt Viktoria, nur ein Stockwerk hoch und seine Frontfenster im ersten Stock führen zunächst auf eine Veranda, welche durch hohe massiv in Steinen ausgeführte Bogenöffnungen ihr Licht erhält; — im heißen Sommer der liebste Aufenthalt der Bewohner, denn wie der Blick auf den Hafen, seine zahlreichen Schiffe und Dschunken und auf das gegenüberliegende Festland herrlich und immer aufs neue anziehend ist, so weht erfrischend die Brise, die im Sommer aus Südwest und im Winter aus Nordost das Haus zu berühren pflegt.

Dieses Haus ist ein Zeuge werkthätiger deutscher Missionsliebe, und seine Geschichte ist reich an traurigen, reich aber auch an herrlichen, herzerquickenden Begebnissen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß — bis auf den heutigen Tag — chinesische Mütter sich ihrer weiblichen Säuglinge sofort oder bald nach der Geburt entledigen, indem sie sie entweder im Bade ertränken, oder sie auf der Landstraße aussetzen, wo sie oft von Hunden und Schweinen angenagt gefunden worden sind. In Fukwing fand im Jahre 1883 Missionar J. Genähr drei neugeborene Kinder tot, von Hunden angefressen, in einem Gebüsch. Und aus Lilong wurde in demselben Jahr ein weiblicher Säugling dem deutschen Findelhaus durch die Fürsorge eines Missionars überwiesen, welches das neunte Kind seiner Eltern war, die nur drei am Leben gelassen, vier sofort nach der Geburt getötet hatten, während das achte von den Eltern abgegeben wurde; es sollte dem Findelhaus übergeben werden, starb aber auf der Reise.

Der erste, der die Thatsachen des Kindermordes chinesischer Eltern in Verbindung mit einem Vorschlag zur Hilfe in Deutschland bekannt gemacht hat, war Missionar Gützlaff, „der Apostel der Chinesen" — wie die Inschrift lautet, die sein Grabmal auf dem protestantischen Friedhof von Hongkong trägt.

Auf seine Anregung bildete sich am 5. Juni 1850 in Berlin der Frauen-Missionsverein für China, dessen Protektorat am 4. Juli die Königin Elisabeth übernahm. Die erste Sendbotin dieses Vereins war die Frau des Missionars Neumann, die am 21. Oktober 1850 abgeordnet wurde, um arme, von ihren chinesischen Müttern ausgesetzte Kinder aufzunehmen und geistig und leiblich zu verpflegen. Aber Missionar Neumann mußte schwerer Krankheit halber schon 1853 China verlassen; Schwester Julie Poser, die 1852 zur Hilfe bei elf Kindern abgeordnet war, erlag schon 1854 der Ruhr, und derselben Krankheit fiel ein Jahr später Schwester Charlotte Süßerott zum Opfer, während die gleichzeitig mit ihr abgeordnete Schwester Elisabeth Nagel an den Rand des Grabes durch dasselbe schwere Leiden gebracht wurde. — Erst im Jahre 1857 kam das Findelhaus, das sich bisher in Mietswohnungen hatte behelfen müssen, unter die feste Leitung des Hausvaters Ladendorff, der, unterstützt von seiner Frau und Tochter, bald die Anstalt, die er mit sechzehn Kindern übernommen hatte, derart vergrößerte, daß ein eigenes Heim für dieselbe nötig ward; am 5. Juli 1861 wurde das neue Haus „Bethesda" eingeweiht und bezogen, dessen Kosten im Betrage von 24 000 Thalern zum größten Teil in der Heimat gespendet worden waren.

Im Jahre 1867 übernahm Pastor Klitzke die Leitung des Hauses, der im Jahre 1881 dem Hitzschlag erlag, den er sich in treuer Pflichterfüllung — als Prediger der deutschen evangelischen Gemeinde Viktorias — am Grabe zweier Seeleute geholt hatte, die er in an zwei kurz aufeinander folgenden Tagen glühender Sonnenhitze zur letzten Ruhe eingesegnet hatte.

Unter seiner Leitung hatte die Anstalt einen ungeahnten Aufschwung genommen; auf sein Betreiben war dicht neben dem Wohnhause die „Bethesdakapelle" erbaut worden, die den häuslichen Gottesdiensten, namentlich den größeren Feierlichkeiten, den Konfirmationen und Trauungen der erwachsenen Töchter als schöner Festraum dient, und noch kurz vor seinem Tode am 13. März 1881 ward ihm die Freude, diese Kapelle einweihen zu dürfen.

Am 28. November 1870 vollzog er die erste Trauung zwischen der neunzehnjährigen Tabea und einem christlichen Chinesen; im ganzen aber hat er fünfzehn Zöglinge des Hauses mit christlichen Männern ihres Volkes ehelich verbunden und siebzehn konfirmiert; vier andere wurden während einer Erholungsreise im Jahre 1877 bis 1878 von seinem Stellvertreter Missionar Louis eingesegnet. — Besonderes Interesse widmete Pastor Klitzke, der als Rektor der Stadtschule zu Hornburg am Harz den Ruf nach China erhalten hatte, der Pflege des Unterrichts, den er sorgfältig überwachte, und ein ganzes Jahr lang — 1872 — als es an Kräften fehlte, völlig allein erteilte. Im Jahre 1880 hatte er die Schule soweit gebracht, daß er eine Unterstützung der Regierung beantragen konnte; er unterwarf damit dieselbe einer jährlichen Inspektion durch einen höheren Regierungsbeamten, und 1881 hatte er noch vor seinem Tode die Freude, die erste offizielle Prüfung seiner Schulkinder mit sehr befriedigendem Erfolg verlaufen zu sehen.

Am 27. November 1882 am 32. Jahresfest des Missionsvereins wurde als Nachfolger des zu früh abgerufenen, thätigen Mannes Pastor Hartmann abgeordnet, den seine Frau und die Schwester Anna Schneebeli begleiten sollten. Mit diesen wirken gemeinsam noch Schwester L. Brandt seit 1863 und Schwester Luise Süß seit 1864 auf der Station, die beide — wie auch Fräulein Schneebeli — ohne Entgelt ihren schweren Dienst thun. In dem liebenswürdigen Heimwesen des jetzigen Leiters der Anstalt und auf Spaziergängen mit ihm um die herrliche Insel habe ich die Geschichte des Hauses erfahren, wie ich sie dem freundlichen Leser in kurzen Zügen vorzuführen versucht habe. Augenblicklich faßt das Haus achtzig Zöglinge von den kleinsten bis zu den konfirmierten, deren lieblicher Gesang häufig in unser Gespräch hinauftönte. Dreiunddreißig Töchter des Hauses haben im vorigen Jahre die öffentliche Prüfung gut bestanden; die Säuglinge werden bis zu ihrer Entwöhnung, soweit möglich, christlichen chinesischen Frauen aus der chinesischen Gemeinde des Missionar Lechler übergeben; die chinesischen Ammen, die früher im Hause selbst wohnten, hatten sich durch anspruchsvolles Gebahren, namentlich aber dadurch lästig und unmöglich gemacht, daß sie die älteren Töchter des Hauses an sich zu ziehen und zu unsauberen Zwecken auszubeuten versuchten; sobald die Kinder aber entwöhnt sind, kommen sie in den Verband des Hauses und fallen der liebenden Sorge der Hauseltern und Schwestern anheim. Sparsamkeit und die richtige Erwägung, daß alle häusliche Arbeit den Mädchen in ihrem künftigen Beruf als Hausfrauen nur nützen könne, haben dahin geführt, daß die gemieteten Kräfte auf das äußerste beschränkt sind; die Wartung der kleinen Schwestern, die Reinhaltung der Wohn- und Schulzimmer, die Pflege der Gärten und Höfe, die Sorge für die Küche ist den älteren Schwestern übertragen und wird von ihnen willig und gut besorgt. —

Da die Kinder des Hauses, sobald sie als Ehefrauen christlicher Chinesen Bethesda verließen, sich oft dem Spott ausgesetzt sahen, weil sie die nationalen — nicht spezifisch heidnischen — Sitten und Gebräuche ihres Volkes nicht kannten, so werden dieselben neuerdings von einem tüchtigen chinesischen Lehrer wöchentlich einmal in denselben unterrichtet.

Es drängt sich zum Schluß unwillkürlich die Frage auf: gewinnen die Kinder im Laufe der langen Jahre, die sie in diesem zweiten Vaterhaus zubringen, wohl eine Ahnung von der Liebe, die ihnen daheim entgegengetragen wird — und kehren sie — wie andere Kinder — wenn sie der Zucht des Hauses entwachsen sind — gern zum Besuch in die Stätte zurück, die die Erinnerungen ihrer Jugend birgt? Auf beides läßt sich mit einem freudigen „Ja" antworten. Dafür zeugen die Briefe und die kleinen selbstgemachten Gaben, die die Töchter des Hauses der einen oder der anderen Dame des Vorstandes zuschicken, während die Mutter des Hauses, die an ihrem Geburtstag durch Arbeiten überrascht worden war, welche auf große Mühe und nächtliches Aufsitzen schließen ließen, derartige Liebeszeichen sich gänzlich verbitten mußte. Und kommt eine der im Innern verheirateten Töchter nach Hongkong, so ist sicher ihr erster Gang ins „Elternhaus", während die näher wohnenden ehemaligen Kinder des Hauses dasselbe regelmäßig — namentlich aber zu häuslichen Festen — besuchen. Seit dem Bestehen des Findlingshauses sind bereits fünfundzwanzig dieser von ihren Eltern einst weggeworfenen Chinesenmädchen als christliche Ehefrauen in ihrem Volke thätig: drei sind an chinesische Lehrer, zwei an chinesische Prediger, vier an chinesische Missionare, Evangelisten und Missionsgehilfen, die übrigen an christliche Handwerker, Arbeiter, Kaufleute ihres Volkes verheiratet und kennen keine größere Freude, als ihre eigenen Kinder nun christlich erziehen zu dürfen.

So blühe und wachse denn weiter, du deutsches Haus im fernen Osten! Und Gottes Segen über die Freunde, die daheim dich stützen, und über die Männer und Frauen, die mit Aufopferung von Gut und Blut, von Leben und Gesundheit das Haus gebaut, das Werk gefördert haben!*) —y.

Eine Festhalle fürs Lutherspiel in Jena.

Von Leopold Witte.

In der Weihnachtsnummer von 1883 haben wir im Daheim von dem ergreifenden Lutherspiel in Jena berichtet. Wir schlossen unsere Mitteilungen damals: „Das Festspiel darf nicht wieder unter uns verschwinden. Haben die Oberammergauer ihre Festbühne; haben begeisterte Kunstjünger für die Tonschöpfungen Richard Wagners ein eigenes mächtiges Theater gebaut — hier liegt ein Stoff vor, der wahrlich auch zu Opfern begeistern kann, damit in weitestem Umfange die evangelische Christenheit dies hehre Bild vorgeführt erhalte. Nicht sechshundert, wie jetzt im primitiven Jenaer Sommertheater, nein, sechstausend müßten es sein, die auf einmal schauen und hören könnten. Und aus den Reihen derer, die geschaut haben

*) Sollte einer unserer Leser das Haus durch diese flüchtige Schilderung so lieb gewonnen haben, daß er sich an seinem weiteren Aufbau nach seinem Können beteiligen möchte — und derartige Mitarbeiter kann unser Haus nur zu nötig brauchen — der wende sich getrost an Frau von Doering, Berlin W. Schellingstr. 13 oder an Herrn Pastor Knak, Berlin S. W. Wilhelmstr. 29; nicht bloß Geld, auch Liebesgaben jeder Art finden daselbst dankbare Aufnahme.

und tief erbaut worden sind, muß der Ruf ergehen: schafft die Möglichkeit, daß nicht der kleine szenische Raum eine solche maßlose Kraftverschwendung bedinge, wie sie jetzt stattgefunden hat ꝛc."

Wenn es uns damals von vielen Seiten gedankt worden ist, diesem weitverbreiteten Wunsche Worte gegeben zu haben, so muß das Daheim jetzt wieder die Trommel rühren, um seinen Lesern zu verkünden: es ist so weit! Der Wunsch soll zur That werden, ein großes besonderes „Lutherfestspielhaus" soll in Jena erstehen! Der Dichter, Dr. Otto Devrient, hat der Stadt sein Werk zur ausschließlichen Darstellung geschenkt; die Stadt Jena hat den Beschluß gefaßt, in periodischer Wiederkehr, zunächst alle drei Jahre, das gewaltige Stück der protestantischen Welt vorzuführen; und endlich: es hat sich am 21. Januar d. J. in Jena ein „Lutherfestspielverein" gegründet, der alle die Aufführung betreffenden Interessen sammeln und dirigieren will und sich nunmehr mit einem Aufrufe an die protestantische Christenheit Deutschlands wendet, um zu Beiträgen für die Erbauung eines „Lutherfestspielhauses" aufzufordern.

Wir wollen mit dem Bekenntnisse nicht zurückhalten, daß es uns nahezu als eine Ehrensache der deutschen evangelischen Christenheit erscheinen will, diesen Aufruf nicht mit Kopfschütteln und Achselzucken zu beantworten, sondern mit der freudigen That bereitwilliger Hilfe. Es handelt sich im Lutherspiel doch um ganz andere geistige Mächte als im „Parsifal" oder in der „Götterdämmerung"; ist die Aufführung der Wagnerschen Opern auch nach des Meisters Tode durch reichlich spendende Patrone und Patroninnen längst gesichert, so darf Jena mit seinem Aufrufe zum Lutherfestspiel keinen Mißerfolg erleben. Das Lutherspiel ist von unendlich weitgreifenderer kulturhistorischer Bedeutung, als die doch nur den Auserwählten einer bestimmten Kunstrichtung zugänglichen oder wenigstens sympathischen Musikdramen Wagners. Ein Denkmal soll hier errichtet werden, das nicht in hartem Erz schweigend zeugt. Nein, mit lebendiger Zunge, in hinreißender Wahrheit und Treue und in schlicht evangelischer Einfalt wendet sich im Lutherspiel die gewaltigste Zeit unserer Volksgeschichte an unser Herz und Gewissen, und der Edelste unter den Deutschen, Held und Kind, Eisen und weicher Thon für die bildende Hand Gottes in einer Person, redet hier eine Sprache, welche in die innersten Tiefen des Gemüts greift und der Darstellung eine eminent erbauliche Wirkung sichert. Wer's in Jena geschaut hat, der muß es bestätigen, daß wir die Farben nicht zu stark auftragen.

Selbstverständlich sind dem Vereine größere Gaben auch willkommen. Der „Aufruf" aber ladet nur zur „Mitgliedschaft" ein, und Mitglied des Vereins wird man durch „die Zahlung von mindestens drei Mark Jahresbeitrag" an die Vereinskasse (Herr Hoflieferant H. Schulze in Jena ist Kassierer, von dem auch die Statuten des Vereins bezogen werden können). Die Leserwelt des Daheim ist wenn irgend ein Kreis unsers evangelischen Volkes der rechte Boden, der diesem Aufruf eine dankbare Frucht entgegenbringen wird; wir zweifeln nicht, daß der Appell durchschlägt.

Treten wir aber in dieser Weise zum zweitenmale mit der eigenen Person für das Lutherfestspiel in Jena auf, so sind wir es uns schuldig, hier auch eine Bemängelung des Dichterwerkes auszusprechen, für welche wir schon vielfache Zustimmung gefunden haben. Die siebente Abteilung nämlich mit der Bibelübersetzungsszene und Luthers letztem Weihnachten, ist zu lang und in einzelnen Zügen verfehlt. Nach den erschütternden Bildern der letzten zwei Szenengruppen „Kloster Nimtschen" und „der Verspruch" drängt es das Gemüt zum Ende, und kein erhebenderer Ausklang konnte erdacht werden, als den Dr. Devrient, nach der Überschrift, in „der letzten Weihnachtsfeier" gibt. Das neue Auftreten von Amsdorf aber und die Naumburger Bischofsfrage zieht den Hörer aus dem stillen Heim wieder in die Weite und zerstreut, während das lange Gespräch zwischen Luther und Melanchthon über die Zukunft der Kirche zum ersten und einzigen Male im Stück als eine wirkliche Länge empfunden wird und die Handlung durch recht doktrinäre Erörterungen aufhält, gerade wo man — nach fünftehalbstündiger seelischer Anspannung! — nach der harmonischen Lösung begehrt. Bei wiederholtem Besuche der Aufführung in Jena und nach öfterem Vorlesen des Festspiels hat sich uns dieselbe Empfindung jedesmal aufgedrängt, und viele haben dieselbe geteilt. Eine Kürzung wäre hier gewiß recht angebracht und würde — trotz des Opfers, das der Dichter bringen müßte, dem, wie wir hören, gerade das Melanchthongespräch besonders ans Herz gewachsen ist — doch von vielen Seiten gedankt werden. Auch die Rückkehr zur einfacheren und dennoch so tief ergreifenden Aussprache bei dem Bibelgeschenke Luthers an Käthe, wie Devrient sie zuerst gab, ist stimmungsvoller als der — wenngleich historisch, aber nicht für Weihnachten beglaubigte — Scherz mit den vergebenen fünf Dukaten. Wie schön dagegen Käthes Worte im ersten Entwurf nach Empfang der vollendeten deutschen Bibel, die sie knieend spricht:

> Du gabst mir alles, Buch der Bücher du!
> Licht, Liebe, Leben, Seelenruh!
> Der mir dich gab und gibt in Leid und Wonne,
> Ist mir, was du bist, meine Lebenssonne!

worauf Luther die Hände über Käthen, das Buch haltend, faltet und spricht:

> Mein' höchste Güter fasse ich so mit Eins:
> Mein' Schrift, mein Eh'weib! Drüber hab' ich keins!

Am Familientisch.

Hauswirtschaftliche Umschau.

Das leidige Wäschetrocknen — was macht es nicht für Sorgen in jedem nicht über eine Fülle von Raum verfügenden Haushalt? Die kleine Misere muß ziemlich internationaler Natur sein, wenigstens läßt mich der sehr praktische Wäschetrockner, der mir jüngst in dem Magazin von Paul Schimpf, Berlin, Potsdamerstraße Nr. 1, als ein Produkt amerikanischen Erfindungsgeistes vorgestellt wurde, darauf schließen, daß die Hausfrauen unter dem Sternenbanner, gleich den unseren, unter den Vorwürfen der Herren und Gatten leiden, wenn „in der guten Stube die Leinen gezogen werden." Der Wäschetrockner besteht aus einem Arrangement von Holzstäben, die sich, wenn der Apparat an die Wand gehangen wird, fächerartig ausbreiten und über welche die unter dem Sammelnamen „kleine Wäsche" wohlbekannten Stücke einfach übergeschlagen werden. Mir erscheint die Konstruktion in der That recht praktisch und vor allem Raum und Zeit ersparend. Der Wäschetrockner kostet in solider Ausführung 6 Mark.

Wäschetrockner.

Sehr zur rechten Zeit kommen zwei reizende Neuheiten, welche ich in den Räumen der Firma Raddatz & Komp., Berlin, Leipzigerstraße 101, sah: Erdbeerschalen in farbenprächtiger Majolika

Erdbeerschale.

Spargelschale.

zum Preise von 10,50 Mark aufsteigend, und vor allem sehr originelle Spargelschalen (zu 4 und 8,50 Mark) aus der gleichen Masse. Derartige Geräte bringen in die meist etwas eintönigen Formen und Farben unserer Tischservice eine Abwechselung, die dem Auge ebenso willkommen ist, wie ihr Inhalt — der Zunge.

H. H.

An der Geburtsstätte des Hainbundes.

Im Herbst des Jahres 1772 schrieb der berühmte Homerübersetzer und Sänger der „Luise", Johann Heinrich Voß, aus Göttingen an seinen Freund Brückner: „Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft." — Das war die Geburtsstunde des Göttinger Hainbundes, der selbst später in einem offiziellen Schreiben an Klopstock von derselben sagte: „Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte — —"

Das „nahegelegene Dorf", zu welchem die Bundesbrüder am 12. September 1772 und seitdem noch manchesmal pilgerten, heißt Weende, und seine Umgebung ist wohl geeignet, Naturfreunde zu entzücken. Östlich von dem Dorfe breitet sich nämlich ein kesselförmiges anmutiges Thal aus, welches von mäßig hohen Bergen begrenzt wird. Der Rand und die inneren steilen Abhänge des Kessels, sowie ein Teil des kleinen Thalgrundes sind mit uralten Eichen, Buchen, Pappeln und allerlei Fruchtbäumen besetzt. Am Eingange dieses Thales liegt ein Gebäude, welches noch heute die „Papiermühle" genannt wird, obgleich es schon seit mehreren Jahren in eine Tuchfabrik umgewandelt worden ist. Wenige Schritte dahinter entspringt die Weende, ein kleiner Bach, aus mehreren krystallhellen Quellen, die so mächtig aus der Erde hervorsprudeln, daß er die Räder der Papiermühle und weiterhin noch mehrere Mühlen in und unterhalb des Dorfes gleichen Namens treibt, bevor er sich in die Leine ergießt. „Die Gewässer des Bachs", sagt der Historiker Chr. Meiners (1801) in seiner Beschreibung Göttingens, „sind von den Quellen an so rein und voll, sein Lauf ist so schnell und dabei so sanft und lautlos, sein Bett so üppig mit ewiggrünenden Wasserpflanzen bekleidet, seine Ufer endlich sind von erhabenen Buchen so stark beschattet, daß ich weder in Deutschland noch in der Schweiz einen andern Bach kenne, der in allen diesen Rücksichten mit der Weende zu vergleichen wäre. Kein Pinsel und keine Feder kann die Herrlichkeit der Naturszene, oder des natürlichen Lichtstücks erreichen,

Die Weender Papiermühle bei Göttingen, in deren Nähe am 12. September 1772 der Hainbund gestiftet wurde. Nach einem alten Stich.

was man vor sich hat, wenn man sich an einem schönen Frühlings- oder Sommerabend der zweiten Quelle gegenüber stellt, und dem Strome des Bachs in den Stunden nachsieht, wo seine eilenden und hüpfenden Wellen von den Strahlen der Sonne beleuchtet werden. Die Mächtigkeit des Bachs kann man allein daraus beurteilen, daß man stets ebensoviel, oder noch mehr Wasser, als in die Papiermühle geleitet wird, ungebraucht zur Seite fließen läßt." — In dem Hain bei der Papiermühle, der 1772 übrigens noch viel einsamer und unbelauschter war, als zu Meiners' Zeiten, da im Laufe der Zeit die Abhänge weniger steil und dadurch leichter zugänglich geworden und die Büsche beseitigt waren, gründeten die Göttinger Musensöhne ihren kurzlebigen, aber doch nicht einflußlosen Bund. Dort stand wohl auch die „Eiche des Bundes", von der Hahn an Klopstock schreibt: „O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius (Klopstocks Geburtstag) Zweige zu brechen. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund fürs Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Äste, brachen Zweige und riefen laut: Unserem Vater Klopstock!" — Was hat der Weender Hain seitdem alles erlebt! Unter diesen alten Bäumen, unter denen einst Bürger den wilden Jäger durch die Lüfte sausen hörte, wandelten in späteren Jahren Alexander von Humboldt, Heinrich Heine, die Brüder Grimm und ihre fünf Schicksalsgenossen, und wie viele andere große und berühmte Männer! Auch König Ernst August, der die „Göttinger Sieben" thörichterweise von seiner Landesuniversität vertrieben, besuchte noch kurz vor seinem Tode 1851 die Papiermühle und den Hain und gedachte zurück an die Jugendzeit, in der er als Student dort oft geweilt hatte. So lange eine Gastwirtschaft mit der Papiermühle verbunden war, wurde es dort selten leer von fröhlich singenden Studenten. Seitdem dieselbe eingegangen, ist es still und stiller geworden in dem altehrwürdigen Hain, da auch die Tuchfabrik letzthin aufgehört hat und das Haus noch einer neuen Bestimmung harrt. Nur das Flöten der Nachtigallen vernimmt heute der seltene Besucher dort in den Wipfeln der moosbewachsenen Bäume. R. K.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Rätsel.

Gar einsam bin ich, kaum betreten
Von eines Jägers flücht'gem Fuß;
Mich sucht der Waller, der zu beten
Zum Bildstock geht mit frommem Gruß,
Und wer mir folgt mit klugen Schritten,
Hat manches Wegstück abgeschnitten.

Auf! Steig empor, — laß dir nicht wehren,
Ob schmal, ob steil, ob rauh der Pfad!
Doch willst du lieber um mich kehren,
Wohlan! Nur folge meinem Rat.
Wer sich von mir je ließ regieren,
Den konnt' ich auch zum Ziele führen.

Pf. J.

Bilderrätsel.

2.

1				A	A	A			
2				A	B	D			
3				D	E	E			
4	E	E	E	E	E	E	F	F	F
5	G	G	G	I	I	I	I	P	T
6	N	N	N	N	N	N	N	N	N
7				R	R	S			
8				S	U	U			
9				U	Y	Z			

Die Buchstaben in der obigen Figur lassen sich so umstellen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und den Namen eines deutschen Schutzgebietes ergibt. Von den wagerechten Reihen nennt die oberste einen Nebenfluß der Donau in Österreich, eine andere einen orientalischen Titel, eine andere einen Vogel, eine andere den Vornamen eines deutschen Dichters unsers Jahrhunderts (den Vornamen eines berühmten Eroberers des XVI. Jahrhunderts), eine andere einen Fluß in Tirol und Bayern, eine andere einen Schweizer Kanton, eine andere ein Wesen aus der Märchenwelt, eine andere ein schönes Fest.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 34.

1. Dominoaufgabe.

D hat [Dominostein 5 | 5] übrig behalten.

2. Schlüssel zum Königszug.

16	17	14	44	12	46	49	48
18	15	43	13	45	11	47	50
21	19	23	42	10	55	51	53
20	22	41	24	56	9	54	52
27	29	25	40	8	57	61	59
28	26	30	7	39	62	58	60
4	2	6	31	63	38	34	36
3	5	1	64	32	33	37	35

Auflösung des Königszugs.

Pfingsten war das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide etc.
v. Lud. Uhland.

Bilderrätsel: Angra Pequena.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Die Taufpathin. Bild von Paula Kohlschütter. — Odysseus. Erzählung von H. Seidel. — Gustav Nachtigal. Mit Porträt und sechs Illustrationen von Iwan Pranishnikoff. — Das deutsche Findlingshaus auf Hongkong. Von —y—. — Eine Festhalle fürs Lutherfestspiel in Jena. Von Leopold Witte. — Am Familientisch: Hauswirtschaftliche Umschau. Mit drei Illustrationen. — An der Geburtsstätte des Hainbundes. Mit Abbildung der Weender Papiermühle bei Göttingen. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Juni 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 36.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

„Eure Hochfürstliche Durchlaucht", sagte die Baronin von Zscheplitz im Laufe der Unterhaltung zur Herzogin, „hatten meinen armen Kurt höchstselbst animiert, einer kleinen faiblesse amoureuse für das Kammerfräulein von Bünau nachzugeben. Ich habe meinen Sohn schon früher vor der Kokretterie und inconstance der Dame gewarnt. Jetzt erkennt er selbst mit Bedauern —"

„Aber Baronin, ich verstehe Ihre Beschuldigungen nicht", unterbrach die Herzogin.

„Die heimliche Verlobung mit dem Oberstallmeister —"

„Eine Verlobung?" fragte die Fürstin erstaunt. „Dem ist nicht so; ich weiß positiv, daß Rosa von Bünau nicht verlobt ist. Aber kommen Sie, Baronin, die Musik tönt hier allzulaut herüber, unser tête-à-tête ist fremden Ohren preisgegeben; setzen wir uns in das gelbe Konferenzzimmer, durch die offene Thür zur Terrasse zieht milde Frühlingsluft herein, wir sind dort ungeniert und können unser Thema, das mich lebhaft interessiert, eingehend besprechen."

Die beiden Damen erhoben sich und zogen sich aus dem Kreise der im Saal Versammelten zurück. Es war der Baronin schmeichelhaft, einer intimen Unterredung gewürdigt zu werden, und sie folgte mit stolz erhobenem Haupte und ausgespreiztem Fächer der voranschreitenden Fürstin.

Im gelben Zimmer saßen einige ältere Herren, welche ehrerbietig aufstanden und sofort den Platz räumen wollten. Die Herzogin winkte ihnen aber, dazubleiben und trat mit ihrer Begleiterin durch die offene Thür auf die Terrasse.

Es war dies ein angenehmer, frei und doch geschützt gelegener Aufenthaltsort. Als ein Verbindungsglied zwischen zwei Flügeln des mächtigen Gebäudes, erstreckte sich diese Terrasse über das hochgewölbte Einfahrtsthor und seine Nebenräume, und schloß so das große Viereck des Innenhofes ab. Eine Steinbalustrade, von einzelnen Säulchen gebildet, zog sich an den Längsseiten hin, während die Gebäude mit ihren hinausführenden Thüren die kürzeren Seiten dieses freien, balkonartigen Raumes einnahmen.

Der Hofgärtner hatte es gewagt, schon jetzt einige grüne Gewächse in ihren Kübeln hinauszusetzen; war es auch für die Orangen noch zu früh, so konnten doch einige Cypressen und Lorbeerbäume die Aprilluft vertragen. Dazwischen standen zierliche, von Rohr geflochtene Gartenbänke, auf deren einer sich die Damen zu einem von andern ungehörten und ungestörten Geplauder niederließen.

Die Baronin von Zscheplitz mußte nun noch einmal das der Herzogin unglaubliche Gerücht von Rosas heimlicher Verlobung mit dem Oberstallmeister von Storke wiederholen.

„Ich autorisiere Sie, Baronin", entgegnete die Herzogin Friederike mit gereiztem Ton, „jenem Gerücht als einer fatalen méprise entgegenzutreten. Aus meines Kammerfräuleins eigener confidence weiß ich, daß sie dem Baron Storke jede Aussicht auf ihre Hand refüsiert hat. Vielleicht gibt dieser Beschluß dem rapport der beiden eine größere Ungeniertheit. Jedenfalls wird ein Avis, von Ihnen und mir ausgesprochen, diese penible Affaire klären."

„Also dürfte mein Kurt noch hoffen?" fragte die Mutter, welche genau wußte, wie gern ihr verzogener Liebling seine alten Wünsche wieder aufnehmen wollte.

„Sans doute!" rief die Herzogin. Und dann verloren sich die beiden Damen in übereinstimmende Pläne und die Ausmalung eines neu anzuknüpfenden Verhältnisses, das sie beide wünschten.

Die Herzogin beurteilte die Ursache des anscheinend neu entstandenen nahen Verhältnisses zwischen Rosa und Storke richtig. Das Fräulein hatte an Ruhe und Unbefangenheit

gewonnen, nachdem es dem Bewerber ausgesprochen, daß auf eine Verbindung zwischen ihnen niemals zu rechnen sei.

Als nun in einsamer Stunde die hohe Frau ihr Pflegekind auf den Stand der Dinge hinwies, erschrak Rosa ebensosehr, wie die Herzogin erschrocken war, und versicherte — wovon Friederike sich von vornherein überzeugt gehalten — daß ihr Verkehr mit Storke sich in den allerstrengsten Grenzen bewege und so harmlos wie möglich sei.

„Du mußt nun", sagte die Herzogin ernst, „dich so viel du kannst, um jeden falschen Schein zu meiden, von Storke zurückziehen."

„Ach, er wird es mir schwer machen", seufzte die Gescholtene, sie wußte nur zu gut, mit welchem Erstaunen er einen derartigen Versuch aufnehmen, wie er ihn nicht beachten, wie beharrlich er dagegen ankämpfen werde.

* * *

Graf Luja hatte sich immer wieder gefragt, ob er an jenem Abende, als er vor dem Schieferhäuschen stand, recht geraten? Hatte er doch die schwarze Locke, die jedes Puders spottete, deutlich zu erkennen geglaubt. War es nicht auch ihr Wuchs, ihr weißer Arm gewesen, den er gesehen? Und doch konnte er es immer wieder nicht für möglich halten.

Strahlte ihm denn nicht ihr Auge offen und herzlich entgegen, sobald er sich ihr nahte? Keine Spur fand er bei ihr von der Scheu, von der Unsicherheit, die er sich als eng verbunden mit einem schlechten Gewissen dachte. Und ein schlechtes Gewissen mußte diese kleine Kokette haben, wenn sie sich herbeigelassen, zu dunkler Stunde dem Manne ein zärtliches Stelldichein zu gewähren, den der Wille einer großmütigen Herrin und mütterlichen Freundin ihr versagte. Daß die Herzogin gegen Storke eingenommen, die Partie nicht wollte, war allseitig bei Hofe bekannt, wie durfte also Rosa heimlich ein Liebesverhältnis eingehen? Fast bereute Luja, sich nicht ganz sicher von der Thatsache überzeugt zu haben. Und doch, wie hätte er's vermocht? Nein, es war unmöglich gewesen.

* * *

Mademoiselle Clemence Bernard wurde immer schwermütiger, immer zerstreuter, immer wechselnder in ihrem Verhalten gegen den kleinen Prinzen. Manchmal überhäufte sie das Kind mit Liebkosungen, um dann wieder mit einem heimlichen Schauder sich von ihm abzuwenden. Der Kleine, welcher sonst voll Liebe an seiner Bonne gehangen, begann sich vor ihr zu fürchten, worüber sie sich sehr unglücklich fühlte. Da sie sich in Gegenwart der Herzogin sowohl, wie in der der alten Babett zusammennahm, bemerkte vorläufig noch niemand ihre Veränderung, und es litt keiner darunter als das Kind und sie selbst.

Täglich, stündlich rang Clemence mit dem Entschluß, so oder so ein Ende zu machen, aber sie konnte ebensowenig den leidenschaftlich geliebten Mann aufgeben, wie seiner abscheulichen Forderung nachkommen, die sie, sobald sie ruhiger daran dachte, mit Entsetzen erfüllte.

Immer wieder kam aber Daniel von Storke auf seine Vorstellung zurück. Er drängte dem schwankenden Mädchen das „Entweder, Oder" unter Zärtlichkeitsbeweisen und Bitten auf und stellte die Vermählung mit ihr als den Inbegriff allen Glückes hin, nach dessen Verwirklichung sie beide vereint streben müßten.

Um Mittag war für das Prinzchen eine Bewegung in frischer Luft angeordnet; Clemence ging also gegen zwölf Uhr mit dem Kleinen und Babett in den Park. Die Sonne schien freundlich, als man aber hinauskam, fand es sich, daß ein kalter Wind wehte. Die alte Wärterin meinte, sie müsse doch wohl ein wärmeres Mäntelchen für das Kind herunter holen, und die Bonne gab mit ihrem Pflegling der Alten ein Stück Weges zum Schlosse das Geleit. Ehe Babett ging, stand sie noch eine Weile und plauderte mit der Französin, während der Kleine sich unbeachtet umhertummelte.

Die Wärterin verließ Clemence, eben gingen alle Arbeiter, Gärtnerburschen und Stallknechte zu ihrer Mittagsmahlzeit vorüber. In einem Winkel hinter dem Marstalle lag der in den Felsen gehauene tiefe Brunnen des Schloßberges mit seinem Tretrade; das Rad stand kaum jemals still, jetzt war der Platz leer, und kein Mensch war weit und breit zu sehen; einer der Arbeiter aber hatte das aus dem Park zum Brunnen führende Pförtchen offen gelassen.

In demselben Augenblicke, in welchem Clemence dies wahrnahm, sah sie auch zu ihrem unaussprechlichen Erschrecken das ihr anvertraute Kind aus der Pforte und auf den Brunnen zu laufen; dieser war nur von einer niedrigen Mauer eingehegt, und bevor sie eilig folgend den Ausreißer einholen konnte, stand das kleine Geschöpf auf dem Mauerrande und schaute neugierig in die Tiefe.

Clemence hielt, wie von einem Dämon ergriffen, im Laufen an. Wenn das Kind hinunterstürzte, sie hatte nichts gethan, sie konnte ihre Unschuld beschwören, und doch war alles erreicht, was sie so glühend begehrte. Ihr schien das Herz still zu stehen. Glut und Frost packten sie zugleich. Einen Moment wollte sie sich selbst glauben machen, daß ihre Glieder sie nicht trügen. Dann aber siegte das Gewissen, sie flog auf den Knaben zu, der, wenn auch unfähig die Größe der Gefahr zu ermessen, jetzt selbst ängstlich ihr seine Ärmchen entgegenstreckte.

Die Bonne riß das Kind an sich und bedeckte es mit Küssen — hatte sie doch das Gefühl, als sei ihr ein Kleinod geschenkt, als sei ihr selbst ein fürchterlicher Sturz in den Abgrund gnädig erspart geblieben.

Sie trug den Kleinen fest an ihre Brust gepreßt in den Park zurück, wo ihr alsbald Babett, vom Schlosse kommend, mit dem Mäntelchen begegnete.

„Herrje, wie sehen Sie aus, Mademoiselle Bernard?" rief die gutmütige Wärterin. „Kreideweiß bis in die Lippen hinein."

„Ich hatte einen Schreck", stammelte die Bonne, „son altesse liefen dem Brunnen zu, die Thür war offen geblieben —"

„Um des Himmels willen! Das dürfen wir Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin gar nicht sagen", meinte Babett. „Wir wollen lieber in diesen Teil des Parks nicht wieder kommen, unser Prinzchen wird keck, es zeigt jetzt manchmal Lust zum Klettern."

An den nächsten Abenden ging Clemence nicht aus; sie fühlte das Verlangen, den Geliebten zu sehen, weniger lebhaft als sonst; ja die Angst, welche sie am Brunnen ausgestanden, war so erschütternd gewesen, daß sie mit einem gewissen Grauen an den Versucher dachte.

Daniel von Storke, der immer sicherer auf das Gelingen seiner Anschläge durch die Bonne rechnete, erinnerte sich jetzt oft mit Unruhe an das zornige Weib des verstorbenen Invaliden. Wenn sein Blick auf das ferne Wiedebach fiel, nach dem er sonst so gern ausgesehen, drängte sich ihm das Bild der elenden Hütte und der drohenden Witwe am Lager des Toten auf. Sollte denn kein Mittel zu finden sein, Lotte zu besänftigen? Er meinte, seine Intrigue müsse einen raschen Fortgang finden, sein Schicksal sich bald entscheiden. Er wollte, wenn der Weg glatt vor ihm lag, nicht über Steinchen fallen, die ihm jenes erbärmliche Weib vor die Füße werfen konnte. Noch einmal mußte er mit der Erbosten verhandeln, sie womöglich zum Verlassen der Gegend bewegen.

Er hatte heimlich reichliche Geldsendungen aus Dresden empfangen, sie kamen von Brühl, wie er sich überzeugt hielt, obgleich nie etwas anderes Geschriebenes dabei war, als die Adresse. Da er mehr und mehr hoch zu spielen liebte, war ihm jeder Zuschuß willkommen. So verfügte er über größere Summen, und hoffte, Lottens Schweigen zu erkaufen, jedenfalls wollte er noch einmal den Versuch machen, und ritt zu diesem Zwecke nach Wiedebach hinüber.

Als er mit Widerwillen kämpfend an die Hütte klopfte, die er verschlossen fand, trat ein Knecht von der Domäne heran und sagte, es sei niemand da.

„Wo ist Morks Weib geblieben?" forschte der Besucher. „Arbeitet sie im Felde?"

„Nein, gnädiger Herr, sie ist nach Leipzig gegangen, um einen Dienst anzunehmen."

„Nach Leipzig? Und ist sie schon lange fort?"

„Gleich nach ihres Mannes Tode zog sie ab."

Schweigend wandte der Oberstallmeister sein Pferd. Er hoffte, die Sache sei jetzt für ihn erledigt und werde keine weiteren unangenehmen Folgen haben.

Eine neue Sorge erwuchs Storke daraus, daß die Französin ihn mehrere Tage vergebens im Schieferhäuschen warten ließ. Was machte die sonst so Zärtliche und Gefügige plötzlich scheu? Hatten äußere Gründe sie verhindert? Er mußte sich darüber Gewißheit verschaffen.

Da er ihre Wege und Gewohnheiten genau kannte, begegnete er ihr wie von ungefähr mittags im Park, als sie mit Kind und Wärterin spazieren ging. Er fing an, sich mit dem kleinen Prinzen zu beschäftigen und nahm dabei einen unbeachteten Augenblick wahr, während Babett respektvoll zurückstand, der Französin zuzuraunen:

„Ich halte es nicht mehr aus, Clemence — was hindert dich? — diesen Abend mußt du kommen!"

Der Ausdruck, mit dem er ihr bei diesen Worten ins Auge sah, die zwingende Kraft seines Willens und seiner Leidenschaft, ließen sie bis ins Herz hinein erbeben.

„Ich komme", hauchte sie, als er sie noch einmal fragend anblickte. Mit leichtem Gruß schritt er weiter, die Französin in einem Sturm wechselnder Empfindungen zurücklassend.

„Der Herr Oberstallmeister sind doch so ein recht schöner, adeliger Kavalier", sagte Babett, „die Fräuleins sollen alle in ihn verliebt sein, erzählt mein Sohn, der Silberwäscher. Und recht herablassend sind sie, gar nicht hochmütig; hier im offenen Park bei Unsereinem stehen zu bleiben!"

Nein, dachte Clemence, hochmütig mag er nicht sein, aber gewaltig, unterjochend für die, welche er in seine Kreise zieht. Sie wagte nicht seiner Lockung zum Abend zu widerstehen, teils weil ihre Leidenschaft hell aufgelodert, teils weil ihre Widerstandskraft, ihr eigenes Wollen gebrochen war.

Achtzehntes Kapitel.

Die Leipziger Ostermesse war schon seit vielen Jahren der Versammlungsort aller in weitem Kreise ringsumher wohnenden reichen und vornehmen Leute. König August der Starke, jeder Ergötzlichkeit zugethan, hatte selten versäumt, dort mit glänzendem Gefolge zu erscheinen, Feste zu geben und sich geben zu lassen. Auch sein Sohn August III hielt den Brauch fest und erschien, von Brühl und einem großen Hofstaat begleitet, jedes Frühjahr in Leipzig.

Der Krieg hatte im vorigen Mai diesen Ausflug der großen Welt verhindert, um so lebhafter sollte es in diesem Jahre auf der Ostermesse zugehen.

Hier konnten die Reichen sich mit köstlichen Stoffen und Geräten versorgen, konnten sehen und gesehen werden. Bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen war dies galante Rendezvous ein notwendiges Auskunftsmittel. Mancher Vergleich eines schwebenden Streits, mancher Gutskauf, manche Heiratspartie kam hier während einiger Wochen rauschender Geselligkeit zustande. Man traf sich in den Hallen und Gewölben der Großhändler sowohl, wie in den prächtigen Boseschen, Apelschen und Richterschen Gärten und auf den Festen, welche sich die Herren einander gaben.

Man besaß entweder in Leipzig seine Gastfreunde, bei denen man wohnte — so hatte August der Starke bei dem reichen Kaufmann Andreas Apel am Markte gewohnt und seines Wirtes Feten und Traktamente huldreichst entgegen genommen — oder zog in eigene, dort offen gehaltene Quartiere.

Gottsched und Gellert lebten in Leipzig; der Buchhandel begann sich zu entfalten; die Leipziger politische Zeitung erschien wöchentlich in vier Nummern, und viele unabhängige, reiche und vornehme Familien erwählten Leipzig zu ihrem Wohnsitz. Ein Leipziger Gelehrter, Carpzow, pflegte seinen Freunden ins Stammbuch zu schreiben: „Extra Lipsiam vivere, non est vita, si est vita, non est ita." (Außerhalb Leipzigs zu leben ist kein Leben, und wenn es ein Leben ist, ist es nicht ein solches.)

Auch die Herzoge von Weißenfels besaßen ein Haus in Leipzig; es war zuletzt von der verwitweten Herzogin Elisabeth, deren Page Brühl gewesen, bewohnt. Nachdem die Herzogin 1730 gestorben, diente es als Absteigequartier bei einem zeitweiligen Aufenthalt der Weißenfelser Herrschaften.

Es stand außer Frage, daß der Herzog und die Herzogin von Weißenfels in diesem Jahre mit ihrem Hofstaat zur Ostermesse nach Leipzig gehen würden, und schon vier Wochen vorher freute man sich darauf und traf die nötigen Vorkehrungen. In nächster Zeit sollte der Reisemarschall, Graf Luja, voraus nach Leipzig fahren, das lange nicht benutzte Haus in wohnlichen Stand setzen lassen und dann zurückkommen, um den Aufbruch des Hofes mit bekannter Umsicht zu leiten.

Clemence Bernard ging nach dem Zusammentreffen im Park auf Storkes zwingende Bitte abends wieder ins Schieferhäuschen; es war heller Mondschein, und sie konnte heute ihre Laterne zurücklassen, auch war die Scheu, die sie anfangs beherrscht, mit dem Geliebten im Dunkeln zusammenzutreffen, längst gewichen.

Als der erste Sturm der Zärtlichkeit, mit der sie sich nach der kurzen Unterbrechung ihrer regelmäßigen Zusammenkünfte wieder in die Arme fielen, vorübergebraust war, begann Storke eifrig, oder wie das Mädchen meinte, eifersüchtig zu forschen, weshalb seine angebetete Clemence während einiger Zeit ausgeblieben sei.

Sie konnte nicht umhin, ihm das kleine Begebnis am Brunnen zu erzählen, die namenlose Angst, welche sie ausgestanden, zu schildern und ihm dabei zugleich zu bekennen, sie glaube, es sei ihr unmöglich, etwas gegen das Wohl des ihr anvertrauten Kindes zu unternehmen.

„So liebst du mich nicht", rief er bitter, indem er sie von sich stieß, „so hast du mich nie geliebt und bist nicht im stande, für unsere Vereinigung ein Opfer zu bringen! Läge es an mir, ich würde alles für deinen Besitz dahingeben. Ja mein Leben würde ich mit Freuden für dich in die Schanze schlagen, und du hinderst den Zufall, der uns begünstigt, du ziehst das fremde Kind mir vor, mir, der ich dein Ein und Alles sein will! O Clemence, wie kannst du mir das anthun? Mit Haß sollte ich dir lohnen, dich verachten wegen deiner Schwäche. Du treibst mich dazu, dir eine letzte Wahl zu stellen. Binnen dieser Woche muß etwas geschehen oder — es ist aus zwischen uns!"

„O mein Geliebter!" jammerte das Mädchen und warf sich ihm zu Füßen, „gibt es denn keine andere Möglichkeit, zu unserem Ziele zu gelangen, keinen Ausweg? Verschone mich mit diesem! Sei barmherzig! Was kann ich sonst für dich thun?"

„Komm, Clemence, höre mich an", sagte er und hob sie empor. „Ich besitze ein Mittel; es wirkt nicht rasch. Kein Verdacht fällt auf dich. Er wird nicht leiden. Du hast hundert Gelegenheiten, es ihm zu reichen, wer weiß, was du deinem Lieblinge an schlimmerem ersparst? Grenzenlose Seligkeit aber bereitest du uns beiden. Male dir doch die Wonne steter Vereinigung aus. Denke doch an deinen Gewinn, deine veränderte Lebensstellung. Bringe ich denn kein Opfer, indem ich eine namenlose Fremde zur Baronin Storke erhebe? Ist alles dies keiner That von deiner Seite wert?"

Nach und nach gelang es ihm, indem er von wildem Haß zu glühender Liebe überging, sie sich wieder gefügig zu machen, sie nahm von ihm ein Schächtelchen entgegen und versprach, den Inhalt nach seinem Willen zu verwenden. Dann schritten sie Arm in Arm, vom Schieferhäuschen aus, durch den mondscheinerhellten Park dem Schlosse zu.

Graf Martin Luja hatte seine letzten Verhaltungsbefehle vom Herzoge für die morgen anzutretende Reise nach Leipzig empfangen und schlenderte jetzt, vom Schlosse kommend, durch den Park seinem Hause zu. Er überlegte eben die empfangenen Aufträge und bog achtlos um eine Ecke, als er sich plötzlich einem daherkommenden Paare gegenüber befand. So rasch dasselbe auch vorbeischritt, er hatte sie doch erkannt, es waren Baron Storke und die Schöne mit den schwarzen Locken, Mademoiselle Bernard, die Bonne gewesen.

Sein Herz jubelte auf, Lasten fielen von seiner Seele, er hatte Rosa von Bünau mit seinem Verdacht unrecht gethan! Diese Gestalt war's, die damals im Schieferhäuschen in Storkes Armen gelegen. Er begriff nicht, wie es möglich gewesen, daß er auf eine kleine Ähnlichkeit hin das holde, liebe Mädchen zu verurteilen vermocht. Die Verschiedenheit der beiden kam ihm jetzt zum Bewußtsein. Die Bonne war größer, magerer und von nicht so weißer Hautfarbe wie Rosa, es verdroß ihn, sie nur zu vergleichen. Und Storke? Konnte man dem nicht zutrauen, daß er bei jeder Gelegenheit einer andern huldige? Konnte er nicht einer Dame der Gesellschaft den Hof machen und daneben sich darbietende andere Liaisons anknüpfen?

Luja mußte über seine eigene Beschränktheit lachen, daß er dies nicht von vornherein vorausgesetzt. Wenn er von Leipzig zurückkam, wollte er sich Gewißheit holen. Gewißheit, ob Rosas Blicke, die ihm so freundlich entgegen leuchteten, lügen könnten. Er mußte den kränkenden Verdacht, den er gegen sie gehegt, mit unendlicher Liebe und Treue wieder gut machen; gern wäre er gleich zu ihr geeilt, um sich die Entscheidung über seine Zukunft zu holen, aber es war zu dieser späten Abendstunde eine Unmöglichkeit, und morgen früh stand alles zu seiner Abreise bereit. Niemals hatte er die Liebe für Rosa so tief und innig empfunden wie jetzt, niemals hatte ihn dieses Gefühl mit solch reiner Seligkeit erfüllt. Ja seine ernste, bescheidene Seele erhob sich zu der Zuversicht, daß er wieder geliebt werde. Obgleich er es nie äußerlich bethätigt, mußte sie doch sein warmes Interesse empfunden haben. Und Rosa konnte ihm einen Storke oder Zscheplitz nicht vorziehen. So wollte er denn getrost abreisen, seine Geschäfte beschleunigen und in acht bis zehn Tagen wieder in Weißenfels sein.

Mit einer verstärkten Mischung von hingebender Glut, inniger Sehnsucht nach dauernder Vereinigung und zitternder Angst vor Storkes Bedingung, die sie ihm eben zu erfüllen versprochen, langte Clemence diesen Abend im Kinderzimmer an. Auch die Begegnung mit dem Grafen Luja beunruhigte sie. Storke hatte ihr freilich gesagt, der Graf sei ein Freund von ihm, sei ein ganz diskreter Mann, dem er es anvertrauen dürfe, daß sie seine Braut geworden, aber fatal blieb das Zusammentreffen doch.

Sie stand heute mit verschränkten Armen lange Zeit vor dem Bette des Prinzen, in dem der blonde, rosenwangige Knabe im vollen Behagen seines kindlichen Alters schlief.

„Du also bist meinem Glücke im Wege", murmelte Clemence. „Du, o warum mußt du es sein? Ich soll wählen zwischen dir und ihm, dem Heißgeliebten — kann ich schwanken? Nur durch eine entsetzliche That soll es möglich sein, ihn mir zu erringen — ihn, dem ich mit Leib und Seele angehöre. Fürchterlich ist's, aber ich muß den Entschluß finden!"

Bei diesem Gedanken wandte sie sich kurz um. Als sie sich auskleidete, setzte sie das von Storke erhaltene Döschen in eine der kleinen Schiebladen des eingelegten Schrankes, welcher am Kopfende ihres Bettes stand. Dann suchte sie ihr Lager, aber ohne die ersehnte Ruhe zu finden.

Bleich und verstört erhob sich Clemence am andern Morgen. „Ich muß ein Ende machen", murmelte sie für sich, „ich ertrage den aufreibenden Kampf nicht länger."

Es war ein schöner Tag, man öffnete die Fenster nach dem Schloßberge; die Herzogin kam schon zum zweitenmale, um anzuordnen, daß der Prinz gleich nach seinem Süppchen ins Freie gehen solle, sie eilte dann wieder fort und versprach, sich auch im Park einzufinden, da die alte Babett hustete und nicht mit spazieren gehen sollte. Das Kind verlangte selbst hinaus, tröstete sich aber vorläufig damit, einen gelben Schmetterling, der ins Fenster geflogen kam, durchs Zimmer zu verfolgen.

Babett brachte die Suppe, der Kleine aß und verlangte nach der kräftigen, heißen Kost zu trinken. Der Hofmedikus hatte gestattet, daß der Prinz zu allen Zeiten, wenn er wolle, Zuckerwasser bekommen könne. Zu diesem Zweck wurde immer ein kleiner Zuckervorrat in dem eingelegten Schranke aufbewahrt.

Während die Alte den Knaben auf dem Schoße hielt, mit ihm spielte und dabei der Französin den Rücken zuwandte, trat diese, ein Glas Wasser in der Hand, an den Schrank und gab nach dem Zucker auch das weiße Pulver aus der Dose in das Glas. Das Gemisch umrührend, ging sie, den perlenden Schweiß der Angst auf der Stirn, an den Tisch, wo Babett mit dem Kinde saß.

Der Knabe streckte verlangend seine Händchen nach dem Getränk aus, welches jetzt die Bonne seinen Lippen entgegenführte. Schon erreichte er vorgebeugt das Glas, als Clemence, von einem Schauder ergriffen, dasselbe losließ, sodaß es zur Erde fiel und klirrend zerbrach, sie selbst aber sank schwindelnd auf den nächsten Stuhl.

Das Kind fing an zu weinen und schrie lebhafter als vorher: „Trinken, trinken!"

„Aber Mademoiselle", rief Babett vorwurfsvoll, „das schöne Glas." Dann aber Clemence ansehend, sagte sie herzlich: „Es ist eine Ohnmacht, Sie können nichts dafür."

Die gute Alte ließ das Prinzchen zur Erde gleiten, stand auf und rieb der Französin die Stirn, gab ihr flüchtiges Salz zu riechen und freute sich, als etwas Farbe in das Gesicht der Totenbleichen zurückkehrte. Clemence war mehrere Minuten nicht imstande sich zu rühren, währenddem bereitete die Wärterin ein anderes Zuckerwasser für den ungeduldigen Kleinen.

Der Gang durch den Park that der Bonne wohl, die Güte der Herzogin, welche sie begleitete, wie sie es versprochen, ergriff sie wie ein Vorwurf, noch weher aber wurde ihr ums Herz, als die Fürstin nach dem Schieferhäuschen einbog und dort Platz nahm, um sich auszuruhen.

Clemence mußte sich auf eine Seitenbank setzen, und nun sah sie den Raum zum erstenmale nach ihren abendlichen Liebeszusammenkünften am Tage und ohne ihn. Alles was er gesagt, verlangt, stürmte auf sie ein, und niemals tobte der Kampf heißer in ihr als zu dieser Stunde.

Gegen Abend ließ die Herzogin ihr Söhnchen mit seiner Bonne noch einmal zu sich auf die Terrasse über der Einfahrt entbieten, es war die köstlichste Frühlingsluft. Die hohe Frau saß mit einer Stickerei unter den Lorbeerbäumen, während Clemence mit dem Prinzchen spielte. Der Kleine wurde nicht müde, sich hinter den Gewächskübeln zu verstecken, wo Clemence ihn suchen und finden mußte. Das Kind jauchzte vor Vergnügen, und die Herzogin lachte glücklich; in dem Herzen der Bonne aber herrschte schwarze Nacht.

Plötzlich kam ein Lakai und meldete: „Seine hochfürstliche Durchlaucht der Herr Herzog wünschen die Frau Herzogin zu sprechen."

„Ich lasse meinen Gemahl ersuchen, hierher zu kommen," erwiderte die Fürstin. Bald aber erhob sie sich, ihr fiel ein, daß Johann Adolf gewiß etwas Eiliges oder Besonderes wünsche, und daher wollte sie ihm entgegengehen. Sie nahm ihr Söhnchen an die Hand und ging durch das gelbe Konferenzzimmer und den großen Saal in das Vorgemach. Hier trafen sich die Gatten.

Des Herzogs Gesicht strahlte vor Vergnügen, ihm war augenscheinlich etwas sehr Angenehmes geschehen.

„Erfüllung deiner Wünsche, ma chère," rief er triumphierend. „Eben war unser kleiner Kammerjunker von Zscheplitz bei mir, um in optima forma die Hand Rosa von Bünaus von uns zu erbitten. Nun Madame, nicht wahr, das konveniert Ihnen? Mit dem Brautpaare kann man in Leipzig paradieren. Die alten Zscheplitzs werden nicht knausern. Eine Bünau ist ihnen doch am liebsten."

Friederike konnte gegen seinen freudigen Redestrom kaum zu Wort kommen! „Also endlich hat Kurt sich ein Herz gefaßt?" sagte sie hocherfreut. „Ich zweifelte schon gestern nicht mehr daran. Rosa benahm sich auf mein Zureden charmant gegen ihn —"

„Ist jemand auf der Terrasse? dein Junge läuft dir weg."

„Die Bonne ist dort. Einen Kampf werde ich mit der kleinen Kaprizieusen doch noch zu bestehen haben, fürchte ich —"

„Mag sie ihn nicht? Baron Storke wäre ihr doch wohl lieber, he?"

„Pas du tout."

Die Chausseewalze. Originalzeichnung von K. Ahrendts.

„Aber sieh, mit welcher agilité der kleine Bursche über das blanke Parkett hintrippelt, der Junge macht sich famos heraus.“ Der Herzog lief jetzt neckend ein paar Schritte hinter dem Kleinen her, und rief: „Gardez vous, mon prince!“

Dieser wandte sich, schrie: „fang mich!“ und rannte so schnell er konnte davon.

Die Eltern folgten lächelnd und über Rosas Heiratsaussichten plaudernd.

Plötzlich ein gellender Schrei von der Terrasse her. Die Herzogin stürzt erbleichend vor, da fliegt die Bonne ihr mit erhobenen Armen und verzerrtem Gesicht entgegen und bricht in der Mitte des gelben Zimmers zusammen, das herzogliche Paar eilt auf die Terrasse — sie ist leer.

„Das Kind, das Kind — wo ist mein Kind?“ schreit die Herzogin, die Hände ringend.

Der Herzog neigt sich in Todesangst über die Balustrade. Es laufen unten schon mehrere Leute von der Dienerschaft zusammen, ein Schweizer Gardist hebt eben den Körper des Kindes vom Pflaster des Hofes auf; der Vater sieht, wie das geliebte kleine Wesen leblos im Arme des Mannes hängt. Als er sich nach seiner Gemahlin umblickt, ist sie schon fort, er folgt ihr stürmenden Fußes, an der Bonne vorüber, die in Krämpfen zu liegen scheint.

Auf den Stufen zum Schloßportal sitzt die unglückliche Mutter und hält ihr schwer verletztes Kind in den Armen, sie kann noch nicht weinen, vielen der Umstehenden laufen angesichts dieses stummen Jammers die hellen Thränen über die Wangen. Eben als der Herzog die traurige Gruppe erreicht, stürzt der Hofchirurg herbei. Er kniet neben der Herzogin nieder, untersucht den kleinen Körper und erklärt auf des Herzogs Drängen mit zitternder Stimme: „tot!“ (Fortsetzung folgt.)

Deutscher Agentenschwindel in London.

„**Für eine englische Familie, dem höchsten Adel angehörig, wird unter den kulantesten Bedingungen eine Gouvernante zu engagieren gesucht. Bewerberinnen müssen tüchtige Kenntnisse in der französischen Sprache und in der Musik besitzen. Man wende sich an das Vermittelungsbüreau von Herrn X., ... street, London W.**“ — Mit dieser oder ähnlichen Annoncen sind wohl alle Leser des Inseratenteils deutscher Zeitungen hinreichend vertraut. Herr X., der manchmal unter einem erdichteten Namen auftritt, aber noch öfter inkognito zu bleiben vorzieht, gehört in einer großen Anzahl von Fällen einer gewissen Klasse betrügerischer deutscher Agenten in London an. Man erkennt leicht die Produkte seiner Feder an einem gewissen prahlenden, marktschreierischen Ton, der ihm und seinesgleichen eigentümlich ist. Er nennt sich auch manchmal zur Abwechselung und um größeres Vertrauen einzuflößen, Frau X. Als seine Adresse gibt er immer eine Straße und Hausnummer in Westende oder im Südwesten Londons an, da er wohl weiß, daß in den Augen des deutschen Publikums der aristokratische Stadtteil seinem unsauberen Geschäfte einen gewissen respektablen Anstrich verleiht. Es versteht sich, daß diese Adresse nur einer von den Fäden eines großen Lügengewebes ist. Die Mehrzahl der Agenten meiner Bekanntschaft wohnen in den Spelunken Ostlondons, haben aber entweder einen Spießgesellen unter den Bedienten irgend eines herrschaftlichen Hauses, oder mieten sich um ein weniges ein Schlafkämmerchen über einem Pferdestalle oder einer Wagenremise in einer der ärmlichen Seitenstraßen des westlichen Stadtquartiers und erhalten so das Recht, ihre Briefe dorthin adressieren zu lassen.

Die deutsche Gouvernante, der das lockende Anerbieten vor die Augen kommt, macht sich sogleich mit dem größten Eifer daran, sorgfältige Abschriften ihrer Schul- und sonstigen Zeugnisse anzufertigen. Diese Dokumente samt einer Photographie und einem langen Briefe, der ihren Bildungsgang auf das eingehendste beschreibt, schickt sie dann an die bezeichnete Adresse und harrt in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Sie ist nicht genügend frankiert, aber weder dieser Umstand, noch die stilistischen und orthographischen Eigentümlichkeiten des Verfassers, machen das vertrauensvolle Gemüt auch nur einen Augenblick stutzig. Der Agent schreibt, daß er ihre Zeugnisse seiner hohen Gönnerin vorgelegt habe. Dieselbe habe sich sehr befriedigt darüber ausgesprochen, und aus den Äußerungen seiner Auftraggeberin könne er mit der größten Gewißheit schließen, daß sie — seine Klientin — die Stelle erhalten werde. Um dieses höchst wünschenswerte Resultat herbeizuführen, müsse er leider auf Verlangen seiner Auftraggeberin an Ort und Stelle durch seinen Vertreter in Deutschland über sie Erkundigungen einziehen lassen, und er ersuche sie daher, zur Deckung vorläufiger Kosten zwanzig Mark einzuschicken. Natürlich hat jeder Agent seine eigene Schablone. Aber zwei Dinge haben sie alle gemein. Sie prophezeien alle mit Gewißheit den Erfolg ihrer jedesmaligen Korrespondentin, wenn sich auch noch so viele um dieselbe Stelle bewerben, und ihre Briefe laufen alle unter irgend einem meist plumpen Vorwande auf eine Geldforderung hinaus. Man sollte glauben, daß solchem seichten Schwindel die kindlichste Einfalt bis auf den Grund sehen könnte. Leider hat ein Besuch, den ich einst unverhofft der Wohnung eines Mitgliedes dieser Genossenschaft abstattete, mich gezwungen, diesem Glauben zu entsagen. Die Wirtin sagte mir, daß er ein Schlafstübchen in ihrem Hause gemietet habe, aber nie davon Gebrauch mache. Nur einmal des Tages erscheine er, um seine Briefe abzuholen. Sein heimliches Wesen habe ihr schon längst Verdacht eingeflößt. Täglich erhalte er eine große Anzahl Briefe mit deutschen Postmarken, und immer seien darunter einige Geldbriefe. Und in der That lagen auf einem Tische in dem Stübchen, in das sie mich führte, etwa zwanzig Briefe, die mit der Morgenpost aus Deutschland angekommen waren. Etwa fünf oder sechs davon waren sorgfältig versiegelt und bei der Post eingeschrieben. Andere zeichneten sich aus durch ihre Dicke, von der man leicht auf ihren Inhalt schließen konnte. Daneben lagen Exemplare von deutschen Zeitungen, in denen seine Annonce abgedruckt war. Es ist wohl kaum nötig, hinzuzufügen, daß die Absenderinnen der Geldbriefe von Tag zu Tag herzklopfend auf das Kommen des Postboten warten, der aber nie die ersehnte Antwort bringt. Der Agent läßt nichts mehr von sich hören, es sei denn, daß er es für möglich hält, ihnen noch mehr Geld abzuschwindeln. Nach wenigen Tagen verläßt er mit seinem Raube die in der Zeitungsanzeige angegebene Adresse, und seine Spur ist bald verloren.

Doch sind die eben beschriebenen Gauner durchaus nicht die schlimmsten Vertreter der sauberen Brüderschaft. Wer ihnen in die Hände fällt, wird um eine Summe Geldes betrogen; aber dabei hat es auch sein Bewenden. Diese Schwindler sind nicht unternehmend genug, um ihre Opfer vollständig zu Grunde zu richten. Außerdem lassen sie sich nur mit Hauslehrern, Gouvernanten und Reisegesellschafterinnen ein, die doch wohl mehr Intelligenz und Welterfahrung besitzen, als andere Stellensuchende, und daher auch noch eher imstande sind, sich rechtzeitig aus der betrügerischen Schlinge herauszuziehen. Diese Betrüger sind nur, so zu sagen, die Hechte des Agentenschwindels. Leider gibt es in diesem Elemente auch Haifische. Diese weit gefährlichere Gattung betreibt das Geschäft im großen. Sie haben hinreichendes Kapital, um ihre Schlachtopfer so zu umgarnen, daß dieselben nicht mehr loskönnen und stille halten müssen, während ihre Peiniger sie bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen. Ein Ehrenmann dieser Art mietet sich ein großes Haus in einem der zahlreichen verrufenen Seitengäßchen, die dem Namen nach zu den bestrenommierten Stadtteilen Londons gehören. Er ist ein Deutscher und hat seine Helfershelfer in den meisten Großstädten seines Vaterlandes, welche für jedes Schlachtopfer, das sie ihm zutreiben, eine gewisse Kommission erhalten. In den Hauptstädten haben diese Leute ihre eigenen Intelligenzbüreaus. Ihr Ziel erreichen sie aber hauptsächlich durch verlockende Zeitungsanzeigen, in welchen sie Gouvernanten, Gesellschafterinnen und Lehrerinnen, besonders aber Köchinnen, Stubenmädchen und Ammen gute Stellen mit hohem Gehalte in England ver-

schaffen zu können vorgeben. Den Dienstmädchen wird auch freie Überfahrt und Unterkunft in London bis zum Antritt der Stelle angeboten. Natürlich müssen sie aber versprechen, diese Vorschüsse aus ihrem Lohne allmählich zurückzuerstatten.

Leider finden diese Vorspiegelungen unter dem deutschen Volke, bei dem England als das wahre Eldorado gilt, nur zu williges Gehör. Leider ist es auch eine unerschütterliche Thatsache, daß Hunderte und aber Hunderte sich jährlich von diesen Schurken bethören lassen. Die Dampfschiffe, welche zwischen Hamburg und London verkehren, bringen fast täglich eine beträchtliche Anzahl dieser hoffnungsfrohen Auswanderer nach der englischen Riesenstadt. Gar zu deutlich steht mir ein trauriges Nachtbild vor der Seele, das mich selbst in der Erinnerung mit tiefem Mitleiden erfüllt. Gegen Mitternacht stand ich einst auf St. Katharine's Docks und erwartete die Ankunft eines Hamburger Dampfschiffes. In der Mitte des Stromes, auf dessen schwarzer Oberfläche nur hie und da der Widerschein eines Lichtes erglänzte, warf das feuerspeiende Ungetüm eben Anker. Der Dampfer war hell erleuchtet und hob sich deutlich gegen die nur in schattenhaften Umrissen erkennbaren Masten und Taue der im Hintergrunde liegenden zahlreichen Schiffe ab. Man konnte genau die Passagiere beobachten, wie sie in scheinbarer Verwirrung auf dem Verdecke hin- und herliefen. Große Boote stießen vom Landungsplatze ab, näherten sich dem Dampfer und kehrten allmählich mit Passagieren und Gepäck beladen zurück. Eins von diesen Booten, das eben anlegte, wo das Gewühl am ärgsten war, lenkte jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Aus demselben erklang ein lautes Stimmengewirr. Ich trat näher hinzu und vernahm meine Muttersprache im lebhaftesten Durcheinander mundartlicher Verschiedenheit. Der Bootsknecht forderte eben von jedem Passagiere das Sechsfache des Fährgeldes, das ihm von Rechtswegen zukam, und drohte im Weigerungsfalle das Gepäck in Beschlag zu nehmen. Ein von mir herbeigeholter Polizist machte dieser Streitigkeit bald ein Ende. Und nun standen die lieben Landsleute mit allen ihren Habseligkeiten auf dem Lande. Viele sagten mir, daß sie unter Kontrakt mit einem gewissen Agenten, dessen Name mir nur zu wohl bekannt war, nach London gekommen seien. Ich hatte nur eben noch Zeit, ihnen die Adresse einer christlichen deutschen Herberge zu geben, wo sie im Notfalle Zuflucht finden könnten — dann war ich gezwungen, sie zu verlassen. Als ich im Abfahren noch einen letzten Blick auf die Gruppe zurückwarf, standen sie immer noch zusammen, ihre wenigen Habseligkeiten um sie her aufgestapelt, und sahen so ratlos und verlassen aus, als wären sie eben auf den Mond versetzt worden. Und diese Szene, sagt mir ein Beamter der St. Katharine's Docks, wiederholt sich fast jede Nacht. Manchmal müssen die eben Angekommenen stundenlang in der größten Angst und Ungewißheit warten, bis zuletzt ein Vertreter des Agenten mit einem zeltuchüberspannten Fuhrwerke erscheint. In diesem stolzen Gefährte werden dann die Ankömmlinge samt ihrem Gepäck untergebracht und nach dem Boarding-House des Agenten gefahren. Für diese Fahrt wird einer jeden gerade zweimal so viel auf die Rechnung geschrieben, als wenn sie eine Droschke ganz für sich gehabt hätte. Beim Agenten angekommen, sind nun diese Mädchen gänzlich in seiner Gewalt. Sie schulden ihm Geld für die Überfahrt und sonstige Auslagen, und selbst die, denen die Augen aufzugehen anfangen, müssen wohl oder übel bei ihm ausharren, wenn sie nicht mit Verlust ihrer Effekten auf die Straße gesetzt werden wollen. Das Boarding-House ist natürlich ein Musterinstitut. Die Mädchen schlafen zu sechs in einer kleinen Stube beisammen. Die Betten sind nichts weniger als sauber. Das Essen ist schlecht und unzureichend. Im Winter gibt es bei der größten Kälte nur ein aus drei bis vier Kohlen zusammengesetztes Feuer. Für diese Bewirtung werden den Insassen des Hauses die unerhörtesten Preise angeschrieben. Der Agent ist gewöhnlich sehr wohl imstande, deutschen Dienstmädchen Stellen zu vermitteln; denn dieselben sind unter einer gewissen Klasse von Engländern sehr gesucht — aber nur, weil sie gewöhnlich willig sind, für die Hälfte des Lohnes, den ein englisches Mädchen beansprucht, doppelte Arbeit zu verrichten. Doch liegt es natürlich im Interesse des Agenten, die Mädchen möglichst lange hinzuhalten, bis er ihnen soviel auf die Rechnung geschrieben hat, als er denkt, nachher aus ihnen herauspressen zu können. Dann bringt er seine Klientin in einer Stelle unter, welche aber sehr weit hinter den Versprechungen, die ihr in Deutschland gemacht worden sind, zurückbleibt und jedenfalls nicht besser ist, als sie dasselbe Mädchen in Deutschland hätte erlangen können. Ehe sie die Agentur verläßt, muß sie eine Art Anweisung unterzeichnen, in der sie dem Agenten, je nach dem Betrage seiner Kostenrechnung, einen gewissen Anteil der ersten Quartalzahlungen ihres Lohnes überläßt. Außer den wirklichen oder angeblichen Kosten zahlt sie ihm noch eine Kommission von fünf bis zehn Prozent aus dem jährlichen Gesamtbetrage ihres Lohnes. Sollte sie die Stellung verlassen, ehe sie ihre Schuld abgetragen, verpflichtet sie sich, zu ihm zurückzukehren. Die Rechnung schwillt dann natürlich aufs neue an, bis sie eine andere Stelle erhält. Auf diese Weise wird das Mädchen oft auf mehrere Jahre im wahren Sinne des Wortes die Sklavin des Agenten. Sie arbeitet im Schweiße ihres Angesichts, aber den größten Teil ihres Lohnes steckt der Agent in seine Tasche. Gesetzlichen Schutz gibt es für sie eben so wenig, als für den Unglücklichen, der in die Klauen eines jüdischen Wucherers geraten ist. Der Blutsauger ist unablässig hinter ihr her und läßt sie nicht aus seiner Gewalt. Die Lage dieser Armen ist doch gewiß im höchsten Grade bemitleidenswürdig. Doch möchte man sie fast glücklich preisen, wenn man an das weit jammervollere Schicksal einiger ihrer Unglücksgefährtinnen denkt. Ich weiß von einem Agenten wenigstens, der den hübscheren unter den Mädchen, welche in sein Haus kommen, überhaupt zu keiner Stellung verhilft, sondern sie mit leeren Versprechungen von Woche zu Woche hinhält, bis die Rechnung auf eine für sie unerschwingliche Höhe angeschwollen ist. Dann, wenn sie, teils durch seine teuflische Schlauheit, teils durch ihre eigene Unkenntnis der englischen Sprache und Verhältnisse, vollständig mit Leib und Seele ihm angehören, macht er ihnen — nicht direkt, sondern durch herabgekommene deutsche Frauenzimmer, welche sie auf der Straße anreden — Vorschläge, durch Eingehen auf welche sie sich auf leichte Weise einen reichlichen Lebensunterhalt verdienen können. Wie viele diesen Einflüsterungen Gehör schenken, weiß ich nicht. Es ist aber eine nur zu wohlverbürgte Thatsache, daß zu den lasterhaften Frauen Londons die durch Agenten nach dieser Stadt gebrachten deutschen Mädchen ein sehr bedeutendes Kontingent stellen. Christliche Barmherzigkeit sucht so viel wie möglich gegen diese höllischen Machinationen anzukämpfen. Aber gewöhnlich verstehen es die Schurken, ihre Beute so vollständig zu umgarnen, daß das Gesetz keine Hilfe zu leisten vermag und ein solches Mädchen nur mit Aufwand großer Geldopfer losgekauft werden kann.

Möchten doch alle, die für das Wohl des deutschen Volkes verantwortlich sind und denen dieser Aufsatz vor die Augen kommt, es für ihre Pflicht ansehen, auswanderungslustige junge Mädchen vor diesen Schwindlern zu warnen! Natürlich gibt es viele höchst ehrenhafte deutsche und englische Agenten in London — und meine Warnung soll durchaus nicht von Beziehungen mit Agenten überhaupt abschrecken. Aber es liegt doch gewiß nicht weniger im Interesse der ehrlichen Stellenvermittelungsagenten selbst, als des deutschen Publikums überhaupt, daß das bald schwindelhafte, bald teuflische Treiben ihrer Konkurrenten aufgedeckt und dem öffentlichen Auge bloßgelegt werde. Im allgemeinen traue man einem Londoner Agenten desto weniger, je mehr er verheißt — denn wie die Sachen jetzt in England stehen, kann ein ehrlicher Mann deutschen Stellensuchenden dort keine goldenen Berge versprechen; und keiner schicke Geld an einen Londoner Agenten, oder lasse sich bereden, selbst nach England zu kommen, der nicht erst durch einen Freund in London oder durch das deutsche Konsulat Erkundigungen über den Ruf der betreffenden Agentur eingezogen hat.

B. A. Schleicher.

Der Schuster von ehedem.

Ein modernes Paar Schuhe.

Ein Blick in die Werkstätten unserer mechanischen Schuhwarenfabrikation.

Der alte, brave Meister Pechdraht da oben wird freilich bedenklich den grauen Kopf schütteln, wenn er zufällig unsere heutige Nummer mit seinem Porträt zu Gesicht bekommt und zugleich in der Überschrift den Ausdruck: „mechanische Schuhfabrikation" findet. Ich sehe ihn im Geiste bereits die Blätter zusammenfalten und sie mit dem Knieriemen bearbeiten, als ob er einen nichtsnutzigen Lehrbuben vor sich hätte, der gleich dem Ei wieder einmal klüger sein will als die Henne. Die mechanische Schuhfabrikation! — das Wort geht ihm schon lange an die Nieren und er ist auf die „fertigen Schuhwarenmagazine", wie unsere arme, arg mißhandelte Sprache im Ladenschilderidiom sich auszudrücken gezwungen wird, nicht gut zu sprechen, obwohl er selbst schon längst im geheimen, aber beileibe ganz im geheimen, auch seinerseits fertige Schäfte bezog und vielleicht gar in seinem kleinen Laden manchen „mechanischen" Schuh als eigenes Erzeugnis verkaufte. Wir wollen nicht mit ihm rechten deshalb, wenn die Ware nur gut war und sich mit den Hühneraugen seiner geehrten Kundschaft vertrug. Das aber ist eben ein weit verbreiteter Irrtum, daß die Schuhfabrikation an sich nur unsolide Ware zu liefern imstande wäre. Ein jedenfalls unparteiischer Sachverständiger allerersten Ranges, der Professor Dr. Starke, Lehrer der Militärgesundheitspflege an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin, empfiehlt in seinem vortrefflichen Buch: „Der naturgemäße Stiefel" sogar ausdrücklich die volle Benutzung der von der heutigen Großindustrie gebotenen maschinellen Hilfsmittel zur Herstellung der Bestände für die Armee: „Wer sich überzeugt hat", sagt er, „daß alle sogenannten Schuhmachermaschinen eben nichts weiter sind, als Nachahmungen des Handbetriebes jedoch mit gesteigerter Kraft, wird sich gern diese Großmacht zum Besten des Heeres dienstbar machen." Wie es freilich zu allen Zeiten — wer wüßte davon nicht ein Schmerzensliedchen zu singen — schlechte Schuhmacher gegeben hat, so gibt es auch heute zweifellos Fabriken, welche, um vulgär zu reden, Schundware nach dem Prinzip „billig und schlecht" liefern; ihnen Krieg bis aufs Messer! Es wäre aber denn doch ein bittres Unrecht um dieser Ausnahmen willen eine ganze Industrie zu verwerfen, die gerade in Deutschland sich in der erfreulichsten Weise entwickelt hat und Tausende von Arbeitern beschäftigt. Wenn man bedenkt, daß nach statistischen Berechnungen jährlich im Deutschen Reich — von dem Export ganz abgesehen — für den Bedarf seiner Bevölkerung ca. 140 Mill. Schuhe und Stiefel im Werte von rund 800 Mill. Mark hergestellt werden, daß davon aber nur etwa der vierzehnte Teil auf die Produktion der Fabriken entfällt, so erhellt daraus wohl zur Genüge, daß unsere wackeren Schuhmacher noch nicht die Flinte ins Korn zu werfen brauchen; zudem können die Schuhfabriken naturgemäß nur für den normalen Fuß arbeiten und sie suchen auch lediglich ihre Aufgabe darin, für diesen eine solide, gute Ware herzustellen — wo es sich um die Beschuhung nicht ganz normaler Füße handelt, bleibt dem Schuhmacher, sagen wir einmal: als dem Künstler des Faches, sein Wirkungskreis unbeschränkt und ebenso bleibt ihm das, wie wir an unseren Wirtschaftsbudgets fühlen, ja überreiche Gebiet der Flickarbeit. Daß der Wettstreit zwischen Maschine und Handarbeit unter Umständen zum wirklichen Verzweiflungskampf werden kann, wollen wir durchaus nicht leugnen, und wo dieser Fall eintritt, stehen wir mit ganzem Herzen auf der Seite des Handwerks. In der Schuhwarenerzeugung haben sich die Verhältnisse aber glücklicherweise nicht derart zugespitzt und sie werden es in absehbarer Zeit auch voraussichtlich nicht, da der Konsum bisher immer noch schneller stieg als die Produktion.

Das Vaterland der mechanischen Schuhfabrikation ist Nordamerika, und sie hat heute in der Union eine solche Ausdehnung erlangt, daß der größte Teil des Bedarfs mit Hilfe von Maschinen gefertigt wird; es gibt ganze Städte, die fast

nur von Arbeitern der Schuhfabriken bevölkert sind, und nach amerikanischen Quellen fertigt z. B. die Fabrik der Herren Butscheller & Comp. in North-Brookfield allein täglich 2500 Paar Stiefel und 7000 Paar Schuhe. Dabei ist der ganze Industriezweig überraschend jung; die Erfindung der Sohlennähmaschine, welche den Ausgangspunkt für ihre Entwickelung bildete, fällt erst in die sechziger Jahre. Der Amerikaner Lymann Reed Blake kam 1858 zuerst auf den Gedanken, Sohlen mittels Maschinen an das Schuhoberteil zu nähen. Nach mannigfachen Versuchen, die ihn fast gänzlich ruinierten, verkaufte er seine Patente an den Lokomotivfabrikanten Mc Kay, dem es bald gelang, die Blakeschen Ideen zu realisieren. Schon 1862 trat er mit der ersten brauchbaren Maschine auf den amerikanischen Markt, zwei Jahre später waren bereits über vierhundert derselben in allen Teilen der Union im Gebrauch. Diesem ersten und auch heute noch wichtigsten Hilfsinstrument reihten sich schnell weitere Maschinen an, und Hand in Hand mit deren Vervollkommnung, die noch keineswegs abgeschlossen erscheint, ging eine scharfe Ausbildung der Arbeitsteilung. Man ist schließlich dahin gelangt, daß fünfzig Leute — Männer, Frauen und Kinder — beschäftigt werden, um die vierzig und einige Teile, welche zu einem Paar Schuhe gehören, zusammenzustellen. — Von Nordamerika ausgehend, gewann die mechanische Fabrikation der Schuhwaren bald in England festen Boden; erst später, seit ungefähr zehn Jahren, hat sie sich auch auf dem Kontinent, und besonders in Österreich und Deutschland eingebürgert. In schneller Folge entstanden, wenn auch nicht ganze „Schusterstädte", wie in der Union, so doch großartige Etablissements. Erfurt, Frankfurt a./M., Gotha, Mainz und Pirmasens sind heute die Hauptstätten der Fabrikation im Deutschen Reich, und einzelne der Fabriken beschäftigen, vollkommen auf sorgfältigste Arbeitsteilung eingerichtet, Hunderte von Arbeitern. Es wird unsere Leser gewiß interessieren, auf einer kleinen Wanderung durch die umfangreichen Räume der größten Erfurter Fabrik, deren Erzeugnisse auch inbezug auf Solidität und Eleganz den ersten Rang einnehmen, dem Wachsen und Entstehen eines Paars moderner Schuhe beizuwohnen und das eigenartige Ineinandergreifen von Maschinen- und Handarbeit in den verschiedenen Phasen der Fabrikation kennen zu lernen. — Welche Umwandlungen gehören nicht zunächst dazu, ehe die in der Lohe gar gemachte Tierhaut sich in das fertige Leder verwandelt und für die Fabrikation reif wird. Nach sorgsamem Trocknen in luftigen Höfen oder neuerdings zur Abkürzung des Verfahrens auch in künstlich erwärmten Trockenräumen, wird das starke Sohlleder zunächst gehämmert, um ihm die nötige Dichte zu geben; das Schmal- oder Fahlleder dagegen gelangt in die Hände des Dollierers, unter dessen Messern es auf dem sogenannten Falzbock von allen rauhen Fasern und Knoten befreit wird und jene Geschmeidigkeit und gleichmäßige Dicke erhält, welche für die weitere Bearbeitung notwendig erscheint. Dann folgt die Behandlung der Häute mit dem vielfach eingekerbten Krispelholz, durch welche die Narbe des Leders gehoben wird, endlich wird es mit dem Pantoffelholz geglättet, mit dem Blankstoßcylinder blank gerieben und schließlich gefettet. In diesem Zustand erst gelangt es in die Schuhfabrik. In einem großen Saal des Erdgeschosses lagern hier zu mächtigen Ballen vereint riesige Bestände, um nochmals von sachkundiger Hand geprüft und sortiert zu werden. An langen Tischen arbeiten in demselben Raum die Zuschneider für das Oberleder. Glänzendes Lackleder ist in ganzen Häuten über das Schneidebrett gespannt, und der Arbeiter berechnet zuerst, sorgsam seine Vorlagen auf der schimmernden Fläche ausbreitend, wie er am praktischsten über dies umfangreiche Stück disponiert. Da gilt es für jeden Bestandteil des Schaftes, für die Blätter, die Knopfstreifen und die zehn oder zwölf anderen Stücke, aus denen sich die obere Bekleidung unsers Fußes zusammensetzt, die verschiedenen, geeigneten Teile der Häute auszuwählen, da gilt es ihre geschwungenen und vielfach gebrochenen Linien so ineinanderzupassen, daß der Abfall möglichst gering ist; eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, auf deren geschickter Lösung zum großen Teil die guten Resultate des ganzen Betriebes beruhen.

Ein modernes Paar Schuhe:
Das Dollieren der Felle.

Die zugeschnittenen Stücke werden mittels kleiner Wagen in die anstoßenden Räume transportiert. Hier empfängt uns lautes, sinnbetäubendes Klappern und Rasseln — gegen hundertfünfzig Nähmaschinen sind in diesen Steppereisälen in unaufhörlicher Thätigkeit und unter den geschickten Händen der jugendlichen Stepperinnen scheint die Arbeit Flügel zu haben: Die Mädchen wissen, daß Zeit Geld bedeutet, man muß es aber selbst mit angesehen haben, wie exakt und scharf jede Handbewegung, jedes Drehen und Wenden der Schaftteile unter der Maschinennadel vor sich geht, wie genau hier die Futterkante an das Leder geheftet, dort Spitze und Knopfzacken geformt werden, um zu begreifen, welche Ersparnis an Zeit eine geschickte Einteilung der Arbeit bedeutet. Hand in Hand mit der Fertigstellung der Oberteile geht in anderen Sälen die Fabrikation der „Bodenarbeit", wie der technische Ausdruck lautet, der Sohlen, wie ein unverständiger Laie sagen würde. Da nach der völligen Zerteilung der Häute die vorgeschriebene Form sich möglichst wenig verändern soll, so ist es notwendig, dem Leder schon vorher die größtmöglichste Festigkeit zu geben, man läßt es daher, sobald die Häute mittels großer Schneidemaschinen in Riemen geschnitten sind, durch kraftvoll wirkende Walzwerke gehen, deren Druck zugleich die letzte Feuchtigkeit aus dem Leder entfernt. Dann erst wandern die langen Riemen zur Exzenterpresse, unter der die Sohlen ausgestanzt werden. Armer Meister, was mußt du dich mit deinem Messer an dem spröden, zähen Stoff quälen, ehe es dir gelingt, in fast halbstündiger Arbeit *eine* Sohle auszuschneiden — hier kannst du sehen, was die Maschine vermag! In der Exzenterpresse, die natürlich durch Dampf getrieben wird, wird das Sohlleder unter ein aus bestem Stahl gearbeitetes *Façonmesser* von der Form der zukünftigen Sohle gebracht, ein Ruck — ein Druck und die haarscharf und schönglatt beschnittene Sohle fliegt fertig beiseite. Nie kommt ein Fehlschneiden, nie ein Versagen der Maschine vor, und dabei kann ein geübter Arbeiter in zehn Arbeitsstunden über fünftausend Sohlen ausstanzen! Freilich bedarf eine gut eingerichtete Fabrik einer großen Anzahl Façonmesser, da dieselbe für jede Größe, ja auch nach den leidigen Bedingungen der Mode, die bald breite, bald spitze Stiefelfaçons liebt, ausgewechselt werden müssen. Man hat überhaupt kaum einen Begriff, auf welche Mannigfaltigkeit die Produktion vorbereitet sein muß, wenn sie allen Ansprüchen genügen soll. Große Fabriken besitzen z. B. Tausende von verschiedenen Leisten, und jeder Modewechsel bedingt die Vermehrung dieser riesigen Bestände, die oft zu einem wahren Ballast anschwellen und doch nicht entbehrt werden können. Das größte Erfurter Etablissement hat sogar eine Leistenschneiderei nur für den eigenen Bedarf eingerichtet.

Aber zurück zur Fabrikation selbst. Mittels der Schlitzmaschine wird in die Außenseite des ausgestanzten Lederstückes eine kleine Rinne geschnitten, in welche später die Sohlennaht zu liegen kommt; dann erhält die Sohle unter einer kräftigen Presse die nötige Biegung und Wölbung und gelangt endlich in die Hand des Aufzwickers, der sie und den Oberschuh auf dem Leisten zu einem Ganzen vereinigt. Der Aufzwicker ist ein wichtiger Mann in der Fabrik — er ist fast der einzig übriggebliebene Vertreter des Handwerkes selbst in ihr; die maschinellen Vorrichtungen haben dem denkenden Jünger St. Crispins zwar seine Arbeit wesentlich erleichtert, aber ihn selbst nicht von seinem Posten abgelöst. An seinem vortrefflich und kompendiös eingerichteten Universalschraubstock stehend, zieht er zunächst den vorbereiteten, um der größeren Sauberkeit willen halb in Papier gehüllten Schaft über den Leisten und heftet mit kleinen Eisenstiften jenen und die innere, die Brandsohle, zusammen, wobei er nicht verfehlt, mit der *Gelenkzwickzange* das Oberleder recht fest über den Leisten zu ziehen, um dem Schuh, besonders im Gelenk, eine schöne Form zu geben. Nach dem Einsetzen des sogenannten Gelenkstückes selbst wird die äußere mit Klebstoff bestrichene Sohle aufgelegt, scharf angehämmert und wiederum mit einigen Stiften angeheftet. Jetzt ist der Stiefel endlich soweit vollendet, daß seine äußere Form klar erkennbar hervortritt, und nun wandert er zum Maschinensaal, in dem ihm der letzte feste Halt gegeben werden soll.

Ein modernes Paar Schuhe: Das Trocknen der Häute.

Hier scheiden sich die Wege der Handarbeit und der maschinellen Fabrikation noch schärfer als bei den bisher besprochenen Arbeiten, und zwar ist es die schon erwähnte Mc Kay-Maschine, welche diese Revolution hervorgerufen hat. Um mit der Hand ein Paar Sohlen auf die Stiefel zu nähen, brauchte ein fleißiger und geschickter Arbeiter mindestens fünfzehn Minuten, die Maschine, wirklich ein kleines Wunder der Technik, vollendet täglich über siebenhundert Paare und zwar arbeitet sie so dauerhaft und gleichmäßig, daß thatsächlich ein gut genähter Maschinenschuh mindestens ebenso große Festigkeit besitzt, als ein mit der Hand genähter. Es ist eine Nähmaschine im großen Stil, diese Mc Kay-Maschine. Der Schuh sitzt auf

einem beweglichen Arm, die kräftige Nadel wirkt von oben nach unten und verbindet durch starken Pechdraht gleichzeitig die Brandsohle, das Oberleder und die äußere Sohle in der Art, daß die Naht in der vorhin beschriebenen Rinne der Sohle entlang geführt wird. Um diese nachträglich zu schließen und um dem noch rohen Erzeugnis eine bessere Form zu geben, schlägt man den Schuh nochmals auf Leisten und setzt ihn unter einer Façonpresse einem starken Druck aus, der zugleich die Sohle glättet und alle einzelnen Teile fest zusammenpreßt — nun werden schnell noch die vorher fertig gestellten Absätze, zum Teil leider wahre Ausgeburten einer tollen Mode, aufgenagelt oder vielmehr ebenfalls maschinell aufgepreßt, und der Schuh ist fertig.

Fertig? Der Fabrikant sieht sich sein Erzeugnis mit äußerster Verachtung an und führt uns ein Stockwerk höher hinauf. „Das hieße ja meine Kundschaft gröblich beleidigen, wenn ich ihr solch' Schuhwerk offerieren wollte, das fast wie die Arbeit eines Dorfschusters aussieht," meint er lächelnd zu uns. „Der Ware fehlt noch jeder Schliff, jetzt kommt sie erst zum Ausputz — aber Sie werden ja selbst sehen!" Es ist in der That noch eine ganze Reihe von Maschinen und zwar höchst ingeniöser Art, welche jeder Schuh nunmehr noch passieren muß — Maschinen, von deren Notwendigkeit der Laie erst dann eine Ahnung erhält, wenn er das rohe Produkt, wie es aus der Façonpresse kommt, mit der wirklich fertigen Ware vergleicht. Da ist zuerst die Kantenschneidemaschine, welche die vorstehenden Sohlenkanten mit der größten Akkuratesse beschneidet und formt, da ist ihre Schwestermaschine, die jene an einer kleinen Gasflamme schwärzt und dann mit Blitzeseile poliert, da sind endlich die ähnlichen Vorrichtungen für das Glätten, Färben und Polieren der Absätze und mächtige, rotierende Bürstenwalzen, um der Ware den letzten Schliff und Glanz zu verleihen. Schließlich kommt das feinere Schuhwerk noch in eine letzte Abteilung, in welcher die Sohlen in allen denkbaren Abschattierungen vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Blau gefärbt werden — eine Modelaune, welche besonders bei den für den Export bestimmten Damenschuhen nicht zu umgehen ist. Thatsächlich konnte unsere deutsche Schuhfabrikation im Ausland nicht mit der englischen und amerikanischen konkurrieren, bis es endlich, und zwar erst nach langen Bemühungen, gelang, diese eigentümlichen Sohlenfärbungen nachzuahmen.

Und nun noch einmal zurück in das unterste Stockwerk, um einen Blick auf das Sortieren und Kartonnieren der fertigen Ware zu werfen, die der Fahrstuhl rastlos herabbefördert — es sind beiläufig bemerkt über 15 000 Paare, welche diese einzige Fabrik wöchentlich fertigstellt. Auch bei dem Verpacken gilt es, den Geschmack des Publikums zu treffen, ja es ist geradezu unglaublich, welcher Wert im Exportgeschäft auf einen hübschen Karton, auf eine saubere Verschnürung gelegt wird. Erfreulicherweise tragen die Bemühungen unserer Fabrikanten aber auch ihre Früchte. Der deutsche Maschinenschuh konkurriert heute bereits mit Erfolg auf dem Weltmarkt, und es ist nach den bisherigen Erfahrungen begründete Aussicht vorhanden, daß der Export sich stetig weiter entwickeln wird. Nur müssen unsere Fabriken im eigenen Interesse streng darauf halten, nur wirklich gute Ware zu liefern — gerade bei dem Schuhwerk, dessen wirklicher Wert oder Unwert von dem Laien fast allein erst im Gebrauch zu erkennen ist, ist unbedingte Solidität die Vorbedingung jedes dauernden Erfolges. Wesentlich mitwirken kann hierbei aber das Publikum selbst. Sein Bestreben, so billig wie möglich zu kaufen, zieht eine unsolide Fabrikation groß und befördert vor allem den Import ausländischer — ich bitte den harten, aber für einen Teil der Einfuhr allein zutreffenden Ausdruck zu entschuldigen — „Schundware". Daß aber allzu billiges Schuhwerk immer das teuerste ist, lernten unsere Eltern bereits unter der Ägide des alten Schuhmachermeisters, wir selbst sollten den bewährten Grundsatz auch den Schuhfabriken gegenüber zu Recht bestehen lassen.

Hanns von Spielberg.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte von Heinrich Seidel.

10. Die Turteltaube. (Columba turtur.)

Ach, hätt' ich deine Liebe nicht,
Ich wüßt' nicht, was mir frommt.
Friedrich Eggers.

Am andern Tage teilte Hermann Herrn Ludwig Bastian mit, daß er abzureisen gedenke. Dieser fragte verwundert nach dem Grunde, da noch kurz vorher Pläne zu längeren Ausflügen gesponnen waren, und als der junge Mann sich dabei in Widersprüche verwickelte und ein wenig verlegen ward, sagte der Alte:

„Ich habe es wohl gemerkt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Seit dem Fest auf der Insel Goldenburg sind Sie nicht derselbe mehr und ich habe so etwas von Ahnung. Mein lieber junger Freund, ich erinnere Sie an jenen Abend in dem Müllersgarten. Ein Vertrauen ist des anderen wert, und darum kommen Sie mit. Ich habe uns eine Flasche guten Rheinwein unter die große Linde bringen lassen und da wollen wir die Sache besprechen."

Als sie nun dortsaßen und Onkel Ludwig dem jungen Manne liebreich zuredete, da ward diesem das Herz weich und er beichtete alles herunter, „wie es so gekommen war." Er entschuldigte sich nicht, sondern klagte sich auch an, daß er vielleicht in der anderen Hoffnungen erweckt habe, welche er nicht erfüllen könne.

„Darum machen Sie sich keine Sorgen", sagte Onkel Ludwig, „die Art macht sich nichts daraus. Ich dachte mir doch gleich, daß die Wassernixe da wieder was angerichtet hat. Nun, verfitzt ist die Sache ziemlich, denn ich kenne meine Agnes, aber deshalb wollen wir den Mut nicht verlieren. Nur nicht gleich davonlaufen. Sehr gut ist schon, daß Sie dem zweiten Sirenenruf nicht gefolgt sind, denn einmal läßt man sich wohl vom Augenblick überraschen, das zweitemal aber ist man gewarnt. Nun gut, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Bleiben Sie noch drei Tage hier, so will ich in dieser Zeit sehen was sich thun läßt. Oder besser vielmehr — gehen Sie heute schon fort, machen Sie den Ausflug in das große Kelpiner Moor schon heute ohne mich. Da haben Sie zu marschieren und zu beobachten und das wird Sie zerstreuen. Übermorgen abend können Sie wieder hier sein."

Hermann nahm diesen Vorschlag an, packte seine Wandertasche und machte sich auf die Reise. Onkel Ludwig hatte an demselben Tage eine lange Unterredung mit seiner Nichte. Sie verließ ihn nachher mit verweintem Antlitz, und er ging sorgenvoll umher, zuweilen mit dem Kopfe schüttelnd. War es Zufall, daß Agnes am folgenden Tage schon in der Frühe dem Onkel in seinem Zaunkönigreich begegnete zu einer Zeit, wo sie sonst dort sich niemals sehen ließ? Aufgeklärt ist dies nie worden, allein man hat seine Vermutungen. Sie gingen dort eine lange Weile in der Morgenfrische umher, und als sie sich trennten, lag es wie eine freundliche Morgenröte auf dem Antlitz des jungen Mädchens, und sobald es außer Sicht war, soll Onkel Ludwig einen ziemlichen kleinen Bocksprung gemacht haben und nachher ganz laut und deutlich gepfiffen haben: „Wir winden dir den Jungfernkranz." Dann ist er zu seinem kleinen Futterhäuschen gegangen und hat an seine Unterthanen doppelte Extrarationen Mehlwürmer ausgeteilt. Am Morgen des dritten Tages haben sie dort wieder eine Zusammenkunft gehabt, und nach verbürgten Nachrichten soll Agnes bei dieser Gelegenheit sogar gelacht haben wie ein silbernes Glöckchen. Beim Auseinandergehen haben sie sich eine Weile an beiden Händen gehalten, zuletzt hat der Onkel seine schöne Nichte sanft auf die Stirn geküßt, und auf beiden Gesichtern hat es nachher gelegen wie heller Sonnenschein an einem Frühlingsmorgen.

Als Hermann am späten Abende dieses Tages zurückkehrte und sofort den Onkel aufsuchte, da drückte ihm dieser die Hand und sagte: „Mein lieber junger Freund, ich glaube, es steht recht gut um unsere Sache, schlafen Sie diese Nacht ohne Sorgen und besuchen Sie mich morgen früh um sieben

los wieder dem Lindenbaume, bog vorsichtig die Zweige auseinander und schaute eine kurze Weile hinein. Mit dem Ausdruck hoher Befriedigung und strahlenden Augen trat er dann leise zurück und wanderte auf den Grasplatz hinaus, wo ein anmutiger Vorgang ihn ganz in Anspruch zu nehmen schien. In einem dichten Gebüsch an der Grenze desselben hatte ein Turteltaubenpärchen sein Nest, und die zierlichen Täubchen saßen jetzt gerade auf den oberen Zweigen einer jungen Fichte und kosten gar zuthunlich miteinander. Scheinbar ganz vertieft in diesen anmutigen Anblick stand er eine Zeitlang, indes er die Hände auf den Rücken gelegt hatte und zuweilen beifällig nickte. Nach einer Weile ward er aufmerksam durch ein Rauschen hinter sich, und als er sich wendete, kamen die beiden jungen Leute Hand in Hand aus der Lindenlaube hervor. Sie eilten auf ihn zu, umfaßten ihn beide, dankten ihm sehr und gingen dann weiter Hand in Hand zu den Eltern. Als nun Herr Ludwig Bastian ihnen nachsah, wie sie dahinschritten, so voller Glück und so paßlich zu einander an Größe und Schönheit, da ward ihm so seltsamlich ums Herz, er zwinkerte sehr mit den Augen und das Blut stieg ihm in das blasse Antlitz. Er grub aus einer Hintertasche sein rotseidenes Taschentuch hervor, und indem er sich wendete, tupfte er sich damit abwehrend ins Gesicht und murmelte einige Worte, die er selbst nicht verstand. Sodann wanderte er langsam zurück in sein altes Junggesellenheim zu den Zaunkönigen.

Ein modernes Paar Schuhe: In der Stepperei.

* * *

Als nun alles erledigt und das Haus voller Glück war, brachte Hermann den Plan vor, welchen er für das spätere Leben gemacht hatte. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm einstweilen ohne größere Einnahmen zu leben und so wollte er sich an der Berliner Universität, wo er günstige Verbindungen hatte, als Privatdozent niederlassen und zugleich einige Arbeiten vollenden, welche ihn in der wissenschaftlichen Welt bekannt machen sollten. Er hoffte dann bald Agnes heimführen zu können. Mit diesem Plane stieß er aber auf allseitigen Widerstand, und Onkel Ludwig ward es aufgetragen, ihm andere Vorschläge zu unterbreiten.

Uhr, dann, hoffe ich, soll alles sich entscheiden. Also noch einmal: schlafen Sie wohl, Sie dürfen es."

Daß Hermann trotz aller Wandermüdigkeit diesem Rate nicht folgte, sondern erst nahe dem Aufgang der Sonne in einen unruhigen Schlummer versank, darf man wohl glauben. Aus diesem Schlafe fuhr er schon um sechs Uhr wieder mit einem Schreck empor, denn er glaubte die Zeit bereits versäumt zu haben. Er kleidete sich an und erwartete unruhig die Zeit. Als die Hofuhr mit hellen Tönen sieben schlug, trat er durch die kleine Pforte in den Reisigzaun und fand Herrn Ludwig Bastian, welcher bedächtig in dem Hauptsteige seines Reiches auf und abging. Schweigend ergriff dieser den jungen Mann bei der Hand, führte ihn zu der großen Lindenkuppel und schob ihn hinein. Als sich die Zweige hinter Hermann geschlossen hatten, entfernte sich der Alte und ging wohl eine Viertelstunde lang nachdenklich den Kopf gesenkt in der Gegend seines Panoramas spazieren. Sodann näherte er sich geräusch-

„Lieber junger Freund", sagte dieser, „Universitäten und Professoren haben wir mehr als zuviel und Leute, die vor lauter Wissenschaftlichkeit und Stubengelehrsamkeit den Blick für das Ganze verloren haben, übergenug. Solche Männer aber, die mit Ihrer Vorbildung ausgerüstet in fortwährendem innigen Verkehr mit der Natur bleiben und vorzugsweise dieses Buch mit seinem ewig unerschöpften Inhalt studieren, die können wir immer gebrauchen, und Sie haben ganz das Zeug für diese Art der Thätigkeit. Darum sage ich, bleiben Sie hier. Mein Bruder will Ihnen auf Goldenburg ein Haus bauen, ganz nach Ihren Wünschen eingerichtet. Sie haben mir einmal mitgeteilt, es sei Ihr Lieblingstraum von Kindheit auf, eine Insel zu bewohnen in einem unserer schönen norddeutschen Seeen und diese Insel ähnlich so zu bebauen und einzurichten, wie ich es im kleinen innerhalb meines Zaunes versucht habe. Sie brauchen jetzt nur die Hand aus-

zustrecken, und der Traum geht in Erfüllung. Ich hoffe, Sie werden nicht den ziemlich unnötigen Stolz besitzen, der bei tugendsamen Romanhelden eine so große Rolle spielt, und sagen, Sie möchten Ihre äußere Existenz und Stellung im Leben nur der eigenen Kraft verdanken. Bedenken Sie auch, wir haben nur dies eine Kind, und wenn es fort ist, sind wir alte und einsame Leute. Was Sie entscheiden werden, dem fügen wir uns, aber Sie können auch verstehen, daß wir dieses Kind, das unser Sonnenschein war und ist, gern in unserer Nähe behalten. Als letzten und stärksten Grund führe ich aber meine Überzeugung an, daß diese Art naturwissenschaftlicher Thätigkeit, welcher Sie sich unter den entwickelten Verhältnissen zu widmen in der Lage wären, Ihren Fähigkeiten entspricht und am meisten geeignet ist, diejenigen Keime zu entwickeln, welche die Natur in Ihre Seele gelegt hat." — Nach einigem Widerstande hat sich Hermann diesen Gründen gefügt. Im nächsten Frühjahr ward mit großer Fröhlichkeit die Hochzeit gefeiert. Veronika hat am eifrigsten dabei getanzt und die gute Gelegenheit benutzt, sich mit einem der blindesten ihrer vielen Verehrer ebenfalls zu verloben. Als im Herbst die jungen Leute von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten, war ihnen ein anmutiges Nest auf Goldenburg bereitet, und wer sie nun, da einige Jahre verflossen sind und bereits muntere Kinder um sie herumspringen, besucht, der dürfte es nicht bereuen, denn er wird ein kleines Paradies finden.

Ein modernes Paar Schuhe: Der Aufzwicker.

Zwischen Goldensee und Goldenburg findet stets ein reger Verkehr statt, so daß Herr Konrad Bastian bereits im halben Ernste erwogen hat, ob er sich nicht einen kleinen Dampfer anschaffen solle, der zugleich zu Lustfahrten auf dem See benutzt werden könne. Auch Onkel Ludwig befindet sich oft mehr auf der Insel als in seinem Heim, denn die beiden Freunde arbeiten zusammen an einer Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, welche auf Grundlage des unvergleichlichen Werkes von Naumann alle neuen Erfahrungen und Fortschritte enthalten soll. Die Vollendung dieses großen Werkes liegt aber noch in weiter Ferne trotz aller rüstigen und fröhlichen Arbeit, denn vieles ist noch zu sichten und zu forschen. Wer aber teilnimmt an solcherlei Arbeit, der mag ihr ein fröhliches Glückauf wünschen!

Ein Besuch bei König Bala Demba am Dubrekastrom.

Von Harry Koenig, Assistenzarzt an Bord S. M. S. „Elisabeth".

Im Anfang des Jahres 1884 erhielt unser Kaiser aus dem Westen Afrikas einen Brief eines Negerfürsten, der ihm durch einen dort ansässigen Kaufmann, Herrn Colin persönlich überbracht wurde. Derselbe lautet*): „Ich bitte Gott, den Alleinigen, dem niemand gleich kommt, der größer ist als alle Könige, und seinen Propheten und Sklaven Mohammed, den er gesandt hat, um sich alle Könige zu gewinnen, durch den Koran und durch seine Schriftgelehrten, die das Wort allen denen verkünden sollen, die es noch nicht kennen: dieser Brief möge Dir gut zukommen. Dies ist nur ein Brief, aber vieles ist darin enthalten. Ich der König selbst, habe ihn schreiben lassen, Ich der König der Bagas, in Meiner Residenz Tumania am Dubrekaflusse, in der Meinem Sohne gegebenen Landschaft. Diesen Brief habe Ich Herrn Colin gegeben, damit er ihn selbst mit sich nehme und seinem Könige überbringe, damit die beiden Könige und ihre Familien mit einander bekannt werden. Denn Ich, der König hier, überwache die Europäer, und Du kannst Deinen Unterthanen sagen, daß sie ruhig seien in Meinem Lande; Ich lasse ihnen den nötigen Schutz angedeihen. Sage nicht, daß es nur ein schwarzer Mann sei, der Dir diesen Brief schreibt, denn Du mußt wissen, daß alle Könige gleich sind. Ich bin ein König mit Namen Bala Demba, der König der Bagas. Mein Sohn, der Beherrscher vom Dubrekafluß, grüßt Dich. Alle Prinzen Meines Hauses grüßen Dich und alle edlen Familien Meines Landes grüßen Dich. Wir sagen, daß viele Deiner Unterthanen hierher kommen können, um Handel zu treiben, denn wir wollen, daß der Fluß den Europäern geöffnet sei.

*) Nach der deutschen Kolonialzeitung.

In Meinem Lande ist kein Krieg, und so lange Ich lebe wird kein Krieg sein, sodaß die Europäer nichts zu fürchten haben. Deswegen habe ich Herrn Colin diesen Brief gegeben, damit er ihn Dir übergebe, damit Du erfährst, daß kein Europäer sagen kann, man hätte ihm in Meinem Lande etwas zuleide gethan.

Von Bekanntschaften, welche man hat, gibt es drei Arten: Du kennst jemanden und Du sagst ihm nichts; Du kennst jemanden, welcher Dir Furcht einflößt, und Du schämst Dich es ihm zu sagen. Ist nun Dein Bekannter eine Frau, so sage ihr nichts, ist aber Dein Bekannter ein Mann, wie Du, so fürchte nichts und schütte ihm Dein Herz aus; die dritte Art von Bekanntschaft dagegen ist Gott, welcher Dir Furcht einflößt, Du brauchst ihm nicht zu sagen, was Du weißt, denn er sieht in Dein Herz und weiß, was darin vorgeht.

Die Antilope würde nicht versuchen, sich auf dem Rücken zu kratzen, wenn sie sich nicht ihrer Hörner bewußt wäre, und so wären auch nicht die Europäer hierher gekommen, wenn sie nicht wüßten, daß sie hier in Sicherheit wären.

Um Dir das alles mitzuteilen, habe ich diesen Brief geschickt, Ich der König Bala Demba."

Unsers Kaisers Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Am 18. Juni 1884 rüstete sich ein Kommando, bestehend aus einem Offizier, einem Arzt, zwei Seekadetten, vier Unteroffizieren und neunzehn Mann an Bord S. M. S. „Elisabeth", die vor den Los-Inseln an Afrikas Westküste vor Anker gegangen war, um den Überbringer der kaiserlichen Antwort zu der Residenz des Negerfürsten zu geleiten. Dr. Nachtigal, damals deutscher Generalkonsul in Tunis, und der bekannte Afrikareisende Dr. Max Buchner hatten an Bord des deutschen Kriegsschiffes die Reise von San Vincent aus mitgemacht; sie sollten des Kaisers Antwort dem Negerfürsten überbringen.

Das Wetter war regnerisch und stürmisch, der Seegang ziemlich hoch, sodaß die Expedition, die eigentlich schon in aller Frühe aufbrechen sollte, erst gegen elf Uhr sich aufmachen konnte; zwei Deutsche, die Herren Bauer und Moewius begleiteten dieselbe als Dolmetscher und Wegweiser.

Unsere Fahrt ging von dem zwischen Factory und Tumbo-Insel gelegenen Ankerplatz der „Elisabeth" aus, längs der bergigen, bewaldeten Küste Afrikas, die sich hier zu einem spitzen Ausläufer gestaltet, der von der Tumbo-Insel aus durch einen schmalen Kanal getrennt ist. Die anfangs stark bewegten Wellen wurden allmählich ruhiger, je mehr wir in die Bucht eindrangen, in welche der Dubrekastrom mündet; aber erst gegen 6 Uhr abends befanden wir uns auf demselben, und als wir die deutsche Faktorei erreicht hatten, die uns Nachtquartier geben sollte, war der Tag zur Rüste gegangen, und uns umgab dichte Finsternis. Schlimmer war für uns, daß inzwischen Ebbe eingetreten war; denn der Dubreka nimmt bis auf mehrere Seemeilen teil an den Strömungen des Meeres; die deutsche Faktorei aber ist nur von einem Seitenarm des Flusses zugänglich, der während der Ebbe alles Wasser verliert, ohne doch seines mehrere Meter hohen Schlammbodens wegen passierbar zu werden. Auf der dem Strome zugekehrten Seite aber erstreckt sich weit in den Fluß hinein dichtes Mangrovegebüsch, das fast überall die Ufer des Flusses umsäumt, und bisher war es den Kolonisten nicht möglich gewesen, dasselbe zu entfernen. So blieb uns nichts übrig, als in der Mitte des Stromes unsere Boote — eine Dampf- und eine Ruderpinasse — zu verankern und die Flut abzuwarten, die uns für Mitternacht angesagt war. Dr. Nachtigal und Dr. Buchner waren stromaufwärts an der Landungsstelle bei einer französischen Faktorei ausgestiegen, um auf einem größeren Umweg die deutsche Niederlassung zu erreichen — ein Weg, auf dem wir ihnen, der grundlosen Pfade und des dichten Gebüsches wegen, mit unsern Mannschaften nicht folgen konnten.

So wurde denn, nachdem die Mannschaften trockenes, wollenes Zeug angezogen hatten, in dem mitgebrachten kleinen Ofen Feuer entzündet und erst Essen, dann ein wärmender Grog bereitet, während die rings um das Boot ausgespannten Segel soviel wie möglich uns vor den Abendnebeln schützen sollten. Ein kurzer Schlummer folgte, bis auf dem gegenüberliegenden Hügel ein Licht erschien — das verabredete Zeichen für die zurückgekehrte Flut. In einem flachen Boot erschienen mehrere Schwarze, und die Ausschiffung, die bis auf die nötigsten Bootswachen eine vollständige war, begann. Da am Landungsplatz das Wasser immer noch sehr niedrig stand, mußten wir uns dem Rücken der Neger anvertrauen, die in dem Schlamm bis an die Knie einsanken, uns aber ohne Unglücksfall an Land setzten.

In einem geräumigen, bequemen Schuppen fanden die Matrosen, in einem zweiten Offiziere und Kadetten — die ersteren sogar in breiten Bettstätten — ihren Schlafplatz, freilich damit noch keine Ruhe; wer kann auch schlafen, wenn ihn Dutzende von Moskitos umschwirren?

Der nächste Morgen brachte uns schon in aller Frühe die Bekanntschaft der Minister des Königs Bala Demba: alte, freundlich blickende, ehrwürdige Männer, der eine mit einem verrosteten Säbel, der andere mit einem modernen Regenschirm bewaffnet. Ihr König brannte vor Ungeduld, uns zu sehen, so wurde für denselben Tag der Besuch verabredet. In glühender Sonnenhitze brachen wir auf, teils auf kleinen schnellen Rossen, teils in bequemen Hängematten gelagert, welche kräftige, hochgewachsene Neger im Laufschritt trugen. Der Weg ging durch saftige Wiesen, hie und da mit niederem Gesträuch bewachsen; uns zur Rechten hatten wir den Kakulimah, eine zweitausendneunhundert Fuß hohe Bergspitze, den Ausläufer eines längeren Gebirgszuges, den die Neger zu überschreiten bisher nicht erlaubt haben. Sie glauben, daß ihn gute Geister bewohnen, und suchen den Fremden, der in deren Bereich dringen will, durch alle Mittel davon abzuhalten; ein Franzose, der vor kurzem mit vieler Mühe die Erlaubnis des Königs zur Besteigung des Berges erlangt hatte, fand am Morgen, den er zum Aufbruch bestimmt hatte, seine beiden Pferde getötet vor, und da er zu Fuß seinen Plan nicht ausführen konnte, mußte er ihn aufgeben.

Nach einer kleinen halben Stunde kamen wir in die Residenz des Königs, ein freundlich gelegenes Dorf mit zahlreichen, aus Bambusstäben errichteten, schilfbedeckten Hütten, deren Bewohner staunend den fremden Matrosen zusahen, die in Schritt und Tritt, das Gewehr auf der Schulter einrückten.

Das Haus des Königs zeichnet sich vor anderen durch seine Größe aus; es besteht aus zwei Gebäuden, die ein bedeckter Gang verbindet, und es wird von einem geräumigen Hof aus betreten, in welchem die Edlen des Volkes Wohl beraten; augenblicklich sind sie vollzählig versammelt und begrüßen uns durch ein staunendes „Ah!" — In der Veranda vor der Eingangsthür nehmen rechts Dr. Nachtigal und Dr. Buchner, links wir Platz, hinter uns sitzen die Minister und nahen Verwandten des Königs. Ein geflochtener Armstuhl mit einem gestickten Kissen harrt vor der Thür auf das Erscheinen der schwarzen Majestät; dieselbe läßt nicht lange auf sich warten. Ein hoher, vom Alter gebückter Mann tritt ein in einem roten, blauumränderten, hemdartigen Gewande aus Wachstuch, wie uns schien, das dicht um den Hals schließt, bis zu den Knieen reicht und die nackten Füße sehen läßt, die geschwollen bis zur Mitte des Unterschenkels und — jedenfalls auf Verordnung des Leibarztes — mit Lehm beschmiert sind. Sein Aussehen widerspricht nicht den Aussagen seiner Unterthanen, die sein Alter auf über neunzig Jahre angeben; aber sein klares Auge und seine Antworten lassen auf einen ungebeugten Geist schließen.

Als er Platz genommen, beginnt Dr. Nachtigal ihm den Zweck unsers Kommens zu erzählen; er sei der Bote des mächtigen deutschen Kaisers, dessen Unterthanen in seinem Reiche Schutz und Unterkunft gefunden hätten, und sein Herr entbiete ihm dafür seinen kaiserlichen Dank. Bala Demba antwortete, er habe schon viel von unserm mächtigen Herrscher gehört, der das große Volk der Franzosen im Kampf geschlagen habe und er freue sich, die Unterthanen dieses Fürsten in seinem Lande zu sehen. Darauf verliest Dr. Nachtigal das kaiserliche Schreiben, das der Dolmetscher Satz für

Satz übersetzt, und überreicht dem schwarzen König ein hohes, kostbar ausgestattetes Schwert, dessen schön mit Goldverzierungen geschmückten ledernen Gürtel sich dieser, sichtlich erfreut, sofort um den Hals hängt; dabei erhebt er sich, zieht das Schwert, das mit seinem mächtigen Kreuzgriff nicht leicht zu handhaben ist, und so tritt er einen Schritt vor und zeigt sich seinen Vertrauten, die im Hofe in hockender Stellung versammelt sind und sofort in ein bewunderndes — oder war es ein belustigtes? — Geschrei ausbrechen. Lächelnd droht ihnen der Fürst mit seinem Schwert, das er wieder einsteckt, abhängt und einem seiner Diener übergibt. Darauf nimmt er wieder Platz und spricht in kurzen Worten erst seinen Dank, dann den Wunsch aus, unsere Mannschaften exerzieren zu sehen. Ein Offizier führt ihm dieselben vor, läßt einige Griffe machen, deren Präzision lauten, allgemeinen Beifall findet, und läßt zum Schluß die Truppe das Gewehr präsentieren, eine Ehrenbezeigung, die Bala Demba wohl versteht, denn er neigt zum Dank sein greises Haupt und greift an seine Kopfbedeckung — ein schwarzsamtnes, etwas schmieriges Käppchen, wie sie auch bei uns ältere Herren zu tragen pflegen.

Inzwischen hat sich der Himmel dicht bewölkt, und Dr. Nachtigal bittet uns — im Interesse der Leute — voranzugehen; er selbst hat noch weiteres mit dem König zu verhandeln. Trocken kamen wir daheim an und freuten uns, mit den deutschen Herren ein gemütliches Plauderstündchen verleben zu können.

Es gibt am Dubrekastrom drei Faktoreien, eine französische und eine englische, die aber einen deutschen Agenten, Herrn Ohse aus Nordhausen, an Ort und Stelle hat, und schließlich die unsers Gastfreundes, des Herrn Colin, den ein Württemberger, Herr Gerhard, vertritt. Herr Ohse wohnt mit Frau und Kind seit Jahren in einem europäisch gebauten, wohleingerichteten Hause, und unter seiner Leitung ist das Haus, das er bewohnt, errichtet worden, nachdem er mühsam den Platz von dem dichten Gebüsch gesäubert hatte, das am Ufer des Flusses noch jetzt die Landung unmöglich macht.

Die Herren sind mit dem Regiment der schwarzen Majestät nur wenig zufrieden. Er ist ein gieriger Herrscher, der zur Ernährung seines ausgedehnten Harems großer Mengen Reis bedarf, die er im Wege monatlichen Tributs von den Faktoreien eintreibt. Dabei verfährt er mit Umsicht und läßt sich jedes Recht, das er vergibt, einzeln und teuer bezahlen; so hat Herr Gerhard, der erst seit kurzem eingetroffen war, zunächst von ihm nur den Grund und Boden erwerben können; erst sechs Wochen später erhielt er das Recht, sich ein Haus zu bauen, und erst viel später wurde ihm die Errichtung eines Herdes gestattet.

Dabei ist der Platz ungesund; die Schlammmassen des Flusses sind eine ergiebige Quelle für Fiebermiasmen — und wie die stetigen Anwohner des Flusses in regelmäßiger Wiederkehr schwer am Fieber zu leiden haben, so sind auch die vorübergehenden Besucher von der kaiserlichen Marine nach ihrer Rückkehr auf die „Elisabeth" bis auf wenige Ausnahmen von schwerem Malariafieber befallen worden.

Bei gutem deutschen Bier wurden diese Verhältnisse eingehend erörtert und dann für den folgenden Tag ein Jagdzug stromaufwärts verabredet, ein Jagdzug, der uns außer zahlreichen Krokodilen, Affen, prächtigen Silberreihern, auch ein Nilpferd in Sicht gebracht hat, das mit dummem Gesicht aus dem Wasser hervorschaute, auf einen voreilig abgegebenen Schuß verschwand, um noch einmal aufzusehen, aber wiederum sofort zu verschwinden; besagtes Nilpferd ist an Bord, namentlich in der Kadettenmesse, Gegenstand lebhaften Zweifels und vielleicht auch mäßigen Neides geworden.

Am 21. traten wir frühmorgens, nach herzlichem Abschied von unsern Gastfreunden, die Rückfahrt an; gegen zwei Uhr trafen wir wohlbehalten an Bord ein, und am nächsten Tag erreichte unser Schiff die Reede von Sierra Leone.

Daß die Verhandlungen Dr. Nachtigals aber nicht ganz ohne Erfolg gewesen sind, dafür scheinen die neuesten Nachrichten von jener Küste zu sprechen, nach welchen die deutschen Niederlassungen daselbst unter den Schutz des Reiches gestellt sind.

Amoy, März 1885.

Am Familientisch.

Auf der Chaussee.

(Zu dem Bilde auf S. 565.)

Die Schneemassen, welche der Winter im Walde aufgehäuft hat, sind von der Frühlingssonne geschmolzen und ihre Wasser sind in den in kleine Bächlein verwandelten Gräben zu Thal gelaufen. Nun gilt es die große Heerstraße wieder hart und fest zu machen für den lebhaften Verkehr des Sommers. Der Steinschutt, den die Steinklopfer im Laufe des Sommers in harter Arbeit herrichteten und zu regelmäßigen Haufen aufschütteten, wird nun ausgebreitet und über ihn hin rollt, von sechs mächtigen Pferden gezogen, der wuchtige Leib der Chausseewalze.

Es liegt viel Stimmung in dem hübschen Bilde.

Für den Kupferstich.

Das „Daheim" hat sich seit geraumer Zeit die Aufgabe gestellt, durch Reproduktion von ausgezeichneten Grabstichelblättern unter seinen Lesern das Interesse für den Kupferstich neu zu beleben, welcher gegenwärtig durch seine jüngeren, schnelleren und schlagfertigeren Rivalen arg bedrängt wird. Man hat gewiß guten Grund, sich aller Fortschritte zu freuen, die der Menschengeist zuwege bringt. Wenn aber die mechanische Wirksamkeit die individuelle künstlerische Thätigkeit lahm legt und einen Zweig persönlicher Kunstübung dem Verdorren nahe bringt, so ist es hohe Zeit, die Gemeinde der Kunstfreunde zu Opfern aufzufordern, die in anbetracht des zu erreichenden Zweckes nicht einmal groß sind und überdies noch reichlich eingebracht werden. Der geringe Preis, durch welchen man sich heute in den Besitz von großen, zum Wandschmuck geeigneten Photographieen, Lichtdrucken, Photo- und Heliogravüren setzen kann, verführt viele Kunstfreunde von den teuren Kupferstichen und Radierungen Abstand zu nehmen. Sie vergessen aber dabei einen wichtigen Faktor: die Zeit. Was durch das Licht erzeugt wird, geht auch durch das Licht wieder zu grunde. Die Lichtempfindlichkeit der Photographie hat schon die erfindungsreichsten Köpfe zur Abhilfe dieses Übelstands in Bewegung gesetzt, und jeder Erfinder eines neuen Verfahrens hat die Produkte derselben als „unveränderlich" ausgerufen. Aber noch keinem ist die traurige Erfahrung erspart geblieben, daß die Zeit seine Zuversicht betrogen hat. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß die mechanische Reproduktion von Kunstwerken mit der Zeit noch zu wertvolleren und dauerhafteren Resultaten gelangen wird. Augenblicklich hat aber der Kupferstich noch unbestritten seine künstlerische Priorität, und sie wird ihm bei einsichtigen Kunstfreunden auch noch später erhalten bleiben, da die Kupferstecher ebensogut wie die Photographen und Kupferdrucker in der Ausnutzung technischer Raffinements fortschreiten.

Wir haben diese Bemerkungen gegenwärtig nur zu dem Zweck gemacht, unsere Leser vor dem Vergänglichen zu warnen und sie in eigenem Interesse auf das Dauernde aufmerksam zu machen. Die unmittelbare Veranlassung dazu hat uns die Kunsthandlung von Ernst Arnold (Karl Gräf) geboten, deren freundlichem Entgegenkommen wir manches kostbare Grabstichelblatt verdanken, welches wir unsern Lesern zugänglich gemacht haben. Dieser Kunstverlag hat sich die besondere Aufgabe gestellt, den Kunstschätzen Dresdens eine würdige Interpretation durch Kupferstiche, Radierungen und Lithographieen zu verleihen. Wir heben aus seinem etwa hundertdreißig Nummern umfassenden Verzeichnisse nur die Hauptblätter hervor, die von Stechern wie Thäter, Rahl, Mandel, Caspar, Steinla, Trossin, Bürkner, J. L. Raab, Fr. Müller, Büchel ausgeführt worden sind. Obenan steht die sixtinische Madonna von M. Steinla, deren Stich man auch heute noch mit Fr. Müller und Mandel in einer Linie nennt. Die von Steinla separat gestochenen Engelsknaben werden stets einen bevorzugten Schmuck behaglicher Wohnzimmer bilden. Steinla hat außerdem noch die Holbeinsche Madonna und die Madonna mit dem Fisch von Raffael in Madrid gestochen. Mandels Stich nach Guido Renis „Ecce homo" haben unsere Leser erst kürzlich kennen gelernt. Derselbe Meister, dessen Stiche von Jahr zu Jahr an Wert steigen, hat für den Arnoldschen Verlag noch die Blätter „Porträt Karls I nach van Dyck" und „Mater Dolorosa nach Carlo Dolce" geliefert. Unter den neueren Radierungen sind die Arbeiten von Raab nach der Spitzenklöpplerin von Metsu und der Händewäscherin von Terborch besonders rühmlich zu erwähnen. Für jeden Kunstgeschmack bietet dieser Verlag ein Grabstichelblatt von dauerndem Werte. Adolf Rosenberg.

Eine königliche Annonce.

Das um die Mitte des XVII. Jahrhunderts gegründete Blatt „Der Merkur" ist das einzige englische Blatt, welches seit jener Zeit noch heute besteht. Es war bei seiner Begründung das offizielle Hofblatt und hat diesen Charakter lange beibehalten. Es enthielt in der ersten Zeit seines Bestehens neben Nachrichten aus dem Auslande, Proklamationen König Karls II, besonders Anpreisungen verschiedener Geheimmittel von damaligen Quacksalbern. Nervenpulver, Spezifika für Podagra, Rheumatismen, Lungenkrankheiten und Pest, vortreffliche Zahnpulver werden empfohlen und die Leser am Schlusse der Anzeigen gewarnt, sich vor Fälschern in acht zu nehmen. Unter diesen Wohlthätern der Menschheit, die ihre Hilfe durch die Zeitung

anboten, ist auch — der König. Er macht unterm 14. Mai 1664 folgendes bekannt: „Seine geheiligte Majestät haben erklärt, daß es Ihr Königlicher Wille und Ihre Absicht ist, mit der Heilung der Leute von den Skrofeln während des Monats Mai fortzufahren und dann bis zu nächstem Michaelis auszusetzen. Ich habe den Befehl erhalten, dies anzuzeigen, damit die Leute nicht in der Zwischenzeit zur Stadt kommen und ihre Mühe verlieren.“ Der Glaube, daß in der Berührung des Königs eine Heilkraft gegen skrofulöse Leiden liege, mochte wohl durch Fälle scheinbaren Erfolges unterstützt werden. In der That kann die Aufregung, welche die Kranken in der königlichen Gegenwart empfanden, zuweilen als geistiges Tonikum gewirkt haben; in einer großen Zahl von Fällen aber muß man die Wirkung wohl dem Goldstücke zuschreiben, das der König jedem Patienten schenkte. Jedenfalls blühte diese königliche Praxis bis zu Königin Annas Zeit, mit deren Tode sie einging, die Regenten des Hauses Braunschweig machten keinen Anspruch, die medizinische Begabung zu besitzen. R. F.

Fortschritte in Jerusalem.

Jedes neue Heft der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins“ unter der vortrefflichen Redaktion des Professor H. Guthe (Leipzig bei K. Bädeker) bringt neue Nachrichten aus dem heiligen Lande, sodaß dieselbe nicht nur für Theologen und Altertumsforscher, sondern auch für das große gebildete Laienpublikum eine äußerst wichtige Quelle der Belehrung geworden ist. In Heft 1 des achten Bandes, das soeben erschien, finden wir eine höchst dankenswerte Abhandlung über die neuere Geschichte Jerusalems von Pfarrer Ph. Wolff, aus welcher der rapide Fortschritt erhellt, der unter europäischem Kultureinflusse dort bemerkbar ist. Dieser beginnt mit der Einführung der Konsulate — das erste preußische ward 1843 errichtet — doch durften die ersten Konsuln nicht einmal ein Haus kaufen, so übermütig waren damals noch die Türken, und für die Verpflegung war so schlecht gesorgt, daß der erste preußische Konsul sich sein Brot selbst backen lassen und seinen Wein keltern lassen mußte; für letzteren hatte er einen Keller zu bauen. Im Jahre 1858 gründeten die Europäer einen Reinlichkeitsverein, der zunächst die Wegschaffung der Kadaver großer Tiere aus den Straßen der Stadt ins Auge faßte, ein Geschäft, welches bis dahin von den Hunden besorgt ward. Der Befehl, daß die Straßen zu kehren seien, stammt erst aus dem Jahre 1867. Eine Straße von dem Hafenplatz Jaffa nach Jerusalem wurde erst 1866 erbaut. Auch großartige Neubauten sind entstanden, so die mit einem Kostenaufwand von 3 Millionen Rubeln erbaute russische Dreieinigkeitskirche, die zahlreichen Hospize, Spitäler, Schulen für Evangelische, Katholiken und Juden. Glockengeläute, früher verboten, ertönt seit 1857 in Jerusalem; eine Dampfmühle gibt es seit 1877, ein Telegraphenamt seit 1865. Das alles ist ein friedlicher Kreuzzug der Christen, deren Einfluß täglich steigt und die Hoffnung erweckt: Jerusalem muß unser werden.

Briefkasten.

Die von unserm geschätzten Mitarbeiter, Professor **Waetzoldt**, bei der Geibelfeier in Hamburg gehaltene Rede ist soeben im Verlage von O. **Meißner** daselbst herausgekommen und soll zum **Besten des Geibeldenkmales** verkauft werden. Auch abgesehen von dem löblichen Zwecke ist dieses Gedenkwort kaufens- und lesenswert, da es das allbekannte Dichterbild in geistreich anregender Sprache und durch manchen neuen Zug ergänzt dem Leser vorführt. — **R.** in **D.** und **M. Fr.** in **P.** Ihrem Wunsche gemäß vernichtet. — **Ungeeignet** sind die Zusendungen von **Fr. L.** in **London**. — **H. H.** in **M.** b. **O. R.**; **F. Kn.** in **St. O.**; **J. M.** in **W**; **Schm. v. Schw.** in **B.**; **M. R.** in **G.**; **B.** in **Br.**; **C. A.** in **C. a. S.** — Frau **R.** in **H.** — **B.** in **K.** i. **P.** Wiederholt müssen wir es ablehnen, Gedichte und kleine Artikel zurückzusenden. — **H. v. O.** Das Original des Bildes von Kallmorgen: „Ostermontag“, das in unserer Osternummer Ihnen so sehr gefallen, befindet sich in der Gemäldesammlung des Herrn **Hugo Raußendorf** in Berlin, Neanderstraße 26 und wird dort jedermann zur Ansicht bereitwilligst gezeigt. — Frl. **Marie B.** in **F.** Wenden Sie sich an Fräulein von **Wedell**, Berlin W. Potsdamerstraße 122 b, welche Ihnen über den Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande jede erwünschte Auskunft geben und Ihnen auch sagen wird, ob Sie in die Reihe der Mitarbeiterinnen an diesem Werke eintreten können. Das von demselben Verein unter Redaktion des Hofpredigers **Schrader** herausgegebene Missionsblatt können Sie durch jede Buchhandlung, wie durch die Post beziehen. (In zwölf Monatsnummern, Preis: M. 1,50.)

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von K. Kondelik.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Viersilbige Scharade.

Ein hohes Lob die Ersten künden,
Doch ist's in Stadt und Dorf zu finden,
Wo nach der Regel, streng und hehr,
Man gibt dem Künstler seine Ehr.

Die beiden Letzten säuberlich
Verrichten treulich Stich für Stich
Gesellendienste willig dir
Und trinken weder Wein noch Bier.

Das Ganze ritt den Pegasus
Dem edlen Tier einst zum Verdruß,
Und kann man es noch heute sehn
Als Oper stolz in Szene gehn. Pf. J.

Bilderrätsel.

2. Arithmogriph.

			1	2	3			
		4	5	6	7	8		
		9	10	8	1	3		
		8	11	12	3	1		
		13	3	14	3	15		
		8	11	1	5	3		
		3	11	7	3	15		
	15	9	16	9	17	17	3	
18	11	4	8	12	8	19	5	1

Ersetzt man die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so ergeben die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge):
1) den Stifter eines Mönchsordens, 2) einen alttestamentlichen männlichen Namen, 3) einen andern alttestamentlichen männlichen Namen, 4) einen orientalischen Titel, 5) einen alttestamentlichen weiblichen Namen, 6) einen andern alttestamentlichen weiblichen Namen, 7) einen Propheten, 8) eine heilige Stätte, 9) einen berühmten Kurort.

Die senkrechte Mittelreihe, von oben nach unten gelesen, nennt ein christliches Fest.

3. Rätsel.

Ich stamme aus dem Böhmerland
Und weiß gar leicht zu schreiten.
Wo Frohsinn herrscht, bin ich bekannt,
Ich halt's mit muntern Leuten.
Gib mir statt a ein o als Fuß,
Viel Märchen ich erzähle,
Und mit dem schönsten Dichtergruß
Erfüll' ich deine Seele. W. H.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 35.

Damespielaufgabe.

1. e5 — d6 1. Dc7 — g3
2. h2 — f4 2. De7 — g5
3. h6 — f4 gewinnt.

1. Rätsel.

Stieg — Geist.

2.

			E	N	S			
			B	E	Y			
			Z	U	G			
P	F	I	N	G	S	T	E	N
N	E	U	G	U	I	N	E	A
F	E	R	D	I	N	A	N	D
			I	N	N			
			F	E	E			
			A	A	R			

Bilderrätsel:

Dampfersubvention.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Deutscher Agentenschwindel in London. Von C. A. Schleicher. Ein modernes Paar Schuhe. Ein Blick in die mechanischen Schuhwerkstätten Erfurts. Von Hans von Spielberg. Mit sechs Illustrationen. — Odysseus. Schluß. Erzählung von H. Seidel. — Ein Besuch bei König Bala Demba am Dubrekastrom. Von Dr. Harry Koenig, Assistenzarzt an Bord S. M. S. „Elisabeth“. — Am Familientisch: Auf der Chaussee. Zu dem Bilde von C. Ahrendts. — Für den Kupferstich. Von A. Rosenberg. — Eine königliche Annonce. — Fortschritte in Jerusalem. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Juni 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 37.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Acht düstere, lastende Tage sind über Schloß Weißenfels dahingezogen. Der kleine Prinz ist zu seinen drei Brüdern in der Familiengruft gebettet, aber die Herzogin Friederike hat noch nicht ein einzigesmal verlangt, in die Krypta hinunter zu steigen.

Die wenigen sonnigen Tage zu Anfang des April sind in den eigentlichen Charakter der Jahreszeit umgeschlagen. Frühlingsstürme brausen ums Schloß, Schnee und Hagel sausen daher, um nur manchmal einzelnen Sonnenblicken zu weichen.

Die Herzogin bringt ihre Tage, in eine schwarze Kontusche gehüllt, fröstelnd und apathisch im Salon an dem wärmespendenden Kamin zu. Jede öffentliche Totenfeier ist vermieden, kein Trauerbesuch wird angenommen. Nur die alte Gräfin Luja und Rosa von Bünau werden zur Herzogin gelassen; was vermögen aber auch sie mit aller ihrer Liebe gegen die Starrheit eines solchen Schmerzes!

„Hochfürstliche Durchlaucht hat keine Kraft mehr zur Klage“, sagte eines Tages die Gräfin Luja zum Herzoge, als sie im Vorzimmer seiner Gemahlin mit ihm zusammentraf. „Und da die Leidende nicht klagt, finde ich keinen Anknüpfungspunkt für meinen wohlgemeinten Trost.“

Der Herzog war anfänglich außer sich gewesen; er hatte in der ersten Wut die nachlässige Bonne umbringen wollen und sie mit finsterem Argwohn beschuldigt, sie habe das Kind hinuntergestürzt. Man mußte den Raum zwischen den Säulchen der Balustrade messen und mit dem Körper des Knaben vergleichen, um festzustellen, ob er sich habe durchzwängen können, und siehe da, es war möglich.

Nun begann der verzweiflungsvolle Vater sich selbst Vorwürfe zu machen, daß er sein Kind spielend gejagt habe. Offenbar hatte der Kleine in der Hast und Lust des Laufens, und glaubend, er werde verfolgt, einen noch besseren Versteck gesucht als hinter den Kübeln und war so durch die Balustrade gekrochen. Immer traf die Bonne ein schwerwiegender Vorwurf der Unachtsamkeit; ihre Krankheit entrückte sie aber jeglicher Strafe durch Wort oder That. Man hatte sie besinnungslos im gelben Zimmer gefunden und in einen fernen Flügel des Schlosses getragen, wo die alte Babett sich ihrer erbarmte und die im hitzigen Fieber Liegende treulich verpflegte.

Als die Wärterin angab, daß Mademoiselle Bernard am Morgen des Unglückstages schon von einer Ohnmacht befallen sei, als der Leibmedikus einige Tage um das Leben der Kranken besorgt war, und man erfuhr, wie schmerzlich sich die Bonne selbst in ihren Fieberphantasien anklagte, begann der Zorn des Herzogs auf die Unglückliche nachzulassen. Vielleicht war ihr körperlicher Zustand schon damals nicht mehr ganz zurechnungsfähig gewesen. Mochte sie also, wenn sie genas, ungestraft gehen wohin sie wollte.

Die Herzogin hatte mit dem Frösteln, welches sie jetzt so oft befiel, sogleich erklärt, sie könne die Bernard nicht wiedersehen; das Kinderzimmer rechts von ihrer Schlafstube war ebenso fest verschlossen worden, wie das auf der linken Seite, wo der kleine Georg gestorben, und es schien, als vermöge die arme Mutter ihrem Schicksale nur dann in die düsteren Augen zu schauen, wenn man es so tief wie möglich verschleierte.

Auf die Schreckensnachricht von Weißenfels war Graf Luja, sobald er die einmal eingeleiteten Arbeiten beendet, zurückgekehrt. Man würde ja nun doch die Lustfahrt nach Leipzig aufgeben, weshalb also weitere Vorkehrungen treffen? Ihn verlangte mit heißer Sehnsucht nach Hause, er zählte die Stunden, bis er Rosa wiedersehen und endlich zu ihr reden würde, wie sein Herz begehrte. Weshalb, fragte er sich oft, hatte er's nicht längst gethan? Jetzt konnte er sich kaum in

die Stimmung zurückversetzen, in der es ihm unmöglich gewesen, ihr von seiner Liebe zu sprechen.

Nun aber angesichts dieses Unglücks, dem er bei seiner Heimkehr, dem Wiedersehen seiner tiefbetrübten Mutter, seiner Meldung beim Herzoge, selbst gegenüberstand, sollte er da an sein Glück denken? Er konnte lange zu keinem Entschluß kommen. Endlich ertrug er diesen Zustand nicht länger, er wollte dem teuren Mädchen das Leid tragen helfen, welches so deutlich aus ihren traurigen Augen sprach. Nur flüchtig hatte er bis jetzt Rosa gesehen, und sein Herz sehnte sich doch so innig nach ihr.

Er ging um die Mittagszeit ins Schloß und ließ sich bei dem Kammerfräulein von Bünau melden. Dies Vorgehen wäre für einen jungen Mann von weniger sicherer Stellung bei Hof nicht thunlich gewesen; der Reisemarschall und Oberjägermeister Graf Luja, dessen Mutter die nächste Freundin der Herzogin war, der längst die würdige Haltung des älteren Mannes gezeigt, durfte sich einen solchen Besuch erlauben. Das Fräulein nahm ihn auch ohne Weigerung an.

Mit hoch geröteten Wangen, verweinten Augen und sichtlicher Erregung kam Rosa ihrem Besuch entgegen.

„Bringen Sie vielleicht irgend eine üble Kunde von Ihrer Frau Mutter?" fragte sie mit einem zerstreuten Wesen, das ihn befremdete. Während er sie erstaunt ansah, fuhr sie fort: „Es passiert so viel Trauriges, daß man immer noch mehr erwartet." Ein tiefer Seufzer folgte, sie wandte sich und trocknete ihre Thränen. Währenddem nahm sie Platz auf ihrer kleinen kattunüberzogenen Bergère und bot ihm mit winkender Hand einen Sessel an.

Graf Luja folgte der Einladung; er fühlte, daß dem Mädchen in diesem Augenblicke nichts ferner liege, als eine Liebeserklärung von ihm zu erwarten, und so konnte er bei einer erkältenden Zerstreutheit von ihrer Seite nicht ohne weiteres seine innigsten Empfindungen aussprechen. Er begann also von dem geschehenen Unglück, von dem tiefen Schmerz des herzoglichen Paars.

Sie nickte, aber es war nicht die unbefangene, der traurigen Thatsache sich hingebende Teilnahme, wie damals in der Kirche. Als er ausgesprochen, sagte sie, und jetzt mit wärmster Empfindung: „Unsere teure Frau Herzogin ist ganz gebrochen; in diesem armen erstorbenen Herzen ein Fünkchen Leben, ja etwas wie Freude entfachen zu können, nicht wahr, das ist auch ein Glück, das darf ich als meine höchste Pflicht ansehen?"

Erstaunt blickte er sie an, es mußte etwas Besonderes geschehen sein, was Rosa jetzt vor allem anderen bewegte. „Fräulein von Bünau", entgegnete er ernst, um endlich zum Ziele zu kommen, „da Sie mir das alte Vertrauen beweisen und mich fragen, wie Sie es eben thun, will auch ich Ihnen das allergrößte Vertrauen schenken. Ich ersehne mir das Recht, Sie zu beraten, ich wünsche nichts lebhafter, als alle Ihre Kümmernisse und Sorgen teilen, durch das ganze Leben mit Ihnen tragen zu dürfen. Und zwar nicht nur als Freund, als „Onkel", wie Sie mich manchmal scherzend nannten, nein, als Ihr Gatte, der voll berechtigt ist, Glück und Leid mit Ihnen zu teilen. Rosa, haben Sie denn meine Liebe nicht längst empfunden, spricht denn Ihr Herz nicht auch für mich?"

Starr hatte sie ihn angehört, starr ihn angesehen; jetzt, als gehe ihr plötzlich ein blendendes Licht auf, schlug sie beide Hände vor die Augen und schluchzte mit dem Ausdruck des grenzenlosesten Schmerzes:

„O ist es denn möglich! Luja, Sie? — Ich sollte Ihrer wert sein? — Ich könnte mein ganzes Dasein an Ihrer Seite verleben — mit Ihnen, immer bei Ihnen! — Und nun ist's aus, ist's unmöglich. O Graf Luja, wie elend bin ich, nicht aus vollem Herzen rufen zu dürfen, ja, ja, ich liebe Sie über alles — nehmen Sie mich — machen Sie mich überglücklich!"

„Und warum, teure Rosa, können Sie das nicht?" rief er und ergriff ihre Hände, sie mit Küssen bedeckend. „Was sollte unsere Vereinigung hindern, wenn Sie mich lieben?"

„Warum nicht? Luja, lieber Luja, weil ich seit gestern Kurt Zscheplitzs Braut bin."

Er ließ ihre Hände los und lehnte sich erblassend zurück. „Zscheplitzs Braut?" murmelte er, „wie ist das möglich?"

„Er hatte schon an jenem Unglückstage beim Herzoge um mich geworben. Diese Verbindung ist seit langem der Herzogin Wunsch. Zu meinem steten Schrecken hatte sie mich immer wieder, als auf mein größtes Glück, darauf hingewiesen —"

„Ich weiß es", sagte er mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Man lächelte bei Hof über diese kleine Schwäche der hohen Frau. Aus Güte wollte sie Vorsehung spielen."

Rosa achtete kaum auf das, was er sagte; in zitternder Erregung fuhr sie fort: „Zscheplitz wagte zu erinnern, Se. Durchlaucht glaubte unsere arme Fürstin aus ihrer Lethargie aufzurichten, indem er auf ihren Lieblingswunsch zurückkam. Es war das erstemal, daß sie mit etwas wie Teilnahme zuhörte. „Ja", sagte sie, „Rosa liebe ich auch, als wäre sie mein Kind. Sie soll nicht unter meinem Jammer leiden, sie soll glücklich werden!" Durchlaucht ließen mich rufen, nahmen mich im Vorzimmer beiseite und ermahnten mich, den Wünschen der Frau Herzogin mit keinem Worte zu widersprechen. Der hohe Herr berichtete mir seiner Gemahlin Worte, er war erfreut, daß sie etwas mit Interesse angehört. Der Arzt hatte noch vor kurzem erklärt, ihr Zustand könne in Tiefsinn, in Geisteskrankheit übergehen, wenn man nicht Teilnahme am Leben zu wecken vermöge. Ich war mir gleich ganz klar bewußt, daß ich den Kammerjunker nicht liebe, nicht lieben könne, denn er ist mir immer gleichgültig, oft langweilig gewesen, aber für die hohe Frau war ich zu allem bereit. Wie oft hatte ich mir in der letzten schweren Zeit gesagt, daß ich mein Leben für die über alles verehrte Herzogin hingeben möchte, jetzt nahm mich das Schicksal beim Wort —"

„Und Sie zauderten nicht, das Opfer zu bringen, Rosa, geliebtes Wesen!" rief Luja, der seiner eignen Natur nach sich auf das lebhafteste in ihre Empfindungsweise versetzen konnte.

„Durfte ich zaudern?" fuhr sie fort. „Meine einzige Sorge war jetzt nur, Kurt Zscheplitz für seine treue Anhänglichkeit nicht zu belügen. Ich sagte ihm offen, daß ich ihn noch nicht liebe, versprach aber, es zu versuchen. Er fragte mich nur, ob ich den Baron Storke liebe oder je geliebt habe; ich konnte mit gutem Gewissen: nein antworten, wenn ich auch hinzufügen mußte, daß er mich oft interessiert hätte. Von Ihnen war keine Rede, Graf Luja. Hätte Kurt mich gestern gefragt, würde ich gewiß geantwortet haben: wie er mir solche Vermessenheit zutrauen könne, Sie zu lieben, den so viel Reiferen, Höheren, Besseren —"

„Den Onkel", unterbrach er seufzend.

„Ja den Onkel", sagte sie mit einem kleinen Anfluge ihres schelmischen Lächelns.

„Und nun ist kein Zurück, keine Änderung möglich?"

„Keine!" schluchzte sie mit neu hervorbrechenden Thränen. „Ich habe aus einem besseren Beweggrunde als dem, selbst glücklich zu sein, dem Kammerjunker in Gegenwart der Herrschaften mein Wort gegeben. Ich habe den Segen meiner teuren Gebieterin, ihr erstes Lächeln seit dem Unglück mit größerer Wonne empfangen, als eine liebende Braut den Ring des Verlobten empfangen mag — wie kann ich zurück?"

„Sie haben recht, Rosa, Sie können nicht zurück. O wie tadle ich jetzt selbst meine Bedenklichkeit! An unsern Schwächen gehen wir zu grunde, und die meine rächt sich schwer."

Er stand auf, sie kam ihm einen Schritt entgegen; mit großer Liebe und tiefem Trennungsschmerz sahen sie einander in die Augen, er ergriff noch einmal ihre Hände und preßte seine Lippen darauf, dann stürzte er ohne ein weiteres Lebewohl hinaus. Rosa brach neben ihrem kleinen Sofa in die Kniee. Sie lehnte ihr thränenüberströmtes Gesicht in die Kissen und betete. Sie flehte nicht um eine Vereinigung mit dem Geliebten, ihre Seele schrie zu Gott um Kraft, ihr Wort halten und Kurt Zscheplitz glücklich machen zu können.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Tod des kleinen Prinzen war dem kursächsischen Hofe angezeigt. Jetzt langte mittels Estafette ein Handschreiben

Brühls in Weißenfels an, in welchem er dem Beileid seines Herrn, des Kurfürsten, Worte lieh und in üblicher Form kondolierte. Hieran war nichts auszusetzen, obgleich es den Herzog verdroß, Worte des Bedauerns von jener Seite zu hören, die, wie er wußte, über das jammervolle Ereignis triumphierte.

Ein zweiter, beigeschlossener, in seinem eigenen Namen an den Herzog gerichteter Brief des allgewaltigen Ministers versetzte aber den Empfänger in eine grenzenlose Wut.

Brühl schrieb nach einigen landläufigen Redensarten über „unbegreifliche Fügung" und „Ergebung in das Schicksal":

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden jetzt vielleicht geneigter sein, auf meine früheren Propositionen zu entrieren. Dero in Gott ruhenden Söhne stehen einer Abdikation nicht mehr hindernd im Wege. Ich darf voll schmerzlicher Teilnahme voraussetzen, daß ein durch Schicksalsschläge gebrochener, älterer Mann die Sorgen der Regierung gern den jüngeren, kräftigen Händen höchst seines Agnaten überläßt, und erlaube mir, falls Ew. Hochfürstliche Durchlaucht konsentieren, einliegend höchst konvenable Bedingungen zu unterbreiten."

Als der Herzog dies gelesen, drückte er mit der ganzen Kraft seiner Faust das Papier zusammen, schleuderte es auf den Tisch, sprang empor und stürmte in seinem weiten Gemache auf und ab. „Zum alten Eisen geworfen!" murrte er, „ein Invalide trotz dem Feldzuge, in welchem ich wie der Jüngsten einer für Sachsen mein Leben eingesetzt. Aber wart' Er, mein Herr Minister, ich will Ihm den Johann Adolf vorführen, Er soll sich wundern. Er soll einsehen, daß man den noch nicht im Handumdrehen abthut!"

Er stand einen Augenblick sinnend, dann rief er überlaut: „Wir fahren doch nach Leipzig!"

Darauf setzte er sich an den Schreibtisch, um Brühl eine Antwort zuzufertigen. Der Brief lautete:

„Mein Herr Minister! Was ich von Seiner Kondolenz zu halten habe, weiß ich ganz genau, ebenso genau, daß Sein wiederholtes Pressieren mich indigniert, und daß ich keine Lust habe, mich Ihm zu akkommodieren. Meine Gemahlin ist noch jung und gesund; sie wird die Schicksalsschläge, welche sie betroffen, mit Gottes Hilfe überwinden. Ich bin auch noch kein Greis, und wir hoffen Ihn noch etliche Male zu einer solennen Prinzentaufe in Weißenfels bei uns zu sehen. Vorher aber mag Er sich in Leipzig, allwo wir die Ostermesse mitzufeiern gedenken, von unserm Wohlsein überzeugen."

Der Herzog rieb sich die Hände; er war sich mit Genugthuung bewußt, daß der eitle Minister, der sich „Erlauchte Excellenz" nennen ließ, einen gröberen Brief lange Zeit nicht zu Gesicht bekommen.

Im Begriff, sofort einen Kurier mit diesem Antwortschreiben abzufertigen, fiel ihm ein, daß Friederike ihm Schwierigkeiten machen werde. Es mußte ihm gelingen, ihren Widerstand zu besiegen; er fühlte sich belebt von dem Gedanken, Brühl als ein frischer, hoffnungsfreudiger Mann entgegen zu treten. Wenn es auch vorläufig eine Komödie war, so gelangte er doch dadurch wieder in die eigentliche Stimmung, in welcher er sich wohl befand, und deshalb traf das Aufbäumen seines Ehrgeizes mit seiner innersten Neigung zusammen. Er steckte die Briefe zu sich und begab sich mit denselben zu seiner Gemahlin.

Er fand Friederike wie immer voll träumerischer Gleichgültigkeit in ihrem Salon im Sessel liegen. Sie saß mit dem Rücken nach der Fensterreihe und starrte in die verlöschenden Kohlen des Kamins. Die leise Erregung, welche ihr Rosas Verlobung gebracht, war wieder verflogen, ja es schien jetzt, als empfinde die Herzogin ihre Beteiligung daran wie ein Opfer. Sie bewies Rosa noch immer eine sanfte Zärtlichkeit, aber mehr abwehrend als aufmunternd, und ihr Lebenstrieb drohte einzuschlafen.

Durch den prächtigen Raum irrte ein flüchtiger Sonnenstrahl und in diesem saß am Fenster das Kammerfräulein vom Dienst, Jakobine von Wolfhart; der Hofmedikus hatte eine beständige Beobachtung für die Leidende angeordnet, und ihr selbst war alles gleichgültig. Das Kammerfräulein saß da, steif, schwarz vom Kopf bis zum Fuß, mit einer den Verhältnissen angepaßten Leichenbittermiene.

„Sie kann gehen, Fräulein von Wolfhart", sagte der Herzog, „ich möchte mit meiner Frau Gemahlin allein sein."

Jakobine erhob sich, verbeugte sich und verschwand. Johann Adolf zog sich einen Sessel zu dem seiner Gemahlin heran, küßte ihre Hand und fragte, wie sie sich befinde.

„Wie immer", sagte sie müde.

Er nahm den kursächsischen Kondolenzbrief und las ihr denselben vor; sie rührte sich nicht. Er ließ den Brief des Ministers folgen, die Stimme bebte ihm vor innerer Wut, als er jene Phrasen von seinem gebrochenen Zustande und den erneuten Abdankungsvorschlag jetzt noch einmal las. Auf die Herzogin machte alles dies keinen Eindruck.

„Was sagst du dazu, Friederike?" fuhr er zornig heraus, indem er den Brief aufs neue zerdrückte.

„Der Mann hat recht", seufzte sie.

„Recht?" Johann Adolf sprang empor. Er versuchte sich zu fassen, setzte sich wieder und fuhr fort: „Höre, was ich dem Unverschämten antworte." Er las ihr seinen Brief vor.

„Du denkst doch nicht ernstlich daran, nach Leipzig zu gehen?" fragte sie zitternd und sah ihn mit ihren großen, leeren Augen verstört an.

Er erschrak vor dem Blick, antwortete aber unbeirrt: „Ich denk's nicht allein, ich thu's bei meiner herzoglichen Ehre!"

Sie wußte, daß nun nicht mehr zu markten sei. „Adolf!" schrie sie auf, „man wird auch dich umbringen!"

„Unsinn! Glaubst du, wer in so vielen Schlachten gestanden wie ich, der fürchte sich? Es paßt ihnen, mich zu depossedieren, was sollte ich sonst zu befürchten haben?"

„Alles!" stöhnte sie. „O die Möglichkeit weiterer Nachfolge bringt dich in die größte Gefahr!"

„Laß sie. Wir triumphieren doch noch! Du schenkst mir noch Söhne; ich mache alle ihre Anschläge zu schanden."

Sie schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf. „Kann dich nichts bewegen, Adolf" — stammelte sie, „gar nichts — deinen Plan — Leipzig aufzugeben?"

„Du hörtest es, ich habe dir und mir mein Wort verpfändet, zu gehen."

„So will ich dich begleiten!" rief sie auffahrend, ein paar rote Flecken brannten auf ihren Wangen, die Augen leuchteten unheimlich. Plötzlich brach ein Thränenstrom, der erste seit dem schrecklichen Verlust, aus ihren Augen, sie rang die Hände und schluchzte wiederholt: „Ich kann dich nicht auch verlieren; ich kann es nicht — ich kann es nicht!"

Er neigte sich liebevoll zu ihr nieder und sagte ihr, wie glücklich es ihn mache, daß sie mitfahre, sie dürfe aber keine schwarzen Kleider tragen, sondern solle so schön und glänzend erscheinen wie möglich. Sie versprach alles zu thun, was er wolle, umklammerte seinen Hals, zog ihn zu sich herab und küßte ihn mit zitternder Inbrunst.

Die Nachricht, daß man doch nach Leipzig aufzubrechen gedenke, überraschte das sämtliche Hofpersonal außerordentlich. Die Herzogin verließ den Sessel am Kamin und traf Anordnungen für ihre Toilette. Sie machte alle die Reise und ihre Begleitung betreffenden Vorbereitungen, und ein oberflächlicher Beurteiler konnte ihren Seelenzustand unterschätzen. Sie war so sehr daran gewöhnt, zu fürchten, die Sorge um die Ihren hatte seit so langer Zeit ihren Lebensnerv, ihre Spannkraft ausgemacht, daß sie zusammengebrochen war, als jegliches Hoffen und Fürchten aufgehört hatte. Die neue Sorge um ihren Gemahl gab ihr die gewohnte Empfindung wieder. Sie wurde von dem Gefühle belebt, ihn schützen zu müssen. Die endlich hervorgebrochenen Thränen entlasteten ihr Herz, sie überließ sich jetzt oft dieser Erleichterung und ging wieder täglich in die Gruft.

Die Ärzte erklärten sich mit der Wendung ihres Zustandes außerordentlich zufrieden und versicherten dem Herzoge, höchstseine Frau Gemahlin werde voraussichtlich geistig und körperlich vollkommen genesen.

Der Herzog konnte es jetzt wagen, Friederiken vorzu-

schlagen, ob man nicht morgen, am Tage vor der Abreise, mit einem kleinen Diner Rosas und Zscheplitz' Verlobung feiern und veröffentlichen wolle. „Etwas Derartiges sind wir den beiden schuldig, mon amie", sagte er fast so aufgeräumt wie sonst. Seltsamerweise verletzte sein scheinbarer Leichtsinn diesmal die feinfühlende Frau nicht. Da die peinigende Sorge für sein Ergehen bei ihr in den Vordergrund getreten war, beruhigte sie jeder Beweis seines Wohlseins. Außerdem wünschte sie selbst, daß vor ihrer Abreise die stattgefundene Verlobung dem engeren Hofkreise mitgeteilt werde.

Der intime Kreis war am Mittage vor dem Aufbruch nach Leipzig um die glänzende Hoftafel versammelt. Rosa von Bünau und Kurt von Zscheplitz saßen zwischen Herzog und Herzogin; diese Auszeichnung bewies die Wahrheit der in letzter Zeit aufgetauchten Mutmaßungen. Es galt, die beiden als Brautpaar zu feiern. Unter den Anwesenden wehrte sich manches Herz gegen diese Thatsache.

Graf Luja nahm sich mit aller Kraft zusammen; daß er leide, ahnte niemand. Jakobine rettete sich hinter den Schutz ihrer Steifheit, aber Storke wechselte einmal über das andere die Farbe und rang einen fürchterlichen Kampf mit sich, um seine Niederlage zu ertragen und zu verbergen. Daß Rosa keine glückliche Braut sei, sah er mit vollster Gewißheit; sie erschien so bleich, so verweint, so gleichgültig; er wußte auch, daß ein großer Teil der Gesellschaft ihn für den Bevorzugten hielt. Und das that er selbst neben seinem Grimm mit innerstem Triumph. Wie konnte er, der Sieger über so manches Frauenherz, hier zweifeln?

„Das Mädchen ist sichtlich zu der glänzenden Partie beredet", sagte sich der Oberstallmeister. „Sie liebt mich, sie muß mich lieben, sie wagt es nicht, mich anzusehen."

Der Herzog verkündete mit erhobenem Glase die Verlobung, Musik hatte man der tiefen Trauer halber fortgelassen, aber zum Anklingen der Gläser, zu lautem Glückwünschen gab der hohe Herr selbst den Anlaß, indem er rief, die Kavaliere sollten kommen und mit der Braut anstoßen. Auch die Herzogin sah freundlich und gerührt aus.

Als Daniel von Storke mit dem Glase in der Hand um den Tisch kam, hielt ihm der Herzog sein eigenes Glas entgegen und raunte ihm zu: „consolez vous!"

Der Oberstallmeister nahm diese wohlgemeinte Anrede in seiner augenblicklichen Gereiztheit für Hohn und warf, während er nicht umhin konnte, mit dem Herzoge anzustoßen, diesem einen wutfunkelnden Blick zu.

Der gutgelaunte Fürst bemerkte nichts davon, war er doch längst nach einer anderen Seite hin in Anspruch genommen; Storke aber kämpfte mit dem Verlangen, seinen Herrn niederzuschlagen, weil dieser es gewagt, ihn in seiner Demütigung zu verspotten. Hätte dieser Mann es gewollt, so säße er jetzt an Zscheplitz's Stelle. Würden dann die Wangen der Braut nicht wie sonst in schönster Rosenfarbe blühen? Diese Heirat durfte nicht, sollte nicht zustande kommen!

Graf Luja stieß ernst und ruhig mit dem Brautpaare an, des Fräuleins Wangen überflutete ein helles Rot. Storke, welcher daneben stand, schrieb ihre Bewegung seiner Anrede zu, die Augen hatte sie zu keinem von ihnen aufgeschlagen.

Verstört, mit wilden Plänen ringend, schritt Daniel von Storke am Abende dieses Tages in seinem Zimmer hin und her. Er hatte alles zur morgenden Abreise fertig.

An Clemence Bernard dachte er jetzt nicht, er wußte, sie liege schwer krank an einem Nervenfieber im Schlosse. Er hatte es vermieden, ihr ein Zeichen der Teilnahme zu senden. Wie leicht konnte er sich bloßstellen, er durfte nicht mit ihr genannt werden. Daß die Reise nach Leipzig nun doch noch zur Ausführung kam, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, ihr auszuweichen, während der Zeit sollte die Französin das Schloß verlassen, damit die Herzogin ihr nicht wieder begegne. So war sie denn hoffentlich fort, wenn er von Leipzig zurückkehrte. Mochte es auch nicht wahrscheinlich sein, daß die feurige Clemence ohne Abschied verschwand, so ward es ihr doch erschwert, ihn zu treffen.

Alles was die Bonne anging, stand heute für den Oberstallmeister weit im Hintergrunde. Rosa allein, mit der er während der festlichen Tage in Leipzig oft zusammentreffen würde, beherrschte seine ganze Seele. Die Wünsche des Ministers waren ihrer Erfüllung näher geführt, er konnte jetzt auf Lohn rechnen, und wenn er auch noch nicht wagen durfte, die Hand nach der Domäne auszustrecken, so mußte die versprochene einträgliche Hofstellung in Dresden jetzt sein werden. Hatte er die in die Wage zu legen, dann wollte er noch einmal vor Rosa hintreten und sprechen: wähle! Er hielt sich überzeugt, daß ihr die Wahl nicht schwer werden würde. Und die Einwilligung des Herzogs? Pah, mit oder ohne diese mußte Rosa ihm angehören, sobald er ihr eine glänzende Lebensstellung bieten konnte.

Mit diesen Gedanken angenehm beschäftigt, fuhr er auf, als sein Kammerdiener leise eintrat und eine Dame anmeldete.

„Eine Dame?" rief der Oberstallmeister erstaunt. „Wer ist es?" — „Ich glaube die Verschleierte ist eines von der Frau Herzogin Frauenzimmern," erwiderte der Kammerdiener geheimnisvoll. — „Rosa!" jubelte es in Storkes Herzen, während er befahl, die Dame sofort herein zu führen.

Eine schlanke Gestalt trat ein, die Thür schloß sich hinter ihr, und die Fremde schlug ihren Schleier zurück.

Es war Clemence Bernard. Aber war sie es wirklich? Wie tief lagen die dunklen Augen in den blauumrandeten Höhlen, wie schmal und wachsfarben war das Gesicht, wie abgemagert und gebrochen erschien die Gestalt.

„Clemence!" rief er ihr erschrocken entgegentretend. „Du hättest dein Krankenlager noch nicht verlassen sollen — wie siehst du aus!"

Sie nickte: „Ich bin sehr krank gewesen und habe Fürchterliches erlebt. Die Ärzte sagen, ich sei jetzt gesund. In einigen Tagen muß ich das Schloß verlassen. Du gehst morgen mit nach Leipzig. Ich wollte nur fragen, wohin ich soll. Wo du willst, daß ich bleibe, bis —"

„Ich denke, du hast irgendwo Verwandte?"

„Niemand, der mich gern aufnähme."

„So — nun, so mußt du dich wieder um eine Stelle bemühen." — „Eine Stelle?" fragte sie erstaunt und blickte ihn zum erstenmale groß an. „Eine Stelle? Wer wird mich nehmen, nach — diesem" —

„Ja so." Er ging hin und her; der kecke Mann befand sich in peinlicher Verlegenheit. Clemence, noch nicht ganz aus ihrer Abspannung geweckt, sank matt auf einen Stuhl.

Endlich blieb er vor ihr stehen. „Höre", sagte er nicht gerade rauh, aber ohne alle Wärme, „sei raisonnable und laß uns überlegen. Du bekommst deine Gage, damit kannst du irgendwo eine Zeit lang leben, bis diese Affäre hier vergessen ist, und du wieder ein Placement in einem noblen Hause findest. Vielleicht kann ich dich auch später unterstützen."

Sie sah zu ihm auf, sichtlich bemüht, ihn zu begreifen. „Später — unterstützen?" fragte sie blöde. „Ja, Geliebter, wann? Deine Wünsche sind erfüllt. — Glänzende Aussichten eröffnen sich dir. — Das Ziel — unsere Vereinigung, braucht sie hinausgeschoben —". Sie streckte ihm die Hand hin.

Er sah darüber weg und sagte hastig: „Das alles ist dubiös." Sie wurde aufmerksam und entgegnete lebhafter: „Du wirst den mächtigen Minister in Leipzig treffen. Wirst dein Interesse wahrnehmen — und ich?"

„Nach deinem ungeschickten Verfahren, wo jeder sagt, du habest das Kind hinuntergestoßen —"

„Das that ich nicht!" rief sie und schnellte empor. „Es kam gelaufen, kichernd, es kroch hinter den Kübel wie vorher, ich sah es sich durchzwängen — ja, ich hätte zuspringen, hätte es retten können — ein Zaudern — da war's zu spät." — Sie sank wieder zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Laß uns zu Ende kommen", rief er ungeduldig. „So wie die Sachen stehen, mit dem Makel, den du dir aufgeladen, ist an unsere Verbindung nicht mehr zu denken. Warum hast du's nicht geschickter angefangen?"

„Daniel!" schrie sie und erhob sich groß. „Daniel, so

sollte ich alles dies umsonst gethan und gelitten haben, sollte alles allein tragen? O Geliebter — Erbarmen!" Sie kam mit offnen Armen auf ihn zu. Er wich zurück, streckte die Hände vor und murmelte mit allen Zeichen des Abscheus: „Mörderin!"

Sie fiel wie vom Blitz getroffen zusammen. Er stand abgewandt, sie kauerte zu seinen Füßen. Noch einmal drang ein Jammerlaut, ein unverständliches Flehen über ihre Lippen, er trat ans Fenster und sah in den dämmerigen Park hinaus. Der Mond stieg eben blaßgelb drüben über den Büschen empor.

Clemence raffte sich auf, sie blickte sich nicht mehr nach ihm um, lautlos huschte sie aus dem Zimmer. Ehe Storke gewiß wußte, ob sie fort sei, sah er die schlanke Gestalt unten über den Rasen laufen. Das schwarze Haar hatte sich gelöst und flatterte um ihren Kopf. Dann verschwand sie in der dunkeln Allee, die zum Schlosse führte. Etwas wie Mitleid stieg in ihm auf, er wandte sich schaudernd vom Fenster zurück, helles Mondlicht fiel in sein Gemach, mitten in dem glänzenden Streifen, der auf seinem weißen Fußboden zitterte, lag gleich einer schwarzen Schlange Clemences Schleier. Am andern Morgen herrschte geschäftiges Treiben auf dem weiten, inneren Schloßhofe. Zuerst wurden die Pack- und Troßwagen beladen, welche sich den Hofkutschen anschließen sollten. Dann kamen diese selbst, eine nach der andern vorgefahren. Die der Herrschaften zuletzt, damit sie keine Verzögerung zu erleiden brauchten und sogleich nach den Vorreitern folgend, sich an die Spitze des Zuges setzen konnten. Außer dem herzoglichen Paare fuhren im ersten Wagen Rosa von Bünau und Ulrike von Ebeleben. Im zweiten saßen die übrigen Damen, im dritten folgten Hofherren; hier hatte Storke dem Grafen Luja gegenüber Platz genommen.

Der lange und glänzende Zug fuhr den Schloßberg hinunter, durch die Stadt und eine Strecke an der Saale entlang. Unten am Flusse stand ein Haufen Leute, der nach etwas anderem aussah als nach den vornehmen Reisenden in ihren glänzenden Karossen. War's ein Fischzug, hatte man etwas im Wasser verloren, oder badete da schon jemand im Mai zum Ergötzen seiner Mitbürger?

Der Herzog, welcher den Zusammenlauf bemerkte, schickte den Lakaien, der auf seinem Trittbrette stand, hinunter, zu fragen, was es gebe; zugleich ließ er halten, um die Antwort in Empfang zu nehmen. Der Mann meldete, es sei ein Ertrunkener in der Saale gesehen, nach dem man suche. Aus Rücksicht auf seine Gemahlin, die seit ihrer Abreise laut weinend in der Wagenecke lag, befahl der Herzog rasch weiter zu fahren, er wollte ihr jeden unangenehmen Eindruck ersparen.

Als der dritte Wagen heran kam, hob man eben einen leblosen Körper in den bereit geschobenen Kahn, der hart am Ufer lag. Graf Luja stand auf, er bog sich mit derselben Frage hinaus, wie der Herzog, und der Kutscher hielt aus eigner Neugier neben dem Kahne still. Auch der Luja gegenüber sitzende Storke neigte den Kopf aus der Kutsche.

Da lag lang ausgestreckt in dem Kahne, auf den sie hinunter sahen, die leblose Gestalt Clemence Bernards. Aus ihren Kleidern und den zusammengeklebten Haarsträhnen rann das Wasser, ihr Gesicht war marmorweiß. — „Ist die Unglückliche tot?" fragte Graf Luja mit Teilnahme. „Ja, gnädiger Herr," rief ein alter Schiffer zurück, „wir sahen sie schon gestern Abend hineinspringen, haben sie aber erst heute finden können. Ich glaube, es ist eine vom Schloß." „Er hat recht," entgegnete der Graf, „schaff' Er die Leiche hinauf, der Kastellan wird für die Beerdigung sorgen." Der Wagen setzte sich in rasche Bewegung, um die andern einzuholen. Als Luja wieder Platz nahm und sein Gegenüber ansah, bemerkte er, daß der Oberstallmeister totenbleich vor sich hinstarrte. Der Angstschweiß stand auf seiner Stirn, und das sonst so feurige Auge blickte erloschen. Graf Luja erinnerte sich jener abendlichen Begegnung im Park, er begriff den Schreck, die Gewissenspein des wahrscheinlich Schuldigen und begann mit den anderen Reisegenossen ein Gespräch, um die Aufmerksamkeit von Storke abzulenken und ihm Frist zu gönnen, daß er sich wieder sammle. (Fortsetzung folgt.)

In tausend Ängsten. Gezeichnet von P. Krieger.

Wer war der Mörder?

Von August Niemann.

Am Morgen des 4. September 1884 bot das Atelier des deutschen Malers Reinhold in einer der kleinen steilen Straßen des Hügels Montmartre zu Paris einen sonderbaren und unheimlichen Anblick, so daß sein Freund, der Bildhauer Benner, als er dasselbe betrat, von Entsetzen ergriffen ward. Das große, nach Norden gelegene Fenster ließ ein graues, kaltes Licht hereinfallen, und alle Gegenstände in dem geräumigen Gemache waren sehr deutlich zu erkennen. Benner blieb, nachdem er einige Schritte weit hereingekommen war, wie versteinert stehen, und nur ein schwacher Ruf der höchsten Bestürzung kam von seinen schreckensbleichen Lippen.

In der Mitte des Ateliers stand eine große Figur in bunter türkischer Tracht, deren Unbeweglichkeit sie sofort als eine Puppe erkennen ließ. Unter dem weißroten Turban blickte ein gelbliches Holzgesicht mit gläsernen Augen hervor, die linke Hand hielt ein langes Gewehr, dessen Kolben auf dem Fußboden ruhte, und vor den Füßen des Türken lag eine lange Reiterpistole mit Pfannenschloß. Die Glasaugen der Puppe waren nach einem breiten niedrigen Divan gerichtet, der in der Nähe des Fensters an der Wand stand. Auf diesem Divan lag, mit einer weißüberzogenen Decke bis zur Brust bedeckt, ein junger Mann mit dunkelm Haar und dunkelm Schnurrbart, und das Gesicht dieses Mannes trug die Blässe des Todes. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, das Hemd stand auf der Brust auseinander, und aus diesem Spalt zog sich eine schwarzrote Blutbahn über Hemd und Divanrand bis zum Fußteppich nieder. In der Nähe des Toten aber stand eine Gestalt, welche den Bildhauer Benner mit fast noch größerem Entsetzen als den Toten selbst betrachtete. Es war ein Mädchen von ungewöhnlicher Reinheit und Schönheit der Züge, mattgelber Gesichtsfarbe und blauschwarzem Haar, mit einem zerdrückten, nassen Hut auf dem Kopfe, in ärmlicher, fadenscheiniger Kleidung. Das Mädchen stand mit gefalteten Händen unbeweglich gleich der Türkenpuppe da und betrachtete gleich dieser den toten Maler, nur daß des Mädchens Augen von Leben, von Trauer und Schrecken erfüllt waren. Der Bildhauer fühlte, daß sich ihm das Haar auf dem Haupte sträubte. Er kannte das Mädchen, er liebte es. Das Mädchen hieß Rosa Blanche und war eines der gesuchtesten Modelle in der Künstlerwelt von Paris. Sie war eine geborene Korsikanerin und trug den Typus des leidenschaftlichen Volkes der gebirgigen Mittelmeerinsel, das glühende Augenlicht im wachsfarbenen Antlitz, den südländischen Schnitt des stolzen Gesichts. Rosa Blanche war sehr gesucht von allen Malern, die Bilder aus dem Süden geben wollten, und nicht der geringste ihrer Vorzüge war der, daß sie, obwohl schon vierundzwanzig Jahre alt, doch noch die jungfräuliche Schmiegsamkeit, Anmut und Leichtigkeit der Glieder und Bewegungen eines siebzehnjährigen Mädchens bewahrt hatte. Berühmt waren ihre Arme, und Benner erinnerte sich, seinen toten Freund einmal sagen gehört zu haben, indem er Rosa Blanches rechten Arm zeichnete: „Welch eine Hand, um ein Stilett zu führen!“ Rosa Blanche war in ihrem Temperament wie in ihrer äußeren Erscheinung, sie war voll Glut, und die Künstler wußten, daß sie sich mit ihr hüten mußten.

„Rosa Blanche, was bedeutet dies?“ fragte der Bildhauer in flüsterndem Tone, sobald er wieder Atem gewonnen hatte.

Das Mädchen atmete tief, als ob sie aus einem Traume erwache, und sah Benner mit einem scheuen Blicke ihrer großen schwarzen Augen an.

„Ich kam vor wenigen Minuten hierher,“ antwortete sie. „Und da fand ich Reinhold tot. Ich kam früh, denn ich wollte ihn um Verzeihung bitten. Wir hatten uns gestern gezankt. Du weißt, er war oft garstig gegen mich.“

„Wer mag das gethan haben?“ fragte Benner.

„Ja, wer mag das gethan haben?“ fragte das Modell mechanisch gleich einem Echo.

„Du warest gestern hier? Zu welcher Zeit?“

„Ich verließ ihn spät am Abend, es mag gegen Mitternacht gewesen sein.“ — „Und er war gesund und wohl?“

„Er war wie sonst. Ich lief von ihm fort, weil er mich geärgert hatte.“ — In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür von neuem, und ein altes Weib schlürfte herein. Es trug ein Präsentierbrett mit Kaffee und Weißbrot. Als es einen Blick durch das Atelier geworfen und die blutige Leiche erblickt hatte, schrie das Weib laut auf, ließ das Geschirr zu Boden fallen und lief davon. Das Geschrei wirkte draußen ansteckend, die Bewohner des Hauses, die Nachbarn liefen herbei, nach wenigen Minuten drängte sich eine Menge Volks in der Thür, und ein sergeant de ville machte sich Bahn und kam herein. Er überflog die Szene, legte eine Hand auf die Stirn des Toten, herrschte die Anwesenden an, indem er verbot, irgend etwas zu berühren, und schickte das alte Weib zur nächsten Polizeiwache. Bald kam ein Leutnant mit zwei Beamten und der Thatbestand wurde festgestellt, nachdem die neugierige Menge ausgesperrt worden war. Der Polizeileutnant nahm genaues Maß der Entfernungen innerhalb des Ateliers, untersuchte die Beschaffenheit der Wunde, konstatierte die Lage der altmodischen Pistole und blickte, als er die Puppe durchnäßt fand, zum Dache auf, wo der Regen durchgedrungen war, stellte Fragen an den Bildhauer und an das Modell, und ließ dann diese beiden Zeugen nebst der alten Aufwärterin arretieren, die Leiche aber nach der Morgue schaffen.

Es gab eine schwierige Untersuchung vor dem Kriminalgericht. Sorgfältige Nachforschungen stellten heraus, daß der Ermordete ein stiller, fleißiger Mensch gewesen sei, der die Vergnügungsorte seiner Kunstgenossen, die Bälle in der alten Windmühle des Montmartre, das Elysée Montmartre, den Skating Rink, den Zirkus Fernando, nur selten besucht und auch keinen nahen Freund außer dem deutschen Bildhauer Benner gehabt hatte. Die Pariser Polizei, welche bei jedem Verbrechen und jedem Unglücksfall nach der Frau sucht, welche als Ursache zu betrachten ist, konnte keine Liebschaften entdecken, welche der Maler gehabt hätte. Nur allein Rosa Blanche blieb als verdächtig anzusehen. Sie ward nicht für die Geliebte Reinholds gehalten, aber wenn irgendwo, so mußte hier der Faden angeknüpft werden, der zur Entdeckung führen konnte. Rosa Blanche blieb bei der Aussage, die sie Benner gegenüber gemacht hatte, und diese Aussage konnte sie nicht entlasten, wenn sie auch nicht genügte, sie für schuldig zu erklären. Man hegte die Vermutung, sie habe in einem Wutanfall ihres heißblütigen Temperaments den Maler erschossen, und man suchte nach Beweisen dafür. Der Bildhauer Benner ward gleich der Alten aus der Haft entlassen, Rosa Blanche aber blieb im Gefängnis. Benners Herz und Gemüt waren zerrissen, er glaubte an Rosa Blanches Unschuld, er fürchtete, sie möchte für schuldig erklärt werden: er liebte Rosa Blanche, die schöne Korsikanerin.

Eines Tages saß der Bildhauer im Café zur „Toten Ratte“, wo er täglicher Gast war, und blickte melancholisch vor sich auf den Tisch, wo sein Kaffee und sein Kirschwasser standen. Er war wie tiefsinnig, er mied seine Freunde, er saß immer allein. Hinter dem Schenktisch saß die alte Wirtin, klapperte mit den Stricknadeln und warf verstohlene Blicke nach dem Bildhauer. Sie überwachte jede seiner Bewegungen, sie hatte Auftrag von der Polizei. Benner griff, indem seine Hände ein Spiel suchten, mechanisch nach den Streichhölzern, die vor ihm standen, und legte auf der Marmorplatte neben seiner Tasse ein Bild, eine Guillotine. Wie er, geistesabwesend, das Bild betrachtete, ward ein Streichholz in der rechten obern Ecke der Guillotine, welches eingeknickt war, um den Winkel zu bilden, plötzlich gerade. Benner warf es weg, knickte ein anderes ein und legte es auf den Platz des ersten. Es lag kurze Zeit still, dann streckte es sich wie das vorige und störte das Bild. Benner warf es weg und nahm ein drittes. Es ging damit, wie bei den beiden vorigen. Nun ward der Bildhauer aufmerksam. Er betrachtete den Fleck, wo die Streichhölzer lagen, und sah, daß von der Wasserflasche aus, die in der Nähe stand, ein dünner Wasserstreif bis zu seiner Guillotine und zwar zur rechten obern Ecke derselben führte. Er nahm die Streichhölzer, die noch in dem Etui steckten, zur Hand, und dann knickte er eins nach dem andern rechtwinklig ein und legte sie nach einander auf die feuchte Stelle. Eins nach dem andern lag anfangs geknickt, fing aber alsbald an sich zu strecken und ward gerade.

Benner blickte auf, und ein Blitz leuchtete in seinen Augen. Er sprang empor, ergriff seinen Hut, vergaß zu bezahlen und lief davon. Als er zur Thür hinaus war, erhob sich die alte Wirtin, rief den Kellner, und sogleich lief dieser barhäuptig hinaus zur nahen Polizeiwache. Ein Beamter in Zivil setzte sich dem Bildhauer auf die Fersen. Dieser ging eilig durch mehrere Straßen, bis er den Boulevard erreichte. Dort ging er in ein Haus, in welchem der Professor Morin wohnte. Der Agent blieb an der Thür. Der Bildhauer kam bald mit unzufriedener Miene wieder heraus und bestieg einen Omnibus.

Während er auf einen Außensitz kletterte, nahm der Agent einen Innenplatz. Nach längerer Fahrt stieg Benner ab, der Agent folgte ihm. Benner schritt seiner eigenen Wohnung zu, der Agent blieb in der Nähe. Der Bildhauer kam wieder zum Vorschein und steckte einen Brief in den Briefkasten an der Ecke, der Agent notierte sich die Zeit, der Bildhauer kehrte zurück, und die ganze Nacht hindurch war sein Fenster erleuchtet. Der Agent hatte dem Hausmann gegenüber Befehl gegeben, das Fenster in Beobachtung zu halten.

Am folgenden Tage erhielt der Bildhauer einen Brief.

Mein Herr, so lautete derselbe, ich verweise Sie hinsichtlich der Untersuchungen über die Ausdehnung von Hölzern auf Reynauds Abhandlungen über Baukunst, Bd. 1, S. 84 ff. der 2. Aufl., wo Sie Ausführliches finden werden. Unter gewöhnlichen Umständen, d. h. unter dem Einfluß feuchter Luft, erreicht der Koëffizient der Ausdehnung höchstens 0,018, so daß also ein Brett von 0,20 den Umfang von 0,2036 erhalten würde. Würde man jedoch ein sehr trockenes Holz längere Zeit ins Wasser tauchen, so kann der Koëffizient der Ausdehnung 0,0375 erreichen, so daß das Brett von 0,20 zu 0,2075 anschwellen könnte. Vielleicht würden Sie im Emy oder im Roubo noch näheres finden.

Hochachtungsvoll Morin.

Einige Tage nachdem dieser Brief bei dem Bildhauer eingetroffen war, bot der Gerichtssaal, in welchem der untersuchungführende Richter präsidierte, ein ungewöhnliches Bild. Vor dem Gericht und den Polizeibeamten, welche das Atelier des ermordeten Malers in Augenschein genommen hatten, stand das Bild auf der Staffelei, an welchem der Tote bis zum Tage seines Endes beschäftigt gewesen war. Es stellte eine Szene aus der Belagerung von Wien dar, und im Vordergrunde stand ein Türke mit langem Gewehr und einer Pistole in der rechten Hand. Neben dem halbfertigen Gemälde stand die Türkenpuppe, nach welcher Reinhold gezeichnet hatte. Vor derselben stand eine große Schale mit Wasser. Der Türkenpuppe gegenüber stand ein Divan, und darauf lag eine andere Puppe in der Haltung, welche der Maler im Tode innegehabt hatte. Auf der Brust trug diese Puppe eine Scheibe, einen Fuß im Quadrat. Der Bildhauer Benner und der Professor Morin standen vor dem Richter, und der erstere führte das Wort. Totenbleich stand Rosa Blanche vor der Gruppe der Polizeileute und heftete ihre großen schwarzen Augen auf Benner. „Meine Herren,“ sagte er, indem er sich an das Gericht und die gespannt lauschenden Polizeibeamten wandte, „wir haben konstatieren können, daß der Schuß, welcher meinen unglücklichen Freund traf, von der Richtung aus gefallen sein muß, wo diese Türkenpuppe stand. Die Pistole lag zu Füßen der Puppe, die Puppe war von dem Regenwasser durchnäßt, welches durch das schadhafte Dach in der stürmischen Nacht zum 4. September eingedrungen war. Es hatte den Anschein, als ob jemand, hinter der Puppe versteckt, den tödlichen Schuß abgefeuert und dann die Waffe weggeworfen hätte. Nun steht es aber fest, daß am Tage vor dem Morde die Puppe selbst die Pistole mit gespanntem Hahn in der rechten Hand hatte, genau so, wie es hier auf dem Bilde dargestellt ist.“

Der Bildhauer zeigte auf das Gemälde, wo der Türke im Vordergrunde eine Pistole in der Rechten hielt.

„Sehen Sie, meine Herren,“ fuhr er fort, „ich habe der Puppe die Pistole wieder genau so in die rechte hölzerne Hand gegeben. Die Finger umschließen den Kolben, und der Zeigefinger liegt am Drücker. Es ist ferner konstatiert worden, daß die Pistole seit vielen Jahren geladen gewesen ist, und daß Reinhold sich zu verschiedenen Malen vergeblich bemüht hat, die Ladung herauszuziehen. Was nun ich beweisen will, ist nichts anderes, als daß dieser hölzerne Türke meinen Freund erschossen hat.“

Eine starke Bewegung ging durch alle Anwesenden sichtlich hindurch, und Rosa Blanches bleiche Wangen röteten sich, während ein glückseliges Licht in ihren schönen Augen aufleuchtete.

„Wie der gelehrte Herr Professor Morin Ihnen bewiesen hat, meine Herren,“ fuhr Benner fort, „ist die Kapillarkraft unwiderstehlich. Man hat in Felsenspalten trockene Keile getrieben, das Holz benetzt, und die Keile haben im Aufschwellen die Felsen auseinander gedrängt. Hier hat es solcher Kraft nicht bedurft, die trockene Holzpuppe hat, durch den Regen zum Aufschwellen gebracht, nur den Zeigefinger zu krümmen gebraucht, um den Schuß abzufeuern. Ich werde die Sache durch das Experiment beweisen. Die Puppe ist jetzt wieder völlig trocken, ich werde sie so anfeuchten, wie sie in jener traurigen Septembernacht vom Regen angefeuchtet wurde.“

Der Bildhauer nahm ein Schöpfgefäß zur Hand und begoß wiederholt und reichlich den Turban des Türken, so daß das Wasser über die seidene Gewandung herabrieselte.

„Wir werden Zeit haben,“ sagte er dann, „fünf Stunden sind mindestens erforderlich, um das Holz zum Quellen zu bringen.“

„Wir werden den Saal verschließen,“ sagte der Präsident, „und nach fünf Stunden hierher zurückkehren.“

Die Sitzung ward unterbrochen, und die Anwesenden begaben sich zu ihren sonstigen Geschäften. Im Vorzimmer des Gerichtssaales trat Rosa Blanche an Benner heran und ergriff seine Hand. Sie sprach nur zwei Worte. „Mein Freund!“ sagte sie. Der Ausdruck dieser Worte und der Blick der schwarzen Augen gingen dem jungen Bildhauer mächtig zum Herzen.

Fünf Stunden vergingen, da hatte sich der Saal von neuem gefüllt. In höchster Erwartung richteten sich die Blicke auf den Bildhauer, dessen blaue Augen von froher Hoffnung glänzten, und dann wieder auf die Türkenpuppe, die unbeweglich wie vorher stand, das Holzgesicht mit den Glasaugen starr auf die nachgebildete Gestalt des Ermordeten geheftet. Etwas Unheimliches lag in dieser Figur, die gleichsam auf der Grenze zwischen Totem und Lebendigem stand und das Schicksal lebender Wesen in ihrer hölzernen Hand hielt. Die Polizeibeamten, an so viele Schliche und Kniffe der Verbrecher gewöhnt, konnten sich von dem Verdacht nicht freimachen, daß hier irgend eine erfinderische Anstalt getroffen worden sei, um der Gerechtigkeit ihre Beute zu entziehen, und sie sahen mißtrauisch auf die Puppe und ihren Direktor. Kalt und unberechenbar schaute der Richter, glühend funkelten der schönen Korsikanerin prachtvolle Augensterne.

Es war ganz still im Saale, unbeweglich wie die beiden Puppen hielten sich die Anwesenden, nur Professor Morin wischte ab und zu an seiner Brille, und seine spitze Nase schien sich wißbegierig von weitem in ein wissenschaftliches Problem hineinzubohren, indem sie auf die Pistole des Türken gerichtet war. Angstvoll betrachtete der Bildhauer den bräunlichen Finger des Türken, der innerhalb des Stahlbügels am Drücker der alten Pistole lag. Würde der vermaledeite Türke auch heute seine Schuldigkeit thun? Er hatte ein Leben zerstört, wollte er auch noch eine Unschuldige, Rosa Blanche die schöne Korsikanerin, ins Unglück stürzen?

Minute nach Minute verrann, eine Viertelstunde schloß sich an die andere, der Richter zog des öftern seine große silberne Taschenuhr mit dem unfehlbaren Werk aus der Westentasche hervor und kniff ungeduldig die Lippen zusammen. Die Polizeibeamten sahen einander an, und der Leutnant drückte mit bezeichnender Miene das linke Auge zu. Rosa Blanche war bleich wie Wachs und hatte die Hände gefaltet. Dämmerung hatte sich im Saale verbreitet. Da mit einemmale fuhren alle Anwesenden wie von einem Donnerschlage gerührt zusammen. Ein Feuerstrahl blitzte auf, ein roter Schein erleuchtete die Szene, langhin rollte der Knall eines Schusses an den hohen kahlen Wänden. Ein schwerer Gegenstand fiel auf den Fußboden: der Türke schleuderte die Pistole, nachdem er sie abgefeuert hatte, von sich. Ein lauter gellender Schrei riß sich aus Rosa Blanches Brust los, und sie blickte mit freudestrahlenden Augen, die Hände zum Himmel erhoben, auf den Bildhauer. Dieser sprang auf die Scheibe zu, entriß sie der Brust der liegenden Puppe und schwang sie jubelnd durch die Luft. Der Türke hatte gut gezielt, er hatte die Scheibe nahe am Zentrum durchschossen, es war derselbe Schuß, mit welchem er den Maler getötet hatte. — „Sieben Millimeter,“ sagte Professor Morin, nachdem er seine Messung an der Hand des Türken gemacht hatte. „Sieben Millimeter hat sich der Zeigefinger eingebogen. Kapillarkraft ist unwiderstehlich.“

Aus der fröhlichen Fähnrichszeit.

Es liegt in der Natur der Dinge begründet, daß der junge Mann, welcher sich der militärischen Laufbahn zuwendet, mit allen Kräften bestrebt ist, vorwärts zu kommen. Der Fähnrich will Offizier werden; der Leutnant möchte gern bald mit der Kompanie ein selbständiges Kommando gewinnen; der Kompaniechef kann es nicht erwarten, bis er sich mit den großen Epauletten schmücken darf; der Oberst wieder dürstet nach der Stellung des Generals; und allen schwebt während einer mehr oder weniger langen Dienstzeit die Erlangung des Feldmarschallstabes als das höchste Lebensziel vor Augen. Nur wenigen ist die körperliche und geistige Kraft beschieden, um auf dem beschwerlichen Wege dahin nicht zu erlahmen. Aber das Streben aller ist auf das Höchste gerichtet, und dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, daß das deutsche Offizierkorps so gleichmäßig wie aus einem Gusse erscheint nach seinem äußeren Auftreten, wie mit Bezug auf die innere Tüchtigkeit. Mit jedem Erklimmen einer weiteren Sprosse auf der steilen Leiter der militärischen Hierarchie tritt der Soldat in veränderte Beziehungen zu seiner gesamten Umgebung. Jede solche neue Phase bringt ihre Vorteile mit sich, aber neben den Freuden derselben bleiben auch die leidigen Nachteile nicht aus. Die glücklichsten Zeiten aber während seiner ganzen Laufbahn verlebt der Soldat als Fähnrich. In dieser Stellung hat der künftige Feldherr lediglich zu gehorchen, während er als Offizier vom ersten Tage an, wo er die Epaulettes auf die Schulter gesteckt hat, selbst befehlen, mit seinen Anordnungen Verantwortung übernehmen, statt beaufsichtigt zu werden, andere anleiten, belehren, und sein eigenes Thun und Treiben mit Rücksicht auf den Stand selbst regeln und kontrollieren soll. Der ganze Ernst des Lebens tritt an den jungen Offizier heran, ein Ernst, der oft genug zu einem schweren Kampfe um das Dasein sich gestaltet.

Dem Fähnrich dagegen wird, wenn er sich überhaupt eifrig erweist, im Dienst manches nachgesehen. Und wie dem weiblichen Backfisch die blöde Naivetät so reizend zu Gesicht steht, so wird auch die unbefangene Natürlichkeit des Junkers von aller Welt nachsichtig beurteilt. Ja manche „Fähnrichstreiche“ werden selbst von solchen Leuten noch verziehen, die den „junkerlichen Übermut“ des Offiziers nur zu gern bemerken und an den Pranger stellen. Dem allgemeinen Sprachgebrauch nach versteht man unter den Fähnrichen und Junkern des deutschen Heeres die Schar der Aspiranten, welche bei den Regimentern eintreten. Zwar wird ein solcher Avantageur, auch wenn er noch Gemeiner oder Gefreiter ist, selbst im Dienst zuweilen als Fähnrich angeredet; schriftlich wird der Ausdruck aber erst gebraucht, wenn der junge Mann nach bestandenem Portepeefähnrichsexamen aus einer meistens sechsmonatlichen Dienstzeit durch den Kriegsherrn zu dem Range eines Portepeefähnrichs, so lautet die genaue Bezeichnung bei allen Waffengattungen, befördert ist. Bei dieser Gelegenheit erhält er ein Patent, und befestigt das schon lange vorher erstandene riesige Offiziersportepee an seinem Säbelgriff.

Übrigens ist auch das Leben des Fähnrichs nicht ohne Dornen, denn die glänzenden Epaulettes wollen erst in harter Arbeit mühsam erworben werden, und aller Anfang ist schwer. Vater und Mutter sind der Ansicht, daß der hellblaue Waffenrock mit den dunkelroten Samtaufschlägen des Dragonerregiments, bei denen ihr geliebter Oskar eingetreten ist, zu dessen zarter Gesichtsfarbe sehr gut steht, beim Exerzieren findet dieser selbst die Uniform zuerst aber recht unbequem, die Binde unangenehm hoch und steif, die hohen Stiefel schwer und heiß, die Mütze ohne Schirm namentlich dann durchaus nicht ihrem Zweck entsprechend, wenn der griesgrämige Sergeant sich in den Schatten stellt und der Rekrut, denn als solcher wird der Avantageur im Dienst behandelt und rückt erst im Laufe der Wochen zum Gefreiten und Unteroffizier auf, ohne mit der Wimper zu zucken, die blendenden Sonnenstrahlen zu ertragen hat.

Beim Exerzieren lernt der Junker Gehorsam, Pünktlichkeit, Bescheidenheit. Die Übung dieser letzteren Tugend wird ihm auch außer Dienst zu heiligster Pflicht. Er sitzt unten an der Offiziertafel, spricht nur, wenn er gefragt wird, und spielt auch abends in der Kneipe eine eben so stumme Rolle. Schwerer noch empfindet Oskar, der als halberwachsener Sohn im geselligen Kreise des väterlichen Hauses schon eine gewisse Rolle gespielt hat, das Drückende seiner untergeordneten Stellung in Damengesellschaft. Er hat den Offiziersfamilien pflichtschuldigst seinen Besuch gemacht und ist bei dieser Gelegenheit eine ganz unverhältnismäßige Zahl der neugestochenen großen Visitenkarten losgeworden.

Wahrscheinlich war dabei nicht nur der Zufall im Spiel gewesen, sondern der angehende leichte Reitersmann hatte mit vieler Lust solche Zeit gewählt, zu der er die Herrin des Hauses abwesend wußte, um sich das verlegene tête-à-tête zu ersparen. Vielleicht fühlte auch eine oder die andere Dame ein menschliches Rühren mit der täppischen Ungewandtheit des jüngsten Regimentskindes und ließ sich verleugnen. Jedenfalls traten als unausbleibliche, wenn auch noch so sehr verabscheute Folgen dieser Besuche verschiedene Einladungen an den Fähnrich heran. Der Herr Oberst und Frau bitten auf gedrucktem Papier zu „einem Teller Suppe“. Dorthin geht alle Welt gern, denn das Essen ist stets vorzüglich und der Sekt famos kalt. Aber der Chef gibt nur Kommißthees. Die Leutnants treffen es bei der Einladung zu solchem „sauren Mopse“ vielfach sehr unglücklich. Sie sind bedauerlicherweise oft schon anderweitig versagt. Der Fähnrich aber muß hin, um stumm den dünnen Thee zu schlürfen, stumm das „tote Kalb“ mit einem Glase „Kutscher“ herunterzuspülen, und endlich stumm, aber dankbar für den gehabten sogenannten Genuß der Dame des Hauses zum Abschied die Hand zu küssen.

Oskar macht im Dienste, wie inbezug auf geselligen Schliff rasch erfreuliche Fortschritte. Er hat bald die linkische Blödigkeit abgestreift, ohne seine kindliche Bescheidenheit zu verlieren, und Frau von Bremer, die tonangebende junge Frau eines höheren Offiziers, erklärt ihn für einen vielversprechenden, scharmanten jungen Mann. Anderseits kann selbst der strenge Rittmeister nicht umhin, beim Exerzieren die Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Junkers zu loben.

Die letzte Geheimratssitzung des Großen Kurfürsten. Gemalt von O. Gennerich.

Endlich sind die fünf Monate verlaufen, die der Fähnrich aktiv dienen muß, ehe er zum Besuch der Kriegsschule zugelassen wird, und die Einberufung nach Neiße ist erfolgt.

„Reisen Sie mit Gott. Halten Sie sich gut, werden Sie mir nicht krank, und kommen Sie mit einem guten Examen wieder", ermahnt der Oberst in väterlich ernster Weise unsern Freund, der sich bei ihm abmeldet. Oskar hat die besten Vorsätze für sein dienstliches und sittliches Verhalten gefaßt und diese werden durch die freundlichen Abschiedsworte seiner sämtlichen Vorgesetzten noch verstärkt, im allgemeinen überwiegt aber bei ihm doch das Gefühl der Freude, nun für einige Zeit der strengen fortwährenden Aufsicht entrückt zu sein, und die Sorgen und Lasten des menschlichen Daseins — jeder Fähnrich spricht gern von solchen — mit einer Anzahl gleichaltriger, gleichgestellter Genossen teilen zu können.

Das Leben auf der Kriegsschule ist zwiespältiger Natur. Im Dienstgebäude herrscht strenge Ordnung und Pünktlichkeit. Da heißt es zu rechter Zeit aufstehen, lernen, arbeiten, aufmerksam sein. Für all diesen Zwang entschädigt der Fähnrich sich in den Stunden, die er außerhalb der Kaserne zubringen darf. Mutter Natur scheint jedem Soldaten eine mehr oder minder große Dosis von Eitelkeit beschert zu haben. Die entwickelt sich auf der Kriegsschule zu höchster Blüte, jeder einzelne sucht den andern durch „Feinheit" und „patenten Anzug" zu überbieten.

Dafür gewährt aber auch der Fähnrich, wenn er Sonntags „üm a Ring" schlendert, einen imposanten Anblick. Der gestern erst aus Berlin eingetroffene Waffenrock scheint der Chassepotkugel das Durchdrängen verwehren zu wollen, so dick ist er wattiert. Aber die auf diese Weise erzielte hohe und breite Brust läßt die schmale Taille noch besser hervortreten, die im Verein mit dem kleinen Fuß den Stolz des Jünglings bildet. Die „Lackbotten" müssen deshalb so eng sein, daß man sie nur ohne Strümpfe tragen kann, und verursachen dem eingezwängten Fuße entsetzliche Martern. Die Sporenräder sind groß wie Thalerstücke und bringen bei jeder Bewegung ein angenehm klirrendes Geräusch hervor; das Beinkleid ist je nach der herrschenden Mode nach dem Grundsatze angefertigt: Wenn ich hinein kann, nehme ich sie nicht, oder so weit, daß der Träger wie in einem Sacke darin verschwindet, und der Säbel hängt am übermäßig langen Schleppriemen in elegant nachlässiger Weise so weit auf das Pflaster herab, daß das Portepee fast den Boden berührt.

„Um standesgemäß auftreten und seinem Regiment Ehre machen zu können", weiß der Fähnrich dem nachsichtigen Vater eine Extrazulage abzuschmeicheln, während er die Kriegsschule besucht, und diese setzt ihn in den Stand, an den freien Abenden eine angenehme, kameradschaftliche Geselligkeit zu pflegen. Nach dem Umfang ihrer Mittel und gegenseitigem Gefallen finden sich dazu die Fähnriche in bestimmten Gasthäusern zusammen. Die Kavalleristen haben in dem langgestreckten, schmalen Hinterzimmer des Hotels: „zum weißen Kreuz" ihre Stammkneipe. Herr Urban, der gefällige Wirt, ist in wahrem Sinne des Worts ein Fähnrichsvater, sorgt dafür, daß sie nicht abgefaßt werden, wenn etwas Vorschriftswidriges geschieht, „pumpt bis in die aschgraue Pechhütte", läßt es aber auch an freundlichen Ermahnungen nicht fehlen, wenn die Rechnung zu hoch anschwellen will. Er ist stolz auf seine jungen Stammgäste und erzählt gern, daß er noch nie an einem „seiner" Fähnriche einen Groschen verloren habe.

Glücklich der, welcher bei aller Lust und allem Übermut auch gehörig gearbeitet hat, die Offizierprüfung mit der genügenden Anzahl von „Points" besteht und ein gutes Führungsattest vorzuweisen vermag.

Oskar gehört zu diesen, und wenn nach der Rückkehr in die Garnison auch die Tretmühle des täglichen Dienstes wieder in ihr Recht tritt, so entdeckt er doch zu seiner Freude, daß er dem Offizierkorps in jeder Beziehung näher gerückt ist. Er fühlt sich deshalb sicherer und unbefangener, sodaß im Dienst Chef und Oberst, in der Gesellschaft Frau von Bremer ein immer günstigeres Urteil über ihn fällen. Dies ist die Zeit des sprossenden Bartes und der ersten Liebe. Auch sie geht vorüber, denn inzwischen hat das Offizierkorps die Wahl vollzogen, und eines Tages überbringt die Ordonnanz dem zur Erholung nach den Anstrengungen einer weiten Marschübung auf dem Sofa ausgestreckt liegenden, den freudig überraschenden Regimentsbefehl:

„Der Portepeefähnrich von Neuenburg ist zum Sekondeleutnant befördert."

Hermann Vogt.

Das Testament des Großen Kurfürsten.

(Zu dem Bilde S. 585.)

Von Bernhard Rogge.

Die letzten Lebensjahre des Großen Kurfürsten waren durch schmerzliche Zerwürfnisse in seiner Familie getrübt, welche mit Friedrich Wilhelms zweiter Ehe im engen Zusammenhange standen.

Nachdem ihm am 17. Juni 1667 die edle Kurfürstin Luise Henriette aus dem Hause Oranien, kaum neununddreißig Jahre alt, durch einen frühen Tod entrissen war, schritt der Kurfürst, der sich nach dem Verlust einer so treuen Gemahlin doppelt vereinsamt fühlte, nach Ablauf des Trauerjahres im Juni 1668 zu einer zweiten Heirat mit Dorothea, der Witwe des Herzogs von Braunschweig-Celle, Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

Der neuen Kurfürstin gelang es nicht, die richtige Stellung am Hofe und insbesondere zu den Kindern der ersten Ehe ihres Gemahls zu finden, denen sie eine zweite Mutter hätte werden sollen. Nur drei von den Kindern Luise Henriettens waren noch am Leben, als sie dem Kurfürsten ihre Hand reichte, der damals dreizehnjährige Kurprinz Karl Emil, Prinz Friedrich, nachmals Kurfürst und später erster König von Preußen, und der kaum zweijährige Prinz Ludwig. Die übrigen Kinder, ein älterer Prinz, Wilhelm Heinrich, und ein Zwillingspaar Prinz Heinrich und Prinzessin Amalie waren im frühen Kindesalter der Mutter schon vorangegangen.

Um Mißhelligkeiten in der Familie vorzubeugen, welche von Seiten einer Hofpartei schon bald nach der Vermählung gegen die neue Kurfürstin angestiftet wurden, entfernte der Kurfürst, sobald es die Verhältnisse gestatteten, seine ältesten beiden Söhne aus der Umgebung seiner Gemahlin. Karl Emil begleitete ihn ins Feld, Friedrich wurde dem damaligen Oberpräsidenten von Schwerin in Alt-Landsberg zur Erziehung übergeben.

In den ersten Jahren der Ehe des Kurfürsten gingen die Sachen am kurfürstlichen Hofe noch in ziemlich glatter Weise. Man bezeigte der Stiefmutter die ihr persönlich gebührende Hochachtung, und es fanden mindestens keine in die Öffentlichkeit tretende Zwistigkeiten statt. Dies änderte sich jedoch, als die Kurfürstin Dorothea in ihrer, an sich berechtigten mütterlichen Sorge um die gesicherte Zukunft der von ihr geborenen Kinder zweiter Ehe alles daran setzte, denselben auf Kosten der einheitlichen Macht des brandenburg-preußischen Staates eine möglichst unabhängige und glänzende Stellung zu verschaffen. Vier Prinzen und drei Prinzessinnen hatte sie ihrem Gemahl geschenkt, von denen der älteste Philipp Wilhelm am 19. Mai 1669, der jüngste Christian Ludwig am 24. Mai 1677 geboren war.

Dorotheas Bestrebungen zu gunsten ihrer eigenen Kinder blieben nicht verborgen, und als im Jahre 1674 der Kurprinz Karl Emil ganz plötzlich zu Straßburg starb, gab sein Tod zu den schrecklichsten Gerüchten Veranlassung. Die öffentliche Meinung bezichtigte die Kurfürstin, sie habe den jugendlichen Prinzen durch Gift aus dem Wege räumen lassen, um die ihre eigenen Kinder betreffenden Pläne besser verwirklichen zu können.

Wenn auch diese furchtbare Beschuldigung durch den amtlichen Leichenbefund vollständig widerlegt ward, so gaben

doch die andauernd fortgesetzten Bemühungen Dorotheas denselben immer neue Nahrung. Ihr Einfluß auf den Kurfürsten, den sie mit hingebender und aufopfernder Liebe pflegte, den sie auf allen seinen Reisen und Feldzügen, keine Gefahr und Entbehrung scheuend, begleitete, steigerte sich von Jahr zu Jahr, je mehr der alternde von Krankheiten heimgesuchte Gemahl ihrer treuen umsichtigen Pflege bedurfte. Daher gelang es ihr, denselben zur Abänderung eines bereits im Jahre 1664 entworfenen Testamentes geneigt zu machen, in welchem jede Art der Länderteilung ausdrücklich untersagt, und der älteste Sohn zum einzigen Erben des Reiches eingesetzt war. Unter Aufhebung dieser dem Hausgesetze des Kurfürsten Albrecht Achilles entsprechenden Bestimmung, wußte sie ihm zu gunsten ihrer Kinder Zugeständnisse abzudringen, deren Verwirklichung die Zukunft des brandenburg preußischen Staates in Frage zu stellen drohte. Der Kurprinz Friedrich, von dieser Absicht seines Vaters und den Intriguen der Mutter in Kenntnis gesetzt, ließ sich in seinem gerechten Unmute zu heftigen Drohungen gegen die letztere hinreißen. Die Stiefmutter erwiderte dieselben mit Gegendrohungen, die den Kurprinzen um die Sicherheit seines Lebens in Berlin besorgt machten. Er flüchtete nach Kassel zu der Schwester seines Vaters, der verwitweten Landgräfin Hedwig Sophie, mit deren Tochter Elisabeth Henriette er verlobt war. Ähnlich wie später der Vater Friedrich des Großen, betrachtete Kurfürst Friedrich Wilhelm die Flucht des Sohnes als eine Desertion und entsandte den General von Perband nach Kassel mit dem Befehle, den Kurprinzen zu arretieren.

Die Weigerung der Landgräfin, denselben auszuliefern, brachte den Kurfürsten so in Harnisch, daß er erklärte, den Sohn enterben zu wollen. Diesem im Zorn gefaßten Entschluß traten zwar sämtliche Räte des Kurfürsten mit großer Entschiedenheit entgegen, aber um so geneigter war nun der erzürnte Vater, das Erbe des Sohnes soviel als möglich zu schmälern, und er entwarf, ohne Zweifel auf den Rat der Stiefmutter, ein Testament, kraft dessen die Länder unter seine Söhne aus beiden Ehen verteilt werden sollten. Mit hochherziger echt hohenzollernscher Selbstverleugnung erklärte der damals kaum dreizehnjährige Markgraf Ludwig, daß er nichts von der Teilung wissen wolle, da ihm des Hauses Größe mehr am Herzen liege, als sein eigener Vorteil. Er begehre nur der erste Unterthan seines Bruders zu sein und sei bereit, dessen Rechte gegen jeden zu verteidigen. Der Vermittelung mehrerer Fürsten, insbesondere Johann Georgs von Dessau, gelang es zwar eine Versöhnung des Kurprinzen mit dem Vater herbeizuführen und den ersteren zu einer schriftlichen Erklärung zu bewegen, in welchem er sich verpflichtete, nicht wieder ohne Erlaubnis die brandenburgischen Lande verlassen, und mit seiner Stiefmutter in Frieden leben zu wollen, aber das von dem Großen Kurfürsten unter Benachteiligung des ältesten Sohnes gemachte Testament wurde nicht zurückgenommen, und auch nach der am 23. August 1679 zu Potsdam vollzogenen Vermählung des Kurprinzen mit Elisabeth Henriette blieb das Verhältnis zur Stiefmutter ein andauernd gespanntes. Das Mißtrauen, von welchem er gegen dieselbe erfüllt war, und seine Abneigung gegen sie mußten durch die Versuche, welche Dorothea machte, den Prinzen Ludwig zur Anerkennung einer künftigen Teilung des Staates zu bewegen, und welche dem Kurprinzen nicht unbekannt blieben, nur immer mehr gesteigert werden.

Als er eines Tages, nachdem er bei der Kurfürstin gespeist und nach dem Essen eine Tasse Kaffee genossen hatte, plötzlich von einem heftigen Unwohlsein ergriffen wurde, tauchte sofort der Verdacht in ihm auf, auf Veranlassung seiner Stiefmutter vergiftet zu sein. Nach dem Gebrauche eines Pulvers, welches sein Sekretär Danckelmann — bezeichnend genug für das ihn beherrschende Gefühl der Unsicherheit — für mögliche Fälle immer bereit halten mußte, besserte sich zwar sein Zustand, aber er verließ sofort Berlin und begab sich nach Köpenick, von wo er den Kurfürsten um die Erlaubnis bat, von Berlin fort bleiben zu dürfen, „da er sich am Hofe nicht mehr sicher fühle.“ Der Riß erweiterte sich noch, als die Kurfürstin, von fortwährender Angst getrieben, daß alle ihre Bemühungen schließlich doch vereitelt werden möchten, ihren Gemahl bewog, sein in dem oben erwähnten Sinne abgefaßtes Testament dem französischen Hofe in Verwahrung zu geben, um sich gegen eine Abänderung hinter ihrem Rücken zu sichern. Dazu kam, daß am 27. Juni 1683 die zweiundzwanzigjährige mit Mutterhoffnungen gesegnete Kurprinzessin nach kurzer Krankheit plötzlich starb, wodurch von neuem der schrecklichste Verdacht gegen die Kurfürstin rege wurde.

Ja das Mißtrauen des Kurprinzen gegen seine Stiefmutter war ein so tief gewurzeltes, daß er, als seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Ernst August von Hannover, zum erstenmale ihrer Entbindung entgegensah, von namenloser Angst getrieben mit derselben nach Hannover aufbrach. Aber noch bevor Hannover erreicht war, wurde die Prinzessin unterwegs in dem Hause eines Dorfschulmeisters entbunden. Der junge Prinz, der bei der drei Tage nach seiner Geburt zu Berlin erfolgten Taufe die Namen Friedrich August erhalten hatte, starb schon nach wenigen Monaten. Eine abermalige Versöhnung des Kurprinzen mit seiner Stiefmutter, die durch den Landgrafen von Hessen zustandegebracht wurde, konnte wiederum nur eine äußerliche bleiben, solange die Ursache des Zwiespalts nicht beseitigt war. Im Gegenteil betrieb die Kurfürstin die Testamentsangelegenheit gerade jetzt eifriger denn je. Der Kurfürst hatte sich wieder mehr dem Kaiser genähert, und die Kurfürstin Dorothea beförderte ihrerseits mit allen Kräften diese Wendung in der politischen Stellung zu Österreich, um durch den Kaiser die Bürgschaft für die Ausführung des unter ihrem Einfluß gemachten Testaments zu erlangen. Nachdem der Kurfürst schon am 25. Dezember 1685 ein geheimes Bündnis mit dem Kaiser abgeschlossen hatte, wurde auf Betreiben der Kurfürstin ein neues Testament aufgesetzt — unter Einrechnung aller früheren, teilweise im Stadium des Entwurfs verbliebenen, das neunte — und dem Kaiser zur Genehmigung gesendet. Der Inhalt desselben war ein für Brandenburg und sein Fürstenhaus geradezu verhängnisvoller, und es ist als eine der vielen besonderen Gnadenführungen Gottes in der Geschichte des preußischen Staates anzusehen, daß dasselbe trotz aller bei seiner Abfassung angewandten Intriguen niemals zur Durchführung gelangt ist. Der Kurfürst hatte in demselben in unbegreiflicher Schwäche eine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Gemahlin bewiesen, die alles wieder in Frage stellte, was er selber durch Kraft und Ausdauer und mit ungeheuren Opfern in einer fünfundvierzigjährigen ruhmvollen Regierung geschaffen hatte. Indem das Testament anordnete, daß Markgraf Ludwig in Minden, Philipp Wilhelm in Halberstadt, Albrecht Friedrich in Ravensberg als regierende Fürsten, wenn auch mit beschränkter Souveränität herrschen sollten, daß Markgraf Karl Philipp Naugard, Massow, Lauenburg, Bütow und Draheim, sowie die Dompropstei Magdeburg, Markgraf Christian Ludwig das Amt Egeln, das Herrenmeistertum Sonnenburg und die Propstei Halberstadt erhalten sollten, war damit die Gefahr einer völligen Zersplitterung des Hausbesitzes gegeben; und überdies waren diese Bestimmungen geeignet, eine Quelle unabsehbarer Streitigkeiten innerhalb des Kurhauses zu werden.

Der Kurprinz sank fast ohnmächtig nieder, als er durch den österreichischen Zwischenhändler Baron Freydag von dem Inhalt dieses Testaments Kenntnis erhielt. Um der Gefahr vorzubeugen, die ihn und sein Land bedrohte, wenn der Kaiser dasselbe bestätigen und durchsetzen wollte, unterzeichnete er ohne Vorwissen des Vaters einen geheimen Vertrag, durch welchen er, freilich unter schweren Opfern, die Zusicherung erhielt, daß die brandenburgisch-preußischen Lande nach dem Tode des Vaters vor Zerstückelung bewahrt bleiben sollten. Zu den ihm abgedrungenen Zugeständnissen gehörte auch die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstentümer Brieg, Liegnitz, Wohlau, Jägerndorf und Beuthen und ein geheimer Revers, durch welchen er sich verpflichtete, den Kreis Schwiebus, der dem Großen Kurfürsten zur Entschädigung für Jägern-

dorf abgetreten war, nach dessen Tode zurückzugeben. Unser Bild versetzt uns in den Augenblick, wo alle diese Zwistigkeiten ihren versöhnenden Abschluß finden sollten. Die Kraft des bis dahin so gewaltigen Herrschers war, zum Teil wohl infolge des häuslichen Kummers, der ihm die letzten Lebensjahre verbittert hatte, gebrochen. Noch ein tiefer Schmerz, von dem er sich nie wieder erholt hat, wurde ihm durch den, am 7. April 1687 ganz plötzlich erfolgten Tod seines zweiten noch lebenden Sohnes aus erster Ehe, des Markgrafen Ludwig bereitet. Derselbe war um so empfindlicher, als der Tod des einundzwanzigjährigen Prinzen unter Umständen erfolgte, die wieder den Verdacht einer unnatürlichen Ursache sehr nahe legten. Der Prinz war wenige Tage vor seinem Tode auf einem Balle bei der Kurfürstin gewesen; eine Kousine Dorotheas, die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, hatte ihm eine Orange gereicht, nach deren Genuß er sofort von einer heftigen Übelkeit befallen wurde. Nach allen vorangegangenen Ereignissen ist es nicht zu verwundern, daß die Feinde der Kurfürstin diesen unseligen Zufall von neuem zu den schlimmsten Verdächtigungen ausbeuteten. Dorothea trug diese ungerechten Angriffe mit großer Ergebung. — Von da an fühlte der greise Herrscher selbst sein Ende nahen, und als im Winter des Jahres 1687 die Gicht, die ihn schon seit Jahren geplagt hatte, in wassersüchtige Zustände überging, täuschte er sich nicht über die Unheilbarkeit seiner Krankheit. Mit ruhiger und ergebener Fassung ordnete er alle seine Angelegenheiten und bereitete sich auf sein Ende vor. Die letzten Wochen seines Lebens brachte er in Potsdam zu, und das Audienzzimmer im dortigen Stadtschlosse ist es, in welches unser Bild uns versetzt.

In Kissen gepackt und in wärmende Decken gehüllt, sitzt der seit Wochen von den täglich zunehmenden Qualen der Wassersucht geplagte greise Fürst. Aber die mit Aufbietung der letzten Kräfte aufgerichtete Gestalt, die markigen, charaktervollen Züge des seinem Sohne und Nachfolger zugewandten Angesichts mit der mächtigen, über den scharf geschnittenen Mund ragenden Adlernase, mit den auch jetzt noch durchdringend blickenden Augen und mit der hohen, von gewaltiger Perücke beschatteten Stirn, sowie die zu ernster, eindringlicher Mahnung aufgehobene Rechte verleihen der Erscheinung des zum Tode erkrankten Herrschers eine Hoheit und Würde der Majestät, die es uns vergessen lassen, daß wir einen von heftigen Schmerzen geplagten Mann, einen Sterbenden vor uns haben. Es ist in den ersten Morgenstunden des 27. April 1688, eines Freitags. Der Zeiger der auf dem Kamine hinter dem Lehnstuhl des Kranken befindlichen, auf unserem Bilde nicht mehr sichtbaren Uhr nähert sich der achten Stunde. Nach einer schlaflosen, unter qualvollen Schmerzen vollbrachten Nacht hat sich der Kurfürst in seinem Bette ankleiden lassen und darauf befohlen, den Kurprinzen Friedrich herbeizurufen und die Mitglieder des geheimen Rats zu versammeln. Die in der Regel am Freitag stattfindende Sitzung desselben soll auch diesmal abgehalten werden. Der Historienmaler A. Gennerich, von dem unser Bild herrührt, hat dasselbe darum auch „die letzte Geheimratssitzung des Großen Kurfürsten" betitelt. Nach einigen der Räte, deren Eintreffen sich verzögert hat, ist schon mehrmals geschickt worden mit der Weisung, daß sie sich beeilen sollten, zu erscheinen, da der Kurfürst sein Ende herannahen fühle. Als alle in dem an das Schlafzimmer des Kurfürsten anstoßenden Gemache versammelt waren, ließ sich der Kranke in ihre Mitte tragen, um in ihrer Gegenwart feierlich seinem Sohne die Regierung zu übertragen und von allen Abschied zu nehmen. Dieser Augenblick ist es, den der Künstler in unserem Bilde uns vergegenwärtigt. Zur Seite des im Lehnstuhl sitzenden Vaters steht der Kurprinz; ihm gegenüber im Vordergrunde Marschall Schomberg und Otto von Schwerin und hinter denselben die übrigen Räte Grumbkow, Knyphausen, Fuchs und von Reez. Trotz seiner Entkräftung richtete sich der todkranke Fürst in seinem Sessel auf, um von den Versammelten Abschied zu nehmen,

LOISA A NASSAV, VXOR MARCH. BRANDENBVRGICI. Elect. S.R. Imp.

Luise Henriette, erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Nach einem Amsterdamer Stich aus den letzten Jahren ihres Lebens.
Ger. von Hondhorst pinxit. J. Brouwer sculp.

und redete mit lauter und allen vernehmlicher Stimme den Kurprinzen also an: „Ich halte dafür mein Sohn, daß dieses der letzte Ratstag sein werde, dem ich beiwohne; denn die Schwachheit meines Leibes hat zu sehr überhand genommen, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Durch Gottes Gnade habe ich eine lange und glückliche, aber auch sehr mühsame, von Unruhen und Kriegen begleitete Regierung geführt. Welche Beschwerden, welche Sorgen dies mir, welche Trübsal dadurch meinem Lande verursacht, ist bekannt. Durch Kriege verwüstet, im armseligsten Zustande fand ich die Länder nach meines Vaters Tode; durch Gottes Hilfe hinterlasse ich das Land in einem weit blühenderen Wohlstande, im Frieden, von meinen Feinden gefürchtet, von meinen Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifle nicht, daß auch du, mein Sohn, mein Nachfolger, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen; vor allen Dingen Gott vor Augen haben! Vergiß nicht, die bei einer solchen Verwaltung nötige Vorsicht nie aus den Augen zu lassen; mit den Waffen in der Hand sei jederzeit bereit; aber nur um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen deines Hauses zu bewahren. Indem du dich der Hilfe getreuer Räte bedienst — nicht auf diejenigen hörst, welche ungerechte Ratschläge geben — wirst du deinen Unterthanen beweisen, daß du sie liebst. Mit allem Fleiße sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich dir als Erbteil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Einige Regeln, wie du deine Staaten regieren sollst, habe ich schriftlich abgefaßt, und übergebe sie dir hiermit; ich hoffe durch sie wirst du auf eine nützliche und gute Art davon unterrichtet werden." Der Kurprinz antwortete in tiefbewegten Worten, die einen tiefen Eindruck auf den Großen Kurfürsten machten.

Ausdrücklich bezeichnete der scheidende Vater in den letztwilligen Regierungsratschlägen, die er seinem Sohne überreichte, und die wir auf unserm Bilde diesen in der Hand halten sehen, den Kurprinzen als den **alleinigen** Erben seines Thrones. Er ermahnt ihn, seine Brüder und Schwestern zu ernähren, wie er es ihm unten vorschreiben werde. „Denke nicht", so heißt es, „weil du Herr seiest, du mögest es machen wie du wollest. . . . . zanke auch nicht mit ihnen, oder begegne ihnen all zu herrisch; denn sie sind dein Fleisch und Blut: meine, deines Vaters Kinder und vornehme Reichsfürsten. . . . Regiere und führe sie mit Sanftmut und Liebe, so wird Gott dir Gnade verleihen, meine Seele im Himmel sich freuen, und alle Welt dich loben."

Aus alledem werden wir mit Recht schließen dürfen, daß der Große Kurfürst selbst den Gedanken einer Teilung seiner Lande später aufgegeben hat, und daß sein Nachfolger jedenfalls im Sinne seines letzten Willens gehandelt hat, wenn er seine Stiefbrüder bewog, auf die ihnen in einer schwachen Stunde des Vaters zu souveränem Besitze zugedachten Gebiete zu gunsten der Einheit des Staates zu verzichten. Philipp Wilhelm, der älteste von den Söhnen Dorotheas, ging seinen Brüdern mit hochherziger Verzichtleistung voran. Nur die Herrschaft Schwedt, welche der Kurfürst einst aus Geldmangel verpfändet, und welche Dorothea aus ihrem Vermögen eingelöst und erweitert hatte, erhielt er zu eigenem Besitz. Auch mit seinen übrigen Brüdern verglich sich Friedrich III auf friedlichem Wege; dieselben fügten sich den Bestimmungen des Hausgesetzes von Albrecht Achilles, wogegen der Kurfürst ihnen gelobte, sie mit Statthaltereien, Dompropsteien, Regimentern, dem Herrenmeistertum und Komtureien zu entschädigen. Der Hauptvertrag wurde zu Potsdam am 3. März 1692 unter Vermittlung des nahe verwandten Herzogs von Sachsen-Zeitz abgeschlossen. Diese Vergleiche sind dann auch vom Kaiser, der vom Großen Kurfürsten zum Vollzieher seines Testaments ernannt worden war, bestätigt worden. So hat der hohenzollernsche Familiensinn die Gefahren und Nachteile glücklich überwunden, von denen die hohenzollernsche Hausmacht durch ein Testament bedroht war, bei dem die Liebe des Gatten und Vaters einen Augenblick die großen Gedanken des Staatsmannes hatte in den Hintergrund treten lassen.

Kurfürstin Dorothea, zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten.
Nach einem gleichzeitigen Bildnis im königl. Schloß zu Berlin.

Außenbords.

Von Marinepfarrer **Heims**.

Es hat so jeder sein Vergnügen. Der eine träumt, wenn er sich selbst in der Einsamkeit überlassen ist, von wunderschönen Diners, und fängt gewissenhaft mit Ox-tail-Suppe an, um mit Vanilleeis zu enden, und schließlich mit seinem Schicksal murrend nach den scheußlichen Fliegen zu schlagen, welche allein die noch viel scheußlichere Stille um ihn her summend unterbrechen. Und ein anderer sitzt beim Diner und kann's nicht abwarten,

bis er wieder draußen ist, in der Stille der Felder, im einsamen Rauschen des Waldes, in seinem friedlichen Heim; und seufzt aus vollem Herzen auf, wie er über die eigene Schwelle tritt und sein jauchzendes Büblein auf den Arm nimmt: „Gott sei Dank, daß das vorbei ist!“ — Das fängt schon bei den Kindern an, diese Verschiedenheit der Ansprüche: das eine spielt weltvergessen im Winkel stundenlang mit einer alten Puppe ohne Kopf und Beine, das andere rümpft das Näschen zu allem, was die Mutter vorschlägt: „das mag ich nicht; das ist langweilig!“ — Das findet sich auch bei den Seefahrern. Da kommt einer an Deck, sieht sich den Himmel an, guckt nach dem Kompaß, lehnt über die Reeling, spuckt ins Wasser und gähnt: „langweilig, gräßlich!“ geht wieder hinunter, schläft über einem französischen Roman ein und schreibt nachmittags einen Brief nach Hause: „Ihr glaubt gar nicht, wie man als Mann von Bildung und von geistigen Interessen auf See verdummt.“ Und ein anderer kommt nach oben, lehnt auch übers Geländer der Kampanje, und ruft nach zwei Minuten freudig aus: „nein, sehen Sie nur 'mal diese Menge zierlicher Bide-winder! Wie zart und niedlich!“ — „Ach was, lassen Sie mich in Frieden mit Ihren Bestien; ich kümmere mich nicht um dergleichen Zeug!“ antwortet der Briefschreiber. — „Auch nicht übel“, denkt der andere, und freut sich still weiter, wie das ruhige und doch so bewegte Leben dort „außenbords“ vor seinem Auge vorbeizieht.

Man muß es dem Manne mit der „Bildung“ und den „geistigen Interessen“ lassen: „viel los“ ist allerdings nicht da draußen, das Schiff macht so gut wie gar keine Fahrt; dunkelblau, zart gewellt, in schwacher Dünung wie eine Riesenbrust atmend, in tadelloser Kreislinie vom mattblauen Himmel sich abhebend, dehnt sich die See rundum tage- und wochenlang — und doch giebt's Leute, die auch das schön finden und in friedlichem Sinnen hinausschauen können. — „Was ist das?“ — Gespannt blickt der Träumer auf: langsam treibt da draußen vor seiner Pforte vorbei: perlmutterfarben, klar, wie durchsichtiges Milchglas, mit hellem Purpur umsäumt, wie ein Elfenschiff, zart gerippt, unter Wasser langsam rudernd mit rötlichen Fangarmen, ein **Nautilus**, selten zu schauen, ein reizend, gebrechlich Gebilde der See — jetzt verschwindet's hinterm Heck: „schade, den hätt' ich fangen mögen!“ denkt er bedauernd, der jetzt auch den Blick aufs Buch sendet und sogar auch geistige Interessen zu haben scheint —; aber heute will's doch gar nicht recht vorwärts mit der Arbeit, immer wieder schweifen die Gedanken hin über die prächtige, sonnenbestrahlte Fläche der Salzflut draußen, und die Augen folgen den Gedanken: da ist ja schon wieder etwas — — spitz, dunkel, schnell sich vorwärts bewegend nähert es sich im stillen Wasser dem Schiff — das ist die dreieckige Rückenflosse eines Hais! Richtig, auch oben auf der Kommandobrücke hat man ihn bemerkt. „Läufer! geh zum Bootsmann und laß dir den Haihaken geben, und ein Stück fettes Salzfleisch beim Bottelier!“ tönt die Stimme des Wachthabenden. Ja, da studiere ein anderer! Buch zu und hinauf! da unten schwimmt das Untier — gerade nicht übermäßig groß, an acht Fuß lang, im blauen Wasser stahlfarbig schillernd, seine Fahrt nach der des Schiffes mäßigend — und da sind sie ja auch, die rätselhaften, treuen, nie fehlenden Begleiter des Hais, die beiden „**Pilotfische**“ wie große Heringe gestaltet, aber schwarz und weiß in breiten Banden gestreift, behende vor dem unheimlichen Gesellen herschießend, zu ihm zurückkehrend, über ihm stehend.

Der Haken von angemessener Größe und Stärke, scharf geschliffen, mit Widerhaken an der Spitze, kommt; ein rotes, saftiges, fettdurchwachsenes Stück Fleisch verbirgt ihn, durch das Öhr wird ein starkes Ende geschoben und in künstlichen, sicheren Knoten befestigt: klatschend fliegt die Lockspeise aufs Wasser und sinkt unter; im eiligen Schwung flieht der Hai — mit Spannung verfolgen die Augen der Männer oben den Vorgang; jetzt schwänzeln die Piloten heran und umkreisen das Fleisch; dann kehren sie zu ihrem Herrn zurück, machen sie ihm wirklich Mitteilung, daß alles scheinbar in Ordnung? Langsam kommt er näher, mit kleinen Schlägen — nun wittert er den köstlichen Braten — die Bestie bricht durch — blitzschnell dreht er sich auf die Seite, daß der weiße Bauch gelblich-hellblau durchs Wasser schimmert; ein Schnappen: „hol steif!“ schallt das Kommando — ein wütend Schlagen unten, daß es schaumig brandend aufwallt und klatschend aufspritzt: immer mehr Hände helfen holen, wie das lange Ende längs Deck kommt und im fröhlichen Eifer aufgeraumt wird: rasend schlägt der gefangene Pirat gegen die Bordwand; „noch ein Pull!“ — nun kommt der Kopf über die Reeling, diese abscheuliche, den letzten Ingrimm und wilden Schmerz zeigende Schurkenphysiognomie mit den kleinen, tückischen Augen, der spitzen Schnauze und dem weit zurückgezogenen, offenen Rachen mit dem fürchterlichen Gebiß — „nun noch einmal — hol!“ mit dumpfem, nassem Fall klatscht die ungeheure Masse schwer auf Deck, empfangen mit einigen wuchtigen Handspatenschlägen aufs Haupt, — aber nun hüte sich, wer in der Nähe, vor den Schlägen des Schwanzes! Zuckend sich aufzuschnellen suchend, liegt der graue Sünder machtlos tobend da: „Zimmermann, her mit der Axt!“ — und den Mordstahl seh' ich blinken: „bitte, lassen Sie mich hauen!“ ruft der Arzt, eine kräftige Gestalt, ein ruhiger Augenblick — das Beil saust blinkend durch die Luft; gut gezielt! es trifft, wo der Rücken des Tiers sich zum Schwanz verjüngt, — aber federnd springt die scharfe, breite Schneide der Axt ab von der glatten, nassen, dicken zähen Haut, daß der Schlagende beinahe zu Fall kommt —: „das müssen Sie anders machen,“ sagt lächelnd der Zimmermann, „erst legt ihm 'mal ein Ende um den Schwanz, und holt steif, daß er nicht so schlägt,“ das geschieht; — wieder fährt der blitzende Schein durch die Luft, — taumelnd fahren die Leute, die das Ende hielten, zurück, und ein dunkler Blutstrahl ergießt sich übers Deck aus dem verstümmelten Körper des Ungeheuers: der Meister hat im Schlagen die Axt an sich herangezogen, daß sie wie eine Säge wirkend, Haut, Fleisch und Knorpel durchschnitten hat. — —

Es ist Nacht. Eine milde, weiche, köstliche Tropennacht, heiß war der sonnendurchglühte Tag; nun weht ein leichter, erquicklicher Hauch der Kühlung, in dem die Segel kaum schwellen, über die See. Am dunklen Himmelsgewölbe glitzert schimmernd der Sterne Pracht, und zitternd spiegelt das schlummernde Meer ihr funkelnd Bild zurück. Drüben am fernen Horizont taucht es glühend auf: ein brennend Schiff? Nein, die Glut mildert sich; lichter Glanz geht von ihr aus und breitet sich über das erzdunkle, mit güldenem Gestirn ausgelegte Firmament; übers Wasser kommt's heran, sich windend, funkelnd, wie eine riesige Schlange mit Goldschuppen bepanzert, die auf der See und der Dünung heranschießt; eine Brücke voll Glanz und Licht, übers Meer bis an den Himmel geschlagen — wie still, wie feierlich alles allüberall! — Hier und da ein leises Plätschern, wo ein Fischlein aus der lauen Flut sich ins Mondlicht schnellt, ein kaum vernehmlich Spülen der See um den Bug des Schiffes, wie sie rieselnd an seiner Bordwand hingleitet — und hinter uns welch eine leuchtende, glitzernde, prächtige Spur! Wie wallender Phosphordampf wirbelt's im Kielwasser; funkelnde Sterne blitzen darin auf und vergehen; zuckende Blitze, als wär's der Wiederschein eines Gewitters der Tiefe, fahren durch ihn hin: große Feuerklumpen tauchen auf und verschwinden; im Schraubenbrunnen, unten, wogt's und schimmert's in milder, prächtiger, goldiger Glut, und um den Bug des Schiffes brandet's wie bläuliche Spiritusflammen. Jede kleine überkämmende See zersprüht in leuchtendem Perlengischt — und plötzlich schießt es heran wie Goldraketen im Wasser; fünf, sechs, sieben zumal; blitzschnell fährt es längs des Schiffes hin, jetzt taucht das Feuerwunder unter, um an der anderen Seite wieder aufzutauchen; goldene Zickzacklinien, breit und langsam verglühend, spielen um die Bordwand, jetzt ganz nah, nun fliehend und fern; jetzt springt es gar empor und taucht unter, neuen Glanz und spritzende Funken zerstiebend, daß es klingt, als zischte glühend flüssig Metall in die Salzflut getaucht — es sind Delphine, die in der prächtigen Nacht um den großen Anker ihr tolles, reizendes Spiel treiben, dessen man nicht satt und nicht müde

wird. „Loggen!" tönt's von der Kommandobrücke. Ein langer Pfiff! das Loggscheid wird über Bord geworfen; langsam läuft die Leine ab — und wie sie eingeholt wird, da ist aus dem schlichten Werk des Seilers ein leuchtend Silberband geworden, das, wie der lichte Schimmer allmählich verblaßt, doch, wo der Fuß darauf tritt oder die Hand es berührt, wieder phosphoreszierend aufleuchtet. — Das sind Nächte! Nicht alle sind so; aber wenn die See einmal ihren Feuerzauber wirken läßt, dann kann's auch prächtig werden.

Weiter ziehen wir auf unsern feuchten Pfaden. Es ist frische Brise aufgekommen, flotter Passat schwellt die vollstehenden Segel in immer gleichmäßigem Wehen. Leesegel an beiden Seiten schnaubt die Korvette durch die ultramarinblaue Flut; seit Wochen haben wir kein Schiff, keinen Vogel gesehen — aber doch, da sind ja wieder welche, ein ganzer Schwarm; und Schwalben sogar sind's, niedrig fliegende, mit weißer Brust flink daherschießend über den Kämmen der bewegten Seen; sich hebend und senkend, ja im Bogen abbiegend, — ziemlich große Schwalben freilich, trotz aller Behendigkeit etwas eigentümlich Starres an sich habend, und nun ein Plätschern; aufspritzendes Wasser — verschwunden sind sie; weg —: es waren „fliegende Fische", jene immer wieder mit gleichem Vergnügen gesehene Spezialität der tropischen Meere, besonders des Passats; Fische von der Größe eines Herings, oben dunkel, unten silbergeschuppt, fette, fast viereckige Leiber mit jenen merkwürdigen Schwungflossen, die im Schwimmen zusammengelegt, schwalbenflügelartig dem Körper sich anschmiegen, aber beim Emporschnellen aus dem Wasser bis zu einem Fuß Breite ausgespannt werden können und zweifellos auf- und abschwingende Bewegungen ausführen. Wenn man diesen Scherz der Natur so in der Stille betrachtet, kommt einem die alte Seemannsschnurre ganz berechtigt vor, nach der ein heimkehrender Matrose seiner Großmutter unter anderm erzählt, im indischen Ozean wär's so heiß gewesen, daß vom Rüstanker sechzig Pfund Eisen abgeschmolzen seien: „Das kann ik denken!" sagt die alte Frau. — „Ja und im roten Meer, da holten wir mit dem Anker ein Wagenrad von Pharaos Heer auf." — „Dat is en Bewiis vör de Bibel!" entgegnet die Alte vergnügt. „Und am Äquator, da sahen wir Massen von fliegenden Fischen." — „Wat wullt du Snäsel mi wat vorlägen? Dat lat sien!" ruft sie da empört; „so veel weet ik ok, dat de Fisch nich fleegen können!" Und sie thun's doch.

Aber alles scheidet auf Erden einmal aus: auch der Passat mit seinem köstlichen, frischen, belebenden Hauch; und der Mensch kommt danach in die Gegend der Kalmen, der Windstillen, mit Böen und Regengüssen, mit Schimmel auf den Stiefeln und Stockflecken auf den Kleidern im Schranke. Zuweilen wird auch die mobilste Seele in solcher Zeit selbst etwas schimmelig und stockig, wenn die feuchte, schwere Luft gar zu unbewegt und mit dreißig Grad C. heiß über ihr brütet, das Leben binnenbords gewinnt dabei nicht; besonders nachmittags, so zwischen zwölf und fünf. Wer Dienst hat, muß sich ehrlich anstrengen, um mit Eifer dabei zu sein, und wer keinen hat, sehnt sich jedenfalls nicht danach, daß er welchen bekommt. — Was schwimmt denn da auf dem Wasser? Unwillkürlich reißt man die schläfrigen Augen auf: wahrhaftig, eine ebenso schläfrige Schildkröte, und sogar ein Riesenkerl — vergessen ist alle Müdigkeit. Schnell Meldung gemacht; Kommandant kommt an Deck und besieht sich wohlgefällig den still und regungslos auf dem Wasser treibenden, wohlschmeckenden alten Herrn: „Finden Sie die Jolle zu Wasser? Stirum mag den Versuch machen, sie zu fangen!" — Leise, vorsichtig und behende wird der Befehl ausgeführt; Stirum, ein blondbärtiger, riesiger Unteroffizier, faßt die Ruderpinne; behutsam rudern die Leute an, — wahrhaftig, sie schläft, die arme Kröte! Ganz langsam pürscht sich das Boot längsseit; jetzt ist es dicht neben seiner Beute, — atemlos lehnt an Bord alles über die Reeling; atemlos läßt Stirum die Pinne los und neigt sich über den Dollbord achteraus, die Hünenarme kreuzend, um mit festem Griff das Tier unter der Rückenschale zu fassen und schnell mit Kraft umzukehren, daß sie den Bauch nach oben, hilflos ihre sichere Beute sei: „Nimm di nix vör, denn sleit di nix fehl", denkt die Schildkröte, die aus kleinen Augen glitzernd, die ganze Geschichte mit angesehn. Jetzt hat er sie, — weiter neigt er sich hinaus, — nun zugegriffen: „hat ihm schon!" jauchzt der Chorus: „kriegt ihm aber nicht!" lächelt die Schildkröte und taucht gelassen unter, — ein unterdrücktes Kraftwort, ein schwerer Fall ins Wasser, heftiges schnauben und rudern, viel Schaum: — wo ist Stirum? — Es sind natürlich nur Thränen des Mitleids, die über ihn geweint werden: „Stirum, warum haben Sie das Tier nicht mitgebracht? Sie war ja noch ganz gut!" — „Stirum, haben Sie auch 'ne Boje angesteckt, daß Sie sie auf der nächsten Reise wiederfinden?" — „Stirum, haben Sie sie ganz alleine aufgegessen? Ich rate Ihnen doch zu einem Töpfchen Senf!" — „War sie nett gegen Sie?" — „Ich werde Ihnen Schillers Gedichte leihen: lesen Sie 'mal den Taucher, und sagen Sie mir Ihr Urteil darüber!" — so empfängt den Ärmsten flüsternd gutmütiger Spott. — „Melde die Jolle an Bord!" ruft er stramm, triefend, mit zitternder Stimme, Zornröte auf dem großen Gesicht. — „Danke!" erwidert der Kommandant, mühsam sich des Lächelns erwehrend. — Wütend verschwindet Stirum im Zwischendeck. „He bitt!" flüstert ein Matrose, den er unsanft beiseite gestoßen. — Und am Nachmittag beim Zeugflicken, sitzt er voll unauslöschlicher Gutmütigkeit unter den Jungens und zwischen den Kleiderkasten, und zeigt ihnen mit kunstgeübter Hand, wie man auf eine alte Hose einen neuen Lappen setzt, während sein nasses Arbeitszeug vom Morgen an der Wäschjolle in der heißen Tropensonne trocknet.

Am Familientisch.

Die Nachkommen der Cimbern.

Wer von Vicenza aus dem Lauf der Brenta aufwärts folgt, gelangt bald zu dem freundlichen Städtchen Bassano, von wo aus er mit Hilfe eines Führers und eines guten Maultieres auf steilen und schlechten Gebirgspfaden dasjenige Gebiet erreicht, in welchem die sogenannten Nachkommen der Cimbern leben, ein Menschenschlag, der entschieden germanisches Gepräge zeigt und mitten in der einsamen Gebirgswelt, umgeben von Italienern, bisher seine Art bewahrt hat.

Bekanntlich waren die Cimbern durch Tirol und das Etschthal im Jahre 102 nach Italien eingedrungen und hatten sich dort, unbekümmert um das römische Heer, allen Genüssen, welche sich ihnen boten, überlassen. Da ereilte sie das Schicksal. Marius, der bereits die Teutonen besiegt hatte, besiegte anno 101 auch die Cimbern in mörderischer Schlacht auf den Raudischen Feldern bei Vercellae, und nur kümmerliche Reste flüchteten sich in die Berge.

Dort befinden sich ihre sogenannten Nachkommen noch heute und bilden die Einwohnerschaft des Distrikts, welcher unter dem Namen der sette communi (der sieben Gemeinden) bekannt ist. Die Gesamtzahl der Einwohner soll 10 000 betragen. Unter ihnen selbst lebt die Tradition, daß sie Nachkommen jener Cimbern sind, und ihre Sprache scheint dafür zu sprechen, z. B. J (ich), du, di (er), Pom (Baum), Hoit (Hut), Beip (Weib), Stone (Stein). Im Jahre 1855 erschien in Wien das Cimbrische Wörterbuch von Johann Andreas Schweller, der sich lange bei diesen sogenannten Cimbern aufhielt. Die meisten der letzteren sind Holzfäller und Köhler, nur ein Teil ist dem Ackerbau und der Viehzucht zugewandt. Einige ihrer Gebirgsdörfer sind höchst einfach gebaut, wie denn die Einwohner eine sehr einfache Lebensweise führen. Früher heirateten sie nur unter sich, jetzt aber haben sie angefangen, von diesem strengen Brauch abzuweichen. T.

Die Ableitung des Namens Cholera.

Der Name dieser verheerenden Seuche, welche zuerst im Jahre 1832 in Europa auftrat, war bereits in der Mitte des XVII. Jahrhunderts bekannt, nur bezeichnete man mit „Cholera morbus" eine andere Krankheit, „un trousse galant", wie sie der geistreiche und gelehrte Arzt Gui-Patin in einem Briefe vom 10. September 1670 nennt. Die Ableitung des Namens hat unter den Gelehrten großen Streit verursacht. Man ging sogar auf die Bibel zurück, wo man in der Verbindung der beiden Wörter „choli" (Leiden, Plage, Krankheit) und „râ" (schlecht, schmerzhaft, verwüstend) den Ursprung des Namens finden wollte, besonders in zwei Stellen des Prediger Salomonis, Kap. 6, Vers 2 und Kap. 5, Vers 12. In der ersten Stelle übersetzt Luther choli râ mit „böse Plage", in der zweiten raâ chola in derselben Verdeutschung. Eine andere Erklärung leitet den Namen von dem griechischen χολέρα, Dachrinne her, weil bei der Krankheit die Feuchtigkeiten durch Erbrechen oder Stuhlgang mit Gewalt wie aus einer Rinne aus dem Leibe ausströmen. Gewährsmann für diese Ableitung ist unter den Neueren

der berühmte Littré, doch ist dieselbe schon alt und bereits von dem Arzte Alexander von Tralles (Therapeut. 7. 14) aufgestellt. Eine dritte Deutung, und wohl die annehmbarste, führt den Namen Cholera auf das Griechische χολή (die Galle) zurück, da in der Krankheit besonders die gesammelte oder ausgetretene Galle abgeführt wird, weshalb sie bei den Lateinern auch wirklich „bilis“ (die Galle) genannt wird. R. F.

Rechtsrat.

J. W. Nr. 10. W. in H. und R. W. in T. i. Schl. Ungeeignet.

G. R. in B. H. Der Fall ist zur Besprechung ebenfalls nicht geeignet. Die Eingabe kassiert. Als Pressionsmittel läßt sich unser Blatt nicht benutzen. —

R. R. in R. Im Jahre 1873 trat ich einem Vorschußverein (eingetragene Genossenschaft) durch Unterschrift, durch Zahlung eines Eintrittsgeldes und eines einmaligen Beitrages pro 1873 von 3 Mark bei; einen weiteren Beitrag habe ich nicht gezahlt, habe auch keine Dividende erhalten, bin aber auch nicht vom Vorstand gestrichen, habe vielmehr noch 1877 bei dem Verein eine Summe geborgt, also ein Recht der Mitgliedschaft benutzt. Jetzt bin ich verurteilt, zur Deckung des Defizits, wie alle Mitglieder, 380 Mark zu zahlen. Bin ich zur Zahlung verpflichtet ev. ist die Zahlung nach Kopfanteilen, ohne Rücksicht auf die Höhe des Guthabens, gesetzlich richtig?

Da Sie durch Ihre schriftliche Beitrittserklärung Mitglied der eingetragenen Genossenschaft geworden und als solches für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft solidarisch haftbar sind, so müssen Sie den geforderten Betrag zahlen. In Ermangelung einer anderen Bestimmung des Gesellschaftsvertrages wird nämlich der Verlust, soweit die Geschäftsanteile der Genossenschafter zu dessen Deckung ausreichen, unter die Genossenschafter nach der Höhe von deren Geschäftsanteilen verteilt, ein nach Erschöpfung des Genossenschaftsvermögens noch zu deckender Rest, ein Defizit, dagegen gleichmäßig nach Köpfen von sämtlichen Genossenschaftern aufgebracht.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Akrostichon.

a a ar au au al al an b bü c d de da e nf h h i i ie ib in il jo l l l m ne ne ng nu ni on of p pu p r r r re sch su un u

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich mit Hilfe der folgenden Angaben 13 Wörter bilden, deren Anfangs- und deren Endbuchstaben den Namen je eines hervorragenden deutschen Dichters unseres Jahrhunderts ergeben.

1. Als scharfe Waffe mach' ich tiefe Wunden,
2. Auf Hollands Karte werd' ich leicht gefunden;
3. Von mir erzählt das alte Testament,
4. Ich bin nicht fern von Asien's Kontinent;
5. Von hohen Berges Gipfel hast du mich,
6. Einst eine mächt'ge Kaiserin war ich,
7. Von einem Meer zum andern führ' ich dich;
8. Ich bin in dunkler Nacht ein heller Stern,
9. Mich braucht man als Symbol der Unschuld gern,
10. Mich sucht der Angeklagte nachzuweisen,
11. Wer mich genommen hat, pflegt bald zu reisen,
12. Es seufzt und klagt, wer mich zu tragen hat,
13. Ich bin in Frankreich eine schöne Stadt.

2. Homonym.

Es hat mich manch Theaterstück,
Es thut mich mancher Hans im Glück,
Wer mich bekommt, dem ist's nicht gut,
Wer mich verfehlt, gerät in Wut. B.

Bilderrätsel.

"

3.

Professor Mathesius stellte seinen Bekannten am Stammtisch folgende Aufgabe:

„Aus einer größeren Anzahl Spielmarken setzte ich zu Hause ein volles Quadrat zusammen, wie die Figur zeigt, die ich hier mit Kreide auf den Tisch zeichne. Dieses Quadrat zerstörte ich und bildete aus den Marken, welche es enthalten hatte, zwei volle gleichseitige Dreiecke. In jeder Seite des größeren lagen ebenso viele Marken, als vorher in jeder Seite des Quadrats und in jeder Seite des kleineren eine Marke weniger. Darauf zerstörte ich das größere Dreieck und bildete aus seinen Marken drei Quadrate. Ebenso zerstörte ich das kleinere Dreieck und setzte aus seinen Marken zwei volle Quadrate zusammen. Zwei von den so entstandenen fünf Quadraten waren einander gleich, die drei übrigen waren von diesen und untereinander verschieden. Als ich die Marken zählte, welche in je einer Seite der fünf Quadrate lagen, fand ich als Summe die Zahl 36.

Wie groß war die Zahl der Marken, welche in jeder Seite des zuerst zusammengesetzten Quadrats lagen?

4.

1. Eilpost 2. Tafel 3. Serail
4. Roman 5. Augen 6. Kalchas
7. Rotte 8. Sem 9. Amon

Aus jedem der obigen neun Wörter kann man durch Umstellung der Buchstaben ein neues erhalten, und zwar so, daß die Anfangsbuchstaben der neun Wörter den Namen eines Festes ergeben.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 36.

Schachspielaufgabe.

1. Sf4 — g2 1. Kf5 — e4: oder
2. Dh1 — b1 oder Ld5 — e4: Se8 — g7 ♯

A.

1. . . . . . 1. Ld5 — e6:
2. Te4 — f4 ♯

B.

1. . . . . . 1. Sf3 — d4 oder Sf3 anders
2. Sg2 — e3 oder Te4 — e5 ♯

C.

1. . . . . 1. Sc8 zieht oder c6 — c5
2. Se8 — d6 oder Te4 — f4 ♯

1. Viersilbige Scharade.

Meistersinger.

Bilderrätsel: Festungskommandant.

2. Arithmogriph.

S P A
M u f t i
E l i s a
I o n a s
H a g a r
I o s u a
A l t a r
R e b e k k a
D o m i n i c u s

3. Polka — Polko.

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — In tausend Ängsten. Bild von P. Krieger. — Wer war der Mörder? Von August Niemann. — Aus der fröhlichen Fähnrichszeit. Von H. Vogt. Mit Illustration von R. Knötel. — Das Testament des Großen Kurfürsten. Von B. Rogge. Mit Illustration nach dem Bilde von A. Gennerich und den Porträts der beiden Gemahlinnen des Großen Kurfürsten. — Außenbords. Von Marinepfarrer Heims. — Am Familientisch: Die Ableitung des Namens Cholera. — Die Nachkommen der Cimbern. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Juni 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 38.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Man kam zur bestimmten Zeit in Leipzig an. Die Herzogin hatte die Aufregung, mit der sie aus Weißenfels geschieden, dadurch überwunden, daß ihre Gedanken sich statt zurück, vorwärts gerichtet hatten und daß ihre Furcht vor Leipzig zugenommen hatte.

Auf der Reise hatte sie ihre trüben Betrachtungen aus Rücksicht auf ihre jungen Begleiterinnen nicht aussprechen können, sobald Friederike sich aber mit ihrem Gemahl allein sah, begann sie den in ihrer Seele angesammelten Befürchtungen Worte zu leihen.

„O mein Geliebter", sagte sie unter Seufzern und Thränen, „wie kannst du dich nur in die Höhle des Tigers wagen? Das ist kein Mut, das ist Tollkühnheit. Ich beschwöre dich, sei vorsichtig! Gehe niemals ohne Begleitung aus und genieße keine Speisen, die von jener, dir feindlich gesinnten Seite kommen könnten!"

Der Herzog lachte gutmütig. „Meine arme, kleine Kassandra", sagte er, so wenig von ihrer Besorgnis beirrt wie immer. „Ich weiß schon, daß du mich am liebsten behüten möchtest wie ein Wickelkind."

Als bei diesem unvorsichtigen Worte ihre Thränen um so stärker flossen, umarmte und liebkoste er die zarte Frau, beschwor sie, Mut zu fassen, ihre Würde vor der Außenwelt zu behaupten, sich etwas zu schmücken, damit man ihr das Leid nicht gar zu sehr ansehe, und vor allen Dingen mit hoffnungsvollem Blick in die Zukunft zu schauen. Es gelang seiner Liebe und Zärtlichkeit endlich, sie wieder aufzurichten und ihr Interesse für das bewegte Treiben in der Stadt bis zu einem gewissen Grade anzuregen.

Während sie miteinander aus dem Fenster sahen, fuhr eine reich vergoldete Karosse, von Läufern und Lakaien umgeben, vor den Weißenfelser Hof und gleich darauf wurde seine Erlauchte Exzellenz, der königliche Reichsminister Graf Brühl, dem Herzoge gemeldet.

Johann Adolf konnte nicht umhin, den Besuch anzunehmen, und ließ ihn in den Empfangssalon führen. Als der Lakai gegangen war, sagte er mit spöttischem Auflachen zu seiner Gemahlin:

„Ist der Kerl von einer effronterie; aber so sind diese Parvenüs; je mehr man sie tritt, je lebhafter schweifwedeln sie."

„Sei klug", flehte sie und umklammerte seinen Arm, „reize den Gefährlichen nicht, er kann und wird sich rächen!"

Der Herzog machte sich sanft los, küßte Friederike flüchtig auf die Stirn und eilte mit einem: „soyez tranquille!" hinaus.

Die Unterredung zwischen Johann Adolf und dem Minister verlief so glatt wie möglich. Brühl nannte sich einmal über das andere: den ganz ergebensten und gehorsamsten Diener des Herzogs, versicherte: Serenissimus habe vollkommen über ihn zu befehlen, freute sich, daß seiner hochfürstlichen Durchlaucht Aussehen alle seine Erwartungen übertreffe, kurz, ließ auch nicht das leiseste Wölkchen von Mißstimmung aufkommen. Zum Schluß lud er den Herzog mit Seiner durchlauchtigsten Frau Gemahlin und höchst seinem Hofstaat auf morgen zu einem großen Diner im Fruchthause ein, wo er es sich zu einer besonderen Ehre rechnen werde, die hochverehrten Herrschaften solenniter zu bewirten.

Lachend kam Johann Adolf zu seiner Gemahlin zurück. „Mein grober Brief ist ihm exzellent bekommen!" rief er vergnügt. „Es scheint, als ob ich endlich den rechten Ton getroffen habe, ihn mit seinen Prätensionen zum Schweigen zu bringen."

Die Herzogin ängstigte sich aufs neue, als sie von dem Diner hörte. Er lachte sie aus und sagte: „Dröhte mir Un-

heil, wären deine thörichten Befürchtungen berechtigt, so würde bei solchen Festen, wo man aus Schüsseln speist, die ringsum offeriert werden, wo man den Wein rechts und links mit seinem Nachbarn teilt, doch nichts zu riskieren sein. Da der König noch nicht hier ist, werde ich bei Brühls Gattin placiert und bin absolument en sûreté. Für dich aber gilt's, mon ange, ich hoffe, du siehst in deiner neuen himmelblauen Robe so jugendlich und scharmant aus wie möglich."

Ihre Antwort war ein tiefer Seufzer.

Daniel von Storke wurde von Ungeduld verzehrt, als er Brühls Auffahrt vor dem Hause sah, er beschloß, sich noch diesen Abend bei seinem hohen Gönner melden zu lassen, für die Geldsendungen zu danken und womöglich herauszubringen, welche Hofcharge Brühl ihm zugedacht habe, und wann er dieselbe antreten könne.

Der Tod Clemences, der fürchterliche Eindruck, sie so wieder zu sehen, hatte keine Reue bei ihm erweckt, sondern nur das Verlangen, für so viele Opfer und peinliche Empfindungen nun endlich einen ansehnlichen Lohn zu empfangen und rechtzeitig Rosa von Bünau ihrem verhaßten Bündnis zu entreißen. Daß die Bonne sich selbst aus seinem Wege geräumt, gewährte ihm vorläufig eine große Erleichterung. In welche Unannehmlichkeiten konnte er, falls die exaltierte Person leben blieb, noch durch sie geraten! Er maß sich keine direkte Schuld an ihrem Tode zu, ebensowenig wie an dem Tode der kleinen Prinzen. Geschickt wußte er sich vorzureden, daß er nichts selbst gethan habe, und daß es die einfache Klugheit eines Mannes von Welt sei, Gelegenheiten zu ergreifen und Triebfedern in Bewegung zu setzen, die ihm günstige Chancen zu bereiten vermöchten. Wer hatte seinen Werkzeugen geheißen, dem Drucke zu folgen, welchen er ausübte? Ihr eigner Unverstand riß sie ins Verderben; er war als der Klügere ihr Herr gewesen, aber niemals war er zu einem gemeinen Missethäter herabgesunken wie sie.

Daniel von Storke suchte also bei hereinbrechender Dunkelheit das Quartier des Grafen Brühl auf. Durch eine glänzend beleuchtete Vorhalle, in der sich eine Menge Dienerschaft tummelte, wurde er in ein Zimmer geführt, in welchem er lange warten mußte, endlich kam derselbe Kammerdiener, der ihn in Dresden empfangen hatte, und öffnete ihm ein Seitenkabinet.

Statt des Machthabers selbst, trat der Geheimrat Hennicke dem Oberstallmeister entgegen.

„Sie haben es ja enorm eilig, hochgeschätzter Herr Baron, meinem allergnädigsten Gebieter aufzuwarten", sagte der Geheimrat mit seinem breiten Lächeln. „Warum haben Sie es nicht solange verschoben, bis man Sie invitieren ließ?"

„Seit ich die Ehre hatte, von seiner Erlauchten Exzellenz in Dresden empfangen zu werden", erwiderte der Betroffene, „ist viel in Weißenfels passiert, nach welchen Evenements ich hoffen durfte, eines Empfangs von seiten seiner Gnaden selbst gewürdigt zu werden."

„Was wollen Sie, Verehrtester, wie kann man über ein Krongut verfügen, das noch seinen Besitzer hat?"

„Wenn ich auch noch nicht auf Wiedebach zu hoffen wagte, so wäre doch eine Charge am Hofe zu Dresden —"

„Brennt Ihnen in Weißenfels der Boden unter den Füßen?" fragte der Geheimrat höhnisch.

„Ich glaube, Ihren Wünschen und Bedingungen exakt nachgekommen zu sein, Herr Geheimrat."

„Bedingungen?" sagte Hennicke gedehnt. „Wenn Sie die Hand im Spiel hatten bei dem Tode der kleinen Prinzen, so hüten Sie sich, auf mich die Schuld abzuladen. Und dann, mein Gutester, wie kann man Ihre trefflichen Dienste dem Herzoge von Weißenfels, einem freundbrüderlichen Agnaten Kursachsens, abspenstig machen? Dergleichen gibt Inkonvenienzen. Sie müssen in Weißenfels aushalten, bis seine hochfürstliche Durchlaucht, Herr Johann Adolf auch zu seinen Vätern versammelt sein wird."

„Bis zu des Herzogs Tode?" fragte Storke und trat erbleichend zurück.

„Dieser Fall scheint Ihnen noch in weiter Ferne?" meinte Hennicke lauernd.

„Durchlaucht ist noch im Besitze seiner vollen Manneskraft."

„Dann gedulden Sie sich noch zehn oder fünfzehn Jahre."

„Unmöglich!" fuhr es dem Enttäuschten heraus.

„Es ist vieles möglich, auch daß man noch Tauffeten in Weißenfels erlebt."

Eine Pause trat ein.

„Der Herzog ist Ihnen wohl immer ein recht gnädiger Herr gewesen?" fragte der Geheimrat in seiner schlauen, tastenden Weise.

„Zuerst ja, nachher auch nicht." Storke dachte mit bitterem Groll an seine Angelegenheit mit Rosa von Bünau, und wie er zweimal dem Herzoge Rache geschworen.

Der scharfsichtige Unterhändler schien in den Mienen des andern zu lesen. „Seine Erlauchte Exzellenz werden bedauern, Ihnen Ihre Wünsche noch nicht erfüllen zu können", sagte er trocken. „Ich werde meinem Gebieter Ihren Respekt vermelden." Damit grüßte er obenhin und wandte sich um, das Zimmer zu verlassen.

Storke ging. Fast in demselben Kampf, mit derselben Bestürzung wie damals nach der ersten Privatunterredung mit Brühl in Weißenfels, aber außerdem mit dem Gefühl knirschender Wut, stieg der Oberstallmeister die Treppen hinab. Er besaß noch von dem Pulver, das er Clementinen gegeben. Aber nein — er selbst — unmöglich!

Unten im Flur war es noch ebenso hell, ebenso belebt, wie vorhin. In seine Gedanken vertieft, trat er aus dem Hause. Draußen loderten zwei mächtige Pechpfannen auf hohen Kandelabern, viel Volk wogte noch in der Straße vor dem Quartiere des großen Herrn hin und her.

Der Oberstallmeister hörte seinen Namen rufen; nur langsam besann er sich auf die Gegenwart und blickte sich erschrocken um.

„Wie, Baron Storke, noch so spät beim Minister?" fragte Graf Luja, der des Weges daherkam, erstaunt und schloß sich Storke zum Nachhausegehen an.

Storke war verwirrt, er fühlte sich bloßgestellt und antwortete unsicheren Tones: „Ich habe nur einen der Kammerherren seiner Exzellenz besucht und mich bei demselben festgeplaudert."

„Einen der Kammerherren, hier?" sagte Luja ungläubig. „Als ich Quartier machte, traf ich den Haushofmeister Brühls, er klagte, daß er die Frau Gräfin mit ihren Damen, die zahlreiche Dienerschaft, kaum unterbringe und vergebens Aushilfe in der Nähe suche. Eben erzählte er mir, daß die Kammerherren und Kavaliere drüben bequem placiert wären."

„So will ich meinen Bekannten dort aufsuchen", erwiderte Storke zerstreut und seine Sache verschlimmernd.

Kopfschüttelnd schritt Luja mit dem seltsamen Kameraden weiter. Was hatte der Oberstallmeister gleich am ersten Abend und so spät bei dem allgewaltigen Minister zu thun, den, wie er doch wußte, die Weißenfelser Herrschaften als ihren Feind ansahen? Ungewisse Befürchtungen und dunkler Argwohn begannen sich in Lujas Seele zu regen. Beide Männer waren so tief in ihre Gedanken versunken, daß sie es nicht bemerkten, wie schweigsam sie ihren Nachhauseweg zurücklegten.

Graf Luja hatte dieselbe Einrichtung treffen müssen, wie der Reisemarschall Brühls. Auch der Weißenfelser Hof faßte nicht ganz die Begleitung der Herrschaften, die Kavaliere mit etlichen von der Dienerschaft wohnten in einem nahegelegenen, dazu gemieteten Hause.

Den beiden ihr Logis betretenden Herren kam im Flur ein hübsches Frauenzimmer mit weißem Häubchen und bunter Kattunjacke entgegen, das, auf blankem Messingleuchter ein Licht tragend, den Herren die Treppe hinauf leuchtete. Sie sah Storke nicht an, nickte aber dem Grafen Luja bekannt zu, und dieser besann sich, wo er das Gesicht gesehen; es war unter ganz andern Verhältnissen gewesen.

Storke hatte das Weib mit tödlichem Erschrecken sogleich erkannt; Lotte Mork war's, die Prinzenamme, der es jetzt offenbar wieder gut ging.

„Kennt mich der Herr Graf nicht mehr?“ fragte die Person und zeigte mit freundlichem Lachen ihre weißen Zähne. „Ich war ja die Amme bei dem schönen Prinzchen, das so rasch wegstarb“ — die Züge der Frau verfinsterten sich, und ein böser Blick streifte den Oberstallmeister.

„Ich erinnere mich jetzt Ihrer“, sagte Graf Luja gütig, „hat Sie wieder Stellung gefunden?“

„Ja, ich bin hier die Hausverwalterin.“

Storke eilte in sein Zimmer; er wünschte in Gegenwart des Kameraden jede ihm drohende Berührung mit dem zornigen Weibe zu vermeiden, nahm sich aber vor, Lotte aufzusuchen und irgend ein ihre Zunge bindendes Abkommen mit ihr zu treffen.

Graf Luja, dem plötzlich etwas einfiel, rief die Wirtschafterin zurück. — „Höre Sie, gute Frau“, sagte er, „vermeide Sie doch, Ihrer Durchlaucht zu begegnen. Der Weißenfelser Hof liegt so nahe, die Frau Herzogin ist vom Tode des letzten Prinzchen noch zu sehr alteriert. Es möchte Ihrer Durchlaucht eine schmerzliche Erinnerung wecken, Sie wieder zu sehen.“

„Herr Jesses, ist der kleine August auch tot?“ rief das Weib sichtlich erschüttert und schlug die Hände zusammen. „Das hübsche Prinzchen; na, und wie ist denn das zugegangen?“

Der Graf fühlte sich wenig geneigt, ein Gespräch mit der Person fortzusetzen, er konnte sie aber doch nicht ganz abweisen. „Das Kind ist von der Terrasse gefallen“, sagte er kurz.

„Da hat „der“ auch gewiß nachgeholfen“, knirschte die Frau und wies mit dem Daumen in nicht mißzuverstehender Weise nach der Richtung hin, wo Storkes Zimmer lag.

Luja stutzte, es überlief ihn kalt. „Was schwatzt Sie da für Unsinn?“ sagte er streng mit forschendem Blick vor der Verwalterin stehen bleibend.

„Der gnädige Herr brauchen mich nicht anzufahren, es ist alles so, wie ich's sage.“

„Wer hat nachgeholfen und wem ist nachgeholfen?“

„Wie der Herr Graf einen ansehen, ganz bange sollte man werden!“

„Keine Ausflüchte, beantworte Sie mir genau meine Fragen!“

„Nun, der Herr Baron da hatten bei meinem kleinen Prinzchen die Schuld, darauf kann ich einen Eid leisten.“

„Baron Storke — die Schuld — am Tode des Prinzen Georg?“ fragte Luja erstarrend.

„Ja, mein armer Peter hätt's nun und nie aus sich selber gethan!“

„Wer ist Peter? Was hat er gethan?“

„Peter Mork, mein lieber, eifersüchtiger Mann, Gott hab ihn selig! Der hat mein kleines Prinzchen“ — sie griff sich an die Kehle mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde, und zwei Thränen liefen ihr über die Backen.

Graf Luja erschrak tödlich, was mußte er hier erfahren: Er drang in die Frau, ihm alles, was sie wisse und denke, zu erzählen.

Es war ihr eine Herzenserleichterung, endlich einmal frei heraus zu reden über das, was sie erlitten und mit ihrem Manne erlebt hatte. Sie schilderte, wie der Mork ein schlimmer, aber zugleich ein guter Kerl gewesen, der sie ungern ins Schloß als Amme gelassen habe. Wie er ein grausames Heimweh nach ihr gekriegt und endlich ins Schloß gekommen sei, um, koste es was es wolle, sie wiederzusehen. Der Herr Oberstallmeister habe ihn angestellt, habe ihm geraten, über den Baum ins Kinderzimmer zu steigen, und gleich angedeutet, wenn's Prinzchen sterben sollte, habe er sein Weib wieder. Das Wort sei dem Peter Mork immer und immer nachgegangen. Sie hätten sich dann oft gesehen, und obgleich ihr Mann einen Grimm auf das Kind geworfen, habe er ihm doch nichts zu Leide gethan. Ihr aber wäre das Leben im Schlosse recht nach dem Sinn gewesen. Da sei die Reise nach Dresden angesetzt worden, sie habe natürlich mitgesollt, ihr Mann aber nicht; schon vorher habe der Oberstallmeister ihren Peter eifersüchtig gemacht und aufgehetzt, daß er sie im Auge behalte, nun aber ihn nicht mitgelassen; als er dann sogar aus dem Dienst gejagt sei, wäre eine Wut über ihn gekommen, die ihn hinter ihrem Rücken die abscheuliche That habe vollbringen lassen.

Bei der Erinnerung daran fiel die Frau auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Martin Luja aber ging im Zimmer auf und ab und dachte an die Szene, wie der Invalide Peter Mork damals im Forsthause dem Oberstallmeister eine Beschuldigung zugerufen, in der von einem Kinde die Rede gewesen, und wie Storke in heller Wut den Armseligen in den Schnee geworfen hatte.

Als er die Frau darum befragte, berichtete sie, daß ihrem kaum geheilten Manne von dieser harten Behandlung die Wunden aufgebrochen seien, und daß er bald darauf gestorben.

„Baron von Storke“, sagte sie, „ist zu uns in die Hütte zu Wiedebach gekommen und hat mir ein Stück Geld geboten, daß Friede zwischen uns werde, denn ich hatte es ihm ins Gesicht geworfen, daß er meinen Peter zu seiner Missethat angestiftet und daß er an seinem elenden Tode schuld sei.“

Graf Luja war jetzt zu dem Entschluß gekommen, mochte sich die Sache verhalten, wie sie wollte, der Frau ihren Argwohn auszureden und dann für sich alle Anschuldigungen zu sammeln, zu vergleichen und nach dem gewonnenen Ergebnis zu handeln.

„Meine gute Frau“, sagte er ruhig, „was sollte wohl den Oberstallmeister Baron Storke veranlassen, das Verderben eines Sohnes seines hochverehrten Herrn und Wohlthäters zu wünschen? Und um etwas Abscheuliches zu thun, muß doch irgend ein Beweggrund vorliegen.“

Das Weib starrte ihn verblüfft an und schwieg.

„Ferner ist das gar kein Beweis gegen den Baron Storke, wenn er, nachdem er in der Hitze gröblich mit dem Invaliden umgegangen, später sich umzusehen kommt, ob er ihm auch nicht geschadet, und dann, nicht um Ihre Anschuldigungen niederzuschlagen, sondern um seine üble Behandlung des Hilflosen wieder gut zu machen, Ihnen ein Stück Geld bietet. Ist denn Baron Storkes Zorn nicht begreiflich, wenn Ihr Mann ihm Abscheulichkeiten vorwirft, an die er nie gedacht hat? Welcher Kavalier ließe sich solche Anschuldigungen ins Gesicht sagen, ohne in Wut zu geraten? Es scheint also, daß Ihren verbrecherischen Mann, den der Tod seiner gerechten Strafe entzogen, in der Mißhandlung des Oberstallmeisters das zuteil geworden ist, was er reichlich verdient hat.“

Die Frau erschrak sichtlich, sie wußte gar nichts zu entgegnen. Klug genug, um die Auseinandersetzungen des vornehmen Herrn zu begreifen, war ihr Geist doch nicht zu scharf, um eine Lücke in dem ihr Entgegengehaltenen zur Bekräftigung ihrer Ansicht zu entdecken. Sie hatte nie früher als am Totenbette ihres Mannes mit dem Baron Storke gesprochen, und die Beschuldigungen gegen ihn, als seinen Verführer, nur aus dem Munde Peters gehört, der sich selbst vielleicht in ihren Augen dadurch rechtfertigen wollte.

„Sie kann froh sein, Frau Mork“, hub der Graf nach einer Pause, die er ihr zum Nachdenken gelassen, wieder an, „wenn man Sie wegen Ihrer ungeheuerlichen Beschuldigung des Barons nicht zur Rechenschaft zieht. Es möchte auch, wenn die wahre Ursache jenes bedauerlichen Todesfalls des kleinen Prinzen bekannt würde, auf Sie selbst ein Verdacht der Mitwissenschaft und Beihilfe kommen, der Ihr noch jetzt schwere Strafe zuziehen könnte. Ich rate also, daß Sie Ihre Verleumdungen nicht fernerhin ausspricht und sich manierlich gegen den Baron beträgt. Was mich betrifft, so will ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und Ihr nichts in den Weg legen, falls Sie sich ruhig verhält.“

Die Frau ging mit der Schürze vor den Augen, kleinlaut und überzeugt von ihrem Unrecht hinaus.

Graf Luja aber blieb in den ernstlichsten Erwägungen zurück. „Ich kenne den schwachen Punkt meines Plaidoyers“,

murmelte er für sich. „Wenn der Mörder dem Versucher Storke seine Mitschuld ins Gesicht schrie, und ihn also von seiner That in Kenntnis setzte, warum hat der Oberstallmeister das Verbrechen nicht angezeigt und den Unhold zur Strafe gezogen? Nur ein schlechtes Gewissen konnte ihn davon zurückhalten."

Noch lange Zeit saß Graf Luja überlegend, Eindrücke zusammenstellend, eine Richtschnur für seine Handlungsweise suchend, an diesem Abend in seinem Zimmer. Aber auch als er sich endlich zu Bett begeben, ließ ihn der ungeheuerliche Argwohn, der in ihm aufgestiegen, keine Ruhe finden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen fragte Graf Luja seinen Kammerdiener während des Ankleidens, ob Baron Storke schon gefrühstückt habe und demnach zu sprechen sei.

„Der Herr Baron sind gestern abend wieder ausgegangen —"

„Davon will ich nichts wissen!" herrschte der Graf den Diener an, „antworte Er mir nur auf das, was ich frage."

„Schon ziemlich früh haben der Herr Baron dem Jean geklingelt, und eben begegnete der mir mit der Frühstücksplatte" auf der Treppe.

„So beeile Er sich und lasse mich beim Baron Storke anmelden."

Kurze Zeit darauf erschien Martin Luja im Gemach des Oberstallmeisters.

Storke kam dem Eintretenden übernächtig entgegen; er hatte, um seiner Unruhe und Übellaune zu entrinnen, während der Nacht in Spiel- und Weinhäusern Zerstreuung gesucht, und sah jetzt erhitzt und hohläugig aus. Mit einer höflichen Gebärde, aber erschrockenem Ausdruck, bot er dem frühen Besucher einen Stuhl.

Der Graf dankte, kühl das Haupt neigend; er legte nur die Hand auf des Stuhles Lehne und begann: „Nicht die Lust zu einer müßigen Plauderei führt mich her, Baron, es gilt eine ernste Auseinandersetzung. Sie konspirieren gegen Ihren Wohlthäter, unsern gemeinsamen durchlauchtigsten Herrn. Im Geheimdienste Kursachsens arbeiten Sie mit allen Mitteln der Intrigue gegen das Fortbestehen des Sachsen-Weißenfelsischen Hauses. Sie haben einen Elenden veranlaßt, den jüngsten Prinzen zu ermorden. Ihr Liebesspiel mit der Bonne hat dazu gedient, die Unglückliche zu einem Verbrechen und in den Tod zu treiben. Baron Storke, ich muß es Ihnen ins Gesicht schleudern: Sie sind ein infamer Hochverräter!"

Der Oberstallmeister hatte seinem Ankläger mit untergeschlagenen Armen wie eine Säule von Erz gegenüber gestanden, sein finsterer Blick versuchte auf dem Antlitze des Grafen zu haften, irrte aber im Schuldbewußtsein unstät umher. „Sie wollen mich insultieren, bestimmen Sie das Rendezvous", sagte er jetzt düster. „Auf solchen affront, solche Provokation, kann ich nur mit den Waffen in der Hand antworten."

„So weit sind wir noch nicht", erwiderte Luja fest. „Ich stelle Ihnen noch eine Alternative; sollte ich fallen, so wäre ja mein Herzog durch nichts vor Ihren Intriguen geschützt. Ich will — nicht um Sie zu schonen — sondern nur, um den durchlauchtigsten Herrschaften den Jammer zu sparen, das Vorgefallene im rechten Lichte zu sehen, Ihnen Diskretion geloben, wenn Sie heute Ihre Angelegenheiten rangieren, morgen Ihren Abschied nehmen, sich in Weißenfels nicht länger aufhalten als nötig ist, und dann spurlos in der weiten Welt verschwinden. Thun Sie das nicht, befinden Sie sich morgen abend noch in Leipzig, so gehe ich zum Herzog, denunziere Sie, und lasse es von dem Resultat der Untersuchung Ihrer Sache abhängen, ob ich noch mit meiner Klinge zu Ihren Diensten stehen kann."

„Würde mir ein lange ersehntes Vergnügen sein", zischelte Storke, indem er mühsam etwas von seiner alten Keckheit festzuhalten versuchte. „Übrigens möchte ich doch bitten, mir einige Beweise für Ihre horrenden Insinuationen zukommen zu lassen."

Graf Luja maß seinen Gegner, von dessen Schuld er sich immer fester überzeugt hielt, mit einem strengen Blick und verließ, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, das Zimmer.

Daniel von Storke blieb in einer unbeschreiblichen Bestürzung zurück. Nur mit Mühe hatte er seine gute Haltung so lange bewahrt, wie sein Ankläger zugegen gewesen; jetzt brach er auf einem Stuhl zusammen und dachte nach.

Natürlich lag eine Angeberei Lottens vor; Luja hatte seine Begegnung mit Mork, seine Heftigkeit gegen den Elenden selbst gesehen, vielleicht Morks Anklagen gehört. Ferner war er ihm im Dämmerlichte mit Clemencen im Park begegnet. Ha, sollte er am letzten Abend, als die Fassungslose von ihm fortstürzte, sie vielleicht noch getroffen, etwas Gravierendes von ihr erfahren haben? Oder war es nur sein Zustand bei ihrem Anblick als Tote, wodurch Luja — warum vermochte er sich auch nicht besser zu beherrschen! Dann sah jener ihn selbst am späten Abend von Brühl kommen. — Der Graf war so ganz ruhig und sicher; vielleicht besaß er doch Beweise gegen ihn, mittels deren — sollte er sich den Bedingungen unterwerfen? Er empfand nicht übel Lust, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und allen diesen Verwickelungen auf Nimmerwiederkehr valet zu sagen. Aber nein, sein Spiel aufgeben, das ihm schon den hohen Preis gekostet, nimmermehr!

„Va banque!" rief er laut. „Verdoppeln wir den Einsatz. Alles oder nichts! Soll ich den schlauen Brühl entschlüpfen lassen? Nein, ich will ihm den versprochenen Lohn abzwingen!" Und nun versenkte er sich in ein neues Sinnen.

Die Aussicht auf einen Zweikampf mit Luja bereitete ihm keine Unruhe, er konnte sich auf seinen Arm verlassen, am liebsten hätte er seinen Gegner gleich niedergeworfen, aber dieser hatte ihm seine Bedingungen gestellt, und er sah kein Mittel, dieselben zu ändern. Was thun, wie weit gehen? Das war die große Frage für ihn.

Nach längerem, peinvollem Grübeln raffte er sich auf; er brauchte Zerstreuung; der Augenblick würde schon den besten Ausweg zeigen. Bald wurde es auch Zeit, sich zu dem Brühlschen Diner zu rüsten.

Der Herzog Johann Adolf ging reich gekleidet, bereit zu dem Bankett des Ministers zu fahren, in seinem Salon auf und ab. Er erwartete seine Gemahlin, die ihre Toilette noch nicht beendet hatte.

Wenn er an den eingelassenen hohen Wandspiegeln vorüberkam, betrachtete er allemal seine stattliche Erscheinung mit Wohlgefallen. Wie gleißte sein Hofkleid von Gold und Stickereien, wie prächtig stand ihm das breite blaue Band des Hosenbandordens, welch einen frischen und jugendlichen Anstrich hatte sein bewährter Kammerdiener der ganzen Erscheinung zu geben gewußt!

„Bin ich ein gebrochener, alter Mann, der die Lasten der Regierung nicht mehr zu ertragen vermag?" fragte er sich selbst. Und die Antwort lautete: „Nein und abermals nein! Das will ich meinem schlauen Widersacher beweisen! Mag er mich anblicken und das Triumphieren verschieben."

Er war durchaus mit sich zufrieden, dieser hoffnungsfreudigste aller Menschen, der nirgend Trübsinn und Sorgen bemerken wollte! Der alles Unerfreuliche abschüttelte, jedes Leid hinter sich ließ und immer nur Sonnenschein sah.

Endlich trat die Herzogin Friederike ein; auch ihre Kammerfrauen hatten das möglichste gethan, die zierliche, blonde Frau, die ohnehin etwas Jugendliches hatte, prächtig zu schmücken, aber die armen verweinten Augen blickten so traurig und scheu aus dem geschminkten Gesichtchen, daß der Herzog doch nicht ganz zufrieden war.

„Euer Liebden sehen all zu melancholisch aus", sagte er scherzenden Tones, indem er sie umfaßte.

„O Adolf, welch eine Komödie, welch eine Unnatur ist dies!" seufzte sie und lehnte sich an ihn.

„Pst, Madame, schonen Sie Ihre Frisur, nur jetzt um alles nicht larmoyant!"

Der Herzog schritt zur Klingel und befahl die Abfahrt.

Feiertag.

Ried.

Gossensaß auf Brenner

Bernt Grönvold

Pflersch

Franzl

Auf der Brennerstraße

Der Tourist

C. Angerer & Göschl

Allerlei vom Brenner. Originalzeichnung von B. Grönvold.

Während das Paar in der vergoldeten Glaskutsche, angestaunt und beneidet von vielen, mit großem Gefolge dahinfuhr, vollzog sich ein sonderbarer Umschwung in des Herzogs Seele.

Er sah den Kampf, welchen die geliebte Frau an seiner Seite bestand, um ihre Fassung zu behaupten, sah ihre schmerzlich zuckenden Lippen, ihre ineinander gerungenen Hände, und ein unsägliches Mitleid ergriff ihn. Hatte er doch zu viel von dem blutenden Mutterherzen verlangt? Jenes stolze Genügen, in dem er sich und seine Gemahlin im vollen Glanze ungebrochener Oberherrlichkeit dem unbescheidenen Dränger vorzuführen gedachte, verwandelte sich in das bittere Gefühl, daß jener Mann ihm und dem teuren Weibe einen Zwang auferlege. Sein Stolz, der triumphiert hatte, fühlte sich bei diesem Gedanken verletzt. Wer war Brühl, daß er ihn zu Maßregeln veranlassen konnte, die ihm lästig wurden? Ein Verdruß, halb über sich selbst, daß er sich in diese Lage habe bringen lassen, größer aber noch über jenen, der ihn hineingebracht, überfiel den cholerischen Mann. Die Lust kam ihn an, jetzt noch, dem Gastgeber zum Ärger, wieder umzukehren; konnte er nicht so am besten die volle Unbeschränktheit seines Willens beweisen? Aber nein, man würde sagen, er sei krank, traurig, gebrochen, und das sollte nicht sein. Wie jene Worte ihn spornten!

Scheinbar frischer denn je, aber mit einer Wut im Herzen, daß ihm die Zähne aufeinander schlugen, trat er dem stolzen Minister entgegen.

Brühl bezeigte sich wie immer gewandt und liebenswürdig, es schmeichelte ihm, die Meßfestlichkeiten zu eröffnen. Da der Kurfürst erst morgen mit seinem Hofstaat erwartet wurde, konnte er heute noch mit der Repräsentation vorangehen.

Im Fruchthause hatten schon oft glänzende Festlichkeiten stattgefunden. Schon in den zwanziger Jahren gab hier der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, seinem Herrn, August dem Starken, prächtige Gastereien.

Auch heute zeigten alle Räume sich reich ausgeschmückt. Eine auserlesene Versammlung fremder und einheimischer Gäste wartete bereits auf die vornehmsten Sterne des Kreises, die Weißenfelser Herrschaften, welche geführt von Wirt und Wirtin jetzt eintraten.

Die Musik schmetterte ihre rauschenden Fanfaren durch den weiten Raum, die glänzend besetzte Tafel, von Lakaien in Brühls Farben umstanden, lud zum Niedersitzen ein.

Man folgte alsbald der Aufforderung des Brühlschen Haushofmeisters und nahm Platz. In der Mitte der einen Langseite saß der Herzog neben der Gräfin Brühl, gerade gegenüber der Minister mit der Herzogin Friederike. So hatte Johann Adolf seine sichtlich leidende Gemahlin an des Gehaßten Seite, nur von der Breite des Tisches getrennt, gerade vor sich.

Auf der Tafel stand zwischen den beiden Paaren ein herrliches Kunstwerk aus Meißner Porzellan, mehr lang als hoch, eine liegende Gestalt, umgeben von kleineren Figuren. Zu beiden Seiten daneben erhoben sich prächtige silberne Vasen mit Blumen gefüllt. Der Herzog hatte schon in Dresden öfter bei Brühl gespeist und wußte, daß dieser seinen staunenden Gästen immer neue Schaustücke vorzuführen liebte. Bisher hatte er sich harmlosen Sinnes daran erfreut, heute ärgerte und reizte ihn alles, was er sah.

Dieser Mensch, der es wagte, seine Krone anzutasten, der ihn gegen sein eigentlichstes Wollen hierher nötigte, der sein armes Weib mit seiner lästigen Gegenwart quälte, wie durfte er sich's herausnehmen, zu leben, zu wirtschaften gleich einem regierenden Herrn? Johann Adolf wurde bei solchen zornigen, neidischen Empfindungen, die ihm sonst nie aufgestiegen waren, irre an sich selbst, es verdroß ihn, daß er des Unmuts nicht Meister werden konnte, er wollte lustig sein, Späße machen und sich an Späßen erfreuen wie sonst. Was war denn in ihn gefahren, daß er's nicht konnte?

Um sich in bessere Stimmung zu versetzen, stürzte er rasch mehrere Gläser schweren Weins hinunter; er fühlte auch, wie sein Blut in Wallung geriet, aber es war, als ob die Dämonen des Unmuts nun erst recht in ihm entfesselt würden.

Gegen seine Absicht klang jedes Wort, das er an Brühl oder dessen Gattin richtete, herb und herausfordernd. Es riß ihn fort, und wenn er gewahrte, wie Friederike zusammenschrak und ihn bittend ansah, sobald einer seiner Zungenhiebe saß, verdroß es ihn, daß sie etwas bekümmerte, aber er häufte die Schuld wiederum auf den übermütigen Emporkömmling, der ihn so oft beleidigt hatte und mit seinem wohlgefälligen Dasitzen immer aufs neue beleidigte. Ja, es war ein Mißgriff, daß er hier war, er und sein Weib, beide mit dem Herzen voll Jammer, hier an dieser spektakelnden Tafelrunde voll frivoler, koketter, speichelleckender Narren, was wollte er hier? Je mehr ihn aber das Dortsein verdroß, je grimmiger wurde er auf den, der es veranlaßt hatte.

„Was ist denn dieses hier wieder für ein pompöses Stück, Graf?“ fragte Johann Adolf, vielleicht in der Absicht, etwas Harmloses zu sagen, und wies auf den Tafelaufsatz von Porzellan hin, der vor ihm stand. Er hatte eben eine boshafte Bemerkung über solche hingeworfen, die sich aus bescheidenen Kreisen empordrängen, um sich ohne alles Recht wie regierende Herren zu gebärden.

Brühl war mit vollster Selbstbeherrschung immer der höfliche Wirt und feine Mann geblieben, ein Benehmen, welches dem Herzoge wie Unempfindlichkeit erschien und zu größerer Derbheit reizte, damit der Nichtswürdige doch endlich etwas fühle!

Artig begann der Graf das Kunstwerk zu erklären. „Eure hochfürstliche Durchlaucht wollen zuerst diese schlanke, liegende Frauengestalt Ihrer gnädigsten Beachtung würdigen“, sagte er verbindlich: „Ein zart gearbeitetes Netz, hier über die eine Seite geworfen, verbirgt nichts von ihren Reizen, Perlen schlingen sich durch ihr blondes Haar. Sie ruht auf einem mit Schilf und Muscheln bedeckten Grunde und hält hier dies mit Wasserrosen bekränzte hellblaue Füllhorn im Arm. Es soll die Personifikation des schönen Stromes unserer Hauptstadt, der Elbe, sein.“

„Ah, eine Allegorie? fragte der Herzog. „Und diese vielen eilenden, kletternden, ins Füllhorn schlüpfenden Kinder?“

„Repräsentieren die Nebenflüsse, der Künstler hat den größeren hier, der Moldau und Eger, charakteristische Embleme gegeben. Diese beiden ein Kähnchen schleppenden Zwillinge sind Havel und Spree. Die Eure Durchlaucht interessierende Saale gleitet eben ins Füllhorn.“

„Gibt also ihre Selbständigkeit auf“, rief der Herzog mit leicht gerunzelter Stirn.

„Allerdings läßt diese Allegorie sich mancher anderen Position analog interpretieren“, erwiderte der Minister mit größter Ruhe. „Dieselbe Anziehungskraft, welche sich zwischen dem großen und kleinen Flusse zeigt, die nämliche Attraktion übt auch das große Reich auf die in seinen environs situierten Duodez-Ländchen aus. Sie werden hereingezogen, mögen sie wollen oder nicht, sans cérémonies!“

Während der Gastgeber dies leicht hinwarf, ging eine furchtbare Veränderung mit dem Herzoge vor. Die getretene Schlange hatte sich gewehrt und mit ihrem Biß den Lebensnerv des Feindes getroffen.

Johann Adolfs Stirn überzog sich mit flammendem Rot, seine Augen schienen hervorzuquellen, schwer fiel seine Hand auf den Tisch und mit zuckender Lippe schrie er seinem Gegenüber zu: „Herein gezogen, sans cérémonies! Das wollen wir doch sehen! So lange Recht und Gesetz gelten, bleibe ich souverän.“ — Er hatte sich halb erhoben und sank taumelnd in seinen Stuhl zurück, seine ausgestreckte Hand griff in die leere Luft, sein Auge wurde starr, fiel halb zu, die angespannten Züge erschlafften.

Mit einem durchdringenden Schrei fuhr die Herzogin Friederike in die Höhe und flog um die lange Tafel zu ihrem Gatten, den sie fortwährend mit Sorge beobachtet hatte.

Die Weißenfelser Kavaliere umringten ihren Herrn, Graf Luja lehnte des Herzogs schweres Haupt an seine Brust; Johann Adolf war besinnungslos und röchelte laut. Die Gräfin Brühl wich zurück, die Herzogin von Kurland aber, die an seiner anderen Seite gesessen, rang die Hände und rief nach einem Arzt.

Es gab einen allgemeinen Aufstand.

„Eine Ohnmacht" — „nein, ein Stickfluß" — flüsterte man hier und dort.

Die Herren trugen ihren erkrankten Gebieter auf den Divan eines Nebenzimmers, die Herzogin neigte sich über ihn, „rasch ein Glas Wasser!" rief sie hastig.

Nach kurzer Frist reichte eine Hand es ihr dar, es war die des Oberstallmeisters von Storke.

Der Herzog, gehoben und gehalten, vermochte zu trinken.

Der Leibarzt des Grafen, der an einer andern Tafel gesessen, erschien endlich und wandte verschiedene medizinische Hilfsmittel an, anfänglich schien der Kranke sich zu erholen, bald fiel er aber in einen qualvollen Zustand des Kampfes und dann ging es ersichtlich mit ihm zu Ende. Die Herzogin wich nicht von seiner Seite, Graf Luja stand ihr treulich bei, der Arzt that, was er vermochte, das fliehende Leben zu erhalten, aber mit der hereinbrechenden Dämmerung des 16. Mai starb Johann Adolf, der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels.

(Schluß folgt.)

Gossensaß am Brenner.

(Zu dem Bilde auf S. 597.)

Herr Spazzo erzählt in Scheffels Ekkehard, daß er auf seiner Fahrt gen Welschland auch nach „Gothensaß" gekommen sei. Da habe er mitten in hohen Lärchenwäldern, hinter Bergen von Eisenschlacke, ein graues, turmartiges Haus gefunden, das sei „Welands Schmiede" gewesen, und ein Mann in der Werkstatt, mit dem er die Nacht hindurch Terlaner Wein aus einem Schlauch getrunken, habe ihm viel über den kunstreichen, nordischen Helden Weland gesprochen, der auf seiner Wanderung den Brenner erreichte, wo ihm vom König Elberich die Waldschmiede am Berge Brenner angewiesen wurde, und wie es Weland in „Gothensaß" getrieben.

Auch Adolf Pichler erzählt im „Schmied von Gossensaß", wie in der Hammerschmiede die Zwerge geheimnisvoll schalteten und walteten. Verlassene Schmieden, Schlackenhaufen und weite, graue Halden weisen allerdings darauf hin, daß hier einst Bergbau getrieben wurde; die silberhaltige Bleiblende des Berges, die Erze, die jäh abstürzenden Wasser, das Holz des Hochwaldes, mögen Gossensaß einst zu einem rechten Knappenort gemacht haben.

Heute freilich hören wir nicht mehr das Pochen der Hämmer, nur die brausenden Wildwasser sagen und singen wie vor tausend Jahren von den Zinnen und Eisfirnen, die über die Wolken zum Himmel hineinragen, und von den wüsten Steinhalden, die vergeblich versuchen, die blauschimmernden Gletscher in Fesseln zu schlagen. Heute hören wir nicht mehr das ernste „Glückauf!" armer Bergknappen um Gossensaß ertönen, ein anderes „Glückauf" hat die Bewohner jener großartigen Alpengegend wohlhabend gemacht, sie können es sich zurufen, wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt, wenn die tausend Rinnen, Bächlein und Wasserfälle der wildbrausenden Eisack ihren Tribut bringen, wenn die Schneerosen verschwinden und Anemonen und Enzian, die langblättrige Primel, Edelraute und Edelweiß die kaum von der kalten Winterdecke befreiten Hänge und Almen mit bunten Farben schmücken, dann strömen die Fremden herein aus aller Herren Länder und im endlosen Zuge wälzen sich wieder, wie einst die Scharen der Goten und Langobarden, die Germanen aller Stämme über den Brenner.

Von Innsbruck fahren wir herauf, um von Norden her Gossensaß zu erreichen, schwer und schwerer wird das Ächzen der Lokomotive, da liegt der Brennersee vor uns, ein einsamer grüner Hochsee, bald ist die Station Brenner erreicht, wir befinden uns 1362 m über dem Meere. Die Häusergruppe dort oben, St. Valentin geheißen, mit dem behaglichen Posthause, in dem für den Körper vorzüglich gesorgt wird, ist zur Sommerstation vieler Fremden geworden.

Die Paßhöhe ist nun überschritten, wir erreichen Brennerbad, wo eine warme Therme von 18° R. sprudelt, zwei Hotels beherbergen die Kurgäste, das westlich gelegene ist eine der besten Gaststätten von ganz Tirol, das östlich gelegene ist ein sogenanntes Bauernbad, wie es solche in Tirol sehr viele gibt, eine Besonderheit dieses Landes.

Die Bauernbäder Tirols, meist 3000 bis 5000 Fuß über dem Meere gelegen, sind im Hochsommer überfüllt mit Landleuten, reichen und armen, die letzteren betteln wohl hier und da an der Straße um einen Badekreuzer. Die Badeeinrichtungen dort oben sind meist sehr primitiv, aber man ißt und trinkt an der Table d'hote gut, d. h. kompakt, wie es die Bauern gewöhnt sind, und viel. Die Creme der Gesellschaft in diesen Bädern bilden die geistlichen Herren und die reichen Thalbauern, die sich ihr Zimmer schon ein Jahr vorher bestellen, um es nur auch sicher zu erhalten. Die Bahn zieht nun vom Wildbad, so heißt das Brennerbad im Volksmund, im starken Gefäll zum Süden weiter, die Landschaft ist großartig, die Zinnen und Zacken des Hühnerspielrückens und der Weißspitze ragen im Osten zum Himmel, nackte zerrissene Felshänge, zerzauste Wettertannen, Gruppen von flechtenbehängten Lerchenbäumen, das Brausen der Eisack in der Tiefe und bald auch der volle Blick auf die Pflerscher Gletscher, die das mächtige Felsmassiv des Tribulaun umgeben, lassen uns den Zauber des Hochgebirges ganz empfinden.

Von der Station Schellenberg wendet sich die Bahn westlich in das Pflerschthal, um in einer langen Schleife, beim Kirchlein von Pflersch vorüber ziehend, das 178 m unterhalb Schellenberg gelegene Gossensaß zu erreichen.

In Schellenberg verlassen viele Reisenden den Zug, um nach Gossensaß hinabzusteigen, wozu fünfzehn Minuten genügen, während der Zug erst etwa zwanzig Minuten später in Gossensaß eintrifft.

Dieses, etwa 1100 m über dem Meere gelegene Dorf ist heute, hauptsächlich wegen der Nähe der Gletscher, eine der beliebtesten Touristenstationen Tirols; hohe Schiefer- und Kalkberge ragen rings zum Himmel auf, die Eisack stürmt kochend und schäumend durchs Dorf, das Rauschen der rings an den Felsen stürzenden Wasser und der harzige Duft der Lärchenwälder erfüllt das Thal, das von den blauschimmernden Gletschern, die sich an den roten „Feuersteinen" fast bis zur Sohle des Thals bei Inner-Pflersch herabsenken, abgeschlossen und von grünen Matten umkränzt wird.

Von den vielen schönen Ausflügen um Gossensaß wollen wir nur den zur Ruine „Straßberg" und zur dreikuppligen Deutschordenskirche von Ried, in der Felseneinöde des dort besonders wilden und fast schaurig engen Eisackthals erwähnen.

Im Orte selbst ist außer dem alten Gröbener Haus und dem einstigen Berggerichtshaus, auch die der „Unbefleckten Frau" geweihte Curativkirche nennenswert, von deren Pforte man die herrliche Eiswelt überblickt; neben dieser Kirche steht die im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von den Knappen ihrer Schutzpatronin, der heiligen Barbara, erbaute Kapelle, deren alte, wie es scheint nicht schlechte, Fresken wohl von einem biederen Anstreicher rücksichtslos übertüncht wurden. Die geistlichen Herren, die Pfarrer, Kapuziner ꝛc., sollten sich mehr um die Erhaltung der alten Kunst und Baudenkmäler in den Kirchen bekümmern, anstatt fort und fort neue Bethäuser, Kapellen und Betstöcke in Wildnissen aufzubauen, in denen weit und breit kein Haus, keine Hütte zu sehen ist.

Frömmigkeit, Aberglaube und tiefes Interesse für die Finanzen der Fremden bilden die hervorragendsten Eigenschaften der Bewohner dieser Gegend, die hauptsächlich von Viehzucht und der „Fremden Industrie" leben. In der letzteren haben es freilich die treuherzigen Tiroler noch lange nicht so weit wie die biederen Schweizer gebracht. Der Menschenschlag um Gossensaß ist nicht gerade schön, und die wenig kleidsame Tracht, meist aus braunen Lodenstoffen, nicht geeignet die trockenen, knöchernen Körperformen zu heben.

Von den mancherlei eigenartigen Gebräuchen, fast durchaus religiöser Natur, sei zuerst das Wetterläuten und Wettersegnen erwähnt. Finstere Wolken ballen sich am Himmel zusammen, bald rast der Sturm durchs Thal, da hört man ein Glöcklein, dann ein zweites, ein drittes, endlich läutet es rings in Berg und Thal, und im Kirchlein am Altare steht der Priester in Chorhemd und Stola mit dem Ciborium in der Hand, liest die Evangelien und hebt segnend den Kelch mit der geweihten Hostie empor und betet: „a fulgure et tempestate" („vor Blitz und Sturm" schütze uns!) und im dämmerdunklen Raum knieen die Bewohner des Dorfes im leisen Gebet; nach jedem Blitz ertönt das feierliche: „a fulgure et tempestate". Ferner rollt nun der Donner: „Gott sei Dank es ist gut abgegangen", die Frauen gehen nach Hause, in der festen Überzeugung, daß nur das Wetterläuten und das Wettersegnen das Dorf vor einem Unfall geschützt habe.

Originell ist auch das Sterntreiben und Sternsingen am heiligen Dreikönigstage, eine bettelgewerbliche, fromme Übung. Die Sternsinger stellen die Hirten vor, denen die Geburt des Heilandes verkündet wird, in abenteuerlicher Tracht, einen an einer Stange befestigten großen Papierstern herumdrehend, ziehen sie, allerhand Lieder singend, von Haus zu Haus, wofür sie durch ein Almosen belohnt werden:

„Ei so luag! Unsa Herrgott wird so narrisch sein,
„Und gar zu uns da aba kemma,
„Konnt uns ja leichtli aufi nemma" ꝛc.

so antwortet ein Hirte den die Botschaft verkündenden Engeln.

Am Himmelfahrtstage wird eine Christum darstellende Puppe um zwölf Uhr mittags in der Kirche zu Gossensaß an einem Stricke feierlich zur Decke hinaufgezogen, wo sie in einer dort befindlichen Öffnung verschwindet. Die Andächtigen geben dabei wohl acht, nach welcher Richtung der zum Himmel schwebende Christus sein Gesicht wendet, denn von der Seite kommt das Wetter durchs ganze Jahr.

Neben der Frömmigkeit aber spielt die „Liab" eine große Rolle, jeder Buab muß sein Dirndl haben; dem einen ist die seine zu klein und er singt:

„Weil's gor so kloan is
„Thuat's mi oft verdriaßn,
„Denn ziag is aufa zum Kopf,
„So han i nix bei de Fiaß'n!"

Aber treu sind die Dirndl, meist treuer als die Buabn, und der Wilderer tröstet sich:

„Wan i amol stirb,
„Brauch i Weihbrunn koan,
„Denn mein Grab das wird naß
„Von mein Dirndl sein Woan."

Warmholz.

Zur vierhundertjährigen Gedächtnisfeier des Geburtstags Johann Bugenhagens am 24. Juni 1885.

Von Bernhard Rogge.

An die vierhundertjährige Gedächtnisfeier der Geburt Luthers, die in allen deutsch-evangelischen Herzen unvergeßliche und unauslöschlich tiefe Eindrücke hinterlassen hat, wird sich im Laufe der nächsten Jahre noch manche Säkularfeier der reformatorischen Männer anschließen, die Luthers Mitarbeiter und Mitkämpfer gewesen sind, und einen mehr oder minder hervorragenden Anteil an dem von ihm begonnenen Werke der Kirchenerneuerung gehabt haben. Unter ihnen nimmt Johannes Bugenhagen, dessen vierhundertjähriger Geburtstag am 24. Juni d. J. wiederkehrt, eine der ersten Stellen ein. Nächst Melanchthon, dem „Präzeptor Germaniä", ist er wohl nicht bloß der bedeutendste unter allen Gehilfen Luthers gewesen, sondern auch derjenige, der ihm als der treueste und vertrauteste Freund persönlich am nächsten gestanden hat.

Bugenhagens Heimat ist die Stadt Wollin in Pommern, wo er am 24. Juni 1485 geboren ist, daher wurde er auch später namentlich von Luther in der Regel Pomeranus oder Doktor Pommer genannt. In der heiligen Taufe erhielt er den Namen Johannes. Seine Eltern, sowie seine Familie überhaupt scheint zu den angesehenen seiner Vaterstadt gehört zu haben. Nachdem er aufs sorgfältigste erzogen und unterrichtet worden war, bezog er 1502 die Universität Greifswald, wo damals die humanistischen Studien in erster Blüte standen. Kaum zwanzig Jahre alt wurde Bugenhagen von dem Abt des Klosters Belbuck bei Treptow a. d. Rega als Rektor an eine Schule berufen, die das Kloster an letzterem Orte unterhielt. Unter seiner Leitung gelangte dieselbe bald zu großer Blüte, und der gute Ruf, in welchem sie wegen ihres vorzüglichen lateinischen Unterrichts stand, führte ihr selbst aus weiter Entfernung Schüler zu. Namentlich aber wurde dieselbe von vielen adligen Jünglingen besucht, und Bugenhagen trat dadurch schon damals in nähere Beziehung zu einem großen Teil des pommerschen Adels. Wir werden nachher sehen, wie bedeutungsvoll die damals angeknüpften Verbindungen später werden sollten. Neben dem Sprachunterricht trieb Bugenhagen mit seinen Schülern fleißig die heilige Schrift; auch ließ er sich, um die Berechtigung zum Predigen zu erlangen, in das Kollegium der Geistlichen aufnehmen. In die erste nähere Berührung mit der reformatorischen Bewegung trat Bugenhagen durch die ihm zu Gesicht kommende Schrift Luthers von der babylonischen Gefangenschaft. Kaum hatte er sie flüchtig durchgelesen, als er die fast prophetische Äußerung that, es hätten bisher schon sehr viele Ketzer der Kirche großen Abbruch gethan, aber ein so gefährlicher Mann, wie der Verfasser dieses Buches, wäre vor ihm noch niemals erstanden. Hatte er sie anfangs nur aus Neugierde zur Hand genommen, so wurde ihm dieselbe doch bald ein Wegweiser zur Erkenntnis der reinen Wahrheit. Er trat fortan offen auf Luthers Seite, und mit anderen von ihm gewonnenen Freunden begann er auch auf der Kanzel das lautere Evangelium zu verkündigen und die Irrtümer der römischen Kirche mit ihren Menschensatzungen und ihrer Werkgerechtigkeit rückhaltlos zu strafen. Nachdem er mit Luther zuerst in schriftlichen Verkehr getreten und von diesem die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen zugesandt erhalten hatte, wurde in ihm der Wunsch immer lebendiger, den Mann, dessen Name in aller Munde war, auch persönlich kennen zu lernen, und so folgte er gern der Einladung seines Landsmannes Peter Suaven, jenes pommerschen Studenten, den wir als einen Reisebegleiter Luthers auf seiner Fahrt nach Worms kennen, zu ihm nach Wittenberg zu kommen.

Kurz vor Luthers Abreise nach Worms traf Bugenhagen in Wittenberg ein. Aber während der damals bereits sechsunddreißigjährige Mann nur die Absicht gehabt hatte, als Schüler zu den Füßen der Wittenberger Meister Luther und Melanchthon zu sitzen, sollte er bald in den Kreis der akademischen Lehrer eintreten, um einer der thätigsten Gehilfen jener bahnbrechenden Reformatoren zu werden. Er begann zuerst in ganz freier Weise, in seiner Wohnung einigen Studierenden aus Pommern den Psalter zu erklären, doch bald vermehrte sich der Kreis seiner Zuhörer, sodaß er sich auf Melanchthons dringendes Zureden entschloß, öffentliche Vorlesungen zu halten. Um ihn dauernd an die Universität Wittenberg zu fesseln, bemühte sich Luther beim Kurfürsten für ihn ein festes Gehalt zu erwirken, aber erst nach wiederholten Bitten und Erinnerungen gelang es 1524, ein solches von vierzig Gulden für ihn zu erlangen. Inzwischen war Bugenhagen, um auch dadurch ein volles und offenes Bekenntnis zu den Grundsätzen der Reformation abzulegen, in den Ehestand getreten und hatte sich am 13. Oktober 1522 mit Walpurga Rörer, einer Schwester des Diakonus Rörer in Wittenberg, vermählt. Bei seiner Hochzeit waren Luther und die andern Wittenberger Theologen zugegen. Der Kurfürst hatte auf Luthers Bitte Wildbret und ein Goldstück zur Hochzeitsfeier gesandt, doch wollte er nicht, daß solches Geschenk in seinem Namen gegeben würde, sondern es sollte heißen, daß es von Spalatin käme, weil der Kurfürst nicht den Schein erwecken wollte, als ob er das Heiraten der Priester begünstige.

Während der Unruhen, die in Luthers Abwesenheit auf der Wartburg, durch Karlstadt und die Zwickauer Propheten veranlaßt in Wittenberg ausgebrochen waren, hatte Bugenhagen mit großer Besonnenheit und Mäßigung um die Wiederherstellung der Ordnung und um die Erhaltung der Eintracht und des Friedens sich bemüht. Infolge dessen wurde er im folgenden Jahre, als das Pfarramt an der Stadt-

(24)

BUGENHAGIUS JOANNES,

Quo doctore fidem profitetur Dania Christi:
Jessææ Citharæ laus Pomeranus eram.

Joan-

Deutsch: Ich, der Lobredner der Davidischen Harfe, war ein Pommer, der Lehrer, durch welchen Dänemark den Glauben Christi bekennt.

Seite 24 aus „Icones" (Sammlung von Bildnissen hochgelehrter Männer des XV. Jahrhunderts in Deutschland. Straßburg 1587) mit dem Porträt Johannes Bugenhagens.

Des Wilderers Ende. Gemalt von W. Stryowski.

kirche durch den Tod des bisherigen Pfarrer Simon Heinsius von Brück erledigt war, von dem Senate der Universität und dem Rat der Stadt Wittenberg einstimmig zum ersten Stadtpfarrer erwählt. Sechsunddreißig Jahre hindurch hat er sein Amt zum Segen der Gemeinde, ja der ganzen evangelischen Christenheit als ein leuchtendes Vorbild pastoraler Treue verwaltet. An seinen Predigten hat Luther zwar wiederholt die übermäßige Länge zu tadeln gehabt. Es kam wohl vor, daß er stundenlang hintereinander sprach. Luther sagt einmal in seinen Tischreden: „Etliche plagen die Leute mit allzulangen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding ist, wird eines Dinges bald überdrüssig und müde. Wiewohl Dr. Pommer zum Deckel seiner langen Predigten immerdar den Spruch anzieht: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort", so ist doch Maß in allen Dingen gut." Aber trotz dieses Tadels hat er doch anderseits die Predigtgabe Bugenhagens vielfach gerühmt und anerkannt. Bugenhagen predigte nie, ohne vorher allzeit Gott herzlich um seine Gnade und seinen Beistand angerufen zu haben. Einst hielt er sich so lange im Gebet auf, daß die Gemeinde schon lange ausgesungen hatte. Als er endlich auf der Kanzel erschien, redete er die Gemeinde also an: „Verwundert euch nicht, ich bin von Gott aufgehalten worden. Ich bin mit ihm in ein Gespräch von der Kirche, der Universität und der ganzen Christenheit geraten. Er hat mich lange aufgehalten und ich habe große Dinge mit ihm abreden müssen." An der Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes und aller kirchlichen Ordnungen, wofür die Wittenberger Stadtkirche in den weitesten Kreisen vorbildlich geworden ist, hat Bugenhagen nächst Luther den größten Anteil gehabt. Die Beichte, welche Karlstadt in stürmischem Eifer gegen die damit getriebenen Mißbräuche beseitigt hatte, stellte er im Geiste evangelischer Freiheit und Innerlichkeit wieder her; sie sollte als ein dem Seelenbedürfnis der Christen entgegenkommender Brauch, aber in aller Freiheit und ohne alle hierarchische Gesetzlichkeit geübt werden. Aber nicht bloß auf der Kanzel und im Beichtstuhl, sondern auch als Seelsorger ist Bugenhagen das Vorbild eines rechten Pfarrherrn geworden. Eine besondere Gelegenheit zur Bewährung seiner seelsorgerischen Treue gab ihm die 1527 in Wittenberg ausgebrochene Pest, unter deren Schrecken und Gefahren er treu an Luthers Seite bei seiner Gemeinde aushielt, während die Universität nach Jena verlegt wurde. Luther selbst bediente sich gern seines seelsorgerischen Zuspruchs. Bugenhagen war ihm nicht bloß der Parochus, von dem er bekanntlich seine Ehe einsegnen und sich das heilige Abendmahl reichen ließ, sondern der beichtväterliche Freund, vor dem er sein Herz in den Stunden der Anfechtungen, die so manchmal über ihn kamen, ausschüttete. Ganz besonders hat sich Bugenhagen an Luther als ein treuer und erfahrener Seelsorger bewährt, als derselbe 1527 von jenem heftigen Krankheitsanfall betroffen wurde, der ihn in Verbindung mit schwerer und geistlicher Anfechtung an den Rand des Grabes brachte. — An allen Beratungen und Verhandlungen, die im Mittelpunkte der reformatorischen Bewegung gepflogen wurden, hat Bugenhagen teilgenommen, so an den vielfachen Streitigkeiten um das Abendmahl, an der Durchsicht und Verbesserung der Lutherschen Bibelübersetzung, an der Ausarbeitung der sächsischen Visitationsordnung, an der Vorbereitung der Schmalkaldischen Artikel und an so manchen theologischen Gutachten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er sich bald auch außerhalb Wittenbergs eines großen Ansehens zu erfreuen hatte, und daß sich die Augen vieler auf ihn richteten. Mancher ehrenvolle und verlockende Ruf, der von auswärts an ihn erging, suchte ihn von Wittenberg zu entführen, aber keine Aussicht auf Macht und Ehren hat ihn, wie es in der ihm gehaltenen Gedächtnisrede heißt, bewegen können „dies ärmliche Nestlein Wittenberg" zu verlassen; und einen Hauptgrund für die Entschiedenheit, mit der er den wiederholten Versuchungen von Wittenberg fortzugehen widerstanden hat, werden wir darin suchen dürfen, daß ihm der geistige Austausch mit den dortigen Freunden zu einem unentbehrlichen Bedürfnis geworden war.

Dennoch hat sich Bugenhagens Wirksamkeit weit über die Kreise seines nächsten Berufes hinaus erstreckt. Wir dürfen ihn mit Recht als den Evangelisten unter den Reformatoren bezeichnen. Als sich in Hamburg das Verlangen nach der reinen Lehre regte, richteten sich die Augen des Senats auf Bugenhagen, und man begehrte ihn zum Pfarrer an St. Nikolai. Wenn ihn auch die Wittenberger Gemeinde nicht ziehen ließ, so wurde ihm doch ein halbjähriger Urlaub bewilligt, um der „ehrenreichen Stadt bei der Einführung der Reformation mit seinem Rate dienen zu können." Aber noch ehe er Wittenberg verließ, war es den Feinden des Evangeliums gelungen, den Rat wieder ängstlich zu machen, der nun auf Bugenhagens Kommen verzichtete. Doch hielt er sich infolge der eingeleiteten Verhandlungen für berechtigt, in einem schriftlichen Gutachten die Grundzüge der evangelischen Heilslehre und einer evangelischen Kirchenordnung aufzustellen, die dann nicht bloß für Hamburg, sondern für ganz Norddeutschland vorbildlich und maßgebend geworden sind. Infolge dieser an die Stadt Hamburg gerichteten Schrift erging im Jahre 1528 an ihn der Ruf, die Neuordnung des Kirchenwesens in Braunschweig in die Hand zu nehmen. Mit Erlaubnis des Kurfürsten zog er im Mai 1528 dorthin, um daselbst, wie Luther schreibt, „eine Zeitlang Christo in seinem Evangelium zu dienen." Am Himmelfahrtstage begann er dort seine Wirksamkeit, und es gelang ihm in wenigen Monaten das Kirchenwesen der Stadt auf evangelischer Grundlage völlig umzugestalten, so daß die neue Ordnung am 8. September von Rat und Bürgerschaft einträchtig angenommen und am folgenden Sonntage in allen Kirchen verkündet wurde. Noch Jahrhunderte lang wurde in Braunschweig zur Erinnerung an dieses Ereignis alljährlich am Montag nach Ägidien ein Dankfest gefeiert. Die Braunschweiger hätten ihn gern noch länger zurückgehalten und wandten sich mit einer dahin gehenden Bitte an den Kurfürsten. Aber Luther, auf dem die ganze Last der Vertretung Bugenhagens ruhte, bewog den Kurfürsten, diese Bitte abzuschlagen und auf Bugenhagens Rückkehr zu dringen. Dennoch erfolgte dieselbe nicht sofort, denn inzwischen war in Hamburg von neuem das Verlangen nach Bugenhagens Hinkommen erwacht. Vom Oktober 1528 bis zum Juli 1529 finden wir ihn dort mit der Durchführung der von ihm entworfenen Kirchenordnung beschäftigt. Bei seiner Ankunft wurde er von den drei Bürgermeistern im Namen des Rats begrüßt, der ihm ein Ohm Wein, einen fetten Ochsen und zwei Tonnen Bier überreichen ließ. Trotzdem die Verhandlungen zwischen Rat und Bürgerschaft hier mit mehr Schwierigkeiten verbunden waren als in Braunschweig, so gelang es doch der Weisheit und Vorsicht Bugenhagens, dieselben zu überwinden, so daß am Sonntag Trinitatis den 23. Mai 1529 die Kirchenordnung auch hier verkündet und wie in Braunschweig das Tedeum gesungen werden konnte „dem Herrn zum Danke für solche Gnade, Fried' und Einigkeit dieser Stadt." Inzwischen wurde Bugenhagen in Wittenberg schmerzlich vermißt, und Luther drang wiederholt auf seine Heimkehr, die endlich im Juni 1529 erfolgte. Im Kämmereibuche der Stadt Wittenberg findet sich die Bemerkung: „Vier Groschen acht Pfennige vor einem stübichen Frankenwein ist dem Pfarrer Fr. Johann Bugenhagen geschenkt worden, als ehr von Hamburgk wedder kommen am abendt Johannis Baptiste."

Aber schon nach kurzer Frist führte ihn ein neuer Ruf für längere Zeit von Wittenberg fort, denn auch Lübeck bedurfte seines Beistandes zur Einführung der Reformation. Die Kluft zwischen Rat und Bürgerschaft war hier besonders tief. In den Gotteshäusern bekämpften sich auf denselben Kanzeln evangelische und katholische Prediger. Aber auch hier gelang es ihm, wenn auch erst nach anderthalbjähriger mühsamer Arbeit, der Reformation eine gesicherte Stätte zu bereiten. Im April 1532 konnte er mit Dank gegen Gott für alles, was er in Lübeck durch ihn ausgerichtet, seine Heimreise antreten. Die Lübecker ließen ihn reichlich beschenkt in einem verdeckten Wagen mit Vorreitern nach Wittenberg fahren. Auch diesmal findet sich am Tage seiner Rückkehr

nach Wittenberg in den Rechnungen des Rats eine Ausgabe verzeichnet von 27 Groschen „vor ein stübichen rheinisch Wein und zwei Kannen reinfall und ein stübichen Landwein", die ihm zum Ehrentrunk dargereicht wurden.

Als ein Zeugnis des Ansehens, dessen sich Bugenhagen bei seinem Kurfürsten erfreute, mag hier angeführt werden, daß er auf Veranlassung desselben zum Doktor der Theologie ernannt wurde. Der Kurfürst wohnte persönlich der Disputation und Doktorverkündigung bei und übernahm die Kosten derselben. Der feierlichen Promotion, bei welcher auch Cruciger und Äpinus, Superintendent in Hamburg, die Doktorwürde erhielten, folgte ein glänzendes Mahl im Schlosse, bei welchem an zwanzig Tischen gespeist wurde. — Nachdem Bugenhagen wieder zwei Jahre in Wittenberg seine geordnete Thätigkeit im Pfarramte und an der Universität ausgeübt hatte, wurde er 1534 in seine pommersche Heimat berufen, um auch hier die Reformation zur allgemeinen Durchführung zu bringen und sie durch gute Ordnungen zu befestigen. Gerade diesem Rufe folgte er um so freudiger, als ja durch ihn zuerst der Same des Evangeliums in Pommern ausgestreut worden war. Auch nach seinem Fortgang von Treptow war die evangelische Predigt nicht verstummt, wenn ihr auch seitens des Bischofs Erasmus von Manteuffel zu Kammin, sowie des Herzogs Boguslaw X fortwährende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Auch an heftigen Verfolgungen hatte es nicht gefehlt, namentlich war der Sohn und Nachfolger Boguslaws, Herzog Georg, ein erbitterter Gegner der Reformation, während dessen jüngerer Bruder Barnim ihr innerlich zugeneigt war. Erst als im Jahre 1531 Herzog Georg gestorben und dessen Sohn Philipp für die neue Lehre gewonnen worden war, erkannten die beiden Herzöge die Notwendigkeit, dem Evangelium bei ihren Unterthanen Raum zu geben und den eingerissenen Unordnungen auf kirchlichem Gebiete entgegenzutreten. Denn an manchen Orten wie in Pasewalk, Stolp, Stargard, u. a. war es schon zu Aufruhr, Bilderstürmerei und allerhand Unfug gekommen. Auf einem im Dezember 1534 zu Treptow a/Rega abgehaltenen pommerschen Landtage wurde die Einführung der evangelischen Lehre feierlich und förmlich beschlossen. Bugenhagen wurde mit der Aufstellung einer Kirchenordnung beauftragt, die unter dem Titel: „Kerken Ordeninge des gantzen Pommerlandes, dorch dei hochgeboren Försten und Herrn, Herrn Barnym und Philips, beyde geveddern up dem Landdage tho Treptow, tho eren dem hilligen Evangelio beslaten" erschien und von dem Landtage angenommen wurde. Nach Einführung derselben unternahm Bugenhagen eine große General-Kirchenvisitation des Herzogtums, bei der es galt, die neue Ordnung durchzuführen, den Widerstand einzelner Städte oder Patrone zu beseitigen, Mißbräuche abzustellen, christliche Schulen zu gründen und andere Einrichtungen zu treffen. Selbst für die Verheiratung des Herzogs Philipp wurden die Dienste Bugenhagens in Anspruch genommen. Er vermittelte die Vermählung desselben mit Marie von Sachsen, der Schwester des Kurfürsten Johann Friedrich, die am 25. Februar 1536 zu Torgau durch Luther vollzogen wurde. Die Universität Greifswald ist noch heute im Besitze eines großen, kunstreich gestickten Wandteppichs, der zur Erinnerung an dieses Ereignis angefertigt wurde und als ein Vermächtnis der ausgestorbenen pommerschen Fürstenfamilie an die Universität gelangt ist. Die eine Seite desselben zeigt Luther und Melanchthon, umgeben von den Gliedern der sächsischen Fürstenfamilie, und darüber die Inschrift: „anno 1517 hat der ehrwürdige Dr. Martin Luther angefangen, Gottes Wort lauter und rein zu predigen." Auf der andern Seite sieht man Bugenhagen und die Glieder des pommerschen Fürstenhauses und darüber die Worte: Im Jahre 1535 nach Christi Geburt ist in Pommerland das Licht der Gnaden, das göttlich Wort angezündet und durch Dr. Johann Bugenhagen gepredigt."

Bald nach seiner Rückkehr aus Pommern wurde ihm auch in Sachsen ein größerer Wirkungskreis angewiesen durch die Ernennung zum Generalsuperintendenten des Kurkreises. Um so schwerer entschloß sich der Kurfürst, ihn schon 1537 wiederum auf längere Zeit zu beurlauben, um dem König von Dänemark bei Einführung der Reformation in seinen Landen mit seinem erfahrenen Rat zur Seite zu stehen. Aber nachdem Luther sich wieder bereit erklärt hatte, als „Lückenbüßer" einzutreten, willfahrte der Kurfürst den wiederholten dringenden Bitten, die aus Dänemark an ihn ergingen. Bugenhagen begann seine Wirksamkeit in Kopenhagen, wo er am 5. Juli 1537 eintraf, mit der feierlichen Salbung und Krönung des Königs und der Königin und ordinierte statt der abgesetzten Bischöfe sieben Superintendenten. Auch die Universität Kopenhagen wurde durch ihn umgestaltet. Gott gab auch hier zu allem, was er anfing, reichen Segen. Luther freilich empfand seine längere Abwesenheit immer schmerzlicher und freute sich herzlich, als er den treuen Mitarbeiter im Juli 1539 endlich wieder hatte. Das Kämmereibuch von Wittenberg verzeichnet auch diesmal wieder: „Ein Schock vierundzwanzig Groschen vor ein Faß Bier geben ist dem Doktor Johann Bugenhagen geschenkt worden, als er aus Dhenemarken wieder kommen." Damit ist Bugenhagens Evangelistenarbeit im ganzen beendet. Mit Ausnahme eines nochmaligen vorübergehenden Aufenthalts in Braunschweig, wo der Fortbestand der Reformation bedroht war, hat er von nun an fast ununterbrochen bis an sein Ende seiner Ämter in Wittenberg mit unermüdlicher Treue gewaltet, aber gerade in diesem letzten Abschnitt seines Lebens hatte er noch viele schmerzliche Erfahrungen durchzumachen. Am härtesten traf ihn der Tod Luthers, dem zuletzt keiner so nahe gestanden hatte wie gerade er. Richtete doch Jonas in seinem Bericht an den Kurfürsten über Luthers seligen Abschied zugleich die Bitte an denselben: „Ihre kurfürstliche Gnaden möchten geruhen, Herrn Pomerano einen Trostbrief zu schicken, weil dem der Tod Luthers am meisten zu Herzen gehen würde." Mit fast von Thränen erstickter Stimme hielt Bugenhagen dem Freunde die Leichenpredigt. — Bald darauf begann der schmalkaldische Krieg, der seinem geliebten Kurfürsten Freiheit und Kurhut kostete. In jener schweren Zeit wurde auf Bugenhagens Anordnung in die Litanei die Bitte eingeschaltet: „vor des Türken und des Papstes grausamen Mord, Unzucht und Lästerung wollest du uns behüten: Erhöre uns, lieber Herre Gott." Mutig harrte Bugenhagen auf seinem Posten aus, während die Stadt Wittenberg von den feindlichen Truppen belagert wurde, und auch nach der Besetzung derselben durch kaiserliche Soldaten predigte er täglich mit aller Freudigkeit den evangelischen Glauben. Dem neuen Kurfürsten Moritz, der sich nach Einnahme der Stadt Wittenberg huldigen ließ, hat Bugenhagen mit derselben Treue und Anhänglichkeit wie dem früheren gedient, zumal sich ihm derselbe überaus gnädig erwies und der Universität sowie der evangelischen Kirche seinen kräftigen Schutz zusicherte. Von seiten der unterlegenen kurfürstlichen Partei ist er wegen dieses Verhaltens zu seinem neuen Landesherrn vielfach angegriffen worden. Man beschuldigte ihn der Untreue, ja der Unehrerbietigkeit gegen den gefangenen Kurfürsten. Aber Bugenhagen konnte alle diese Verunglimpfungen mit gutem Gewissen als Verleumdungen zurückweisen und sich getrost darauf berufen, daß er mit den Wittenbergern für seinen Kurfürsten Leib und Leben eingesetzt habe. Der neue Kurfürst Moritz selbst mußte ihm das Zeugnis ausstellen: „Ihr Wittenberger habt ehrlich und treulich an eurem Herrn und Herrschaft gehandelt, man sagt es euch nach, ihr habt es auch mit der That beweiset, das sollt ihr auch bei uns genießen, so Gott will." Nicht ganz so zu entschuldigen war sein Verhalten in den bald darauf beginnenden Interimshändeln. Er sowohl wie Melanchthon ließen sich von aufrichtiger Friedensliebe geleitet wohl hier und da zu einer zu großen Nachgiebigkeit verleiten. Niemand kann aber die widerwärtige und gehässige Art gutheißen, in welcher die Gegner, namentlich der streitsüchtige Flacius, den im Dienste des Evangeliums ergrauten Zeugen der Wahrheit persönlich verdächtigten.

Angewidert von den immer heftiger werdenden theologischen Zänkereien, zog sich Bugenhagen zuletzt immer mehr von der Öffentlichkeit zurück und beschränkte sich darauf in stiller,

Do re mi fa sol la si ut!

Tonleiter in aufsteigender Linie.

Treue seines Pfarramtes zu warten. Aber auch das wurde ihm in den letzten Jahren durch zunehmende körperliche Schwachheit sehr erschwert und immer lebhafter empfand er das Bedürfnis nach Ruhe. Im Gefühl seines herannahenden Endes erließ er im Jahre 1556 noch einmal einen tief beweglichen Hirtenbrief an die Pfarrer und Gemeinden seines Sprengels, in welchem er Hirten und Herden ermahnte, dem Herrn für das liebe Evangelium zu danken, und demselben treu zu bleiben im Glauben und Wandel. Insbesondere empfahl er ihnen den treuen Gebrauch des Katechismus, der ihm selbst ein Schatz war, den er zu eigner Erbauung immer bei sich trug. Als er zuletzt auf die Predigt verzichten mußte, besuchte er doch täglich das Gotteshaus, um für sich und seine Gemeinde und die ganze Kirche zu beten. Im April 1558 mußte er sich niederlegen, um in Geduld und unter anhaltendem Gebet seines Endes zu warten.

In der Nacht vom 19—20. April endete ein sanfter Tod sein thatenreiches Leben. Noch am Abend desselben Tages wurde seine irdische Hülle an der Seite des Altars in der Stadt- und Pfarrkirche beigesetzt, in der er fünfunddreißig Jahre lang seiner Gemeinde das Evangelium verkündigt hatte. Sein Grabstein ist noch heute an der östlichen Kirchenwand hinter dem Altar zu sehen. Auf einem Altarbilde ist er neben Luther, der als Prediger, und Melanchthon, der als Täufer dargestellt ist, sinnig als der Pastor abgebildet, der im Beichtstuhl das Amt der Schlüssel übt.

Victor Hugo.

Ein litterarisches Charakterbild. Von Stephan Waetzoldt.

Um die Mittagsstunde des 25. Februar 1830 hatte sich vor dem Théâtre français in Paris eine wunderliche Gesellschaft zusammengefunden. Aus den Studierstuben und den Ateliers des lateinischen Viertels war die akademische Jugend herabgestiegen, ihrem vergötterten Meister Victor Hugo an diesem Tage der ersten Aufführung seiner Tragödie Hernani im Kampfe gegen die „klassischen Perücken" beizustehen. An dreihundert junge Romantiker hatten sich unter der Führung des genial-phantastischen Gérard de Nerval versammelt. Auf ihren roten Einlaßkarten stand als Erkennungszeichen das spanische Wort hierro, Eisen. Da sah man den damals neunzehnjährigen Théophile Gautier in purpurfarbner Weste, grünem Beinkleid und einem schwarzen polnischen Rocke mit Samtkragen; da waren Balzac, Berlioz, Préault, Joseph Bouchardy, Borel. Die Pariser Philister entsetzten sich über die langen, wallenden Locken, die wilden Bärte und abenteuerlichen Kostüme der romantischen Schar. Im Parterre und auf den Galerieen, wo sonst die bezahlte Claque, die Victor Hugo heute verschmähte, sich breit gemacht, verteilte Nerval, vier Stunden vor Beginn des Stückes, sein Heer. Von allen Seiten hatten sich der Aufführung des Hernani Hindernisse in den Weg gestellt. Fräulein Mars, die große Schauspielerin, war nicht zu bewegen, als Donna Sol ihren geliebten Hernani, einen Briganten, „mon lion" anzureden; sieben akademische Greise hatten, freilich ohne Erfolg, an Karl X eine Bittschrift gerichtet, es möge an der geheiligten Stätte klassischer Kunst die Aufführung aller Stücke dieser neuen romantischen Schule verboten werden. Schon vor dem 25. Februar war im Vaudevilletheater eine Parodie des Stückes gespielt worden. Der einzige Vers: „Feiger, thörichter und schlechter König", hatte eine längere Korrespondenz des Dichters mit dem Zensor veranlaßt. Mit Hohngelächter begrüßte das junge Frankreich an jenem Abend den Eintritt der „akademischen Schädel"; lauter Beifall erhob sich dagegen, als die schöne junge Delphine Gay, die nachmals als Frau von Girardin berühmt wurde, in ihrer Loge erschien. Von Vers zu Vers wurde um den Sieg gekämpft. Man lachte über die kühnen Kraftworte des Neuerers, man pfiff, wann die Cäsur nicht an der altgeheiligten Stelle sich einfand, man zischte, so oft das ehrwürdige Gesetz Boileaus von dem kecken Romantiker verletzt wurde. Am Ende blieb der Sieg der Jugend und der Romantik gegen das Alter und den Klassizismus. Am Morgen dieses Tages hatte Victor Hugo noch fünfzig Frank im Besitze; am Abend, während eines Zwischenaktes, bot ihm der Verleger Mame sechstausend Frank für das Manuskript des Hernani. Dieser denkwürdige 25. Februar 1830 sah die Entscheidungsschlacht zwischen Klassizismus und Romantik. In den folgenden Jahrzehnten hat die wilde Jugend von 1830 unter der Führung Victor Hugos die französische Kunst umgestaltet, und auf allen Gebieten Meisterwerke hervorgebracht. Wie damals, vor zweihundert Jahren, als der junge Corneille seinen Cid auf die Bühne brachte, war die neue Dichtung ein spanisches Drama, war es eine Tragödie der Ehre und der Liebe.

Und eine große, wenn auch ungebändigte Dichterkraft offenbarte sich im Hernani. Man hat mit Recht den Hernani neben die Räuber Schillers gestellt. Bei Schiller wie bei

Ut si la sol fa mi re do!

Tonleiter in absteigender Linie.

Hugo ist der Held ein edler Brigant, wie man als Zwanzigjähriger sich ihn träumt; beide wollen die ungerechte, schändliche Welt umgestalten; in beiden Stücken entladet sich flammender Jugendzorn in maßloser, oft grotesker Sprache. Es ist wohl selten etwas Großartigeres in der dichterischen Anschauung, und selten etwas Übertriebeneres geschrieben worden, als der Riesenmonolog Karls V am Grabe Karls des Großen im vierten Akt des Hernani. Ein Grausen hat den spanischen König erfaßt bei dem Gedanken, Kaiser sein zu sollen. Angst und Ehrgeiz streiten in ihm. Kaiser und Papst stellen den Willen Gottes auf Erden dar. „Papst und Kaiser sind alles! Auf Erden ist nichts als durch sie und für sie. In ihnen lebt ein höchstes Geheimnis, und der Himmel, der seine vollen Rechte ihnen verlieh, tischt ihnen ein Mahl auf von Völkern und von Königen. Unter ihnen stuft und ordnet sich die Welt. Sie schaffen und zerstören. Der eine löst, der andere tötet. Der eine ist die Wahrheit, der andere die Kraft. Sie tragen den Grund ihres Seins in sich und sind, weil sie sind. Wenn beide, einander ebenbürtig, aus dem Heiligtum treten, — im Purpur der eine, der andere im weißen Grabgewande — dann starrt schauernd die geblendete Welt auf die beiden Hälften Gottes, den Papst und den Kaiser! .... Das zu sein, o Himmel, was den Anfang macht! Allein, aufrecht, auf der höchsten Höhe der ungeheuren Spirale .... fern von dem Gipfel, wo ich stehe, im Dunkel, tief unten im Abgrunde — die Menschen! Die Menschen .... eine Menge also, ein Meer, ein gewaltiges Rauschen, Wehruf und Schluchzen, hin und wieder ein bitteres Lachen! Das Volk! Ozean! ewig bewegte Woge, in die nichts hinabsinkt, ohne daß alles sich regt. Welle, die den Thron zermalmt und die Wiege schaukelt!" — Wie in Schillers Räubern die große Revolution sich ankündigt, so meint man aus dem Hernani das Nahen der Julirevolution zu hören. —

Die Generation von 1830, deren unbestrittenes Haupt Hugo war, schlug die Schlachten des Geistes. Zu ihr gehören neben anderen Alfred de Musset, der Maler Delacroix und der Bildhauer David d'Angers, die Musiker Berlioz und Chopin, der Schauspieler Frédéric Lemaître, Sainte-Beuve und Theophile Gautier. Republik und Kaisertum hatten in dem alten Frankreich gründlich aufgeräumt. Politisch und sozial war die Nation neu gestaltet. Während für uns Deutsche das vorige Jahrhundert in Philosophie und Dichtung eine Zeit des Umsturzes und des Fortschritts gewesen war, überlebte bei unsern Nachbarn die Tradition der geistigen Vergangenheit alle Stürme der Zeit. Der Klassizismus des XVII. Jahrhunderts, die zierlich umschreibende Sprache des Hotel Rambouillet, die eintönige Metrik Boileaus hatte sich dem XVIII. Jahrhundert vererbt. Voltaire hält als Dichter ängstlich fest am Gesetz der drei sogenannten aristotelischen Einheiten. In der Mitte zwischen alter und neuer Poetik steht die Emigranten-Litteratur, vor allen Chateaubriand. Als dieser seine „Natchez" schrieb, klebte er noch fest an allen den lächerlichen Umschreibungen des klassischen Stils, der sich scheut, irgend ein Ding beim rechten Namen zu nennen. Bei Chateaubriand stecken die Beine französischer Dragoner nicht in Stiefeln, sondern „in dem geschwärzten Leder, der Beute des wilden Büffels", die Gendarmen tragen nicht rote Kragen, sondern „eine glänzende Falte, dem Schleier Auroras geraubt", die Infanterie nimmt nicht „Gewehr über", sondern „tausend Tuben, der Erde entrafft, treffen gleichzeitig die Schultern der Krieger." Im Hernani fragt der König: „Quelle heure est-il?" Man antwortet: „Il est minuit." Victor Hugo meint, ein Klassiker hätte die Antwort so gegeben: „Du haut de ma demeure, Seigneur, l'horloge enfin sonne la douzième heure." Die Litteratur war eben ein Spiel mit veralteten Formen geworden. — Die Tage der Napoleonischen Schlachten waren vorüber, die Welt schien wieder im alten Gleise zu rollen. Kraft und Feuer der französischen Jugend wandte sich jetzt den idealen Zielen zu. In mancher Hinsicht hat diese Epoche des Kampfes gegen den herrschenden Klassizismus Ähnlichkeit mit der Zeit des Sturmes und Dranges in Deutschland. Die Jünglinge von 1830 liebten Glut, Farbe und Kühnheit, sie trauten nicht der Regel, sondern dem Genius, waren sie doch geboren unter dem Donner der kaiserlichen Schlachten. In der Politik und in der Kunst bilden sie die kecke Opposition. Unter Karl X hatten mit Villèle und Polignac Jesuiten und Absolutisten geherrscht, nun kam mit Louis Philippe die eintönige Zeit des Bürgerkönigtums. Jede Gegenbewegung schießt, da sie alle Kräfte anwenden muß, zunächst über ihr Ziel hinaus. Sie betont naturgemäß das Gegensätzliche am stärksten, wird leicht extrem und maßlos. Erst allmählich verglüht der heilige Eifer der Jugend, die Gegensätze gleichen sich aus, das reifere Alter lernt Maß und Harmonie. Alles Stürmische, Einseitige, Maßlose revolutionärer Jugend besitzt Victor Hugo. Nie aber hat er in einem größeren Werke sich ganz zu Klarheit und Harmonie durchgerungen. Er bleibt ein Schiller der „ersten Periode". Ihm fehlt die künstlerische Selbstzucht, die Besinnung, die nimmermüde Arbeit an sich und an seinem Gegenstande. Der Grund liegt wohl in der Vergötterung, die schon mit dem heranwachsenden Jüngling getrieben wurde, in den berauschenden Erfolgen der ersten Jahre, darin auch, daß Victor Hugo als Parteihaupt die Gegensätze schärfer hervortreten ließ, und daß der Weihrauchnebel, in den seine Freunde ihn hüllten,

Victor Hugo, geb. 26. Februar 1802, † am 22. Mai 1885.

ihm den klaren Blick raubte, ihn berauschte und zur anmaßlichsten Selbstbespiegelung veranlaßte.

Die Bezeichnung „Romantiker“ war zunächst ein Schimpfwort, mit dem die erbitterten Klassiker Victor Hugo und seine Freunde bedachten. „Der Romantizismus“, schrieb der Akademiker Duvergier de Hauranne, „ist nicht nur etwas Lächerliches, er ist eine Krankheit wie das Nachtwandeln und die fallende Sucht. Ein Romantiker ist ein Mensch, der drauf und dran ist überzuschnappen. Man muß ihn beklagen, ihm mit Hilfe der Vernunft zusprechen und ihn allmählich wieder zu sich bringen, er interessiert höchstens die Herren Ärzte.“

Der sogenannten klassischen Litteratur aus der Zeit Ludwigs XIV steht Victor Hugo nicht verachtend, aber kritisch und selbstbewußt gegenüber. „Die andern Völker“, so ruft er in der Vorrede zu den „Orientales“ aus, „sagen: Homer, Dante, Shakespeare. Wir sagen: Boileau.“ Er bewundert das XVI. Jahrhundert, Ronsard und Rabelais. Das Mittelalter, von dem das verstandesstolze XVIII. Jahrhundert geringschätzig als von einer Zeit der Barbarei und des Aberglaubens sich abgewendet hatte, ersteht ihm wieder in phantastischer Herrlichkeit. Alles Fremde, Malerische zieht ihn unwiderstehlich an, Spanien und Island, Byzanz und die Burgen am Rhein. Er haßt die Farblosigkeit und Regelmäßigkeit, die akademische Haltung und die verbrauchten Muster und Motive der erbeingesessenen klassischen Dichtung. An Stelle der Abstraktion setzt er das Anschauliche, an Stelle maßvoller Haltung Natur und Leidenschaft, sinnlich-schöne Worte an Stelle des öden Formeltums und der prüden, blutlosen Sprache der Klassiker. Während in den Tragödien Corneilles, Racines, Voltaires die Helden und Heldinnen immer Franzosen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts sind, mögen sie sich nun mit antiken oder orientalischen Namen nennen, versuchen die Romantiker frei zu sein von dem Vorurteil, der Franzose sei der Universalmensch. Sie streben nach historischer Auffassung und lokalem Kolorit. Dem Antiken stellt Hugo absichtlich das Christliche, oder was er so nennt, gegenüber, dem Abgeblühten das Lebendige, dem Einseitig-Nationalen das Menschliche. Hier, in Victor Hugos Jugenddichtungen, begegnen sich zwei deutsche Strömungen: Humanität und Romantik. Die Franzosen mögen es sich nicht gern gestehen, wie sehr ihre Dichtung in unserm Jahrhundert von deutschen Ideen sich genährt hat, Victor Hugo war kleinlich genug, den Namen Goethes in seinem Hause zu verbieten, weil er Goethes Worte zu Eckermann über seine Notre Dame de Paris nicht verschmerzen konnte; und doch blickte die Generation von 1830 mit Neid und Beschämung auf das geistige Besitztum Deutschlands. Der Kanal, durch welchen die Gedanken Lessings und Herders, Schillers und Goethes ebenso wie die romantischen Theorieen der Brüder Schlegel nach Frankreich geleitet wurden, war das Buch der Frau von Staël De l'Allemagne. Frau von Staël steht, wie bekannt, in ihrem litterarischen Urteil über deutsche Dichter unter dem Einfluß ihres Freundes August Wilhelm Schlegel. Ihr Buch über Deutschland erschloß den jungen Franzosen eine neue Welt des Gedankens und der Dichtung. Als Protestantin, als Schülerin Rousseaus und als Gegnerin Napoleons war Frau von Staël für eine geistige Vermittlerrolle zwischen Deutschland und Frankreich besonders geeignet. — Diesem deutschen Einfluß begegnet der englische. Im Jahre 1827 führten im Theater der Porte Saint-Martin englische Schauspieler die Tragödieen Shakespeares auf. Hier sah Victor Hugo den König Lear, Othello, Macbeth und Hamlet. Unter dem Eindruck dieser Abende entstand Hugos Drama Cromwell. Das Werk mit seinen 7000 Versen war nicht für die Bühne berechnet. Berühmter als das Stück ist die Vorrede zu demselben. Sie enthält das Programm der romantischen Schule. Hier zerstört Victor Hugo mit sicherer und kühner Hand die klassische Theorie mit Bezug namentlich auf das Drama, seine Stoffe, seine Formen, seinen Stil. Er unterscheidet drei große Perioden, die Urzeit, in welcher die Poesie Lyrik war, die Antike, deren Ausdruck das Epos ist, die christliche Zeit als Epoche des Dramas; ihnen entsprechen die Bibel, Homer, Shakespeare. Das Christentum hat die Poesie von dem einseitig Schönen, dem sie in der Antike diente, hinauf geführt zum Wahren. Das Schöne ist eine Beschränkung in der Gesamtheit der Erscheinungen, der Schöpfer hat neben die Schönheit das Häßliche gesetzt, es ist mit dem Schönen eins in einer höheren Harmonie. Die moderne Dichtung aber, welche Wahrheit will, muß das Häßliche mitumfassen; will sie einheitlich sein, so muß mit der Seele, dem Schönen, das Häßliche und Groteske, der Körper verbunden werden. Schön und häßlich nebeneinander erst sind wahre Natur. Und Natur will Victor Hugo. Hier liegt der gemeinsame Ursprung des französischen Naturalismus und der französischen Romantik. Balzac, Flaubert, die beiden Goncourt, Daudet und Zola sind Brüder der George Sand und Théophile Gautiers. Beide Richtungen sind ursprünglich eins in Victor Hugo; denn das erste Gesetz seiner Poesie ist der Kontrast, der malerische Gegensatz, die Antithese. Aber Hugo ist nirgend ein kühler, exakter Beobachter des Wirklichen wie etwa Balzac und Flaubert. Daran hindert ihn die Grundkraft seiner Seele, eine zum Ungeheuren strebende Phantasie, die ihm das Bild der Gegenstände ins Groteske verzerrt. Nur wo Victor Hugo, unbekümmert um seinen Weltruhm und seine Lehre vom Kontrast, die Gefühle seines Herzens im Liede ausströmen läßt, ist er wahr und einfach. Wir finden deshalb sowohl in den verschiedenen Menschen, welche er in Drama und Roman einander gegenüberstellt, wie in jedem einzelnen derselben schroffe Gegensätze. Nebeneinander stehen Quasimodo und Esmeralda; Jean Valjean ist ein entlaufener Galeerensträfling, aber der edelste Menschenfreund; Marion Delorme eine feile Dirne, aber ihre Seele blieb jungfräulich; Torquemada verbrennt die Ketzer, aber er thut es aus christlicher Liebe. — Schon in den ersten Werken des Dichters zeigt sich dieser für ihn charakteristische Zug, der seinen Stil einseitig und entwickelungslos macht; nach der Form seiner Dichtung ist der Victor Hugo von 1820 der von 1880, nur daß mit zunehmendem Alter das Einseitige und Gesuchte immer deutlicher hervortritt.

Die Wirkung, welche die Vorrede zum Cromwell auf den Gang der französischen Litteratur gehabt hat, darf mit Lessings Hamburger Dramaturgie und ihrem Einfluß auf unser Drama verglichen werden. Hier ging Hugo von Shakespeare aus. In seinem großen historischen Roman Notre Dame de Paris folgt er mit mächtigerem Schritt den Spuren Walter Scotts, seine „Orientales“ verraten den Einfluß Byrons und des hellenischen Freiheitskrieges.

Von französischen Dichtern übte zunächst Charles Nodier eine bestimmende Wirkung auf den jugendlichen Victor Hugo. Die erste Begeisterung hatte dem fünfzehnjährigen, preisgekrönten Wunderkinde Chateaubriand eingeflößt. „Ich will ein Chateaubriand werden oder gar nichts“, schrieb Victor Hugo an den Rand eines Klassenheftes. An Nodier aber, in dessen Salon während der zwanziger Jahre Victor Hugo, Alexander Dumas, Lamartine fast allsonntäglich sich trafen, fesselte ihn der verwandte Zug zum Phantastischen. Nodiers Erzählungen und Märchen erinnern an die seltsamen Geistergeschichten E. T. A. Hoffmanns, den Jungfrankreich nächst Goethe unter den Deutschen am höchsten schätzte. Nur war Nodiers Muse lieblicher, sinniger als die unsers romantischen Landsmannes. Die idyllisch-schönen Dichtungen André Chéniers, die ein Pariser Buchhändler erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Poeten, der am 7. Thermidor 1794 das Schaffot bestiegen hatte, entdeckte, bezauberten den leicht erglühenden Victor Hugo; mit Alfred de Vigny, dem Dichter des Cinq-Mars, stand er in innigem brieflichen Verkehr. — Man mag aber noch so sorglich fremden und heimischen Einflüssen auf die Entwickelung eines werdenden Dichters nachspüren, es bleibt in ihm, wenn er, wie Hugo, ursprüngliches Genie besitzt, ein Restbestand, der nur ihm gehört, sein Individuelles. Zu einem großen Dichter stempeln Victor Hugo der kühne Wurf, die große Auffassung der menschlichen und göttlichen Dinge, das Schweben über den Gegenständen, das

Weitumfassende des poetischen Blickes, die Fähigkeit in Bildern zu denken, das Abstrakteste in die Form der sinnlichen Anschauung zu kleiden, ein edler Enthusiasmus für das Hohe und Gute und die schöpferische Kraft der Sprach- und Versgestaltung. Das macht ihn, trotz aller Narrheiten seines Alters, trotz des oft unerträglichen Bombastes, trotz vieler ermüdender Längen und Häufungen zum größten französischen Dichter des XIX. Jahrhunderts. — Der modernen französischen Sprache hat Hugo das Siegel seines Geistes aufgeprägt. Prosaiker und Poeten bedienen sich seiner Bilder und Beiwörter, sprechen unbewußt mit seinen Worten. Uns Deutsche stößt bei ihm oft zurück das Hervordrängen des rein rhetorischen Effekts, der übermäßige Wortprunk. Man darf indessen nicht vergessen, daß eine romanische Sprache von diesen Ingredienzen erheblich mehr vertragen kann als unser ernsteres, schlichteres und tieferes Deutsch.

Die Werke Victor Hugos in der letzten Ausgabe umfassen mehr Bände als die Werke Voltaires. Es wäre müßig, dieselben der Reihe nach aufzuzählen, oder einzelne zu analysieren. Hugo ist überall derselbe. Nur einige Züge, die sein Charakterbild vervollständigen sollen, mögen hier noch hervorgehoben werden. Wir Deutschen werden in den besten seiner Dramen und Romane, um die Worte Friedrich Schlegels zu gebrauchen, den Dichter frierend bewundern und bewundernd frieren. Herzlich nahe tritt er uns erst in seiner Lyrik. Nicht in jenen glänzenden und tönenden Prachtstrophen der Orientales, nicht in der bittern geißelscharfen Satire der Châtiments, Napoleons des Kleinen und der „vier Winde des Geistes", sondern da, wo alle politischen und poetischen Prätensionen fallen, wo er rein menschlich ist, in der heimlichen Umgrenzung, in der häuslichen Traulichkeit, in der Wiedergabe aller Wonne und alles Leides des Mannes und des Vaters, wovon er in den Feuilles d'automne, in den Contemplations, in der Art d'être grandpère singt. Hier ist er so zart und innig, so kindlich einfach auch in der Sprache, hier findet er so rührende und so erschütternde Töne, daß ich diese Verse nach ihrem bleibenden menschlichen Werte all seinen andern voranstellen möchte. Victor Hugo hatte 1843 den großen Schmerz, seine Tochter Leopoldine durch einen Unglücksfall zu verlieren. Die wehmütige Erinnerung an ihre Kindes- und Mädchenzeit gab ihm die lieblichsten Lieder. Man lese jene Verse von dem Mädchen, das morgens in des Vaters Studierstube trippelt und seine Papiere zerknittert. „Und ich weiß nicht, auf dem zerknitterten Blatt entstanden dann immer meine schönsten Verse", die Schilderung des Abends im Hause, wenn Nachtfalter an die Fenster flattern, die ältere Schwester die jüngere in der Bibel lesen läßt, und der Dichter durch die dunkle Scheibe ein Stück des Himmels sich öffnen sieht. Nachmals besang der Dichter seine Enkel Jeanne und Georg. Alle diese Gedichte Hugos sind von P. J. Stahl gesammelt in dem schönen Buche Les enfants (Le livre des mères).

In Victor Hugo ist von dem Poeten untrennbar der Politiker. Über die Wandlungen, die er vom königstreuen Legitimisten bis zum sozialen Republikaner durchgemacht, ist viel gespottet worden. Zunächst ist er von Jugend an ein Freund der Armen und Elenden. Die sozialen Probleme, auf die Lamennais und St. Simon hingewiesen, beschäftigen ihn schon früh. Sein Vater, ein Napoleonischer General, hat einst von dem royalistischen Sohne gesagt: „Der Jüngling hat die Anschauungen der Mutter, der Mann wird die des Vaters haben." Hugo entstammt von väterlicher Seite einer gräflichen Familie, die im Jahre 1531 in den Adelstand erhoben worden war. Er ist als Graf Victor-Marie Hugo am 7. Ventôse des Jahres X der Republik geboren (26. Februar 1802). Seine Mutter war eine Vendéerin, eine Freundin der Frau von La Rochejaquelin. Während des royalistischen Aufstandes von 1793 hatte sie als kühne Chouanne neunzehn Priestern das Leben gerettet. In dem Jünglinge traten zuerst die Anschauungen der Mutter hervor, an der er mit abgöttischer Liebe hing, die seine Erziehung allein geleitet hatte. „Wir unter dem Konsulat gebornen Kinder", schreibt Victor Hugo, „sind auf den Knieen unserer Mütter groß geworden, während unsere Väter draußen im Felde standen. Der schwarze Mann für die Kinder von 1803 war Robespierre, der schwarze Mann für uns Kinder von 1815 war Bonaparte." Die spätere Begeisterung für den großen Kaiser ist bei ihm, wie bei Béranger, wesentlich poetischer Natur. Der erste Napoleon war schon vor seinem Tode eine mythische Persönlichkeit geworden. Als Victor Hugo seine Orientales schrieb, stieg mit den Pyramiden in ihm die Erinnerung an den ägyptischen Feldzug Napoleons auf; dies phantastische Unternehmen fesselt ihn, er sieht den Schatten des großen französischen Eroberers um die Ufer des Nils schweben. Die Beduinen erzählen von ihm unter ihrem Wüstenzelte, wie bei Béranger das alte Mütterchen in dem Dorfe der Champagne am Kaminfeuer der Spinnstube von „Ihm" plaudert. Für die Republik schwärmte Hugo, weil er von ihr eine gerechtere Verteilung menschlicher Güter und menschlichen Glückes erhoffte; sie ist ihm die natürliche, gottgewollte Form der menschlichen Gesellschaft. Als Politiker ist Victor Hugo ein utopischer Schwärmer. Er predigt den Weltfrieden, er hofft eine Zukunftsrepublik aller zivilisierten Völker, eine brüderliche Liebe wird alle einst umschlingen, das Reich des Lichtes kommt, die „Kunde der Jahrhunderte" spricht von ihm, und eine unendliche göttliche Gnade wird sich auf die aus sich selbst wiedergeborne Welt senken. Das ist der Traum eines Poeten und eines mystischen Schwärmers. Es ist selbstverständlich, daß auf diesem „Wege zum Licht" Frankreich voran marschiert, daß Paris mit seiner Fackel diesen Weg der Menschheit aus dem Dunkel erhellt. Für die Logik Victor Hugos, die von der Voraussetzung ausgeht, daß Frankreich das Weltlicht sei, ist der Schluß natürlich, daß wir Deutschen, die wir Frankreich zu besiegen und Paris zu beschießen wagten, Söhne des kimmerischen Dunkels, nordische Barbaren sind. Daß nach 1870 der patriotische Haß den greisen Dichter blind gemacht gegen die Vorzüge Deutschlands, von dem er in seinem Buche Le Rhin begeistert sprach, dessen Kaiser Barbarossa er in dem barocksten seiner Dramen, in den „Burggrafen" über den Niedergang des deutschen Reiches so rührend klagen läßt, wer wollte darüber sich wundern bei einem Dichter, der die Extreme suchte!

Victor Hugos religiöse Anschauungen gipfeln in einem poetischen Deismus. In seiner Jugend herrschten in Frankreich noch die mechanischen Theorieen eines Holbach und Lagrange. Gegen sie sträubte sich von vornherein die Künstlerseele. Seinen Gottesglauben hat Hugo gern und oft beteuert. „Diejenigen," so ungefähr sagte er eines Abends nach dem Zeugnisse Vitus, „welche sich schmeicheln, Gott unter einer bestimmten Gestalt zu erkennen, ihn in ein Dogma einzuschließen, sind Verwegene, die, welche ihn leugnen, Dummköpfe. Jenen Gott, den ich nicht kenne, ich bete ihn an mit aller Kraft meines Verstandes und meiner Vernunft." Die letzten Worte seines Testamentes vom 2. August 1883 lauten: „Ich weise die Kirchengebete aller Konfessionen zurück; ich bitte alle Seelen um ein Gebet. Ich glaube an Gott!"

Frankreich hat Victor Hugo geehrt, wie nie ein Volk einen Dichter ehrte. Bei aller Übertreibung liegt doch ein sympathischer Zug in dieser vollen, ungeteilten Hingabe an eine nationale Größe. Noch bei des Dichters Lebzeiten war das kleine Haus in der Avenue Victor Hugo No. 50 ein Nationalheiligtum geworden. Unangefochten thronte der alternde Dichter seit 1870 über den politischen und litterarischen Parteien. Auf ihn hat die Mitwelt soviele Lorbeeren gehäuft, daß die Nachwelt von dieser Überfülle ein beträchtliches wird wegnehmen müssen. Mit Victor Hugo trug Frankreich nicht nur einen seiner großen Dichter zu Grabe, man begrub mit ihm den letzten großen französischen Idealisten, den, welcher, wie Renan schrieb, die Fahne des Ideals am höchsten hielt; man begrub mit ihm auch die letzte nationale Größe. Mit Victor Hugo ist ein Stern untergegangen, zu dem das geschlagene, gedemütigte und zerrissene Frankreich noch aufschaute. „Uns gelingen," schreibt ein Franzose, „nur noch die Beerdigungen."

Am Familientisch.

Des Zigeuners Ende.

(Zu dem Bilde auf S. 579.)

Es ist ein Bild aus alter, furchtbarer Zeit, das unser Holzschnitt uns vorführt. Ein Zigeuner ist beim Wilddiebstahl erwischt worden und man hat ihn bestraft nach der Väter Weise. Man band den Mann an einen starken Hirsch und setzte diesen dann in Freiheit. Entsetzt ob der ungewohnten Last jagte das Tier dem Walde zu und stürmte wie sinnlos durch Busch und Stangenholz. Vergeblich, der unfreiwillige Reiter ließ sich nicht abstreifen. Er haftete auch noch an den fliegenden Weichen, als die Jagd durch den Hochwald ging und mancher starke Ast ihn mit furchtbarer Gewalt traf. Darüber verlor dann der Hirsch den letzten Rest von Besinnung, daß er vorwärts stürzte blindlings, hinab über die jähen Uferklippen am Strande des Meeres, bis er mit zerschmetterten Gliedern dalag, das sterbende Tier zugleich mit dem sterbenden Mann an ihm.

Die grausame Strafe erhielt sich den Zigeunern gegenüber besonders lange, denn dieses Volk hatte die Sympathieen, die man ihm bei seinem ersten Auftreten in Europa entgegenbrachte, bald zu verscherzen gewußt und galt überall für vogelfrei. Wie sie selbst keinerlei bürgerlicher Ordnung sich fügten, so standen die Zigeuner auch in der öffentlichen Meinung außerhalb derselben und die rauhe Gesellschaft jener Tage zeigte ihnen gegenüber die rauhesten Seiten. Vielfach brachte man sie einfach um, sobald man ihrer habhaft wurde, ja es kam vor, daß, wenn Zigeuner zugleich mit dem Wilde aus dem Walddickicht brachen und wie dieses niedergeschossen waren, ihre Leichen „zur Strecke“ gebracht wurden zugleich mit Hirschen und Sauen. Dann trug man ins Jagdregister ein: „Ein starker Hirsch, fünf Schmaltiere, drei grobe Sauen, zehn geringe Sauen, zwei Zigeuner, eine Zigeunerin mit Kind.“

Das Russische Reich in Europa.

Unter diesem Titel ist vor kurzem (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) ein Buch erschienen, das ich der Aufmerksamkeit aller derjenigen empfehlen möchte, die Veranlassung oder Neigung haben, sich mit Rußland zu beschäftigen. Das jedenfalls aus den Kreisen der Armee hervorgegangene Werk, das sich selbst bescheiden als „Studie“ bezeichnet, erteilt gründliche Auskunft über Land, Leute und Gemeinwesen und ist eine sehr tüchtige, zuverlässige Arbeit. Das in umfassender Weise herangezogene Quellenmaterial ist überall kritisch benutzt, das Wesentliche stets als solches erkannt und gebührend hervorgehoben, überall tritt dem Leser eine wirklich intime Kenntnis des behandelten Gegenstandes entgegen. Das Urteil ist immer maßvoll und besonnen, der Ton durchaus erfreulich.

Behandelt werden der Reihe nach: Das Land; die Volksstämme; die Religionsgemeinschaften; die Stände; die Bevölkerungsstatistik; die Wohnstätten; die Urproduktion; die Gewerbe; das Verkehrswesen; der Handel; die Staatsverfassung und allgemeine Verwaltung; die Gerichtsverfassung; das Finanzwesen; das Kriegswesen; das Bildungswesen.

Th. H. Pantenius.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B und C spielen Domino. Jeder nimmt acht Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. A hat die folgenden acht Steine:

C hat sechs Doppelsteine und zwei andere Steine.

A setzt [Doppel-Eins] aus. B paßt. C setzt an. A setzt an. B paßt. C setzt an. A setzt an. Dann passen alle drei Spieler.

Welche vier Steine liegen verdeckt im Talon?

Welche Steine hat C angesetzt?

2. Wortkette.

Sedan, Dante, Tenor, Norma, Maler, Lerche, Chemie, Mieder, Derby, Byron, Rondo, Dose. Diese zwölf Wörter bilden eine Wortkette, d. h. die Endsilbe jedes Wortes ist gleich der Anfangssilbe des nächstfolgenden, ebenso die Endsilbe des letzten Wortes gleich der Anfangssilbe des ersten. Mit Hilfe der folgenden Angaben lassen sich zehn andere zweisilbige Wörter finden, welche ebenfalls eine Wortkette bilden.

Die zehn Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

1. einen Fluß in Norddeutschland, 2. einen weiblichen Namen, 3. eine Frauengestalt der griechischen Mythologie, 4. einen Handwerker, 5. Bewohner einer großen Stadt in der Schweiz, 6. einen König des Mittelalters, 7. eine der Personen in Lessings „Nathan der Weise“, 8. einen Ort im Harz, 9. eine Insel, 10. eine Waffe.

Bilderrätsel.

3. Zweisilbige Scharade.

Wenn die Erste du bist, scheint die Sonne dir hell,
Da blühen die Blumen, da rieselt der Quell,
Da füllt Lust und Wonne so warm dein Gemüt,
Als wenn Frühlingswind über die Berge zieht.
Doch bist du die Zweite, so mahnt schon die Pflicht:
Lebe ganz nur für and're, an dich denke nicht,
Das geb' dir Genügen, sei Glück dir und Ruhm,
Die Ehre des Hauses dein Heiligtum.
Das Ganze der Demut und Reinheit Bild,
Auch als Zweites von göttlichem Geiste erfüllt,
Wohl selig und doch tief zum Tode betrübt, —
Längst gestorben aber noch immer geliebt!

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 37.

Damespielaufgabe.

1. b 6 — c 7	1. b 8 — d 6
2. e 3 — f 4	2. D g 3 — e 5
3. b 4 — a 5	3. d 6 — b 4
4. a 5 — c 3	4. D e 5 — b 2
5. a 1 — c 3	5. e 7 — d 6 oder — f 6
6. c 3 — d 4 gewinnt.	

1. Akrostichon.

Harpun E
Eda M
Josu A
Nipo N
Rundschall
Iren E
Cana L
Hoffnun G
Lili E
Alib I
Urlau B
Bürd E
Epina L.

2. Homonym: Zug.

Bilderrätsel: Assessor.

3.

In jeder Seite des ersten Quadrats lagen 18 Marken. Aus dem größeren Dreieck war ein Quadrat von 11 × 11 und zwei Quadrate von 5 × 5 Marken gebildet, aus dem kleineren Dreieck ein Quadrat von 12 × 12 und ein Quadrat von 3 × 3 Marken.

4. „Pfingsten“.

1. Pistole	2. Falte	3. Israel
4. Norma	5. Genua	6. Schakal
5. Torte	8. Ems	9. Name

Inhalt: Souverän. Fortsetzung. Roman von A. v. d. Elbe. — Gossensaß am Brenner. Von Warmholz. Mit Illustration von B. Grönvoldt. — Zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Geburtstages Joh. Bugenhagens. Von B. Rogge. Mit Bugenhagens Porträt. — Victor Hugo. Ein litterarisches Charakterbild. Von H. Waetzoldt. Mit Porträt. — Am Familientisch: Des Zigeuners Ende. Zu dem Bilde von W. Stryowski. — Das russische Reich in Europa. Von Th. H. Pantenius. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Juni 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 39.

Souverän.

Roman von A. v. d. Elbe.

(Schluß.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nächst allen denen, die den Herzog geliebt hatten und seinen Verlust mit tiefem Schmerz empfanden, war niemand so sehr von dem großen und plötzlichen Ereignis betroffen, wie Daniel von Storke. Jetzt mußte sein ganzes Leben eine neue Wendung erhalten, jetzt konnte er getrost seinen Lohn einfordern! Und er wollte gewiß nicht blöde beiseite stehen, wenn es galt, sich ein glänzendes Schicksal, die Erfüllung aller seiner Wünsche zu verschaffen.

Graf Luja war als Reisemarschall mit Anordnungen für den Transport der Leiche und die Rückkehr der Herzogin nach Weißenfels vollauf beschäftigt, so daß Storke dessen Einmischung vorläufig nicht zu befürchten brauchte, später würde er dann gern vor seine Klinge treten. Nun der Herzog tot war, und er mächtigen Beistand hoffte, sollte es Luja schwer werden, ihn zu verdrängen.

„Heute gilt es, den Minister zu sprechen“, sagte er nach einer schlaflos verbrachten Nacht zu sich selbst. „Ich werde so lange antichambrieren, bis er mich annimmt.“

Im stattlichen Hofkleide, Degengriff und Amtszeichen mit schwarzem Flor umwickelt, schritt der Oberstallmeister dem Brühlschen Absteigequartier zu. Vor dem Hause hielten ein paar Reisewagen; auf sein erstauntes Fragen erfuhr er, daß seine Erlauchte Exzellenz sich unverzüglich in Begleitung des Geheimrats Hennicke mit einer Kompagnie Garde-Grenadiere nach Weißenfels begeben würden, um allda von der Regierung Besitz zu ergreifen und die Versiegelung der Kollegieen anzuordnen.

Als Storke, unschlüssig dastehend, nicht wußte, ob er es noch wagen dürfe, sich melden zu lassen, bemerkte er den bekannten Kammerdiener am Wagen beschäftigt. Er trat auf den Mann zu und sagte ihm, daß es den größten Wert für ihn habe, von seiner Exzellenz noch vor der Abfahrt in kurzer Audienz empfangen zu werden. Der Diener nickte und verschwand sogleich im Hause. Nach kurzer Frist zurückkehrend, führte er den Oberstallmeister in das Kabinet des Gebieters.

Graf Brühl stand zur Abreise gerüstet und Hennicke neben ihm. Der Minister warf dem Eintretenden einen zornigen Blick zu. „Er kommt mir recht à propos!“ herrschte er den ehrerbietig Dastehenden an. „Ich hege einen schweren Verdacht gegen Ihn! Wie konnte Er sich diese infame Einmischung erlauben? Man wird nun durch die Welt posaunen, der Herzog von Weißenfels sei auf meinem Diner ver — Er miserabler, ehrloser Patron, Seinen eignen Herrn nicht zu schonen!“

„Ich verstehe Ew. Erlauchte Exzellenz nicht —“ stammelte Storke, während auf seinem Gesichte dunkles Rot mit fahlem Gelb wechselten. „Serenissimus sind einem Schlagflusse erlegen — infolge eines Verdrusses, wie man flüstert.“

„Quelle insolence! Auf mich will er die Schuld häufen? Hat Er nicht das Glas Wasser, woran Johann Adolf starb —“

„Das Glas Wasser!“ murmelte Storke und trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Nun, bin ich richtig avertiert oder nicht?“

„Ich brachte ein Glas Wasser, aber ich schwöre bei meiner Ehre —“

„Was faselt Er von Ehre? Kein Fünkchen hat Er. Mir diese Blamage, diesen horriblen Flecken aufzuheften!“

„Exzellenz, alle Bedingungen sind erfüllt, Johann Adolf war der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels“, sagte Storke nicht ohne Trotz und mit fester Haltung. „Wann soll mir das zu teil werden, was Ew. Exzellenz Wort —?“

„Ich habe nie das Aussterben der Linie gewollt, nur einen gütlichen Vergleich und Abdankung. Und so —“

„So?“ fragte Storke und trat in drohender Haltung vor. „Exzellenz versprachen —“

„Hat Er etwas Schriftliches? Nicht einen Flicken. Hat Er Zeugen? Keine Menschenseele. Hab' ich Ihm nicht immer gesagt: klug soll Er sein. Ein solcher dummer Teufel wie Er, stiftet zu viel Unheil —"

„Exzellenz, ich will meinen Lohn!" rief der Oberstallmeister drohend, „das ist ein viläner Betrug!" Er sprang mit halb herausgezogenem Degen auf Brühl zu. Hennicke warf sich ihm entgegen. Der Minister drückte auf den Knopf einer Klingel, die neben ihm auf dem Tische stand. Eine zur Seite befindliche Portiere flog auseinander, der vertraute Kammerdiener erschien und ließ eine Rotte Garde-Grenadiere mit ihrem Leutnant aus dem Nebenzimmer eintreten.

„Dieser Mensch erfrecht sich", rief der Minister auf Storke weisend, „den Degen gegen mich zu ziehen, er bedrohte mein Leben. Er ist im Namen des Königs verhaftet. Sie, Leutnant, stehen mir bei Ihrem Diensteid dafür, daß Ihr Gefangener, ohne mit jemandem zu kommunizieren, sogleich in einer geschlossenen Kutsche nach dem Königstein transportiert wird."

„Ich rufe Euch alle zu Zeugen", schrie Storke schäumend, „daß ich Brühl den Giftmord an meinem Herrn, dem Herzoge von Weißenfels vorgehalten und deshalb —"

Hennicke, der Kammerdiener und ein paar Grenadiere hatten den Rasenden bewältigt und ihm eine Kappe übergeworfen, die jedes Wort erstickte. Man legte ihm jetzt auf den nochmaligen Wink Brühls Handfesseln an und hüllte ihn in einen Mantel.

„Die geschlossene Kutsche vors Hinterthor", sagte der Minister leise zu seinem Vertrauten, „von unsern Zuverlässigen einer zu ihm in den Wagen, und auf Lebenszeit in die Kasematten. Melde Er die Verhaftung im Weißenfelser Hof."

„Sehr wohl, Exzellenz", flüsterte der Kammerdiener, öffnete eine Nebenthür und brachte den Zug der Grenadiere mit ihrem Gefangenen über Hintertreppen hinunter. Während Daniel von Storke also seinem finstern Geschicke zugeführt wurde, bestieg der Minister vorn am Portal mit Hennicke seinen bequemen Reisewagen und fuhr davon, um das lang ersehnte Erbe für Kursachsen in Empfang zu nehmen. Schon im nächsten Jahre darauf wurde der ehemalige Lakai, Christian Hennicke, von seinem wohlgewogenen Herrn in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben.

Die Herzogin Friederike und alle treuen Anhänger des so plötzlich abgerufenen hohen Herrn, waren von ihrem Verluste tief erschüttert.

Die junge Witwe, die sich ihres Gatten wegen fast über ihre Kräfte aufrecht gehalten und seinen Wünschen angepaßt hatte, brach jetzt körperlich völlig zusammen. Aber es war nicht der bedenkliche Zustand geistiger Erschlaffung, wie nach dem Tode ihres letzten Kindes, sie konnte klagen und weinen, empfand die Teilnahme ihrer Umgebung wohlthuend und hatte sogar Verständnis für Fragen und Anordnungen, welche der Hofmarschall oder Graf Luja an sie gelangen ließen. Dabei aber lag sie bleich und erschöpft in ihrem Bette und wurde mit allen Mitteln ärztlicher Kunst unterstützt.

Ihre treue Gesellschafterin und Pflegerin war Rosa von Bünau, welche jetzt mit innigster Herzensbefriedigung ihre große Liebe für die angebetete Herrin bethätigte. Ihre eignen Angelegenheiten traten dagegen völlig in den Hintergrund, sie sah ihren Verlobten noch weniger als sonst, und Kurt von Zscheplitz, der ein mehr süßlicher als zärtlicher, mehr artiger als leidenschaftlicher Liebhaber war, empfand es nicht unangenehm, daß seine Braut eine solche Ausnahmestellung bei der Herzogin inne hatte. Er wußte sich auf seine Art in Leipzig zu unterhalten und kaufte mit den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, in allen Magazinen das Auserlesenste für seine künftige Haushaltung, die er — wo, war ihm jetzt freilich nicht recht klar — bald auf vornehmem Fuß zu begründen dachte.

Graf Brühl kam am Tage nach seiner Besitzergreifung des Herzogtums Weißenfels wieder in Leipzig an, um dem nunmehr eingetroffenen König und Kurfürsten Vortrag zu halten. In prächtiger Auffahrt vor dem Weißenfelser Hof versuchte er es darauf, Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht der verwitweten Frau Herzogin von Sachsen-Weißenfels, geborenen Prinzessin von Gotha, seine Kondolenz abzustatten.

Der Hofmarschall erschien am Wagenschlage, um seine hohe Herrin zu entschuldigen, die durch Krankheit verhindert, Sr. Erlauchte Exzellenz nicht zu empfangen vermöge.

„Nun denn", sagte der Graf, „so führen Sie mich in den Salon und rufen mir die sämtlichen Kavaliere des Sachsen-Weißenfelsischen Hofhalts zusammen; ich habe im Auftrage Se. Majestät, meines allergnädigsten Königs, den Herren Propositionen zu überbringen."

Sein Befehl wurde sogleich befolgt; die Vorschläge lauteten günstig; alle Kavaliere, die es wünschten, sollten in Kursächsische Hofdienste übertreten dürfen. Für den morgenden Tag erbat sich der Minister die Entscheidung. Er ließ, als er ging, die verschieden gestimmten Männer in großer Erregung zurück.

Einige erklärten sogleich, auf die Ehre, in Dresden angestellt zu werden, verzichten zu wollen. Der Hofmarschall fühlte sich alt und müde, Graf Luja wollte die Herzogin nicht verlassen. Andere dachten sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Da sich verstohlen die Meinung verbreitete, daß eine Intrigue gegen die Familie und Person ihres Souveräns gespielt habe, war die Neigung, in Kursächsische Hofdienste zu treten, nicht überwiegend.

Außer einigen anderen jüngeren Herren war es besonders Kurt von Zscheplitz, der sogleich freudig erklärte, den ihm angebotenen Kammerherrenschlüssel annehmen zu wollen.

„Seul avec ma femme auf einem Gute vegetieren, wäre mir eine Pönitenz", versicherte er lachend. „Ich war ein wenig en peine, wo ich meinen Hausstand etablieren sollte, jetzt ist's gefunden!" — Er ging sofort, seine Verlobte um eine Unterredung bitten zu lassen. Rosa von Bünau ließ ihn ersuchen, in das Vorzimmer der Frau Herzogin zu treten.

Sie kam eilig und zerstreut aus den Gemächern der hohen Leidenden. „Was führt Sie zu mir, Herr von Zscheplitz", sagte sie gleichgiltig. „Sie wissen, daß ich jede Minute zähle, die ich nicht bei meiner teuren Gebieterin zubringe."

„Entzückt von dieser préférence, die Sie bei unserer hohen Gönnerin genießen, ma bien aimée!" flüsterte er, ihre Hand wiederholt küssend. „Exkusieren Sie mein Eindringen! Es gilt aber, Ihnen eine scharmante Wendung unseres sort zu annonzieren."

„Ist Ihnen etwas Angenehmes begegnet?" fragte sie, sich mühsam einige Teilnahme abzwingend.

Er berichtete nun von den Anerbietungen des Ministers, daß er entschlossen sei, als Kammerherr nach Dresden zu gehen, und sich glücklich schätze, seiner angebeteten Braut eine so glänzende Perspektive eröffnen zu können.

Rosa, die schweigend und gesenkten Blicks neben Zscheplitz gesessen, schlug jetzt groß ihre Augen zu ihm auf und sagte ruhig: „Ich gehe nicht mit nach Dresden."

Er fuhr erschrocken empor, setzte sich aber gleich wieder, nahm ihre Hand, streichelte sie und sprach wie zu einem Kinde: „Ma petite, seien wir gentil, Dresden ist eine ravissante Stadt. Ich werde Ihnen ein Hotel arrangieren —" er küßte sie auf zwei Fingerspitzen und warf die Augen unter die Decke — „Warum haben Sie gegen Dresden eine Aversion?"

„Weil meine teure Herzogin dort nie leben wird."

„Aber Rosa! Sie wollen doch meine Gemahlin werden", flüsterte er vorwurfsvoll.

„Es war früher so ausgemacht", sagte sie, ihm die Hand entziehend, „aber jetzt — jetzt, nachdem Ihre Durchlaucht allein steht. Ich kann sie nicht verlassen!" Sie führte ihr Tuch an die Augen und begann zu weinen.

Der Kammerjunker geriet in Verlegenheit. „Auch dann, wenn ich das Opfer bringen sollte, auf meine Güter zu retournieren, müßten Sie den Dienst bei der durchlauchtigsten Frau quittieren —"

„O Herr von Zscheplitz, attachieren Sie sich dem verwitweten Hofe! Einige Kavaliere wird die Herzogin gewiß immer noch um sich sehen. Wenn Sie bei uns bleiben, will ich Ihnen mein Wort halten."

„Impossible, meine Teuerste!" rief er bestürzt. „Es hieße mein Leben vertrauern, meine Jugend aufgeben. Eine insupportable prétention! Ich wünsche mich bald zu vermählen, Rosa, ich wünsche mich in einem eleganten Hause in Dresden zu installieren, Sie werden die graziöse, die adorable Herrin alles dessen sein, worüber ich disponiere, aber seien Sie nicht kapriziös! Ihre Loyalität für die hohe Leidende ist ravissante, aber sie würde outriert sein, wenn Sie Ihr Lebensglück diesem attachement opfern wollten!"

„Ich kann nicht von ihr gehen", wiederholte Rosa seufzend, „ich bin ihr die Allernächste, die sie hat."

„Eh bien, enden wir", sagte Kurt von Zschepliß verdrießlich, indem er sich erhob. „Ich werde schon morgen Sr. Majestät, unserm allergnädigsten König und Herrn, meine dankbare Annahme seiner Proposition submissest unterbreiten. Ich kann die ehrenvolle Offerte absolut nicht ablehnen. So bleibt Ihnen die Alternative, sich in kürzester Frist zwischen Ihrer Durchlaucht und mir zu entscheiden."

„Sobald der Frau Herzogin Befinden es zuläßt", erwiderte Rosa kühl, indem sie sich gleichfalls erhob, „will ich die Angelegenheit mit ihr überlegen." — — —

Einige Tage später, als die Herzogin Friederike etwas kräftiger war, bemerkte sie selbst, daß ihr Liebling noch bedrückter erschien, als in die allgemeine Stimmung paßte.

Die Kranke lag jetzt wieder von Kissen unterstützt im Sessel; sie fühlte sich noch jammervoll schwach und wie in einer grauen Wolke von Trübsal. Ihr ganzes Seelenleben glich einem aufgerissenen Boden, in dem jedes Körnchen Liebe fester haften blieb als früher, wo ihr Zärtlichkeit in Menge zugefallen war. Sie hing an Rosas Blicken und fand nur die Möglichkeit weiter zu leben, indem sie sich in ihrer Schwäche an dies geliebte Wesen klammerte, das sie noch als Spenderin eines letzten Schimmers von Trost auf ihrem düsteren Lebenswege ansah. Wie war sie, die einst so Reiche, arm und bescheiden geworden! Gegen den ersten Verlust eines Kindes hatte sie sich aufgebäumt, wie gegen ein ihr von Gott angethanes Unrecht, und jetzt, da sie gar kein Herz mehr ihr eigen nannte, war sie dankbar für die Liebe der Fremden, die sich ihr mit Kindestreue anschloß.

Das Außenleben verlor Friederike in diesen stillen Tagen unsäglichen Leidens fast aus den Augen, sie spann sich mit ihrer Rosa in der engen Welt des Krankenzimmers ein und fühlte jeden Hauch eines Wechsels in der stillen Atmosphäre, die sie umgab, wie einen rauhen Luftzug.

„Du bist etwas verändert, mein Kind", sagte die Herzogin zu Rosa, die wie früher zu ihren Füßen saß und still, aber mit einem abwesenden Blick, zu der teuren Frau aufsah. „Macht es dich ungeduldig, mich zu pflegen?" fügte sie mit hervorquellenden Thränen hinzu.

Diese Worte brachen den Bann, der Rosas Sinn gefangen gehalten. Hatte sie doch immer geschwankt, ob sie eine Auflösung ihrer Verlobung andeuten solle, da die Herzogin ihr das Bündnis mit Zschepliß als großen Herzenswunsch hingestellt hatte. Und doch, wie konnte sie es fortbestehen lassen, da diese Heirat sie von ihrer Gebieterin trennen mußte!

Rosa bedeckte die blasse, magere Hand der hohen Freundin mit ihren Küssen und beichtete.

„O du treues Geschöpf!" rief die Herzogin, „du mein ein und alles auf dieser verödeten Welt! Du wolltest mir wirklich das Opfer bringen, die brillante Partie aufzugeben, um bei mir zu bleiben! Wie kann ich dir jemals für diese Liebesthat danken?"

Da warf sich Rosa ihrer Herrin zu Füßen und gestand ihr, daß ihre Verlobung mit Kurt von Zschepliß ein Opfer gewesen sei, das sie nur gebracht, weil ihre damals ganz zusammen gebrochene Gebieterin für sich einen Trost in der Verbindung gefunden habe, und daß sie jetzt froh sei, jenes Band zerreißen und bei ihrer geliebten Herzogin bleiben zu dürfen.

Friederike aber schüttelte über sich selbst den Kopf. „Wie befangen war ich in Selbstsucht, welche Ansprüche wagte ich zu machen, als ich noch glücklich war! O ich fühle jetzt, das größte Leid macht still, selbstlos und dankbar für alles Gute, das uns noch bleibt."

Am andern Tage schrieb Rosa von Bünau an den Kammerjunker, daß sie gewählt und sich für ein ferneres Zusammenleben mit Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin entschieden habe. Sie fügte hinzu, sie hoffe, daß er bald in einer anderen Verbindung das Glück finde, welches sie ihm aufrichtig wünsche. Kurt von Zschepliß, der verzogene Muttersohn, fühlte sich in seiner Eitelkeit tief verletzt, er sann, welche Rache er für dies Verschmähtsein ausüben solle, und der nun gefaßte Entschluß entsprach seinem kindischen Wesen. Am Tage nach dem Empfang des Absagebriefes seiner Braut ließ er sich bei Jakobine von Wolfhart melden, erzählte ihr, daß er nicht der Mann sei, die Artigkeiten seiner Verlobten mit irgend jemandem zu teilen, daß die exklusive Hingabe des Fräuleins von Bünau an Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin ihn indigniere, und daß er die angeknüpften Beziehungen abgebrochen habe. Als freier Mann stehe er vor ihr und biete ihr Herz und Hand zu einem Götterleben am Dresdener Hofe.

Jakobine bewies sich als gar nicht steif, obgleich er sie einst eine „Stange" genannt, machte er die Erfahrung, daß sie biegsam genug sei, um im nächsten Augenblicke in seinen Armen zu liegen und hochbeglückt unter zärtlichen Küssen ihr Jawort zu flüstern. Als Zschepliß die neue Braut verließ, dachte er nicht an sie, sondern: jetzt wird Rosa bitterlich bereuen, was sie gethan, aber es geschieht ihr recht!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Graf Luja hatte, während die Herzogin still und unfähig zum Handeln in ihrem Krankenzimmer lag, in Gemeinschaft mit den andern treuen Männern des Hofhalts, das geschäftlich Notwendige besorgt. Die Leiche des hohen Entschlafenen war mit allen üblichen Ehrenbezeigungen und Feierlichkeiten nach Weißenfels geschafft und im dortigen Erbbegräbnis unter der Schloßkirche beigesetzt worden. Unterhandlungen über die Apanage und späteren Verhältnisse und Rechte der Herzogin Witwe wurden mit dem Kursächsischen Hofe angeknüpft und fanden ein bereitwilliges und großmütiges Entgegenkommen.

Herzogin Friederike sollte noch für ein halbes Jahr in Weißenfels residieren, um dann, auf ihren eigenen Wunsch, nach einem Schlosse in Langensalza überzusiedeln, auf welches sie als Prinzessin von Gotha Ansprüche besaß.

Als die Herzogin so weit hergestellt war, um die Rückreise nach Weißenfels antreten zu können, verließ der zusammengeschmolzene Weißenfelser Hoffreis Leipzig und kehrte mit der trauernden Gebieterin in die alte Residenz zurück. Alle diejenigen, welche in Kursächsische Dienste traten, hatten sich längst empfohlen; Zschepliß war vorläufig mit seiner Braut zu deren Eltern gereist, wo alsbald die Hochzeit gefeiert werden sollte, und so blieb nur ein kleiner Rest des Gefolges, mit dem Friederike heimkehrte.

Das Wiedersehen der Heimat war unter diesen Verhältnissen für die unglückliche Fürstin und ihre nächste Umgebung ein sehr ergreifendes. Die alte Gräfin Luja hatte sich im Schlosse eingefunden; die Herzogin sank ihr mit ausgebreiteten Armen an die Brust und dankte ihr unter Thränen, daß sie so treu zu ihr halte.

Man fing nun an, sich den Umständen nach für den Sommer einzurichten. Auf der Herzogin Wunsch zog die Gräfin Luja mit ihrem Sohne ins Schloß, die beiden andern Kammerfräulein, Ulrike und Leonore, wurden mit Gnadenbeweisen entlassen, und die Herzogin behielt nur ihren Liebling Rosa von Bünau bei sich.

Rosa und Graf Luja wußten beide genau, daß sie einander angehörten, und daß es nur eines Wortes bedürfe, um ihre Zukunft zu besiegeln. Die Ehrfurcht vor der Trauer hielt aber jenes Wort noch zurück. Sie standen hoffenden aber scheuen Herzens an eines Paradieses verschlossener Pforte, die sie nicht zu öffnen wagten, weil der Glanz, welcher herausströmen mußte, den verweinten Augen ihrer teuren Fürstin weh thun konnte. Erst sollte jener große, berechtigte Schmerz,

den sie tragen halfen, milder werden, ehe sie es sich gewähren durften, glücklich zu sein. Aber dies Leben zuversichtlicher Erwartung war vielleicht ein eben so schönes, wie die volle Gewißheit. Ein Blick, die Übereinstimmung des Geschmacks oder der Ansicht berührte die Tiefe der Seele. Wie gern paßten sie sich den düsteren Neigungen und Gewohnheiten der Herzogin an, die den Verkehrskreis beschränkten, sie aufeinander anwies, ihnen aber Gelegenheit zu ungestörtem Zusammensein gab.

Die Gräfin Luja sah in Rosa längst ihre Tochter, aber die Herzogin, vertieft in ihr Leid, betrachtete Rosa noch immer als so ausschließlich sich zugehörig, daß ihr die innigen Beziehungen zwischen dem Paare verborgen blieben. Im übrigen hatte dieser letzte schwerste Verlust so veredelnd auf die Herzogin eingewirkt, daß sie die Liebe der drei sie umgebenden Menschen mehr denn je verdiente; sie schloß sich ihnen so offen und innig an, daß sie fast ein Familienleben gewann, und ihrem Herzen etwas wie Ersatz geboten wurde.

In diesem stillen Ringen nach neuem Seelenfrieden, bei dem die Freunde treulich halfen, ging für die Herzogin der Sommer vorüber. Die Zeit nahte, in der sie das prächtige Schloß, in dem sie glücklich und elend gewesen, verlassen und dem neuen Herrscher einräumen mußte. Am schwersten trennte sie sich von der Krypta, in die sie alle Tage Blumen getragen, und der Abschied am Abend vor ihrer Abreise von diesem Ort, wo von nun an die irdischen Überreste ihrer Lieben nur gleichgültigen Blicken ausgesetzt sein sollten, erfüllte ihr Herz mit dem größten Weh. Als sie sich endlich wandte, um die Treppe emporzusteigen, murmelte sie: „Mein Platz an deiner Seite, Adolf, ist mir hier sicher, und wer weiß, wie bald ich komme!"

Doch erst dreißig Jahre später sollte ihr Sarg die letzte Lücke in diesem Grabgewölbe der Weißenfelsischen Dynastie ausfüllen.

Die Herzogin hatte ihre Verfügungen so getroffen, daß Graf Luja mit seiner Mutter an dem neuen Aufenthaltsort einen Flügel ihres Schlosses bewohnen konnte, und daß also die bisher innegehaltene Familienzugehörigkeit bestehen blieb. Man wußte allerseits, daß man sich nie trennen könne, aber noch war ein Teil des festen Bandes, das diese vier Menschen zusammen hielt, der Herzogin verborgen.

Martin Luja hatte sich es zugestanden, noch auf dem Weißenfelser Schlosse Rosa als Braut zu umarmen. Er konnte die Damen nicht persönlich nach Langensalza geleiten, da ein zuverlässiger, der Herzogin nahe stehender Mann zurückbleiben mußte, um die Übergabe von Schloß und Inventar an die kursächsischen Bevollmächtigten zu besorgen. Alle Anordnungen des Umzugs waren beendet, die Reisegesellschaft der Damen gewählt, es ging ans Scheiden; aber dieser Abschluß hier sollte zugleich einen glückverheißenden Neubeginn einleiten.

Während die Herzogin ihren Abschied in der Gruft nahm, pochte Luja an Rosas Gemach, das er seit ihrer entscheidenden Unterredung im April nicht betreten hatte.

Das liebliche Mädchen kam ihm mit freudig ausgestreckter Hand entgegen. Er ergriff diese Hand, führte sie aber nicht an seine Lippen, sondern an sein Herz, umfaßte die Gestalt der Geliebten mit dem andern Arm und sagte, sich zärtlich zu ihr niederbeugend: „Jetzt, meine Rosa, gehört diese liebe Hand mir; endlich mit gutem Rechte bist du mein! Wir wußten es beide lange, daß wir uns nacheinander sehnten, aber wie sehr wir uns lieben, haben wir erst seit dem April empfunden, wo wir uns hier trennen mußten. O Rosa, fühlst du es denn auch so gewiß wie ich, daß wir nie voneinander lassen können?"

Ob sie es fühlte? Ihr ganzes Herz ging in der Glückseligkeit auf, ihm anzugehören; nun endlich konnte sie sein werden, ohne andere Rechte zu verletzen. Sie stammelte ihm ihr Bekenntnis in abgerissenen Lauten, die er ihr von den Lippen küßte, und es hielt schwer, sich so weit zusammen zu fassen, um endlich wieder an die Außenwelt zu denken.

Die Herzogin saß neben der Gräfin Luja im Salon und besprach tief bewegt mit ihrer alten Freundin alles, was sich hier Großes für sie in den zehn Jahren der Regierung ihres Gemahls zugetragen. In einer Reihe von Bildern zogen Freude und Leid vor ihrem Geiste vorüber.

„Mitten im Glücke", sagte sie, „habe ich vor Fürchten und Sorgen meiner Tage nicht froh werden können, nun Gott mir alles genommen, was mein Herz besaß, sind Frieden und Ergebung bei mir eingekehrt, und die Ruhe des Grabes herrscht in meiner Seele."

„Auch aus Gräbern sprießen Blumen", antwortete die Vertraute. „Mag das Leben an Reiz verloren haben, teure Fürstin, seit Sie nicht mehr mit ganzer Kraft lieben, hoffen und fürchten können; manche kleine Freude werden Sie doch noch an Ihrem Wege erblühen sehen, die Ihnen das schnell verrinnende Dasein schmückt."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und das glückstrahlende Brautpaar trat zu den beiden ernsten Frauen herein.

„Wir kommen hochfürstlich Durchlaucht und teure Frau Mutter", sprach Martin Luja bewegt, „um Ihren Segen für unsre Verbindung zu erbitten, die, so hoffen wir, keinen Widerspruch zu befürchten hat."

Rosa riß sich aus seiner Verschlingung los und warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen, sie drückte mit ihren beiden Händen der Herzogin entgegengestreckte Rechte an ihre Lippen und flüsterte: „Jetzt bin ich unbeschreiblich glücklich!"

„Welche Überraschung — welche Freude, mein liebes, liebes Kind!" rief die Herzogin. „Wie gern gebe ich dich dem treuen Luja zur Gattin! Gottes besten Segen auf dein Haupt!"

Auch von der Mutter des Geliebten holte sich Rosa eine freudige Einwilligung. Die alte Gräfin schloß das schöne Mädchen innig in ihre Arme und sagte: „Ich habe dich schon lange als meine Tochter angesehen."

Der letzte Abend auf Schloß Weißenfels, den man sich unsäglich traurig gedacht hatte, gestaltete sich durch das eben stattgefundene freudige Ereignis zu einem ganz andern. Pläne für die Zukunft wurden besprochen, man blickte nicht zurück, sondern vorwärts und trennte sich in einer hoffenden Stimmung.

Am andern Morgen reisten die drei Damen mit Begleitung und Dienerschaft ab.

Graf Luja hatte sich jetzt den mannigfaltigen Geschäften zu widmen. Die kursächsischen Kommissarien waren angekommen und erhielten nach den getroffenen Vereinbarungen die Einzelheiten des Krongutes überliefert. Die Schloßkirche, welche bis jetzt schwarz bekleidet gewesen, wurde ihres Trauergepränges entledigt und der Hofprediger hielt den scheidenden Beamten und Hofbedienten die letzte protestantische Predigt. Bald darauf sollte sie von katholischen Geistlichen mit einer Messe zum katholischen Gottesdienst geweiht werden.

Der Winter war ins Land gekommen, als Martin Luja, der endlich alles geordnet und überliefert hatte, sich sehnenden Herzens anschickte, aus mancherlei verdrießlichem Wirrwarr in den Arm der Liebe zu flüchten, der sich ihm zärtlich in Langensalza öffnete.

Während seine Kalesche bespannt und von seinem Kammerdiener und den letzten Lakaien bepackt wurde, trat er noch einmal in den leicht beschneiten Park, lehnte sich an die Brüstung, von der aus man über die Dächer der unten liegenden Stadt, über Fluß und Land hinausblicken konnte, und überließ sich seinen ernsten Gedanken.

„Welche Katastrophe hat sich hier unter meinen Augen abgespielt!" sprach er zu sich selbst. „Verbrechen sind begangen und Gesetze und Rechte sind mit Füßen getreten! des Kurfürsten Johann Georgs Teilung war ein Mißgriff; Generationen seiner Kinder sind daran zu Grunde gegangen, und langsam scheinen gewaltige Mächte, die Leiden einzelner nicht achtend, daran zu arbeiten, Verfehltes wieder auszugleichen. Mein in Gott ruhender hoher Herr durfte sich seiner Souveränität nicht entäußern, aber er verteidigte einen verlorenen Posten. Die Weltgeschichte wandelt unbeirrt ihre gewaltige Bahn, und so oft sie auch gutes Recht vernichtet, sie selber behält doch immer ihr Recht."

Eingang in das Rosenthal. Nach der Natur gezeichnet und gestochen von J. A. Roßmäsler in Leipzig im Jahre 1777.

Im Leipziger Rosenthal vor hundert Jahren.

(Zu dem Bilde auf S. 613.)

Vor gerade hundert Jahren schrieb J. G. Schulz in seiner „Beschreibung der Stadt Leipzig" unter anderm folgendes: „Leipzig bietet dem Einwohner und Fremden alle Arten von Vergnügungen dar. Der gesellige und freundliche Ton der Einwohner, die schöne und reizende Lage der Stadt, die prächtigen gemeinschaftlichen Gärten, die schönen und vergnüglichen umherliegenden Dörfer und Wälder, alles vereinigt sich hier, das Leben süß und angenehm zu machen."

Im allgemeinen können wir uns nun wohl auch jetzt noch mit dieser kurzen Charakteristik Leipzigs einverstanden erklären, und wenn vielleicht mancher vor allem an der „schönen und reizenden Lage", an den „prächtigen gemeinschaftlichen Gärten" Anstoß zu nehmen sich gedrungen fühlen sollte, so erscheint dieses Lob vor hundert Jahren doch nicht ganz ungerechtfertigt. Damals und noch lange Zeit darnach umgab allerdings ein Kranz schöner und kostbarer, dem gemeinschaftlichen Vergnügen gewidmeter Gärten die Stadt, wie z. B. der Groß-Bosische, der Krumbhaarische, der Triersche, der Winklersche, der Apelsche, der Klein-Bosische und noch so mancher andere. Wo man auch immer den Fuß aus der innern Stadt setzte, man sah sich alsbald von dem herrlichsten Grün umgeben.

Aber was ist heute aus all diesen Gärten geworden? An Stelle schöner Baumgruppen und duftiger Wiesen- und Blumenbeete haben sich mächtige Häusermassen erhoben, ragen gewaltige Fabrikschlote hervor, die mehr Ruß als Blumenduft zu verbreiten pflegen, die Alleen haben sich in Straßen verwandelt, die nun nicht durch Vogelgesang, sondern durch das einförmige Getön der dahinrollenden Pferdeeisenbahnwagen belebt werden. Die sich entwickelnde Großstadt hat eben alle Schönheiten der Natur unbarmherzig hinweggefegt; aber dieses Los teilt ja Leipzig mit allen andern großen Städten in der Neuzeit.

Nur ein herrliches Geschenk, welches die gütige Natur den Leipzigern verliehen hat, ist seit Jahrhunderten so gut wie unberührt geblieben und wird, so Gott will, auch für alle Zukunft unberührt bleiben, das weltberühmte Rosenthal, das nicht nur heute, sondern schon vor hundert Jahren mit Recht als einer der schönsten Spaziergänge in unmittelbarer Nähe der Stadt gepriesen wird. Der Grund zu seiner jetzigen Gestalt als Park wurde im Jahre 1704 auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen August II gelegt. Dann ist es Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Bürgermeister und Geheimen Kriegsrat Müller verschönert und in neuerer Zeit mannigfach verändert und erweitert worden. Mit überschwänglichen Worten schildert der oben erwähnte Schulz in seiner Beschreibung Leipzigs die Schönheiten des Rosenthals.

„Wie glücklich sind die Leipziger Musen, die sich in diesem herrlichen Wald ergötzen können, in stiller Betrachtung der Natur, der Wunder Gottes! Hier war's, wo der verewigte Gellert seine göttlichen Oden sang, welche überall voll innigen Dankes die Güte des Schöpfers preisen und in erhabenen Empfindungen seine Wunder und seine Allmacht erheben. Die in buntem Flor glänzenden Blumenwiesen, die duftenden Kräuter, die hundertjährigen hohen majestätischen Eichen, welche mit freundlich ineinander geschlängelten Buchen abwechseln, das sanfte Rauschen der Flüsse und Bäche, der melancholische Gesang der Nachtigallen, welche sich diesen schönen Hain zum Wohnplatz erwählt haben, alles vereinigt sich hier zur Erweckung der edelsten und angenehmsten Empfindungen. Wer hier nicht Schönheit findet, der findet sie nirgends und würde sie selbst in Eden nicht finden, wenn ihn ein Engel dorthin versetzte."

Eine der schönsten Partieen des Rosenthals ist die Waldpromenade, die gleich rechts vom Eingang beginnend, direkt nach dem Orte Gohlis führt. Sie ist im Jahre 1777 von dem bekannten Leipziger Zeichner und Kupferstecher Johann August Roßmäsler († 1783) nach der Natur gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, welches Bild wir unseren Lesern vorführen.

Roßmäsler geboren 1752 zu Leipzig, war ein Schüler des berühmten Adam Friedrich Oeser an der Akademie, und stand mit Chodowiecki in einem regen künstlerischen Verkehr. Wir besitzen von ihm eine große Anzahl von Zeichnungen, Porträts, unter welchen dasjenige Gellerts hervorzuheben ist, und Vignetten für Buchhändler, die teils auf eigener Erfindung beruhen, teils Kopieen nach Chodowiecki sind. Von seinen Bildern, die Leipzig betreffen, sind außer dem „Eingang in das Rosenthal", „der Auerbacher Hof während der Leipziger Messe" und „die Promenade bei Leipzig von der Barfüßer Kirche (jetzigen Matthäikirche) bis an das Thomasthor (Thomaskirche)" berühmt geworden. Zugler in seiner Schilderung Leipzigs und seiner Universität vor hundert Jahren meint, daß diese Bilder zwar schön in Kupfer gestochen seien, aber den Fehler hätten, „daß die Leute sich alle von hinten zeigten".

Was insbesondere unser Rosenthalbild noch anbelangt, so dürfte auch die Perspektive nicht ganz gelungen sein. Der Weg, der sich rechts von der Promenade nach Gohlis abzweigt (die jetzige Zöllnerstraße) führt nach dem Vorwerk Pfaffendorf, dessen Gebäude auch sichtbar sind. Gegenwärtig bilden diese die letzten Häuser der Pfaffendorfer Straße.

B. Stübel.

Die Spritzfahrt nach Kleve.

Eine heitere Erinnerung aus meiner Fähnrichszeit.

Von Hermann Ferschke.

Es war in Wesel, in dem alten guten Neste, von welchem ich schon so oft erzählt habe. Wir waren einige zwanzig, Fähnriche und Avantageure, und hielten zusammen wie die Kletten. Unsere Offiziere bekümmerten sich so wenig wie möglich um uns, so daß wir in unseren Vergnügungen durchaus auf uns selbst angewiesen waren. Wir waren auch vollkommen in der Lage, allein unsere Tage verherrlichen und des Lebens Unverstand mit Wehmut genießen zu können — und thaten das auch reichlich. Die meisten von uns hatten eine für die damalige Zeit genügende Zulage von Hause, trotzdem hatten wir selten Geld, ohne daß dies unserem fröhlichen und oft recht ausgelassenen Leben auch nur den geringsten Abbruch gethan hätte. Die Einwohner Wesels waren aber seit langen Jahren daran gewöhnt, mit ihrer Garnison bestmöglichst zu verkehren und wußten auch ganz genau, daß der Kredit, den sie uns freundlichst gewährten, nicht zu ihrem Nachteil gereichte.

Unsere Vergnügungen waren übrigens durchaus solider Natur, ein Kneipleben im heutigen Sinne kannten wir nicht, wir verkehrten des Abends zumeist in unseren Wohnungen miteinander und benutzten unsere freie Zeit zu Ausflügen in die nächste Umgebung. Da wir zumeist sehr heiteren Temperaments waren, so fehlte es bei uns niemals an Amüsement. Viele von uns waren aus dem Osten der Monarchie, daher bot uns der alte Vater Rhein, wenngleich seine Ufer hier flach sind, manches Neue und Ungewohnte, namentlich waren es kurze Dampfschiffahrten, die wir zu Berg und zu Thal unternahmen, aber leider, der stets knapp bemessenen Zeit wegen, selten weiter, als bis Xanten ausdehnen konnten. Wir sehnten uns aber weiter und wollten möglichst viel vom schönen Rheinland sehen und dies umsomehr, als unser Regiment in der Kürze nach Münster versetzt werden sollte.

„Kinder", sagte eines schönen Tages unser gemeinschaftlicher Freund Alfred Mylberg, seines roten Haares wegen kurzweg ‚der Rote' genannt, „mein Herz sehnt sich nach Abenteuern, ich muß mal hinaus ins feindliche Leben, andere Gegenden, andere Menschen sehen. Wer kommt mit?"

Natürlich erklärten sich alle Anwesenden einstimmig dazu bereit, denn wo Abenteuer in Aussicht standen, da waren wir alle dabei, das war gar keine Frage. Die Frage war nur, wohin? Das wußte nun freilich der Rote selber noch nicht, und es entspann sich deshalb eine lebhafte Debatte über den passendsten Ort unserer künftigen Thaten.

„Wie wäre es denn mit einer Fahrt nach Köln?" fragte Unkas.

„I wo! Was sollen wir in Köln?" rief ein anderer. „Da sind zuviel Offiziere, da muß man sich zu sehr genieren."

„Herrschaften", sagte ich, „ich weiß was Besseres. Nächsten Sonnabend und die folgenden Tage ist, wie ich gehört habe, in Kleve Schützenfest; da soll kolossal viel los sein. Garnison gibt's da nicht — wenn wir hinkommen, sind wir Hahn im Korbe und werden riesigen Effekt machen. Was meint ihr?"

Mein Vorschlag fand ungeteilten Beifall, und alle erklärten sich bereit, diese famose Spritzfahrt mitzumachen. Es wurde also verabredet, von nächstem Sonnabend bis Mittwoch Urlaub zu nehmen und sodann mit dem Dampfschiff bis Emmerich und von dort mit dem Omnibus nach Kleve zu fahren.

Während wir nun unseren Reiseplan weiter verfolgten und bereits in all den Eindrücken schwelgten, die wir doch unbedingt in Kleve machen würden, brachte irgend ein weniger enthusiasmierter und kühler denkender Kamerad die Finanzfrage auf das Tapet.

„Habt ihr denn Geld?" fragte er.

Geld! Dieses eine kleine Wörtchen machte die ganze, eben noch sehr laute Gesellschaft verstummen. Geld! Dummes Zeug, hieß es — nicht einen Pfennig; aber wir werden es uns verschaffen, wir werden eine Anleihe kontrahieren oder sonst was Außerordentliches entrieren — kurzum der Mammon wird beschafft . . . so oder so.

Dies war so ungefähr der Refrain aller der Reden, die über diese nicht ganz unwichtige Frage gehalten wurden, und es blieb nun einem jeden überlassen, seine zerrütteten Finanzen bis zum nächsten Sonnabend auf diejenige Höhe zu bringen, welche eine viertägige, vielversprechende Spritzfahrt nach der Stadt Lohengrins erforderte. Selten mögen Juden und pumplustige Christen in Wesel einen solchen Zulauf gehabt haben als in diesen Tagen. Leider freilich war der Erfolg dieser Finanzoperationen ein geradezu abschreckend jämmerlicher, denn wenn auch unser Kredit inbezug auf Gebrauchsgegenstände aller Art ein unerschütterter war, bares Geld wollte niemand borgen, und so kam es, daß die auf Freitag Abend anberaumte Generalversammlung so trostlos wie möglich verlief, und nur zwei Kameraden, nämlich der Rote und ein Fähnrich namens Tapfer, Erfolge aufzuweisen hatten, die es ihnen möglich machten, an der in Aussicht gestellten Spritzfahrt teilzunehmen. Alle übrigen legten ihre Hoffnungen resigniert beiseite und blickten uns wehmütig nach, als wir, mit viertägigem Urlaub in der Tasche, Sonnabend Nachmittag thatendurstig und unternehmungslustig rheinabwärts nach Emmerich abdampften. Ich hatte mir zwölf Thaler geborgt; das war nicht viel, aber ich lebte in der Hoffnung, daß meine beiden Reisegefährten mit solcher Lumperei nicht auf Abenteuer ausgehen würden und daß sie daher in der Lage sein würden, mir unter die Arme zu greifen, wenn ich einen Schwächeanfall im Geldbeutel bekommen sollte.

Es war ein prächtiger Junitag, die Sonne warf ihre freundlichen Strahlen in den rauschenden, herrlichen Strom und beschien drei glückliche junge Krieger, die, auf vier Tage von des Dienstes einförmigem Kreislauf befreit, ihrer Herzen Fröhlichkeit freien Lauf ließen. Unsere Heiterkeit erwarb uns bald Freunde, mehrere mitreisende Herren setzten sich zu uns und fragten, wo wir denn hinwollten.

„Nach Kleve zum Schützenfest", erklärten wir, „die Schwanenjungfrau erlösen", sagte der Rote, welcher unter uns die Rolle des liebenswürdigen Schockschwerenöters bei dem schönen Geschlecht mit unbestrittener Berechtigung und — seiner Ansicht nach — unwiderstehlicher Eleganz spielte. „Kolossalen Ulk machen", sagte Kamerad Tapfer, welcher im allgemeinen nicht viel zu sprechen liebte, dabei jedoch überall mit dabei war und sein Vergnügen in der Regel nur durch Schmunzeln und einige behagliche Grunztöne an den Tag zu legen pflegte. Ein ungemein brauchbarer und bequemer Freund, der alles mitmachte, niemals opponierte und stets bereit war, erprobten Führern zu folgen, welche ihm irgend einen „kolossalen Ulk" in Aussicht stellten.

„Aber, meine Herren", sagte einer unserer freundlichen Reisegenossen, „was wollen Sie heute und morgen in Kleve? Da ist noch nichts los; die Haupttage sind Montag und Dienstag."

„Hm, das ist fatal", sagte ich.

„Nichts los? Scheußlich", grunzte Tapfer.

„Schadet nichts — dann fahren wir wo anders hin, wo was los ist", entschied der Rote. — „Natürlich!" stimmten wir andern bei. „Wir fahren wo anders hin, wo was los ist. Aber wohin?"

„Wir sind ja auf der Tour", meinte der Rote, „wir fahren einfach ins Holländische — nach Arnheim!"

„Roter, du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" rief ich erfreut. — „Sehr großes Wort — sehr gelassen aus", grunzte Tapfer beistimmend. „Kleve später . . . läuft nicht davon."

Wir beschlossen also einstimmig, nach Arnheim zu fahren, verließen daher in Emmerich das Dampfboot und begaben uns direkt nach dem Bahnhof, und in einer Stunde befanden wir uns wohlbehalten in der ehemaligen Residenz der alten Herzoge von Gelderland, wo wir im Gasthof zur „Zon" bei Herrn de Haas, einem alten Bekannten aus Wesel, Quartier nahmen.

Die Umgebung von Arnheim wird zwar von keiner anderen Gegend Hollands erreicht oder gar übertroffen, da wir jedoch keineswegs die Absicht hatten, Natur zu kneipen, so beschränkten wir uns darauf, die Stadt zu besichtigen. Da nun aber holländische Städte in der Regel wenig Sehenswertes bieten, so waren wir nach Beendigung unseres Rundganges übereinstimmend der Ansicht, daß hier nichts „los" sei und daß wir, um unseren Zweck zu erreichen, weiter müßten.

„Kinder", sagte am Abend der Rote, als wir uns mit einem vorzüglichen holländischen Beefsteak und einigen Flaschen Bordeaux stärkten, „die Zeit ist edel und auf Abenteuer können wir nicht warten — wir müssen die Sache forcieren. Ich schlage vor, wir fahren morgen früh bei Zeiten nach Amsterdam — in zwei Stunden sind wir da. Was kann da weiter sein?"

„Famos, Roter", rief ich beistimmend. „Du bist doch ein ganz verflixter Kerl — natürlich fahren wir nach Amsterdam. Da in Kleve vor Montag und Dienstag nichts los ist, so haben wir Zeit genug, unser Licht in der holländischen Residenz leuchten zu lassen."

„Amsterdam ist gut", grunzte Tapfer schmunzelnd — und damit war das Vergnügungsprogramm für den folgenden Tag festgesetzt.

In Holland herrscht, wie in England, die sehr nachahmungswerte, vernünftige Sitte, des Morgens, ehe der Mensch an sein Haupttagewerk geht, anständig zu frühstücken. Auch wir erhielten zum Kaffee neben hinreichender Backware und Butter einen halben Edamer Kugelkäse und einen Teller voll Eier. „In Anbetracht unseres ausgedehnteren Reiseprogramms erscheint es geboten, diese Gabe Gottes zu uns zu nehmen", sagte ich. „Unsere Vermögensverhältnisse dürften uns vielleicht nicht gestatten, vor fünf Uhr nachmittags zu speisen — und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

Es hätte dieser Mahnung kaum bedurft. Wir frühstückten mit großartigem und achtungswertem Appetit — und Kugelkäse und Eier sah man niemals wieder.

„Bezahlen müssen wir's doch", grunzte Tapfer und wischte sich nach geschehener That schmunzelnd den Mund.

Bald nach sechs Uhr saßen wir stolz in der zweiten Klasse und dampften gen Amsterdam. Die Fahrt war nicht uninteressant, namentlich gewährte uns der Ab- und Zugang der Reisenden eine sehr willkommene Abwechselung. Die Holländer sind so ganz anders wie andere Sterbliche, daß man sie damals mit Recht die europäischen Chinesen nannte. Ich darf wohl mit einiger Sicherheit voraussetzen, daß sich dies heute nach beinahe dreißig Jahren geändert hat, damals aber waren die holländischen Sitten und Gebräuche so eigentümliche und von denen anderer Volksstämme so abweichende, daß es sich wirklich der Mühe verlohnte, dieselben näher kennen zu lernen. Auch ihre Ansichten und Begriffe, namentlich über Preußen und Deutschland, waren höchst verdrehte und spaßhafte. Selbst nichts weiter, als wohlkonservierte Niederdeutsche, waren sie von einem Nationalitätsdünkel, der schon mehr an Größenwahn streifte, und alles Preußische und Deutsche verachteten sie insbesondere, obwohl gerade Preußen Holland oft genug aus der Patsche herausgerissen hat, als es in Not war. Ein hübsches Beispiel dieses holländischen Dünkels erlebten wir noch auf der Fahrt. In Utrecht stiegen mehrere Herren ein, welche sich mit uns über das Her und Hin unserer Reise unterhielten. Als sie hörten, wir ständen in Wesel in Garnison, fragte der eine: „Da fahren Sie wohl öfter nach Berlin ins Theater?" Ich lachte und entgegnete, daß das denn doch ein wenig zu weit sei, worauf dieser gelehrte Geograph ausrief: „Na warum denn nicht, Preußen ist doch nicht so groß."

„Sie haben ganz recht", sagte der Rote belustigt, „wir fahren öfter mal rüber, gehen Nachmittag zu Kroll, essen in Königsberg Abendbrot und angeln bei schönem Wetter in Memel Heringe; am andern Morgen sind wir wieder in Wesel und thun, als wäre nichts vorgefallen."

Gegen neun Uhr kamen wir nach Amsterdam, woselbst wir den uns empfohlenen Gasthof zur Stadt Elberfeld, dessen damaliger Besitzer ein Deutscher war, mit unserem Besuch beehrten. Schon unterwegs hatten wir Finanzkonferenzen miteinander gehabt, die ein höchst betrübendes Resultat ergeben hatten. Die Vermögensverhältnisse meiner zwei lieben Kameraden hatten eine erschreckende Ähnlichkeit mit meinen eigenen,

und ein jeder derselben hatte so gedacht, wie ich, und sich auf die Hilfe der anderen verlassen. Da waren wir nun in Amsterdam, wo nun wirklich was los war, nur mit uns war nichts los, und doch mußten wir die schöne Zeit benutzen, um die Merkwürdigkeiten dieser so interessanten Stadt zu besichtigen. Dies konnte nur auf Kosten unseres Magens geschehen, und so kam uns denn die reichliche Vorlage beim Frühstück in Arnheim sehr zugute. Anderseits war unser Ziel aber erreicht: wir erregten Aufsehen, und wo wir uns zeigten, sammelte sich zahlreiches Volk, welches unsere noch niemals gesehenen uniformierten Heldengestalten staunend bewunderte. Den Höhepunkt erreichten wir im Zoologischen Garten. Dort war nachmittags Konzert, wobei wir natürlich nicht fehlen durften, und während der Rote und ich mit aller Liebenswürdigkeit, deren zwei preußische Fähnriche fähig sein können, den Damen die Kur machten, bestieg unser Freund Tapfer ganz stillschweigend den großen Elefanten, welcher im Garten umhergeführt wurde, und machte einen Rundritt, begleitet von einer ungeheuren Masse Menschen, welche diesem noch nie gesehenen Schauspiel mit großem Vergnügen beiwohnten. Am andern Tage standen wir denn auch richtig in der Zeitung unter „Lokales".

Was wir sonst noch alles losließen und sahen, übergehe ich — wir amüsierten uns kostbar und waren, wenigstens der Rote und ich, vergnügt wie die Schneekönige, während Kamerad Tapfer immer stiller wurde und sich nur noch durch Grunzen verständlich machte — der arme Kerl hatte Hunger. Wir bliesen also zum Rückzug und begaben uns in unseren Gasthof, wo wir bis jetzt noch keinen Pfennig verzehrt hatten. Nun aßen wir Mittag- und Abendbrot zu gleicher Zeit, und wenn der Wirt immer Gäste mit solchem Appetit bei sich am Tische hat, so ist er sicher zu nichts gekommen im Leben.

Nach dem Essen kam die Abkühlung — wir machten Kassensturz — und das Resultat war ein vernichtendes für uns. Heute war erst Sonntag, wir hatten noch zwei Tage vor uns, wollten uns doch auch noch abends in Amsterdam amüsieren und das Geld reichte kaum zur Rückreise. Und wo blieb Kleve? Kleve, unser geträumtes Eldorado, die Schwanenstadt mit ihren Schwanenjungfrauen! Und was sollten wir unseren zu Hause gebliebenen Freunden berichten? Waren wir denen gegenüber nicht verpflichtet, in der Fremde möglichst viel zu erleben und Abenteuer zu bestehen, die ins Großartige gingen? Und nun saßen wir hier wegen fehlenden Mammons schiffbrüchig auf dem Sande. Das ging nicht an. In dieser verzweifelten Lage mußte ein großer Entschluß gefaßt werden und kein anderer, als unser sonst schweigsamer Freund Tapfer war es, der die einzig richtige Direktive gab.

„Preußischen Konsul aufsuchen ... anpumpen!" grunzte er.

„Das ist das Richtige," riefen wir beiden anderen, erfreut zustimmend. „Tapfer, du bist ein großer Mann oder —"

„Weiß schon, könnt Euch den Nachsatz schenken," schmunzelte Tapfer geschmeichelt. „Einer von Euch beiden geht hin."

Da kamen aber die Differenzen. Die Idee war gut, die Ausführung jedoch wollte keiner von uns so ohne weiteres übernehmen, bis endlich Entscheidung durch das Los festgesetzt wurde. Aber auch dazu kam es nicht, denn jeder von uns genierte sich, diesen sonderbaren Schritt zu thun und jeder von uns sagte sich, daß er, auch wenn das Los ihn träfe, doch nicht hingehen würde. Wir sprachen das zwar nicht aus, aber wir respektierten diese Ansicht gegenseitig, gaben das Losen und damit die Pumpidee auf und beschlossen andern Tags abzureisen, um von Emmerich nach Kleve abzubiegen, hoffend unterwegs noch Mittel zu finden, unsre geschwächte Kasse zu kräftigen.

Nachdem wir noch den Hafen und die innere Stadt bei Abendbeleuchtung besichtigt hatten, dampften wir am andern Vormittag direkt nach Emmerich zurück. Zweiter Klasse waren wir stolz eingefahren, dritter Ordnung klapperten wir ziemlich kleinlaut ins Vaterland zurück. Als wir in Emmerich angelangt, zufällig bei der Post vorbeistrichen, erblickten wir am Fenster einen uns von Wesel her bekannten Postsekretär, einen Herrn von Westernhagen.

„Ha", rief der Rote, als er diesen Herrn erkannte „Kinder, ich habe eine Idee!"

„Nur gute Ideen können uns retten, Roter", sagte ich.

„Famose Idee. Hört nur zu", rief der Rote freudestrahlend. „Ihr habt doch den Westernhagen bemerkt —"

„Soll der uns etwa was pumpen? Wird sich hüten", bemerkte Tapfer achselzuckend.

„Ach, Unsinn!" sagte der Rote. „Er selbst nicht, aber da er uns von Wesel her unter allen Umständen kennen muß, so wird er sich nicht weigern, uns Postvorschuß auf uns selbst auszuzahlen."

„Postvorschuß auf uns selbst?" riefen wir beiden anderen verblüfft aus. „Wenn er's nur thut!"

„Wenn er's nicht thut, sind wir blamiert," bemerkte Tapfer trocken. „Jedenfalls können wir es aber versuchen."

Das thaten wir denn auch. Und als wir dem betreffenden Herrn unser Anliegen vortrugen und er uns kühl lächelnd erklärte, daß dies nicht anginge, da fühlten wir uns wirklich blamiert, und gaben nun jede Hoffnung auf, überhaupt nach Kleve zu gelangen.

„Ich habe noch eine Idee!" rief da plötzlich freudestrahlend der Rote.

„Schieße los, Roter," rief ich, neue Hoffnung im zerrütteten Gemüt nährend.

„Meine Uhr ist zwar beim Uhrmacher," sagte der Rote und seine Stimme nahm einen einschmeichelnden weichen Ton an, „aber Ihr könnt die Eurigen hier versetzen, ... das Nest hier wimmelt von Juden, es kann Euch also nicht schwer werden, diese Finanzoperation in Werk zu setzen. Was meint Ihr dazu; nicht wahr, eine famose Idee?"

„Sehr famose Idee!" riefen wir beiden andern gleichzeitig. „Ganz vortreffliche Idee, — nur schade," sagte ich lächelnd, „daß meine Uhr bei demselben Uhrmacher ist als die liebe deinige."

„Heißt wohl Goldschmidt, Euer gemeinschaftlicher Uhrmacher?" fragte Tapfer schmunzelnd. „Bedaure berichten zu müssen, daß meine daselbst ebenfalls Gevatter steht."

Trotz der 'famosen Ideeen', welche der Rote noch auf das Tapet brachte, mußten wir uns doch schließlich sagen, daß alles vergeblich war, unsre Finanzen auf diejenige Höhe zu bringen, welche mindestens erforderlich war, um noch unsre Spritzfahrt nach Kleve auszudehnen und unser ursprüngliches Programm zu erfüllen. Die Zeit drängte überdies, und das Dampfboot nach Wesel mußte in Bälde eintreffen, es mußte daher ein Entschluß gefaßt werden. Unser Geld war alle, borgen wollte uns niemand, also mußten wir den Rückzug antreten und gen Wesel abdampfen. Als wir uns zum Dampfschiffbureau begaben, begegnete uns einer unsrer freundlichen Reisegenossen von vorgestern und begrüßte uns aufs herzlichste.

„Aha", sagte er, „die Herren kommen aus Holland, haben sich natürlich vortrefflich amüsiert und wollen jetzt nach Kleve, — da kommen Sie jetzt gerade zu rechter Zeit hin, heute Abend und namentlich morgen ist der Hauptwitz dort."

„Jawohl", sagte ich, „wir gedenken, da der Omnibus leider schon abgefahren ist, Extrapost zu nehmen und wollen nun Kleve noch in vollen Zügen genießen."

„Du, Roter," sagte Tapfer, als der freundliche Herr sich von uns wieder verabschiedet hatte, „wie wäre es denn, wenn wir den anpumpten?"

„Famose Idee, Tapfer," rief der Rote, „laufe ihm nach und pumpe ihn an, auf dein ehrliches, dummes Gesicht borgt dir der Mann mehr als wir brauchen."

„Macht keinen Unsinn und blamiert uns nicht," sagte ich, „Ihr hörtet ja, daß wir mit Extrapost nach Kleve fahren. Wollt Ihr Euch zu Schnorrern degradieren? Unser Urteil ist nun gesprochen: Wir fahren nach Wesel und damit basta."

Und so geschah es. Gegen Mitternacht kamen wir in unserer lieben Garnisonstadt wieder an, Tapfer und ich gingen jedoch nicht in unsre Quartiere, sondern blieben beim Roten, der eine hübsche geräumige Wohnung inne hatte, über Nacht. Auch andern Tags, Dienstag, blieben wir daselbst fest einge-

Alter Krieger. Radiert von G. F. Schmidt im Jahre 1750.

schlossen und ließen uns die nötige Atzung von des Roten Burschen holen, welchem bei allen Strafen des Leibes und Lebens verboten war, irgend jemandem unsre Rückkehr mitzuteilen. Dienstag Abend gingen wir sodann in unsre Wohnungen, und Mittwoch früh im Dienst meldeten wir uns von Urlaub zurück, jedermann glauben machend, wir hätten die uns gegebene Zeit vollständig ausgenutzt.

Als ich gegen Abend den Roten in seiner Wohnung aufsuchte, fand ich unsere lieben Freunde und Kameraden daselbst ziemlich vollzählig vor, der Rote, als redegewandter Berliner, war gerade dabei, unsre Fahrten und Abenteuer in der ihm eigentümlichen Weise zu schildern.

„Die holländischen Kameraden," erzählte er, „hatten uns bei dem uns gegebenen Diner natürlich gehörig eingeseift, und als wir nachher gemeinschaftlich den Zoologischen Garten, woselbst famoses Konzert war und ein großartiger Damenflor sich eingefunden hatte, besuchten, ließ Tapfer einen Hauptwitz los. Er hatte nämlich, ohne uns etwas zu sagen, den großen Elefanten bestiegen und ritt denselben der zahlreichen Versammlung in allen Gangarten vor. Ich sage Euch, das war großartig und den lieben Holländern ist mal recht klar gemacht worden, daß wir Preußen in allen Sätteln gerecht und fest sind." Tapfer sagte selbstverständlich zu dieser Geschichte gar nichts, sondern ließ nur zeitweise einige behagliche Grunztöne hören.

„Das alles aber ist noch gar nichts", setzte ich die Geschichte vervollständigend fort, „schließlich wollte unser guter Tapfer, eingedenk seines Namens und von der Überzeugung durchdrungen, den Holländern die preußische Art lehren zu müssen, durchaus einen Tiger herausgelassen haben, um mit

seinem famosen Elefanten eine echte indische Tigerjagd zu produzieren. Dagegen aber protestierten die Damen so energisch, daß er leider davon abstehen mußte."

„Wie war es denn aber in Kleve?" fragte einer der Kameraden.

„Hm", grunzte Tapfer, „famos!"

„Ja richtig, Kleve", löste mich der Rote im Erzählen ab. „Nachdem wir uns am andern Morgen mit einem Sektfrühstück revanchiert hatten, begleitete uns die ganze holländische Kameradschaft nach dem Bahnhof, infolgedessen uns nichts übrig blieb, als erster Klasse zu fahren, um auch bis zum letzten Moment zu zeigen, daß wir die Leute danach sind. In Emmerich nahmen wir dann Extrapost nach Kleve."

„Habt ihr denn flott getanzt, und wie steht es mit den Schwanenjungfrauen in Kleve?" fragte Unkas.

„Wir haben unter uns die Reiseberichte verteilt", sagte ich, „der Rote und ich sprechen über Holland, über Kleve hat Tapfer zu referieren übernommen. Nicht wahr, Tapfer?"

„Hm!" nickte der und schmunzelte. „Ein andermal; heute habe ich schon zuviel gesprochen."

Und dabei blieb es natürlich; denn Tapfer, der beste Kamerad von der Welt, war so mundfaul, daß er als Bewahrer eines Geheimnisses unübertroffen war — und das Geheimnis, daß wir in Kleve gar nicht gewesen, hat er niemals verraten. Wir beiden andern übrigens auch nicht, . . . und wenn ich dasselbe dem gütigen Leser des Daheim indiskret ausplauderte, so geschah dies nur, weil dreißig Jahre darüber hingegangen sind und die Geschichte verjährt sein dürfte.

Kleve aber habe ich in meinem Leben nicht zu sehen bekommen.

Ein Vogelschießen in einer Irrenanstalt.

Von E. Keßler.

Seit wir zu der Erkenntnis gelangt sind, daß die Geistesstörung wesentlich auf krankhaften Veränderungen des Gehirns und seiner Umhüllungen beruht, ist das Los der „Irren" ein ungleich besseres geworden. Man legt die „Tollhäusler" nicht mehr eisengefesselt in Narrentürme, und man hat die Zwangsjacken, Ketten und vergitterten Käfige für alle Zeiten beiseite gelegt. Die Irrenanstalt der Gegenwart nimmt die Gehirnkranken in weite, gesunde Räume auf und legt ihnen, und auch das noch in möglichst wenig auffälliger Weise, nur diejenigen Beschränkungen auf, deren sie zum eigenen Schutz oder etwa zur Vermeidung öffentlicher Gefahr bedürfen. Wirklicher Zwang, d. h. Fixierung durch mechanische Mittel, kommt höchst selten und immer nur vorübergehend zur Anwendung, z. B. bei schweren Verwundungen, um das Abreißen des Verbands zu verhüten. Durch individualisierte, freundliche Behandlung, durch rechtzeitige Entfernung, kurze Isolierung, in Ausnahmefällen noch durch Anwendung von beruhigenden Heilmitteln gelingt es meist den Erregungszustand zu beseitigen. Es wird hierdurch zugleich dem Kranken das beschämende Gefühl des Unterliegens im persönlichen Kampfe mit dem Wärterpersonal erspart und so die Quelle neuer Erregung verstopft. — Aber noch einen weiteren Schritt hat die neuere Psychiatrie gethan auf dem Wege der sogenannten „freien" Behandlung. Schon vor vierzig Jahren hatte man die Erfahrung gemacht, daß die arbeitenden Kranken leichter zu behandeln waren als die müßig gehenden und daß insbesondere die landwirtschaftliche Beschäftigung höchst günstig auf die Heilung selbst veralteter Fälle einwirkte. Es führte dies zur Gründung von Ackerkolonieen, die entweder für sich allein oder in Verbindung mit einer geschlossenen Anstalt den Betrieb der Landwirtschaft durch Geisteskranke bezwecken. Dem Organisationstalente deutscher Irrenärzte ist es gelungen, das Prinzip geeigneter Beschäftigung zu einem Heilmittel zu erheben und als solches dem bisherigen Apparat der Irrenanstalt organisch einzufügen. Diese Einrichtungen sind auch gegenüber den ähnlichen in Frankreich (ferme agricole) und Belgien (Gheel) als vorzüglich bezeichnet worden und dienen in anderen Ländern (Schweiz) als Muster bei Errichtung neuer Anstalten. Die Kolonie hat aber noch einen Nebennutzen, der bei der Zunahme der staatlichen Aufwände auf das Irrenwesen besonders ins Gewicht fällt. Durch die Verwertung sonst brach liegender Arbeitskräfte werden nämlich die zum eigenen Bedarf erforderlichen Früchte der Landwirtschaft erheblich billiger produziert als bisher, wodurch der Unterhaltungsaufwand der Anstalt sinkt. Hierzu kommt, daß die Erbauung und Einrichtung landwirtschaftlicher Asyle ohnehin weniger kostet als die bisher bei Irrenanstalten üblichen Palastbauten und daß die Kosten für Verpflegung, Kleidung, Wäsche ꝛc. in der sich größtenteils selbst erhaltenden Kolonie durch Verminderung des Aufsichtspersonals und durch alle die kleinen Ersparnisse in der einfacheren Lebensform des Landwirts wesentlich billiger zu beschaffen sind. Die Kranken selbst aber — und zwar ebenso die von Haus an landwirtschaftliche Arbeiten gewöhnten wie die aus anderen Berufskreisen — empfinden es als eine Wohlthat, wenn sie ungestört, fast nach eigenem Belieben, ihre Körperkraft in nützlicher Arbeit bethätigen können.

Eines Tages richtet der Arzt bei dem Rundgang die Frage an einen trübsinnigen Kranken, ob er wohl den Versuch machen wolle, im Garten leichte Arbeit zu verrichten? Nach Überwindung des Widerstandes, mit dem jeder Wechsel der Lage begleitet zu sein pflegt, entschließt der Kranke sich halb geführt mit herauszugehen, nimmt aber nur auf kurze Zeit ein Arbeitsinstrument zur Hand, da er immer noch an der eigenen Kraft verzagt. Am anderen Tage geht es schon besser, denn das Beispiel der anderen wirkt ermutigend. Endlich ist auch eine den körperlichen Fähigkeiten am besten entsprechende Arbeit gefunden, und mit Freude betrachtet der Mann nun am Abend seiner Hände Werk, gehoben durch das Bewußtsein, daß er doch nicht ein ganz verlorenes Glied der menschlichen Gesellschaft ist. Wenn dann der Arzt nach Verlauf einiger Wochen ihn bei der Arbeit wiedersieht, das frische Aussehen und den Eifer lobt, dann zeigt er ihm wohl mit einigem Stolz die sichtbaren Erfolge seiner Arbeit und verspricht, daß er die ihm gegebene größere Freiheit nicht mißbrauchen und das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde. Das ist schon ein großer Schritt auf dem Wege zur Heilung. Nach gethaner Arbeit am Abend bei einem Glase Bier und einer gemütlichen Pfeife Tabak überdenkt der durch ungewohnte, aber gesunde Arbeit im Freien Ermüdete noch einmal die kleinen Erlebnisse des Tages und findet dann auf einfachem Lager den erquickenden Schlaf, den er so lange entbehren mußte. Der Genuß des körperlichen Schaffens in der freien, schönen Gottesnatur, die innere Befriedigung nach wohlverbrachtem Tagewerk lichten allmählich die trüben Schleier, die das Gemüt umhüllten und dem Kranken das wahre Bild der Wirklichkeit „verrückt" hatten. In immer weitere Ferne entschwinden die Wahnideen, er erkundigt sich nach seiner Familie und schließt sich am Sonntag freiwillig den Kirchgängern an, um sich in der Anstaltskapelle an Gottes Wort zu erbauen.

Mit ganz anderen Empfindungen betritt er die sorgfältig behüteten und verschlossenen Räume auf dem Wege zur Kapelle; weiß er doch, daß ihm als „Kolonisten" der freie Eingang und Ausgang zusteht, der den Kranken der Hauptanstalt versagt ist; und um nichts in der Welt würde er sich dieses großen Vorrechtes unwürdig zeigen. Dann kommt die Familie zu Besuch, nachdem sie aus den Briefen des Arztes ersehen hat, daß die Wiedergenesung des Kranken in Aussicht steht und daß der bis jetzt und besonders auf der Höhe der Krankheit streng untersagte Verkehr nicht allein erlaubt ist, sondern sogar von dem Arzte gewünscht wird. Aber nicht hinaus aus der Anstalt drängt der Genesende wie so viele der anderen, die noch hinter den vergitterten Fenstern sitzen; nein er möchte noch nicht hinweg aus der ihm lieb gewordenen Kolonie: in dem glücklichen Gefühl der überstandenen schweren Krankheit überläßt er die Bestimmung der Zeit der Entlassung dem Arzte, dem er seinen Dank durch die genaueste Befolgung aller Anordnungen Ausdruck zu geben bestrebt ist. Auch möchte er das Vogelschießen, oder das Erntefest, oder die Weihnachtsbescherung noch mitverleben in der Anstalt.

Sehen wir uns nun einmal ein solches Anstaltsfest an. Ich will dem Leser selbst als Führer dienen in dem Karl-Friedrich-Hospital zu Blankenhain i. Th., einer Groß-

herzoglich Sächsischen, auf 250 Kranke eingerichteten Landes-Irren-, Heil- und Pflegeanstalt, welche bereits seit sechs Jahren mit einer Ackerkolonie verbunden ist.

Das Vogelschießen — ein in Thüringen allerorten wohl bekanntes Volksfest — soll diesmal (1884) in der Anstalt besonders festlich in und an der Veranda des Frauengartens gefeiert werden. Schon eine Woche vorher beginnen die Vorbereitungen; der Anstaltstischler, ein gutmütig partiell Verrückter, fertigt mit Eifer nach alter Schablone den beinahe mannshohen Vogel, und ein talentvoller Zimmermaler gewinnt es trotz seiner selbstverliehenen Würde eines Präsidenten der deutschen Malerakademie über sich, das zoologisch unbestimmbare Tier aufs prächtigste mit bunten Farben zu versehen und ihm die unerläßlichen Attribute der Wappenhoheit als Krone, Szepter, Fahne und Reichsapfel anzuheften. Auch auf den Frauenabteilungen wird emsig an den neuen großen Fahnen und Flaggen genäht, die am Festtag von den Zinnen der vielgiebeligen Gebäude wehen sollen. Sobald diese fertig gestellt und nach den Angaben militärischer Kranken heraldisch richtig an den Fahnenstangen befestigt sind, geht es an das Winden der Kränze und Guirlanden, mit denen der Schießplatz eingezäunt und die anstoßenden Gebäude geschmückt werden. Nun entsteht auch auf dem freien Platze vor der neuen Veranda der Schießstand für die den Stechvogel an der Leine ziehenden Schützen, und in wohl abgemessener Entfernung davon erhebt sich die hohe, mit den Landesfarben bemalte Vogelstange. Der daran aufgehängte schwere, eiserne Vogel, welcher mit spitzem Schnabel den hölzernen Kameraden zerstoßen soll, hat diesmal auch ein neues Gefieder erhalten und zwar durch Bemalung als Papagei, was freilich seiner sonstigen Rabengestalt nicht entspricht, von dem ausführenden Künstler aber und von dem größten Teil der Festgenossen für schön gehalten wird.

Endlich sind alle Vorkehrungen glücklich vollendet; der Hausverwalter hat für die leiblichen Genüsse reichlich gesorgt und dabei auch dreihundert Bratwürste nicht vergessen, die auf dem Roste gebraten bei keinem thüringer Volksfeste fehlen dürfen. Und ein Volksfest soll es ja werden, nur mit dem Unterschiede, daß die festfeiernde Gesellschaft eine eigentümliche Zusammensetzung zeigt, indem sie aus Geisteskranken aller Art, ihren Ärzten, Anstaltsbeamten 2c. besteht.

Der Festmorgen bricht an und sieht bereits reges Leben auf allen Abteilungen. Die jüngere Frauenwelt verziert in der Hoffnung, an dem nachmittägigen Tanze aktiv teilnehmen zu können, das Sonntagskleid noch mit allerlei ebenso schönem als billigem Schmuck, der wie das bunte Halstuch als Gewinn noch vom vorigen Feste herrührt. Die Männer dagegen mustern mit Kennerblick den Umfang der herangerollten Bierfässer, beteiligen sich an der Erbauung des Bratwurstrostes aus Backsteinen oder debattieren über die Vorzüge der auf der Gewinntafel sich enthüllenden Rauchutensilien. Nach Schluß des Gottesdienstes und nach eilig absolviertem Mittagsessen eilt wieder alles in die Gärten und hilft an dem Aufhissen der Flaggen, an der veränderten Einteilung der Gartenmöbel und an dem Aufhängen der zahlreichen bunten Papierlaternen in den Lauben und zwischen den Zweigen der hohen Bäume.

Nun erfolgt das Zeichen zum Beginn des Schießens, und alsbald schwirrt der bunte Stechvogel durch die Luft, um mit scharfem Stoß das Ziel zu erreichen. Laute Zurufe ermuntern zaghafte Schützen, vielstimmiges Bravo lohnt den Kernschuß, Gelächter und Spottreden muß sich der gefallen lassen, der das Ziel verfehlt. Inzwischen hat sich auch die aus den Kreisen der Kranken gebildete Hauskapelle eingefunden, sich in einer nahen, weinblattumrankten Hütte ein schattiges Plätzchen ausgesucht und musiziert nun frisch darauf los, während an dem entgegengesetzten Teile der weiten Gärten, bis wohin die Töne nicht dringen, eine zum Feste neu beschaffte Ariston-Orgel den musikalischen Bedarf in einfacher Weise und mit weniger Kunstaufwand deckt. Kaum aber erklingen diese Töne, so hüpft das lustige Volk der Thüringer in munteren Reihen, und auch der frühere Offizier oder Beamte holt sich seine Tänzerin zur Extratour. Hin und wieder intoniert die Musik eines unserer Volkslieder, das dann wohl vierstimmig, jedenfalls aber vielstimmig mit Gefühl und Begeisterung gesungen wird. In allen Gängen der schattigen Gärten wogt eine lustig bewegte Menge, der man nur an etwas barocken Gebärden einiger weniger und an dem verhältnismäßig schweigsamen Verhalten der Mehrzahl die Spuren psychischer Störung ansieht. Nur selten wird es nötig, daß der Arzt einen überlaut gewordenen lustigen „Bruder vom Walde“ zu größerer Ruhe ermahnen oder einem drohenden Konflikte feindlich Gesinnter durch ein gemessenes Wort oder räumliche Trennung vorbeugen muß. Nachdem die Neugierde und Schaulust an dem Stechvogel befriedigt ist, bilden sich in Veranden, Lauben und Ruheplätzen ungezwungene Gruppen zu Spielen der mannigfaltigsten Art; Würfel, Lotto, Wurfkegelbahn werden arrangiert und neben dem Vogelschießen so lange eifrigst betrieben, bis das Los des Einzelnen gezogen und er dadurch zu eigenem Schusse aufgerufen wird. Jubelnd wird es begrüßt, als einige, durch Spiritusluftverdünnung geschwellte bunte Luftballons sich von einem Rasenplatz zum Aufsteigen anschicken und noch minutenlang im blauen Luftmeer schwimmend beobachtet werden, bis sie, zur Punktgröße verkleinert, in scheinbar unendlicher Höhe dem Blicke entschwinden. Die Spiele nehmen dabei ihren Fortgang und werden um so eifriger betrieben, weil keinerlei Einsatz gefordert, vielmehr jedesmal nur gewonnen wird. Da kommen ein paar glückliche weibliche Kranke, um sich am Gabentische ihren Gewinn zu holen, und unterhalten sich auf dem Wege schon eifrig, ob ein Muschelportemonnaie oder eine Perlenbrosche vorteilhafter sei, während ein von dort zurückkommender „Kolonist“ die Meinung abgibt, daß eine kurze Pfeife mit Ulmer Kopf allem übrigen bei weitem vorzuziehen wäre. Nicht weit davon hat ein idiotischer Knabe sich eiligst hinter einen Busch geflüchtet, um den ihm soeben als Gewinn zu teil gewordenen Teller voll Kuchen möglichst rasch in Sicherheit zu bringen, und vor der Gruppe der Beamtenfamilien erhebt ein früher gefeierter, jetzt in Geisteskrankheit verfallener Maler den auf den Hals des Vogels erschossenen Deckelseidel, um ihn mit zünftiger Rede auf das Wohl des Direktors zu leeren. Schon beginnt sich die Dämmerung einzustellen, schon erglänzen die dunkleren Gartenpartieen im Lichte der chinesischen Laternen, da erschallt endlich der langersehnte Musiktusch, und fröhlich ruft es ein Kranker dem anderen zu: „Der Vogelkorps ist gefallen, und der Herr Doktor ist der Vogelkönig!“ Schnell ordnet sich nun der Festzug. Voran schreiten zwei kleine Fahnenträger, ihnen folgen die Musik und der mit den Emblemen seiner neuen Würde umgebene Assistenzarzt, welchem der Hauptgewinn, bestehend in einem von obigem Maler kunstvoll hergestellten, schön umrahmten Ölgemälde, nachgetragen wird. Daran schließen sich in langem Zuge paarweis die Anstaltsbeamten mit ihren Frauen mitten unter den Kranken, um den Herrn Vogelkönig bis an seine im alten Schloßgebäude belegene Wohnung zu geleiten. An dem mit dem Wappen der Grafen von Gleichen (Graf Karl I. 1480) geschmückten und wohlerhaltenen Schloßportale macht der originelle Zug Halt. Seltsam genug mag es dem alten Herrn vorgekommen sein, welch' sonderbare Gesellschaft jetzt nach vierhundert Jahren Einlaß in sein Stammschloß begehrt. Wenn er aber wiederkommen könnte, würde er sicher den Wandel der Dinge mit Freuden begrüßen. Da werden nun in denselben Räumen, die früher von Sporenklang und Ritterlustbarkeit widerhallten, Kranke gepflegt, die damals in Ketten und Banden lagen, denen jetzt aber die ärztliche Wissenschaft ein menschenwürdiges Los bereitet hat. Die Bedeutung solcher Feste aber ist groß, denn sie werfen einen Lichtblick in die tiefen Schatten geistiger Umnachtung, indem sie die Eintönigkeit des durch Hausordnung und Vorschriften streng geregelten Lebens heilsam unterbrechen, dem sich von der Außenwelt zurückziehenden Kranken das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Freude geselligen Vergnügens gewähren und oft auf diese Weise einen heilsamen Anstoß geben zur Wiedergewinnung geistiger Energie und zur Bekämpfung der Geisteskrankheit.

Seehase und Hummer.

Kein Gebiet der belebten Natur entzieht sich der Beobachtung so sehr wie die Tierwelt der Gewässer, insbesondere des Meeres. Die Säugetiere, die Vögel, die Reptilien, sie alle können — selbst wenn sie ein nächtliches Leben führen — von dem Naturforscher und dem Naturfreunde in der Umgebung, in welche die Natur sie versetzt hat, belauscht werden. Anders liegen die Dinge inbezug auf die Fische, die Quallen, die Seerosen und was sonst in unendlicher Mannigfaltigkeit Süß- und Salzwasser belebt. Hier kann nur das Aquarium helfen, und die Beobachtung ist fast ausschließlich auf das gefangene Tier angewiesen. Diese bietet dann aber auch des Fesselnden die Fülle. Ganz unerschöpflich erscheint hier die Menge der Bildungen, und selbst die Pracht der Farbe fehlt den dunkeln Gewässern nicht. Mitunter kommt auch der Humor in dieser Welt zu seinem Recht, obgleich sie sonst wohl für unser Empfinden etwas Schauriges behält, weil fast alles in ihr Räuber und Beute zugleich ist und weil alles stumm ist: Fresser und Gefressenes. Es ist ein höchst ergötzliches Bild aus dem Leben der Seetiere, das unser Künstler als „submarine Kavallerie“ für unsre Leser festgehalten hat. In allen nördlichen Meeren, namentlich aber in der Nord- und in der Ostsee lebt ein etwa sechzig Zentimeter langer Fisch, dem die Fischer wohl nur seines Kopfes wegen den Namen Seehase gegeben haben. Diese Seehasen haben eine Bauchflosse, vermöge deren sie sich wie mit einem Schröpfkopf an Steinen festsaugen können, um so bewegungslos auf ihre Beute, die in kleinen Quallen ꝛc. besteht, lauern zu können. Auch kommt diese Fähigkeit den jungen Seehasen zu statten. Nach den Berichten der Fischer sollen nämlich die Weibchen ihre Eier in Felsspalten ablegen, über denen dann die Männchen Wache halten, bis die Brut die Eier verließ. Die jungen Fischchen heften sich nun an dem Leibe des Vaters fest und lassen sich von diesem in das tiefere Wasser schaffen. Auf unserm Bilde nun haben Seehasen, die man im Aquarium in ein Becken that, das bereits eine Anzahl Hummern beherbergte, sich an diese geklammert und die derben Gesellen müssen jetzt die unerwünschten Reiter mit sich fortschleppen, es sei ihnen lieb oder leid, denn der Seehase haftet an dem Gegenstande, an welchem er vor Anker ging, ganz erstaunlich fest. Wollte man die Seehasen aus dem Wasser heben, so würden sie die Hummern ganz unzweifelhaft mit fort nehmen.

Unterseeische Kavallerie: Seehase und Hummer im Berliner Aquarium. Originalzeichnung von G. Mützel.

Aus der Südsee.

Von Aly, Marinepfarrer an Bord S. M. S. Elisabeth.

Die Nachricht von dem Heißen der deutschen Flagge auf verschiedenen Inseln in der Südsee, auf Neubritannien, Neuirland und auf dem nördlichen Teile der Insel Neuguinea ist längst durch die Zeitungen in Deutschland bekannt geworden. Da ist es eine berechtigte Neugier, wenn man sich fragt: wie mag es denn in jenen Gegenden aussehen! Über die Bewohner der jüngst erworbenen Gebiete in Afrika ist man durch die Mitteilungen von Afrikareisenden und durch den immer reger werdenden Schiffsverkehr genauer unterrichtet. Aber diese Gebiete im großen Ozean auf der südlichen Halbkugel, viele tausend Seemeilen von europäischer Kultur entfernt, sind den meisten noch eine vollständige terra incognita. Wenn ich jenem Wunsche entgegenkomme, über diese noch so unbekannten und doch jeden Deutschen lebhaft interessierenden Gebiete in der Südsee einige Mitteilungen zu machen, so kann ich selbstverständlich keine ausführliche Schilderung von Land und Leuten versprechen. Nur von dem Eindruck kann ich erzählen, den Land und Leute während der kurzen Zeit meines Aufenthalts auf jenen Inseln auf mich gemacht haben. Im November vorigen Jahres lagen wir mit unserem Schiff in einem im Nordosten von Neubritannien gelegenen Hafen vor Anker. Die Einfahrt wird auf der einen Seite von mächtigen Bergen beherrscht. Zunächst ein aktiver Vulkan, gegen dessen schwarzgraue Farbe sich das Grün der ihn weit überragenden bis zu einer Höhe von 2000 Fuß sich erhebenden „Mutter“ und „Tochter“ wohlthuend abhebt. Die ganze weite Bucht ist von mehr oder minder bewaldeten grünen Höhen eingeschlossen. Der niedrige Strand ist mit Palmen und Bananen dicht bestanden; unter der heißen Tropensonne gedeiht die Kokospalme herrlich, die von ihr gewonnenen Nüsse bilden den Hauptausfuhrartikel. In der Bucht selbst liegen mehrere kleine Inseln, auf deren einer, Matupi, sich eine deutsche Faktorei befindet.

Da die Eingeborenen unser Schiff mit ihren Kanoes fast unaufhörlich umschwärmten, um Tauschhandel zu treiben oder den big man of war fellow (großer Kriegsschiffburschen) mit seinen vielen Menschen, seinen unheimlichen Maschinen und wunderbaren Exerzitien anzustaunen, und ich selbst öfters Bootspartieen nach den kleineren Inseln und dem Festland unternahm, so hatte ich Gelegenheit, das Äußere, sowie das Leben und Treiben dieser Menschen genauer kennen zu lernen. Sie sind von weniger als mittelgroßer Gestalt, dabei aber durchaus proportioniert gebaut, ihre Hautfarbe ist einige Schattierungen heller als die der Afrikaneger, denen sie in der Gesichtsbildung ähnlich sind. Das gekräuselte struppige Haar lassen sie lang wachsen; aber da die natürliche Farbe desselben ihnen nicht zu gefallen scheint, färben sie dasselbe mit Korallenkalk und Thonerde gelb, rot oder weiß und wählen zur Verschönerung der Frisur noch einige Federn, die mit der Farbe des Haares harmonieren. Der Bart ist so rasiert, daß nur ein schmaler Kranz um das ganze Gesicht stehen bleibt, und ebenso gefärbt wie das Haar. Dieser Kopfschmuck ist aber nicht das einzig Merkwürdige an ihnen. Die meisten haben die Ohren und beide Nasenflügel durchbohrt, um denselben durch kleine Muscheln und Perlenschnüre ein stattlicheres Aussehen zu geben. Dazu kommen Halsbänder aus einer Unzahl von Zähnen zusammengefügt und Armringe oft zehn und mehr übereinander, die aus einer bestimmten Muschel herausgeschliffen und poliert werden. Denkt man sich nun noch den Holzspeer in der einen Hand, in der anderen die Keule, einen etwa meterlangen Stab mit einem Steinknauf und die Schleuder, ein Stück Kokosnußschale an einem Strick aus Bast geflochten, um den Kopf gebunden, so hat man den Kanaker Neubritanniens in seinem vollen Schmuck vor sich.

Eine Herzstärkung. Gemalt von A. Lüben.

Manche haben allerdings noch etwas Besonderes. Dem Wahlspruch des weisen Bias: omnia mea mecum porto (Mein alles trage ich bei mir) folgend tragen sie ihren ganzen Reichtum an Muschelgeld auf einer langen Schnur, die mehrere Male um den Leib gewunden ist. Dieses Muschelgeld, wovon sie drei im Wert verschiedene Arten unterscheiden sollen, etwa wie Gold, Silber und Kupfer, geben sie nur höchst ungern heraus. Und als mir ein Kanaker nach langem Zögern seine Sparbüchse gegen eine Stange Tabak einhändigen wollte, griff die sparsame Hausfrau schnell zu, um

erst den Barbestand herauszunehmen. Einen höchst komischen Eindruck machte es zu sehen, wie stolz sie im Besitz eines alten europäischen Kleidungsstückes einherschritten. Ein Häuptling erschien zum feierlichen Aktus des Flaggeheißens mit einem Strohhut, dem der Deckel fehlte, und einem alten Touristenschirm. Wer sich einen alten Schlips erhandeln konnte, legte ihn sofort an und zeigte dabei dasselbe freudig selbstbewußte Gefühl wie ein Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben in hohen Stiefeln über die Straße schreitet. Ein Eingeborener, der mir beim Sammeln von Muscheln behilflich war, trug als einziges Schmuck- und Kleidungsstück einen weißen Glaceehandschuh, den er, die Finger gespreizt von sich haltend, immerfort bewunderte und alle fünf Minuten von neuem mit Seewasser wusch. Noch eins sei hier erwähnt, nämlich die Art, wie sie in ihrer Tracht der Trauer Ausdruck geben. Auch bei ihnen ist die Farbe der Trauer schwarz. Aber da sie keinerlei Kleidung tragen, die Trauer aber im Gesicht am besten Ausdruck findet, so malen sie Stirn und Backen eine Zeitlang schwarz.

Was treiben nun diese Leute den ganzen lieben langen Tag? Sehen wir, wie es in dem Dorfe aussieht, das wir mit unserm Boot erreicht haben. Eine ganze Schar von Neugierigen, Männer, Frauen und Kinder, ist am Strande versammelt, um die Fremdlinge zu besehen und womöglich etwas kas (Tabak) von ihnen geschenkt zu bekommen. Das Dorf ist im Schatten eines hohen Palmenwaldes erbaut. Es besteht aus zahlreichen, meist mit einem schwachen Holz- oder Rohrzaun umgebenen, Gehöften. Man kann sich dieselben nicht primitiv genug vorstellen. Durch eine niedrige Öffnung im Zaun gelangen wir in das Innere. Da stehen auf einem engen Raum mehrere Strohhütten nebeneinander. Sie haben das Aussehen eines länglichen Zeltes und sind aus Holz, Stroh und Flechtwerk zusammengefügt. Die einen sind nach vorn offen, andere geschlossen und gewissermaßen mit einem Entree versehen. Wir bieten dem Familienhaupt einen guten Tag und nicken ihm mit dem Kopfe zu, was aber durchaus keinen Eindruck auf denselben zu machen scheint; er bleibt in stoischer Ruhe vor seiner Hütte sitzen und würdigt uns kaum eines Blickes. Um sein Vertrauen zu gewinnen, greifen wir in die Tasche und holen eine Stange Tabak heraus. Aber nun haben wir gleich die ganze Familie um uns. Selbst Frauen mit Säuglingen auf den Armen strecken die Hand aus, um ein Stück von der kostbaren Gabe zu erhalten. Jeder nimmt, stopft die Thonpfeife und birgt den Rest im Haar oder Armring, da keine Tasche zur Verfügung steht. Aber kein Wort des Dankes, der Ausdruck dafür fehlt gänzlich im Wörterbuch der Südseeinsulaner.

Wir treten nun in gebückter Haltung in eine der Hütten ein und nehmen auf einer Strohmatte am Feuer Platz. Aber da giebt es nicht viel zu bewundern; ein paar Kokosnüsse nebst einigen leeren Bierflaschen, die sie aufgefischt oder eingetauscht haben, sind das einzige, was wir wahrzunehmen vermögen. Dabei ist die Luft in der engen niedrigen Hütte vermöge des qualmenden Feuers und der senkrecht auf das Strohdach scheinenden Sonne eine derartige, daß wir es vorziehen uns schnell zu empfehlen.

Aber draußen erwartet uns noch ein besonderer Genuß; ein Konzert soll uns zu Ehren veranstaltet werden. Die Musikanten sitzen auf der Erde, ihre Instrumente, zwei schmale Hölzer, liegen über ihren gespreizten Beinen und werden mit zwei andern Hölzern abwechselnd geschlagen. Ich kann nicht sagen, daß diese Musik irgend etwas Angenehmes für mich gehabt hätte, aber bei den Eingebornen ist sie außerordentlich beliebt, und in hellen Mondscheinnächten hörten wir sie ihr Tamtam bis nach Mitternacht schlagen. Der Abend ist überhaupt die Zeit, wo sie aufleben und sich durch Musik und Tanz belustigen. Den größten Teil des Tages bringen die Hausherren mit Schlafen und Nichtsthun hin, nur selten sieht man sie in ihren Kanoes beim Fischfang thätig, während die Frauen das Feld mit Taro, Yams und Bananen bestellen und auch die reifen Früchte einheimsen und zum Mahl bereiten.

Inzwischen hat sich die Nachricht von unserer Ankunft verbreitet, und von allen Seiten kommen sie herbei und bringen Holzspeere, Armringe, Muscheln, geflochtene Körbchen und Kokosnüsse, um diese ihre einzigen Habseligkeiten für Tabak, Messer und Perlen zu verkaufen. Die nichts zu verkaufen haben, suchen unser Interesse und unsere Freigebigkeit auf andere Art zu gewinnen. Sie produzieren sich in ihren außerordentlichen Schwimm- und Tauchkünsten. Von einem 20 bis 30 Fuß hohen Felsen springen sie ins Wasser und holen das kleinste Stück Tabak mit unfehlbarer Sicherheit heraus, um es alsbald im Mund verschwinden zu lassen.

Aber wenn ihr da so friedlich und gemütlich mit den Eingebornen verkehrt habt, ist es denn nur wirklich wahr, daß die Leute Menschenfresser sind? Die stellt man sich doch gewöhnlich ganz anders vor. Wir haben Gott sei Dank nie Gelegenheit gehabt, Gegenstand dieses ihres menschenfleischlichen Gelüstes zu werden, aber nach allem, was Leute, die längere Zeit dort gelebt, uns erzählt, und was wir selbst gesehen haben, ist die Thatsache nicht zu bezweifeln, daß der Kannibalismus auf Neubritannien und Neuirland noch heimisch ist. Auf Spaziergängen und Jagdpartieen, die unternommen wurden, fanden wir in der Nähe von Herden, die aus aufgeschichteten Steinen bestehen, und auf denen sie auch sonst ihre Mahlzeiten bereiten, Menschenknochen und Schädel zerstreut; von letzteren an einer Stelle sechs Stück, teilweise mit zertrümmerter Hirnschale. Der Besitzer einer Faktorei erzählte uns, daß er selbst solch einen Schmaus mit eigenen Augen gesehen habe. Das arme Opfer war ein Eingeborener, der seinem Häuptling ein Beil aus seiner Hütte gestohlen hatte. Eingefangen wurde er zur Richtstätte gebracht und auf einen Baumstamm gebunden. Nachdem das Todesurteil auf eine grausame Weise, die ich hier nicht weiter detaillieren will, an ihm vollstreckt war, wurde der Kadaver auf glühende Steine gesetzt und dann halb gebraten zerlegt und gemeinsam verzehrt. In der Regel sind es wohl Kriegsgefangene, im Kampf Erschlagene und Verbrecher, die bei diesen furchtbaren Schmausereien verzehrt werden, aber es soll auch vorkommen, daß Häuptlinge bei großen Festlichkeiten die eigenen Stammesgenossen schlachten, um sie hohen Gästen zum Mahle vorzusetzen.

Ob diese furchtbare Sitte des Kannibalismus ursprünglich aus heidnisch-religiösen Motiven hervorgegangen und mit religiösen Zeremonieen verbunden gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. Gegenwärtig bilden diese Schmausereien jedenfalls keinen Bestandteil des religiösen Kultus, wie denn überhaupt bei ihnen von irgend welchem Kultus mit Priestern und Zeremonieen keine sichere Spur vorhanden ist. Eine unklare Furcht vor bösen Geistern, die alle möglichen Gestalten annehmen können und dem Menschen zu schaden suchen, ist das einzige, was als Schatten eines religiösen Glaubens ihnen geblieben ist. Großes Ansehen genießen die Zauberer, die ihnen Ratgeber und Ärzte zugleich sind und bei allen Beschlüssen des Stammes eine gewichtige Stimme haben.

Trotz dieses fast gänzlichen Mangels an religiösem Glauben sind doch gewisse sittliche Grundsätze und Ideen in ihrem Leben unverkennbar. Die Ehe wird streng gehalten, wenn auch Vielweiberei erlaubt ist, die Prostitution ist auf Neubritannien wenigstens unbekannt, und Diebstahl soll außerordentlich selten vorkommen. Wie gut sie den Unterschied zwischen mein und dein kennen, erfuhren wir oft beim Tauschhandel. Die wertlosesten Gegenstände, wie z. B. Muscheln, die man zu Hunderten am Strande findet, verkauften sie nicht, wenn sie ihnen nicht gehörten. Das no belongs me (gehört mir nicht) mußten wir oft genug von ihnen hören; zuweilen mögen sie es allerdings mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen haben, wenn ihnen nämlich ein Stück besonders teuer war und sie dasselbe nicht gern hergeben mochten. Auch dann hieß es: no belongs me, belongs Kanaka.

Daß die christlichen Missionare unter diesen dem Kannibalismus huldigenden und religiöse Vorstellungen fast ganz entbehrenden Menschen keine leichte Arbeit haben, versteht sich von selbst. Erst vor wenigen Jahren sind acht Südseemissio-

nare, geborne Fidschiinsulaner, bei einem Aufstand dem Kannibalismus zum Opfer gefallen. Aber auch abgesehen von dieser Gefahr ist das Leben in dieser Wildnis an Entbehrungen und Entsagungen so reich, daß ein wahrhaft christlicher Heldenmut dazu gehört, sich dieser schweren, aber durchaus notwendigen Arbeit zu unterziehen. Gegenwärtig sind unseres Wissens zwei weiße Missionare auf Neubritannien thätig, ein französischer Jesuit und ein Engländer von der Methodistenkirche. Letzterer hat eine kleine Gemeinde von etwa dreihundert Seelen um sich gesammelt, und neben und unter ihm sind mehrere braune Missionare von den Fidschiinseln thätig, die das Werk bei der Jugend beginnen und mit den Kindern den in die Landessprache übersetzten Katechismus treiben.

Deutsche Faktoreien sind an verschiedenen Plätzen auf der Insel begründet, unter dem Schutz des Deutschen Reiches steht die ganze Insel; hier wäre ein Gebiet vor anderen, wo deutsche Missionare das heilige Werk der Mission in der Kraft des Glaubens unter deutschem Schutze fördern könnten.

Die Geschichte der Congostaatgründung.

Das Wort „alles schon dagewesen" findet keine Anwendung auf die Geschichte der Gründung des neuen Congostaats. Diese steht in der That einzig in ihrer Art, ohne ein Nebenstück im Altertum oder der Neuzeit da, und schon aus diesem Grunde ist es vom höchsten Interesse, Henry M. Stanleys neues Reisewerk „Der Congo und die Gründung des Congostaats (Leipzig bei F. A. Brockhaus)" zu studieren. Als der kühne Mann vor sieben Jahren sich anschickte, den Congo von seiner Mündung an hinaufzufahren, befand er sich in einer ganz andern Lage als damals, wie er als Entdecker den Fluß abwärts fuhr. Da war er noch der Zeitungskorrespondent, welcher seinen Bericht zu erstatten hatte — jetzt aber erschien er als Gründer eines Staats, der Tausende von Quadratmeilen umfassen und Millionen Einwohner haben sollte. Diese Aufgabe war nicht im Handumdrehen zu erledigen, etwa wie die Flibustier und Konquistadoren vorgingen, sondern sie wurde gelöst mit allen Mitteln, die unsere überlegene Zivilisation dem weißen Manne zu Gebote stellte, auf dem Wege des Friedens, der Verträge, des Handels und der Überredung. Die Initiative zu dem großen Unternehmen ist dem Könige der Belgier zu danken, der unermüdlich im Interesse der Kultur und der Zivilisierung Afrikas neue und wieder neue Millionen vorstreckte und der schließlich sein Werk durch den Berliner Kongreß gekrönt sah, auf dem der neue Congostaat konstituiert und von den europäischen Mächten anerkannt wurde.

Alles, was in Europa, in Brüssel geschah, um die neue Staatengründung während zweier Jahre vorzubereiten, wird ausführlich von Stanley berichtet; er fährt dann fort: „Am 12. August 1877 traf ich nach der Durchquerung Afrikas, den größten afrikanischen Strom herabkommend, in Banana-Point (Congomündung) ein und am 14. August 1879 langte ich wieder an der Mündung an, um den Fluß hinaufzufahren, zivilisierte Niederlassungen an seinen Ufern anzulegen, die letzteren in friedlicher Weise zu erobern und zu unterwerfen und sie gemäß den modernen Ideen in nationale Staaten umzuwandeln, in deren Gebiet der europäische Kaufmann mit dem dunklen afrikanischen Händler Hand in Hand gehen, Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung herrschen, aber Mord, Gesetzlosigkeit und der grausame Sklavenhandel für immer aufhören sollen." Stanley landete damals mit einer Anzahl schwarzer Sansibariten und nur von einem Weißen unterstützt — und jetzt schon sind gegen zweihundert weiße Beamte in den verschiedenen Congostationen angestellt und Tausende von Schwarzen in den Dienst derselben genommen.

Eigentümlich berührt es bei der Schöpfung dieses Staats, an dessen Spitze der König der Belgier als Souverän steht, daß dieselbe ganz und gar von einer einzigen Person abhing. Hätte ein böses Schicksal den Majordomus des Königs dahingerafft, so wäre zweifellos das Unternehmen zusammengebrochen. Stanley war von Anfang an ein und alles am Congo. Er berichtet von vielen weißen Gehilfen aus allen europäischen Ländern, die ihm zur Seite standen — aber keiner von allen war imstande ihn zu ersetzen. Oft genug wird uns in dem Werke erzählt, wie er die neu angelegten Stationen inspizierte, die nach wenigen Wochen schon in Verfall geraten waren, da seine Vertreter nicht die nötige Energie entwickelt hatten; die meisten Weißen waren wie zu einer Vergnügungstour an den Congo gekommen, statt zu einem Werke härtester Arbeit vorbereitet zu sein. Keiner von ihnen hatte das innere Interesse, wie Stanley, an der Sache, keiner seine Erfahrung, Ausdauer, Geduld und Kenntnis der Negernatur. Man kann sich den Schmerz des Mannes denken, als er, gezwungen einige Monate nach Europa zurückzukehren, selbst seine Hauptstation Vivi im verwahrlosten Zustande wiederfand. Die „Leute mit der hübschen äußeren Gestalt", welche Stanley nachgeschickt worden waren, erwiesen sich als unbrauchbar und er meint, er wäre lieber sein ganzes Leben lang Schuhputzer als Vormund solcher Geschöpfe. Aus allem dem ersieht man aber, daß auch noch im gegenwärtigen Stadium Stanley eine Notwendigkeit für das künftige Gedeihen des Congostaats ist und daß der thatkräftige Amerikaner dort noch lange nicht entbehrt werden kann.

Je tiefer man sich in Stanleys Werk hineinliest, desto höher steigt das Interesse, besonders da, wo er im tiefen Innern mit den Häuptlingen und dem wilden Volke am Congo zusammentrifft, denen er Begriffe von der Macht und Überlegenheit des weißen Mannes beizubringen weiß. Mit großer Schnelligkeit baut er Straßen, baut er schöne Häuser, läßt er eine Dampferflottille auf dem prachtvollen Strome schwimmen und seine Kruppschen Kanonen donnern. Sein eigener Enthusiasmus, seine Thatkraft entwickeln sich mehr und mehr, je tiefer er ins Innere vordringt, wo die Station von Leopoldville, Bolobo, Aruwimi und an den Stanleyfällen gegründet und uns Schilderungen vorgeführt werden, die an die besten in seinem berühmten ersten Reisewerke erinnern.

Die ersten Schritte, welche Stanley that, waren sehr schwierige. Nach langer Prüfung wurde Vivi am Norduser des untern Congo zur Hauptstation erwählt. Dort erhoben sich, herangeschleppt von einer Dampferflottille, Häuser, Magazine und Baracken. Der Wald wurde gerodet, Felsen wurden gesprengt und danach erhielt denn auch Stanley einen Namen von den Eingeborenen: Bula Matari, Felsenbrecher. Mit der größten Energie wurden entlang den Stromschnellen und Wasserfällen, welche die Schiffahrt des Congo hinderten, Straßen gebaut, die gut genug waren, den Transport schwerer Maschinen und Dampfer zu ermöglichen. So rückte man nach Stanley-Pool vor, der seeartigen Erweiterung des Congo, von dem aus die ungehinderte Schiffahrt auf dem Riesenstrome beginnt. Hier, wo Leopoldville gegründet wurde, lernen wir den Häuptling Ngaliema von Kintamo kennen, eine der interessantesten Figuren des Werkes, einen durchtriebenen Schurken, welcher Stanley viel Mühsal verursachte und ihm Waren ohne Ende abpreßte, der aber gewonnen werden mußte, sollte hier das Unternehmen nicht scheitern. Nun aber war das Spiel gewonnen und wie von Stanley-Pool an die Schiffahrt auf dem Congo eine bequeme und sichere war, so auch der fernere Verlauf der ganzen Arbeit. Wo vor wenigen Jahren auf der Thalfahrt Stanley von den Eingeborenen angefeindet worden war, da wurde er jetzt bewillkommt, selbst an der Mündung des großen Aruwimiflusses, wo man ihm eine „Seeschlacht" geliefert und geschworen hatte ihn aufzufressen.

Stanley vermag „seinen" Fluß nicht prächtig und großartig genug zu schildern. Er vergleicht ihn in Bezug auf Schönheit und Bedeutung mit allen Hauptströmen, erkennt aber dem Congo die Palme zu. Sicher ist er der wasserreichste unter allen Flüssen, versehen mit einem großartigen, weitverzweigten Systeme schiffbarer Nebengewässer, die nach Norden und Süden tief in das Innere Afrikas führen. Am mittleren Laufe wird nach Stanley sich einst ein großartiges Handels- und Plantagenleben entwickeln; selbst an eine Ackerbauentfaltung denkt der kühne Pionier der Kulturentwickelung Afrikas. Und was das Klima und seine Einwirkung auf Weiße betrifft, so denkt er, der vielerfahrene Afrikakundige, davon besser als gewisse Mitglieder des deutschen Reichstages, die ihre Weisheit vom afrikanischen Fieber nach politischen Gesichtspunkten zustutzen. „Das grausame, das mörderische Afrika!" ruft er aus. „Afrika ist für die Europäer gleichbedeutend mit Tod. Und deine thörichten, nicht weiter nachdenkenden Freunde in Europa sprechen dies wie ein Echo nach — nur weil ein Schwächling wie du dem kleinen Glase Kognak zur Mittagszeit nicht widerstehen konnte. Soll denn dieser ganze Erdteil die Strafe deiner Schimpfereien leiden?" Und nun zeigt Stanley wie mit geordneter Lebensweise sich auch in den „Fiebertropen" leben läßt, arbeiten läßt. Herr Gray lebt sechzehn Jahre, ohne einmal in Europa gewesen zu sein, „ein Bild der Gesundheit" am Congo. Im Congobecken herrsche um die Hälfte weniger Krankheit als z. B. in dem nordamerikanischen Staate Arkansas.

Binnen kurzem, sagt Stanley, wird die Zeit kommen, wo großartige faits accomplis bekannt werden. Er meint damit die Ausbeutung des Congobeckens, den Bau von Eisenbahnen, die Bildung großer Handelsgesellschaften mit riesiger Gewinnaussicht. Verlockendes, „ohne der Wahrheit nahe zu treten", zeigt uns Stanley genug. Ob alle Ersten auf dem neuen Gebiete den Gewinn einheimsen, wissen wir nicht. Großartig aber wird die Entwickelung in der Zukunft sein.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern auf S. 617 und 621.

„Ein Brustbild en face" wird die von uns auf S. 617 wiedergegebene Radierung im Kataloge der Werke Georg Friedrich Schmidts genannt. Goethe hat für das fremdländische „en face" häufig: „im Vollgesicht" gesagt. Ein trefflicher Ausdruck, den man allgemein gebrauchen sollte! In der That ein mächtiges Vollgesicht kehrt uns der alte Krieger im Harnisch zu, dabei ein so haarichtes, daß man fast meinen sollte, die Pelzmütze mit der kleinen Feder gehöre zu dem struppigen Haupthaar. Kurz: ein „haariger Kerl", wie Bruder Studio sich ausdrücken würde. Unweit dem Ohre hat der treffliche Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts sein „Schmidt fec." bescheiden eingetragen. Ein anderesmal erzählen wir mehr von ihm, bringen auch wohl sein Bildnis und noch die eine oder andere Probe seiner reichhaltigen Kunst.

Daneben versetzt uns Lübens durstiger Weidmann (S. 621) ganz in die Gegenwart. Er stärkt sich für die harte Arbeit, die seiner draußen im Walde wartet, durch einen langen und tiefen Trunk. Wohl bekomm's ihm!

Haus- und landwirtschaftliche Umschau.

Unsere Hausfrauen frohlocken: Die glücklichste Zeit des Jahres, die Zeit der jungen Gemüse, und der Frühfrüchte naht, und damit hat die unleidliche Sorge um den täglichen Küchenzettel ihr Ende erreicht. Aber von dem Garten bis auf den Speisetisch ist noch ein weiter Weg — weit genug für manche kleine Sorge, manche kleine Freude. Ich weiß nicht recht, ob ich das „Bohnenschnipseln" zu ersterer oder letzterer Kategorie rechnen soll, jedenfalls wird es unseren Leserinnen aber nicht unlieb sein zu hören, daß jetzt endlich eine anscheinend vortreffliche Bohnenschneidemaschine (Preis 10 M.) erfunden ist, die unter dem stolzen Titel Hammonia figuriert und in der That die bisherigen Konstruktionen weit übertrifft. Unsere Skizze zeigt die Rückseite der kleinen, sehr dauerhaft gearbeiteten Maschine, die stündlich circa hundert Liter Bohnen zwischen den drei in die rotierende Scheibe eingestellten Messern zerschneiden kann. Als besonderer Vorzug der Konstruktion müssen wir die Beigabe einer Tülle für große, einer anderen für kleinere Bohnensorten erwähnen, ebenso ist hervorzuheben, daß die Maschine sich sehr leicht auseinandernehmen und reinigen läßt. Eine andere durch ihre Einfachheit ungemein empfehlenswerte Neuheit ist die nebenstehend abgebildete Frucht- und Gemüsepresse (Preis 3 Mark), die, mit einem Sieb vereinigt, in ihrer Handlichkeit und Sauberkeit sich schnell Freundinnen erwerben wird. Ich habe die kleine Presse ganz besonders bei der Bereitung von Kartoffelpuree bewährt gefunden, weil das Sieb die Kartoffeln von allen Augen und kleinen Hautteilen befreit, die der Aufmerksamkeit der Köchin entgangen sein mochten. Die beiden Novitäten sind aus den Geschäften von Raddatz, Berlin, Leipzigerstraße 101 oder Angstin, Berlin, Potsdamerstraße 1 zu beziehen. Im letzteren Magazin sah ich außerdem noch eine Neuheit, die allen Blumenzüchtern willkommen sein wird: Blumenpfähle nämlich, die, aus Blech oder Holz konstruiert, sich fast um ihre ganze Länge verlängern lassen und zugleich, da sie hohl sind, den Regen an die Pflanzenwurzel befördern. Die Preise variieren nach der Größe, ein sehr gangbarer Stab, der sich bis auf 1,25 Meter verlängern läßt, kostet z. B. 1,25 Mark.

H. H.

Bohnenschneidemaschine.

Fruchtpresse.

Blumenpfahl.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Arnell.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Viersilbige Scharade.

Die ersten beiden braucht man oft im Satze,
Wenn eine Widerlegung ist am Platze.
Die andern beiden sind zu vielem nütze,
Für alle sind sie wohl die beste Stütze.
Das Ganze ist ein Zerrbild von den andern,
O möcht's auf Nimmerwiedersehen wandern!

B.

2. Für Lateiner.

1.
Pater mea in silvam, lupus est filium tuum.

2.
Nemo peccat, qui patrem suum mactat.
(Richtiges, fehlerfreies Latein.)

Bilderrätsel.

3.

Das Datum einer denkwürdigen Schlacht in der preußischen Geschichte läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Die Quersumme der Jahreszahl dividiert man durch das Datum, an welchem die Schlacht geliefert wurde, und es ergibt sich dann der Monat im Jahr.

M. H.

4. Buchstabenrätsel.

Suche in der Feldherrn Zahl
Mich mit e als General.
Doch steh' ich mit u vor Dir,
Nenn ich Dir ein edles Tier.
Aus dem alten Testament
Jedermann mit a mich kennt.
Werd' ich Dir mit o genannt,
Bin ich Dir aus Rom bekannt.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 38.

1. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen:

C hat angesetzt:

und

2.

Leda, Daja, Jade, Degen, Genfer, Ferro, Roger, Gerber, Bertha, Thale.

Bilderrätsel: Eine Bedeutung.

3. Zweisilbige Scharade.

Jungfrau.

Inhalt: Souverän. Schluß. Roman von A. v. d. Elbe. — Im Leipziger Rosenthal vor 100 Jahren. Von B. Stübel. Zu dem Bilde von Roßmäsler. — Die Spritzfahrt nach Kleve. Eine heitere Erinnerung aus der Fähnrichszeit von Ferschke. — Ein Vogelschießen in einer Irrenanstalt. Von E. Keßler. — Seehase und Hummer. Zu dem Bilde von G. Mützel. — Aus der Südsee. Von Aly, Marinepfarrer an Bord S. M. S. „Elisabeth". — Die Geschichte der Congostaatgründung. — Am Familientisch: Zu den Bildern: Alter Krieger von G. F. Schmidt und Eine Herzstärkung von A. Lüben. — Haus- und landwirtschaftliche Umschau. Mit drei Illustrationen. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das **dritte** Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, **besonders die Postabonnenten**, die Bestellung auf das **vierte** Quartal (Juli bis September 1885) **sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Juli 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 40.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

1. Ein Witwensitz.

Rauh und trotzig gleich dem Volke, das es bewohnt, trägt das Land der tausend Seen, wie der Finnländer in gerechtem Stolze seine Heimat nennt, einen ernsten, herben Charakter zur Schau. Wild durcheinander geworfene Granitblöcke und riesige Felsen scheinen den einzigen Reichtum des Landes auszumachen, das mit acht Monaten der Erstarrung einen unvergleichlich schönen Sommer, der wie ein einziger, farbenglühender Tag dahinschwindet, erkaufen muß. Wie leuchten und prangen dann die blauen Seen, wie duften die weißen Birken, wie jubeln und klagen die Nachtigallen! Fast noch schöner ist der Herbst mit seiner bunten Blätterpracht, die sich wirkungsvoll von dem dunkeln Grün der Tannenwälder, dem einförmigen Grau der Felsen abhebt.

Vertieft in diesen ihnen noch fremden Anblick saßen zwei Damen auf der Terrasse eines einfachen Landhauses, das an einem der schönsten der sich vielfach windenden Landseen lag, und ließen ihre Blicke über denselben schweifen, in dem sich das bunte Bild zu ihren Füßen widerspiegelte.

„Mama“, rief die jüngere der beiden Damen, die sich dort des herrlichen Morgens erfreuten, etwas ungeduldig den langwehenden Trauerschleier zurückschlagend, „warum hast du mich nicht schon früher hierher nach Mustamäkki geführt? Es ist ja wunderschön.“

„Es freut mich, daß es dir zusagt, liebe Sigrit, denn du wirst es dir hier wohl oder übel gefallen lassen müssen.“

„Weshalb, Mama, kehren wir nicht nach Stockholm zurück?“ Ein Blick unendlicher Zärtlichkeit ruhte verstohlen auf dem frischen Antlitz des jungen Mädchens, dessen strahlende schwarze Augen und blühende Farbe durch die tiefe Trauerkleidung noch mehr hervorgehoben wurden.

„Ja, es ist Zeit, Sigrit“, sagte die ältere Dame nach einer Pause, „daß du endlich über deine Zukunft aufgeklärt wirst. Ein schwerer Schicksalsschlag nahm dir fast gleichzeitig deinen guten Vater und deinen einzigen Bruder.“

„Liebe Mama, sprich nicht davon“, schluchzte das leicht bewegliche Mädchen, dessen Fröhlichkeit dem tiefsten Schmerz gewichen war.

„Nein, du mußt alles wissen, allem drohenden Unheil fest ins Auge blicken können“, versetzte die Freifrau von Nordenfels, obgleich auch in ihrer Stimme der Kummer über den Verlust des Gatten und des schönen ritterlichen Sohnes nachzitterte, der wenig Monate nach dem Tode des Vaters durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde sein Leben eingebüßt hatte. Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann ruhiger fort: „Erik war der Majoratsherr, und hätte Gott ihn uns gelassen, so wäre in unseren äußeren Lebensverhältnissen keine Änderung eingetreten.“

„Und jetzt sind wir ganz arm?“ fragte Sigrit halb ängstlich. — „Nicht ganz, mein Kind! Mustamäkki, der Witwensitz unserer Familie, bleibt mir mit seinen Einkünften auf Lebenszeit, und ein kleines Kapital von 40 000 Mark war dir auf alle Fälle zugedacht, doch habe ich durch ein unerwartetes Ereignis viel davon verloren.“

„Liebe Mama, wir sind ja reich wie Könige“, sagte das junge Mädchen, „mach dir doch keine Sorgen! Hast du mich doch einfach erzogen und nie gelitten, daß Papa mich verwöhnte. Jetzt danke ich dir dafür.“

„Wir haben noch immer genug, um hier ohne Entbehrungen leben zu können, aber zu einem Aufenthalte in Stockholm in einer Weise, die unserm Range entspricht, würden unsere Mittel nicht reichen, auch in Helsingfors könnten wir kein Haus machen.“ — Sigrit küßte die Hand der Mutter, indem sie lächelnd sagte: „Ich werde hier ganz glücklich sein;

und an mich denkst du doch nur bei einem Leben in der Stadt. Wie werde ich hier malen, zeichnen, umherstreifen können!"

„Ich fürchte nur, die Einsamkeit wird dir manchmal drückend werden."

„Habe ich denn nicht dich, meine gute Mutter?" versetzte Sigrit mit innigem Blick.

„Die Gesellschaft einer älteren, vom Schicksal hart geprüften Frau ist zu einseitig für ein junges, heiteres Wesen, dem das Leben sich erst öffnet", entgegnete die Freifrau mit einem leisen Anflug von Bitterkeit; sie grollte fast Sigrit, daß der Kummer um den Tod des Bruders, den sie seiner beständigen Abwesenheit wegen kaum gekannt, ihr die Freude am Leben gelassen. Den Vater freilich hatte sie innig geliebt, war sie doch der Sonnenschein seines Alters gewesen. Aber seine letzten Lebensjahre waren eine Kette von Schmerz und Krankheit, so hatte ihr die lange herbeigesehnte Erlösung den friedlichen Eindruck eines sanften Zuruhegehens gemacht. Beide Frauen trauerten um den Greis, der auch zu seiner um vieles jüngeren Frau in einem fast väterlichen Verhältnis gestanden, herzlich, aber nicht verzweifelt.

Eine um so tiefere Lücke hatte Eriks plötzlicher Tod in das Leben der Freifrau gerissen, die ihren prächtigen Sohn abgöttisch liebte, trotz mancher großer und kleiner Kümmernisse, die sein Leichtsinn ihr bereitet hatte. Sie ward aus den Vorbereitungen, zu ihm überzusiedeln, an sein Totenbett abberufen und eilte aus Stockholm nach Finnlands Hauptstadt, Sigrit unter der Obhut einer alten Freundin zurücklassend. Erik bat seine Mutter mit dem letzten Lebensatem, eine Schuld, die er in Hinblick auf seine Stellung als Erbe eines so bedeutenden Vermögens eingegangen, abzutragen. Die Freifrau zögerte natürlich keinen Augenblick, ihres teuren Sohnes Andenken durch das Opfer des halben Vermögens, das Sigrit zugedacht war, fleckenlos zu bewahren.

Die Lehnsvettern des verstorbenen Freiherrn, die ihm durch langjährige Abwesenheit entfremdet waren und seine schwedische Gemahlin kaum kannten, verfuhren mit aller Höflichkeit gegen die Witwe, ohne jedoch im geringsten ihre eigenen Interessen zu vernachlässigen. Eine gewisse harte und pflichtgemäße Gerechtigkeit in Geldangelegenheiten charakterisiert ja eigentlich den Finnländer, nicht nur das Volk, sondern auch die höheren Stände ohne Unterschied der Nationalität. Die trauernde Mutter, die ihren Hausstand in Stockholm schon aufgelöst hatte, um zu ihrem Sohne nach Finnland zu ziehen, sah sich nun genötigt, das kleine Gut Mustamäkki in der Nähe des unbedeutenden Städtchens H. zu beziehen. Sobald sie ihre Geschäfte einigermaßen überblicken konnte, ließ sie ihre Tochter in Begleitung einer alten, treuen Magd nachkommen.

Als Sigrit gestern am späten Abend eingetroffen war, hatte sie am Herzen ihrer Mutter den alten und den neuen Kummer ausgeweint; heute morgen fand sie den bewundernden Blick für die eigenartige Schönheit des ihr noch fremden Vaterlandes und freute sich mit der kindlichen Unbefangenheit ihrer siebzehn Jahre des neuen Aufenthaltes.

„Hier hat dein Vater seine Kindheit und Jugend verlebt", nahm die Freifrau nach langem Schweigen die Unterhaltung wieder auf.

„Mich wundert, daß Papa niemals von diesem reizenden Gute sprach, er liebte Finnland so sehr und führte uns dennoch nie hierher." Die Freifrau seufzte leise.

„Weißt du den Grund, Mama?"

„Eine schmerzliche Erinnerung hing für deinen teuren Vater an diesem Ort, sie trieb ihn in die Fremde, wo er sich nie heimisch fühlte."

„Ja, Papa war ein echter Finnländer", sagte Sigrit stolz, „er sprach es oftmals aus, daß auch ich eine wahre Tochter seiner schönen Heimat sei."

„Finnischer Trotz und Eigensinn haben ihn trotzdem unglücklich gemacht."

„Mama", kam es vorwurfsvoll von Sigrits Lippen.

„Du mißverstehst mich, Kind, nicht seine Schuld war's, andere haben ihn durch diese Eigenschaften unglücklich und elend gemacht. Hüte dich vor diesem rechthaberischen Festhalten am eigenen Willen. Du hast nur zu sehr die Anlage dazu, in Edlas Fußtapfen zu treten."

„Edla, wer war Edla?"

„Papas einzige Schwester."

„Ich hörte ja nie von ihr! Erzähle mir, bitte, von Tante Edla, liebe Mama, lebt sie noch?"

„Sie lebt noch, aber ich wünschte nicht, daß du sie kennen lernst. Um einer möglichen Begegnung mit ihr auszuweichen, haben wir dich nie hierhergeführt."

„Sie lebt also hier?"

„In H. Doch genug, Sigrit. Ich erzähle dir Edla Nordenfels' Geschichte vielleicht später einmal, sie ist in mancher Beziehung lehrreich. Doch jetzt laß die Vergangenheit ruhen, wir haben genug an dem Kummer der Gegenwart und an der Sorge für die Zukunft."

2. Die Nachbarn.

Ein einfacher, offener Wagen führte einige Tage später die beiden Damen, die wir im vorigen Kapitel kennen gelernt, im schnellen Trabe durch den rauschenden Wald.

„Wohin fahren wir zuerst? Erzähle mir doch etwas von unseren Nachbarn, Mama", sagte das junge Mädchen, als sie neben ihrer Mutter Platz genommen hatte.

„Nach Mattila, auf ein Nachbargut. Ich hatte schon im Anfang meines Aufenthalts Gelegenheit, die Güte des alten Obersten Lindensted in Anspruch zu nehmen, da er Land und Leute sehr genau kennt. Deshalb gilt mein erster Besuch natürlich ihm und seiner Familie."

„Hat er Kinder?" forschte Sigrit, die wenig Vergnügen von dem Besuch zu erwarten schien.

„Er hat eine Großtochter in deinem Alter, ein anspruchsloses junges Mädchen, sehr häuslich von der Mutter erzogen."

Die Beschreibung hatte wenig Anziehendes für Sigrit, die daher auch ohne sonderliches Interesse zuhörte, als die Freifrau noch dies und jenes über die Familie mitteilte; nur die Bemerkung derselben, daß der alte Oberst ihren Vater als Knaben und jungen Mann gekannt habe, erregte ihre Aufmerksamkeit.

„Da werde ich mich wohl an den Obersten halten."

„Thue das, mein Kind", antwortete die Freifrau lächelnd, „du wirst aber viel Geduld haben müssen."

Sigrit betrachtete mit Verwunderung die kleinen Häuschen, die hier und dort einzeln lagen, aus Holz gebaut und blutrot angestrichen. Die Scheuern namentlich erregten ihre Aufmerksamkeit, da sie, auf einzelne Granitstücke gestützt, frei in der Luft zu schweben schienen; doch jetzt rollte das leichte Fuhrwerk durch eine sauber gehaltene Allee von hängenden Birken, ein riesig großer Hund umkreiste sie mit bösem Blick, indem er den Ankömmlingen seine scharfen Zähne zeigte.

„Willkommen, willkommen, Freifrau Nordenfels", rief ihnen der Oberst schon von weitem entgegen. Seiner ungebeugten Gestalt sah man die siebzig Jahre nicht an; ja, er schien gestählt aus dem langen, hartnäckigen Kampfe mit der rauhen Natur seines Landes hervorgegangen zu sein. Er half den Gästen aussteigen und klopfte Sigrit ganz väterlich auf die Schulter, ehe er sie seiner Frau, einer behäbigen Matrone, zuführte, die ihnen auf der Schwelle entgegentrat. Bald saßen die beiden Gäste in dem gemütlichen, großen Zimmer, dessen einfacher Einrichtung und weißgescheuertem Fußboden man sofort die Sorgfalt der alten Hausfrau ansah. Ein hochgewachsenes, blondes Mädchen machte sich, nachdem sie der Oberst als „meine Großtochter Swea" kurz und bündig vorgestellt hatte, eifrig mit der Bewirtung zu thun. Der dampfende Kaffee, der bei keinem Besuch fehlen darf, zeugte im Vereine mit dem selbstgebackenen Kuchen von ihrem Geschick.

Sigrit hatte sich zu dem alten Lindensted gesetzt und fragte ihn eifrig nach dem geliebten Vater aus. Die hellblauen Augen des Greises leuchteten, er strich die wenigen weißen Haare, die ihm geblieben, mit einer schnellen Gebärde zurück, drehte den eisgrauen Schnurrbart und begann dann in jener eintönigen Weise, die den Finnländern eigen, und die

Sigrit seltsam an den Vater erinnerte, ihr dies und jenes von ihm zu erzählen. „Er war ein prächtiger Mensch, der Junker Torsten, ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er mit der schönen Edla spazieren ritt.“

Ein scharfer Blick aus den dunkeln Augen der Baronin, die eben von der Oberstin ein bewährtes Rezept zum Backen von Knäckebrot erhielt, traf den Sprecher; erschreckt hielt er inne, er fühlte, daß dieser Punkt nicht berührt werden dürfe. Sigrit war dies nicht entgangen, sie fragte daher eifrig: „Wann war das, erzählen Sie doch!“ — „Das war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren, denke ich, mein Sohn, der Vater von der Swea dort, kam eben auf die landwirtschaftliche Schule. Es war ein ausgezeichnetes Jahr, ich hatte Weizen gesäet dort auf dem Felde oben am Walde, er stand ganz ausgezeichnet, es ist mir seitdem nie wieder so geglückt. Nein, es war aber doch nicht damals, richtig, man hatte mir meine beste Kuh gestohlen, die schwarze Orro, ich war gerade hinter den Dieben her, da begegne ich dem Junker Torsten, dort bei der Kirche über dem See, er sah ganz verstört aus. ‚Freiherr‘, sage ich, ‚Freiherr, haben Sie nicht einen Dieb mit einer schwarzen Kuh gesehen?‘

‚Ich suche auch einen Dieb‘, sagte er so recht grimmig. Meine Kuh aber habe ich nicht wiederbekommen, es that mir wirklich sehr leid um das schöne Tier.“

In dieser Weise ging die Unterhaltung noch eine geraume Zeit fort, ohne daß Edlas Name wieder ausgesprochen ward, oder die Erzählung irgend vorrückte.

„Wollen Sie sich unsern Garten vielleicht ansehen?“ unterbrach die blonde Swea endlich den Redestrom des Großvaters, dem Sigrit kaum noch die notwendigste Aufmerksamkeit schenkte. Erlöst sprang das junge Mädchen auf, fest entschlossen, sich nicht zu oft auf Unterhaltungen mit dem Nachbar einzulassen. Die beiden Mädchen traten hinaus in den herbstlich gefärbten Garten, in dem alte, prächtige Linden und Ahornbäume den Stolz des jetzigen Besitzers rechtfertigten, mit dem er einst einem reichen Nachbarn, der ihm seine Anlagen zeigte, hochmütig erwiderte: „Was ist denn deine Schönheit gegen meine?“ Ein Ausspruch, den man im ganzen Kirchspiel nacherzählte, um den Alten zu charakterisieren. Jedenfalls war dieser Stolz verzeihlich, denn in sanfter Neigung senkte sich ein großer, wohlgepflegter Garten zum See herab, und mächtige Baumriesen spiegelten ihr buntgefärbtes Laubwerk in der regungslosen Wasserfläche ab.

„O, wie schön!“ rief Sigrit entzückt. Swea zog das dolchartige Messer, Puko genannt, das jeder Finnländer und auch manche Dame stets an einem Ledergurt bei sich zu tragen pflegt, aus der ledernen Scheide, um einen Strauß aus späten Rosen und Astern zu schneiden. Die jungen Mädchen schlossen sich bald aneinander. Swea war durchaus nicht das einfache Aschenbrödel, das Sigrit vorgeschwebt. Sie kamen unter lebhaftem Geplauder, das von Sigrits ersten Eindrücken in Finnland ausging, zum Gestade des Sees, wo ein leichtes Boot schaukelte. „Können Sie rudern, Fräulein von Nordenfels?“

„Gewiß, mein Vater fand, daß jede echte Finnländerin das verstehen müsse.“

„Sie rechnen sich also zu uns?“

„O, von ganzem Herzen!“

„Lassen Sie uns ein wenig hinausfahren“, schlug Swea vor. Beide Mädchen bestiegen den leichten Nachen; mit gewandten Ruderschlägen flogen sie in die Mitte des Sees, wo Swea mit hellem Sopran eine jener ergreifenden Weisen anstimmte, in die das finnische Volk sein tiefstes Gefühl kleidet, das auch in der höchsten Freude noch den leisen Klang der Wehmut durchtönen läßt, selbst im Jubel des Augenblicks doch des kommenden Unglücks gedenkt, das sicherlich einst, dem traurigen Winter gleich, dem kurzen, herrlichen Sommer folgt. Sigrit überließ sich träumerisch dem Zauber ihrer Umgebung. Ihre Augen ruhten mit Künstlerbegeisterung auf den wechselnden Ufern, auf dem in schimmernde Farben gekleideten Wald und auf den hier und da zwischen den schlanken Tannen aufragenden Felsen, die ihre rötlichen oder grauen Häupter in das matte Blau des wolkenlosen Himmels tauchten und, rosig von der untergehenden Sonne angehaucht, in dem sanftrauschenden Wasser sich widerspiegelten. Gewiegt von Sweas Gesange, schrak sie zusammen, als plötzlich eine kraftvolle Männerstimme in die bekannte Melodie einfiel. Die Mädchen wandten sich um und erblickten einen jungen Mann, der sein kleines Boot allein ruderte.

„Verzeihen Sie, Fräulein Lindensted, wenn ich Sie erschreckte“, rief er mit höflichem Gruß hinüber.

„Es ist wohl Zeit zurückzukehren“, meinte Sigrit zu ihrer Begleiterin gewandt, „Mama wird sich um mich sorgen.“

Eilig ruderten die beiden heimwärts und standen, wirksam von der Strömung unterstützt, nach einer Viertelstunde wieder im Mattilaschen Garten. Man hatte sie wirklich schon erwartet, und Sigrit mußte sofort mit der Freifrau aufbrechen, nicht ohne mit Swea das Versprechen ausgetauscht zu haben, sich oft und viel sehen zu wollen.

3. Auf felsiger Höhe.

„Benutzt die letzten schönen Tage doch noch recht“, wandte sich die Freifrau an einem der folgenden Tage an die jungen Mädchen, denn Swea war auf Sigrits Bitten für den ganzen Tag gekommen, „um euch mit der Umgegend bekannt zu machen.“

Die blonde Finnländerin hatte mit mehr Eifer als gewöhnlich von einem schönen Aussichtspunkte gesprochen, den man in etwa einer Stunde erreichen könne.

„Komm mit uns, liebe Mama“, bat Sigrit. „Das geht leider nicht an, ich habe Geschäfte in der Stadt.“ Sie klingelte und befahl anspannen zu lassen und einen Frühstückskorb für die Fräulein fertig zu machen.

„Können deine Geschäfte in der Stadt nicht noch einen Tag warten?“ fragte Sigrit noch immer zögernd.

„Ich führe viel lieber mit nach Jerwikiwwi, wie Sie es ja wohl nennen, Fräulein Swea, als nach H.; ich muß mich aber durchaus mit einem Geschäftsführer in Verbindung setzen. Leider kenne ich die Sprache und Sitte des Landes nicht, sonst würde ich, wie Ihr Herr Großvater, meine Geschäfte selbst verwalten.“

„Großpapa hatte in letzter Zeit ein paarmal mit dem Rechtsanwalt Tallinen zu thun, dessen Geschick und Redlichkeit er sehr rühmt“, bemerkte das junge Mädchen.

„Ich höre das von allen Seiten, habe mich aber trotzdem entschlossen, den alten Schultz aufzufordern, und fahre eben nach H., um alles mit ihm abzumachen.“

„Thun Sie das doch nicht, gnädige Frau. Herr Schultz ist ein guter, alter Mann, aber bequem und wenig zuverlässig.“

„Ich habe meine Gründe, Fräulein Swea“, versetzte die Freifrau sehr gemessen. Die arme Swea errötete bei dem Gefühl, zu weit gegangen zu sein.

Sigrit ließ ihr jedoch keine Zeit zu peinlichen Entschuldigungen, indem sie eilig aufbrach.

Einer der landesüblichen, zweiräderigen Karren, Abochaise genannt, stand vor der Thür, denn die Freifrau brauchte ihre Equipage und ihren schwedischen Kutscher zur Fahrt in die Stadt. Ein kleiner Finne hielt die Zügel, die Swea mit kundiger Hand ergriff, sobald sie auf den hohen, unbequemen Sitz gestiegen waren, der Stalljunge saß hinter ihnen. So fuhren sie in den hellen, sonnigen Morgen hinein. Swea hatte nicht zu viel versprochen, als sie die Fahrt in Vorschlag brachte. Nach langem Steigen durch den Wald machte der Weg plötzlich eine Biegung, und eine unendliche Fernsicht lag zu ihren Füßen. Leichtfüßig sprang Sigrit zum äußersten Vorsprung des Felsens, auf dem ihr Fuhrwerk angehalten, und sah unter sich zu ihren Füßen einen gähnenden Abgrund. Der mächtige Granitblock hing über einem lieblichen kleinen Bergsee, in dessen Mitte hinein sich, sanft abgerundet, eine reizende Halbinsel erstreckte, nur durch eine schmale Landenge mit dem Hochwald schlanker Tannen zusammenhängend, auf deren Wipfel Sigrit von oben herabblickte. In duftiger Ferne streckte sich ein Hügel nach dem andern, mit buntschimmerndem Wald oder düsterm Nadelholz bedeckt, aus, dazwischen leuchtete das blaue Auge der Seen. Sigrit betrachtete das weite Bild mit trunkenem Blick; bald jedoch holte sie ihr Album heraus

und zeichnete emsig. Swea, die nicht müßig bleiben wollte, aber nur wenig Talent besaß, nahm entschlossen einen knorrigen Baumstamm in Angriff.

Eine Stunde verging im Fluge, während die jungen Mädchen kaum einige Worte austauschten; endlich sprang Sigrit auf: „Ich habe zu viel unternommen“, sprach sie bekümmert, „das Bild ist zu weit, ich hätte mich auf einen Teil beschränken sollen.“ Sie ging auf die Felsspitze. „Wie mag wohl unser Jerwikiwwi von unten aussehen! Kennst du einen Weg, Swea, der uns auf die kleine Halbinsel hinabführen könnte?“

„Nein, ich bin nie dort gewesen.“

„Nun, ich habe mehr Unternehmungsgeist, ich sehe da einen Pfad um diesen Felsvorsprung herum.

„Man kann da nicht herabsteigen“, rief Swea ängstlich, doch Sigrit war schon zehn Fuß tiefer, die Freundin folgte ihr und sah das kühne Mädchen eben auf einer Felsenkante stehen.

„Dein Weg ist zu Ende“, rief sie ihr zu.

„Noch nicht, der Weg hat noch eine Fortsetzung.“ Schnell entschlossen ergriff sie eine junge Tanne, die in den Klüften des grauen Granits einen spärlichen Boden gefunden, und ließ sich daran bis zu einer kleinen Felsplatte herabgleiten.

„O, Sigrit, was thust du, wie wirst du zurückkommen?“

Bald sah das unbesonnene Mädchen ein, daß sie nicht weiter herabsteigen könne, der Rückweg aber war ihr gleichfalls abgeschnitten, denn sie konnte den Tannenstamm, der ihr zum Niedersteigen gedient hatte, nicht mehr erreichen. Swea beugte sich nieder, aber sie berührte kaum die ausgestreckte Hand der Freundin; ein Heraufziehen war undenkbar.

„Geh, Swea, und ruf den Kutscher“, meinte Sigrit, die noch Mut zum Lachen hatte, obgleich ihr das Weinen viel näher war.

„Ist es dir nicht schrecklich, da so allein zu stehen, schwindelt es dir nicht?“

„Ich werde nicht in die Tiefe blicken, geh nur schnell!“

Die Minuten dünkten ihr endlos, schnell flogen alle Möglichkeiten an ihrem Geist vorüber. Der Knabe konnte ihr noch weniger helfen, als die große Swea, man müßte ihn wahrscheinlich ins nächste Gesinde schicken, um Hilfe zu holen. Bis dahin war sie gewiß schon längst herabgestürzt, denn sie konnte kaum ihre Lage ändern, ein Schwindel ergriff sie, wenn sie an ihre Unvorsichtigkeit und deren Folgen dachte.

„Arme Mutter“, seufzte sie, „ich bin ja alles, was ihr vom Leben bleibt. Es wäre zu traurig.“

Ihr kurzes Dasein flog an ihr vorüber, nie hatte sie so gefühlt, wie viel Schönes und Gutes ihr zuteil geworden, nie war ihr das Leben so lockend erschienen.

„Arme Mutter“, flüsterte sie wieder und wieder. Plötzlich hörte sie Schritte und Stimmen. „Bitte hierher, Herr Tallinen“, rief Swea von oben.

Sigrit wagte nicht aufzusehen, sie hatte sich dicht an den Felsen gedrängt. „Bitte Fräulein, halten Sie sich mehr nach rechts“, hörte sie eine kräftige Männerstimme herabrufen. Mechanisch gehorchte das zitternde Mädchen. Herr Tallinen schlug denselben Weg ein, den sie vor einer Viertelstunde gemacht. „Fräulein Swea, Indrick, haltet Euch bereit, ihr zu helfen“, rief er den Obenstehenden zu.

„Erlauben Sie, mein Fräulein“, leicht wie eine Feder fühlte sie sich emporgehoben, hilfreiche Hände streckten sich ihr entgegen; sie war gerettet. Die arme Tanne allein mußte für Sigrits Leichtsinn büßen, denn sie ward geknickt, als sie Herrn Tallinen zum Aufsteigen dienen mußte.

In wenigen Augenblicken war die kleine Gesellschaft oben auf der Felsplatte unter den goldig erglänzenden Birken versammelt, und Sigrit dankte errötend dem Helfer in der Not.

„O, ich bitte, das hat ja gar nichts zu sagen, es war ein glücklicher Zufall, daß ich den heutigen Feiertag zu einem Ausflug hierher benützte. Bitte, Fräulein Lindensted, wollen Sie mich vorstellen, da ich mir doch kaum das Vorrecht anmaßen darf, Sie Fräulein Sigrit zu nennen.“

Ein düsterer Schatten flog über sein offenes, männliches Gesicht bei Nennung des Namens.

„Tochter von Torsten Nordenfels?“ fragte er fast rauh.

„Sie kannten meinen Vater?“ erwiderte Sigrit verwundert.

„Ich kannte ihn nicht persönlich, habe jedoch viel von ihm gehört von Personen, die ihm einst nahe standen.“

„Diese Personen kannten ihn wohl, ehe er nach Schweden ging?“ sagte Sigrit, noch immer durch seinen schroffen Ton befremdet.

„Wie gefällt Ihnen Finnland?“ fragte er wieder freundlicher.

„Sie können sich nicht denken, wie entzückt ich von meiner Heimat bin.“

„Schweden ist doch wohl Ihr Geburtsland?“

„Papa war Finnländer, so rechne ich mich auch zu seinem Volke.“

Er sah lächelnd zu ihr herab; sie hatte so gar nichts vom finnländischen oder schwedischen Typus, heißes, südliches Blut schien unter der samtenen, braunen Haut bei jeder kleinsten Regung des Gemüts aufzusteigen; die kurzen, goldbraunen Locken flatterten frei um den kleinen Kopf. Welch ein Gegensatz zu Swea, die noch immer zu keinem Entschluß gekommen war, wie sie sich ohne Unhöflichkeit von dem jungen Rechtsanwalt verabschieden könnte, der eben ganz harmlos sagte: „Wissen Sie, daß ich schon einmal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen?“

„O, ich erinnere mich, am Sonntag Abend auf dem See.“

„Nun sagen Sie mir aber, bitte, warum Sie dort am Felsen herunterstiegen?“

„Ich wollte mir die kleine Halbinsel ansehen.“

„Konnten Sie denn unserer lieben Landsmännin keinen besseren Weg zeigen, Fräulein Lindensted?“ wandte sich der junge Mann jetzt an diese. „Wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, so werde ich Sie auf ganz sicherem Pfade hingeleiten.“

Swea wollte ablehnend antworten, ein unbestimmtes Etwas sagte ihr, daß der Freifrau dieses Zusammentreffen mit einem jungen Manne nicht recht sein mochte; sie gedachte ihrer Unterredung vor der Abfahrt und glaubte außerdem, daß Sigrits Mutter ein persönliches Vorurteil gegen Herrn Tallinen habe. Ehe sie jedoch einen Vorwand gefunden, hatte ihre Gefährtin den jungen Mann schon aufgefordert, ihr Frühstück zu teilen, ehe sie den weiten Spaziergang anträten. Swea eilte ihr zum Wagen nach, um ihr Vorstellungen zu machen.

„Du kannst doch kaum erwarten, daß ich so undankbar sein sollte, Herrn Tallinen einfach zu verabschieden, nachdem er mir eben das Leben gerettet“, erwiderte Sigrit mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Überlaß es deiner Mama, ihm eure Dankbarkeit zu beweisen.“

„Ich kann nicht unfreundlich gegen ihn sein.“

„Laß uns nach dem Frühstück fortfahren, gib den Spaziergang zur Halbinsel auf.“

„Ich will und will gehen!“

„Sei nicht wieder eigensinnig, du hast dich heute morgen schon einmal in Gefahr gebracht.“

„Welche Gefahr sollte mir denn diesmal drohen?“ fragte Sigrit etwas spöttisch.

„Ich denke, die Möglichkeit deiner Mama zu mißfallen und etwas Unpassendes zu thun, läge nahe genug.“

„Mama wird es sicher billigen, daß ich mich dankbar zeige.“

„Nun, du mußt selbst beurteilen, was du zu thun hast.“

Die frische, würzige Luft hatte den Appetit der jungen Leute, die auf weichem Moose lagerten, geschärft. Die Stimmung war aber dennoch keine sehr heitere, ein Unbehagen hatte die Freundinnen ergriffen; der Rechtsanwalt fühlte dies durch und hätte sich, wenn es ohne Unhöflichkeit möglich gewesen wäre, gern zurückgezogen, denn auch ihn hielt ein gemischtes Gefühl von der näheren Bekanntschaft zurück. Sigrit schien nicht geneigt, den Ausflug aufzugeben und schlug Sweas Argument, daß man sich verspäten könne, siegreich aus dem Felde: „Es ist jetzt zwei Uhr, vor dem Mittagsessen brauchen wir nicht in Mustamäkki zu sein.“ (Fortsetzung folgt.)

La mina de los Padres: .... „erhob ſich jetzt aber ein anderer Ton, ein gellender Angſtſchrei, der jenen Widerhall übertönte.“

La mina de los Padres.

Von Auguſt Niemann.

„Techita“, ſprach der alte Don Pablo ernſten Tones zu ſeiner Tochter, „es geſchieht dir und meinem ganzen Hauſe eine große Ehre. Don Joſé hat bei mir um deine Hand angehalten. Ich habe ſie ihm natürlich zugeſagt, du wirſt alſo Don Joſés Gattin werden.“ Techita ſchauderte, und ihre wunderbare Hautfarbe, der herrliche, lebensſprühende Bronzeton der mexikaniſchen Mädchen, erbleichte, während das Licht in ihren großen ſchwarzen unergründlichen Augen erloſch. „O, mein Vater“, ſagte ſie flehend, „ich habe ja ſo oft zu Santa Clara gebetet, daß ſie mich vor dieſer Heirat beſchützen möge. Ich kann Don Joſé nicht lieben, und ich möchte lieber ſterben als ſeine Frau werden.“ Don Pablo erhob die Hand, ein Blitz zuckte aus den finſtern Augen hervor, und das ſcharfe ſtrenge Geſicht nahm einen drohenden Ausdruck an. „Es iſt mein Wille“, ſprach er langſam und feierlich.

Techita ſchwieg. Sie war totenbleich. Sie kannte ihren Vater. Don Pablo war ein Mann von Eiſen, und er liebte das Gold. Techita kannte auch Don Joſé, und der Gedanke an ihn preßte ihr das Herz zuſammen. Don Joſé war einer der reichſten Männer im obern Thal des Rio Grande. Er war Advokat, er ſuchte wie der Geier der Felſengebirge ſeine Beute im Unglück, er war über fünfzig Jahre alt, er war bucklig, ſeine Schlauheit und Bosheit waren gefürchtet. Techita erhob ſich und trat unter dem niedrigen Dache des väterlichen Hauſes hervor. Sie blickte das Thal hinab, weſtwärts nach

untergange der Sonne. Die Hütten des Heimatdorfes standen auf der letzten Welle der Vorberge des Gebirges von Sangre de Christo, und seitwärts ragten blaugrau gleich riesigen Türmen die gewaltigen Piks des Gebirges von San Ildefonso empor. Nirgends auf der ganzen Erde mochte die untergehende Sonne einen größeren Reichtum bezaubernder Farbenharmonieen erzeugen als hier, und Techita liebte diesen entzückenden Anblick. Sie versenkte ihr trauerndes Herz in die glühenden und wechselvollen Lichter des Himmels und der Berge, und wie das Feuer allmählich in violette Tinten zerschmolz und die Felsenkastelle der riesigen Berggruppen sich dunkler färbten, seufzte sie tief, und Thränen perlten über die bräunlichen Wangen hinab.

Sie verließ ihren Platz auf dem Hügel und schritt in der Dunkelheit hinunter zu der Kirche. Nur wenige Kerzen brannten dort vor den Bildern der Heiligen, Zwielicht herrschte unter dem Gewölbe, und es war ganz still. Techita kniete vor der heiligen Clara nieder, deren buntes und vergoldetes Abbild schwach im Dunkel glänzte und bemühte sich, zu beten. Aber es kam kein Gebet auf ihre Lippen. Sie war hoffnungslos. Was sollte sie beten! Alles, was Santa Clara rühren konnte, hatte sie schon lange vorgebracht. Santa Clara hatte nicht darauf geachtet. Techita versank in Träumerei, halb war sie im Schlaf und halb im Wachen. Ihre Seele war wie gelähmt.

Da plötzlich tönte eine sanfte süße Stimme an ihr Ohr. War es die Heilige selber, welche sprach? „Techa!" rief es leise. Ein Rieseln lief ihr über die Haut und ihr Atem stockte. „Techa!" rief es leise von neuem. Da besann sich Techita und wandte sich um. Sie erkannte die Stimme. Er war es, es war Don Juan. „Techa", sagte er, indem er ihre Hand ergriff, mit flüsterndem Tone. „Ich muß dich sprechen, ich habe dir eine große Freude zu verkündigen."

Sie machte eine kleine Bewegung. Sie war erstaunt. Welche Freude konnte er ihr noch verkündigen? War denn diese Liebe zu dem armen Don Juan nicht ganz hoffnungslos?

„Meine Techa, höre zu", flüsterte er. „Der gute Gott hat Mitleid mit unserer Not. Ein großes Wunder ist geschehen, ich bin jetzt reich, tausendmal reicher als irgend ein Mann im Thale des Rio Grande. Durch Gottes Gnade habe ich den wunderbaren Schacht wieder entdeckt, der vor zweihundert Jahren dem Kloster gehörte und der seitdem verloren war, la mina de los Padres. Ich bin reich, reicher als man nur ausdenken kann."

Techita faltete die Hände, in die beseligende Freude ihres Herzens mischte sich ein banges Ahnen.

„O Juan", sagte sie, „denkst du nicht an den Fluch der Pueblos? Dem Gotte der Pueblos ist der Mann verfallen, der den Schacht wiederfindet. Denn die Pueblos haben ihn vor zweihundert Jahren verschüttet, aus Rache wegen der entsetzlichen Martern, die sie beim Bergbau von den Spaniern erlitten haben, und sie haben ihn mit ihrem Fluch versiegelt."

„Fürchte nicht, du Närrchen", antwortete Don Juan. „Unsere Götter sind wohl stärker als der Pueblo-Gott, wir sind gute Christen, und die heilige Clara wird den heidnischen Fluch abzuwenden wissen. Höre zu, wie es mir erging. In dem Winkel des alten Klosters, wo ich meine Schlafstatt habe, war die an den Berg gelehnte Mauer halb eingestürzt, und der gute Pater Pedro gab mir den Auftrag, die Mauer wieder herzurichten. Als ich nun mit der Hacke die losen Steine losbrach, um von Grund aus neu zu mauern, da rollte plötzlich eine weiche Masse hervor, und ich sah eine Matte, die zusammengebunden war. Ich löste den Knoten und fand im Innern ein Pergament: es war der Plan des Gebirges und der Gänge des Bergwerks, den die guten Väter vor zweihundert Jahren dort versteckt haben müssen, als die Pueblos mit Feuer und Schwert gegen ihre Unterdrücker wüteten und alle Spanier niedermachten. Auf dem Plane ist, obwohl er gelb und verwittert aussieht, deutlich zu erkennen, wo der Eingang der mina de los Padres ist, und ich werde diesen Eingang finden. Ist mir doch das Gebirge wohlbekannt, und oft muß ich die Ziegenherde des guten Paters Pedro über die unermeßlichen Schätze hinweggetrieben haben."

Mit bebendem Herzen hörte Techita die Erzählung. Sie war sehr glücklich, denn es konnte wohl kein Zweifel sein, daß ihr Vater ihre Hand lieber dem reichen Bergwerksbesitzer Don Juan als dem buckligen Advokaten geben würde. Was war Don José? Ein Reicher unter den Armen, ein Einäugiger unter den Blinden. Der Herr der mina de los Padres aber war König unter den Reichen. Doch es floß Puebloblut neben spanischem in Techitas Adern, und der Fluch der Pueblos lastete auf ihr. Und seltsam — der frohe Don Juan selbst ward von ihrer Angst mitbefallen. Auch in ihm war die Mischung beider Völkerstämme, des vernichteten Pueblostammes und der siegreichen Spanier. Der Fluch aus alter Zeit machte auch ihn stumm. Hand in Hand traten sie aus der Kirche hervor und blickten zum Nachthimmel auf.

„Santa Clara wird uns schützen", sagte Don Juan, erleichtert im Anblick der ruhigen Gestirne. „Falsche Götter können uns nichts anhaben."

„Santa Clara möge es geben!" flehte Techita.

Zu jener Zeit waren fremde Männer aus dem Norden gekommen, die Amerikanos, und hatten allerhand teuflische Dinge im Thal des Rio Grande verübt. Sie hatten durch die Felder der Einwohner hindurch rücksichtslos einen Riß gezogen und eine Eisenbahn erbaut. Mit der Eisenbahn war wüstes, wildes Volk gekommen, lauter schlimme Amerikanos, das Bowiemesser im Stiefel, den Revolver im Wollenhemd. Sie streiften auf und nieder durch die Berge und Thäler von Sangre de Christo und San Ildefonso, das Thal des Rio Grande hallte wieder von ihren Flüchen und vom Picken ihrer Hacken: sie hatten von la mina de los Padres, dem altberühmten, unermeßlich reichen, seit lange verloren gegangenen, alten spanischen Bergwerk gehört. Unter diesen Amerikanos war ein Mann, namens Dick Irving. Er war ein großer, starker Bursche, noch stierköpfiger, noch bullenbeißiger als alle seine Landsleute. Er hatte von einem alten Soldaten aus Pricas Kommando, der 1847 nach Santa Fé gekommen war, versichern hören, das berühmte Bergwerk müsse nahe dem Kloster im obern Rio Grandethale liegen, und er streifte mit seiner Hacke unablässig dort umher. Der alte Soldat hatte eine Schilderung von den Reichtümern gemacht, die dort versteckt lägen, welche Dick Irving nicht wieder vergessen konnte. Mit Feuerschrift stand jener Bericht in seiner Seele geschrieben, und sein Gehirn brannte bei der Vorstellung der unterirdischen Schätze. „Ich will das Bergwerk finden, oder ich will seinetwegen sterben", sagte er zu dem alten Soldaten, als er auszog, es zu suchen. Und dann legte er seine Hand an den Griff seines Revolvers und fügte hinzu: „Sollte irgend ein Mann früher dran sein als ich — so will ich ihn niederschießen."

Dick Irving war in einer grimmigen Wut. Jetzt hatte er schon zwei Monate lang sein Geld und seine Zeit verschwendet, indem er durch die Berge strich und nicht fand, was er suchte. Er glaubte es zu kennen, wie man Minen ausspäht, und in der That verstand er es. Nicht in wissenschaftlicher Art. Ein gelehrter Geologe war er nicht. Aber in der praktischen Art, in der Untersuchung von Steinbrocken auf Edelmetall war er den besten Männern gewachsen, den meisten überlegen. Aber hier in dem Thale des Rio Grande warf er Zeit und Geld weg. Und da war ein Ding, das ihn ganz besonders in Verwirrung setzte. Er fand eines Tages einen Brocken, der sein Blut in Fieber versetzte. Er schätzte, daß die Ader, aus welcher dies Stück gekommen war, in der Wäsche mindestens tausend Unzen am Tage liefern müsse. Aber wo war die Ader? Der Anfang des Fundes bildete zugleich dessen Ende. Weit und breit nichts als dies eine Stück. Wo war es hergekommen? Hatte der Teufel es dahin geschleudert, um ihn zu äffen? Er war weit entfernt davon, zu ahnen, daß einst Menschenhand es dorthin gelegt hatte, um die Habgierigen von der rechten Spur abzulenken.

Dick Irving war ingrimmig. Sein Ruf als Minengräber stand auf dem Spiel, nicht nur vor anderen Leuten,

auch vor seinem Selbstgefühl. Hier um ihn her, unter seinen Füßen mußten unermeßliche Schätze liegen, und er konnte sie nicht finden. So stand er eines Tages, auf die Hacke gelehnt, und starrte den Boden an. Es war an einer Stelle, die ihn unwillkürlich anzog und zu der er oft zurückkehrte. Die Felsen lagen hier so sonderbar. In einem engen Thale, das schwer zugänglich war wegen eines quer vorgeschobenen Steinwalls, lagen übereinander getürmt Felsmassen, die oben vom Berge herabgerollt zu sein schienen und verwittert und bewachsen waren. Er betrachtete die Felsen, stieß verächtlich mit der Hacke dagegen und wandte sich kopfschüttelnd zum Heimweg. Aber es ließ ihm keine Ruhe in seiner Hütte, und als am Abend der Mond erschien, machte er sich auf und trollte wieder jenem Orte zu, wo die Felsblöcke so seltsam getürmt lagen. Er ging langsam vor sich hin, halb in Verzweiflung, weil er einsah, er werde erfolglos aus der Gegend abziehen müssen, und kam in die Nähe des engen Thales, als er plötzlich einen Ton vernahm, der ihm das Blut stocken machte. Dieser Ton war der Schlag einer Hacke auf harten Stein, ein klingendes Picken. Dick Irving stand zwei Sekunden bewegungslos, dann stieg er leise und vorsichtig über den Steinwall, der das enge Thal versperrte. Er sah, was es war — ein anderer Mann war ihm zuvorgekommen. Das war la mina de los Padres. Bewundernd sah er auf die Muskelkraft jenes Mannes dort, vor dessen Hacke die Felsblöcke zur Seite stoben, so daß ein viereckiges schwarzes Loch, die wohlbekannte Schachtmündung im Berge sichtbar wurde. Dick Irving war eiskalt vor Wut und ruhig wie eine Windstille. Die Entfernung zwischen ihm und dem Fremden war dreißig Schritte; es war zu weit, er mußte näher hinan. Glücklicherweise hatte der andere, in die Arbeit vertieft, ihn nicht bemerkt; leise schlich Dick Irving herum und drückte sich im Schatten der Felsen auf einen andern Punkt. Dort stand er hinter einem großen Block und legte den Revolver auf zehn Schritte Entfernung an.

In diesem Augenblick hielt der Arbeitende inne und stützte sich in Ermüdung auf sein Werkzeug. Dick Irving sah des Mannes bräunliches Gesicht; ein glückseliges Lächeln lag auf den Zügen trotz der Ermattung, die aus seiner Haltung sprach.

„O Techita!“ klang es jetzt laut von des Mexikaners Lippen, „nun beginnt die glückliche Zeit unseres Lebens!“

Indem er aber sprach und den Gedanken seines Herzens überströmen ließ, krachte es scharf und kurz, und von einer Kugel durch das Herz getroffen, stürzte er vorwärts auf das Gesicht nieder. Durch das Thal hin, sich mit dem Echo des Schusses mischend, erhob sich jetzt aber ein anderer Ton, ein gellender Angstschrei, der jenen Widerhall übertönte. Es war ein so schrecklicher Ruf, daß Dick Irvings wetterharte Züge erblaßten und ein Stich bis zu seiner innersten Seele zuckte. Zitternd, zweifelnd, scheu blickte er um sich, was dieser Angstschrei zu bedeuten habe. Da kam leichten, schnellen Sprunges eine elastische Gestalt herauf, als ob sie flöge. Ein Mädchen erschien vor der schwarzen Höhle des halb geöffneten Schachtes und stand wie entseelt vor Schmerz zu häupten der Leiche. Der Mond beschien sie hell und klar, in ihrer ganzen prachtvollen Schönheit, doch sie erschien mit ihrem weißen Antlitz wie ein Geist vor dem Hölleneingang. Das rote Kopftuch war von dem blauschwarzen Haar herabgesunken, ihre schwarzen Augen blickten in namenlosem Entsetzen niederwärts, ihre Arme hingen leblos herab.

Dick Irving biß die Zähne zusammen. „Ein so schwieriges Geschäft, wie ich je in eines hineingetappt bin“, sprach er zu sich selber. Er zögerte, dann aber schob er bedächtig eine frische Patrone in die leere Kammer. „Sie muß sterben! Meine Schuld ist es nicht“, fuhr er fort. „Konnte sie nicht beizeiten sagen, daß sie ein Frauenzimmer wäre? — Schließlich sind es nur ein paar spanische Lumpe — und es ist doch ein Glück, daß ich gerade diese Nacht kommen mußte.“ — —

Als die goldene Sonne erschien und ihren himmlischen Glanz über das Thal des Rio Grande ausgoß, da schien sie am Eingange der mina de los Padres auf zwei Leichen. An Don Juan und Techita hatte sich der Fluch der Pueblos erfüllt.

Richard Böhm, der Afrikareisende.

Und wieder einer! so mußten wir ausrufen, als unlängst die Zeitungen das kurze Telegramm des Generalkonsuls Rohlfs aus Sansibar veröffentlichten, in welchem Richard Böhms früher Tod im fieberschwangern Afrika gemeldet wurde. Ja, eins nur unter vielen, vielen Opfern, die Afrika schon von den weißen Männern gefordert — aber, was für ein Mann! Ein edler, hochherziger Mann in der Blüte der Jahre, ein Mann, der die Höhen der Wissenschaft erklommen hatte und dessen Hingang ein großer Verlust für dieselbe ist, ein Mann, ausgezeichnet durch Charakterstärke, der es verstanden hatte, unter den schwierigsten Verhältnissen seine vom Unglück mit Zähigkeit verfolgte Expedition dennoch ihrem Ziele zuzuführen, ein Mann, dem die Entdeckerpalme winkte und der angelangt in bisher unbekannten Landschaften Afrikas hier vom tückischen Fieber dahingerafft wurde. Wohl sind die Ergebnisse und Reisen der Expedition, welcher Dr. Richard Böhm angehörte, nicht so in die Welt hinausgetragen und angestaunt worden, wie viele andere afrikanische Forschungsreisen: aber sie bestehen in ihrem Unglück und ihren Erfolgen dennoch neben jenen, sie sind ein Bild treuester deutscher Pflichterfüllung und verdienen es daher, hier kurz geschildert zu werden.

Als Sohn des Geh. Medizinalrats und Professors Ludwig Böhm wurde Richard Böhm am 1. Oktober 1854 zu Berlin geboren. Von frühester Kindheit an erfüllte ihn eine leidenschaftliche Liebe zur Natur, so daß diese Neigung bei ihm für seine künftigen Studien maßgebend wurde. Nachdem er 1874 in seiner Vaterstadt glänzend das Abiturientenexamen bestanden, begab er sich zunächst in die Schweiz, dann zu Häckel in Jena, der sein Lehrer in der Zoologie wurde, bei welchem er auch, nachdem er erst noch drei Semester auf der Berliner Universität zugebracht, seine Studien vollendete. Die zoologische Erforschung Afrikas war das schöne Ziel, welches der junge Gelehrte sich vorsteckte; Afrika, wohin er sich von frühester Kindheit gesehnt, der Magnet, welcher ihn anzog. Nur widerwillig und nach manchem vergeblichen Versuch, ihn auf andere Bahnen zu lenken, gab die treue Mutter hierzu ihre Erlaubnis, und nun begann ein doppelt eifriges Studieren. Böhm war nach jeder Richtung hin zum Afrikareisenden vorgebildet, als von der deutschen afrikanischen Gesellschaft, deren Vorsitzender damals Nachtigal war, an ihn die Aufforderung erging, sich der ostafrikanischen Expedition anzuschließen, die damals, auf besonderen Wunsch des Königs der Belgier, von Deutschland ausgesandt werden sollte. Mit rastloser Energie warf sich Dr. Böhm auf das Studium der Fauna und Flora Ostafrikas; er lernte arabisch und kisuaheli, die in Ostafrika maßgebenden Sprachen, dann schloß er sich den Gefährten an, um eine jener Expeditionen begleiten zu können, die von sich zu sagen vermag: das Unglück war mir treu bis zum Ende.

Es handelte sich um Anlegung einer Station zwischen der Ostküste und dem Tanganjikasee, von der aus das umgebende Land in jeder Beziehung näher erforscht werden und die zugleich anderen durchreisenden Forschern Unterstützung gewähren sollte. Mit der Leitung wurde der Hauptmann von Schöler beauftragt, welcher indessen bald nach seiner Ankunft in Afrika wieder umkehrte; die Naturwissenschaften vertrat Dr. Böhm, als Astronom ging Dr. Kaiser mit, und als Volontär hatte sich ein junger Industrieller aus Kaiserslautern, Paul Reichard, angeschlossen. Am 1. Mai 1880 trafen die Reisenden in Sansibar an der Ostküste ein, wo die Karawane organisiert wurde; doch erst am 27. Juli konnte die Reise von Bagamojo aus ins Innere angetreten werden. Gemeinschaftlich mit der deutschen reiste eine belgische Expedition unter Kapitän Ramaeckers, so daß die vereinigten Karawanen eine stattliche Macht bildeten, was bei dem kriegerischen Zustande des Innern von großer Wichtigkeit war.

Tabora, ein wichtiges Handelsemporium im Innern, war das nächste Ziel; doch bot der Weg dahin viele Schwierigkeiten. Bereits im Anfange erkrankten Böhm und Reichard an der Dysenterie, und selbst zu kriegerischen Aktionen kam es

Richard Böhm, geb. 1. Okt. 1854, † 27. März 1884.

im September, so daß erst nach zweieinhalbmonatlichem Marsche der Ort erreicht werden konnte. „Tabora", schreibt Böhm, „war uns allen das gelobte Land, wo es Ruhe, zu essen und zu trinken gab, nicht nur reines Wasser, sondern auch das beliebte Pombebier, dem auch wir Weißen gern zusprachen." Auf dem Marsche bis dorthin hatte die Expedition zwanzig Leute verloren, Träger waren vor Hunger und Entkräftung zusammengestürzt, und Böhm selbst sah aus „wie der richtige Strauchdieb, mit wüstem Bart, schmutzig, da es tagelang unmöglich war sich zu waschen." Die Menschen, die er unterwegs kennen lernte, konnten „mit ihrer Habsucht und Mordlust" seine Sympathie nicht gewinnen, viel lieber zog es ihn nach Busch und Baum und Gras, wo es von reizenden Vögeln wimmelte.

Im schönen Tabora, wo die Luft vom Aroma prachtvoller Blumen erfüllt ist und frische Wässer rauschen, konnte die Expedition sich erholen. Dort spielen arabische Händler die Herren, welche mit allem möglichen Komfort, inmitten der Schwarzen sich eingerichtet haben. Die Frühstücke bei denselben mundeten dem europäischen Gaumen; „das prächtigste Backwerk und Konfitüren, die auch bei uns Furore gemacht haben würden, gruppierten sich um das bekannte Hauptgericht, Reis mit Huhn." Doch damit der barbarische Kontrast nicht fehle, war das Haus, in dem man frühstückte, mit Menschenschädeln garniert.

Schnell gingen die schönen Tage von Tabora vorüber, und es hieß nun die Station gründen. Als Ort hierzu wurde Kakoma im Südosten von Tabora ausersehen, wo Hütten gebaut und Gärten angelegt wurden. Eine vollständige naturwissenschaftliche Erforschung der Umgegend verdanken wir Böhm, und gemeinschaftlich wurde dann der weiter südlich fließende Ugallastrom entdeckt, der zum Tanganjikasee fließt. Bald aber trat ein Ereignis ein, welches die Verlegung der Station nach Gonda zur Folge hatte; dort war der König von Ugonda gestorben und ihm folgte seine Schwester, Discha mit Namen, als Herrscherin. Diese nun lud die Deutschen zu sich, räumte ihnen Grund und Boden ein und nahm sie auf in ihren Rat, wo sie über Tod und Leben, Krieg und Frieden mit zu beschließen hatten. Während nun Reichard die Einrichtung der neuen Station übernahm, begaben sich Böhm und Kaiser auf eine Forschungsreise nach dem Westen.

Nur mit wenigen Bewaffneten und Trägern zogen sie am 21. September 1881 beim Beginn der Regenzeit ab. Bis dahin hatte kühle Witterung geherrscht, ja im Juni war einmal das Thermometer bis auf + 5° C. gefallen; jetzt aber erreichte die Temperatur + 38° und 40°. Es war eine schöne, wildreiche Savannenlandschaft, durch die man zog und auf der Löwen den Weg Böhms kreuzten. Beim Häuptlinge Liowa fand man gastliche Aufnahme; doch kaum dort angelangt, drohte ein Überfall des berühmten und in der neuen Geschichte Ostafrikas eine große Rolle spielenden Sultan Mirambo, vor dem Liowa mit seinen Gästen und Kriegern in seine „Wasserburg" im Ugallaflusse floh. Hier, auf schilfbestandenen, sumpfigen Inseln war man sicher, und damit die Freundschaft zwischen dem Weißen und dem Häuptling eine recht feste wurde, mußte Böhm mit ihm Blutsbrüderschaft schließen. Der Weiße und der Schwarze setzten sich einander gegenüber, kreuzweise wurden beiden Pfeilspitzen aufs Haupt gelegt; dann röstete man eine Hühnerleber, hielt eine feierliche Beschwörung und ritzte jeden von beiden in die Brust, bis Blut kam. Hierauf tauchte man die Leberstückchen in das Blut seines Gegenüber und aß dieselben. Über einen halben Monat dauerte der durch Mirambos Dazwischentreten verursachte Aufenthalt der Reisenden, dann konnten sie ungehindert weiterziehen, doch erst am 22. November kamen ihnen die Fluten des Tanganjikasees zu Gesicht. Endlich war auch Karema, die belgische, festungsartige Station am See erreicht, wo die Reisenden mit den Klängen einer Drehorgel freundlich empfangen und mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft von dem dort kommandierenden Kapitän Ramaeckers überschüttet wurden. Am Ende des Jahres waren Böhm und Kaiser wieder in Gonda, das unterdessen von Reichard vortrefflich eingerichtet worden war. Die Frucht dieser Reise war eine genaue Karte der Gegend zwischen Gonda und dem Tanganjika, außerdem eine reiche naturwissenschaftliche Ausbeute.

Im Frühjahr 1882 folgte eine neue Reise. Böhm und Reichard befuhren den Walafluß, der in den Ugalla mündet, und nahmen zum erstenmale eine Karte desselben auf. Dann aber ereignete sich ein trauriger Fall, der dazu führte, daß Dr. Böhm zu dem berüchtigten Mirambo in freundschaftliche Beziehungen trat. Im Juli 1882 traf ein Brief des englischen Missionars Copplestone bei Böhm ein, der ihn schleunigst nach Urambo (nördlich von Tabora) berief, weil dem dortigen Arzt Southon auf der Jagd der Arm zerschmettert worden war. Böhm eilte dorthin und nahm auch an einer zweiten Operation des Arms teil, doch war der Unglückliche nicht mehr zu retten. In Urambo aber befehligte Mirambo, der unsern Böhm nun freundlich begrüßte. Dieser „afrikanische Napoleon", wie Stanley ihn genannt hat, war ein fünfundvierzigjähriger Mann mit intelligentem Gesicht, der Böhm als „ganz jungen Menschen" väterlich aufnahm und mit ihm eine Friedenspfeife rauchte. Nach Böhm ist derselbe den Europäern durchaus freundlich gesinnt, ein anständiger Mann, der keinerlei Geschenke annahm, im Gegenteil nur gab und keineswegs den üblen Ruf verdiente, in den man ihn gebracht hatte.

Im Laufe des Jahres 1882 wurden neue Expeditionen nach dem Innern geplant, doch bevor diese ausgeführt werden konnten, traf Dr. Böhm ein harter Schlag. Am Ugallaflusse hatte er seine Jagdhütte, Weidmannsheil genannt, erbaut und diese ging am 16. August durch Unvorsichtigkeit der Diener in Flammen auf. Damit verbrannte die gesamte persönliche Ausrüstung des Reisenden, sein Material zum Sammeln, seine Tagebücher, seine herrlichen Aquarellskizzen — denn Böhm war ein vortrefflicher Maler — seine mühsam zusammengebrachten zoologischen Präparate. Das Unglück lastete schwer auf ihm — jahrelange mühselige Arbeit war vernichtet, aber dennoch verlor der Schwergeprüfte den Mut nicht und dachte nur daran, im Westen des Tanganjikasees neue Entdeckungen zu machen. Aber ehe diese geplante neue Reise zur Ausführung kommen konnte, traf die Expedition ein anderer schwerer Unglücksschlag. Dr. E. Kaiser war am 1. September 1882 von Gonda aufgebrochen, um den südöstlich von Tanganjika gelegenen Rikwasee zu erforschen, den man nur dem Namen nach kannte. Kaiser erreichte denselben gegen Mitte Oktober,

Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen, † 17. Juni in Karlsbad.

Gemalt von H. von Angeli.

erkrankte aber bald am Fieber und war am 19. Oktober eine Leiche. Seine Diener begruben ihn am Gestade des Sees und kehrten dann mit der Trauernachricht zu Dr. Böhm zurück.

Von vier Mitgliedern der Expedition, die am 1. Mai 1880 nach Afrika aufbrachen, standen nun bloß Reichard und Böhm noch da. Wie wird deren Schicksal sich entscheiden im schwarzen Erdteil, wo jeder und zu jeder Zeit darauf gefaßt sein muß schnell abberufen zu werden?

Dr. Böhm war nun der Führer der zusammengeschmolzenen Expedition. In Gonda war nicht mehr viel zu thun, ja ein längerer Aufenthalt daselbst wäre vom Übel gewesen. So entschloß er sich denn die Station aufzuheben und im Dezember 1882 nach dem bereits oben genannten Karema überzusiedeln. Am 10. Februar 1883 traf er mit Reichard daselbst ein und wurde von dem dort kommandierenden belgischen Leutnant Storms freundlich empfangen. Letzterem war die Unterstützung, welche ihm die stattliche Karawane der beiden Deutschen brachte, höchst willkommen, denn in der letzten Zeit hatte er viel unter der Feindseligkeit der Einwohner von Katakwa zu leiden gehabt, welche mehrere Kuriere ermordeten und so die Verbindung von Karema mit der Küste verhinderten. Es galt nun die Katakwaner zu züchtigen; ein Kriegszug wurde geplant, und ein kleines Heer zusammengezogen, zu dem Böhm und Reichard hundertzehn wohlbewaffnete Leute stellten. Am 24. März beim Morgengrauen erreichte man den feindlichen verpalissadierten Ort, dessen mit Flinten bewaffnete Bewohner zum äußersten Widerstand entschlossen waren. Böhm, dessen großer persönlicher Mut oft von seinen Reisegefährten bewundert wurde, stellte sich persönlich an die Spitze der Truppen und führte sie durch einen Graben dicht an die Verschanzungen der Feinde heran, um die Palissaden niederzureißen. Da trifft ihn ein Schuß ins rechte Bein und er stürzt blutend zusammen; aber auch so noch kommandiert er weiter, bis der feindliche Ort erstürmt ist. Zum Glücke war der Knochen nicht verletzt, aber das Bein war durch drei roh aus Eisen gehämmerte Kugeln arg zugerichtet; ganze Fleischstücken waren herausgerissen, und Böhm mußte nun einige Monate lang zu Karema auf dem Krankenbette liegen.

Kaum hergestellt bereitete Böhm alles zu der Reise im Westen des Tanganjikasees vor. Es sollte seine letzte sein! Ende Juni 1883 fuhr er über die weite im herrlichsten Azurblau erstrahlende Wasserfläche des ungeheuren Sees nach der Westküste hinüber, wo in Mpala die Belgier eine neue Station errichtet hatten. Während der Überfahrt herrschte auf dem See „eine wahrhaft sibirische Kälte". Böhm zitterte am Morgen förmlich; er klagte nie über afrikanische Hitze, wohl aber öfter über nächtliche Kälte. Der letzte Brief, den der kühne Reisende in die Heimat schrieb, vom 24. Juli 1883 datiert, meldet seine glückliche Ankunft in Mpala und schließt mit den Worten: „Ehe wir in die Urwaldungen des unbekannten Innern untertauchen, rufe ich euch allen ein herzliches Lebewohl zu!" Sein letztes.

Der Schauplatz der letzten Thaten der unglücklichen Expedition liegt im Westen des Tanganjikasees, in einem Gebiete, welches von Weißen noch nicht erforscht und nur aus den Erkundigungen Livingstones und Camerons oberflächlich bekannt war. Es ist die Landschaft, in welcher die großen Quellströme des mächtigen Congo fließen und zahlreiche Seen sich ausbreiten, spezieller der südliche Teil des Landes Urua.

Böhm und Reichard brachen am 1. September 1883 von Mpala nach Westen auf. Sie erreichten den Luapula, einen Quellstrom des Congo, welcher nördlich vom Merusee (Moero Okata) überschritten wurde, und befanden sich hier überall auf jungfräulichem Boden, der ihnen die Palme des Entdeckers darreichte. In dem Dorfe Kagowa am Likulwefluß wurde ein einmonatlicher Aufenthalt genommen und dann die Reise zu dem mächtigen Häuptling Msiri angetreten, der augenblicklich im Kampfe mit dem Waruahäuptling Katapena sich befand. (Alle diese Namen sind noch nicht auf den Karten eingetragen.) Auf dem Wege dorthin, wobei der bisher völlig unbekannte Upämbasee entdeckt wurde, hatte Dr. Böhm zwei äußerst heftige Fieberanfälle zu überwinden gehabt; doch erholte er sich wieder, so daß er mit Reichard gemeinsam sich dem Kriegszuge anschließen konnte, den Msiri gegen Katapena unternahm; denn auf diese Weise war es den Forschern, die sonst durch die kleinen schwarzen Tyrannen leicht am Vordringen gehindert wurden, möglich gemacht, ein großes Stück des Landes kennen zu lernen. Msiri, ein feiger und unentschlossener Häuptling, wagte es jedoch trotz seiner großen Macht nicht kräftige Schritte gegen seinen Feind zu thun, und so verloren die Reisenden viel kostbare Zeit und waren gezwungen, in einer ungesunden, fieberschwangeren Gegend auszuharren. Alle Versuche, die bei dem Tyrannen gemacht wurden, die Erlaubnis zum Besuch der Quellen der Flüsse Luálaba und Lufira zu erhalten, welche zum Congosysteme gehören, wurden abschläglich beschieden. So waren sie zu einer traurigen Unthätigkeit im Lager des mißtrauischen Msiri verdammt, eine Unthätigkeit, die mit ihrem Ärger, ihren Enttäuschungen und vielfachen durch die Laune des schwarzen Häuptlings hervorgerufenen Aufregungen die durch frühere Fieberanfälle geschwächte Gesundheit Böhms mehr und mehr untergrub. Am Abend des 16. März 1884 überfiel ihn abermals das tückische Fieber auf das entsetzlichste; treu, mit aller Aufopferung, deren ein echter Freund fähig ist, pflegte Reichard seinen Genossen; einmal schien Besserung eintreten zu wollen. Doch machte Böhm sich keine falschen Hoffnungen. Wie ein Held sah er dem Tod ins Auge, dem Tod durchs Fieber, der auf dem Boden des schwarzen Erdteils schon so manchen Wackern dahingerafft hat. Am 27. März gegen zwölf Uhr verschied der tüchtige Forscher, noch ehe er sein dreißigstes Lebensjahr vollendet hatte. Der überlebende, nun ganz allein dastehende Genosse drückte dem teuren Freunde die Augen zu und begrub ihn unter einem schönen Baum. Dort ruht er nun, in der Region, die seinen großen Vorgänger Livingstone elf Jahre früher dahinraffte, drei Tagereisen südlich von dem von ihm entdeckten Upämbasee.

Mit Richard Böhm ist einer der tüchtigsten und edelsten Afrikaforscher der Neuzeit frühzeitig ins Grab gesunken. Nicht wie Hunderte von Abenteurern oder waghalsigen jagd- und reisedurstigen Leuten zog er hinaus; ihn beseelte nur die reine, begeisterte Liebe zur Wissenschaft. Er war ein trefflich vorbereiteter Forscher, ein tüchtiger Gelehrter, der schon schönes geleistet und von dem noch großes zu hoffen stand, wie dieses einmütig alle diejenigen bezeugen, welche ihm nahe standen. So schreibt sein Lehrer Ernst Häckel in Jena an die trauernde Mutter: „So lange Ihr lieber Sohn als treuer Schüler bei mir weilte und arbeitete, hatte ich an seinem ausgezeichneten Talente, seinem reinen Charakter, seiner begeisterten Hingabe an die Wissenschaft die größte Freude." Der Ornitholog Schalow, der ihm innig befreundet war, rühmt in einem Nachrufe Böhms scharfen Blick für die Eigenarten des Tierlebens, seine warme Liebe für die umgebende Natur. Seine Schilderungen des afrikanischen Vogellebens in ornithologischen Zeitschriften legen Zeugnis ab von seinen reichen Kenntnissen wie von seiner glänzenden Darstellungsgabe. Der verstorbene Alfred Brehm hat sich oft zum begeisterten Lobredner Böhms erhoben. Und dieses alles war getragen von einem edlen, fleckenlosen Charakter. Nie ist, so sagen alle die ihn kannten, ein unwahres Wort über Böhms Lippen gekommen und seine Offenherzigkeit wirkte „oft geradezu verblüffend". Auch dieser Deutsche, der im südlichen Urua, so recht im Herzen Afrikas, begraben liegt, reiht sich würdig an unsern großen Landsleuten, die der schwarze Erdteil verschlang: Vogel, Overweg, von Beurmann, Nachtigal, von der Decken und den vielen anderen!

Richard Andree.

Von den Samoa-Inseln.

Nach Briefen und Photographieen v. G. v. Brauchitsch. (März 1883.)

In der Hoffnung, durch vollständigen Klimawechsel und möglichst langes Verweilen in Seeluft Genesung von einer hartnäckigen Lungenkrankheit zu gewinnen, hatte ich mich im Juli 1882 auf einem auch für kranke Passagiere vortrefflich

eingerichteten englischen Segler in London nach Melbourne eingeschifft. Den durchaus günstigen Erfolg dieser Reise von hundertundvier Tagen hatte dann leider die unerträglich trockene Hitze während meiner Anwesenheit in Melbourne und ein mich später während eines von Sydney aus unternommenen Ausflugs in die „blauen Berge" überraschender Witterungsumschlag wieder so weit gestört, daß ich mich hatte entschließen müssen, abermals in See zu gehen, um einen für dauernden Aufenthalt geeigneten Zufluchtsort in den Tropen zu suchen.

Ich wählte die Samoa-Inseln, deren auf der Insel Upolu (14° S. B., 172° w. L. v. Gr.) gelegener Hauptort Apia der Sitz des deutschen Generalkonsulats und ein Hauptstapelplatz des deutschen Handels in der Südsee ist. Die Segelfahrt dorthin von Sydney ist unter günstigen Umständen in etwa zwanzig Tagen zu vollenden. Widerwärtiges Wetter mit Sturm und endlosem Regen verzögerte indes die Fahrt des deutschen Schoners, der mich an Bord hatte, um fast die doppelte Zeit. Endlich erreichte am sechsunddreißigsten Reisetage die allgemeine Ungeduld ihren Gipfel, als wir am 3. März 1883 nachmittags die Insel Upolu von Norden her in Sicht bekamen. Es war jedoch zu spät am Tage, um noch den Hafen erreichen zu können. Am nächsten Morgen wurden wohl einzelne weiße Häuser von Apia auf Augenblicke sichtbar, aber Nebel, Wolken und Regen machten die Orientierung sehr schwierig, und die auf eine halbe Meile die Insel umpanzernden Korallenriffe hielten uns in respektvoller Entfernung. Als wir uns schon mit dem Gedanken vertraut machten, noch einen Tag dem ersehnten Ziele fern bleiben zu müssen, zerriß plötzlich gegen zwei Uhr der neidische Wolkenschleier und ließ uns den als einzigen Richtpunkt dienenden, kleinen, hellen Kirchturm der französischen Missionskirche deutlich ins Auge fassen. Sofort wurde Kurs auf diesen genommen; eine halbe Stunde später wurde die Annäherung eines kleinen Bootes mit der Lotsenflagge bemerkbar; wieder nach einer Weile stieg der Lotse, ein Deutscher, an Bord, und unter dessen sicherer Führung steuerte die Venezuela nun hinein in den Hafen von Apia und warf noch einige hundert Meter vom Lande ihre Anker. Fünf hier ankernde Fahrzeuge begrüßten uns mit deutscher Flagge, Zeugnis gebend von dem in Samoa den aller anderen Nationen weit überragenden deutschen Handel.

Jetzt war mir auch ein ruhiger, bewundernder Blick in die neue vor mir liegende Welt zu thun vergönnt.

In der Front der halbkreisförmig sich bis zu vierhundert Meter Breite erweiternden Bai liegen dicht an der Küste die wenigen größeren, den Schweizerhäusern ähnlichen, europäischen Wohngebäude; unter ihnen das deutsche Hospital und Konsulat. Ein einziger Garten von Palmen, Orangen, Bananen und Brotfruchtbäumen scheint sie zu umgeben. Die beiden Seiten der Bai bilden niedrige Landzungen, auf welchen unter dem Schatten der dicht stehenden Kokospalmen die Hütten der Eingebornen erkennbar sind. Der flache Küstenstreifen ist nur schmal. Etwa dreihundert Meter jenseits der die Stadt Apia bildenden Häuserreihe steigt das Land schon an und erhebt sich bis zu dem etwa vierhundertfünfzig Meter hohen Mount Apia, der wie die ganze Insel, soweit das Auge reicht, bedeckt ist mit üppig grünender tropischer Vegetation, die von der Urkraft des Bodens und dem herrlichen, befruchtenden Klima erzählt.

Nach dieser verheißungsvollen Rundschau ließ ich mich an Land rudern und quartierte mich für die nächste Zeit bis zu meiner Übersiedelung auf eine Plantage in dem hübschen „Hotel International" am Strande ein.

Was ich in der Folgezeit an Beobachtungen über das Klima machen konnte und nach einem nun einjährigen Aufenthalte hier im Einklang mit andern Europäern bestätigen kann, ergibt, daß in dieser Beziehung auf den Samoainseln wirklich gut sein ist. Ich habe nirgends eine solche Gleichmäßigkeit der Temperatur gefunden wie hier. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht ist sehr gering. Das Thermometer weist im Sommer stets zwischen 21—25° R., im Winter 17—21° R. Auch bei anhaltendem Regen bleibt es warm; in der Sonne wird es nicht drückend heiß, weil der regelmäßig von Vormittag zehn Uhr bis Nachmittag vier Uhr von der See her wehende NO. Passatwind der Segen des Samoaner Klimas wird und die weiche Tropenluft, welche sonst für den daran nicht gewöhnten Europäer erschlaffend auf Nerven und Magen wirken würde, stärkend durchhaucht. Leberkrankheiten wie tropische Fieber sind darum nur seltene Feinde. Für einen Kranken wie ich sind allein der abendliche Landwind, Nachtluft und dabei stark aufsteigende Nebeldünste zu fürchtende klimatische Momente, so günstig sie auch sonst für Erfrischung der Atmosphäre wirken. Die Regenmonate Januar bis März sind durchaus erträglich und bringen keinesfalls wochenlange Regengüsse. Übrigens sind für alle Fälle ein deutscher Arzt in Apia und ein englischer auf den Plantagen in Thätigkeit.

„Kaisers Geburtstag" war das Ereignis, welches mir zuerst in dieser fremden Welt den Zusammenhang unserer Kolonie mit dem deutschen Vaterlande eindringlich vor Augen führte. Wie in der Heimat prangten schon am frühen Morgen die Schiffe und die meisten Häuser Apias im Flaggenschmucke. Offizielles Frühstück bei unserm Generalkonsul gab den Notabilitäten fremder Nationen Gelegenheit, den Tag mit zu feiern. Uns Deutschen blieb der Abend, an dem das Festdiner etwa vierzig deutsche Herren vereinte, und der in heimatlicher Weise mit kräftigem Hoch nach der Rede des Konsuls, unter dem Gesange patriotischer Lieder und in herzlich gehobener, einiger Stimmung verlief.

Bei dem Vormittagsempfange hatte ich vor allem die Ehre Sr. Majestät dem Könige der Samoainseln, **Malietoa**, vorgestellt zu werden. Se. bräunliche Majestät drückten mir freundschaftlichst die männliche Rechte und versuchten durch ein gewaltig breites Lächeln mir anzudeuten, wie sehr es ihn freue, meine werte Bekanntschaft zu machen. Eine deutlichere Unterhaltung war auch nicht möglich, da der Herr sich keinerlei europäischer Sprachbrocken erfreut, und ich im Studium des Samoanischen noch nicht über die Kenntnis der zierlichen Begrüßungsformel: Alofa, d. h. „ich liebe dich" und taofa „lebe wohl" hinausgekommen war.

Zur Feier des Tages waren Malietoa und die ihn begleitenden Häuptlinge in weißem, ziemlich hemdartigem Gewande und einem dicken, um die Lenden geschlungenen, sogenannten lava-lava erschienen; im übrigen barfüßig und barhäuptig. Nur des Königs Hausminister, dem man nachrühmt, daß er vor kurzem noch in der deutschen Faktorei — Nachtwächter gewesen, hatte sich vielleicht in Ermangelung jenes Hemdes ein Handtuch umgeschlagen, während um die Schultern des Herrn Gouverneurs von Apia stolz und dolmanartig eine alte schwarze Tuchjacke hing. Die leiblichen Genüsse jedoch, welche ihnen mit kaltem Aufschnitt, Sekt und Zigarren geboten wurden, wußten alle diese Herren ganz manierlich und zivilisiert zu sich zu nehmen.

Mir erschienen die Samoaner von Anfang an als ein gutartiges, Sympathie verdienendes Völkchen. Die Männer sind meist wohlgewachsene, kräftige Gestalten von hellbrauner Färbung. Unter den Frauen finden sich oft ganz ansprechende Gesichter. Ihre ziemlich paradiesische Kleidung ergänzen sie gern mit Blumenketten. Nur die unter dem direkten Einfluß der Missionare stehenden Eingebornen haben dem europäischen Geschmack durch etwas vollständigere Umhüllung Zugeständnisse gemacht. Da die Natur selbst ihren geringen Bedürfnissen genügende Nahrung liefert, so sehen sie sich um so weniger zur Arbeit veranlaßt, als sie sonst schon diese für unter ihrer Würde halten. Alle Plantagenarbeiter stammen daher von anderen, weniger reichen Inseln. Mancher hungrige Samoaner scheut sich auch nicht, von fremdem Eigentum zu leben, und zur Zeit, wann die Yamswurzeln, ein Lieblingsgericht aller Insulaner, auf den Plantagen reifen, müssen bewaffnete Nachtpatrouillen dieselben gegen jene Liebhaber beschützen. Wird ein Dieb abgefaßt, so wird er vor das Konsulargericht gezogen.

Nach Beendigung des Kaiserfestes folgte ich der Einladung eines Herrn N. und begleitete ihn in mondheller, warmer Nacht zu Pferde nach der von ihm für die „deutsche Handels-

Ansicht der Annaburg von der Rückseite.

Ansicht der Annaburg von der Vorderseite.

und Plantagengesellschaft der Südseeinseln in Hamburg" verwalteten Pflanzung. Herr N. hat diese Pflanzung seit fünf Jahren aus Urwald geschaffen, und schon jetzt liefert die Baumwolle den reichsten Ertrag, während die in zweiter Linie gepflegten Kokospalmen noch zu jung sind und erst im sechsten Jahre zu tragen beginnen. Außerdem wird Tabak, Reis, Mais und Kaffee versuchsweise gebaut. Auf einem Hügel etwa dreihundert Schritt vom Meeresufer steht das Wohnhaus des Herrn N., von welchem die ganze, gegen tausend Morgen umfassende Pflanzung zu überschauen ist. In der Nähe hausen in acht bequemen Gebäuden die zweihundertfünfzig Arbeiter, Männer, Weiber und Kinder, die teils von den Gilbertinseln, teils den Salomonsinseln, von den Neuhebriden oder von Neubritannien hierhergeführt und kontraktlich auf drei Jahre angeworben sind. Der größere Teil derselben hat schwarze Hautfarbe, und nicht wenige gehören den Völkerschaften an, unter welchen die Sitte des gelegentlichen Menschenfressens durchaus noch nicht aufgegeben sein soll. Wie friedfertig und leicht zähmbar diese gefürchteten Wilden aber im Grunde sind, sobald sie in richtiger, ihnen imponierender Weise behandelt werden, geht daraus hervor, daß Herr N. ihresgleichen und die ganze Plantage seit fünf Jahren dirigiert, ohne einen einzigen weißen Mann neben sich zu haben, und mit alleiniger Unterstützung von fünf aus den Schwarzen selbst gewählten und herangebildeten Aufsehern. Eines Abends, am Sonnabend vor Ostern, war Herr N. spät zu Boot von Apia zurückgekommen. Es wehete und regnete stark; aber niemand ließ sich träumen, daß uns schon sobald einer jener entsetzlichen Orkane bevorstand, die der größte Schrecken der Südsee sind, auf den Samoainseln aber zum Glücke so selten auftreten, daß der letzte vor bereits neunzehn Jahren (1864) hier gewütet hat. Wir hatten uns um elf Uhr niedergelegt. Um zwölf Uhr kam Herr N. wieder in mein Zimmer, um die Fenster zu schließen, weil es bedenklich zu heulen und zu pfeifen begann. Da plötzlich gegen zwei Uhr krachte dicht neben meinem Bette die Hinterthür des Hauses auf, das Schloß war mit einem Schlage gebrochen, eine Windsbraut stieß in das Zimmer, und alle auf dem Tische liegenden Zeitungen und Briefe wirbelten wie toll in die Höhe und zum Teil auf Nimmerwiedersehen in den Tanz der Elemente hinaus. Mit Mühe war es mir gelungen, meine Thür notdürftig zu verrammeln, als ich schon Herrn N.'s Hilferuf aus der Nebenstube vernahm: „Die Thür ist gebrochen, ich kann nicht mehr halten!" Halb angekleidet eilte ich zu ihm und fand den ungewöhnlich kräftigen Mann sich kaum gegen den Druck der fehlerhafterweise sich nach innen öffnenden Hauptthür aufrecht haltend. Mit ganz unglaublicher Gewalt preßte der Orkan gegen Haus und Thür; es krachte und heulte in gräßlichen Tonarten über und um uns, und Regenfluten prasselten gegen die Wände und durch alle Fugen, daß in kurzem die halbe Stube unter Wasser stand. Vereint gelang es uns endlich mit Aufbietung aller Kräfte die Thür zu bändigen und zuzudrücken; zu unserm Glück, denn hiervon hing vielleicht das Schicksal des ganzen Hauses ab, das Gefahr lief, von innen heraus aufgehoben und zerrissen zu werden. Drei Stunden lang aber, ohne andere Waffen als unsere Arme und Schultern, mußten wir diesen Kampf aushalten und, immer gegen die Thür gestemmt, sehnsüchtig den Morgen erwarten. Endlich gegen fünf Uhr begann es zu dämmern, und die Wut des Orkans ließ allmählich

Arbeiter von der Insel Tapituvea. (Eine der Gilbertinseln.)

Straße in Apia.
Links das kaiserlich deutsche Konsulat, rechts die Wohnung des Konsulatssekretärs. Im Hintergrund die Turmspitze der französischen Missionskirche.

nach; um halb sechs Uhr wagten sich die ersten Arbeiter heran und erlösten uns aus unserer fast unerträglich gewordenen Lage. Früher waren sie dazu nicht imstande gewesen, da sie genug mit ihrer eignen Not zu thun gehabt hatten. Ihre Klagen wollten kein Ende nehmen. Drei ihrer Häuser und zwei Küchen waren von Grund aus umgestürzt und gänzlich zerstört; die Boots-, Melk-, Pferde- und Schweineschuppen desgleichen; zwei fester gebaute Arbeiterwohnungen fanden sich schief gedrückt, auf allen Gebäuden die Dächer so aufgedeckt, daß der Regen kaum mehr ein Hindernis fand. Der größte Teil der schönen Brotfruchtbäume, welche in diesem Jahre die erste Ernte hatten liefern sollen, und viele andere Bäume lagen zerbrochen oder mit den Wurzeln herausgerissen wüst umher. Selbst die jungen, biegsamen Palmen und die niedrigen Baumwollstauden waren arg zerzaust und beschädigt. Mehrere Tage mußten allein auf die Aufräumungsarbeiten verwendet werden.

Der Schaden, welchen der Hurrikon in wenigen Stunden auf unserer, wie auf den andern Plantagen angerichtet hatte, war ein ganz beträchtlicher. Man hatte in keiner Weise diesmal ein solches Unheil vorausgesehen, obgleich es feststehen soll, daß solche Orkane stets nur im März auftreten. In Zukunft wird man Vorsichtsmaßregeln zu treffen suchen.

Noch viel trüber aber gestaltete sich das Bild von den Verwüstungen durch die Gerüchte, welche bald von Apia zu uns drangen. Sämtliche im Hafen verankert gewesenen Schiffe sollten zugrunde gerichtet sein. Und in der That, diese erschütternden Nachrichten sprachen wahr!

Es würde schwer sein, die völlige Trostlosigkeit des Anblicks richtig zu schildern, welchen ich hatte, als ich einige Tage nach dem Sturm den Hafen von Apia wiedersah, den ich an Kaisers Geburtstag so friedlich im Schmucke der bewimpelten Schiffe verlassen hatte.

Herausgeschleudert aus der See lag da mitten im Garten des deutschen Konsulats ein kleiner amerikanischer Kutter, schwer beschädigt. Auf dem vorderen Korallenriffe des westlichen Hafens hing der deutsche Schooner Venezuela, der mich hergeführt, mit gebrochenem Rumpfe und schiefen Masten, gänzlich verloren. Die große deutsche Bark Brazeileira, die erst am Morgen vor dem Sturme eingelaufen war, saß in der Mitte des kleinen Hafens der Südseegesellschaft festgerammt auf den Korallen, zwar bisher ohne Leck, aber auch wenig Hoffnung bietend, unverletzt wieder flott zu werden. Dicht neben ihr und ihre Steuerbordseite berührend lag der gleichfalls deutsche Schooner Vauvau schräg auf dem Grunde mit großem Leck. Einen traurigen, aber höchst malerischen Anblick bot auf dem Mittelriffe des großen Hafens die hoch aufragende Hälfte der großen deutschen Barke Solide, deren Vorderteil und Backbordseite im tiefen Wasser verschwand; gebrochene Masten, ein vollständiges Wrack. Ihre Ladung war voll gewesen und nur zum Teil geborgen worden. Noch nicht genug hiermit, mußte man auf einer Riffbank dicht am Lande hinter der Solide die Überreste eines amerikanischen Schooners erblicken, der mit Holzladung von St. Franzisko hier gänzlich zerschellt war und leider auch zwei Mann der Besatzung verloren hatte. Und endlich konnte ein gutes Auge in der Ferne eine kleine, dunkle Mastspitze über den Wellen unterscheiden, den einzigen sichtbaren Rest von dem dort gesunkenen deutschen Kutter Apia. Sieben Schiffe waren somit die Opfer der entsetzlichen Katastrophe geworden, welcher nur ein einziger kleiner Schooner entgangen war. Der Verlust zur See überragte noch den zu Lande erlittenen bedeutend. Viele Stimmen behaupteten, daß dieses Unglück nicht allein durch die intensive Gewalt des Sturmes und den Andrang der kolossal hohen See bewirkt sein könnte, sondern daß ein gleichzeitiges Erdbeben dabei mitgewirkt haben müßte, welches die schweren Anker, deren die meisten Schiffe je drei ausgeworfen hatten, gelockert und fortbewegt hätte. Am Lande jedoch war von einem solchen nichts zu spüren gewesen. Seit diesem Ungewitter blieb das Wetter beständig schön, und nach Einholung der nötigen Erlaubnis begann ich auf der Plantage des Herrn N. den Bau meines eigenen Häuschens. In wenigen Wochen sah ich auf einem von Lavafelsen natürlich gebildeten Hügel meine kleine Villa entstehen, die sich in der Bauart ganz dem hier als praktisch erkannten Typus anschließt. Nicht weit vom Meeresufer gelegen, bietet sie ihre Front dem erfrischenden Winde. Palmen und Brotfruchtbäume umkränzen sie. Von der Vorderseite schweift der Blick über die weite See, nach den übrigen Seiten über die grünen Felder der Pflanzung und die Berge mit ihrem Urwald. Schwarze Salomonssöhne wälzten und schichteten die Lavablöcke für den Unterbau und leisteten dem ergrauten englischen Zimmermann die Handlangerdienste bei Aufrichtung des hölzernen Oberbaus. Dieser wurde als ein einziger Raum von 28 : 15 Fuß gebildet und später nur durch einen Mattenvorhang in Wohn- und

König Malietoa und sein Hausminister.

Schlafzimmer geteilt. Ringsherum durfte eine breite, bedeckte Veranda nicht fehlen, von welcher Treppen herabführten. Das spitze, mit Holzschindeln gedeckte Dach blieb innen, um der Luft freieren Spielraum zu lassen, sichtbar und wurde nur durch einen Ölfarbenanstrich verschönt. Als mir endlich von meinem alten Engländer noch, in Ermangelung europäischen Mobiliars, Eckbretter, Regale, Tische und dergleichen zusammengeschlagen und einige Rohrmöbel aufgestellt waren, konnte ich meine Thür mit Guirlanden von Oleanderblüten bekränzen und mit einigen Gästen die Hausweihe und Einzugsfeier begehen.

Die nächst wichtige Frage für mich war meine Beköstigung. Eine Küche war in einem Nebenhäuschen angelegt, das zugleich als Schlafraum für einen dienenden schwarzen Jüngling, meinen getreuen Gemgem, zu benutzen war. Dieser, ein junger Neuhebride, zeigte sich glücklicherweise recht anstellig, ehrlich und wißbegierig. Ich verständigte mich mit ihm in einem sonderbaren Gemisch von deutscher, englischer und Tapiteveaer Sprache. Er mußte Hausjunge und Koch zu gleicher Zeit sein. Herrn N. und mich versorgten nun vor allem zwei Kühe mit Milch und eine große Zahl Hühner mit frischen Eiern. Von einer Nachbarplantage wurde sodann wöchentlich einmal Rindfleisch geschickt, das zu mehreren Gerichten ausreichen mußte. Ferkel, die hier vorzügliches Fleisch geben; zahme und wilde resp. wildgewordene Hühner; Fische, wenn nämlich Samoaner so gütig waren, dergleichen anzubieten, alles dieses auf meinem amerikanischen Kochofen oder in glühenden Steinen à la Samoa zubereitet, stand auf meinem Speisezettel, welchen noch australisches Konservenfleisch vervollständigte.

An Gemüsen lieferte mir die Pflanzung und nach und nach auch mein eigener Garten verschiedene Kohlsorten, sehr gute Gurken, geringere Bohnen, Radieschen, und als Ersatz für die hier nicht gedeihenden Kartoffeln, welche nur zeitweise von St. Francisco hierher gebracht werden, Brotfrucht und Yamswurzeln. Reis gab es zu kaufen und dazu köstliche Ananas, Bananen und Mangos in Hülle und Fülle. Bisher gelang es nicht, von den Gemüsen auch fruchtfähigen Samen zu gewinnen; sie mußten stets neu aus importiertem Samen gezogen werden, sodaß man im allgemeinen hauptsächlich von Gemüsekonserven aus Australien und natürlich deshalb unverhältnismäßig teuer in diesem Punkte leben mußte. Ein kostspieliger Genuß ist auch eine Flasche Bier, welche mit zwei Mark, von den Angestellten der Südseegesellschaft mit einer Mark bezahlt werden muß. Dagegen sind eigentliche Luxusausgaben nicht leicht zu machen, wie es z. B. auch keine Wagen hier gibt, und zwei Eselkarren auf einer benachbarten Plantage sind erst die bescheidenen Vorstudien zu jenem Produkte höherer Zivilisation. Vielleicht würde mancher sich wohlriechende Wasser und dergleichen gern etwas kosten lassen, um in dieser ewigen Sommerluft sich den Duft der heimatlichen Rosen zu ersetzen; denn hier gibt es zwar farbenprächtige Rosen, aber sie duften nicht. —

Als ich im Juni mein Landhaus bezog, galt die Hauptarbeit in der Pflanzung dem Roden des in den Baumwollfeldern entsetzlich wuchernden Unkrauts. Ende Juli sollte die Ernte beginnen, und bis dahin wurde vor allem noch viel Regen erhofft, um die Stauden von der argen Plage zahlloser Insekten zu reinigen. Diese letzteren sind auch für den Menschen schwer zu ertragende Quälgeister, gegen welche nur muntere Eidechsen, die wie Haustiere geschont werden, erfolgreichen Krieg führen können. Auch große Käfer, die Papier und Sachen zerfressen, und Ratten, die durch Schiffe hergebracht sind und sich rasend vermehren, tragen nicht zur Annehmlichkeit bei und können unter Umständen eine große Landplage werden. Doch gibt es wenigstens keinerlei giftige Schlangen und wilde Tiere, sodaß man im dichten Buschwald sich getrost niederlegen könnte, wenn man nicht die Gefahr, von den Moskitos tätowiert zu werden, zu fürchten hätte. An Vögeln ist Samoa arm; nur einzelne, hübsch gezeichnete Finkenarten, kleine Schwalben, im Busch wilde Tauben und eine Art Rebhühner beleben die Urwaldstille, und nach Sonnenuntergang regen sich mit ihren zwei bis drei Fuß weit gespannten Schwingen die fliegenden Füchse, die den Bäumen und Kornpflanzungen viel Schaden bringen.

Nach der Baumwollernte wurden eine Zeitlang hundertfünfzig Arbeiter damit beschäftigt, einen festen Steindamm von der Plantage bis nach dem etwa eine deutsche Meile entfernten Apia zu bauen, wohin bislang nur ein schmaler Fußpfad mitten durch den Buschwald geführt hatte, der in der Regenzeit selbst für Reiter unmöglich wurde.

Eine die Gemüter der Plantagenbesitzer etwas aufregende Unterbrechung des friedlichen Pflanzerlebens verursachte Mitte November das Gerücht: „Krieg in Tutuila!“ Auf dieser Nachbarinsel von Upolu beanspruchten zwei Häuptlinge den Namen Lu Anga, und da keiner nachgeben wollte, griffen sie zu den Kriegskeulen. Einige Köpfe waren bereits abgeschlagen, und die Sache drohte größere Ausdehnung zu gewinnen, ja sogar, da der eine der feindlichen Chefs zur Partei des Königs Malietoa, der andere zu dessen Gegnern gehörte, auch auf unsrer Insel den Krieg zu entzünden. Als daher am 16. November das englische Kriegsschiff Myranda in den Hafen einlief, wurde es sofort von dem Triumvirate der hiesigen Konsuln und dem Könige ersucht, auf Tutuila Ruhe zu stiften. Am 18. sollte die Fahrt beginnen; da erschien zu unserer großen Freude an diesem Morgen auch unser lange von Sydney erwartetes, deutsches Kanonenboot Hyäne vor Apia. Natürlich ging die Hyäne sogleich, unsern Konsul an Bord, auf dem Kriegszuge mit und teilte sich gleichmäßig mit dem Engländer in die Ehre des Tages. Wie lieb es uns Deutschen war, daß gerade hier in Samoa nicht englische Macht den Ausschlag gab, läßt sich denken. Übrigens verlief die ganze Geschichte am Ende höchst unblutig. Denn nach der Ankunft der Schiffe in Pango-Pango gelang es sehr bald dem als Dolmetscher fungierenden Missionare beide Nebenbuhler zu bewegen, daß sie sich für ihre Personen, um härtere Züchtigung zu vermeiden, freiwillig dem rächenden Arme unserer Krieger überlieferten. Mit dieser Beute kehrten die Schiffe nach Apia zurück. Vor ein Staatsgericht gestellt — wer dies eigentlich bildete, blieb Staatsgeheimnis —, wurden die beiden Friedensbrecher zur Verbannung von Tutuila auf ein Jahr verurteilt; bei 1500 Dollar Strafe sollten sie in dieser Zeit den Schauplatz ihrer Kriegsthaten nicht wieder betreten dürfen. Damit war die Ruhe wieder hergestellt.

Abwechselungen angenehmerer Art verschafften mir Besuche, die ich hin und wieder zu Boot oder zu Pferde auf anderen Plantagen und Missionsstationen abstattete. So besuchte ich die französisch-katholische Mission in Apia, welche dort eine größere Kirche und ein Kolleg zur Ausbildung samoanischer Missionare besitzt, und die englische Mission mit ihrem großen Kolleg in Malua, dessen Vorsteher mit seiner Frau seit vierzig Jahren dort wirkt. Beide Missionsgesellschaften machen sich leider um die Wette Konkurrenz, sollen aber beide recht Gutes wirken. Die französischen Katholiken haben nicht so viele, dafür aber treuere Anhänger, während die anglikanische Gemeinde sehr zahlreich ist. Im allgemeinen sind die Eingebornen Samoas, wie alle Südseeinsulaner, sehr empfänglich für das Christentum und gehören demselben auch größtenteils wenigstens dem Namen nach an.

Die deutsche Mission aber hat leider in der Südsee noch gar nicht gewirkt, und doch wäre besonders hier in Samoa die Einsetzung eines deutschen Missionars oder Predigers, der zugleich Lehrer sein möchte, hoch erwünscht. An der bereits vorhandenen deutschen Kolonie würde derselbe den stärksten Rückhalt haben. Wird es doch immer unerträglicher, daß in Apia, wo die Deutschen an Zahl den Angehörigen anderer Nationen zusammen weit überlegen, an Besitztum und Einfluß fast allein maßgebend sind, nicht einmal ein deutscher Lehrer existiert, sondern für die zahlreichen deutschen Kinder auf deutsche Kosten ein englischer Lehrer unterhalten wird, der wie seine Frau nicht ein Wort deutsch sprechen kann. Es beruht auch diese Thatsache auf einer übertriebenen Rücksicht gegen

die wenigen nichtdeutschen Familien, gegen welche das Gegenteil davon mehr wie in irgend einem Falle berechtigt, ja Pflicht der Deutschen wäre, um auch hier unser Deutschtum rein zu erhalten und Macht und Ansehen unsers Reiches auch hier zu kräftigen. Dabei freilich muß uns die Heimat helfen.

Als eine bedeutende Unterstützung wird schon der zeitweilige Besuch durch deutsche Kriegsschiffe hier empfunden, der seinen Eindruck auf die unbeständigen Eingebornen nicht verfehlt und ihnen die Erinnerung an den bestehenden Freundschaftsvertrag schärft. Sind sie doch immer leicht geneigt, kleine Streitigkeiten wegen der ihnen abgekauften Ländereien anzufangen, zu deren Schlichtung der Konsul voller Autorität bedarf.

In deutschem Besitze sind von den etwa 300 000 acres (à $^6/_5$ Morgen), welche die Insel Upolu umfaßt, augenblicklich nicht weniger als 120 000, von denen gegen 7000 kultiviert sind; dagegen sind 17 000 in amerikanischen Händen und in englischen gar nur 1500 mit 500 acres in Kultur! Den Rest von etwa 160 000 acres besitzen die Samoaner noch selbst.

Die deutschen Handelsinteressen sind demnach, wie diese Zahlen beweisen, in Samoa so überwiegend, daß von denen anderer Nationen daneben überhaupt kaum die Rede sein kann, daß aber umsomehr diesem Zahlenverhältnis auch die Rechtsstellung der hiesigen Angehörigen des deutschen Kaiserreiches entsprechen sollte.

Möchte die nahe Zukunft diese Wendung den Samoainseln bringen!

Am Familientisch.

Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel.

(Zu dem Porträt auf S. 633.)

Kaum hat die Trauerkunde vom Tode des Prinzen Friedrich Karl die deutschen Gaue durchflogen, und schon meldet der Telegraph die kaum weniger erschütternde Nachricht vom Hingange eines zweiten der Paladine Kaiser Wilhelms, des Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel. Eine schnell einen ganz unerwarteten Verlauf nehmende Krankheit hat den Feldmarschall am 17. Juni in Karlsbad dahingerafft.

Der Verstorbene war im eminenten Sinne ein Vertrauter unsers Kaisers, wie er denn die gleiche Stellung auch schon bei Friedrich Wilhelm IV eingenommen hatte. Beide Fürsten schätzten in ihm gleich sehr den Menschen, den Soldaten und den Diplomaten und betrauten ihn dementsprechend bald mit militärischen, bald mit diplomatischen Aufgaben von größter Bedeutung. In weiten Schichten der Nation und zum Teil auch in der Armee wurde der ebenso gute wie durch Geist und Willen höchst hervorragende Mann lange Zeit verkannt, was man gewiß zum Teil mit Recht dem Umstande zugeschrieben hat, daß er seinerzeit als Chef des Militärkabinets sich durch treue Erfüllung seines Amtes notwendig viele Feinde schuf, die dann den Umstand, daß der General zugleich auch Diplomat war, geschickt benutzten, um ihn als intriganten Hofmann hinzustellen. Wichtiger war vermutlich, daß der Nation damals das Verständnis für diese echt preußischen Naturen, die in Erfüllung ihrer Pflicht rücksichtslos ihres Amtes warten, verloren gegangen war. Erst nach den drei Kriegen wurde man ihnen und auch Herrn von Manteuffel in allen Kreisen — auch in denen des gebildeten deutschen Bürgertums — gerecht und erkannte, welch eine Fülle aufrichtiger Frömmigkeit, treuer Hingabe an Kaiser und Vaterland, Herzensgüte und Milde in diesem Manne steckte, den man so durchaus falsch beurteilt hatte. Auch die erbittertsten Gegner der Politik, die der Feldmarschall im Elsaß verfolgte, werden zugeben müssen, daß nur ein Mann von sehr ungewöhnlicher Herzensgüte, von tiefer Frömmigkeit und von größter staatsmännischer Besonnenheit sie einschlagen und so konsequent verfolgen konnte. Aber was hat die Frömmigkeit hier zu thun? Nun, nur ein Mann, dessen ganzes Wesen fest im Glauben wurzelt, bringt es fertig, seinen Weg zu gehen ohne alle Rücksicht auf Lob und Tadel von außen, wie der verstorbene Feldmarschall das sein Lebenlang gethan. Ehre darum dem Andenken dieses guten und großen Deutschen! — Edwin Freiherr von Manteuffel, geboren am 24. Februar 1809 zu Dresden, trat zuerst bei den Gardedragonern ein. Im Jahre 1848 wurde er als Major Flügeladjutant des Königs und rückte bald zum General auf. Im Jahre 1861 wurde er Generalleutnant und kommandierte als solcher unter dem Prinzen Friedrich Karl im schleswig-holsteinischen Feldzuge. Später wurde er dann Gouverneur von Schleswig, bis das Jahr 1866 ihm wieder Gelegenheit zur Entfaltung seiner militärischen Talente gab. Anfangs unter Vogel von Falckenstein thätig, trat er später an dessen Stelle. Nach dem Frieden ging der General erst in besonderer Mission nach Petersburg und übernahm dann das Kommando des ersten Armeekorps, an dessen Spitze er 1870 zu neuen Siegen aufbrach. Im Norden und im Osten Frankreichs kämpfte er mit gleichem Erfolg und erhielt später den Oberbefehl über die Besatzungsarmee. Am 19. September 1873 wurde er Generalfeldmarschall. Im Jahr 1876 war er abermals in Rußland und wurde am 4. Juli 1879 Statthalter des Reichslandes.

Abgeschätzt und unterschätzt.

Vor einigen Jahren reiste ich von Bregenz nach Ragaz. Daselbst angekommen, stieg ich in einen der am Bahnhof haltenden Hotelomnibus ein. Ein älterer Herr, der mit dem gleichen Zug, mit welchem ich fuhr, angekommen zu sein schien, saß bereits darinnen. Ein Handkofferchen, ein Regenschirm und Stock, die beiden letzteren zusammengebunden, bildeten dessen ganzes Gepäck.

Der Omnibus hielt am Gasthofe — laut ertönte die Klingel durch die Thorhalle, aus welcher der „Propriétaire" herauskam, um den alten Herrn, sowie meine Wenigkeit zu begrüßen. Wie der Gasthalter aber sah, daß wir weder viel Gepäck noch Dienerschaft mit uns führten, wurden wir von ihm nur mit einem leichten Kopfnicken begrüßt. Nachdem er uns auf eine unverschämte Art mit dem Blicke von dem Scheitel bis zur Sohle gemessen hatte, sagte er zum Johann, welcher inzwischen unsere wenigen Sachen in Empfang genommen hatte: „Zimmer Nr. 20 und 21."

Der Hausknecht machte „Rechtskehrt", und wir folgten ihm in das fünfte Stockwerk des Gasthofes nach. Von dem mir zugewiesenen Zimmerchen Nr. 20 hatte ich eine herrliche Aussicht auf die graue Seitenmauer des Nachbarhauses. Ich konnte mich an diesem schönen Anblick nicht genug weiden, und als ich daher den Kopf immer noch zum Fenster herausstreckte, gewahrte ich, daß der Herr in Nr. 21 nun ebenfalls aus seinem Fenster schaute. „Reizende Fernsicht", rief er mir zu: „Verdient im Baedeker mit einem Sternchen verzeichnet zu werden!" Lachend stimmte ich ihm bei.

Nachdem ich mich des Reisestaubes entledigt hatte, stieg ich die fünfundachtzig Treppenstufen wieder hinunter und gelangte endlich vor eine Thür, auf deren Milchglasscheiben „Diningroom" und „Salle à manger" zu lesen war. Dank meiner in der Schule mit unsäglicher Mühe getriebenen Studien der englischen und französischen Sprache, war es mir möglich zu wissen, daß in dem Saale gespeist wird. Es ist doch gut, dachte ich, daß auf unseren höheren Lehranstalten auch englische und französische Stunden in den Lehrplan aufgenommen sind, denn ich müßte nun vielleicht Hungers sterben, wäre ich nicht so glücklich zu wissen, daß die Worte auf deutsch „Speisesaal" heißen, denn dieses Wort war an der Thüre nicht vermerkt. Als ich in den Saal eintrat, saß mein Zimmernachbar bereits an der Tafel. Er ließ sich sein Essen trefflich schmecken und gleich darauf that ich ein gleiches.

Nach vollendeter Mahlzeit kam der Oberkellner mit dem Fremdenbuch auf mich zu und sagte ganz kurz: „Ihren Namen, wenn ich bitten darf." Ich kritzelte denselben in das Buch. Darauf ging der Frackmensch nach dem alten Herrn hin, der nun ebenfalls seinen Namen eintrug. Er mochte ungefähr zwanzig Buchstaben an demselben geschrieben haben, als der Oberkellner, welcher dem Schreibenden über die Schultern sah, plötzlich mit einem ganz bestürzten Gesicht zum Saale hinauslief und kurz danach mit dem Gasthalter zurückkehrte. Dieser fing schon unter der Thür an, die schönsten Bücklinge zu machen, welche er fortsetzte, bis er zu dem alten Herrn gelangte, den er bei seiner Ankunft so kurz behandelt hatte. Dann verbeugte er sich bis auf den Fußboden, und indem er sich verlegen die Hände rieb, sagte er mit demütig winselnder Stimme: „Bitte tausendmal um Entschuldigung, Exzellenz keinen würdigeren Empfang bereitet zu haben; aber du lieber Himmel, wie konnte ich auch ahnen, in Ihnen einen so hohen Gast beherbergen zu dürfen." Nach diesen Worten wendete er sich an den Oberkellner und fuhr fort: „Lassen Sie sofort Seiner Exzellenz Reiseeffekten in das Balkonzimmer des zweiten Stockes bringen!"

Der alte Herr fing aber an ganz fein zu lächeln und sagte zu dem Wirte: „Bitte, lassen Sie meine paar Sachen nur ganz ruhig auf Nr. 21 liegen. Das Zimmerchen gefällt mir ganz gut. — Ich mag manche Fehler haben, aber auch einer Tugend kann ich mich rühmen — sie heißt: Genügsamkeit". Sprach's, stand auf und indem er mir freundlich einen „guten Abend" bot, verließ er den Speisesaal. Kaum war er draußen, als ich auf das Fremdenbuch zustürzte und es aufschlug. — Da stand mit schönen großen Buchstaben zu lesen: „Graf von Moltke, Generalfeldmarschall."

Mannheim. Wilhelm Hügel.

Berliner Theaterenthusiasmus vor hundert Jahren.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde bei dem Berliner Theater eine Demoiselle Huber, oder wie es damals hieß, Huberin, vergöttert; weil aber des Direktors Tochter, die nachmals berühmte Schauspielerin für das Fach der Liebhaberinnen herangewachsen war, suchte Papa Döbbelin die Huberin dadurch zurückzudrängen, daß er sie nur in unbedeutenderen Rollen beschäftigte. Die Huberin, über die unverdiente Zurücksetzung entrüstet, verließ die Berliner Bühne, nachdem sie zuletzt als „Emilia Galotti" aufgetreten war. Über diese Abschiedsvorstellung liegt uns ein Referat eines Zeitgenossen vor, das durch seine Überschwänglichkeit bei allem Ernst einen burlesken Anstrich erhält. Zuvörderst berichtet der Referent mit Verdruß, daß der Theaterzettel nicht einmal eine An-

kündigung enthalten habe, daß die Huberin zum letztenmale auftreten werde. Dann wird berichtet, wie die Darstellerin der Emilia „sich selbst übertroffen", wie sie beim Zerpflücken der Rose „groß gewesen sei", wie kein Auge trocken geblieben sei und wie er, „gegen sein Erwarten gefunden habe, daß es eine Menge edler Seelen in der Welt gäbe." „Nur drei bis vier Augen", fährt er fort, „blieben bei dem ganzen Hause trocken. Weh ihnen!" Die Huberin wurde herausgerufen, sie weinte, das ganze Publikum weinte, es war „ein langer Akt des Schluchzens." Die Scheidende wollte ihren Dank in einem von dem Dichter Burmann verfaßten Verse vortragen, aber es gelang ihr im eigenen und allgemeinen Schluchzen nicht, sich verständlich zu machen. Während dieser Allerweltsrührung warf sie nun den Vers, auf Kartenblättern gedruckt, unter das Publikum, welches hiernach „in ganzer Masse" auf die Bühne „strömte", seinen Liebling noch einmal zu sehen, wobei wiederum von sämtlichen Schauspielern und vom Publikum laut geweint wurde. Am Tage darauf spricht Berlin von nichts als von der Huberin. Die Karschin greift in die Saiten zu einem Abschiedskarmen, die zahlreichen Freunde begleiten den Wagen, der den gefeierten Liebling nach Dresden entführt. Ein zweiter Bericht vermeldet, daß die Thränen noch immer reichlich fließen und „fürs erste wohl nicht so leicht trocknen werden". Dann aber fällt er über den „grausamen" Döbbelin her, dessen Verdienste auf Kosten des ehemaligen Direktors Koch, welcher Lehrer der Huberin gewesen war, sehr herabgewürdigt werden. — Der Enthusiasmus unseres heutigen Theaterpublikums begnügt sich nicht mehr mit den ökonomischen Siegwart-Eruptionen der guten alten Zeit, aber die Blumen und Kränze, welche er heutzutage spendet, werden wie die Empfindsamkeitsthränen von damals doch auch nur meistens der Jugend und Schönheit dargebracht. Und jung und schön soll die Huberin nach den Zeugnissen ihrer Zeitgenossen gewesen sein.

R. F.

Briefkasten.

In Sachen des Kampfes wider die Krinoline sind auf den in No. 24, S. 384 mitgeteilten Aufruf nur sechsunddreißig zustimmende Unterschriften eingelaufen; darunter sechsundzwanzig aus Sachsa a/Harz (Provinz Sachsen), drei aus Quackenburg (Pommern), drei aus Brieg (Schlesien), die übrigen aus Hanau, Rheda i. W., Godesberg a/Rh. Einige Damen haben sich begeistert erboten, Unterschriften zu sammeln, aber keine einzige geschickt. An Protesten in Prosa und Versen wider den „Feind aus welschem Kreise" hat es auch nicht gefehlt, aber sie werden wohl ebensowenig des Schicksals Lauf hemmen können als die sechsunddreißig protestierenden Damen. — **H. J. W.** Wenn Sie das Daheim seit 1864 besitzen, so bitte im XIX. Jahrgang S. 574 ff. nachzuschlagen und Sie werden alles Wünschenswerte über die Frage der alten Briefmarken aus kompetenter Feder finden. — **Joh. B. in S. b. C.** Die Verse vom „negativen und positiven Bart" passen allerdings ganz gut zu dem Bildchen auf S. 544 in No. 34. Es geht ja Hunderten so wie Ihrem „Jung Richard", daß sie lange trauern über den ausbleibenden Bart, bis sie endlich „bald stark bald zart zupfen" können, an „dem langersehnten Haar unterm Nasenflügel". — **R. Sch. H.** in **T. b. B.** Das von Ihnen für neuentdeckt gehaltene „Nachtigallenlied" Luthers ist nichts anderes als der köstliche Schluß von seinem „Lob der Musika" oder „Frau Musika" a. d. J. 1538. Auch kann es nach einer Luther selbst zugeschriebenen Melodie (f cc ddd cc ba) gesungen werden. — Stud. theol. **M. P.** in **R.** Zu dem von uns mehrfach besprochenen Handbuch d. theolog. Wissenschaften von Zöckler ist ein alphabetisches Namen- und Sachregister soeben erschienen. (Nördlingen, Becksche Buchh. Pr.: M. 1,80.) — Dem Papierkorb verfielen die Einsendungen von **J. R—e.** in **S.** — **A. G.** — **E. v. L.** — **Musik.** in **B.** — **v. R.** in **C.** — **E. T.** in **W.** — **E. J.** in **W.** — **M. A.** in **R. H.** — **L. Qu.** in **S. i. W.** — **H. J. B.** — **L.** in **Gr. G.** — **Rich. L. L.** in **Cleveland** (Amerika). — **S. M. S.** in **W.** Das Zitherspiel können Sie erlernen nach der „Zitherschule" von Peter Renk. (Ed. Stoll, Leipzig.) — Herrn **C. B.** in **E.** Wenden Sie sich an Herrn Paul Heinze, Herausgeber des Blattes „Deutsches Dichterheim" in Dresden-Strießen. — **W. D.** in **R. b. L. i. M.** und **K. R.** Post festum angekommen. Ebenso zahlreiche andere Bismarcklieder ꝛc. — **G. R. 144.** Das Bild in No. 21: „Des Reichskanzlers Daheim" ist im Handel nicht zu haben. — **Abonnent seit 1864.** Wenden Sie sich bez. näherer Auskunft an Vaaß & Littmann in Halle, Osk. Kropf & Ko. in Nordhausen oder Windhausen, Berlin Schönhauser Allee 35. Wir setzen dabei voraus, daß Sie eine wirkliche Maschine zur Herstellung künstlichen Eises beziehen wollen; kleinere s. g. Eismaschinen, wie sie Konditoren ꝛc. gebrauchen, sind z. B. im Magazin von Raddatz, Berlin, Leipzigerstraße zu haben.

Wir werden wiederholt gefragt, ob es Absatzstellen gibt für gebrauchte Stahlfedern, Korke, Glaceehandschuhe, Garnrollen, Gummischuhe ꝛc., die zu wohlthätigen Zwecken verkauft werden sollen. Kann einer unserer Leser Antwort darauf geben?

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

Schachspielaufgabe.

1. Le1—g3 1. Kd6—e5:
2. Td3—d5:‡

A.

1. . . . . 1. Kd6—c5
2. Sf6—e4‡

B.

1. . . . . 1. Kd6—c7 oder Sf4 beliebig
2. De8—d7 oder Te5—d5:‡

1. Homonym.

Ein Riese ist's, doch führt er nicht
Das tapfere Schwert in Kampf und Fehde.
Ein Buch auch ist's, doch spricht es nicht
Zu dir in satzgeformter Rede.
Auch ist es ein Gewebe zart
Von feinem Glanz und edler Art.

G.

2. Diagonalrätsel.

Die leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Konsonanten so auszufüllen, daß sämtliche wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, und daß die beiden diagonalen Reihen je eine Hauptrolle in einer bekannten Oper nennen.

	a			o
	a		e	
	o		e	
	o			
	e			a

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 39.

Bilderrätsel:

Auszug mit Klavierbegleitung.

1. Viersilbige Scharade.

Aberglaube.

2.

1.

Vater, geh in den Wald; ein Wolf frißt deinen Sohn.

2.

Es sündigt keiner, der den Vater der Schweine schlachtet.

3.

„1866. 3. Juli".

1866 quer addiert, gibt 21, dividiert durch das Datum 3:21 gibt 7. Der Monat Juli ist der siebente Monat im Jahr.

4. Buchstabenrätsel.

Lee — Leu — Lea — Leo.

Inhalt: Sigrit. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — La mina de los Padres. Von August Niemann. Mit Illustration. — Richard Böhm, der Afrikareisende. Von Richard Andree. Mit R. Böhms Porträt. — Von den Samoa-Inseln. Nach Briefen von G. v. Brauchitsch. Mit vier Illustrationen nach photographischen Aufnahmen. — Am Familientisch: Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel. Mit Porträt. — Abgeschätzt und unterschätzt. Von W. Hügel. — Berliner Theaterenthusiasmus vor 100 Jahren. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Juli 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 41.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

(Fortsetzung.)

4. Einsamkeit.

Auf der höchsten Stelle der kleinen Halbinsel, die kaum zweihundert Schritt im Durchmesser haben mochte, lagen einige große Granitblöcke, mit Moos und grauen Flechten überzogen, die unserer kleinen Gesellschaft zum Ausruhen dienten. „Ist das Jerwikiwwi?“ fragte Swea, auf die senkrechte, graue Felsenwand deutend, die ihnen gegenüber lag.

„Ja, Fräulein Lindensted“, erwiderte ihr Führer, „Sie sind sich auf unserm langen Umwege des Niedersteigens nicht so bewußt geworden.“

„Würde es dir leichter werden, von hier aus zu zeichnen? das Bild wäre beschränkter“, fragte sie die Freundin, die schweigend das gänzlich veränderte Bild in sich aufnahm.

„Hier möchte ich mir ein Häuschen bauen und ganz einsam leben“, bemerkte die Angeredete plötzlich.

„Welch eigentümliche Idee!“ rief der Rechtsanwalt aus.

„Warum eigentümlich?“

„In Ihrem Alter, in Ihren Verhältnissen ist es nicht natürlich, die Einsamkeit zu lieben.“

„Man kann sich auch in Gesellschaft einsam fühlen.“

„Sollte Freifräulein von Nordenfels Gelegenheit gehabt haben, diese Erfahrung zu machen?“

„Kann man nicht mit den Menschen lachen, scherzen, plaudern und sich dennoch währenddessen ganz einsam und unverstanden fühlen?“

„Sie müssen schon viel Kummer erlebt haben, um so sprechen zu können“, erwiderte der junge Mann teilnehmend.

„Mein guter Vater verstand mich auch nur halb“, fuhr Sigrit sinnend fort, als ob ihr erst jetzt manches recht verständlich würde. „Er liebte Finnland so heiß, wollte mich ganz als Tochter seiner geliebten Heimat erziehen und gestattete mir trotzdem nicht, finnisch zu lernen. Er konnte tief erregt werden, wenn man von dem Aufschwunge, den die volkstümliche Bewegung genommen, sprach, er sah alles Heil nur in der schwedischen Bildung.“

„Teilt Ihre Frau Mutter diese Ansichten?“

„Wie sollte sie nicht, ist sie doch selbst Schwedin und erst seit kurzem im Land.“

„Haben Sie denn wirklich einige Sympathie für unsere Bestrebungen; halten Sie es nicht für reinen Bauernhochmut, daß wir die Sache unserer Nationalität verfechten?“

Swea, die bisher schweigend zugehört hatte, fragte nun ganz erstaunt: „Sind Sie denn Fennomane?“

„Ich bin Finne, meine Mutter sogar, obgleich schwedischer Abstammung, ist eine der Unsern geworden. Sie würden bei uns kein schwedisches Wort hören.“

„Das thut mir herzlich leid,“ erwiderte Swea.

„Was thut Ihnen leid?“

„Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Mann von Ihrer Bildung und Stellung die Partei dieser Leute ergreifen könnte.“

„Warum das, mein Fräulein?“ fragte der junge Mann etwas scharf, unangenehm von Sweas Ausdruck berührt.

„Ich glaube, Sie kennen die Finnen gar nicht; sollten Sie sehen, wie Großpapa sich täglich und stündlich über sie ärgert, so würden Sie anders denken. Er muß sie sehr streng halten, sonst käme er gar nicht mit ihnen durch.“

„Vielleicht würden die Leute durch Güte leichter zu regieren sein.“

„Da kennen Sie sie schlecht, Herr Tallinen. Unser Nachbar, der General aus Rußland, hat es mit ihnen versucht, sie haben es ihm schlecht gelohnt, ihn bestohlen und betrogen auf jede Weise, bis er froh war, sein Gut unter dem Preise loszuschlagen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben.“

Sigrit sah, daß die Unterredung auf streitiges Gebiet kam, und sprach begütigend: „Wir lieben ja alle drei Finnland auf unsere Weise, lassen Sie uns daher nicht streiten, sondern unserer Heimat zu Ehren „Vaort Land“, „Unser Land“ singen.“ Alle stimmten in Runebergs begeisterte Verse ein, die also anheben:

O Land, o unser Vaterland!
Kling hoch, du teures Wort!
Kein Berg strebt auf zum Himmelsrand,
Kein Thal senkt sich, es grünt kein Strand,
Geliebt gleich dir, du Burg im Nord,
Du unsrer Väter Hort!

Der Frieden war geschlossen. Der junge Mann sprach lächelnd zu seinen Gefährtinnen, während sie dem vielstimmigen Echo lauschten, das von Fels und Wald zurückklang: „Es scheint, daß der alte Wainämoinen uns antwortet.“

„Wer ist denn das?“ fragte Sigrit verwundert.

„Sie müssen die Kalewallo, unser Nationalepos lesen, da werden Sie den alten Sänger kennen lernen.“

„Ich will finnisch lernen“, erwiderte sie eifrig, ohne auf Sweas geringschätzige Miene zu achten.

„Jetzt aber muß ich unsere Halbinsel gründlich kennen lernen, ich werde rings herumgehen.“

„Die Bäume wachsen bis zum Rande, auch ist die Böschung zu steil.“

„Die Worte verhallten ungehört, denn schon war Sigrit zum Ufer herabgeklettert, wo sie Sweas Behauptung bestätigt fand. Eine Menge Steine jedoch bildeten einen Wall, auf dem sie, behende von einem Stein zum andern hüpfend, die Rundreise möglich machte. Tallinen, dem es bekannt war, daß der hochgelegene Jerwikiwwi einer der tiefsten aller Seen ist, war ihr nachgeeilt, um ihr die Hand zu bieten, die sie unbefangen annahm. Er machte sie auf verschiedene Punkte aufmerksam.

„Sehen Sie dort drüben die Ausbucht. Von hier fließt das Wasser in den großen See ab, an dem auch Mustamäkki liegt.“

„Aber ich sehe ihn ja von hier, und bis nach Haus ist es noch weit.“

„O, unser See ist sechzig Werst lang, er windet sich hier und dort, nirgends sehr breit, manchmal so eng, daß kaum ein Dampfschiff durchkommt.“ Ein freundliches Lächeln lohnte seine Belehrung.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Nordenfels, daß Sie mich vorhin unterbrachen, ich wurde zu bitter. Im eigenen Interesse Ihrer Frau Mutter aber wünschte ich, daß sie sich nicht zu sehr vom Obersten Lindensted in Auffassung und Behandlung ihrer Leute leiten ließe.“

„Dieser gute, alte Mann!“ rief Sigrit lebhaft.

„Dieser gute, alte Mann ist aus Grundsatz Tyrann und mit Bedacht unbarmherzig. Ich könnte Ihnen mehr als ein Beispiel dafür geben. Meine Mutter lebt im Sommer in der Nähe von Mattila und hat manche Not gelindert, so gut es ihre knappen Mittel erlauben.“

„Ich möchte Ihre Frau Mutter kennen lernen, sie muß eine ausgezeichnete Frau sein.“

„Sie ist eine seltene, eine edle Frau, sie heißt nicht umsonst Edla,“ sagte der Sohn aus warmem Herzen.

„Edla, ich hatte eine Tante Edla,“ bemerkte Sigrit sinnend, „ich habe sie nie gekannt und jetzt erst erfahren, daß mein Vater überhaupt eine Schwester hatte. Es scheint ein Geheimnis dabei zu sein. Haben Sie nie davon gehört, Herr Tallinen, man hat Ihnen ja viel von meinem Vater erzählt?“

„Die Geheimnisse der Familie Nordenfels liegen mir fern,“ antwortete er kalt und abweisend.

Sigrit sah, daß der junge Mann da, der Finne, ihr zu verstehen gab, wie taktlos sie gefragt habe. Sie brach auf und verabschiedete sich mit herzlichem Dank von ihrem Retter, wie sie ihn trotz seines Protestes noch nannte, indem sie ihn aufforderte, sich in Mustamäkki ihrer Mutter vorzustellen.

5. Verschiedene Auffassung.

Die jungen Mädchen fanden bei ihrer Rückkunft die Freifrau schon zu Hause, etwas verstimmt, obgleich es sonst durchaus nicht zu ihren Gewohnheiten gehörte, dergleichen zu zeigen. Auf Sigrits Fragen antwortete sie, daß sie eine vergebliche Fahrt gemacht habe, da alle Büreaus des Feiertags wegen geschlossen gewesen seien. „Man sagte mir“, setzte sie wehmütig hinzu, „daß heute des Kaisers Namenstag sei, ich muß mich erst daran gewöhnen, nicht mehr an unsere königliche Familie in Schweden zu denken.“

„Herr Tallinen sprach auch von diesem Feiertage“, bemerkte Sigrit unbedacht.

„Herr Tallinen, wo hast du denn den gesehen?“

„Wir trafen ihn glücklicherweise auf dem Jerwikiwwi.“

„Was soll das heißen, Sigrit?“ fragte die Freifrau in strengem Tone.

Mit fliegendem Atem erzählte das junge Mädchen das Ereignis des Tages.

„Wie unbesonnen du wieder gehandelt hast, jetzt bespricht man wahrscheinlich dort in dem kleinen Städtchen, wo jede Neuigkeit willkommen ist, deine romantische Rettung.“

„Nein, ganz gewiß nicht.“

„Herr Tallinen“, warf Swea, die bisher verlegen beiseite gestanden hatte, ein, „Herr Tallinen hat uns versprochen, mit keinem Worte unsere Begegnung zu erwähnen.“

„Das einzige, was ich dazu sagen kann“, bemerkte die Freifrau in wegwerfendem Tone, „ist, daß ich euch nie wieder allein ausfahren lassen kann. Fräulein Swea hat nicht so viel Einfluß auf dich, Sigrit, um dich von Thorheiten zurückzuhalten, bei denen du einstmals ernstlich zu Schaden kommen kannst.“

„Swea ist ganz unschuldig, sie redete mir ab und wollte auch nicht zugeben, daß wir mit dem Herrn Tallinen auf die Halbinsel gingen.“

„Ich hoffe, du hörtest wenigstens in diesem Punkte auf sie.“

„Nein, Mama, wir gingen alle drei.“

„Das thut mir deinetwegen sehr leid.“

Sigrit fühlte, daß Jahre vergehen müßten, ehe sie ihrer Mutter Vertrauen wiedergewinnen könne.

„Ich forderte Herrn Tallinen auf, hierherzukommen, um dich kennen zu lernen“, setzte sie hinzu, wie um alle ihre Fehler auf einmal zu bekennen.

„Es wird mich sehr freuen, Herrn Tallinen persönlich danken zu können“, erwiderte die Freifrau mit ihrer ganzen stattlichen Würde, „ich zweifle aber, ob er deiner Aufforderung Folge leisten wird.“ Damit hatte die Unterredung ein Ende. Nach dem Mittagessen verließ Swea mit einiger Eile das gastliche Haus der Freifrau und überließ die beiden Damen ihren eigenen Reflexionen. Die Mutter zog sich in ihr Zimmer zurück, um noch zu arbeiten, während es Sigrit unbenommen blieb, sich in der Einsamkeit Vorwürfe zu machen. Sie konnte sicher sein, daß die Freifrau nicht wieder auf das unliebsame Thema zurückkommen würde; aber auch auf eine stillschweigende Einschränkung ihrer Freiheit mußte sie sich gefaßt machen. Gegen diese stille, würdevolle Art war gar nicht aufzukommen, man konnte sich weder empören noch durch Schmeicheleien ihren Willen lenken. Sigrit wußte dies aus langer Erfahrung und versuchte daher auch höchst selten eine nutzlose Auflehnung gegen die mütterliche Autorität. Sie hatte beim Vater mehr Verständnis für ihre jugendlichen Anschauungen gefunden und fühlte sich einsam und unverstanden, obgleich sie sich sagen mußte, daß ihre Mutter ihr kein Unrecht zugefügt, sondern ihr mit viel Ruhe einen berechtigten Vorwurf gemacht hatte.

Sie fing an, die tiefe, völlige Einsamkeit ihres jungen Lebens zu fühlen, denn an Swea fand sie doch nicht die Freundin, die sie ersehnt und erträumt hatte. Sie wandte sich zu ihrem Album und betrachtete das heutige Bild. „Es fehlt der herrliche Sonnenschein in einer solchen Zeichnung“, sagte sie, die Unzufriedenheit, die sie mit sich selbst empfand, auf die ganze Welt übertragend. „Ich werde zu malen versuchen. Mama kann mir vielleicht etwas Anweisung geben, denn hier

findet man sicherlich keine Lehrer. Wer soll mich aber finnisch lehren? ich wollte es doch gar zu gern lernen. Bei Herrn Tallinen würde ich gewiß Fortschritte machen! Wer weiß aber, ob er kommt, Mama glaubt es nicht; natürlich wird er nicht kommen, um sich Danksagungen zu holen. Möchte Mama ihn doch zum Rechtsanwalt engagieren, er ist sicher sehr tüchtig, aber sie scheint etwas gegen ihn zu haben und kennt ihn doch gar nicht. Wie geheimnisvoll! Ich muß das entdecken", sagte sie sich endlich und vertiefte sich dann entschlossen in das Studium eines höchst langweiligen Büchelchens, das ihre Mutter angeschafft hatte, um die gebräuchlichsten und notwendigsten finnischen Ausdrücke des täglichen Lebens zu lernen.

6. Mutter und Sohn.

In ihrem behaglichen, kleinen Wohnstübchen saß Frau Edla Tallinen emsig arbeitend an dem Schreibtische ihres Sohnes. Die Mittel des aufstrebenden jungen Rechtsanwalts erlaubten ihm noch nicht, sich einen Schreiber zu halten, obgleich die Ausdehnung seiner Geschäfte einen solchen schon sehr erwünscht machten. Die zärtliche Mutter sah sorgenvoll, wie ihr Sohn sich manchmal Nächte hindurch abmühte, den vielen Anforderungen gerecht zu werden, und hatte ihm jetzt durch vieles Bitten die Erlaubnis abgerungen, mancherlei Arbeiten für ihn anfertigen zu dürfen, so namentlich die häufig vorkommenden Übersetzungen. Eben war sie auch beschäftigt, ein finnisches Aktenstück ins Schwedische zu übertragen. Sie hatte darauf gedrungen, daß ihr Sohn mit einem notwendigen Geschäftsbesuch einen kleinen Ausflug ins Grüne verbinde. Der schöne Herbsttag neigte sich seinem Ende zu, und Frau Edla erwartete ihren Sohn jetzt bald, hoffte aber, noch vor seiner Rückkunft die langwierige Arbeit beendet zu haben.

„Fertig", sagte sie endlich mit einem erleichterten Seufzer, ehe sie die Arbeit zur Seite legte. Sie erhob sich und ging langsam im Zimmer auf und nieder, indem sie gleichzeitig die Vorbereitungen zum Thee, mit dem sie ihren Sohn empfangen wollte, überwachte. Frau Tallinen war eine noch immer schöne und hoheitvolle Gestalt, ihr liebliches, mütterliches Antlitz, von silberweißem Haar umrahmt, übte einen eigentümlich beruhigenden Zauber aus auf alle, die ihr nahe traten. Gewiß hatten Kummer und Sorge ihre Linien auf das einst so blühende Angesicht gezogen, aber sie konnten ihm keinen herben Ausdruck geben; das Leben hatte sie nicht verbittert. Mit welch freudigem Stolz das blaue Auge leuchten konnte, hätte ihr Sohn zu sagen vermocht, der eben mit fröhlichem Gruß ins Zimmer trat, einen Strauß aus blühendem Heidekraut, Kronsbeeren mit leuchtend roten Beeren im ernsten Grün und allerlei buntgefärbtem Laubwerk in der Hand.

„Du bringst ja den ganzen Wald mit, Torsten."

„Ein Stückchen nur von der köstlichen Waldfrische, liebes Mütterchen. Nächsten Sonntag aber mußt du jedenfalls mit mir herauskommen, denn ich habe noch mit Adamsohn zu thun."

„Was will der alte, halsstarrige Bauer?"

„Lindensted einen Prozeß anhängen wegen der Fischereiberechtigung und Anspruch auf einen Heuschlag von Mustamäkki erheben, auf die er Rechte zu haben meint." Er trat an den Schreibtisch, wo ihm die eben vollendete Arbeit in die Augen fiel: „Du hättest das nicht alles schreiben sollen, Mutter, du hast sicher den ganzen Tag daran arbeiten müssen, während ich mich amüsierte. Das darf nicht wieder geschehen." Er küßte die Hand seiner guten Mutter, die ihn an den mit dem Strauß geschmückten Tisch führte.

„Erzähle mir doch etwas von deinem Ausfluge, du siehst so zufrieden aus, als ob du den alten Adamsohn wirklich umgestimmt hättest."

„O, was das anbetrifft, das hat noch gute Wege. — — Mutter, denke dir, ich habe das hübsche Mädchen wiedergesehen, dem ich am Sonntag mit Fräulein Swea auf dem See begegnete."

„Wo denn, doch nicht bei dem alten Bauern?"

„Warum nicht gar, sie schwebte zwischen Himmel und Erde am Jerwikiwwi."

Der junge Mann erzählte in humoristischer Weise seine Begegnung.

„Wer ist denn diese unbekannte Wald- und Seenymphe, der du sicher noch oft zu begegnen suchen wirst?"

„Das wohl nicht, denn sie ist Freifräulein von Nordenfels, liebe Mutter."

„Torstens, meines Bruders, Tochter?"

„Ja wohl, aber man scheint sie ganz in Unwissenheit über unsere Beziehungen gelassen zu haben."

„Wie so?" — „Mein Name schien ihr ganz fremd; sie sprach von dir und fragte mich, ob ich je von ihrer Tante Edla gehört habe, mit der ein Geheimnis verbunden sein müsse."

„Was antwortetest du?"

„Ich erwiderte ihr natürlich ausweichend."

„Du thatest recht daran; sie ist gleichfalls in diesem Stolz erzogen und sieht auf uns herab. Ich bin für sie tot."

„Sigrit ist trotzdem ein gutes, einfaches Kind. Die Unterhaltung kam auf die finnische Bewegung, für die sie sich lebhaft interessiert. Sie will unsere Sprache lernen. Fräulein Lindensted war anderer Meinung; wir wären hart aneinander gekommen, wenn Sigrit nicht vermittelnd eingegriffen hätte."

„Was wird die Freifrau dazu sagen? sie gilt für sehr stolz."

„Ich werde sie nicht um ihre Meinung befragen, denn die Aufforderung, die mir Sigrit zuteil werden ließ, nach Mustamäkki zu kommen, werde ich wohl kaum annehmen."

„Natürlich nicht."

„Es wird das beste sein, obgleich . . . . . es könnte unhöflich erscheinen."

„Nein, Torsten", sagte Frau Edla, ihrem Sohn scharf ins Auge blickend, „suche keine leeren Ausflüchte. Du wünschest, das junge Mädchen wiederzusehen."

Torsten erwiderte nichts.

„Vergiß aber anderseits nicht, was ich durch diese Familie, die nicht mehr die meine ist, gelitten habe, wie ich sogar den Titel einer Freifrau, der mir nach dem Rechte noch immer zukommt, abgelegt habe, um in nichts an die Vergangenheit erinnert zu werden und nichts mit Nordenfels zu thun zu haben."

„Ist das nicht auch Stolz, Mutter?"

„Aber ein berechtigter Stolz; wir sind ganz auf uns selbst gestellt und dürfen denen nicht länger entgegenkommen, die mich und deinen Vater einst beleidigten und die ausgestreckte Friedenshand mehr als einmal zurückstießen."

„Du hast recht, Mutter, es war auch meine Absicht von Anfang an, nicht zur Freifrau zu fahren, obgleich ich höchst wahrscheinlich bald geschäftsmäßig mit ihr zu thun haben werde."

„Inwiefern?"

„Mein alter Klient Adamsohn hat Lust, auch gegen sie einen Prozeß anzustrengen, ich habe schon zum Frieden geredet und eine Vermittelung beantragt."

„Kannst du dich nicht an ihren Rechtsbeistand wenden?"

„Sie hat noch niemandem ihre Geschäfte übertragen, ich werde sie jedoch schriftlich bitten, mir ihren Geschäftsführer zu bezeichnen."

„Thue das, Torsten, es ist ein guter Gedanke."

Tallinen machte sich an die Arbeit, während die Mutter, ihr Nähzeug in der Hand, der Vergangenheit nachdachte und zuweilen einen liebevollen Blick auf den Sohn warf, der sie häufig an den inniggeliebten Bruder gemahnte. Der Freiherr, der sich so ganz von ihr abgewandt, für den sie diese langen sechsundzwanzig Jahre tot gewesen war, und der jetzt ohne Versöhnung mit ihr von hinnen gegangen, hatte einst den Inbegriff ihres ganzen Daseins ausgemacht, bis mit dem Dr. Tallinen ein neues Element in ihr Leben eingriff, eine alles besiegende Leidenschaft sie die alten Bande zerreißen ließ. Sie hatte ihrem Bruder die Kränkungen, die er ihr und ihrem Gatten zugefügt, deshalb schwer verzeihen können, weil er ihr so sehr teuer gewesen. Nichts verletzt ja so grausam, als eine geliebte Hand. — Jetzt war für sie alles ausgeglichen, nur ihr Sohn sollte vor jeder Berührung mit der stolzen Familie

bewahrt bleiben, fast fürchtete sie, es sei zu spät, aber sein unbefangenes Wesen, sein geschäftsmäßiges Arbeiten beruhigten sie wieder.

7. Spätherbst.

Längst hatten Oktoberstürme den schönen Schmuck des scheidenden Sommers zerrissen, die Bäume, welche das Wohnhaus in Mustamäkki umstanden, bogen sich wie hilfeflehend unter dem tobenden Sturm, der Regen hatte die Wege aufgeweicht und die schönen buntfarbigen Blätter, die der Wind noch nicht davongewirbelt, in eine trübselige braune Masse verwandelt. Sigrit saß oft und viel in dem hübschen Giebelstübchen, das den Blick über den See hatte, aber da war jetzt wenig Trost zu suchen. Der graue Nebelregen verhüllte ihn größtenteils, und was von ihm zu sehen, war so unfreundlich wie die ganze Natur draußen. Das junge Mädchen suchte sich zu beschäftigen, sie malte bei dem trüben Novemberlichte, trieb ihre Studien und lernte in der Stille finnisch. Ihre Mutter suchte sie so viel als möglich anzuregen, war aber selbst durch ihren schweren Verlust noch zu sehr niedergebeugt, um Sigrit aufheitern zu können. Diese fühlte wohl, daß es im Gegenteil ihre Pflicht sei, der Mutter die schmerzliche Veränderung tragen zu helfen, sie bemühte sich heiter zu scheinen, aber es war leicht zu sehen, daß ihr das Leben nicht lächelte.

Ein trauriges Dämmerlicht kämpfte sich durch den feinen Nebelregen, als Sigrit wieder, wie schon so oft, am Fenster stand, während sie an das Barometer klopfte und sich verzweiflungsvoll fragte: „Wird denn das Wetter nie besser werden?"

„Sollte es wirklich möglich sein, daß du so vom Wetter abhängst, mein Kind?" fragte die Freifrau, die lächelnd zu der schwebenden Gestalt hinüberblickte, die trotz der dunkeln Kleidung so licht erschien.

„Ich traure um den Sonnengott, um unsern Baldur; denkst du nicht, daß ich zu den Lichtalfen gehörte?"

„Welche Thorheiten!"

„Ich möchte wissen, ob die alten Finnen auch einen Sonnengott hatten."

„Wie du dich für dies ungemütliche Volk interessierst! Ich glaube, daß sie nur immer Hexen und Kobolde hatten, von denen man ja bei jeder Gelegenheit zu hören bekommt, wenn man die Leute nach Dunkelwerden auf den Boden schickt."

„Man hat mir von einem wunderschönen Epos erzählt, das von einem alten Sänger Wainämoinen handeln soll", fuhr Sigrit etwas befangen fort, denn fast wäre ihr der Name Tallinen dabei entschlüpft, „ich möchte es gern lesen."

„Wie heißt der Titel? ich will es dir kommen lassen."

„Danke dir, liebe Mama, aber ich verstehe kein Finnisch und kann die Halewalla also nicht lesen."

„Es gibt sicher eine Übersetzung!"

„Ich möchte es lieber in der Ursprache lesen und dieselbe deshalb auch lernen."

„Unsinn!"

„Wirklich, liebe Mama, es ist kein Unsinn, ich wette, es wäre dir sehr angenehm, wenn du direkt mit unsern Leuten sprechen könntest, statt alles durch die Haushälterin übersetzen lassen zu müssen."

„Darin hast du freilich recht, aber du wirst mir gleichfalls zugeben, daß ein großer Unterschied darin besteht, die Sprache des täglichen Lebens etwas zu radebrechen oder Bücher, sogar Epen lesen zu wollen. Ich freue mich in der That sehr, daß du mir manchmal zu Hilfe kommen kannst, denn auf die Übersetzungen der alten Erika ist wenig Verlaß."

„Liebe Mama, mach mir das Vergnügen und laß mich finnisch lernen, ich könnte mich dann wirklich nützlich machen; jetzt bin ich ja so ganz nutzlos, daß ich mich vor mir selbst schäme", bat sie eifrig.

„Wer soll dir denn Stunden geben?"

„Die junge Frau Pastor in Nykyrka drüben, jenseits des Sees, bot mir am vorigen Sonntage an, sich mit mir zu beschäftigen, als ich darüber klagte, daß ich mich gar nicht mit den Leuten verständigen könne."

„Versteht Swea finnisch?"

„Sie spricht es ganz geläufig, findet es aber überflüssig, die Sprache gründlich zu lernen, obgleich ihr Nachbar, Herr Patturi, ihr manchmal darüber Vorstellungen macht."

„Wer ist denn dieser Herr Patturi?"

„Ein reicher Landwirt, dem Swea, wie es scheint, sehr gefällt."

„Nun es mag sein," sagte die Freifrau, „es ist nichts Unrechtes darin, obgleich dein Vater vielleicht dagegen gewesen wäre."

„Was hatte Papa denn eigentlich dagegen?"

„Eine traurige Erfahrung!"

„Was für eine Erfahrung? Hatte es etwas mit Tante Edla zu thun?"

„Ja, mein Kind."

„Erzähle es mir doch jetzt." — Die Posttasche ward hereingebracht, wie man weiß, das Tagesereignis auf dem Lande. Edla ward vergessen, denn Briefe und Zeitungen nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ich werde morgen zur Stadt fahren müssen," sagte die Freifrau von ihren Briefen aufsehend. Hätten wir doch endlich Schlittenbahn!"

„Kannst du nicht noch etwas warten?"

„Es ist dringend nötig, daß ich selbst nach den Geschäften sehe; der alte Schultz ist nicht imstande, die einfachste Angelegenheit zu ordnen."

„Was gibt es denn wieder?"

„Unser Nachbar Adamsohn, ein reichgewordener Bauer, erhebt Anspruch auf einen Heuschlag. Sein Geschäftsführer schlug einen Ausgleich vor, den ich anzunehmen geneigt war, Schultz aber macht Schwierigkeiten und will es auf einen Prozeß ankommen lassen."

„Er hat vielleicht nicht unrecht, man muß aus Bequemlichkeit nicht berechtigten Ansprüchen entsagen," behauptete Sigrit entschieden.

„Kind, Kind, Prozesse verschlingen mehr als sie einbringen."

Sigrit ließ das Gespräch fallen und bat: „Nimm mich morgen mit in die Stadt."

„Warum? du wirst dich dort nur langweilen."

„Ich lese eben im Lokalblättchen, daß morgen abend eine Vorlesung in H. stattfinden wird und einige Studenten aus Helsingfors Quartette vortragen wollen."

„Wann fängt dieser litterarische Genuß an?" fragte die Freifrau geringschätzig.

„Um sieben Uhr."

„Nun, wir können uns die Sache ja ansehen, obgleich ich dir eine Enttäuschung voraussage."

„Danke, liebes Mütterchen."

„Ich werde der Pastorin schreiben, daß du mir erlaubst, die Stunden zu nehmen," begann Sigrit wieder.

„Daß ich sie bitten lasse, falls es ihr keine Mühe macht, sich mit dir zu beschäftigen, wolltest du wohl sagen."

„Natürlich, liebe Mama."

„Nun geh nur, ich habe noch zu schreiben!"

„O, diese Geschäfte!" seufzte Sigrit.

„Denke an deine Toilette, du könntest wohl eine weiße Spitze tragen."

Soll ich nicht mein schwarzes Taftkleid instandsetzen lassen?"

„Thue es selbst, mein Kind."

Sigrit eilte auf ihr Zimmer, angenehm von der in Aussicht stehenden Fahrt erregt. Sie blickte von Zeit zu Zeit von ihrer Arbeit auf und war freudig überrascht, als sie weiße Flocken vor ihrem Fenster tanzen sah. „Schlittenbahn, wie herrlich!" rief sie, wie ein Kind jubelnd. Aber im Innersten ihres Herzens fügte sie hinzu: „sicher kommt Herr Tallinen in die Vorlesung, die ja zum besten eines finnischen Schulfonds ist. Ob er mich begrüßen wird? Ich muß ihn Mama vorstellen, er wird ihr gefallen, und sie wird ihn auffordern, uns zu besuchen. Wir leben ja so einförmig. Übrigens hatte Mama ganz recht in ihrer Meinung, daß er uns nicht besuchen würde, es wäre nicht ritterlich gewesen." (Fortsetzung folgt.)

Überfahrt. Gemalt von Max Rentel.

Die Gifte verdorbener Speisen.

Von Julius Stinde.

Daß in Zersetzung begriffene — verderbende — Speisen ungesund sind, ist eine bekannte Thatsache, daß unter Umständen nach dem Genusse von Fleisch, Fischen, Wurst und Käse, also Nahrungsmitteln tierischer Herkunft Vergiftungsfälle vorkamen, die tödlich ausgingen, dürfte nicht minder erinnerlich sein, da anläßlich derartiger Vorkommnisse von den Zeitungen warnende Notizen gebracht wurden, aber über die Natur dieser Gifte herrschte bis vor kurzem ein Dunkel, das erst neuerdings durch die vortrefflichen Arbeiten des Herrn Professor L. Brieger in Berlin erhellt worden ist. Da das Kapitel von den Fäulnisgiften nicht nur hohes wissenschaftliches Interesse hat, sondern von größter Bedeutung für das praktische Leben ist, weil diese Gifte sich in Speisekammer und Keller erzeugen und täglich entstehen können, wird die Mitteilung der neuen Entdeckungen im Zusammenhange mit älteren Beobachtungen sogar zur Pflicht im hygienischen Sinne. Schloßberger, der bereits seit geraumer Zeit die Vergiftungsfälle, welche durch verdorbene Nahrungsmittel verursacht wurden, statistisch aufzeichnete, führt allein für Schwaben in dem Zeitraum vom Jahre 1793 bis zum Jahre 1853 vierhundert Erkrankungen an Wurstgift auf, von denen hundertundfünfzig mit dem Tode endigten. Ebenso sind Vergiftungen durch Käse bekannt, die unter den Symptomen des Typhus verliefen, und die seiner Zeit ganz Europa in Schrecken setzende Pestepidemie, welche die ausschließlich von Fischen lebende Bevölkerung der Wolgagegend heimsuchte, wird mit der Fischnahrung in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Überdies kommen Erkrankungen, vom einfachen Übelbefinden bis zu ernsthaften Störungen nach dem Genusse verdorbener Speisen so häufig vor, daß es bei vielen wohl nur des Erinnerns bedarf, um sich Fälle aus näherer oder weiterer Umgebung ins Gedächtnis zurückzurufen.

In Zersetzung begriffene animalische Nahrungsmittel pflegen sich von frischen dadurch zu unterscheiden, daß sie sowohl dem Auge wie dem Geruchssinne mißfallen. In der That ist die Nase ein Sicherheitswächter, da alles, was sich ihr unangenehm bemerkbar macht, in den meisten Fällen dem Körper schädlich ist, aber in übelangebrachter Sparsamkeit wird ihren Warnungen keine Folge geleistet, und in niederen Kreisen begegnet man häufig einer durch Gewohnheit erworbenen Stumpfheit des Geruchsinns, daß Unterschiede zwischen gut und übelriechend kaum gemacht werden. Dieser Umstand trägt zum öftern Vorkommen der Erkrankungen an Fäulnisgiften bei der ärmeren Volksklasse unendlich viel bei.

Es sind aber auch Vergiftungen durch Speisen beobachtet worden, die im Geruche nichts auffälliges darboten, und dies hat seinen Grund darin, daß die reinen Fäulnisgifte geruchlose Körper sind, welche sich wahrscheinlich bilden können, ohne daß starkriechende Zersetzungsprodukte in leicht wahrnehmbarer Menge entstehen.

Der dänische Forscher Panum hatte bereits festgestellt, daß das Fäulnisgift beim Kochen nicht zerstört wird. G. O. Weber, Hammer und Schwenninger schlossen aus ihren Untersuchungen ebenfalls, daß das Gift chemischer Natur sei. Genauen Aufschluß darüber hat jedoch erst Brieger gegeben, dem es gelang, die Gifte der Fäulnis rein darzustellen und chemisch zu erklären. Brieger ließ reines Eiweiß mit dem Magensafte eines frischgeschlachteten Schweines bei der Temperatur der Blutwärme vierundzwanzig Stunden lang stehen und konnte dann durch ein ziemlich verwickeltes chemisches Verfahren eine kleine Menge reiner Substanz ausscheiden, von der einige Tropfen der wässerigen Lösung genügten, Frösche innerhalb fünfzehn Minuten zu töten. Kaninchen starben in der gleichen Zeit nach der Einspritzung einer größeren Gabe. Es entstand mithin aus dem Eiweiß ein giftiger Körper, als dasselbe der künstlichen Verdauung unterworfen wurde.

Aus faulem Fleische konnte Brieger einen chemischen Körper darstellen — das Neuridin — welcher, solange er noch mit anderen Fäulnisstoffen verunreinigt war, giftig wirkte, im völlig reinen Zustande jedoch unschädlich war und der mit zwei anderen im normalen Körper vorkommenden Substanzen, dem Neurin, welches einen Bestandteil des Gehirns bildet, und dem Cholin, das in der Galle vorkommt, nahe verwandt ist. Durch die Fäulnis werden das Neuridin und das verhältnismäßig wenig giftige Cholin in das stark giftige Neurin umgewandelt. Seltsam ist der Umstand, daß das giftige Neurin, welches vollkommen mit dem Muskarin, dem giftigen Prinzip des Fliegenpilzes übereinstimmt, einen normalen Bestandteil des tierischen, resp. menschlichen Organismus bildet, auf den es jedoch, von außen eingeführt, verderbenbringend wirkt.

Der Nachweis, daß die Fäulnisgifte chemischer Natur sind, ist von der größten Wichtigkeit, denn dadurch wird das überraschende Vorkommen von Giften erklärt, die in Leichen gefunden wurden, welche wegen Mordverdachtes zur Untersuchung gelangten, denn die durch Fäulnis entstehenden Gifte haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Alkaloiden des Schierlings, mit dem Strychnin, dem Veratrin u. a. So fand man in der Leiche des Generals Gibbone in Rom, dessen plötzlicher Tod die Meinung verbreitete, sein Diener habe ihn ermordet, ein heftiges Pflanzengift, welches in Rittersspornarten vorkommt, aber die Seltenheit dieses Giftes veranlaßte eine genauere Prüfung der gefundenen Substanz, die allerdings große Ähnlichkeit mit jenem Pflanzengifte besaß, schließlich aber doch als Leichengift erkannt wurde, denn es gelang dem Professor Selmi aus Bologna, dasselbe Gift aus der Leiche einer anderen Person zu gewinnen, welche von jedem Verdachte einer Vergiftung frei war.

Diese Leichengifte, welche von den Chemikern als „Ptomaine“ bezeichnet werden und deren Reindarstellung und Charakterisierung Brieger in ausgezeichneter Weise gelungen ist, entstehen nach den Untersuchungen des genannten Forschers bei der Fäulnis von Eiweiß, Fleisch, Fisch, Käse, Leim, Hefe, also solcher Stoffe, welche als Nahrungsmittel dienen. Notwendig dabei ist die Gegenwart von Feuchtigkeit, woraus sich ergibt, daß das feuchte Gemengsel von Wurstfüllsel besonders geeignet zur Bildung von Ptomainen ist. Hiermit stimmt die Erfahrung überein, daß gerade nach dem Genusse von Wurst und ebenfalls von feuchtgehaltenen Fischen die meisten Vergiftungen beobachtet worden sind. Eine genaue Marktkontrolle und die Vernichtung verdorbener Nahrungsmittel aus dem Tierreiche ist daher vom Standpunkte der Gesundheitspflege durchaus geboten, zumal feststeht, daß die einmal entstandenen Fäulnisgifte keineswegs durch Kochen und also auch nicht durch Braten vernichtet werden.

Die „Ptomaine“ wirken energischer, wenn sie durch Wunden in die Blutbahn gelangen, als wenn sie in den Magen gebracht werden. Schnitt- und namentlich Reißwunden, welche bei der Sektion von Leichen erhalten wurden, sind oft genug die Veranlassung zu Blutvergiftungen mit tödlichem Ausgange geworden. Die Wilden der Neuhebriden kennen nicht nur dieses Verhalten des Giftes, sondern wissen es auch im Kriege zu benutzen. Die Spitzen ihrer Pfeile, welche aus Menschenknochen verfertigt und mit Rillen versehen sind, stoßen sie in das Fleisch einer etwa acht Tage alten Leiche und überziehen dieselben darauf mit dem Safte einer Schlingpflanze. Vor dem Abschießen tauchen sie den Pfeil in Wasser. Bei schwerer Verwundung tritt der Tod nach drei bis fünf Tagen unfehlbar ein. Ähnliches wird von den Narrinjeris, den Bewohnern Südaustraliens berichtet, welche ihre Feinde mit Knochensplittern ritzen, die vorher mit faulenden Leichenteilen bestrichen worden sind.

Auch eine Methode der Brunnenvergiftung, welche Jakob Döpler in seinem theatrum poenarum mitteilt, erhält Glaubwürdigkeit durch die neueren Forschungen, die ihr früher abgesprochen wurde. Hiernach hatten Aussätzige von ihrem Blut genommen, dasselbe mit Krötenlaich und Kräutern zu einem Teig angerührt, aus dem sie Kügelchen formten, die sie mit angebundenen Steinen in den Grund der Brunnen senkten.

Viele Leute, heißt es weiter, die davon getrunken, wurden aussätzig, etliche starben gar dahin. Dies geschah unter Philipp V von Frankreich, der die Aussätzigen, so hiervon Wissenschaft hatten, verbrennen ließ und die Juden, welche als Anstifter beschuldigt worden waren, verfolgte.

Daß manche, die von jenem Wasser tranken, aussätzig wurden, klingt um so wahrscheinlicher, als der Genuß verdorbener Speisen bei vielen Menschen Hautausschlag, Nesselfieber und Rotlauf hervorbringt und zwar am häufigsten der Genuß fauler Fische. Allerdings ist die Wirkung bei einem Individuum heftiger als bei einem anderen, einige Menschen sind so empfindlich, daß anscheinend frischer Fisch ihnen Beschwerden der erwähnten Art macht, wie ja auch bekannt ist, daß manche Personen nach dem Genusse von Krebsen oder Hummer von einem nesselartigen Ausschlage befallen werden. Vielleicht enthält das Fleisch dieser Tiere im normalen Zustande bereits hinreichend Neurin, welches auf empfindliche Naturen einwirkt, während Widerstandsfähigere keinen Einfluß verspüren.

Auch in dem „Polenta" genannten Maisbrei, der die Nahrung des italienischen Landarbeiters bildet, entsteht während der heißen Monate ein Fäulnisgift, welches die Pellagra erzeugt, einen anfangs rosenartigen Hautausschlag, der mit der Zeit zunimmt, einzelne Gliedmaßen zerstört und endlich den Tod herbeiführt.

Hieran schließen sich die Untersuchungen von Pouchet, der aus den Entleerungen Cholerakranker ebenfalls ein Ptomain abschied, das von höchster Giftigkeit zu sein scheint, denn als er das gewonnene Salz zu kristallisieren versuchte, atmete er die Dämpfe davon ein und erkrankte achtzehn Stunden später mit Schüttelfrost, unregelmäßigem Puls, schmerzhaften Krämpfen in den Gliedern, und Übelkeit ohne Erbrechen. Sein Gehilfe, der den Dämpfen nicht im gleichen Maße ausgesetzt war, erkrankte unter denselben Erscheinungen in geringerem Grade.

Sowohl die Entwickelung der Cholera als die Prozesse der Fäulnis werden der Thätigkeit kleiner mikroskopischer Lebewesen, der Bacillen, zugeschrieben, und in der That sind die verschiedenartigsten Gattungen derselben aufgefunden worden, wo es sich um Fäulnis und Infektionskrankheiten handelte. Professor Brieger hat nun überall, sowohl in faulendem wie in frischem Fleisch, sowie auch in Eiern das ungiftige Neuridin gefunden, aus welchem das giftige Neurin entsteht. Die Bacillen ihrerseits zersetzen das Neuridin und erzeugen daraus das Neurin; auf Fischfleisch ausgestreut bilden sie das Muskarin, das heftige Gift, welches auch im Fliegenpilz enthalten ist, so daß sie je nach dem Nährboden, auf dem sie gedeihen, ein den jeweiligen Umständen nach eigenartiges Ptomain produzieren, sei es nun das Gift von der Pellagra oder das Gift der Cholera, das im Körper entstehend tödlich auf denselben einwirkt.

Auch im gewöhnlichen Leben, in der täglichen Praxis äußert sich die Wirkung der Ptomaine oft, ohne bisher richtig gedeutet worden zu sein, und zwar an den häufigen Fingerentzündungen der Personen, welche mit Speiseresten und Aufwaschwässern zu thun haben. Die Fäulnisgifte, welche gar leicht entstehen, dürfen nur in eine kleine Wunde, in eine Hautschürfung gelangen, um eine leichte Vergiftung herbeizuführen, die als „böser Finger" unangenehm ist, jedoch meistens bald in Heilung übergeht. Seifenwaschungen sind, da sie desinfizierend wirken, das beste Mittel gegen dieses Übel.

Mit den angeführten Ergebnissen der Forschung sind die Untersuchungen über die Fäulnisgifte noch lange nicht abgeschlossen, sondern es bleibt noch viel zu thun übrig, um neu sich aufdrängende Fragen zu beantworten. Für das praktische Leben ergibt sich daraus die Notwendigkeit, alle Speisen, sie mögen pflanzlicher oder tierischer Abstammung sein, als verdächtig zu betrachten, sobald sie auch nur schwache Anzeichen beginnender Verderbnis merken lassen, namentlich zur Zeit grassierender Epidemieen. Die Hygiene in Küche und Keller ist allein imstande vor Schaden zu bewahren.

Rückfällig.

Eine kriminalistische Skizze von A. Oskar Klaußmann.

Langsam steigt ein noch ziemlich junger Mann die finstere Treppe hinauf, die nach dem Zimmer Nr. 78 der Kriminalabteilung des Berliner Molkenmarktes führt. Der ungefähr dreißigjährige Mensch hat ein gewisses scheues und gedrücktes Wesen, seine Gesichtsfarbe ist graugelblich und das kurz geschorene Haar verbessert das Aussehen des ganzen Gesichtes durchaus nicht. Ein Beamter in Zivil weist ihn zurecht und er betritt das große saalartige Gemach, dessen niedrige Decke drückend auf jedem lastet, der zum erstenmal dieses Hauptquartier der Berliner Kriminalpolizei betritt.

„Was wollen Sie?" fragt ihn kurz einer der an der Thüre sitzenden Beamten.

„Aus dem Zuchthaus in Sonnenburg entlassen", entgegnet halblaut der Eingetretene.

Der Beamte weist ihn an einen schreibenden, ebenfalls in Zivil gekleideten Beamten, der dicht in der Nähe des Fensters sitzt und der jetzt die Papiere des Eingetretenen prüft und dann rasch einige Male auf die Tischplatte klopft. Auf dieses Signal wenden sich sämtliche im Zimmer anwesende Kriminalbeamte nach dem im vollen Lichte stehenden Bestraften herum, um sich seine Physiognomie und seine Figur für immer einzuprägen. Der Beamte am Tische liest laut vor:

„Paul Werner, wegen schwerer Körperverletzung mit tödlichem Erfolge unter mildernden Umständen am Amtsgericht I, Berlin, zu vier Jahren Zuchthaus bestraft, verbüßt in der Anstalt zu Sonnenburg." Werner hat den Blick zu Boden gesenkt und fühlt dieses Betrachten und die Aufmerksamkeit, welche ihm die Beamten von allen Seiten zu teil werden lassen, höchst peinlich.

„Haben Sie Polizeiaufsicht?" fragt ein Kommissarius.

„Nein."

„Was haben Sie denn angestellt? Natürlich Prügelei mit dem Messer, nicht? Auf ein Menschenleben kommt es dann nicht an, dann habt Ihr die Bescherung!"

„Nein", wehrt Werner ab, „nicht das Messer! Ich wollte ihm auch nichts thun. Ich habe ihn niedergeschlagen wegen meiner Braut!"

Er hat die letzten Worte hastig ausgestoßen und blickt jetzt wieder zu Boden.

„Ja, ja, die Weiber!" sagt der Kommissarius. „Was sind Sie denn, was haben Sie für einen Beruf?"

„Ich bin Feinmechaniker."

„Haben Sie Verwandte hier in Berlin?"

„Ja, eine alte Mutter. Sie hat Armenunterstützung bezogen, während ich „dort" war."

Er weist mit dem Daumen über die Schulter, als scheue er sich das Wort „Zuchthaus" auszusprechen.

„Glauben Sie Arbeit zu bekommen?" fragt der Kommissarius.

Der Gefragte zuckt die Achseln.

„Ich will es versuchen", sagt er dann, „aber wer wird mich nehmen? Ich will alle Arbeit verrichten, die ich kann, ich will alles thun, was man von mir verlangt, wenn jemand mir nur Arbeit geben wollte."

Der Kommissarius heftet seinen Blick prüfend und lange auf das Gesicht Werners, der scheu fortblickt, als er den forschenden Augen des Beamten begegnet. Aber der alte Kriminalist ist ein Menschenkenner und das Resultat seiner Prüfung scheint nicht ungünstig ausgefallen zu sein. Er schreibt auf einen Zettel einige Worte und steckt sie in einen Umschlag, den er mit einer Adresse versieht.

„Gehen Sie damit zu dem Mechaniker L. in der M—straße. Wenn er Arbeit hat, wird er sie Ihnen geben. Er gibt etwas auf meine Empfehlung, ich verlange aber von Ihnen, daß Sie mir keine Schande machen. Sie sind ein anständiger Mensch, wie es scheint. Sie haben sich in der Aufregung und Leidenschaft zu etwas verleiten lassen, was ungesetzlich war und Ihnen eine fürchterliche Strafe eingebracht hat. Sehen

Sie zu, daß Sie wieder ehrlich werden und hüten Sie sich vor allem, jemals wieder etwas mit uns und den Gerichten zu thun zu haben. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie noch so viel Ehrenhaftigkeit besitzen, um das einzusehen, was ich zu Ihnen sage, und darnach zu handeln. Gehen Sie mit Gott!"

Werner nimmt den Brief und murmelt einige Worte des Dankes. Beredter als diese ist aber die Thräne, die ihm über die Wange rollt. Das hat er nicht erwartet nach den vier Jahren schrecklicher Zuchthauszeit, am allerwenigsten von der Polizei, die ihm als der Inbegriff alles Feindseligen, alles Schrecklichen erschien . . . .

Bei dem Mechaniker L. ist ein neuer Gehilfe in Arbeit getreten, der Paul Werner heißt und ein stiller, ruhiger und fleißiger Mensch ist. Er ist lange im Ausland gewesen, so hat der Meister den andern Gehilfen erzählt, und hat dort allerlei Unangenehmes erfahren. Das hat ihn so still und in sich gekehrt gemacht. Die Mitarbeiter lernen aber bald den neuen Gehilfen schätzen. Er ist nicht nur sehr geschickt, sondern auch stets dienstbereit, freundlich und höflich. Es scheint ihm Freude zu machen, wenn er einem Werkstattsgenossen eine Gefälligkeit erweisen kann. Man gewinnt ihn lieb, man schätzt ihn umsomehr, als man weiß, daß er das Geld, das er mühsam verdient, nicht verschwendet, sondern zur Unterstützung seiner armen Mutter benutzt, mit der er einsam und eingezogen lebt. Er scheint für alle Vergnügungen, die sich der Mann, der die ganze Woche hindurch eifrig gearbeitet, mit Recht am Sonntag gönnt, kein Verständnis zu haben, und lachen sieht man ihn fast nie.

Wenn er am Werktisch sitzt, den Kopf über die kleine Drehbank gebeugt, auf der er die feinen mechanischen Arbeiten herstellt, und die er selbst mit dem „Fidelbogen" in Bewegung setzt, erscheint bisweilen ein harter Zug in seinem Gesicht. Er sieht dann im Geiste die langen hallenden Gänge und Korridore des Zuchthauses, er sieht die mächtigen Arbeitssäle, in denen die „Nummern" schweigend ihr Pensum verrichten, er sieht sich selbst als „Nummer" einrangiert unter die Verworfenen der Gesellschaft, unter die Elenden, die ihn noch verhöhnen, wenn er sich willig den Anordnungen fügt, die Beamte und Hausgesetze ihm vorschreiben.

Eines Morgens erscheint ein kleiner Gassenbube in der Werkstatt, einer von den Rangen, die dort draußen auf Straße und Bürgersteig herumspielen, und fragt, ob ein gewisser Werner da sei, ein Freund wünsche ihn zu sprechen. Werner sieht erstaunt auf und geht dann hinaus. Als er nach ungefähr einer Viertelstunde wiederkehrt, ist er leichenblaß, und seine Hände zittern. Er muß die Arbeit auf einige Zeit einstellen, denn seine Hände vernichten in ihrem Vibrieren die feinen Teile, die sie aus dem spröden Metall herstellen sollen. Er atmet auf, als die Arbeitszeit vorüber ist und er nach Hause eilen kann, wobei er sich scheu umsieht wie ein gehetztes Wild.

Die Arbeit, die er gefunden, die zerstreuende Beschäftigung, der reichliche Verdienst, der es ihm möglich machte, seiner Mutter beizustehen, das Gefühl auf dem Wege zu sein, ein ehrlicher Mensch zu werden, haben die Bangigkeit bei ihm einigermaßen eingeschläfert, die Bangigkeit, die er davor empfand, daß man eines Tages in der Werkstatt erfahren könnte, daß er im Zuchthause gewesen. Er wußte sehr wohl, daß seine Arbeitsgenossen sich dann schaudernd von ihm wenden würden, er wußte das aus vielen Gesprächen, die sie untereinander über gefallene Genossen geführt, aus den Gesprächen, denen er bebend und stillschweigend zugehört hatte.

In der Werkstatt bemerkte man, daß mit Werner eine Veränderung vorging. Er war zerstreut, mißmutig, sein Fleiß ließ nach, und die Arbeiten, die er lieferte, waren nicht mehr so sauber wie früher. Der Meister, ein humaner Mann, beobachtete ihn stillschweigend. Eines Abends, als die Arbeitszeit zu Ende war, rief er ihn, den Fortgehenden zurück, um mit ihm in seinem Zimmer ein kurzes Gespräch zu führen.

„Es ist etwas nicht in Ordnung mit Ihnen, Werner", sagte er, „Sie sind nicht mehr so wie früher, nicht so fleißig. Sie härmen sich über irgend etwas. Können Sie mir nicht anvertrauen, was geschehen ist? Sie wissen doch, Sie brauchen vor mir kein Geheimnis zu haben. Sie wissen, daß ich Sie achte als einen braven und fleißigen Menschen trotz alledem, was geschehen ist, und daß Sie mir volles Vertrauen schenken können."

Schluchzend ergriff Werner die Hand des Meisters; es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich soweit gefaßt hatte, um zu erzählen: trotzdem er sich im Zuchthause so sehr als möglich von den andern Strafgenossen zurückgehalten hatte, waren doch allmählich sein Name und seine Verhältnisse einzelnen der Zuchthäusler bekannt geworden. Einer von ihnen, der „Kupfer-Otto", wie sein Kriegsname in der Verbrecherwelt lautete, war vor einigen Wochen nach Verbüßung seiner Strafe entlassen worden. Er hatte ausgekundschaftet, wo Werner arbeitete, und ihn aufgesucht, um ihm zu einer entsetzlichen Last zu werden. Er verlangte unter der Maske der Freundschaft und Kameradschaft unablässig Geld von Werner und wurde in seinen Ansprüchen immer unverschämter und dreister. Seine beständigen Drohungen, den Mitgehilfen Werners von der Zuchthausstrafe desselben Mitteilung zu machen, veranlaßten denselben, dem Zuchthäusler immer und immer wieder soviel Geld auszuhändigen, als er überhaupt entbehren konnte. Er befand sich jetzt geradezu in Verzweiflung über seine Situation.

Der Meister war außer sich vor Empörung und erklärte, er würde ihm Ruhe verschaffen. Werner erschrak und bat flehentlich, nichts gegen den „Kupfer-Otto" zu unternehmen, weil dadurch die Sache noch verschlimmert werden würde, aber der Meister ließ sich durch nichts abbringen. Er machte noch an demselben Abend in einem Briefe dem Kommissar Mitteilung von dem, was vorgefallen, und schon am nächsten Tage hatte die Kriminalpolizei den sauberen Patron, der sich in der Stadt umhertrieb, ohne sich polizeilich angemeldet zu haben, aufgegriffen und ihn auf den Schub gebracht. Dies teilte der Meister triumphierend Werner mit, und dieser hätte aufgeatmet, wenn er die Sorgen hätte los werden können, die trotz alledem auf ihm lasteten. Er fürchtete immer noch einen Racheстreich des „Kupfer-Otto", und er hatte sich nicht getäuscht.

Als er einige Tage später am Morgen in die Werkstatt trat, sah er seine Mitgehilfen in einer Gruppe zusammenstehen und ihn mit finstern Blicken mustern.

Der älteste von ihnen trat an ihn heran und verlangte in hartem Tone von ihm eine Erklärung, ob es wahr sei, daß er im Zuchthause gewesen, eine Erklärung, wie er sich habe erfrechen können, sich unter ehrliche Leute zu drängen.

Werner war sprachlos und konnte nicht antworten. Man zeigte ihm die anonymen Postkarten, welche sämmtlichen Gehilfen der Werkstatt wohl von den Genossen des „abgeschobenen" Kupfer-Otto mit der Mitteilung von der Bestrafung Werners zugegangen war . . . . .

Am Abend zahlte der Meister Werner seinen Lohn aus und drückte sein Bedauern darüber aus, daß er ihn entlassen müsse. Aber sämtliche Gesellen hätten erklärt, sofort die Arbeit einstellen zu wollen, wenn Werner nicht die Werkstatt verließe. Es sei jetzt gerade viele und dringende Arbeit vorhanden, er könne nicht wagen, den Kampf mit der Gehilfenschaft aufzunehmen. Wenn er auch die augenblicklich bei ihm arbeitenden entließe und andere zu engagieren suchte, würde er keine erhalten, denn mit einem Zuchthäusler würde niemand zusammen arbeiten wollen.

Er stellte Werner ein glänzendes Zeugnis aus und entließ ihn mit den besten Wünschen für sein Fortkommen. . . . .

Es gelang Werner, binnen kurzem wiederum Arbeit zu erhalten, aber nur wenige Tage konnte er sich dieses Erfolges freuen, denn die Verbrechergenossen des Kupfer-Otto verziehen es ihm nicht, daß ihr Freund durch ihn aus Berlin ausgewiesen war, und setzten ihr denunziatorisches Geschäft mit anonymen Postkarten immer wieder fort. Werner war der Verzweiflung nahe. In Berlin war seines Bleibens nicht mehr, aber wo sollte er hin? Mußte nicht in einer kleinen Stadt die Sache von seiner Zuchthausstrafe viel eher bekannt werden, als in der Weltstadt? In dieser Notlage erinnerte Werner sich seines Gönners, des Polizeikommissars, und suchte denselben auf, um ihm sein Leid zu klagen.

Katzenmütterchen. Von Ludw. Knaus. Nach einem Stich aus dem Verlage von P. Käser in München.

„Ich glaube es Ihnen", sagte dieser, „daß es Ihnen unendlich schwer fällt, sich hier in Berlin zu halten, nachdem diese Bande einmal beschlossen hat, Sie zu verfolgen. Wir können nichts zu Ihrem Schutze thun, aber hier bleiben können Sie auch nicht. Ich will Ihnen eine Empfehlung an die Polizeibehörde einer kleinen Stadt im äußersten Osten der Monarchie geben. Ich bin in jener Gegend früher einmal kriminalistisch thätig gewesen, und wie Sie sagen, ist dort die Stelle eines Mechanikers in einem Geschäft ausgeschrieben. Melden Sie sich, und sobald Sie angenommen sind, holen Sie sich bei mir die Empfehlung an die Polizei, damit Ihnen von seiten dieser keine Hindernisse in den Weg gelegt werden."

Die Meldung Werners hatte den gewünschten Erfolg, und mit der Empfehlung des Kommissars versehen, reiste er mit seinen letzten ersparten Groschen nach jener Stadt ab, von wo aus er in der Lage war, nach wenigen Tagen zu berichten, daß er gut aufgenommen worden sei und daß die Empfehlung des Kommissars bei dem Bürgermeister, der gleichzeitig das Amt eines Polizeiverwalters versah, ihm von großem Nutzen gewesen sei. . . . .

Es waren vier Wochen vergangen, als Werner wiederum verzweifelt in das Bureau des Kommissars trat, der aufrichtig erschrocken war, ihn wiederzusehen.

Das Unglück verfolgte Werner auffällig. Er hatte sich in dem kleinen Ort ganz gut eingelebt und sich glücklich gefühlt, als in dem Hause, in dem sein Meister wohnte, ein größerer Diebstahl begangen wurde. Die unteren Polizeiorgane des kleinen Ortes handelten bei den Recherchen nach dem Thäter durchaus nach der kriminalistischen Schablone, welche besagt, daß der Verdacht vor allem auf Individuen zu lenken sei, die bereits vorbestraft sind. Es war diesen bekannt, daß Werner mit Zuchthaus bestraft sei. Er wurde sofort verhaftet, und wenn man ihn auch bald darauf wieder freiließ, weil seine Unschuld sich herausstellte, wurde doch allgemein bekannt, daß er ein Zuchthäusler sei, und seine Stellung in dem kleinen Orte war unhaltbar geworden. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Berlin zurückzukehren, und nun befand er sich hier ohne Geld und ohne Aussicht Arbeit zu bekommen.

Der Kommissar war ratlos. Werner erklärte sich bereit, jede Arbeit zu übernehmen, die ihm geboten wurde, und so war er nacheinander als Ausläufer, Paketträger, Hausknecht und schließlich als Auflader thätig. Aber seine Körperkonstitution erlaubte ihm das schwere Arbeiten nicht, moralisch fühlte er sich auf das schrecklichste niedergedrückt, denn er hatte Lust und Liebe zu seinem Handwerk besessen, das er jetzt nicht mehr treiben konnte. Die Arbeit, deren Lohn außerdem ein sehr kärglicher war und es ihm kaum ermöglichte, für seine darbende Mutter etwas zu erübrigen, gewährte ihm keine Befriedigung. Er fühlte nur eins, nämlich, daß Rettung für ihn nur im Ausland winke. Wenn er ins Ausland ginge, vielleicht nach Amerika, nach Australien, konnte er sein Glück machen. Gerade Leute von seinem Handwerk sind dort gesucht. Er wußte dies von früher her aus Briefen von Handwerksgenossen, die „hinüber" gegangen waren, daß sie es rasch zu glänzenden Erfolgen gebracht hatten, und kein Mensch fragte dort nach der Vergangenheit. Dort konnte er vielleicht wohlhabend werden, ein ruhiges Leben führen, während er hier zu den Auswürflingen der Gesellschaft gehörte.

Verzweifelnd und niedergeschmettert ging er eines Abends von seinem Tagewerke nach seiner Schlafstelle, als ihn ein elegant gekleideter Herr anredete, in dem er erst nach längerem Nachdenken und Betrachten einen Zuchthausgenossen mit dem Spitznamen „das Dreierlicht" erkannte.

„Dreierlicht" war seit einigen Wochen aus dem Zuchthaus entlassen und betrieb flott sein früheres Handwerk, welches im falschen Spielen, Bauernfängern und ähnlichen weltstädtischem Kleingewerbebetrieb bestand. Er schien aufrichtig erfreut, Werner wiederzusehen, verhöhnte ihn wegen seiner Kopfhängerei, und als dieser ihm sein Leid klagte, lachte er ihn aus, schenkte ihm Geld und forderte ihn auf, ihn zu besuchen.

In der That suchte Werner am nächsten Tage „Dreierlicht" in seiner eleganten Garçonwohnung auf, wo er von seinem Freunde mit Wein regaliert wurde und dann eine lange Strafpredigt anhören mußte. „Dreierlicht" machte ihm klar, wie thöricht er sei, in dem Kampfe mit der Gesellschaft widerstandslos auf sich herum hämmern zu lassen. Wenn ihn alles von sich stoße, wenn man ihm Brot und Arbeit verweigere, trotzdem er den besten Willen habe, zu arbeiten und ehrlich zu sein, gebiete es ihm die Pflicht der Selbsterhaltung, sich zur Wehr zu setzen, sich zu rächen. Wenn man ihn nicht schone, sei er thöricht und närrisch, wenn er andre Leute schonen wolle. Kurzum, „Dreierlicht" machte ihm schließlich den Vorschlag in die Spielergesellschaft einzutreten und, da er ein gewisses gewandtes Wesen besaß, als „Schlepper", d. h. als derjenige Komplice zu dienen, der Opfer in das Garn der Spieler zu locken hätte. „Dreierlicht" erklärte ihm, daß es sich nur um gewöhnliches Hazardspiel handele, und verschwieg ihm, daß die Bande aus falschen Spielern bestand.

Er machte ihm klar, daß die Polizei zwar das Hazardspiel verboten habe, daß es aber in der besten Gesellschaft ungestört betrieben würde, daß niemand für unehrlich hälte, der hazardiere. Er setzte ihm auseinander, daß es kein Verbrechen sei, jemand die Gelegenheit zum Spielen, d. h. zum Vergnügen zu verschaffen, kurzum er wußte die wunderbarsten Argumente vorzubringen, er ließ Goldstücke vor Werners Augen blitzen. Endlich verfehlte der Wein seine Wirkung auf den Kopf und das Gemüt Werners nicht, und nach wenigen Stunden gab er sich zum Genossen „Dreierlichts" hin.

Werner war sich ja wohl dessen bewußt, was er that, als er den Weg der ehrlichen Arbeit verlassen, aber er beruhigte sich mit den Argumenten, die ihm „Dreierlicht" vorgeführt hatte. Er tröstete sich vor allem damit, daß er nicht allzulange sich dieser Beschäftigung werde hingeben müssen, und es stand fest bei ihm, daß er nur Geld verdienen wollte, um nach dem Auslande zu gehen und sich dort durch ehrliche Arbeit fortzuhelfen. Sein Gewissen suchte er zu betäuben, indem er sich selbst trotzig klar machte, wie er sich im Zustande der Notwehr gegenüber der ganzen Gesellschaft befinde.

Nun wohlan! Auch die Gesellschaft befand sich ihm gegenüber im Zustande der Notwehr. Das Spielernest wurde eines Tages aufgehoben, der ganzen Bande der Prozeß gemacht und Werner wandelte als „Rückfälliger" wieder ins Zuchthaus. Er wird dort seine Strafe verbüßen und — nach aller Wahrscheinlichkeit nach kurzem Freiheitsgenuß immer wieder ins Zuchthaus zurückkehren. Wer erst „rückfällig" wurde, ist dem Zuchthause für immer verfallen. „Das ist fürchterlich!" wird der Leser ausrufen und ich muß ihm leider darauf erwidern, daß der vorstehend erzählte Fall noch nicht der schlimmste, noch nicht der ergreifendste ist.

Wenn man aber fragt: „Gibt es denn für diese Unglücklichen keine Rettung, sind sie denn nach dem ersten Fehltritt dazu verdammt Verbrecher zu bleiben?" so muß erwidert werden: „Ja, lieber Leser, es kann diesen Unglücklichen, diesen Aussätzigen der Gesellschaft geholfen werden. Diese Hilfe ist nicht leicht, aber sie kann geleistet werden durch werkthätige Nächstenliebe, und auch du, werter Leser, du, werte Leserin, kannst hier helfend eintreten, ja dein Mitgefühl wird dir sogar gebieterisch zurufen: „Wehe dir, wenn du helfen kannst und nicht helfen willst. Schon längst haben sich humane Vereine gebildet, die es sich zur Aufgabe stellten für entlassene Sträflinge zu sorgen, ihnen Unterkunft und Arbeit zu verschaffen, sie mit Rat und That zu unterstützen. Leider können die meisten dieser Vereine, insbesondere die in den großen Städten, nicht so segensreich wirken wie sie wollen, weil ihnen die nötige Unterstützung des Publikums fehlt."

Diese Unterstützung — das soll hier gleich gesagt werden — besteht nicht nur darin, daß man einen Jahresbeitrag zahlt, sondern, daß man sich werkthätig an den Bestrebungen eines solchen Vereins beteiligt und mit die Sorge übernimmt für jene Elendesten aller Elenden, welche trotz alles Kampfes rettungslos im Sumpfe des Verbrechens zugrunde gehen müssen, weil sich ihnen keine helfende Hand entgegenstreckt.

Im Kyffhäusergebirge.

Von Hermann Vogt.

I.

Wir waren ein ganzes Koupee voll, Mutter, Vater und fünf Kinder im verschiedensten Lebensalter von der halberwachsenen vierzehnjährigen Tochter bis zu dem fünfjährigen Buben, dem Schreihals unter der Nachkommenschaft, herunter. Leicht war uns die Besitznahme dieser Plätze nicht geworden, denn heute beim Beginn der Sommerferien drängte jedermann fort aus der großen Stadt in den grünen Wald, in die Einsamkeit eines Landsitzes, oder an das Gestade des Meeres. Alle Züge waren überfüllt, und da wir uns etwas verspätet hatten — bei einer so zahlreichen Reisegesellschaft kann das nicht wunder nehmen — so war ich ziemlich trostlos an dem langen Zuge auf- und abgelaufen. Alle für Damen und Nichtraucher bestimmten Koupees erwiesen sich voll besetzt, und auf meine Frage, ob denn nicht noch ein Wagen angeschoben werden könne, zuckte der Bahnhofvorsteher bedauernd die Achseln. Endlich entdeckte ich im letzten Wagen ein Koupee, aus dessen geöffnetem Fenster ein Reisender wie geflissentlich mächtige Wolken von Tabakrauch herausblies. Die übrigen sieben Plätze waren noch unbesetzt. Rasch ließ ich mir die Thür öffnen, belegte mit den Tüchern, Decken und Schirmen, die ein gut gezogener Pater Familias immer zur Hand hat, den leeren Raum, winkte meinen Lieben und wendete mich zu dem betroffen dreinschauenden Fahrgast. „Mein Herr“, begann ich höflich den Hut lüftend, „ich bedauere, Sie zu inkommodieren, aber mir bleibt nichts anderes übrig, als mit Frau und fünf Kindern hier einzuziehen. Vielleicht ist es Ihnen unter diesen Umständen lieber, sich noch rechtzeitig nach einem bequemeren Platz umzusehen.“

Roßla in Thüringen.

Was der also Angeredete eigentlich in den Bart gemurmelt hat, konnte ich nicht verstehen, aber die Taktik hatte Erfolg. Während die Meinen mit dem zahlreichen Handgepäck, ohne das Damen nun einmal nicht reisen zu können scheinen, ihren Einzug in das kühn eroberte Gebiet hielten, verzog sich der bisherige Inhaber. Übrigens verstanden wir während der Fahrt unser Terrain auch siegreich zu verteidigen. Mancher Reisende, der ungeduldig die Thür aufriß, wurde schon durch unsere Zahl und die kunstvoll überall verteilten Hutschachteln, Kästchen, Tücher und Düten abgeschreckt und wandte sich ab, um brummend und scheltend ein Haus weiter sein Heil zu versuchen. Gegen unternehmendere Persönlichkeiten wurde eine eigens zu diesem Zwecke erfundene Abschreckungsmethode systematisch in Anwendung gebracht. Kaum näherte sich nämlich ein Feind, und als solchen durften wir mit vollem Rechte jeden betrachten, der auf unsere Wagenthür zuschritt, so begannen die Kinder, die sonst ziemlich auf den Draht gezogen sind und nicht mucksen, wenn Papa oder Mama in der Nähe sind, wie auf Kommando ein ohrzerreißendes Konzert. „Nein, aber ich will die große Puppe haben“, und „nein, die kriegst du eben nicht, nimm du den Pudel“, so tönte es dann zeternd und kreischend durcheinander. Der Gesellschaft von Kindern, deren drittes Wort immer nein ist, pflege ich für meine Person immer so weit aus dem Wege zu gehen, wie möglich, und andere Leute scheinen meine Ansichten in dieser Beziehung zu teilen. Wenigstens ist auf der ganzen Reise niemand auf den einzigen leeren Platz zu uns eingedrungen, und mit Siegermiene haben wir das Koupee verlassen, als nach mehrstündiger Fahrt die Station Roßla an der Eisenbahn Halle-Nordhausen erreicht war.

Unser Reiseziel war das am südlichen Fuße des Kyffhäusergebirges hingestreckte etwa fünftausend Einwohner zählende Frankenhausen, dessen Solquellen unsere Kinder erfrischen und stärken sollten. Frankenhausen wird glücklicherweise von den großen Schienenwegen noch nicht berührt. Die nächsten Bahnstationen sind Sondershausen, Heldrungen, Artern und Roßla, doch jeder dieser Punkte liegt von dem aufstrebenden Bade mehrere Meilen entfernt. Ich sage glücklicherweise, denn wenn die allerdings für die nächste Zeit geplante Eisenbahn erst nach Frankenhausen geht, so wird das letztere sich über kurz oder lang auch zu einem sogenannten modernen Badeorte aufschwingen, und mit der Billigkeit, der Einfachheit und Gemütlichkeit des Lebens in der kleinen Landstadt ist es dann vorbei. Wir hatten den Weg über Roßla eingeschlagen, nicht allein, weil dieser Ort von der Reichshauptstadt uns am bequemsten zu erreichen war, sondern auch, weil der Weg von hier über den ganzen Rücken des Gebirges hinüberführt, und wir uns von vornherein während der Fahrt im offenen Wagen so recht an der frischen Natur, am grünen Walde, an der würzigen Luft erlaben wollten. Da wartete unserer in Roßla eine Enttäuschung, wie eine Reise in die Sommerfrische deren in der Regel mehrere im Gefolge zu haben pflegt. Ein in Frankenhausen lebender Freund hatte uns dort eine Wohnung besorgt und auch versprochen, den Wagen zum Zuge zu schicken. Ein Fuhrwerk war auch richtig zur Stelle, aber, o Schrecken! statt der erhofften offenen Kalesche eines jener antediluvianischen Ungetüme, die der Großstädter kaum mehr kennt, eine gewaltige gelbe Postkutsche. Bei Frau und Kindern setzte es fast Thränen bei diesem Anblicke. Aber was half's? Der Herr Posthalter hatte übrigens mit gutem Vorbedachte gehandelt, als er uns den solid gebauten Wagen schickte, dessen Gewicht sich auf viele Zentner beläuft, denn auf und in ihm konnten wenigstens die großen Koffer und Körbe sicher mitgeführt werden.

Nachdem das Gepäck glücklich verstaut, verschnürt, überhaupt untergebracht war, mußte Mama mit ihren Kleinen schließlich trotz der brennenden Julisonne sich entschließen in dem engen Kasten Platz zu nehmen. Ich aber stieg wohlweislich zum Schwager auf den Bock. Wenn es sich dort mit den langen Beinen auch nicht besonders bequem saß, so hatte ich doch Luft und Aussicht. Der Postillon blies, allerdings recht falsch, seine ansprechende Melodie:

Ach du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort,
Immer von Ort und Ort,
Auf der Chaussee? Liebchen Ade!

Die Rotenburg in Thüringen.

Der Rittersaal auf der Rotenburg.

knallte mit der Peitsche, und schwerfällig rasselte das Gefährt über das holperige Pflaster dahin. Man hatte uns auf dem Bahnhofe vorgeschlagen, den Weg über das Dorf Thürungen zu nehmen, wo gerade am heutigen Sonntage nach uraltem Brauche das Fest des Froschkönigs gefeiert wurde. Aber mit der Hast des modernen Reisenden, der ungeduldig seinem Ziele zustrebt, ließen wir uns kaum die Zeit, flüchtig einen Blick in das Innere der Kirche von Roßla zu werfen, und wählten den geradesten Weg. Schon von den Fenstern des Eisenbahnkoupees aus hatte man, nachdem Sangerhausen passiert war, den schön bewaldeten Gebirgszug wahrnehmen können, der sich über der von dem Flüßchen Helme durchströmten Goldenen Aue im Mittel auf 325 m erhebt und im Tannenberge zu der größten Höhe von 465 m ansteigt. Als wir aber aus Roßla, dem Stammsitze der Grafen von Stolberg-Roßla, herauskamen, da traten die anmutigen Linien des Kyffhäusergebirges recht deutlich in die Erscheinung, und wenn der Wanderer hier auch die großartigen Schönheiten der alpinen Natur vermissen mag, so befindet er sich dafür an einer Stätte, wo die Erinnerung an die stolze Herrlichkeit der mittelalterlichen Kaiserzeit ihm überall lebendig und so recht handgreiflich entgegentritt.

Das Kyffhäusergebirge bildet die nordöstliche Grenze Thüringens, wird durch die Goldene Aue im Norden vom Harze, durch die Thalsenkungen der Wipper und der kleinen Wipper, welche sich von Artern nach Sondershausen hinzieht, im Süden von dem Höhenzuge der Hainleite geschieden und erstreckt sich, in der Luftlinie gemessen, von Nordwest nach Südost zwischen den Dörfern Badra und Ichstedt etwa in einer Länge von siebzehn Kilometern. Die Breite des Höhenzuges zwischen Kelbra und Frankenhausen beträgt in der Luftlinie acht Kilometer. Der Kyffhäuser gehört zur Triasgruppe, zu den Salzgebirgen. Über Granit und Syenit lagern Rotliegendes und Zechstein. Auf der von reichlich tragenden Obstbäumen begrenzten Chaussee zwischen wogenden Feldern hindurch, auf denen emsige Arbeiter mit der Ernte beschäftigt sind, führt uns unser Weg dem Städtchen **Kelbra** zu. Wer kennt den Namen nicht aus den Sagen, denen er in seiner Jugend so gern gelauscht? Aus Kelbra waren sie großenteils gebürtig, die kecken Musikanten und fahrenden Leute, wie die hilfesuchenden Bauern und Fröhnder, die an die Pforte pochten, hinter der der verzauberte Kaiser saß, und die dann je nach ihrem Verhalten, nach ihrem Vorwitz oder ihrer Treuherzigkeit und Biederkeit von ihm und seiner Tochter, der Prinzessin Utchen erschreckt und bestraft, oder belohnt und beschenkt wurden. Doch hier, wie an manchen andern Orten, hat die Romantik, mit der wir geschichtliche Stätten so gern umgeben, der modernen Nüchternheit weichen müssen. Auch über den Dächern des freundlichen Kelbra, in das wir jetzt einfahren, ragt das Wahrzeichen unsers Jahrhunderts, die dampfende Esse, hoch empor. Allerdings zählt die hier befindliche industrielle Anlage zu denen, deren Vorhandensein einem „täglich mehr hervortretenden Bedürfnisse“ entgegenkommt. Es ist eine Brauerei, deren leichtes, gesundes Bier in jenem Teile Thüringens sehr beliebt ist. Die Personenpost hält in Kelbra, um Reisende, Gepäckstücke und Briefschaften aufzunehmen, und dem Posthause gegenüber liegt die Wirtschaft „Zur goldenen Sonne“, wo man den Trunk gleich aus den Kellern der Brauerei schenkt. So hatte mich Müller belehrt, der Postillon, oder vielmehr „Herr“ Müller, wie er respektvoll von allen Begegnenden angerufen wurde, selbst von dem sonst anscheinend sehr bärbeißigen Chausseeeinnehmer, der den in den stolbergischen Farben schwarz und gelb gestrichenen Schlagbaum zwischen Roßla und Kelbra bewachte.

Der Pulsschlag des Großstädters hat naturgemäß im Getriebe der großen Welt ein schnelleres, unruhigeres, drängenderes Tempo angenommen. Alles soll rasch, kurz, präzis erledigt werden. Deshalb schien mir unsere Reise, seit wir den Eisenbahnzug verlassen hatten, auch verzweifelt langsam von statten zu gehen. Ein paarmal wollte ich in nervöser Aufregung dazwischen fahren, ob der „Mährte“, mit der jede Handreichung betrieben wurde. Aber ich beherrschte mich, und nach gar nicht so langer Zeit erwies es sich, daß die ungewohnte Langsamkeit auch ihr Gutes im Gefolge hat. Die Erregung der Nerven läßt nach, jetzt erst fühlt man sich der

Am Fuße der Rotenburgruine.

aufregenden Geschäftsthätigkeit wirklich entrückt, fühlt Ruhe und Behaglichkeit einziehen in das Gemüt, beginnt sich der Freude an den Schönheiten der Natur mit ganzer Seele hinzugeben und sich der kleinen Begegnisse mit Humor zu erfreuen.

Müller wollte augenscheinlich gern in Kelbra einkehren. Ich ließ ihm also den Willen. Herr Sonne — nach alter Gewohnheit rufe ich stets die Gastwirte, deren Namen ich nicht kenne, nach ihrem Schilde, und wenn der Wirt zum roten Ochsen bei solcher Anrede auch erstaunt aufblicken mag, so lassen die Herren Sonne, Schwan, Hirsch, Krone und tutti quanti es sich gern gefallen, wenn man nur das ernste Gesicht unverbrüchlich bewahrt — Herr Sonne also erquickte die ganze Reisegesellschaft, den Schwager inbegriffen, mit Bier und Butterbrot, und fühlte sich augenscheinlich sehr geschmeichelt über das der goldgelben Butter und der „selbstgeschlachteten" Wurst gezollte Lob. Dann aber lautete die Parole: „Wenn der Herr gefrühstückt hat, kann der Gaul wieder arbeiten." Wenige hundert Schritte nach dem Verlassen des Städtchens biegt man in den herrlichen Laubwald ein; die Steigung beginnt; wir befinden uns im Gebirge. Ein bequemer Fußweg führt von Kelbra nach der Rotenburg, die von der Spitze des Berges herniederwinkt, und ein guter Fußgänger kann die Ruine in kürzerer Zeit erreichen, als ein Wagen. Ich halte aber, und meine Frau stimmt darin wie in allen wichtigen Dingen mit mir überein, das Gehen für eine meinem Lebensalter völlig unangemessene Fortbewegungsmethode, und der richtige Alpenfex straft mich mit stiller Verachtung, weil ich behaupte, daß ein Berg am schönsten vom Fuße aus erscheint. Wir blieben also im Wagen, der eine in vielen Windungen sanft ansteigende, vortrefflich gehaltene Kunststraße verfolgte, die schon vor mehr als fünfzig Jahren von der Rudolstädtischen Regierung — das ganze Kyffhäusergebirge gehört zu Schwarzburg-Rudolstadt — von Kelbra nach Frankenhausen, zwanzig Kilometer lang über den Rücken des Berges geführt worden ist. Müller erweist sich als ein gutmütig geschwätziger Thüringer, dessen Zutraulichkeit durch die gewährte nasse Spende in Kelbra noch erhöht ist. Er befährt dieselbe Strecke schon seit achtzehn Jahren und muß sie deshalb wohl auf Schritt und Tritt kennen. Er macht auf alles aufmerksam, auf die durch eine Lichtung auf das rückwärts liegende Land gewonnene prächtige Aussicht, auf die Schönheiten des Weges, namentlich auf die mächtigen versteinerten Baumstämme, die im nördlichen Teile des Gebirges viel aus dem rötlich gefärbten Sandstein zu Tage treten. Dabei plaudert er von seinen Schimmeln, von dem Preise, für den sie auf dem Markte von Kölleda angekauft sind, von ihren guten Eigenschaften und der Klugheit, mit der sie ohne Zügelführung die scharfe Wendung auf der engen Serpentine ausführen und an bestimmter Stelle zum Verschnaufen still stehen. Vor allen Dingen aber ergeht er sich über den großen Prozeß, den die „Chaussee" und der „Forst" einst miteinander geführt haben. Die über die Straße hinüberreichenden Zweige der Bäume nämlich bildeten ein schattiges Laubdach, das den Reisenden im Sommer sehr angenehm sein mochte, unter dem aber die Straße zu viel Nässe ansammelte. Die „Chaussee" wollte deshalb die Zweige abhauen, dagegen sträubte sich der „Forst" und ging vor die Gerichte. Schließlich wurden längs der Straße besondere Merksteine errichtet und die roten Steinwände des Gebirges mit Zeichen in weißer Farbe versehen. Bis zu diesen Punkten darf jetzt der „Forst" seine Zweige wachsen lassen, kommen sie darüber hinaus, so hat die „Chaussee" das Recht des Kappens.

Bei jeder Biegung des Weges fast können wir bald vor, bald hinter, bald neben uns die malerischen Überreste der Rotenburg von einem neuen Gesichtspunkte aus bewundern, und auf der Höhe des Berges verlassen wir den Wagen, um diese Sehenswürdigkeit des Gebirges gleich heute in Augenschein zu nehmen.

Über die Gründung der Rotenburg gibt es keine urkundlichen Beweise. Die vorhandenen Ruinen, auf deren Erhaltung in neuerer Zeit einige Sorgfalt verwendet wird, weisen eine Mischung des rundbogigen romanischen Stils und der Gotik mit ihren Spitzbogen auf, und daraus schließt man, daß die Burg etwa in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts

Kelbra mit dem Kyffhäusergebirge.

erbaut sein mag. Bei den Römerzügen des sächsischen Kaisers Lothar spielt Graf Christian I von Rotenburg eine gewisse Rolle, und man hat Gründe zu der Annahme, daß er der Erbauer des neueren Teils der Burg gewesen, nachdem der ursprüngliche alte Sitz durch Feuer zerstört war. Dieser Graf Christian soll dann nach dem roten Material des Berges, aus dem er sein Haus aufführte, die Burg und sein Geschlecht benannt haben. Später kam die Burg an die Grafen von Beichlingen, und als der Rotenburger Zweig dieses Geschlechts ausstarb, zogen die Thüringer Landgrafen als Lehnsherren die Güter ein, verpfändeten sie aber bald an die Grafen von Schwarzburg. Die letzteren wurden demnächst erbliche Besitzer der Burg und gaben sie wieder den Herren von Tütcherode zu Lehen, welche jedoch vorzugsweise auf ihrem, dem sogenannten „Storkauer" Hofe in Kelbra lebten und die Burg bald in Verfall geraten ließen. Allem Anscheine nach ist die Rotenburg schon im XVI. Jahrhundert nicht mehr bewohnt und nicht mehr bewohnbar gewesen. Zwischen den Resten der noch vorhandenen beiden Wohngebäude und dem Turme, der einen Umfang von vierundvierzig Meter hat, ist durch An- und Einbauten jetzt eine bescheidene Restauration entstanden, die dem müden Wanderer Speise und Trank, einzelnen Gästen auch ein notdürftiges Nachtquartier bietet.

Unsere Altvordern haben es in hohem Maße verstanden, ihre Rittersitze dort aufzubauen, wo sie den besten Schutz gegen feindliche Angriffe fanden, während sie selbst das umliegende Land zu überschauen vermochten, ohne allerdings der landschaftlichen Reize desselben zu gedenken. Auch der Turm der Rotenburg hat einen vortrefflichen Luginsland gebildet, und man erfreut sich gern des herrlichen Fernblicks, den man von seinem Fuße über die Goldene Aue hinaus zu den Höhen des Harzes bis nach Nordhausen einerseits und Sangerhausen anderseits hat.

Ein vom Abhange des Berges durch den Wald geführter bequemer Fußweg bringt den Reisenden nach einem Marsche von kaum einer Stunde zum Kyffhäuser. Wir müssen aber heute auf den Genuß dieses Weges verzichten, um noch vor Dunkelwerden nach Frankenhausen zu kommen. Müller hat schon mehrfach gemahnt. Wir geben deshalb endlich seinem Drängen nach und besteigen wieder unser Gefährt.

Vorläufig geht es noch bergauf und deshalb Schritt vor Schritt. An Sonntagen pflegt das Gebirge von vielen Gästen durchschwärmt zu werden, heute aber, am Werkeltage atmet alles eine köstliche Ruhe, die nur von dem Zuruf des Kutschers an die langsam vorwärts kriechenden Gäule und dem Knarren der Räder unterbrochen wird. Während der ganzen Fahrt bis unmittelbar vor Frankenhausen befindet man sich ununterbrochen in einem herrlichen Laubwalde. Das saftig grüne Blätterdach der schlank emporstrebenden Buche drückt dem Forste seinen Charakter auf, dazwischen aber findet sich auch die knorrige Eiche, die wir gern als deutschen Baum bezeichnen, in großer Zahl finden sich Ulmen und Fichten so gut, wie Birken und Ahorn und namentlich am Wegsaume die Eberesche, deren grellrote Beeren die mannigfachen, dem Auge so wohlthuenden Farbentöne der Blätter und Nadeln unterbrechen und beleben.

Vorbei geht es jetzt endlich, nachdem die Höhe erreicht ist, im Trabe an dem durch mächtige versteinerte Baumklötze gekennzeichneten Querwege nach dem Kyffhäuser, vorbei am sogenannten Ratsfelde, und jetzt erkennt man bald an den vielen durch den Wald führenden geebneten Wegen, den zahlreichen Ruheplätzen, den Wegweisern und manchen anderen Anzeichen, daß man sich einer Stadt nähert. Der Ort selbst aber bleibt den Ankommenden durch die Verschiebungen der Höhen und Thäler verborgen, bis endlich kurz vor dem Eintritt in die Straßen die roten, vom Schein der untergehenden Sonne vergoldeten Dächer Frankenhausens aus dem grünen Rahmen der umgebenden Gärten und Plantagen uns entgegenblicken. Wieder entlockt Müller seinem verbogenen Horne wenig harmonische Töne. Der Wagen hält, und bald ist die ganze Familie eifrig beschäftigt, sich in den etwas engen Räumen häuslich einzurichten, die für die nächsten Wochen ihr Heim bilden sollen.

Das Berliner Mägdehaus.

Unaufhörlich rollen die Züge der Stadtbahn über den gewaltigen Viadukt fort, bald am Ufer des Flusses, bald durch üppige Gärten, jetzt an Palästen vorüber, und jetzt an elenden Quartieren, aus deren Fenstern die Standarte der Armut, etwas zerrissene Kinderwäsche zum Trocknen herausgehängt ist, eine interessante Fahrt für den, der sehen will.

Unten aber, den ganzen Viadukt entlang, hat sich in den Bögen desselben die rege Thätigkeit großstädtischen Geschäftslebens eingenistet: Restaurants, Bierhallen, Verkaufsläden, Turnsäle, selbst eine Reitbahn, finden sich daselbst und entfalten ihr Treiben. Und mitten zwischen ihnen, im geräuschvollsten Teile der Stadt, in den Bögen des Stadtbahnhofs „Börse", hat sich ein stilles Heim aufgethan und übt von hier aus eine segensreiche Thätigkeit, eine Thätigkeit, die sich über ganz Deutschland erstreckt. Denn auf allen Bahnhöfen bis Memel, bis zur Nord- und Ostsee hin und nach Sachsen und Thüringen machen Plakate auf dieses Heim aufmerksam und rufen den nach Berlin einziehenden Mädchen zu: Kommt her, hier findet ihr ein geschütztes Unterkommen! Und Tausende sind diesem Rufe seit der kurzen Zeit des Bestehens schon gefolgt.

Berlin ist natürlich, wie jede solche große Stadt, ein mit vielen bösen Stoffen gedüngter Boden, auf dem Verbrechen und Sittenlosigkeit üppig wuchern, und schon vielfach haben sich edel denkende Menschen mit der Frage beschäftigt, wie dem abzuhelfen und wie namentlich das weibliche Geschlecht vor diesen Übeln zu schützen sei. Das kann aber wirksam nur eine geordnete Vereinsthätigkeit vollführen, und so haben sich denn verschiedene Vereine zu diesem Zweck gebildet; zuerst ein solcher „zur Rettung und Erziehung minorenner weiblicher Strafentlassener", der gewiß viel Gutes stiftet. Aber er genügte dem Zweck nicht, wichtiger schien es, die jungen Mädchen vor Verbrechen und Schande zu schützen, und so entstand der „Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit", der es sich als erste Aufgabe seines Arbeitsprogramms stellte, den hier fremd ankommenden oder den plötzlich durch irgend einen Zufall — Tod oder Abreise der Herrschaft, Krankheit oder dgl. — dienst- und erwerbslos gewordenen Mädchen ein sicheres Heim zu bieten und sie so vor den Gefahren, die ihrer vielfach warten, zu schützen. Denn es ist bekannt und die Polizeiakten haben fast täglich solche Vorfälle zu melden, daß an den Bahnhöfen und in der Nähe der Gesindevermietungskontore sich vielfach gewissenlose Weiber und Männer umhertreiben, auf die ankommenden Mädchen lauern, sie mit allerlei Versprechungen von guten Stellen, die sie ihnen nachweisen können, in ihre Wohnungen locken — und dann sind die Ärmsten meist verloren und können Gott danken, wenn sie nur mit Verlust ihrer Habseligkeiten den Händen derer, die sie verlockt, entgehen.

Nun bestehen zwar hier schon zwei dem gleichen guten Zweck gewidmete Anstalten, vorzüglich geleitet: „Marthas Hof" und das „Amalienhaus", aber wo sind sie? Weitab aus Berlin und wenn die Mädchen nach ihnen fragen wollen, obwohl sie wohl kaum je die Namen derselben gehört, so dürfte ihnen unter hundert Berlinern, die sie darum ansprechen, kaum einer Auskunft geben können. Deshalb erschien es notwendig, im Mittelpunkt der Stadt, an einer möglichst allen bekannten und leicht aufzufindenden Stelle ein solches Asyl zu errichten, und endlich gelang es auch den unermüdlichen Bemühungen des mit voller Freudigkeit für den schönen Zweck arbeitenden Mitglieds des Vorstandes, des früheren Fabrikbesitzers Herrn Reischel, eine passende Örtlichkeit aufzufinden und zwar in den Bögen des Stadtbahnhofes Börse. Hier besteht und wirkt dieses Heim nun schon beinahe ein Jahr.

Ein nicht benutzter großer Wartesaal und zwei Bögen sind von dem Verein gemietet; die Räumlichkeiten reichen aber schon jetzt kaum aus, und sobald die Mittel es gestatten, sollen noch weitere hinzugemietet werden. Zur ersten Einrichtung war eine vom Oberpräsidium gestattete Hauskollekte veranstaltet worden, welche einige Tausend Mark einbrachte. Es ist eine geringe Summe, aber mit Gottvertrauen und mit der festen Zuversicht in seine gute Sache ging der Verein ans Werk und schuf dieses Heim. Und es ist wohl gelungen.

Die ankommenden Mädchen, die bei Tage wie bei Nacht Aufnahme finden, erhalten hier ein gutes sauberes Bett, das nach jedem Gast, und wenn die Fremde auch nur eine Nacht in demselben zugebracht, neu überzogen wird; am Fußende desselben befindet sich ein verschließbares Schränkchen. Ein Bogen der Stadtbahn ist nun zum Schlafsaal eingerichtet; hier stehen einige dreißig Betten, die fast immer besetzt sind — die schwächste Zahl weist der Monat Mai auf, wo die Ostervermietungen vorüber sind und die Feldarbeit den Landmädchen reichlich Beschäftigung und Erwerb bietet —, doch sind schon bis achtundvierzig Mädchen hier gleichzeitig untergebracht worden. Dazu sind Hilfsbetten angeschafft worden und eine Anzahl saubere Strohsäcke mit wollenen Decken bereit gehalten, denn der Verein weist keine Obdachsuchende zurück. Am 17. April vorigen Jahres wurde das Mägdehaus eröffnet und es betrug die Zahl der dort Ankommenden im ersten Quartal durchschnittlich acht, im zweiten schon fünfzehn, im dritten dreißig; so verdoppelte sich die Frequenz von Quartal zu Quartal. Den Schlafsaal selbst durchziehen Ventilationsröhren, so daß stets frische, gute Luft eingeführt wird; in einem Raum, durch Vorhänge gesondert, schläft die Hausmutter; ein anderer Raum ist abgeteilt für andere weibliche Arbeitsuchende, die

nicht gerade zur Kategorie der Dienstboten gehören, also für Kontoristinnen, Buchhalterinnen, selbst Erzieherinnen 2c.

Neben diesem Raum ist eine Lokalität eingerichtet, wo die Mädchen sich waschen und ankleiden; daneben ist die Küche und die Packkammer, wo die Koffer und überhaupt das Gepäck der Mädchen aufbewahrt wird.

Natürlich müssen die Mädchen für das Bett und die Beköstigung bezahlen, aber die Preise sind so geringfügig, daß man erstaunt ist zu vernehmen, daß das Institut sich aus denselben erhalten kann. Natürlich die ersten Herstellungskosten können noch nicht gedeckt und Neuanschaffungen noch nicht besorgt werden; für sie hofft man auf zahlreiche Beiträge wohlgesinnter Menschen. Für einen Tag und eine Nachtbeherbergung werden 25, im oben erwähnten separierten Raum 40 Pfennige gezahlt; für Frühstück (Kaffee mit zwei Brötchen) 10 Pfg., für Mittagessen (Gemüse und Fleisch) 15 Pfg. und für Abendbrot (Suppe mit Brot oder belegtes Butterbrot) wieder 10 Pfg., sodaß also Wohnung und Kost zusammen nur 60 Pfg. beträgt! Oft kommen aber auch Mädchen ohne alles Geld hier an — auch diese werden nicht zurückgewiesen, sondern ebenso hilfreich und freundlich aufgenommen und haben dann, wenn sie ihren Mietsthaler oder später Lohn empfangen, ihre geringe Schuld zu tilgen.

Und noch ist der Verein nie betrogen worden, zur Ehre der Mädchen sei es gesagt. Viele bewahren dem Heim eine dankbare Erinnerung, wie ein Brief zeigt, der gerade, als Ref. die Anstalt besuchte, dort einlief; er war aus Paraguay, wohin ein Mädchen mit ihrer Herrschaft, die sie von dort gemietet, verzogen war.

Und das ist nun noch einer der Vorteile des Instituts, daß es den Herrschaften eine so stark benutzte Gelegenheit, sich Dienstboten zu verschaffen, bietet, daß durchschnittlich bisher auf jedes Mädchen zehn Begehrende gekommen sind und bereits weit über tausend Stellung gefunden haben.

Der zu diesem Asyl gemietete große Wartesaal, der erste, in den man eintritt, ist für das Büreau des Hauses reserviert und zugleich zum Aufenthalt der Kostgängerinnen während des Tages bestimmt; hier finden sie Bücher zum Lesen, können sich aber auch mit Handarbeit beschäftigen, ihre Sachen in Stand setzen und sogar sich einen kleinen Verdienst verschaffen, denn der Verein kauft die Stoffe, die er hier zu Schürzen u. dgl. verarbeiten läßt — natürlich nur durch freiwillige Arbeit — und die er dann billig, aber doch immer so, daß die Verfertigerin noch etwas verdient, verkauft. So ist hier für alles aufs beste gesorgt.

In der ersten Zeit war der Versuch gemacht worden, die überschüssige Zahl der Quartier suchenden Mädchen bei ordentlichen Familien unterzubringen; das hatte jedoch viel Unzuträglichkeiten im Gefolge und man gab diesen Auskunftsweg deshalb auf. Vielmehr erkennt es der Verein als seine Pflicht, keines der Mädchen, die mit Zuversicht sich an ihn wenden, um Obdach, Rat und Hilfe zu erhalten, zurückzuweisen und sie so den draußen herumlungernden Weibern, die ihnen auch Rat und Hilfe anbieten, mit anderen Worten, dem Laster zu überliefern, dem die Not sie bald in die Arme treiben würde. Man darf diese Armen, die mit oft verblüffender Naivetät sich durch die albernsten Versprechungen in die Netze beutegieriger Menschen locken lassen, nicht sich selbst überlassen. Und darum will der Verein seine Räumlichkeiten noch immer weiter ausdehnen und sobald er die Mittel beschafft haben wird, diese Räume auch mit allen notwendigen Utensilien, mit Betten 2c. ausstatten.

Und nicht allein die von außerhalb eintreffenden Mädchen bedürfen solcher Fürsorge, täglich werden ja in Berlin Dutzende von ordentlichen Mädchen, die sich schon in gesicherter Stellung glaubten, durch irgend welche Zufälligkeiten, Erkrankung, Rücksichtslosigkeit schlechter Dienstherrschaften 2c. plötzlich sozusagen auf die Straße gesetzt, und auch ihnen erweist sich dieses Mägdehaus als ein willkommenes und gesichertes Asyl.

Wie tief beklagenswert das Los und die Lage der dienenden Klasse ist, wenn sie durch solche Zufälle, wie die eben genannten, oder auch durch eigene Schuld, auch der Schuldige wird dort nicht zurückgewiesen, sondern aufgenommen und womöglich gerettet, in plötzliche, zeitweilige Arbeits- und Verdienstlosigkeit versetzt werden, ist bekannt genug. Man kann daher einen solchen Verein, der es sich zur Aufgabe stellt, eine Aufgabe, die er nach Kräften erfüllt, all solchen armen rat- und hilflosen Mädchen, allen neu und fremd nach Berlin kommenden Obdach und Rat zu gewähren und ihnen zur Erlangung einer Stellung behilflich zu sein, nicht freudig und im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit nicht dankbar genug begrüßen. Möge er gedeihen und so tief im öffentlichen Leben Wurzel fassen, daß er reiche Früchte zu bringen imstande ist!

Th. Coßmann.

Am Familientisch.

Zur Geschichte der Gewerbeausstellungen.

In Armand Bachets „Archives de Venise“ (1857) finden wir Seite 51 ff. in einer alten Urkunde des 13. Jahrhunderts, daß es zur damaligen Zeit bereits in Venedig Ausstellungen von gewerblichen Erzeugnissen, namentlich von Seiden- und Samtstoffen gab, in welchen unter den Auspizien obrigkeitlicher Personen Fabrikate des eigenen Landes zur Förderung industriellen Eifers zur Schau gestellt waren. Aber diese Spur ist eine vereinzelte, und wir suchen in der Geschichte der gewerblichen Entwickelung vergebens nach einer Nachahmung in anderen Ländern. Erst ganz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als die konstituierende Versammlung in Paris die Schranken der Innungen beseitigt hatte und infolgedessen ein gewaltiger Kampf entstanden war, in welchem sich die Industriellen den ersten Rang streitig zu machen suchten, anfangs mit den erlaubten Waffen des Wetteifers und der Tüchtigkeit, später aber durch Intrigue und Charlatanerie, hielt es die französische Republik für zeitgemäß, für das wachsende Übel nach einem durchgreifenden Heilmittel zu suchen. Im Jahre 1797 entwarf der Minister des Innern, François de Neufchâteau den Plan zu einer allgemeinen französischen Weltausstellung, mit der ein Volksfest, die Feier der Gründung der Republik, verbunden werden sollte. Die erste offizielle Gewerbeausstellung wurde 1798 eröffnet für die Dauer von fünf Tagen (17. bis 21. September), welche nachher um anderweite fünf Tage verlängert wurde. Sie fand auf dem Marsfelde statt und war glänzend, obschon sich nur 110 Aussteller eingefunden hatten, an deren Spitze der berühmte Buchhändler Didot und der weltbekannte Uhrenfabrikant Breguet standen. Die Ausstellung sollte jährlich stattfinden, wurde aber erst nach drei Jahren wiederholt und zwar im Louvre, wo für 212 Aussteller hundert Hallen erbaut waren. Die drei Konsuln eröffneten dieselbe, und Bonaparte unterhielt sich lange und angelegentlich mit den Künstlern und Fabrikanten. Er teilte ihnen mit, daß in Zukunft mit der Ausstellung eine Messe (une foire) verbunden werden solle, ein Geschäftsmittelpunkt, auf dem sie die Früchte ihrer Anstrengungen und Erfolge ernten könnten. Auf dieser Ausstellung erschien zum erstenmale die scharfsinnige Erfindung des Jacquardschen Webestuhls, welche nur mit einer Bronzemedaille prämiiert wurde. Die folgende Ausstellung in Paris fand 1802 unter Teilnahme von 540 Konkurrenten, die darauffolgende nächste 1806 statt. An dieser, welche auf der Esplanade des Invalides stattfand, beteiligten sich 1422 Fabrikanten, von denen eine nicht geringe Zahl den mit dem Kaiserreiche vereinigten neunundzwanzig Departements in Italien und Belgien angehörten. Die nun folgenden kriegerischen Zeiten verhinderten die Industrie lange Zeit, sich zu einem Wettstreit zu vereinigen. Erst im Jahre 1819 erschien eine königliche Verordnung, welche für jedes vierte Jahr eine allgemeine Gewerbeausstellung festsetzte. R. F.

Episode aus einem Gesangbuchsstreit.

Das nahe bei Hildesheim liegende sehr reiche Dorf Borsum ist schon vom Mittelalter her durch eine Anzahl Krähwinkeliaden berühmt, und Kirchhof hat in den Anekdoten seines „Wendunmut“ manchen lustigen Streich der dortigen Bauern unsterblich gemacht. Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Anordnung des Bischofs von Hildesheim in seiner Diözese ein neues katholisches Gesangbuch eingeführt werden sollte, stieß dieser Versuch bei sehr vielen Dörfern auf hartnäckigen Widerstand. Vor allen aber zeichneten sich die Borsumer, welche mit ihrem alten Gesangbuch leben und sterben wollten, durch die Energie ihrer Abwehr aus. Man entsandte endlich von Hildesheim den Rektor der dortigen hohen Schule mit Namen Lüsken, einen sehr angesehenen Mann, in das widerspenstige Dorf, und ihm gelang es, die Bauern zu bewegen, in der Kirche einige der neuen Lieder, welche unter seiner Leitung gesungen werden sollten, anzuhören. Unglücklicherweise begann Lüsken nun aber seinen Probegesang mit dem Liede „Weg mit Jesu! er soll sterben“ 2c. Schon bei diesen Worten des ersten Verses erhob sich ein furchtbarer Sturm unter den Zuhörern gegen den Leiter des Gesanges, auf den man wütend eindrang und ihn mit Thätlichkeiten aus der Kirche zu werfen drohte. Seine Aufforderung, das Lied doch nur weiter anzuhören, blieb ohne Erfolg, es half kein Zureden, und der argbedrohte Lüsken sah sich genötigt zu fliehen und vor den wütenden Verfolgern über Zäune und Hecken zu setzen. Die Strophe des Liedes aber, durch welches die guten Borsumer so in Wut geraten waren, lautete:

„Weg mit Jesu! er soll sterben!“
Schreiet die erboste Schar;
Barnabas soll Huld erwerben,
Der des Todes schuldig war. —
O, so soll der Mörder leben,
Und der Arzt zum Tode gehn?
Wird die Unschuld hingegeben
Und das Laster ausersehn?

R. F.

Ein witziger Vergleich.

In Gesners „Magia naturalis“ (II. 247) findet sich folgende Stelle:

„Wenn man einem Kapaunen Brot in starkem Wein geweichet zu fressen gibt, daß er darinnen voll wird, und ihn alsdann an einen finstern Ort über Eyer setzet, das Nest mit einem Siebe bedecket, damit er nicht davon kommen kann, wenn er nun wieder zu sich selbsten kömmt, und den Trunk verdauet hat, so denkt der Narre nicht anders, als er habe die Eyer selber geleget und brütet sie vollends aus.“

Heinrich Heine, der Gesners Buch für seinen Aufsatz „Dämonen und Elementargeister“ von einem Freunde entliehen hatte, schrieb bei dieser Stelle an den Rand das Wort „Übersetzer!“, auf deren manchen der Vergleich allerdings vortrefflich paßt. R. F.

In unserer Spielecke.

1.

EGHILNORD.
EGHILNORN.

Die beiden Reihen, deren Zeichen
Bis auf das eine ganz sich gleichen,
In Ordnung bring' sie ohne Zwang;
Zwei Meisterwerke, reich an Klang
Und deutscher Sage findest du,
Und zwar von einer Meisterhand. —
Sie ruht nun müd' in ew'ger Ruh,
Doch was des Meisters Geist erfand,
Bleibt in dem Reich der Töne leben,
Dient hoher Kunst zu weitrem Streben.
M. C.

2. Rätsel-Distichon.

Kennst du den römischen Feldherrn, der ruhmvolle Siege erfochten?
Nimmst du dem Feldherrn den Kopf, bleibt noch ein Bischof zurück.

3. Königszug.

													Ge	dem												
												mit	gen	dicht	Sche											
												fol	rin	ren	von											
										te	en		berg.	che		fran	Wil									
									grüß	frau	ihn	Halt	Spre	Heil	ges	ser	ze	helm								
									jung	be	mach	die			Kai	Sie	dir	wie								
									ren	te	der					noch	im	fei								
										Eh	ne					ge	ner									
										der	ser	bü			schmückt	Haupt	Hel									
										vor	Tri	Kai	wür	Heer	Heim	ein	den									
											der	bi	vom	denk	schlands	führst										
											gen	Als	wig	Waf	Du	Deut										
und	West	Him	meln	al	nen					wie's	glor	tan	fen	e	nem	stadt	die						Der	ges	Ern	habe
Süd	Nord	Ost	len	o	Aus					reich	der	So	ze	ei	zu	in	Haupt						Sie	che	Ein	te
	Schlägts	ne	Nun	li							nicht	kühn	ren	ba	tens	Ein								zug	rei	
	Schö	deut	Mil	grüßt							ste	ge	welk	Lor	des	rei								hen	der	
	ten	von	sche	der							glaubt	un		blick	beer	te	den							zu	Mü	
	dich	al	Zu	Herz							den	du		fro	gen	Au	te							manns	rück	
		bel	rer	dich	doch					mit	bringst				nen	du	te	stal					Sä	feh		
		ih	ge	un	durch					zu	Und				die	bringst	ge	schall					Dein	ren		
		in	führt	ter	raubt					fort	rück				me	Pal	gen	ge					den	labe		
			uns	er	al	ge			se	in						uns	Kriegs	Frie	ent			Trup	ge			
			nia	ran	len	Reich			der	pul						chen	als	Herrn	dens			lan	pen			
			gen	ma	schen	Zo			mats	Tro						fer	li	hort	O.			noch	fand			
				Deut	Ger	beut	nen	Hei	phä								kai	Platz	Schat	daß	dich	am				
				schlands	ne	dem	Treu	en	men								dem	ser	ihr	ten	16.	ni				
				Söh	einst	sei	die	war	Glan								ri	der	vom	Ju	1871	Ju				
					be	Lan	ne	ze										Pa	bel	statt	Der					

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 40.

Damespielaufgabe.

1. Dh6—e3 1. d4—f2
2. Dh2—g1 gewinnt.

1. Homonym.

Atlas.

Bilderrätsel: Revierbeamte.

2. Diagonalrätsel.

Z	a	m	b	o
G	**a**	l	e	n
H	o	**m**	e	r
C	o	r	**p**	s
R	e	c	h	**a**

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Sigrit. Fortsetzung. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — Überfahrt. Bild von Max Rentel. — Die Gifte verdorbener Speisen. Von Julius Stinde. — Rückfällig. Eine kriminalistische Skizze von Oskar Klaußmann. — Katzenmütterchen. Bild von Ludwig Knaus. — Im Kyffhäusergebirge. I. Von Hermann Vogt. Mit vier Illustrationen. — Das Berliner Mägdehaus. Von Th. Coßmann. — Am Familientisch: Zur Geschichte der Gewerbeausstellungen. — Episode aus einem Gesangbuchstreit. — Ein witziger Vergleich. — In unserer Spielecke.

Unsern neuen Abonnenten,

welche mit 1. Juli d. J. eingetreten sind und die ersten drei Quartale dieses Jahrgangs (No. 1—39, October 1884 bis Ende Juni 1885), nachzubeziehen wünschen, zur Nachricht, daß solche zum gewöhnlichen Preise von 2 Mark pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einsendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten sind.

☛ Für diejenigen unsrer Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das gegenwärtige Quartal zu spät gemacht und infolgedessen die erste Nummer des neuen Quartals (XXI. Jahrgang No. 40) nicht bekommen haben, bemerken wir, daß sie diese Nummer auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. von ihrem Postamt nachgeliefert erhalten. Wir bitten also betr. Falls diese Nachlieferung veranlassen zu wollen. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer mit Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Juli 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 42.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

(Fortsetzung.)

8. Fahrt zur Stadt.

Der Schneefall hatte die ganze Nacht angedauert, und Sigrit sah beim Erwachen eine glänzend weiße Schneedecke sich gegen den blauen Himmel abheben. Die Sonne leuchtete, die Sonne, die Sigrit seit Wochen nicht mehr gesehen und gemeint hatte, nie mehr sehen zu sollen.

Ein munteres Liedchen trällernd, kam sie zum Frühstück herunter. „Freust du dich so auf unsere Fahrt, du Kindskopf?" begrüßte die Freifrau ihre Tochter.

„Baldur ist auferstanden."

Die Mutter konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und doch schüttelte sie den Kopf, als sie halb tadelnd sagte: „Was soll aus dir werden, wenn du dich so von äußern Eindrücken bestimmen läßt?"

„Beeile dich, mein Kind," sagte sie nach dem Kaffee, „wir müssen noch vor zwölf Uhr in der Stadt sein, man erwartet mich dort."

Als Sigrit neben ihrer Mutter in dem niedrigen Schlitten unter einer warmen Renntierfelldecke dasaß und die kalte, erfrischende Luft einatmete, die ihre braunen Wangen rötete, versank alle Schwermut vor ihrem Blick, sie lachte über sich selbst, daß sie geglaubt, sie habe nun mit dem Leben abzuschließen.

„Wie anders die Landschaft im Schneekleide aussieht, Mama! Sieh die Tannen dort, ihre Äste sind ganz herabgedrückt. Wie der Schnee die eckigen Formen der Granitblöcke abrundet. Und den See dort drüben, sieh nur den See, wie schwarz er sich von den Schneerändern abhebt."

„Er wird wohl bald zufrieren, dann kannst du mit Swea Schlittschuh laufen."

Sigrit nickte und summte dann leicht die Melodie vor sich hin, die sie alle diese Tage gesungen.

„Spinn, spinn, du Tochter mein,
Morgen kommt der Freier dein.
Die Tochter spann,
Die Thräne rann,
Doch nimmer der Freier kam."

„Höre auf zu singen, es paßt sich nicht."

„Wo soll ich bleiben, während du deine Geschäfte verhandelst?" fragte Sigrit.

„Bei der alten Frau Schultz natürlich."

„Das wird langweilig sein."

„Leicht möglich, du hast hoffentlich deine Stickerei bei dir, um dich bis zu meiner Rückkehr zu beschäftigen."

„Ich möchte mir die Stadt etwas ansehen."

„Vielleicht zeigt dir die alte Dame dieselbe, ich gestatte dir aber nicht, allein umherzugehen."

Die Stadt, in die sie eben einfuhren, zeigte wenig Interessantes. Saubere Straßen, die einen Durchblick auf den See gestatteten, mit niedrigen Holzhäusern, ein großer, öder Marktplatz, dessen Mitte eine häßliche, weiß getünchte Kirche einnahm, waren die einzigen Merkwürdigkeiten außer dem alten Schlosse, einer aus dem XIV. Jahrhundert stammenden, in den See dräuenden Burg, die jetzt zum Gefängnis umgewandelt war.

„Dort ist ein Bücherladen," rief Sigrit im Vorüberfahren.

„Nun dorthin magst du allenfalls allein gehen, um dir die nötigen Bücher und Hefte einzukaufen."

Die Frau des Rechtsanwalts war zu ihrer verheirateten Tochter aufs Land gefahren, der kleine, behäbige Herr Schultz stellte der Freifrau jedoch gern sein ganzes Haus zu Diensten, und Sigrit blieb allein in dem Wohnzimmer der alten Frau, während die Beratungen im Kabinett gepflogen wurden. Nach einiger Zeit machte sie sich auf, um ihre Bücher zu kaufen. Leichtfüßig schritt sie über den großen Platz, ohne auf die neu-

gierigen Blicke der wenigen Fußgänger zu achten, die der hübschen, fremden Erscheinung erstaunt nachsahen.

„Kiria Kauppa“ stand mit großen Buchstaben über dem Hause, zu dem Sigrit jetzt ihre Schritte lenkte. Eine alte, stattliche Dame saß dort vor dem Ladentisch, einige Bücher durchblätternd, die ihr der Ladenbesitzer dienstfertig vorlegte, als Sigrit eintrat und um eine Grammatik der Landessprache bat. — „Welcher Art, mein Fräulein?“

„Ein Lehrbuch, um die Sprache praktisch und theoretisch zu lernen.“

Sigrit sah sich bald von einem stets wachsenden Bücherhaufen umgeben, den sie mit Verzweiflung betrachtete.

„Könnten Sie mir nicht raten, welches Buch ich am besten zum Anfang nehme?“

„Sie kennen die Sprache doch wohl praktisch?“

„Nein, ganz und gar nicht.“

Der junge Mann hatte wenig Erfahrung und konnte keinen Rat geben, aber die alte Dame, die lächelnd zugehört hatte, nahm eines der Bücher auf, indem sie freundlich sagte: „Hier, mein Fräulein, dieser Leitfaden wird Ihnen nützlich sein, er enthält das Notwendigste und gibt Ihnen praktische Beispiele.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau,“ erwiderte Sigrit, die gleich Vertrauen zu der gütigen Beraterin gefaßt hatte.

„Geben Sie mir die Kalewalla,“ wandte sie sich an den Verkäufer.

„Die schwedische Übersetzung?“

„Nein, das Original!“

„Wollen Sie dasselbe lesen?“ fragte die alte Dame.

„Ja, man hat es mir sehr empfohlen.“

„Wer hat Ihnen denn einen solchen unpraktischen Vorschlag gemacht?“

„Ein Bekannter; ich glaube auch nicht gerade, daß mir Herr Tallinen die Kalewalla für den ersten Anfang vorschlagen wollte,“ fügte sie etwas verlegen hinzu.

„Im Gegenteil, das sieht meinem Sohne ganz ähnlich, er hat sein Englisch auch aus dem Shakespeare gelernt.“

„Sind Sie Frau Tallinen?“ rief Sigrit erfreut aus, „ich wünschte so, Sie kennen zu lernen.“

„Warum?“

„Herr Tallinen sprach mit viel Liebe und Verehrung von Ihnen, ich begreife das jetzt so ganz,“ setzte sie zögernd und errötend hinzu.

„Wo hat mein Sohn Sie kennen gelernt?“

„Hat er Ihnen nicht erzählt, wie er mir auf dem Jerwikiwwi zu Hilfe kam? Ich bin Sigrit Nordenfels.“

„Sie gleichen Ihrem Vater nicht.“

„Ich war oft darüber traurig, aber ich bin von ganzem Herzen seine Tochter.“

„Ich glaube es gern,“ erwiderte Frau Tallinen mit trübem Lächeln.

Sigrit hatte unterdessen Ihre Einkäufe beendigt und mußte zurückkehren, obgleich sie gern noch mit ihrer neuen Bekannten gesprochen hätte. „Kommen Sie heute abend auch in die Vorlesung? Mama wird mich hinführen,“ fragte sie zutraulich.

„Wer weiß, ob sie Ihnen gefallen wird? Ich gehe natürlich, da mein Sohn den Vortrag hält.“

„Das freut mich doppelt, denn Herr Tallinen spricht gewiß sehr gut.“

Ein flüchtiges Aufleuchten der blauen Augen zeigte den Mutterstolz der alten Frau, die sich wohlwollend von Sigrit verabschiedete, ohne jedoch ihr „auf Wiedersehen, gnädige Frau“, zu erwidern.

Sehr befriedigt kehrte Sigrit in ihr zeitweiliges Gefängnis, wie sie es nannte, zurück, wo ihre Mutter sie ins Studium der sechzehn Fälle der finnischen Deklination vertieft fand. „Komm schnell, wir wollen noch einen Besuch machen,“ sagte die Freifrau, und wandte sich dann nochmals an den alten Geschäftsführer: „Sehr lieb wäre es mir, Sie ließen Herrn Tallinen bitten, mit mir persönlich in Verhandlung treten zu wollen. Ich werde um fünf Uhr zurück sein.“

9. Der Besuch.

Ganz befriedigt von dieser Einrichtung, die nach ihrer Meinung gar nicht verfehlen konnte, ihre Mutter von Herrn Tallinens Verdienst zu überzeugen, begleitete Sigrit dieselbe zu der Gräfin Tormer, der Frau des Gouverneurs. Natürlich wurde die Freifrau mit ihrer hübschen Tochter aufs höflichste und zuvorkommendste von der noch jungen, lebhaften Frau aufgenommen. „Im nächsten Jahre hoffe ich, Sie, Fräulein Nordenfels, auf meinen Bällen zu sehen. Leider haben wir keinen sehr ausgewählten Kreis,“ setzte sie bedauernd hinzu, „denn die Stellung meines Mannes zwingt mich, alle Welt zu empfangen, man amüsiert sich trotzdem, namentlich die junge Welt.“

Die Freifrau schien von dieser Aussicht wenig erbaut, sie nahm sich sogar halb und halb vor, Sigrit nie auf einen solchen Ball zu führen. Die Gräfin wandte sich daher an Sigrit, für die sie mehr Sympathie empfand, mit der Frage, ob sie gern tanze.

„O sehr gern, obgleich ich erst wenig Gesellschaften mitgemacht habe.“

„Vielleicht gerade deshalb,“ warf der Gouverneur, ein schon älterer Herr von prächtiger Gestalt und eleganter Haltung, ein.

„Sie sind, fürchte ich, in Stockholm recht verwöhnt, es wird Ihnen schwer fallen, sich hier einzuleben,“ sagte die Gräfin teilnehmend.

„Dennoch fühle ich mich hier schon ganz heimisch.“

Die lebhafte kleine Frau wollte es nicht glauben. „Ich kann mir das gar nicht denken, denn ich vermisse Petersburg täglich, könnte ich nicht manchmal nach Helsingfors fahren, so müßte ich hier vor Langeweile vergehen.“

„Nun, Olga, du übertreibst einmal wieder,“ meinte der Gouverneur gelassen, „ich habe dich auch in Petersburg über Langeweile klagen hören.“

„Damals kannte ich Finnland noch gar nicht! Ich bin nämlich im Stifte in Petersburg erzogen worden, obgleich ich Finnländerin bin, und fühle mich daher mehr zu den Russen hingezogen. Ihnen darf man das schon sagen, Sie teilen doch die finnländischen Ideen nicht?“ wandte sie sich an letztere.

Diese brach bald auf, da sie zur bestimmten Zeit den Rechtsanwalt treffen mußte, und entführte, trotz des eifrigsten Protestes der jungen Frau, ihre Tochter, die man ihr in der Vorlesung wieder zuzuführen versprach.

„Herr Tallinen erwartet Sie in meinem Kabinet,“ meldete der diensteifrige Schultz mit etwas süßsaurer Miene bei ihrer Rückkunft. Sigrit bekam ihren Helden jedoch nicht zu sehen; nach einer halben Stunde etwa hörte sie ihn sich verabschieden.

Die Freifrau hatte, um Herrn Schultz keine Unbequemlichkeiten zu verursachen, ihr Mittagessen in dem kleinen Wirtshause bestellt, zu dem sich die beiden Damen jetzt aufmachten.

Sie saßen ruhig nebeneinander, und Sigrit fragte ihre Mutter, ob sie ihre Geschäfte zu ihrer Zufriedenheit geordnet habe. „Ja, mein Kind, ich hoffe wenigstens mit Adamsohns Geschäftsführer ein Verständnis angebahnt zu haben.“

„Ich habe unterdessen seine Mutter kennen gelernt.“

„Frau Tallinen, wo das?“

Die Freifrau hörte Sigrits Bericht ruhig an, mußte sie sich doch sagen, daß die Begegnung völlig harmlos gewesen war.

„Heute abend hoffe ich der anziehenden, alten Dame wieder zu begegnen, sie wird dir besser gefallen als die Gräfin,“ schloß sie ihre Erzählung. „Meine liebe Sigrit, ich muß dir diesen Umgang gänzlich untersagen, so leid es mir thut, dich eines Vergnügens zu berauben.“

„O, Mama, Frau Tallinen ist eine feingebildete Frau, von der ich manches lernen könnte.“

„Unter anderem, dich über alles hinwegzusetzen, alle heilig gehaltenen Satzungen zu mißachten!“

„Woher kennst du denn Frau Tallinen?“

„Du bist kein Kind mehr und sollst lieber alles erfahren. Frau Tallinen ist deines Vaters einzige Schwester.“

„Tante Edla?"

„Nenne sie nicht so, sie ist dessen nicht wert; sie selbst hat alle Bande zerrissen, die Euch verbinden könnten. Deine Großmutter lebte gleich mir als Witwe auf Mustamäkki ganz der Erziehung ihrer Kinder. Dein Vater war um mehrere Jahre älter als seine Schwester, die er zärtlich liebte, und der er die Eltern zu ersetzen suchte, als sie später auch die Mutter verlor. Sie hatte leider einen sehr eigenwilligen Charakter, und dein Vater war zu schwach gegen sie."

„Was sollte Papa denn thun?"

„Er gab ihren Bitten nach und ließ sie mit einem jungen Arzte finnisch treiben. Der Dr. Tallinen war ein enragierter Fennomane und benutzte seinen Einfluß auf das unerfahrene Mädchen, um ihr diese Richtung zu geben."

„Deshalb bist du so gegen das Finnentum?"

„Unterbrich mich nicht. — Dr. Tallinen warb endlich offen bei deinem Vater um Edlas Hand, nachdem er deren Zustimmung schon sicher war."

„Was antwortete mein Vater?"

„Er verbot ihm natürlich das Haus und hatte eine heftige Szene mit Edla."

„Wie nahm sie die Sache auf?"

„Sie erklärte, nicht von dem Menschen lassen zu wollen. Torsten hoffte auf den Einfluß der Zeit, aber —"

„Nun, was geschah?"

„Sie wartete zwei Jahre bis zu ihrer Mündigsprechung und ließ sich dann ohne Wissen ihres Bruders in der Dorfkirche aufbieten und trauen."

„Wie war das möglich?"

„Du magst wohl so fragen; aber natürlich beargwöhnte sie niemand; die Sache schien schon längst abgethan. Torsten besuchte außerdem die finnische Predigt nicht. Der Pfarrer, ein Bruder des Doktors, machte es möglich. Edla ritt viel und oft spazieren und benutzte diese Freiheit, um Tallinen in Nykyrka zu treffen, wo der Pastor sie zusammensprach. Dein Vater traf sie gleich nach der Trauung und führte seine Schwester fast gewaltsam nach Hause. Damals begegnete er auch dem alten Lindensted, dessen Gegenwart einen schlimmen Auftritt mit Tallinen verhinderte."

„Wozu das, es war ja doch zu spät?"

„Er wollte sie scheiden oder vielmehr die Ehe für ungültig erklären lassen. Edla jedoch verließ ihres Bruders Haus heimlich und fuhr mit ihrem Manne nach Wiborg, von wo aus sie Torsten schrieb, um die Hand zum Frieden zu bieten, wie sie sagte."

„Was that Papa?"

„Er suchte sie zu vergessen, sie machte ihm aber den Aufenthalt im Lande unmöglich, ihr Mann trat als Führer der Fennomanen auf, und Torsten begegnete auf Schritt und Tritt dem feindlichen Einfluß. Edla selbst schadete ihm am meisten. Widersacher im eigenen Lager warfen ihm seiner Schwester Schriften und Artikel vor. So verließ er die Heimat."

„Armer Vater!"

„Du siehst also ein, daß ich um das Gedächtnis deines Vaters willen den Umgang mit jener Familie nicht dulden kann. — — Doch jetzt laß uns aufbrechen."

10. Die Vorlesung.

In dem Saale des kleinen Gasthauses, den sie jetzt betraten, herrschte ein lebhaftes Treiben. Die Spitzen der Behörden, die durch ihre Stellung über dem Parteitreiben stehen mußten, sah man neben Handwerkern, Lehrern und Kaufleuten; der einheimische Adel jedoch fehlte. Die Gesellschaft war sehr gemischt. Aus den Nebenzimmern schimmerten die grünen Uniformen der Offiziere, die der kleinen russischen Garnison angehörten und nur durch die Aussicht, mit den hübschen Damen des Städtchens nach dem Vortrage etwas tanzen zu können, angezogen wurden. Der große, stattliche Graf Tormer und seine Frau saßen in der ersten Reihe der Estrade gegenüber, und räumten der Freifrau einen Platz neben sich ein. Ein voller Chor wohlgeschulter, jugendlicher Männerstimmen trug eben mehrere vaterländische Lieder vor, die mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Während der darauffolgenden Pause blickte Sigrit im Saale umher und betrachtete die Dekoration desselben aus ernstem Tannengrün, von der sich blendend weiß die Büsten Runebergs und Elias Lönroths abhoben. Ein junger Offizier des Helsingforser finnländischen Bataillons in blauer Uniform trat an die kleine Gruppe heran, die Gräfin stellte ihren Vetter, den Leutnant Skogenskiöld, vor und wandte sich dann wieder zur Freifrau, die eben eine, von ihrer eigenen recht abweichende Theorie über „gemischte Gesellschaften" aufstellte und verteidigte. Der Offizier ließ sich an Sigrits Seite nieder und suchte sie zu unterhalten, was sie aber nicht hinderte, ihre Augen suchend im Saale umherschweifen zu lassen, bis sie auf dem harmonischen Antlitz der Frau Tallinen haften blieben. Ein freudiges Lächeln verklärte ihre Züge, als der junge Redner mit ruhiger Fassung auftrat. Sigrit verstand natürlich wenig von dem Gesagten, dennoch fühlte sie sich mächtig ergriffen von der sympathischen Stimme, der melodischen Sprache, dem schwungvollen, feurigen Vortrage, der, wie sie wohl bemerkte, von dem teuren Vaterlande handelte. Das Thema lag dem Redner am Herzen, seine Stimme klang bald bewegt, bald überredend, bald feurig und siegesgewiß. Ein allgemeiner Sturm der Zustimmung und Billigung erhob sich nach den letzten Worten, die wie eine Aufforderung und Mahnung geklungen hatten. Die Studenten stimmten „Vaort Land" an, fast die ganze Versammlung fiel begeistert ein.

„Worüber sprach der Redner?" wandte sich Sigrit mit glühenden Wangen zu ihrem Nachbar, dem jungen Offizier.

Das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich kaum die Hälfte davon verstanden habe. Es ist übrigens immer dieselbe alte Geschichte."

Das junge Mädchen wandte sich halb verächtlich ab, doch der Gouverneur, der rechts neben ihr saß, bemerkte mit einer gewissen Erregung: „Wollte Gott, wir hätten mehr solche Männer unter den Finnen und unter den Unsern auch!"

„Wovon war denn die Rede? Bitte, teilen Sie mir etwas davon mit."

„Der junge Mann da mahnte zum Frieden, zur Eintracht, er erinnerte daran, daß wir alle Kinder desselben Landes seien, dessen Ehre und Ansehen wir nur durch unsern Bruderhaß verringerten. Er gedachte der Freiheiten, die uns unser teurer Großfürst und Kaiser Alexander II wiedergegeben hat, und forderte alle auf, einander die Hand zu reichen zum Ausbau unserer Verfassung und zum Wohle des geliebten Landes. Er meine aber nicht, fügte er hinzu, daß wir unsere berechtigten Eigentümlichkeiten aufgeben sollten; er sei Finne und stolz darauf, einem Volke anzugehören, das in rauher Kraft den Elementen die Existenz abgerungen und dennoch das weichste Gefühl, das feinste Verständnis bewahrt habe, wovon seine Lieder zeugen. Dessenungeachtet sei er den Schweden nicht feind, denen das Land an Bildung und Kultur vieles verdanke. Er forderte zuletzt die alten schwedischen Familien, die seit Jahrhunderten in Finnland ansässig sind, auf, das Volk kennen und würdigen zu lernen, das ihnen so lange dienstbar gewesen sei, jetzt aber in den Wiederbesitz seines alten Schatzes, seiner alten Herrlichkeit zu kommen strebe."

„Wie schade, daß ich nicht selbst der Rede folgen konnte", sagte Sigrit, dem Gouverneur dankend.

„Ja, in der That recht schade", erwiderte der Graf, „denn ich habe Ihnen nur weniges aus dem Vortrage mitteilen können."

Der litterarische Teil des Abends war zu Ende, man stand plaudernd in Gruppen umher; die Gräfin nahm Sigrits Arm und führte sie zu einem Kreise junger Mädchen, mit denen sie die Neuangekommene bekannt machte. Das lebhafte Lachen und Schwatzen hatte bei ihrer Annäherung aufgehört, man tauschte einige höfliche Phrasen aus.

„Wie gefiel Ihnen der heutige Vortrag?" wandte sich ein hübsches, blondes Mädchen zu der Fremden.

„Leider verstand ich nichts von den Worten des Redners,

Graf Tormer übersetzte mir einiges daraus, was mich recht ansprach.“

„Das Wenige, was ich begriff“, meinte das junge Fräulein Lindenquist, „machte mich gar nicht neugierig auf den Rest.“

„Sind Sie denn auch eine Fremde hier?“

„Nein, ich spreche aber nur ein wenig Küchenfinnisch, mehr braucht man ja gar nicht.“

„Das war es ja gerade, wovon Herr Tallinen sprach“, warf die brünette Anna, des Pastors Tochter ein, „wir sollten die finnische Sprache und Litteratur besser kennen lernen.“

„Deshalb bemühst du dich wohl seit einiger Zeit so eifrig, diesen Anforderungen gerecht zu werden?“ bemerkte Fräulein Lindenquist spöttisch.

„Gustawa, was soll Fräulein Nordenfels von uns denken!“ zürnte Anna.

„Gar nichts, als daß du mehr als wir anderen verstehst“, versetzte die Angeredete, nachlässig mit ihren Armbändern spielend.

„Schade, daß ein solcher Mann Fennomane ist“, fiel eines der jungen Mädchen ein.

„Er ist nur ein halber Finne“, erwiderte Anna eifrig, „seine Mutter ist Schwedin, man sagt sogar, sie sei Freifrau, wolle ihren Titel aber nicht führen, weil sie mit ihren Verwandten zerfallen sei.“

„Still, da kommt er selbst.“

Langsam von Gruppe zu Gruppe schreitend, die Bemerkungen und Glückwünsche seiner Freunde lächelnd abwehrend, war der junge Mann bis zu den Mädchen gekommen. Fräulein Lindenquist rief ihn zu sich heran: „Warum halten Sie Ihre Vorträge nicht in unserer Sprache? man kann ja nichts verstehen!“

„Schon einmal hatte ich heute abend die Ehre, darauf aufmerksam zu machen, daß Sie, meine Herrschaften, sich nicht die Mühe geben, uns kennen zu lernen“, erwiderte er mit leichtem Spott.

„Wie kommt es denn, daß Sie, Fräulein Nordenfels, unsere Versammlungen besuchen?“ wandte er sich jetzt an diese, „ich glaubte kaum, daß Ihre Frau Mutter unseren Bestrebungen Interesse entgegenbrächte.“

„Meine Mutter bedachte ebensowenig als ich, daß wir nichts von Ihrem Vortrage haben würden, sonst wären wir wohl kaum gekommen.“

„Natürlich nicht.“

„Er hat mich trotzdem sehr, sehr interessiert, denn der Gouverneur gab mir eine kleine Idee von dem, was ich durch meine Unwissenheit verloren.“

Mehrere junge Offiziere kamen auf den kleinen Kreis zu, um sich ihrer Tänzerinnen zu versichern. Sigrit blieb mit Tallinen allein.

„Meine Mutter“, hub Tallinen wieder an, „erzählte mir von Ihrem Vorsatze, dieser kleinen Lücke abzuhelfen, die sich die meisten jungen Mädchen halb und halb zur Ehre rechnen.“

Ihre Augen begegneten sich, in Sigrits Blick lag Verehrung, ja Bewunderung seiner männlichen Tüchtigkeit. Tallinen sah in der kleinen, zierlichen Gestalt den Inbegriff aller Lieblichkeit und Schönheit. Sigrit wollte sich diesem bewundernden Blick, der auf ihr ruhte, entziehen und fuhr fort: „Ich war so glücklich, Ihrer Frau Mutter zu begegnen, sie war so gut gegen mich. Wie könnte ich sie verehren und lieben, wenn“ — — sie zögerte. „Warum hat sie meinem Vater das gethan, liebte sie ihn denn gar nicht?“

Tallinen sah sie fragend an.

„Mama hat mir heute alles erzählt — — ja, aber wie kann, wie darf ich mit Ihnen sprechen, nach allem was vorgefallen!“

„Die Freifrau hat Ihnen alles erzählt, sie hat Ihnen jedoch nicht mitgeteilt, wie meine Mutter immer wieder die Hand zum Frieden geboten, wie sehr sie ihren Bruder stets geliebt hat.“

„Mama sagte mir doch, daß Dr. Tallinen und seine Frau sich an die Spitze der Bewegung gestellt und meinem Vater so geschadet haben, daß er die Heimat verließ.“

„Ihr Vater leitete die schwedische Partei, die den Aufschwung unsers Volkes unterdrücken wollte; so ward den Bestrebungen, das Volk aus langer Verfinsterung zu ziehen, eine persönliche Schärfe gegeben, die auf beiden Seiten vielleicht den klaren Blick umnachtete.“

„Torsten“, sagte Frau Tallinens sanfte Stimme, und ihre Hand legte sich liebkosend auf seinen Arm. „Sieh da meine junge Freundin von heute morgen.“

Mit halb erstickter Stimme fragte Sigrit: „Sie haben Ihren Sohn so nach meinem Vater genannt?“

„Ja, mein Fräulein, ich liebte meinen Bruder trotz unserer Entfremdung.“

„Tante Edla“, sagte das junge Mädchen mit Eifer, „nicht wahr, Sie vertrieben Papa nicht aus Finnland?“

„Niemand vertrieb ihn, es war ein freiwilliges Exil, worunter wir beide gelitten haben. Hoffte ich doch immer noch auf eine Aussöhnung mit dem geliebten Bruder. Ich habe mir ja nichts vorzuwerfen, als der Liebe zu meinem Manne treu geblieben zu sein.

„Möchte Mama doch mit meinen Augen sehen lernen“, sagte Sigrit lebhaft ergriffen und führte die Hand ihrer Tante an ihre Lippen.

„Sigrit, der Schlitten wartet schon“, erscholl die gleichmütige Stimme der Baronin hinter ihnen. Hastig, wie auf einer schlimmen Handlung ertappt, verabschiedete sich das junge Mädchen von ihren Verwandten und folgte der Mutter zum Schlitten, zu dem Leutnant Skogenskiöld die Damen begleitete.

Die Freifrau sprach kein Wort auf der Heimfahrt, und Sigrit hatte wenig Freude an den funkelnden Sternen und dem fröhlichen Schlittenfahren, das Schweigen der Mutter weissagte wenig gutes. — Der Thee nach ihrer Rückkunft ward gleichfalls schweigend eingenommen; nach demselben bemerkte die Freifrau gleichgültig: „Du wirst müde sein von diesem Ausflug in die Stadt und von all den interessanten Begegnungen dort.“

„Mama, es traf sich so, ich suchte sie nicht.“

„Mag sein, du suchtest sie nicht, ich will es glauben. Du brachest aber trotz meines ausdrücklichen Befehls die Unterhaltung mit diesen Personen nicht sofort ab.“

„Mama, Tante Edla ist keine Verbrecherin, sie hat Papa kein Unrecht gethan.“

„Dann war dein Vater ein empfindlicher Thor?“ fragte die Freifrau in schneidendem Tone. Sigrit schwieg.

„Du bist keines Vertrauens würdig, ich hielt dein Abenteuer in Jerwikiwwi für einen kindischen Streich, ich fange jetzt an, dein Betragen in anderem Lichte zu sehen.“

„Mama!“ unterbrach Sigrit; das stolze Blut ihres Vaters wallte in ihr auf.

„Ich werde dafür zu sorgen wissen“, fuhr die Freifrau unbekümmert fort, „daß der Name Nordenfels nicht durch dich befleckt wird, wie einst durch Edla. Ich bin das deinem Vater schuldig.“

„Du weißt nicht, was du sagst, noch mit wem du sprichst“, brauste Sigrit empört auf.

„Geh auf dein Zimmer, dort in der Einsamkeit magst du über dein Betragen nachdenken.“

Sigrit verließ schweigend das Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Emanuel Swedenborg.

Von Leopold Witte.

„Ich habe schon bemerkt, daß viele mystische theosophische Köpfe länglicht sind.“ „Ich werde mir die länglichte Gestalt dieser so mannigfaltigen Köpfe, mit diesem kleinäugigen Blick, diesen leichten Haaren, wohl bemerken, um meine Vermutung zu prüfen, ob diese nicht vorzügliche Anlage zur Schwärmerei haben möchten.“

So schreibt Lavater in seinem sechsunddreißigsten physiognomischen Fragmente unter der Überschrift: „Religiöse, Schwärmer, Theosophen, Seher.“

Unter diese Rubrik müßten wir den Mann setzen, dessen prächtiges Bild wir heute unseren Lesern bringen, Emanuel

Swedenborg. Die Gesellschaft, in die wir ihn bei Lavater einreihen würden, wäre eine sehr gewählte und anziehende: Plato, Hamann und ein Evangelist Johannes nach van Dyck figurieren dort unter den Mystikern. Leider hat Lavater selbst von Swedenborg unter seinen charakteristischen Köpfen kein Konterfei. Unser Bild ist nach einem Kupferstiche von J. F. Martin gefertigt. Das nach dem Leben in Öl gemalte Original aus dem Jahre 1768 befindet sich in der „Exegetischen Gesellschaft" zu Stockholm. Allerdings verhindert die schöne Allongeperücke einen Einblick in die Verhältnisse des natürlichen Haars von Swedenborg, ob es auf dem edlen „länglichten Kopfe" auch „leicht, zart und lang gewachsen" gewesen ist, wie die richtigen Mystiker nach Lavater es eigentlich an sich haben müssen. Auch kann man von dem klugen, edelgeformten, in weite Fernen schauenden Auge des Martinschen Stichs nimmermehr einen kleinäugigen Blick aussagen, und damit würde Swedenborg ein wenig aus seiner Rolle fallen. In Wirklichkeit aber gibt es doch keine Menschengattung, zu welcher der berühmte Schwede passender gezählt werden könnte, als die der Mystiker und Schwärmer. Neben einem stark rationalistischen Zuge ist das phantastisch Mystische das eigentlich unterscheidende Merkmal in dem Swedenborgschen Lehrsystem. Die „Briefe aus der Hölle", die „aus dem Himmel"; der erfindungsreichen Amerikanerin Miß Phelps: „Im Jenseits", selbst des deutschen Theologen August Ebrard „Totentanz" sind alles Pflanzen, die mehr oder weniger in Swedenborgs Garten gewachsen sind. Bei dem Interesse, welches diese Schriften vieler Orten erweckt haben, lohnt es sich vielleicht, den Mann ein wenig näher kennen zu lernen, der im Jenseits Bescheid zu wissen wähnte, wie kein anderer; der uns freilich auch die ganze Abgeschmacktheit und Willkürlichkeit solcher überbiblischen Träumereien in warnender Vorbildlichkeit zu Gemüte führen kann.

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse.

Nach einem in Punktiermanier ausgeführten Stich von J. F. Martin a. d. J. 1780.

Swedenborg ist im weiteren Sinne ein Landsmann des Verfassers der Höllenbriefe. Sein Vater, Jesper Swedberg, war ein frommer, gelehrter, streng rechtgläubiger Bischof der lutherischen Kirche Schwedens. Der Sohn wurde am 29. Januar 1688 zu Stockholm geboren und erhielt den Namen Immanuel (Gott mit uns), oder Emanuel „zur Erinnerung, daß er stets der Nähe des guten und gnädigen Gottes eingedenk sein sollte." Der Religionsunterricht des reichbegabten Knaben wird sich wohl innerhalb der orthodoxen lutherischen Lehre bewegt haben; zu Herzen ging ihm von dem allen nur das Eine, daß Gott ein unendlich gütiger und liebevoller Schöpfer und Erhalter der Welt sei und von den Menschen wieder geliebt sein wolle. Das Gemüt wurde ihm zu dem Verkehr mit der himmlischen Welt weit aufgeschlossen; er redete mit seinen Eltern oft Dinge, welche dieselben in Erstaunen setzten, so daß sie wohl sagten: es sprächen Engel durch den Mund ihres Kindes. Als ihm später, vom zwölften Lebensjahre an, die eigentlich christlichen und evangelischen Wahrheiten von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an den für uns geopferten Gottessohn und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Ihn näher gebracht wurden, muß das in einer so äußerlichen und wenig gewinnenden Weise geschehen sein, daß der junge Emanuel einen förmlichen Haß auf diese Lehren warf und sie lebenslänglich in seinen Schriften mit unermüdlichem Spott und Hohn geißelte, ja alles Elend der Kirche auf jene bösen, von falschen Zeugen ersonnenen Irrlehren zurückführte. Im Jahre 1710 ging der junge Swedberg auf Reisen und besuchte die verschiedenen Universitäten Englands, Hollands, Frankreichs und Deutschlands. Er hatte sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften gewidmet und wurde nach seiner Heimkehr von Karl XII als Assessor beim Bergwerkskollegium angestellt, in welchem Amte er sich durch mehrere nützliche Erfindungen und durch die Herausgabe zahlreicher Arbeiten auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaften einen hervorragenden Namen machte. Die Königin Ulrike von Schweden erhob ihn 1719 unter dem Namen von Swedenborg in den Adelstand; 1729 ward er Mitglied der königlichen Sozietät in Schweden. Seit dem Jahre 1734 veröffentlichte er neben mineralogischen auch philosophische Werke, in welchen er immer mehr mit der Ansicht hervortrat, daß durch alle Wesensklassen hindurch dieselben Gesetze wirken; daß jede niedere Stufe des Daseins die Unterlage einer höheren sei, oder jede obere an einer unteren, materielleren, gleichsam nur die Verleiblichung ihrer selbst habe. Dieses Gesetz der „Korrespondenzen" beherrscht das ganze Swedenborgsche System und läßt die Geisterwelt mit ganz anderer Wirkungskraft in die Welt der Erscheinungen, d. h. in ihre eigentliche Wirkungssphäre hineingreifen, als man sich das sonst vorzustellen gewohnt war.

Im Jahre 1743, als sich Swedenborg während einer Reise in London aufhielt, bekam sein ganzes Denken eine neue Wendung und sein Leben einen bisher ungeahnten Zweck. Da erschien ihm nämlich nach seiner eigenen Aussage in Gestalt eines lichtumstrahlten Mannes der Herr selbst und sprach zu ihm: „Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser; ich habe dich erwählt, den Menschen den inneren und geistigen Sinn der heiligen Schrift auszulegen; ich werde dir diktieren, was du schreiben sollst.“

Von dem Augenblicke an war Swedenborg der Verkehr mit der oberen Welt eröffnet. Fast täglich empfing er Besuche aus den Scharen der Geister, guter und böser, vollkommener und sich zur Vollkommenheit ausbildender, himmlischer und höllischer Gestalten. Eine Zeitlang noch behielt er sein Amt im Bergwerkskollegium; 1747 aber nahm er seinen Abschied, um nur noch dem Berufe eines Geistersehers und Offenbarers himmlischer Geheimnisse zu leben. Auf eigene Kosten brachte er seine mystisch-theologischen Arbeiten zum Druck, die in zahllosen Wiederholungen und in weitläufigem Stile seine neue Weisheit der ganzen Welt in der Sprache der Wissenschaft, der lateinischen, darlegen sollten: dreizehn Bände „Himmlische Geheimnisse“, „Vom weißen Pferde“, „Über die Erden im Sonnensystem und über die Erden im Sternenhimmel und ihre Bewohner“, „Vom neuen Jerusalem“, „Über das Verhältnis von Leib und Seele“, „Engelische Weisheit über die göttliche Vorsehung“ rc., rc. Die klarste und am meisten systematisch gehaltene Schrift ist das vierbändige, auch ins Deutsche übersetzte, uns vorliegende Werk: „Die wahre christliche Religion“ aus dem J. 1771, mit der Swedenborg die Gründung der „neuen Kirche“ vollzogen zu haben wähnte.

Die vielen Wunderlichkeiten und Irrlehren des sich gänzlich als Propheten gerierenden Mannes konnten nicht anders als ihrem Verfasser den vielseitigsten und lebhaftesten Widerspruch eintragen. Im Jahre 1771 erhob sich ein Teil der Geistlichkeit Gotenburgs gegen seine Lehre. Aber der König Adolf Friedrich schützte den hochangesehenen und in seiner gewinnenden Freundlichkeit und herzlichen Güte fast für alle, die persönlich mit ihm zu thun hatten, unwiderstehlichen Mann. Als ein Wunder von Gesundheit und noch im höchsten Alter von jugendlicher Rüstigkeit verkehrte der Greis mit den hellen freundlichen Augen und dem lieblichen Lächeln um die Lippen im Kreise der Vornehmen und in seiner Geisterwelt, bis er auf einer Reise in London gegen Weihnachten 1771 von einem Schlaganfall betroffen wurde, der sein Ende herbeiführte. Zehn Tage lang wurde er nach seiner Versicherung auf dem Krankenlager von bösen Geistern schmerzlich geplagt; dann wichen sie, und die guten Freunde aus dem Jenseits beglückten ihn wieder mit ihrer beruhigenden Gesellschaft. Er empfing aus den Händen des schwedischen Geistlichen in London das Abendmahl, und dann verschied er im Frieden am 29. März 1772, nachdem er noch feierlich erklärt hatte, daß er sich zu seiner Lehre auch jetzt im Angesichte des Todes unwandelbar bekenne.

Die Quelle, aus welcher Swedenborg seine Lehre schöpfte, war nur scheinbar die heilige Schrift. Ihn belehrten die Engel, d. h. die abgeschiedenen Geister der Menschen; denn Engel im biblischen Sinne, als Geister von Gott geschaffene Wesen kannte er nicht — auch seine Teufel sind nur verkommene und immer tiefer sinkende Menschengeister, von denen er noch die Satane unterscheidet, welche sich nicht nur durch die Sünde im Bösen, sondern auch durch die Lüge in einem falschen Glauben bestärkt haben. Die Engel haben angeblich ihren Günstling erst in den wahren Sinn der Bibel eingeführt, der auch den Reformatoren verborgen blieb. Und dieser wahre Sinn ist der Inhalt *seiner Lehre*. Wie in dogmatischen Werken der kirchlichen Wissenschaft wohl in einem Anhange dem eigentlichen Lehrsatz ein „Schriftbeweis“ angefügt wird, so gibt Swedenborg in seiner „wahren christlichen Religion“ hinter jedem Lehrstücke eine Anzahl von „Denkwürdigkeiten“, in welchen die Szenen aus dem Geisterreiche erzählt werden, wo er die einzelnen Lehroffenbarungen und ihre allseitige Erklärung, oft in lebhafter Disputation der Engel mit dazwischen redenden Teufeln, jedesmal erhalten hat. — Die Lehre von Gott als einem Dreieinigen ist für Swedenborg ein wahrer Greuel. Es gibt nur Einen Gott, und der ist Christus; Schöpfer, Erlöser und Heiliger in einer Person. Natürlich kann es dann auch keine Versöhnung im eigentlichen Sinne geben. Das Werk Christi, d. h. Gottes, der seiner vom Bösen überwucherten Welt nur helfen kann, wenn er selbst leiblich in ihr erscheint, — „sowie niemand eine Handarbeit verrichten kann, wenn er nicht einen Arm hat“ —, dieses Erlösungswerk besteht bloß darin, daß die Macht des Bösen gebrochen und durch das Anschauen der reinen Güte die Lust zum Guten in den aufrichtigen Menschen wieder geweckt wird.

Man sieht: das sind alles die abgeblaßten Ideen des Rationalismus, nur daß Swedenborg in der Person Christi Gott selbst wirken sieht. *Diese* Lehren zu verkündigen, brauchte kein Engel einen Fuß zu rühren; der natürliche Mensch legt sich das von selbst so zurecht — und man begriffe nicht, wie der begeisterte Schwede durch seine Offenbarungen eine „neue Kirche“ ins Leben hätte treten sehen können, wenn nicht zu diesem rationalistischen Lehrsystem noch ein Anhang über das Jenseits hinzugekommen wäre, der seiner Lehre erst den pikanten Geschmack und seinem ganzen Denken den Charakter des Schwärmerischen gegeben hätte. Was noch heutzutage in England, in Nordamerika, in Württemberg die „neue Kirche“ am Leben erhält und den eigentlichen Swedenborgianismus kennzeichnet, sind diese seltsamen vermeintlichen Einblicke in das Geisterreich, d. h. in die Zustände der Menschen nach dem Tode. Dahinein zu „irrlichterieren“ und den Schleier der unsichtbaren Welt mit neugieriger Hand hinwegzureißen, hat immer für den Menschen einen eigentümlichen Reiz gehabt. In der Schrift aber sind uns die Grenzen gezogen, über die wir nicht hinausgreifen sollen. Swedenborg hat wohl mit persönlicher Wahrhaftigkeit an seine übersinnlichen Erfahrungen geglaubt und sie weiter erzählt; der Inhalt derselben aber richtet für einen nüchternen Glauben nur sich selbst — und es bleibt ein psychologisches Rätsel, wie er von der Objektivität seiner jenseitigen Begegnisse hat überzeugt sein können.

Swedenborgs Grundanschauung über das Jenseits ist wohl gesund. Jeder Mensch, so sagt er, nimmt sich selbst in die andere Welt mit. Was er hier war und trieb, das ist und treibt er dort auch; Wünsche, Begierden, Neigungen, Leidenschaften — alles zieht mit ihm hinüber, drüben aber geht es her, wie bei uns. In einer jener „Denkwürdigkeiten“ berichtet er: „Da mir vom Herrn gegeben ist, zugleich in der geistigen und in der natürlichen Welt zu sein und infolgedessen mit den Engeln wie mit den Menschen zu reden, und dadurch die Zustände derer, welche nach dem Tode in jener bisher unbekannten Welt anlanden, kennen zu lernen (denn ich sprach mit allen meinen Verwandten und Freunden, und auch mit Königen und Herzögen, wie auch mit Gelehrten, und zwar dies ununterbrochen schon siebenundzwanzig Jahre hindurch), so kann ich aus lebendiger Erfahrung die Zustände nach dem Tode beschreiben.“ Alles geht nach dem Gesetze der „Entsprechungen“; je schöner und reiner die Seelen werden, desto lieblicher wird ihre Umgebung; in der Hölle fliegen Fledermäuse, Eulen, Uhu, hausen Panther, Tiger, Ratten, Schlangen, Drachen, schießen Stachelgewächse und Giftpflanzen auf. In allen jenseitigen Reichen gibt es Berg und Thal, Quell und Fluß, Stadt und Dorf, Hütten und Paläste, Bücher und Spiele; es ist als ob man in Miß Phelps' anmutigen Schilderungen oder in den schauerlichen „Höllenbriefen“ läse, wenn man eins der dicken Swedenborgschen Bücher aufschlägt. Auch das fortwährende Wachstum der Seelen in die Engel- oder Teufelnatur hinein spielt eine wichtige Rolle. Die bösen Theologen, welche sich im Falschen der Lehre aus dem Wort, besonders in der Lehre von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben bestärkt haben, müssen *zehn* verschiedene Stufen durchmachen, bis sie in die „ewigen Zuchthäuser der Höllenhöhlen“ kommen; und Swedenborg beschreibt diese Stufen mit der sorgfältigsten Kleinmalerei. Mit den Reformatoren hat Swedenborg sehr oft gesprochen. „Ich bin daher wohl unterrichtet“, schreibt er,

„wie ihr Lebenszustand von Anfang bis auf den heutigen Tag beschaffen war. Was **Luther** betrifft, so war er von der ersten Zeit an, da er in die geistige Welt kam, der heftigste Verbreiter und Verteidiger seiner Lehrbestimmungen; und wie die beistimmende Menge von der Erde heranwuchs, so wuchs auch sein Eifer. Es ward ihm dort ein Haus gegeben, wie das in Eisleben. Da schlug er einen Sitz auf, wo er sich niederließ und die durch das offenstehende Thor hereinströmenden Zuhörer in Reihen ordnete, die am meisten ihm günstigen vorne an. Und nun redete er in einem fort und erlangte eine merkwürdige Überredungskunst, welche eine Art von Zauberei ist und aus der Liebe zu sich selbst entspringt. Dies war der Zustand seines Lebens bis zum Jahre 1757", — in welchem das jüngste Gericht in der Geisterwelt abgehalten worden ist, bei dem Swedenborg persönlich gegenwärtig war und genau beobachtete: in der Mitte standen die Protestanten, die Schweden im Westen, die Deutschen im Norden, die Holländer im Süden und Osten, die Engländer zwischen beiden Himmelsrichtungen; im weiteren Kreise die Päpstlichen, die meisten in der Abendgegend, einige nach Süden, noch weiter die Mohammedaner und Heiden. Im Jahre 1757 ward nun auch Luther zufolge des Gerichts in ein anderes Haus und in einen andern Zustand versetzt. „Und weil er hier hörte", schreibt Swedenborg weiter, „daß ich, der ich in der natürlichen Welt bin, mit denen in der geistigen rede, so kam er mit andern zu mir und vernahm nach mehreren Fragen und Antworten, daß eben jetzt das Ende der vorigen Kirche und der Anfang der neuen sei. Als er das erfuhr, und zugleich täglich die Zahl seiner Zuhörer sich verminderte, hörte allmählich das Schelten auf; er kam näher zu mir heran und begann vertraulicher mit mir zu reden. Und nachdem er überführt war, daß er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht aus dem Worte, sondern aus dem eigenen Verstande genommen hatte, ließ er sich unterrichten über den Herrn, die Liebesthätigkeit, den freien Willen, die Erlösung, den wahren Glauben. Zuletzt als er sich überzeugt hatte, fing er an die Sache mit günstigen Augen anzusehen und der neuen Kirche sich zu nähern. Zu dieser Zeit war er täglich bei mir, und so oft er dann jene Wahrheiten wieder durchging, mußte er über seine früheren Lehren lachen, und ich hörte ihn sagen: wundert euch nicht, daß ich den alleinrechtfertigenden Glauben ergriff, die thätige Liebe ihres geistigen Wesens beraubte und den Menschen ihren freien Willen nahm, denn nur so konnte ich von der römischen Kirche losgerissen werden." Die prüfenden Engel aber sagten mir, daß Luther nunmehr im Zustande der Bekehrung sei, weil er schon in früher Jugend und bevor er sich an das Reformationswerk machte, die Lehre von dem Vorrang der thätigen Liebe eingesogen hatte, weshalb er auch sowohl in seinen Schriften als in seinen Reden so vortreffliche Lehren von der Liebesthätigkeit gegeben habe; woraus hervorgeht, daß der Rechtfertigungsglaube bei ihm nur in seinem äußeren natürlichen Menschen eingepflanzt war, nicht aber im inneren geistigen Menschen Wurzel gefaßt hatte."(!) Der „sächsische Fürst, mit dem Luther in der Welt zusammen gewesen war", gab Swedenborg in dieser Auffassung der Sachlage vollkommen recht.

Melanchthon fand nach seinem Tode sich ganz wie zu Hause: denselben Tisch, den gleichen Papierschrank mit Fächern, auch den Bücherständer. Er setzte sich auch gleich hin, um zu schreiben, und zwar etliche Tage lang von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben. Das sollte ihm aber schlecht bekommen, denn allmählich verdunkelte sich in seinem Zimmer alles und verschwand; nur der Tisch und das Tintenfaß und die Papiere blieben; die Wände des Zimmers überzogen sich wie mit Kalk, der Fußboden mit gelbem Ziegelstoff; Melanchthon selbst befand sich in einem gröberen Gewande. Als ihm erklärt wurde, das komme von seinem Unverstand in Bezug auf die Liebesthätigkeit, widersprach er heftig, und kam dann plötzlich in ein Arbeitshaus unter der Erde, wo sich ähnliche Leute befanden, welche „die guten Werke aus der Kirche hinaus warfen." „Weil er jedoch einer der Reformatoren gewesen war, so wurde er auf Befehl des Herrn in sein früheres Gemach zu seinem Tisch, Papier und Tintenfaß zurückversetzt." Nach der Gründung der Neuen Kirche ging auch ihm ein wenig Licht auf, er wurde tiefer „in den Süden gegen Westen hin in ein anderes Haus versetzt", wo er mit Swedenborg viel verkehrte und sich belehren ließ. Es scheint, als sollte Melanchthon mit der Zeit doch noch selig werden können.

Mit **Calvin** freilich steht es viel schlimmer. Der Begründer der Neuen Kirche hat sich auch um ihn viele Mühe gegeben; aber der Prädestinatianer beharrte auf seiner finsteren Lehre und mußte sich von Swedenborg schelten lassen: „Du redest Lästerungen, hebe dich weg, böser Geist!" „Da traten alle Diener des Herrn von ihm ab, und er begab sich eilig auf den Weg, der zu der Höhle führt, in der diejenigen sind, welche sich in der verabscheuungswerten Lehre von der Vorherbestimmung bestärkt haben. Ich sprach nachher mit Einigen der in dieser Höhle Eingekerkerten und fragte nach ihrem Lose. Sie sagten, sie seien gehalten ihres Unterhaltes wegen zu arbeiten, und seien alle untereinander Feinde.

Die einzelnen Nationalitäten haben drüben immer noch ihre besonderen Wohnstätten und Himmelsgegenden, aber nach dem Maß ihres Glaubens und ihrer Liebe; im Osten sind diejenigen, die in der Liebe hervorragen, im Süden die besonders Einsichtigen und Verständigen ꝛc. Die **Holländer** z. B. befinden sich „in den Himmelsgegenden der christlichen Mitte, weil sie den Handel als Zweck lieben und das Geld nur als dazu dienendes Mittel"; wo hingegen das Geld als Zweck und der Handel als Mittel geliebt wird, wie bei den Juden, da findet sich kein Platz mehr in der christlichen Mitte. Beim letzten Gerichte des Jahres 1757 sind die **Juden** in den äußersten Norden versetzt; „die Straßen ihrer Städte sind voll Koth bis an die Knöchel, und die Häuser mit Unreinem erfüllt, wovon sie auch übel riechen, daher man sich ihnen nicht nahen kann."

Der Zustand der **Deutschen** wird in der geistigen Welt dargestellt durch einen Mann, der Bücher unter dem Arm trägt, und dann, wenn jemand über irgend einen Gegenstand streitet, zu ihm sagt: Ich will dir die Antwort darauf geben, und sofort ein Buch unter dem Arm hervorlangt und daraus vorliest. Aus diesem ihrem Zustande ergeben sich mehrere Folgen, darunter auch diese, daß sie die geistigen Dinge der Kirche ins Gedächtnis eingeschrieben festhalten und sie selten in den oberen Verstand erheben, sondern sie nur in den unteren Verstand einlassen, aus dem sie über dieselben vernünfteln."

Wir sind in diesen Mitteilungen über das Swedenborgsche Jenseits etwas ausführlicher gewesen, um jedermann das Urteil selbst nahe zu legen, wie willkürlich und thöricht diese Träumereien sind, die sich als Offenbarungen aus dem Himmel geben wollen. Die „Neue Kirche" hat keine große Ausdehnung gewinnen können. In Schweden versagte das Volk gänzlich. In Deutschland nahm sich seit 1765 der württembergische Theosoph Prälat Ötinger, in England ein Geistlicher Manchesters, Dr. Clower, der Swedenborgschen Lehre an. 1787 gestaltete sich die „Neue Kirche" in England zu einer äußeren Gemeinschaft mit bestimmter Verfassung; gegen fünfzig kleine Gemeinden schlossen sich an. Am zahlreichsten finden sich Swedenborgianer in Nordamerika, wo sie zu verschiedenen jährlichen Synoden zusammentreten, der Osten in Boston, der Süden in Philadelphia, der Westen in Cincinnati. Einen weitergreifenden Einfluß wird die „Neue Kirche" oder das „Neue Jerusalem" nicht erringen. Zieht auch ihre himmlische Geheimniskrämerei neugierige und sensitive Naturen immer wieder an, so fehlen die großen religiösen und sittlichen Wahrheiten, welche Stahl ins Blut und Mark in die Knochen gießen und zur Begeisterung hinreißen. Eine Spielerei für müßige Leute — und keine ungefährliche! — ist dieses lüsterne Wühlen in einer uns verschlossenen Welt. „Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie die hören!" mit diesen Worten hat der Herr selbst den Verkehr der Geister mit der Menschenwelt, und wäre es auch ein belehrender und warnender, gerichtet. Wir haben an der schlichten und doch so unendlich tiefen Bibelwahrheit genug zur Ausrüstung für die Ewigkeit wie für die Zeit.

Im Nest.

Humoreske von Th. H. Pantenius.

Die Turmuhr von St. Nikolai schlug langsam zwölf und fand ein Echo in den dumpfen Schlägen von St. Johannis. Nun schlugen auch die Uhren in den Quergebäuden der großen Druckereien und Buchhandlungen des Buchhändlerviertels von Leipzig und damit trat eine Pause in dem rastlosen Getriebe ein. Die Bücherkarren der Kommissionäre rollten donnernd in die Thorwege und wurden umgekippt und zur Ruhe gestellt; in den Druckereien und Buchbindereien hörten die Maschinen auf zu schnurren und zu stampfen; in den Kontors, den Redaktionen und Expeditionen wurden die letzten Marken auf die Briefe gedrückt und die Federn ausgespritzt; in den Packräumen stellte man eine vorläufige summarische Ordnung her. Auf all den Korridoren, die den Vormittag über so leer gewesen waren, drängten sich jetzt Menschen, Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, die Treppen ächzten und die von hohen Mauern umschlossenen Höfe hallten wider von zahlreichen Tritten. Überall, wo die Aristokratie dieser Ameisenhaufen beschäftigt war, wurde jetzt Toilette gemacht. Wasser rieselte über eingeseiften Händen, die Kleiderschränke gaben die sauberen Straßenkleider gegen die wenig einladenden Arbeitsgewänder her, die kleinen Spiegel an den Wänden der Vorzimmer waren sehr begehrt. Dann war es, als ob ein Schwamm ausgedrückt würde, aus allen Thoren drangen Menschen hervor und füllten als ein dunkler Schwarm die bisher so leeren Straßen.

Als das Häusergeviert, welches die Geschäftsräume von E. S. Steinschneider beherbergte, sich in der eben beschriebenen Weise leerte, blieben außer zwei Markthelfern, die sich in einem der Vorzimmer über einer Gasflamme ihren Mittagskaffee kochten, nur noch zwei Herren in einem Zimmer zurück, über dessen Thüre ein Porzellanschild die Inschrift: „Redaktion" trug. Der eine dieser Herren saß auf einem, über einer starken Holzschraube befestigten Strohstuhl vor einem mit Büchern, Manuskripten jeder Art und Briefen jeden Formats bedeckten Tische, der andere stand neben diesem Tische.

Der Herr auf dem Stuhl hatte sich sein Lorgnon aufgesetzt und blätterte in der neuen Nummer des von ihm redigierten illustrierten Journals: „Der Rosengarten."

„Hübsche Nummer, Herr Etzoldt? Wie?"

Herr Etzoldt, der metteur en pages der Druckerei, preßte seiner Gewohnheit nach den Daumen seiner rechten Hand, von dem er den Nagel fast bis zur Hälfte zu entfernen verstanden hatte, wider die etwas hängende Unterlippe. „Sehr hübsche Nummer, Herr Doktor!" erwiderte er. „Von wem ist die neue Erzählung, wenn man fragen darf?"

„Sie meinen: Im Nest?"

„Ja. Im Nest."

„Haben Sie sie denn gelesen?"

„Ja, Herr Doktor, das heißt natürlich nur so weit ich das Manuskript hatte. Sehr spannend."

„Nicht wahr? Das Ding ist nicht übel. Der Verfasser heißt E. Hauptmann und wohnt hier in Leipzig. Weiter weiß ich nichts von ihm. Die Erzählung ist übrigens mehr als nur spannend, sie ist wirklich sehr hübsch. Ich habe sie bei der zweiten Lektüre mit großem Interesse gelesen und das will bei unsereinem viel sagen. Also inbezug auf Nr. 32 wäre alles in Ordnung. Adieu, Herr Etzoldt."

„Adieu, Herr Doktor!"

Herr Etzoldt nahm die kleine Mappe, die er bisher in der Hand gehalten hatte, unter den Arm und bewegte sich der Thüre zu, aber es geschah langsam, zögernd. Als er die Thürklinke bereits in der Hand hatte, ließ er sie wieder fahren, und kam nochmals auf den Doktor zu. „Herr Doktor", sagte er lächelnd, wobei er das prächtigste Gebiß zeigte, „Herr Doktor, könnte ich wohl den Rest des Manuskripts auf einen Tag bekommen? Noch nicht zum Satz, nur für mich persönlich?"

„Mit Vergnügen, mein lieber Herr Etzoldt. Sie werden ja schon vorsichtig damit umgehen. Also die Erzählung hat Sie so sehr gefesselt? Na, das freut mich, freut mich ungemein."

Der Doktor stand auf, entnahm einem an der Wand stehenden Schrank ein Manuskript und übergab es dem Metteur.

„Mahlzeit, Herr Doktor!"

„Mahlzeit, mein lieber Herr Etzoldt!"

Der Doktor ergriff noch einmal die Nummer und ließ seine Blicke mit einer gewissen Zärtlichkeit über die Spalten gleiten, die den neuen Roman enthielten. Das ist einmal etwas Rechtes, dachte er. Diese Erzählung versetzt Herrn Etzoldt in solche Spannung, daß er die Fortsetzung nicht erwarten kann, und befriedigt doch auch einen gebildeten Geschmack in hohem Grade. Ich hätte sie schon früher abdrucken sollen. Na, das ist übrigens einerlei, das Gute kommt nie zu spät.

Damit schob der Doktor die Nummer zugleich mit einigen Manuskripten und einem Paket Zeitungen in eine Mappe, schloß das übrige in seinen Schreibtisch oder in den Schrank, dem er vorhin das Manuskript entnommen hatte, und machte Toilette, das heißt er wusch sich die Hände und überzeugte sich durch einen Blick in den Spiegel, der über dem Waschapparat hing, daß seine mit großer Sorgfalt arrangierte Frisur in Ordnung und daß die Enden seines schwarzen Schnurrbarts nadelspitz waren. Auf letzteres hielt er besonders.

Als der Doktor die Straße betrat, hatte sich der Strom der Arbeiter schon verlaufen und auch auf der Promenade, welche der Doktor am Petersthor vorüber bis zur Weststraße verfolgte, boten sich ihm nur die zu dieser Stunde gewohnten Bilder: einige Gruppen sich langweilender Studenten, etliche Paare eifrig debattierender Professoren und zum Schluß vor der Pleißenburg die historischen „Armen Leipzigs", das heißt die dort zum üblichen Spaziergang vereinigten Matadore der Leipziger Geld- und Produktenbörse. So störte ihn denn nichts in seinen Gedanken, und diese waren angenehmer Natur. In bezug auf keinen Zweig seiner Thätigkeit ist der Redakteur so auf sein Glück angewiesen, wie in Sachen des Romans. Alle andern Artikel lassen sich bestellen, nur der Roman nicht. Dieser will gefunden sein.

Na ich bin nur neugierig, was mein Mütterchen dazu sagen wird, dachte der Doktor, als er zu Hause die Treppe hinanstieg.

Er hatte kaum die auf die Flur führende Thür geöffnet und wieder geschlossen, als auch schon sein „Mütterchen" im Vorzimmer erschien und ihn willkommen hieß. Die Frau Justizrätin Schrattmüller war trotz ihrer sechzig Jahre noch eine sehr stattliche Erscheinung: hoch von Wuchs, mit edlen Zügen und ungemein klugen Augen.

Sie lebte für gewöhnlich in Elbing, wo eine ihrer Töchter verheiratet war, kam aber alljährlich im Frühling auf vier Wochen zu ihrem Sohne. Jetzt war sie seit gestern wieder in Leipzig.

Der Sohn küßte der Mutter die Hand, empfing einen Kuß auf die Stirn und legte dann seine Mappe in seinem Arbeitszimmer ab. Darauf gingen beide in der kleinen aus drei Zimmern bestehenden Enfilade der Wohnung auf und nieder.

„Was bringt ihr denn für einen neuen Roman?" fragte die Justizrätin. „Die Grafen von Falkenstein gehen ja wohl zu Ende?"

„Wie haben sie dir gefallen?"

„Hm! Weißt du, man hat dergleichen schon mitunter gelesen. Nicht?"

„Du hast ganz recht, Mütterchen, es ist eine Schablonenarbeit, aber siehst du, einmal hat das große Publikum derartiges schließlich doch gern und dann — wo hernehmen und nicht stehlen? Mit dem neuen Roman wirst du übrigens mehr zufrieden sein."

„Stammt er auch aus einer Frauenfeder?"

„Nein, und das merkt man ihm sehr an. Es ist merkwürdig, die Romane der Frauen sind ja oft ungemein geschickt geschrieben, aber sie sind im besten Fall doch immer nur eine Schablonenarbeit. Eigene Wege wandeln, sich selbst neue Bahnen brechen, bringt keine Frau zu Stande. Immer nur Reproduktion, niemals Produktion."

Lützow. Theodor Körner.

Das Werbebüreau der Lützower in Breslau im Februar 1813. Originalzeichnung von Richard Knötel.

„Du machst mich neugierig. Wer ist denn der Verfasser?“

„Ein Herr Hauptmann, der hier in Leipzig, ich glaube in der Elisenstraße oder sonst da herum wohnt.“

„Hast du ihn denn nicht aufgesucht, wenn er dir so talentvoll erscheint?“

„Nein, Mütterchen. Einmal nämlich gefiel mir der Roman, als ich ihn zum erstenmal las, keineswegs übermäßig, und ich nahm ihn seinerzeit — er liegt schon seit Jahr und Tag — mit ziemlich langen Zähnen; seine Bedeutung ist mir erst recht aufgegangen, seit ich ihn zum zweitenmal vor dem Satz wieder durchlas und dann — du weißt, wie ungern ich mit Schriftstellern verkehre. Sie sind meist so unsympathisch.“

„Wie heißt der Roman?“

„Im Nest.“ Es handelt sich um die Schicksale eines jungen Mädchens, das in einem kleinen Städtchen aufwächst und sich dort vor Sehnsucht nach der großen Welt verzehrt. Endlich wird ihr Lebenswunsch erfüllt, sie kann „das abscheuliche Nest“ verlassen und kommt nach Berlin. Das Leben lehrt sie dann, was sie an diesem „Nest“ hatte, und sie empfindet sich wie eine vom Schiffbruch Gerettete, als sie endlich an der Seite des Jugendgespielen, den sie einst verschmähte, aus der kalten Welt zurückkehren kann in das ihr nun so traut und warm erscheinende Nest. Der Stoff ist ja schon mehrfach in ähnlichem Sinn behandelt worden, aber die Fabel ist hier höchst geschickt verschlungen, die Charakteristik fein, das ganze mit großer Kraft behandelt.“

Das Mädchen meldete, daß das Essen angerichtet sei, und Mutter und Sohn begaben sich ins Speisezimmer und nahmen Platz. Die Frühlingssonne fiel hell in das Gemach, der kleine Raum erschien heute noch ungleich traulicher und behaglicher als sonst.

„Es ist unverantwortlich, Mütterchen, daß du nicht ganz zu mir ziehen willst“, sagte der Doktor. „Du bringst einer Schrulle zuliebe dich und mich um herrliche Jahre, die nicht wiederkehren.“

Die Justizrätin lächelte. „Du weißt, daß es sich nicht um eine Schrulle handelt“, erwiderte sie. „Thäte ich, wie du willst, so würdest du ganz gewiß nicht heiraten. Das aber wäre für dich ein großes Unglück.“

„Warum gerade für mich?“

„Weil du ein Familienmensch bist, ein Mensch, der gern zu Hause ist, der es liebt, sich in einem kleinen Kreise ihm lieber Menschen zu bewegen, und der die Kinder gern hat. Ich halte es aber auch im allgemeinen für ein Unglück für einen Mann, wenn er nicht heiratet. Die Generation, der wir angehören, mit der wir durch gemeinsames Empfinden verbunden sind, stirbt nur zu schnell weg, und wer dann nicht durch seine Kinder rege Fühlung mit der neuheranwachsenden gewinnt, fühlt sich bald isoliert. Die alten Freunde sind gestorben, verdorben, zerstreut, neue Menschen fesseln nicht, weil die Interessen nicht die gleichen sind, die Teilnahme an den Geschicken anderer und damit eines der mächtigsten seelischen Bildungsmittel erlischt. Man wird einsam, selbstsüchtig, grämlich.“

„Aber ich heirate auch so nicht.“

„Daran trage ich wenigstens keine Schuld.“

Der Doktor küßte der Mutter die Hand. „Sei überzeugt“, sagte er, „daß wenn mir je ein junges Mädchen begegnen sollte, von dem ich voraussetzen würde, es könne einmal eine Gattin und eine Mutter in deinem Sinne werden, ich mich beeilen würde, sie zu meiner Frau zu machen.“

„Es freut mich, daß ich einen so guten Eindruck auf dich gemacht habe, lieber Fritz. Hoffentlich wird er auch durch meine künftigen Besuche nicht zerstört werden.“

Beide lachten und sprachen dann von anderen Dingen.

Nach dem Essen setzten sich Mutter und Sohn in des letzteren Arbeitszimmer in bequeme Fauteuils und „lasen“, um den unter ihnen üblichen technischen Ausdruck zu gebrauchen, das heißt, jedes nahm ein Buch oder ein Zeitungsblatt auf den Schoß, und nickte dann ein wenig ein. Die Frau Justizrätin hatte sich für diesen Zweck die Nummer von „Der Rosengarten“, die den Anfang von „Im Nest“ enthielt, geben lassen, der Doktor seinerseits die erste Beilage des Leipziger Tageblattes mit der Rubrik Sachsen an sich genommen.

Das Mädchen hatte den Speisetisch abgedeckt und sich entfernt, es war ganz still in den Räumen. Man hörte nur das Ticken des Regulators an der Wand und von Zeit zu Zeit das Rollen eines auf der Straße vorüberpassierenden Pferdebahnwagens.

Die Gedanken der Justizrätin wanderten zurück in die Tage, in denen der, der ihr jetzt als ein fünfunddreißigjähriger Mann gegenübersaß, als ein Säugling an ihrer Brust lag, als Knabe auf ihrem Schpß saß, als Jüngling alles ihr anvertraute, was ihm in Freude und Leid das Herz bewegte. Seit er eine Eigenart offenbaren konnte, war es die eines überaus gutmütigen, freundlichen und höflichen Menschen gewesen. Erst nachher, als der junge Doktor der Jurisprudenz während des Kriegsjahres Geschmack am Militärdienst gefunden und endlich ganz zu ihm übergegangen war, war etwas ihr Fremdes, ihr Unverständliches in ihn gekommen, eine gewisse Kälte und eine Vorliebe für das Äußerliche des Lebens. Das war auch so geblieben, als er erkannte, daß der Beruf des Offiziers ihn auf die Dauer nicht befriedigen könne, seinen Abschied nahm und Journalist wurde. Nun schien es der Mutter, als ob das alles sich verstärke und eine Nüchternheit Herr werde über ihn, welche den besseren Seiten seines Selbst auf die Dauer gefährlich werden mußte. Die sorgfältige Frisur seines Haares und die spitzen Enden seines Schnurrbarts waren ihr die Symbole einer inneren Verknöcherung und Verarmung, und da sie der Überzeugung lebte, daß nur eine junge Frau mit dem einen und dem anderen fertig werden könne, wünschte sie eine solche heiß herbei.

Auch die Gedanken des Doktors wanderten zurück in die Vergangenheit und sie begegneten, wo immer sie verweilten, immer wieder dem Bilde der Frau, die ihm gegenüber saß. Sie war immer die gleiche gewesen, gut, rein, klug, ihrem Manne die Geliebte bis zu dem Augenblick, in dem sie ihm mit einem Kuß die Augen zudrückte, ihren Kindern das Ideal, die Vertraute, die Freundin. Wie sollte er, der Sohn einer solchen Mutter, je ein Weib finden, das er heiraten konnte! Und war es nicht unleidlich, daß die Mutter um dieser Heirat willen, die doch nie stattfinden konnte, sich und ihn um köstliche Jahre brachte!

Aus dem Schläfchen wurde heute nichts. Beide griffen, nachdem sie eine Weile mit zurückgelehntem Kopf und geschlossenen Augen dagesessen hatten, zu ihrem Blatt und lasen darin. Die Justizrätin vertiefte sich in „Im Nest“, der Doktor überflog in jener humoristischen Stimmung die Nachrichten aus Pegau und Zwenkau, in welche die Lokalkorrespondenzen aus diesen Orten denjenigen Leipziger Leser unwillkürlich versetzen, welcher Sachsen und seinen Bewohnern an und für sich keinerlei Interesse entgegenbringt. Es ist da, als ob man als Fremder durch die Straßen eines kleinen Städtchens geht, man wird lustig gestimmt, ohne selbst zu wissen, warum.

„Fritz“, sagte die Justizrätin plötzlich, indem sie das Blatt sinken ließ, „ich habe diese Erzählung schon gelesen.“

Der Doktor beugte sich schnell vor. „Wie meinst du?“

„Ich habe die Erzählung: „Im Nest“ schon gelesen.“ Der Doktor lächelte verlegen.

„Verzeih, Mütterchen“, sagte er zögernd, „aber sprichst du von „Im Nest“?“

„Ja, Fritz. Ich spreche von dem Roman, von dem du mir erzähltest und dessen erstes Kapitel ich soeben gelesen und zwar zum zweitenmal gelesen habe.“

Der Doktor sprang auf. „Bestes Mütterchen“, rief er bestürzt, „wenn du recht hättest — das wäre ein großes Unglück.“

„Urteile selbst, Fritz. Als du mir vorhin kurz den Inhalt der Erzählung angabst, glaubte ich, es handele sich nur um den gleichen Stoff und eine ähnliche Behandlung, jetzt aber weiß ich bestimmt, daß ich diesen Roman von Wort zu Wort schon gelesen habe. Gib acht!“

Und die Justizrätin erzählte dem Erschreckten den ganzen

Inhalt des Romans mit allen Details und nannte ihm auch die Namen der Personen, die in dieser Nummer noch gar nicht vorkamen.

„Ich bin in der unerhörtesten Weise betrogen worden“, rief der Doktor, der vor Entrüstung ganz entstellt aussah. „Was fange ich nur an. Die Nummer ist ausgedruckt und geht morgen in die Welt. Kannst du mir nicht wenigstens sagen, wo du die Geschichte schon gelesen hast? War es in einem Buch oder in einem Blatt? Ich bitte dich, ich beschwöre dich, besinne dich darauf.“

Die Justizrätin blickte schweigend zu Boden. „Mir ist es, als ob ich sie in einem Blatt wie „Der Rosengarten“ gelesen habe.“

„Und wann kann das gewesen sein?“

„Jedenfalls vor nicht allzulanger Zeit.“

„Aber welches Blatt kann denn in Frage kommen? Die Gartenlaube, das Daheim, das Deutsche Familienblatt waren es gewiß nicht. Welche andern ähnlichen Blätter bekommst du überhaupt zu Gesicht?“

„Warte nur. Heinrich und Ännchen sind im Lesezirkel abonniert, da kommen alle möglichen Blätter ins Haus. Vielleicht täuscht mich auch mein Gedächtnis und es war ein Blatt mit einem anderen Format oder gar ein Buch. Jetzt ist es mir sogar, als wäre es ein Buch gewesen.“

Der Doktor ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Eine schöne Geschichte“, murmelte er, „eine schöne Geschichte. Aber wie soll man sich vor solchen Schurkenstreichen sichern.“

„Suche doch vor allem den Verfasser auf, Fritz. Du sagtest ja, er lebe in Leipzig.“

„Ich glaubte das, aber wenn es so ist — wie du sagst — und es ist ja zweifellos so, so wird der Schurke längst fort sein. Du kennst diese litterarischen Vagabunden nicht, Mütterchen. Das ist heute hier, morgen dort. Und dann, wer weiß, ob es überhaupt einen Herrn Hauptmann gibt. Der Bursche heißt vielleicht Schulze oder Müller und Hauptmann war nur ein Pseudonym, unter dem der Mensch das Manuskript absandte und das Honorar einstrich.“

„Aber du hättest dich doch erkundigen sollen, Fritz!“

„Gewiß, mein Mütterchen, ich hätte das in diesem Fall thun sollen, aber wie konnte ich ahnen, daß ein solcher Fall vorlag. Derartiges ist ja, Gott sei Dank, sonst unerhört, wenigstens in Bezug auf Blätter von dem Range des unsrigen. Aber ich will den Kerl finden und ihn bei den Ohren nehmen, so wahr ein Gott im Himmel ist.“

„Wenn die Dinge liegen, wie du glaubst, wird dir das nicht leicht fallen“, meinte die Mutter bekümmert.

„Aber ich werde ihn doch finden“, rief der Doktor. „Ich sehe den struwwelbärtigen Burschen vor mir, wie er über das ganze bierrote Gesicht lacht, wenn er die Nummer da in die Hände bekommt, aber ich will ihm das Lachen vertreiben. Es gibt Läden genug in Leipzig, in denen man Reitpeitschen kaufen kann, und wir haben an jedem Orte Deutschlands einen Gerichtshof, der freche Betrüger ins Loch sperren läßt.“

„Ich würde mich mehr auf letztere, als auf die ersteren verlassen, Fritz.“

Der Doktor ergriff rasch die Rechte der Mutter und zog sie an die Lippen. „Verzeih, mein Mütterchen, daß ich mich so gehen ließ“, rief er, „aber du weißt vielleicht wirklich nicht, in welch schrecklicher Lage ich mich Herrn Steinschneider wie dem Publikum gegenüber befinde. Wir haben für die Erzählung dreitausend Mark bezahlt und die Nummer läßt sich nicht mehr zurückhalten, so daß der Skandal unvermeidlich ist. Ich muß Steinschneider jedenfalls von der Sachlage unterrichten. Adieu, mein Mütterchen.“

„Mein armer Fritz“, rief die Justizrätin, „es thut mir herzlich leid, daß gerade ich es sein mußte, die den Betrug entdeckte.“

„O ich bitte dich. Gott sei Dank, daß es wenigstens gleich anfangs geschah.“

Der Doktor sah nach der Uhr. „Acht Minuten vor vier. Die Pferdebahn muß gleich kommen. Adieu, adieu.“

In dem Pferdebahnwagen saß, als der Doktor eintrat, nur eine junge Dame, gleich in der Ecke links neben der Eingangsthür. Als der Doktor ihr gegenüber Platz nahm, bemerkte er, daß sie ein ungemein sympathisches Gesicht hatte, große blaue Augen, zarte Hautfarbe und blondes Haar. Aber der Doktor war nicht in der Stimmung, sich um ihm fremde junge Mädchen zu bekümmern. Er nahm die Nummer aus der Brusttasche seines Paletots, breitete sie vor sich aus und überflog mit dem Gefühl äußerster Entrüstung noch einmal die Spalten, deren Inhalt noch vor wenigen Stunden ihn mit so großem Behagen erfüllt hatte. „Nichtswürdig!“ kam es unwillkürlich über seine Lippen. Er fuhr bei dem halblauten Worte zusammen und blickte unwillkürlich zu seinem Vis-a-vis hinüber. Zu seinem Erstaunen gewahrte er, daß das junge Mädchen ihn mit einem wahrhaft entsetzten Blick anschaute und daß es über und über errötete.

„Ich bin rein toll geworden“, dachte der Doktor beschämt, „erst bramarbasiere ich vor meinem Mütterchen wie ein fünfzehnjähriger Knabe und dann benehme ich mich im Pferdebahnwagen so, daß fremde Leute vor mir erschrecken. Wie ist das alles lächerlich und abgeschmackt.“ Er faltete die Nummer wieder zusammen, steckte sie in die Tasche und bemühte sich möglichst gleichmütig auszusehen. Als er aber nach einiger Zeit wieder zu der jungen Dame hinübersah, bemerkte er, daß sie noch immer sehr rot war. Gleich darauf war der Königsplatz erreicht und das junge Mädchen stieg aus, ohne den Doktor noch eines Blickes gewürdigt zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Im Kyffhäusergebirge.

Von Herrmann Vogt.

II.

Frankenhausen ist eine alte Stadt. Aber sie ist zu Ende des XVII. und dann wieder in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts von Feuersbrünsten arg heimgesucht und deshalb fehlen ihr bemerkenswerte Bauten aus früherer Zeit. Als einziges Merkmal längst vergangener Tage steht auf einem nördlich der Stadt gelegenen Berge heute nur noch der gewaltige Hausmannsturm, der letzte Überrest der dort schon früh, man sagt bereits um das Jahr 528, hauptsächlich zum Schutze der Frankenhäuser Salzquellen erbauten aber bald wieder vernachlässigten Oberburg.

Mit der Salzgewinnung hat man in Frankenhausen, das früher Bärenklau geheißen und erst später von den Franken seinen Namen erhalten haben soll, schon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts begonnen. Auf dem Nappe genannten Platze standen neben den Gradierwerken früher zahlreiche kleine Häuser, sogenannte Sölden. Gradierwerke und Sölden sind verschwunden, und die heutige Saline gewinnt ihre etwa zwanzigtausend Zentner betragende Jahresausbeute an Kochsalz lediglich aus der starken Sole, die den in das außerordentlich reiche Steinsalzlager eingetriebenen Bohrlöchern entquillt. Seit etwa siebzig Jahren dient die Sole auch den Zwecken der Heilkunde. Die Bäder, welche in Frankenhausen in einer Stärke bis zu acht Prozent Salzgehalt gegeben werden, während die Sole in den meisten anderen Kurorten nur zwei bis vier Prozent enthält, werden mit großem Erfolge von skrophulösen Kindern, bei katarrhalischen Affektionen, rheumatischen Leiden und Frauenkrankheiten gebraucht. Außerdem wird die Sole in besonderen Anstalten inhaliert, und diese Methode hat sich bei chronischen Katarrhen bewährt. Der stetig zunehmende Besuch des Bades hat schon wiederholt eine Ausdehnung und Vergrößerung der Kuranstalten nötig gemacht, und in allerneuster Zeit ist für die Pfleglinge der seit 1876 bestehenden Heilanstalt für skrophulöse Kinder ein besonderes Kinderbad erbaut.

Den ersten Anlaß zur Begründung dieser zuletzt genannten Heilanstalt gab eine Dame aus Dankbarkeit für die Heilung des eigenen Kindes, und mit der Unterstützung einheimischer, wie auswärtiger Menschenfreunde hat sich die Anstalt aus kleinsten Anfängen rasch entwickelt. Sie ist bereits im Besitze eines eigenen großen Gartengrundstücks und im stande,

Das Kyffhäusergebirge mit der goldenen Aue.

Das Gräfl. Stolbergsche Schloß in Roßla.

in den nach dem Barackensystem im Schweizerstil ausgeführten Baulichkeiten zu gleicher Zeit fünfundvierzig Kinder beiderlei Geschlechts zu beherbergen. Die obere Leitung hat eine Frankenhäuser Dame, Fräulein Minna Hankel, übernommen, die sich mit seltener Aufopferung und Selbstverleugnung dem verdienstlichen Werke widmet. Für eine bestimmte mäßige Summe finden Kinder von drei bis vierzehn Jahren hier Aufnahme für den Zeitraum von achtundzwanzig Tagen. Die gesamten Einrichtungen sind vortrefflich, und die Zahl der Aufnahmesuchenden ist infolgedessen so groß, daß viele abschläglich beschieden werden müssen. Ein besonderes Gartenhaus dient zur Aufnahme von Ferienkolonieen unbemittelter Kinder, welche aus den großen Städten der weiteren Nachbarschaft unter Aufsicht eigener Pflegerinnen jährlich hierher kommen, und deren Mitgliedern der Abschied von der frischen Luft, der kräftigen Diät und der liebevollen Behandlung oft schwer genug fällt.

„Ach bitte, gutestes Fräulein! Wir möchten doch gar zu gern hier bleiben. Zu Hause gibt's egal Kaffee und Schläge, und hier ist es so schön. Wenn Sie es sagen, dann dürfen wir gewiß da bleiben." So bat und flehte ein verwachsenes Brüderpaar aus Leipzig, dem hier in der freien Gottesnatur mit der Gesundung recht die Freude am Leben aufgegangen war. Aber die Vorsteherin kann ja in solchen Fällen auch nicht helfen, und betrübten Herzens muß sie es geschehen lassen, daß die Kleinen klagend und weinend das blühende Stück Erde wieder verlassen, um in die dumpfe Enge der gewaltigen Steinmassen, in die von Ruß und Dampf verdorbene Luft der großen Stadt zurückzukehren.

Für die vaterländische Geschichte hat Frankenhausen eine gewisse Bedeutung dadurch erlangt, daß Thomas Münzer, nachdem am 15. Mai 1525 auf dem nördlich der Stadt gelegenen „Schlachtberge" seine Erhebung durch die verbündeten Fürsten niedergeworfen war, hier gefangen genommen wurde. Noch glaubt man das Haus bezeichnen zu können, in dem der Anführer der Bauern sich nach seiner Niederlage versteckt hielt und aus dem er hervorgeholt wurde, um einem grausamen Tode zu verfallen. Die heutige Stadt und ihre Bewohner machen auf den Fremden von vornherein einen freundlich gefälligen Eindruck, und diese wohlthuende Erscheinung hält auch bei einem längeren Aufenthalte vor. Die Straßen bestehen nicht aus einer Fahrbahn mit daneben an den Häuserreihen herlaufenden Fußsteigen. Die ganze Breite derselben wird vielmehr, wie in vielen anderen thüringischen Orten, in der Mitte geteilt durch eine tiefe, steil aufgemauerte Rinne, die nur auf zahlreichen Stegen überschritten werden kann und in der rasch fließendes Wasser dahinsprudelt, alle Unreinigkeiten mit fortführend. Ein reger Wagenverkehr würde allerdings manche Störung durch diese Einrichtung erleiden, die anderseits aber zur Erfrischung der Luft und zu dem reinlichen, gleichsam appetitlichen Aussehen der Gassen das Ihrige beiträgt. Die kleinen und meist nicht hohen Häuser sind durchweg mit hellem Farbenanstrich versehen, und vor vielen derselben sind, neben den unvermeidlichen Bänken, als wirkliches Wahrzeichen des Ortes in mächtigen Kübeln über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichende, große und dickstämmige Oleander und Granatbäume aufgestellt, deren duftende Blütendolden die Sinne erfreuen. Frankenhausen, das in großem schattigen Garten auch ein, in der Regel allerdings unbewohntes, Residenzschloß des Fürsten von Rudolstadt birgt, entwickelt eine, im Verhältnisse zu seiner Einwohnerzahl sehr bedeutende Erwerbsthätigkeit, und könnte als ein Beweismoment für die Behauptung angeführt werden, daß zum Aufschwunge von Handel und Wandel die unmittelbare Berührung mit den Verkehrsmitteln der Gegenwart nicht durchaus notwendig ist. Daß es nicht wenigen Familien gelungen ist, durch kaufmännische und industrielle Unternehmungen Ansehen und Reichtum zu gewinnen, darauf deutet die stattliche Zahl der umfangreicheren Patrizierhäuser.

Die Kurgäste leben in Frankenhausen einfach, aber verhältnismäßig angenehm und vorläufig noch nicht teuer. Den ärztlichen Verordnungen in bezug auf Baden und Inhalieren kommt die Mehrzahl während der Vormittagsstunden nach, und wer sich nicht genügen läßt an den hübschen Promenaden in der nächsten Umgebung der Stadt, im Kalkthal und im sogenannten Buchenwäldchen, der zieht nachmittags hinaus zu Fuß oder im Wagen nach den vielen reizvoll gelegenen Punkten der weiteren Umgebung.

Besonders beliebt in dieser Beziehung ist das von uns schon berührte, an der Chaussee von Roßla gelegene und von Frankenhausen gerade sechs Kilometer entfernte Ratsfeld. An der Stelle, wo früher ein untergegangenes Dorf gestanden hat, deren im alten Nabelgau, zu welchem das Kyffhäusergebirge gehörte, und in den angrenzenden Gauen noch mehrere nachgewiesen werden können, erheben sich jetzt die weißgetünchten Mauern eines schmucklosen, aber ausgedehnten Gebäudekomplexes. Ursprünglich sind wohl die gesamten Baulichkeiten bestimmt gewesen, den schwarzburgischen Herren mit ihrem Gefolge für die Dauer der Jagden zum Aufenthalte zu dienen, und es läßt sich in der That kaum ein prächtigerer Ort zum Bau eines Jagdschlosses finden, als das mitten im wildreichen

Die Kapelle am Kyffhäuser.

Forst gelegene Ratsfeld. Neuerdings hat in dem der Straße zunächst befindlichen Teile der Gebäude eine einfache Schankwirtschaft Platz gefunden; in einem andern Teile wohnt der fürstliche Forstbeamte, und der von geradlinigen hochgezogenen und verschnittenen Buchenhecken nach dem Geschmacke Louis Quatorze umgebene Hauptteil ist unbewohnt und steht leer. Zerfallende Stuckarbeiten in der Schloßkapelle gemahnen an frühere Pracht, ein aus Hirschgeweihen und Rehkronen kunstvoll zusammengesetztes Mobiliar zieht durch seine Eigenart die Blicke auf sich, aber wenn der regierende Fürst während der Brunstzeit der Hirsche auf kurze Zeit zur Jagd hierherkommt, muß selbst für die einfachsten Bedürfnisse des Lebens von auswärts vorher Sorge getragen werden. Der Bau macht deshalb für gewöhnlich einen toten unbehaglichen Eindruck. Im verdoppelten Maße aber erfreut sich der Besucher an den Schönheiten der Natur. Ein weiter, sanft abfallender Wiesenplan dehnt sich vor der Front des Schlosses aus und wird umsäumt von dem saftigen Grün des gut bewirtschafteten Forstes. Kinder und Erwachsene, wenn sie nach dem Spaziergange im schattigen Walde sich mit frischer Milch, mit Eiern, ländlichem Brot und köstlicher Grasbutter, oder gar mit gutem Kaffee — keinem Bliemchen — und trinkbarem Bier gestärkt haben, tummeln sich gern im fröhlichen Spiel auf der herrlichen Waldwiese, welche im Herbste den Königen des Waldes als willkommene Arena zum Austrage ihrer Kämpfe um die Herrschaft auf dem Platze dient.

Das Ratsfeld bildet etwa die Hälfte des Weges bis zum Kyffhäuser, den die Mehrzahl der Gäste von Frankenhausen deshalb im Wagen besucht.

Die ehemalige Reichsburg Kyffhausen liegt auf der nordöstlichen Ecke eines Bergrückens, der sich langgestreckt von dem Gebirgsstock absondert, mit dem er nur nach Westen zu durch einen schmalen Grat zusammenhängt. Es ist bemerkenswert, daß über die Burg, deren Name in jedes Deutschen Munde ist, verhältnismäßig nur wenige historisch beglaubigte Thatsachen bekannt sind.

Der Kyffhäuser.

Der Legende nach soll schon Cäsar an dieser Stelle die Burg Confusio erbaut und die Grafen von Beichlingen als Burgvögte eingesetzt haben. Das ist indes nur eine Sage, für die kein geschichtlicher Nachweis zu erbringen ist. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die Kaiserpfalz Tilleda schon zu der Zeit Karls des Großen entstanden ist, von der darüber liegenden Kyffhäuserburg aber läßt sich nur vermuten, daß sie zu denjenigen festen Punkten zählt, die Kaiser Heinrich IV zur Bändigung der Sachsen rings um den Harz aufrichtete. Geschichtlich wird sie erst später erwähnt und zwar gelegentlich der Kriege Heinrichs V gegen die aufrührerischen Fürsten, den Herzog Lothar von Sachsen, den Pfalzgrafen Siegfried und den Landgrafen von Thüringen. Von den letzteren wurde die Burg Kyffhausen 1118 zerstört, ist dann wahrscheinlich von Kaiser Barbarossa wieder aufgebaut und Burgvögten anvertraut, die den gleichen Namen führten. Nachdem König Rudolf I während seines Aufenthalts in Thüringen dem Unwesen der Raubritter gründlich abgeholfen hatte, ernannte er 1190 den Grafen Friedrich von Beichlingen zum kaiserlichen Burggrafen von Kyffhausen. Allmählich gelangten dann die Beichlinger und speziell die Rotenburger Linie derselben in den erblichen Besitz der Burg, welche mit der Rotenburg von den Lehnsherren, den Landgrafen von Thüringen, eingezogen und 1378 an die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg verpfändet wurde. Die Burg verfiel bald. — Die Bergfeste des Kyffhäuser bestand ihrer Zeit aus drei räumlich vollständig von einander getrennten Teilen, der Oberburg, der Unterburg und der erst später durch die Schwarzburger erbauten oder neu erbauten Kapelle Sankta Crucis. Die Ruinen der letzteren liegen am weitesten bergabwärts auf einem engbegrenzten Plateau. Die Kapelle zum heiligen Kreuze war durch eine besondere Ringmauer gegen einen unvermuteten Angriff geschützt, und besaß vor der Reformationszeit ein wunderthätiges hölzernes Kreuz. Das lockte zu bestimmten Festtagen zahlreiche Wallfahrer herbei, durch deren Spenden die Kapelle zu großem Reichtum gelangte. Durch Thomas Münzers wilde Scharen ist das Gotteshaus geplündert und zerstört worden. Von den beiden Teilen der eigentlichen Festung bildete die Oberburg hauptsächlich den festen Punkt, wohin sich bei harter Bedrängnis durch den Feind die Ritter und Edlen aus der geräumigen, aber weniger zur Verteidigung eingerichteten Unterburg zurückzogen. Eine Ringmauer umschloß die Wohnungen der Dienstmannen, die Stallungen und

Frankenhausen vom Hausmannsturm gesehen.

mehrere Türme, von denen der mächtigste zugleich als Warte und als Citadelle im heutigen Sinne diente. Er war von einem besonderen, noch deutlich erkennbaren Wallgraben umgeben; die Eingangsthür befindet sich sechs und einen halben Meter über dem Boden; noch heute ragt er etwa zweiundzwanzig Meter in die Höhe, und ein von Schatzgräbern in die Quadern seines Fußes gebohrtes Loch zeigt eine Mauerstärke von mehr als vier Meter.

Vom Fuße des Wartturmes, der nicht erstiegen werden kann, genießt der Beschauer die Aussicht auf die mit Gebüsch durchwachsenen Ruinen von Burg und Kapelle, auf das köstliche Grün des Waldes, auf die Rotenburg, das zu seinen Füßen liegende Tilleda und die vielen anderen Ortschaften, welche mit ihren roten Ziegeldächern die reichtragenden Felder der Goldenen Aue durchbrechen. Er hat ferner eine bezaubernde Rundsicht nach allen Himmelsgegenden, welche im Norden durch die Hochberge des Harzes begrenzt wird, nach Süden über die Sachsenburg hinaus bis an den Thüringer Wald, nach Osten bis Sangerhausen und zum Thale der Unstrut, nach Westen zur Hainleite und bis zum Possenturm über Sondershausen reicht. Hier beim Überschauen der gesegneten Fluren im Herzen Deutschlands kommt dem Beschauer so recht augenscheinlich die Schönheit unseres Vaterlandes zum Bewußtsein. Die Goldene Aue verdankt ihre Bezeichnung einem Vorfahren des jetzt noch zu Roßla und weiter im Harz zu Stolberg und Wernigerode angesessenen Grafengeschlechts von Stolberg. Auf der Heimkehr von einem Zuge nach Palästina erblickte er von dem Kyffhäusergebirge herab nach langer Zeit zum erstenmale wieder die reiche, zu seinen Füßen ausgebreitete heimatliche Ebene und überwältigt von dem Eindrucke, brach er in die Worte aus: „Gott sei gelobt, daß ich dich wieder habe, du meine Goldene Aue!“

Durch die Goldene Aue führte ein von den deutschen Kaisern, welche keine stehenden Residenzen hatten, sondern wie es die Umstände erheischten, von Gau zu Gau, von Landschaft zu Landschaft zogen, vielfach benützter alter Verkehrsweg von Nordhausen nach dem weimarischen Städtchen Allstedt. Auf solchen Reisen nahmen die damaligen Herrscher in den „Pfalzen“ genannten Kaiserschlössern Aufenthalt und saßen dort zu Gericht, so daß man in der Nähe der Pfalzen fast immer auch alte Dingstätten vorfindet. Allstedt dort drüben im Osten weist noch heute sein Kaiserschloß auf; Wallhausen, die heutige Bahnstation, besaß gleichfalls eine Pfalz, die oft vorübergehend den Wohnsitz deutscher Kaiser gebildet hat. Vor allen Dingen ist das am Fuße des Burgberges von Kyffhausen liegende Dorf Tilleda als Kaiserpfalz allgemein bekannt. Zu wiederholten Malen haben die sächsischen und fränkischen Kaiser dort Hof gehalten, das denkwürdigste Ereignis aber ist die dort 1194 erfolgte Zusammenkunft und vollständige Aussöhnung des jugendlichen Kaisers Heinrich VI mit dem greisen Welfenherzog Heinrich dem Löwen. Seit jener Zeit hat kein Kaiser mehr in Tilleda residiert, das die Pfalz umgebende Kaisergut ist mit der Zeit an die benachbarten Herren verloren gegangen und das Kaiserschloß selbst ist völlig verschwunden.

In neuerer Zeit ist die rudolstädtische Regierung auf anerkennenswerte Weise bemüht, die in den Ruinen des Kyffhäusers auf uns überkommenen steinernen Reste aus einer großen Vergangenheit zu erhalten. Leider ist das nicht immer geschehen. Menschliche Habsucht hat sich nicht gescheut, an solcher, der Erinnerung geweihter Stätte große Steinbrüche anzulegen, so daß aus dem noch vorhandenen spärlichen Rest der Burg schwer ein klares Bild des einst so gewaltigen Baues gewonnen werden kann. Namentlich ist die großartige Anlage der Unterburg fast ganz verloren gegangen.

Noch stört kein modernes Hotel mit hohen Preisen, schlechten Betten und schwarzbefrackten, gescheitelten Kellnern den Frieden dieses Ortes. Die Baulichkeiten der vorhandenen Wirtschaft schmiegen sich dem altersgrauen Gemäuer an, als wenn sie stets dazu gehört hätten, und der Reisende findet dort ein freundlich gebotenes, einfaches Mahl und eiskalt kredenztes „Kelbraer“.

Die vielfachen Sagen und Erzählungen, welche sich an die verfallenen Mauern des Kyffhäusers knüpfen, laufen fast alle darauf hinaus, daß Friedrich Barbarossa im Innern des Berges verzaubert thront und die Erlösung seiner Nation von einem neuen einigen und dadurch starken Deutschland erwartet. Knappen und Gnomen führen deshalb von Zeit zu Zeit Menschen herbei, die ihm berichten sollen, ob noch immer die Raben den Turm umkreisen. Jetzt ist das anders geworden. Ein Zwerg überbringt dem Kaiser Barbarossa die erlegten Raben, und es naht zu seiner Erlösung die ehrwürdige Gestalt des neuen Kaisers Barbablanka. Das ist der Vorwurf des dem Reisenden in einem Gewölbe der alten Burg unter wirksamer Beleuchtung gezeigten Bildes. Der in der einfachen Darstellung liegende Gedanke packt jeden Vaterlandsfreund mit zwingender Gewalt und läßt ihn gern hinwegsehen über die Mängel der Ausführung.

Die Kyffhäuserhöhle.

Auf einem der südwestlichsten Ausläufer des Kyffhäusergebirges liegen die unbedeutenden Ruinen der Falkenburg, die immer zu den kleinsten Schlössern der Gegend gezählt hat, aber bei allen denen, welche mit Wagen und Gütern des Weges von Nordhausen über Frankenhausen nach der Saale und Unstrut ziehen wollten, verrufen war als ein arges Raubnest. Schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts wurde die Falkenburg in Trümmer gelegt und nur noch geringe Überreste legen Zeugnis ab von ihrem einstigen Bestehen. Vermehrtes Interesse hat die Stelle gewonnen durch die unmittelbar unter der Ruine befindliche große Höhle. Vor etwa zwanzig Jahren wurde der Versuch unternommen, dort auf Kupfer zu graben und zu diesem Behufe von der Thalsohle ein horizontaler Stollen in den Berg eingetrieben. Man fand kein Erz, aber die Bergleute stießen in einer Tiefe von sechshundert Fuß auf eine natürliche Höhlung, die ihren Ursprung wahrscheinlich einem im Laufe der Zeiten weggewaschenen Steinsalzlager verdankt. Die Anlage eines Bergwerks erschien nicht lohnend, aber der Eingangsstollen ist in befahrbarem Zustande erhalten, und die hochgewölbte „Barbarossahöhle“ wird als Sehenswürdigkeit gezeigt. Ihre Decke steigt hallenartig bis zu achtzig Fuß empor, der Boden ist trocken und eben, so daß auch Damen ohne Schwierigkeiten den Besuch unternehmen können. Weißes Gips- und Alabastergestein bedeckt die Wände und hängt in allerlei seltsamen Formen

herab, aus denen man mit Zuhilfenahme der Phantasie gegerbte Häute, Speckseiten und dergleichen erkennen soll. Spiegelklar ist das Wasser der verschiedenen unterirdischen Seeen und die von dem Führer an bestimmten Stellen entzündeten bengalischen Lichter lassen das Innere in magischer Beleuchtung wie ein Zauberschloß erglänzen. Die Höhle erweitert sich an einzelnen Stellen bis zu einer Breite von mehreren hundert Fuß und ist dem Besucher auf eine Länge von über tausend Fuß erschlossen.

Zahlreiche weitere Punkte bieten sich dem Schaulustigen, der das Kyffhäusergebirge und dessen nächste Nachbarschaft durchstreift. Am Höhenzuge der Hainleite, südlich von Frankenhausen liegt malerisch über dem Zusammenfluß von Wipper und Unstrut die Doppelruine der Sachsenburg, deren Geschichte mit der der übrigen mittelalterlichen Schlösser jener Gegend in enger Wechselbeziehung steht. Von ihrem ersteigbaren oberen Wartturme kann man hinunterschauen bis nach Erfurt, der alten thüringischen Hauptstadt. Das „hohe Haus" am Südwestabhange der Schmücke heißt der noch erhaltene, jetzt im Besitze der Grafen von Werthern-Beichlingen befindliche Stammsitz der Grafen von Beichlingen, welche hier seit den ältesten Zeiten eine hervorragende Rolle gespielt haben. Das Schloß zu Heldrungen, Allstedt mit seinem Kaiserpalast, die Ruine Ahrensburg oberhalb Seega im Wipperthale, erinnern an vergangene Tage, während der moderne Herrensitz zu Bendeleben mit den weitläufigen Parkanlagen der Neuzeit seinen Tribut zollt.

Rasch verstrichen unter dem Bewundern so vieler Herrlichkeiten die wenigen Wochen, welche die Schule an freier Zeit gewährt, doch sind sie gehörig ausgenutzt worden, und auch das Bad hat seine erfrischende und stärkende Wirkung gethan. Herr Müller bringt uns rechtzeitig wieder nach Roßla zurück, dessen im Grünen verstecktem Schloß wir im Vorübergehen noch einen kurzen Besuch abstatten. Dann braust der Zug heran, der uns nach kurzer Ruhepause wieder der täglichen Arbeit, der angestrengten Pflichterfüllung entgegenführt. Immer kleiner erscheint dem rückblickenden Auge der stolze Kyffhäuserturm, immer mehr verschwimmen die Umrisse des Gebirgszuges in der Ferne, bald ist die ganze Gegend unseren Blicken entschwunden, und von der in der herrlichen Gottesnatur verlebten sorgenlosen Zeit bleibt nur die Erinnerung zurück.

Am Familientisch.

Aus den Februartagen des Jahres 1813 in Breslau.

(Zu dem Bilde S. 665.)

Am Abend des 2. Januar 1813 fand in Potsdam bei dem Chef-Präsidenten der Regierung von Bassewitz ein Ball zu Ehren der Prinzessin Charlotte (nachmaligen Kaiserin von Rußland) statt. Der König, der sein Erscheinen zugesagt hatte, war nicht gekommen. Die Prinzen besuchten zwar den Ball, tanzten aber nicht. Es herrschte eine merkwürdige, gehobene Stimmung in der Gesellschaft. Man fühlte, daß man am Vorabende großer Ereignisse stand. Am Mittage desselben Tages nämlich hatte Major Graf Henkel dem Könige eine Depesche überbracht, die vom 30. Dezember datiert die Nachricht von der Yorkschen Konvention enthielt. Zugleich mit dieser Depesche hatte er mehrere Privatbriefe an Offiziere der Potsdamer Garnison mitgebracht, die natürlich auch von dem großen Ereignisse Kunde gaben. So hatte sich die Nachricht schnell verbreitet. Der König befand sich in einer schwierigen Stellung. Noch lagen überall die Feinde im Lande, noch gab es in Berlin eine starke französische Partei, das Land war auf eine furchtbare Weise ausgesogen, die Macht Napoleons, trotz der schrecklichen Niederlage auf Rußlands Eisfeldern, immer noch drohend genug. Man suchte vorläufig den Bruch mit Frankreich zu hindern. Aber die Stimmung im Lande fing an sich mächtig zu regen. In Berlin versuchte eine exaltierte Kriegspartei den Bruch offen herbeizuführen, indem sie das Gerücht aussprengte, es würde gegen die französische Besatzung eine sizilianische Vesper geplant. Die französische Garnison fand sich dadurch veranlaßt, zwei Nächte auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu biwakieren. Nachdem dieses Gerücht offiziell widerlegt worden war, hieß es, die Franzosen wollten den König in Potsdam aufheben. Nicht dieses Gerede, von derselben Partei ausgegangen, war es, was den König bewog, Potsdam zu verlassen. Schon vorher hatte Scharnhorst dem Könige eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Notwendigkeit klar legte, für die patriotisch Gesinnten der unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen einen Zentralpunkt zu bestimmen. Berlin war durchaus nicht der geeignete Ort dazu. Um vieles passender erschien Breslau. Hierher beschloß Friedrich Wilhelm III seine Residenz zu verlegen. Nachdem noch am 21. Januar die Einsegnung des Kronprinzen stattgefunden hatte, reiste der König am 22. von Potsdam ab, ohne Berlin zu berühren. Ihm folgte am 23. die Garde. Dieselbe traf am 9. Februar in Breslau ein, wo sie vor dem Nikolaithore vom Könige besichtigt wurde. Schon am 3. Februar war der königliche Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps ergangen. In den ersten Tagen, die auf diesen Aufruf folgten, war der Erfolg, den man sich von diesem versprach, nicht der erhoffte, denn noch war vielfach unter dem Volke die Ansicht verbreitet, die neuen Rüstungen gälten Rußland. Als man aber anfing, klarer zu sehen und die Verlegung der Residenz mit andern Umständen in Verbindung bringen lernte, da begannen jene unvergeßlichen Tage der reinsten Begeisterung, des freudigsten Opfermutes. Breslau wandelte sich in eine große Waffenwerkstätte um. Auf den Aufruf vom 3. Februar folgte der vom 9., der die gesetzliche Befreiung vom Kriegsdienste aufhob. Die Pläne Scharnhorsts von 1808 traten jetzt ins Leben. Am 18. Februar erteilte der König den Majors von Lützow, von Sarnowsky und von Petersdorff die Erlaubnis zur Bildung eines „Königlich Preußischen Freikorps" (so hieß das Lützowsche Korps offiziell). Die Bildung einer solchen Truppe, die dazu bestimmt war, Streifpartieen im Rücken des Feindes zu machen, Zufuhren abzuschneiden, Magazine zu verderben und vor allem die Erhebung in den unterjochten Gebieten zu befördern, war Scharnhorsts Lieblingsidee gewesen. Er selbst hätte gern die Führung des Korps übernommen, wenn ihm nicht die Berufung in die nächste Umgebung des Königs einen andern Kreis für seine Thätigkeit bestimmt hätte. Bis zu seinem leider so früh erfolgten Tode blieb er stets der Beschützer dieser Truppe. Am 18. Februar war, wie oben gesagt wurde, die Bildung des Korps genehmigt worden und schon am 19. traten die ersten Freiwilligen ein. Nach Ablauf einer Woche, am 26., war bereits eine Jägerkompanie und eine Eskadron gebildet und vollständig ausgerüstet. Das Werbebüreau befand sich im Gasthause „zum goldnen Zepter" (Schmiedebrücke Nr. 22, damals Haus Nr. 1833). Hier entfaltete sich bald ein reges Leben und Treiben. Während draußen auf der schon in gewöhnlicher Zeit stark belebten Straße Ordonnanzen gehen und kommen, Fuhrwerk mit Waffen beladen über das Pflaster rasseln, während Jünglinge vorübereilen, die bereits das Ehrenkleid des Kriegers angelegt haben oder ihre Ausrüstung im Arme tragen, wie auf unserm Bilde der blutjunge Student im deutschen Rock mit überfallendem Hemdkragen, während andere sich nach dem Eingange zum Büreau drängen, hält Lützow zu Pferde vor dem Hause und durchfliegt einen Bericht, den ein Jäger aus anderen eingegangenen Briefschaften hervorgeholt hat. Ein junger Mann in Bergmannstracht hat eben die finstere Gaststube verlassen, wo er seinen Namen in die Liste der Freiwilligen eingetragen hat: einen Namen, der uns vor allen anderen unvergeßlich bleibt: „Theodor Körner." Freudig-ernst, nachdem er dem Vaterlande das große Opfer gebracht, schreitet er über die Straße, von einem Jäger begleitet, den Lützows edle Gemahlin, die drinnen das Amt eines Sekretärs verwaltet, ihm mitgegeben hat, um ihm bei Beschaffung der Ausrüstung behilflich zu sein. Diese hochgesinnte Frau war es besonders, die dem Korps seine vorzüglichsten Freiwilligen zuführte, das jetzt schon manchen klangvollen Namen zu den seinigen zählte, wie Beuth, Thümmel, Nostiz, Jahn, Friesen. Vor allen aber wirkte das Beispiel Körners, dessen Aufruf „an seine Landsleute" in Leipzig dem Korps fünfhundert freiwillige Jäger gewann. Aber selbst die südlichsten Gaue des großen deutschen Vaterlandes entsendeten ihre Kämpfer. Die beiden Tiroler Riedl und Ennemoser, von denen letzterer schon 1809 unter Andreas Hofer gegen die Franzosen gekämpft hatte, organisierten eine Tiroler Jägerkompanie. Die zu Breslau eingeschriebenen Freiwilligen wurden nach zwei in der Nähe befindlichen Ortschaften gewiesen: Die Infanterie nach Zobten, die Kavallerie nach Rogau. Die feierliche Einsegnung in der Dorfkirche des letzteren Ortes hat uns Körner geschildert. Lassen wir die todesmutige schwarze Schar hinausziehen für die höchsten Güter zu kämpfen. — Wenden wir noch einmal den Blick auf die Stätte, wo sich alle jene opferfreudigen Männer und Jünglinge zusammenfanden und durch ihre Unterschrift zum Kampfe gegen die Unterdrücker verbanden. Jenes Haus beherbergte damals einen Gast, der in der Geschichte der großen Tage nicht den letzten Platz einnimmt, den Freiherrn vom Stein. Am 25. Februar war er von Rußland herübergekommen, um die Unterhandlungen zu leiten. Gleich bei seiner Ankunft in Breslau fuhr er bei dem Könige vor und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Darauf fuhr er in seinem Wagen umher, ein Unterkommen zu suchen. Vergebens war er bei einigen Gasthäusern vorgefahren; alles war überfüllt. Verdrießlich und unschlüssig hielt er auf dem „Ringe", als Major von Lützow ihn erkannte. Derselbe bot ihm seine Wohnung im goldnen Zepter an. Stein nahm das Anerbieten dankbar an. Dort wohnte er in einer Dachstube. Aber immer noch weilte der französische Gesandte St. Marsan in Breslaus Mauern. Diesen beunruhigte Steins Anwesenheit dermaßen, daß er sich gegenüber dem goldnen Zepter, in dem Hause eines Schneiders, eine Stube mietete, um zu beobachten, welche Besuche Stein empfinge. Doch gab St. Marsan bald seine Beobachtungen auf, da jener sehr eingezogen lebte und nur ab und zu von Scharnhorst und Boyen in der Abendstunde aufgesucht wurde. Das Haus trägt jetzt eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Hier wohnte in den Tagen der Erhebung des deutschen Volkes Freiherr vom Stein vom 25. Februar bis Mitte März 1813."

Gesundheitsrat.

L. E. in B. Um Ihrem kleinen dreijährigen Sohne das Lutschen abzugewöhnen, nähen Sie kleine Fingerlinge von Leinwand, in die die betreffenden kleinen Finger gerade hineinpassen, jeden mit zwei Bindebändern daran. Abends beim Zubettgehen werden die Fingerlinge über die Fingerchen gezogen und am Handgelenk in der Art zugebunden, daß die kleinen Übelthäter sie nicht losmachen können. Hat man auf diese Weise den Kindern einige Wochen lang das süße Vergnügen unmöglich gemacht, so haben sie mittlerweile auch den Geschmack daran verloren. Bemerkt man jedoch dann noch einmal wieder einen Rückfall, so beginnt man die Kur sofort von neuem, sie führt stets zum Ziel.

St. in Str. Ob eine „Kur im Seebad“ resp. das Seebaden anzuempfehlen sei, das läßt sich schwer von hier aus entscheiden. Das Seebad gehört zu den starken Mitteln und ist nicht für jeden, wie die große Zahl derer beweist, die „auch im Seebad gewesen und kränker wiedergekommen sind als sie hinreisten.“ Das liegt aber nicht am Seebade, sondern an den unvernünftigen Leuten, die es in leichtsinniger Weise d. h. aufs Geratewohl gebrauchten. Die beste Antwort auf Ihre Zweifel und Bedenken werden Sie finden durch die Lektüre des kleinen Buches von Dr. Kruse: Seeluft und Seebad (Verlag von D. Soltau in Norden und Norderney. Preis 1 Mk.). Dasselbe gibt in ganz vorzüglicher Weise und musterhafter Populärdarstellung den Mechanismus, wenn man so will, der Wirkung von Seeluft und Seebad auf den Wärmehaushalt des menschlichen Körpers wieder. Die Wichtigkeit und das Wesen dieses Wärmehaushaltes und seine fundamentale Bedeutung für die Gesundheit klar erkannt und den Einfluß des Seebades darauf in allen seinen Konsequenzen richtig gewürdigt zu haben, ist bekanntlich das Verdienst von Pettenkofer und Beneke. Ihre Lehren sind aber noch weit entfernt, Allgemeingut zu sein, daher verdient jeder Versuch, dieselben dem Bewußtsein auch der Laien mehr und mehr einzuverleiben, alle Anerkennung. Letztere hat das Büchlein übrigens auch schon reichlich gefunden, indem bereits die vierte Auflage vorliegt.

Paul K. Periodisch wiederkehrende Blinddarmentzündung läßt sich natürlich nicht auf schriftlichem Wege behandeln, das ist Sache des Hausarztes. Manchen Büreaumenschen und andern Stubenhockern, die an diesem auf träger Darmfunktion beruhenden Übel leiden, thut es jedoch außerordentlich wohl, regelmäßig Wasser (tagsüber drei bis vier Gläser) zu trinken und außerdem die Schrebersche Heilgymnastik zu betreiben.

Briefkasten.

Dr. **R. Gütersloh.** Ihre Frage, ob ein Blitzableiter ohne besondere Isolatoren selbst dann schützt, wenn die Leitung mit metallenen Teilen des Gebäudes in Verbindung steht, läßt sich kaum generell beantworten. Besteht die Leitung aus gutem verzinkten Kupfer (Kupferstange oder Kupferdraht), hat sie reichlich 4 mm im Durchmesser, sind etwaige Verbindungsstellen richtig genietet und ist überdies der Kontakt durch Verlötung gesichert, so dürfte die Frage zu bejahen sein, zumal die Leistungsfähigkeit von gutem Kupfer eine fünfmal größere ist, als die des Eisens, und der elektrische Strom somit den Weg durch das Kupfer vorziehen wird. Sind aber die Bedingungen nicht vorhanden, so ist allerdings ein Überspringen des Blitzes zu befürchten. Besondere Isolatoren aus Porzellan oder Glas, wie bei den Telegraphenlinien, werden unseres Wissens bei Blitzableitern nicht angewendet. Vgl. Klasen, Die Blitzableiter. Leipzig 1879. — Als ungeeignet erwiesen sich die Zusendungen von **Fr. A. Gr.** in **R.** — **H. B.** in **B.** — **M. Fr.** in **H.** — **R. W.** in **Br.** — **A. v. S.** Den ganzen Zusammenhang der kolonisatorischen Thätigkeit des Großen Kurfürsten ersehen Sie mit allen Einzelheiten am besten aus dem Quellenwerk: Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte, Berlin 1885 bei E. S. Mittler & Sohn. Sie finden da auch die nötigen Karten sowie die Aufrisse der alten Schanzen.

In unserer Spielecke.

1. Akrostichon.

a an be bi bu bra d dt e en eu g go go i l ll ma mbr n n na nd o on p pe r r re ra rg se se se us ze.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich neun Wörter bilden, deren Anfangsbuchstaben einen Parlamentarier, und deren Endbuchstaben einen Staatsmann (beide Gegner des Fürsten Bismarck) nennen.

1. Als eine Stadt in Preußen kennst du mich,
2. Mich suche in der Schweiz, denn ein Kanton bin ich;
3. Mein Bildnis findest du in manchem Dom,
4. Mich suche an dem schönen Donaustrom,
5. Mein frommer Bischof bin ich Dir bekannt;
6. Ein Meister meiner Kunst werd' ich genannt.
7. Mein Anblick brachte jähen Schreck und Tod,
8. Bin ich auch fest, so bricht mich doch die Not,
9. Mich siehst du blühen weiß und gelb und rot.

2.

III
II IV
I

Die Punkte des obenstehenden Kreises lassen sich durch je einen Buchstaben so ersetzen, daß man vier Städtenamen von je sieben Buchstaben erhält. Diese vier Städtenamen haben auch einen gemeinsamen mittleren Buchstaben, und ihre Anfangsbuchstaben nennen eine der Hauptpersonen in Schillers Don Karlos. Von den vier Städten liegt die eine auf Sizilien, die zweite in Frankreich, die dritte in Italien, die vierte in Spanien.

3. Homonym.

Er sollte streng verboten sein;
Er ist ein halb Verbrechen;
Und darum müßte groß und klein
Mit ihm dagegen sprechen. F. A.

Bilderrätsel.

SN ER
X

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 41.

1. Rheingold — Lohengrin.

2. Marius — Arius.

3. Schlüssel zum Königszug.

Auflösung des Königszuges.

Der Siegeseinzug der zurückkehrenden Truppen fand am 16. Juni 1871 statt. Der Jubel, der vom Pariserplatz dem Kaiserlichen Kriegsherrn entgegenschallte, gestaltete den Augenblick des Einreitens in die Hauptstadt zu einem ewig denkwürdigen. Als der Kaiser vor der Tribüne der Ehrenjungfrauen Halt machte, begrüßte ihn die Sprecherin mit folgendem Gedicht von Scherenberg:

Heil, Kaiser Wilhelm, dir, im Siegeskranze!
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt.
Heimführst du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem deutschen Reich geraubt.
Durch dich geführt errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.
Nun grüßt der Jubel dich von Millionen,
Aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimatspulse fort,
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst du die Palme uns, als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten dich noch lange labe,
Dein Sämannsmühen reiche Ernte habe!

Inhalt: Sigrit. Fortsetzung. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — Emanuel Swedenborg. Mit Porträt. Von Leop. Witte. — Im Nest. Humoreske von Th. H. Pantenius. — Im Kyffhäusergebirge. II. Von Herrmann Vogt. Mit fünf Illustrationen. — Am Familientisch: Aus den Februartagen des Jahres 1813 in Breslau. Zu dem Bilde von Richard Knötel. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Juli 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 43.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

(Fortsetzung.)

11. Winterfreuden.

Welcher Art Sigrits Gedanken in der Einsamkeit auch sein mochten, sie offenbarte sie niemandem; keinesfalls aber dienten sie dazu, sie nachgebend und versöhnlich gegen ihre Mutter zu stimmen. Sie machte keinen Annäherungsversuch, und als die Freifrau sie am andern Tage herunterbitten ließ, erwiderte sie nur, sie fühle sich noch nicht in der Stimmung. „Da haben wir den finnländischen Eigensinn", dachte die Mutter, obgleich eine Stimme ihr zuflüsterte, daß sie die Tochter falsch behandelt habe. Jetzt war sie ratlos, wie das Eis zu brechen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. — Sie atmete erleichtert auf, als sie Swea Lindensted in einem leichten Schlitten herankommen sah, und bewillkommnete sie herzlicher, als es sonst ihre Art und Weise zu sein pflegte.

„Gehen Sie hinauf zu Sigrit und überreden Sie sie zu einem kleinen Spaziergange."

Swea ließ sich das nicht zweimal sagen und ward von der Einsamen aufgenommen, wie in der Wüste von dem Wanderer ein menschliches Wesen begrüßt wird.

„Deine Mama schlägt uns einen Spaziergang vor, ich möchte dich aber lieber zum Schlittschuhlaufen nach Mattila mitnehmen."

„Können wir nicht auch hier laufen?"

„Der See hält bei euch noch nicht, die Strömung ist zu stark, bei uns dagegen ist die kleine Bucht schon ganz fest zugefroren. Bitte, komm mit!"

Sigrit wollte das Geheimnis ihres Zerwürfnisses mit der Mutter nicht preisgeben und ging mit Swea herab, wo die Freifrau ihnen entgegenkam und der Tochter mit einigen freundlichen Worten die Hand zum Gruß reichte. Jetzt brachte auch Swea ihr Gesuch an, indem sie bat, Sigrit für den ganzen Tag mitnehmen zu dürfen. „Großpapa bringt sie Ihnen morgen zurück", schloß sie.

Die Freifrau willigte ein, jedoch unter der Bedingung, daß Sigrit am Abend zurückkehre. Das Unnatürliche und Gespannte dieser ersten Begegnung war ihr unerträglich. „Geh! kleide dich zweckmäßig an, Sigrit, ich werde deine Schlittschuhe suchen lassen! Trinken Sie erst eine Tasse Thee, Fräulein Swea!"

Mit einem sehr ernsten Gesicht, das über Nacht seinen kindlichen Ausdruck verloren, verabschiedete sich Sigrit von ihrer Mutter, die ihr noch nachrief: „Amüsiere dich gut, liebes Kind, ich hole dich vielleicht selbst ab, sollte ich aber verhindert sein, so schicke ich dir um sechs Uhr einen Schlitten."

„Was hast du heute?" fragte Swea unterwegs, da ihr das stille, fast scheue Wesen der Freundin auffiel.

„O nichts, die frische Luft wird mir wohl thun; ich war nicht ganz wohl und habe das Zimmer gehütet."

Es war eine ganz andere Atmosphäre, in die Sigrit sich beim Betreten des behaglichen Wohnzimmers auf Mattila versetzt fühlte. Die peinlichste Ordnung und Sauberkeit hatten trotzdem keinen erstarrenden Einfluß geübt, wie bei der Freifrau, der gegenüber man sich stets gerader hielt, wie um körperlich und moralisch zu wachsen.

Ein warmer Willkommensgruß empfing die jungen Mädchen. „Da sind ja meine beiden Großtöchter", rief der alte Oberst und fuhr streichelnd über Sigrits braune Locken. „Das ist recht, daß Sie gekommen sind", grüßte die Großmama hinter der bereitgehaltenen Kaffeekanne hervor.

„O, wenn Sie wüßten, wie gern ich komme, Frau Oberstin", erwiderte das junge Mädchen, dem das Herz aufging, ganz aufrichtig.

„Nennen Sie mich doch Tante, liebes Kind, mir gefallen diese Titel gar nicht unter uns."

„Aber Sie müssen mich du nennen, wie Swea, liebe Tante."

„Wenn meine Liese die Tante ist, so bin ich ja wohl der Onkel", meinte der Oberst lachend, das junge Mädchen stimmte ein, und sonnige Heiterkeit überflog für einen Augenblick das jugendfrische Antlitz, aber nur für kurze Zeit, dann beschattete wieder der sorgenvolle Ausdruck ihre Züge.

„Erwärmt euch, Kinder, dann tummelt euch draußen, die Tage sind jetzt kurz."

Die jungen Mädchen gaben sich ganz dem von Dichtern oft besungenen Zauber hin, so von aller Erdenschwere befreit, leicht beschwingt über die krystallklare Fläche dahinzuschweben. Der Schneefall war vor dem Zufrieren des Sees eingetreten und hatte so das seltene Vergnügen ermöglicht, fast die ganze Breite und sicher die ganze Länge desselben zu befahren. Nur in der Mitte zeichnete sich schwarz die Strömung des Wassers ab, die noch nicht gefesselt war. Der See hatte dicht hinter Mattila seine größte Breite, die jungen Mädchen glaubten daher, dort den größten Spielraum zu haben, und richteten ihren Lauf dorthin. Ein kleiner Schlitten mit einem Pferde kam ihnen entgegen. „Wie unvorsichtig, jetzt schon auf dem Eise zu fahren", bemerkte Swea lebhaft.

„Es scheint mir wohl schon recht fest."

„Hier wohl, aber dort drüben, wo der See enger wird und die Strömung mehr Kraft hat, ist das Eis noch zu schwach."

„Gott verhüte ein Unglück!" rief Sigrit erschreckt.

„Guten Tag, meine Damen", grüßte eine bekannte Stimme im Vorbeifahren.

„Guten Morgen, Herr Tallinen", sagte Swea leichthin. Sigrits von Purpur übergossenes Antlitz sagte ihm mehr, als Worte vermocht hätten.

„Wo mag er hinfahren?" meinte Swea neugierig, als der Rechtsanwalt sich entfernt hatte. „Es scheint, er fährt nach Mustamäkki hinauf, sieh nur", fuhr sie eifrig fort.

„Vielleicht hat er mit Mama über Geschäfte zu sprechen, sie verhandelten neulich schon wegen des alten Adamsohn."

„Sprich nicht von dem boshaften Bauer, er ist eine Plage für den armen Großpapa."

„Er will auch Mama einen Heuschlag abprozessieren.

„Wundert es dich nicht, Sigrit, daß Tallinen, obgleich er solche Menschen stets vor Augen hat, doch noch ihre Stange hält? Er soll übrigens neulich zum Frieden geredet haben, sagt Patturi."

„Wir waren auch in der Vorlesung", sagte Sigrit leise.

„Da hast du dich sicher sehr gelangweilt."

Sigrit hatte so ruhig als möglich gesprochen, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen klopfte. Es war ja nur zu wahrscheinlich, daß Geschäfte allein der Grund seines heutigen Kommens waren, aber vielleicht hätte sich doch eine Versöhnung anbahnen lassen, wäre sie zugegen gewesen.

Die Freifrau saß unterdessen mit ihrem Neffen an dem großen altertümlichen Schreibtische in Mustamäkki und redete ihn höchst förmlich stets als „der Herr Rechtsanwalt" an, nach dem Gebrauch der schwedischen Sprache, die die dritte Person als Anredeform braucht. Sie schien schärfer und abweisender denn je; doch kamen sie, dank der Zuvorkommenheit des jungen Mannes, zu einem erträglichen Ausgleich. — Als die Geschäfte beendigt waren, erhob sich die Freifrau, um zu klingeln; Tallinen hielt sie jedoch zurück: „Bitte noch ein Wort, Freifrau von Nordenfels."

Sie sah ihn fragend an.

„Soll nie Frieden zwischen Ihnen und uns sein?"

„Ihre Mutter mag tragen, was sie selbst gewünscht und gesucht hat", sagte die stolze Frau herb und schroff.

„Ist es recht und gut, Sigrit mit in den alten Streit zu ziehen? Erlauben Sie, daß meine Mutter sie manchmal sieht?"

„Niemals! Versuchen Sie nicht, meinen Willen umzustimmen!"

„War der Freiherr gleichfalls bis zum letzten Augenblick unbeugsam?"

Ihr Stolz erlaubte der Freifrau nicht, eine ausweichende Antwort zu geben, sie schwieg daher. Tallinen wiederholte seine Frage.

„Nein," brach es von ihren Lippen, „er war schwach und müde geworden, alte Jugenderinnerungen stiegen in ihm auf, gern hätte er Edla wiedergesehen, und an einem der letzten Tage sagte er: ‚Ich war wohl zu hart gegen sie.' — Natürlich war das Schwäche."

„Gnädige Frau, es war die Stimme der Gerechtigkeit und Wahrheit."

In steigender Aufregung entgegnete sie: „Niemals, niemals kann Friede zwischen uns sein; wäre auch die Vergangenheit ausgelöscht, so könnte ich doch denen nimmer verzeihen, die mir das Herz meines einzigen Kindes abwendig zu machen suchen."

„Welch seltsame Beschuldigung!"

Die Freifrau suchte sich zu beherrschen, wieder war sie die Frau von unbeugsamen Grundsätzen und starrer Ruhe geworden und sagte nun mit höflicher Kälte: „Entschuldigen Sie meine Heftigkeit, Sie selbst hätten diesen Punkt nicht berühren sollen."

Tallinen erhob sich, um seine Papiere zu ordnen: „Um Sigrits willen möchte ich Ihnen raten, die Kapitalien, die Sie in der N.schen Sägemühle haben, zu kündigen, sie sind dort nicht sicher trotz der versprochenen hohen Dividende."

„Woher wissen Sie davon?"

„Verzeihen Sie meine Indiskretion, ich habe kein Recht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen."

„Ich danke Ihnen für die Warnung."

Tallinen verbeugte sich und ging. Einige Verhandlungen mit Lindensted führten ihn nach Mattila; ob die Hoffnung mitwirkte, Sigrit dort noch anzutreffen, sagte er seiner Mutter nicht, als er ihr später davon erzählte.

Nach dem Weggange des jungen Mannes war die Freifrau in Nachdenken versunken. „Sigrit wird sagen können, daß ich sie ganz mittellos im Leben zurücklasse, wenn es wahr sein sollte, was der junge Mann mir da sagte; man versprach mir eine so hohe Dividende, daß ich hoffte, dadurch Sigrits Vermögen wieder zu gewinnen. Ich muß retten, was zu retten ist."

Sie ließ anspannen und eilte zur Stadt, worüber sie ganz vergaß, Befehl zu geben, ihrer Tochter einen Schlitten zu schicken; ein seltener Fall bei ihr, denn sie war keineswegs sonst so zerstreut. — — —

* * *

Die frühe Dämmerung brach herein, und die jungen Mädchen verließen den nur noch vom Abendrot erhellten See, um zusammen die heimlichen Vorbereitungen zum Weihnachtsfest zu treffen, die in Finnland wie bei uns die langen Winterabende vor dem „Jul" anmutig ausfüllen. Sigrit empfand eine gewisse Leere dabei, sie hatte ja nur noch ihrer Mutter eine Freude zu bereiten, und wie ihr Verhältnis jetzt stand, arteten Überraschungen und dergleichen zu ganz inhaltlosen Förmlichkeiten aus; dennoch waren ihre kleinen Hände geschäftig in feiner Stickerei, als man plötzlich Schellengeläute und das Bellen des gewaltigen „Thor", Sweas vierbeinigen Freundes, hörte. „Da kommt Mama wohl schon." Sie erhob sich, um ihr entgegenzugehen, trat aber erstaunt um einige Schritte zurück, als Herr Tallinen vor ihr stand.

„Ich glaubte, daß Mama gekommen sei", sagte sie etwas verlegen.

„Ihre Frau Mutter sprach die Absicht, hierher zu kommen, keineswegs aus, sie wird, wenn ich nicht irre, zur Stadt fahren."

„Mama wird mir hoffentlich einen Schlitten schicken, sie versprach es."

„Hoffentlich, liebe Sigrit", bemerkte der Oberst, „denn ich habe alle meine Pferde, sogar die Wagenpferde, fortgeschickt, um meine Heulieferungen rechtzeitig abgeben zu können. Die Herren vom Regiment waren schon ungeduldig geworden, so benutzte ich die Schlittenbahn heute, denn ich glaube nicht, daß sie anhalten wird."

„Bleibe doch zur Nacht hier", schlug Swea vor.

„Danke sehr, aber das geht durchaus nicht, denn Mama

würde sehr unzufrieden sein, wenn ich ohne Erlaubnis fortbliebe. Sollte sie krank sein?"

„Beunruhige dich doch nicht, Sigrit, sie wird wohl noch kommen."

Der Oberst hatte sich unterdessen in ein kleines Zimmer zurückgezogen, das er sein Kabinett nannte, obgleich es nur einen Kalender nebst Wirtschaftsbuch als Arbeitsmaterial enthielt; Säckchen mit Samenproben, Hundehalsbänder, längst außer Gebrauch gekommenes Jagdgerät, sowie große, weit über das Knie reichende Wasserstiefel ersetzten in seinen Augen alle landwirtschaftlichen Zeitschriften aufs vollständigste.

Die Unterredung war sehr stürmisch, der Alte wollte keineswegs nachgeben, es handelte sich um das Recht, im See zu fischen, und der Oberst hielt an seinen Gerechtigkeiten, wie er sie nannte, fest.

Natürlich ward tüchtig auf den alten Adamsohn geschimpft, der sich zu viel herausnähme, man müsse entschieden auf dem nächsten „Tinge" diese Rechte ordnen.

„Das ist ja eben meines Klienten Absicht, Herr Oberst", meinte der junge Mann lächelnd, denn es konnte dem alten Landwirt, da das Recht gegen ihn war, nicht sehr lieb sein, die Sache öffentlich zum Austrag zu bringen. Zuletzt verständigten sie sich doch besser, als man hätte erwarten können.

„Sie bleiben doch zum Abendessen", bat die freundliche Wirtin, als die beiden Männer das Wohnzimmer wieder betraten. Tallinen saß bei Tische zwischen Swea und Sigrit, worüber er vom alten Oberst etwas geneckt wurde. Sigrit war in peinlicher Verlegenheit, wie konnte sie hier, ohne auffällig zu werden, dem Verkehr ganz ausweichen! Ihre Antworten waren scheu und einsilbig, der junge Mann war schmerzlich davon berührt. Konnte es sein, daß sie die Vorurteile ihrer Mutter teilte?

„Was ist dir doch?" fragte endlich die alte Frau mit mütterlicher Teilnahme.

„Ich beunruhige mich wegen Mamas Ausbleiben. Sollte ihr ein Unfall zugestoßen sein?"

„Deine Mama muß es vergessen haben, den Kutscher zu schicken."

„Wenn ich mich nicht irre, so ist die Freifrau wichtiger Geschäfte halber zur Stadt gefahren", wiederholte Tallinen.

„O, was soll ich dann thun, wie unangenehm!"

„Hier, Sigrit", rief der Oberst lachend, „hier sitzt ein junger Mann, der Sie sicher gern nach Hause bringen möchte, denn er fährt an Mustamäkki vorbei."

„Ich möchte Herrn Tallinen nicht bemühen."

„Zu meiner Zeit waren die jungen Leute nicht so scheu, ein hübsches Mädchen zu begleiten. Gelt, meine gute Lisbeth?" bemerkte der Alte mit lauter Stimme.

„Ich stehe ganz zu Fräulein Nordenfels' Verfügung", beeilte sich der Rechtsanwalt zu sagen.

Das junge Mädchen zögerte noch immer. „Leider bin ich ohne Kutscher gekommen und muß Ihnen meine Gesellschaft aufdrängen", sagte Tallinen zu seiner Nachbarin, als man sich von Tisch erhob.

Die Oberstin entschied die Angelegenheit, indem sie zu dem jungen Manne ruhig sagte: „Sigrit wird mit Ihnen fahren, es ist am besten so, Herr Tallinen, da sie nicht hier bleiben darf. Die Freifrau rechnet natürlich darauf, daß wir sie nach Hause schicken, was selbstverständlich gern geschehen wäre, wenn wir die Pferde zu Hause gehabt hätten."

Vielleicht hatte die gute Seele die geheime Hoffnung, den alten Familienzwist zum Austrag bringen zu helfen, indem sie die jungen Leute so zusammenwarf, aber es war wohl mehr die Gutmütigkeit und Einfachheit der Landessitte, die sie Sigrits Skrupel so ganz mißachten ließ.

12. Die Schlittenfahrt.

Vetter und Kousine, die das Schicksal und Erziehung so weit getrennt, und die sich jetzt trotzdem so nahe gekommen waren, fuhren zusammen von des Obersten gastlichem Hause fort, von herzlichen Worten und Segenswünschen begleitet. Am Ende der Birkenallee hielt Tallinen jedoch sein Pferd an, um auszusteigen.

„Was ist geschehen?" fragte Sigrit beunruhigt.

„Sie können doch selbst ein Pferd leiten, Fräulein von Nordenfels?"

„Nicht besonders gut."

„Haben Sie den Mut ganz langsam auf diesem, Ihnen gewiß wohlbekannten Wege nach Hause zu fahren?"

„Wie, durch den Wald ganz allein?"

„Ich werde Ihnen auf zehn Schritt Entfernung folgen."

„Warum?"

„Es ist mir peinlich, Sie in einen Konflikt mit Ihrer Mutter zu bringen. Sie will, daß keinerlei Gemeinschaft zwischen uns herrscht, und würde es Ihnen vielleicht verdenken, daß Sie meine Gegenwart geduldet haben."

Sigrit seufzte schmerzlich; die Wahrheit dieser Behauptung kannte sie nur zu gut. Grüßend trat Tallinen zur Seite, um den Schlitten auf dem engen, kaum notdürftig eingefahrenen Wege durchzulassen.

„Nein, Herr Tallinen, ich lasse Sie keinesfalls in dem tiefen Schnee durch den dunkeln Wald gehen. Swea sagte mir noch heute, daß es in den ersten Tagen nach einem tüchtigen Schneefall kaum möglich sei."

„Nun, es ist wahr, meine Schneeschuhe wären mir hier ganz lieb. Es wird trotzdem schon gehen."

„Nein, Vetter Torsten, kommen Sie, bitte, mit mir," rief Sigrit entschlossen, sich durch keine Rücksicht auf ihre Mutter irre machen zu lassen, „ich fürchte mich, allein zu fahren."

„Das ändert die Sache ganz und gar", sagte der Rechtsanwalt, indem er die Zügel wieder aufnahm, „obgleich es vielleicht besser für uns beide gewesen wäre, hätte uns der Zufall nicht wieder zusammengeführt."

Der Wind hatte sich schon gegen Abend erhoben und rauschte schaurig in den hohen Tannen, deren Kronen sich tief herabneigten auf den kleinen Schlitten, der sich langsam durch den Schnee wand. Es war nur einem kundigen Führer möglich, hier den Weg nicht zu verfehlen, Sigrit hätte allein leicht Schaden nehmen können.

„Sie waren heute bei Mama", unterbrach das junge Mädchen endlich ein Schweigen, das anfing, ihr drückend zu werden.

„Ich hatte die Ehre, der Freifrau in Geschäften meine Aufwartung zu machen."

„Wurde die Sache zu Mamas Zufriedenheit abgeschlossen?"

„Ja wohl, weder Sie noch Ihre Frau Mama haben einen zweiten Besuch meinerseits in Mustamäkki zu fürchten."

„Wie können Sie so bitter sprechen!"

„Heute habe ich die traurige Überzeugung gewonnen, daß die Freifrau unversöhnlich in ihrer Abneigung gegen uns, meine Mutter und mich, ist. Sie hat mir zugegeben, daß Ihr Vater auf dem Totenbett zur Erkenntnis gelangte, wie hart er gegen seine Schwester gewesen war, aber die Freifrau hält das für Schwäche."

„Guter Vater", sagte Sigrit gerührt, „du warst doch gerecht und milde."

„Dies Wort gibt mir die Hoffnung wieder."

„Haben Sie daran gezweifelt, Vetter Torsten, daß ich billig denken könne?"

„Sigrit", sagte er mit leidenschaftlich erregter Stimme, „wissen und fühlen Sie denn nicht, daß ich mehr wünsche als Gerechtigkeit, daß ich nähere Rechte in Anspruch nehmen möchte, als die eines Vetters?"

Sigrit senkte errötend das Köpfchen, doch Tallinen ergriff eifrig ihre Hand. „Zürnen Sie mir wegen meiner Verwegenheit?"

Die Hand ward nicht zurückgezogen, Torsten glaubte sogar, einen leisen Druck zu fühlen, was ihn sehr zu ermutigen schien, denn er bemächtigte sich auch der andern und fuhr fast atemlos fort: „Sigrit ich liebe dich, wie ich nie geglaubt habe, eine andere Frau außer meiner Mutter lieben zu können. Ich

liebte dich vom ersten Augenblicke an, als ich dich mit Swea dort auf dem See sah.“

Das Pferd, das sich jetzt ganz selbst überlassen war, nahm einen kleinen Anlauf, der den Insassen des Schlittens hätte verderblich werden können. Tallinen ergriff daher wieder den Zügel, ohne jedoch Sigrits kleine Hand frei zu lassen, und fuhr leidenschaftlich bewegt fort: „Heute sah ich dich an derselben Stelle wieder, von Eis und Schnee umgeben, die sich zwischen uns auftürmten. Sigrit, kannst du alle Hindernisse übersehen, kannst du mich lieben und deiner stolzen Familie vergessen? Sage mir das eine Wort ‚ich liebe dich, Torsten‘.“

Das junge Mädchen schwieg noch immer, ein Zittern überlief ihre zarte Gestalt, sein Blick senkte sich tief in ihre dunklen Augen, die ihm beim schwachen Schimmer des eben aus einer schwarzen Wolke tretenden Mondes entgegenstrahlten. Die Antwort, die in ihnen lag, war deutlicher als Worte. Torsten verstand sie und umschlang voll überströmenden Gefühls das junge Wesen, das nun in seinem schützenden Arm in die so lange mutig zurückgekämpften Thränen ausbrach.

„Weine nicht, mein süßes Lieb, es muß sich alles, alles wenden.“

„O, meine Mutter“, schluchzte sie.

„Die Zeit wird sie lehren, daß wir jetzt eins geworden sind und nicht von einander lassen können.“

„O, Torsten, es ist unrecht! Mama hat nur mich auf Erden, wie darf ich ihr das anthun?“

„Sigrit, du bist mein nach dem Rechte der Liebe. Nichts, nichts wird mich dazu vermögen, dich je aufzugeben.“

„Niemals kann ich ohne meiner Mutter Zustimmung dein sein“, sagte Sigrit mit festerer Stimme als bisher.

„Dann liebst du mich nicht so, wie ich dich liebe“, sagte Torsten vorwurfsvoll.

„Ob ich dich liebe, Torsten! Was ertrage ich nicht um deinetwillen! Werde ich nicht überwacht und beobachtet wie ein Kind, bin ich nicht ausgestoßen aus meiner Mutter Herzen, die jetzt nur daran denkt, die Ehre unseres Namens zu wahren, wie sie sagt.“

Tallinen fühlte den Vorwurf, der ihm in die Seele schnitt, er bedeckte die Hand der Geliebten mit Küssen. „Vergib mir, meine Sigrit“, flüsterte er innig.

„Da ist Mustamäkki schon, es muß geschieden sein — — — — auf immer,“ fügte sie schmerzlich hinzu.

„Auf kurze Zeit, bis morgen“, tröstete der junge Mann.

„Unmöglich.“

„Gestatte mir, morgen bei deiner Mutter um dich anzuhalten.“

„Sie wird dir das Haus verweisen, dich beleidigen durch ihren Hochmut.“

„Wahrscheinlich, was ist dabei zu thun? Unmöglich vermutest du, daß ich heimlich die beglückende Versicherung deiner Liebe annehmen werde. Die Freifrau mag es wissen, daß ich sie ihres teuersten Schatzes berauben will, aber ihn verstohlenerweise zu nehmen, war nicht meine Absicht.“

Der Schlitten hielt vor der Freitreppe an, Tallinen hob die Geliebte heraus und zog sie nochmals an sich, ehe sie sich ihm entziehen konnte. Da stand sie im brausenden Sturm, die Wolken jagten am Himmel und gestatteten dem Mond und den Sternen nur auf Augenblicke einen Durchblick.

„Versprich mir, Sigrit, dich durch nichts und von niemandem mir abwendig machen zu lassen.“

„Meine Liebe ist stark und treu; mir wird das schwerere Los zuteil, zu harren und zu dulden, während du für deine Liebe handeln und streiten darfst. Vertraue mir dennoch.“

„Ich baue auf dich, bist du doch deines Vaters Tochter, die Nordenfels halten Wort,“ erwiderte Torsten mit trübem Blick.

„Gott geleite dich!“

„Bis Sonntag also, auf übermorgen.“

„Du wirst mich wohl kaum sehen“, sprach Sigrit schmerzlich, „leb wohl und traue auf mich! Aber, Torsten, glaube mir auch, daß ich gegen meiner Mutter Willen nicht handeln werde.“

Sie reichte ihm die Hand, öffnete die Thür und verschwand.

Langsam fuhr der Rechtsanwalt den Bergabhang herab; er sah das Licht in Sigrits Erker aufleuchten und grüßte im Dunkeln hinüber. Ein Schlitten flog an ihm vorüber, er erkannte die Gestalt der Freifrau, die von ihrem Geschäftsbesuch zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeitrechnungstafel der Völker.

Von Dr. Friedr. Leist.

„Nichts ist dauernd in der Welt als der Wechsel“; alle Dinge sind wandelbar und veränderlich, nirgends findet sich etwas absolut Feststehendes, nirgends absoluter Tod, sondern höchstens stagnierende Bewegung; überall aber Bewegung und Fortgang, wo wir nur immer in, über, unter und um uns blicken; mit voller Wahrheit sagt Petöfi: „Der Könige König ist Vergänglichkeit, ihr großer Prachtpalast ist die Welt.“ Auch die Zeit und der Raum, die das unaufhörlich Wandelbare aller Dinge in sich fassen, sind an kein gleichbleibendes Maß gebunden; aber der denkende Mensch bedarf hier zur Ordnung seines eigenen Lebens eine Maßbestimmung vorzugsweise der Zeit, und da ihm die raschere Wandelbarkeit der Dinge auf der Erde kein solches bieten konnte, so griff er über die Erde hinaus in den gestirnten Himmel, um dorther seinen Maßstab zu holen. Die Umdrehung der Erde, der regelmäßig wiederkehrende Mond, der Erdengang um die Sonne gaben ihm ursprünglich die nötigen Anhaltspunkte seiner Zeitberechnung.

Aber mit der fortschreitenden Kultur gewann er auch innerhalb seiner eigenen menschlichen Sphäre gewisse denkwürdige Haltpunkte, die ihm als eben so viele Ausgangspunkte einer neuen eigentümlichen Berechnung der Zeit dienten und bestimmt waren, gleichsam nach hinter sich abgebrochener Brücke, eine neue Zeit zu beginnen. Aus diesem Bestreben der Menschen bildete sich die Aere, als eine Reihenfolge von einer bestimmten bürgerlichen Epoche an gezählter Jahre, so daß diese Epoche jeweils den Anfangspunkt bezeichnet.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, hierüber einige Umschau in älterer und neuerer Zeit zu halten.

Ein Volk, bei dem die Zeitrechnung und Jahreseinteilung schon frühzeitig in hohem Grade ausgebildet waren, das der Ägypter nämlich, behalf sich auffallenderweise in seinem bürgerlichen Leben durch Jahrhunderte hindurch mit einer mehr zufälligen Jahreszählung nach Regentenjahren und erst verhältnismäßig spät stellte sich bei ihnen das Bedürfnis einer festen Jahreszählung ein, wofür dann die sogenannte diokletianische oder Märtyrer-Aere zur Geltung kam. Sie erinnert an die große diokletianische Christenverfolgung in Ägypten und beginnt mit dem 29. August 284 nach Christus, an welchem Tage Kaiser Diokletian den Thron bestieg.

In Verbindung mit den ägyptischen Monaten findet sich auch die philippische Aere in Gebrauch. Die arabischen Astronomen bezeichnen sie mit dem Namen der Aere Alexanders, außerdem heißt sie: seleukidische Aere nach dem Siege des Seleukus Nikator bei Gaza. Dieser bedienten sich die Syrer, sowie die Hebräer, solange sie unter syrischen Königen standen, also ungefähr 400 Jahre. Sie beginnt 311 Jahre und 3 Monate vor Christus, ihr eigentlicher Jahresanfang aber ist nur schwer zu bestimmen und ihre Übersetzung in ein christliches Jahr unserer Zeitrechnung ist darum nur annähernd zu erzielen.

Hieran knüpfen sich unmittelbar die Aeren aus der Zeit, wo Pompejus und Julius Cäsar in Syrien waren, und datiert die Aere des Pompejus mit dem Jahre 64 vor Christus, während die Cäsars an die Schlacht von Pharsalus sich anlehnend mit dem Jahre 49 nach Christus beginnt. Eine dritte römische Aere in Syrien schließt sich an die Schlacht bei Aktium an und datiert vom 3. September des 15. julianischen Jahres.

Endlich sei hier noch erwähnt die Aere der Tyrier, die im Herbste und genau am 19. Oktober des Jahres 126 vor Christus ihren Anfang nimmt.

Von besonderem Interesse, namentlich infolge der Be-

Der Kommunalgardist am Feinde. Originalzeichnung von Conrad Beckmann.

ziehungen der armenischen Kirche zur lateinischen und deren schließlicher Vereinigung im Jahre 1330, ist die armenische Aere, die mit dem Tage des 15. Juli 551 nach Christus beginnt, in welchem Jahre das armenische Konzilium zu Tiber abgehalten und durch dieses das Anathem über das Konzil von Chalcedon des Jahres 536 nach Christus ausgesprochen wurde.

Bei ihrer Vereinigung mit der lateinischen Kirche nahm die armenische das julianische Jahr an, so daß die jetzigen armenischen Kalender ganz mit den unsrigen übereinstimmen.

Mit dem Islam begann auch eine neue Aere, die bald ihre Bedeutung in alle Teile des Orients ausdehnte, wo Bekenner des Islam ihre Wohnung hatten. Zwar bedienten sich einzelne Völker früher noch längere Zeit hindurch ihrer eigenen Zeitberechnung, so namentlich die Perser, welche ihre Jahre von der Regierung Yezdegirds III, des letzten Sassaniden, an zählten, der am 16. Juni 632 nach Christus auf den Thron gelangte, eine Zeitrechnung, die sich auch häufig bei den arabischen Astronomen im Gebrauch findet.

Außerdem aber gehören alle Bekenner des Islam, und

heute auch die Perser, der Aere der Hedschra an. Ihre Zeitrechnung beginnt mit dem Tage der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, die nach gewöhnlicher Feststellung auf Freitag den 16. Juli 622 nach Christus, nach der Annahme einiger Chronologen auf den 15. Juli fällt.

Die Mohammedaner gründen ihre Zeiteinteilung auf das Erscheinen des „bleichen Pilgers“ am Himmelsgewölbe, auf den Mond. Das erste Lichtwerden der Mondsichel bedeutet ihnen den Anfang eines neuen Monats, in den sie also in der Abenddämmerung eintreten, wie sie auch ihren bürgerlichen Tag mit dem Untergang der Sonne anfangen.

Zwölf solcher genau dem Laufe und der Entwickelung des Mondes nachgebildeter Monate bilden, ohne Rücksicht auf die durch die Ungleichheit zwischen Sonnen- und Mondjahr bedingte Verschiebung, ein Jahr, dessen Anfang infolge dessen in einem Zeitraum von etwa 33 Jahren in rückläufiger Richtung durch alle Zeitabschnitte unserer christlichen Berechnung wieder zusammentreffen, um dann die gleiche allmähliche Trennung von neuem zu beginnen.

Diese Jahre der Hedschra nun werden wieder zu großen Perioden von je 30 Jahren zusammengelegt, von denen die auf die Ziffern 2, 5, 7, 10, 13, 16, 18, 21, 24, 26 und 29 entfallenden Jahre des jeweiligen dreißigjährigen Cyklus als Schaltjahre behandelt werden mit 355 Tagen, die übrigen 19 sind gemeine Jahre mit 354 Tagen. Der Schalttag selbst wird dem letzten Monate angehängt.

Bei den Juden waren ursprünglich verschiedene Jahresrechnungen üblich. Sie rechneten nach der babylonischen Gefangenschaft oder von der Zerstörung des ersten Tempels an. Die Epoche dieser Zerstörung fällt auf den 10. Tag des 5. Monats im 19. Jahre des Nebukadnezar, mithin in das 162. Jahr der nabonassarischen Aere, das mit dem 17. Januar 586 vor Christus seinen Anfang nahm. Sie rechneten ferner nach der seleukidischen Aere, die sie unter ihren syrischen Beherrschern angenommen hatten und deren Anfang von den gelehrten Rabbis auf den Anfang des Jahres 3450 ihrer Weltaere oder auf den Ausgang des Jahres 312 vor Christus gelegt wird. Sie rechneten auch von der Befreiung aus der Gefangenschaft an, der der Ausgang des Jahres 143 vor Christus entspricht, und endlich bildete sich noch die gegenwärtige Berechnung der Juden aus nach der jetzt gebräuchlichen Weltaere.

Aber auch hier ist noch ein gewaltiger nach tausenden zählender Unterschied. Denn während die Juden die Erschaffung der Welt 3761 Jahre vor den Anfang unserer christlichen Zeitrechnung setzen, zählen Julius Africanus bis zu Christus 5500, das römische Martyrologium 5199, die Byzantiner 5509, der ägyptische Mönch Anianus 5501, der deutsche Astronom Kepler und der französische Jesuit Petavius 3984, der britische Theologe Usher 4404, der deutsche Chronologe Calvisius und der französische Philosoph Scaliger 3950 Jahre. Ihnen reihen sich noch einige hundert anderer Zählungen an, die sich zwischen den Zahlen 3483 und 6984 bewegen und wohl klar beweisen, wie vielfältig aber auch wie eitel das Bemühen ist, das Alter der Welt genau zu bestimmen.

Die jetzige Zeitrechnung der Juden bildete sich erst nach der Zerstörung Jerusalems aus und erhielt ihre heute noch geltende feste Form durch den Patriarchen Hillel Hannasi, der im IV. Jahrhundert nach Christus als Vorsteher der Schule zu Tiberias wirkte. Das Jahr bildet sich aus 12 nach dem Monde bemessenen Monaten, dem von Zeit zu Zeit zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr ein 13. Monat eingefügt wird.

Das Zeitrechnungswesen der Griechen hatte trotz ihrer hohen Kulturstufe lange Zeit keinen richtigen Begriff von der Größe und Berechnung des Jahres. Die Athener, Lacedämoner und andere Griechenstämme zählten ihre Jahre nach den ersten Magistratspersonen. Da aber diese Art der Jahresberechnung doch für die Historiographie unzulänglich war, für diese vielmehr eine von lokalen Verhältnissen unabhängige Zeitrechnung als notwendig sich ergab, so entwickelte sich die Rechnung nach Olympiaden.

Die olympischen Spiele wurden alle vier Jahre gefeiert und zwar regelmäßig vom Jahre 776 vor Christus an, so daß die Geburt Christi nach bisher angenommener Berechnung in das 1. Jahr der 195. Olympiade fällt, und dieses Jahr demnach mit dem 1. Jahr der christlichen Zeitrechnung zusammentrifft, nur mit dem Unterschiede, daß der Jahresanfang beider Zeitrechnungsarten nicht gleich ist, sondern das Olympiadenjahr erst einen vollen Monat nach dem Sommersolstitium, also ungefähr mit dem 1. Juli beginnt. Die ersten sechs Monate eines Olympiadenjahres gehören daher noch dem Ende des vorangehenden christlichen Jahres an.

Bei den Römern zählte man die Jahre frühzeitig nach der Erbauung der Stadt Rom, über deren Zeit vielfach gestritten wurde, so zwar, daß die verschiedenen Meinungen um nicht weniger als 142 Jahre differierten. Die beiden Hauptvertreter dieser sich bekämpfenden Anschauungen und Berechnungen waren M. Terentius Varro und M. Porcius Cato. Beide kamen aber in ihren Rechnungen sich wieder am nächsten, indem ersterer das Jahr 753 vor Christus, letzterer das Jahr 752 vor Christus als das der Erbauung Roms darstellte.

Oder aber sie zählten ihre Jahre nach den Namen der beiden jährlich neu gewählten Konsuln, die der Reihenfolge nach in den Fasten verzeichnet wurden. Diese Fasten waren in Stein eingegrabene Verzeichnisse, die so ziemlich die Stelle unseres Kalenders vertraten, denn sie enthielten außerdem Jahr um Jahr auch noch die Namen der übrigen höheren Staatsbeamten, die der Priester und die in jedem Jahre gehaltenen Triumphe, ferner die Fest-, Gerichts-, Markt- und Opfertage, die Tage der öffentlichen Spiele, den Aufgang und die sonstigen Erscheinungen der Sternenbilder, sowie eine Reihe geschichtlicher Notizen.

Die Berechnung nach Konsuln begann mit der Vertreibung der Könige und mit der Einführung der Konsuln im Jahre 509 vor Christus und blieb bis zur Abschaffung des Konsulats unter Kaiser Justinian im Gebrauch. Auch in der christlichen Zeitrechnung ist diese Berechnung nach Konsuln von Wichtigkeit, da sie Jahrhundertelang nach Christus noch bei der Datierung zur Anwendung kam.

Der Beginn des Monats wurde regelmäßig nach Eintritt des Neumondes vom Kapitolinischen Hügel aus durch den Pontifex maximus ausgerufen.

Die siebentägige Woche wurde in ihren einzelnen Tagen nach dem Vorgange der Ägypter mit den Namen der Sonne, des Mondes und der Planeten Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn belegt. Der bürgerliche Tag endlich begann bei den Römern um Mitternacht und seine populäre Einteilung knüpfte sich an folgende Haltpunkte: „um Mitternacht“, „Zeit des ersten Hahnenschreis“, „anbrechender Morgen“, „Frühstück“, „Mittag“, „Zeit des Sonnenuntergangs“, „Aufgang des Abendsternes“, „Abenddämmerung“, „Zeit des Lichtanzündens“, „Zeit des Schlafengehens“ und „tiefe Nacht“.

Mit der Eroberung Spaniens durch Augustus im Jahre 39 vor Christus wurde der julianische Kalender auch in Spanien eingeführt und diese neue Zeitrechnung mit dem 1. Januar des Jahres 38 vor Christus begonnen. Sie legte den Grund zur späteren Berechnung der spanischen Aere und verbreitete sich von Spanien aus über Portugal, Südfrankreich und Nordafrika. In einzelnen Teilen Spaniens erhielt sie sich lange Zeit im teilweisen Gebrauche, so in Katalonien bis 1180, in Arragonien, Valencia und Kastilien bis ins XIV. Jahrhundert, in Portugal sogar bis gegen 1420.

Gegenwärtig ist bei den Völkern des Abendlandes eine Aere zur Herrschaft gelangt und in gleicher Weise allüberall hin verbreitet worden, wohin das Christentum sich ausgebreitet hat, die man kurz nach ihrem Begründer, dem Abte Dionysius Exiguus, die dionysische oder auch nach ihrer Bedeutung für die Christenheit, die christliche Aere bezeichnen kann. Bischof Cyrillus von Alexandrien hatte eine Tafel zur Berechnung des Osterfestes und zur Feststellung derselben für die folgenden Jahrhunderte entworfen und sich dabei der in Ägypten gebräuchlichen diokletianischen Aere bedient. Hiergegen prote-

stierte der Abt Dionysius Exiguus, weil diese Aere an einen „Tyrannen und gottlosen Christenverfolger“ erinnere, verwarf die ganze Berechnung des Cyrillus und stellte eine neue auf, wobei er zur Berechnung die Zeit der „Menschwerdung Christi“ zu Grunde legte. Hiermit wurde überhaupt diese neue Berechnungsweise zunächst eingeführt; sie beginnt mit dem 1. Januar in der Mitte des 4. Jahres der 194. Olympiade, dem 753. Jahre nach Erbauung Roms und dem 471. Jahre der julianischen Zeitrechnung; doch fand sie nicht allzu raschen Eingang bei den einzelnen Völkern und dann nur stufenweise, so in Italien im VI., in Frankreich im VII. Jahrhundert; erst das VIII. Jahrhundert brachte sie in allgemeineren Gebrauch auch in den fürstlichen und geistlichen Kanzleien; unter den Päpsten war Johann XIII, unter den Kaisern Karl der Große, der Erste, der sie einführte; Spanien bediente sich dieser Berechnung erst seit dem XIV. Jahrhundert in öffentlichen Urkunden und in Portugal kam sie noch später, seit 1415, in Übung. Unter den Griechen wurde die christliche Aere allgemeiner seit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453.

In Urkunden ist diese Berechnung bezeichnet als „Jahre der Menschwerdung“, „Jahre der Gnade“, „Jahre des Herrn“, „der Geburt“, „der Beschneidung“, „des Heils“, „Jahre des Gottmenschen“, „der Erlösung“ und dergleichen mehr.

Aber auch diese Aere konnte nicht kampf- und widerstandslos bei den christlichen Völkern sich entwickeln. Namentlich der Zeitpunkt des Anfanges, wie er von Dionysius Exiguus festgestellt war, gab zu mannigfachen Eingriffen in die Berechnung Anlaß. Dionysius hatte als den Tag der Geburt Christi den 25. Dezember und als Jahresanfang den 1. Januar, den Tag der Beschneidung, bestimmt. Hiergegen erhob sich bald heftiger Widerspruch, man kollidierte nämlich mit einem auf die gleiche Zeit fallenden heidnisch-römischen Feste, den Saturnalien, an das sich vielfach Ausschweifungen aller Art knüpften.

So kam es bald, daß man mit den verschiedensten Jahresanfängen zu rechnen begann. Man verlegte den Jahresanfang entweder auf den Tag der Geburt Christi selbst, also auf den 25. Dezember, oder man hielt sich an den Begriff „Menschwerdung“ und substituierte den Tag „Mariä Verkündigung“ oder man griff gar bis zur „Empfängnis Mariä“ zurück; andere Chronologen hielten das Osterfest für den geeignetsten Zeitpunkt des Jahresanfangs, obwohl dies wegen des Schwankens des Osterfestes die sonderbarsten Folgen haben mußte.

Verschieden wie der Jahresanfang selbst war auch der Gebrauch desselben in den einzelnen Ländern. In der Kanzlei der Päpste wurde bald mit dem 25. Dezember, bald mit dem 25. März, bald mit dem 1. Januar gerechnet; verschiedene Päpste hatten verschiedene Berechnungsweisen zugleich im Gebrauch, so daß sich die Berechnung in den feierlichen Bullen von der ihrer einfachen Briefe unterscheidet; erst Papst Innocenz III setzte im Jahre 1691 den 1. Januar als Jahresanfang fest. Auch in der Kanzlei der deutschen Kaiser bediente man sich keiner durchgreifend gleichen Berechnung; in England hatte man vier Jahresanfänge in Übung, in der Republik Venedig wurde bis zu ihrem Untergang 1797 mit dem 1. März, in Frankreich bis ins VIII. Jahrhundert mit dem 1. März, unter den Karolingern mit dem 25. Dezember und im XIII. Jahrhundert mit dem Osterfeste, in den Niederlanden wurde mit dem Karfreitag, dem Osterfeste, mit Weihnachten oder dem Beschneidungstage als Jahresanfang gerechnet; Florenz und Pisa begannen das Jahr mit dem 25. März, aber die Florentiner waren mit ihrer Zählung den Pisanern immer um ein volles Jahr voraus; im übrigen Italien galt der 1. September als Jahresanfang. Der 1. Januar kam erst allgemeiner zur Annahme in Deutschland im XVI. Jahrhundert, in Frankreich 1567, in den Niederlanden 1575, in Schottland 1599, in Rußland 1700, in England 1752.

Es ist augenfällig, welche Verwirrung diese Verschiedenheit des Jahresanfangs im Verkehr herbeiführen mußte, und darf als Glück betrachtet werden, daß man wenigstens im bürgerlichen Leben nie aufgehört hat, den 1. Januar als Jahresanfang zu betrachten. Er blieb ein Volksfest durch alle Zeiten, an welchem man nach alter Römersitte Geschenke und Glückwünsche austauschte.

Einen weiteren Einfluß auf die Zeitberechnung übte die Reformation und die reformatorischen Bestrebungen ihrer Vorgänger. Als Epochen derselben gelten für England das Jahr 1360 mit Wiclef, für Böhmen das Jahr 1405 mit Johannes Huß, für Deutschland das Jahr 1517 mit Luther, für die Schweiz das Jahr 1519 mit Zwingli, für Frankreich das Jahr 1529 mit Calvin, für Irland das Jahr 1535 mit Brown, für England das Jahr 1547 mit Cranmer, Bucer, Fagius, für Schottland das Jahr 1560 mit John Knox.

Die jüngste unter allen Jahresberechnungen ist die des französischen Revolutionskalenders. Im September 1793 beschloß die französische Nation eine neue Zeitrechnung für die französische Republik und Aufstellung eines neuen nach philosophischen Grundsätzen ausgearbeiteten Kalenders. Der Konvent erklärte die übliche bürgerliche Zeitrechnung für abgeschafft und bestimmte, die neue Zeitrechnung solle mit dem 22. September 1792, dem Tage der wirklichen Tag- und Nachtgleiche, wenn die Sonne des Morgens um 9 Uhr 18 Minuten 30 Sekunden nach dem Meridian von Paris in die Wage tritt, ihren Anfang nehmen. Die Dauer des ersten Jahres der Republik wurde festgesetzt von Mitternacht des 22. September bis zu Mitternacht des 21. auf den 22. September 1793. Alle vier Jahre sollte ein Schaltjahr sein, das man ein Olympisches nannte und jedesmal eine Franciade abschloß. Diesen olympischen Jahren wurde ein „jour complementaire“ beigefügt, der als „Tag der Revolution“ bezeichnet wurde und an dem jedesmal der Schwur „frei zu leben oder zu sterben“ erneuert werden sollte. Die Monate waren nicht in Wochen, sondern in drei Dekaden eingeteilt und die Monatsnamen selbst von dem in den Monaten vorherrschenden Witterungscharakter entnommen. So bildete man als Herbstmonate: Vendémiaire Weinlesemonat, Brumaire Nebelmonat, Frimaire Reifmonat; als Wintermonate: Nivôse Schneemonat, Pluviôse Regenmonat, Ventôse Windmonat; als Frühlingsmonate: Germinal Keimmonat, Floréal Blütenmonat, Prairial Wiesenmonat; endlich als Sommermonate: Messidor Erntemonat, Thermidor Hitzmonat und Fructidor Fruchtmonat. Es war dieser Zeitrechnung keine lange Lebensdauer beschieden; — am 31. Dezember 1805 wurde sie wieder abgeschafft.

Bei dieser hier in Kürze dargestellten Mannigfaltigkeit der Berechnungsarten der Zeit gegenüber dem unumstößlich gleichmäßigen Fortschreiten derselben ist ermeßlich, welch ein Durcheinander durch unrichtige Berechnung in alle historischen Verhältnisse gebracht werden, und wie dadurch die Glaubwürdigkeit der Geschichte selbst in Frage gestellt werden kann. Der Fortschritt der Wissenschaft und das Bedürfnis, auf allen Gebieten des Wissens klar zu sehen und gegründete Urteile zu bilden, hat auch der Chronologie und Zeitrechnungskunde eine entsprechende Beachtung zugewendet. Sie ist wohl zu interessant, um nur für Fachleute bestimmt zu sein; auch die Gesamtheit der Gebildeten möge von ihrer Bedeutung Kenntnis nehmen. Dies der Zweck der voranstehenden Darstellung!

Friedrichsruh und der Sachsenwald.

Mit fünf Illustrationen, unter Benutzung von Photographieen aus dem Verlage von Strumpel & Comp. in Hamburg gezeichnet von L. Th. Choulant.

Am Fuße des Geestrückens, der von Hamburg ostwärts streicht, schlängelt sich durch grüne Marschen das Flüßchen Bille. Wenn der Dornstrauch blüht und die Erde in Gras und Blumen pranget, wie der Wandsbecker Bote sagt, dann wandert es sich gut auf dem alten Deiche entlang die Bille aufwärts. Zur Linken blitzt das Wasser durch Schilf und Weiden; eine fruchtbare holländische Wiesenlandschaft, von dem geraden Damm der Berlin-Hamburger Eisenbahn durchschnitten, breitet sich zur Rechten. Häuser und Höfe der Gemüsebauern liegen geduckt hinter den schützenden Deichen. Die Ferne begrenzt der blaue Höhenzug der Harburger Wälder jenseits der Elbe. Bis in die Nähe des hamburgischen Städtchens Berge-

dorf folgt der Deich den Krümmungen des Flußlaufes. Einst gehörte Bergedorf, der Hauptort der reichen Vierlande, den lauenburgischen Fürsten aus askanischem Stamme, bis Herzog Erich IV es im Jahre 1420 den Lübeckern verpfändete. Da der Herzog das Pfandgeld nicht zahlen wollte, erhob sich eine Fehde zwischen ihm und den Städten Lübeck und Hamburg, in der die Städte Sieger blieben. Unter den schattigen Linden vor der Kirche, dicht am Wege, steht ein alter Grabstein mit der Inschrift: In den jare unses heren MCCCCXX an sunte margareten avende do was Diederek Schrey de ward dodschaten. God si em gnädig. Amen. Das ist das letzte Wahrzeichen des Kampfes um Schloß und Stadt. An der Straße erhebt sich hier und da noch ein altes Giebelhaus. Unser Weg führt zwischen Villen und Gärten der Vorstadt hinauf ins Gehölz. Durch Laub- und Nadelwald und über den Heiderand des Villethales steigen wir nieder. Hier steht der Grenzpfahl mit der Aufschrift: „Hamburgisches Gebiet". Jenseits desselben sind wir im Herzogtum Lauenburg. Unter uns liegt das anmutige Reinbeck mit seinen zierlichen im Gebüsch und auf der Höhe verstreuten Landhäusern. Nahe dem alten Bau des einstmaligen Cistercienserklosters führt eine Brücke über die Bille und jenseits des Dorfes nimmt die Schattenkühle des Buchenwaldes uns auf. Nun wieder ein tiefer, sandiger Landweg mit hohen Rändern, die den Ausblick hemmen; er führt zur Silker Höhe. Auf dem Plateau bietet sich ein weiter und freier Rundblick. Bis in die Ferne hinaus breitet sich ein rauschendes Wipfelmeer. Sanftwellig hebt und senkt sich das Land. Das ist der Sachsenwald, das alte Jagdgebiet der sächsischen Herzöge. Wie die Funde aus zahlreichen Hünengräbern erweisen, jagten weidfrohe Germanen hier schon in den Urzeiten Auerstier und Eber. An einem stillen Bach, der Au, unter Buchen und Eichen hinwandernd gelangen wir über die malerisch gelegene Aumühle im Waldesschatten nach Friedrichsruh, dem Landsitz des Fürsten Bismarck.

Wer auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn, die den Wald durchschneidet, hier vorübersaust, der sieht wohl einen Augenblick die Schieferdächer des Schlosses zwischen den hohen Bäumen herüberschimmern. Friedrichsruh besteht noch heute aus nur wenigen Häusern; auf dem ältesten „geometrischen Abriß" des Sachsenwaldes vom Jahre 1664 ist hier allein ein herrschaftliches Forsthaus verzeichnet, nahe der Brücke über die Au. Daß der Ort etwas Besonderes bedeutet, bemerkt man erst an dem stattlichen Post- und Telegraphengebäude neben dem Bahnhof. —

Der deutsche Reichskanzler wohnt in Friedrichsruh schlichter als mancher wohlhabende Landedelmann. Das Schloß macht von außen den Eindruck eines Hotels in einem Badeort, das der Besitzer durch einige Anbauten den wachsenden Ansprüchen gemäß vergrößert hat. In der That war der Mittelbau des Herrenhauses ein Gasthof, den der Fürst dem Restaurateur Specht abkaufte. An den Thüren des oberen Stockwerkes, in dem die Zimmer der Grafen Herbert und Wilhelm gelegen sind, stehen heute noch die Nummernschilder des Hotels. Eine hohe Mauer trennt den fürstlichen Wohnsitz von der Landstraße; Wasserläufe schließen an zwei Seiten Garten und Park ab. Der Eindruck, den die Zimmer und ihre Einrichtungen machen, ist ein ganz eigentümlicher, ich möchte sagen, beschämender. Hier wohnt ein Mann, dem es um die Dinge selbst, nicht um ihren Schein zu thun ist. Die Wände sämtlicher Zimmer ohne Ausnahme sind einfach gestrichen, eine kleine Goldleiste ist der einzige Schmuck; kein Stuck an der Decke, nicht einmal eine Rosette am Plafond. Alles ist gut und bequem und geräumig, aber von einer einfachen Ernsthaftigkeit, von einer schlichten Anspruchslosigkeit, in die unser Auge, das durch allerlei Stilfirlefanz und Modethorheit verwöhnt ist, sich erst finden muß. Ich will den Leser nicht von Zimmer zu Zimmer führen, noch ein Inventar von Friedrichsruh aufnehmen, nur auf einiges, das den Mann kennzeichnet, der hier wohnt, will ich hinweisen. In einem der Räume des Erdgeschosses steht auf einem niedrigen Schrank eine herrliche Bronze-Nachbildung des Denkmals auf dem Niederwald. Sie ist ein Geschenk des Kaisers. An einer der Ecken des Postaments ist ein Briefbogen befestigt, auf den der Kaiser eigenhändig geschrieben: „Weihnachten 1883. Zum Andenken an die Krönung Ihrer Politik und an eine Feier, die vor allem Ihnen galt und der Sie leider nicht beiwohnen konnten. W." Das kaiserliche Weihnachtsgeschenk vom Jahre 1881, eine Nachbildung des Denkmals des Großen Kurfürsten von Schlüter, schmückt ein anderes Zimmer. Auch hier sind die kaiserlichen Worte, die das Geschenk begleiteten, noch angeheftet. Davor steht ein Gipsabguß der vermutlich echten Statuette Karls des Großen, die in Metz aufgefunden wurde. Die speziellen Räume des Fürsten Bismarck, Vorzimmer, Audienzzimmer, Schlafzimmer und Arbeitszimmer fesseln vor allem die Aufmerksamkeit. Ein Eichenstamm, auf den die Stange eines mächtigen Hirschgeweihs gesetzt ist, dient als Stockhalter im Vorzimmer. Die Spazierstöcke des Fürsten kennzeichnen den Besitzer; es sind ausnahmslos schwere, starke Naturstöcke aus Eichenholz, die nur eine sehr kräftige Faust zu führen vermag. Auf dem Ringe des einen Stockes, der die Hirschhornkrücke festhält, steht: „Sadowa-Wald, den 3. Juli 1866". Wie der Kastellan mir mitteilte, hat der Kanzler sich an jenem Tage diesen Stock im Walde von Sadowa selbst geschnitten. Das Audienzzimmer schmücken drei Bilder; ein schönes Ölporträt des Kardinals Prinz Hohenlohe im Purpur, ein schlichter Holzschnitt „Monsieur Thiers" nach dem bekannten Bilde von Bonnet und diesem gegenüber eine Lithographie von Beaconsfield, unter welche der Reichskanzler mit Rotstift den Namen gesetzt hat. Auf einer Kommode steht eine lebensgroße, ausgezeichnet treue Bronzebüste Moltkes. Ein mächtiger Eichenkranz mit schwarz-weiß-roter Schleife ist darüber gehängt. Mitten an die Wand sind genagelt die vier Sektionen einer kolorierten Generalstabskarte vom Sachsenwald und seinen Umgebungen. Links vom Audienzzimmer liegt das Arbeitszimmer des Grafen

Fürst Bismarcks Schloß in Friedrichsruh.

Rantzau. Es ist bemerkenswert durch ein Porträt Bismarcks, eine Kreidezeichnung von Lenbach. Ich kenne kein Porträt des großen Kanzlers, das den vollen Eindruck der Persönlichkeit so unmittelbar wiedergäbe wie diese geniale Zeichnung. — Eines unserer Bilder zeigt das Arbeitszimmer des Kanzlers. Dasselbe empfängt das Licht durch die Fenster der Südseite. Wenn der Fürst am Schreibtische sitzt, hat er zu seiner linken drei Bilder: eine große Photographie des Kaisers, 1867 in Paris angefertigt, eine Photographie des Kronprinzen in Kürassieruniform mit dem Marschallsstabe in der Hand und ein Bild des Prinzen Wilhelm zu Pferde in der roten Paradeuniform der Gardehusaren, unter das der Enkel des Kaisers seinen Namenszug gesetzt hat. Sonst zeigen die Wände nur Familienbilder: die Fürstin, die Gräfin Rantzau und die Grafen Herbert und Wilhelm. Stühle, Sofa, Tische sind für die mächtige Gestalt des Kanzlers berechnet. Der kleine Klapptisch, an dem der Fürst auf unserem Bilde sitzt, stammt aus Versailles. Er gehörte der Frau Jessé, in deren Hause, rue de Provence 14, Bismarck während der Belagerung von Paris wohnte. Eine Messingplatte trägt die Inschrift: „Auf diesem Tische wurde der Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Febr. 1871 unterzeichnet.“ Nach einem im Figaro veröffentlichten Briefe des Sohnes der Frau Jessé vom Dezember 1884 hat der Reichskanzler diesen Tisch als Andenken mitgenommen.

Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Eine Andeutung von fürstlichem Luxus zeigen allein die Gesellschaftszimmer im Erdgeschoß. Der große, lichte Speisesaal, vor dem ein breiter gemauerter Balkon liegt, wird geschmückt durch eine Anzahl Ölskizzen von schönen Partieen des Sachsenwaldes; es sind Werke des trefflichen Valentin Ruths. Im Salon der Fürstin bemerkte ich einen in Seide reliefartig gestickten Ofenschirm mit Hirschen und Vögeln, ein Geschenk des Sultans, einen niedrigen orientalischen Tisch in Perlmutter ausgelegt, mit dem Monogramm des Sultans in der Mitte der Platte, und einen außergewöhnlich großen und schönen lackierten japanischen Wandschirm. Ein Ölgemälde von Hünten zeigt den Angriff der Gardedragoner bei Mars la Tour. Die beiden Söhne des Kanzlers, die diese Attacke mitritten, sind deutlich erkennbar. In diesen Räumen hängen auch einige Familienporträts. Die Bismarcks aus dem XVII. Jahrhundert erscheinen insgesamt als kräftige, kläräugige, selbstbewußte Junker. —

Friedrichsruh vom Park aus gesehen.

Den Gipfel der Anspruchslosigkeit erreicht das Schlafzimmer der Frau Fürstin; zwei Bilder geben ihm seinen Charakter: ein Thondruck, den Gekreuzigten darstellend, und eine große Photographie des Fürsten Bismarck über dem Fußende des Bettes.

Aus allen Fenstern des fürstlichen Hauses blickt man in die Waldestiefe hinein.

Der Sachsenwald im Amte Schwarzenbek bildete bis zum Jahre 1871 einen Teil des Domaniums der Sachsen-Lauenburgischen Lande. Lauenburg leitet seinen Namen von Herzog Heinrich dem Löwen (de louwe) her. Der Hochfürstlich Brandenburg-Baireuthische Hofdiakonus Herr Joh. Georg Lairitz hat in seinem „Neuangelegten historisch-genealogischen Palmwald“ vom Jahre 1668 die erste Geschichte dieses Landes geschrieben. Heinrich des Löwen Vater hatte von seiner Mutter Wulfhild, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, des letzten aus dem Hause der Billunger, „das Land zwischen Lüneburg und Hamburg, an der Elbe bey den Ufern, da itzund das Herzogtum Lauenburg ist“, geerbt. Als Heinrich der Löwe von Friedrich dem Rotbart seiner Lehen verlustig erklärt wurde, ward Lauenburg vom Kaiser dem Sohne Albrechts des Bären, dem Herzoge Bernhard von Askanien, der ein Urenkel des Herzogs Magnus war, verliehen. Im Jahre 1207 war das Land eine Beute des Dänenkönigs Waldemar geworden. Nach der Schlacht bei Bornhöved, die Waldemars Macht brach, fielen Lauenburg und Ratzeburg dem Sohne Bernhards, dem Herzog Albrecht zu. Sein Sohn und dessen Nachfolger nannten sich Herzöge von Sachsen, Engern und Westfalen.

Dieser askanische Stamm erlosch im Jahre 1689 mit dem letzten Herzog von Lauenburg Julius Franz. Nach Krieg und Streit zwischen den Erbprätendenten kam mit dem Herzog Georg Wilhelm das welfische Haus Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1693 in den rechtmäßigen Besitz der Lauenburgischen Lande. Georg Wilhelms Sohn wurde als Georg I König von England. Sein Enkel Georg III trat Lauenburg im Jahre 1815 an die Krone Preußen ab, welche dann das Land dem dänischen König Friedrich VI

Das frühere Wohnhaus des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh
(jetzt Oberförsterei).

zedierte.*) — Durch den Wiener Frieden kam das Herzogtum im Jahre 1864 in den gemeinsamen Besitz von Preußen und Österreich.

Nach der Gasteiner Vereinbarung vom August 1865 nahm sodann König Wilhelm, „in Erfüllung des von der Lauenburgischen Landesvertretung ausgesprochenen Wunsches“, von dem Herzogtum Besitz und ernannte seinen Ministerpräsidenten, den Herrn von Bismarck-Schönhausen, zum Minister für Lauenburg.

Diese Personalunion endete erst 1876, als Lauenburg mit der Bezeichnung „Kreis Herzogtum Lauenburg“ der preußischen Provinz Schleswig-Holstein einverleibt wurde. Kaiser Wilhelm überließ im Jahre 1871 das Lauenburgische Domanium dem Lande, „damit es mit seinem Ertrage der Befriedigung der Bedürfnisse des Herzogtums diene.“ Seine Majestät behielt sich als freies Eigentum nur den Grundbesitz im Amte Schwarzenbek vor, d. h. den Sachsenwald.

Am 24. Juni 1871 schenkte der Kaiser dem Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten von Bismarck, den Sachsenwald „in Anerkennung seiner Verdienste“. Seither hat der Kanzler durch bedeutende Landkäufe seinen Grundbesitz hier zu einer „Fürstlich Bismarckschen Fideikommißherrschaft Schwarzenbek in erwünscher Weise arrondiert. —

Der Sachsenwald dehnt sich aus zwischen den Orten Kröpelshagen, Dassendorf, Brunsdorf, Schwarzenbek, Havekost, Möhnsen, Kasseburg, Kudewörde und dem Lauf der Bille. „Der ganze Wald“, so sagt der biedere Manecke am Ende des vorigen Jahrhunderts, „hält 26 990 Morgen, und bei voller Mast können darin 5835 Schweine gefeistet werden.“ Nach dem Provinzialhandbuch von Schleswig-Holstein umfaßt die Herrschaft Schwarzenbek heute ein Areal von 7511,20 Hektaren und ist zu einem Grundsteuerreinertrage von 108 936 Mark abgeschätzt. Forstlich betrieben werden 6769 Hektare Buchenbestände und Nadelholz. Die Grundfläche des eigentlichen „Sachsenwaldes“ beträgt 6175 Hektare. Die Hälfte des Waldes hat im fünfzehnten Jahrhundert den beiden Hansestädten Hamburg und Lübeck gehört.

*) Vergl. U. F. C. Maneckes Topographisch-historische Beschreibung der Städte, Ämter und adligen Gerichte des Herzogtums Lauenburg. Herausgegeben und ergänzt von W. Dührsen. Mölln 1884.

Durch den Vergleich zwischen den Städten und dem Herzoge von Lauenburg vom Jahre 1420 waren die Städte zu diesem Besitz gekommen. In der guten alten Zeit schwebte ein Prozeß um diese Waldhälfte hundertfünfunddreißig Jahre lang beim Reichskammergericht zu Speyer. Das Eigentumsrecht der Städte ist allmählich verjährt, da es nie ausgeübt wurde. — Im Laufe des vorigen Jahrhunderts ist im Sachsenwalde eine nicht unbeträchtliche Eisen- und Kupferindustrie betrieben worden; hier waren Wasserkraft und Holzkohlen billig. Nur der Name des Waldortes Kupfermühle erinnert noch an jene Zeit. In der Nähe dieser Kupfermühle, auf dem Grunde des ehemaligen Forsthauses erbaute der Graf und edle Herr Friedrich zur Lippe, ein leidenschaftlicher Weidmann, der die Jagd im Sachsenwalde gepachtet hatte, im Jahre 1763 das Schlößchen Friedrichsruh. Hier ist der Graf, inmitten seines Lieblingsreviers, am 31. Juli 1781 verstorben. — Seit 1815 wurde das Schlößchen Friedrichsruh als Wirtshaus benutzt, bis es, dreißig Jahre später, niedergelegt werden mußte. Als die Berlin-Hamburger Bahn den Wald für die Hamburger so leicht erreichbar gemacht hatte, baute man das in Bergedorf abgetragene Restaurant Frascati an dieser Stelle wieder auf. Nach dem Brande von Frascati errichtete der oben genannte Gastwirt Specht hier ein Hotel. Man erzählt sich, der Reichskanzler habe in der Nähe des Wildparkes schon einen schön gelegenen Platz für einen großartigen Neubau gewählt. „Dort“, soll er gesagt haben, „kann sich mein Sohn ein Schloß hinsetzen.“ — Ich bin an manchem hellen Sommertage durch die Buchenhallen des Sachsenwaldes gewandert und mehr als einmal hatte ich die Freude, den Fürsten zu sehen. Als er das letzte Mal im offnen, niedrigen Wagen heranrollte und die mächtigen Augen unter den weißen buschigen Brauen mich anblickten, hatte ich wieder das Gefühl, das jedesmal mich durchrieselt, wenn ich den großen Kanzler sehe: das Gefühl einer stolzen Freude, daß ich in seiner Zeit leben darf, und die Empfindung froher Dankbarkeit, mit der man sich einer geliebten und verehrten Persönlichkeit unterordnet. — Gott segne dem Reichskanzler noch manches Jahr die Sommerfrische unter den rauschenden Wipfeln seines schönen Sachsenwaldes! Stephan Waetzoldt.

Steinerne Lohe im Sachsenwald bei Friedrichsruh.

Im Nest.

Humoreske von Th. H. Pantenius.

(Fortsetzung.)

Der Doktor war die Treppe, welche zur Redaktion führte, noch nie so schweren Herzens hinangestiegen wie heute. Es war ihm, als ob er in ein Examen müßte, dem er sich nicht gewachsen fühlte. Aber er war nicht umsonst preußischer Leutnant gewesen, er biß die Zähne zusammen und war mit ein paar Sätzen oben.

Als er die Redaktion betrat, sah ihn sein Kollege Doppelhuber verwundert an. „Was haben's denn, Doktor?" fragte er, „Sie sehen ja aus wie ein gekochter Krebs."

„Es ist heiß", erwiderte der Doktor.

„Donner und Doria, lebt so etwas", rief Doppelhuber, diese Norddeutschen schwitzen, mein' ich, halt bei fünfzehn Grad Kälte." Herr Doppelhuber hatte das Illustrationswesen des Blattes zu besorgen oder, wie er sich ausdrückte, die artistische Leitung. Er war eigentlich Apotheker von Fach, hatte aber immer eine künstlerische Ader in sich und war dann in München durch regen Verkehr mit den Künstlern ganz für die ästhetische Seite der plastischen Künste gewonnen worden. Er lebte nur für den Holzschnitt und das bayrische Bier und fühlte sich, da ja auch das letztere in Leipzig in vorzüglicher Qualität zu haben ist, ganz an seinem Platz. Er verbrachte den Tag auf der Redaktion, speiste unter mit Münchner Kindl gefüllten Biergläsern in Stadt Dresden und saß den Abend und die erste Hälfte der Nacht über bei Kitzing & Helbig beim Spatenbräu.

Der Doktor griff nach dem Buch, in welchem die Ein- und Ausgänge verzeichnet waren, und suchte nach dem Datum, an welchem „Im Nest" angenommen worden war. Er mußte weit zurückblättern, bis er die Stelle fand. Das Manuskript hatte fast genau zwei Jahre im Redaktionsschrank gelegen. Er rief nun den Markthelfer und hieß ihn die Briefe des betreffenden Jahres unter H holen. Dann schnürte er das Bündel auf und suchte eifrig nach dem Geleitbrief. Da, da war er endlich.

Leipzig, den 15. Mai 188*, Elisenstraße 77.

Sehr geehrter Herr!

Anbei übersende ich Ihnen das Manuskript eines Romans und ersuche Sie, denselben darauf zu prüfen, ob er sich für Ihr Blatt eignet.

Mit Hochachtung

E. Hauptmann.

Der Brief war mit einer deutlichen, festen, ausgeschriebenen Handschrift geschrieben. Darunter stand von des Doktors Hand: „Angenommen. Übliche drei Bedingungen. 3000 Mark. 18./5. 8*."

Ganz dasselbe galt von dem zweiten Brief.

Leipzig, den 20. Mai 188*.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin mit den von Ihnen gestellten Bedingungen einverstanden und ersuche Sie, mir das Honorar in meine Wohnung hier, Elisenstraße 77, zu schicken. Für die freundlichen Worte in Bezug auf den Roman, die mich sehr erfreut haben, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank.

Hochachtungsvoll ergeben

E. Hauptmann.

Darunter stand: 3000 Mk. angewiesen 20./5. 8*.

Quittung an Eichenmüller — so hieß der Kassierer — 22./5. 8*.

Das war alles. Wer sollte es für möglich halten, dachte der Doktor, daß hinter dieser so durchaus einfachen, schlichten Korrespondenz ein abgefeimter litterarischer Gauner stand.

„Wissen's, Doktor", meinte Doppelhuber, „es muß halt doch an' innere Hitzen sein, an der Sie leiden. Es läßt gar nicht nach."

„Lassen Sie mir doch meine Hitze", erwiderte der Doktor. „Wissen Sie nicht, ob Herr Steinschneider schon im Geschäft ist?"

„Das weiß ich nit, Doktor, aber ich mein', Sie sind verliebt."

„Das fehlte mir gerade noch."

„Na, ich mein' nur wegen der Hitze und weil Sie halt immer so schöne, bunte Kravatten tragen, und weil Sie des Abends doch nicht ins Wirtshaus gehen. Da hat der Mensch keine Kraft, und jeder hübsche Aff' kann ihm einen Stoß geben, daß er hinfällt und daliegt. Ich will's Ihnen nur sagen, wenn ich mein Bier nicht hätt', ich wäre längst von einem Weible eingefangen und an die Kette gelegt worden. Na das hätt' ja auch sein Gutes, das Weible würde dem Saumensch von Wäscherin besser auf die Finger sehen, daß das Sakraments-Frauenzimmer einem die Wäsche nicht so zerrisse, aber wenn ich denke, ich sollte eine Wiegen schaukeln wie der Hund den Bratspieß dreht, und das Weible säße mir im Nacken, daß ich des Abends daheim bleiben müßte, nein, da laß ich's doch lieber bleiben, wie es ist. Und nun kommen Sie, Doktor, und sehen Sie diesen Holzschnitt der Madonna an. Ist das nicht eine Pracht? Wie? Da möcht' man doch gleich die Hände falten und der heiligen Jungfrau so recht von Herzen danken, daß sie um unsertwillen solche Schmerzen ausgehalten hat. Wie?"

Und Doppelhubers Augen schimmerten in der That feucht.

„Sehr schön, lieber Doppelhuber", sagte der Doktor, „aber ich muß in einer wichtigen Angelegenheit zu Steinschneider. Nachher will ich den Schnitt nach Gebühr bewundern."

Der Doktor steckte die Briefe zu sich und begab sich zu Steinschneider.

Ernst Siegfried Steinschneider hatte lange Zeit ein junior hinter seinem Namen gehabt. Ernst Siegfried Steinschneider senior, der den Verlag und die Druckerei aus Arnstadt nach Leipzig verlegte, hatte von Jugend auf hart arbeiten müssen und war nach Art von Leuten, die ihr Glück selbst schmiedeten, rauh, roh und rücksichtslos. In seinem Innersten war er der Überzeugung, daß alle die Bücher, die er verlegt hatte, im Grunde seines Geistes Kinder waren und daß die Verfasser gewissermaßen nur Hebammendienste bei ihrer Geburt geleistet hatten. Im übrigen fühlte er sich nur ganz wohl, wenn er hinter seinem Schreibtisch saß und von dort aus in erstaunlich grobem und anmaßendem Ton den großartigen Organismus leitete, der in der That sein Kind war.

Ganz anders lagen die Dinge für Ernst Siegfried Steinschneider junior. Hatte sein Vater sich bis an sein Lebensende die Hemden in halben Dutzend gekauft, so wuchs er im Wohlstand auf, besuchte erst das Teichmannsche Institut, siedelte dann nach Schnepfenthal über und lernte den Buchhandel in einem der größten Geschäfte Berlins. Er trat darauf als Volontär bei Hachette ein, bereiste die drei südlichen Halbinseln Europas und kehrte schließlich von Athen aus als ein weltgewandter junger Mann, der sich in drei Sprachen unterhalten konnte, nach Leipzig zurück. Hier flogen dem Erben von E. S. Steinschneider alle jungen weiblichen Herzen seines Kreises entgegen. Nach einigem Besinnen wählte er die Tochter eines ehemaligen Seidenhändlers, ein schlecht erzogenes, aber sonst gutartiges Geschöpf, das ihm ein Haus in der Salomonstraße, eine Villa in Lößnig, ein Zuckerrübengut bei Lützen, 360 000 Thaler bar und zwei Gewandhaus-Abonnements mit in die Ehe brachte. Als sein Vater bald darauf starb, übernahm Ernst Siegfried junior das Geschäft und führte es mit Hilfe des ebenso treuen wie erfahrenen Prokuristen so fort, daß es sich zwar nicht erweiterte, aber auch nicht gerade zurückging. Der Anstoß, den es von seinem Gründer erhalten hatte, wirkte so kräftig nach, daß es eine passive Generation vertragen konnte. Das Schwergewicht der Thätigkeit des Chefs lag freilich im Reitverein Sport, im Theater und im Gewandhause, aber er erschien immerhin täglich vormittags und nachmittags auf je ein paar Stunden im Geschäft, ließ sich vor einem stilvollen Schreibtisch sitzend vom Prokuristen Vortrag halten, plauderte mit Dr. Schrattmüller oder Doppelhuber und empfing Besuche von durchpassierenden Kollegen, von einheimischen Professoren, von Weinreisenden, von gerade durch ihn beschäftigten Handwerkern 2c. Die Gespräche mit dem Prokuristen, einem älteren, langen, hageren Herrn, der das

Aus dem Fischerleben von Long-Island in Nordamerika:

Verteilung des Fanges. Nach dem Bilde von A. B. Frost.

Haar in zwei breiten Streifen vor die Ohren gekämmt hatte, pflegten ungefähr folgenden Verlauf zu nehmen.

Steinschneider (im Stuhl zurückgelehnt, das rechte übergeschlagene Bein mit der Linken haltend, während die Rechte den Backenbart — er trug den Bart wie der Kaiser — in den Mund schiebt. „Na, was sagen Sie denn, mein Lieber, zu Heidenreichs allgemeiner Erdkunde in Einzeldarstellungen? Ein großartiges Unternehmen! Wie? Was?"

Prokurist (mit feierlichem Ernst). „In der That, ein sehr großartiges Unternehmen."

Steinschneider: „Was meinen Sie, kann das wohl gehen?"

Prokurist: „Wer kann das vorher sagen, Herr Steinschneider? In Bezug auf solche Unternehmungen kann schlechterdings nur der Erfolg entscheiden."

Steinschneider (mit Wärme). „Nicht wahr? Na, das sage ich auch immer. In Bezug auf solche Unternehmungen, sagte ich noch gestern abend zu Exzellenz von Berg (das war der Divisionsgeneral), kann schlechterdings nur der Erfolg entscheiden! Darin bin ich ganz Ihrer Meinung. Aber die Bergmannsche Verlagsbuchhandlung hat Schneid'. Das muß man sagen. Wie?"

Prokurist: „Allerdings. Es ist eine sehr unternehmende Verlagsbuchhandlung."

Steinschneider: „Nicht wahr, das sage ich auch. Nun aber, was sagen Sie zum „Gnom"? Was meinen Sie, ob der Oberpolzer wohl damit durchdringen wird? Wie? Ob ein solches Blatt wohl ein Bedürfnis ist? Was?"

Prokurist: „Es kommt in der That darauf an, ob die Nation noch neben den Fliegenden Blättern und dem Kladderadatsch ein Bedürfnis nach einem solchen Blatt hat."

Steinschneider: „Nun, nicht wahr? Aber der Oberpolzer hat Schneid'. Das muß man sagen. Wie?"

Prokurist: „Die Münchener Firma entwickelt in der That eine sehr ungewöhnliche Energie."

Und so ging es fort. Steinschneider war unermüdlich, die „Schneid'" anderer Leute zu bewundern, und der Prokurist stimmte ihm stets bei. Für sich selbst hatte der erstere auf die Entwickelung von jeder „Schneid'" verzichtet, er erwartete aber einen neuen Aufschwung seiner Firma von seinem Sohn, der ebenfalls Ernst Siegfried hieß, zur Zeit ein ungewöhnlich dicker, blonder Junge war und sich augenblicklich in Schnepfenthal auf die glänzende buchhändlerische Laufbahn vorbereitete, die sein Vater für ihn erträumte.

Als der Doktor Steinschneiders Kabinett betrat, schob dieser, sichtlich erleichtert durch die Aussicht, in seiner Arbeit gestört zu werden, ein Manuskript, in dem er geblättert hatte, beiseite und reichte dem Doktor die Hand. „Setzen Sie sich, lieber Doktor, bitte, setzen Sie sich. Na, was sagen Sie denn zu dem gestrigen Beschluß der Stadtverordneten, alle Häuser neu zu nummerieren? Na hören Sie, nehmen Sie mir das nicht übel, aber da hört doch wirklich alles auf! Wie? Was? Nehmen Sie eine Importierte oder eine von Weber? Die Importierte ist auch leicht. Nein, wahrhaftig, im Ernst."

„Herr Steinschneider", begann der Doktor, nachdem er die Zigarre in Brand gesetzt hatte, „ich komme in einer höchst fatalen Angelegenheit zu Ihnen."

„In einer fatalen Angelegenheit? Nein, was Sie sagen! In einer höchst fatalen Angelegenheit? Na, hören Sie, das ist aber einmal interessant. Brennt sie? Ja? Na, was ist denn das für eine Angelegenheit?"

„Ich bin leider das Opfer eines abscheulichen Betruges geworden."

„Sie? Aber da hört ja wirklich alles auf."

„Der Betrug ist leider nicht an mir verübt worden, sondern an der Redaktion."

„Na, lebt so was? Erzählen Sie doch. Da ist man ja im höchsten Grade gespannt."

Der Doktor erzählte nun, und Steinschneider hörte in der That mit der größten Spannung zu. „Das ist ja aber wirklich ganz außerordentlich", rief er schließlich, „wenn ich das in der Harmonie erzähle, glaubt es mir kein Mensch. Nein, wahrhaftig nicht. Und Ihre liebe Frau Mama hat die Geschichte gleich wieder erkannt? Alle Achtung, das muß ich sagen, alle Achtung. Nein diese Damen! Wie die das gleich behalten. Wie? Unsereiner vergißt so etwas doch, aber diese Damen — da wächst kein Gras."

Steinschneider war aufs höchste belustigt.

„Was machen wir aber nur?" rief der Doktor, „die Nummer ist ausgedruckt und wird übermorgen versandt."

„Ja, was machen wir?"

„Es bleibt nichts übrig, Herr Steinschneider, als daß wir den Dingen ihren Lauf lassen, bis es mir gelungen ist, des Originals habhaft zu werden, oder bis der Schurke gestanden hat."

„Nein, aber was der Kerl für eine Schneid' hat! Wie? Was? Nimmt einen fremden Roman, schreibt ihn ab, schickt ihn uns ein und läßt sich das Honorar auszahlen!"

Und Steinschneider brach in ein so herzliches Gelächter aus, daß niemand hätte ahnen können, daß das Honorar aus seiner Tasche bezahlt worden war.

„Ich will jedenfalls gleich in die Elisenstraße", meinte der Doktor und sah nach der Uhr. „Vielleicht finde ich den frechen Burschen doch."

„Ja, fahren Sie gleich heraus, Doktor. Das ist ja außerordentlich interessant. Nummer siebenundsiebzig — na das mag hübsch weit hinausliegen. Ja, da mag diese Sorte wohnen. Na, ich bin höchst gespannt, was Sie morgen zu berichten haben werden."

„Herr Steinschneider", begann der Doktor, der sich erhoben hatte, „ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten, daß mir das —"

„O, ich bitte Sie, wie wollen Sie denn das verhindern? Nein, wissen Sie, wenn so ein Mann Schneid' hat, da ist gar nichts zu machen. Da ist man ganz wehrlos. Na, aber fahren Sie nur hinaus. Nehmen Sie sich übrigens einen Markthelfer mit. Nein im Ernst. Wie können Sie wissen, was für eine Art Patron der Bursche ist? Nein, ich freue mich nur über Ihre liebe Frau Mama! Wenn nicht von einer Dame die Rede wäre, würde ich sagen, Ihre liebe Frau Mama hat enorme Schneid'."

Fünf Minuten später fuhr der Doktor in einer Droschke der Elisenstraße zu.

Als der Kutscher hielt, sprang der Doktor aus dem Wagen, trat von dem Bürgersteig auf den Straßendamm und warf einen rekognoszierenden Blick auf das Haus, es war aber ein ganz gewöhnliches, häßliches, schmutziges Leipziger Miethaus und ließ keinerlei Schlüsse auf seine Bewohner zu.

In der Thüre stand ein kleiner weißhaariger alter Mann mit glatt rasiertem Gesicht und betrachtete den Doktor aufmerksam. Als dieser an ihm vorüberschritt, lüftete er den Hut und fragte: „Und was wünschen Sie denn, mein gutester Herr?"

Dem Doktor ging ein Gedanke durch den Kopf. „Sind Sie der Hausbesitzer?" fragte er.

„Gewissermaßen, so zu sagen, ja", war die Antwort. „Das Haus gehört nämlich mir."

„Wohnt hier ein Herr Hauptmann?"

„Ob hier der Herr Hauptmann wohnt? Da sind Sie wohl aus Amerika, mein gutester Herr?"

„Warum?"

„Ja sehen Sie, ich meine nur so, weil doch der Herr Hauptmann, so zu sagen, ein Amerikaner ist, wenigstens indem, daß er doch lange Jahre in Amerika gelebt hat, denn eigentlich ist er ein Leipziger und sein Vater hatte ein Lädchen im Goldhahngäßchen und trieb Handel mit Wachskerzen, die ja nun jetzt wegen des Gases mehrstenteils nicht mehr gebrannt werden."

„Wirklich?" sagte der Doktor.

„Ja, sehen Sie", fuhr der alte Herr fort, „da stehe ich nun vor jetzt gerade drei Jahren so wie jetzt hier vor der Thüre und der Wind bläst auch so die Straße entlang und ich denke noch, daß Naumanns Lenchen gewiß die Diphtheritis

bekommen wird, weil die Mutter sie so ohne Halstuch auf der Straße spielen läßt, da fährt eine Droschke vor und ein alter Herr steigt heraus, wie Sie mein gutester Herr, und sieht sich das Haus an, wie Sie mein gutester Herr. Nun war doch der Rat natürlich gestorben, und die zweite Etage stand leer und wir hatten einen gelben Zettel am Fenster. Also ich denke, der Herr wird die Etage mieten wollen, und richtig, er will sie auch mieten. Und wie er sie nun besehen hat, mietet er sie auch wirklich. Und wie nun meine Frau des Abends so gegen sechse zurückkommt, und bringt mir ein Knoblauchsträußchen mit als Frühlingsgruß, denn sie war mit der alten Frau Naumann — was eine sehr hübsche Frau ist — im Neuen Schützenhause gewesen, da ist die Etage schon vermietet. Na, da freut sie sich natürlich sehr und fragt, wer der Mieter ist und wie er heißt. Da sag' ich, er ist der Herr Hauptmann, der Sohn von dem alten Hauptmann, der im Goldhahngäßchen ein Lädchen hatte, aber das sage ich natürlich nur zu dir, Pauline, denn er selber sagt: Mein Name, sagt er, ist Hauptmann und ich komme eben aus Amerika. Na, denke ich, komm du aus Australien, wenn du willst, wenn du mir nur die Miete richtig bezahlst, und wenn du deinen Vater verleugnen willst, so ist das nicht hübsch, aber mir kann es recht sein. O du meine Güte, sagt Pauline, welcher Sohn von dem alten Hauptmann ist es? der Rote oder der Schwarze? Da sag ich, es wird wohl mehrstenteils der Rote sein, denn der Schwarze, der studiert hatte und in Thüringen Arzt war, hat doch schon in dem Jahr, wie sie die Pferdebahn nach Gohlis legten, als tot im Tageblatt gestanden. Da sagt Pauline: ne, wer hätte so was gedacht, der rote Hauptmann! Na, da sieh du dich nur wegen der Miete vor. Zerbrich du dir meinen Kopf nicht, sage ich, wir Sachsen sind helle. Da sagt sie —"

„Also Herr Hauptmann wohnt noch in Ihrem Hause?"

„Bewahre, wo wird er denn noch in meinem Hause wohnen!"

„Hat er Ihnen die Miete nicht bezahlt?"

„Bewahre, wo wird er mir die Miete nicht bezahlt haben. Nein, hören Sie, wissen Sie, was wahr ist, ist wahr, die Miete ist er mir nie schuldig geblieben."

„Aber?"

„Na hören Sie, sehen Sie, das ist eine weitläufige Geschichte. Also", —

„Verzeihen Sie, aber wo wohnt er jetzt?"

„Er wohnt natürlich Kaiser-Wilhelmstraße 46, aber —"

Der Doktor eilte auf die Droschke zu und sprang hinein. „Kaiser Wilhelmstraße 46!" rief er.

„Aber mein gutester Herr", rief der Redeselige hinter ihm her, „ich muß Ihnen doch erzählen, wie die Geschichte mit dem Ofen —"

Der Wagen rasselte davon. Also die Miete ist er nicht schuldig geblieben, dachte der Doktor, aber im übrigen ein Abenteurer. Man weiß, was man von Amerikanern aus dem Goldhahngäßchen zu halten hat.

Nr. 46 der Kaiser Wilhelmstraße war damals noch das letzte Haus auf der linken Seite. Ein kleiner Vorgarten erinnerte an eine Villa, im übrigen stand der Doktor vor einem Miethaus und zwar vor einem funkelnagelneuen. Er stieg die Treppe hinan, die erste, die zweite, die dritte, endlich war er am Ziel, eine Porzellantafel zeigte den Namen Emil Hauptmann. — Der Doktor klingelte und ein Mädchen öffnete die Thüre. „Ist Herr Hauptmann zu sprechen?"

Das Mädchen blickte den Fremden einen Augenblick mit weit geöffnetem Munde an und stieß dann eine Thüre auf. Der Doktor sah trotz der Dunkelheit des Flurs, daß in demselben Frauenhüte und Mäntel hingen. Herr Hauptmann war mithin wahrscheinlich verheiratet. Der Doktor betrat jetzt ein schmales, einfenstriges Zimmer, an dessen entgegengesetztem Ende hart am Fenster ein alter Herr vor einem Tisch saß und zeichnete. In dem Zimmer sah es aus, wie in der Werkstatt eines Mechanikers, es enthielt eine Drehbank, einen Gasmotor, überall lagen Werkzeuge, kleine Rädchen.

Der Schurke macht am Ende auch noch falsches Geld, dachte der Doktor.

Der alte Herr ließ sich durch das Eintreten des Doktors in keiner Weise in seiner Arbeit stören, auch dann nicht, als dieser sich sehr energisch räusperte. Erst als der Doktor dicht an ihn herantrat, sah er auf, erhob sich und blickte den Fremden mißtrauisch und unfreundlich an. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit einem Vogelgesicht, aus dem ein paar graue Augen klug und scharf in die Welt blickten.

„Dr. Schrattmüller, Redakteur des Rosengarten", stellte der Doktor sich vor. „Ich bedauere, Sie in einer peinlichen Angelegenheit aufsuchen zu müssen. Ich —"

„Bordeaux?" fragte der alte Herr. „Kann ich nicht brauchen."

„Sie mißverstehen mich", erwiderte der Doktor scharf, „ich bin der Dr. Schrattmüller, Redakteur des Rosengarten."

„Thut mir leid, aber ich gebe mir fremden Personen unter keinen Umständen etwas."

Dem Doktor stieg das Blut zu Kopf. Simulierte der Mann Geisteskrankheit? Ruhig Blut, dachte er, um jeden Preis ruhig Blut.

„Herr Hauptmann", begann er wieder, „Sie haben mir vor bald zwei Jahren einen Roman geschickt, den Roman: „Im Nest".

Der alte Herr ließ unter den überhängenden, zottigen Brauen hervor einen Hilfe suchenden Blick über das Zimmer gleiten und trat dann schnell auf die in ein anderes Zimmer der Wohnung führende Thür zu, offenbar in der Absicht, sich davon zu machen. Aber der Doktor vertrat ihm den Weg. „Sie werden hier bleiben und mir Rede stehen."

Der Alte drückte auf den Knopf einer elektrischen Leitung, sprang zurück und ergriff ein großes auf dem Tisch liegendes Lineal. Des Doktors Geduld war zu Ende.

„Wenn diese Komödie nicht sofort ein Ende hat", rief er, „so führe ich Sie mit diesen meinen Händen auf die Polizei und lasse Sie einstecken, Sie niederträchtiger Schwindler Sie. Ich will Sie lehren —"

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der erschreckte Doktor blickte in das entsetzte Gesicht des hübschen Mädchens, das vor einer Stunde mit ihm im Pferdebahnwagen gesessen hatte. „Gnädiges Fräulein, stotterte er verwirrt, „ist dieser Herr — dieser Herr hat —"

„Onkel, lieber Onkel", rief das junge Mädchen, indem sie auf den alten Herrn zueilte, „was hast du, was will der Herr Doktor?"

„Was will der tolle Mensch, Elise", rief der Alte seinerseits. „Kennst du ihn? Was will er haben?"

Das junge Mädchen gab sich alle Mühe, eine gewisse Haltung wieder zu gewinnen. „Herr Doktor", sagte sie, „welches Mißverständnis hat hier — ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist — mein Onkel —"

„Gnädiges Fräulein", sagte der Doktor, „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Dr. Schrattmüller, Redakteur des Rosengarten."

„Frage ihn doch, was er haben will, Elise", rief der alte Herr. Das junge Mädchen hatte sich ganz gefaßt. „Und was wünscht der Herr Doktor Schrattmüller von meinem Onkel?" fragte sie kalt.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, aber darf ich nicht mit Ihrem Herrn Onkel direkt verkehren? Es handelt sich um eine diskrete Angelegenheit."

Das junge Mädchen blickte sich, ohne eine Miene zu verziehen, im Zimmer um, holte dann ein Sprachrohr von einem der Tische und hielt es dem Onkel hin, der das eine Ende an sein Ohr brachte. „Herr Dr. Schrattmüller, Redakteur des Rosengarten, wünscht dich in einer diskreten Angelegenheit unter vier Augen zu sprechen."

Der Alte ergriff ihre Rechte und hielt sie mit beiden Händen fest. „Sage ihm, daß ich mit ihm garnichts diskret zu verhandeln habe", rief er, ohne den Doktor anzusehen. „Ich will nichts mit ihm zu thun haben, weder diskret noch indiskret." Und indem der alte Mann sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete, schrie er plötzlich mit einer wunderbar hohen Stimme: „Gehen Sie hinaus! Gehen Sie sofort hinaus, oder ich lasse die Polizei rufen!"

„Gnädiges Fräulein", sagte der Doktor, der sich so uner-

wartet in die Defensive gedrängt sah, „ich bitte Sie dringend mir bei Ihrem Onkel für einen Augenblick Gehör zu verschaffen. Ich konnte nicht ahnen, daß er harthörig ist, und glaubte mich von ihm schwer beleidigt.“

Das junge Mädchen griff, ohne den Doktor eines Blickes zu würdigen, noch einmal nach dem Sprachrohr. „Liebster Onkel“, sagte sie, „beruhige dich und thue dem Herrn seinen Willen. Er behauptet, daß er dir eine höchst wichtige Mitteilung zu machen habe.“

Der Alte hielt dem Doktor das Sprachrohr hin. „Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er.

„Sie haben mir vor etwa zwei Jahren einen Roman geschickt, Herr Hauptmann,“ begann der Doktor wieder. „Dieser Roman hieß: Im Nest.“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor“, nahm jetzt das junge Mädchen das Wort, während es über und über errötete, „diesen Roman hatte ich Ihnen geschickt.“

„Sie? Aber ich bitte Sie — ich korrespondierte doch mit Herrn Hauptmann.“

„Ich hatte mich nicht als solchen bezeichnet, Herr Doktor. Als Ihr Brief dann an einen Mann gerichtet war, ließ ich es dabei bewenden, weil es mir gleichgiltig zu sein schien, ob E. Hauptmann ein Mann oder eine Frau war.“ (Schluß folgt.)

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Der Kriegsmann in Versuchung (S. 677). Es ist ein Bild aus der guten alten Zeit, dieser Kommunalgardist am Feinde. Wohl sind die Tage der weiland Reißausarmee tragikomischen Angedenkens vorüber, aber in der bescheidenen Form der Kommunalgarde lebt sie gleichsam noch fort, und droht dem „Volke“ von Geroldseck-Katzenellenbogen Gefahr, so setzt der Meister Strumpfwirker den Tschako auf, kleidet sich in die Uniform und hängt das breite Schwert über die Manneschulter. Ein furchtbarer Anblick, der nur durch den gutmütigen Ausdruck der durch die Brille blickenden freundlichen Äuglein einigermaßen gemildert wird.

Heute sitzt unser Kriegsmann auf Vorposten. Welcher Feind naht, läßt sich schwer angeben. Möglicherweise wütet ein Bürgerkrieg im Lande und die Kommunalgarde wacht über den bekannten „höchsten Gütern“. Im Augenblick herrscht jedenfalls ringsum Frieden und der Wächter hat sich ungestraft der mitgebrachten Schinkenstulle und der Flasche gewidmet, dann sein Pfeifchen in Brand gesteckt. Da bricht es hervor: unerwartet, schwarz, frech. Was thun? Wie sich der Bestie erwehren? Sie kann ernsthaft böse, sie kann toll sein. Ist es dann auch noch Pflicht auf dem Posten auszuhalten? Ist es auch Pflicht eines Vaters von dreizehn Kindern?

Nimmermehr. Ist die Grenzhut mit solchen Gefahren verbunden, so möge man sie jüngeren Kräften anvertrauen. Unser Kriegsmann wird sich ihnen jedenfalls nicht länger aussetzen.

Unter den Fischern von Long Island, der großen, an der Südküste des nordamerikanischen Staates Newyork gelegenen Insel, herrscht ein eigentümlicher Gebrauch, welchen unser Bild auf S. 684 u. 685 darstellt. Wenn dieselben nämlich von ihrer Tagesarbeit heimkehren, wird der gesamte Fang so gleichmäßig wie möglich in so viele Haufen geteilt, als es Teilnehmer an der Fahrt gegeben hat. Um sodann allen Streit bei der Verteilung der mehr oder minder zahlreichen Haufen zu vermeiden, stellt sich einer der Leute mit dem Rücken gegen dieselben, während ein zweiter auf einen Haufen nach dem anderen hinweist und dabei ausruft: „Wer kriegt dies?“ „Wer dies?“ ꝛc. Bei jeder Frage nennt der „blinde Mann“ einen von der Gesellschaft, der das ihm also zugewiesene Teil, ohne ein Wort zu sagen, an sich nimmt. So geht es weiter, bis alles verteilt ist. Gegen die so getroffene Entscheidung gilt kein Widerspruch, und nur äußerst selten entsteht ein Streit bei dieser Art der Verteilung.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von D. W. Clark.

a b c d e f g h

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Dechiffrier-Aufgabe.

4 — g 5 — h t 6 l n 3 fl 2 —
4 — g 5 — v 2 n 3 k 2 —
k q 1 g 2 q d t 3 q k 2 q g 2 — 4 v w 2 t c 2 3 w —
h 2 n w — n 1 k — 3 g — d 1 q g 2 q —
fl t 3 v w — 3 v w — 2 t v w 1 q g 2 q —
h t 2 5 2 — g 3 f l — 4 — f l t 3 v w 2 q l 2 3 w.

2. Arithmetische Aufgabe.

Eine Summe von 200 Mark wurde in 1 Mark-, 5 Mark- und 20 Mark-Stücken gezahlt. Im Ganzen waren es 100 Geldstücke.

Wie viel 1 Mark-, wie viel 5 Mark- und wie viel 20 Mark-Stücke waren darunter?

Bilderrätsel.

SCH / der — I appel — G D — UN — ft — S O G E R G.

3. Kreuzrätsel.

S
S
E E ? E E
P
R
L

Die neun Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so umzustellen, daß die wagerechte Reihe, von links nach rechts gelesen, einen weiblichen Vornamen und die senkrechte Reihe, von unten nach oben gelesen, eine Waffe ergibt. Setzt man dann noch einen Buchstaben statt des Fragezeichens, so ergibt die wagerechte Reihe einen anderen weiblichen Vornamen und die senkrechte Reihe eine Stadt in Süddeutschland.

4. Rätsel.

Schneid' mir getrost Gesicht und Fuß herunter,
Mein „Ich“ bleibt doch gesund und munter.
Doch läßt du heil mir Fuß und Angesicht,
Dann machst du sicherlich mich ganz zunicht.

Pf. J.

5.

In welchem Jahre wird der Monat Februar wieder fünf Sonntage haben, wie im Jahre 1880?

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 42.

1. Akrostichon.

„Bamberger“ — „Gladstone“.

Brandenbur G
Appenzel L
Madonn A
Belgra D
Eusebiu S
Rembrand T
Gorg O
Eise N
Ros E

2.

S
O A
a
r l
l m
P a l e r m o
i r r a
i a n
n
a S
o

3. Nachdruck.

Bilderrätsel:

Jägers Normalkleider.

Inhalt: Sigrit. Fortsetzung. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — Aus der Zeitrechnungstafel der Völker. Von Dr. Friedrich Leist. — Friedrichsruh und der Sachsenwald. Von Stephan Waetzoldt. Mit fünf Illustrationen. — Im Nest. Fortsetzung. Humoreske von Th. H. Pantenius. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Der Kommunalgardist am Feinde. Von Konr. Beckmann. Unter den Fischern auf Long Island. Von A. B. Frost. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. August 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 44.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

(Fortsetzung.)

13. Die Werbung.

Ein Sonntag in Finnland bietet noch viele Erinnerungen an die strenge Sabbatsheiligung unserer Vorfahren. Der Sonnabend ist den Vorbereitungen gewidmet, damit keine unnötige Arbeit den Tag des Herrn entweihe. Die Freifrau fügte sich ohne Widerrede dieser Einrichtung, die ihren Ansichten vollständig entsprach, aber durchaus nicht ausschloß, einige Damen bei sich zur landesüblichen Kaffeestunde zu empfangen. Die Pastorin, mit der Sigrit ihre finnischen Stunden von morgen ab beginnen sollte, saß neben der Frau Oberstin auf dem Sofa, aufs liebenswürdigste von der Freifrau unterhalten.

Swea mischte sich dann und wann mit einem Worte in die Unterhaltung, die sie übrigens wenig anzog. Sigrit bereitete den Kaffee und war eine sehr aufmerksame Wirtin, obgleich sie auf das Gespräch kaum achtete. Sie war totenbleich, und ihre Hand zitterte, eine dunkle Röte färbte jedoch für einen Augenblick ihre Wangen, als „der Herr Rechtsanwalt" angemeldet ward. „Bitte, führen Sie Herrn Tallinen in mein Kabinett", antwortete die Freifrau ruhig. „Da ist gewiß wieder ein Anspruch des alten Adamsohn zu befriedigen", meinte sie, zur Oberstin gewandt, die teilnehmend einstimmte. „Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, meine Damen." Die Unterredung dauerte in der That nur wenige Minuten, dann kam die Freifrau mit ruhiger Fassung zu ihrer Gesellschaft zurück, obgleich ein brennendroter Fleck auf ihrer Wange von tiefer, innerer Erregung zeugte. Der junge Mann verließ unterdessen das Haus, um zur Stadt zurückzukehren. In der Stille wunderte sich die Oberstin über diese wenig gastliche Aufnahme und nahm sich vor, bei Gelegenheit der Freifrau die Landessitte zu lehren und ihre Meinung über die Familie Tallinen zu sagen; ein Vorsatz, der natürlich nie ausgeführt ward, da sie gar keinen Anknüpfungspunkt dazu bei der stolzen Frau fand. Die Pastorin und Swea bedauerten gleichfalls das schnelle Wegfahren des jungen Mannes, der ihren kleinen Kreis wesentlich hätte beleben können. Beide kannten jedoch die alte Familiengeschichte und schwiegen natürlich. Der Abend fing an zu dunkeln, die Damen brachen bald auf, da man sie nicht allzu dringend zum Dableiben aufforderte.

Als sie allein geblieben waren, wandte die Freifrau sich mit kalter Höflichkeit zu Sigrit: „Darf ich dich um einige Augenblicke Aufmerksamkeit bitten, ich habe mit dir allein zu sprechen." An allen Gliedern bebend folgte das junge Mädchen der Mutter.

„Du kennst ohne Zweifel den Zweck dieses mir völlig unerwarteten Besuches?"

„Ja", hauchte Sigrit erblassend.

„Bist du nicht neugierig auf meine Antwort?"

„Ich fürchte, sie voraus zu wissen."

„Du fürchtetest meine Antwort, denn du kanntest meinen festen Entschluß, deines Vaters Willen zu ehren, und dennoch verlobtest du dich diesem Finnen, diesem Menschen, der nicht aus seiner Eltern Art geschlagen ist und die Stirn besaß, dich vom Pfade der Ehre und Pflicht fortzulocken." Diese Anschuldigungen, in kaltem, verächtlichem Tone gesprochen, gaben Sigrit ihren alten Trotz wieder.

„Ich liebe meinen Vetter Torsten, der uns nie beleidigt hat, ich verehre meine Tante Edla, die Papa zu hart behandelt hat, wie er es selbst zu spät gefühlt."

„Dies hat dir Herr Tallinen natürlich sofort mitgeteilt, obgleich ich ihm doch sagte, daß dein Vater sich nur in einer Anwandlung von Schwäche nach Edla gesehnt habe. Der Herr Rechtsanwalt hat Anlage zum Advokaten, ich leugne das gar nicht, er versteht, seiner Sache die besten Gründe mitzugeben."

„Liebe Mama, gib nach", bat Sigrit weich, von diesem ruhigeren Tone getäuscht.

„Niemals, niemals“, rief die Freifrau mit Entschiedenheit, „ich will lieber keine Tochter haben, als eine zweite Frau Tallinen unsern Namen in den Staub ziehen sehen.“

„Torsten und ich, wir werden nie voneinander lassen“, versetzte Sigrit mit fester Ruhe.

„Kannst du wirklich deiner Mutter dieses Herzeleid bereiten, Sigrit?“

Wäre diese Saite früher angeschlagen worden, so hätte die Freifrau wahrscheinlich ihren Zweck erreicht, auch jetzt noch übte diese Frage eine tiefe, schmerzliche Wirkung auf das junge Mädchen aus, die gesenkten Hauptes dastand.

„Ich darf mein Wort nicht brechen, ich kann meine Liebe nicht opfern, Mama! Ich hoffe noch immer, du wirst dich umstimmen lassen und Torsten würdigen lernen.“

Die Züge der Freifrau wurden hart wie Stein; halb fragend und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich hoffe, du wirst dein Wort geben, keine Gemeinschaft mit Tallinens zu suchen.“

„Gott gebe, daß du deinen Sinn änderst, ich will geduldig darauf harren. Ohne dein Wissen und deine Zustimmung werde ich keinen entscheidenden Schritt thun, wie du zu fürchten scheinst.“

„Du trittst ganz in Edlas Fußtapfen, so daß ich das Schlimmste fürchten muß.“

„Fürchte nichts, ich kenne meine Pflicht als Tochter, aber wisse auch, daß ich mich als Torstens Verlobte betrachte, bis der Tod uns scheidet.“

Die Freifrau wandte sich ab, sie kannte Sigrits Beharrlichkeit in Sachen, die sie für recht hielt, und ward sich jetzt erst klar darüber, daß sie von Anfang an den rechten Ton verfehlt hatte, um Eingang zu dem zart empfindenden Herzen des jungen Mädchens zu finden. Sie hoffte zwar auf den Einfluß der Zeit und der Trennung, obgleich man einst bei Edla die Ohnmacht dieser Mittel erfahren hatte.

* * *

Wochen, Monate vergingen, ohne daß des Namens Tallinen zwischen den beiden Frauen Erwähnung geschah; ein trennendes Element war stets vorhanden, und sie verkehrten wie zwei gänzlich Fremde mit einander. Weihnachten kam heran. Das Fest warf mitten in den trüben Winter seinen Freudenschimmer; in Sigrits Leben allein ließ es keine Spur zurück, obgleich die Oberstin und Swea es nicht an Einladungen fehlen ließen, um sie aufzuheitern. Sigrit war gleichgültig und sorgte nur dafür, daß der Kutscher der schönen, frommen Sitte ihrer Heimat gerecht wurde, den Vögeln am Weihnachtsmorgen eine Korngarbe aufzustecken, und sah dann dem fröhlichen Treiben der kleinen, muntern Spatzen und Haubenlerchen belustigt zu und nickte einem Rotkehlchen dankbar zu, weil es ihr durch sein Wesen Mut einzuflößen schien, geduldig die jetzige schwere Zeit zu ertragen und des kommenden Frühlings zu harren.

Die Tage wurden länger und länger; obgleich der Frost noch andauerte, lag ein Sonnenglanz auf dem Leben, freilich nicht in Sigrits Herzen und Dasein, das im einförmigsten Gleis dahinging. Sie lief mit Swea Schlittschuhe und fuhr spazieren, weil ihre Mutter es für nötig hielt, aber alles hatte seinen Reiz für sie verloren, nur ihr Zeichenbuch schien noch seinen alten Zauber bewahrt zu haben; manch schlanke Tanne, manch knorrige, wetterzerzauste Fichte fand ihren Platz neben Kopieen nach antiken Masken, die das Erkerzimmer schmückten. Ihre liebste Freude waren jedoch die finnischen Stunden, die sie jetzt regelmäßig jeden Montag nahm. Die Mutter fand keinen passenden Grund, um die mit der Pastorin verabredeten Studien abzusagen, und duldete sie stillschweigend, obgleich sie ihr ein Dorn im Auge waren.

Im März fing der hohe Schnee an, in der Sonne zu schmelzen, die Nachtfröste dagegen bedeckten ihn wieder mit einer harten Eiskruste. Sigrit benutzte diese eigentümliche Erscheinung, um zu Fuß über den See zu gehen oder auf ihren lappländischen, langen Schneeschuhen gewandt dahin zu gleiten. Ihr kleiner Kutscher Jedrick, mit dem sie sich jetzt schon recht gut verständigen konnte, begleitete sie gewöhnlich. Die Pastorin, die viel Vergnügen im Umgang mit ihrer gelehrigen Schülerin fand, brachte sie meist selbst nach Mustamäkki zurück, wo sie jedesmal ganz betroffen ward von der Blässe der Freifrau und ihrer fieberhaften Unruhe. Sie machte Sigrit darauf aufmerksam, die, in ihren eigenen Kummer vertieft, mit der Selbstsucht der Jugend kaum der Veränderung, die mit ihrer Mutter vor sich ging, geachtet hatte. Jetzt drang sie mit Fragen in dieselbe und wollte nach dem Arzte schicken.

„Unsinn“, antwortete die Freifrau leichthin, „ich habe viel still gesessen und mich der Geldangelegenheiten wegen gesorgt, es wird mit dem Frühling besser werden.“

14. Krankheit.

Als die Freifrau an einem der folgenden Morgen ihren Schlitten anspannen hieß, um zur Stadt zu fahren, wiederholte Sigrit ihre Bitte, die Mutter möge sich doch endlich an den Arzt wenden, da sie nicht wohl aussähe. Endlich gab die Freifrau nach und forderte Sigrit auf, sie zu begleiten.

„Während ich mit Schultz zu thun habe, werde ich dich zur Gräfin Tormer führen, sie bat neulich um deinen Besuch, nachher fahren wir zusammen zum Doktor.“

Es war das erstemal seit jenem unglücklichen Abend, daß Sigrit das kleine Städtchen wiedersah, und in der trüben Beleuchtung eines unfreundlichen Märzmorgens erschien es doppelt traurig.

Die Gräfin empfing ihre junge Freundin, wie sie sie mit überströmender Herzlichkeit nannte, aufs zuvorkommendste und sprach unglaublich viel und geläufig, namentlich über den tiefen Eindruck, den Sigrit auf „mon pauvre cousin“ Skogenskiöld hervorgebracht haben sollte. Das junge Mädchen war recht froh, als ihre Mutter sie bald abholte, auch die dringende Einladung der kleinen Dame ablehnte, da sie sich nicht ganz wohl fühlte. Sie fuhr dann mit der „fine mouche“, wie die Gräfin jetzt ihren Gast, nachdem er den Rücken gekehrt, nannte, zum Arzte. Der wohlwollende, alte Herr schüttelte mißbilligend den Kopf über die Unvorsichtigkeit, im stürmischen Frühlingswetter bei hohem Fieber auszufahren, und gab Sigrit Anweisung, die Kranke sofort nach Hause und zu Bett zu bringen. „Ich komme morgen früh“, fügte er beruhigend hinzu. Die Freifrau mußte sich wohl ernstlich unwohl fühlen, denn sie ließ sich geduldig von Sigrit bequem in den Schlitten betten, bemerkte auch den Gruß nicht, den eine hohe Männergestalt den Damen zusandte, und den Sigrit allein erwidern mußte. Diese Begegnung und der dabei ausgetauschte Blick stärkten das junge Mädchen wunderbar in den langen, trüben Stunden der Nacht. Die Freifrau lag in heftigem Fieber; Sigrit saß neben ihrem Bette, sie allein wollte ihre Mutter pflegen. Jetzt erst sah sie, was diese Wintermonate für ihre Mutter gewesen waren. Sie rief mit Heftigkeit nach ihrer Tochter, die doch neben ihr saß, dann bat und flehte sie dieselbe wieder mit den zärtlichsten Ausdrücken, wie sie ihr Kind nie gehört, sie nicht zu verlassen, nicht zu denen zu gehen, die ihren Vater unglücklich gemacht hätten. Sigrits kühle Hand, die sich auf die brennende Stirn der Mutter legte, ihre im sanftesten Tone gesprochenen Worte: „Hier, hier bin ich, Mama, ich verlasse dich ja nicht“, schienen einen wohlthätigen Einfluß auf sie auszuüben. Gegen Morgen schlummerte sie etwas ein, doch war die Ruhe nur von kurzer Dauer, denn bald fingen neue Phantasieen an, sich der unglücklichen Kranken zu bemächtigen. Sie schien mit ihrem Gemahl zu sprechen: „Ich konnte sie nicht schützen“, rief sie in bittrem Gram, „zürne mir nicht, Torsten, ich that alles, was ich vermochte, sie ging den Weg, den Edla gegangen; Torsten, Erik“, rief sie verzweiflungsvoll, „ihr habt mich alle verlassen, Sigrit bleibt in Elend, in Armut zurück.“ Allmählich wurden ihre Gedanken wieder klarer, in einem völlig freien Augenblicke erkannte sie ihre Tochter, die sich liebevoll über sie beugte.

„Ich fühle mich sehr krank“, sprach sie matt, „vielleicht sterbe ich bald, du wirst dann dem Wunsche deines Herzens folgen können, wenn das unwillkommene Hindernis aus dem Wege geräumt ist.“

„Mama, sprich nicht so“, bat Sigrit mit thränenbebender Stimme, „rege dich nicht unnütz auf! Gott wird mich meines Schutzes nicht berauben und dich noch lange Jahre bei mir lassen.“

Der Arzt kam und fand die Freifrau in einem gefährlichen Nervenfieber. Sie schien lange unter einem schweren Druck der Seele gelitten zu haben, meinte der gutherzige Doktor und fügte dann begütigend hinzu, als er Sigrits Schrecken bemerkte: „Nun, nun, mit Gottes Hilfe werden wir sie schon herauspflegen, die Freifrau scheint eine kräftige Natur zu haben, nur muß jede Gemütsbewegung fern von ihr gehalten werden. Thun Sie alles, liebes Fräulein, um Ihrer Frau Mutter jede Erregung zu ersparen."

Sigrit versprach es, sie sah voraus, daß ihre Liebe geopfert werden müsse.

Tagelang dauerte das Fieber, die Freifrau schien in ihrem Delirium von den schwersten Befürchtungen wegen Sigrits Zukunft heimgesucht zu werden, und doch war ihr die Entfremdung ihrer Tochter ein fast noch größerer Kummer. Erst jetzt sah das junge Mädchen, welche Fülle der Liebe unter der oft so harten und kalten Außenseite verborgen lag, sie sah, welch schwere Seelenkämpfe ihre Mutter in aller Stille durchgemacht hatte, wie sie unter ihrem Herzeleid mitgelitten, dessen ungeachtet das, was sie für recht hielt, durchzuführen entschlossen war. Eines Abends sagte der alte Doktor, dessen ganzes Herz Sigrit durch ihre liebevolle, verständige Pflege gewonnen hatte, beim Fortgehen: „Von der heutigen Nacht erwarte ich viel, sollte irgend ein Mittel in Ihrer Macht liegen, die Seele Ihrer Mutter Ihretwegen zu beruhigen, so lassen Sie es nicht unversucht."

Sigrit sah ihn verlegen und erstaunt an.

„Der Arzt sieht und hört so mancherlei, was bei ihm als Geheimnis treu bewahrt bleibt, liebes Fräulein."

Er ging, und Sigrit blieb mit ihrer Mutter allein, da sie alle Hilfe, selbst Sweas, aufs entschiedenste abgelehnt hatte.

Das Fieber der Freifrau stieg mehr und mehr, alle Mittel schienen fruchtlos, ihre Phantasieen wurden zusammenhangloser, bis endlich die Kräfte der Freifrau gänzlich erschöpft zu sein schienen.

Mit grauem, ungewissem Licht drang die Dämmerung ins Krankenzimmer, als die Freifrau endlich die Augen öffnete, die matt auf Sigrits bleichem, überwachtem Antlitz ruhten. „Ich verlasse dich, mein Kind, du bleibst vielleicht in Armut zurück, wirst du deiner Mutter vergeben?"

„O Mutter, Mutter", schluchzte Sigrit, „verlaß mich nicht!"

„Meine Tante wird dich bei sich aufnehmen, sie wird dir Mutter sein! Versprich mir nur eins, dann kann ich ruhig sterben."

„Alles, alles, was du willst."

„Entsage Tallinen, wenn du willst, daß ich im Grabe Ruhe finde oder Mut und Kraft zum Leben wiedergewinne." Die Farbe kam und ging auf Sigrits Angesicht, als sie mit bebender Stimme ihr Versprechen gab.

„Ich danke dir, mein Kind", sagte die Freifrau innig; ihre Augen schlossen sich, aber ihre Hand hielt noch immer die Sigrits fest umklammert. Die Atemzüge wurden leiser und gleichmäßiger, sie versank in ruhigen Schlummer.

Als der Arzt am Mittag kam, erklärte er sie für gerettet. „Nur Ruhe, Ruhe", empfahl er, und stärkende Mittel.

15. Scheiden und Meiden.

Hoch stand am blauen Himmel die Sonne und sandte warme Strahlen herab auf die so lange unter dem Leichentuche verhüllte Erde. Von allen Hügeln, von allen Bergen rieselten Bächlein, die gewaltige Eile zu haben schienen, sich in den See da unten zu stürzen; der aber war noch gar nicht bereit, das junge Volk bei sich aufzunehmen, zwar die Schneedecke war dem wärmenden Einfluß des Frühlings gewichen, aber bleigrau und glanzlos hielt der Eispanzer das Wasser noch gefangen, kaum hier und da einem Sonnenstrahl gestattend, sein festes Gefüge zu zerreißen. Aber Frühling mußte es trotzdem werden, jeder Lufthauch schien es dem andern zuzurufen, und selbst die lichten, weißen Wolken, die da hoch oben am klaren Himmel trieben, hatten nichts mehr mit dem trostlosen Winter zu schaffen. Einzelne fürwitzige Gräslein zeigten ihre frischen Sprossen, geschützt von den welken Blättern des vorigen Jahres, und die Trauerbirken hatten einen gelbgrünen Schein gewonnen, der recht hoffnungsfreudig darein schaute. Ostern war ins Land gekommen, das Fest der Auferstehung aus den Banden des Todes, ein doppeltes Fest diesmal für Sigrit, die sich jetzt des ihr neu geschenkten Schatzes des Lebens und der Liebe ihrer Mutter erfreute. Doch war es nur ein halbes Lächeln, mit dem Sigrit jetzt den Bergabhang herabschritt. Zum erstenmale war heute die Freifrau im Wohnzimmer und hatte darauf bestanden, daß ihre Tochter, die kaum von ihrer Seite wich, sich den freundlichen, hellen Tag zu nutze mache. So stand das junge Mädchen jetzt auf dem Brückchen, das in den See hereinragte, umspielt von dem herben Hauche des Frühlings, der das Herz so voll Ahnungen kommenden Glückes schwellt, Ahnungen, die der Sommer, ach! so selten hält, sondern gleich dem Leben mit rauher Hand die holden Hoffnungen knickt, die der Jugend traumhaftes Glück ausmachen. Sigrit hatte, so jung sie war, schon diese bittere Erfahrung gekostet, aber die Entsagung ward ihr schwer; eine Thräne floß über ihre bleichen Wangen, als sie an Torsten dachte und die Enttäuschung, die sie ihm bereiten mußte. Zweifelnd dachte sie daran, ob er ihre Gründe anerkennen würde; für sich selbst war sie überzeugt, daß sie mit ihrem Versprechen der Mutter Leben gerettet habe, und hielt unverbrüchlich daran fest, daß sie nicht anders hätte handeln können. Wie konnte sie Torsten die Aufhebung ihres Verlöbnisses mitteilen? denn sie wollte ihn nicht in Zweifel darüber lassen, daß er nichts mehr zu hoffen habe. Sollte sie ihm schreiben?

Das Schicksal kam ihr zu Hilfe. Ein kleiner wohlbekannter Schlitten kam vorsichtig über das Eis gefahren, gewandt allen unsichern Stellen ausweichend. Sigrit zitterte, als sie die Gefahr bemerkte, der Tallinen sich aussetzte, er jedoch grüßte fröhlich von fern und hatte sich in wenigen Augenblicken zu ihr auf das Brückchen geschwungen.

„Endlich, Geliebte, ist mir das Glück günstig! Wie oft und oft habe ich diesen Weg in jüngster Zeit gemacht, um dich von weitem zu erblicken oder nur das Licht in deinem Erker schimmern zu sehen!"

„O, Torsten!" war alles, was sie hervorbringen konnte.

Er wollte ihre Hand an seine Lippen führen, sie wehrte ihn jedoch ab. Befremdet blickte er sie an.

„Alle Hoffnung ist zu Ende", sagte sie mit trostloser Stimme.

Ihre bleichen Wangen, die Thränen in den schönen, dunkeln Augensternen, sagten Torsten, daß ihnen ein neues Unheil drohe. „Was ist vorgefallen, fürchtest du von neuem für das Leben deiner Mutter?"

„Nein, Mama ist auf dem sicheren Wege zur Besserung."

„Beweinst du den Verlust deines Vermögens? das hätte ich kaum erwartet, denn ich betrachte es im Gegenteil als ein Glück für uns."

„Ich weiß davon gar nichts."

„Die Sägemühle, in der deine Mutter ihr Vermögen angelegt hatte, ist zahlungsunfähig erklärt worden. Die Freifrau hatte trotz meiner Warnung dem alten Schultz und den Unternehmern geglaubt und ihre Kapitalien nicht gekündigt oder vielleicht zu spät. Den Gläubigern bleibt kaum $^1/_2$ Prozent."

„Arme Mama, das war es, was sie in ihren Fieberphantasieen so quälte, ich hielt es für Einbildung."

„Es ist die Wahrheit! Verzeih, Sigrit, wenn ich mich darüber freue, die Armut bringt dich mir näher."

„Nichts kann dich mir jetzt ferner oder näher bringen, wir sind für immer geschieden."

„Wodurch, mein Lieb?"

„Mein eigenes Versprechen scheidet uns."

„Dein Versprechen gibt dich mir zu eigen."

Sigrit teilte ihrem Vetter mit, wie sie in jener dunkeln Stunde ihrer Liebe und dem Glück entsagt habe, um ihrer Mutter Leben zu retten. Er wollte zornig aufbrausen, sie beschuldigen, ihn nie geliebt, nur ihr Spiel mit ihm getrieben zu haben. Ein Blick in ihr gesenktes Antlitz mit dem wehmütigen Ausdruck gemahnte ihn jedoch an seine Mutter, an ihre

stille ergebene Art, den Kummer, der auch ihr im Leben nicht gefehlt hatte, zu tragen. Er mußte sich gestehen, daß dieses junge Wesen schon die höchste Frauenkrone durch Leiden und Dulden errungen hatte; es lag Ehrfurcht und Bewunderung in dem schmerzlichen Tone seiner Stimme, als er ihr nach langem Schweigen erwiderte: „Du hast recht, Sigrit, jetzt sind wir geschieden für immer. Wie schwer mir diese Entsagung wird, können Worte nicht ausdrücken. Möge deine Mutter es nie zu bereuen haben, daß sie zwei treue Herzen so geschieden hat.“

„Gott segne dich, Torsten! Mögest du glücklich sein!“ Sie sah ihn lange sinnend an und fuhr dann mit sanfter Stimme fort: „Wir werden uns wohl nie mehr sehen. Vielleicht wenn lange, lange Jahre vergangen sind, und du mit einer andern Frau glücklich bist, werden wir uns wieder begegnen dürfen, und du wirst deinen Kindern lehren, ihre Tante Sigrit zu lieben.“

„O, sprich nicht so, mein geliebtes Herz, nie, nie werde ich ein anderes Weib lieben.“

„Nein, du mußt glücklich werden und mich vergessen, wenn du ein Mann bist; wir Frauen können und sollen das nicht. Unsere Treue reicht über das Grab hinaus.“

Torsten wandte sich ab, seinen tiefen Gram zu verbergen, sie aber fuhr fort: „Leb wohl denn! Sage deiner Mutter, wie ich gehofft und ersehnt habe, ihr näher zu treten, sie lieben und ehren zu dürfen, nicht nur als meines teuern Vaters Schwester, sondern als deine Mutter. Sag ihr, daß meine Gefühle für sie unverändert dieselben sind. Es hat nicht sein sollen, ich wäre zu glücklich gewesen.“

„Bleibe noch“, bat er, aber vergebens.

„Leb wohl“, sprach sie nochmals und schritt den Hügel hinauf, Torsten noch einen letzten Gruß mit der Hand zuwinkend.

Sein Blick hing wie gebannt an der lichten Gestalt, bis sie zwischen den entlaubten Büschen verschwand.

Dann wandte auch er sich zum Gehen, eine Thräne in dem männlichen Auge, deren er sich in der Einsamkeit nicht mehr schämte.

Achtlos brauste sein Schlitten zurück. Ohne den unfehlbaren Instinkt des braven Rosses hätte er den richtigen Weg verfehlt und wäre ein Opfer des Sees geworden. Was lag ihm auch jetzt noch am Leben! Plötzlich trat ihm der Gedanke an seine Mutter vor die Seele. Sigrit hat der Freifrau und ihren veralteten Vorurteilen ihr und mein Glück geopfert; welchen Trost, was für ein Verständnis wird sie an der Seite dieser harten, herzlosen Frau jetzt finden, fragte er sich. Er wußte, daß Frau Edla seinen Kummer ganz verstehen, ganz teilen würde, vielleicht war ihm das noch ein Stachel mehr in seinem wunden Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Die Sprache des Kindes.

Von Direktor Dr. Friedrich Schäfer in Altona.

Goethe sagt einmal: „Wenn die Kinder alles hielten, was sie versprechen, dann hätten wir lauter Genies.“ Wenn ich mich frage, an welches Alter Goethe hierbei gedacht hat, so ist mir unzweifelhaft, daß er unter den Kindern solche im Alter von zwei bis vier Jahren gemeint hat. Es ist das Alter, in dem die glückliche junge Mutter das Kind als „zu reizend“ bezeichnet. Die ersten Schwierigkeiten und Sorgen der leiblichen Erziehung sind überwunden, die Mutter beginnt etwas aufzuatmen, und auch der Vater fängt an sich in der Achtung seiner Gattin etwas wiederherzustellen. Bis jetzt hat er noch nicht das genügende Verständnis für den kleinen Liebling gezeigt, so daß die Mutter manchmal mit stiller Sorge das arme Kind betrachtet hat, für das der Vater so wenig Interesse zeigt. Dies Verhältnis ändert sich jetzt zu großer Befriedigung der Mutter; sie merkt, daß auch das rauhe Männerherz einen Reichtum von Liebe zum Kinde, nicht nur tief verschlossen im Innern birgt, sondern auch äußert.

Um das kleine Wesen ordnet sich dann als weiterer von Bewunderung erfüllter Chor die Schar der weiblichen Verwandten, die Tanten und Großmütter, die es einstimmig als etwas in der Geschichte der Menschheit noch nie Vorgekommenes bezeichnen. Ja Goethe hat recht, wir hätten lauter Genies, wenn die Kinder alles hielten, was sie in diesem Alter versprechen.

Was verspricht aber nun das Kindlein? O, viel, sehr viel. Wenn lallend und stockend das Gebetlein: „Hilf Gott allezeit“, sich loslöst von den Lippen, dann gedenkt die Mutter des Wortes: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zubereitet“, und in dem innigen Tone des Kindleins hört sie das Versprechen, daß es ein guter, frommer Mensch werden will; wenn der Vater auf die tausend und ein Fragen des wissensdurstigen Kindes mühsam nach Antworten sucht, dann hört er das Versprechen einer reichen geistigen Begabung, wenn er den Eifer des Kindes bei Überwindung irgend einer Schwierigkeit, seine Ausdauer und Unermüdlichkeit bemerkt, dann ist es ihm ein Beweis für die thatkräftige Energie des künftigen Mannes, die Treue und den Fleiß des künftigen Weibes. Jedenfalls imponiert uns Eltern in diesen Jahren am meisten die wunderbar rasche Entwickelung des Geistes bei dem normalen Kinde. Ja, wenn es der Lehrer auch mit einer gewissen Beschämung und mit einem gewissen Neid aussprechen muß, bei der Mutter lernt das Kind am schnellsten, am meisten und am liebsten. Freilich gestehen müssen wir auch, daß es nicht nur die treffliche Lehrgabe der Mutter ist, die solche Resultate zu wege bringt, es geschieht auch etwas Wunderbares an dem Kinde, ein in die Seele des Kindes durch göttliche Schöpfung gelegter Keim kommt zur herrlichen Entfaltung unter der pflegenden Mutterhand, das Kind gewinnt die Sprache.

Die Frage nach der Entwickelung der kindlichen Sprache richtet sich nicht nur an das Elterngemüt, sie hat seit lange die Männer der Wissenschaft beschäftigt und zwar der verschiedensten Zweige derselben. Schon in alter Zeit hat der Philosoph geforscht nach dem Zusammenhang der Sprache und des Gedankens, der Sprachforscher der neuern Zeit hat hier Aufschlüsse über die Entstehung der Sprache bei dem Menschengeschlecht überhaupt gesucht, der Arzt hat die in der Körperlichkeit des Menschen gelegenen Bedingungen der Sprachfähigkeit und Sprachstörung verfolgt, und der Pädagog hat alle diese Dinge zusammengefaßt, um aus ihnen Gesetze für die sprachliche Bildung des Kindes zu schöpfen.

Sollen wir nun ein wirkliches Bild von der Sprache, auch von der unseres Kindes erhalten, so müssen wir bei diesen verschiedenen Wissenschaften Belehrung suchen. Wirkliche Resultate können aber in dieser Sache nur gewonnen werden auf Grund sorgfältiger Einzelbeobachtungen, wie diese in der letzten Zeit wiederholt über die Sprachentwickelung des Kindes angestellt sind.

Wenden wir uns nun zuerst der Frage zu, warum das neugeborene Kind denn nicht spricht, da die Sprache doch der Ausdruck des vererbten, angeborenen Geistes ist. Die Antwort darauf lautet: weil es nicht sprechen kann. Diese Erklärung mag zunächst sehr sonderbar erscheinen, sie ist aber vollkommen richtig. Denn das Neugeborene besitzt zwar die Sprachfähigkeit leiblich und geistig, diese Fähigkeit bedarf aber der Entwickelung, ehe sie zur Sprachfertigkeit wird.

Es ist ein mannigfaltiger, künstlicher Apparat, mit dem wir sprechen; beim Neugeborenen ist derselbe aber noch nicht ganz ausgebildet. So besitzt das Kind noch keine Zähne, und es ist bekannt, wie undeutlich die Sprache solcher Personen ist, denen die Vorderzähne fehlen. Eine ganze Gruppe von Konsonanten, die sogenannten Zahnlaute, lassen sich nur sehr unvollkommen von zahnlosen Menschen bilden. Viel einflußreicher aber ist die noch mangelhafte Entwickelung der Atmungsorgane. Das Sprechen bedarf sowohl einer starken als einer genau regulierten Ausatmung. Diese wird vorzugsweise dadurch erreicht, daß die Brustmuskeln den Brustkorb auseinanderziehen und das Zwerchfell herabsinkt. Bei dem Säugling geschieht nun das Atmen zum großen Teil durch letzteres, während sich die Brustmuskeln noch sehr schwach entwickelt zeigen. Die Folge davon ist, daß das Atmen bei kleinen Kindern noch sehr ungleichmäßig ist. Erst durch fortgesetzten Gebrauch erstarken

Der Vetter vom Lande. Gemalt von Hugo Oehmichen.

die Muskeln, und dann erhält das Kind erst die Fähigkeit, regelmäßig zu atmen, regelmäßig die Luft durch die Luftröhre nach dem Kehlkopf zu treiben und mit Zuhilfenahme des Mundes verschiedenartige Laute zu bilden.

Ein zweites Hindernis für die Sprachentwickelung ist die mangelhafte Ausbildung des Gehörs. Wir werden uns über die Bedeutung des Gehörs für die Sprache am besten klar werden, wenn wir zur Vergleichung die sogenannten Taubstummen heranziehen. Ich denke auch hier nur an solche Taubstumme, welche normale geistige Anlagen besitzen — es sind dies etwa achtzig Prozent aller Taubstummen — und die auch körperlich an keiner Mißbildung der Sprechwerkzeuge leiden, an die sogenannten bildungsfähigen Taubstummen. Die Sprachlosigkeit derselben ist nicht, wie oft geglaubt wird, ein Fehler der Sprechorgane, sondern nur eine Folge des ganz fehlenden oder mangelhaften Gehörs. Die Bedeutung des Gehörs für die Spracherlernung läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß der Taubstumme das Sprechen durch den sorgfältigsten Unterricht etwa bis zum zwölften Jahre erlernt, während das hörende Kind schon im dritten Jahre wenigstens dasselbe leistet. Eine gewisse Taubstummheit liegt nun auch beim Neugeborenen vor. Auch das Neugeborene hört anfangs vielleicht gar nicht, dann längere Zeit sehr schlecht, und erst allmählich bildet sich das Gehör aus. Diese Schwerhörigkeit des Kindes entsteht dadurch, daß das Trommelfell noch nicht die senkrechte Stellung hat, in der es sich später befindet. Es steht wagerecht und geht erst allmählich in die senkrechte Lage über. Durch das Gehör aber wird das Kind angeregt, gehörte Laute nachzuahmen; es hört zunächst sich selbst unartikulierte Laute hervorbringen und versucht, angeregt durch den angeborenen Trieb zur Sprache, leichte Laute nachzuahmen.

Zu diesen hiermit allerdings noch nicht erschöpften körperlichen Gründen für die Sprachlosigkeit des Kindes kommen dann noch ebenso wichtige geistige. Goethe hat gesagt: „wenn man etwas schreiben will, muß man etwas zu sagen haben", und dies Wort läßt sich ganz richtig, da die Schrift nur die Festhaltung der Sprache ist, auf unsern Fall übertragen: wenn das Kind etwas sprechen soll, muß es etwas zu sagen haben, das heißt: es muß Gedanken haben. An diesen jedoch ist es noch sehr arm.

Armut bedeutet nicht die vollkommene Abwesenheit alles Besitzes, sondern nur die Dürftigkeit desselben. So soll es auch hier gemeint sein. Denn es ist unzweifelhaft, daß auch der sprachlose Mensch eine, wenn auch vielleicht sehr kleine Zahl von Begriffen besitzt, die ihm angeboren sein müssen. Freunde und Feinde des Darwinismus sind in der Überzeugung von der Existenz angeborener Begriffe einig, sowie auch darin, daß dieselben noch im Menschen schlummern, aus welchem Schlummer sie erst zu vollem Leben erweckt werden müssen. Wie letzteres geschieht, zeigt sich in der Entwickelung des Kindes in den ersten Lebensjahren.

Der Säugling hat noch sehr wenig Eindrücke von der Außenwelt. Er schläft den größten Teil des Tages. Der Geist scheint noch vollständig zu ruhen; man nennt das in der Sprache der Kinderstube „das dumme Vierteljahr". Freilich dauert diese Dummheit selten ein ganzes Vierteljahr. Meist tritt schon im Lauf seiner zweiten Hälfte als etwas Neues, ja als die erste Spur geistigen Lebens ein Lächeln ein. Hervorgerufen wird das Lächeln durch eine Empfindung des Behagens, aber erst durch eine solche, welche sich bis zur, wenn auch schwachen, Vorstellung erhebt. Der Geist ist also hierbei schon thätig. Das Kind lächelt somit z. B. wenn es Nahrung empfangen hat, wenn irgend etwas, was ihm unbehaglich war, aufgehört hat. Die dritte Epoche kommt nun, die Ausbildung des Gesichtssinnes. Diese Epoche ist für die Entwickelung des Geistes höchst wichtig, denn von jetzt an strömt eine Fülle von Eindrücken in den Geist des Kindes und läßt dort mehr oder weniger lebhafte Erinnerungen zurück. Der Geist bereichert sich, und hierdurch wird ein Reiz ausgeübt, der das Begehren, das Wollen herbeiführt. Hiermit ist ein mächtiger Schritt vorwärts gethan; das Kind wünscht die geschauten Dinge zu fassen, zu betrachten, umzugestalten und damit zu beherrschen. Freilich ist es eine sehr kleine Welt, die das Kind beherrscht, ein Kreis, dessen Halbmesser der Arm ist. Das Gebot, das nach dem biblischen Schöpfungsbericht Gott der Herr dem Menschen gegeben hat, mache dir die Erde unterthan, das tönt heute noch wieder in der Seele des kleinsten Kindes und treibt es, über diesen engen Kreis hinauszugehen. Es möchte wie Mohammed dem Berge gebieten, komm zu mir. Da aber die Berge und andere Dinge dies häufig nicht thun, wie auch Mohammed schon an sich erfahren, so heißt es eben weiter, so gehe ich zum Berge. Es erwacht der Trieb zum Gehen; unterstützt wird derselbe durch die größere Erstarkung der Glieder. Das Kind bemüht sich, aus der liegenden Stellung in die sitzende überzugehen und aus dieser in die stehende. Der oft angestellte Versuch gelingt endlich. Aber noch ist das Kind gefesselt, es hält sich an Stuhl und Tisch. Endlich faßt es den Mut, sich davon loszulösen, zunächst an der Hand geführt, versucht es die regelmäßige Bewegung der Beine, und nachdem erst das Balancieren einigermaßen erlernt ist, kommt die völlige Freiheit der Bewegung, das wirkliche Gehen.

Welchen Einfluß hat nun diese scheinbar rein körperliche Thätigkeit auf den Geist?

Zunächst diene als Antwort, daß es keine rein körperliche Thätigkeit, ebenso wie keine rein geistige gibt. Beide stehen stets in der engsten Wechselbeziehung. Wenn ein Kind durch irgend ein körperliches Leiden das Gehen später lernt, so wird auch der Geist sich langsamer entwickeln. Freilich die Dinge erkennen kann es, ja es wird sogar eine Fülle von Vorstellungen erwerben können, wenn man ihm passendes Spielzeug gibt, sich angemessen mit ihm beschäftigt. Aber die Entwickelung des Willens wird eine langsamere sein, als bei dem ganz gesunden Kinde.

Wie entsteht nun die Sprache? Wie wir vorhin sahen, ist durch die körperliche Entwickelung die Sprachfähigkeit geschaffen. Diese Fähigkeit entwickelt sich nun so, daß die keimartig vorhandene Vernunft, durch die Sinneseindrücke gereizt, den besten Ausdruck sucht. Der Geist des kleinen Menschen, überreichlich gefüllt mit Stoff, sucht sich in Worten zu entladen. Aber nicht wie Minerva dem Haupte Jupiters, gerüstet und gewaffnet, entströmt die Sprache dem Munde des Kindes, sondern allmählich und langsam ist die Entwickelung, und von wunderbarem Reiz ist die Beobachtung derselben.

Die Epoche der Spracherlernung umfaßt im wesentlichen die Zeit des zweiten, dritten und vierten Viertels im zweiten Lebensjahr. Nach dieser Zeit ist das Kind meistens imstande, sich in einfachen Sätzen verständlich auszudrücken. Nach dem zweiten Jahre erweitert sich der Satzbau mehr und mehr, und es kommt nun auf die ganze Umgebung des Kindes, auf seinen späteren Unterricht und dergl. an, wie weit das Kind es in dieser Beziehung bringt. Aber selbst unter günstigen Umständen werden noch nach dem zweiten Jahre viele Fehler in der Wortbiegung gemacht. Ein lebhaftes und in der Sprachbildung sehr gefördertes Kind von fünf Jahren sagt noch öfters: „ich gang" und ähnliches; ja selbst manche Laute bereiten manchen Kindern große Schwierigkeiten, so z. B. das R. und Sch. Sehen wir nun, wie das Kind die Elemente der Sprache, Vokale und Konsonanten in seine Gewalt bringt. Professor Schultze hat hierfür ein Gesetz aufgestellt, das mir durchaus richtig scheint. Die Sprachlaute werden im Kindermunde in einer Reihe hervorgebracht, die von den Lauten, welche mit der geringsten physiologischen Anstrengung hervorgebracht werden, übergeht zu denen mit größerer und endet bei den Lauten, welche mit der größten physiologischen Anstrengung zustande gebracht werden.

Interessant ist es zur Bewährung dieses Gesetzes auf die erste Entwickelung des Kindes zurückzugehen. Wenn wir das Neugeborene einen Säugling nennen, so wollen wir damit ausdrücken, daß die Nahrungsaufnahme uns bei diesen Kindern als die Hauptsache erscheint, und diese Thätigkeit ist auch für seine Lautbildung zunächst vom größten Einfluß. Durch das Saugen nämlich werden die Lippen- und Zungenmuskeln be-

sonders gestärkt, die ersten Laute des Kindes sind daher Lippen- und Zungenlaute, in Verbindung mit einem ohne künstliche Umgestaltung des Mundes hervorgestoßenen Vokal. Also die Konsonanten P. B. M. F. D. N. Diese Laute werden oftmals hintereinander wiederholt als Papapa Mamamama ꝛc. Damit zusammen hängt der Umstand, daß in den meisten jetzt beobachteten Sprachen die Bezeichnung der Eltern sich aus diesen Lauten gebildet hat; die Bezeichnung Papa, Mama, Baba, Wawa, Fafa, Nana, Dada, findet sich nicht nur in allen europäischen, sondern auch in über hundert Negersprachen. Diese leichtesten Worte wählt nun der Mensch zur Bezeichnung der dem Kinde nächststehenden Personen. Er wiederholt sie so oft, bis das Kind selbst beim Anblick derselben diese Laute ausstößt, bei denen es anfangs nichts gedacht hat. Der hierauf gezeigte Beifall veranlaßt zur Wiederholung und zur Befestigung dieser Begriffe.

Eine weitere interessante Beobachtung ist dann die, daß viele unentwickelte Sprachen nur diese kleine Zahl eben erwähnter leichtester Konsonanten kennen, und daß die Verdoppelung gleicher Silben in den Sprachen unkultivierter Völker weit häufiger auftritt, als in den Sprachen der kultivierten Nationen. Man hat gefunden, daß bei den letzteren auf 1000 Worte zwei bis drei Verdoppelungswörter kommen, in der Sprache der Neuseeländer dagegen 169 auf 1000.

Eine weitere Bestätigung des Gesetzes zeigt sich, wenn wir, vom Lallen zum Sprechen des Kindes übergehend, die Reihenfolge der gewonnenen Laute und zunächst die Vokale beobachten. Wir finden hierbei, daß O später als A und U erscheint. Von diesen drei Lauten entsteht A am leichtesten. Der Luftstrom geht über die ruhig liegende Zunge weg. Bei U wird dieselbe stark zurückgenommen, bei O nur mäßig. Letzteres ist aber schwieriger als ersteres, da das Kind noch nicht seine Mittel in Einklang zu setzen weiß mit seinen Absichten. Es wendet zu viel oder zu wenig Kraft an, erst allmählich begreift es den Wert des Mittelwegs. Die Reihenfolge, in der die Vokale entstehen, scheint nun folgende zu sein: Ä. A. U. O. E. J. Ö. Ü. Schwieriger ist die Aufstellung der Konsonantenreihe. Hier zeigen sich große Verschiedenheiten bei den einzelnen Beobachtern, die beruhen können auf der doch zuweilen ungenauen Beobachtung, auf physischen Verschiedenheiten der Kinder, und auch auf der dialektischen Verschiedenheit der in verschiedenen Gegenden Beobachteten.

Das vorhandene Material ist überhaupt noch sehr gering; so viel ich ermitteln konnte, sind bis jetzt nur fünf Kinder in verschiedenen Teilen Deutschlands wissenschaftlich beobachtet. Doch fehlt es auch nicht an übereinstimmenden Zügen. Lippen- und Zungenlaute gehören allemal zur Gruppe der zuerst entstehenden Konsonanten. Zu einer zweiten gehörte gewöhnlich L und N, zur dritten Ch. Jot, zur letzten S. Sch. R. Eine große Verschiedenheit trat mir entgegen beim Laut F, der von verschiedenen sehr verschieden eingereiht ist, in die erste, zweite und dritte Gruppe. K. schwankt zwischen der dritten und vierten Gruppe.

Wenn das Kind sich nun auch die einzelnen Laute erst nach und nach aneignet, so schreitet doch seine Sprachbildung nicht in der Weise fort, daß es, wie später beim Lesenlernen, erst Einzellaute bilden lernt, dann Silben, dann Worte und zuletzt Sätze, sondern es spricht gleich in Worten, ja, wir können den paradoxen Satz aufstellen, es spricht Worte, die es gar nicht sprechen, oder, die es noch nicht korrekt sprechen kann.

Inbetreff des Vokals möchte ich nur auf eine allgemein bekannte Thatsache hinweisen. Der Vogel heißt bei den meisten Kindern Pap. Warum? Das Kind will die Vogelstimme nachahmen, müßte also Pip sagen. Da J aber ein schwieriger Vokal ist, so setzt es dafür den leichteren A und sagt Pap.

Ebenso werden schwierige Konsonanten durch naheverwandte ersetzt, so der schwierigere Gaumenlaut durch einen leichteren Zungenlaut, statt Karl wird Tarl, statt Gott Dott gesagt. Diese Verschiebung kann sich sogar noch eine Stufe weiter erstrecken und man kann hierbei beobachten, daß das Wort mehrere Stufen durchlaufen muß. So wurden bei einem Kinde vier Stufen des Wortes Wasser beobachtet, zuerst Faffa, dann Wawa, dann Wasse und zuletzt Wasser. Bei manchen Worten wird das doppelte Mittel angewendet, Auswerfen und Verwandeln. Die erste Stufe des Wortes Großmama heißt fast immer Omama. Hier hat das Kind nur das Auswerfen angewendet. Ebenso regelmäßig wird aus Omama Doßmama. Es hat hier das Auswerfen des R stattgefunden, zugleich aber auch die Verschiebung des G. in D.

Indem ich mir versage, das interessante Thema durch eine größere Reihe von Variationen zu verfolgen, wende ich mich zum Wortschatz des Kindes. Wenn sich auch im Anfang eine gewisse Gleichmäßigkeit zeigt, so verschwindet dieselbe immer mehr. Die ersten Worte sind wohl immer die Anreden an die Eltern, überhaupt die Bezeichnungen für diejenigen Personen, mit denen das Kind in steten Beziehungen sich befindet, so Wärterin, Geschwister, häufig gesehene Verwandte; dann Worte für die Dinge, wodurch die Gefühle der Lust erregt werden, wie die Nahrung, das Bett, das Spielzeug. Sehr früh entwickelt sich auch das Interesse für die Tierwelt, der Wauwau, das Hotto, der Pap gehören zu den frühesten Freunden unserer Kinder. Zu diesen Hauptwörtern treten eine Anzahl Thätigkeitswörter, die vom Essen, Laufen und ähnlichen einfachen Dingen handeln, auf die sich der Wille des Kindes erstreckt. Mit Eigenschaftswörtern ist das Lexikon des Kindes sehr schwach bestellt, gut und schlecht, groß und klein in ihren vielfachen Verwendungen machen fast das ganze Repertoir aus.

Wie nun die weitere Bereicherung des Sprachschatzes vor sich geht, das hängt ganz von den Verhältnissen ab, unter denen das Kind aufwächst. Als günstige Umstände sind anzusehen: gute körperliche Entwickelung, Beschäftigung der Eltern mit den Kindern, welche freilich nicht bis zur Überreizung des Geistes stattfinden darf, gutgewähltes Spielzeug. Aber selbst trotz dieser günstigen Umstände kommt das Verständnis für viele uns einfach erscheinende Begriffe sehr langsam. So ist das Zeitverhältnis, das sich in den Worten gestern, heute und morgen ausdrückt, noch im dritten Jahre oft unsicher, ja selbst in späteren Jahren kommen Verwechselungen vor. Leichter orientiert sich das Kind dagegen in den Raumverhältnissen.

Neben diesem allmählichen Wachstum des Wörterbuchs geht ebenso allmählich die Entwickelung der Grammatik. Auf der ersten Stufe zeigt das Kind noch keinerlei Verständnis für die durch Biegung hervorzubringende Verschiedenheit des Begriffs. Daß durch die Anhängung der Silbe ER das eine Kind sich in mehrere Kinder verwandelt, daß durch Anhängung von Silben eine Thätigkeit in eine andere Zeitstufe versetzt wird, und was dergleichen mehr ist, das sind ihm noch verborgene Dinge. Seine Sprache ist zunächst eine vollkommen flexionslose. Es braucht die Hauptwörter alle im Nominativ, die Thätigkeitswörter alle im Infinitiv. Noch ganz unbehauene Wortblöcke werden einfach nebeneinander gereiht, und lassen dann gar manche Deutung zu. Das meiste davon verstehen nur die, welche das Kind beständig umgeben, die, wenn auch ohne bewußte Absicht, die Entwickelung des Kindes beständig beobachtet haben, und darum mit seinem Wortschatz und seinem Satzbau vertraut sind. Als eine Probe solcher Sätze teilt Professor Preyer den ersten Satz seines zweijährigen Kindes mit: Atta — Nee, — Mann — baus — Nee, am — Mann — Nee —, das sollte heißen: Wir sind gegangen im Schnee; ein Mann fiel in den Schnee; armer Mann lag im Schnee.

Allmählich geht aber auch dem Kinde das Verständnis für die Wortbiegung auf. Die Mehrzahl, einzelne Fälle, so namentlich der Wessenfall, werden bald begriffen. Beim Eigenschaftswort wird die Steigerung erlernt, zunächst allerdings nur die regelmäßige, und das Kind sagt vielleicht noch hocher statt höher, gerner statt lieber. Noch größere Schwierigkeit macht die Biegung des Thätigkeitswortes. Das Kind beginnt mit einseitiger Verwendung der schwachen Flexionsform, es sagt gegeht statt gegangen, laufte statt lief. Die Anwendung der persönlichen Fürwörter, ich, du, er ist mangelhaft. Am schnellsten begriffen ist das du. Das ich erscheint überflüssig, da das Kind ja weiß, daß es von sich sprechen will, es spart

das Wort, wie der Kaufmann im Geschäftsbrief. Er und Sie sind ihm zu vieldeutig; es wendet dafür die direkte Personenbezeichnung, den Namen, an. Wo ihm Deutlichkeit nötig scheint, bezeichnet es auch sich selbst durch Namen. Die raschere Erlernung der Fürwörter, sowie überhaupt die raschere Entwickelung der Sprechfähigkeit des Kindes wird nicht selten gehemmt durch den leidigen Fehler, man darf wohl sagen, aller Eltern, des Kindes stammelndes Sprechen auch im Verkehr mit demselben nachzuahmen.

Eines Tages ist dann auch diese Stufe der unvollkommenen Personenbezeichnung überwunden, und mit vollem Selbstbewußtsein spricht das kleine Wesen eines Tages: ich will. Und es ist höchst beachtenswert, wie von dieser Zeit an in dem kleinen Burschen eine merkwürdige Umwandlung hervortritt. Bisher war er für sich selbst eigentlich nur ein Gegenstand harmloser Neugier. Er war im ganzen bisher nur ein aufmerksamer Beobachter, ein kühler, leidenschaftsloser, der zwar Lust und Unlust empfand, aber noch wenig eigene Interessen verfolgte. Das wird nun anders. Die beliebteste Redewendung des kleinen patzigen Burschen ist jetzt: ich will, oder ich will nicht. Er fragt jetzt nicht nur, was ist das? sondern: was ist das für mich? Das Wörtchen doch ist plötzlich in seinem Wörterschatz und macht dem Vater klar, daß auch sein Junge nicht ganz ein Engel ist.

Langsam schreitet die Kenntnis des Kindes derweilen fort, es lernt auch die starke Konjugation. Manchmal geht es in der Anwendung der neugelernten Regeln zu weit, wie das Kind, welches das ursprüngliche „gegeht" zwar jetzt in „gegangen" abgeändert hat, aber von hier aus das früher erwähnte ich „gang" sich selbst schafft.

Der Satzbau ist noch lange sehr einfach. Die Frageform tritt wohl immer erst im dritten Jahre auf. Preyer gibt als lange Zeit einzige Frage seines Kindes die Frage nach dem Orte an, wo ist? Die Raumvorstellungen gehören ja zu den am ersten geübten, die dem kindlichen Geiste noch sehr lange Arbeit geben. Später kommen dann die Fragen, die der Schrecken aller Eltern sind, ich meine die unermüdlich tausendmal wiederholten: was? und warum? Ja mancher glückliche Vater hat sich an der Wiege seines Erstgeborenen gelobt, alle diese wissensdurstigen Fragen seines Kindleins mit Freundlichkeit zu beantworten, weil er sich bewußt ist, daß in diesen Fragen die wunderbare Faustnatur jedes Menschen zuerst hervortritt, die immer tiefer eindringen will in das Wesen aller Dinge, bis hinab in die geheimnisvollen Tiefen alles Seins, aber dies Gelübde — sagen wir es ehrlich, selbst kein Lehrer hat es je gehalten. Wenn man sonst nicht genügende Beweise für die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis hätte, die Was- und Warumfragen unserer Kinder würden uns bald von diesem Mangel überzeugt haben. Eine so gewaltige Umkehr tritt in den Anschauungen des Vaters ein, daß einer der ersten Sätze in der Tugendlehre der Kinderstube lautet: „Kinder müssen nicht immer Was und Warum fragen."

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu den Sätzen unseres Kindes zurück. Es fragt ja nicht immer, es erzählt jetzt auch, sei es, daß es sich selbst oder seinem Spielzeug etwas vorträgt, oder daß es uns etwas erzählt. In reizvollem Phantasiespiel geht hier Erinnerung und freie Erfindung Hand in Hand, und was die Aneinanderreihung der Gedanken betrifft, so ist nur eine Vergleichung möglich, die mit der Sprache des echten Volksliedes. Wie hier nur die Hauptpunkte hervorgehoben sind und die Zwischenglieder der ergänzenden Phantasie des Hörers überlassen bleiben, so auch bei der Erzählung des Kindes. Gegenstand der Erzählung ist bei letzterem meistens das Tierleben. So erzählte ein Kind von noch nicht drei Jahren beim Anblick eines Hahns im Bilderbuch: Das ist der Hahn — kommt immer — das ganze Stück fortnehmt — von der Hand — und läuft fort. Der Erzählung lag die Thatsache zugrunde, daß das Kind gesehen hatte, wie beim Füttern der Hahn ein großes Stück für sich allein fortgenommen hatte. Ein anderes Kind von etwa zwei Jahren, in dessen Gegenwart öfter Märchen erzählt waren, berichtete mit großem Pathos: „Es war einmal — eine Miesetatze — fort." Es hat natürlich von einer Katze erzählen wollen, die weggelaufen ist.

Wir haben das Kind durch die ersten drei Jahre seines Lebens geleitet. Die Zeit der Genies ist im ganzen vorbei. Die weitere Entwickelung der Kindersprache, so interessant sie an und für sich ist, bietet dem Laienauge nicht mehr so viel Bemerkenswertes. Je richtiger das Kind nun sprechen lernt, desto weniger beachtenswert erscheint uns seine Sprache, die wir bei uns und anderen Leuten ebenso hören. Scheinbar bleibt der Geist jetzt in einem Ruhezustand, der erst durch den Unterricht der Schule aufgehoben wird. — — —

Es sind sehr alltägliche Dinge gewesen, die hier verhandelt worden sind, und Dinge, die an sehr unbedeutenden Menschen, an kleinen Kindern, beobachtet wurden; aber diese kleinen Menschen dürfen allezeit unserer Teilnahme sicher sein; haben sie doch einen unbestreitbaren Vorzug, den Vorzug, daß es eben unsere Kinder sind.

Im Nest.

Humoreske von Th. H. Pantenius.

(Schluß.)

Der Doktor befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Es war ja ganz unmöglich, daß dieses Mädchen ein so grobes Plagiat begangen hatte.

„Was will er, Elise?" schrie der alte Herr, das unbenutzte Sprachrohr in der Hand.

„Es handelt sich um meinen Roman: Im Nest, lieber Onkel", erwiderte Elise durch das Rohr. „Wenn du erlaubst, verhandele ich das weitere mit dem Herrn Doktor im Nebenzimmer." Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt das Mädchen voraus und lud den Doktor durch eine Handbewegung ein ihr zu folgen. Im Nebenzimmer, welches das gewöhnliche Aussehen der deutschen „guten Stube" hatte, wies Elise auf einen Stuhl und nahm selbst auf einem andern Platz. Dann blickte sie den Doktor fragend an.

„Gnädiges Fräulein", begann dieser, „wenn ich Sie recht verstand, kam also der Roman 'Im Nest' von Ihnen?"

Elise nickte.

„Hm! Sie haben mithin diesen Roman — hm! hm! selbst verfaßt?"

„Natürlich."

„Hm! Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, vielleicht, daß ich eine auf eben diesen Roman bezügliche Frage an Sie richte?"

„Bitte."

„Ist dieser Roman bereits anderweitig veröffentlicht?"

„Nein, natürlich nicht."

„Hm! Auch nicht etwa in anderer Form, etwa in einem Journal?"

„Nein, durchaus nicht."

„Gnädiges Fräulein, ich — hm! — ich befinde mich — hm! — dem gnädigen Fräulein gegenüber — hm! — in der allerpeinlichsten Lage. Ich stehe — hm! vor einem Rätsel. Das gnädige Fräulein wird mir — hm! hm! erlauben ganz offen zu sein?"

Auf dem Gesicht der jungen Dame zeigte sich in der That die lebhafteste Spannung, aber sie erwiderte nur: „bitte".

„Ich betone, gnädiges Fräulein, daß mir jeder Schlüssel zu der unbegreiflichen Thatsache fehlt, die ich Ihnen sogleich mitteilen werde, und daß ich an diese Mitteilung auch nicht einmal eine Vermutung knüpfen möchte. Thatsache aber ist, gnädiges Fräulein, daß meine — daß eine mir befreundete Dame, der ich das erste Kapitel von 'Im Nest' vorlas, imstande war, mir den ganzen Inhalt des Romans mitzuteilen und alle darin vorkommenden Personen richtig zu benennen."

Fräulein Hauptmann erbleichte. „Ich verstehe Sie nicht", stammelte sie.

„Ich erlaubte mir Ihnen mitzuteilen, daß eine Dame, die nur das erste Kapitel des Romans gelesen hatte, mir den ganzen Inhalt desselben erzählen und mir die Namen aller darin vorkommenden Personen nennen konnte."

„Aber wie ist denn das möglich, wenn sie ihn nicht gelesen hat?“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Es ist eine Thatsache“, versetzte er, „von der ich berichte, eine unerklärliche Thatsache, aber eine Thatsache.“

„Aber mein Gott, wenn die Dame die Namen kannte, muß sie doch den Roman gelesen haben.“

„Diese Möglichkeit stellt sie durchaus nicht in Abrede.“

„Also sie kennt mich?“

„Sie hat leider nicht das Vergnügen.“

„Aber, wie kann sie denn dann mein Manuskript gelesen haben?“

Das junge Mädchen blickte den Doktor bei dieser Frage so verwirrt und hilflos an, daß der Doktor vom innigsten Mitgefühl ergriffen wurde. Nein, dieses Mädchen war keine litterarische Schwindlerin, es handelte sich um ein tolles Mißverständnis, das sie alle neckte.

„Mein liebes Fräulein“, nahm der Doktor wieder das Wort, „seit ich weiß, daß Sie die Verfasserin von ‚Im Nest‘ sind, ist es mir ganz zweifellos, daß dieser Roman von Ihnen nicht abgeschrieben, sondern daß er von Ihnen verfaßt worden ist. Vielleicht können Sie mir aber helfen, das Dunkel, das über dieser Erzählung schwebt, zu lüften. Es ist nach dem, was ich Ihnen erzählte, so gut wie zweifellos, daß ‚Im Nest‘ schon einmal gedruckt wurde, wie ich jetzt gern glaube, ohne Ihr Wissen, aber die Sache bleibt immer im höchsten Grade fatal. Die Nummer, die das erste Kapitel enthält, ist ausgedruckt und kann nicht mehr zurückgezogen werden. Wenn man nun entdeckt, daß Ihre Arbeit bereits vorher veröffentlicht wurde, ohne Zweifel doch unter einem andern Autornamen, wird man Sie im Verdacht des Plagiats haben.“

„Großer Gott“, rief das junge Mädchen, indem es den Doktor entsetzt anblickte, „Sie glauben, ich hätte den Roman abgeschrieben, gestohlen?“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und der Doktor sah, daß sie weinte.

„Liebes Fräulein“, bat er in den flehendsten Tönen, „weinen Sie doch nur nicht. Kein Mensch, der Sie kennt, kann auch nur einen Augenblick daran denken, daß Sie sich fremdes Eigentum aneignen könnten. Und was die Sache selbst anbetrifft, so muß die Dame sich — oder wenigstens, da das nicht gut sein kann, so muß — hm! hm! — so muß — so muß jemand Ihnen das Manuskript gestohlen haben. Ja, so verhält es sich zweifellos. Es hat Ihnen jemand das Manuskript gestohlen, das heißt, er hat es ohne Ihr Wissen abgeschrieben und dann verwertet. Weinen Sie nur nicht, wir wollen dem Schändlichen schon hinter die Schliche kommen, ich bitte Sie, liebes Fräulein, weinen Sie nur nicht. Das Ganze ist ja eigentlich nur spaßhaft. Denken Sie sich, wie komisch das ist: was Sie geschrieben haben, Sie ganz allein in Ihrem Zimmer, das ist mit einemmal von einem andern veröffentlicht worden, so daß — daß — nun ja, das ist doch furchtbar komisch. Ich bitte Sie, darüber kann man ja nur lachen, furchtbar lachen.“

Elise stand auf und ließ die Hände sinken. „Herr Doktor“, sagte sie, und Lippen und Stimme bebten, „ich kann Ihnen das Geld leider nicht gleich zurückgeben, aber ich werde —“

„Aber mein liebes Fräulein, davon kann ja gar keine Rede sein. Das ist ja ganz ausgeschlossen. Im Gegenteil, Sie werden noch Geld erhalten, wenn wir nur den Schurken, der dieses ganze Unheil angerichtet hat, erst haben. Er soll uns gründlich bluten, aber gründlich. Hier an dieser Stelle soll er vor Ihnen auf den Knieen liegen und Sie um Verzeihung anflehen und thun, was Sie wollen. Positiv, was Sie wollen.“

Damit ergriff der Doktor seinen Hut und reichte dem Fräulein die Rechte hin, aber Elise schlug nicht ein, sondern schüttelte den Kopf und wandte sich mit zuckendem Gesicht ab.

„Ich komme wieder“, rief der Doktor, „ich komme wieder, wenn ich den Schelm ermittelt habe. Dann werden Sie mir Ihre Hand nicht vorenthalten.“

Und damit stürmte er hinaus.

Als er wieder auf der Straße stand, befand er sich in der seltsamsten Gemütsstimmung. Er war hierher gekommen, um einen litterarischen Schwindler zu entlarven, statt dessen hatte er das lieblichste Mädchen, das er je gesehen hatte, schwer gekränkt. Daß Fräulein Hauptmann das Opfer eines unerhörten Betruges geworden war, stand fest, aber wie war dieser möglich gewesen? Wer konnte ihn vollführt haben?

Darüber sann der Doktor nach, während er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, mit gesenktem Haupte an der Rennbahn vorüber durch das Scheibenholz dem Johannapark zuschritt. Er fuhr erschreckt zusammen, als ihn plötzlich ein lautes: „Guten Abend, Doktor!“ seinem Sinnen entriß. Als er aufsah, gewahrte er, daß der Justizrat Unruhe vor ihm stand.

Der Justizrat Unruhe war ein älterer, sehr wohlhabender Junggeselle, der geselligste Mensch von der Welt. Es gab wenig Vereine in Leipzig, in denen er nicht Mitglied war, und es war ganz undenkbar, daß das Leipziger Tageblatt irgend eine Art von Aufruf hätte veröffentlichen können, unter dem sein Name nicht stand. Jedes Kind in Leipzig kannte die lange hagere Gestalt des liebenswürdigen alten Herrn, und er kannte wiederum jeden Mann und jede Frau, die jemals länger als vierzehn Tage zwischen Elster und Pleiße verweilt hatten.

„Guten Abend, Doktor“, sagte der Justizrat, „dichten Sie?“

„Guten Abend, Justizrat, danke, nein. — Aber sagen Sie — kennen Sie vielleicht einen Herrn Emil Hauptmann?“

„Emil Hauptmann? Gewiß kenne ich ihn. Sie meinen doch den Sohn vom alten Hauptmann aus dem Goldhahngäßchen, der Elisenstraße 77 wohnt?“

„Ja, den meine ich. Er wohnt übrigens jetzt Kaiser Wilhelmstraße 46.

„So? Na, da muß er umgezogen sein. Ich kenne ihn übrigens sehr gut, denn wir haben lange genug erst in der ersten Bürgerschule, dann auf der Thomana die gleiche Bank gedrückt. Wir nannten ihn immer den Roten im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Schwarzen, der nachher Arzt in Kranichfeld in Thüringen war. Aber kommen Sie, es zieht hier.“

Damit nahm der Justizrat den Arm des Doktors und beide schritten dem Johannapark zu.

„Haben Sie auch Hämorrhoiden, Doktor?“ fragte der erstere. „Schändliche Geschichte. Muß ihretwegen täglich in zwei Portionen mindestens je zwei Stunden spazieren gehen.“

„Danke, nein. Was ist denn der Hauptmann für ein Mensch?“

„Na, das war früher ein wilder Geselle. Der alte Hauptmann, der einst ein Lädchen hatte, in dem er mit Wachskerzen handelte, wollte, daß beide Söhne studieren sollten — er war überhaupt ein hübscher Mann — der Rote aber that nicht gut und mußte aus der Unterprima weggeschickt werden, weil er einmal beim Tauchaer Jahrmarkt, als der Wagen des alten Bankier Dumesnil im Korso festgekeilt war, auf den Wagentritt stieg und der ältesten Demoiselle — sie ist jetzt die Frau von Heinrich Hugot — in Firma E. S. Schneider & Rosenberg — einen Kuß raubte. Da schickte ihn denn der Alte nach Amerika, und er ist viele Jahre drüben gewesen. Schließlich muß es ihm da übrigens nicht schlecht gegangen sein, denn der junge Rother, der in der „Leipziger Bank für Handels- und Verkehrsinteressen“ der Kouponabteilung vorsteht, hat mir einmal im Vertrauen erzählt, daß Hauptmann dort im Laufe des Jahres eine hübsche Menge von Koupons aller Art einlöst. Sonst soll er ganz und gar einer Erfindung leben, der er auf der Spur zu sein glaubt und der er eine große Bedeutung beilegt. Der arme Mensch ist übrigens im höchsten Grade harthörig. Ich glaube, das beste an ihm ist seine Nichte, eine Tochter des Schwarzen, ein ganz allerliebstes Mädchen. Kennen Sie sie?“

„Ein wenig.“

„Allerliebstes Mädchen, nicht wahr? Sie hat die schönsten blauen Augen, die man sich denken kann, und einen prächtigen Teint.“

„Ist die Mutter auch tot?“

„Ja. Sie soll schon vor dem Vater gestorben sein. Stammte aus Roda und soll auch sehr hübsch gewesen sein. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Studentenverlobung

von Jena her. Der Schwarze war dort auf dem Fürstenkeller. Na, was sagen Sie zu der Schneidemühlschen Villa? Wie? Präsentiert sich von hier aus doch wirklich sehr hübsch. Der Architekt, der sie gebaut hat, ist ein Berliner, ein gewisser Sonntag, — er wird wohl am Sonntag geboren sein — ein natürlicher Sohn vom Fürsten Jakob von Ebersberg. Aber talentvoll!"

Der Justizrat begleitete den Doktor bis zu dessen Wohnung und verabschiedete sich dann. Der Doktor aber stieg schweren Herzens die Treppe hinan.

„Nun? Bist du bei Herrn Hauptmann gewesen?" fragte die Mutter. „Wie löst sich das Rätsel?"

Der Doktor berichtete ausführlich über seine Abenteuer, und Mutter und Sohn verbrachten den Abend damit, sich über die Frage den Kopf zu zerbrechen, wie die erstere ‚Im Nest' kennen konnte, wenn diese Erzählung nur auf einem im feuerfesten Geldschrank der Redaktion aufbewahrten Manuskript aufgezeichnet war. Sie machten mehrfach energisch den Versuch, von diesem leidigen Thema loszukommen, sie mochten aber anfangen, wovon sie wollten, sie endeten schließlich bei und mit dem Manuskript.

Sobald der Doktor am folgenden Morgen das Haus verlassen hatte, machte die Justizrätin Toilette und fuhr in die Kaiser Wilhelmstraße. „Ich muß doch sehen", dachte sie, „ob es mir nicht gelingt, Licht in dieses Dunkel zu bringen."

„Liebes Fräulein", sagte sie, sobald sie sich Fräulein Hauptmann gegenüber befand, „verzeihen Sie, daß ich, die ich Ihnen ganz fremd bin, es wage Sie aufzusuchen, allein ich bin jene Dame, von der mein Sohn Ihnen erzählt hat, die Dame, welche, sobald sie das erste Kapitel von ‚Im Nest' gelesen hatte, den ganzen Inhalt dieser Erzählung wiedergeben und die Namen aller darin vorkommenden Personen nennen konnte."

„Aber gnädige Frau", rief das junge Mädchen, indem es in Thränen ausbrach und verzweifelt die Hände rang, „wie ist das möglich? Ich bitte, ich beschwöre Sie, wie ist das denkbar? Niemand hat mein Manuskript gesehen, nicht einmal mein Onkel, wie können Sie es da kennen? Großer Gott, was müssen Sie, was muß Ihr Herr Sohn von mir denken!"

„Liebes Fräulein", beruhigte die Justizrätin, „fassen Sie sich. Niemand, der Sie kennt, wird den Verdacht festhalten, Sie könnten ein Plagiat begangen haben. Dieser Verdacht ist Ihnen gegenüber wirklich ganz ausgeschlossen. Fassen Sie sich also und lassen Sie uns zusammen überlegen, wie wir dieses so seltsam verfitzte Garn entwirren können. Uns Frauen gelingt ja dergleichen Arbeit besser als den ungestümen Männern."

Damit zog die Justizrätin das junge Mädchen neben sich auf das Sofa.

„Gnädige Frau", rief das junge Mädchen, „wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken! Wenn ich nur ahnen würde, wie mein Manuskript in fremder Leute Hände gelangen konnte, aber ich weiß ja, daß niemand es gesehen hat, ehe ich es abschickte."

„Liebes Fräulein", sagte die Justizrätin, „wir müssen ganz systematisch zu Werke gehen. Also zunächst: haben Sie ‚Im Nest' nach eigenen Erlebnissen geschrieben?"

„Ja und nein, gnädige Frau. Ich habe von klein auf den Trieb gehabt, was mich bewegte, in Gedichten, Märchen, kleinen Erzählungen niederzulegen. Jenes heiße Verlangen nach der großen Welt, das meine Heldin aus ihrem Nest trieb, habe auch ich empfunden, auch ich wußte nicht zu schätzen, was mir das Elternhaus, was mir das kleine Heimatsstädtchen bot. Als mein Vater starb, wurde ich Gesellschafterin im Hause einer vornehmen Dame in Berlin und lernte dort die große Welt kennen. Ihr Treiben stieß mich aber ab und ich war froh, als mein Onkel nach Deutschland zurückkehrte und mich aufforderte, zu ihm zu ziehen. Mein Onkel aber ist harthörig und lebt ganz seinen Studien, da lebte ich denn sehr einsam und in dieser Einsamkeit suchte ich Zerstreuung bei meiner alten Freundin, der Dichtung. So entstand ‚Im Nest.' Die Sehnsucht aus dem Nest wie die spätere Sehnsucht nach dem Nest ist erlebt, alles übrige ist Phantasie."

Elisens Bericht war so schlicht und überzeugend, daß er ihr das ganze Herz der Justizrätin gewann. „Armes Fräulein", sagte sie, „daß gerade Sie das Opfer eines so seltsamen Mißverständnisses werden mußten. Und Sie wissen bestimmt, daß niemand Ihr Manuskript gesehen hat?"

„Wer sollte das gewesen sein, gnädige Frau?"

„Dann muß das Manuskript, während es sich auf der Redaktion befand, abgeschrieben worden sein", entschied die Dame.

„O gnädige Frau, wenn sich das Rätsel so löste!" rief Elise, indem sie wieder in Thränen ausbrach. „Ach ich bin so tief, tief unglücklich. Was muß Ihr Herr Sohn von mir denken, wie stehe ich vor allen Leuten da, wenn es heißt, meine Erzählung sei schon einmal veröffentlicht worden."

Die Justizrätin schloß die Weinende gerührt in die Arme. „Mut, Mut", rief sie. „Wir wollen den Schuldigen schon finden und er soll dann eine Erklärung abgeben und zwar öffentlich, die Sie, liebes Kind, ganz befriedigt."

Die Thür wurde geöffnet und Herr Hauptmann trat mit dem Sprachrohr in der Hand ins Zimmer. Als er die fremde Dame gewahr wurde, wollte er sich zurückziehen, aber Elise sprang schnell auf und ergriff seinen Arm. „Frau Justizrätin Schrattmüller", stellte sie durch das Sprachrohr vor, „die Mutter des Herrn Dr. Schrattmüller."

„Wir haben die dreitausend Mark schon zurückgeschickt", rief Hauptmann. „Eine schöne Geschichte. Nehmen den Roman erst an, lassen ihn dann zwei Jahre lang liegen und machen schließlich solche Fisimatenten. Ganz unerhört. So etwas kann einem drüben nicht passieren."

„Liebster Onkel", flehte Elise, „die gnädige Frau hat die große Güte gehabt, sich selbst hierher zu bemühen, um mir bei der Lösung des Rätsels zu helfen."

„Ach, was Rätsel! da ist gar kein Rätsel, da ist nur ein konfuses Frauenzimmer, das sich an Romanen dumm gelesen hat und nun den einen nicht mehr vom andern unterscheiden kann. Was ist das für ein Rätsel? Und daraufhin scheut sich der Herr nicht, ein unschuldiges Mädchen zu verdächtigen! Wenn so etwas drüben vorkäme, würde man den Mann niederschießen mit einem Revolver."

Jetzt griff die Justizrätin nach dem Sprachrohr. „Herr Hauptmann", rief sie, „niemand verdächtigt Ihre Nichte, aber Sie müssen es doch natürlich finden, daß man in einem solchen Fall den Verfasser bittet bei der Lösung des Rätsels behilflich zu sein. Nur darum aber handelt es sich. Ich selbst bin jene Dame, von der Sie eine so wenig vorteilhafte Meinung haben. Ist es denn da so ganz unberechtigt, wenn ich Ihre Nichte bitte, mit mir zusammen zu erwägen, wie wir eine Erklärung für die merkwürdige Thatsache, die nun doch einmal vorliegt, finden können?"

„Sind Sie selbst die Dame? Nun, dann verzeihen Sie mir, was ich eben sagte. Ich habe es nicht gewußt. Sie werden sich selbst denken können, wie schwer es mir werden muß anzusehen, wie die arme Elise für ihre ehrliche Arbeit solchen Lohn findet. Sie hat es mit mir altem Einsiedler ohnehin schwer genug, da brauchte sie nicht erst noch solche Demütigungen zu erleiden. Aber auf dieser Seite des Ozeans weiß man die Arbeit nicht zu schätzen, ehrt man sie nicht, das ist es. Indessen — ich glaube gern, daß Sie es gut mit ihr meinen, darum bitte ich Sie noch einmal: verzeihen Sie, was ich vorhin sagte."

„Herr Hauptmann", fragte die Justizrätin, „welche Vermutung haben Sie über den Hergang?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Wenn der Roman wirklich veröffentlicht worden ist, so kann das nur dadurch geschehen sein, daß die Handschrift auf der Redaktion mißbraucht wurde. Sehen Sie sich doch Elise an. Glauben Sie, daß die solche Streiche machen kann?"

Der Alte nahm neben der Justizrätin Platz, und es entwickelte sich zwischen den dreien ein lebhaftes Gespräch. Als die Justizrätin schied, war Elise ihre junge Freundin geworden und der alte Hauptmann hatte sich mit ihr versöhnt.

Der Doktor hatte sich unterdessen in die Redaktion begeben, wo ihn der Kassierer mit der Kunde empfing, daß vor

einer Stunde Herr Emil Hauptmann im Auftrage und für Rechnung des Fräulein Elise Hauptmann die Summe von dreitausend Mark an E. S. Steinschneider gezahlt und Quittung darüber empfangen habe. Auf die Frage des Kassierers, was mit dem Gelde geschehen solle, habe der Herr erklärt, Herr Dr. Schrattmüller würde hierüber Auskunft erteilen.

Der Doktor war außer sich. „Das fehlte gerade noch", rief er, „um die Verwirrung ganz unheilbar zu machen!" Er erzählte dann Herrn Eichenmüller, wie alles zusammenhing.

Der Kassierer hörte mit derjenigen Ruhe zu, welche allen Leuten eigen zu sein pflegt, durch deren Hände große Summen gehen, und sagte dann: „Ehe die Redaktion sich entscheidet, ob der Roman überhaupt zurückgezogen wird, kann ich das Geld nicht buchen, denn wenn er gebracht wird, muß er natürlich auch bezahlt werden."

„Ganz richtig. Ich werde, sobald Herr Steinschneider kommt, den Fall mit ihm besprechen."

Der Doktor hatte das unbestimmte Gefühl, als ob ihm aus dem Manuskript selbst Aufklärung kommen müsse. Das thränenüberströmte Gesicht der unglücklichen Verfasserin verfolgte ihn, wo er ging und stand, er fühlte, daß auch er keine Ruhe finden konnte, ehe sich herausgestellt hatte, wie die Dinge in Bezug auf ‚Im Nest' lagen. Er forderte daher den Teil des Manuskripts, der sich noch in der Druckerei befand, zurück, holte sich von Etzoldt den Schluß, stellte das Ganze wieder her und überflog nun in fieberhafter Eile Blatt für Blatt. Doppelhuber, der mittlerweile ebenfalls eingetroffen war und nur ein kurzes, eiliges: „guten Morgen" erhalten hatte, betrachtete den Kollegen mit steigendem Interesse. „Was hat er nur?" dachte er. Seine Verwunderung erreichte aber den höchsten Grad, als er gewahr wurde, wie der Doktor plötzlich feuerrot wurde, sich mit der Rechten wider die Stirn schlug und so jäh aufsprang, daß der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, umschlug.

„Aber Doktor — was haben's denn? — Meiner Seel — ich erkenn' Sie nimmer wieder."

„Ich Narr", rief der Doktor, „ich dreidoppelter Obernarr!"

Damit ergriff er ein Blatt des Manuskriptes, nahm Hut und Paletot und war zur Thür hinaus.

„Na, da soll doch gleich ein Millionen-Donnerwetter — er ist vollständig kaput. Vor Liebe kaput. Wenn der nicht in ein paar Monaten in Angströhre und Schniepel in einer gelben Kutschen nach dem Standesamt fährt und sich dort einen sakrischen kleinen Hausdrachen kauft, will ich nicht Doppelhuber heißen."

Der Doktor stürzte unterdessen die Treppe hinab, sprang in eine Droschke und ließ sich nach Hause fahren. Dort fand er die Mutter noch nicht vor, erregte aber durch sein seltsames Verhalten die ernsteste Sorge in dem Herzen des Dienstmädchens, denn er lief in einer ihm ganz ungewohnten Weise im Zimmer auf und nieder und führte kurze unverständliche Selbstgespräche. Endlich, endlich kam die Mutter. Sie war nicht wenig verwundert, den Sohn schon zu Hause zu finden, er führte sie aber sogleich in sein Zimmer, bat sie Platz zu nehmen und begann dann: „Mütterchen, die ganze Geschichte nimmt eine äußerst peinliche Wendung, aber eine äußerst peinliche."

„Wie das? Habt Ihr den Schuldigen entdeckt?"

„Ja, mein Mütterchen."

„Gott sei Dank! Wie wird Elise sich freuen! Ich komme eben von ihr. Wer ist es?"

„Wie, du kommst von Fräulein Hauptmann?"

„Ja. Das arme Mädchen ist natürlich tief unglücklich und ich habe sie getröstet, so gut ich konnte. Aber wer ist der Schuldige?"

„Ich."

„Du?"

„Ja, ich."

„Aber was heißt das?"

Der Doktor nahm das Blatt des Manuskriptes, das er aus der Redaktion mitgebracht hatte, vom Tisch und reichte es der Mutter. Diese überflog es und fragte dann: „Was ist es damit?"

„Sieh hierher!" sagte der Doktor und wies mit dem Finger auf eine Stelle am Rande. Dort war von einer fremden Hand in sehr feiner Schrift mit Bleifeder bemerkt: „Doch wohl zu stark."

Die Justizrätin sprang auf: „Liebster Fritz!" rief sie im Tone äußerster Bestürzung.

„Du weißt jetzt, woher du ‚Im Nest' kennst?"

„Ich weiß es, Fritz. Als ich vor zwei Jahren hier war, brachtest du mir das Manuskript nach Hause, und ich las es. Damals schrieb ich diese Zeile an den Rand. Ich unglückliche Frau, ich habe die ganze Verwirrung angerichtet. Was nun?"

„Nun sind alle Schwierigkeiten gelöst, mein Mütterchen. Das heißt, wir müssen sofort zu Hauptmanns."

„Sofort."

Als die beiden in der Droschke saßen, bemerkte die Justizrätin: „Ich habe meine Strafe schon erhalten. Der alte Hauptmann sprach von einem konfusen Frauenzimmer, das sich an Romanen dumm gelesen habe und nun die einzelnen nicht mehr auseinander halten könne. Es war hart, aber gerecht."

Der Doktor küßte der Mutter die Hand. „Mein liebstes Mütterchen", sagte er, „irren ist menschlich. Wer konnte auch daran denken!"

„Fritz", begann die Justizrätin nach einer Weile, „wir sind Elise Revanche schuldig."

„Das sind wir."

„Und es gibt in diesem Fall nur eine Revanche."

„Aber wie, wenn Fräulein Hauptmann diese Revanche verschmäht?"

„Ich fürchte das nicht."

„Denke an den Vetter in der kleinen Stadt."

„Er gehört dem Reiche der Phantasie an."

„Woher weißt du das?"

„Aus Elisens Munde."

„Wirklich?"

„Ja."

Beide schwiegen, bis das Haus in der Kaiser Wilhelmstraße erreicht war. Als sie schellten, öffnete Elise ihnen die Thür. „Gnädige Frau", rief sie, „Sie bringen gute Kunde."

„Ja, Elise, der Schuldige ist entdeckt oder vielmehr die Schuldige. Sie steht vor Ihnen."

Elise blickte die Dame verwirrt an.

„Ja, sehen Sie mich nur an, Elise. Ich, ich ganz allein, trage die Schuld an dem Mißverständnis."

Und sie erzählte, wie alles gekommen war.

„Das muß Onkel wissen", rief Elise und eilte davon.

„Herr Hauptmann", sagte die Justizrätin, als der alte Herr erschien, „wie Sie sehen, haben Sie vorhin so ziemlich das Richtige getroffen."

„O, ich bitte Sie, verzeihen Sie das unbesonnene Wort einem alten Mann, der sich in seiner Nichte schwer gekränkt fühlte. Und meine Elise ist wirklich so brav, so brav!"

* * *

Acht Tage später suchte der Doktor wieder Herrn Steinschneider in dessen Kabinett auf. „Herr Steinschneider", begann er mit einer gewissen Feierlichkeit, „ich muß Ihnen eine Mitteilung machen, die zwar nur mich persönlich angeht, von der ich aber annehme, daß sie auch Sie interessieren wird."

„Eine Mitteilung, die Sie persönlich angeht? Na, das ist ja aber im höchsten Grade interessant. Was ist es denn?"

„Ich habe mich gestern abend mit Fräulein Elise Hauptmann verlobt."

„Mit Fräulein Hauptmann? Na, das ist ja aber ganz außerordentlich interessant! Meinen Glückwunsch, meinen herzlichsten Glückwunsch. Aber Sie haben Schneid', das muß man sagen. Kaum ist das Nest in Ordnung, so setzen Sie sich auch gleich selber hinein. Schneidiger Redakteur, wahrhaftig höchst schneidiger Redakteur. Sollen mal sehen, diese Mitarbeiterin macht Ihnen kein anderes Blatt abspenstig. Sehr erfreulich! Also nochmals meinen Glückwunsch, meinen herzlichsten Glückwunsch."

1. Vater Leopold Mozart mit dem siebenjährigen Wolfgang und der Schwester Marianne. Auf ihrer dritten größeren Kunstreise zu Paris 1764 gezeichnet von Carmontelle. Nach dem Stich Hans Meyers aus dem Kunstverlage von E. H. Schröder in Berlin. Mit Bewilligung des Verlegers.

Mozart im Bilde.*)

Noch ein Lustrum und einige Monate darüber, dann ist ein ganzes Jahrhundert vergangen, seitdem der wunderbarste aller Tonmeister, **Wolfgang Amadeus Mozart**, im „Klein-Kaisersteinischen" Hause Nr. 970 (später Nr. 8) an der Rauhensteingasse zu Wien seinen irdischen Lauf vollendet hat. Flüchtig wie das flüssige Element der Töne, in welchem sie gelebt, gewirkt und geschaffen haben, pflegen oft auch solche Musiker dem Gedächtnis der Nachwelt bald zu entschwinden, welche den Geschmack ihrer Zeit beherrschten und bestimmten, von ihrer Gegenwart hochgefeiert wurden und in aller Munde lebten. Ein alter erfahrener Tonlehrer hat herausgerechnet, daß ein musikalisches Kunstwerk den Zeitraum eines Menschenalters von dreißig Jahren in der Regel nicht überdauere. Auf Mozart und eine verhältnismäßig kleine Anzahl Auserwählter läßt die Regel sich nun freilich nicht anwenden, obzwar man in unseren Tagen nicht selten der Meinung begegnet, der Urheber des Figaro, Don Juan und der Zauberflöte sei einmal für allemal abgethan. Diese Meinung gehört indessen doch mindestens noch zu den zweifelhaften Behauptungen, welche ebenso eifrig aufgestellt als geleugnet und bestritten werden. Bei Anlaß eines solchen Meinungsaustausches that ein sehr feinsinniger Kunstfreund in der Erregung sogar die Äußerung, eine Pause von Mozart sei ihm lieber als eine ganze Oper von Wagner, und suchte die strittige Frage zu entscheiden, indem er hinzusetzte, „Sie behaupten, Mozart sei tot und Wagner lebe; ich aber bin überzeugt, nach fünfzig Jahren wird Wagner tot sein und Mozart leben." Man hat Mozart wohl einmal mit Goethe verglichen. In dem intimen Verhältnis beider Großmeister der schönen reinen Form zur unverkünstelten Menschennatur verbindet sie gewiß ein gleicher Zug der Neigung und Bethätigung ihrer Genialität. Aber die Verwandtschaft bietet noch einen anderen Vergleichungspunkt dar. Um nämlich Goethe und Mozart recht verstehen, würdigen und lieben zu können, muß ihnen eine gewisse kongeniale Prädisposition entgegenkommen. Und eine solche findet sich seltener im jugendlichen Alter und bei kritisch angelegten, anspruchsvollen Naturen, als bei einer vom Leben und von der Zeit befruchteten Geistesreife, wie auch wohl bei naiven Gemütern, welche in Herzenseinfalt sich den Sinn und die Empfänglichkeit für das Klare und Wahre unverkümmert erhalten haben. Charaktere solchen Schlages kann man mit Grund als **Mozartnaturen** bezeichnen; und die sterben glücklicherweise nicht aus, am wenigsten wie man gern glauben möchte, unter den Lesern und Leserinnen des „Daheim". Vielleicht möchten diese gern einmal prüfen, wie viel von der Mozartnatur zu den Grundzügen ihres eigenen Wesens stimme. Und dazu bietet die hier abgedruckte Auswahl von Mozartbildern eine naheliegende Anregung, sofern die Versenkung des beschauenden Auges in die äußere Erscheinung sich verbinden läßt mit der Versenkung der sympathisch erregten Seele in das Wesen und in die Sendung des Trägers der geoffenbarten tönenden Schönheit eines höheren Chores. Nicht jeder fröhliche unverkünstelte Mensch kann zwar dem Allgemeinen in gleich hohem Maße und mit denselben reichen Gaben dienen, wie es einem Mozart durch göttliche Berufung beschieden war. Aber

*) Einen zusammenfassenden Überblick über das Leben und Wirken Mozarts gewährt das populäre, 1883 im Verlage von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig erschienene Familienbuch „Mozart. Ein Künstlerleben" vom Verfasser dieser Skizze. D. R.

3. Mozartsches Familienbild v. J. 1780, gemalt von della Croce in Salzburg. Wolfgang und Marianne vierhändig spielend, der Vater mit der Geige, Bildnis der Mutter an der Wand.

2. Der vierzehnjährige Mozart, gemalt zu Verona 1770. Nach dem Stich Schillings aus dem Verlage von Breitkopf & Härtel. Mit Bewilligung der Verlagshandlung.

in der Art, wie sich diese Berufung in Mozarts Wesen von Kindesbeinen an bis zu seinem tragischen Lebensende ausgeprägt hat, mögen doch manche ihm ähnlich sein; und gut wäre es, wollte jeder dahin streben, ihm ähnlich zu werden. Man hat ihm — zuweilen auch in vorwurfsvoller Absicht — nachgesagt, er sei während seines ganzen künstlerischen Erdenwallens stets ein sorgloses vergnügtes Kind geblieben. Und ernste Leser seiner Briefe mögen wohl den Kopf schütteln über seine lustigen Einfälle, die zuweilen sehr verdächtige Verwandtschaft verraten mit offenbaren Kindereien. Auch in seinen Lebens- und Verkehrsformen tritt nicht selten die Versuchung an den kühlen Beurteiler heran, hinter dem Verfasser des Requiem nichts Besseres zu suchen, als einen sogenannten lustigen Bruder und „fidelen" Gesellen. — In der That sammelte sich in Mozarts Wesen die ganze Summe üppigen, schwelgerischen und tändelnden Lebensgenusses seines in Äußerlichkeiten befangenen und verstrickten Zeitalters, dem das Siegel der sogenannten „Aufklärung" sein kennzeichnendes Gepräge verlieh. — Dazu war Mozart in Salzburg geboren und teilte mit seinen süddeutschen Landesgenossen Eigenschaften ihres leichtlebigen Lokalcharakters, die durch Einflüsse seines Lebensganges, namentlich auch durch seine spätere Ansiedelung in der frohsinnigen Kaiserstadt an der „schönen blauen Donau" sich nur nach der gleichen Richtung weiter entwickelten. Solches Wesen drückte sich auch aus in seiner schmiegsamen, beweglichen, leichtgebauten Gestalt, in seinen schöngeformten sensitiven, kleinen Händen, in seinen zierlichen Füßen, die er beim Tanz, insonderheit beim Menuett so anmutig zu bewegen verstand, daß sie mit seinen bezaubernden Klavierfingern wetteifern zu wollen schienen. Seine Schwester Marianne, „das Nannerl", rühmte ihm nach, er sei bis zu seinem zwölften Lebensjahr ein tadel-

4. Der dreiunddreißigjährige Mozart, nach einer gleichzeitigen Büste im Besitze der königlichen Bibliothek in Berlin, gestochen von Rehher 1873. Verlag von E. H. Schroeder in Berlin. Mit Bewilligung des Verlegers.

5. Mozarts Arbeitszimmer im Kasino auf dem Kahlenberge bei Wien. Gezeichnet und lithographiert von R. Alt, Verlag von L. T. Neumann in Wien, mit Bewilligung des Verlegers.

los schöner Knabe gewesen. Die bösen Blattern, welche beide Geschwister sich durch die in Wien herrschende Epidemie zugezogen hatten, überstanden dieselben zwar glücklich genug zu Olmütz; aber die schwere Krankheit, verbunden mit einer lebenslangen, fast übermenschlichen Arbeitsamkeit, wirkte doch auf Wolfgangs Körperentwickelung und Gesundheit hemmend nach.

Diesen Thatsachen gegenüber betrachte man nun die Gesamtsumme alles dessen, was Mozart geleistet hat als ausübender, lehrender und schaffender Genius, und man wird die Frage nicht unterdrücken können, wie ein schwächlicher, nach außen gerichteter, schon im sechsunddreißigsten Lebensjahre vollendeter Erdengast ein so erstaunliches Lebensresultat zu erzielen vermocht habe. Wenn irgend ein Sterblicher das Zugeständnis verdient, ein getreuer Haushalter mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewesen zu sein, so war Mozart ein solcher, obwohl er von der Größe und Bedeutung seiner irdischen Sendung selbst nur dunkle Ahnungen in vorüberfliehenden Augenblicken der Selbstschau empfangen zu haben scheint. Ein englischer, sehr nüchterner, ja skeptischer Beobachter — er heißt Barrington — erzählt und bestätigt in vielen einzelnen Zügen, wie der siebenjährige Wolfgang sich seiner Kunstübung gegenüber verhalten habe. Der Knabe besaß für alle Geschöpfe Gottes, für Tiere nicht weniger als für Menschen ein von Liebe überströmendes Herz. So hatte er bei seinem Besuch in London fröhlich mit einem Kätzchen gespielt, als der Vater ihn an das Klavier beschied, um eine musikalische Aufgabe zu lösen. Alsbald bemächtigte sich des Knaben der unverbrüchliche, Ehrfurcht gebietende Ernst, der ihn seit seinen frühesten Kinderjahren auszeichnete, so oft die heilige Tonmuse seinen Dienst forderte. Und kaum hatte er Barringtons und seiner übrigen Zuhörer Bewunderung im höchsten Grade erregt, so sprang er vom Klaviersessel auf, um seines Vaters Spazierstock zu ergreifen, sich rittlings darauf zu setzen und wie ein rechtes Kind im Zimmer umherzutollen. Dieser kleine Zug charakterisiert Mozarts menschlich-künstlerisches Wesen. In ihm lebte ein Geist, der schon im Kinde einer seltenen Reife zustrebte und seine Herrschaft besonders erstreckte über das ganze umfassende Gebiet musikalischen Wissens und Könnens. Wolfgang aber bezog diesen Vorzug gar nicht auf seine menschliche Persönlichkeit. Vielmehr erkannte er in seinem Genius nichts Geringeres als ein göttliches Geschenk, das ihm zwar zu treuer Verwaltung anvertraut war, das er aber „besaß, als besäße er es nicht". In Wolfgangs Vorstellungsweise gehörten seine wunderbaren Gaben nicht ihm persönlich an, sondern der ganzen Menschheit und zunächst seiner deutschen Nation.

So weit begegnete der Sohn in Beurteilung seiner selbst der Auffassung seines Vaters. Dieser aber sah weiter als Wolfgang. Er war ein christlich gesinnter Mann römischen Bekenntnisses und betrachtete das seltene Talent seiner beiden Kinder, zumal seines „Woferl" als eine geoffenbarte Bethätigung göttlicher Wunderwirkung. Der in Flatterhaftigkeit und Glaubenslosigkeit müßig dahinlebenden Zeit habe Gott der Herr in seiner Gnade ein Zeichen geben wollen, daß er noch im Regiment sitze und sich durch Unmündige ein Lob und Ehre bereiten könne: in diesem Sinne betrachtete Leopold Mozart die Sendung Wolfgangs und seiner hochbegabten Schwester. Und auch Leopold bestrebte sich mit solchen ihm anvertrauten Pfunden wie ein treuer Haushalter und sorgsamer Vater zu schalten.

Er zeigte der Welt das Wunder, indem er mit seinen Kindern die Mittelpunkte dermaliger Kulturpflege besuchte und überall wenigstens die Gemüter in ungewöhnliche Erregung geraten sah, wo man die Leistungen der beiden gottbegnadigten Dolmetscher der tönenden reinen Form hörte und beobachtete. Selbst ein bekannter Skeptiker, der Encyklopädist Melchior Grimm zu Paris, scheint doch in seiner Zweifelsucht erschüttert worden zu sein. Denn er hatte aus Wolfgangs erstaunlichem Genius die Besorgnis geschöpft, „man könne wahnsinnig werden, wenn man mit sehenden Augen und hörenden Ohren leibhaftige Wunder erlebe."

Daß es auch an Ehren und Glücksertrַägen auf den Reisen zumeist nicht mangelte, ist begreiflich. Dichter und Maler waren nicht weniger als Fürsten und Große bemüht, den wunderbaren Kindern je nach ihrer Art zu huldigen und ihre Gunst auch durch bleibende Zeichen zu bethätigen.

Einen Beweis dieser Art besitzen wir noch heute in dem, nach einem Kupferstich von Hans Meyer hier wiedergegebenen Gemälde, welches ein begeisterter Kunstfreund, L. C. de Carmontelle, der die beiden kleinen Virtuosen bei Anlaß ihres Besuches in Paris 1763 gehört, in Öl malte (Nr. 1). Ein nach diesem Gemälde von Delafosse besorgter Kupferstich zeigt die Unterschrift

Leopold Mozart, Père de Marianne Mozart, Virtuose de onze ans et de **J. G. Wolfgang,** Compositeur et Maître de Musique âgé de sept ans.

Die Buchstaben J. und G. erklären sich aus den Eigennamen, welche Mozart führte. Vollständig lauteten dieselben: Johannes Chrysostomus Gottlieb Wolfgang. Zu diesen kam nach der Firmelung noch der Name des derzeitigen Salzburgischen Erzbischofs Siegismundus. Aus dem Namen Gottlieb wurde später die latinisierte Übersetzung Amadeus.

Nach dem Bilde von Carmontelle könnte es scheinen, als habe Marianne ihn und ihre übrigen, meist vornehmen Zuhörer als Sängerin entzückt und sei vom Brüderchen auf dem Klavier und vom Vater auf der Geige bei ihrer Gesangleistung begleitet worden. Die Darstellung Carmontelles leidet nach dieser Seite hin indessen an Unwahrscheinlichkeit. Denn Marianne zählte dazumal erst elf Jahre und erwarb sich die Anerkennung einer Klavierspielerin von seltener Meisterschaft. Daß sie sich auch als Sängerin ausgezeichnet habe, wird nirgendwo berichtet. Man mag deshalb mutmaßen, Carmontelle habe diese Aufstellung gewählt, um die künstlerische Familie in einer gemeinschaftlichen Bethätigung ihrer Kunst malerisch zu gruppieren — eine dichterische Freiheit, die man sich schon gefallen lassen kann. — Wolfgang schrieb zu Paris seine ersten Sonaten für Violine und Klavier. Der Beschauer des Bildes von Carmontelle kann deswegen annehmen, daß der siebenjährige „Compositeur" eben im Begriffe ist, diese neuen Werke mit seinem Vater zu probieren. Und Marianne mag dabei das Lob ihres Bruders singen, der noch so jung schon so schöne Sonaten zu schreiben verstand.

Das zweite Bild zeigt den vierzehnjährigen Tonmeister, der nach seiner großen Pariser Reise in Salzburg fleißig studiert, mit Marianne und den Eltern einen wenig erfolgreichen Aufenthalt zu Wien genommen, dort seine erste Oper und seine erste Messe geschrieben hatte, dann im dreizehnten Lebensjahr erzbischöflicher Konzertmeister zu Salzburg geworden war und von hier unter dem Geleit seines Vaters die erste Reise nach Italien, dem gelobten Lande derzeitiger Tonkünstler, unternahm. In Verona wurden die beiden Reisenden gastlich aufgenommen von dem Generaleinnehmer Pietro Lugiati, einem enthusiastischen Musikfreunde. Lugiati ließ von Wolfgang im Januar 1770 ein lebensgroßes Ölbild malen. Dasselbe stellt den jungen bewunderten Tonmeister dar, wie er in einem geschnitzten Lehnsessel am Klavier spielend sitzt, das sonnig heitere Jünglingsantlitz dem Beschauer zuwendend. Ein goldverbrämtes rotes Staatskleid und ein Brillantring am kleinen Finger der rechten Hand bringen die Sorgfalt zum Ausdruck, welche Mozart gern auf seine Erscheinung verwendete. Einem Stich nach diesem Gemälde ist das hier aufgenommene Brustbild gefolgt.

Nach drei, einander in kurzen Unterbrechungen folgenden italienischen Reisen, welche sich für Wolfgang zu Triumphzügen ausgestalteten, ihn zum Ritter vom goldenen Sporn und römischen Palatin, zum Mitgliede der weltberühmten Akademieen in Bologna und Verona erhoben hatten, wurde der gefeierte Prophet der schönen Kunst in die Wüste eines überlästigen Hofdienstes unter dem despotischen Fürstbischof Hieronymus von Salzburg geführt. Vier Jahre lang trug Mozart das Joch einer drückenden Tyrannei. Dann schüttelte er es mutig ab, um unter dem Geleit seiner Mutter in der Fremde das Glück zu suchen. Diese abenteuernde Kunstfahrt

führte ihn zuletzt wieder nach Paris, wo fünfzehn Jahre zuvor L. de Carmontelle durch sein Familiengemälde der Begeisterung Ausdruck geliehen hatte, welche ihm und der vornehmen Umgebung des Hofes von Louis XV und der Marquise von Pompadour die wunderbaren Leistungen des siebenjährigen Maître de Musique aus Salzburg erregt hatten. Nach dem Verlauf von fünfzehn Jahren hatte man Mozart in Paris ganz vergessen. Und selbst der enthusiastische Freund Grimm, der inzwischen zum Baron erhoben worden, zog sich kalt und herzlos von dem zur Selbständigkeit herangereiften jungen Künstler zurück. — Zu den schmerzlichsten Enttäuschungen und zum Verlust seiner geliebten treuen Mutter gesellte sich für den schiffbrüchigen Reisenden endlich noch die Demütigung, in das Salzburger Gefängnis zurückkehren zu müssen.

Aus dieser Zeit stammt das folgende von della Croce zu Salzburg im Herbst 1780 angefangene Familiengemälde, (Nr. 3) welches die Geschwister am Klavier vierhändig spielend darstellt. Der Vater sitzt mit der Geige lauschend hinter dem „Pantalon“. Und auch die Mutter fehlt nicht. Ihr Sterbliches ruhte in ferner französischer Erde. Aber ihr Brustbild an der Wand des Familiengemachs vergegenwärtigte den Ihrigen ihr ehemaliges stilles Walten im Hause. — Daß die strahlende Heiterkeit von Wolfgangs Mienen gewichen und dem Ausdruck gesteigerten Ernstes und wohl auch zehrender Trauer Raum gegeben hat, bezeugt nach Ausweis des wohlgetroffenen Porträts von della Croce, wie die Schule des Lebens ihren Einfluß nicht fruchtlos an diesem Auserwählten geübt habe.

Das folgende Konterfei (Nr. 4) stellt den dreiunddreißigjährigen Mozart nach einer gleichzeitigen Büste dar, die sich im Besitze der Königlichen Bibliothek in Berlin befindet. Es versetzt dieses Bild den Beschauer also wieder um fast zehn Jahre weiter, die der vollendete Großmeister seit der Entstehung jenes Familiengemäldes von della Croce auf seinem dornenvollen Lebenswege indessen zurückgelegt hatte. Im Jahre 1789 unternahm Mozart eine Reise nach Potsdam und Berlin an den Hof des musikliebenden Königs Friedrich Wilhelm II. Bei dieser Gelegenheit ist denn wohl die charakteristische Büste, die Reyher später im Stiche nachgebildet hat, entstanden.

Das fünfte Stück unserer kleinen Galerie stellt Mozarts Arbeitszimmer im Kasino auf dem Kahlenberge zu Josefsdorf bei Wien dar, wie es noch heute erhalten ist und jedem Fremden gezeigt wird. Der Zeichner hat nichts vergessen, was zu Mozarts Umgebung gehörte, sie ihm behaglich zu machen. Selbst der Kanarienvogel im Käfig fehlt nicht. Mozart flüchtete sich gern in die Einsamkeit dieses Zimmers aus dem Gartenhause auf der Wieden, welches Schikaneder ihm eingerichtet hatte, um die Entstehung der Musik zur Zauberflöte beeinflussen und Mozarts Fleiß überwachen zu können. Die Zauberflöte wird es demnach sein, welche den heiter dreinschauenden Tondenker an dem breiten Schreibtische eben beschäftigt. Am 30. September 1791 erlebte dieses Wunderwerk dramatischer Tonkunst die erste Aufführung. Und schon am 5. Dezember desselben Jahres stand das fromme treue Herz dieses gottbegnadigten Priesters der reinen musikalischen Form still, der auf die arme Erde gesandt war, um seiner Mit- und Nachwelt Gottes Schönheit und Wundermacht zu offenbaren.

Ludwig Meinardus.

Am Familientisch.

Ein unerwarteter Besuch.

(Zu dem Bilde auf S. 693.)

Unser Bild zeigt eine höchst ergötzliche Situation. Das Leben hat die beiden Vettern, die einst zusammen im abgelegenen Schwarzwalddörfchen ihre Jugendspiele spielten, sehr verschiedene Wege geführt. Während der eine daheim blieb und die väterliche Scholle in der Väter Weise baute, ist der andere in der Stadt zu hohen Ehren und großem Reichtum gelangt. Da beschließt eines Tages der Vetter vom Lande den Vetter in der Stadt zu besuchen und bricht auch wirklich mit Weib und Kindern auf. Voll alter treuer Freundesliebe streckt er jetzt dem Vetter, dem er allerlei Liebes mitgebracht hat, die Hand hin. Der Vetter in der Stadt, der eben in stilvollem Gemach bei perlendem Sekt ein kleines Familiensymposion feiert, fühlt vielleicht ähnlich, aber seine Empfindungen sind immerhin gemischter Natur, denn seine Gattin und was sonst noch um den Tisch sitzt, stammt aus der Stadt und ist wohl nicht ganz in der Lage, die einfältige (im alten Sinn) Treue des Vetters vom Lande nach Gebühr zu würdigen.

Die Gedichte eines Optimisten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in unserm Volke, in dem doch das Familienleben eine so überaus große Rolle spielt, eben dieses Familienleben verhältnismäßig nur höchst selten Gegenstand poetischer Darstellung geworden ist. Unzähligen deutschen Männern und Frauen ist die Geschlechtsliebe in ihrer schönsten, beglückendsten und poetischsten Form erst in der Ehe aufgegangen, unzählige von uns lieben ihre, vielleicht längst gealterten Frauen unvergleichlich tiefer, inniger, bewußter, als sie seinerzeit die blühende Braut liebten, und doch haben diese Verhältnisse in unserer Lyrik fast gar keinen Ausdruck gefunden. In der ist immer nur vom Jüngling und der Jungfrau die Rede. Fast dasselbe gilt auch von dem sonstigen Familienleben, in dem doch wiederum — Gott sei Dank dafür — unzählige Deutsche allezeit das höchste Glück fanden und finden, das einzige ganz ungemischte, weil wunschlose Glück. Da wird es denn vielen unserer Leser sehr willkommen sein, wenn ich sie auf Gedichte aufmerksam mache, in denen eben diese Verhältnisse und die ihnen zugrunde liegenden Empfindungen einen schönen Ausdruck gefunden haben. Es sind das die „Gedichte eines Optimisten“ von Julius Lohmeyer, die in reizender Ausstattung bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienen sind. Mit großer Innigkeit und in schöner Form sind hier die Freuden des Eheglücks, des Familienlebens geschildert, und der einzigartige Charakter eben dieses Glücks gelangt hier in höchst ansprechender Form zur Darstellung. Niemand, dem der gütige Gott ein liebes Weib, holde Kinder und die Gabe, dieses höchsten irdischen Besitzes froh zu werden, zuteil werden ließ, wird diese Gedichte lesen, ohne sich von vielen im Innersten ergriffen zu fühlen.

Diese „Ehelieder“ sind weitaus die Krone unserer Gedichte, aber auch unter den übrigen findet sich manches hübsche Lied, manch anregender Spruch.

Th. H. Pantenius.

Noch etwas vom alten Hofrat Gebauer.

Zu der in Nr. 32 (S. 505) gebrachten Erinnerung an den alten Hofrat Gebauer gehen uns von berufener Seite einige Notizen zu, welche dieselbe in erwünschter Weise teils berichtigen, teils ergänzen. Es geht daraus hervor, daß der 1865 im 84. Lebensjahre verstorbene Künstler ein sehr edler Mensch war, welcher die Erfolge seines Schaffens in ehrenwertester Uneigennützigkeit wohlthätigen Zwecken zuzuwenden pflegte. Dafür zeugt u. a. ein Schreiben des alten Blücher an ihn, das folgenden Wortlaut hat:

Ich habe mit vielem Vergnügen aus Ihrem, heute bei mir eingegangenen Schreiben vom 7. d. M. ersehen, daß Sie zur Unterstützung unserer braven verwundeten Preußen eine Summe von 1800 Thlr. bestimmt haben, und ersuche Sie, mit Hinzufügung meines herzlichsten Dankes für diese in der That höchst reichliche Spende nun jenen Betrag zur Kgl. General-Militärkasse in Berlin einzuzahlen, mir aber demnächst die Anweisung auf diesen Betrag gefälligst zugehen zu lassen, um denselben bei einer der Kriegskassen erheben, und Ihrem Wunsche gemäß verwenden zu können.

Das, Ihrem Briefe beigefügt gewesene Porträt ist zwar bei mir eingegangen; allein es ist etwas beschädigt. Ich werde versuchen, ob es nicht möglich ist, jemand hier aufzufinden, der es wieder aptiert. Geht dies an, so werde ich Gelegenheit nehmen, es, Ihrem Wunsche gemäß, dem Herrn Herzog von Wellington Durchlaucht zu übergeben, auch mich bemühen, ein ihm sehr ähnliches Porträt Ihnen zu verschaffen, damit Sie darnach dasselbe in Kupfer stechen lassen, und Ihren so äußerst rühmlichen Wunsch, die Einnahme dafür zur Erquickung der Verwundeten zu bestimmen, realisieren können.

Ich gebe Ihnen schließlich die Versicherung, daß ich Sie immer als einen wackeren und edlen deutschen Mann achten und schätzen werde.

Hauptquartier Chartres, den 20. August 1815. gez. Blücher.

Ein Jahr darauf heißt es in einer Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III:

Ich habe den von dem Maler Gebauer angezeigten Ertrag, welchen die von demselben im Kupferstich herausgegebenen Bildnisse des Generalfeldmarschalls Fürsten Blücher von Wahlstatt und des Kaiserl. Russischen Generals Grafen Rostopschin für die verstümmelten Krieger eingebracht haben, mit Wohlgefallen ersehen, und bezeige dem Gebauer für die Anwendung seiner Kunst für diesen guten Zweck mit Übersendung der beifolgenden goldenen Medaille Meinen Beifall; gestatte auch demselben gern, Mein Bildnis zum Besten der Waisen-Anstalten, namentlich des Friedrichstifts, im Kupferstich herauszugeben. gez. Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 18. April 1816.

Aus einer Reihe beglaubigter Dokumente, die uns vorliegen, geht weiter hervor, daß der Künstler in dieser menschenfreundlichen

Verwertung seiner Kunst unermüdlich fortfuhr. Bald sind es die erblindeten Vaterlandsverteidiger, denen er den Ertrag eines seiner Kupferstiche zuwendet, der sich nach Abzug der Kosten auf 21 208 Thaler beläuft; bald die Postarmenkasse (1946 Thaler, von dem Generalpostmeister Nagler bezeugt), bald der Verein für die Besserung der Strafgefangenen (etwa 1000 Thaler), bald der Bau eines Missionshauses in Berlin (475 Thaler) ꝛc. ꝛc. Laut einer öffentlichen Bekanntmachung des Ministers des Innern von Schuckmann vom 26. März 1830 im Amtsblatt der Regierung zu Potsdam war es damals schon „seinen rastlosen Bestrebungen gelungen", **mehr als 60 000 Thaler** bereitzustellen, deren Verwendung zu wohlthätigen Zwecken nachgewiesen ist; wofür ihm „ein überaus wohlverdientes dankbares Anerkenntnis der Leistungen, welche aus seiner rühmlichen Neigung zur Wohlthätigkeit hervorgegangen sind, von dem Minister zugeeignet" wird. — Und da zu derselben Zeit der Künstler ein neues Bild zum Besten der Überschwemmten zur Verfügung gestellt hatte, fügt der Minister seiner Genehmigung noch folgende Worte hinzu: „Indem ich die Herausgabe dieses Bildes zu dem angeführten Zwecke nach Ew. W. Antrage genehmige, mache ich dabei gleichwohl zur unerläßlichen Bedingung, daß Sie mir gestatten, Ihnen, als wohlverdientes Honorar für die bis jetzt mit ehrenwerter Uneigennützigkeit zum gemeinen Besten dargebrachten Kunstwerke, einen verhältnismäßig von mir zu bestimmenden Teil des Ertrages, welcher hoffentlich recht ergiebig ausfallen wird, zu übereignen. Denn Ihr fast zu weit führendes Bestreben, fremder Not zu Hilfe zu kommen, legt mir gleichsam die Pflicht auf, vorzusehen, daß daraus nicht für Sie Selbst und für Ihre Familie Entbehrungen resultieren, welche Sie um so unverdienter treffen müßten, als die Leistungen in der That groß sind, die Ihrem rastlosen Bemühen verdankt werden."

Daß der alte Hofrat auf diese Weise kein Vermögen sammeln konnte, liegt auf der Hand; dennoch war bei seinem Tode im Jahre 1865 die Zukunft seiner Familie vollkommen sicher gestellt. Seine Witwe insbesondere bezog eine reichlich bemessene Witwenpension und führte bis an ihr Lebensende einen gemeinsamen Hausstand mit ihrem im Staatsdienste angestellten Sohne, so daß sie Unterstützungen aus öffentlichen oder privaten Mitteln niemals in Anspruch zu nehmen brauchte. Einige Bildnisse des Hofmalers Gebauer, so das des **Fürsten Blücher von Walstatt**, haben in dem Bildersaale des **Hohenzollern-Museums** zu **Berlin** Aufnahme gefunden.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

1.

				I				
			I		I			
		I				I		
	I						I	
I				I				I
	I						I	
		I				I		
			I		I			
				I				

Die leeren Felder des Quadrats sollen mit je einem Buchstaben so ausgefüllt werden, daß die wagerechten Reihen neun bekannte Wörter von je neun Buchstaben ergeben.

1. Deutsches Herzogtum.
2. Ordensstifter.
3. Getränk.
4. Bindemittel.
5. Patrizierfamilie.
6. Stadt in Süddeutschland.
7. Vorname.
8. Tragiker.
9. Universitätsstadt. C. K.

2. Dominoaufgabe.

Aus einem Dominospiel von 28 Steinen sind 8 Steine und zwar:

und ein andrer herausgenommen. Dann sind an den Stein alle noch übrigen 19 Steine nach den Regeln des Dominospiels angesetzt. Die Summe der Augen auf den 19 angesetzten Steinen beträgt 110.

Welche beiden Zahlen stehen an den beiden äußersten Enden der angesetzten Steine?

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

3.

		R		
		E		
E	L	I	S	E
		E		
		P		
		S		

4. Nicht.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 43.

Schachspielaufgabe.

1. Ta3—d3 1. Le4—d3:
2. Lc2—b3† 2. Kc4—b3:
3. Sf3—d2‡

A.

1. . . . . 1. Sb5—d4
2. Td3—d4:† 2. c5—d4:
3. Sf3—d2‡

B.

1. . . . . 1. Le4—f3:
2. Ta5—a4‡

C.

1. . . . . 1. Lc7—a5:
2. Sf3—e5‡

1. Dechiffrier-Aufgabe.

O, du fröhliche,
O, du selige
Gnadenbringende Osterzeit.
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue dich o Christenheit.

2.

Neunzig 1 Mark-, sechs 5 Mark-, vier 20 Markstücke.

Bilderrätsel:

Der Unterschied der Dinge scheint groß und ist oft so gering.

5.

Der Umlauf der Erde um die Sonne dauert bekanntlich ungefähr 365¼ Tag. Daher geben wir dem Gemeinjahr 365 Tage = 52 Wochen + 1 Tag und dem Schaltjahr 366 Tage = 52 Wochen + 2 Tage. Diese Zeitrechnung verfolgt den Umlauf der Erde aber nicht ganz genau, sondern eilt vor und deshalb wird das Jahr 1900 nicht als Schaltjahr gerechnet werden. Hieraus entspringt zunächst die allbekannte Thatsache, daß von einem Gemeinjahr zum andern das Datum eines beliebigen Tages im nächsten Jahre auf den folgenden Wochentag fällt; ist aber das folgende Jahr ein Schaltjahr, so springt das Datum für die letzten zehn Monate auf den zweit folgenden Wochentag und für die ersten zwei Monate findet derselbe Sprung im folgenden Jahre statt. In vier Jahren beträgt also dieses Vorschreiten fünf Tage, und da im Jahre 1880 der 1. Februar ein Sonntag war, so wird im Jahre 1884 der 1. Februar auf einen Freitag fallen. Demnach beträgt die Verschiebung vom:

1. Januar	1880	bis	31.	Dezbr.	1883	5	Tage
„ „	1884	„	„	„	1887	5	„
„ „	1888	„	„	„	1891	5	„
„ „	1892	„	„	„	1895	5	„
„ „	1896	„	„	„	1899	5	„
„ „	1900	„	„	„	1903	4	„
„ „	1904	„	„	„	1907	5	„
„ „	1908	„	„	„	1911	5	„
„ „	1912	„	„	„	1915	5	„
„ „	1916	„	„	„	1919	5	„
					Summa	49	Tage

= 7 Wochen. Vom 1. Januar 1920 an werden sonach dieselben Wochentage dasselbe Datum tragen wie im Jahre 1880 und daher wird der Monat Februar im Jahre 1920 fünf Sonntage haben. P.

Inhalt: Sigrit. Fortsetzung. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — Die Sprache des Kindes. Von Dr. Friedrich Schäfer. — Im Nest. Schluß. Humoreske von Th. H. Pantenius. — Mozart im Bilde. Von Ludwig Meinardus. Mit fünf Illustrationen. — Am Familientisch: Ein unerwarteter Besuch. Zu dem Bilde von Hugo Oehmichen. — Die Gedichte eines Optimisten. Von Th. H. Pantenius. — Noch etwas vom alten Hofrat Gebauer. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. August 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 45.

Sigrit.

Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg.

(Fortsetzung.)

16. Gegensätze.

Langsam ging Sigrit nach dem eben geschilderten Abschiede in ihrem Garten auf und ab, um ihrer Aufregung Herrin zu werden. Da rief sie eines der Mädchen zur Freifrau mit der Meldung, daß Besuch gekommen sei. Es waren Lindensteds mit einem jungen Mann, einem benachbarten Gutsbesitzer, den Sigrit öfter auf Mattila getroffen hatte. Errötend und glückstrahlend stellte Swea Herrn Patturi als ihren Bräutigam vor. Die Freundinnen umarmten sich, Sigrit beglückwünschte den jungen Mann, indem sie lächelnd behauptete, das Ereignis längst vorausgesehen zu haben.

„Ich habe doch gar nicht davon gesprochen“, erwiderte Swea etwas verlegen.

„Etwas Scharfsinn darfst du mir doch wohl zutrauen, liebe Swea.“

Trotz desselben war es ihr nicht ganz begreiflich, was Swea eigentlich zu diesem schweigsamen, eckigen Landwirt hingezogen hatte, der außerdem den ihr so verhaßten finnischen Typus sehr scharf ausgeprägt trug. Der Großvater zählte eben der Freifrau die Vorteile dieser Verbindung auf: „Unsere Äcker liegen aneinander, es wird zusammen ein hübsches Besitztum abgeben. Ich bin schon alt und nicht mehr ganz so rüstig wie vor vierzig Jahren, da wird Herr Patturi schon etwas nach dem Lande sehen, das doch einst sein eigen wird.“

Diese Berechnungen konnten doch kaum für Swea ausschlaggebend gewesen sein, die nicht sehr abhängig von der Meinung ihres Großvaters war, sondern im Grunde in ihrer Weise ohne viel Aufsehen und Geräusch alles im Hause nach ihrem Willen zu lenken wußte, ganz im Gegensatz zu Sigrit, die sich nicht klug auf der Defensive hielt, sondern lieber angriffsweise vorging oder die Dinge trotzig ihren Lauf gehen ließ, wie sie wollten. Sigrit kam daher zu der Überzeugung, daß Swea von der stillen treuen Liebe des jungen Mannes gerührt worden sei.

Das Gespräch ward allgemeiner, Herr Patturi sprach von verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen, die er gekauft hatte, welche aber von seinem zukünftigen Schwiegervater als „dummes, neumodisches Zeug“ abgefertigt wurde.

„Nun, das dumme, neumodische Zeug ist in unsern Bestrebungen doch recht nützlich gewesen“, erwiderte der junge Mann etwas unvorsichtig.

„Wenn Sie wollen, daß wir Freunde bleiben sollen, so kommen Sie mir durchaus nicht mit Ihren nationalen Vereinen, Zeitungen und Bestrebungen", brauste der Oberst hitzig auf.

„Entschuldigen Sie meinen Mann," bat die Oberstin, „es ist das einzige, was er an Herrn Patturi auszusetzen findet, er ist nämlich Fennomane."

„Mag er sein, was er will", sagte der Oberst, über seine Heftigkeit beschämt, „mich soll er damit in Ruhe lassen, denn ich will nichts davon wissen."

„Herr Oberst", fiel Sigrit ein, „ich muß Ihnen durchaus meine Theerosen zeigen, die in der vorigen Woche angekommen sind. Niemand versteht ja so gut als Sie, zu beurteilen, ob sie richtig behandelt werden."

„Ja, ja mein Goldtöchterchen", antwortete der geschmeichelte Alte und folgte seiner Führerin willig über den Hof in das kleine Gewächshaus, wo sie sich in ein sehr ausführliches Gespräch über Blumenzucht vertieften. Die Freifrau nahm unterdessen die abgebrochene Unterhaltung wieder auf und ließ den jungen Mann seine Ansichten entwickeln, was er mit viel Bescheidenheit und Mäßigung that.

„Gnädige Frau, die alten Zeiten der Stammesfeindschaft sind vorüber. Wir haben erreicht, wonach wir strebten, Gleichberechtigung. In sozialer Beziehung haben wir sie noch nicht errungen, mit der steigenden Bildung des Volkes wird auch diese letzte Schranke fallen, Schweden und Finnen werden sich die Hand zum Bündnis reichen."

„Davon sieht man bis jetzt noch herzlich wenig", meinte die Freifrau.

„Tallinen, unser Vereinsvorstand", erwiderte Patturi, „sprach im letzten Herbst sehr gut über diese Frage, er folgt darin übrigens ganz dem Beispiele unsers verehrten Altmeisters Lienrath, der weit über allen Parteihader erhaben ist."

„Die Finnen haben doch den Kampf begonnen", warf die Hausfrau ein.

„Sie haben sich fühlen und erkennen gelernt, aber keinen Kampf gesucht. Wäre es nicht weit besser, ein Volk von Brüdern bewohnte unser schönes, freies Land?"

„Sie wollen also die Schweden aus Finnland vertreiben?"

„Durchaus nicht; ich bin weit davon entfernt, meine Swea vertreiben zu wollen." Er reichte seiner Braut lächelnd die Rechte. „Es gibt mehr als ein Haus, in dem die Nationalitätsfrage so schön gelöst ist, wo Mann und Frau sich als Finnländer fühlen und nicht nach schwedisch oder finnisch fragen, weil das Beste beider Völker ihnen zu teil geworden ist."

„Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen", bemerkte die Freifrau sinnend.

Die Oberstin brach bald auf, da sie voll Teilnahme bemerkte, daß ihre Nachbarin noch nicht ganz stark sei.

„Sigrit müssen Sie uns jedoch auf einen Tag lassen, um die Verlobung zu feiern", bat sie.

„Sehr gern, Frau Oberstin, das arme Mädchen hat eine schwere Zeit verlebt."

„Sie ist ein gutes Kind", erwiderte die alte Frau herzlich.

„Jetzt erst habe ich meine eigene Tochter in ihrem ganzen Wert erkennen gelernt," versetzte die Freifrau mit mehr Gefühl, als die Oberstin ihr je zugetraut hätte.

„Morgen am zweiten Festtag feiern wir unsere Verlobung und rechnen fest auf dich", rief Swea der eben wieder eintretenden Freundin zu.

„Ja, mein Kind, ich wünsche es auch für dich, meinetwegen sollst du nicht zurückbleiben, mir thut die Einsamkeit not", setzte die Freifrau hinzu.

Die Gesellschaft war fortgefahren, die Freifrau ruhte ein paar Stunden; es war Zwielicht, als sie ihr Kind wieder zu sich bitten ließ. Ein ganz veränderter Ton herrschte zwischen den beiden. Die Freifrau zog Sigrit an sich: „Mein geliebtes Kind," sagte sie innig. „Du hast mich dem Leben wiedergegeben."

Eine Thräne in Sigrits Augen war der letzte Zoll, den sie der geopferten Liebe weihte. Ihre Mutter erfuhr nichts von den Kämpfen dieses Tages.

Zur selben Zeit saßen Frau Edla und Torsten zusammen, und der starke Mann schüttete ins Herz seiner Mutter den Kummer seines Lebens aus, wie er als Kind die kleinen Sorgen zu ihr zu tragen pflegte.

Sie strich mit leichter Hand über seinen Scheitel und sprach leise: „So müssen wir diese Hoffnung zu Grabe tragen, ich hoffte, es sollte ein starkes Band daraus werden, die zerrissenen Freundschaftsbande wieder zu verknüpfen." Torsten antwortete nicht.

„Mein armes Kind, Sigrit ist zu jung, um deinen vollen Wert zu erkennen, sie hat nicht den Mut, ihre Liebe zu verfechten, die sie wie auf Adlersfittigen über alle Hindernisse hinweggetragen hätte."

„Über ein heiliges Versprechen kann nichts hinwegtragen", erwiderte Torsten düster.

„Sie hätte es nicht geben sollen."

„Hätte ich dir unter gleichen Umständen etwas abschlagen können? Nein, Mutter, Sigrit hat recht gehandelt, ich kann mich nur noch nicht darein finden."

Er erhob sich: „Ich muß das Geschick tragen, laß mir nur Zeit, mich zu fassen, um mein Unglück zu ertragen."

„O, Torsten, du wirst sie nie vergessen", rief die Mutter kummervoll.

„Niemals, Mutter!"

17. Neue Kämpfe.

Die Freifrau verbrachte den folgenden Tag in ernstlichen Kämpfen und schmerzlichem Nachdenken über ihr Verhalten zu der Tochter, die durch ihre Entsagung einen moralischen Sieg über sie davon getragen hatte, dessen sie dieselbe gar nicht für fähig gehalten hätte. Mit Sigrits Trotz und Eigenwillen war auch der Freifrau Härte und Schroffheit verschwunden. Sie gedachte jetzt des einzigen ihr gebliebenen Kindes mit Liebe und Zärtlichkeit, mit Wehmut erinnerte sie sich des schmerzlich zuckenden Mundes, der thränenvollen Augen, und dennoch wollte sie nicht in einer augenblicklichen Aufwallung den Preis so vieler Kämpfe dahingeben, sie wollte langsam prüfen, ob es nicht dennoch das beste Mittel gewesen, das sie ergriffen, ob nicht die Zeit die blutende Wunde heilen könne. Jedenfalls barg sie die Entschlüsse und Kämpfe dieses Tages unter einer gleichmäßig freundlichen Außenseite, zumeist vor Sigrit, der sie jede mögliche Zerstreuung zu verschaffen suchte.

Sobald sie sich wieder ganz wohl fühlte, fuhr sie mit ihr nach Helsingfors, um sie mit den dortigen Verwandten bekannt zu machen. Die freundliche Aufnahme, das fröhliche Treiben um sie herum schienen Sigrit jedoch noch trauriger zu stimmen. Sie saß manchmal auf dem sogenannten Observatorium am Hafen und ließ ihren Blick über die hübsche Stadt, das geschäftige Leben und Treiben am Hafen schweifen, blickte hinüber zu der alten, weißen Festung Sweaborg, dem letzten Bollwerk der schwedischen Partei im Unabhängigkeitskriege, die in der Frühlingssonne erglänzte, und erfreute sich an dem reichen Kranze von Inseln, die gleich Gärten mitten im blauen Meere dalagen oder als nackte, riesige Felsblöcke den Wogen Trotz boten. Ihr liebster Gang war jedoch zum „Brumspark", der seine schattigen Anlagen bis zum Meere herabstreckt; dort saß sie manchmal dem Wogen des Wassers und dem Spiel der Wellen zuschauend, während die Gedanken sich in die Unendlichkeit versenkten, sie lernte ihr kurzes Leben, ihr kleines Leid gering achten im Vergleich zu dem unermeßlichen Jammer, der die Schöpfung erfüllt, in der jedes Wesen auf Kosten anderer lebt und nach kurzer Frist wieder in nichts versinkt. Sie suchte das Bild, das zu ihren Füßen lag, festzuhalten, und wanderte daher täglich zum Gestade, wo sie malte. Doch bald wurde ihr diese unschuldige Freude verleidet durch wiederholte Begegnungen mit dem Leutnant Skogenskiöld und seinen Kameraden, die das hübsche Mädchen bei den Verwandten kennen gelernt hatten und großes Vergnügen daran fanden, sie bei ihrer Arbeit überraschen zu können.

„Hast du dringende Gründe für deinen Aufenthalt hier, liebste Mama?" fragte das junge Mädchen eines Abends.

„Nur deinetwegen sind wir ja hier, du mußt dich etwas zerstreuen."

„Dann laß uns bald reisen, ich sehne mich nach Mustamäkki."

„Und dein Bild?"

„Mit Herrn Skogenskiöld als Staffage", lächelte Sigrit, „laß uns reisen!"

Ungern gewährte die Freifrau diese Bitte, und Sigrit konnte bald ihren geliebten See begrüßen und den Wald, der nun in vollem Frühlingsschmucke dastand. Sigrits Leben war bald im alten Gleis, sie hatte einen großen Teil der Wirtschaft auf sich genommen; dank ihrem eifrigen Studium konnte sie sich schon recht gut verständigen, und die Leute hatten Vertrauen zu ihrer jungen Herrin gewonnen, die freilich in ihren Anforderungen streng war, aber doch stets gütig und gerecht auf alles einging, was das Wohl der Untergebenen betraf. Trotz dieser vielfachen Beschäftigungen blieb ihr noch immer Zeit genug zu Streifereien durch Wald und Feld. Die Freifrau hatte ganz und gar aufgehört, Sigrits Bewegungen zu überwachen, sie hatte ihr ja volles Vertrauen und herzliche Liebe wiedergeschenkt; einsam genoß das junge Mädchen in vollen Zügen den ganzen Zauber der herrlichen Natur; vom taufrischen Morgen bis zur wunderbar hellen Nacht bot jede Stunde ihrem schönheitsdurstigen Auge ein anderes Bild. „Sweas Hochzeit soll im Herbst gefeiert werden, wenn das Korn geerntet ist und die Aussaat schon in der Erde liegt, und wir mehr Ruhe haben", entschied der Oberst. Sigrit fand Freude daran, der scheidenden Freundin zwei Ansichten von Mattila zu malen, die ihr in ihrem neuen Heim zu Jöggiküllan die alte Heimat stets nahe bringen sollten. Sigrit saß am jenseitigen Ufer, um das Haus und den alten Garten von der Rückseite aus aufzunehmen. Es war am Vorabend des Johannistages; obgleich es schon ziemlich spät geworden, hatte die Sonne ihren Lauf noch nicht beendigt. Sigrit beeilte sich nicht, nach Hause zurückzukehren, hatte sie doch dank ihrer scharfen Augen ein großes Segelboot bei ihrem Garten anlegen sehen. Es war nicht schwer zu erraten, wer die Gäste sein konnten, die den Weg zum Hause hinaufschritten, denn das Boot war von der Stadtseite hergekommen. Die Gräfin Tormer war mit ihrem Vetter Skogenskiöld in der letzten Zeit oft genug auf Mustamäkki gewesen. Die Freifrau hatte sie mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit aufgenommen, was es Sigrit bedeutend erleichterte, sich dem Verkehr zu entziehen, denn sie fühlte mit weiblichem Taktgefühl, daß dem jungen Krieger gegenüber Zurückhaltung sehr am Platze sei. Er hatte in Helsingfors die flüchtige Bekanntschaft erneuert und seine Befriedigung darüber ausgesprochen, daß er für einige Zeit zum H.schen Bataillon kommandiert sei, von wo aus er den Damen seine Aufwartung machen könne. Diese Besuche hatten sich in letzter Zeit auffallend häufig wiederholt, und das junge Mädchen hätte gern ein Mittel gefunden, sie ohne Unhöflichkeit abzuschneiden. Sie selbst hatte zu schwer gelitten, um nicht andern voll zarter Schonung ein ähnliches Schicksal ersparen zu wollen. Sie wußte, daß sie Herrn Skogenskiölds Gefühle nie erwidern könnte, wäre er auch ihrem Ideal ebenso ähnlich gewesen, als er von demselben abwich.

Während Sigrit noch eifrig malte, sank die Sonne tiefer und verschwand endlich hinter den hochragenden Tannen; die Beleuchtung war aber noch zu schön, um sich gleich von dem hübschen Plätzchen trennen zu können. Ein sanfter Dämmerschein schien sich auf Feld und Wald niederzusenken, das Wasser gewann immer mehr an Durchsichtigkeit und spiegelte den nördlichen Himmel wieder, an dem das Feuer der untergegangenen Sonne mit der kommenden Morgenröte verschmolz. Träumerisch lauschte Sigrit dem Lied der Nachtigallen, die sich wechselweise zum Gesange aufzufordern schienen. Da flammte plötzlich am Waldesrande ein Feuer auf, hoch droben am jenseitigen Ufer ein zweites, bald lohten von allen Felsen, von allen Bergspitzen die Freudenfeuer, die einst zur Zeit der Sonnenwende dem holden Baldur entgegenflammten. Es war ein eigentümlich schönes Bild, in dem Helldunkel der nordischen Nacht die rotgelben Flammen unter dem sternlosen Himmel leuchten zu sehen. Kein Laut verriet die Anwesenheit von Menschen bei diesem Opferdienst, denn die alten Riten sind längst aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden; laute lärmende Fröhlichkeit liegt ohnehin nicht im Charakter des Finnen; das Herbe und Starre in der Natur hat auch dem Menschen seinen Stempel aufgeprägt.

Sigrits Gedanken schweiften zurück in die Vorzeit, es mahnte sie an den einst so eifrigen Dienst in Baldurs Tempel, in dem Ingeborg weilte, bis Frithjofs frevelnde Hand den Brand in das Gotteshaus schleuderte. Sie gedachte an Ingeborgs Schicksal, geopfert von des Bruders berechnender Klugheit, und versank in immer tiefere, trübere Träumereien, aus denen sie sich fast gewaltsam riß, denn sie wollte würdig, gleich der Heldin des Altertums, ihr Verhängnis tragen und ihrem Gelübde auch im Herzen treu bleiben. Sie ergriff die Ruder und flog mit gleichmäßigen Schlägen über den See, einen leuchtenden Streifen nach sich ziehend. An der Landungsbrücke von Mustamäkki traf sie auf den jungen Offizier, der gerade sein Boot besteigen wollte.

„Die Freifrau ängstigt sich Ihretwegen, ich wollte Sie eben aufsuchen", rief er ihr mit höflichem Gruß entgegen. Er half ihr aus dem Boot, indem er mit zärtlichem Ausdruck in seinen kleinen, grauen Augen, die leider noch durch ein eingeklemmtes Lorgnon verdunkelt waren, hinzusetzte: „Unglücklicherweise kamen Sie zu früh."

„Ich eile, Mama zu beruhigen."

„Ich hatte gehofft, Ihnen etwas sagen zu können — — eine Frage an Sie richten zu dürfen, eine Frage, deren Beantwortung, wie Ihre Frau Mutter sagt, von Ihnen allein abhängt."

Sigrit war ungeduldig vorangeschritten. „Ja, kommen Sie zu Mama."

„So darf ich also hoffen?" setzte der junge Offizier, selbst überrascht durch diese Aufnahme seines Antrages, dem Sigrit noch beinahe zuvorzukommen schien. „Sie machen mich zum Glücklichsten" — — — wollte er beginnen, als das junge Mädchen ihren Irrtum bemerkte und stehen blieb, um seinen Blick ernsthaft zu erwidern.

„Sie sagten mir, daß Mama mich erwarte, ich eile zu ihr. Entschuldigen Sie mich, bitte." Sie verschwand durch eine Seitenallee und saß, als Herr Skogenskiöld, der klein und etwas korpulent war, atemlos auf der Terrasse oben ankam, zwischen ihrer Mutter und der Gräfin, ruhig plaudernd, als ob nichts geschehen sei. Trotz aller Bemühungen konnte er sie in keine Unterhaltung mehr hereinziehen und brach bald darauf mit der Gräfin auf, die die Damen zum folgenden Tage zu sich einlud. Die Freifrau hatte die Einladung schon angenommen, aber Sigrit schlug sie für sich aus, da sie Swea und deren Großmutter versprochen habe, sie nach Jöggiküllan zu begleiten, wo Herr Patturi seine Arbeiter bewirten wolle.

„Könnte er das nicht an einem andern Tage thun?" fragte Herr Skogenskiöld mißvergnügt.

„Das ist wohl kaum möglich, da morgen Johannistag ist", erwiderte Sigrit belustigt. Die Gräfin hoffte, man werde sich ohne sie zu arrangieren wissen, jedenfalls rechne man auf ihre Mama. Man trennte sich mit einer kleinen Verstimmung. Arm in Arm schritten Mutter und Tochter den Gartenweg herauf, nachdem sie den Gästen das Geleit zum Boot gegeben.

„War deine Weigerung, morgen zu kommen, nur eine leere Ausflucht, Sigrit?"

„Nein, Swea zählt fest auf mich."

„Hat Skogenskiöld sein Gesuch angebracht?"

„Ich ließ ihn nicht dazu kommen."

„Warum nicht, liebes Kind? Er ist ein junger Mann aus guter Familie, wohlhabend, ja reich zu nennen, er liebt dich und kann dich glücklich machen."

„Ich liebe ihn nicht und würde ihn daher nur unglücklich machen."

„Liebes Kind, wenn du mich über deine Zukunft beruhigen willst, so nimm diese Partie an, die dich so günstig wie möglich etabliert. Du hast keine Mitgift, liebes Kind."

Thränen traten in Sigrits Augen, so wenig konnte ihre Mutter das Opfer ihres Herzens, ihres ganzen Liebesglückes verstehen und würdigen.

„Hast du denn das alles vergessen?“ fragte sie mit leisem Vorwurf in der Stimme.

„O, Sigrit, soll denn dies unglückliche Ereignis dein ganzes Leben verdüstern?“ Es war das erste Mal seit dem Frühling, daß diese Frage berührt wurde. „Laß dir noch Zeit, ich werde Skogenskiöld sagen, daß er noch warten soll, daß du dein Herz noch nicht kennst.“

„Das wäre nicht die Wahrheit.“

„Du wirst die Vergangenheit vergessen. Es vergeht kein Tag, an dem ich mir meine Unvorsichtigkeit mit deinem kleinen Vermögen nicht zum bittersten Vorwurf mache. Was soll aus dir werden, wenn ich die Augen schließe und Mustamäkki an die Verwandten zurückfällt?“

„Gouvernante, Gesellschafterin, Wirtin, zu etwas werde ich meine Kräfte doch wohl verwerten können.“

„Du, ein Fräulein von Nordenfels! Daran denkst du nicht im Ernst, Sigrit.“

„Als geduldeter Gast möchte ich nicht bei meinen Verwandten leben, liebe Mutter.“

Die Freifrau seufzte, das war ihr eigenes Los gewesen, ehe der Freiherr sie heimführte, und nicht einen Augenblick hatte sie gezögert, dem alternden Manne ihr achtzehnjähriges Herz zu schenken, um dem glänzenden Elend ihrer Lage zu entgehen. Es war ein glückliches, befriedigtes Leben gewesen, das sie an seiner Seite geführt, obgleich ihm freilich die höchste Krone und Weihe einer alles beherrschenden Liebe gefehlt hatte. Sollte ihr Kind, ihr einziges, letztes, in Abhängigkeit und Armut schmachten oder hinausgehen in die Welt, sich ihr Brot zu verdienen?

„Überlege es dir noch, mein Herz“, sagte sie, wieder an die Heirat denkend.

„Wir legen jetzt viel Geld zurück, Mama, seit ich die Wirtschaft führe, und Herr Patturi hat mir den Vorschlag gemacht, unser Gut in Pacht zu nehmen, er wird uns einen guten Preis zahlen, wir werden noch ganz reich werden“, erwiderte Sigrit heitern Mutes. „Gräme dich nicht, Mama!“

Die Mutter sah sinnend und traurig aus: „Bist du wirklich ganz und gar unglücklich, armes Kind, kannst du ihn nicht vergessen?“

„Nein, liebe Mama, wenn ich ihn vergessen könnte, dann wäre ich wahrhaft unglücklich. Ihn zu lieben, mich von ihm geliebt zu wissen, ist höhere Seligkeit, als die ganze Welt mir zu bieten vermag. Auch wenn ich ihm für alle Zeit entsage, ist meine Liebe unverändert dieselbe“, setzte sie leise hinzu.

Der Freifrau fehlte das Verständnis für eine derartige Leidenschaft, bei ihr hatte der nüchterne Verstand stets das Obergewicht gehabt und doch — — — vielleicht gab es auch für sie eine Zeit, wo Pflicht und Neigung einen Kampf miteinander führten.

„Verzeih, Mama“, fuhr Sigrit fort, „ich hatte nicht die Absicht, davon zu sprechen. Meinem Versprechen bleibe ich treu, du darfst mir Vertrauen schenken. — Gute Nacht.“ Sie verschwand schnell nach einem flüchtigen Gruß.

18. Sweas Hochzeit.

Droben in Sweas Stübchen standen die Freundinnen vor dem Spiegel. Sigrit war mit geschickter Hand geschäftig, der Braut den Myrtenkranz in dem blonden Haar zu befestigen und den langen Schleier in gefällige Falten zu ordnen; sie hatte als Brautschwester die Trauer abgelegt und war im lichten Kleide mit weißen Rosen in den braunen Locken selbst einer Braut gleich, nur der hoffnungsfreudige Ausdruck fehlte dem schmalen Gesichtchen, obgleich der Blick inniger Teilnahme an dem Glück der Freundin den oberflächlichen Beobachter hätte täuschen können.

„Wann werde ich denn zu deiner Hochzeit geladen?“ fragte Swea durch Thränen lächelnd. — „Wohl niemals.“

Selbst Swea fühlte durch den ernsten Ton dieser gewöhnlichen Mädchenantwort ein tiefes, schmerzliches Weh hindurchzittern und fuhr mit mehr Verständnis als gewöhnlich fort: „Du hast mir bis jetzt wenig Vertrauen gezeigt, aber heute solltest du mir dennoch sagen, was zwischen dir und Tallinen eigentlich vorgefallen. Du bist so verändert, so still.“

„Wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Seit unserm Spaziergang nach Jowikiwwi habe ich immer gedacht, daß du ihm nicht gleichgültig seiest.“

„Ich habe ja Herrn Tallinen so selten gesehen, unsere Begegnung von damals hat er hoffentlich ganz vergessen.“

„Davon sei nicht so fest überzeugt, ich bleibe im Gegenteil dabei, daß er sich lebhaft für dich interessiert, und Gustav Adolf ist ganz meiner Meinung.“

„Was weiß denn Herr Patturi davon?“

„Du kennst ja meines Bräutigams Schwärmerei für seinen Verein und dessen Vorsteher. Hast du ihn nie Tallinens Worte citieren hören, als wäre es das Evangelium?“

„Glaubst du etwa, daß ich Herrn Patturis Schwärmerei teilen müsse?“

„So höre doch lieber zu! Gustav Adolf hatte natürlich gedacht, daß sein verehrter Freund Brautführer sein müsse, bekam aber eine Absage. Der Rechtsanwalt erinnerte sich plötzlich eines Termins, der auf den heutigen Tag angesetzt sei; aber erst, nachdem er erfahren, daß du Brautschwester seiest. Vielleicht kommt er noch zur Trauung.“

„Was für einen eigentümlichen Schluß du daraus ziehst“, erwiderte Sigrit mit unsicherer Stimme.

Der schweigsame Finne war ein guter Beobachter, das wußte Sigrit, die ihr Geheimnis von ihm durchschaut zu sehen fürchtete und mit krankhafter Scheu der Berührung dieses zarten Punktes auswich; sie fügte deshalb jetzt etwas zögernd hinzu, denn es widerstrebte ihr, eine halbe Wahrheit zu sagen: „Du kennst durch deine Großmutter wohl unsere traurigen Familienbeziehungen?“

„So, das ist möglicherweise der Grund, daran hatte ich gar nicht gedacht.“

Die Oberstin trat ein und Sigrit überließ ihr mit Freuden den Platz an Sweas Seite, von der sie mit einem Glückwunsche schied.

Die Freifrau saß unten in einem großen Kreise älterer Damen, die sich in Erwartung der feierlichen Zeremonie noch etwas gemessener als gewöhnlich unterhielten. Sigrit gesellte sich, nachdem sie ihrer Mutter einen freundlichen Gruß zugesandt, zu den übrigen Brautschwestern. In diesem Kreise meist auffallend hübscher, blonder Mädchen kam ihre dunkle Schönheit zur vollsten Geltung, und viele bewundernde Blicke ruhten auf der zierlichen Gestalt, die am Arme eines Helsingforser Studenten der Braut entgegenschritt, die eben zwischen ihren Großeltern auf die Schwelle des zur Trauung mit frischem Grün geschmückten Zimmers trat, in dem der Pastor das Brautpaar schon erwartete.

Jeder der Brautführer hielt in der Linken einen Armleuchter, während er mit der Rechten seine Dame führte, so umstand der jugendliche Kreis die Neuvermählten. Sigrit hielt den Strauß der Freundin aus Myrten und weißen Rosen und hörte gesenkten Blickes die feierlichen Worte, die zwei treue Herzen für immer vereinten, die nie, nie über ihrem Haupte ausgesprochen werden sollten, da sie in keine andere als Torstens Hand je ihr Geschick legen konnte. Ihm im Herzen treu zu bleiben, war ihr einziger Trost; unwillkürlich erhob sie die Stirn bei dem Gedanken, daß kein feindliches Schicksalswalten ihr dieses Gefühl rauben könne. Da drüben an der Thür lehnte er, an den sie eben gedacht, das Auge zärtlich und traurig zugleich auf sie gerichtet. Er schien zu fühlen, was in ihrem Gemüte vor sich ging, das Gelübde zu erneuern, das er ihr geweiht, als die glücklich Liebenden den feierlichen Segen empfingen.

Der Kreis löste sich jetzt, und alle eilten, ihre Glückwünsche darzubringen; Sigrit that dies mit besonderer Herzlichkeit, die alte Großmutter schloß sie in ihre Arme, indem sie ihr tiefbewegt zuflüsterte: „Du mußt jetzt unser Trost sein, mein Kind.“

„Prischen gefällig?"
Originalzeichnung von V. St. Lerche.

Es litt Sigrit nicht länger im Zimmer, sie zog sich aus dem fröhlichen Treiben zurück und flüchtete, Ruhe suchend, in den herbstlichen Garten, in dem die Blätter sich rauschend unter ihren Fußtritten bewegten. Ein schwacher Mondesglanz leuchtete um sie und stahl sich zwischen den halbentblätterten Zweigen der alten Baumriesen hindurch, während ein feiner Nebel langsam aufstieg, den See und allmählich auch die umliegenden Felsspitzen verhüllend.

Sigrit achtete nicht seines durchkältenden Einflusses, sie ging in einer einsamen Allee auf und nieder, manchmal zu dem sich immer mehr verdunkelnden Himmel aufschauend. Sie war nicht mehr Herrin ihrer selbst, endlich brach sie schluchzend auf einer Bank zusammen: nie war ihr der Entschluß der Entsagung so schwer geworden! Drinnen klangen die Gläser aneinander, man stand noch eine Weile glückwünschend und heiter plaudernd zusammen.

Der ältere Teil der Gesellschaft zog sich in die Nebenzimmer zurück, um von dort aus dem Tanz der jungen Leute zuzusehen. Die Brautführer schlossen sich mit ihren Damen der Polonäse an, die, vom Brautpaare angeführt, im feierlichen Zuge durch den geräumigen Saal schritt.

Sigrits Führer hatte seine Brautschwester vergeblich gesucht und knüpfte nun, da er sie nicht fand, ein Gespräch mit Tallinen, den er oberflächlich kannte, an. Dieser stand mit verschränkten Armen, äußerlich ruhig, obschon die leidenschaftlichsten Gefühle auch seine Brust zu sprengen drohten, und ließ seine Blicke suchend im Saale umherschweifen oder heftete sie durchdringend auf die kalten, regelmäßigen Züge der Freifrau, die in ruhigem Gespräch mit einigen Damen des Tanzes gar nicht achtete.

Mechanisch beantwortete der Rechtsanwalt die Bemerkungen des jungen Studenten, während er sich fragte: „Sollte meine hochgeborne Frau Tante ihre Fürsorge soweit erstrecken, daß sie ihrer Tochter den Aufenthalt im selben Zimmer mit mir nicht gestattet — vielleicht hat sie recht, denn nur um sie nochmals zu sehen, bin ich hierhergekommen, trotz allem, was die Vernunft sagen wollte; noch einmal muß ich ihre liebliche Stimme hören. Wie bleich und ernsthaft sie geworden ist! Es war nicht wohlgethan von der Freifrau.“ Diese blickte auf, angezogen von dem ruhigen, aber durchdringenden Blick des Rechtsanwalts, der sie nicht ohne Bitterkeit betrachtete. Überrascht, Sigrits Führer im Gespräch mit Torsten zu sehen, erhob sie sich, um ihre Tochter aufzusuchen, die sich aus irgend einem Grunde vom Tanze fern hielt.

„Ich fand Fräulein Nordenfels nirgends, obgleich ich sie in allen Zimmern suchte“, erwiderte der Student auf ihre hastige Frage nach Sigrit.

„Vielleicht ist sie nach oben gegangen“, setzte er beruhigend hinzu, als er das Erschrecken der Freifrau bemerkte; seine Eitelkeit war durch das unbegründete Verschwinden seiner Tänzerin verletzt worden. Er schloß sich Tallinens Bemühungen, die Vermißte in den Gesellschaftsräumen nochmals aufzusuchen, keineswegs an; es war deshalb auch Torsten, der im Vorzimmer mit der Freifrau zusammentraf, als sie von ihrem erfolglosen Gange durch die obern Zimmer zurückkehrte.

„Haben Sie meine Tochter nicht gesehen?“ wandte sie sich ganz atemlos an eins der Mädchen, die dort geschäftig waren.

„Ich sah Fräulein Sigrit vor etwa einer halben Stunde in den Garten gehen und rief ihr noch nach, sie würde sich erkälten.“

Die Freifrau erschrak; ihrem erregten Gemüt ward es plötzlich klar, daß die täuschende Ruhe ihrer Tochter einen schweren, inneren Kampf nur verhüllt hatte, den die heutige Begegnung, der schmerzliche Gegensatz zwischen eigenem Leid und fremdem Glück zu hellen Flammen angefacht hatte. Jetzt warf sie sich ohne Beschönigung ihre Selbstsucht und Härte vor.

Sie eilte von Tallinen gefolgt ins Freie. Nebel bedeckte den Garten, das Mondlicht bildete phantastische Gestalten — wehende, verschwimmende Nixen mit gerungenen Händen schienen zwischen den hohen Bäumen heraus zum See herabzuwinken und zu ziehen.

„Sigrit, mein Kind“, rief die Freifrau mit ersterbender Stimme; Tallinen bot ihr den Arm, sie eilten den Weg hinab, den Sigrit vor kurzem ruhesuchend auf und abgeschritten war, sie kamen an der Bank vorüber, auf der sie geweint und geschluchzt hatte.

„Sigrit, Sigrit“, rief die Mutter wieder und wieder. „Kommen Sie zum See!“ sagte sie tonlos und stützte sich auf den starken Arm, der sich ihr mitleidig bot.

Sie traten auf die Landungsbrücke; das Nebelmeer auf dem See wogte auf und nieder und gestattete ihnen plötzlich, ein einzelnes Boot im schwachen Mondesschimmer zu erkennen, es schien steuerlos zu treiben.

„Sollte Sigrit?“ — bemerkte Tallinen unsicher. Er machte ein zweites Boot los.

„Gehen Sie, eilen Sie“, rief die Freifrau verzweifelt, „retten Sie mein Kind, retten Sie Ihr Liebstes.“

Es bedurfte des mächtigen Ansporns bei diesem treuen Herzen nicht. Sein Boot war schon im Nebel untergetaucht. Die Freifrau stand mit pochendem Herzen am Ufer. Es war nicht leicht, unter diesem alles verhüllenden Nebel das kleine Boot aufzufinden, aber das Auge der Liebe ist scharf und durchdringend. In wenigen Minuten waren die beiden Boote nebeneinander. — Sigrit saß unbeweglich da, ihre Arme hatten die Ruder müßig sinken lassen.

„Sigrit“, rief Torsten erleichtert aus, sie erhob den Blick, die Thränen waren versiegt, und tiefer Friede lag in dem dunklen Augenpaar, verklärte und durchgeistigte die bleichen Züge. Ein sanftes Lächeln umspielte den lieblichen Mund.

„Du hier, Torsten!“

„Deine Mutter ist in großer Sorge deinetwegen, sie erwartet uns am Ufer.“

Er befestigte die Boote aneinander, sprang dann zu ihr hinein, um die Ruder zu ergreifen, die sie ihm willig überließ. Kein Wort von dem Verdacht, der in der Seele der Freifrau aufgetaucht war, kein Wort von der neu aufgelebten Hoffnung fiel von seinen Lippen, er sah sie nur mit glückseligem Blick an. Die Freifrau schloß ihr Kind in die Arme, nie hatte Sigrit sie so fassungslos gesehen.

„Ich habe dich wieder“, sagte sie mit thränenbebender Stimme, „du bist gerettet.“

„Mir drohte ja keine Gefahr, liebes Mütterchen, ich kann ein Boot wohl führen.“

Tallinen wollte sich zurückziehen, doch die Freifrau winkte ihm zu bleiben. Es war eine völlige Wandlung über die stolze Frau gekommen, eine Wandlung, die sich schon seit ihrer Krankheit in der Stille vorbereitet hatte.

Sie nahm die Hand ihrer Tochter und legte sie in Torstens Rechte: „Seid glücklich, meine Kinder, ihr habt mich besiegt.“ Dann zog sie sie beide in einer herzlichen Umarmung an sich. Alle Danksagungen, alle Freudenausbrüche schnitt sie jedoch schnell ab, indem sie ihre Sigrit ins Haus brachte und sich umkleiden hieß. Das junge Mädchen hatte schon die letzten Tage auf Mattila zugebracht und fand die für den folgenden Tag bestimmte Toilette vor; eine dunkelrote Rose, die letzte des scheidenden Sommers mußte die weiße, entblätterte ersetzen, dann kam sie herunter, ungeduldig von Torsten erwartet, der sie ihrer Mutter zuführte.

Das Souper begann, fröhlich, belebt, der alte Oberst war in der heitersten Stimmung; man brachte Trinksprüche auf das junge Paar, auf die Großeltern, auf die Brautschwestern aus. Zuletzt erhob sich der Oberst, um seine junge Freundin Sigrit, die ihnen allen ein Trost und eine Stütze gewesen sei, leben zu lassen. „Ihren Verlobten, Herrn Tallinen auch“, flüsterte die neben ihm sitzende Freifrau dem Redner zu.

Trotz seiner Überraschung wiederholte der Oberst dennoch mit dröhnender Stimme die leisen Worte seiner Nachbarin. Freudig errötend nahm Sigrit die freundlichen Glückwünsche der Gesellschaft, wie Sweas zärtliche Vorwürfe über ihr beharrliches Schweigen, auf. Aber diese plötzliche Veröffentlichung eines Verhältnisses, in das sie sich selbst kaum finden konnte, widerstrebte ihr, sie sah darin mit Recht den Willen der Mutter,

sich einen festen Riegel vorzuschieben, die ehrliche Absicht, ein Opfer zu bringen, das ihr noch unendlich schwer fiel. Ihrem zarten Gefühl war es schmerzlich, die Freifrau in diesem Kampfe zu wissen, den sie ihr doch nicht ersparen konnte.

Den noch drei Tage währenden Festlichkeiten beizuwohnen, wäre ihnen unmöglich gewesen, die Mutter brach bald auf, um den Folgen der nächtlichen Bootfahrt vorzubeugen. Kein Wort ward auf der Heimfahrt gewechselt, obgleich es Sigrit drängte, ihr von Dank überströmendes Herz der geliebten Mutter zu öffnen. Diese zog sich jedoch sofort auf ihr Zimmer zurück, wo man sie bis zum Morgengrauen auf und nieder gehen hörte, als ob sie den Entschluß noch fassen müsse, oder sich in das Unabänderliche fügen lernen wolle. (Schluß folgt.)

Dschunken und Zampans.

Ein Bild von der chinesischen Küste.

Die ersten Zeichen der nahenden chinesischen Küste sind die zahlreichen Segel, die am Horizonte auftauchen; bald gehören sie kleineren Fischerbooten an, die friedlich vor ihren Netzen treiben, bald großen Handelsdschunken, die den Verkehr längs der Küste vermitteln, bald deuten die auf Deck aufgestellten Kanonen auf den kriegerischen Charakter des Fahrzeuges hin. Wenn in früheren Zeiten ein Kauffahrer auf offener See diesen schwerfälligen, fast viereckigen Schiffen mit den hohen Mattensegeln begegnete, so wurde entweder das Schiff sofort in Gefechtsbereitschaft gesetzt — oder der Kapitän änderte den Kurs und beeilte sich, dem Gesichtskreis des unheimlichen Fremden zu entschwinden. Noch ist die Erinnerung an die Schandthaten der chinesischen Seeräuber, die ganze Flotten an ihren Küsten besaßen, nicht gänzlich erloschen; und aus der neuesten Zeit sind Thatsachen bekannt, die auch heutzutage noch ein gewisses Mißtrauen gegen die Dschunkenführer rechtfertigen.

Am 22. August 1874 wurde der Dampfer „Spark" von der „Hongkong-Kanton and Macao Steamboat Company" von Piraten überfallen, die Offiziere ermordet, die meist chinesischen Passagiere beraubt; 16 000 Dollar, welche, der Post gehörig, nach Macao gebracht werden sollten, fielen in die Hände der Seeräuber.

Die Art, wie die Räuber ihre That eingeleitet hatten, zeugt von ganz besonderer Verschlagenheit: sie hatten sich in Canton als Passagiere eingeschifft und vier Stunden ruhig verhalten, bis sie in der Nähe von Saukit am Perlflusse angelangt, durch einen heftigen Streit, den sie unter einander begannen, die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich lenkten; zwei derselben, die zur Ruhe mahnten, wurden sofort erstochen, darauf fiel der Kapitän den Mördern zum Opfer; der einzige europäische Passagier wurde schwer verwundet. Nachdem die Räuber fünf Stunden lang das Schiff geplündert hatten, entfernten sie sich auf zwei Dschunken — nie wieder hat man etwas von ihnen gehört; alle Nachforschungen der Behörden blieben erfolglos. Infolge dieses Vorfalls sind noch heute die Dampfer, die den Verkehr zwischen Hongkong, Kanton und Macao vermitteln, verhältnismäßig schwer armiert, und die chinesischen Passagiere müssen es sich gefallen lassen, daß sie während der Fahrt in den unteren Schiffsräumen eingeschlossen gehalten werden, während ein Matrose mit gezogenem Säbel den Zugang zu ihnen bewacht. — Inzwischen haben die Anstrengungen der vereinigten Mächte, die zahlreiche Kriegsschiffe in Ostasien stationiert halten, die Sicherheit bedeutend gehoben, und selten nur werden Klagen über Seeraub laut; doch gibt es noch heute Kaufleute, welche die schweren Verluste, die sie an Schiffen erleiden, nicht bloß den Stürmen auf Rechnung setzen wollen, die in Chinas Meeren heimisch sind, sondern glauben, daß die Piraten nur vorsichtiger und noch schlauer geworden sind, im übrigen aber immer noch ihr sauberes Handwerk ausüben.

Thatkräftige Unterstützung finden die Räuber nicht nur an der Küste in allen Fischerdörfern, sondern überhaupt wohl bei jedem Landsmann, den sein Beruf auf das Wasser führt; hierzu gehören die Besitzer und Bewohner der flachen Boote — Zampan oder Sampan geheißen —, die im Hafen zahlreich an der Kaimauer liegen und den Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande vermitteln. Diese merkwürdigen flachen Boote, die etwa 1½—2 Meter breit, 8—10 Meter lang sind, dienen der ganzen Familie ihres Besitzers als steter Aufenthaltsort. Als wir zum erstenmal in Hongkong in dunkler Nacht ein solches Boot benutzten, erschreckte uns plötzlich, dicht unter oder neben uns, ein leises Wimmern; schon fielen uns alle Schauergeschichten ein, die wir von diesen Leuten gehört hatten, und wir überlegten, wie dem Geheimnis auf den Grund zu kommen sei; da verließ die am Ruder postierte vielleicht sechsjährige Tochter des Bootsführers ihren Platz, öffnete einen Verschlag, der gerade vor uns in das Innere des Zampans führte, und holte einen schreienden Säugling heraus, den sie der Mutter brachte. Ein Blick in die Tiefe überzeugte uns, daß in dem kleinen Raum noch zwei Kinder von zwei bis vier Jahren schliefen. Das Leben dieser Wasserbewohner, die nie oder höchst selten festes Land betreten sollen, spielt sich vor aller Augen ab, und es gewährt einen eigenen Reiz, dasselbe zu beobachten. Am Morgen wird große allgemeine Wäsche gehalten; nicht nur die Kinder, auch ihre leinenen Kleidchen werden gewaschen und beide werden zum Trocknen in den warmen Sonnenschein gelegt; dann kommt das Boot selbst daran, dessen Oberdeck immer und immer wieder mit Wasser abgespült wird, bis seine Planken förmlich erglänzen; dann erst wird das Mahl gerüstet, das in Reis, Seetang, hier und da in Fischen und Krabben besteht; und andächtig schauen die Kleinsten in den irdenen Topf, welchen knisternd das Feuer erwärmt.

Es ist ein schweres Los, das diesen Bootsführern zugefallen ist, und wenn sie trotzdem fröhlicher und freundlicher sind, als die Chinesen am Lande, so liegt dies vielleicht daran, daß sie eben von frühester Jugend an kein anderes Leben gekannt haben. Wie geschickt handhabt ein Mädchen von sechs Jahren schon das schwere Ruder und unterstützt Tag und Nacht ihren Vater und die ältere Schwester, die mit ihren weißen Zähnen und schwarzen Augen wirklich hübsch aussieht; und wie liebreich tröstet sie den jüngsten Familiensproß, der zu ihren Füßen kauert und von Zeit zu Zeit in leises Wimmern ausbricht! — In der gegenseitigen Liebe und Hilfe findet die Familie Ersatz für vieles, was sie entbehren muß; und mit aufrichtigem Vergnügen denke ich an die liebenswürdigen Familienszenen zurück, die ich auf diesen Booten beobachten konnte.

Freilich — auch über diese Leute weiß man Schlimmes zu berichten, und hier und da trifft man harte, böse Gesichter und unheimliche Augen auf einem Zampan, wobei es auffallend ist, wie alle älteren Bewohner des Bootes denselben schlimmen Gesichtsausdruck haben. Es ist in früheren Jahren oft vorgekommen, daß Personen, die sich einem Zampan in der Nacht anvertrauten, um zu ihrem Schiff gebracht zu werden, nie ihr Ziel erreichten. In Hongkong liegen die meisten Schiffe soweit vom Landungsplatz ab, daß man denselben erst nach einer Bootsfahrt von 15—20 Minuten erreichen kann. Da schlief dann mancher trunkene Seemann unterwegs ein, um nie wieder zu erwachen; im Schlaf wurde er getötet, beraubt und im offenen Meer versenkt — nie wurde eine Spur seines Untergangs entdeckt. Jetzt steht ein indischer Schutzmann vom Stamme der Sikhs, im kleidsamen roten Turban — auf der Landungsbrücke und notiert die Nummern der Zampans, die in der Nacht in Anspruch genommen werden, und wacht darüber, daß der Fremde nicht übervorteilt wird. Mit dem zunehmenden Gefühl der Sicherheit, das die Landbewohner erfüllt, wächst der Verdienst der Bootsführer, die in Hongkong durchschnittlich täglich etwa 1 Dollar (4 Mk. 25 Pfg.) einnehmen mögen — eine Summe, die zur Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse völlig ausreicht. In kleineren Häfen ist der Verdienst allerdings viel geringer; die Nachfrage entspricht nicht dem Angebot, das in gellenden Tönen den Fremden empfängt, wenn er noch weit vom Ufer entfernt ist. Jedes Boot und jede Dschunke zeigen am Heck denselben roten Zettel, den man an allen Chinesenhäusern angeklebt findet; ein solcher Zettel wird am Neujahr von den Priestern verkauft und sichert den Käufern, die ihn an Haus oder Boot als Talisman befestigen — „Glück und Segen" — das ungefähr bedeuten die aufgedruckten Schriftzeichen.

Weniger leicht zu erklären sind die mächtigen, aus Holz geformten Augen, die den Bug jeder Dschunke zieren; einige halten dieselben einfach für Schutzdeckel der Ankertauöffnungen (Klüsen) im Vorschiff, doch laufen die Ankertaue stets über die Stützen, die auf einer jeden Dschunke sich vorn befinden, können also unmöglich mit den Klüsen in Verbindung stehen. Andere suchen eine List der Chinesen dahinter, die in manchen Fällen hinter dem verstellbaren hölzernen Auge eine Geschützmündung verbergen sollen; dieser Argwohn hat aber keine thatsächliche Unterlage; und im Widerspruch dazu steht schon der Umstand, daß auch die kleinsten Boote diese Verzierung am Bug zeigen. So bleibt nur die Erklärung übrig, die der Aberglaube der Chinesen uns bietet: sie glauben dem Schiffe Augen geben zu müssen, damit es seinen Weg sehen könne, und im Sturm und Unwetter verhüllen sie das Auge, um das Schiff nicht scheu zu machen.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Dschunken nur noch im Hafenverkehr anzutreffen sein werden; schon jetzt sind die Kriegsdschunken durch moderne Schiffe völlig verdrängt worden; die enormen Verluste, die jeder Taifun den Besitzern von Handelsdschunken bringt, veranlaßt diese mehr und mehr, solide Dampf- oder Segelschiffe für ihre Zwecke zu gebrauchen; jeder Taifun zerstört mehrere hunderte von Dschunken, gleichviel ob er sie in See oder im Hafen trifft. So sind die Tage der Dschunken gezählt, wie die der alten, frischen, fröhlichen Seeräuberei; und wenn den Ethnologen diese Thatsache auch betrübt, der Kaufherr wird den Sieg der Kultur und Zivilisation doppelt dankbar begrüßen. H. K.

Aldus Manutius und die Aldinen.

„Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, ist dieses vortreffliche Buch Catholicon im Jahre der Menschwerdung des Herrn MCCCCLX in der guten, der ruhmwürdigen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Gnade Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den andern Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat, gedruckt und zustande gebracht worden, und zwar nicht

mittels des Rohres, des Griffels oder der Feder, sondern durch das bewundernswerte Zusammenpassen, Verhältnis und Ebenmaß der Patronen und Formen.“

So lautet in deutscher Übersetzung das „Kolophon“, die Schlußschrift, welche Johannes Gutenberg im Jahre 1460 unter seinen berühmten Druck des „Catholicon“ des Johannis de Janna setzte. Hier sprach zum ersten und einzigen Male der Erfinder selbst über seine Erfindung sich aus. Zwei Jahre später mußte Gutenberg mit seiner Offizin nach Eltville auswandern. In der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1462 hatte Graf Adolf von Nassau, den die Mainzer Domherren an Stelle des von Papst und Kaiser abgesetzten Grafen Diether von Isenburg zum Erzbischof gewählt, die Stadt gestürmt. Die Offizin Fust und Schöffers, von denen Gutenberg sich nach dem Jahre 1455 getrennt hatte, war verwüstet worden. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich nunmehr die neue Kunst, bewegliche Typen zu schneiden, zu vervielfältigen und mit ihnen zu drucken, über ganz Europa. Die in Holland, der Schweiz und Italien schon halb erratene Technik wurde durch die Zerstreuung der Mainzer Drucker und ihrer Schüler das Gemeingut der gebildeten Welt. — Von den außerdeutschen Ländern nahm zuerst Italien die Buchdruckerkunst auf. Hier ist sie wesentlich vervollkommnet und zu den edelsten Zwecken menschlicher Bildung verwendet worden. In Italien hatten sich schon im XIV. Jahrhundert Petrarca und Boccaccio eifrig und erfolgreich um das Wiederaufleben der klassischen Studien bemüht. Ihre Sorge galt besonders dem Griechischen. Boccaccio brachte es dahin, daß an der Florentiner Universität ein eigener Lehrstuhl für griechische Sprache und Litteratur errichtet wurde. Berühmte Hellenisten wie Chrysaloras, Aurispa, Theodor Gaza wirkten im XV. Jahrhundert in Florenz, Verona, Ferrara und Venedig. So war hier der Boden wohl vorbereitet für die Arbeit der griechischen Gelehrten, welche die Schätze des hellenischen Geistes, deren letzte Bewahrerin Konstantinopel gewesen war, vor dem Islam flüchtend nach Italien retteten. — Die ersten Drucker Italiens waren zwei Schüler Gutenbergs, Konrad aus Schweinheim bei Mainz und Arnold Pannartz aus Prag. Sie gründeten im Jahre 1464 auf Veranlassung des Benediktinerabtes, Kardinals Johannes a Turrecremata in dem Kloster Subiaco, vierzehn Stunden von Rom, eine Offizin. Aus ihrer Werkstatt ging das erste in römischer Schrift (antiqua) gedruckte Buch, der Lactantius hervor. Die frühesten Drucke suchten ängstlich die Züge der Handschriften nachzuahmen. Im Laufe des XIV. Jahrhunderts war aber die Bücherschrift der Mönche immer eckiger und gitterartiger geworden; in dieser sogenannten gotischen Letter, deren Abkömmling unsere jetzige deutsche Druckschrift ist, wurden die ersten Typen hergestellt. Erst die Humanisten gehen verständigerweise auf die reine, runde Minuskel der Handschriften des XII. Jahrhunderts, die sogenannte antiqua, zurück. Zwischen einem a und einem 𝔞 liegen zwei Jahrhunderte klösterlicher Kalligraphie. Schweinheim und Pannartz druckten auch zum erstenmale mit griechischen Typen. Vor ihnen waren griechische Worte in den Druck geschrieben, oder als Holzschnitte eingesetzt worden.

In Italien standen die hellenistischen Studien zu Venedig in höchster Blüte. Seit Jahrhunderten unterhielt die reiche und mächtige Republik Verbindungen mit Griechenland und dem Orient. Die Venetianer waren zumeist gebildeter und toleranter als die Italiener des Festlandes; zu ihnen hatte sich die Mehrzahl der vertriebenen Griechen geflüchtet. Von 1400 bis 1460 hatten hier schon fünf öffentlich angestellte Lehrer des Griechischen gewirkt; die Begeisterung für die Antike war fast zur Leidenschaft geworden. Man fühlte, daß aus dem wiedererstehenden Altertum ein Lebenshauch herüberwehe, der die Seele von der Herrschaft scholastischer Dialektik befreie, sie über die politischen und religiösen Kämpfe zu einer lange verlornen reineren geistigen Welt erhebe, sie zu weiterer und freierer Anschauung der Menschen und Dinge führe. Erst im Jahre 1469 war die Buchdruckerei nach Venedig gekommen; in diesem Jahre druckte Johannes von Speyer daselbst die Briefe Ciceros. In Venedig begegneten sich deutsches Geschick und hellenischer Geist. Hier lebte und wirkte der erste aller italienischen Drucker, einer der ersten Gelehrten und der edelsten uneigennützigsten Männer seiner Zeit, Aldus Pius Manutius, dessen Name den der andern großen Typographen, der Henricus Stephanus, Plantin-Moretus und der Elzeviere überglänzt.

In dem Städtchen Bassiano, nahe den pontinischen Sümpfen in der alten Landschaft Latium wurde Aldo Manuzio zwischen 1447 und 1449 geboren. Aldus hatte die Jünglingsjahre schon überschritten, als er nach Rom ging, sich dort eine humanistische Bildung zu erwerben. Seine Lehrer waren hier die Grammatiker Gasparone Veronese und Dionysio Calderino. Griechisch lernte er unter Guarini dem Jüngeren zu Ferrara. Die Kriegsunruhen veranlaßten ihn, sich im Jahre 1482 zu seinem früheren Mitschüler, dem berühmten Picus von Mirandola, zu begeben. Dieser empfahl ihn als Erzieher für die Söhne seiner Schwester, die Prinzen Alberto Pio und Leonello von Carpi im Modenesischen. Alberto verlieh seinem Lehrer als höchstes Zeichen der Dankbarkeit und Zuneigung seinen eignen Zunamen Pio. So schreibt dieser sich seit 1503 Aldus Pius Manutius. Wahrscheinlich gaben ihm die Fürsten von Carpi auch die Mittel zur Ausführung seines Lieblingsplanes, in Venedig eine „gelehrte Buchdruckerei“ zu gründen. Dazu war Venedig damals der geeignetste Ort Italiens. Sein Glanz wetteiferte mit dem des alten Athen. Hier, in der reichen und mächtigen Handelsstadt erstanden die Paläste Pietro Lombardos, die Denkmäler Leopardos, die Bilder der Bellinis; hier hielt, auf Veranlassung des Großkanzlers Francesco Faseolo, der gelehrte Hellenist Marco Musurus öffentliche Vorlesungen über Philologie und Rhetorik, die von weither Zulauf fanden. Daher sagt Aldus in der Widmung seiner Ausgabe der griechischen Redner an Faseolo: „Venedig ist ein zweites Athen geworden, wohin alle Welt strömt, um die Vorträge des Musurus zu hören. Mit Recht werden daher die Reden des Aeschines, Lysias und Isokrates, welche Jahrhunderte

Aldus Pius Manutius, R. (Römer) † 1515.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

PAVLLVS·MANVTIVS·ALDI·F·

Paulus Manutius, des Aldus Sohn. † 1574.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

lang auf dem Berge Athos in Thrakien begraben gewesen, nun aber von Laskaris wieder ans Licht gebracht und von Aldus gedruckt sind, dem Kanzler dargebracht, der ein Gönner und der Ruhm der Wissenschaft und selbst ein großer Redner ist, damit sie in seinem Hause den Freunden, die es besuchen, eine gewöhnliche Lektüre werden."

Während die Typographen anderer Länder zumeist noch theologische, mystische oder juristische Bücher druckten, wollte Aldus in uneigennützigstem Streben durch die Herausgabe großer Dichter und Denker des Altertums der Verbreitung humanistischer Bildung dienen. In dieser Thätigkeit, die dem Rastlosen Vermögen und Gesundheit kostete, liegt seine Größe und sein unvergänglicher Ruhm.

Die Arbeit, in welche sich heutzutage Herausgeber, Verleger und Drucker teilen, lastete im XV. Jahrhundert auf den Schultern eines Einzigen. Es galt zunächst für den geplanten Druck eines Klassikers sich gute Handschriften zu verschaffen, dann dieselben zu vergleichen und nach den Grundsätzen damaliger Philologie einen kritischen Text herzustellen, die passenden Typen schneiden und gießen zu lassen, den Text mit Hilfe unvollkommner, langsam arbeitender Maschinen zu drucken, die Korrekturen zu lesen, das Werk binden zu lassen und zu vertreiben. Eine Trennung von Druckerei, Verlag und Sortimentshandlung bestand noch nicht. Bei der Freiheit des Gewerbes stahl der Nachdruck gerade der gangbarsten Bücher nur zu oft dem ersten Drucker den Lohn seiner Arbeit. — Im Jahre 1438 oder 1489 war Aldus nach Venedig gekommen. Nach Johann von Speyers plötzlichem Tode hatte Nikolaus Jenson dessen Unternehmen fortgesetzt; sein Nachfolger war im Jahre 1480 Andrea Torresano von Asola geworden. Wahrscheinlich hat Aldus in der Offizin Torresanos sich die nötigen technischen Kenntnisse angeeignet. Andreas Tochter Maria ward späterhin seine Frau. Fast sieben Jahre vergingen in den ersten wissenschaftlichen und technischen Vorarbeiten. Reiche Handschriftenschätze standen Aldus und den gelehrten Mitarbeitern, die er um sich sammelte, in Venedig zu Gebote. Schon im Jahre 1363 hatte Petrarca, der vor der Pest in die Lagunenstadt geflüchtet war, durch die Schenkung seiner großen Handschriftensammlung den Grund zu der weltberühmten marcianischen Bibliothek gelegt. Den kostbaren Schatz seiner seltenen griechischen Manuskripte, deren Erwerbung 30 000 Gold-Skudi gekostet hatte, schenkte der Kardinal Bessarion im Jahre 1469. Die edlen venetianischen Familien der Morosini, Mocenigo und Renier stellten ihre Privatsammlungen zur Verfügung. Doch genügte das alles noch nicht für die großartigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die Aldus plante. Er selbst scheute mühselige Nachforschungen, weite Reisen und große Kosten nicht, um mehr zu erreichen. Sein Feuereifer entzündete andere. Venetianische Handelsherren, die nach Griechenland und dem Orient segelten, Legaten und Gesandte der Republik, Fürsten und Fürstinnen, unter ihnen die edle Isabella von Este, schätzten es sich zum Ruhme, die Bestrebungen des Buchdruckers zu fördern, ihm Handschriften zu verschaffen, seine Werke zu verbreiten. Bei vielen dieser vornehmen Damen und Herren mag es eine Mode, ein Sport gewesen sein, aber dieser Sport diente dem schönsten Zwecke. In der Glanzzeit der aldinischen Offizin waren in Venedig an 150 Druckereien auf einmal in Betrieb. Lorck berechnet in seinem Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, daß bis zum Jahre 1500 wohl zwei Millionen Bände in Venedig gedruckt worden sind. — Das erste datierte Buch aus der aldinischen Offizin ist die im Jahre 1494 erschienene griechische Grammatik des Laskaris. Sie ist noch gedruckt mit den älteren schwer lesbaren Typen, deren man sich in Florenz bei dem Druck des Homer vom Jahre 1488 bedient hatte. Für das große Werk, das Aldus plante, eine Ausgabe des Aristoteles, galt es die Beschaffung einer leicht lesbaren, schönen griechischen Kursive. Zu einem lateinischen oder italienischen Texte bedurfte man kaum mehr als 24 Majuskeln (Große Anfangsbuchstaben) und 24 Minuskeln (Kleine Buchstaben), einiger Interpunktionszeichen und einzelner gebräuchlicher Abbreviaturen (Abkürzungen) — im ganzen etwa 60 verschiedene Typen. Der griechische Druck, wie er Aldus vorschwebte, sollte eine möglichst treue Wiedergabe der schönsten griechischen Handschrift sein; hierzu waren bei all den in der griechischen Kursivschrift herkömmlichen Buchstabenbindungen (Ligaturen), Accenten und ihren verschiedenen Zusammenstellungen an 600 einzelne Typen notwendig. So besteht z. B. das Wort $\pi\varepsilon\varrho\iota$ (peri) nicht aus den vier einzelnen Lettern π ε ϱ ι, sondern aus den beiden Ligaturen $\pi\varepsilon$ und $\varrho\iota$. Der einzelne Buchstabe nimmt, je nach der Verbindung, in welcher er mit andern steht, eine etwas andere Form an, genau so wie in unsrer Schrift die Form des einzelnen Buchstaben sich leicht ändert, sobald wir ihn mit einem andern verbinden. Unsere Art des Druckes, nach welcher derselbe Buchstabe durchgehends gleich geformt ist, wäre Aldus als eine Barbarei erschienen; ihn und seine Leser heimelte gerade das handschriftenartige Aussehen der Drucke an. Man bewundert staunend die Arbeitskraft des Mannes, wenn man erwägt, daß für die Ausgabe des Aristoteles der Inhalt von fünf Foliobänden aus zum Teil verstümmelten, oder schlecht lesbaren Handschriften zusammengetragen werden mußte, und daß keine frühere Ausgabe vom Herausgeber zu Rate gezogen werden konnte. In der Vorrede zu seiner Ausgabe des Theokrit sagt Aldus, die

AL DVS

Das Druckerzeichen der Aldus.

handschriftlichen Texte seien oft so verstümmelt und wirr gewesen, daß der Autor selbst, wenn er noch lebte, den Knoten nicht hätte lösen können. Man glaubt ihm, wenn er in der Einleitung zu seinem Thesaurus vom Jahre 1496 ausruft: „Ich kann eidlich versichern, daß ich in diesen langen sieben Jahren einer selbstauferlegten Arbeit keine Stunde friedlicher Ruhe gehabt habe.“ Zu den griechischen Dichtern Theokrit, Bion, Aristophanes, Musäus gesellte Aldus sofort die Lateiner, bald auch die großen Italiener.

Einen Fehler besaßen die ersten Aldinen trotz ihrer Genauigkeit und Schönheit, sie waren zu teuer. Die Herstellung dieser stattlichen Folianten mit den handbreiten Rändern, dem glänzend schwarzen Drucke auf festem, starkem Papier und dem gepreßten Pergamentbande kostete vieles Geld. Einer der Freunde des Aldus Manutius, der gelehrte Urceus Codrus schreibt im Jahre 1498, der Aristoteles verdiene wegen des sorgfältigen Textes und der Geschicklichkeit des Druckes seinen Beifall, doch sei er entrüstet über den Preis; es wäre ein anständigerer Handel, wenn Aldus mehr Text und weniger Rand gäbe. Codrus fügt hinzu, für den Preis, mit dem er die fünf Bände des Aristoteles bezahlt, hätte er zehn der größten und besten lateinischen Handschriften kaufen können. Der Aristoteles kostete in der ersten Ausgabe elf Dukaten, nach unserem Gelde, ohne Berechnung des höheren Münzwertes damaliger Zeit, etwa hundertzwanzig Mark. Später mußte Aldus den Preis auf zwanzig Dukaten steigern. In den Vorreden zu den Ausgaben vor 1500 kehrt immer wieder die Klage des Herausgebers wieder, daß seine Bücher nicht genug Käufer finden, daß seine Absicht, die Griechen und Lateiner weit zu verbreiten, deshalb nicht erreicht wird, und daß er um das begonnene Werk fortzusetzen, neuer Mittel bedarf. „Nimm mein Buch hin“, so redet er im Vorwort zum Musäus den Leser an, — „aber nicht umsonst. Soll ich dir treffliche griechische Ausgaben liefern, so muß ich Geld haben. Ich kann nicht drucken ohne Geld, ohne viel Geld.“ Aldus sah schließlich ein, daß er, um die Käufer zu locken, billigere Bücher drucken mußte. Er mußte eine neue Letter erfinden, die weder so schwer und groß war wie die gebräuchliche gotische, noch so rund und geräumig wie die Antiqua. Viel Text auf wenig Papier! Die großen Folianten hatten außer ihrem Preise auch den Übelstand, daß sie unbequem zu handhaben waren, daß sie das Mitführen der Lektüre auf der Reise und auf dem Schulwege erschwerten. So kam Aldus auf den Gedanken der lateinischen Oktavausgaben (enchiridii forma); das war das Ei des Kolumbus. Von Francesco Raibolini zu Bologna, einem erfahrenen Goldschmiede, ließ Aldus nach dem Muster der üblichen römischen Kanzleischrift, der Cancellaresca Romana Cursiva, die erste schräg liegende Schrift schneiden. Als Modell soll ihm die klare, zierliche Handschrift Petrarcas gedient haben. Auch hier hielt Aldus wieder auf gebundene Lettern und auf möglichste Ähnlichkeit mit dem Manuskript. Diese Letter trägt noch heute den Namen Aldine. Zuerst erschien im Jahre 1501 auf zweihundertachtundzwanzig Oktavblättern gedruckt, der Virgil. Die auffallendste Eigentümlichkeit des Druckes bilden die meist schräg geneigten Majuskeln der Versanfänge. Sie sind nicht höher als die Minuskeln, von diesen aber durch einen Zwischenraum getrennt. Der Grund dieser Eigenheit liegt in dem Gebrauch der mittelalterlichen Schreiber, die großen Anfangsbuchstaben besonders zu setzen und nicht kursiv, sondern in der Uncialform zu geben. Die Aldine ist späterhin wieder durch die kräftigere Antiqua verdrängt worden, sie dient heutzutage nur noch als Auszeichnungsschrift und für Einleitungen und Noten. Der Senat von Venedig verlieh dem Erfinder im Jahre 1502 das ausschließliche Recht, zehn Jahre lang mit den neuen Lettern zu drucken; ein päpstliches Privileg von Alexander VI bedrohte sogar die Übertreter mit der Exkommunikation. Trotzdem bemächtigte sich der Nachdruck schnell der neuen Erfindung. Die Gineta, eine Druckergesellschaft in Florenz, machte die Letter nach, in Lyon erschien bald unter des Aldus Namen und Zeichen ein Nachdruck seines Virgil.

Das Übermaß geistiger und körperlicher Anstrengung warf Aldus schon im Jahre 1498, ein Jahr vor seiner Verheiratung mit Maria Torresano, aufs Krankenlager. Angesichts des Todes that er das Gelübde, für den Fall seiner Wiedergenesung sich dem geistlichen Stande zu weihen. Doch entband ihn die kirchliche Obrigkeit dieses in extremis gegebenen Versprechens. In den Jahren 1501—1505 verging kein Monat, ohne daß nicht mindestens ein klassisches Werk die aldinische Offizin verließ. In der Danteausgabe von 1502 erscheint zum ersten Male das Druckerzeichen des Aldus, ein Anker, um den ein Delphin sich windet. Ihm fügte Aldus später seinen Spruch Festina lente (Eile mit Weile) zu; der Anker galt ihm als Bild der Beharrlichkeit, der Delphin als Symbol rastloser Regsamkeit. —

Die Riesenaufgabe, die Aldus Manutius sich gestellt, zu lösen, reichte die Kraft eines Einzigen nicht aus. Aldus war daher bemüht, gelehrte Männer um sich zu sammeln, die fähig und bereit waren sein großes Unternehmen zu fördern. Im Verein mit einigen Freunden gründete er gegen 1500 die Neacademia, eine Gesellschaft von Hellenisten, in deren Kreise nur altgriechisch gesprochen werden durfte. Mit ihnen verhandelte er über die herauszugebenden Klassiker, über Verbesserungen und Ergänzungen der Texte. Leichtfertige Reden und Witzeleien waren bei den Zusammenkünften der Akademiker streng untersagt, „denn“, so pflegte Aldus zu sagen, „ein Spaßmacher ist unfähig, den schönen Traum einer neuen Akademie nach dem Ideal Platons zu verwirklichen.“ Wie ernst die Akademie ihre Aufgabe faßte, zeigte der Artikel des Erasmus über das aldinische Motto Festina lente. „Der genauen Wiedergabe einer Handschrift“, sagt Erasmus, „widmen wir so viel Sorgfalt als der Abfassung einer Rechtsurkunde. Diese Sorgfalt war einst eine heilige Pflicht, aber nur zu lange blieb sie unwissenden Mönchen und Weibern anvertraut. Welche Mühe hat solche Nachlässigkeit dem Drucker verursacht! . . . Wer englisch Tuch für venetianisches Tuch verkauft wird bestraft, wer aber verderbte Texte statt guter verkauft geht frei aus. Unzählig sind die verderbten Ausgaben, besonders in Deutschland. Betrügerische Bäcker werden eingesperrt, aber nicht betrügerische Drucker, und es gibt keinen Erdenwinkel, in dem schlechte Bücher nicht im Umlauf sind.“ Erasmus selbst und andere hervorragende Gelehrte der Akademie des Aldus wie Chalkondylas, Musurus und Aleander hielten es nicht unter ihrer Würde, die Korrekturbogen zu lesen. Erasmus von Rotterdam hat dies allerdings bei seiner Eitelkeit später nicht Wort haben wollen. Dafür sagt der berühmte Julius Cäsar Scaliger ihm nach, er habe im Hause des Aldus zwar für drei gegessen und für viele getrunken, aber nur für einen gearbeitet. Die Akademie bestand aus dreißig Mitgliedern; die Streitsucht der griechischen Gelehrten, Eifersüchteleien, Tot und Weggang verminderten die Zahl indes bald. Zu den Akademikern gehörten Männer der vornehmsten Stände, ein Fürst wie Alberto Pio von Carpi, des Aldus dankbarster Schüler, der Nuntius und Kardinal Aleander von Motta, bekannt als Gegner Luthers in Worms, venetianische Senatoren wie Andrea Navagero und Daniel Reinieri. Dank dem Zusammenwirken aller Kräfte gelang es Aldus binnen zwanzig Jahren hundertdreiundfünfzig Drucke zustande zu bringen, die alle zu den Musterwerken damaliger Wissenschaft und Technik gehören. Bei seinem Tode hinterließ er noch zehn Werke in Vorbereitung. Diese Zahl mag unsrer Zeit gering erscheinen, sie ist erstaunlich, sobald man die großen Schwierigkeiten erwägt, unter denen die Herausgabe dieser griechischen, lateinischen und italienischen Klassiker vor fast vierhundert Jahren stattfand. Jeden Probebogen des mühsam zusammengestellten Textes revidierte Aldus noch selbst, er korrigierte mit solcher Genauigkeit und Geduld, daß in einer Woche nur zwei, oft nur ein Bogen gedruckt wurde. Die schweren Zeiten des Krieges, den die Liga von Cambray gegen Venedig führte, nötigten ihn während zweier Jahre (1510—1511) sein Unternehmen gänzlich ruhen zu lassen. — Da Aldus mit fast allen namhaften Gelehrten seiner Zeit im Verkehr stand, erhielt er

täglich von allen Seiten Anfragen und Ratschläge, lobende und tadelnde Briefe. Sein Haus wurde von Besuchern nicht leer, dreiunddreißig Personen speisten täglich an seinem Tische. Die einen kamen ihn zu begrüßen, andre um ihn nach den neuesten Arbeiten zu fragen; viele wollten sein Urteil über ihre Geistesprodukte, nicht wenige verlangten, er solle ihre Werke lesen, verbessern, verlegen und verkaufen. Um dieses lästigen Zudranges sich einigermaßen zu erwehren, beantwortete Aldus nur die notwendigsten Briefe in möglichster Kürze; über der Thür seines Arbeitszimmers stand in großen Buchstaben: „Wer immer du seiest, Aldus bittet dich inständig dich kurz zu fassen, wenn du wirklich von ihm etwas willst. Dann gehe, sobald es gethan, falls du nicht kommst um wie Herkules dem ermüdeten Atlas deine Schultern zu leihen. Denn du und alle, welche ihren Fuß hierher setzen, finden hier stets zu thun." Selten nur einmal erschien Aldus im Kreise der Freunde; am liebsten noch ließ er sich von der Gondel hinübertragen in den Garten seines Freundes Don Trifonio Gabrieli auf der Insel Muriano.

Aldus starb am 7. Februar 1515 im sechsundsechzigsten Lebensjahre. Wenige Wochen nach seinem Tode schrieb sein nächster Freund Egnazio in der Vorrede zum Lactantius: „Aldus lebte umgeben von der aufrichtigsten Hochachtung aller, die seinen großen Ruf und seine tiefe Gelehrsamkeit schätzten. Und giebt es denn eine so barbarische, von den Grenzen Europas so abgelegene Nation, daß der Name des Aldus bei ihr nicht gekannt und geehrt sei? Es ist bekannt genug, daß viele der bedeutendsten Männer nach Venedig kamen, ihn zu begrüßen, ihn zu besuchen, ihm ein Geschenk zu bringen. Leute, für welche die Sehnsucht eine so herrliche und wunderbare Stadt wie Venedig zu sehen nicht schon hinreichend gewesen sein sollte, kamen hierher, angezogen von dem Rufe dieses einzigen Mannes. Und ihre Anwesenheit war wiederum für ihn der stärkste Antrieb, in seinem Unternehmen der Wiederbelebung der griechischen und lateinischen Sprache zu beharren. Tag und Nacht beschäftigt diesen großen Plan zu überdenken und zu vollenden, zog er sich durch übergroße Arbeit und unermüdliche Nachtwachen die Krankheit zu, die ihn ins Grab führte." Zwischen Blumen und Kerzen, umgeben von seinen Druckwerken, wurden die sterblichen Reste des Aldus Manutius in der Kirche San Paternion aufgebahrt. Ob ihm, wie er es gewünscht, ein Grab in Carpi geworden, ist unbekannt. Sein Sohn und sein Enkel Paulus Manutius und Aldus II führten des Vaters und Großvaters Unternehmen mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1595 weiter. Mit Aldus dem Jüngern, den Clemens VIII nach Rom berief, starb im Jahre 1597 das Geschlecht aus. Aus den aldinischen Pressen sind nach dem Zeugnisse Renouards in den Annales de l'Imprimerie des Alde im ganzen eintausendeinhundertfünf Ausgaben von siebenhundertachtzig Autoren hervorgegangen. Die vollständigsten Sammlungen dieser „Venetiis in Aedibus Aldi" gedruckten, von den Bibliophilen hochgeschätzten und oft teuer bezahlten Aldinen befinden sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin und in der Markusbibliothek zu Venedig. In der Ehrenhalle des Dogenpalastes steht auch die Büste des Aldus Pius Manutius, des größten Druckers. S. W.

Eine Sommerfrische bei Smyrna.

Man wird geneigt sein, zu glauben, daß für den, dem es vergönnt ist, in Smyrna, „der Rose Anatoliens", zu weilen, überhaupt das Bedürfnis nach Sommerfrische nicht vorhanden sein kann. Führt uns doch schon bei dem Namen dieser Stadt die geschäftige Phantasie reizende Bilder vor von blühenden Orangen, Myrten und Rosen mit bezauberndem Duft, von tiefschattigen Cypressenhainen und lauschigem Ruheplatz unter weitästigem Feigenbaume. Ach, wie wenig stimmen solche Bilder zu dem Inneren der „Rose Anatoliens" und der Art des Daseins, das wir hier im Sommer führen. Mit blendend weißem Licht und brennender Hitze sendet Tag aus Tag ein schon vom Mai an die Sonne ihre mächtigen Strahlen auf die enggebaute Stadt, immer höhere Bogen zieht sie am Firmament, immer versengender wirkt ihre Glut. Warm ist die Wand deines Hauses, warm der Tisch, an dem du schreibst, warm das Wasser, das du trinkst, warm die Ruhestatt, die du suchst, um im Schlafe die Hitze zu vergessen. Und welche Luft herrscht auf den Straßen! Weht der frische Seewind, so wärmen ihn Straßen und Häuser, ehe er ins Innere der Stadt dringt, und dort wirbelt er dichte Wolken weißen Staubes auf; herrscht dagegen Windstille, so ist gerade auf den belebtesten Straßen, die wir täglich passieren müssen, die Luft kaum zu ertragen. Der Fischmarkt, die offenen Kram- und Gemüseläden, ja offene Kloaken, Kadaver von Ratten, Katzen, Hunden verbreiten widerwärtigen Geruch. Welches Paradies für alle Bacillen! Von jenem verderbenbringenden Wicht an, der das Komma im Wappen führt, giebt's hier gewiß eine ganze Skala durch alle Interpunktionszeichen hindurch bis zum Ritter vom schrecklich langen Gedankenstrich. Öffnen wir das Fenster, und das ist notwendig, um frischen Durchzug zu haben, so genießen wir außer den Düften der Straße unfehlbar auch deren gesamten Lärm. Und der ist nicht gering. Da hallt durch das gewöhnliche, schon übermäßige Lautgewirr die Stimme der umherziehenden Verkäufer, die ihre Waren mit ohrenzerreißendem Geschrei anpreisen. Hier kommt ein griechischer Leichenzug. Mit dumpfem Gesang, der mehr einem lauten Knurren als Singen gleicht, schreiten die Priester der offen getragenen Leiche voran. Dort haben in einer engen Straße, die kaum einem Karren Platz bietet, zwei Wagen sich begegnet. Einer muß zurück, keiner will, endlich entscheidet den Streit die Macht des Scheltwortes oder die Stärke des Peitschenstiels. Des Nachts ist es natürlich ruhiger in den Straßen, aber aufgehört hat der Lärm keineswegs. Zwar durchschreiten von Abend bis Morgen türkische Patrouillen die Stadt, und der Nachtwächter holt mit unfehlbarer Sicherheit jeden Monat sein Backhschisch für die trefflichen Wachdienste, die er uns geleistet, aber weder Patrouille noch Nachtwächter stören die freien Griechenjünglinge, die an jener Straßenecke ganz unmotiviert ihre langgezogenen Kehllaute in die Nacht hinausschreien, sie stören nicht jenes seltsame Konzert von Geige, Harfe und Hackebrett, das durch armenische Musikanten irgend ein Liebhaber seiner Schönen darbringen läßt. Endlich ist der dürre Hochsommer die Saison für alle großen und kleinen Brände, deren wir auf die Woche mindestens zwei rechnen dürfen, und die beliebteste Tageszeit dafür die stillen Morgenstunden von ein bis vier Uhr. Jeder Brand aber wird von der Feuerwache, die auf dem Pagus, dicht bei Polykarps Grabe, ihren Stand hat, mit zwei kräftigen Kanonenschüssen signalisiert, und auf dieses Zeichen hin alarmieren die Nachtwächter mit Pistolenschüssen die gesamte Stadt. Da ist es denn, abgesehen von der Störung durch das Knallen der Schüsse, mit der Nachtruhe eine prekäre Sache, denn der sorgsame Hausvater wenigstens muß von der Terrasse spähen, ob nicht gar etwa der Nachbar diese Nacht seine hohe Versicherungssumme verdienen will.

Da sehnt sich denn der Mensch mit Recht darnach, für die Sommermonate der Rose Anatoliens zu entfliehen, namentlich dem Deutschen wird es auf die Dauer zu ungemütlich in der Stadt. Wem das Geschäft nur irgend soviel abwirft, wer nicht durch den Beruf an die Stadt gefesselt ist, der sucht Sommerfrische auf dem Lande. Unsere Kolonie besteht meist aus Kaufleuten, und da diese Herren ihr Kontor kaum vor neun Uhr Morgens öffnen und des Abends nicht viel nach sechs Uhr schließen, so ist es ihnen nicht so schwer, mit ihrer Berufsarbeit den Genuß der Sommerfrische zu verbinden.

In der nächsten Umgebung Smyrnas giebt es fünf für Sommerfrische sich eignende Dörfer oder Villenstädtchen, sämtlich zu Schiff oder Eisenbahn in einer halben Stunde zu erreichen. Zwei von ihnen, Burnabat und Budscha, liegen nicht mehr am Strande des Meeres, sondern etwas ins Land hinein. In ersterem dominiert das englische Element, zauberhafte Parks und Gärten haben die reichen hier angesessenen Familien dieser Nation dort geschaffen, alle Früchte des Orients zeitigt man und der köstlichste Blumenflor wird da gepflanzt.

Die alte bayerische Armee. Originalzeichnung von Rich. Knötel.

Budscha scheint in älterer Zeit den holländischen Familien ein recht beliebter Sommeraufenthaltsort gewesen zu sein; prächtige alte Herrenhäuser, lange, schnurgerade Cypressenalleen geben noch heute Kunde von dem Geschmack und dem Reichtum der alten Herren, deren Namen nur noch das Marmordenkmal ihres Grabes auf dem holländischen Kirchhofe der Nachwelt bewahrt hat. Dabei liegt Budscha so friedlich abgeschlossen durch gleichmäßige Höhenzüge gegen allen Lärm der Welt, daß es einen wohl einlädt, dort alles Treibens und Irrsals auf Zeit zu vergessen. Doch so viel des Angenehmen die beiden Dörfer auch bieten, es fehlt ihnen die Nähe des Meeres. Die mag ja den Engländern und Holländern nichts Neues sein, wir Deutschen aber, die wir zu Hause das Meer vielleicht nie gesehen, lassen uns lieber von den Villenstädtchen anziehen, die am Meere ihre Lage haben. Deren bieten sich uns drei zur Auswahl. Ganz nahe über den Golf herüber vom Norduser winkt Cordelio mit seinen weißen Häusern, roten Dächern und grünen Bäumen, wie aus dem Meere auftauchend. Cordelio ist schön, aber es steht auf gefährlichem Boden, auf angeschwemmtem Erdreiche nämlich, dem des Nachts giftige Dünste entsteigen, die leicht bösartige Fieber erzeugen. So müssen wir uns dann für Karatasch oder Giöstepe entscheiden. Seine eigentümliche Schönheit gewinnt das erstere Dorf durch die amphitheatralische Lage der Villen und Häuschen auf der Landseite der Straße, denn unmittelbar von dem künstlich angelegten Wege an steigen die Berge in die Höhe und lassen auf weithin die Straße nicht frei. Ihre bald kahlen bald bewaldeten Abdachungen tragen die Mehrzahl der Häuser von Karatasch. Giöstepe bildet die Fortsetzung von Karatasch, aber kühner sind die Felsbildungen und dichter das Grün von Giöstepe. Wir entscheiden uns für das letztere, da in Karatasch viel Türken und Juden hausen, in Giöstepe aber außer uns noch einige deutsche Familien den Sommer zubringen wollen. Den ersten freien Nachmittag geht's hinaus nach Giöstepe, um Häuser anzusehen. Wir arbeiten uns durch das Menschengewühl am Kai und steigen in einen der kleinen englischen Schraubendampfer, die fast jede Stunde zwischen Smyrna und dem nahen Villenstädtchen fahren. Geschickt windet sich unser kleines Fahrzeug durch die engen Zwischenräume, die ihm die riesigen Handelsdampfer und unförmigen Lichterschiffe lassen, bald gewinnt es freies Meer, und tanzend auf weiß sich krönenden Wellen führt es uns vorbei am herrlichen Panorama des Golfs, bis wir nach einer halben Stunde etwa in Giöstepe anlangen. Jetzt heißt es Häuser suchen, bei dem blendenden Licht und der kräftigen Hitze ein nicht angenehmes Ding. Die Häuser unten an der Straße gefallen uns nicht, denn diese führt viel Staub, und der Verkehr auf ihr nach der Stadt ist zu lärmend. Wir richten unsere Blicke den Berg hinauf. Dort oben winkt ein freundliches Häuschen mit weitem Balkon und grünen Fensterläden, das noch für dieses Jahr zu haben sein soll. Wir klimmen den entsetzlich steilen Weg hinan, der mit Steingeröll bedeckt ist. Das Haus, das wir mieten wollen, gehört zwei alten unverheirateten Schwestern, Sophia und Margitza, die in der Nähe wohnen. Die beiden Fräulein da Pola sind erfreut, für ihr Häuschen Mieter zu finden. Es beginnt das übliche Besehen und Fragen nach den in Frage stehenden Wohnungsverhältnissen. Nach Aussage der beiden Alten zeichnet sich das kleine Haus durch tausend Dinge vor allen andern in Giöstepe aus, doch bemerken wir bald mancherlei, das Bedenken erweckt. Die Vorderwand ist von den Erdbeben der letzten Jahre stark mitgenommen, sie scheint um einige Zoll ausgewichen, die Fußböden haben klaffende Risse, angenehme Schlupfwinkel für die großen, häßlichen Spinnen und anderes Getier, der Brunnen ist nicht tief und droht im Sommer zu versiegen, aber die Lage des Ganzen ist doch reizend. Vor dem Haus ein kleiner Weinberg mit Stöcken, die köstliche Trauben versprechen, und Feigenbäumen, die kräftig angesetzt haben, an der einen Seite des Hauses ein stolzer Eukalyptus, auf der anderen Akazien und Maulbeerbäume, das Brunnenhaus romantisch mit Passionsblumen überwachsen und endlich die wunderbare Aussicht vom Balkon über den weiten Meerbusen. Das entscheidet; wir werden handelseinig. Nun wollen wir aber auch nicht lange mehr mit dem Auszug zögern, Pfingsten muß man in Gottes freier Natur sein. Können wir unser Haus nicht mit grünem Birkenreis zieren, so wollen wir doch zum Feste wenigstens Grün sehen und im Grünen leben, so verlangt es deutsches Gefühl. Umzug heißt also jetzt die Losung.

Wie in den Städten unseres Vaterlandes, so gibt's auch in Smyrna das treffliche Institut der Dienstleute, dessen Mitglieder hier zwar nicht grüne Kittel und bezifferte Mützen tragen, aber unter sich eine eben so fest geschlossene Gilde bilden, als bei uns zu Hause. Aus Türken und Juden rekrutiert sich dieser Stand. Unter den Juden nimmt durch seine

Die neue bayerische Armee. Originalzeichnung von Rich. Knötel.

Kirmeßlust. Gemalt von C. Breitbach.

persönliche Würde, Sprachenkenntnis und Ehrlichkeit der hagere lange Jussuf eine bedeutende Stellung ein. Der alte Jussuf hat sich uns bei mancher Sache als erprobt erwiesen, auch dieses Mal weiß er Rat und Mittel; er kennt im armenischen Viertel Simonis den Fuhrmann, der soll auf Wagen unsere Sachen transportieren, er selbst will aufladen und den Umzug leiten, kein Möbel soll zerbrechen, kein Unfall sich ereignen.

Beruhigt über des Umzugs Gefahren durch die Versprechungen unseres Juden und voll freudiger Hoffnung auf das Leben im Grünen sehen wir am Umzugstage die Sonne sich über die kahlen Höhen des Sipylus erheben; da kommen auch schon mit lautem Gerassel unsere Wagen, vier derbe Exemplare jener Gattung von einspännigen Karren, mit zwei Rädern, die man hier mit dem vielsagenden Namen araba bezeichnet. Jussuf hat seinen Vetter Aron zum Aufladen mitgebracht; als freiwillige Hilfe bietet sich unser Nachbar Athanasius an, ein Grieche und seines Zeichens Schlachtermeister. Mit Dank wird seine Anerbietung aufgenommen, die ebensowohl aus Neugierde als aus angeborener Gefälligkeit hervorgeht. So machen sich denn unsere Mannen, Simonis mit seinen drei Gesellen, Jussuf mit Aron und der freiwillige Schlachtermeister ans Aufladen, das unter üblichem Geschrei auch von statten geht. Bezeichnend für die Levante ist die Mannigfaltigkeit der Sprachen, die bei diesem Umzug geredet werden. Simonis spricht mit seinen Gesellen armenisch, mit den Juden türkisch, diese unter sich spanisch, wir verständigen uns mit den Leuten auf griechisch, mit Jussuf auf französisch und brauchen unter uns die geliebte Muttersprache. Die Wagen sind gepackt, hoch recken Stühle und Tische ihre Beine gen Himmel, wir geben dem Simonis das Zeichen zum Aufbruch, rasselnd geht der Zug von dannen, Jussuf und Aron hintennach. Wir aber nehmen für unsere werten Personen und den Rest der Sachen, der wegen seiner Zerbrechlichkeit dem rauhen Gefährt nicht anvertraut werden sollte, eine bequeme Droschke. Freilich mit der Bequemlichkeit hat es auch seine eigene Bewandtnis, denn wie es so geht, findet sich noch nachträglich Kistchen zu Kästchen und Täschchen zum Körbchen, so daß der Platz für das liebe Ich ziemlich beschränkt ausfällt. Der Fuß stößt an den Kolben des Gewehrs, das zur Sicherheit nicht fehlen darf, der Rücken ist in bedeutender Reibung mit dem Porzellankorb, und der Arm muß sich hüten, die Lampenglocke umzubringen, die arglos aus der Kiste zur Linken dem Sonnenstrahl entgegenlacht, aber heute überwindet die gute Laune alle Unbequemlichkeit; schon weiten sich die Straßen, und kühlend streicht der Seewind übers Gesicht, wir fahren nicht mehr lange bis Giöztepe. Doch soll's nicht ohne Unfall abgehen. Kurz vor dem Ziel unserer Reise, dort, wo der Fahrweg nach unserem Häuschen schräg abführt den Berg hinan, sehen wir im Vorbeifahren zu unserm größten Erstaunen unsere sämtlichen Sachen dicht an der Landstraße auf freier Erde liegen, die Armenier und Juden stehen gestikulierend und schreiend umher, die Pferde vor den leeren Arabas fressen sorglos aus ihren kamelhaarenen Futtersäcken. Mit einem Satz aus dem Wagen hinaus unter die Treulosen. „Weshalb liegen die Sachen hier? Was hat das zu bedeuten? Sind die Wagen umgefallen?" „Herr", so stattet Jussuf seinen Bericht ab, „Simonis wollte den Weg nicht hinauffahren, weil er zu steil sei, er hat gegen unseren Willen abgeladen." Das ist eine angenehme Sache! Unser Haus gut zehn Minuten noch entfernt, unsere Sachen und Vorräte den brennenden Sonnenstrahlen und dem Gesindel der Straße ausgesetzt. Ich mache in einer kurzen mit deutschen Kraftausdrücken versetzten griechischen Ansprache den Wagenlenkern ihre pflichtwidrige Handlungsweise klar und schließe mit der Versicherung keinen Para zahlen zu wollen, bevor nicht alle unsere Besitztümer ordnungsgemäß in unserm Landhause abgeliefert sind. Das wirkt; die Armenier erbieten sich mit den Juden die Sachen auf dem Rücken hinaustragen zu wollen. Diese Änderung im Transportvertrag wird bewilligt, alle Mannschaften, auch der freiwillige Athanasius machen sich an die Arbeit. Ich lasse mir einen Stuhl aus dem Chaos der Bagage reichen, stelle ihn mir zum Sitze auf einen kleinen Rasenplatz, mache es mir bequem mit der nie fehlenden Zigarette und gebe so den Wächter des Lagers ab. Die freie Aussicht aufs Meer, der frische Wind machen diese Thätigkeit zu einer recht gemütlichen; eine große graue Eidechse, die mit ihrem langen Hals dort auf der Mauer erscheint, leistet mir Gesellschaft. Auch dieser Akt des Umzugs hat ein Ende, nach Mittag sind unsere Sachen geborgen, Simonis und seine Mitarbeiter werden abgelohnt und erhalten zur allgemeinen Versöhnung Schnaps, Käse und Brot, der Schlachtermeister als freier Mann wird zur Tafel geladen; auch der begibt sich bald auf den Heimweg, mit Dank beladen. Wir sind allein auf unserm Tuskulum.

Ein Zauberland bleibt der Orient doch allezeit. Ob es andere Völker auch so empfinden wie wir Deutsche? Was ist es eigentlich, das diesem Lande den eigentümlichen Reiz verleiht? Ist es die besondere Klarheit des südlichen Himmels und die Farbenpracht der Natur? Sind es die riesigen Raumverhältnisse, die durch ihre weite Öde noch wirkungsvoller werden? Ist es die Bedeutung, die der Orient für alle Zeiten in der Entwickelung der Religion der Menschheit besitzt? Wird uns doch so manches Bild und manche Beschreibung der Bibel erst lebendig, wenn wir das Morgenland mit eigenen Augen schauen. Hat doch der Apostel Paulus nicht weit von hier gepredigt, und die Legende weist in Ephesus das Grab des Johannes und des Philippus Grab in Hierapolis. Ist Smyrna doch eine der sieben Gemeinden aus der Offenbarung! Und zu der reichen religionsgeschichtlichen Vergangenheit unseres Landes kommt die Fülle der Erinnerungen an die klassische Zeit der Griechen und Römer. Von ihnen erzählen Natur und Kunst! Es redet der goldspendende Pactolus und die weite Schlachtebene von Magnesia, es bannt uns das unheimliche Bild der Göttermutter am Sipylus und die alte Burg der Pergamener versetzt uns in die Blütezeit der griechischen Künste. Und endlich wunderbar anziehend bleiben trotz aller ihrer Barbarei die Türken mit ihrer unleugbaren Noblesse an Charakter und ihrer sprichwörtlichen Trägheit, mit ihrem fremdartigen Gottesdienst und ihren ganz unbegreiflichen Familiensitten.

Von unserm Balkon aus haben wir eine selten großartige Aussicht auf den weiten Busen von Smyrna. Frühmorgens wenn kein Lüftchen sich regt, liegt er spiegelglatt da, von einem leichten bläulichen Nebelschleier bedeckt, klar aber heben sich am Horizont die gigantischen Felsenarme ab, die ihn umspannen, auf unserer Seite die Höhenzüge, deren höchste Gipfel den Namen der beiden Brüder tragen, es sind zwei alte graue Bergkegel von gleicher Höhe, erloschene Vulkane. Drüben aber dacht sich sanft der Sipylus ab, allmählich herabsteigend in die Ebene des Hermos. Eine geheimnisvolle Ruhe breitet sich über dem Ganzen aus. Doch bald wird es lebendig; das erste Schiffchen von Smyrna rauscht durch die Fluten, die Fischer stechen mit ihren großen Barken in See, sie singen eintönig zum Ruderschlag. Rufen sie den heiligen Nikolaus an, der so ziemlich in die Rechte der alten Meergötter getreten? Auf der Landstraße ziehen türkische Landleute mit Gemüse der Stadt zu. Mächtige Körbe trägt das magere Pferd auf beiden Seiten, in der Mitte hockt der buntgekleidete Reiter. Verworren schallt ihre Unterhaltung zu uns hinauf. Die Gärtner der benachbarten großen Villen spannen die Pferde an die Pumpwerke, die aus den Zisternen Wasser in die Gärten schaffen. Die Besitzerinnen unseres Häuschens treiben ihre langhaarige weiße Ziege aus und wünschen uns mit schreiender Stimme einen guten Morgen. Das brave Tier hat vor seinem Morgenspaziergang uns seine treffliche Milch gelassen, so können wir uns denn jetzt in aller Gemütsruhe zum Morgenkaffee setzen, der stets auf dem Balkon eingenommen wird. Bei einem gemütlichen deutschen Frühstück sieht sich der ganze Orient noch einmal so freudig an. Doch bald kommt die Stunde der Arbeit. Das Achtuhrschiffchen ruft mit lautem Pfiff seine Passagiere, stets treffen wir uns mit einigen andern deutschen Herren an Bord, da gibt's noch eine kleine Unterhaltung, bis in Smyrna die Verschiedenheit des Berufs die Landsleute trennt. Die Mittagsstunde, wohl auch

erst der Abend vereinigt uns wieder zu gemeinsamer Rückfahrt. Der Frau des Hauses liegt während der Zeit die nicht immer leichte Führung des Haushalts ob. Namentlich gilt es die Eintönigkeit im Speisezettel zu überwinden. Die beiden Schlachter von Giöstepe halten nur Rindfleisch feil und zwar fabelhaft zähes, wer Hammelfleisch genießen oder sich an einem Hähnchen erfreuen will, muß nach der Stadt schicken. Das ist aber recht zeitraubend. Der Fisch ist unerschwinglich teuer, so bleibt es denn meist beim Rindfleisch, aber die deutsche Hausfrau zeichnet sich aus in der Kunst, das zähe Fleisch in verschiedenen Gestalten mundgerecht zu machen. Von deutschen Sommergemüsen gibt es hier nur die Bohne und zwar eine schauderhaft harte Qualität, das einzig schmackhafte Gemüse des Landes ist der Paradiesapfel oder die Tomate, denn die andern Dinge, die unter dem Namen Gemüse hier den Magen bedrohen, wie die Patlidechan, die Frucht der Eierpflanze, dem Aussehen nach eine mittelgroße blaurote Gurke, die Kolokytien eine kleine längliche Kürbisart von blasser Farbe, anderer Sorten gar nicht zu gedenken, wetteifern in Geschmacklosigkeit. Die Freude aller deutschen Sommerfrischler, frische Butter kann hier nur als ein frommer Wunsch bezeichnet werden, Milch ist ebenfalls rar und sehr teuer, wir können uns glücklich schätzen, daß unsere große Ziege uns damit versorgt. Einen nicht zu verachtenden Ersatz aber für alle Mängel der Art bietet die wunderbar reiche Mannigfaltigkeit der Früchte. Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Äpfel, Trauben, Feigen und Melonen kaufen wir zu außerordentlich billigen Preisen. Für fünfzehn Pfennige erhältst du zwei und ein halbes Pfund der köstlichsten Trauben, die kleine kernlose Sultana oder die große grüne, deren Beeren oft die Größe einer kleinen Wallnuß erreichen. Und für nicht viel mehr Geld serviert dir unser Nachbar, der Gärtner Giuseppe dieselbe Quantität der schönsten gelben Feigen mit purpurnem Fleisch, geschickt angeordnet auf einigen breiten Blättern ihres Baumes. Mit den Trauben und der Feige streitet um den ersten Preis die Melone, die auch in Deutschland bekannte Wassermelone und die dunkelgrün und schwarze Karpus, die Zuckermelone.

Dem geselligen Leben bietet das Landleben von Giöstepe natürlich auch viel Anregung und Abwechselung. Den Kreis der deutschen Familien ergänzen die Schwestern der hiesigen Kaiserswerther Diakonissenstation, die ganz in der Nachbarschaft, auf der Grenze von Karatasch und Giöstepe ein geräumiges Landhaus besitzen. Die Villa der Schwestern liegt hart am Meer, dem, der zu Schiff von Smyrna kommt, weithin erkennbar an der deutschen Flagge und an der außerordentlichen Sauberkeit, mit der das Haus und seine Umgebung gehalten ist. Dort ruhen die Diakonissen in den Sommerferien, die von Mitte Juli bis Mitte September währen, von ihrer mühseligen Thätigkeit des Unterrichts aus, geschart um die ehrwürdige greise Oberin, die das Erziehungsinstitut im Jahre 1853 gegründet hat und es seit der Zeit in unermüdlicher segensreicher Thätigkeit leitet. Salem, so haben die Schwestern ihren Ruheplatz genannt, ist ein besuchter Ort, nicht allein für die deutsche, sondern für die gesamte höhere Gesellschaft unserer Stadt, soweit dieselbe nicht von französisch-katholischem Geiste beherrscht wird. So hat denn das gesellige Leben schöne Gelegenheit sich zu entfalten. Der Spätnachmittag und der Abend bieten sich naturgemäß als die bequemste Besuchszeit dar. Da ist denn bald hier, bald dort die Gesellschaft beisammen; die freien, schattigen Plätze vor den Häusern, die Veranden und Balkons lassen die köstliche frische Luft reichlich genießen und zur Erfrischung fehlt nicht das deutscheste aller Getränke, das Bier, das hier längst Eingang gefunden. Geradezu bezaubernd sind die Mondscheinabende zur Sommerszeit. Freilich Spaziergänge und Partieen zu Fuß an solchen Abenden verbieten die öffentliche Unsicherheit und die schlechten Wege, doch zu Pferde in lauer Sommernacht durch die Gegend zu streifen, bald durch schattigen Olivenwald, bald über nackten Fels, bald am silberbeleuchteten Meer entlang, das gewährt einen Reiz, wie wenige Vergnügungen auf Erden. Den Streifzügen zu Pferd stehen übrigens würdig zur Seite die Kahnfahrten bei Vollmondschein. Auf schlankem Kaik geht es hinaus, geräuschlos streicht das Ruder durch die glatte Fläche, lange Lichtstreifen ziehend im geisterhaft leuchtenden Meer. Da erklingt manch deutsches Lied; die Diakonissen singen trefflich im Chor. Die alten geistlichen und weltlichen Weisen unseres Volkes klingen zum Herzen und rufen alte Erinnerungen wach. Stilles Heimweh geht durch die Seele, Heimweh nach dem irdischen und nach dem ewigen Vaterland, das unser aller Ziel ist. Und die ernste Stimmung geht wieder über in heitern Scherz. Schon längst haben wir hier und dort kleine Schiffchen bemerkt mit hellem Kienfeuer an Bord. Es sind Fischer, die Krebse fangen. Wir steuern auf eines der leuchtenden Fahrzeuge zu; der alte Fischer erkennt schon unsern Wunsch. Die Kähne werden aneinander gefesselt, der Alte brät einige frischgefangene Krebslein über dem Feuer und bietet die gebratenen uns dar, wir schälen das rosige Fleisch aus der glänzenden Schale, tauchen es ins Meerwasser und verspeisen es mit Wohlbehagen. In später Nachtstunde erst kehren wir in unsere Behausungen zurück.

So vergeht in Giöstepe Woche auf Woche, Monat auf Monat. Die Tage werden kürzer, die Nächte länger und kühler, die schlechtgebauten Häuser gewähren keinen ausreichenden Schutz gegen die scharfen Nachtwinde. Die Gesundheit hat sich erholt, erschlaffte Nerven haben frische Spannkraft gewonnen. Wir denken an die Heimkehr in die Stadt und wiederum wird der Umzug geplant. Der biedere Jussuf und der vorsichtige Simonis werden wiederum bestellt; diesesmal können die Armenier den Berg herauffahren, denn sie kommen mit leeren Wagen. Nicht ohne Wehmut sehen wir Koffer und Kisten wieder ihren luftigen Platz einnehmen, gilt es doch Abschied zu nehmen von einem reizenden Platz der Erde, wo wir eine Zeitlang eine so schöne Heimat gefunden haben.

Am Familientisch.

Eine Zeitschrift für populäre Astronomie.

Sirius. Zeitschrift für populäre Astronomie. Zentralorgan für alle Freunde und Förderer der Himmelskunde. Herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein in Köln. Leipzig. Verlag von Karl Scholtze. Jährlich 12 Hefte mit Abbildungen in Licht- und Farbendruck. Preis pro Jahr 10 Mk.

Der „Sirius“ ist recht eigentlich das Zentralorgan, welches den in Deutschland immer zahlreicher werdenden Freunden der Himmelskunde alle neuen Entdeckungen am Himmel vermittelt. Besonders auch die Besitzer von Fernrohren, die also selbst die Wunder des Himmels sehen können, finden im „Sirius“ eine allgemein verständliche Anleitung, dazu aus einem Mittelpunkt, wo sie sich Rat erholen können. Je mehr unter den Gebildeten Deutschlands der edle Sport der Himmelsbeobachtung Platz gewinnt, um so wichtiger ist eine Monatsschrift wie der „Sirius“, die in populärer Weise über alle astronomischen Erscheinungen berichtet und nicht nur eine belehrende sondern auch eine sehr interessante Lektüre gewährt. Der Herausgeber, Herr Dr. Klein, den Lesern unseres Blattes ja auch durch seine vortrefflichen Artikel bekannt, pflegt im „Sirius“ die Ergebnisse seiner Mondunteruchungen von Zeit zu Zeit zu veröffentlichen. Wir können diese Zeitschrift daher allen Freunden der Himmelskunde und denjenigen, welche sich dafür interessieren, bestens empfehlen.

Borsdorfer Äpfel.

Als Boleslaus I, Herzog von Schlesien, 1175 die Benediktiner aus dem Kloster Lebus entfernte und dasselbe mit Cisterziensern aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzte, brachte der Abt der neuen Mönche, Florentius, eine Art Äpfel mit, welche nach dem Orte ihrer Herkunft (auf polnisch: Daporta) auf deutsch Portsdorfer und später Borsdorfer genannt wurden. R. F.

Gesundheitsrat.

A. J. in C. Besten Dank für Ihre Mitteilungen. Daß die „Herba Homeriana“, mit der jetzt uneigennützige Menschen Schwindsucht kurieren, der Hauptsache nach, wenn auch nicht ganz aus dem überall in Deutschland an Wegen als ganz gemeines Unkraut vorkommenden Vogelknöterich — oder wie Sie es volkstümlich bezeichnen: Murbs, Blutkraut, Tannengras — besteht, ist schon länger bekannt. Aber das einheimische Unkraut steht nicht hoch genug im Kurse, denn es ist nicht „weit her“; deshalb „importiert“ man's und gibt ihm einen gelehrten Namen, dann finden sich immer Leute genug, die es für schweres Geld kaufen.

M. v. H. in Sch. Bezüglich Ihrer in Nr. 28 beantworteten Frage nach der Beschaffung eines wirklich naturgemäßen Fußzeuges

möchten wir Sie noch hinweisen auf eine diesen Gegenstand behandelnde, mittlerweile uns zugegangene Schrift: **Der menschliche Fuß und seine naturgemäße Bekleidung von Bernhard Pestel**, Schuhmacher in Glauchau. Der Verfasser meint, die Professoren Meyer und Starcke rc. seien wesentlich Theoretiker und hätten sich deswegen, was die praktische Herstellung des Leistens und der rationellen Fußbekleidung betrifft, auf Andeutungen beschränken müssen. Ferner erklärt er es als einen großen Mangel, daß diese Herren, deren Verdienste um die wichtige Frage er übrigens gar nicht zu verkleinern beabsichtigt, keine Anleitung zur Gewinnung von Schaftmustern geben, ohne welche der beste Leisten dem Schuhmacher nichts nützen könne. Daß die so außerordentlich brennende Frage einer rationellen Fußbekleidung seit den hundert Jahren, wo sie von dem holländischen Anatomen Peter Camper zuerst (1782) angeregt wurde, bis jetzt so äußerst geringe Fortschritte gemacht hat, liegt wesentlich darin begründet, daß Theoretiker und Praktiker durchaus getrennte Wege gingen. Die ausübenden Schuhmacher vermochten sich mangels der notwendigen anatomischen und physiologischen Kenntnisse an der Reform nicht selbstthätig zu beteiligen und die mit dem Gegenstande sich befassenden Gelehrten (Ärzte und Offiziere) standen wiederum der Praxis und Technik des praktischen Schuhmachers zu fern, um diesen mit der nötigen Sicherheit und Autorität anzuleiten und so die Reform der Verwirklichung näher zu bringen. Deshalb darf diese Schrift eines praktischen Schuhmachers, welche Zeugnis ablegt von dem eifrigen Bestreben, nicht nur in die Theorie einzudringen, sondern auch den selbständig daraus gezogenen Folgerungen technisch gerecht zu werden, als glückliches Anzeichen dafür betrachtet werden, daß endlich die so notwendige Reform der Fußbekleidung auch praktisch von dem Schuhmacherstande in Angriff genommen werde. Daß der praktische Schuhmacher teilweise zu andern Resultaten kommt, als seine theoretischen Vorgänger, darf nicht wunder nehmen und kann ja schließlich die Sache nur fördern. Ein großer Reichtum guter Illustrationen erleichtert das Verständnis namentlich für den Laien in bester Weise.

Besetzt!

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1.

Die 36 Felder des Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die erste senkrechte, wie die oberste wagerechte Reihe nennt ein christliches Fest. Die diagonale Reihe, von links oben nach rechts unten, ergibt den Namen eines preußischen Regierungsbezirks. Die zweite wagerechte Reihe nennt eine der Hauptpersonen in Scheffels „Ekkehard“, die dritte einen deutschen Lustspieldichter unsers Jahrhunderts, die vierte eine landwirtschaftliche Akademie in Preußen, die fünfte einen bekannten Schlachtenort in Oberitalien, die sechste einen Gott der Römer.

2. Homonym.

Wie dort mit immergrünen Zweigen
Die schlanken Stämme aufwärts ragen,
Die jenem Felsengrund entsteigen
Und einzeln deinen Namen tragen:
So wurzelte in festem Grunde
Auch deines hohen Geistes Macht,
Du Held, der bis zur Todesstunde
Das, was er lehrte, selbst vollbracht.

E. St.

3. Rätsel-Distichon.

Nimmst du dem Tiere den Fuß, so erscheint deinem Auge der Dichter,
Manches innige Lied macht seinem Volke ihn wert.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 44.

Bilderrätsel: Eine Revolte.

1.

M	e	i	n	I	n	g	e	n
D	o	m	I	n	I	c	u	s
W	e	I	s	s	b	I	e	r
F	I	s	c	h	l	e	I	m
I	n	g	h	I	r	a	m	I
N	I	e	r	s	t	e	I	n
F	r	I	e	d	r	I	c	h
E	u	r	I	p	I	d	e	s
G	ö	t	t	I	n	g	e	n

2. Dominoaufgabe.

Die beiden Zahlen 6 und 5; denn die Summe der Augen auf sämtlichen 28 Dominosteinen beträgt 168, auf den 20 angesetzten Steinen 115, auf den 7 Doppelsteinen 42, daher auf dem achten herausgenommenen Stein 11. Dieser Stein kann also nur [6|5] sein, und es muß daher an dem einen Ende der angesetzten Steine die Zahl 6, an dem andern Ende die Zahl 5 stehen.

Inhalt: Der Daheimkalender 1886. — Sigrit. Fortsetzung. Eine Geschichte aus Finnland von E. Berg. — „Prischen gefällig?“ Bild von B. St. Lerche. — Dschunken und Zampans. Ein Bild von der chinesischen Küste. — Aldus Manutius und die Aldinen. Mit zwei Porträts und Illustration. — Eine Sommerfrische bei Smyrna. — Zwei Bilder von der ehemaligen und der jetzigen bayerischen Armee. Von R. Knötel. — Kirmeßlust. Bild von C. Breitbach. — Am Familientisch: Eine Zeitschrift für populäre Astronomie. — Vorsdorfer Äpfel. — Gesundheitsrat. — Besetzt! — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. August 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 46.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

I.

Die Sonne vollführte im Jahre des Heils 1649 ihren Lauf im Zeichen des Stieres und eilte den Zwillingen zu. Darum fingen die Bäume und Sträucher an zu blühen, während Felder und Wiesen allerlei Kraut und Blumen hervorbrachten. Nutzbare Gewächse und Getreide erblickte jedoch das Auge nur hier und da auf kleineren, schlecht bestellten Feldstücken, welche sich von den schon jahrelang brachliegenden Ackerflächen mehr traurig als lustig abhoben. Auch edle Obstbäume, deren Blüten gute Früchte versprochen hätten, waren an den Landstraßen und in den Gärten nur ganz vereinzelt zu sehen; und auch da standen sie ungepflegt, einige mit beschädigter Krone, andere von unnützem Holz dicht durchwachsen.

Nichtsdestoweniger freuten sich doch die Vöglein und das Getier des Feldes an der Erneuerung der Natur, und sangen und zirpten um die Wette zum Lobe ihres Schöpfers.

Auch die Menschen in Stadt und Land durften billig in den Dank gegen Gott einstimmen. War doch jetzt der erste Frühling gekommen nach dem Friedensschlusse, den der Herbst des vergangenen Jahres gebracht hatte. Die lange, trübe Kriegszeit der letzten dreißig Jahre hatte ein Ende und die Hoffnung, daß es bald wieder besser aussehen würde im lieben deutschen Vaterlande, hatte ihren Einzug gehalten.

Von der Änderung der Zeiten, von Plänen für die Zukunft sprachen auch die beiden Männer, die an diesem schönen Frühlingsmorgen aus den Thoren eines thüringischen Städtchens auf dem nächsten Waldwege nach dem Dorfe Itzleben ritten. Doch sie hatten keinen Gottesdank im Herzen, sondern nur solche Gedanken im Kopfe, wie sie durch allerhand Praktiken mit Scharfsinn aus der neuen Zeit Nutzen für sich ziehen möchten. Des einen Pferd schritt um die Länge seines Halses dem Pferde des anderen voran, um damit anzudeuten, daß es den Vornehmeren trug. Und in der That bemühte sich der Reiter, ein Herr von etwa fünfunddreißig Jahren, die Züge seines bartlosen Gesichts in würdevolle Falten zu legen. Er trug das Haupt gewaltig hoch, vielleicht auch deshalb, weil es die breite, steifgestärkte Halskrause nicht anders zuließ. Der Kopf mit dem kegelförmig aufgesteiften schmalkrämpigen Hute sah aus wie eine Birne, die in der Mitte einer Tortenschüssel lag. Die schwarze Tuchkleidung des Herrn zeigte an, daß man es mit einem Manne in Amt und Würden zu thun habe; doch harmonierten damit nicht ganz die Galaunen oder goldenen Borden, welche als Besatz die weiten Hosen verbrämten, und das scharlachrote Zeug, womit der weitabstehende, kurze Radmantel gefüttert war. Der Herr liebte nicht allein würdig, sondern auch glanzvoll aufzutreten.

Des Begleiters pergamentfarbiges Gesicht und aschblondes Haar ließen es schwer erraten, ob er dreißig oder sechzig Jahre zählte. Das Kinn zierte ein Spitzbart, den der Mann mit der Hand oft nachdenklich nach oben strich. Der Anzug glich dem des andern, nur war das Tuch weniger fein und schon verschabt, der Hut weniger hoch und die Krause weniger groß, weiß und steif.

Als der Wald sich lichtete und das Dorf Itzleben sichtbar wurde, meinte der erste von beiden: „Dort müssen die Itzlebener Gutsäcker liegen. Potz Gix, wie sieht's hier aus? Man sieht vor Gestrüpp gar nicht, wo der Wald aufhört und wo die Felder anfangen. Da scheint seit Jahrzehnten kein Pflug regiert zu haben. Seht nur dort die fetten Disteln, Herr Ratsschreiber. Das wäre einem Esel zur Lust; doch was thun wir damit?"

Dem Angeredeten zuckte es über das Gesicht, als ob er Mühe hätte, eine respektwidrige Bemerkung zu unterdrücken. Dann entgegnete er in höflichem Tone: „Mein Seel, der Herr

Bürgermeister haben recht. Es würden große Anstrengungen nötig sein, ehe die Äcker wieder fruchtbar werden und guten Zins geben."

Das Pferd des Bürgermeisters blieb plötzlich stehen und bog den Kopf nach unten.

„Was macht mein Pferd, Ratsschreiber?" fragte der Bürgermeister, der über den Rand seiner steifen Halskrause hinaus den Pferdekopf nicht mehr sehen konnte.

„Herr Bürgermeister, es säuft", war die Antwort. „Das Wässerlein nimmt hier ungehindert seinen Lauf über den Weg. Es wird viel zu thun geben, ehe alles wieder in Ordnung kommt. Wie werden aber erst Scheuern und Ställe beschaffen sein? Ich fürchte, es wird größerer Mittel bedürfen, als der Herr Bürgermeister gedacht haben."

„Potz Grütz, ich pflege nicht mehr auf die Hörner zu nehmen als ich zu verrichten und auszuführen mächtig bin", sagte der Bürgermeister in verweisendem Tone, indem er den Kopf zur Seite zu drehen sich bemühte, um seinen Begleiter strafend anzusehen.

Der andere lachte still in sich hinein, strich den Spitzbart mit der Hand und verschluckte wieder eine anzügliche Äußerung, die er bezüglich der Hörner auf den Lippen hatte. — —

An demselben Morgen wurden auf dem Edelhof der Frau von Itzleben mancherlei Vorbereitungen getroffen, um für die beiden erwarteten Gäste ein Mittagsmahl herzurichten. Die gnädige Frau selbst hantierte in einem groben Hauskleide tüchtig umher, wobei sie sich kaum Zeit nahm, das schwarze Tuch, mit dem sie den Kopf umwunden hatte, fester zu binden und die grauen Locken, die darunter ungeordnet hervorfielen, zurückzustreichen. Schnell eilte sie in Begleitung ihrer Tochter, welche wegen ihres schlichten Anzuges mancher eher für eine Magd als für ein gnädiges Fräulein gehalten hätte, in den Keller hinab.

Dort nahm sie ein Stück Wildbret aus dem Fäßchen, welches schon stärker roch, als es für den ältesten Hirschbraten erlaubt war, und sprach zur Tochter: „Wir haben kein Geld, um nach dem Metzger schicken zu können, und mit dem alten Huhne werden wir auch nicht weit reichen. Wasch das Fleisch sauber ab und brate es scharf an, daß der Geruch vergeht. Hast du nachgesehen, ob der Schinken bald weich wird, den wir dem Salat zusetzen wollen?"

„Ach der alte rostige Schinken wird nie recht weich werden", lachte Katharine. „Da wird der gestrenge Herr Bürgermeister die Zähne schön heben. Wollen wir nicht auch ein Weinsüpplein kochen?"

„Ja das mache, doch nimm dazu den Traufwein aus dem Geschirr unter dem Hahn", antwortete die Mutter wehmütig und fragte dann: „Hat der Apotheker aus der Stadt das Konfekt zum Nachtisch schon geschickt?"

„Denk dir nur, Mutter", entgegnete das Mädchen, „der Mann will uns nichts wieder geben, bevor er Geld sieht. Daß doch jetzt alle Welt von uns bar Geld haben will. Was soll es nur werden, wenn uns niemand mehr borgen will, denn bei uns sind Kisten und Kasten leer!"

„Ei Herr Gott nein, so eine Gasterei habe ich mein Tag noch nicht ausgerichtet", klagte Frau von Itzleben. „Es wird alle Tage jammervoller in der Bettelmannswirtschaft bei uns!"

„Meine liebe Mutter, es wird schon wieder anders werden", tröstete die Tochter. „Wir haben ja den langersehnten Frieden. Die Truppendurchzüge, Plündereien und Brandschatzungen haben aufgehört. Wir wollen nun wieder bald zu Kräften kommen. Was unsere Äcker tragen, können wir von jetzt ab für uns behalten."

„Gott helfe dir, du Schwätzerin, was redest du von den Äckern? Denkst du, wenn die Friedensglocken geläutet, sollen die Felder gleich voll Korn und Weizen stehen? Kein Pferd im Stalle, kein Pflug auf dem Hofe, keinen Samen auf dem Boden, keine Leute zur Arbeit und", das sagte sie mit ganz besonderer Bekümmernis, „kein Geld im Hause."

„Ich habe noch mein Heiratsgut, vom Vater selig, den großen eisernen Kasten mit den vielen Dukaten darin. Du weißt doch", lachte Katharine.

„Schweig still von deinem Heiratsgut", erwiderte die Mutter etwas gereizt. „Wo hast du's? Der Vater hat's so gut vergraben, daß niemand es zu finden weiß. Auch den Zettel, darauf er den Ort verzeichnet hat, hast du verloren. Wenn wir nicht standesgemäß verhungern sollen, so sei freundlich gegen den Bürgermeister. Er hat ein Auge auf dich geworfen. Wenn er dich heiratet, kann uns mit seinem Gelde geholfen werden. Wir brauchen uns trotzdem nicht vor ihm zu schämen. Haben wir doch die vielen Äcker, Wiesen und Waldungen; doch ohne bares Geld kann uns der Besitz nichts nützen."

„Ich will sehen, wie er mir gefällt", meinte die Tochter. „Wenn's nicht geradezu ein saurer Tropfen und Grillenfänger ist, will ich dir zu Willen sein."

Unter solchen Gesprächen hatten Mutter und Tochter Keller und Küche beschickt und gingen in ihr Schlafgemach, um würdige Kleider zum Empfange der Gäste anzulegen. Mit schwerem Seufzer nahm die alte Dame ein braunes, brokatnes Seidenkleid aus der Truhe und prüfte die schadhaften Stellen, ob sie sich notdürftig unter den Falten verstecken ließen.

„Das ist nun mein einziges Staatskleid", klagte sie. „An dies altväterliche Ding haben sich selbst die beutesüchtigen Soldatenhände nicht gewagt."

„Dein Kleid sieht noch ganz stattlich aus", erwiderte Katharine. „Was soll ich denn thun mit meinem fadenscheinigen Sommerkleide aus weißem Kanevas?"

„Dich schmücken Jugend und rote Wangen", meinte die Mutter mit trübem Lächeln. „Unsereins braucht andere Hilfe, die ohne Geld nicht zu haben ist."

Sie hatte Grund zum Seufzen, die gute Frau, denn von all den Büchsen mit Salben und Balsam, von den Violen mit Hautwasser, von den Schminktöpfen, die sonst den Toilettentisch geziert hatten, waren nicht einmal mehr die Scherben zu sehen. Nun mußte sie sich mit reinem kaltem Wasser behelfen, doch spürte sie dessen wohlthätige Wirkung. Das vergrämte feine Gesicht ward erfrischt und die trüben Augen blickten munterer, als sie die große Haube auf dem Kopfe zurechtrückte, der vergilbten Halskrause die erforderliche Biegung gab und das Busentuch mit der kleinen goldenen Nadel, ihrem letzten Schmuckstücke, feststeckte.

Unterdessen fuhr die Tochter mit dem Kamme schnell durch ihr krauses schwarzes Haar und steckte es in einem Knoten zusammen.

„Streich die Haare glatter", mahnte die Mutter. „Du siehst ja aus wie ein Ruschelbär."

„Laß gut sein, Mutter", scherzte Katharine, „hier hilft alle Kunst nicht. Wer mir gut ist, lacht doch."

„Dann hol' dir wenigstens aus dem Garten eine Blume ins Haar und an den Busen", ordnete Frau von Itzleben an. „Den Schmuck gibt uns, Gott sei Dank, die Natur noch umsonst."

Fröhlich sprang Katharine fort, doch kaum nach fünf Minuten kam sie schon wieder zurück und hielt die Primel, mit denen sie sich zu putzen gedachte, noch in der Hand. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen und rief lustig: „Mutter, sie kommen, sie kommen!"

„Kind, Kind! was ist da zu lachen?" entgegnete die Mutter streng. „Mit solch ernsten Sachen treibt man keine Narrheiten. Nimm dich zusammen, daß du die Gäste geziemend empfängst!"

Katharine aber hörte nicht auf zu lachen, indem sie berichtete: „Mutter, Mutter, eine Krause so groß, ein Hut so hoch und ein Mantel so breit", und dabei maß sie, natürlich mit einiger Übertreibung, die beschriebenen Gegenstände in der Luft vor.

„Ernsthaft, Kind!" befahl die Mutter, die sich schnell abwendete, damit die Tochter das Zucken des Lächelns um ihren Mund nicht sehen sollte. Darauf ging sie in würdevoller Haltung in das Wohnzimmer, um dort die Gäste zu empfangen. Katharine folgte; die unterdrückte Heiterkeit rötete ihr Gesicht, was der Bürgermeister für jungfräuliche Verschämtheit deuten

mochte. Der höflichen Begrüßung folgte eine steife, wie auf Schrauben gestellte Unterhaltung, und endlich setzte man sich zu Tisch, um das unter so vieler Sorge zugerichtete Mahl zu verzehren. Frau von Itzleben zeigte sich hierbei vollkommen als eine Dame von Welt, indem sie dem Mangel der Bewirtung ein vornehmes Wesen gegenüberstellte und weder entschuldigte noch nötigte. Katharine war aufgeweckt und munter und plauderte so harmlos, als ob sie gar nicht an die Zukunft dächte. Auch die Gäste ließen es nicht merken, daß sie ein leckereres Mahl erwartet hatten.

Nach dem Essen wurde ein Gang durch das Gehöft und in die Umgebung des Schlosses unternommen. Der Bürgermeister Blasius Prätorius ging neben Katharinen und sagte ihr die schönsten Artigkeiten, die er schon als Knabe aus dem Amadis, der Melusina und andern dergleichen Büchern gelernt hatte, und bekräftigte seine Rede mit manchem: Potz Gix, Potz Grütz, Potz Gifs und Potz Glück. Er war ganz befriedigt über die Wirkung seiner Worte, denn Katharine lachte oftmals laut auf.

Der Ratsschreiber Valentin Wanzel folgte mit der gnädigen Frau und war ganz Ohr für deren Auseinandersetzungen über die Wirtschaft, die gute Lage der Felder und den schönen Waldbestand. Nur ganz beiläufig warf Frau von Itzleben die Bemerkung hin, wie alles infolge der kriegerischen Unruhen in Rückgang gekommen sei, nun aber bald in der begonnenen Friedenszeit ein besseres Ansehen gewinnen werde. Sie deutete auch gelegentlich an, daß für Katharinen noch ein großes Heiratsgut in Aussicht stände, denn es werde ihr schon noch gelingen, den Ort ausfindig zu machen, wo ihr Mann selig den Schatz vergraben hätte. Dabei entging dem Ratsschreiber nichts von dem ganzen Anwesen. Er schätzte im Geist die Kosten für Wiederaufrichtung der Ställe und Scheunen, für Regulierung der Wasserläufe und Gräben und für Anschaffung der Pferde, Ackergeräte und des Saatkorns.

„Sind dies alles Kühe der gnädigen Frau?" fragte er, als sie die Wiese betraten und sich einer Herde Rinder näherten.

„Ach nein", seufzte die Frau, „mir gehört nur die große Hälfte, die andern sind bäuerliches Eigentum. Das Gut und das Dorf hat jetzt der Billigkeit halber einen gemeinsamen Hirten. Der Viehstand wird sich indes bald heben, es ist viel Jungvieh darunter, der Nachwuchs der letzten Jahre."

Unter solchen Gesprächen war die Gutsherrschaft mit ihren Gästen der Stelle nahe gekommen, wo die Kühe grasten. Eine Wiese war es, die auf drei Seiten von Weiden- und Erlenbäumen und Buschwerk umgeben war. Nur die Seite nach dem Schlosse zu war ziemlich offen.

Der Kuhhirt saß etwas abseits von der Herde gemächlich auf einem Grabenrande; doch erinnerte seine Stellung mehr an einen Kriegsmann, der am Lagerfeuer hingestreckt liegt. Den zerrissenen Mantel hatte er frei über die Schulter geworfen, so daß er die schlanke, in groben Zwilch gekleidete Gestalt nicht ganz verdeckte. Mit der rechten Hand hielt er die Peitsche wie einen Degen und mit der linken führte er eine kurze Thonpfeife zum Munde, aus welcher er behaglich Tabak rauchte. Der breitkrämpige Hut saß ihm keck auf dem Haupte, was ihm ebenso wie der schwarze Schnurrbart und die dunklen großen Augen ein martialisches Ansehen gab.

Aufmerksam prüfte er die Näherkommenden; doch zuckte keine Miene seines Gesichts, selbst nicht, als der Bürgermeister das rote Futter seines Mantels in der Sonne leuchten ließ, und infolge dessen der Stier durch diese schreiende Farbe gereizt, mit schief eingesetztem Kopfe und hochgebogenem Schwanze in Galoppsprüngen auf jenen zurannte.

Der so plötzlich Angegriffene schrie: „Potz noch eins!" fuhr erschrocken zurück und kam, wer weiß, ob absichtlich, oder aus Zufall, hinter Katharinen zu stehen, welche dem Bullen mit heller Stimme zurief: „Zurück Hans, was fällt dir ein!"

„Allons Vulgus", sprach jetzt der Kuhhirt zu seinem Hunde, welcher nun schnell zwischen das Mädchen und den Bullen sprang und das erregte Tier durch Bisse in die Vorderfüße zurückscheuchte.

Nun erst kam der Kuhhirt selbst gemächlich näher und redete zu aller Erstaunen den Bürgermeister mit den Worten an: „Ei so schlag doch Blei hinein oder sonst was Schweres! Bläsy, bist du immer noch derselbe Hasenfuß. Solltest dich in Lung und Leber schämen, wegen eines Ochsen hinter eine Dame zu retirieren!"

Der Bürgermeister starrte den frechen Sprecher wortlos an, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und den Kopf rücküber warf.

Der Unverbesserliche aber fuhr fort: „Und wenn du auch ein so furchtbares Amtsgesicht machst, als ob du zehn Kanzler und fünfundzwanzig Sekretarios gefressen hättest, du bleibst doch der ewige Hasenfuß!"

„Kerl, wie kann er unsern regierenden Bürgermeister beleidigen!" fuhr der Ratsschreiber dazwischen. „Respekt dem hohen Amte, oder — —"

„Es ist kein Ämtlein so klein oder groß, es ist henkenswert", entgegnete der Hirt mit unerschütterlicher Ruhe, drehte der Gesellschaft den Rücken und ging gelassen zu seiner Herde zurück.

„Wa—wa—was", stotterte der Bürgermeister, der erst Worte fand, als er die Rückseite des Weggehenden betrachten konnte. „Potz Stern, was soll das bedeuten? War das nicht der Adrian?" fragte er den Ratsschreiber leise und fuhr, als dieser zustimmend nickte, fort: „Was will der Hungerleider! Ich will's dem Schnauzhahn schon lehren, das Amt zu beleidigen." Dann wandte er sich zur Frau von Itzleben, welche noch ganz starr war vor Staunen über diesen seltsamen Vorgang, und sagte in einem Tone, als ob er hier allein zu befehlen hätte: „Gnädige Frau werden wohl thun, den Menschen fortpeitschen zu lassen. Potz Blitz, ich möchte nicht wieder seiner Beleidigung ausgesetzt sein und hoffe bestimmt, ihn hier nicht wieder vorzufinden, wenn ich die Ehre mir gebe, meine devote Visite zu erneuern."

Valentin Wanzel setzte hinzu: „Der Mann ist nicht was er scheint. Er ist ein verkappter Räuber. Wir werden ihn dingfest machen müssen."

II.

Andern Tags trat Katharine schon zeitig am Morgen aus dem Schlosse heraus. Gewiß hatte sie vor, auszugehen, denn sie hatte sich sorgfältiger und besser gekleidet, als sie es zu den häuslichen Geschäften zu thun pflegte. Trotzdem mochte mancher in dem kernigen, gesunden Mädchen mit den roten Wangen und den runden Armen nicht ein gnädiges Fräulein sehen. Wer Katharinen aber genauer betrachtete, merkte, daß sie edler Art war. Dies bekundeten ihre Haltung, ihr sicherer Gang, der Schnitt des Gesichts und der freie Blick der grauen Augen. Das zwanzigste Lebensjahr hatte sie bereits überschritten und doch war sie von Gemüt fast noch ein Kind. Auf dem Lande geboren und erzogen, hatte sie von der großen Welt noch wenig gesehen. Was ihr die Mutter davon an den langen Winterabenden erzählt, das hatte allein ihren Gesichtskreis erweitert, und die Kriegsunruhen mit ihrer Angst und ihren Schrecken, mit ihren Durchzügen und Plündereien hatten ihren Sinn gefestigt. Sonst war ihr Leben ausgefüllt mit Arbeit und Mühe in der Wirtschaft, welche von Jahr zu Jahr mehr zurückgegangen war. Die Dienstleute waren einer nach dem andern abgezogen und die Beschickung des Ganzen lastete daher immer schwerer auf ihr und der Mutter.

Und doch war sie dabei stets heiter und zufrieden gewesen und hatte die Sorgen sich nicht über den Kopf wachsen lassen. Das gestrige Ereignis aber hatte sie aus ihrer bisherigen Ruhe gebracht. Die Aussicht, die Frau des Bürgermeisters zu werden, hatte für sie nichts Verlockendes. Der Mann hatte ihr nicht gefallen, und doch konnte sie sich über ihre Abneigung keine Rechenschaft geben. Seine sonderbare Begegnung mit dem Kuhhirten hatte sie auf das höchste überrascht. Sie mußte erfahren, was es damit für eine Bewandtnis habe.

Die ganze Nacht hindurch hatte die Mutter über den verkappten Räuber gejammert und war erst eingeschlafen, als

der Morgen graute, vor lauter Angst, ihre letzte Habe durch Raub und Einbruch zu verlieren.

„Wenn der Ratsschreiber nur Wort hält und den Menschen bald einfängt", hatte sie zur Tochter gesagt und diese dadurch nicht in Furcht gebracht, sondern nur neugieriger gemacht, den gefährlichen Mann genauer anzusehen und auszufragen. Sie wollte erfahren, woher er den Bürgermeister kenne, wie er dazu komme, ihn zu beleidigen und wie er dazu sich solcher Reden bedienen konnte, die weit über seinen Stand hinausgingen.

Unter solchen Gedanken näherte sich Katharine der Wiese, wohin der Kuhhirt schon seine Herde getrieben hatte. Katharine musterte ihre Kühe aufmerksamer als sonst, wobei sie dem Hirten, der wieder auf dem Grabenrande saß, immer näher kam. Nachdem sie eine Weile unentschlossen hin und her gegangen, faßte sie sich ein Herz, trat vor den Hirten hin und sagte in verweisendem Tone: „Wie konnte er sich erdreisten, Rothbein, unseren Gast, den gestrengen Herrn Bürgermeister in unserer Gegenwart zu beleidigen und zu beschimpfen?"

Der Kuhhirt war bei dieser Anrede schnell aufgesprungen und hatte den Hut vom Kopfe genommen. Dann machte er eine wohlanständige Verbeugung und antwortete höflich: „Verzeiht, edle Jungfer, es war ungeschickt gehandelt, aber wenn mir der Kernessig von Bürgermeister vor Augen kommt, läuft mir eine Laus über die Leber."

„Was hat er gegen den Bürgermeister, den hochansehnlichen und reputierlichen Mann?" entgegnete Katharine gemessen, wobei ihr aber der Schalk aus den Augen blitzte.

„Was ich gegen ihn habe, das ist nicht mit zwei Worten gesagt", entgegnete der Hirt. „Das ist ein solcher Kerl, daß — —" plötzlich brach er ab, schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund und sagte: „Hol mich der und jener, da hätte ich bald wieder ungeziemend geredet, ohne zu bedenken, daß ich von dem Bräutigam der Jungfer nichts Schlechtes reden darf."

Nun lachte aber Katharine gerade heraus und meinte, indem sie des Kuhhirten Redeweise nachahmte, „Hol mich der und jener, so weit sind wir noch nicht. Erst will ich wissen, was es für einer ist, und dann werde ich bedenken, was ich thue. Sag er mir frisch von der Leber weg, was er von dem Manne hält."

Damit setzte sie sich auf den Grabenrand, der Hund Vulgus setzte sich neben sie, legte die Schnauze auf ihren Schoß, blickte sie mit klugen Augen an und ließ sich von ihr am Kopfe krauen. Der Kuhhirt aber stand daneben an eine alte Weide gelehnt und blickte auf das frische Kind wie sinnend hernieder, indem er sagte: „Das laß ich mir gefallen. Du bist gar nicht dumm, mein Vulgus." „Vulgus, was ist das für ein sonderbarer Hundename?" fragte Katharine, die an der Unterhaltung mit dem Kuhhirten Gefallen fand. Jener entgegnete in dem Ton eines Magisters: „Vulgus heißt das Volk, der große Haufe und vulgus amicitiam utilitate probat, das heißt: Das Volk beurteilt die Freundschaft nach der Nützlichkeit. Dieser Hund ist auch eine solche Kreatur, darum habe ich ihn Vulgus genannt. Wenn ich ihm zu fressen gebe, ist er mein guter Freund und konvoyiert mich, wo ich hingehe. Wenn ich aber selbst nichts zu essen hatte, fand die Freundschaft zwischen mir und meinem Hunde ein Ende. Der Bürgermeister gehört ganz zu solchem Vulgusgeschlecht." „Da sind wir also wieder vom Hunde auf den Bürgermeister gekommen", scherzte Katharine. „Nun beschreibe er mir einmal diesen Mann auf das genaueste."

Der Kuhhirt hob in pathetischem Tone an: „Blasius Prätorius, genannt Bläsy, ist ein Politikus, wie er im Buche steht, von guter Herkunft, guter Erziehung, guten Manieren, ein Mann in Amt und Würden und — ebenso dumm als schlecht. Sein Lebensgang ist einfach. Von Jugend auf ein Zärtling, ist er schon in sinu matris verzogen. Der Präzeptor mußte ihm seinen Willen lassen und durfte ihn nicht scheel ansehen. Wenn Bläsy nicht in die Schule gehen wollte, hatte er Ferien, blieb daheim, zankte mit der alten Muhme und den Mägden oder ranzte auf der Gasse herum. Als er der Partikularschule entwachsen war, machte die gute Mutter ein Almodomännchen und Galaneselchen aus ihm, kleidete ihn auf das stattlichste und monsieurischste in die neuesten fremden Trachten und ließ ihn in dünnen Stiefelchen mit Sporen einherwackeln. Der Herr Vater selig sorgte aber für eine feine, liberale Erziehung des Söhnchens, daß er einen esprit und eine hardiesk bekam und nicht melancholischen Humors und pensif wurde, daß er sich fein in die Konversation schicke und man sich mit ihm in den Visiten und Kompanien nicht zu schämen hätte. Nebenbei wurde ihm mit Mühe für drei Pfennige Küchenlatein in den Kopf gebracht. Wie wenig Lust er aber zu dem grammatischen Kriege gehabt hat, kann die tugendsame Jungfer daraus entnehmen, daß er mir einmal gestanden hat, er gebe gleich hundert Goldgulden darum, wenn es im Lateinischen nur eine Deklination und eine Konjugation gäbe und er überhaupt mit den letzten Silben der lateinischen Worte könnte zurecht kommen. Als er dann einige lateinische Worte nerlich und schwerlich herstimpeln konnte, da mußte mein Jungherrchen auf den Unverstand — Universität, wollte ich sagen. Da ließ sich das Pennälchen keine Sau dünken und verließ sich auf seine Mutterpfennige. Ich war auch kein Kopfhänger, aber so toll war ich doch noch nicht wie er aufs Galanisieren, Tanzen, Ranzen und Bankettieren. Wenn er aber einmal in einen politischen Traktatus und corpus juris geguckt hatte, so glaubte er wunder was Fleiß angewendet zu haben. Da starb der Herr Vater, und die Mutter konnte des Söhnleins nicht länger entraten. Er mußte nach Hause und bravierte in seiner Vaterstadt nach Kräften. Gewichtig schritt er über das Pflaster, daß immer die Steine hätten schreien mögen. Auch mancher Pfütze hat er die Augen ausgetreten. Es dauerte nicht lange, da wurde er ins gemeine Stadtregiment eingesohnt und eingevettert, wurde Jungherr, wurde Altherr, Kämmerer und Worthalter und ist nun Stadtregens und Bürgermeister. Manches Mädchen haben sie ihm schon als Frau an den Hals hängen wollen, es hat ihn aber noch keine gemocht. Hat er vielleicht bei Jungfer Katharine besseres Glück?" Katharine war der Erzählung des Kuhhirten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Sie konnte sich nicht genug wundern über die Art der Rede, so fließend war sie und so unterrichtet und paßte so wenig zu der Stellung des Mannes. Sie lachte wiederholt hell auf bei seinen spöttischen, treffenden Bemerkungen und eigenartigen Redewendungen und hatte auch auf die letzte Frage nur fröhliches Lachen zur Antwort. Das gefiel dem Kuhhirten so wohl, daß er in die Fröhlichkeit mit einstimmte. Dann aber ward Katharine plötzlich ernsthaft. Sie blickte dem rätselhaften Manne prüfend ins Gesicht und fragte kurz: „Wer seid

Pferdemusterung auf einem ostpreußischen Edelhofe. Originalzeichnung von R. Knötel.

Modellpause. Nach dem Gemälde von L. Bechi.

Ihr?“ Einem Manne gegenüber, der so zu sprechen wußte, hatte sie unwillkürlich die Anrede „Er“ in „Ihr“ verwandelt.

Jener antwortete eben so kurz: „Ich bin Adrian Rothbein der Kuhhirt.“

„Ich will's Euch sagen, wer Ihr seid“, rief Katharine aufspringend. „Ihr seid ein verkappter Räuber!“

Sie hatte selbst nicht geglaubt, daß ihre Worte einen niederschmetternden Eindruck auf den Angeredeten hervorbringen würden, aber auf die Lustigkeit, mit welcher ihre Beschuldigung aufgenommen wurde, war sie nicht gefaßt. „Was für ein schlimmer Hund hat mich bei Euch so eingehauen und verleumdet?“ fragte er lachend.

„Der Herr Ratsschreiber hat's gesagt. Er will Leute schicken, die Euch dingfest machen“, entgegnete Katharine.

„Valentin Wanzel? Glaubt Ihr dem Ohrenbläser, dem Daumendreher ein Wort?“ fragte Rothbein unbefangen.

„Nicht so ganz. Sonst hätte ich dies nicht als Warnung gesagt“, antwortete das Mädchen. „Doch nun sagt: Wer seid Ihr?“

„Es würde vergeblich sein, Euch glauben zu machen, ich sei aus echter Hirtenfamilie gebürtig", berichtete Rothbein. „So wisset denn, daß ich zuletzt Leutnant bei den Dragonern des Kurfürsten von Hessen war. Als nach dem Frieden zu Münster der Krieg ein Loch bekam und ich abgedankt wurde, kehrte ich hierher in mein thüringisches Heimatland zurück. Drüben im Städtchen fand ich von allen meinen Verwandten niemand mehr am Leben. Die ganze Sippe ist ausgestorben, und war kein Haus und Hof mehr vorhanden, kein Geld und Gut, nicht ein blutiger Pfennig, was ich als Nachlaß hätte bekommen können. Damit ich ein Stück Brot zu essen hatte, bin ich Kuhhirt geworden."

„Wie seid Ihr auf dies Geschäft gekommen?" fragte Katharine verwundert. „Gab's denn nichts Besseres und Lohnenderes für Euch zu thun?"

Der andere schüttelte den Kopf und entgegnete bitter: „Alle meine Bemühungen drüben in der Stadt hat mir der Bürgermeister zu nichte gemacht. Gott verzeihe ihm seine Schlechtigkeit!" dann aber setzte er launig hinzu: „den Kuhhirt zu spielen, paßt mir ganz gut. Ich dachte, weil ich des Kommandierens im Felde gewohnt sei, wollte ich nicht aus der Übung kommen. Hier kann ich mein Regiment aufmarschieren, exerzieren und schwenken lassen nach Herzenslust. Eines nur nimmt mich wunder, daß die Leute nach dem Friedensschluß ihre Sprache so verändert haben."

„Davon habe ich nichts gemerkt", bemerkte Katharine dazwischen.

„Das glaube ich wohl", fuhr Rothbein fort. „Doch die Sache ist richtig. Wenn ich hierbevor, als der Krieg noch währte, einer Frau eine Kuh wegtrieb, so lief sie mir nach und rief: ‚Ach gebt mir doch meine Kuh wieder!' Wenn ich aber jetzo mit den Kühen aus dem Dorfe ziehe, so ruft mir wohl diese und jene Frau noch nach: ‚Ach nehmt doch meine Kuh auch mit!'"

So hatte sich Katharine lange nicht erlustigt, als durch diese Unterhaltung mit dem ihr bis dahin fremden Manne. Ganz vergnügt kehrte sie ins Haus zurück, wo die Mutter voll Ungeduld nach der Tochter suchte. Ehe diese noch fragen konnte, wo Katharine so lange gewesen, rief ihr das Mädchen lachend zu: „Mutter, weißt du was neues? der Bürgermeister ist ein Almodomännchen und Galaneselchen."

Sie konnte sich gar nicht beruhigen und mußte lachend diese Worte immer wiederholen.

„Was sind das wieder für Narrenspossen", zankte die Mutter. „Wie kannst du von dem Herrn Bürgermeister, deinem zukünftigen Eheherrn, solche Reden führen!"

„Ich kann doch nicht die Frau eines Almodomännchens und du kannst nicht die Schwiegermutter eines Galaneselchens werden!" entgegnete Katharine lustig.

„Du schweigst", sprach Frau von Itzleben streng. „Willst du alles besser wissen als deine Mutter? Du heiratest den Bürgermeister und hast Respekt vor ihm!"

Katharine aber warf das Köpfchen zurück, daß die krausen schwarzen Haare sich lösten, und rief trotzig: „Ich heirate ihn nicht! Kein Mädchen hat ihn bisher gewollt, soll er bei mir besseres Glück haben? Da würde mich Rothbein schön auslachen."

„Was hast du mit dem Kuhhirten zu thun?" fragte die Mutter entsetzt. „Weißt doch, daß er ein Räuber ist, der sich heimlich hier einschleichen will. Wenn doch der Ratsschreiber Wort halten und den Kerl bald festsetzen wollte!"

„Der Kuhhirt ist kein Räuber", antwortete die Tochter belehrend. „Er ist vielmehr ein abgedankter Leutnant, ein sehr unterhaltsamer Mann."

„Du unschuldig Kind! Wann wirst du endlich klug werden", rief die Mutter, indem sie die Hände zusammenschlug. „Abgedankter Leutnant? das kann jeder sagen. Weißt du denn nicht, daß all die verdächtige Gesellschaft und Hudelmanns Gesindlein, die jetzt das Land unsicher macht, aus entlassenen Soldaten besteht? Deren Leutnant oder Hauptmann wird er wohl sein."

„Nein Mutter, vom Rothbein haben wir nichts zu fürchten", widersprach Katharine mit Beharrlichkeit. „Du solltest ihn nur einmal reden hören. Es ist zum Totlachen."

„Und mit dir ist es zum Totärgern", entgegnete zornig die Mutter im Weggehen. (Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung und Auge.

Von Dr. Hermann Schäfer in Braunschweig.

„Mehr Licht!" ersehnte Goethe, und wahrlich diesen Wunsch begreifen wir heute so recht, wenn wir uns in den Sälen unserer Altertumsmuseen die Kollektionen der oft wunderbar geformten Putzscheren und die primitiven schmucklosen Lampen ansehen, welche unsere Vorfahren in Gebrauch gehabt. Aber trotz des ganz außerordentlichen Aufschwunges, welchen die wissenschaftliche und technische Bearbeitung dieses Gebietes uns gebracht, verlangt auch unser Auge immer noch nach „Mehr Licht!" Denn selbst noch in unserer Zeit ist es an vielen Orten recht schlimm bestellt um den Ersatz des Tageslichtes, um eine unserem Auge wohlthuende Beleuchtungsart. Wandern wir durch die engen Straßen unserer alten Städte, in wie vielen zählen die gut beleuchteten Büreaus noch zu den Ausnahmen, in wie vielen trifft man diese Mängel sogar in staatlichen Instituten. Die wenigen Fenster, die überhaupt vorhanden sind, münden auf den winzig kleinen Hof, in welchem kaum etwas vom Himmel zu sehen ist, und die Beamten müssen den größten Teil selbst des Tages bei ungenügender künstlicher Beleuchtung arbeiten. Noch kümmerlichere Lichtverhältnisse finden wir in den Werkstätten und Wohnungen der in Kellerräumen hausenden Bevölkerung unserer Großstädte. Und doch ist ein reichliches Tageslicht unserem Auge, unserem Körper, unserem ganzen Gedeihen so notwendig, wie die Sonne es ist für das Wachstum und Leben der Pflanze.

Welche Anforderungen stellt nun aber unser Auge an eine zweckmäßige künstliche Beleuchtung? Es verlangt vor allem genügende Helligkeit und geeignete Verteilung, denn nur dann ist die Beleuchtung dem Auge angenehm. Bereits im vorigen Jahrhundert hatten einzelne Forscher die Beobachtung gemacht, daß unsere Sehschärfe in engem Zusammenhange mit der Beleuchtung stehe. Sie fanden, daß mit der Abnahme der Beleuchtungsintensität auch die Sehschärfe sich verringere. Ungleich wichtiger sind jedoch neuere Beobachtungen, denen zufolge bei Kurzsichtigen die Sehschärfe bei ungenügender Beleuchtung sehr viel rascher abnimmt als bei solchen mit normalgebauten Augen. Das gleiche gilt auch vom höheren Alter. Um nun die Gegenstände, die Schrift, mit der wir uns beschäftigen, bei schlechter Beleuchtung dennoch genau sehen zu können, müssen wir unsere Augen denselben mehr als gewöhnlich annähern. Zugleich mit dieser forcierten Annäherung aber gehen im Auge Veränderungen einher, die geeignet sind, ein sonst ganz gesundes Auge in ein kurzsichtiges umzuwandeln und ein schon kurzsichtiges noch kurzsichtiger zu machen. Es steht fest, daß anhaltendes Nahesehen bei ungenügender Beleuchtung die Entstehung und Vermehrung der Kurzsichtigkeit in hohem Maße begünstigt. Die Kurzsichtigkeit ist bei uns leider schon zu einer nationalen Kalamität geworden, wir müssen daher Sorge tragen dafür, daß die vielen Kurzsichtigen nicht noch kurzsichtiger werden und durch Vererbung die Zahl derselben vermehren. Dem steten Drängen der Ärzte wird nun wohl auch überall in einer Hinsicht Folge gegeben. Man gibt den Unterrichtsräumen jetzt endlich ausreichendes Tageslicht — sorgen wir nun aber auch für gute und zweckmäßige künstliche Beleuchtung derselben! Denn in wie mancher Winterstunde muß Licht gebrannt werden. Was für die Schule gilt, hat in noch weit höherem Maße seine Berechtigung auch für das Haus. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Einführung des elektrischen Lichtes in unseren Schulen, wie auch in unseren Wohnungsräumen nur noch eine Frage der Zeit ist; denn das elektrische Licht ist, wie ich schon vorweg nehmen will, von gesundheitlichem Standpunkte aus die vorzüglichste künstliche Beleuchtungsart. Die Helligkeit ist dabei eine so bedeutende, daß unsere Sehschärfe, verglichen mit der

bei Gaslicht von gleicher Stärke, um $^1/_5$—$^1/_2$, nach Cohn für Farben sogar um das Zwei- bis Vierfache erhöht wird.

Eine gute künstliche Beleuchtung darf nicht blenden. Wir alle haben schon selbst die Erfahrung gemacht, wie unangenehm unsern Augen ein Blick in die grell scheinende Sonne ist. Auch die Alten kannten schon diese Schädlichkeit des Blickes in blendendes Licht und benutzten die Wirkung des letzteren, um ihre Gefangenen oder Sklaven in gräßlicher, unmenschlicher Weise zu strafen. Manchen ihrer Diener haben sie dadurch um sein Augenlicht gebracht, daß sie ihn zwangen, in glühende Metallbecken oder in die grelle Sonne hineinzusehen, nachdem sie ihm oft noch zuvor die Lider weggeschnitten hatten — der Unglückliche wurde hierdurch so geblendet, daß er höchstens noch einen schwachen Lichtschimmer behielt. Neuerdings ist mehrfach berichtet worden, daß bei Leuten, welche eine Sonnenfinsternis beobachtet, sich sehr schädliche Folgen dieses Sehens in direktes Sonnenlicht entwickelt haben. Ich war auch vor zwei Jahren bei Gelegenheit der damaligen Sonnenfinsternis in der Lage, einen solchen Kranken beobachten zu können, einen Landwirt, bei dem sich sofort ein dunkler Fleck im Gesichtsfeld gezeigt hatte, den er wie einen Schleier, einen Nebel beschrieb; seine Sehschärfe war dabei sehr vermindert. Bei der Untersuchung mit dem Augenspiegel konnte ich dieselben tiefgehenden Zerstörungen an dem sogenannten gelben Fleck der Netzhaut, d. h. an der Stelle des deutlichsten Sehens wahrnehmen, wie sie auch von anderen konstatiert waren.

Entzündungen der Sehnerven und der Netzhaut hat man auch nach Blenden durch den Blitz gesehen.

Aus Rußland besonders werden noch förmliche Epidemieen von sogenannter Schneeblindheit berichtet, wobei die Arbeiter von der auf die weite Schneefläche auffallenden, hellen Sonne so geblendet wurden, daß sie Entzündungen ihrer Augen davontrugen, die jedoch bei geeigneter Behandlung bald wieder verschwanden.

Auch infolge der Blendung durch elektrisches Licht sind Augenerkrankungen beobachtet; die Beschwerden gingen aber rasch wieder vorüber. Die Erkrankten waren Leute, welche die elektrische Beleuchtung direkt in Gang zu bringen hatten, sich dabei unmittelbar vor der Lichtquelle befanden und ohne die notwendigen Schutzbrillen gearbeitet hatten. Bogenlicht blendet sehr, dagegen Glühlicht gar nicht. Im übrigen klagen die Arbeiter in Fabriken mit elektrischer Beleuchtung durchaus nicht, sondern sind im Gegenteil alle mit dem außerordentlich hellen Lichte sehr zufrieden. Stets geblendet werden unsere Augen durch offene Lichtquellen, seien es nun Petroleum- oder Gasflammen oder elektrisches Licht. So blenden die Gaslichter und Flammen der Kronleuchter besonders die in der Nähe derselben befindlichen Personen oft ganz außerordentlich. Das diffuse Tageslicht dagegen blendet uns niemals, so lange die Lichtquelle, die Sonne, unserem Anblicke entzogen ist. Ebenso muß es auch mit den künstlichen Lichtquellen sein, und dies geschieht am zweckmäßigsten durch Lampenglocken, Lampenteller aus Milchglas, mattem Glas oder Porzellan, wodurch die Lichtstrahlen abgedämpft werden. Allerdings geht hierbei ein großer Teil des Lichtes verloren. Für das elektrische Licht hat man den Vorschlag gemacht, die Lichtquelle entweder möglichst hoch anzubringen, oder noch besser sie dem Auge ganz zu entziehen. Ein Vorschlag für Straßenbeleuchtung spricht sich beispielsweise dahin aus, die stärksten elektrischen Lichtquellen in der Mitte der Straßen in Öffnungen unterhalb des Pflasters anzubringen, von wo aus das Licht senkrecht in die Höhe steigen und in vierzig bis sechzig Meter Höhe auf große Konkavspiegel fallen solle, die es dann wieder nach unten auf die Straße reflektieren. So bleiben die Lichtquellen dem Auge ganz verborgen und können in keiner Weise blenden. Eine ähnliche, indirekte Beleuchtung ist in der Gewerbeschule zu Lüttich bereits zur Verwendung gekommen. Auch der Sitzungssaal des Reichstags in Berlin ist mit einer solchen indirekten Gasbeleuchtung versehen.

Den gegen grelles Licht sehr empfindlichen Personen hat man schon von alters her graue oder blaue Schutzbrillen empfohlen. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die grauen Schutzbrillen den blauen bei weitem vorzuziehen sind — auch bei Schnee und greller Sonne —, weil sie alle Spektralfarben ganz gleichmäßig abdämpfen, während die blauen nur einen Teil der gelben und roten Strahlen absorbieren.

Soll das künstliche Licht dem Auge angenehm sein, so muß es auch ganz gleichmäßig sein, die Flamme darf nicht zucken. Niemand hält die Arbeit bei flackernden Flammen lange aus; es stellt sich dann ein so lästiges Gefühl ein, wie wenn man bei hellem Sonnenschein einen Lattenzaun passiert. Der fortwährende Wechsel der Lichtintensität, von hell und dunkel reizt unsere Netzhaut ganz ungemein. Bei Öl- und Petroleumlampen tritt das Zucken nicht ein, weil bei diesen schon längst Cylinder im Gebrauch sind. Die gleiche allgemeine Anwendung hat der Cylinder bei Gasflammen leider noch nicht gefunden. Offene Gasflammen flackern aber stets ohne Cylinder. Es kann daher nicht entschieden genug verurteilt werden, daß noch in vielen Schulen bei offenen Gasflammen gearbeitet wird, oft noch bei geteilten, sog. Schmetterlingsflammen, die am meisten flackern. Diese letzteren sollten ganz aus dem Gebrauche verschwinden, zu empfehlen sind nur Rundbrenner mit Glas- oder Glimmercylinder. Das elektrische Bogenlicht zuckt ebenfalls und ist schon deswegen zur Beleuchtung von Schulen und Wohnungen entschieden zu verwerfen. Dagegen geben die Glühlampen vermöge der verbesserten Konstruktionen und unter Mitverwendung von Akkumulatoren jetzt ein dem Auge sehr angenehmes, gleichmäßiges und wohlthuendes Licht, das durchaus keine Zuckungen mehr zeigt.

Alle künstlichen Beleuchtungsarten liefern ein ins gelbliche spielendes Licht. Dies rührt daher, daß sie mehr langwellige Strahlen enthalten als das Tageslicht. Bekanntlich schwingt das rote und gelbe Licht langsamer (450 Billionen Schwingungen in der Sekunde) als das grüne und blaue Licht (728 Billionen Schwingungen in der Sekunde). Danach wird auch das rote und gelbe Licht das langwellige, das blaue und violette das kurzwellige genannt. Bei Öl, Petroleum und Gas sind die roten und gelben Strahlen überwiegend, beim elektrischen Licht dagegen die blauen und violetten, wie Prof. Meyer nachgewiesen hat. Das elektrische Licht enthält daher viel mehr kurzwellige Lichtstrahlen als die übrigen Lichtarten. Diese Zusammensetzung macht auch den Vorwurf derjenigen Leute hinfällig, welche fälschlich behaupten, das elektrische Licht sei dem Auge infolge seines Reichtums an blauen und violetten Strahlen schädlich. Das elektrische Licht ist gar nicht blau, sondern blaßgelb, wenn man das Licht der Sonne, wie für gewöhnlich, als weiß annimmt. Das Petroleumlicht ist gelber als das elektrische Licht und das Gaslicht wieder stärker gelb als das des Petroleums. Weil nun blaues Glas einen Teil der roten und gelben Strahlen absorbiert, so fanden schon früher blaue Glascylinder bei dem Gaslicht mit Vorteil Verwendung.

Eine recht unangenehme Beigabe unserer sämtlichen jetzigen Beleuchtungsarten ist die damit verbundene Wärmeproduktion. Bekanntlich enthalten die verschiedenen Lichtquellen außer den leuchtenden Strahlen noch die dunkeln (Wärme-)Strahlen, je nach der Beleuchtungsart in verschiedener Menge. Diese Wärme macht sich nun in zweifacher Weise bemerkbar, einmal erwärmt sie die die Lichtquelle umgebende Luft und anderseits wirkt sie als strahlende Wärme direkt auf unsern Kopf und unsere Augen ein. Arbeitet man unter solchen Verhältnissen längere Zeit, so stellt sich in unsern Augen ein äußerst unangenehmes Gefühl von Trockenheit und Brennen ein; andauerndes Arbeiten in der Nähe solcher Lichtquellen ist ganz unmöglich. Jenes Gefühl entsteht dadurch, daß die Thränenflüssigkeit, welche den vorderen Augapfelabschnitt feucht erhält, zu rasch verdunstet.

Erismann fand nun bei seinen Messungen, daß die Lufttemperatur des Zimmers, in welchem er seine Versuche anstellte, bei gleicher Stärke der Beleuchtung durch Rüböl und Gas viel mehr erhöht wird als durch Petroleum. Cohn ergänzte diese Messungen in Bezug auf elektrisches Licht und fand, daß das Gaslicht doppelt so stark erhitzt, als das elektrische Glüh-

licht. Es resultiert aus dem Gesagten, daß von den jetzt in Gebrauch befindlichen Beleuchtungsarten das elektrische Licht am wenigsten, das Gaslicht am meisten Wärme ausstrahlt, Petroleum dagegen etwa die Mitte zwischen beiden hält. Aus diesen Gründen klagen auch besonders die Arbeiter, welche längere Zeit in der Nähe von Gasflammen arbeiten müssen, z. B. Uhrmacher, sehr über die außerordentlich starke, strahlende Wärme des Gases, während sie Öl oder Petroleum vorziehen, die ihre Augen nicht so sehr austrocknen. Verringern kann man allerdings diese Hitzewirkung, wenn man die Gasflammen hoch genug über dem Kopfe anbringt. In Schulen sollten die Gasflammen immer wenigstens 1 Meter über dem Kopfe angebracht sein.

Dies alles ist aber bei der Verwendung des Glühlichtes nicht zu befürchten, da es fast gar nicht erhitzt. Von Fischer und Cohn wird für Gas und Petroleum die hygieinische Normallampe von Schuster und Baer in Berlin sehr empfohlen, deren Wesen darin besteht, daß um den gewöhnlichen Cylinder noch ein zweiter und weiterer angebracht ist. Es werden durch die doppelte Glasschicht sehr viel Wärmestrahlen zurückgehalten und gleichzeitig wird die warme Luft zwischen beiden Cylindern nach oben abgeführt, gewiß sehr große Annehmlichkeiten. Es kann aber nicht genug hervorgehoben werden, daß das elektrische Glühlicht besonders bei Arbeiten in der Nähe allen übrigen künstlichen Beleuchtungsarten vorzuziehen ist. Wie das Tageslicht, soll auch das künstliche Licht möglichst von der linken Seite kommen, damit der Schatten unserer Hand nicht auf die Stelle fällt, auf welche wir gerade schreiben. Bei der Frage, welche Beleuchtungsart wählen wir als die zweckmäßigste und von gesundheitlichem Standpunkte empfehlenswerteste, kommen jedoch noch einige andere Erwägungen in Betracht, welche wohl nicht direkt auf das Auge Bezug haben, aber bei der Auswahl doch von einer großen, ja oft bestimmenden Wichtigkeit sind. Ich meine vorzugsweise die Verunreinigung der Luft durch die künstliche Beleuchtung mit den dabei entstehenden Verbrennungsprodukten, und endlich nicht an allerletzter Stelle die Kosten der Beleuchtung. Die Verbrennungsprodukte setzen sich zusammen aus denen der vollkommenen und denen der unvollkommenen Verbrennung. Zu den ersten zählen wir Kohlensäure und Wasser, zu den letzteren Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoffe. Bei den mit Cylinder versehenen Lampen werden kaum Spuren von Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoffen, jenen für das Leben so sehr gefährlichen Gasen, nachgewiesen; sie treten aber auf, wenn die Flamme sehr stark verkleinert oder übermäßig vergrößert wird, mit anderen Worten sobald der Zufluß von Brennmaterial und Luft nicht mehr in gehörigem Verhältnisse geschieht — die Flamme „rußt“ alsdann. Bei allen offenen Flammen ist stets eine mehr oder minder große Luftverunreinigung durch Kohlenoxyd ꝛc. vorhanden. Erismann überzeugte sich, daß die Produkte der unvollkommenen Verbrennung für Petroleum, Gas und Rüböl sich verhalten wie 1 : 4 : 4. Die Kohlensäureentwickelung verhält sich für dieselben Beleuchtungsarten wie 1 : 1 : 2,3 (nach Fischer).

1. In Schloß Wilhelmsthal: Wandfüllung, Wohnzimmer, I. Stock.

Elektrisches Licht erzeugt keine Verunreinigung der Luft. Von den anderen Beleuchtungsarten ist Petroleum noch verhältnismäßig hierin am vorteilhaftesten.

Die Kosten für die verschiedenen Beleuchtungsarten wechseln freilich sehr nach der Örtlichkeit und dem jeweiligen Preise des Materials. Wir besitzen bisher für das elektrische Licht noch keine sicheren Angaben. Die nachstehenden Verhältniszahlen sind von Fischer und Erismann berechnet; dabei ist der Preis des Petroleums für die stündliche Erzeugung einer Lichtstärke von hundert Normalkerzen gleich eins gesetzt.

Beleuchtungsart	Kosten nach	
	Fischer	Erismann
Elektrisches Bogenlicht	1—2,4	—
Elektrisches Glühlicht	3	—
Gas	3	2,3
Petroleum	1	1
Rüböl	13,4	2,6
Stearin	28	11

Petroleum ist bei weitem das billigste, unsere Stearinkerzen das teuerste Beleuchtungsmaterial. Die gewöhnliche Gasbeleuchtung ist viel teurer, wenn auch bequemer und reinlicher als Petroleum. Von gesundheitlichem Standpunkte aus aber muß das wenn auch bisher noch etwas teure elektrische Licht als das vorzüglichste angesehen werden mit der einzigen Bedingung, daß es vermöge der Maschinenkonstruktion gleichmäßig und die Lichtquelle selbst bei größerer Lichtstärke dem Auge verborgen bleibt. Es wird die Luft durch elektrisches Licht in keiner Weise verunreinigt und nur wenig erhitzt. Dabei ist die Wirkung desselben auf unser Auge eine so vorzügliche und wohlthätige, daß sich unsere Sehschärfe verglichen mit der des Gases um $^1/_5$—$^1/_2$ hebt und vor allem ist bereits festgestellt, daß das elektrische Licht, wo es in geeigneter Weise sogar in ausgedehntem Maße angewendet worden ist, nie zu Klagen über Anstrengung der Augen Veranlassung gegeben hat.

Schloß Wilhelmsthal bei Kassel.

Eine Perle des Rokoko.

Von H. Knackfuß.

Zu den reizendsten Punkten in der unvergleichlichen Umgebung von Kassel gehört das Schloß Wilhelmsthal, ein fast unversehrt erhaltenes fürstliches Idyll aus der Rokokozeit. Landgraf Wilhelm VIII (1751—1760) ließ dieses köstliche kleine Landschloß weitab vom Geräusch der großen Heerstraßen, etwa einundeinehalbe Meile entfernt von der prächtigen Sommerresidenz, die nachmals Wilhelmshöhe benannt wurde, in waldiger Einsamkeit erbauen. Der landgräfliche Oberbaudirektor Du-Ry war der Architekt der nach französischem Vorbilde ausgeführten Anlage, zu deren Hauptgebäude am 28. Mai 1753 der Grundstein gelegt wurde. Erst in unmittelbarer Nähe wird der Besucher des Schlosses ansichtig, das zwischen den hohen Bäumen eines wohlgepflegten Parks versteckt liegt. Eine hohe Mauer umhegt den umfangreichen Park. Die Wirtschaftsgebäude liegen außerhalb dieser Umfriedigung, im Innern derselben atmet alles nur Vornehmheit, Eleganz, Heiterkeit. Durch das breite Hauptthorgitter führt die Fahrstraße zwischen zwei niedlichen Thorhäuschen mit Säulenportiken hindurch auf den Mittelbau des Schlosses zu, das mit drei Flügeln, gesonderten, durch niedrigere Eckbauten mit einander verbundenen Häusern, einen viereckigen Vorplatz einschließt. Schon die äußere Erscheinung des aus einheimischem Sandstein aufgeführten Schlosses, das sich in lichten gelblichen Tönen malerisch von den dichten mannigfaltigen Baumgruppen und Gebüschen abhebt, ist überaus reizvoll. Das mittlere Hauptgebäude, welches die Seitenflügel um ein weniges überragt, ist der schmuckreichste Teil. Vor der mit üppigem Schnitzwerk bedeckten Eingangsthüre bilden vier schlanke ionische Säulen eine kleine Vorhalle, die einen breiten Balkon trägt.

2. Schloß Wilhelmsthal von der Parkseite.

Die Kapitäle der Säulen mit ihren weit über das von der Kunst des Altertums gegebene Maß hinausschweifenden Eckvoluten tragen ebenso wie die übrigen Zierformen das mutwillig spielende Wesen der Zeit zur Schau. Aber all' diese koketten Gebilde sind von tadelloser Eleganz und verbinden sich mit den harmonischen Massen der von vielen großen Fenstern durchbrochenen, von stumpfwinklig geknickten Dächern überragten Wände zu einem äußerst graziösen, nirgend reizlosen, aber auch nirgend überladenen Ganzen, dessen gefällige Verhältnisse und dessen heiterer Charakter das Auge erfreuen. — An der dem Innern des Parks zugewendeten Seite (Abb. 2) entwickelt sich die Architektur, die sich hier in einem klaren einst von Fontänen belebten Teiche spiegelt, in abwechselungsreicherem Aufbau. Aus dem Hauptgebäude tritt in der Mitte ein giebelbekrönter Vorbau heraus, von dem aus zwei stattliche Freitreppen mit köstlichen schmiedeeisernen Geländern herabführen. Die einstöckigen Verbindungsbauten zwischen den Flügeln, wiederum durch Freitreppen zugänglich, tragen geräumige Terrassen; auch an die Seitenflügel lehnen sich Terrassenbauten, so daß das Schloß hier überall mit dem Freien in Verbindung steht. — Fast unwillkürlich träumt man sich in der poesieerfüllten Waldesstille dieses Parks mit seinen vielverschlungenen Wegen und lauschigen Plätzchen, im Anblick dieses reizenden Lustschlosses, das wie neu und unberührt dasteht, in jene Zeit hinein, wo die Menschen zu dieser Umgebung paßten; man denkt, die Gitterthore müßten sich plötzlich vor einem Zuge sechsspänniger vergoldeter Karossen öffnen, eine lachende Gesellschaft in Zopf und Reifrock würde erscheinen, schimmernd in Gold und Samt und Seide; mutwilliges Lachen würde aus den geöffneten Fenstern, von den Balkonen und Terrassen erschallen, und heiterer Lärm den stillen Park erfüllen und die Turteltauben aufscheuchen, die in den Dickungen nisten. — Kehren wir in die Wirklichkeit der Gegenwart zurück und folgen wir dem Kastellan, der uns bereitwilligst die Innenräume des Schlosses aufschließen läßt. Wir treten durch einen Nebenraum ein und gelangen durch ein Vorzimmer, in welchem prächtige japanische Lackarbeiten uns an die Vorliebe jener Zeit für die Kunst Ostasiens erinnern, in ein kleines Gemach, welches völlig unversehrt seinen Rokokocharakter bewahrt hat. Von unten bis oben sind die Wände mit Holz bekleidet, und aus dem Holze sind freie Verzierungen herausgeschnitzt, welche die Wände in Felder teilen, aus schmalen Stäben in volle, üppige Blätter- und Muschelformen, und aus geraden Linien in weiche unberechenbare Kurven übergehen. Die Verzierungen sind vergoldet, die Flächen mattgrün. Die Decke ist ringsum und in der Mitte in gleicher Weise geschmückt, mit goldenen Stuckornamenten, welche hellgrüne Flächen einschließen, scheinbar regellos, in aufgelöster Symmetrie; die größere Fläche der Decke ist weiß. Vergoldet ist auch das Holzwerk der geschweiften Möbel, deren Polsterungen gepreßte grüne Seide bedeckt. So schwebt das Ganze in einer milden einheitlichen Farbenstimmung, die, weil die abrundenden Gegensätze fehlen, das Auge mehr reizt als befriedigt und gerade dadurch so ungemein charakteristisch für die Zeit ist. Es gehören die tiefen Samtfarben der damaligen Kleidermode dazu, um die Farbenharmonie zu vervollständigen. — Die beiden nächsten Zimmer lassen in ihrer Einrichtung den Wechsel des Geschmacks erkennen, den ein halbes Jahr-

3. In Schloß Wilhelmsthal: Uhr im Speisezimmer, Erdgeschoß.

hundert mit sich gebracht hatte. Die Zeit des Enkels des Erbauers, Kurfürst Wilhelms I, hat hier die geschweiften Rokokomöbel durch die starreren Formen des sogenannten Empirestils verdrängt und die prächtigen Holzschnitzereien der Wände zum großen Teil unter seidenen Tapeten verborgen. Es ist ein Luxus ganz anderer Art, der hier zu Tage tritt, weniger heiter und anmutig, aber durch seine Einheitlichkeit und Konsequenz gleichfalls sehr anziehend. — Der erste dieser beiden Räume gemahnt uns nicht nur an den Wechsel des Geschmacks, sondern auch an den Wechsel im Geschick der Völker. Wir befinden uns im Schlafgemach des Königs Jerome von Westfalen, dessen Bild, in Marmor trefflich ausgeführt, wir auf einem Schreibtisch erblicken. Denn der König „Immer lustig" fand Gefallen an dem anmutigen Lustschloß Wilhelmsthal und hauste nicht selten in demselben. Die damalige Einrichtung dieses Schlafzimmers (Abb. 10) hat sich der ursprünglichen ruhigen Farbenstimmung angeschlossen, indem die schweren Bettvorhänge, die Kissenbezüge und die Tapeten aus grün und weißem, großblumigen Seidendamast hergestellt sind, der mit den Tönen der Holzbekleidung und der Zimmerdecke harmoniert; mit demselben Stoff sind die Möbel überzogen, und zwar sind die einzelnen Seidenstücke eigens für die Sitze und Lehnen der Stühle gewebt, so daß ihre Musterungen sich genau der gegebenen Form anpassen. In der Umgebung der Fenster und Thüren, an den Thürflügeln selbst, in den Umrahmungen der beiden großen Spiegel und der Ölgemälde über den Eingängen ist die wunderbare alte Holzschnitzerei unbedeckt geblieben. Während hier das ältere mit dem neueren in einheitlicher Farbenwirkung verschmilzt, ist in dem folgenden Gemach durch den Kontrast der Farben eine originelle Wirkung erzielt worden. Die ursprüngliche Einrichtung ist der der vorerwähnten Zimmer gleich, die spätere Ausstattung aber rot und weiß gehalten; die Damastmuster geben in figürlichen Darstellungen Bilder der vier Weltteile. Als Prunkstücke, die von der ersten Einrichtung beibehalten sind, erblicken wir eine prachtvolle chinesische Kommode und auf dieser eine große Standuhr im üppigsten Rokokostil, mit köstlichen Meißner Porzellanfiguren geschmückt. — Das anstoßende Zimmer, der große Speisesaal, hat wieder beinahe vollständig den Rokokocharakter bewahrt. Der blühende Reichtum der Holzschnitzereien kommt hier überall frei zur Geltung; er scheint sich fortzusetzen in den Wandtischchen, deren geschweifte Füße in seltsamen Ornamentmassen zusammenwachsen, deren spiegelnde Platten prachtvolle chinesische und japanische Prunkvasen tragen. Die ostasiatische Kunst in ihrer Fremdartigkeit und Bizarrerie stimmt reizvoll zusammen mit den Rokokogebilden, mit dem Schnitzwerk und mit den phantastisch eleganten Formen der Wandleuchter und einer hohen Pendüle von Goldbronze (Abb. 3). Die drei hohen, nach dem Park hinaus geöffneten Fenster reichen hier bis zum Boden herab; ein schmiedeeisernes Gitter von entzückender Schönheit bildet ihre Brüstung. Zwei Öfen in Nischen an der gegenüberliegenden Wand, unterhalb aus wappengeschmückten Eisenplatten zusammengesetzt, oben von einem bronzierten phantastischen Aufbau mit Figuren bekrönt, sorgten dafür, daß auch bei kühlerer Witterung dieser Saal einen behaglichen Aufenthalt gewährte. Sehr charakteristisch für die Liebhabereien der Zeit sind die gestickten Bezüge von vier in diesem Saal befindlichen Polsterstühlen; diese Nadelmalereien, welche den Händen von Prinzessinnen ihre Entstehung verdanken, sind ganz „chinesierend" gehalten. — Im folgenden Zimmer (Abb. 6) werden die Wände durch die Bildnisse von Prinzessinnen eingenommen. Die Bilder sind den Formaten der Wandflächen angepaßt, bald ein größeres, bald zwei kleinere in jeder Füllung, in prächtigen geschnitzten Rahmen, die sich der übrigen Dekoration harmonisch einordnen. Der Urheber dieser Bildnisse sowie auch der Puttenbilder über den Thüren und fast aller andern Bilder im Schlosse ist der von seinen Zeitgenossen hoch bewunderte landgräfliche „Kabinettsmaler" Johann Heinrich Tischbein. Auf welche Weise dieser in die Dienste des Landgrafen Wilhelm VIII kam, erzählt sein Neffe Wilhelm Tischbein in seiner Selbstbiographie. „Einst war der Landgraf Wilhelm VIII mit dem Grafen Stadion in Frankfurt, und da beide Liebhaber und Kenner der Malerei waren, sprachen sie von der Kunst. Der Graf zeigte dem

5. Aussichtsturm im Park von Wilhelmsthal.

4. In Schloß Wilhelmsthal: Ankleidezimmer, I. Stock.

Herrn Landgrafen das Porträt einer Dame aus Mainz und sagte: „Das hat ein Unterthan Ew. Durchlaucht gemacht, den ich habe reisen lassen, der aber für mich zu groß ist; weshalb ich ihn Ew. Durchlaucht übergebe, damit er seine Kunst gehörig ausbilden kann.“ Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Porträt von einem Deutschen sei, und sagte: „Das kann kein Hesse, es ist gewiß von einem Franzosen oder Italiener.“ Der Graf setzte hinzu: „Die beste Überzeugung würde sein, wenn Ew. Durchlaucht dem Maler die Gnade erwiesen, Ihr eigenes Porträt von ihm anfertigen zu lassen.“ Das wurde zugegeben und der Graf schrieb nach Mainz an Heinrich Tischbein, er möchte eiligst nach Frankfurt kommen, aber Farben und Pinsel mitbringen. Er kam an, war unterwegs jedoch von heftigem Zahnweh überfallen, so daß sein Schmerz ihm ein Fieber verursachte. Der Graf sagte ihm daß er morgen früh den Herrn Landgrafen porträtieren solle, und das müsse geschwind sein, weil jener Herr schleunig wieder abreise. Heinrich entschuldigte sich, es sei ihm unmöglich zu malen, er sei krank, der Schmerz lasse ihn kaum aus den Augen sehen; worauf der Graf erwiderte: „Das mag alles sein, so müssen Sie es doch machen, und ich weiß, Sie können es, und es muß durchaus morgen fertig sein. Ihr Glück hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Lügner halten, denn er will nicht glauben, daß Sie das Porträt der Dame gemalt haben.“ — Mein Onkel mußte also; malte das Porträt unter den heftigsten Zahnschmerzen, und doch wurde es eine seiner besten Arbeiten. Der Landgraf war darüber sehr verwundert und ernannte ihn zu seinem Hofmaler.“ — Wir dürfen annehmen, daß die Prinzessinnen mindestens ebensosehr wie der Landgraf den Anspruch machten, so schnell als möglich gemalt zu werden, und wir verzeihen daher dem schnellschaffenden Künstler gern den Mangel an Tiefe der Auffassung und an ernster Charakteristik, den die Bilder zeigen. Aber alle diese Damen sehen jung, schön, lebensfroh und vornehm aus, und die Oberflächlichkeit der Malerei selbst hat etwas Elegantes, das mit der ganzen Umgebung harmoniert. — Den Reiz des Gemaches steigert eine kokettere Farbenzusammenstellung: die Wände sind blau und gold, die Decke weiß, rosa und gold; und in den schweren seidenen Fenstervorhängen kehren bei blauem Grundton das Weiß und Rosa wieder. Wie in den meisten Zimmern hängt auch hier noch der ursprüngliche Kronleuchter von der Decke herab, mit vielen kristallbekleideten Armen und mit zahllosen vielgestaltigen Kristallgehängen eine blitzende schimmernde Masse bildend. Ein köstliches japanisches Eckschränkchen und große Prunkvasen gehören gleichfalls noch der älteren Einrichtung an. Die Möbel, weiß mit buntblumiger Seidenstickerei, stammen aus der Empirezeit.

Es folgt ein Schlafzimmer, wo die spätere Ausstattung in rot und weiß mit der ursprünglichen in grün und gold reizvoll kontrastiert. Dann wieder ein mit Bildchen geschmücktes köstliches kleines grünes Rokokozimmer mit vollständig beibehaltener gleichzeitiger Einrichtung, mit prächtigen Goldbronzeleuchtern und mit ausgezeichneten weißen Porzellanfiguren auf dem spiegelglatt polierten Tisch.

Hier kehren wir um und gelangen in die an das Prinzessinnenzimmer anstoßende sogenannte Schönheiten-Galerie, ein großes Zimmer in grün und gold und weiß, in dem die Wände mit Damenbildnissen von Joh. Heinr. Tischbein bedeckt sind. Aus den prachtvoll geschnitzten Rahmen blicken uns anmutige Frauen voll Jugend und Lebenslust entgegen, meistens Damen des hessischen Adels, denen galanterweise die Gattin des Malers hinzugefügt ist, die in der ersten Jugendblüte verstorbene Tochter des landgräflichen Kanzleisekretärs Robert, eines Franzosen.

Durch einen weiß in weiß dekorierten Korridor mit weißem Marmorfußboden gelangen wir jetzt in das prachtvolle Treppenhaus (Abb. 8). Ein wundervolles Eisengitter, blau und golden angestrichen, begleitet die breite Stiege. Sonst ist der ganze hohe Raum weiß mit goldenen Verzierungen; hier sind die Wände nicht mit Holz bekleidet, und die Ornamente sind aus Stuck hergestellt. Die einzige Farbe außer dem Dunkelblau des Treppengeländers ist ein zartes Rosa in der Einfassung und den Mittelrosetten der Decke. Von der Decke hängt eine ausgezeichnet schöne kolossale Laterne herab, welche zur Aufnahme dreier großer Kerzen bestimmt war; ein Weinlaub-Rankengewinde von Goldbronze umschlingt die Hängestange der Laterne. Die Wirkung des hohen lichten Treppenhauses ist so vornehm und dabei so originell, daß man diesen Raum wohl als den effektvollsten im ganzen Schlosse bezeichnen darf.

6. In Schloß Wilhelmsthal: Fürstenzimmer, Erdgeschoß.

Das erste Zimmer, welches wir im oberen Stockwerk betreten, das Balkonzimmer nach der Hofseite, ist ein prunkloses Gemach, nur durch eine Anzahl von in Öl gemalten Entwürfen zu den Wilhelmshöher Anlagen interessant.

Darauf gelangen wir in ein hellblaues Zimmer mit hellblauen Möbeln, mit weiß-rosa-gelber Decke, mit Tischbeinschen Bildern aus den Abenteuern Telemachs an den Wänden. Die vergoldeten Holzschnitzereien, bei denen hier Jagdembleme in das phantastische Formenspiel eingereiht sind (Abb. 1), sind mit bewundernswürdigem Geschmack entworfen und ausgeführt. An dieses Zimmer stößt das Schlafgemach der Königin von Westfalen mit einem wunderbar geschnitzten Bett mit grauseidenen Damastvorhängen, die mit der Wandbekleidung und dem Möbelbezug übereinstimmen.

Ein reizendes Kleinod des Rokokogeschmacks ist das hierauf folgende kleine Ankleidezimmer (Abb. 4). Die Grundfarben sind hier silbergrau und weiß, bei den Schnitzereien verbinden sich bunte Farben mit der Vergoldung; zu den Seiten des Kamins, auf dessen Sims ausgezeichnete Meißner Figuren, die fünf Sinne darstellend, sich befinden, sind Porzellankonsölchen mit Porzellanfigürchen in die zierlichen Holzgebilde eingereiht. Jede Einzelheit, bis zu den Kronleuchtergehängen, ist hier von einer koketten Eleganz und von einer Grazie, die in ihrer Art unvergleichlich sind.

7. In Schloß Wilhelmsthal: Arbeitszimmer im I. Stock.

Auf der andern Seite öffnet sich das Schlafzimmer nach dem großen Tanzsaal hin, welcher fast die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und dessen drei Fenster auf den Balkon der Parkseite führen. Die mit rot-weißem Damast, dessen Gebilde chinesischen Charakter anstreben, bezogenen Möbel stammen zwar aus der Empirezeit, aber das übrige hat seinen ursprünglichen wahrhaft zauberischen Reiz bewahrt. Die Wände sind rosa mit weiß und gold, die Decke weiß mit hellblau und gold. Die Holzschnitzereien spotten jeder Beschreibung. Die Bildhauer Nahl und Ruhl, denen die sämtlichen plastischen Dekorationen des Schlosses ihre Entstehung verdanken, haben hier das unglaublichste geleistet; vor den hellblauen Ofennischen werden die Ziergebilde zu gänzlich frei gearbeiteten guirlandenartigen Gehängen von äußerster Feinheit. In die größeren Wandflächen sind wieder Ölgemälde eingelegt, welche Apollo und die neun Musen darstellen. Ganz wunderbar muß der Eindruck dieses Saales gewesen sein, wenn von den Wänden und dem kolossalen Glaskronleuchter zahllose Kerzen strahlten und in bunten Reflexen die Kristalle durchblitzten, während eine farbenprächtige Gesellschaft in reichen Stoffen den Raum erfüllte. — Auf den Tanzsaal folgt das sogenannte Arbeitszimmer (Abb. 7) mit rot und weißer Empire-Dekoration, mit großen Fürstenporträts an den Wänden. Ein köstliches Rokokowerk ist hier eine auf dem Schreibtisch befindliche wunderbare Standuhr aus Goldbronze und Meißner Porzellan, welche einen Triumphwagen darstellt. — Das anstoßende Gemach, welches dem Kurfürsten Wilhelm II als Schlafzimmer diente, ist wieder von ganz origineller Farbe und Dekoration. Die Wände sind gelblichgrau mit gold und weiß, die Schnitzereien enthalten buntfarbige Papageien und andere Vögel, Käfige und Fruchtgebinde. Das Meublement schließt sich den gegebenen Tönen an. Die Decke ist weiß mit hellblau und gold. — Das Vorzimmer dieses Schlafgemachs ist mit gemalten Wandtapeten nach chinesischer Art bekleidet; von der Decke hängt eine wunderliche Spielerei herab, ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der aufgezogen verschiedene Melodieen ertönen läßt und dabei den Schnabel und das Schwänzchen bewegt. — Von hier gelangen wir wieder in das Treppenhaus, und so ist unser Rundgang durch die sehenswerten Räume des Schlosses beendet, die so getreu den Charakter vergangener Zeiten bewahrt haben. — Sehr lohnend ist auch ein Spaziergang durch den ausgedehnten schattigen Park. Der bedeutendste Rest der ursprünglichen Anlagen ist hier eine in eine Anhöhe hineingebaute Grotte, die sich in drei Arkaden gegen einen muschelförmigen Teich hin öffnet. Zwei Treppen führen zu dem Teich hinab, und zu beiden Seiten des Teiches, in welchem ehemals zwei Fontänen ihre Strahlen in die Höhe sandten, führen schmale Pfade in das Innere der Grotte, die sich in drei Nischen vertieft. Hier standen einst Brunnenfiguren, die in der westfälischen Zeit verschleppt worden sind. Die ursprüngliche Bekleidung des ganzen Grottenbaues durch Stückchen verschiedener Marmorarten — jene für den Rokokogeschmack so sehr bezeichnende Verzierungsart — ist nur in Bruchstücken noch zu erkennen. Aber trotz des Verfalls und der Zerstörung ist das originelle Bauwerk noch von großem Reiz. Der über den Erdboden frei hervorragende

8. In Schloß Wilhelmsthal: Treppenhaus.

9. Schloß Wilhelmsthal: Die Grotte.

obere Teil der Grotte (Abb. 9) ist durch zwei gewundene Treppen zugänglich und bildet eine muschelförmige Plattform, die von einem gußeisernen Brüstungsgitter umgeben ist. Solche Gitter bilden auch die Geländer der Treppen und umgeben von außen die Bodenvertiefung. Der Teich dagegen ist von einem schmiedeeisernen Gitter von ungewöhnlicher Schönheit eingefaßt.

In der Nähe der Grotte steht eine dickbauchige große Vase auf einem hohen Postament, mit absichtlich unvollendet gelassenen Reliefs, welche Hippokampen, Tritonen und Nymphen darstellen und mit Muschel- und Seetangguirlanden geschmückt sind; seltsam kontrastiert mit einem antikstilisierten Lorbeerkranz, der die Mitte der Vase umgibt, ein naturalistisch gebildeter Eiszapfenkranz an deren oberem Rande. Das Ganze ist ein sehr charakteristisches Erzeugnis der Zeit, die sich in unnatürlichen Zusammenstellungen gefiel, dabei aber die widersprechendsten Dinge in einer oberflächlich gefälligen Weise zusammenzubinden wußte. — Andere Rokokoanlagen im Park, ein mitten in der blühenden Wirklichkeit aufgestelltes Landschaftsgemälde, ein Rundtempelchen und chinesische Pavillons, sind verschwunden. An dem höchsten Punkte des Parks erhebt sich ein achteckiger Aussichtsturm (Abb. 5), der mit Zinnen gekrönt und als mittelalterlicher Wartturm gedacht ist. Ringsum schweift von hier aus der Blick über die herrlichste Gegend, über den Habichtswald mit dem Herkules von Wilhelmshöhe, über den kahlen Dörnberg mit seinen Basaltklippen, über fruchtbare Thäler mit freundlichen Ortschaften und über waldige Höhen, bis in weiter Ferne die letzten Berglinien mit dem duftigen Äther verschwimmen. Nach allen Seiten hin lockt der Blick zu Wanderungen durch diese lachenden Gegenden, deren außergewöhnliche Schönheiten lange noch nicht allgemein genug gekannt sind.

Die Hochebene in der unmittelbaren Nähe des Schlosses hat eine geschichtliche Bedeutung. Noch war der Bau, der nur der friedlichen Ruhe und heitern Lustbarkeiten dienen sollte, nicht ganz vollendet, als wilder Kriegslärm die Mauern des Parks umtobte. Am 24. Juni 1762 wurden hier die Franzosen durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der die mit den Preußen verbündeten Hessen, Hannoveraner und Engländer führte, in blutigem Treffen geschlagen. Das Schloß selbst aber blieb verschont und konnte wenige Jahre später der Benutzung übergeben werden. Der galanten Rokokozeit folgten nach ernsteren Jahren die geräuschvollen Tage der Jeromeschen Herrschaft, und dann verstummten allmählich die frohen Festlichkeiten in dem anmutigen Aufenthalt, der jetzt mehr eine Stätte stiller Zurückgezogenheit wurde. Wilhelms II Gemahlin, Kurfürstin Auguste, die Schwester König Friedrich Wilhelms III, verweilte, nachdem sie den Hof verlassen hatte, bis zu ihrem Tode (1841) mit Vorliebe in dem stillen Wilhelmsthal. Jetzt ist das Schloß mit seiner pietätvoll konservierten Einrichtung eine in ihrer Art einzige Sehenswürdigkeit, ein köstliches Denkmal des vorigen Jahrhunderts.

10. In Schloß Wilhelmsthal: Bett Jerôme Napoleons, des Königs von Westfalen.

Sigrit.

Eine Erzählung aus Finnland von E. Berg.

(Schluß.)

19. Weihnachten.

Nie hatte Sigrit vielleicht so den Unterschied zwischen Einst und Jetzt gefühlt, als an jenem trüben Dezembertage, an dem sie im wirbelnden Flockentanze durch ihr geliebtes Mustamäkki fuhr; an all den vielfach verstreuten, rotbraunen Hütten hielt sie an, um ihre Gaben unter die weißhaarigen, blauäugigen Kinder auszuteilen, die im bloßen Hemdchen die überheizten Zimmer verließen, um ihr entgegenzueilen, obgleich sie sich scheu und verlegen zur Seite drückten, sobald ihnen das Fräulein einige freundliche Worte sagte. Der kleine Indrick, schon ein ganz gewandter Kutscher und stolz auf seine schwarze Lederjacke, die ihn als solchen kennzeichnete, führte seine junge Herrin von einem Gehöft zum andern und trug die schweren Handkörbe in die Stuben, in denen an langen Stangen die runden, in der Mitte durchlöcherten Brote hingen, die man im Herbst als Vorrat für den ganzen Winter gebacken hatte.

Meist war der mächtige Webstuhl beiseite geschoben, da die Arbeit der fleißigen Hausfrau zur heiligen Julzeit ruhen mußte. Endlich langte Sigrit am letzten Häuschen an der Berglehne an, das sich wie schutzsuchend an den Waldrand schmiegte. Eine alte Frau wohnte dort, die Sigrits Vater noch gekannt und die sie daher mit Vorliebe aufgesucht und reich beschenkt hatte. Wie eine längst erwartete Freundin trat sie in das kleine, reinliche Gemach, dessen blendend weißer Fußboden mit duftenden Wachholderzweigen bestreut war; die Kunkel der alten Henrika stand am Fenster neben dem abgenutzten Lehnstuhl, der noch ein Geschenk des Freiherrn war, und in dem nun das junge Mädchen Platz nehmen mußte. Gedankenvoll sah sie hinaus durch die kleinen Scheiben, der Schneefall hatte aufgehört, und der blaue Winterhimmel erglänzte über der im toten Weiß erstarrten Erde, schräg sandte die Sonne ihre Strahlen über den See, der in mannigfachen Windungen dem Auge gerade von hier aus sich in einer unendlichen Fernsicht öffnete. Die alte Frau kam mit heißem Kaffee zurück, den sie ihrem geehrten Gaste aufnötigte. Indrick hatte das Nötige zum landesüblichen Festschmaus ausgepackt, Stockfisch, Reis und was dergleichen mehr war. Henrika behauptete, obgleich sie herzlich dankbar war, daß wohl ärmere als sie mehr Anspruch auf solche Unterstützung hätten. Sigrit lehnte den Dank jedoch ab und fragte die alte Bäuerin, ob es ihr nicht manchmal einsam sei in ihrem Häuschen ganz allein, ob sie sich nicht fürchte.

„Was hat eine arme Alte wie ich zu fürchten, bei mir ist nicht viel zu finden. Sie sehen, daß ich nicht einmal ein Schloß an meiner Thür brauche. Einsam habe ich es auch nicht zu sehr; an dunkeln Herbstabenden wohl manchmal, wenn der Sturm hier oben heult; aber dafür habe ich ja auch die Sonne am ersten, und sehen Sie, wie hell es jetzt noch hier ist."

Der kurze Tag neigte sich wirklich seinem Ende zu, es war Zeit heimzukehren.

Henrika brachte ein Stück Leinwand herbei, zu dem sie das Garn selbst gesponnen. „Nehmen Sie, Fräulein, von einer alten Frau, die viel Gutes von den Ihrigen erfahren, ein kleines Geschenk zur Aussteuer an. Ich habe gehört, Sie wollten unsern Herrn Tallinen heiraten, ich nenne ihn unsern, weil er ein Herz für unsereins hat, obgleich er ein so gelehrter Herr ist. Gott segne Sie."

Herzlich dankend verließ Sigrit das kleine Häuschen; die Gabe der einfachen Bäuerin hatte sie mehr gerührt, als Worte sagen konnten. Sie stand noch einen Augenblick am Zaun, um das Sinken der Sonne zu beobachten, die neben den Schatten, den Bäume und Felsen des jenseitigen Ufers auf die weite Fläche herüberwarfen, rosige Lichter auf den blendenden Schnee malte, neben denen sich tiefblaue Reflexe in den Senkungen bildeten. Plötzlich fühlte sie sich sanft berührt, Torsten war an ihrer Seite. „Woran dachtest du eben, mein Lieb, so ernst, so sinnend?"

„Kommt deine Mutter nicht?"

„Sie ist schon vorausgefahren, ich hatte noch zu thun und kam deshalb zu Fuß nach." Sie wandte sich zum Gehen. „Es ist noch so schön, könnten wir Indrick nicht vorausschicken und langsam nachgehen?" Die Sonne war gesunken, die Lichter verschwunden, und grauer Dämmerschein bedeckte die Landschaft, am blassen Himmel tauchten einzelne Sterne auf. Sigrit seufzte leise: „Was ist die Welt ohne die Sonne, was bleibt dem Leben ohne die Liebe?"

„Dachtest du daran, als ich dich eben so traurig auffand?"

„Auch daran."

„Was war es denn sonst noch, was dein Herz bedrückte?"

„Wir müssen so bald scheiden!"

„Helsingfors ist ja nicht so weit, und bis zum Frühling dauert es nicht mehr lange", tröstete er.

„Ach Torsten, es ist auch nicht das allein."

„Du denkst an deine Mutter?"

„Es kommt mir bis heute noch vor, als ob ich meiner Mutter ein Unrecht anthäte."

„Sie hat doch freiwillig nachgegeben."

„Ja, gewiß. Glaube auch nicht, daß Mama mir zeigt, wie schwer es ihr wird. Dazu ist sie viel zu stolz, aber ich sehe und fühle es dennoch jede Minute des Tages."

„Armes Kind!"

„Mir scheint, daß Mama sich mit dir ausgesöhnt hat, sie vergißt den Finnen, den Bürgerlichen in dir, aber ich fürchte, sie wird es nie ganz verwinden, daß du deiner Mutter Sohn bist."

„Gute Mutter, sie fühlt es durch das höfliche Entgegenkommen der Freifrau hindurch, daß sie nur ein geduldeter Gast auf Mustamäkki ist. Kaum konnte ich sie heute überreden, herzukommen, sie that es deinetwegen, und um keine kleinliche Empfindlichkeit zu zeigen, denn auch sie ist stolz."

„Stolz auf dich natürlich, Torsten, ja, es muß sie kränken. Aber meine Mutter leidet vielleicht noch mehr und doppelt unter dem Bestreben, niemanden einen Blick in ihr Inneres thun zu lassen. Ist es recht, sie unsertwegen so leiden zu lassen, soll unser Glück für sie die Vernichtung jeder Hoffnung sein?"

„Glaubst du, sie könne, sie wolle nur zum zweiten Male das Opfer annehmen? Dann kennst du deine Mutter nicht."

* * *

Feierlich erklangen die Festglocken der alten Kirche herüber von jenseit des Sees, als das Brautpaar in den Hof von Mustamäkki eintrat, wo man in fröhlicher Festerwartung die Vorbereitungen beendete. Sigrit legte noch die letzte Hand an den Weihnachtsbaum, während die andern sich in einem Nebenzimmer unterhielten, als die Thür sich öffnete, und ein zottiges Ungetüm mit dem lauten Rufe „Julklapp" ein Paket ins Zimmer warf und dann verschwand. Es war der Julbock, wie Sigrit mit Recht vermutete, ein Abgesandter Sweas, die ihre Geschenke nach altem Brauch auf so zarte Weise abzuliefern pflegte.

Als alles geordnet, setzte sich Tallinen ans Klavier, die Leute traten ein, man stimmte das alte, lutherische Weihnachtslied an. Die Bescherung war jedoch nur von kurzer Dauer, und dann saßen sich die vier wieder stumm und steif gegenüber. Edla gedachte ihrer Jugend, der Kinderfreude in diesen selben Räumen. Ihr Wunsch war ja erfüllt, die Verbindung mit ihrer Familie wieder hergestellt, ihr Sohn glücklich, und doch fehlte ihr die volle Freudigkeit, wenn sie auf die Freifrau blickte, durch deren schwarzes Haar sich Silberfäden zogen, die man am vorigen Feste noch nicht bemerken konnte, und ihrem Auge folgte, das wehmütig auf Sigrits schlanker Gestalt ruhte, die übers Jahr wohl nicht mehr das Haus mit Heiterkeit beleben würde. Die jungen Leute waren unter demselben Druck, der keine Freudigkeit aufkommen ließ; die kurze Trennung, die ihnen bevorstand, war kaum der Hauptgrund dieser trüben Stimmung. Ihre Liebe hatte eine zu schwere Prüfungszeit siegreich bestanden, um eine Entfremdung zu fürchten.

Sigrit ging ab und zu, um Bilder zu holen und Zeichnungen vorzulegen und die Unterhaltung in Fluß zu

bringen, die sie am liebsten auf ein ganz allgemeines, unpersönliches Thema lenken wollte. Die Freifrau zeigte ihrer Schwägerin norwegische Ansichten und sprach mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit. Ihre Tochter trat zum Fenster, wohin ihr Torsten bald folgte. Tiefes Dunkel lag über dem toten Lande; da zuckte es plötzlich schwach im Norden auf, dort wo Sigrit im Sommer die Sonne hatte sinken sehen. Bald stärker, bald schwächer sandte das wunderbare Nordlicht seine Flammenfinger über den tiefschwarzen Himmel, an dem die Sterne neben der feurigen Lohe zu erblassen schienen. Sigrit folgte mit fast ängstlicher Spannung dem nie gesehenen Naturwunder, bis es nach einem strahlenden Ausbruch in nichts zusammenbrach.

Sie schmiegte sich an Torstens Arm.

„Wieder ist es dunkel geworden", klagte sie leise, „und noch viel finsterer scheint's als zuvor."

„Wie die Leidenschaft im Flammentode stirbt und nach ihrem Erlöschen die Welt in tiefer Nacht zurückläßt", erwiderte Torsten ernst.

„Aber die Sonne unserer Liebe leuchtet uns heute, morgen, allezeit, wenn sie auch von Wolken verhüllt sein sollte. Laß uns nur Mut haben", sprach sie freudig, „so ist der Sieg unser."

20. Schluß.

Ein herrlicher, sonniger Frühlingstag neigte sich seinem Ende zu, seinen verklärenden Schimmer auf das kleine Städtchen mit dem altertümlichen, finsterdrohenden Schlosse ausgießend, als zwei Frauengestalten langsam am Gestade des Sees, in dem sich die alte Zwingburg des finnischen Volkes wiederspiegelte, von der Station herkommend, wandelten. Der Zug brauste vorbei, zwei weiße Tücher flatterten den Damen grüßend entgegen, ehe sie im Waldesdickicht nach einer Biegung der Bahn verschwanden.

Die Freifrau und Edla, denn sie waren es, blickten sich wehmütig lächelnd an, Thränen glänzten in ihren Augen, als sie sich in die Arme sanken. „Laß uns Freundinnen sein, Edla", bat die Freifrau leise und innig. Die alte Feindschaft war für immer zu Grabe getragen.

Torsten und Sigrit hatten ihre Hochzeitsreise angetreten, die sie an den schönsten Stätten der Heimat vorbei bis zum Imatrafalle führte.

Lange blickten sie hinab in die tobenden, schäumenden Wasserwogen, die sich endlos erneuend zwischen den Felsen hinabstürzen. Sigrit schmiegte sich innig an ihren Gatten, der sie mit freudigem Lächeln an sich zog.

„Nie hätte ich geglaubt, noch so glücklich werden zu können", flüsterte sie leise.

„Laß die Vergangenheit ruhen", bat er abwehrend, „mein teures Weib, ich darf nicht daran denken, daß ich dir schon ganz entsagt hatte."

„Bis jetzt kann ich mir nicht erklären, was Mama damals so plötzlich umstimmte."

„Weißt du nicht, mein Kind, daß sie gefürchtet hatte, dich in Verzweiflung, in den Tod gestürzt zu haben?"

Sie schauderte. „Ja", sagte sie endlich, „der Gedanke kam mir wohl einen Augenblick, wenn mein Boot hier umschlüge, und ich nie wiederkäme — — aber es war nur kurze Zeit! Das wäre kein Opfer, keine Entsagung gewesen. So durfte ich mein Wort nicht brechen, meiner Mutter Trost zu sein und zu bleiben."

„O, meine Sigrit", unterbrach Torsten, sie aber fuhr fort: „Ich dachte an meinen Vater, an meinen armen Bruder Erik und fand die Kraft und Ruhe wieder. — Gott hat mich reich belohnt."

In ernster Stimmung schauten sie den Fluten nach, die zwischen den dunkeln Tannen herab, von den harten Granitblöcken zu Schaum gepeitscht, von der Wucht des eigenen Falles zerschlagen, hoch aufspritzend mit dumpfem Brausen den Weg zur Tiefe suchten. Der Dämon der Vernichtung, der Engel des Todes schien hier seinen Sitz aufgeschlagen zu haben. Schwer und grau hatte der Himmel den ganzen Tag über dem brausenden und tobenden Wassergewoge gehangen, in das die junge Frau mit unwillkürlichem Schauer hineinblickte.

„Wie klein, wie winzig ist der Mensch, wie eitel sein Streben nach Glück, nach Frieden! Die Natur ist uns keine gütige Mutter, sie schafft wohl, aber sie zerstört noch lieber; mit eherner Hand stürzt sie uns in den grausenhaften Abgrund", sprach Sigrit tiefatmend.

„Da siehe!" Torsten deutete aufwärts zum Himmel, an dem das düstere Gewölk sich zerteilte, mattviolette und lichtgraue Farben sich zusammenwoben, und endlich der funkelnden Herrin des Tages einen Durchblick gestatteten. Sie schritten weiter bergan: da lagen in duftiger Ferne zu ihren Füßen die blauen Seen, die sprossenden Saaten, die grünen Wiesen, die dunkeln Wälder, da schlängelte sich einem Silberbande gleich der Wucksen, dessen Wasser den Imatra bilden, und der Mensch hatte überall seine Stätte gefunden, dort wo Sigrit nur die Verneinung des Lebens gemeint hatte sehen zu können. „Gott ist über der Natur", sagte Torsten ernst. „Aus dem Tode keimt das Leben, aus dem Dunkel der Nacht das Licht, aus Haß und Feindschaft entspringt die Liebe, die Krone des Lebens, das Licht des Daseins."

Am Familientisch.

Im Atelier. (Zu dem Bilde auf S. 725.)

Das Modellstehen ist eine höchst langweilige Sache. Stundenlang unbeweglich in derselben Lage zu verharren wird schon einem Erwachsenen schwer genug, der lieben Jugend aber kommt es ganz unerträglich vor. Da ist denn die Pause hochwillkommen und man treibt allerlei Allotria, schon um die steif gewordenen Glieder einigermaßen wieder zu beleben. Auf unserem Bilde wird wohl der Herr Maler selber kopiert und der Darsteller findet ein höchst dankbares Publikum.

Herzog Bernhard von Weimar.

Nicht ohne sehr geteilte Empfindungen vermag man das Lebensbild des fürstlichen Feldherrn zu betrachten, das, von kundiger Hand gezeichnet, soeben in einem zweibändigen Werke erschienen ist.*) Auf der einen Seite die in jeder Beziehung anmutende Erscheinung des jungen weimarschen Fürsten, die sich von dem düsteren Hintergrund der Zeit, in welcher er eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war, wie eine hehre Lichtgestalt abhebt; ein Heldenmut, verbunden mit einem über das gewöhnliche Maß hinausgehenden strategischen Talent, eine Lauterkeit des Charakters und eine glühende vaterländische Begeisterung, die uns Hochachtung und Bewunderung abnötigen. Auf der anderen Seite eine Zeit und ein Geschlecht, die für keine idealen Ziele Verständnis haben. Politische Verhältnisse und Zustände, an die kein Deutscher ohne Schamröte denken kann, Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich dem edlen Wollen des Helden allenthalben in den Weg legen, seine Kräfte lähmen und ihn frühzeitig aufreiben. Dieser Gegensatz zwischen dem besten Wollen und der Unzulänglichkeit der Mittel, an denen es scheitert, verleiht dem Lebensbilde Herzog Bernhards, auf welches wir unsere Leser mit diesen Zeilen aufmerksam machen möchten, ein tragisches Gepräge.

Den deutschen Heerführer und Feldherrn des evangelischen Bundes in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, wie ihn Droysen uns auf Grund eines reichen, mit Sorgfalt gesichteten, mit Scharfsinn ausgebeuteten geschichtlichen Materials hier schildert, wird jeder lieb gewinnen müssen; — vor der kleinlichen Misère, die in all den Personen, mit welchen Bernhard von Weimar es zu thun hatte, in den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich ihm überall in den Weg stellten, uns entgegentritt, kann man als Deutscher nur mit Scham das Angesicht verhüllen. Geradezu meisterhaft ist die Schilderung zu nennen, die der Verfasser unter der Überschrift: „Zur Charakteristik Herzog Bernhards" von seinem Helden gegeben hat. Mit lebhaftem Temperament, frisch quellender Lebenslust und innerer Fröhlichkeit verbindet er eine auf festen Grundsätzen beruhende strenge Sittlichkeit, mit rascher Entschlossenheit und festem Willen die größte Umsicht und Besonnenheit, mit bestrickender Liebenswürdigkeit eine tief innerliche Frömmigkeit. Wahrhaft rührend ist die Demut, mit der er bei siegreichen Erfolgen immer von neuem Gott allein die Ehre gibt, wahrhaft erhebend das Gottvertrauen, das ihn auch in den schwersten Erfahrungen aufrecht erhält. Wie er es in den Jahren der Kindheit von seiner frommen Mutter gelernt hatte, verrichtete er auch als Feldherr täglich sein Morgen- und Abendgebet „zumeist heimlich in seinem Gemach;" und wenn er ins Treffen ging, begab er sich zuvor abseits der Truppen und erflehte mit aufgehobenen Händen von Gott den Sieg. Mitten im

*) Bernhard von Weimar von G. Droysen. 2 Bände. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.

heißesten Kampf hörte man ihn rufen: „Jesu, Jesu steh uns bei!“ Dabei ist er von glühender Liebe zu seinem Vaterlande beseelt: „In allem Mißgeschick stand ihm unverdunkelt das Vaterland vor der Seele dessen er auch in den Tagen des Glückes nicht vergaß. Ihm in der Erniedrigung und Zerrissenheit, in der es dank dem Hause Habsburg und der katholischen Propaganda seufzte, den ersehnten Frieden zu erringen, in welchem die politische und religiöse Freiheit gesichert war, das war und blieb sein Ehrgeiz bis zu seinem letzten Atemzuge.“ Er war ein glühender Patriot, auch da wo er scheinbar aufhörte es zu sein, und nur auf sich und seinen eigenen Vorteil bedacht erschien. — Und nun diesem lauteren Charakter gegenüber die schwankende, unentschlossene, unzuverlässige Haltung der evangelischen Stände, deren Feldherr er nach dem Tode Gustav Adolfs sein sollte, und die sich doch wieder nicht entschließen können, den Oberbefehl mit vollem Vertrauen in seine Hände zu legen; die Engherzigkeit des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der immer nur sein persönliches Interesse, niemals das Wohl des Ganzen im Auge hat, und der immer den rechten Augenblick versäumt; die Eifersüchtelei des schwedischen Reichskanzlers Oxenstierna, die alle militärischen Unternehmungen lähmt und durchkreuzt, die Ränkesucht der französischen Politik, die Bernhard durchschaut und deren Hilfe er doch nicht entbehren kann. Das alles sind aber so viele tragische Momente, durch die das Lebensbild Bernhards von Weimar zu einem großartigen Zeitbilde sich gestaltet, zu einem Zeitbilde freilich, das den schmerzlichsten Einblick in eine Periode der tiefsten Erniedrigung unseres deutschen Volkes uns gewährt. Wir sind gewiß, daß niemand dieses Werk zur Hand nehmen wird, ohne dem Verfasser vom Herzen zu danken, der durch dasselbe eine der anziehendsten Heldengestalten unserer vaterländischen Geschichte zu Ehren gebracht hat.

B. Rogge.

Protest.

Von Herrn Konsistorialrat Professor Dr. Ebrard in Erlangen geht uns der folgende Protest zu: In Nr. 42 des Daheim, S. 661, schreibt Herr Leopold Witte: „Die Briefe aus der Hölle, die ‚aus dem Himmel‘ . . . „selbst des deutschen Theologen Aug. Ebrard ‚Totentanz‘ sind alles Pflanzen, die mehr oder weniger in Swedenborgs Garten gewachsen sind.“ Damit könnte entweder ein direkter Einfluß der Lektüre Swedenborgscher Schriften auf die Entstehung meines Totentanzes, oder ein zugrunde Liegen von Überzeugungen, Lehrsätzen und Vorstellungen, die den Swedenborgschen verwandt wären, behauptet werden. Das eine ist so falsch wie das andere. Ich habe bis zur Stunde noch keine Schrift Swedenborgs in der Hand gehabt, noch keine Zeile von ihm gelesen. Swedenborgsche Dogmatik aber würde dem Verfasser der Schrift: „Sola! Wissenschaftliche Beleuchtung von Dr. J. T. Becks Rechtfertigungslehre. Erlangen 1871“, wohl niemand Schuld geben können. Daß ich endlich wirkliche Visionen aus dem Jenseits gehabt zu haben mir anmaßte, das hat bis jetzt noch kein Rezensent aus meinem ‚Totentanz‘ herausgelesen, so wenig wie aus Dantes commedia, daß Dante — oder aus Cornelius’ jüngstem Gericht, daß Cornelius wirklich Visionen gehabt zu haben behauptet hätte. Was für ein Gewächs aus dem „Garten“ Swedenborgs bleibt aber dann noch übrig?

Dr. Aug. Ebrard.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von N. Sardotsch.

a b c d e f g h

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.

Drei Handwerksburschen kamen eines Tages mit leerem Beutel und hungrigem Magen in ein Dorf und trennten sich hier, um nach Handwerksbrauch bei den Bauern zu „fechten“.

Nach Sonnenuntergang trafen sie wieder im Wirtshaus zusammen. Der eine von ihnen hatte neun Schnitte Brot, der zweite ein Stück Speck, der dritte zwei Schnitte Brot und etwas Geld erhalten. Brot und Speck wurden nun zu gleichen Teilen in gemeinsamer Mahlzeit verzehrt.

Darauf sagte der dritte: „Da Ihr andern mehr zu unserm Mahle geliefert habt als ich, so ist es billig, daß ich Euch von dem Gelde, welches ich erhalten habe, etwas abgebe. Nehmt nun hier diese zwanzig Pfennige und teilt sie unter Euch, wie es recht ist.“ Die beiden andern waren es zufrieden und rechneten das Stück Speck ebenso viel wert wie sieben Schnitte Brot.

Wie viel hat jeder der beiden von den zwanzig Pfennigen erhalten?

Bilderrätsel.

2. Kapselrätsel.

Die folgenden Strophen enthalten: 1) einen Bestandteil des Bieres, 2) einen Kurort, 3) eine Stadt in der Schweiz, 4) einen Nebenfluß der Donau, 5) ein Paradies, 6) einen Fluß, 7) eine Insel, 8) einen Reformator, 9) ein Hüsing, 10) eine französische Festung, 11) einen Schluß.

Die Dichter haben oft gesungen
Von uns’res Volks verlor’nem Glück,
Die Becher haben oft geklungen:
Es kehrt uns doch nochmal zurück!
Doch bei dem Träumen und dem Schwärmen,
Von Kaiser und von Reich dem Sang,
Bei Becherklingen, Festeslärmen,
Da blieb’s auch Menschenalter lang.
Derweilen wuchs aus märk’schem Sande
Ein Mann empor von Erz und Stahl.
So schenkt die Gottheit jedem Lande
Den Retter wohl ein einzigmal,
In unsers Volkes alten Jammer
Fuhr der mit eisenharter Faust,
Wie wenn mit Wucht ein mächt’ger Hammer
In Feuersglut herniedersaust.
Was wir ein fernes Traumbild wähnten,
Er schuf’s mit einem kühnen Streich,
Was wir geschwärmt, was wir ersehnten,
Das starke deutsche Kaiserreich.
Am grünen Tisch nicht ist’s entsprossen.
Des Krieges Eisen gab ihm Kraft,
Und Blut ist drüber ausgegossen,
Ein guter Kitt und edler Saft.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 45.

Damespielaufgabe.

1. Df6 — e5 1. Dd8 — e7
2. De3 — g5 2. De7 — h4
3. De5 — g3 gewinnt.

A.

1. . . . . 1. Dd8 — a5
2. De3 — c5 2. Da5 — d8
3. Dc5 — b6 etc.

1.

O	S	T	E	R	N
S	p	a	z	z	o
T	ö	p	f	e	r
E	l	d	e	n	a
R	i	v	o	l	i
N	e	p	t	u	n

2. Homonym.

Fichte.

Bilderrätsel:

Ein angehender Kommis.

3. Dachs — Dach.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Geschichtliche Erzählung von Hans Hillna. — Pferdemusterung auf einem ostpreußischen Edelhofe. Originalzeichnung von R. Knötel. — Beleuchtung und Auge. Von Dr. H. Schäfer in Braunschweig. — Schloß Wilhelmsthal bei Kassel. Eine Perle des Rokoko. Von H. Knackfuß. Mit zehn Illustrationen. — Sigrit. Schluß. Erzählung von E. Berg. — Am Familientisch: Im Atelier zu dem Bilde: Modellpause von L. Bechi. — Herzog Bernhard von Weimar. Von B. Rogge. — Protest. Von Dr. A. Ebrard. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. August 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 47.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Fortsetzung.)

III.

Zwei Wochen waren vergangen, ohne daß der Bürgermeister wieder etwas von sich hatte hören lassen. Da er sein Vorgehen in einer Sache, die ihm ganz sicher schien, nicht für eilig hielt, wollte er erst den Kuhhirten in Itzleben beseitigt wissen, ehe er dort seinen Besuch erneuerte. Über die Mittel, welche zur Vertreibung dieses verhaßten Menschen anzuwenden sein würden, hatte er vielfach mit dem Schreiber Rat gehalten.

Der Ratsschreiber war des Bürgermeisters rechte Hand und Vertrauter. Sein Wort galt nicht allein in allen Stadtangelegenheiten, sondern auch in den Privatsachen seines Vorgesetzten gar viel. Was er that, das war wohlgethan, was er riet, es mochte geraten sein oder nicht, es galt. Er führte selbst zuweilen die Stadtsiegel nach eigenem Gefallen und verfuhr ganz nach eigenem Willen. Dabei war er klug genug, den Bürgermeister seine Überlegenheit nicht fühlen zu lassen, sondern ein devotes Wesen zur Schau zu tragen, und stand sich hierbei ganz vortrefflich. Mußte doch von manchem Gewinn, der dem Bürgermeister in den Schoß fiel, auch ein Teil für ihn abfallen.

„In Itzleben machen sie gar keine Anstalten, den Kuhhirten wegzujagen", sagte eines Tages der Bürgermeister zu seinem Vertrauten. „Potz Gix, nun habe ich nicht länger Lust, die Sache in die Harre und lange Truhe zu legen. Ich werde ein Machtwort sprechen müssen und dort reine Bahn machen."

„Seht, wie Ihr's zwingt", entgegnete der Ratsschreiber gelassen. „Das Märlein mit dem verkappten Räuber war auf die Frauen gemünzt, daß sie ihm den Dienst kündigten, aber es scheint nicht verfangen zu haben. Wir haben kein Recht, ihm die Stadtpolizei über den Hals zu hetzen. Der Mann wäre auch imstande, uns die Leute mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Laßt uns zuwarten, auf die Dauer kann er uns nicht entgehen."

„Ich gehe aber nicht wieder hinaus, so lange dieser freche Bursche dort ist", meinte der Bürgermeister in dem Tone eines Kindes, dem sein Wille nicht geschieht. „Er hat mir schon manchmal im Wege gestanden und ich habe über ihn triumphiert. Er muß auch dort weg, ich will's!"

„Dann schreiben der gestrenge Herr Bürgermeister doch", sagte der andere beschwichtigend, „daß den heißesten Wünschen, die submisseste Visite zu wiederholen, die Anwesenheit des Kuhhirten im Wege stände, und daß Ihr die Entfernung desselben zu Eurer Genugthuung als ein Zeichen liberalen Entgegenkommens erwarten müßtet." — —

Während dieser ganzen Zeit war Frau von Itzleben ebenso voll Sorge, als Katharine voll Hoffnung darüber, daß die Sache sich möchte zerschlagen haben. Dabei hatte die Mutter ihren Ärger über Rothbein und Katharine ihren Spaß mit ihm. Trotz allen Scheltens der Mutter eilte das Mädchen, so oft es anging, zur Wiese hinaus, setzte sich auf den Grabenrand in den Weidenschatten und ließ sich von dem Kuhhirten aufs beste unterhalten. Was konnte dieser Mann aus seinem bewegten Leben nicht alles erzählen! Freilich sprach er nicht in einer Weise, wie man zarten Jungfrauen mit feinen, umschreibenden Worten von so grausigen Dingen als Krieg und Blutvergießen, Plünderung und Brandstiftung Kunde gibt, sondern er redete, wie's ihm gerade einfiel, bald im Tone eines Kriegsmannes, bald in dem eines Studenten, bald fluchte er wie ein Landsknecht, bald spottete er wie ein Spielmann.

Als er aber einmal gar zu lebhaft und frei gewesen war, erschrak er selbst darüber und sprach entschuldigend: „Ich erzähle Euch hier allerhand Storgen; nichts für ungut, Jungfer. Weiß ich doch selbst nicht, wie ich dazu komme, zu dem adligen

Fräulein wie zu einem Kameraden zu reden.“ — Katharine aber beruhigte ihn mit der freundlichen Erwiderung: „Laßt es gut sein, Rothbein. Eure Erzählung gefällt mir; solch' gute Schwänke und lustige Schnaken höre ich für mein Leben gern. Fahrt nur dreist fort.“

Ihre Augen leuchteten, als sie mit dem Erzähler Streifzüge durch fast ganz Deutschland im Geiste machte, aber sie blickte verwundert, als er von seinem Dienste bald bei den sächsischen, bald bei den hessischen, bei den schwedischen und bei den kaiserlichen Truppen redete. Erstaunt fragte sie: „Habt Ihr auch bei den Katholischen Kriegsdienste gethan und gegen die Sache unsers evangelischen Glaubens gekämpft? Ihr seid doch evangelisch, Herr Leutnant?“

„Ihr möget mit Eurer Verwunderung recht haben, edle Jungfer“, meinte Rothbein. „Sollte wohl füglich auch anders sein. Doch was bei dem Kriege für die Evangelischen oder Katholischen herauskommen mochte, das war Sache der Fürsten, und ich meine, auch diese haben nicht immer zuerst darauf regardiert. Hohe und niedere Kriegsoffiziere, Soldaten und Kriegsknechte sind aber so gesinnt, wo sie am meisten auf die Faust bekommen, die beste Zahlung zu gewärtigen, reiche Beute, Brandschatz und bequeme Quartiere in Aussicht haben, da laufen sie zu Haufen zu und fragen nicht danach, ob der Krieg mit Recht oder Unrecht geführt wird, ob es gegen das Vaterland und die Religionsgenossen geht oder nicht.“

Darauf sang der Leutnant lustige Soldatenlieder, und wenn Katharine dieselben nur einigemal gehört hatte, summte sie erst leise mit und fiel dann begeistert mit lauter Stimme ein, daß der zweistimmige Gesang fröhlich über den Kuhanger erklang: „der Fürsten Fürst, der Hessen Held — Soll haben hier, was ihm gefällt. — Was ich und unser Volk ihm geben, — Soll Zeit und Tod noch überleben. —“

Als Rothbein an einem andern Tage wieder einmal so recht im Erzählen war von Kämpfen und Blutvergießen, wobei sein Koller und Kragen, wie er sagte, so aussah als sei er ein Schmied gewesen, der am St. Stephanstage einem Dutzend Pferden zur Ader gelassen hatte, fuhr er voll Eifer fort: „Ich gehörte nicht zu solchen Kriegsleuten, welche denken, wenn sie des Morgens ein Vaterunser in den Hut beten und hernach ein paar hunderttausend Sakramente herauswerfen, müsse unser Herr Gott alsbald Zeichen und Wunder thun, weil sie einem evangelischen Herrn dienen, und bei dem ersten Trompetenstoß die Mauern übereinander fallen, wie bei Jericho.“

Katharine hörte aufmerksam zu, doch ehe sie sich's versah, war sie mit ihren Gedanken bei dem Bürgermeister und fragte: „Herr Blasius Prätorius gehörte gewiß zu dieser Sorte?“

„Zu welcher?“ war Rothbeins Gegenfrage.

„Zu jenen Soldaten, meine ich“, antwortete das Mädchen, „die mit Schwadronieren mehr ausrichten wollen als mit dem Degen.“

„Hol mich der und jener, meinetwegen eine ganze Legion“, lachte Rothbein, „der Bläsy ist selbst als schlechtester Soldat nicht zu genießen. Könnt Ihr Euch das Herrchen, das nicht so viel Haare ums Maul hat, als ein Laubfrosch, als Kriegsmann denken? Der hat keinen toten Mann je im Felde gesehen, als etwa am Galgen. An den Galgen hätte ich ihn auch bringen können, wenn ich hätte an die große Glocke schlagen wollen, wie er mit dem Stadtgute gewirtschaftet, nämlich bei den Kontributionen. Ich habe aber geschwiegen. Solche Angeberei und Ohrenbläserei ist meine Sache nicht. Wo ich dabei war, wurde tapfer drein geschlagen und über Leichen hinweg in die Bresche eingedrungen. Da hätte die Jungfer ihr blaues Wunder sehen sollen, wie dann die Bürger sind gedrillt und geschurigelt worden. Gottes Macht, was hatten wir da oft für Beute! Vorher hatten wir vielleicht, wenn die Löhnung ausblieb, kaum ein Stück Brot zu beißen, und sahen verlumpt aus wie die Bettler, daß man uns nur am Gewehr und an der Fahne als Soldaten erkennen konnte. Nachher aber lebten wir in Saus und Braus und gingen einher in Samt und Seide. Auch Hausgerät und Betten, Frauenkleider und Geschirr wurde mitgenommen.“

„Ihr Kriegsgurgeln habt alles mitgenommen, was sich locker machen ließ“, entgegnete Katharine halb lachend, halb schmollend. „Wir können davon hier in Itzleben auch ein Liedlein singen. Doch sagt mir einmal, was habt Ihr mit alle den Sachen gemacht, die für euch im Felde gar nicht brauchbar waren?“

„O dafür gab's Abnehmer überall“, antwortete Rothbein. „Laßt Euch erzählen: Sobald wir uns mit dem Beutewagen sehen ließen, liefen uns die Leute schon von weitem entgegen und kauften die Wagen oft gleich auf dem Felde unter freiem Himmel aus. Oder große Scharen von Bürgern und Frauen erwarteten uns in den Städten, und fielen über den Hausrat, die kupfernen Kessel, Kleider und Bettgewand mit einem Geschrei her, zankten, rauften und zerrten sich, als wenn St. Nikolas mit seinen Nickelswaren angekommen wäre.“

„Ich hätte von all den Sachen nicht ein Ding haben mögen“, sagte Katharine vorwurfsvoll. „Blut und Thränen haben d'ran geklebt.“

„So dachten nicht alle, edle Jungfer“, sagte der Leutnant. „Es wurden mit solchen Sachen große Geschäfte gemacht. Für ein Spottgeld kaufte man's den Soldaten ab, für das Drei- und Vierfache wurde es wieder an den Mann gebracht. Gar mancher hat sich damit ein schön Stück Geld erworben, wie zum Beispiel unser Freund der hochgeachtete gestrenge Herr Bürgermeister Blasius Prätorius.“

„Da sind wir schon wieder bei dem Unhold“, rief Katharine erregt. „So sagt mir doch endlich auch einmal, Herr Leutnant, wo rührt Eure genaue Bekanntschaft mit dem Manne her?“

„Wir stammen beide aus derselben Stadt da drüben“, entgegnete Rothbein, indem er mit der Hand auf den Stadtkirchturm zeigte, den man durch eine Lücke der Bäume deutlich sehen konnte. „Dort sind wir gemeinsam aufgewachsen, dort in dieselbe Partikularschule gegangen. Schon damals gab's zwischen uns manchen Verdruß, und oft mußte ich für unnütze Knabenstreiche allein die Strafe leiden, denn er war reich und ich war arm und darum jedesmal der Schuldige. Was Wunder wenn wir auch auf der Universität, wo wir später wieder zusammentrafen, oft miteinander über den Fuß gespannt waren. Obwohl ich mich wenig um ihn kümmerte, beschäftigte er sich destomehr mit mir und hat mir ein Bein gestellt, wo er nur konnte. Bei Lichte besehen ist nur er daran schuld, daß ich von meinem geplanten Lebenswege so weit verschlagen worden bin, und, ob ich schon auch ein Mann in Amt und Würden sein könnte, jetzt hier den Kuhhirten spielen muß.“

„O erzählt mir das“, sagte Katharine voll Teilnahme.

Rothbein blickte eine Weile stumm vor sich hin, sein Gesicht verdüsterte sich, denn der dunkle Wolkenschatten einer traurigen Erinnerung zog an seiner Seele vorüber, dann hob er mit ernstem Ton an: „Ich weiß nicht, viel edle und tugendsame Jungfrau, wodurch ich Eure Teilnahme verdient habe; sie thut mir aber herzlich wohl. Habe ich Euch manches Lustige erzählt, so höret auch das Traurigste an, was mir in meinem Leben widerfahren. Zu meiner Zeit befand sich auf derselben Universität ein Studiosus der Gottesgelahrtheit, ein guter und trefflicher Mensch. Der war mein Freund. Wir waren ein Herz und eine Seele wie David und Jonathan. Und dies mein allerliebstes Bruderherz habe ich im Zweikampf erschlagen. Niemand anders als Bläsy hatte ihn gegen mich aufgeregt, denn er war zu feige, selbst mit mir anzubinden. Wegen eines Mädchens hatte er den Freund ohne Grund und Ursach eifersüchtig auf mich gemacht; und wir tollen Burschen waren thöricht genug, uns zu hauen und zu stechen. Da lag er vor mir mit der klaffenden Wunde in der Brust, und ich habe geweint, wie ein Kind. Als dann in der Nacht darauf Bläsy zu mir kam mit der Nachricht, daß mein Freund Taube den Geist aufgegeben, da bin ich vor Tau und Tage von der Universität geflohen, und habe mich bei der ersten besten Truppe, auf die ich gestoßen, anwerben lassen. Ohne mit Ruhm es zu melden, bin ich wohl ein tapferer Soldat gewesen, habe manchem armen Teufel einen roten Paragraphum über den Kopf

gegeben und manchen Feind in die Erde kauen lassen, doch hat mich nichts so bewegt, als der blutende Freund. Ein Krieger wird des Anblicks der Leichen gewohnt, doch, Jungfer, der eine blasse Mann mit der breiten Wunde tritt mir noch heute oft vor die Seele, um mich anzuklagen. Dann kommt eine Angst über mich, daß sein Blut von mir gefordert werde. Oft möchte ich voll Grimm den Bläsy, der an meinem Unglück schuld ist, in Stücke reißen. Zum Henker, was hab ich nun, der Krieg ist aus. Die Anstellung in meiner Vaterstadt hat mir der Bürgermeister auch zu Wasser gemacht. Betteln und Beutelschneiden will ich nicht, so hüte ich als ein armer Schlucker hier die Kühe. Aber der mich dazu gebracht, ist ein reicher Herr und wirbt um das gnädige Fräulein."

Damit stand Rothbein auf, pfiff seinem Hunde und trieb ohne Abschiedswort und Gruß seine Herde auf die andere Seite der Wiese.

Katharine seufzte aus tiefem Herzen. War's Mitleid mit dem Kuhhirten, war's Bangigkeit wegen des unliebsamen Freiers? Doch diese trübe Stimmung dauerte nur einen Augenblick, dann sprang sie lachend auf und rief: „Ich passe nicht zur Bürgermeistersche, der Bläsy wird nicht mein Mann!" Ein Soldatenlied trällernd lief sie ins Haus zurück und machte sich in der Küche zu schaffen. Mit fröhlicher Stimme sang sie: „Ihr lieben Soldaten tret' all heran, wohe! — Ein Lied wir wollen stimmen an, wohe, wohe, wohe!" Dabei hantierte sie mit Töpfen und Tiegeln, als gälte es die Schlachtmusik mit Schlachtenlärm zu begleiten.

„Ei Herr Gott, nein, Kathi, was ist das für ein Lärm", sagte die eintretende Mutter entsetzt.

Katharine aber ließ sich nicht stören und fing einen neuen Gesang an: „Pom, pom, pom, bidi, bidi, pom — hüt' dich Pfaff ich komm."

„Gott helfe mir in meiner letzten Himmelfahrt", rief die Mutter. „Was sind denn das für grobe Lieder, Mädchen, du verwilderst jeden Tag mehr. Das macht dein ungeziemender Umgang mit dem Kuhhirten. Der Mensch muß fort. Lies, was dein zukünftiger Bräutigam schreibt." Damit gab sie der Tochter den Brief des Bürgermeisters.

Katharine las den Brief, in welchem der Bürgermeister seinen Besuch in Aussicht stellte, dabei aber auf Anraten des Ratsschreibers die Forderung aussprach, daß vorher der Kuhhirt des Dienstes entlassen würde.

„Fürchtet er sich vor Rothbein?" lachte Katharine, „dann mag er doch wegbleiben. Er thut ja ganz, als ob er hier schon zu befehlen hätte."

Frau von Itzleben seufzte. Der Ton des Briefes hatte sie auch verdrossen, doch verbarg sie ihre Gedanken der Tochter und sagte: „Not kennt kein Gebot. Wir sitzen im Wasser bis an den Hals. Wollen wir nicht ertrinken oder standesgemäß verhungern, so kann uns nur deine Heirat mit dem Bürgermeister retten. Du heiratest ihn und damit Punktum. Ich fordere dies auf das bestimmteste von deinem Gehorsam, daß du ihn das nächstemal artig empfängst und mir mit deiner albernen Widerrede keinen Kummer mehr machst. Und nun gehst du gleich hin und sagst dem Kuhhirten den Dienst auf."

Katharine entgegnete kein Wort. Sie sah es wohl ein, daß nur schnelle Hilfe vom Bettelstab retten konnte. Aber wie ein Schreckgespenst stieg in ihrem Geiste das Bild des Bürgermeisters auf. Der Frohsinn war von ihr gewichen, das Lachen vergangen, Thränen traten ihr in die Augen. Jetzt ging sie im Auftrage der Mutter zu ihrem Freunde, wie viel lieber wäre sie ohne Erlaubnis heimlich hinausgeeilt.

Rothbein verwunderte sich, als er Katharine so bald wieder zu den Kühen hinauskommen sah, und er ward fast verstürzt, als er das Mädchen in Thränen erblickte.

„Was habt Ihr, Jungfer?" rief er ihr besorgt entgegen. „Ist ein Unglück geschehen?"

„Die Mutter will Euch nicht mehr in Dienst haben", sagte Katharine, als sie herangekommen war, immer noch weinend. „Ihr seid dem Bürgermeister auch hier im Wege."

„Das glaube ich wohl", meinte der andere voll Staunen über die erregte Jungfrau. Er wagte kaum, sich ihre Worte und ihr Wesen zu seinen Gunsten zu deuten. Schnell fuhr er indes in seiner unbefangenen Weise fort: „Was ist da für ein Unglück? So nehme ich das Felleisen auf den Buckel, den Stock in die Hand und den Weg unter die Füße und hüte anderer Leute Kühe, und wenn's verlangt wird, auch die Schweine."

„O, sprecht nicht vom Gehen", entgegnete Katharine angstvoll. „Ihr müßt bleiben, Ihr müßt uns helfen gegen den Bürgermeister, ich kann und will ihn nicht zum Manne haben."

„Ist das Euer fester Entschluß, Jungfer?" fragte Rothbein ernst.

„Wie könnt Ihr noch fragen! Ist der ein Mann für mich?" schluchzte das Mädchen.

„Der und jener hol mich, wenn das der rechte Mann für Euch ist", entgegnete der Kuhhirt mit Nachdruck. „Wenn Ihr wollt, bleibe ich und helfe Euch gegen den Freiersmann."

„Aber die Mutter?" warf Katharine zögernd ein.

Rothbein sann eine Weile nach, dann sagte er ohne jede Beimischung von spöttischem Wesen. „Sagt ihr, daß ich der Schutz Eures Hauses bin. Wenn ich weggehe, möchten schlimme Dinge hier geschehen."

Nun machte Katharine große Augen, er aber fuhr lächelnd fort: „Ja die Katze würde Euch vor Furcht den Rücken in die Höhe laufen. Das weiß doch die gnädige Frau und das gnädige Fräulein so gut als jeder andere, daß die ganze Gegend voll Hudelmannsgesindlein steckt. Geht nur zur Abendzeit in den Wald hinüber, da seht Ihr sie haufenweise beieinander ums Feuer herumliegen, Tabak saufen und faulenzen. In der Nacht fliegen sie mit der Fledermaus aus, gehen ihrer Nahrung nach und warten den Leuten auf den Dienst. Was sollen die armen Teufel auch machen? Ja ja, Jungfer, Ihr könnt's glauben, wir entlassenen Soldaten sind jetzt schlimm daran. Mit der Löhnung ist's vorbei, zu verdienen gibt's nichts, rechtliche Kriegsbeute ist nicht mehr zu erlangen, so muß es die unredliche Friedensbeute thun."

„Und Ihr seid der Räuberhauptmann. Der Ratsschreiber hat doch recht!" rief Katharine weniger in Angst als hingenommen durch den abenteuerlichen Gedanken.

„Wenn ich dächte, Ihr könntet das im Ernst glauben, vieledle und tugendsame Jungfer, so würde mich das betrüben", entgegnete jener. „Ihr meint doch nicht, daß ich mit ihnen unter dem Hütlein spiele? Würde ich sonst die Kühe so sorgsam in acht nehmen? Sehet, es fehlt seit der Zeit, da ich hier bin, kein einziges Stück. Aber ich will Euch nicht verbergen, daß manch rechtschaffener Kerl, von denen, die da draußen herumliegen, unter mir einst als Kriegsknecht gedient hat und auch jetzt noch auf mein Kommando hört. ‚Wo ihr in Itzleben die Immenschneider spielt, so komme ich über euch', habe ich ihnen gesagt. Gehe ich meines Wegs, so machen Euch jene einen Besuch, das saget Eurer Mutter, es ist die lautere Wahrheit."

„Ihr seid unser Schutz und meine Rettung", beteuerte Katharine. „Ihr dürft nicht gehen, mag der Bürgermeister bleiben, wo er will!"

„Und was wird, wenn er nicht wiederkommt?" fragte Rothbein mit Spannung.

„Dann — ja dann müssen wir standesgemäß verhungern", entgegnete das Mädchen, indem es unwillkürlich die jammernde Stimme der Mutter nachahmte.

„Das wolle Gott verhüten!" sprach der Kuhhirt entsetzt. „So schlimm mag's doch bei Euch noch nicht stehen!"

„Ja, so steht es", antwortete Katharine. „Schmalhans der Küchenmeister ist bei uns längst des Dienstes entlassen, wir essen nur noch Bettelmannssuppen."

„Mit solchen kann ich auch dienen", scherzte Rothbein. „Wollt Ihr den Bürgermeister nicht, so nehmt mich."

Katharine errötete über das ganze Gesicht, doch schnell ging sie auf den Scherz ein und antwortete: „Wenn Ihr noch Leutnant wäret, dann zöge ich mit Euch lustig in den Krieg, aber mit Eurem Hirtenlohn könnt Ihr keine Familie erhalten."

Fröhlich eilte sie wieder dem Schlosse zu; Rothbein aber schaute ihr nach mit Augen, aus denen Flammenglut zu schlagen schien. Dann aber schlug er sich mit der flachen Hand auf die Stirn, murmelte zwischen den Zähnen einen kräftigen Soldatenfluch, sprang auf und eilte ihr nach.

„Jungfer Käthchen noch ein Wort“, rief er, und als das Mädchen stehen blieb, sprach er: „Brecht mit dem Bürgermeister nicht so Knall und Fall. Die Sache will überlegt sein und wir müssen Zeit gewinnen. Saget der gnädigen Frau, sie möge dem gestrengen Herrn Bläsy nur zu wissen thun, wenn er käme, würde er mich hier nicht antreffen. Es ist keine Lüge, denn ich will so lange verschwinden, und er mag denken, ich sei über alle Berge.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, kehrte er zu seinen Kühen zurück, setzte sich auf den Grabenrand und kraute den Hund Vulgus zärtlich hinter den Ohren.

IV.

Lichter Sonnenglanz lag an einem der nächsten Nachmittage über der Itzlebener Kuhweide ausgebreitet. Der Tag war schon recht sommerwarm und die Mücken spielten in hellen Haufen in der Luft. Lustig fuhren die schnellen Schwalben dazwischen, strichen bald dicht über die Grasfläche, bald warfen sie sich wie ein Federball hoch in die Luft. Die Kühe lagen im Baumschatten und ließen sich das abgeweidete Wiesengras wiederkäuend zum zweitenmale schmecken. Überall Behagen, nur der Hund Vulgus schnappte nach den lästigen Fliegen und machte ein höchst unzufriedenes Gesicht. Er schien zu überlegen, ob er dem neuen Hirten Gehorsam leisten oder hinter seinem alten Herrn herlaufen sollte. An Stelle des Leutnants hütete Hennig Strohbart, ein abgerissen aussehender Kossate, die Kühe. Rothbein aber war, wie er versprochen hatte, verschwunden.

Mit ärgerlicher Miene saß er in der elenden Lehmhütte eben dieses Kossaten, der ihn heute im Dienste vertrat, und schaute aus dem halbdunklen Raume durch die zerbrochenen und vielfach mit Papier geflickten Fensterscheiben hinaus in die sonnige Gegend. Verhaltener Grimm zuckte über sein Gesicht, als er den Bürgermeister vorbeireiten sah, der in Begleitung des unvermeidlichen Ratsschreibers den Schloßbewohnern in Itzleben einen erneuten Besuch abstatten wollte. Die ihm zugegangene Nachricht, daß er bei seinem Kommen den Kuhhirten nicht mehr antreffen würde, hatte ihn höchst angenehm berührt und so ritt er mit siegesgewisser Miene dahin, in der bestimmten Voraussicht, seine Angelegenheit noch heute zum Abschlusse zu bringen.

„Zerreiß mich der und jener! Der Bläsy hat seine steife Krause abgelegt und einen breiten Klappkragen mit Spitzen umgethan“, brummte Rothbein vor sich hin. „Will er soldatisch aussehen? Wird ihm wohl nicht gelingen. Oder denkt er so beim Küssen besseres Geschäft zu machen? Wird ihm noch weniger gelingen. O, könnt' ich ihm ans Leder. So einem feigen Hunde weichen zu müssen, es ist ein wahrer Skandalon. Aber warte Bürschlein! die Abrechnung kommt noch einmal.“

Der Kuhhirt zog sich vom Fenster zurück und setzte sich auf einen rohgezimmerten Holzschemel. Seine Stimmung wurde nicht gebessert durch die Betrachtung seiner Umgebung. Überall blickte ihm die größte Armut entgegen; überall waren Spuren des Verfalls und nur hier und da war auf das gröbste gebessert, um die ärgsten Unbilden der Witterung fern zu halten. Der mit Lehm belegte Boden zeigte Vertiefungen und Löcher, daß man sich leicht die Beine vertreten konnte. Aus dem Ofen, der von gebrochenen Steinen und alten Hohlziegeln notdürftig zusammengeflickt war, drang durch viele Ritzen beißender Rauch hervor. Drin stand ein alter, geschwärzter Topf, der ohne den vielen Draht, mit welchem er umwickelt war, kaum das magere Abendsüpplein in sich fassen mochte. An der Wand befand sich ein aus alten Brettern zusammengenageltes mit zermahlenem Stroh gefülltes Gestell, das eine Bettstatt vorstellen sollte. Daneben lagen in einem aus Laub und Moos bereiteten Neste zwei kleine Kinder mit Lumpen bedeckt und schliefen ungewiegt. Acht andere Kinder in verschiedenen Größen, wie die Orgelpfeifen, nur spärlich mit formlosen Lumpen bekleidet, spielten und lärmten vor dem Hause herum.

Rothbein schaute diesen eine Weile zu, und als gerade die Strohbartin in einem zerrissenen Rocke und wollenem Mannshemd hereinkam, brummte er: „Weiß der Kuckuck, bei ihr sieht's gefährlich und kläglich aus. Bei ihren Kindern kann man's an den Kleidern wahrlich nicht erkennen, welches Buben und welches Mägdlein sind.“

„'s sen schlächte Zieten, Herr Leutnant. Awer 's lärnt itzunder wedder besser igieh'. Den schieenen Husrat hamm's ons och wedder anischafft“, antwortete die Frau, indem sie mit Stolz auf Bettlade, Tisch und Schemel hinwies. „Alles hat mi Mann sälber imacht, der muß alle Gewerke vertrete, Zemmermann, Murer und Dachdäcker. De Kinner sen isund, 's liebe Vieh es guet in Stanne, un e Bißchen Brutkorn werd's och fern Winter abiwerfe. M'r moß zefrieden sei, un d'n lieben Gott fer alles danke.“

„Ja sie hat recht, Strohbartin“, entgegnete der Kuhhirt nachdenklich. „Von ihr kann man lernen, zufrieden sein und unbilligen Wünschen valet geben. Es wird schon besser werden, es ist ja Friede“, seufzte er und verfiel in ein trübes Sinnen über Krieg und Frieden.

Wenn er daran dachte, wie große Geldsummen er zuweilen nach guten Beutezügen in den Händen gehabt hatte, und wie leichtsinnig und zwecklos er damit um sich geworfen, dann wurde er ganz ergrimmt und murmelte: „'s ist nur zu wahr, was mit Trommeln gewonnen wird, geht mit Pfeifen wieder dahin. Ach nur der zehnte Teil von allem, was ich besaß, und der Katharine wäre geholfen. Jetzt bin ich ein armer Schlucker. O Geld, Geld, wo schafft man Geld her, um den Bürgermeister aus dem Sattel heben zu können.“

Er zermarterte sein Gehirn mit Plänen und Anschlägen, deren keiner auch nur den geringsten Erfolg versprach. So saß er unbeweglich den Kopf in die Hand gestützt.

„Was fehlt uch, Herr Leutnant? 'r seht schlächt us“, fragte teilnehmend die Kossatenfrau, die den Grübelnden eine Weile mit Kopfschütteln betrachtet hatte. „Wollt'r nöch e Treppchen Suppe mit ons äffe? Arg fätt es se freilich nöch. Bei ons treibet's d'r Honger nein. Fer e Krankes es se awer guet. Mi Mann konn noch e poor Toge uren Dienst versieh. Ruht uch emal rächt us!“

„Großen Dank für Ihren guten Willen und Meinung“, antwortete der Kuhhirt gerührt. „Ich bin nicht krank; mir geht nur das Geschick der gnädigen Herrschaft im Kopfe herum. Gern möchte ich dem gnädigen Fräulein aus der jetzigen üblen Lage helfen, und weiß nicht wie.“

„Jewuhl! das Gott erbarm“, antwortete die gesprächige Frau verständnisvoll, „d'r gnädgen Herrschaft gieht's, ze rächnen, veelmol schlächter, wie unserene. 's veele Land kann'n alleweile nischt ihelfe, wenn gar un gar nischt druffe wächst. Wär soll's 'enne bearte? Mi arweten ju gerne, denn onse gnädge Herrschaft es immer guet ze ons iwese, un hat ons nöch idröckt un ischunne. D'r seligte Herre war ene Seele von e Manne. Awer mi zwee beede, öch un mi Hennig kennen's nöch izwinge. Was wärts von Arbeitszig ha mi nöch, un Färe sen schonne lange nöch mih da. Ehr kennt's globe oder nöch, mi ha' in lätzten Herbeste emal sälber de Färe ispeelt. Öch un mi Hennig, mi zogen d'n Flueg, un Mäusel, was d'r ohle Buer hingen in Dorfe es, der machte d'n Knächt. Veel ha' m'r frilich dadrmet nich bearte kennt. 's es su, itze es boor Geld de Hauptsache. Wu salls awer herikomme? Öch konn mer nöch denke, das och nur e Gulden 's Johr iber an Geschoß un Zinse uf'n Schlosse inkommt. De poor Buersliete, de noch in Itzleben wohne, hon zu schwimme un zu bade, daß se nur sälber durchkomme un zu äffe han. Se kennen de Abgaben alleweile met'n besten Willen nöch laste. 's enzige wärre, was onse Kathrine es, de kreite e richen Mann, der's ganze Anwesen usbesserte. Das wärre och fer ons guet.“

„Ich habe ein Vöglein singen hören, sie werde den Herrn

Dr. Ferran, in Tortosa eine Choleraimpfung ausführend. Nach einer französischen Vorlage.

Bürgermeister Blasius Prätorius nehmen. Was meint sie dazu?" fragte Rothbein so unbefangen als möglich.

„Dos wärte e Unglick! Dadrfär mag d'r liebe Gott ons un's gnädge Fräul'n bewahre!" rief die Frau fast erschrocken. „Där wärre m'r d'r Nötige! do kenne m'r wos erlebe! Su ener, wie der, es d'r reene Lieteschinner!"

„Sie mag recht haben, Strohbartin, er ist ein recht stadtschwulstiger Bauernfeind", entgegnete der Kuhhirt zustimmend und wurde darauf wieder ganz einsilbig. Wieder stützte er den Kopf in beide Hände und stierte lange auf einen Fleck. Er konnte nur den einen Gedanken noch denken: „was soll werden?"

Daß es Abend geworden war, der Himmel sich mit schwarzen Wolken überzogen hatte und es draußen stark zu regnen begann, hatte er kaum gemerkt. Noch immer saß er in dem jetzt fast dunkeln Raum fast unbeweglich, als ihn ein Lichtschein, der grell zum Fenster hineinfiel, aufschauen ließ. Es war der Schein einer Laterne, welche der Ratsschreiber trug, denn der Besuch ritt vom Schlosse wieder nach der Stadt zurück.

Mit einem Sprunge war Rothbein aus der Hütte heraus und ging schnell entschlossen den Reitern nach. „Lauschen ist unedel", brummte er vor sich hin, „doch ich lebe auf dem Kriegsfuße. Da gilt's dem Feinde auf alle Weise Abbruch zu thun."

Die beiden Städter ritten in ihre Mäntel gehüllt langsam

dahin. Von den Hüten tropfte es wie von einer Dachtraufe, und die Federn hingen herab wie nasse Stricke. Der Ratsschreiber, diesmal eine halbe Pferdelänge voraus, beleuchtete mit der Laterne die Unebenheiten und Pfützen des Weges. Der Bürgermeister folgte vorsichtig, indem er es seinem Pferde überließ, den besten Weg selbst zu suchen. Rothbein konnte bequem mit den Pferden Schritt halten und alles vernehmen, was die Reiter sprachen.

Eine Zeitlang waren sie ganz einsilbig, endlich hob der Bürgermeister an: „Eine Strahlhexe ist die Katharine. War heute sehr lustig und guter Dinge, über alles, was ich zu ihr gesprochen, hat sie herzlich gelacht."

„Das will ich glauben", entgegnete der Ratsschreiber trocken.

„Ich habe ihr zu verstehen gegeben", fuhr jener fort, „daß es nun die höchste Zeit sei, zu heiraten, wenn sie nicht unter das alte Geschirr wollte gerechnet werden."

„Der Herr Bürgermeister haben das doch nicht mit eben diesen Worten gesagt?" fragte Wanzel.

„Ohne Zweifel", war die selbstbewußte Antwort. „Es ist doch eine ganz passende Phrase?"

„Ohne Zweifel", bestätigte der andere in einem Tone, aus dem nur der Bürgermeister den Spott nicht heraushörte, und fuhr lauernd fort: „Haben der Herr Bürgermeister daraufhin das Jawort erhalten?"

„Man hat sich immer noch nicht ausdrücklich erklärt", entgegnete das würdige Stadtoberhaupt in ärgerlichem Tone. „Die gnädige Frau hat es mir indes mit nicht mißzuverstehenden Reden zu erkennen gegeben, daß bald alles in Ordnung kommen soll. Aber, potz Strahl, Ratsschreiber, unter uns gesagt, die Frau ist ein schlimmer Vokativus. Die weiß die Worte zu setzen und Fragen zu stellen, daß es eine Art hat. Ich möchte den sehen, der darauf immer die treffende Antwort in Bereitschaft hat. Sie vermag sich ein Ansehen zu geben von Würde und Vornehmheit, aber uns täuscht man nicht, wir kennen die Bettelwirtschaft."

„Es ist nicht jedermanns Ding, mit solchen Damen zu reden", erwiderte der Ratsschreiber. „Die Frau von Itzleben ist von eigner Art, honett und pover zusammen, macht den Menschen kurios. Sehen sich der Herr Bürgermeister vor, hier kommt ein großer Stein des Anstoßes", fuhr er fort, indem er sich umwendete und einen Felsblock, der in den Weg gerollt war, beleuchtete.

Der Bürgermeister ritt bedächtig um das Hindernis herum und fluchte: „Potz Macht, was für böse Wege. So ist aber alles in diesem miserablen Revier. Wie steht's, habt Ihr überall hin ein wachsames Auge gehabt? Meinet Ihr, daß sich das Geschäft so lohnet, als wir zuerst gedacht?"

„Herr Bürgermeister, das Ding hat gute Auspizien, wenn man die Sache kräftig in die Hand nimmt", antwortete Wanzel. „Fünf- bis sechshundert Gulden werden für den Augenblick genügen, um die Wirtschaft wieder in den Gang zu bringen. Wenn dann die Äcker einigemal gute Frucht gebracht haben, trägt das Gut die Besserung am Inventario leichtiglich allein. Dabei stellt sich aber eine wohl zu beachtende Schwierigkeit ein; woher nehmen wir die Arbeitsleute? Auf genaue Erkundigungen habe ich erfahren, daß von den zwanzig Bauernfamilien, welche früher in Itzleben angesessen waren, nur noch vier da wohnen, und diese gleichen mehr Bettlern als Bauern. Da wird's mit der Fronarbeit nicht viel werden und wenn man ihnen noch so sehr auf dem Dache sitzt und sie drillt, daß sie Blut schwitzen."

„Es gibt Landstreicher und arbeitslos Volk genug. Diese werde ich zusammentreiben lassen", sagte der Bürgermeister zuversichtlich.

„Ein guter Gedanke", meinte der Ratsschreiber, „aber ich fürchte, sie werden nicht arbeiten und Euch nicht dienen wollen. Habt Ihr einen handfesten Mann, der sie kommandiert, so mag's angehen. Der Adrian wäre ganz die Person dazu, doch der wird dem Herrn Bürgermeister wohl wenig genehm sein."

„Potz Sakrament und Element", schrie Prätorius. „Schweigt von diesem Junker Faulwitz. Müßt Ihr denn immer von diesem Bettelsack anfangen. Ihr wißt doch, wie mich schon sein bloßer Name ärgert!"

Eine Weile ritten sie schweigend weiter, dann fing der Ratsschreiber wieder an: „Mir will das Ding nicht gefallen. Es will mich bedünken, als ob die Weibsleute auf dem Schlosse nicht mehr recht willens wären, Euch als Herrn in Itzleben einzusetzen. Sorget, daß bald die Trauung vollzogen wird, sonst besinnen sie sich noch anders."

„O sie können mich nicht fortweisen", sagte der andere verächtlich. „Womit sollen sie sich sonst helfen können?"

„Es braucht ihnen nur jemand Geld vorzuschießen, und sie brauchen Euch gar nicht", warf Wanzel ein.

„Wer sollte das thun? Das Geschäft ist zu gefährlich und wenig lohnend", meinte der andere.

„Der Herr Bürgermeister wollen bedenken, daß, wenn dies an dem wäre, dero Gnaden gewiß selbst von dem Geschäfte fern bleiben würden. Es gibt noch andere Leute, die zu Geldgeschäften bereit sind und nicht eine Heirat als Bedingung stellen, zum Beispiel der Jude Asser."

„Ist das ein Hundewetter", schimpfte der Bürgermeister, indem er sich dichter in seinen Mantel hüllte. „Ihr habt recht, Ratsschreiber. Ich habe das Hin- und Herreiten satt. Mein Wort gebe ich Euch, nun mache ich der Sache schnell ein Ende."

„Sieh zu, daß du dein Wort besser hältst, als der Hund die Fasten", murmelte Rothbein, der jedes Wort gehört hatte, zwischen den Zähnen. Grimmig schlug er mit der flachen Hand dem Pferd des Bürgermeisters auf den Schenkel, daß dieses einen Seitensprung that, sich in Galopp setzte und den Reiter beinahe abgeworfen hätte. Des Ratsschreibers Pferd folgte in Hast, die Laterne zerbrach an den Baumästen, und beide Männer jagten, ohne die Pferde zügeln zu können, ins Dunkel hinein. Ein schallendes Lachen erklang hinter ihnen, das sie völlig in Furcht und Schrecken setzte. „Der Teufel, der Teufel!" schrie der Ratsschreiber. „Der Teufel, der Teufel!" bestätigte der Bürgermeister mit kläglicher Stimme.

Rothbein aber trat zufrieden den Rückweg an. Jetzt war ihm ein Licht aufgegangen; nur noch eine Nacht ruhigen Überlegens und Beschlafens, und er hoffte, seinem Ziele ein gut Stück näher zu kommen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Bergführer.

Von G. Wymann.

I. Wie einer ein Bergführer wird.

Die Bergführer sind eine Spezies, deren Stammbaum nicht weiter hinaufreicht, als bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Früher hatte man eine abergläubische Furcht vor der Hochgebirgswelt; jetzt werden die Schrecken derselben mit Vorliebe aufgesucht. Der Bergsport ist eine berechtigte Notwendigkeit unserer Tage geworden und wird vom medizinischen Standpunkt aus durch Professor Oertel in München mit den Worten begründet: „Die Wirkung der Ersteigung von Bergen bis zu 1000 m Höhe über der Thalsohle und darüber ist eine so gewaltige auf Herz und Lungen, wie wir keine gleichwertige durch andre Mittel erzielen können. Eine so vollständige Ausgleichung von Zirkulationsstörungen so hochgradiger Art, wie durch Bergsteigen, ist bis jetzt noch niemals so geglückt, und sie zeigt so recht, wie gewaltige Eingriffe in den Organismus und wie weitgehende Rekonstruktionen auf physiologischem Wege möglich sind. Entwässerung des Körpers und Bergsteigen wird wohl von nun an bei Krankheiten im Zirkulationsapparat, Stauungen im Venensystem, Herzschwäche (bei Tuberkulose), Beengung des Lungenkreislaufes, mangelhafter Verbrennung und Verfettung des Herzmuskels, als hauptsächlichstes Heilmittel zu nennen sein."

Bricht sich diese Ansicht in medizinischen Kreisen Bahn, — wir unserenteils zweifeln nicht im geringsten daran — so

steht der Gilde unserer Bergführer noch eine glänzende Zukunft bevor, und sie braucht keine Furcht zu haben, sobald auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden. Alle Freunde des Bergsports aber — seien sie gesund oder krank — werden uns vielleicht dankbar sein, wenn wir sie über die Zunft der Bergführer ein wenig orientieren.

Die Schweiz hat drei große Fremdenzentren, wo die Bergführer in außergewöhnlicher Zahl vorkommen, nämlich Wallis, Graubünden und das Berner Oberland. In geringerer Menge findet man sie auch in Uri und Glarus. Was wir nachstehend mitteilen, bezieht sich ausschließlich auf die Verhältnisse im Berner Oberland.

Ein Prinz wird schon als solcher geboren; einem spätern Bergführer aber hat man es nie an der Wiege gesungen, was aus ihm werden dürfte. Ein richtiger Bergführer ist ein self made man in des Wortes bester Bedeutung.

Die meisten Bergführer sind in ihrer Jugend Kuhhirten oder Geißbuben gewesen. Von der Mutter Natur mit einem gegen die Einflüsse der Witterung abgehärteten Körper, mit einem durchaus schwindelfreien Kopf, mit Sperberaugen und einem feinen Gehör begabt, treibt ein solcher, während die Herde ruhig in den saftigen Kräutern weidet, allerlei Allotria im Vereine mit gleichaltrigen Genossen. Die im Umkreise liegenden Hörner und Felsspitzen werden erstiegen und mit dem unvermeidlichen „Steinmann" geziert; denn auch der Geißbub schon strebt danach, sich frühzeitig unsterblich zu machen durch eine kühne That. Ist ihm die Bezwingung eines noch jungfräulichen Felskopfs gelungen, so wird die Kunde davon im ganzen Thale laut. Mit Vorliebe geht er an den gefährlichsten Stellen Raubvögelnestern nach und sucht Flühblumen, Alpenrosen und das vielbegehrte Edelweiß. Verstiegene Ziegen und Lämmer bringt er mit eigener Lebensgefahr zur Herde zurück. In Schneestürmen, die ihn im Vorsommer und im Spätherbst oft überfallen, treibt er die Herde sorglich dem bergenden „Staffel" zu. Den Bergstock weiß er meisterhaft zu gebrauchen; die örtlichen Witterungsanzeichen kennt er aus dem Fundament, und aus dem Zug der Wolken weiß er Regen, Schnee und Sonnenschein ziemlich sicher vorauszusagen.

Ist der Geißbub mit dem sechzehnten Jahr zugelassen, so wird er im Hochsommer bei günstiger Gelegenheit von einem Bekannten oder Verwandten bei Besteigungen als Träger mitgenommen und macht so während einiger Jahre sein Noviziat als Bergführer durch. Keuchend unter der schweren Last, die zwar mit jedem Aufenthalt leichter wird, da sie meistens aus Lebensmitteln besteht, folgt der Träger den Spuren der Führer und „Herren". Am Lagerplatz angekommen, schleppt er Holz und Wasser herbei, unterhält das Feuer, bereitet das Lager und nimmt mit dem Reste des Mahles vorlieb. Ruhen die „Herren", so sitzt er mit den Führern in der Nähe an einer geschützten Stelle, und während die Pfeifen lustig dampfen, lauscht er aufmerksam den Erzählungen seiner Genossen und läßt sich von ihnen in der Topographie der Gegend, in welcher man sich gerade befindet, unterrichten. Mit hellem Blick und scharfer Unterscheidungsgabe ausgerüstet, faßt er schnell und leicht auf und weiß sich in der einmal durchstreiften Gegend das nächstemal sicher zurechtzufinden.

So durchwandert er im Verlaufe der nächsten fünf bis acht Jahre das engere und weitere Oberland und macht den meisten unserer Gebirgsriesen seinen Besuch. Der angehende Führer erlernt während dieser Zeit alle jene strategischen Künste, mit denen man auf die eine oder andere Weise auch den schwierigsten Berggipfel bezwingt. Er lernt sich im Nebel auf den öden Schneefeldern und den ausgedehnten Gletschern orientieren. Sein Auge übt sich, unter der leichten trügerischen Schneedecke die gähnenden Gletscherspalten zu erkennen; er lernt die Tragfähigkeit der über Gletscherschründe führenden Schneebrücken abschätzen, merkt sich Stellen, die durch Schnee- oder Steinlawinen gefährdet sind, prägt sich die Lage der Schirm- oder Klubhütten ein, und erwirbt sich alles das, was man unter dem Ausdruck „Instinkt eines Bergführers" zusammenfassen könnte. Im Umgang mit den Touristen ist er sehr höflich und zuvorkommend, willig, fleißig und gehorsam, damit ihm ja nach glücklich beendigter Bergtour ein Trinkgeld nicht fehle und er ein gutes Zeugnis bekomme, das ihm ins Trägerbuch eingezeichnet wird.

Hat er endlich genug Proben seiner unbestrittenen Fähigkeiten abgelegt, so denkt er allgemach daran, die geforderte amtliche Prüfung zur Erlangung eines Patentes als Bergführer abzulegen. Weil aber in derselben außer persönlicher Tüchtigkeit und praktischer Erfahrung auch allerlei theoretische Kenntnisse verlangt werden, so sucht er sich dieselben im Winter zu erwerben. Um die Vermittelung derselben zu erleichtern, hat die Sektion Oberland des S. A. K. (Schweizer Alpen Klub), welche ihren Sitz im schönen Interlaken hat, das System der „Führerkurse" eingeführt, welches bereits in der ganzen Schweiz und in Österreich Nachahmung gefunden hat. Der Begründer der Führerkurse war der leider zu früh verstorbene Forstinspektor H. Kern, ein ebenso tüchtiger Forstmann als unerschrockener Bergsteiger. Als Präsident der Sektion Oberland des S. A. K. richtete er diese Kurse ein und leitete sie bis zu seinem Tode.

Die Sektion Oberland, der Kanton Bern und das Zentralkomitee des S. A. K. tragen die Kosten der in Interlaken stattfindenden Kurse. Sie finden in der Regel alle zwei bis drei Jahre im Frühling statt und dauern etwa vierzehn Tage. Aus den angemeldeten Führerkandidaten werden zwölf bis vierundzwanzig junge Männer ausgewählt, die sich durch kräftigen Körperbau, robuste Gesundheit, praktische Leistungen und einen guten Leumund auszeichnen. Sie müssen mindestens zwanzig Jahre alt und unbescholten sein. Außer Zeugnissen über ausgeführte Bergbesteigungen bringen sie oft noch Empfehlungen bewährter Gletscherführer mit, denen man unbedingten Glauben schenken darf.

Unter Leitung der Sektion Oberland wird unter Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte der „Führerkurs" abgehalten. Die Kandidaten empfangen Unterricht in folgenden Fächern: Geographie des Berner Oberlandes, die Hochgebirge der Schweiz, Kartenlesen, Führerreglement, Volkssagen und erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen. Sind die Leute begabt und ist genügend Zeit vorhanden, so erhalten sie noch einige Belehrung über Alpenpflanzen und das Sammeln von seltenen Mineralien und Petrefakten. Am besten wissen die Leute immer Bescheid über die Rechte und Pflichten, welche im Führerreglement verzeichnet sind. Auch der von einem Arzt erteilte Unterricht über erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen wird förmlich verschlungen, so daß kaum mehr einer, wie es vorgekommen ist, an einer Arterienverletzung elendiglich verbluten muß. Für das Sammeln und die Reproduktion unserer zahlreichen Volkssagen zeigen die Leute viel Interesse, da sie aus Erfahrung wissen, wie gern man denselben lauscht, wenn man etwa während eines Regentages und bei einem Schneesturm in einer Schutzhütte interniert ist. Selbst die seit dem Austritt aus der Schule verblaßten geographischen Kenntnisse lassen sich mit Zeit und Weile wieder auffrischen. Eine Sisyphusarbeit aber ist der Unterricht im Kartenlesen, da er an der Hand der Kurvenkarten des topographischen Büreaus erteilt wird. Die Vorkenntnisse der Leute sind gewöhnlich so gering und die Sache selbst für sie so abstrakt, daß ihnen wenig theoretische Kenntnisse beigebracht werden können. Deshalb sucht man die Sache praktisch anzugreifen. Man geht zu diesem Zwecke an einem schönen Nachmittag auf eine der Interlaken rings umgebenden Anhöhen. Hier ist der Rundblick ein bezaubernd schöner. Zu den Füßen liegt in der Ebene das „Bödeli", das weltberühmte Interlaken mit seinen stolzen Hotels; weiterhin erglänzen die Silberflächen des Brienzer- und Thunersees, und in der Ferne erheben sich unter ungezählten Bergesriesen die schneeigen Häupter der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers. Angesichts dieses hehren Naturschauspiels wird die Karte der Gegend aufgespannt und mit Hilfe des Kompasses nach den Himmelsgegenden orientiert. Ist das geschehen, so werden an der Hand der Karte die ringsum liegenden Ortschaften, Flüsse, Seen und Berge bestimmt und ihre Höhenquote gesucht; dann

fangen die Gesichter der Burschen an, sich sonnig zu verklären, und es dämmert in ihnen die Ahnung auf, von welch großem Wert für einen guten Bergführer die Kenntnis der Kurvenkarten sei.

Ist der Kurs beendigt, so wird von einem von der Regierung ernannten „Dreierkollegium" die Prüfung der Kandidaten vorgenommen. An derselben können auch solche teilnehmen, welche den Kurs nicht mitgemacht haben, was aber nur noch ausnahmsweise vorkommt. Die Leute werden in der Regel in allen behandelten Fächern scharf ins Gebet genommen, und gar manche müssen ohne Führerpatent nach Hause ziehen und ein andermal wiederkommen. Wer die Prüfung mit Ehren besteht, erhält das Führerpatent, ein Zeugnis über den mit Erfolg bestandenen Kurs und nach geleisteter Bürgschaft von 500 Frank das Führerbuch, welches jedes Jahr auf dem Amthaus visiert werden muß. Die für das Visum zu entrichtenden Gebühren fließen in die Führerkasse.

Weil das Führerkorps in den letzten Jahren durch zahlreiche Patentierungen stark angewachsen ist, so wird in Zukunft in der Auswahl strenger vorgegangen werden, da man das geistige Niveau desselben absolut heben will.

Jeder Bergführer kann sich auf Invalidität oder Todesfall versichern lassen bis zu einer Summe von 5000 Frank. Die daraus entstehenden Kosten verteilen sich auf den Versicherten, die Führerkasse und die Zentralkasse des S. A. K. Die Führer sind moralisch zur Versicherung gezwungen, da sie wissen, daß für einen nicht versicherten, verunglückten Führer vom Alpenklub aus keine Sammlungen mehr veranstaltet werden, wie es früher so oft der Fall war.

Das Korps der Bergführer zerfällt in zwei scharf begrenzte Kategorieen. Die eine derselben beschränkt sich auf die Begehung der gewöhnlichen Bergpässe und auf die Besteigung der leichteren und mittelschweren Berge. Die andere aber gibt sich zu allem her, was verlangt wird, und schreckt vor keinem noch so grausigen Wagestück zurück, wie es noch oft von wilden Kletterern ausgeführt wird, zu denen die Engländer das größte Kontingent stellen. Das sind die Gletscherführer, auch „Gletscherwölfe" genannt.

Außer allen bisher schon angeführten Eigenschaften, die zu einem guten Bergführer unerläßlich sind, nennen wir hier noch die Wahrung der Autorität gegenüber den ihm anvertrauten „Herren", trotzdem er von ihnen angestellt und bezahlt wird. Er ist verantwortlich für das Leben der ihm unterstellten und muß deshalb auch befehlen dürfen. Mit kritischem Blick prüft er die Ausrüstung seiner Schützlinge; besonders Schuhwerk, Pickel und Seil werden genau untersucht. Der Proviant wird nach seinen Anweisungen verpackt, die Stunde des Aufbruchs von ihm bestimmt. Schließt sich in der Morgenfrühe beim Abschied das gastliche Thor des Hotels hinter den Mitgliedern der Expedition, dann sagt er in freundlichem, aber festem Tone: „So, meine Herren, jetzt befehle ich, bis wir wieder hierher zurückgekehrt sind."

Nun geht es fort ins unwirtliche Gebirge, und nach den Weisungen des oder der Bergführer geht die Bergbesteigung vor sich und zwar bei günstigem Wetter meistens mit gutem Erfolg. Uns ist in unserer Gegend kein einziger Fall bekannt, daß durch Verschulden eines Bergführers eine Expedition fehlgeschlagen oder das Leben eines Bergsteigers gefährdet worden wäre. Was es aber für Folgen haben kann, wenn man den Weisungen des Führers nicht nachkommt, das hat Lord Elliot bei dem schauerlichen Sturz am Schreckhorn erfahren.

Gegen die Launen des Wetters und sonstige höhere Mächte kämpft aber auch oft der beste Bergführer machtlos an, und dann wird eine solche Bergfahrt mit Hindernissen zu einer endlosen Kette von Entbehrungen und Mühsalen und endigt wohl hier und da auch mit einem Unglücksfall oder einer eigentlichen Katastrophe. Da zeigt sich dann der Bergführer in seinem ganzen Glanz. Treten unerwartete Regengüsse, Schneestürme, Gewitter und dgl. ein, so muß er die Gesellschaft auf dem kürzesten Wege in eine Schutzhütte zu bringen wissen, welche im schweizerischen Hochgebirge ziemlich zahlreich vertreten sind. Hier angekommen, macht er den diensteifrigen Koch, den gemütlichen Erzähler und des Nachts den treuen Hüter. Ist am Morgen das Wetter schlecht, so tritt er viel eher den Rückweg an, als daß er die Gesellschaft in Gefahr bringt. Von Lawinen gefährdete Stellen sucht er vor der kritischen Mittagsstunde zu passieren, Schneefelder, die starke Neigung haben, untersucht er sorgfältig, um selber keine Lawinen zu veranlassen; das Seil braucht er eher zu viel, als zu wenig. Hat ein Einbruch in eine Gletscherspalte stattgefunden, so läßt er sich furchtlos am Seil hinunter, um den Verunglückten zu retten. Sind Verwundungen vorgekommen, so weiß er die gesammelten Kenntnisse in der Heilkunde glänzend anzuwenden und mit den wenigen vorhandenen Hilfsmitteln das Unglaubliche zu leisten.

Geradezu fabelhaft ist die Orientierungskunst guter Führer, vermöge welcher sie einen ganz unbekannten Berg nach genauer Besichtigung sofort am rechten Ort zu erklimmen wissen. Deshalb ist auch ihr Ruf in alle Welt gedrungen. So begleitete Andreas Maurer den Baron Secchi in den Himalaya. Emil Boß und Kaufmann bestiegen mit Rev. Green den Mount Cook auf Neuseeland und erreichten mit Lord Graham im Himalaya in einer Höhe von 24 000 Fuß den höchsten Punkt, welchen je eines Menschen Fuß auf der Erde betrat.

Das Leben eines Bergführers ist in der Regel eine ununterbrochene Kette von entbehrungsreichen Kämpfen und Siegen im Gebiete des Hochgebirgs der Schnee- und Eisregionen, und schon gar viele sind auf dem Felde der Ehren gefallen.

Dr. Ferran und die Einimpfung der Cholera.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Zu dem Bilde auf S. 741.)

Seit einer Reihe von Monaten ist das schöne Spanien der Schauplatz düstrer Sterbeszenen; es wird von jenem Würgengel heimgesucht, welcher von den Gestaden des Ganges aus seinen verheerenden Zug über den Weltkreis zu machen pflegt. In einem Flecken der Provinz Soria lagen am 29. Juli hundertfünfzig Leichen bereits auf den Straßen, nachdem die Ärzte, Gemeinderäte und Totengräber sämtlich der Seuche erlegen waren. Auch in den Provinzen Murcia und Andalusien bleiben viele Leichen unbeerdigt. In Monteguado starb binnen zehn Tagen ein Viertel der Bevölkerung. Wo die Krankheit mit solchem Schrecken auftritt, da lösen sich alle Bande der Sitte und Sittlichkeit, Greuel der schlimmsten Art werden verübt. Der Pöbel stürzt sich wutentflammt auf die Ärzte und Apotheker, in dem Wahn, daß sie aus Eigennutz das Volk vergiften.

Europa aber blickt besorgt auf das Land der Kastanien und Kastagnetten und fragt: wird der grimme Feind wieder, wie in den beiden vergangenen Jahren, seine Macht nur den Völkern der lateinischen Zunge zeigen, oder wird er sich diesmal über neue Gebiete ausbreiten? wird keiner der zahllosen Jünger Äskulaps das Mittel finden, welches die Welt von dem Bann des mörderischen Unholds befreit? Wohl ist es Koch, dem berühmten deutschen Forscher, gelungen, dem Komma-Bacillus die Larve vom Antlitz zu reißen, aber wer lehrt uns den Zauberspruch, ihn gänzlich zu töten, oder doch von uns abzuwehren?

Doch siehe da, gerade aus dem Lande, wo die Cholera eben ihre Geißel schwang, aus der Heimat der Inquisition und der Autodafees, ertönte Heil verheißend eine Stimme der Wissenschaft, welche die staunende Menschheit mit Hoffnung erfüllte. Ein bis dahin selbst den eignen Landsleuten noch so gut wie unbekannter jüngerer Arzt, Dr. Jaime Ferran y Clua, geb. im Februar 1848 zu Corbera, Provinz Tarragona, behauptete zuversichtlich, das Mittel gefunden zu haben, welches sichern Schutz vor einem Anfall der Cholera gewähre. Wer sich die von ihm eigentümlich zubereitete, ursprünglich aus dem Darminhalt eines Cholerakranken stammende Lymphe einimpfen lasse, dem könne die Seuche nichts anhaben. Das war's! Wie klar, wie einleuchtend! Die Impfung! Warum war man nicht früher darauf gekommen? Das reine Ei des Kolumbus! War nicht Jenner durch die Lanzette Herr über die Pocken geworden? Hatte nicht erst vor kurzem Pasteur dargethan, wie man zwei tödliche Feinde unserer nützlichsten Haustiere, den Milzbrand und die Hundswut von ihnen abhalten könne, einfach dadurch, daß man gesunden Rindern und Hunden stark abgeschwächte Lymphe von an Milzbrand oder Hundswut erkrankten einspritzt?

Wenn man auf diese Weise Tiere durch künstliche Erzeugung der leichten Form einer Krankheit vor einer verderblichen natürlichen sichern kann, so liegt es wohl nahe, denselben Versuch auch einmal an Menschen zu machen, namentlich beim Grassieren schwerer Epidemieen. Ferran war angesehener praktischer Arzt in Tortosa, als ihn der Magistrat der nahe gelegenen Stadt Barcelona im Herbst 1884 beim Ausbruch der Cholera in Marseille mit einigen andern Ärzten dorthin entsandte, um die Epidemie zu studieren. Im Oktober

Ein geduldiges Modell. Gemalt von Friedrich Kallmorgen.

mit einem schönen Vorrat von Cholerakulturen nach seinem Wohnort zurückgekehrt, ergriff und vollführte er alsbald den Gedanken der Impfung an sich und einer Anzahl unerschrockener Freunde und Verwandten. Nachdem ungefähr 20—30 Tropfen in jeden Oberarm mittels einer Pravazspritze eingebracht worden waren, erfolgten an der Stichöffnung empfindliche Schmerzen, nach einigen Stunden Frost und Hitze, Übelkeit, Erbrechen und etwas Diarrhöe. Das Fieber sank nach zwanzig Stunden. Kopfschmerz und Übelbefinden dagegen hielten noch mehrere Tage an. Nachteilige Folgen der Operation waren in keiner Weise zu bemerken, insbesondere ließ sich keinerlei Spur einer Choleraübertragung wahrnehmen.

Jetzt hielt Ferran den Zeitpunkt für gekommen, die große, von ihm gemachte Entdeckung der Welt zu verkünden. Am 9. Dezember 1884 empfingen der König von Spanien, einige Minister und medizinische Autoritäten nebst dem Bürgermeister von Barcelona folgendes Telegramm:

„Neue morphologische Erscheinungformen des Cholerapilzes sind entdeckt. Das Problem der Übertragung der Cholera auf Tiere und deren Impfung ist gelöst. Der Mensch übersteht die Impfung. Pauli — so hieß Ferrans ihm assistierender Freund, ein junger Chemiker — und ich sind geimpft. Ferran."

Kann ein Feldherr nach gewonnener Schlacht stolzere Siegesbulletins von sich geben? Überzeugt von der Wunderkraft seiner Entdeckung eilte er nach der Provinz Valencia, einem Hauptherde der Cholera, um sie dort, mit Ermächtigung des Gouverneurs, praktisch zu verwerten. In kurzem hatten sich in Tortosa, Alcira, Valencia und andern Ortschaften 12 560 Personen gefunden, welche ihre Arme dem genialen Arzte preisgaben, um durch ihn vor dem menschenverderbenden Dämon bewahrt zu werden. Und richtig! Unter der ersten Serie von 5432 in Alcira Geimpften ereigneten sich (nach Ferrans Berichten) nur sieben Cholerafälle, die aber sämtlich günstig verliefen, während die übrigen 10 500 Einwohner infolge ihres Unglaubens 64 Erkrankungs- und 34 Todesfälle zu beklagen hatten. In der zweiten Serie von 7128 Impflingen starben zwei und erkrankten sieben nach einmaliger Impfung. (Sicher hatten sie sich auch zu spät impfen lassen.) Dagegen blieben diejenigen, die sich klugerweise einer zweimaligen Impfung unterzogen, von der Krankheit völlig verschont. Die Kosten waren so gering; der uneigennützige Arzt ließ sich nicht mehr als 25 Realen (etwa 10 Mark 50 Pfg. nach unserm Geld) für jede Impfung zahlen.

Was den Cholera-Bacillus anbelangt, so konnte Ferran die Angaben des Dr. Koch allerdings bestätigen, war aber in der glücklichen Lage, dieselben vielfach berichtigen zu können; denn das Komma bildet nach den Beobachtungen des spanischen Forschers nur eine vorübergehende Form. Hätte der Deutsche ordentlich aufgepaßt, so würde er vielmehr sechs verschiedene Entwicklungsstadien des Bacills entdeckt haben. Ferran fand nämlich: 1. Spiralfäden, 2. Sporenbildung, 3. Abschwärung der Sporen, 4. Wachstum freier Sporen, 5. Umwandlung derselben in eigentümliche maulbeerartig geformte Körper und späteren Zerfall, 6. Entstehung neuer feinster Formen.

Daß nach solchen epochemachenden Thaten Dr. Ferran bald der populärste Mann in Spanien wurde, versteht sich von selbst. Jenner, Pasteur, Ferran, so heißt jetzt das Kleeblatt der größten Wohlthäter der Menschheit. Sein Bildnis mit der gewaltigen Adlernase durfte in keinem illustrierten Blatt des spanischen Königreichs fehlen. Unser Bild zeigt uns den großen Arzt gerade in der Vollziehung der Operation begriffen; fest, aufmerksam und ruhig, während der Operierte recht heftige Schmerzen zu empfinden scheint. — — Bis zum 30. Juni ließen sich dreihundertundein Ärzte von ihm impfen. Doch die spanische Regierung verhielt sich anfangs etwas skeptisch gegen den Wunderthäter, indem sie aus allzu peinlicher Furcht, die Cholera könne durch solche Massenimpfungen erst recht in weite Kreise verschleppt werden, dagegen Verbote ergehen ließ. Doch da kam der Minister Romero Robledo bei den Cortes schön an. Er mußte das Verbot schleunigst zurücknehmen.

Auch im Auslande erregte Ferrans Verfahren mächtiges Aufsehen. Die Frage: was halten Sie von Ferran? mußte jeder Arzt über sich ergehen lassen. Die französische und die belgische Regierung schickten ärztliche Kommissionen nach Ferrans Wohnort, um seine Methode kennen zu lernen. Die Deutschen glaubten damit noch etwas warten zu dürfen, und werden sich, da der allgemeine Enthusiasmus inzwischen verraucht ist und das Urteil der Sachverständigen nach den gewonnenen Einblicken ziemlich abfällig lautet, auch fernerhin nicht übereilen.

Jedenfalls muß Ferrans Wissenschaftlichkeit sehr in Zweifel gezogen werden, wenn Prof. Brouardel aus Paris und Prof. van Ermengen aus Brüssel, zwei ebenso ausgezeichnete als unbefangene Gelehrte, sich dahin äußern, daß sie in seinem Laboratorium weder Instrumente, noch Versuchstiere, weder Probiergläschen noch Incubationsvorrichtungen und Bacterienkulturen gefunden haben, und daß er zu seinen optischen Arbeiten ein schlechtes Schülermikroskop von sehr schwacher Vergrößerungskraft benutzte. Die von ihm gezeigten Kulturflüssigkeiten ließen jede Vorsichtsmaßregel gegen Verunreinigung durch Luftkeime vermissen: Herr Ferran hielt die Bedeckung der Gläser mit einem Blatt Papier für völlig ausreichend. Um genauere Mitteilungen über seine Impfmethode ersucht, erwiderte er: „Ich bin nicht so dumm, mein Geheimnis zu verraten. Mir schenkt auch niemand etwas. Wenn die französische Regierung etwas wissen will, so soll sie mir mein Geheimnis abkaufen. Sie ist ja reich genug dazu. Übrigens dürfte ich gar nicht, auch wenn ich wollte, denn hinter mir steht eine Finanzgesellschaft, die es nicht gestatten würde."

Ferrans statistische Angaben ermangeln sowohl der Beweiskraft als auch der Zuverlässigkeit. Es ist festgestellt, daß mehrere wiederholt Geimpfte später doch von der Krankheit befallen wurden. Detailangaben über die soziale Stellung der Geimpften — notorisch ließen sich nur die Wohlhabenderen impfen, die am wenigsten der Seuche ausgesetzt sind — über Alter und Geschlecht, über die Zeit der Impfung waren nicht zu erhalten. In Masanasa sollen, wie im Gouvernementsgebäude erzählt wird, siebenundsechzig Prozent der Geimpften gestorben sein! Ferran behauptet, daß die Wiederimpfung fast absoluten Schutz gegen die Cholera verleihe, und mußte doch in seiner eigenen Liste neunundneunzig Fälle von Erkrankungen zweimal Geimpfter aufzeichnen, von denen sieben starben. Auch werden die Listen nur von ihm und seinen Anhängern, nicht von einer Behörde geführt.

Merkwürdig ist auch, daß, trotzdem so viele Ärzte in Spanien das Schutzimpfen gegen die Cholera üben, jeder nach seiner Manier, da Ferran sein Verfahren niemand mitteilt, doch die Krankheit immer weiter um sich greift und auch in Ferrans Wirkungskreis durchaus nicht nachläßt. Allem Gesagten wird noch dadurch die Krone aufgesetzt, daß Dr. Ferran, der sich selbst siebenmal geimpft hat, doch auch von der Cholera befallen wurde, wie er sagt, durch die Cholerabacillen, mit denen er arbeitete.

Wie demnach heute die Sache liegt, so muß man erklären, daß die Choleraimpfung möglicherweise eine Zukunft hat, zur Zeit aber sich in durchaus unzuverlässigen Händen befindet. Das Ei des Kolumbus gleicht vorläufig noch einem Windei.

Das tiefe Geheimnis.

Novellette von Zoë von Reuß.

I.

Die Brunnenpromenade im eleganten Kissinger Kurgarten war soeben vorüber. Die Kurgäste wandten sich heimwärts, oder flüchteten vor den stärker wirkenden Sonnenstrahlen unter die einladenden, wein- und hopfenumrankten Veranden der Restaurants, um daselbst den heißersehnten Morgenkaffee zu trinken. Bei den letzten Tönen des, den Schluß des Morgenkonzerts bildenden, Donauwalzers hatte sich ein junges Mädchen aus einer Gruppe promenierender Badegäste ausgeschieden und war die nördliche Allee entlang geeilt. Es war eine schlanke echt mädchenhafte Gestalt, mit anmutigen aber energischen Bewegungen. Ohne den in der Allee aufgestellten eleganten Verkaufshallen einen Blick zu gönnen, schlug sie eilig einen Seitenweg ein, um die angrenzenden Wiesen zu gewinnen. Mit rücksichtsloser Eile traten die kleinen Füße daselbst das blumenbesäete Gras nieder, bis zu einer Stelle, wo Weiden und Erlengebüsch den Weg versperrte. Dort, am Bachesrand, blieb sie stehen und sah sich verstohlen um. Dann bückte sie sich, wie um Blumen zu pflücken, die aber längst von andern Badegästen gepflückt waren. . . . Da, endlich, leuchtet ihr doch ein vergessener einziger Vergißmeinnichtstern entgegen, gleichsam wie um ihr die kleine harmlose Komödie zu erleichtern. Aber plötzlich kommt ihr eine Männerhand überraschend schnell zuvor.

„Das letzte Vergißmeinnicht — Sie dürfen es nur aus meiner Hand empfangen, Fräulein Elly!" sagt lachend der Besitzer dieser Hand, indem er sich gewandt über den Bach schwingt und im Nu an ihrer Seite steht.

„Wie Sie mich erschreckt haben, Herr von Hochstedt!"

„So hätten Sie vorhin meinen unterthänigen Gruß nicht bemerkt?" fragte etwas enttäuscht der junge Mann, in dessen elegantem Reisezivil man sofort den Offizier erkannte. „O, wenn Sie wüßten, was ich empfinde, wenn ich Sie so zwischen Papa und Mama auf der Brunnenpromenade einherwandeln sehe, wie eine gutarmierte Festung! . . . Und nun verleugnen Sie selbst meinen Gruß?"

„Keineswegs — ich habe ihn sogar leicht erwidert", sagte Elly Sperber freimütig. „Und mehr, viel mehr, ich komme Ihnen sogar nach bis an diese Stelle, denn ich sah Sie vom Kurgarten aus den Wiesenweg einschlagen und hier im Erlengebüsch verschwinden!"

„Ist's möglich, teure Elly?" rief der Leutnant hochentzückt. „Ich fühle mich verpflichtet, aufrichtig gegen Sie zu sein,

und will Ihnen nicht vorenthalten, daß ich ahne, weshalb Sie hierher gekommen sind. Sie sind — uns nachgereist —?"

„Allerdings!"

„Warum thaten Sie das, Herr von Hochstedt?"

„Warum? Entschuldigen Sie, aber — die Frage scheint mir ein klein wenig sonderbar! Ich komme, weil ich es nicht länger ertragen kann ohne Antwort zu bleiben auf eine Frage, die über mein Lebensglück entscheidet. Sie ließen mich zurück, zweifelnd, selbst ohne Abschied."

„Unsere Abreise kam sehr schnell, ich fand keine Gelegenheit mehr, Ihnen zu begegnen. Nachdem Papa einmal sich für das hiesige Bad entschieden hatte, trieb er unaufhörlich, um seine Kur zu beginnen."

„O, wenn Sie wüßten, wie sehnsüchtig ich während der letzten Tage nach Ihnen ausgeschaut habe. Umsonst ließ ich Kalypso vor Ihrem Fenster kurbettieren — Sie ließen sich nicht sehen!"

„Ich half Mama beim Einpacken."

„Die Stärke meines Gefühls drängt mich, meine Frage zu wiederholen. Darf ich Ihnen noch einmal sagen, teure Elly, daß ich Sie liebe, daß Ihr Anblick, der Verkehr mit Ihnen alle guten Geister in mir wachruft! — daß ich seit der Bekanntschaft mit Ihnen ein anderer geworden bin." ....

Elly sah unschuldig aber forschend zu ihrem Begleiter in die Höhe, als suche sie nach dem Sinne seiner Worte.

„Wollen Sie den Beweis?"

„Ich glaube nicht, Sie vollständig zu verstehen."

„Man nennt mich leichtsinnig, ich weiß es, und man thut vielleicht nicht unrecht, mich so zu nennen. Glücklicherweise habe ich aber noch nicht verlernt, die Sporen einzusetzen! ... Ich machte das Examen zur Kriegsakademie — heimlich — denn ich war immerhin nicht ganz sicher über das Endresultat. Man hat sein Gymnasium durchgemacht, aber sechs flotte Jahre in der Garnison lassen manches vergessen. Dennoch gelang es mir, glücklich mich in mein Thema hineinzuarbeiten, vier volle Wochen dachte ich nur an Sie, teure Elly, und an — Infanteriegewehr Modell einundsiebzig, dessen neueste Änderungen und Verbesserungen der Gegenstand meiner Arbeit war! Auch habe ich das Ziel glücklich erreicht und bin einberufen worden!"

„Ah, ich gratuliere!" rief Elly freudig.

„Im Herbst werde ich Sie verlassen, um nach Berlin zu gehen."

Von Ellys Lippen fiel ein Wort des Bedauerns.

„Mein Weggehen aus der Garnison ist ein neuer Grund meines Kommens geworden."

„Wieso?"

„Unmöglich kann ich es ertragen, die Entscheidung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben zu sehen. Wenn Sie in einigen Wochen aus Kissingen zurückkehren, sind wir wahrscheinlich bereits im Manöver. Unmittelbar darauf gehe ich nach Berlin, so wird sich kaum Gelegenheit zu einem Wiedersehen mit Ihnen, teure Elly, finden! .... Darum nahm ich kurz entschlossen eine gute Laune unseres „Alten" wahr, und bat um einige Tage Urlaub, wegen einer dringend notwendigen Reise."

„Weiß man, wohin Sie gegangen sind?"

„Die Kameraden? Behüte, kein Sterbenswörtchen! Halten Sie mich für so thöricht, den Klatschbasen des Regiments die Sache auf die Nase zu binden? .... Dem „Alten", wollte sagen unserm Herrn Oberst, mußte ich natürlich das Ziel meiner Reise melden! Nun, eine tüchtige Nase habe ich ihm aber dennoch gedreht. ..."

„Wieso?"

„Ich erzählte ihm von einer alten Tante, die gegenwärtig in Kissingen sei und mich dringend zu sehen wünsche. Ja ich glaube, ich sprach sogar von einer — Erbtante, die hoffentlich meine Schulden bezahlen werde. Der „Alte" brachte es unter solchen Umständen nicht über das Gewissen, mir den Urlaub abzuschlagen, und entließ mich mit allen guten Wünschen. Ja er erwies mir sogar die Ehre, mir noch einen kleinen Auftrag zu erteilen. ...."

„Einen Auftrag? Und welchen?"

„Wie gesagt, eine Kleinigkeit. Es betrifft nur ein paar Photographieen der hiesigen Umgegend, die er einer schlesischen Rittergutsbesitzerin schenken will, mit welcher er im vorigen Sommer einige Wochen hier zur Kur zusammen war und die er trotz seines sonstigen eingefleischten Junggesellentums heimlich verehren soll. Aber wohin ist unser Gespräch geraten? Wir reden von ganz gleichgültigen Dingen, wie Leute mit grauen Haaren, und dazu ist das Herz zum Zerspringen voll! ... Darf ich die Frage wiederholen, auf die Sie mir die Antwort schuldig geblieben sind? Können Sie mich denn nicht ein bißchen lieb haben? Das heißt, so recht von Herzen lieb haben, Fräulein Elly? ... Sehen Sie das Vergißmeinnicht, das ich noch immer in der Hand halte: spricht das blaue Blümchen mit gelbem Stern in der Mitte nicht von Glaube, Beruhigung, Treue? O lassen Sie es diese Sprache reden!"

Unwillkürlich war der junge Offizier stehen geblieben und hatte gänzlich unbekümmert um die Umgebung die Hand des leicht erbebenden jungen Mädchens gefaßt. Das Gefühl, das ihn beherrschte, mußte trotz der lustigen Augen ein tiefernstes sein, denn das schelmische Lächeln, das sonst immer die Mundwinkel umspielte, war plötzlich verschwunden, und die Stimme war schmelzend weich geworden, wie die eines bittenden Kindes. ... Doch blieb die Rührung rasch vorübergehend: die Natur läßt sich eben nicht lange verleugnen! Kaum war er einem Blicke der dunkelerglühenden Elly begegnet, als er sich schon als Sieger gebärdete, indem er seinen Arm fest um die holde Beute schlang und einen Kuß auf deren Lippen drückte. Auch ließ es das junge Mädchen ohne Widerstreben ein einzigesmal geschehen, dann aber wehrte sie es um so energischer ab. Dafür legte sie ihren Arm in den seinen, um langsam nach dem Kurgarten zurückzukehren. Das Zusammensein mit dem Geliebten, das sie, gedrängt von ihrem Gefühl und von der Notwendigkeit einer endlichen Aussprache, gesucht hatte, fing an sie nun zu bedrücken, obgleich augenblicklich kein Späherauge sichtbar war, und nur die Spottdrossel, die Zeremonienmeisterin des Haines, ihr droben aus den Buchenzweigen ihren höhnenden Tadel hinabrief! ... Unruhig geworden trieb Elly jetzt sogar mit energischer, vorwärtsstrebender Gebärde zur Eile.

Der junge Mann begriff sogleich. „Zürnen Sie, daß ich ohne Erlaubnis der Badedirektion — —? Ach Sie wissen nicht, wie einem zumute ist, wenn man so lange auf Antwort warten muß, bei einer Frage, die — — Drei Wochen sind's, daß ich Sie fragte, ob Sie die Meine werden wollten, als wir von unserm Wasserkorso heimkehrten. Damals schoben Sie die Antwort hinaus — ist es nicht natürlich, daß ich sie jetzt erzwinge?"

„Ich wollte erst mit Mama reden!"

„Haben Sie es gethan?"

„Noch nicht!"

„Warum nicht?"

„Es fand sich bis jetzt kaum Gelegenheit und Zeit. Auch möchte ich eigentlich unser Geheimnis noch niemand mitteilen.... Es ist dies sogar eine Bedingung, die ich stelle!"

„Sie stellen eine — Bedingung? Ich darf wohl bitten, daß Sie sich darüber näher erklären!"

„Ich habe mir eine stille Liebe immer ganz reizend gedacht", sagte Elly mit schwärmerischem Aufblick zum Himmel, „in der Pension schwärmte die Hälfte von uns für eine heimliche Verlobung!"

„Entschuldigen Sie: das ist Backfischtheorie!"

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu bekehren! In der Pension schon versuchte die eine Hälfte vergebens die andere zu gewinnen, denn unsere Anschauungen gerade über diesen Punkt hatten uns in zwei feindliche Parteien gespalten."

„Hie Welf, hie Waiblingen!" lachte Herr von Hochstedt.

„Ich muß doch sehr bitten, daß Sie nicht spotten!" meinte Elly mit Ernst und Pathos, und versuchte sogar ihren Arm zu lösen — freilich vergebens.

„Pardon, tausendmal Pardon!“ — „Antworten Sie mir kurz und bündig: Haben Sie wirklich den Mut, mir eine erste Bitte abzuschlagen?“ — „Wer sollte ihn wohl haben? Bleibt mir übrigens auch eine Wahl?“ sagte Herr von Hochstedt resigniert. — Der unerwartete Ton traf Ellys Herz. „Sie scheinen verletzt?“ fragte sie beinahe zärtlich. — „Wenigstens etwas — enttäuscht!“ — „Dazu ist aber durchaus keine Veranlassung, mein Herr — Bräutigam!“ — „Engel!“ — „Bedenken Sie doch, daß ich Ihnen bis hierher nachgeeilt bin, um Ihnen Antwort auf die schuldig gebliebene Frage zu geben. Weil ich nun aber die günstige Antwort mit einer Bitte begleite, zu der mich übrigens neben meinem Wunsche auch noch andere Gründe veranlassen, scheinen Sie dieselbe überhaupt gering zu schätzen. Wie undankbar!“ — „Niemals! Verkennen Sie mich doch nicht! Können Sie es mir aber verdenken, daß ich mein Glück gleich in die Welt hinausjubeln möchte? . . . Dennoch versteht es sich von selbst, daß ich auf Ihren Wunsch das Geheimnis streng bewahre, auch den Vorgesetzten und Kameraden gegenüber, so lange bis Sie mich selbst von der Verpflichtung entbinden. Etwas unbequem mag der Zustand freilich für uns beide werden.“

„Ich fürchte nicht!“

„Bedenken Sie doch, ich werde Ihren Herrn Vater aufsuchen müssen. Um mich passend einführen zu können, habe ich daheim Bekanntengrüße eingesammelt, die ich nun pünktlich abzuliefern gedenke. Wann darf ich Besuch machen?“

„Das bleibt Ihnen ganz überlassen!“

„Dann werde ich noch heute vor dem Diner kommen. Ich werde Sie doch sehen?“

„Gewiß! Habe ich mich jemals verleugnen lassen, wenn Sie zu uns kamen? Das pflegt doch nur bei unwillkommenen Gästen zu geschehen. Ich freue mich sogar auf einen unbefangenen Verkehr. Wir wollen täglich vergnügte Partieen zusammen machen! . . . Wenn man einander an einem fremden Orte trifft, pflegt man selbst mit fernerstehenden Bekannten häufiger zusammen zu sein als zu Hause, um wieviel mehr mit seinen alten Freunden? Nur muß ich bitten, daß Sie mir nicht die Kur machen! Papa hat augenblicklich durchaus keine gute Laune, ich denke manchmal, der Brunnen bekommt ihm nicht gut. . . . . Wie lange gedenken Sie hier in Kissingen zu bleiben?“

„Ich habe für zehn Tage Urlaub genommen, davon sind nun leider schon bald zwei Tage in Sehnsucht und Erwartung vergangen.“

„Umsomehr wollen wir uns nun amüsieren!“ sagte Elly entzückt. „Ach es ist herrlich hier, allenthalben hübsche Partieen und reizende Aussichtspunkte. Ich werde Ihnen auch selbst alles zeigen!“ setzte sie strahlenden Auges hinzu.

„Wahrlich, ich glaube, ich fange an, mich ein klein wenig zu Ihrer Theorie zu bekehren, liebe, teure Elly!“ sagte Herr von Hochstedt gleichfalls entzückt.

„Sehen Sie!“ triumphierte die junge Dame. „Aber ich möchte nicht gern, daß Papa und Mama meine Abwesenheit bemerkten“, fuhr sie immer eiliger vorwärtsstrebend fort. „Sie würden mich fragen, wo ich gewesen bin, und ich möchte nicht lügen! Auf Wiedersehn!“ . . . Dabei hatte sie sich freigemacht und ihren Begleiter mit einer befehlenden Handbewegung schnell zurückgelassen.

Dieser starrte ihr lange nach, immer noch von widerstreitenden Gefühlen bewegt. Aber bald behielt ein reines Glücksgefühl die Oberhand. Mit einer elastischen Bewegung des Oberkörpers richtete er sich noch stolzer auf, dazu hob sich die breite Brust immer höher, und neben dem gewöhnlichen schelmischen Lächeln umspielte die feinen Mundwinkel auch ein Lächeln innerer Befriedigung. Das währte so lange, bis Elly unter den Bäumen des Kurgartens wieder verschwunden war, dann wandte sich Herr von Hochstedt mit einem leichten Seufzer der nächsten schattigen Bank zu.

In behaglicher Ruhe und steigendem Wohlgefühl überdachte er die letzte Zeit. Erst die glückliche Absolvierung des Examens, und infolge dessen die Einberufung zur Kriegsakademie, und nun das heißersehnte Jawort der Geliebten: Das ganze Leben lag plötzlich vor ihm wie der schöne Sommermorgen, zu dem die reizende Umgebung hier erwacht schien! Selbst die Heimlichkeit seines Verhältnisses mit Elly fing an, ihn mit einemmale zu entzücken. Der Reiz ihres Beisammenseins konnte eigentlich nur dadurch erhöht werden. Auch hatte er noch einen andern triftigen aber geheimen Grund, weshalb er sich schneller mit der Laune der Geliebten ausgesöhnt hatte, als es sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Was würde der Oberst sagen, wenn er erfuhr, wer eigentlich die Erbtante sei, die die Schulden bezahlen solle und um welche er so plötzlich Urlaub genommen hatte, noch dazu zur Zeit des Regimentsexerzierens? Der Oberst war ohnehin ein eingefleischter Junggeselle und im allgemeinen der Ansicht, daß sich „die Schneid eines jungen Offiziers mit der Ehe nicht besonders gut vertrage.“ So wie es ein freundliches Schicksal gefügt hatte, war es wirklich am allerbesten; seine „Flunkerei“ hätte ihn anders am Ende noch in eine fatale Lage bringen können.

Die alte württembergische Armee. Originalzeichnung von Richard Knötel.

II.

Justizrat Sperber und Frau hatten nach der Brunnenpromenade wie gewöhnlich in der zu ihrer hübschen Parterrewohnung gehörigen Gartenlaube Platz genommen und erwarteten ungeduldig den lang entbehrten Morgenkaffee.

Die Justizrätin hatte auf dem mit grellroter Damastserviette belegten Tische soeben die Tüten mit Backwerk niedergelegt, die sie allmorgentlich bei den Klängen der Musik am Eingang des Kurgartens zu kaufen pflegte. Obgleich Fürst Bismarck im letzten Jahre Kissingen leider vorübergegangen war, trugen die saubern, des Inhalts harrenden Papiertüten der Backwarenverkäuferinnen dennoch die pomphafte Aufschrift: „Fürst Bismarcks Morgengebäck“. Um aber nun sicher zu sein, wirklich das richtige Gebäck zu erhalten, waren die patriotischen Käuferinnen und Käufer gezwungen, eine umfassendere Wahl als sonst zu treffen und ihre leeren Papierbeutel mit den verschiedensten appetitlichen Backwaren zu füllen. Das auserwählte Morgengebäck des Reichskanzlers mußte jedenfalls dann doch auch dabei sein, und man ward auf solchem Umwege

doch sicher in den Stand gesetzt, den Geschmack desselben zu prüfen.

Der Justizrat war heute besonders schlechter Laune, glücklicherweise hatte aber seine Ehehälfte längst durch Gewohnheit gelernt, sich damit abzufinden. Im allgemeinen pflegte sie nach dem Sprichworte zu handeln: „Der Klügste gibt nach.“ Das hinderte jedoch durchaus nicht, daß sie nicht auch gelegentlich ihre Zeit zu ersehen wußte. . . . Im Augenblicke aber ordnete sie ihre Masseneinkäufe auf dem bereitstehenden Frühstücksteller mit vollkommener Ruhe und sagte:

„Die Brötchen und Stangen sind heute ganz besonders knusperig gebacken, lieber Mann, und duften einladend. Von welchem darf ich dir geben?“ — „Laß, ich habe noch keinen Appetit! Wenn man sein halbes Dutzend Becher Rakoczy im Magen hat, ist man vollkommen befriedigt!“ — „Soviel hast du heute getrunken?“ frug die Gattin erstaunt. — „Donnerwetter muß ich nicht? Der verwünschte Doktor hat mir doch gestern noch einen weiteren Becher zudiktiert, wie du weißt. So ist das halbe Dutzend voll geworden!“ — „Willst du nicht den Plaid umnehmen? Es ist kühl heute morgen!“ — „Unsinn — es ist heiß zum Ersticken!“ — „Hast du dich noch nicht wieder wiegen lassen?“ — „Nein!“ — „Bitte, thue es doch pünktlich. Der Erfolg der Kur muß genau beobachtet werden.“ — „Du hast gut reden! Wenn er aber nun ganz ausbleibt? Man hat schon seine Erfahrungen gemacht, in den beiden Wochen. Als ich herkam, wog ich einhunderteinundsiebzig und nach zehntägiger Kur einhundertvierundsiebzig — ist das nicht haarsträubend, niederschlagend? Und darum schicken einen die Hausärzte ins Bad! . . . . Los sein wollen sie die Patienten!“

Die Justizrätin antwortete nicht, der Gatte hatte vielleicht den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Wo ist Rat, verständiger Rat?“ brummte der Gatte weiter.

„Die Diät ist vielleicht nicht streng genug gewesen“, warf die Gattin ein.

„Einerlei! Übrigens wenn ich durchaus hungern will, kann ich auch zu Hause nach Banting oder Ebstein mager werden. Wozu dann noch die Langeweile und die Kosten? Weiß der Kuckuck, ein Pfund Menschenfleisch pflegt teuer zu stehen zu kommen — ob man's nun anlegen oder ablegen will!“

„Die Blutumbildung wird eben nur langsam geschehen!“ tröstete die Gattin und entnahm dem Handarbeitskörbchen, welches sie allenthalben begleitete, einen kleinen rot eingebundenen Ratgeber für Kurgäste, den sie dort vor den Augen des Justizrats versteckt hielt und in welchem sie täglich während der verschiedenen Siesten des Gatten nachzulesen pflegte, um die Kur zu beaufsichtigen. Dem Justizrat war aber die Bewegung nicht entgangen.

„Ach so, daher kommt dir deine plötzliche Gelehrsamkeit?“ meinte er verächtlich. „Dacht' ich's doch! Thue mir den einzigen Gefallen und lege das Buch fort. Gelehrte Frauen sind den Männern immer unausstehlich — mir auch! Gib mir dafür die neue Kurliste dort vom Tische.“

Die Gattin legte gehorsam ihren Ratgeber wieder unter den Strickstrumpf und reichte dem Gemahl das gewünschte Blatt. — „Unausstehlich — es riecht noch nach Druckerschwärze!“ Die Justizrätin faßte die Kurliste mit spitzen Fingern und bewegte sie einigemale außerhalb der Laube in der frischen Morgenluft, um sie auszulüften. — „Zum Geier — wo bleibt wieder der Kaffee?“ ließ sich der Justizrat, einmal in den Zug gekommen, weiter vernehmen. „Wenn man Schlag fünf Uhr mit Musik herausgetrommelt und geblasen wird, und zwei volle Stunden spazieren gelaufen ist, hat man Löwenhunger. Gib mir auch den Plaid dort! Man muß sich ja hier erkälten! . . . . . Dort kommt endlich der Kaffee!“

ARTILLERIE TRAIN. INFANTERIE. DRAGONER. ULAN

Die neue württembergische Armee. Originalzeichnung von Richard Knötel.

Wirklich trat ein Servierkellner eben aus dem Hause und flog, sein Tablet kunstgerecht auf dem rechten Arm balancierend, den sauberen Kiesweg wie ein Pfeil entlang. Der Justizrätin erschien er sogar wie ein rettender Engel; die beiden Enden der über die Schulter geschlagenen Serviette, von blendender Unschuldsfarbe, konnten füglich als Flügel gelten. Sie kannte ihren Brummbär genau und wußte, daß ein guter kräftiger Kaffee die nervöse Morgenstimmung am leichtesten kuriere. Auch wurde der Gesichtsausdruck in der That freundlich und behäbig, als der Kellner die Tassen auf dem Tische geordnet hatte. Angenehm angeregt überflog er die Adressen der Briefe, welche während der Brunnenpromenade angekommen waren und die der Kellner nun, gewandt wie ein Taschenspieler, fächerartig vor ihm ausbreitete.

„Gibt's etwas Neues?“ fragte die Gattin, nachdem der rettende Engel wieder davon geflogen war, indem sie den Kaffee einschenkte.

„Plagt dich die Neugier? Natürlich!“ meinte der Justizrat mit schnell wiederkehrender Mißlaune. Dann nahm er mit Verstand einen tüchtigen Schluck dampfenden Mokkas und setzte versöhnlicher hinzu: „Du weißt ja, ich gab gemessenen Befehl an den Bureauvorsteher, mich hier mit Nachrichten zu verschonen. Ich will nun mal nichts hören!“ Dabei griff er wieder nach der desinfizierten Kurliste, um sie, wie gewöhnlich, bei Kaffee und Zigarre durchzublättern.

Aber ein neckischer Kobold schien dem armen Justizrat heute einmal den unschuldigsten Genuß verkümmern zu wollen. Die Stirn furchte sich von neuem, er sah plötzlich aus, als ob

er anstatt des Kaffees ein neues halbes Dutzend Becher Wassers hinunterwürgen müsse, als er sagte:

„Also habe ich mich doch nicht getäuscht! Leutnant von Hochstedt ist wirklich hier! Er ist uns natürlich nachgereist!“

Die Justizrätin begriff nicht sogleich, und sah nur, halb ängstlich, halb gespannt, auf den neuen Stein des Anstoßes, von ihrer Handarbeit in die Höhe.

„Du wolltest es nicht glauben, sogar bestreiten — natürlich! — die Frauen stecken allemal unter einer Decke, wenn es gegen uns Männer geht.“

„Steht er als angekommen in der Kurliste?“

„Hier! Schwarz auf weiß! Ich sagte dir doch, daß ich dem saubern Herrn Leutnant begegnete, als ich von der Saline zurückkehrte. Er kam in einer Droschke vom Bahnhofe. Du aber strittest wie immer — natürlich!“

Auch die Justizrätin war jetzt ernst geworden und sah sich eilig nach allen Seiten um — nach der Tochter, die ungefähr vor einer Viertelstunde, unmittelbar nach der Brunnenpromenade von der Seite der Eltern verschwunden war.

„Daß der saubere Herr Leutnant nicht zur Kur nach Kissingen kommt, sondern um die Kur zu machen, steht felsenfest“, fuhr der Justizrat mit steigendem Grimme fort. „In seinen Jahren und bei seinem Habitus trinkt man keinen Rakoczy.“

Die Justizrätin schien um eine Antwort verlegen, denn den Argumenten des Gatten war die Beweiskraft nicht abzusprechen.

„Was im Winter die Kasinobälle nicht gelingen ließen, das soll nun so ein ‚zufälliges‘ Begegnen im Bade fertig bringen! glücklicherweise läßt sich unsereiner nicht so leicht überrumpeln . . . “

„Daran denkt auch niemand“, wagte die Justizrätin schüchtern einzuwerfen.

„Ich will's mir auch ausgebeten haben!“

„Du kannst wirklich ganz ruhig sein!“

„Denkst du, daß ich Lust habe, seine Schulden zu bezahlen? — Ich weiß bestimmt, daß er neulich um ein Haar einige Schuldklagen am Halse gehabt hätte für Glaceehandschuhe und andere Bagatellen — auch ein Fäßchen Kaviar war darunter. Die Akten sind mir selbst durch die Hand gegangen!“

Die Justizrätin schwieg in neuer Verlegenheit.

„Allerdings wurden die Bagatellklagen noch rechtzeitig zurückgezogen, vermutlich durch einen Pump bei der Offizierdarlehnskasse, oder durch Vermittelung eines gutmütigen Kameraden.“

„Wahrscheinlich das letztere!“ meinte die Justizrätin nachdenklich. „Herr von Hochstedt ist ein sehr beliebter Offizier.“

„Redest du dem Windbeutel wirklich das Wort? Ist die Möglichkeit! Nun man kennt das schon: die Kurmacher der Töchter haben allemal keinen bessern Anwalt als die zärtliche Mama, nota bene bis sie Schwiegersöhne werden! Später pflegt sich ja das Blättchen gewöhnlich zu wenden.“

„Aber Mann!“

„In diesem Falle wird's aber so weit nicht kommen: man ist auch noch da und hat sein Wort zu sprechen!“

„Versteht sich! — Nur — wenn ihn Elly aber lieben sollte?“ stotterte die Justizrätin eifriger strickend.

„Lieben? — Larifari, mit achtzehn Jahren wird noch mancher kommen, der ihr gefällt und dem ich die Schulden bezahlen kann! Ein für allemal, hier will ich durchaus nichts wissen von irgend welcher Aufregung! Das fehlte gerade noch, bei dem verdammten Brunnen! Einerlei ob's der Doktor zugeben will oder nicht: Das Wasser hier steigt mir mehr zu Kopfe, als zu Hause der Wein — manchmal habe ich Mordgedanken!“

Die Justizrätin hörte auf zu stricken, sie war leichenblaß geworden. Schnell entschlossen schob sie die Stickschere tiefer in den Arbeitskorb und entfernte ein Frühstücksmesserchen aus der Nähe des Gatten . . . Auch nahm sie sich fest vor, demnächst über den „Brunnenrausch“ des Gatten heimlich mit dem Doktor zu sprechen.

Dieser hatte inzwischen die unglückliche Kurliste wieder zur Hand genommen, um unter den Neuangekommenen heimlich nach einem Bekannten zu spähen, mit dem er spazieren gehen und sich die Zeit vertreiben könne. Sein ausgebreiteter Bekanntenkreis mußte sich aber leider der vortrefflichsten Gesundheit erfreuen, oder auch ein andres Bad gewählt haben, denn er fand absolut keinen bekannten Namen. So nickte er gelangweilt und ermüdet endlich ein . . . . Die Justizrätin, die als aufmerksame und guterzogene Gattin ihn keinen Augenblick außer acht gelassen hatte, war über seine Ruhe sichtlich sehr erfreut und schob ihm ein von Hause bequemlichkeitshalber mitgenommenes Rückenkissen unter den Kopf, um ihm durch eine gute Körperlage zu einem längern, nervenberuhigenden Schläfchen zu verhelfen. Dann überließ sie ihn den Fliegen und seinem Schicksale, um sich endlich nach der spurlos verschwundenen Tochter umzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Im Reichswald.

Der Reichswald ist die bedeutendste Waldstrecke am Niederrhein, im Regierungsbezirk Düsseldorf, und zwar im Kreise Kleve, gelegen. Er zieht sich hier zwischen dem Rhein und der Niers nach der holländischen Grenze hin und ist über 27000 Morgen groß, ohne andere Unterbrechung als Wege und Landstraßen. Den Namen hat der Wald von der früheren Reichsstadt Nymegen, der er größtenteils angehörte. In demselben soll, wie die Sage geht, Karl der Große, als seine Mutter aus Nymegen flüchtete, geboren worden sein.

Eichen und Buchen, durch Pflanzung mit Kiefern und an geeigneten Stellen mit der süßen Kastanie gemischt, bilden den Bestand des Waldes. Der ganze Waldbezirk bildet die königliche Oberförsterei Kleve.

Bringt der Wald dem Staate alljährlich einen recht ansehnlichen Ertrag — 150000 Mark —, so gewährt die treffliche Bewirtschaftung desselben auch das ganze Jahr hindurch einer Reihe von kleinen Leuten lohnende Beschäftigung. Davon soll im folgenden die Rede sein.

Auch im Klever Lande liegen in der Nähe der Waldgrenzen vereinzelte Wohnungen und Dorfschaften, deren Insassen an den Gütern des Lebens meistenteils keinen Überfluß haben. Das macht die Wahrnehmung des Waldschutzes, besonders nach der holländischen Grenze hin, schwierig. Aber die Hauungen und Kulturen an den verschiedenen Stellen des Waldes, wozu eine Menge von Arbeitern erforderlich ist, die mit darauf bedacht sind, dem Waldfrevel zu steuern, besonders auch eine vorsichtige, wohlwollende Anordnung der Verwaltung haben seit Jahren nicht wenig zur Stärkung des Waldschutzes beigetragen. Es ist nämlich armen Leuten nach Einlösung eines Erlaubnisscheins, für welchen 1 Mk. 50 Pfg. entrichtet werden, gestattet, fast das ganze Jahr hindurch an zwei Wochentagen das sogenannte Raff- oder Leseholz im Walde zu sammeln. Einen solchen Schein können sich die Leute auch durch Waldarbeiten verdienen. Von dieser Wohlthat sind alle Familien ausgeschlossen, welche einmal wegen Waldfrevels bestraft worden sind. Und diese Einrichtung ist um so wirksamer, als fleißige Leute durch Aufraffen des Leseholzes sich fast für das ganze Jahr das erforderliche Brennmaterial aus dem Walde verschaffen können.

Der Vorteil, den die königliche Verwaltung in dieser Weise den armen Leuten gewährt, ist eine Art von geordneter Unterstützung, die wohl verdient, auch an andern Orten von Privaten beachtet und eingeführt zu werden.

Daß aber auch Rübezahl im Reichswald sein Wesen treibt und zu bestimmten Zeiten des Jahres für die armen Leute, welche offene Augen und fleißige Hände haben, hier lautere Silberquellen fließen läßt, — wie ja auch in anderen Waldbezirken Deutschlands, z. B. in Thüringen und am Solling (vgl. XVII. Jahrg. S. 764 ff.) — ist besonders erfreulich. In allen Gebirgswaldungen unseres Vaterlandes wächst die Heidel- oder Waldbeere. Sie gedeiht besonders auf sandigem Boden und überzieht oft weite Strecken desselben. Das kleine Sträuchlein mit seinen vierkantigen grünen Ästchen und den ovalen, glatten Blättchen bildet hier einen frischen, den Augen wohlthuenden Untergrund, der dem Wachstum der Bäume nicht hinderlich ist. In der Blütezeit sind die kugelförmigen, rötlich grünen Blumen, welche einzeln auf etwas überhängenden Stielen stehen, für die Freunde der Natur eine auffallende, eigenartige Erscheinung; in der Reifezeit gewähren die anfangs grünen, dann braunen, zuletzt blauschwarzen Beeren — sowohl frisch als getrocknet — eine gesunde, angenehme Speise — den armen Leuten ein, wenn auch nicht müheloses, doch sehr ergiebiges Arbeitsfeld. Die Bewohner größerer Städte sind daran gewöhnt, daß im Juni und Juli des Jahres die Heidel- oder Waldbeeren an den Thüren feilgeboten oder auf Wagen in den Straßen unter verschiedenen Namen zum Kauf ausgerufen werden. Daß aber am Niederrhein mit dieser Frucht, ähnlich wie am Mittel- und Oberrhein mit dem Obst, ein lebhafter Handel nach England hin getrieben wird und die ärmeren Leute hierdurch einen verhältnismäßig bedeutenden Gewinn erzielen, das

möchte wohl weniger bekannt sein. Auf dem Boden des Reichswaldes gedeiht die Waldbeere ganz besonders. Da das Lesen derselben von der Verwaltung in der liberalsten Weise gestattet wird, herrscht in den Monaten Juni, Juli und August im Reichswalde ein außergewöhnlich fröhliches Leben. Einzeln und in Gruppen ziehen aus den naheliegenden Ortschaften in den verschiedensten Kostümen Frauen und Kinder, mitunter auch Männer, mit kleineren Gefäßen oder größeren Körben in den Wald. Die fröhliche Stimmung und der beschleunigte Schritt der Leute lassen es leicht erkennen, daß sie ein glückverheißendes Ziel im Auge haben. Sie sind bemüht, das ergiebigste Arbeitsfeld so bald wie möglich zu erreichen.

Anfangs Juli beginnt die Waldbeerlese, und zwar mit dem Einsammeln der noch grünen oder erst halb gebräunten Beere. Da diese unter den gleichfarbigen Blättern nicht so leicht zu erkennen sind, ist der Ertrag der Lese auch nur ein geringer. Nicht ohne einen stillen Unwillen sieht man alsdann Frauen und Kinder mit Gefäßen voll dieser grünen Beeren aus dem Walde zurückkommen und zur Verkaufsstelle eilen. Man kann es kaum begreifen, daß diese unreifen Früchte gekauft werden. Und doch werden sie teurer bezahlt als die reifen Früchte und ins Ausland geschickt, nach England, wo sie in künstlicher Weise zubereitet und genießbar gemacht werden. Nun ja, diese Engländer haben in manchen Stücken einen andern Geschmack als wir, und stets an sich genommen, was wir unbeachtet liegen ließen. Das beste dabei ist, daß die armen Leute für fünf bis sechs Liter dieser Beeren an den Verkaufsstellen 1 Mk. 50 Pfg. erhalten. Je mehr die Waldbeeren reifen, um so leichter wird das Lesen derselben und um so größer die Zahl der Leser und Leserinnen, welche täglich in den Wald ziehen. Ganze Familien eilen hinaus, Mütter mit Kindern auf dem Arm oder umgeben von einer Kinderschar, zuweilen unter Gesang, aber allzeit fröhlich in Hoffnung auf reichen Gewinn. Es ist immer eine Freude, solche Gruppen zu sehen. Denn diese Frauen- und Kinderarbeit ist ebenso lohnend als für die körperliche Entwickelung vorteilhaft. Frische Luft und Wasser, deren sich die Bewohner der kleinen Häuser in Stadt und Land in gewöhnlichen Zeiten selten in genügendem Maße erfreuen und bedienen, werden in dieser Zeit reichlicher verbraucht, da an den Verkaufsstellen die reinlichen Leser und Leserinnen natürlich den Vorzug haben.

Diese Verkauf- oder Sammelstellen befinden sich in verschiedenen Ortschaften in der Nähe des Reichswaldes. Die Zahl derselben betrug im vorigen Sommer zwölf. Jede bildet eine kleine Börse im Freien. Vor dem Hause — einem Geschäfts- oder Wirtshaus — sitzt an bestimmten Tagen nachmittags, umgeben von seinen Gehilfen, an einem Tisch der Käufer oder Kommissionär; vor ihm liegt ein Notizbuch, zur Seite steht der Beutel mit dem erforderlichen kleinen Gelde. Um ihn sammeln sich die Waldbeerleserinnen und bieten ihre Ware an. Das wichtigste ist für sie natürlich der Preis der Beeren, welcher nach dem stärkeren oder schwächeren Angebot fällt und steigt; der höchste Preis, welcher für das Liter guter Beeren bezahlt wurde, ist 25, der niedrigste 6, der Durchschnittspreis 10 Pfg. Sinkt der Preis so tief, daß der Verdienst mit der Arbeit in keinem Verhältnis steht, so stellen die Leserinnen, wie an andern Orten die Arbeiter, meistens die Arbeit ein. Die Preise sind vor und nach den sogenannten Waldbeerferien am höchsten. Waldbeerferien? Während nämlich in anderen Gegenden sich die Schulkinder auf dem Lande der Ernte- oder Kartoffelferien erfreuen, sind in den Ortschaften um den Reichswald W a l d b e e r f e r i e n eingeführt worden, ein wahrer Segen für die unbemittelten Leute, welche alsdann mit ihren Kindern ungehindert in den Wald hinausziehen und Beeren sammeln können. Man denke sich den Gegensatz: Enge Schulräume und der weite grüne Wald. Kein Wunder, daß die Kinder nach diesen vierwöchentlichen Ferien meist mit frischen, roten Gesichtern in die Schule zurückkommen. Außer der stärkenden Waldluft genießen dieselben in dieser Zeit auch kräftigere Nahrung. Sie helfen den Eltern verdienen, und die Familie lebt von dem gemeinsam erworbenen Gelde besser als gewöhnlich. Man frage nur die Bäcker und Metzger in den betreffenden Ortschaften. Manche alte Schuld wird in dieser Zeit bei ihnen abgetragen, und die laufenden Bedürfnisse werden bar bezahlt. Die Waldbezirke sind dann natürliche Ferienkolonieen, welche die Bewohner großer Städte in neuerer Zeit mit bedeutenden Opfern den Kindern kleiner, armer Leute zu verschaffen suchen. Die Waldbeerferien sind daher eine fürsorgliche Einrichtung der Schulbehörde, welche durch dieselben ohne die geringsten Kosten die mißliche Lage der kleinen Leute erleichtert.

Die oben genannten Sammelstellen liegen meist am Ende der verschiedenen Ortschaften, natürlich so, daß die Abfuhr der gekauften Früchte so leicht wie möglich auszuführen ist. Doch werden von verschiedenen Seiten her die gesammelten Früchte gebracht und angeboten. Der Käufer betrachtet sie, läßt sie messen und in bereitstehende kleine weidene Körbchen oder Tönnchen von 5—6 Liter Gehalt schütten, welche sofort mit einem Deckel versehen und beiseite gestellt werden, um noch an demselben Abend verladen und abgefahren zu werden. Die aufgeschichteten Körbchen bilden oft eine stattliche Mauer. Der Vermesser der Beeren gibt dem am Tische sitzenden Kommissionär die Literzahl der Beeren und die Namen der Verkäufer genau an, diese werden aufgeschrieben, und die Verkäufer erhalten sofort oder bald nachher das nach dem Preise ihnen zukommende Geld. So werden an einzelnen Tagen oft zweihundert Mark an die Leser oder Leserinnen ausbezahlt.

Das angebotene Quantum ist natürlich verschieden, je nachdem einzelne Frauen oder Kinder oder ganze Familien gesammelt haben. Übrigens ist das Sammeln der Beeren nicht so einfach und leicht, wie es scheint; auch dies will gelernt und geübt sein. Erstaunlich ist die Gewandtheit, welche einzelne Frauen und Kinder darin erlangen. Eine geübte Leserin kann, wo die Beeren reichlich vorhanden sind, täglich, d. h. in sechs bis acht Stunden 30 Liter pflücken. Manche Schulknaben pflückten in den Ferien des vor. J. 15—20 Liter, einzelne Familien jeden Tag über 100 Liter, und eine besonders fleißige Familie brachte es an einem Tage auf 150 Liter. Nach zuverlässigen Mitteilungen hat eine Familie, aus welcher täglich fünf Leserinnen verschiedenen Alters in den Wald zogen, in der Zeit vom 16. Juni bis 26. Juli d. vor. Jahres nahe an 2150 Liter Waldbeeren gepflückt. Der geringste Ertrag belief sich dabei am 13. Juni auf 13 Liter, der höchste am 18. Juli auf 96 Liter. Den geringsten Verdienst, 1 M. 84 Pfg., hatte diese Familie am 4. Juli, den höchsten, 9 Mk., am 23. Juni. In der genannten Zeit erzielte diese Familie einen Gewinn von 184 Mk. 12 Pfg. Es ist vielleicht nicht uninteressant, hierüber noch einige spezielle Angaben zu hören. Eine als tüchtige Leserin bekannte Frau in N. hat in sieben Wochen 75 Mk. verdient; sie erklärte, daß sie ohne Zweifel 120 Mk. erworben haben würde, wenn sie unbehindert hätte lesen können. Zwölfjährige Knaben oder Mädchen sammelten in den Ferien täglich 18—20 Liter Waldbeeren und verdienten durchschnittlich täglich 1 Mk. 39 Pfg. Nach sorgfältigen Erkundigungen kann eine Familie, eine Frau mit vier, fünf Kindern, täglich à Person gemächlich 1 Mk. verdienen, eine erwachsene Person durchschnittlich 1 Mk. 50 Pfg. An einer Sammelstelle wurden so etwa 7000, an einer anderen etwa 9000, an einer dritten etwa 12000 Mk. an die Leser und Leserinnen ausbezahlt. Das sind die Silberquellen, welche für fleißige arme Leute im Reichswalde fließen.

Die Höhe des ganzen Geldbetrages für den Ankauf der im Reichswalde gesammelten Waldbeeren genauer anzugeben, liegt nicht in unserer Absicht, da solche Angaben leicht zu Anschauungen oder Maßregeln führen könnten, die der guten Sache schädlich wären. Jedenfalls müssen die Unternehmer des Waldbeerhandels im Besitz reicher Mittel und im stande sein, einen Verlust bei dem Verkaufe ihrer Ware zu verschmerzen. Einmal müssen die Beeren sofort bezahlt werden, dann schwankt auch auf den englischen Märkten der Preis derselben, ebenso wie der des Obstes, welches vom Mittel- und Oberrhein dahin gesandt wird. Es sind ferner die Ausgaben für die Kommissionäre an den Sammelstellen, für die Körbchen oder Tönnchen, worin die Beeren versandt werden, für die Abfuhr derselben zu den Dampfbooten in Emmerich und Nymegen, wie für die Überfahrt nach England zu bestreiten. Die Herstellung der Körbchen, von welchen 100 Stück mit etwa 30 Mk. bezahlt werden, beschäftigt in der Umgegend von Grieth fast das ganze Jahr hindurch eine Menge kleiner Leute und bringt auch diesen einen leichten und guten Verdienst. Auch der Staat, welcher im Besitz der meisten Weidenpflanzungen am Ufer des Niederrheins ist, geht bei dem starken Verbrauch der Weiden nicht leer aus. Er hat schon deshalb ein Interesse an der Erhaltung und Förderung der Waldbeerlese im Reichswalde. Selbst die kleinen Land- und Fuhrleute, welche um den Reichswald herum wohnen und im Winter die Abfuhr des in demselben gefällten Holzes besorgen, haben während der Waldbeerlese genug zu thun. Von den einzelnen Sammelstellen gehen fast täglich drei bis vier Fuhren dieser Körbchen nach Emmerich und Nymegen, und jede dieser Fuhren wird mit etwa 10 Mk. bezahlt.

So ist der Reichswald durch eine ebenso umsichtige als wohlwollende staatliche Verwaltung für die um denselben herum wohnenden kleinen Leute ein nach verschiedenen Seiten hin ergiebiges Arbeitsfeld und ein wahrer Segen für die armen Bewohner des Kreises Kleve. — Mancher unbemittelte Hochzeiter hat hier auf die berechtigte Frage verständiger Leute: Worauf, d. h. auf welchen Erwerb hin er heiraten wolle? die Antwort gegeben: Auf den Reichswald. Viele haben Wort gehalten und durch fleißige Arbeit im Walde für Frau und Kinder ein kleines, aber sicheres Heim begründet, arbeitsscheue Naturen sind natürlich in Not und Elend versunken; ihnen ist nirgends und in keiner Weise zu helfen.

W. Schmitz (Kleve).

Künstleruneigennützigkeit.

Die Errichtung des Denkmals für die Königin Luise von Preußen im Berliner Tiergarten ruft uns einen Zug echt künstlerischen Seelenadels ins Gedächtnis, der wohl den meisten unserer Leser unbekannt sein möchte.

Als Friedrich Wilhelm III im Jahre 1810 den Gedanken faßte, seine verstorbene Gemahlin wie im Schlummer auf einem Sarkophage ruhend durch eine bewährte Künstlerhand darstellen zu lassen, erhielt der damals noch wenig gekannte Bildhauer Christian Rauch durch Wilhelm von Humboldt den Auftrag, den beiden großen Künstlern Canova und Thorwaldsen die Einladungsschreiben zu überreichen, in denen sie aufgefordert wurden, sich an der eröffneten Konkurrenz durch Einsendung von Zeichnungen zu beteiligen. Rauch, welcher damals gerade an einer Marmorbüste der Königin Luise arbeitete, zu deren rechtzeitiger Vollendung ihm Thorwaldsen in seltener Uneigennützigkeit seinen besten Gehilfen Antonio überlassen hatte, war durch diese Aufforderung der beiden ersten Meister in den

In guten Händen.

für sich gehegten Hoffnungen und Erwartungen sehr herabgestimmt. Aber Thorwaldsen, der sich ihm bei allen Gelegenheiten als treuer Freund und neidloser Kunstgenosse erwiesen hatte, lehnte mit Rücksicht auf ihn den Konkurrenzantrag ab. Er schrieb an Humboldt: „Ich würde selbst alles Mögliche thun, und bin es sogar verpflichtet, Ihren freundlichen Wünschen und Befehlen in jedem andern Falle Genüge zu leisten, aber unter diesen Umständen — ich habe es wohl überlegt — würde ich ungerecht gegen mich selbst und gegen die Gesetze der Freundschaft handeln, wenn ich Ihren Vorschlag, des Königs Forderung gemäß annähme. Hätte Se. Majestät nicht selbst einen so fähigen Künstler in seinen Diensten, so würde ich gar keinen Anstand finden, mich des Königs so ehrenvoller Aufforderung augenblicklich mit Vergnügen zu unterwerfen ꝛc." Canova nahm die Konkurrenz an. Thorwaldsen aber ermunterte Rauch energisch, sich an der Konkurrenz zu beteiligen und war hoch erfreut, daß ihm dieser im Mai 1811 seinen Sieg über die Mitkonkurrenten meldete. Des großen Meisters „hochherzige Resignation und seltene Delikatesse" hat aber Christian Rauch sein Lebenlang in dankbarer Erinnerung gehalten.

R. F.

Ein vierfüßiges Modell.

(Zu dem Bilde auf S. 745.)

Es liegt ein höchst drastischer Humor in unserm Bilde. Da steht sie, die arme Mähre, die in kürzester Frist an den zoologischen Garten verkauft werden wird, um mit ihrem zähen Fleisch und ihren altersmorschen Knochen die Raubtiere zu ernähren. Müde und matt steht sie da, ein Bild tierischer Vergänglichkeit. Rings um sie aber sind die jungen Maler an der Arbeit, um ihr auf der Leinwand zu neuem Leben zu verhelfen. Hier setzt sie als edelstes Vollblut über die Hürde; dort führt sie als wohlgenährte flämische Stute den Viererzug vor der Kutsche von Serenissimus; auf dem dritten Bilde endlich trägt sie wohl gar als stahlgepanzerter Streithengst den Ritter in die Schlacht. Ihr Besitzer steht aber in diesem Augenblick auch Modell, zugleich mit Mähre und Malern — ohne es zu wissen natürlich.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

Bilderrätsel.

1. Königszug.

		Le	im	dein	was		
spricht,	sen	ben	Ge	auch	zu	halb	wes
Du	ich	wiß	So	Hör	du	ist	Grund
sagst	glaub	dir	viel	ben	Stre	Das	der
es	dann	und	wün	dein	los	magst	nicht
und	glaubst	schest	be	folg	ist	ver	es
du	nicht	rum	er	kommst	es	es	und
du	will	es	**Wa**	nicht	nicht	du	kann
sagst	ich	thun	und	thust	es	sagst	ich

2. Homonym.

Als Mann ein Gott,
Auch Futter für Spott,
Als Neutrum hab' ich Flügel zwar
Und kann doch nicht fliegen; wie wunderbar!

3.

Aus den Wörtern „Koffer", „Schere", „Dom", „Naphtha" lassen sich durch Umstellung der Buchstaben die Namen zweier Orte Innerasiens und der Name eines Feldherrn bilden, welche sämtlich in letzter Zeit oft genannt wurden. Welches sind diese Namen?

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 46.

Schachspielaufgabe.

1. S e 5 — d 7 1. beliebig
2. S (durch entsprechenden Abzug) ‡

Bilderrätsel:

Was hundert Jahre unrecht ist, ist nicht ein Jahr recht.

1.

Der erste erhält fünfzehn, der zweite fünf Pfennige.

2. Kapselrätsel.

1) nochmal zurück = Malz
2) dem Sang = Ems
3) Becherklingen, Festeslärm = Genf.
4) blieb's auch = Sau,
5) Lande den = Eden
6) wohl ein einzig = Leine
7) Hammer In = Erin.
8) Feuersglut herniedersaust = Luther
9) fernes Traumbild = Nest.
10) Kaiserreich Am = Ham
11) entsprossen, Des = Ende.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Fortsetzung. Geschichtliche Erzählung von Hans Hillna. — Aus dem Leben der Bergführer. I. Wie einer ein Bergführer wird. Von G. Wymann. — Dr. Ferran und die Choleraimpfung. Von Dr. Dyrenfurth. Mit Illustration. — Das tiefe Geheimnis. Novellette von Zoë von Reuß. — Zwei Bilder von der ehemaligen und jetzigen württembergischen Armee von R. Knötel. — Am Familientisch: Im Reichswald. Von W. Schmitz. — Künstleruneigennützigkeit. — Ein vierfüßiges Modell. Zu dem Bilde von F. Kallmorgen. — In unserer Spielecke.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. August 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 48.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Fortsetzung.)

V.

Früh am andern Morgen ging Jungfer Katharine trotz des noch andauernden Regens nach der Wiese, um dem Kuhhirten die Erlebnisse von dem gestrigen Besuche zu erzählen. Zu ihrer Verwunderung fand sie aber bei den Kühen den Kossat Hennig Strohbart, der ihr über Rothbeins Verbleib keine Auskunft geben konnte.

„Öch ha'n verspräche möẞt, noch e paar Toge si Denst zu versihe", sagte Strohbart langsam. „Öch ha och gar nischt d'rwedder. Fer d'n Herrn Leutnant thu öchs gern, er is kee garschtger Mann, un gar nöch e bißchen hoffärt'g."

Katharine ging kopfschüttelnd wieder nach Hause. Sie konnte sich das eigenartige Gefühl nicht deuten, das sie bei dem Anblick des anderen Kuhhirten empfand. Schon gestern war es ihr so sonderbar zu Sinn gewesen, als sie mit dem Bürgermeister an der Wiese vorübergegangen war, und dieser sein großes Wohlgefallen über die Entfernung des gefährlichen Menschen zu erkennen gab. Er wußte nicht genug von Rothbeins Schlechtigkeiten zu erzählen, um ihn bei der Jungfer herabzusetzen. Ahnte er, daß Adrian auf das Herz Katharinens einen Eindruck gemacht hatte? Doch es war ein verfehltes Unternehmen, den Kuhhirten zu verkleinern, denn nur immer mehr schien es dem Mädchen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, daß Rothbein dem Prätorius weichen sollte. Bedrückt trat sie ins Haus und nahm die alltägliche Arbeit auf, doch ohne Sang und Klang, ohne Plaudern und Lachen.

Auch die Mutter war verstimmt. Das veränderte Wesen der Tochter erfüllte sie mit Mitleid, und eine große Bitterkeit überkam sie bei dem Gedanken, daß die gegenwärtigen trüben Verhältnisse ihr und ihrer Tochter solch unliebsames Los aufzwangen. Sie mußte Katharinen im stillen recht geben in ihrer Abneigung gegen den Freier, der nichts für sich hatte als sein Geld und der ihre bedrückte Lage benutzte, seinen Willen durchzusetzen. Ihr Stolz bäumte sich auf, wenn sie sich von einem solchen Manne Vorschriften machen lassen müsse.

Doch derselbe Stolz trieb sie auch an, diesen einzigen Ausweg zu ergreifen, um aus der Armseligkeit herauszukommen. Der Besitz mußte wieder hergestellt werden, wie es Namen und Wappen derer von Itzleben ziemte. Das Mutterherz ward hin- und hergerissen. Was sollte die bedrängte Frau thun? Nur mit dem größten Aufwande der feinsten Redensarten hatte sie es gestern, auf Katharinens dringende Bitte, vermocht, die Entscheidung auf den nächsten Besuch zu verschieben. Aber was dann?

Dieselbe traurige Stimmung lag noch immer auf Mutter und Tochter, als sie am Nachmittage des folgenden Tages am Fenster saßen und gar oft über die Handarbeit hinweg in das unfreundliche Wetter nach der feuchten und kotigen Straße blickten. Beide fuhren erschrocken in die Höhe, als sie an der Stelle, wo die Straße aus dem Walde herausbog, zwei Reiter erscheinen sahen, die langsamen Schrittes auf Itzleben zukamen.

„Da kommen sie schon wieder", klagte Frau von Itzleben.

„Mutter, ich laufe fort und verstecke mich", rief die Tochter, indem sie aufsprang und noch einen angstvollen Blick auf die Männer warf. Doch sie floh nicht, sondern blieb staunend am Fenster stehen.

„Du wirst ihn wohl heiraten müssen", seufzte die Mutter und sah von ihrer Näharbeit nicht auf.

„Wenn's irgend anginge, nähme ich den Ankommenden ganz gern", antwortete die Tochter mit hellem Lachen.

Die Mutter blickte auf und fragte fast vorwurfsvoll: „Wodurch ist der Bürgermeister dir so schnell lieb geworden?"

„Mutter, siehst du denn nicht, wer es ist, der dort kommt?" sagte Katharine freudig erregt. „Es ist ja unser

Rothbein. Sieh nur, wie stattlich und schmuck er aussieht. Wer muß aber der kleine Mann sein, der hinterher reitet? Säße er nicht auf dem großen Pferde, so hielte ich ihn für einen Juden."

In der That war es Rothbein, der aufs Schloß zugeritten kam. Doch es gehörten die scharfen Augen der Jungfer und ihr beteiligtes Herz dazu, den Kuhhirten in ganz anderer Kleidung, hoch zu Roß aus solcher Entfernung wiederzuerkennen.

Katharine wollte ihm entgegeneilen, doch die Mutter verbot ihr das aufs strengste. Sie lehnte sich würdevoll in ihrem Stuhle zurück und sagte: „Wirf dich nicht weg, mein Kind. Wir erfahren zeitig genug, was es neues gibt."

Es währte nicht lange, so trat der Erwartete ins Zimmer. Wie hatte er sich zu seinem Vorteile verändert! Statt des zerrissenen Hirtenanzuges schmückte ihn, wie einen Kavalier, ein anliegendes Wams, über welches ein breiter gestickter leinener Klappkragen herabfiel, weite mit Spitzen besetzte Beinkleider und niedrige breitkrämpige Stulpstiefel mit unförmigen Sporenledern und langen Sporen. Den breitkrämpigen, mit der Straußfeder geschmückten Reiterhut hielt er in der Hand.

Mit geziemender Verbeugung trat er vor Frau von Itzleben und sagte: „Ihr habt den Kuhhirten Rothbein nicht mehr in Euren Diensten haben wollen. Er ist gegangen. Bedürft Ihr indes der Dienste des Leutnants Adrian von Rothenbein, so verspricht dieser, Euch in allem gewärtig zu sein. Damit Ihr sehet, daß ich mir den Namen derer von Rothenbein nicht mit Unrecht anmaße, so beliebet dies Dokument zu prüfen. Es ist mein ehrenvoller Abschied."

Frau von Itzleben nahm das Papier und überlas es schweigend. Doch sie konnte sich der Zweifel noch nicht entschlagen, obgleich das Äußere des Mannes und die Art seines Redens adliger Herkunft entsprach. Sie winkte dem Manne, der sich so plötzlich aus einem Kuhhirten in einen Kavalier verwandelt hatte, sich zu setzen.

Katharine reichte ihm die Hand zum Willkommen und sprach freudig zur Mutter: „Nun wird alles gut, wenn Rothbein, verzeiht, ich wollte sagen, der Herr von Rothenbein uns helfen will."

„Gemach, mein Kind", entgegnete die Mutter als weltkluge Frau und flüsterte der Tochter zu: „Erst muß er sich ausweisen, ob er unsers gleichen ist. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen."

„Aber Mutter!" rief Katharine voll Angst, Rothenbein möchte diese Worte gehört haben.

Dieser aber saß gelassen da, hatte den Degen zwischen den Knieen auf den Fußboden gestützt, die Hände behaglich übereinander auf den Knauf desselben gelegt und schaute die gnädige Frau treuherzig an, bereit über alles Rede und Antwort zu stehen.

Frau von Itzleben begann ein Gespräch, wie es adlige Herrschaften unter sich zu führen pflegen, von dieser und jener Familie, von diesem und jenem Geschlechte, vom Stammbaum und Wappen, von Vettern, Basen und Muhmen. Zu Katharinens hoher Freude wußte der von Rothenbein, gleich einem tüchtigen Examinanden, auf alle Fragen guten Bescheid zu geben. Er war nicht allein zu Hause in der Sippe des löblichen uralten adligen Geschlechts derer von Rothenbein nebst weiblichen Nebenlinien, sondern er bekundete auch, daß er den Herrn von Itzleben, Katharinens ehrengemeldeten Herrn Vater selig wohl gekannt habe. Er wußte sogar den wohledlen Herrn Vater und die viel ehr- und tugendreiche Frau Mutter der Frau von Itzleben mit Namen zu nennen. So hörte sich die gnädige Frau mit Rothenbein die gegenseitige Verwandtschaft ab und ward immer gesprächiger und freundlicher. Wie viel angenehmer und leichter ward ihr die Unterhaltung mit diesem Manne als mit dem Bürgermeister! Schließlich sagte sie: „Es macht mir Freude, Euch als den Sproß derer von Rothenbein begrüßen zu können, wenn es mich auch betrübt hat, zu vernehmen, daß von Eurem edlen Geschlechte niemand mehr am Leben ist, und Ihr in der bitteren Not habt meine Kühe hüten müssen. Eure Bekanntschaft ist mir lieb, doch worin Ihr uns helfen wollt, kann ich nicht sehen."

„Bedürft Ihr meines Dienstes nicht", entgegnete Adrian von Rothenbein gelassen, „um so besser für Euch. Oder wollt Ihr lieber des Bürgermeisters Hilfe, so steht mir's nicht zu, über den Geschmack mit Euch zu rechten. Doch will ich Euch meine Meinung nicht vorenthalten."

Darauf setzte er in fast geschäftsmäßigem Tone die mißliche Lage des Itzlebener Gutes auseinander, welche der gnädigen Frau um so trostloser vorkam, da ein Fremder jetzt das am lichten Tage schonungslos aussprach, was sie nur sich selbst in den schlaflosen Nächten eingestanden hatte. Wenn der Ratsschreiber von dem Notstande gleichfalls gesprochen hatte, so war dies doch nur in Umschreibungen und Andeutungen geschehen. Hier aber war die Rede von wüsten Fluren, öder Heide, wildwachsendem Buschwerk und versumpften Feldern, von zerfallenen Ställen und Scheunen, vom Mangel an Arbeitsleuten, Pferden und gutem Ackergerät. Doch jetzt kam die Wendung. Der Ratsschreiber hatte zu verstehen gegeben, daß die Herrschaft auf Itzleben gar keine Hoffnung aufkommen lassen könnte, mit eigenen Mitteln eine Besserung anzustreben, daß vielmehr die traurige Aussicht auf gänzlichen Ruin vorhanden sei, wenn die selbstlose Hilfe des Bürgermeisters nicht angenommen würde. Rothenbein dagegen behauptete, daß die Aussichten keine schlechten seien, wenn es gelänge, einige hundert Gulden in die Hand zu bekommen.

„In einigen Jahren wird, so unser Herrgott Segen und Gedeihen gibt, der Wohlstand wieder einziehen und die gnädige Frau dermaleinst in ihrem letzten Stündlein ihr Haupt niederlegen können mit dem Bewußtsein, einen wohlansehnlichen Besitz der edlen Jungfer Tochter zurückgelassen zu haben."

Das war ein guter Schluß, wie wohl that er der hart bedrängten Frau! „Woher Geld nehmen?" seufzte sie. „Ich habe an alle Verwandten und einstigen Freunde geschrieben. Von allen erhielt ich die Antwort, daß sie selbst in Schulden seien. Mir bleibt nur der Bürgermeister, denn woher wollt Ihr Geld schaffen?"

„Hätte ich eigen Vermögen", entgegnete Adrian eifrig, „ich würde nicht hier stehen, um zu reden, sondern schon gehandelt haben, aber", fuhr er traurig fort, „ein Stein, der oft von einem Orte zum andern gewälzt wird, kann nicht grün werden. Dazu muß man ruhig liegen, wie der Herr Blasius Prätorius. Das kann die gnädige Frau glauben, er sieht hier nur das gute Geschäft und nimmt die Jungfer Katharine gern mit in den Kauf. Ich aber habe den Juden Asser mitgebracht, der Euch das nötige Geld darreichen will."

„Von einem Juden nehme ich kein Geld", fuhr Frau von Itzleben auf. „Lieber will ich verhungern."

„Aber nur standesgemäß, meine gute Mutter", meinte die Tochter, lustig aufblickend.

„Darüber braucht die gnädige Frau keine Sorge zu tragen, daß es Schande bringt, Judengeld zu nehmen", sagte Rothenbein beschwichtigend. „Hat's mir doch viel Mühe gekostet, den Asser zu dem Geschäfte willig zu machen. Er behauptete, all sein Geld ausgeliehen zu haben, und legte mir ein Bündel Schuldbriefe vor, welche die Namen mancher adligen Herrschaften der Umgegend tragen. Asser verschaffte von einem anderen Manne das Geld, und Ihr könnt versichert sein, er hält reinen Mund. Braucht auch nicht zu glauben, einem Juden zum Danke verpflichtet zu sein. Hohen Zins habt Ihr zu zahlen, wie es in solcher geldarmen Zeit nötig ist."

„Was fordert Ihr als Lohn für Euren Rat und Eure Vermittelung? Man kann ja selbst des heiligen Grabes nicht umsonst hüten", fragte Frau von Itzleben scharf, indem sie dem andern prüfend ins Gesicht blickte.

Katharine errötete bis unter die Schläfen, denn sie fühlte sich durch die Frage der Mutter in Rothenbeins Seele beschämt, dieser aber antwortete mit Gleichmut: „Ich erbitte für mich in Eurem Dienste: meinen Lebensunterhalt. Ihr werdet mir zustimmen, daß es für mich nicht mehr geziemend ist, Eure Kühe zu hüten, seitdem Ihr mich als Adrian von

Rothenbein kennt. Laßt mich an Eurem Tische essen, gebt mir, wenn sich die Einnahmen bessern, so viel, daß ich für meine Kleidung sorgen kann, und ich will Euer treuer Verwalter sein, Euch Hof und Feld versorgen und die Arbeiter in Ordnung halten."

„Woher wollt Ihr die Arbeiter nehmen?" seufzte Frau von Itzleben. „Ihr kennt ja die Verhältnisse und wißt, daß von den Bauern nichts zu erzwingen ist."

„Das laßt meine Sorge sein", entgegnete Rothenbein. „Seid Ihr gesonnen, meinem Rate zu folgen, so rufe ich den Juden Asser."

Lange verharrte die sorgenvolle Frau in Schweigen, blickte prüfend auf den vor ihr Sitzenden und schlug die Augen nicht nieder, wenn sie dessen ruhigem und festem Blicke begegneten. Die Entscheidung ward ihr schwer. Katharine kniete vor ihr, streichelte ihre Hände und sah bittend zu ihr hinauf: „Thu's, Mutter", flüsterte sie, „wag's mit ihm."

Als endlich Frau von Itzleben stumm nickte, holte Rothenbein den Juden.

Asser, ein alter weißbärtiger Jude, trat schüchtern ins Zimmer und machte so viele Komplimente und Kratzfüße, daß die beiden Schläfenlocken, die unter dem schwarzen Käppchen hervorfielen, und die Schöße des langen Rockes sich heftig bewegten. Mit den demütigsten Redensarten brachte er seinen Gruß an, als müßte er erst um Verzeihung bitten, daß er überhaupt auf der Welt sei.

Frau von Itzleben schnitt aber seine Worte mit der kurzen Frage ab: „also du hast Geld, Jude, und willst es verleihen auf Zinsen?"

„Gott der Gerechte", schrie Asser, die Hände mit ausgespreizten Fingern von sich streckend, „wer hat Geld in diesen schlechten Zeiten? Ausgeplündert, ausgeraubt, ausgestohlen sind alle Leute, aufgezehrt und kahlgefressen ist alle Nahrung; der Beutel hat die Schwindsucht und alles ist wie am ersten Schöpfungstage, wüst und leer."

„Das wissen wir", unterbrach ihn Rothenbein. „Aber es stellt sich auch mancher geldlos, nur um ein desto besseres Geschäft zu machen. Hast mir doch gestern das Geld zugesagt!"

„Der Herr Leutnant ist ein verständiger Mann, hab' ich ihm doch gesagt, daß ich nicht selbst hab' das Geld", entgegnete der Jude mit jammerndem Tone.

„Von wem du's nimmst, will die gnädige Frau gar nicht wissen, und der Mann soll ebensowenig erfahren, wem du's leihst", warf Rothenbein dazwischen. „Laß uns mit dem Geschäft beginnen."

„Nur dem Herrn Leutnant zu Liebe will ich machen das Geschäft", antwortete Asser. „Nur weil ich kenne den Herrn Leutnant als einen guten Mann, will ich anschaffen das Geld. Hab' ich ihm doch schon vorgestreckt auf sein ehrliches Gesicht, ohne Handschrift und Siegel, so viel er hat gebraucht, auszuziehen den Kuhhirt und anzuziehen den Kavalier."

„Woher kennst du den Herrn Leutnant?" forschte die gnädige Frau, welcher diese Freundschaft des Juden neues Mißtrauen erweckte.

Sofort antwortete Asser mit großer Zungenfertigkeit: „Bin ich doch einst begegnet dem Herrn Leutnant mit seiner Rotte, der Herr Leutnant verzeihen, wollt' ich doch sagen, mit seinem Fähnlein, mit seiner Kompanie, mit seiner Armee. Wollten mich die Kriegsleute schlagen, hat's ihnen der Herr Leutnant gewehret, wollten mich die Herrn Soldaten berauben, hat der Herr Leutnant ihnen nur lassen nehmen das bare Geld; wollten mich die grausam gewaltthätigen Menschen durchsuchen, hat er's nicht gelitten, mir zu zerschneiden den Rock und zu zerreißen die Mütze, hat er mir doch wieder gegeben alle Papiere und Dokumente. Er ist ein tapferer Mann, ein reeller Mann!"

„Schweig, Jude. Von vergangenen Sachen lohnt's nicht zu reden", fiel ihm Rothenbein ins Wort, „sage deine Kondition, mit welcher Farbe du uns anstreichen willst!"

„Werden die Herrschaften müssen zahlen hohe Zinsen", winselte der Jude. „Der Mann, von dem ich bekomme das Geld, der Herr Leutnant kennt ihn, thut's nicht für ein Geringes. Er will haben an Zinsen im ersten Monat nichts, im zweiten von jedem Gulden einen Pfennig, im dritten zwei Pfennig, im vierten drei Pfennige, und so fort; so viele Monate auflaufend, so viel Pfennige Zuwachs."

„Das scheint ein billiger Vertrag zu sein", meinte Frau von Itzleben.

Rothenbein aber nahm eine Rechentafel, welche auf einem Nebentische lag, rückte diese vor der Frau zurecht, und indem er die Zahlpfennige hin und her rückte, daß sie bald Zehner, bald Hunderter bedeuteten, sprach er: „Wolle die gnädige Frau einmal mit rechnen. Bis zum zwölften Monat hätte man gezahlt für einen Gulden sechsundsechzig Pfennige, das macht für hundert Gulden also im Jahre siebenundzwanzigeinhalb Gulden Zins. Das ist sehr teuer Geld."

„Gott soll mich lassen leben, so schnell und richtig habe ich das Exempel noch keinen rechnen sehen", rief Asser vor Verwunderung die Hände zusammenschlagend, „der Herr Leutnant ist bei Gott ein kluger Mann."

„Wie wird's aber im zweiten Jahre, Asser?" fragte Rothenbein, der gelassen weiter rechnete. „Vom dreizehnten bis zum vierundzwanzigsten Monate muß der Gulden zweihundertzehn Pfennige, item hundert Gulden siebenundachtzigeinhalb Gulden an Zins tragen. Das ist ein himmelschreiender Wucher!"

„Dem Herrn Leutnant kann niemand machen ein x vor ein u. Sollen zahlen auch im zweiten Jahr nicht mehr als im ersten, also zu sagen mit einem Wort siebenundzwanzigeinhalb Prozent. Wollte auch raten, zu entlehnen solche Summen, daß davon gezahlt werden können die Zinsen pünktlich im ersten Jahre. Der Gläubiger ist ein grausamer Mann, der zurückfordert sein Geld bei schlechter Zahlung der Zinsen."

Frau von Itzleben sah hier einen Weg, auf dem sie sich selbst helfen konnte, ohne dem unbequemen und der Tochter so verhaßten Bürgermeister in die Hände zu fallen. Das that ihrem berechtigten Stolze so wohl, darum war sie auch nicht mehr zu stolz, von dem Juden Geld zu nehmen, und setzte ihren Namen unter die vorgelegte Handschrift.

„Zieh den Riemen, Asser", sprach Rothenbein vergnügt, „daß wir zu Ende kommen."

Darauf holte Asser einige schmutzige Lederbeutel aus den tiefen Taschen seines faltigen Rockes hervor und bald lagen achthundert Gulden in Gold und Silbermünzen in langen Reihen aufgezählt auf dem Tische.

Mit zitternden Händen nahm Frau von Itzleben das Geld, um es in der Truhe zu bergen, Rothenbein aber sagte zu Asser, der sich unter vielen Kratzfüßen verabschiedete: „Du hältst reinen Mund, Jude!"

„Gott soll mich strafen, wenn ich rede zu dem Manne, wem ich hab' gegeben sein Geld. Soll es geben ein Unglück. Nein der Asser ist auch ein reeller Mann."

VI.

Ein ganz anderes Leben und Treiben herrschte bald auf dem Itzlebener Hofe. Rothenbein, der das alte verfallene Hirtenhaus verlassen und sich in der leerstehenden Pfarrwohnung einquartiert hatte, war, wie Katharine behauptete, überall und nirgends. So geschäftig war er, als ob er sich zerteilen wollte, denn er fühlte sehr die Verantwortung, die er durch seinen Rat auf sich genommen, und war bemüht, alles zu thun, um das Vertrauen auf die eigene Kraft zu rechtfertigen.

Bald war er im Stalle, um zu sehen, ob die gekauften Pferde mit allem versorgt seien, bald war er in den Scheunen und Böden, um die vorgenommenen Ausbesserungen zu überwachen, bald war er draußen auf dem Felde, um die Arbeiter in Zucht und Ordnung zu halten.

Diese Arbeiter waren nicht nach jedermanns Geschmack. Jene Männer mit den trotzig kriegerischen Gesichtern, welche ihre kräftigen Gestalten mit abgerissenem Zeug nur notdürftig bekleiden konnten, waren nicht gewillt jedermann Gehorsam zu leisten. Doch des Leutnants Kommando folgten sie ohne Murren, denn mancher von ihnen war daran gewöhnt. Im

Felde war Rothenbein ihr Leutnant gewesen, jetzt war er auf dem Felde ihr Vogt. Die besten Leute hatte er unter dem Gesindel, das sich in der Gegend aufhielt, ausgewählt und sie nach ernsten Vorstellungen durch die Aussicht auf genügenden Verdienst und ein geordnetes Leben vermocht, aus Tagedieben Tagelöhner zu werden.

Mit guten und strengen Worten, mit Drohungen und Scherzen mußten die Männer regiert werden. Anfangs gab es freilich mancherlei Anstöße, denn die Kost war den alten Soldatenkehlen, die durch das Verlangen nach Braten und Wein gekitzelt wurden, zu gering. An der Landstraße hatten die Männer freilich keine Leckerbissen gefunden, aber sie meinten, aus der Küche des Schlosses müsse besseres kommen, als Erbsen, Speck und Grütze. Rothenbein aber machte den Knechten in seiner derben Weise klar, daß sie nichts Feineres erwarten könnten, als die gnädige Herrschaft selbst auf ihrem Tische hätte, und sprach zu ihnen: „Wollt ihr leckeres Süpplein, Bißlein und Tränklein, und steht euch das Maul nach reichen Mannes Küche, müßt ihr weiter ziehen. Denkt ihr, weil wir jetzt beginnen die Felder zu bearbeiten, müßten gleich alle Kisten und Kasten voll sein? Jetzt heißt's: arbeiten und aussäen. Zum Erntefest im nächsten Jahr kann es lustiger hergehen und später wird es der gnädigen Frau auch nicht auf ein Stück Land für jeden ankommen, daß ihr euch ansiedeln könnt."

Damit beruhigten sich die Leute. Nur ein unverbesserlicher Gesell, dessen pockennarbiges Gesicht mit dem roten struppigen Barte jedem Galgen zur Zierde gereicht haben würde, ließ das Murren nicht und fand das Essen ungesalzt, ungeschmalzt, stinkend und verdorben. Er wollte, wie er log, die gnädige Frau haben sagen hören: ‚soll man den Rotschnäbeln Pasteten geben? wollen sie's nicht fressen, so mögen sie's lassen.' Als mit diesem Störenfried kurzer Prozeß gemacht und er entlassen war, ging die Arbeit ohne Streit fortan wohl von statten. .

Am Abend hatte Rothenbein mit dem Kossaten Hennig Strohbart viel zu konferieren, der als altgedienter Tagelöhner der Herrschaft in allen Verhältnissen wohl Bescheid wußte. Da wurde festgestellt, wo früher das Winterfeld und wo das Sommerfeld gelegen, damit noch vor Winters das Winterfeld mit Korn und Weizen bestellt und das Sommerfeld umgebrochen werden möchte. Eine harte Arbeit war's freilich, das Land, welches jahrelang nicht vom Pfluge berührt war, zu lockern, Buschwerk, Weiden- und Dornengestrüpp, das sich überall breit gemacht hatte, auszuroden und Abzüge für das stehende Wasser zu schaffen; und doch blieb noch Zeit übrig auch den Bauern zu helfen, daß ihre Äcker wieder in besseren Stand kamen. Es zog in Itzleben bald ein Behagen ein, wie man es seit Menschengedenken nicht gekannt hatte. Es wurde mit Lust gearbeitet, denn nun war die Hoffnung vorhanden, die Früchte des Fleißes in Frieden und Ruhe genießen zu können. Die Zufriedenste von allen war die Strohbartin. Unverdrossen war sie von früh bis spät bei der Arbeit. „Ich bin emal zer Arvet gebore", sagte sie, „und bin reneweg krank und elend, wenns su leider wenig ze thun gett."

Frau von Itzleben war förmlich aufgelebt. Wie wohl that es ihr, das neue Leben, das sich in der Wirtschaft regte, nicht nur zu beobachten, sondern auch selbst zu fördern! Wie befriedigte es sie jetzt, für die Kost so vieler Leute sorgen zu können, da sie vordem für den kleinen Hausstand nicht satt zu essen hatte schaffen können. Unermüdlich kommandierte sie im Hause herum „hug Bärbchen, zeug dich Ursel!" ging's den ganzen Tag, doch ohne Beißen und Keifen; und die Mägde, obwohl sie sich drehen mußten wie die Kreisel, thaten doch gern ihren Dienst. Sie merkten selbst, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war und das ganze Hauswesen von Woche zu Woche ein freundlicheres Aussehen gewann. Am vergnügtesten war die gnädige Frau, wenn sie jetzt, wie in früheren besseren Zeiten, sich mit ihrer Tochter dem Bierbrauen und Branntweinbrennen widmen konnte. Mußte sie auch jetzt noch das Getreide dazu kaufen, so wagte sie diese Ausgabe doch gern, um den Männern nach der harten Arbeit abends mit einem Tränklein aufwarten zu können.

Als der Winter herangekommen war, da barg die Schneedecke die vielversprechende junge Saat, und das frischumgebrochene Land zur Sommersaat wartete auf den Frost, der die rohen Schollen lockern sollte. Für die Gutsarbeiter aber war auch im Winter kein Müßiggang eingetreten. Der friedliche Ton der taktmäßig geschwungenen Dreschflegel war zwar in diesem Winter nur für ganz kurze Zeit zu hören, denn der Ausdrusch der wenigen Mandel Garben, die man auf den noch von Strohbart bestellten Feldern geerntet hatte, war bald geschehen. Desto lustiger erklang die Axt. Denn Brennholz wurde herbeigeschafft und zerkleinert und in runden turmartigen Haufen im Hofe aufgeschichtet. Auch Steine und Bauholz wurde herangefahren, um mit dem Neubau von Scheunen und Ställen im nächsten Frühjahre beginnen zu können.

In der Umgangsweise Rothenbeins mit Katharinen war zur sichtlichen Freude der Frau von Itzleben eine merkliche Änderung eingetreten. Von dem vertraulichen Lachen und Scherzen, wie es die beiden getrieben, als Rothenbein noch Rothbein hieß und die Kühe hütete, war nichts zu merken. Zu Katharine redete der Herr von Rothenbein nicht mehr wie zu einem Kameraden, sondern er achtete in ihr das adlige Fräulein. Katharine wußte selbst nicht, sollte sie sich über diese Änderung freuen oder grämen. Wohl war Rothenbein auch jetzt kein Sauertopf und ließ es an manchem launigen Worte nicht fehlen, aber wenn er an den langen Winterabenden von seinen Kriegserlebnissen erzählte, so hörte sich die Beschreibung jetzt an, wie die Sprache eines jener kleinen in weißes Pergament gebundenen Bücher mit goldnem Schnitt, welche edle Frauen gern zur Hand nehmen. Unwillkürlich änderte sich auch Katharinens Lebensgewohnheit. Das wilde, oft noch kindische Wesen schwand und die angeborene Vornehmheit trat zu Tage. Da sie merkte, daß es Rothenbein nicht gern sah, wenn sie an groben Arbeiten selbst teil nahm, so überließ sie solche Verrichtungen den Mädchen, und saß oft und lange am Fenster mit dem Nähzeug. Vornehmer war diese Lebensart, aber auch langweiliger. — — (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Bergführer.

Von G. Wymann.

II. Des Bergführers Gang und Ende.

Es war ein wundervoller Augustabend, als ich an der Seite eines lieben Freundes auf dem Korso von Interlaken, unter den tausendjährigen Wallnußbäumen lustwandelte.

Hinter Niesens Pyramide sank der Feuerball der Sonne hinunter, und ihre scheidenden Strahlen küßten den erblassenden Scheitel der königlichen Jungfrau. Da mit einemmal werden die Berge von einem blaßvioletten Dufte angehaucht, und bald darauf strahlen sie im herrlichsten Alpenglühen. Hingerissen von diesem hehren, einzigartigen Naturschauspiel, blieben die zahlreichen Spaziergänger in Gruppen stehen. Die lauten Gespräche verstummten, heilige Stille herrschte ringsum; alles stand im Banne der wundervollen Lichterscheinung. Endlich verblaßten die violetten Tinten, und nur das geisterhafte Haupt der Jungfrau hob sich vom dunkeln Hintergrund ab, während die Vorberge in die Abenddämmerung versanken.

Im nahen Kurgarten begann das Orchester seine heiteren Weisen zu spielen; dorthin lenkten die Gäste aus allen Weltgegenden ihre Schritte. Wir setzten uns auf eine Ruhebank. In traulichem Gespräche erwogen wir die Chancen einer Bergfahrt für den morgenden Tag. Einer der tüchtigsten jüngeren Bergführer, namens Gilgian Sensten, war von mir zu einem Rendezvous eingeladen worden. Bald stand er vor uns, beleuchtet von den Lichtstrahlen eines Gaskandelabers. Er kam soeben zurück von einer Jungfraubesteigung. Er war ein Prachtbursche, wie er da vor uns stand, in der Blüte der Jahre, das Gesicht mit den energischen Zügen und den klugen Augen umrahmt von einem kastanienbraunen Vollbarte, den Hut mit der Auerhahnfeder keck aufs linke Ohr gestülpt, die kurze, silberbeschlagene Pfeife im Mund, dem dichte Rauchwolken entstiegen. Um die Schulter war das aus Manillahanf gedrehte Seil geschlungen, an der Seite hing die mächtige

Vorlesung im Park. Gemalt von Arthur von Ramberg. Nach einem Stich aus dem Verlage von P. Käser in München.

blecherne Feldflasche; die Füße steckten in hohen Gamaschen, und die schweren Bergschuhe starrten von zackigen Nägeln. Über der soliden Halbleinkleidung hing ein wasserdichtes Plaid, und die nervigen Arme stützten sich auf einen blanken Eispickel mit eschenem Stiel.

So stand er vor uns und ließ sich nach kräftigem Gruß und Handschlag zu uns auf die Bank nieder. Wir kannten uns schon lange; seitdem er das Fegfeuer des Examens passiert hatte, war seine fernere Entwickelung von mir genau beobachtet worden. In der Sekundarschule seines Heimatsortes hatte er leidlich französisch gelernt, und da er von einem Engländer als Bursche mitgenommen worden war, so hatte er während des in England zugebrachten Winters auch die englische Sprache sich in bescheidenem Maße zu eigen gemacht. Seine Sprachkenntnisse kamen ihm im Verkehr mit der polyglotten Touristenwelt sehr zustatten, so daß er, da er auch in seinem Berufe sehr tüchtig war, zu den gesuchtesten Bergführern gehörte und oft lange zum voraus engagiert war.

Wir hatten im Sinn, am nächsten Morgen der „Schwalmern" einen Besuch abzustatten und den Abstieg über Mürren zu nehmen. Es wurde alles Einschlägige genau besprochen und verabredet, und eben wollten wir auseinandergehen, als ein Vorübergehender, welcher dem Kurgarten zustrebte, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war dies ein langer, hagerer Herr, mit spindeldürren Beinen und wackeligem Gang. Das ergraute Haupt deckte ein großer Filzhut, und über den Rücken hinunter fiel ein mächtiger wallender Schleier. Gilgian Senften konnte ein malitiöses Lächeln nicht unterdrücken, und kaum war die seltsame Gestalt außer Gehörweite, so erzählte er:

„Das ist Herr Gabelmeyer, ein berühmter neuerer Bergsteiger; sein Ruhm datiert von der Jungfraubesteigung, die heute ihren Abschluß gefunden hat. Der eitle, neunundsechzigjährige Geck, welcher bis jetzt noch nie einen Berg bestiegen hatte, wollte absolut der Jungfrau seinen Fuß auf den Nacken setzen. Alles Abmahnen war vergebens, und so machte ich mich denn mit ihm und meinem Freund Hans als Träger auf den Weg. Sonntag nachmittags fuhren wir nach Grindelwald und begaben uns über den unteren Gletscher nach der „Bäregg". Es war Älplersonntag, und die Landleute tanzten lustig drauf los. Herr Gabelmeyer mischte sich unter die Tanzenden und walzte drauf los bis Mitternacht.

„Nach kurzer Rast wurde um drei Uhr morgens aufgebrochen, und auf seinen speziellen Wunsch mußten dem übrigen Proviant noch einige Flaschen Kognak beigefügt werden. Vor dem Betreten des Gletschers wendete er sich mit Pathos zu uns: „Freunde, versprecht mir, mich tot oder lebendig auf den Gipfel der Jungfrau zu bringen, dann winkt euch eine Extrabelohnung von 100 Frank." Hans verstand meinen Wink, eilte zurück und brachte aus der Wirtschaft einen starken Zwilchsack mit. Auf die Frage Gabelmeyers, wozu dies Inventarstück dienen solle, wurde ihm bemerkt, er werde es bald erfahren. Mit Mühe und Not erreichten wir, unter öfterer Zuhilfenahme der Kognakflasche, die „Berglihütte", wo wir allerlei Komisches erlebten. Die Nacht verlief gut, und am frühen Morgen war das herrlichste Wetter. Allein Herr Gabelmeyer erklärte uns, er sei so müde, daß er nicht weiter könne. Nun mußten wir unsere Zuflucht zur List nehmen. Wir brauten starken Kaffee und versetzten ihn gehörig mit Spirituosen. Das brachte den Müden auf die Beine. Wir nahmen ihn an das Seil, und nun zogen und stießen wir ihn über das Mönchsjoch und den Aletschgletscher unter unsäglichen Mühen und Beschwerden bis zum Rotthalsattel.

„Hier restaurierten wir unsern Magen gehörig, ließen alles Gepäck zurück, nahmen unser Schlachtopfer ans Seil, und bei den denkbar günstigsten Schneeverhältnissen hißten wir dasselbe in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den vielbegehrten Gipfel der Jungfrau. Doch war Herr Gabelmeyer zu erschöpft, um die Aussicht zu genießen. Nur das Gefühl, auf dem Jungfraugipfel zu sein, machte sich in einem matten „Hurra!" Luft.

„Da im Westen drohende Wolken aufstiegen, so beschleunigten wir unsern Abstieg. Beim Proviant angelangt, erklärte unser Jungfraubezwinger kategorisch, keinen Schritt mehr weiter gehen zu wollen. Nun machten wir kurzen Prozeß. Wir reichten ihm die Kognakflasche, an welcher er tüchtig sog. Dann steckten wir den Angeheiterten in den Zwilchsack, gaben dem Kopf durch einen untergebundenen Mantel eine etwas erhöhte Lage, und fort ging's in beschleunigtem Tempo über die sanft geneigten Eisfelder des Aletschgletschers, der Konkordiahütte zu, bei der wir gerade anlangten, als der signalisierte Gewittersturm mit ganzer Gewalt losbrach.

„Die Hütte war schon von einer Partie Alpenklubisten — unter ihnen auch eine junge, hübsche Dame — besetzt, doch fand sich noch genügend Raum für uns alle. „Was bringt ihr da?" fragte uns ein Walliser-Führer bei der Ankunft. „Schwarzwild", versetzte ich ruhig und wickelte unsern Jungfraufahrer aus der Sackumhüllung. Die Reibung auf dem blanken Firn hatte den Sack sehr mitgenommen und sogar den Unaussprechlichen Herrn Gabelmeyers arg mitgespielt. Er wurde auf die Pritsche ins Stroh gebettet und schlief da bis gegen Abend seinen Rausch aus. Kaum wieder zu sich selber gekommen, fing er an, von der Jungfraubesteigung zu schwadronieren, daß ich mir Gewalt anthun mußte, den Bramarbas nicht zu entlarven. Das Gleiche war am folgenden Tage im Hotel Eggischhorn der Fall, und als es dann zum Abstieg nach Viesch ging, konnte er nicht mehr laufen, und wir mußten ihn auf einem Holzschlitten zu Thal befördern."

Kaum hatte der Erzähler geendet, da zeigte sich wieder die lange Gestalt mit dem wallenden weißen Schleier. Wir bogen rasch in eine Seitenallee, um ein Zusammentreffen mit der unsympathischen Persönlichkeit zu vermeiden, und trennten uns dann auf Wiedersehen am morgenden Tage.

Allein im Rat der Berggötter war es anders beschlossen. In der Nacht öffnete Jupiter pluvius die Schleusen des Himmels, und beim Erwachen klatschte der Regen gegen die Fenster; Berge und Thäler waren in Nebel gehüllt, und unsere projektierte Besteigung der „Schwalmern" mußte verschoben werden.

Kurze Zeit darauf führten mich Berufsgeschäfte ins Wallis, und nachdem dieselben abgewickelt waren, wollte ich den Heimweg über die Grimsel nehmen. Am Rhonegletscher traf ich einen Studienfreund, den Topographen Wanner, welcher sich mir sofort anschloß. Wir kletterten an der Maienwand empor und erreichten gegen Abend das gastliche Hospiz auf der Grimsel. Als wir nach dem Nachtessen bei einem Glas Malvasier saßen, tönten laute Stimmen durch das offene Fenster. Ich erkannte sofort diejenige meines Freundes Gilgian Senften. Er kam von einer äußerst gelungenen Expedition nach dem Galenstock zurück und zeigte sich sofort bereit, mit uns zu gehen, wenn wir etwas unternehmen wollten. Nach kurzer Besprechung mit meinem Freunde Wanner einigten wir uns, dem 3643 m hohen Oberaarhorn einen Besuch abzustatten.

Noch am gleichen Abend wurde genügend Proviant für vier Tage verpackt, und in der Frühe des folgenden Morgens marschierten wir mit Gilgian Senften und einem Träger nach dem Oberaargletscher ab. In der neuen Oberaarhütte ließen wir alles Überflüssige zurück und gelangten nach mühsamem, aber durchaus ungefährlichem Aufstieg um zwei Uhr nachmittags auf die Spitze des Oberaarhorns, wo wir bei der außerordentlich reinen und klaren Luft die großartigste Hochgebirgsrundsicht genossen, die sich nur denken läßt. Abends waren wir schon beizeiten wieder in der gastlichen Clubhütte, und da der Appetit während des Essens kommt, so beschlossen wir, am folgenden Tag das Finsteraarhorn zu rekognoszieren.

Wir brachen beizeiten auf und stiegen auf den Studerfirn nieder. Derselbe zeigte sich sehr zerklüftet und von zahlreichen neuen Spalten durchzogen, die nur von einer leichten Schneedecke verhüllt waren. Wir gingen daher vorsichtig ans Seil gebunden vorwärts. Voraus marschierten Senften und Wanner, und hinter mir folgte mit dem „Räf" (Tragbrett) auf dem Rücken der Träger. Nichts ahnend schreiten wir weiter. Da ertönt ein gellender Schrei, und vor mir verschwindet Freund Wanner in einer gähnenden Gletscherspalte. Ein Augenblick nur, und die Situation war uns klar. Senften und ich

streckten sofort das Seil straff an, und mit einiger Kraftanstrengung schnellten wir den Verschwundenen aus dem Dunkel der Unterwelt wieder ans Tageslicht empor.

Um neuen Gefahren zu entgehen, durften wir nur mit großer Vorsicht avancieren und kamen deshalb sehr langsam vorwärts. Am Felsgestell des Finsteraarhorns angekommen, hielten wir unsere frugale Mittagsmahlzeit und ruhten in den Felsen ein wenig aus.

Da verschwand die Sonne, deren Strahlen uns bisher nur zu lästig geworden waren, hinter einer Wolke; einzelne Windstöße ließen sich hören und erweckten in dem engen Wetterkessel des Studerfirns ein unheimliches Echo. Erschrocken sprang Senften auf; seine Nüstern ausdehnend, sog er die scharfe Luft in langen Zügen ein und rief erschrocken: „Ein Schneesturm ist im Anzug; rasch der Hütte zu!“ Diese Worte elektrisierten uns. Im Nu wurde aufgepackt und wir waren zum Aufbruch bereit.

Nun begann ein Heulen und Toben der entfesselten Elemente, als ob alle Geister des Gebirgs sich zu unserm Untergang verschworen hätten, und die von eisigem Winde gepeitschten Schneeflocken trafen unsere Wangen wie Nadelspitzen. Die Angst stählte unsere Muskeln und Nerven, und wir kamen rascher vorwärts, als wir nur hatten hoffen können. Unser Leben war in Gefahr; erreichten wir nicht das schützende Obdach der Hütte, so waren wir verloren. Ihr strebten wir mit allen Kräften zu. Mit sicherm Blick hielt Senften die Richtung inne; wir folgten unentwegt seinen Spuren. Mit großem Geschick hatten wir bereits eine Menge von Spalten im Sturmschritt bewältigt; denn zum Umgehen hatten wir keine Zeit. Da klaffte vor uns ein zwei Meter breiter Schlund; weit und breit war keine Schneebrücke sichtbar. „Wer wagt, der gewinnt!“ sagt Gilgian Senften. Er mißt die Spalte mit raschen Blick, nimmt einen gewaltigen Sprung und bohrt drüben seinen Eispickel in den hohen Schnee. Das Seil wird an ihm befestigt, und wir folgen in kurzen Zwischenräumen unserm kühnen Führer. Die Operation gelingt; wir sind dem unheimlichen Gebiet der Gletscherspalten entronnen, aber nun geht es scharf aufwärts. Der Schnee fällt so massenhaft, daß der Hinterste von uns vieren den Vordersten nicht mehr erblickt. Er geht uns an die Kniee und bald an die Hüften, und das Waten in demselben wird so mühsam und beschwerlich, daß alle fünf Minuten ein anderer an die Spitze der Kolonne tritt, um den Schnee zu stampfen. Wir kommen langsam und immer langsamer vorwärts. Die Nacht bricht ein. Bald sind wir von dichter Dunkelheit umfangen, kaum in etwas gemildert durch den Schnee. Todmüde und niedergeschlagen rücken wir nicht mehr von der Stelle. Schweigend wird der Rest des Weinvorrats dem „Legel“ (kleines ovales Weinfäßchen) entnommen und getrunken. Drauf versetzte Senften: „Mannen, mutig vorwärts, wollt Ihr die Eurigen wiedersehen; wir sind nicht mehr fern von der Hütte!“

Angefeuert von dem edlen Walliser Traubenblut, raffen wir uns auf und dringen noch eine Zeitlang vorwärts, bis am Fuße einer kleinen Felswand unser Führer traurigen Tones sagt: „So, jetzt weiß ich nicht mehr, wo aus und an; will ein anderer die Führung übernehmen, soll es mir recht sein. Wir müssen in der Nähe der Hütte sein; doch kann ich mich nicht mehr orientieren.“

Schweigend stehen wir da, ratlos, thatlos. Doch bald gewinnt Senften seine frühere Energie wieder, und wir gehorchen ihm willenlos. Um uns gegen den orkanartigen Sturm zu schützen, bauen wir eine sechs Fuß hohe Schnee- und Steinmauer auf der Wetterseite. Ein kleiner Platz wird vom Schnee gesäubert und mit dem Rest des mitgenommenen Holzes — es sind einige wenige Scheite — ein Feuer anzuzünden versucht. Nach unsäglicher Mühe gelingt es, und mit geschmolzenem Schnee brauen wir in einer Gamelle einen dünnen Thee, der uns gleichwohl wundervoll schmeckt. Doch sind wir gezwungen, das „Räf“ zu zertrümmern und später sogar das „Legel“, um das Feuer zu speisen, um das wir uns kauernd drücken und ein wenig erwärmen. Unsere letzte Hoffnung war eine Miniaturbüchse Fleischextrakt; er wurde mit warmem Wasser verdünnt und gierig das Gebräu verschlungen. Das Feuerchen erlischt, und wir sind einsam und verlassen in der vom Schneesturm durchheulten Nacht. Es wird empfindlich kalt, und der Schlaf will uns übermannen. Allein aufs Kommando unsers Führers beginnen wir allerlei gymnastische Übungen, als Reiben der Ohren und Nasen, Schlenkern der Arme und Beine und Stampfen mit den Füßen. Es war eine lange, bange, endlose Schreckensnacht!

Endlich legte sich der Sturm, das Schneegestöber wurde dünner, hörte dann ganz auf, die Finsternis wich, und im fernen Osten wurde es hell und heller, bis der erste Sonnenstrahl die Häupter der Bergriesen küßte. Da wurden unsere Augen aufgethan, und kaum zweihundert Schritte über uns wurden wir die Clubhütte gewahr. Wir waren gerettet! Sprachlos fielen wir einander in die Arme, und über die vor Frost erstarrten Wangen rannen Thränen der Freude. Wir steuerten der Oberaarhütte zu und erreichten dieselbe nach mühsamem Marsche. Hier waren wir nun geborgen. Wir erquickten uns an den Speisevorräten königlich und thaten dann einen langen, tiefen Schlaf bis um die Mittagsstunde. Am späten Abend noch gelangten wir wohlbehalten, wenn auch todmüde, auf der Grimsel an.

Kurze Zeit darauf war ich an einem schönen Septembermorgen in Grindelwald, um mit der Führergilde einige Anstände wegen der Lebensversicherung auszugleichen. Da hatte ich sie um mich versammelt, die Gletschermannen, die dem Tode schon so oft ins Auge gesehen hatten. An meiner Seite saß Emil Baß, der Führerkönig, und sein Kamerad Kaufmann. Sie waren es, die mit Rev. Green den Mount Cook auf Neuseeland bezwangen und mit Lord Graham im Himalaya auf dem 24 300 Fuß hohen Kabru den höchsten Punkt erreichten, welchen je eines Menschen Fuß betrat. Außerdem war die Blüte der Bergführer des ganzen Thales um mich versammelt. Aber groß war auch die Zahl derer, die in meiner Kontrolle gestrichen werden mußten.

Andreas Maurer, welcher den ungarischen Baron Secchi in den Himalaya begleitet hatte, war mit einem Engländer auf bisher unerklärte Weise verunglückt. Peter Egger verblutete auf dem Weg zur Berglihütte. Rubin und Roth, welche von der Expedition des Dr. Haller nie zurückkehrten, liegen irgendwo im Gebiet des Lauteraargletschers begraben, Gertsch wurde beim Milchbach tödlich von einem Stein getroffen, Peter Bohren, der Gletscherwolf, welcher den Montblanc mehr als hundertmal bestieg, hauchte bei der Weißhornhütte seinen letzten Seufzer aus. Nur dem Nestor der Gletscherführer, dem neunundsechzigjährigen Peter Michel, war es vergönnt, eines natürlichen Todes zu sterben und im Alpenrosen geschmückten Sarge zur ewigen Ruhe bestattet zu werden.

Das alles hatte ich in der Kontrolle zu notieren. Dann ergriff Gilgian Senften, mein Leibführer, meine Hand und sagte in bewegtem Tone: „Ja, Herr, es ist des Bergführers Los, in den Bergen zu sterben, der eine heute, der andere morgen. Adieu! Herr, ich gehe nach dem Wetterhorn!“

Drei Tage später stand ich an seinem Grabe. Er war an jenem Abend in Begleitung des Herrn Peakham nach dem Wetterhorn gegangen mit Abstieg nach der Dossenhütte. Da am folgenden Tag von Meiringen keine Nachricht kam, so wurde eine Expedition ausgesandt, die beiden zu suchen. Man fand sie auf dem Gletscher unter den Trümmern einer Lawine. Wahrscheinlich waren sie im Couloir von derselben überrascht und mitgerissen worden. Senften hatte sich bis aufs äußerste gewehrt; das bewiesen seine zerschundenen Hände.

Der trauernden Witwe und dem einzigen Söhnchen konnte ich von der Versicherungsgesellschaft eine Summe von fünftausend Frank überbringen. Sie schlagen sich seither wacker durch. Die Mutter wünscht, der Sohn möchte später ein Handwerk lernen. Frage ich aber den muntern Jungen: „Hans, was willst du später werden?“ so antwortet er keck: „Ein Gletscherführer, wie mein Vater!“ Die Mutter aber weint dann bittere Thränen und schleicht still weg.

Zur Erinnerung an Albert Knapp.

Am 18. Juni waren es einundzwanzig Jahre, daß einer der edelsten schwäbischen Dichter dieses Jahrhunderts von der Erde schied. Es war Albert Knapp. „Wer war Albert Knapp?“ fragt wohl heute schon mancher in unserem raschlebigen und raschvergessenden Geschlecht. Andere, die den Namen oft gehört haben, verbinden damit eine ganz unklare Vorstellung von einem pietistischen Geistlichen, der einige fromme Gesangsbuchlieder verfaßt habe. Und doch hat Albert Knapp über zwölfhundert Lieder und Gedichte im Drucke erscheinen lassen. Auch war er keineswegs ein einseitiger geistlicher Dichter, wie er auch ebensowenig in seinem Leben und Dichten ein engherziger Pietist war. Sein Sinn war erschlossen für alles Große und Edle in der Natur und Geschichte. Schon früh wurde derselbe geweckt. Am 25. Juli 1798 in Tübingen geboren, verlebte Knapp seine Kinderjahre in dem uralten Klosterstädtchen Alpirsbach im Schwarzwald, wohin sein Vater 1800 als Oberamtmann versetzt wurde. Da erschloß sich ihm der Zauber der Natur in dem romantisch schönen Kinzigthal mit seinen immergrünen Tannengruppen, „durch deren stolznickende Wipfel der Morgenhauch äolsharfenartig flüsterte, als hätte er ein seliges Geheimnis zu verkünden.“ Dazu kamen historische Eindrücke, die befruchtend auf die Phantasie des lebhaften Knaben wirkten. Ein besonderer Gang verband die Wohnung der Eltern mit dem aus dem XI. Jahrhundert stammenden, architektonisch hoch interessanten Benediktinerkloster, in welchem einst die Reformatoren Ambrosius Blaurer und Philipp Melanchthon geweilt hatten. „Ein erhabener Geist der Vorwelt“, sagt Knapp davon in seinen „Kindheitserinnerungen“, „weht durch diesen melancholischen Klosterbau, ein Gefühl, das unwiderstehlich in das geheimnisvolle Helldunkel des Mittelalters zurückführt und dem kindlichen Gemüt sowohl die dunkeln Schauer als die süße Wehmut der grauen Vergangenheit vorüberführt.“

Sein Lebenlang blieb ihm das Auge offen für die Herrlichkeit der Natur, wenn auch seine spätere Entwicklung ihn dahin führte, in ihrer sichtbaren und vergänglichen Lebensäußerung immer mehr nur Sinnbilder des Unvergänglichen zu erblicken. Ebenso gab er sich mit Vorliebe dem Studium der Geschichte hin. Und er verfuhr dabei aufs allergründlichste. Gerok, der ihn 1836 als Amtsgenossen seines Vaters in Stuttgart kennen lernte, erzählt, daß Knapp „den Verlauf der Schlacht von Leipzig wie ein strategisch gebildeter Offizier entwickeln konnte.“

Ebenso wie in der neuesten Geschichte, war er zu Hause in den alten orientalischen Weltreichen, in Hellas und Rom, in der altkirchlichen Märtyrer- und in der Reformationsgeschichte. Am meisten fesselte ihn natürlich die vaterländische Geschichte. Er war ein begeisterter Patriot bis an sein Ende. Wie er als Tübinger Student bei einem Waterloofest ein schwungvolles patriotisches Gedicht vortrug, so bat er noch auf seinem letzten Krankenlager — nicht lange vor seinem Tode — einen Freund, der eingehend und teilnahmsvoll über seinen inneren Zustand mit ihm gesprochen: „Nun lesen Sie mir aber auch aus der Zeitung alles vor, was Sie über die Erstürmung der Düppeler Schanzen darin finden!“

So war denn Knapps Muse gleicherweise heimisch auf dem Gebiet der Natur und der Geschichte. Eine reiche schwungvolle Phantasie, eine tiefe warme Empfindung und eine Fülle von Gedanken und Gleichnissen zeichnet seine Naturlieder aus, sei es daß er den Vorfrühling besingt oder einem Nachtgewitter lauscht; sei es daß er den Gardasee preist oder dem Fluge des Adlers begeistert folgt. Seine geschichtlichen Poesieen umfassen alle Zeiten. Neben den „Bildern der Vorwelt“ bietet er in den „Hohenstaufenliedern“ einen Kranz von neunundachtzig Dichtungen. Gerok sagt davon in seiner Würdigung Knapps („A. Knapp als schwäbischer Dichter“): „Dem sanften elegischen Hauch, wie er über den kahlen Scheitel des ehrwürdigen Kaiserbergs hinweht oder in den Ästen der alten Klosterlinde zu Lorch säuselt, und den verschiedenartigen Erinnerungen, die an jene welthistorischen Stätten sich knüpfen, hat kein anderer einen innigeren und reicheren Ausdruck gegeben, als Knapp in Gedichten wie: „Ein Ostermorgen auf Hohenstaufen“ oder „Barbarossas Kirchthür“ oder „die Spielburg“. Und der Philosoph Schelling schrieb an Knapp darüber im Jahre 1841 u. a.: „Welche Freude in der Zeit wie Scheidemünze abgegriffener poetischer Redeweisen solche Kraftworte! welcher Reichtum der Empfindung, um alle Saiten anzuschlagen, die beim Gedanken an Hohenstaufen erzittern!“ — In der Kunst war seine Muse nicht weniger zu Hause. Ebensosehr in der Tonkunst, die er praktisch übte, wie in der Dichtkunst. Und auch hier ist er nicht einseitig. Neben Bach und Händel feiert er in begeisterten Versen Mozart und Beethoven, neben Dante und Klopstock — Shakespeare, Goethe und Schiller. Geleugnet soll übrigens nicht werden, daß in allen weltlichen Gedichten Knapps der Predigerton oft etwas zu stark angeschlagen wird, und daß viele an großen Längen leiden. So z. B. in dem Gedicht auf Goethes Hingang, das nicht weniger als einundsiebzig achtzeilige Stanzen zählt!

Albert Knapp.

Geboren 25. Juli 1798, † 18. Juni 1864.

Das Hauptthema und der Grundton seiner Dichtung war aber geistlicher Art. Nicht sowohl sein Beruf und Amt als seine Herzenserfahrung und Herzensüberzeugung trieben ihn dazu, seitdem ihm durch Ludwig Hofacker und andere Glaubensmänner nach schweren Kämpfen ein neues inneres Leben aufgegangen war. Damals verbrannte er seine Jugendgedichte, zwei dicke Bände Manuskript, „weil sie“, wie er sagt, „teils wider, teils wenigstens nicht für Christum waren“, und fortan galt von seinem ganzen Leben, was er im ersten Bande seiner „Christlichen Gedichte“ in der Zueignung an den Erlöser ausgesprochen hat:

Die heilige Barbara. Nach dem Gemälde von Palma Vecchio in Sa Maria Formosa zu Venedig.

„Vor deinem Throne liegt mein Saitenspiel;
Du bist's, o Herr, der ihm die Töne leihet,
So sei dein Ruhm auch meines Liedes Ziel
Und deiner Treue jeder Laut geweihet."

So sehr er deshalb auch nichts Menschliches sich ferne sein läßt, „über der verwelklichen Natur und dem flüchtigen Menschenleben" erhob sich für ihn doch immer „das ewig junge Wort Gottes", und der darin enthaltenen „Rätselwelt voll heiliger Paradiese" entnahm er am liebsten seine Stoffe. Vor allem war er darauf bedacht, die modernen Dichtungsformen mit dem Geiste des alten Kirchenliedes zu durchdringen, und in manchen seiner Lieder ist ihm das entschieden gelungen. Die hohen Feste hat er in würdigem Kirchenton besungen, und seine Missionslieder haben dazu beigetragen, den Missions-Stunden und -Festen ein kirchliches Gepräge aufzudrücken. Gustav Schwab, sein Vorgänger auf der Kanzel der St. Leonhardskirche in Stuttgart, urteilt geradezu: „Mit der warmen tiefchristlichen Empfindung vereinigt Knapp einen Reichtum und Schwung der Phantasie, wodurch er sich den ersten Kirchenliederdichtern aller Zeiten an die Seite stellt." Thatsächliche Anerkennung haben ihm in diesem Sinne mehrere der neueren Kirchengesangbücher, die durchweg von dem Hauche einer heilsamen Reaktion erfüllt sind, zuteil werden lassen durch Aufnahme einer ganzen Reihe seiner Lieder. So enthält das württembergische Landesgesangbuch acht davon, das unlängst erschienene sächsische sieben unter 686 Liedern. Trotzdem muß es offen ausgesprochen werden, daß seine Lieder der schlichten Einfalt und markigen Kraft der alten Kirchenlieder aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nicht entfernt gleichkommen. In vielen, so z. B. in dem bekannten innigen Liede: „Eines wünsch' ich mir vor allem andern" herrscht das subjektive Gefühl sehr vor. Knapp protestiert auch dagegen, daß er an der Aufnahme dieses Liedes in das württembergische Gesangbuch irgend welchen Anteil habe. Wenige würden es übrigens darin missen mögen; auch in das sächsische Landesgesangbuch hat man es aufgenommen. Andere Lieder sind zu wortreich, zu rhetorisch, zu breit, zu lang. Es fehlte dem Dichter eine redigierende Hand, wie er sie selbst an die Lieder anderer Dichter oft nur zu sehr legte. In seinem aus 80 000 Liedern des XVI—XIX. Jahrhunderts sorgfältig ausgewählten „Evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus" (3590 Lieder) änderte er nicht nur einzelne Sprachhärten und Sprachfehler der Originaltexte, sondern nahm sich auch — nach seinem eigenen Bekenntnis — die Freiheit, die „mindergulen schwächlichen Ausdrücke eines Gedankens kräftiger, biblischer zu fassen, bei offenbaren Lücken neue Verse einzufügen und ganze Lieder freithätig zu reproduzieren;" eine Redaktionsfreiheit, die Gustav Schwab zu dem Tadel veranlaßte:

Keinen gellernden Knapp und keinen knappenden Gellert!
Laßt an Seele und Leib jeden wie Gott ihn erschuf.

In den folgenden Auflagen seines „Liederschatzes" hat denn auch Knapp sich bemüht, die Annäherung an das Original wiederherzustellen.

Wie dem auch sein möge, die zu stark redigierten Lieder der Altvorderen sind vielen, die sie ganz über Bord werfen wollten, durch Knapps Vermittlung wieder lieb und wert geworden, und seine hymnologischen Arbeiten haben dazu beigetragen, der im deutschen Vaterlande herrschenden Gesangbuchsnot fast überall ein Ende zu machen. Und ebenso werden die zu wenig redigierten Lieder Knapps in der Kirche nie verhallen, ja sie werden vermutlich von späteren Jahrhunderten günstiger beurteilt werden, als von unserer Zeit. Und wenn die ganze übrige Poesie Knapps einst wirklich so vergessen sein sollte, wie sie jetzt bereits unverdientermaßen es zu werden droht, so wird doch sein Verdienst als Hymnologe und Kirchenliederdichter des neunzehnten Jahrhunderts unvergänglich bleiben.*)

Robert Koenig.

*) Nur ein kurzes Wort der Erinnerung sollten die obigen Zeilen darbieten. Wer Eingehenderes über sein Leben und Dichten kennen zu lernen wünscht, den verweise ich auf das von seinem Sohne Joseph herausgegebene „Lebensbild von Albert Knapp".

Das Kadettenhaus zu Schloß Oranienstein.

Gewiß hat schon mancher Leser des Daheim auf der Fahrt nach den Heilquellen des Rheingaus oder den rebenumkränzten Ufern des Rheins die kurze Strecke von der altehrwürdigen Bischofsstadt Limburg bis zu dem bergumschlossenen, reizend gelegenen Diez passiert; gewiß hat er da mit lebhafter Freude durchs Koupeefenster zu beiden Seiten der Bahn die ersten, aus fruchtbarer Ebene sanft ansteigenden Höhenzüge des Taunus und weiterhin, jenseits der Lahn, die des Westerwaldes begrüßt, welche von hier an längs der beiden Ufer der Lahn sich hinziehend und das vielgewundene Bett derselben mehr und mehr einengend, mit ihren malerischen Abhängen und ihren grotesken, hier und dort auch ruinengekrönten Felspartieen seine Reise bis zur Flußmündung begleiten. Aber daß sich oben auf dem Taunusausläufer zur Rechten, hinter welchem die durch Fruchtfelder und Wiesen sich hinschlängelnde Lahn entschwindet, mitten im Laub- und Tannengrün ein stolzes Schloß erhebt, das hat er sicherlich nicht vermutet. Die Spitzen der beiden Schloßtürme ragen auch viel zu wenig über die Baumwipfel empor, als daß sie den Blicken des Fremden auffielen. Und in der That, ein stolzes Schloß ist Oranienstein! — Wer seine Reise unterbrechen kann, der wird den halbstündigen Weg dorthin durch einen Besuch des Schlosses reichlich belohnt finden. Eine schattige Lindenallee führt aus dem Thalkessel, in dem Diez liegt, über die Höhe, welche eine entzückende Aussicht über einen der schönsten Teile des Lahnthales bis hin zu der in bläulicher Ferne ragenden Schaumburg gewährt, und verhüllt, dann wieder ein wenig abwärts geneigt, durch ihr Blätterdach bis zuletzt das Plateau, auf welches der Wanderer heraustritt, um von dem fast unerwarteten Anblick des in seiner ganzen Ausdehnung vor ihm liegenden Schlosses überrascht zu werden.

Im Renaissancestil aufgeführt, umschließt es mit seinem stattlichen, von Arkaden gestützten und durch zwei zierliche Türme flankierten Mittelbau und den daran stoßenden niederen Seitenflügeln einen weiten Hof, der nach vorn von einem Eisengitter begrenzt ist. Geht man den zur Lahn steil abführenden Weg hinunter und läßt sich auf der Fähre ans andere Ufer übersetzen, so bietet sich ein ganz verschiedenes, aber fast noch schöneres Bild dar. In ansehnlicher Höhe thront das Schloß auf einem schroff abfallenden, bis hart an die Lahn hervortretenden Felsen, in dessen umgitterte Plattform man deutlich die berankten Laubengänge des Schloßgartens ausmünden sieht. Mit seinem bläulich glänzenden Schieferdach und seinem hellen Anstrich leuchtet es freundlich aus dem dunklen Grün herrlicher Edeltannen und Buchen hervor. Dazu im Osten die hehren Türme des Limburger Domes, auf der entgegengesetzten Seite die sonnigen Höhen des Westerwaldes, in unmittelbarer Nähe freundliche Ortschaften und Gehöfte, welche teils im Thalgrund halb versteckt liegen, teils an die Bergabhänge sich anlehnen, zu den Füßen den in schilfreichen Ufern dahineilenden Fluß — ein überaus farbenreiches und liebliches Bild!

Oranienstein war ursprünglich ein Nonnenkloster des Benediktinerordens, zur Diözese Trier gehörig, und kommt als solches bereits am Anfang des XIII. Jahrhunderts unter dem Namen „Dierstein" vor. Nachdem aber schon frühe, um 1565, der evangelische Glaube unter den Konventualinnen Eingang gefunden und dadurch sehr bald die klösterliche Haushaltung ein Ende genommen hatte, auch das Kloster im dreißigjährigen Kriege wiederholt von Franzosen und Schweden heimgesucht und verwüstet worden war, erwarb es endlich 1674 die Witwe des Prinzen Wilhelm Friedrich von Nassau-Diez, Albertine Agnete, eine geborne Prinzessin von Oranien, die auf seinen Trümmern ihren Witwensitz errichtete und denselben „Oranienstein" nannte. Sie war eine Schwester der Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, Luise Henriette, welche bekanntlich ihre nur wenige Meilen von Berlin gelegene Residenz Bötzow an der Havel „Oranienburg" nannte, um ähnlich wie ihre Schwester dem gefeierten Namen ihres Hauses auch im

fremden Lande ein Denkmal zu stiften. In derselben Absicht nannte eine dritte an einen Dessauschen Fürsten verheiratete Schwester ihr Schloß in der Nähe von Dessau „Oranienbaum“.

Aus dem nassauschen Besitz ging das Schloß im Jahre 1866 in den preußischen über und wurde als sechste Voranstalt des preußischen Kadettenkorps neben den fünf älteren, und zwar auf Grund der in diesen bestehenden, den Lesern des Daheim genugsam bekannten Lebens- und Unterrichtsordnung eingerichtet. Es sollte vorzugsweise den für den einstigen Offiziersberuf bestimmten Knaben aus den west- und süddeutschen Staaten Aufnahme gewähren. Am 7. Mai 1868 wurde die neue Anstalt durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet. Seitdem hallt das früher schweigsame und öde Schloß, das nur sehr selten und vorübergehend von seinen vormaligen Besitzern aufgesucht wurde, wider von dem munteren und frischen Treiben der hier weilenden Jugend, die trotz ihrer militärischen Uniformität dennoch im bunten Gemisch von klein und groß; kräftig und zierlich, blond- und schwarzköpfig, hell- und dunkeläugig alle Räume, die Säle und Zimmer, die Höfe und Anlagen, die Fenster und Treppen bevölkert und in gesunder Abwechselung von ernster Arbeit und heiterem Spiel, von geistiger Thätigkeit und soldatischer Übung durchaus keine Erinnerung an die alte klösterliche oder höfische Zeit aufkommen lassen will. Die hohen und weiten Gemächer, deren Wände, Friese und Plafonds noch heute mit den Ornamenten eines verblichenen Glanzes, mit Stuckarbeiten im französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts, mit Gemälden und Kaminen versehen, zum Teil auch überladen sind, haben wohl weder damals, als die steifen Roben hoher Fürstentöchter und zarter Hofdamen über ihr Parkett rauschten, noch später, als Vergessenheit und Vereinsamung Staub über sie breitete, es sich träumen lassen, daß sie sich in den Tagen ihres Alters noch an ein Treiben und ein Leben würden gewöhnen müssen, das ihnen sicherlich fremdartig und wundersam erschienen ist. Den alten Räumen, welche selbstverständlich zweckentsprechend renoviert und vor einigen Jahren durch zwei gewaltige Vorflügel — die beiden Kadettenkompanieen —, erweitert sind, geschieht durch die Bestimmung, der sie jetzt dienen, nämlich tüchtige Bildung, vaterländische Gesinnung, ernste Gottesfurcht und militärische Zucht zu pflegen, wahrlich die höchste Ehre.

Einen ungemein freundlichen und hellen Anblick gewährt besonders die Kapelle, in der sich der ganze Cötus sonntäglich zum Gottesdienst und täglich vor Beginn des Unterrichts zur Morgenandacht versammelt. Sie ist, wie das Diezer Pfarrbuch sagt, bereits im Jahre 1716 eingeweiht und entbehrt trotz ihres ursprünglich reformierten Charakters nicht des Schmuckes. Dahin gehört besonders das große Freskodeckengemälde, die Ausgießung des heiligen Geistes darstellend, und die Wappenschilder der Grafen von Nassau und ihrer Frauen, welche in zwei Reihen den oberen Teil der vier Wände zieren. Auch hat die Huld Ihrer Majestät der Kaiserin, welche eine kostbare Altarbibel stiftete, wie die Liebe der Oraniensteiner Offizier- und Beamtendamen zu ihrem Gotteshause für eine schöne und stilvolle Ausschmückung des Altars gesorgt. Im besonders festlichen Glanze erscheint die Kapelle an zwei Tagen im Jahre, am Geburtstage des kaiserlichen Kriegsherrn und Wohlthäters der Kadetten und bei der Konfirmation der älteren Zöglinge am Palmsonntage. Während an jenem Festtage eine hohe patriotische Begeisterung die ganze Anstalt in eine freudige Erregung bringt, erfüllt an diesem Tage eine zwar stillere, aber nicht minder feierliche Bewegung die jugendlichen Herzen. Zur Konfirmationsfeier sieht Oranienstein eine große Schar von Gästen, wie sie sonst nur selten und vereinzelt erscheinen; da kommen die Eltern und Angehörigen der Konfirmanden von nah und fern herbei, um in den ernsten Stunden der Einsegnung und des ersten Abendmahlgenusses ihren Kindern mit ihrer Liebe und Fürbitte nahe zu sein. In den christlich-patriotischen Weihestunden dieser beiden Festtage kommen so recht eigentlich die Kräfte zum Ausdruck, von welchen die ganze Erziehung und Unterweisung der Kadetten getragen wird. Das ist freilich in Oranienstein nicht mehr und nicht weniger der Fall, wie in den anderen Anstalten des Kadettenkorps; aber einen Vorzug genießen die Oraniensteiner Kadetten vor vielen ihrer Kameraden. Die köstliche reine Luft, die man hier allerorten atmet, die Reize der Natur, die sich über die nächste und weitere Umgebung Oraniensteins in überschwänglicher Fülle entfalten, dies bewirkt, daß kaum ein geeigneterer Ort hätte gefunden werden können, um in stiller, ländlicher Zurückgezogenheit den jugendlichen Geist zu bilden und zugleich das Kindesherz für die schöne Gottesnatur mit verständnisvoller Liebe zu erfüllen, die für den Menschen zur Quelle der lautersten Genüsse und einer edlen Begeisterung für alles wahrhaft Schöne wird, und ohne welche deshalb eine volle und ganze Erziehung nicht denkbar ist.

So ist es denn leicht erklärlich, daß die Knaben, welche oft mit einem Herzen voll Heimweh und Bangigkeit herkommen, um hier ihre Vorbildung zu erhalten, sich meist sehr bald an das in jeder Weise für Leib, Seele und Geist gesunde Leben gewöhnen und sich darin wohl und glücklich fühlen, aber nach vier- bis fünfjährigem Aufenthalt sich sehr schwer und ungern von hier trennen, um zur Fortsetzung und Beendigung ihrer Vorstudien nach Lichterfelde zur Hauptanstalt überzusiedeln, und wehmutsvolle Empfindungen werden wach, bei den Scheidenden wie bei den Zurückbleibenden, wenn die Kadetten, ihren Abschiedsschmerz in lustigen Liedern erstickend, in langem Zuge über die Diezer Höhe abziehen und beim letzten Rückblick dem sonnigen und lieblichen Orte ihrer Knabenzeit das letzte Lebewohl zurufen. Dr. P. Heine.

Das tiefe Geheimnis.

Novellette von Zoë von Reuß.

(Fortsetzung.)

III.

Elly war auf dem Wege, den sie gekommen war, eiligst zurückgekehrt, da sie aber die Eltern im Kurgarten nicht mehr antraf, schlug sie den direkten Weg nach der Wohnung ein.

Ihr junges Herz war zum Zerspringen voll, sie sehnte sich nach unbeobachtetem Alleinsein. Darum schlüpfte sie schnell durch eine offenstehende Seitenthür ins Haus, und gewann auch unbemerkt ihr Zimmer. Es war noch ebenso wie sie es vor zwei Stunden verlassen hatte, denn das Stubenmädchen hatte seine Morgentour, zum Zwecke des Aufräumens, noch nicht beendet. Aber das junge Mädchen empfand heute nichts von der Unordnung, die ihr allenthalben entgegenstarrte. Da die Stühle sämtlich mit Garderobestücken belegt waren, schlug sie schnell einen geöffneten Reisekoffer zu, setzte sich darauf und weinte laut. Da klopfte es draußen. Die Justizrätin trat ein. „Bist du krank, Elly?“ fragte sie erschrocken.

„Krank? Behüte, Mama!“

„Nun was hast du denn? So rede doch!“

Aber Elly empfand noch keine Lust zu sprechen, und schluchzte nur lauter und eine Oktave tiefer.

„Lieber Himmel, ich glaubte hier im Bade wie jedermann auch ein Recht zur Ruhe zu haben“, klagte die Justizrätin, „und nun hat man mit jedem von euch doppelte Not! Zu Hause ist's wahrhaftig noch am erträglichsten, da gibt's wenigstens noch Ableiter für die schlechte Laune: hier trage ich sie allein!“

„Aber, Mama!“

„Hast du denn kein Vertrauen zu mir?“

Die Tochter blickte auf und sah in ein Auge voll treuer Liebe. Unwillkürlich empfand sie ihr Geheimnis plötzlich wie ein Unrecht, und dazu wie eine schwere Last. Zehn Minuten später hatte sie alles gebeichtet, unter unzähligen Thränen und Seufzern, denn ihr junges Herzchen war wie ein übervolles Gefäß, schon die leiseste Berührung ließ es überfließen.

Die Justizrätin war vollständig verwirrt und rang nur stumm die Hände. „Aber Mama, ich begreife dich nicht!“ meinte Elly verwundert. „Was ist denn nur schlimmes passiert? Leutnant von Hochstedt hat dir doch immer am besten gefallen von allen, die sich mit meiner kleinen Person beschäftigten. Soll euer einziges Kind denn nicht lieben dürfen, ich meine aus Liebe lieben?“

„Ach ja doch du Herzenskind, aber — —"

„Was ist denn? Gibt's ein Unglück?"

„Papa hat augenblicklich seine schlechteste Laune, vermutlich bekommt ihm der Brunnen schlecht. Ich werde noch heute mit Dr. Diruff reden! Er will absolut keine Aufregung und wird Leutnant von Hochstedt jedenfalls sehr schlecht empfangen! .... Er ist ohnehin gegen ihn eingenommen, und hätte neulich beinahe einen Prozeß gegen ihn geführt. Du bist das reine Unglückskind!"

Elly nahm die Sache weit gleichmütiger. Sie verstand es vortrefflich, Papas Launen zu ignorieren, wenn sie ihr unbequem wurden. Auch jetzt ließ sie den Mut nicht sinken.

„Quäle dich doch nicht, Mama, es ist gar nicht so schlimm!" meinte sie tröstend. „Laß mich nur machen!"

Die Justizrätin gewann wirklich wieder einigen Mut.

„Ich werde schon den richtigen Augenblick wahrzunehmen wissen, um mit der Sache herauszurücken", fuhr Elly vertrauensvoll fort.

„Auf den richtigen Augenblick kommt es auch ganz besonders an", gab die Justizrätin zu.

„Wir sind ja auch überein gekommen, unser Verhältnis noch streng geheim zu halten — du weißt, wie ich immer für eine heimliche Verlobung geschwärmt habe!"

„Vortrefflich!"

„Du hast also vorläufig durchaus keine Unannehmlichkeiten zu fürchten, Mama!"

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen!"

„Wir wollen Partieen zusammen machen und dabei freundschaftlich verkehren", berichtete Elly weiter. „Ich für meinen Teil bin damit vorläufig zufriedengestellt, und er fügt sich natürlich auch, mir zu Liebe. Nun mußt du dich aber auch ein wenig mit mir freuen, Herzensmama!"

„Gern, o gern!"

„Weißt du schon, daß die Badedirektion nächsten Dienstag auf der ‚Bodenlaube' ein Fest veranstaltet? Die Bekanntmachung steht im Kurgarten angeschlagen: Kaffee, Konzert, Souper und Illumination — o, es wird herrlich werden! Wir werden doch natürlich auch dabei sein?"

„Wenn es Papas Zustand erlaubt — gewiß! Sei recht zärtlich zu ihm, zuweilen hilft es gegen das Brummen", redete sie aus Erfahrung weiter.

„Laß mich nur machen! Die Verlobung bleibt tiefes Geheimnis und das ist die Hauptsache!"

„Ist dein Geburtstagsgeschenk fertig?" forschte die Justizrätin mütterlich. Ich habe dich lange nicht daran arbeiten sehen, und fürchte du kommst damit, wie gewöhnlich zu spät —" Elly errötete leicht, Mama mußte den Nagel auf den Kopf getroffen haben. — „Versäume keine Rücksichten und achte auf jede Kleinigkeit!" ermahnte die Justizrätin weiter. — „Es kommt jetzt doppelt darauf an, ihn in gute Stimmung zu bringen! Wenn ich nur selbst erst wüßte, womit ich ihn zum Geburtstage überraschte? Einen Korb Champagner und einen Schlafrock habe ich schon vor drei Wochen bestellt, es sind meine gewöhnlichen alljährlichen Gaben, sie werden ihn zu Hause erwarten .... Nun — Blumen gibt's ja allenthalben und ein paar kleine Geschenke werden sich hier in den Verkaufshallen schon herausfinden lassen, damit wir ihm ordentlich aufbauen können! ... Wenn sich die Männer auch manchmal anstellen, als ob sie über solche Dinge erhaben seien, vermißt sie am Ende doch niemand mehr als gerade sie: darum rate ich dir auch, laß dein Notizbuch beim Geburtstagsaufbau nicht fehlen!"

„Das soll es auch nicht, sei unbesorgt, Mama!" sagte Elly zuversichtlich.

„Übrigens werde ich Toilette machen müssen!" erklärte Elly, indem sie aufstand. „Mein Verlobter will Visite machen und ich versprach gegenwärtig zu sein!"

„Schon heute?" frug die Justizrätin besorgt.

„Versteht sich! Wir wollen unser Zusammensein ordentlich auskosten, trotz des Geheimnisses. Meinst du, daß ich heute blau trage, Mama? Alle Männer lieben blau, es liegt ein besonderer Reiz für sie in der Himmelsfarbe. Herr von Hochstedt thut es sicher auch — rate Mama!"

Die Justizrätin prüfte und überlegte. Man merkte es sofort, daß sie sich auf einem Felde befand, auf welchem sie keinen Einspruch zu fürchten hatte und ihn auch schwerlich geduldet hätte. Deshalb sagte sie mit größerer Bestimmtheit, als man ihr nach dem Vorangegangenen zugetraut hätte: „Nein Elly, nimm heute lieber rosa! Du bist blaß, und Blondinen, selbst wenn sie guten Teint haben, bedürfen eines leichten Rosaschimmers, Herr von Hochstedt wird dich in Rosatoilette sehr hübsch finden!"

IV.

Das Nachmittagskonzert im Kurgarten hatte wie gewöhnlich mit einer Ouverture begonnen. Die Hallen, Veranden und Gartenplätze waren von der elegantesten Badegesellschaft eingenommen, Kopf drängte sich an Kopf, alles lebte daselbst, schwatzte, lachte.... Dicht daneben zog sich ein ungefähr zwei Meter breiter Promenadenweg, auf welchem ein vollkommen internationales Leben pulsierte: Amerikaner, Russen, großkarrierte Engländer und Französinnen in der extravagantesten Toilette, die aber mit echtem Pariser chic getragen wurde, und dazwischen allerlei altdeutsche „Gretchen" mit blonden und braunen Zöpfchen wogten auf der „Lästerallee" auf und nieder. Dennoch gab es unter den Tausenden von Badegästen immer noch einige Hunderte, welche in dem bunten Kreise fehlten, arme Kranke, die von der Weltfreude ausgeschlossen blieben, oder Philosophen, welche die Eitelkeit und das Geräusch der Welt verachteten und lieber die Einsamkeit des Waldes aufsuchten. — Justizrat Sperber gehörte weder zu den einen noch zu den anderen. Er war mitgegangen zu dem Kurgartenkonzert, weil er nichts Besseres zu thun wußte, und weil er es nicht liebte allein zu Hause zu sein, besonders ohne seine

Sport in der Armee: Herbst-Steeplechase. Originalzeichnung von Richard Knötel.

Frau. Auch war er ganz entschieden am Nachmittage in weit besserer Stimmung als am Morgen; der Besuch Leutnant von Hochstedts hatte ihn unzweifelhaft etwas angeregt und zerstreut, so verdrießlich er die Meldung desselben auch empfangen hatte. Bekanntengrüße aus der Heimat, und dazu ein paar Neuigkeiten wurden huldvoll angenommen und lächelnd angehört. Er hatte auch nichts zu erinnern gehabt, als sich der junge Mann im Kurgarten der Familie „zufällig“ zugesellte, und hatte ihn, da es gerade nicht anders ging, selbst zwei begleitenden Damen vorgestellt, welche zur Hausgenossenschaft des Justizrats gehörten und den täglichen Verkehr der Familie desselben bildeten. — Frau Landgerichtsdirektor Stephan lebte als Witwe mit ihrer Tochter in einer hübschen norddeutschen Mittelstadt, woselbst Fräulein Eugenie noch immer recht gefeiert ward, obgleich sie schon manchen Gesellschaftsfeldzug hinter sich hatte. Das Fräulein war eine interessante Erscheinung, verstand vortrefflich Toilette zu machen und war äußerst gewandt in der Unterhaltung. Besonders letztere Eigenschaft hatte die Dame der Familie des Justizrats zugeführt. Der Justizrat liebte es, sich zu Hause gewöhnlich mit dem Sprechen bequem zu machen, und zog es vor sich unterhalten zu lassen, und der Justizrätin war jede Zerstreuung des Gatten hochwillkommen. — Auch mit Leutnant von Hochstedt war Fräulein Eugenie schon bald nach der Vorstellung in lebhaftem Gespräch. Vorher freilich hatte der junge Offizier ein paar fehlgeschlagene Versuche gemacht, sich Elly zu nähern. Aber diese war schlau genug ihm auszuweichen, um den Argwohn des Vaters nicht zu erregen. Die Einführung des Geliebten hatte sich so glücklich vollzogen, daß sie das gewonnene Terrain nicht unnötig in Gefahr bringen wollte. Dazu war sie heute ganz merkwürdig fleißig an dem unleserlichsten aller altdeutschen Monogramme, das für die innere Seite eines Notizbuches bestimmt war. . . . Desto heller und freudiger sprachen freilich die beiden Augenpaare, wenn sie einander begegneten. Auch trug sie an der hellen Sommertoilette ein halbwelkes Vergißmeinnicht befestigt — vermutlich noch dasselbe, welches heute morgen die ersehnte gegenseitige Aussprache so passend eingeleitet hatte. Natürlich war auch dieser kleine Umstand dem scharfsichtigen Auge Herrn von Hochstedts nicht entgangen, unwillkürlich haftete der strahlende Blick immer wieder an der kleinen treuen Blume, die so still und doch so deutlich von dem geheimen Einverständnis ihrer Herzen redete! . . . Mit einem unbekannten Wohlgefühl und um so größerer Unbefangenheit bot er daher Fräulein Eugenie den Arm, um mit ihr auf der „Lästerallee“ zu promenieren. — Auch fand das gewandte Fräulein einen Spaziergang, bei welchem man ebenso leicht sehen und bewundern, als sich selbst sehen lassen konnte, durchaus nach ihrem Geschmack, besonders am Arm eines Begleiters wie Herr von Hochstedt, dessen vornehmer Erscheinung und gutem Humor sie längst Anerkennung gezollt hatte. Die beiden stellten auch jedenfalls ein stattliches Paar dar: Fräulein Eugenie wie fast immer in eleganter schwarzer Spitzentoilette, und Herr von Hochstedt in einem modernen Zivil, das die imponierende Haltung und Sicherheit des jungen Offiziers mehr hob als verbarg. Selbst Elly konnte sich dieser Einsicht nicht verschließen, und blickte jedesmal verstohlen von ihrer Stickerei auf, wenn das Paar an ihr vorüberschritt. — Auch abends im Theater blieb Herr von Hochstedt Fräulein Eugeniens Begleiter. Die Laune des Justizrats besserte sich darum zusehends, und der Justizrätin schien allmählich ein schwerer Stein vom Herzen zu fallen. Andern Tags war er sogar so aufgeräumt und frisch, daß er zur Unterstützung seiner Abmagerungskur nach dem gemeinschaftlichen Kaffeetrinken einen größeren Spaziergang nach einem Aussichtspunkte auf der Höhe unternahm und Frau und Tochter einige Stunden ununterbrochener Gemütsruhe gönnte.

Klosterbruders Übungsstunde. Gemalt von C. Otto.

Elly saß stickend in der Gartenlaube, als Herr von Hochstedt, ohne sie zu bemerken, seitwärts vorüberging. Es amüsierte sie, wie genau er bereits ihr Fenster zu kennen schien und ihre Gestalt vergebens hinter den grünumrankten Glas-

scheiben suchte. Endlich verirrte sich der Blick zum Giebelfenster hinauf, um daselbst auf Fräulein Eugenie zu treffen, die wie ein gefangenes Burgfräulein oben hinter den runden Fensterscheiben stand, wie immer in schwarzer Toilette, aber heute ganz besonders modern frisiert und mit kleidsamem roten Korallenschmuck um den Hals. Der junge Offizier grüßte verbindlich hinauf und erhielt einen vielsagenden Gegengruß.... Unwillkürlich begann Elly sich der Hausgenossenschaft des koketten Fräuleins zu freuen, so wenig sympathisch sie ihr auch bisher gewesen war. Galt Herr von Hochstedt in Papas Augen für Fräulein Eugeniens Kurmacher, so war dieser um Elly beruhigt, und seine Stimmung konnte dadurch nur gewinnen. Später kam die Justizrätin, um die Tochter zu einem Ausgang in die verschiedenen Magazine und Verkaufsläden abzuholen. Man wollte den günstigen Augenblick wahrnehmen, um die notwendigen Geburtstagseinkäufe für den abwesenden Justizrat zu machen. Der erste Besuch galt einem Altertumshändler, deren es jetzt ein volles halbes Dutzend in dem Badeorte gab. Altertümer und Raritäten mußten sich als Modeprodukte mit den letzten elegantesten Neuheiten der Saison brüderlich vertragen, und fanden sich meist dicht nebeneinander. Während Elly vorn in dem Verkaufsladen einen echten Pariser Modellhut vor dem Spiegel aufprobierte, erstand die Justizrätin in dem, einer Rumpelkammer nicht ganz unähnlichen hinteren Gewölbe von dem Gatten der Modistin einen alten humpenähnlichen Steinkrug, den sie dem Geburtstagskinde als Hauptgeschenk verehren wollte. Dazu wählte sie mit Selbstverleugnung, und ohne Rücksicht auf ihre Gardinen, von einem Pseudo-Türken eine „echte“ türkische Pfeife, und daneben von einem Blumenhändler mehrere Stöcke blühender Blumen. Dann schlenderte man gemächlich weiter, den schattigen Salinenweg entlang. Allenthalben umherspähend glitt Elly von einer Verkaufsbude zur anderen, während die Justizrätin überlegend bei einem Händler mit rheinischen Achatgegenständen Posto faßte. Plötzlich meinte die Tochter:

„Wollen wir nicht auch ein paar hübsche Photographieen der Umgegend nehmen, Mama, als Andenken an den hiesigen Aufenthalt? Wir legen sie zuerst Papa auf seinen Geburtstagstisch, später finden sie eine passende Stelle in meinem Landschaftsalbum! Was meinst du, Mama?“

Die Justizrätin stellte die Achat-Schnupftabaksdose eilig wieder in die Reihe und trat mit Elly an den Aushängekasten eines nahen Photographen, indem sie sagte:

„Meinetwegen — der Gedanke ist praktisch und schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe! Beim Abschiede wären ein paar Photographieen doch jedenfalls gekauft worden!.... Auch scheinen mir die Bilder im Aushängekasten besser zu sein, als die meisten anderen!“

Elly nickte zustimmend.

„Komm gleich herein! Es ist gut, wenn wir den Augenblick wahrnehmen!“

Damit traten sie in den Salon des Photographen.

Leider war die Sache doch nicht so schnell zu erledigen, als man geglaubt hatte. Der Photograph bedauerte mit vielen Bücklingen und einem unendlichen Redeschwall lebhaft, den verehrten Damen augenblicklich nicht einmal mit neuen Landschaftsphotographieen aufwarten zu können. Der diesjährige Fremdenverkehr sei so groß, daß sein Vorrat vollständig erschöpft sei. Auch sei dies kein Schade, da die Bilder sämtlich noch nach älteren Aufnahmen gefertigt gewesen wären. Die neuen Errungenschaften seiner ausgezeichneten Kunst seien aber so groß, daß sie alles Dagewesene in Schatten stellten, zumal er, der Künstler, erst kürzlich selbst einen Kursus in der modernen „Augenblicksphotographie“ absolviert habe..... Diesen Morgen sei schon ein halbes Dutzend solcher Bilder bei ihm bestellt worden, von einem vornehmen Herrn aus dem Wittelsbacher Hof, dessen Karte noch dort auf dem Tische liege. Hoffentlich würden sich auch die verehrten Damen zu einem ähnlichen Auftrag entschließen.....

Die Justizrätin bejahte und trieb zur Rückkehr. Der Gatte mußte voraussichtlich endlich von seiner „Bergtour“ zurückgekehrt sein und die Gattin daheim mit Schmerzen, d. h. mit „Brummen“ erwarten.

V.

Auf der malerisch oberhalb der Stadt gelegenen „Bodenlaube“ entfaltete sich das bunteste Sommerbild.

Das zwischen Schutthaufen und zerbröckeltem Gemäuer geschickt eingeklemmte Restaurationslokal war bis zum Dachfirst hinauf mit Blumenguirlanden geschmückt und mit grellbunten Papierlaternen behangen, dazu wehten lustig allenthalben Fahnen und Wimpel in den bayrischen Farben von ihm herab. Die Speisekammer enthielt allerlei „kurgemäße“ Leckereien, und in den teilweise wieder aufgefundenen Kellereien der alten fränkischen Burg fehlte neben dem Saalwein der Champagner nicht. Auf der großen Terrasse waren neben den gewöhnlichen Etablissements von zierlichen gußeisernen Gartenmöbeln für die große Menge der Gäste auch noch lange Holztische aufgeschlagen, die, neu und weiß wie Schinkenteller, als appetitliche Kaffeetische dienten. Über dem Ganzen aber wehte vom obersten Gemäuer lang herabwallend eine mächtige deutsche Fahne.

Die Familie des Justizrats war mit ihrer Hausgenossenschaft zusammen geblieben, und hatte etwas seitwärts Platz genommen. Elly war heute von besonderer Lieblichkeit, was Leutnant von Hochstedt natürlich nicht entging. Dessenungeachtet blieb er vorläufig Fräulein Eugeniens Kavalier. Er hatte einmal versprochen der Auserwählten „nicht die Kur zu machen“, und wollte unter allen Umständen sein Versprechen halten, auch hatte er sich längst von der unzuverlässigen Stimmung des Justizrats überzeugt. Ein neuer Argwohn des Vaters, daß er der Tochter „nachgereist“ sei, mußte unzweifelhaft seine mühsam errungene Stellung in der Familie gefährden. Auch war es zuweilen wirklich nicht leicht von Fräulein Eugeniens Seite loszukommen. Nach manchem Jahrgang von alternden Assessoren und blasierten Referendarien, deren Kur sie ein Jahrzehnt lang jederzeit mit Bereitwilligkeit angenommen hatte, war ein Premierleutnant mit der Frische und dem Humor Herrn von Hochstedts durchaus nicht zu verachten. Zudem war er heute in Uniform, und sah darin beinahe noch schöner und stattlicher aus, als an den vorhergehenden Tagen. Fräulein Eugenie ward unwillkürlich immer liebenswürdiger, und es gelang ihr auch wirklich, ihren Kavalier während der ersten anderthalb Stunden an ihrer Seite zu erhalten. Dann fand dieser die Sache doch etwas einseitig und ließ die Augen gelangweilt und selbstbewußt zugleich die Tafel entlang schweifen. Da traf ihn ein erster Blick von Elly und gab ihm neuen Mut. Mit einigen höflichen, aber nicht mißzuverstehenden Worten empfahl er sich von der „Übungsflamme“, und war eine Minute später an Ellys Seite.

Auch ward er merkwürdig freundlich empfangen, denn Elly fing an die Selbstüberwindung, welche sie während der letzten Tage, teils freiwillig, teils gezwungen geübt hatte, allmählich lästig, ja ganz unerträglich zu finden.... Dazu fand sie, daß Leutnant von Hochstedt doch eigentlich zu verbindlich nach dem Giebelfenster hinaufgrüßte, wenn er an ihrer Wohnung vorbeiging, und sich auch heute mehr als nötig mit Fräulein Eugenie beschäftigt hatte. Sie durfte die Sache nicht zu weit treiben.... Auch war vom Papa heute absolut nichts zu fürchten. Er saß in allerbester Laune gleich nach dem gemeinschaftlichen Kaffeetrinken, mit einigen allmählich gewonnenen Bekannten bei einer „kurgemäßen“ Bowle zusammen, und schien dieselbe nicht weniger wohlschmeckend zu finden, als die selbstgebrauten Sektbowlen zu Hause. Selbst die Justizrätin atmete auf und sah lächelnd und wohlgefällig zu der Tochter hinüber, als diese schüchtern ihren Arm in den Herrn von Hochstedts legte, um gemeinschaftlich mit diesem einen kleinen Waldspaziergang zu machen.

(Schluß folgt.)

Am Familientisch.

Die heilige Barbara.

Nach dem Gemälde von Palma Vecchio. (S. 761.)

Wenn man vom Markusplatz kommend die Merceria, die belebteste unter den festen Verkehrsstraßen Venedigs, hinaufschreitet, muß man in die zweite Seitengasse zur Rechten einbiegen, um zu der Kirche Sa. Maria Formosa zu gelangen, in welcher sich das Meisterwerk Jacopo Palmas des Älteren (etwa 1480—1528), eines der unveräußerlichen Wahrzeichen der Lagunenstadt, befindet. An San Giuliano vorüber führt der Weg durch enge schmutzige Gassen über zwei Brücken hinweg zur Kirche, und der Campo, der Platz, auf dessen Südseite die Kirche steht, ist nach nordischen Begriffen auch nicht sonderlich groß. Das wenig ansehnliche Gebäude ist durch die Bauthätigkeit von mehreren Jahrhunderten, welche natürlich verschiedenen Geschmacksrichtungen huldigten, arg verunstaltet worden, am meisten durch einen Künstler der Barockzeit, Marco Vergamasco, der nach einem zerstörenden Erdbeben im Jahre 1689 nicht nur die Nordfaçade der Kirche hinzufügte, sondern auch das Innere gründlich renovierte. Seiner Restaurationswut fiel auch der Altar der heiligen Barbara, der erste rechts, zum Opfer. Der alte, aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts stammende, reich vergoldete Untersatz mit dem Bilde des heiligen Markus, dem Turme der heiligen Barbara und den Waffen und Trophäen der Artilleristen wurde in die Leichenkammer verbannt, wo er sich noch heute befindet, und an seine Stelle trat eine glatte Einfassung von weißem Marmor, die aber nicht imstande ist, den unvergleichlichen, von diesem Bilde ausstrahlenden Farbenglanz zu töten.

Die Brüderschaft der Bombardieri, der Artilleristen der venezianischen Republik, welche im Arsenal eine Ausbildungsschule und dicht neben der Kirche der Sa. Maria Formosa ihr Vereinshaus besaßen, ist die Stifterin des Gemäldes. Ihnen gehörte der Altar, und mit welchem anderen Bildnisse hätten sie ihn schmücken können, wenn nicht mit demjenigen ihrer Schutzpatronin? Die heilige Barbara ist durch eine eigentümliche Verbindung von Gedanken und Vorstellungen zur Schutzpatronin der Artillerie geworden. Die Legende erzählt, daß Barbara, eine christliche Jungfrau in Nikomedia in Kleinasien, allen Martern unterworfen, u. a. in einen Turm gesperrt und schließlich von ihrem eigenen Vater enthauptet wurde. Den Unhold traf zur Strafe dafür der Blitz, und aus diesem Grunde wird Barbara von den Angehörigen der katholischen Kirche als Schutzheilige gegen Blitzgefahr angerufen. Dem Blitze verwandt ist aber auch der aus dem Kanonenrohr herausfahrende Schuß, und deshalb wurde Barbara die Patronin der Artilleristen von St. Markus. Aus dieser Darstellung erklären sich auch die von Palma Vecchio seinem Bilde hinzugefügten Attribute: im Hintergrunde der Turm, der gewöhnlich mit drei Fenstern als dem Symbole der Dreieinigkeit versehen wurde, unter den Füßen der majestätischen Heiligen drei Kanonenrohre und in ihrer Rechten die Siegespalme der Märtyrerin. Die Gestalt der Jungfrau, das Abbild der voll entwickelten, in reichste Purpurgewänder gekleideten venezianischen Schönheit, bildet den Mittelpunkt des Altarwerks, zu welchem noch fünf, von demselben Rahmenwerk umgebene Gemälde gehören. Zur Linken Barbaras steht der von Pfeilen durchbohrte Sebastian, rechts der würdevolle Antonius der Abt; über diesem sieht man die Halbfigur des heiligen Dominikus und auf der andern Seite diejenige Johannis des Täufers. Über der Figur Barbaras ist die schmerzensreiche Mutter mit dem Leichnam Christi im Schoße dargestellt. Wenn diese Nebenbilder auch mit gleicher Sorgfalt, Wärme und Liebe gemalt sind wie das Mittelbild, so kehrt das Auge des Beschauers doch immer wieder zu dem letzteren zurück. In ihm hat Jacopo Palma, welchen man zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Neffen ‚il vecchio‘, den älteren, nennt, nicht nur den Höhepunkt seines eigenen Kunstvermögens erreicht, sondern zugleich erschöpft, was die venezianische Malerei der Blütezeit in dem bestrickenden Zauber koloristischer Wirkung zu leisten vermochte.

Es wäre von Interesse, wenn wir ermitteln könnten, aus welchem besonderen Anlaß die Brüderschaft der venezianischen Artilleristen dieses glänzende Altarbild gestiftet hat. Leider fließen die Nachrichten über Palma Vecchio spärlicher als über alle anderen großen Meister Venedigs. Seitdem die Kunstgeschichte das kritik- und gedankenlose Spiel mit Anekdoten und Atelierklatsch aufgegeben hat und sich nur wie jede ernste Wissenschaft an die Urkunden hält, ist das bunte Gewebe von hübschen Erzählungen, welches die Person Palmas umflochten hat, in ein leeres Nichts zerstoben. Außer einigen Notizen über Zahlungen sind nur zwei auf Palma bezügliche Dokumente auf uns gekommen, sein Testament und das Inventar seines Nachlasses. Für alles übrige sind wir auf die Kritik der Überlieferung, seiner Bilder und auf Vermutungen angewiesen. Die Stilkritik des Altarbildes der heiligen Barbara lehrt uns nur, daß die Entstehung desselben der mittleren Periode seiner Thätigkeit, etwa der Zeit von 1510—1520 angehört, und in diese Zeit fällt gerade ein Ereignis, welches die Stiftung des Bildes entweder veranlaßt oder doch dessen Vollendung beschleunigt haben kann. Seit der Liga von Cambray (1508) war die Republik Venedig fast ein volles Vierteljahrhundert hindurch genötigt, mit den Waffen in der Hand ihre Selbständigkeit zu verteidigen, immerfort auf ihrer Hut zu sein. Viel Ruhm wurde aber aus diesen langen Feldzügen und Scharmützeln mit den Nachbarn und auswärtigen Feinden nicht geholt. Erst in das Jahr 1516 fiel eine glorreiche Waffenthat, die Eroberung von Brescia, und da sich bei derselben die Artillerie, welche große Breschen in die Mauern schoß, außerordentlich hervorthat, ist die Vermutung gerechtfertigt, daß die Artilleristen von St. Markus zum Danke für diesen Erfolg ihrer Schutzpatronin jenes Altarbild stifteten, welches den Typus der heiligen Barbara in monumentaler Fassung für alle Zeiten festgestellt hat.

Adolf Rosenberg.

Zu unsern Bildern auf S. 757 und 765.

So verschieden unsere Bilder auch erscheinen, so haben sie doch in ihrem Vorwurf eine gewisse Ähnlichkeit. Hier wie dort ist Sommerszeit: Rosen duften und Vöglein jubilieren; auf dem einen ferner wie auf dem andern versenkt sich das Menschenherz in die Kunst und läßt sich von ihr die Seele erheben. Sonst freilich ist wenig Ähnlichkeit zwischen dem Paar, das jung, schön und glücklich sich an holden Versen berauscht, und dem alten, einsamen Mönch, der im Klostergarten den Bogen handhabt. Oder erzählt vielleicht dem Mönche seine Musik von Tagen, in denen er ein Jüngling war wie der von Ramberg? Oder durchzittert vielleicht in diesem Augenblick hohen Glückes eine Ahnung die Seelen des Paares, daß einmal im Alter eines von ihnen auch so einsam zurückbleiben wird, wie der Mönch von Otto?

Briefkasten.

R. R. in **B.** Die in Nr. 44 abgedruckten, aus dem Verlage von E. H. Schroeder in Berlin stammenden Portraits Mozarts sind als Kupferstiche zu folgenden Preisen zu haben: S. 700 Vater Mozart mit seinen beiden Kindern nach Carmontelle. Folioformat auf chinesischem Papier M. 6. S. 701 Der dreiunddreißigjährige Mozart. Gestochen von Reyher M. 4.50.

In unserer Spielecke.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 47.

Damespielaufgabe.

1. f 2 — e 3 | 1. D c 1 — f 4 am besten
2. D d 8 — g 5 | 2. D f 4 — c 1
3. D g 5 — f 4 | 3. e 5 — g 3 am besten
4. h 2 — f 4 | 4. D c 1 — g 5
5. h 6 — f 4 | 5. f 8 — e 7 oder g 7
6. f 4 — e 5 gewinnt.

Bilderrätsel.

Wie wir hier auch uns zanken und miteinander streiten mögen, den auswärtigen Mächten gegenüber sind wir immer einig. (Ausspruch Windhorsts in der Reichstagssitzung vom 2. März 1885.)

1. Schlüssel zum Königszug.

		57	56	13	12		
17	16	58	14	55	11	53	52
18	20	15	50	10	54	49	51
19	21	61	69	9	8	48	50
22	24	64	62	7	5	45	47
23	25	63	65	4	6	44	46
26	27	2	3	66	67	42	43
28	31	32	1	68	37	38	41
29	30	33	34	35	36	39	40

Auflösung des Königszuges.

Warum erfolglos ist dein Streben:
Hör zu, was dein Gewissen spricht:
Du sagst: „Ich glaub' es“ — und dann glaubst du nicht,
Du sagst: „Ich will es thun“ — und thust es nicht;
Du sagst: „Ich kann es“ — und vermagst es nicht.
Das ist der Grund, weshalb du auch im Leben
So viel dir wünschest und bekommst es nicht.
(Johannes Trojan.)

2. Homonym.

Thor.

3.

Penschdeh — Herat — Komaroff.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Forts. Gesch. Erzählung von H. Hillna. — Aus dem Leben der Bergführer. II. Des Bergführers Gang und Ende. Von G. Wymann. — Zur Erinnerung an Albert Knapp. Mit Porträt. Von R. Koenig. — Das Kadettenhaus zu Oranienstein. Von Dr. P. Heine. — Das tiefe Geheimnis. Forts. Novellette von Zoë von Reuß. — Am Familientisch: Die heil. Barbara. Von A. Rosenberg. Zu dem Bilde von Palma Vecchio. — Zu den Bildern: Vorlesung im Park von Arthur von Ramberg und Klosterbruders Übungsstunde von C. Otto. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Sedanrebus.

(Die Auflösung erfolgt in der nächsten Nummer.)

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. September 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 49.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Fortsetzung.)

In der großen Gesindestube des Schlosses waren an einem der ersten Sonntage nach dem Neujahrstage 1650 nicht nur die Dienstleute des Gutes, sondern auch fast alle Erwachsenen aus dem Dorfe um die Gutsherrschaft versammelt.

Die Wintersonne schien freundlich durch die Fenster, und der mächtige Kachelofen verbreitete behagliche Wärme. Frau von Itzleben hatte, wie fast an jedem Sonntage, so auch heute, ihren Leuten eine schlichte Hausandacht gehalten. War doch die Pfarrstelle seit dem Tode des alten Pastors unbesetzt, denn niemand hatte sie begehrt, und der Schulmeister, der vor etwa sechs Jahren vor den kaiserlichen Reitern geflohen war, hatte sich nicht wieder sehen lassen. Niemand wußte, wo er geblieben war. Als die gnädige Frau die alte Familienbibel und die Hauspostille, aus der sie gelesen, zugeschlagen hatte, erhob sich die Versammlung zum Fortgehen.

Ein alter Bauer, Mäusel mit Namen, nahm sein Lederkäppchen vom kahlen Kopfe, gab der Frau von Itzleben treuherzig die Hand, und sagte: „Denn wu'llm'r oes och wedder veelmal bedankt ha', gnädige Fru. 's war hiete wedder arg schieene!"

„Da hat nu Mäusel rächt", bestätigte Gottlob Arthelm, ein anderer Bauersmann. „M'r wiß gar nöch, wie m'r läbt, wemm'r gar un gar nischt von Gottes Wort hiert. Onsereener nimmt ju och unger Zieten sinen Hebermann zur Hand. Aber 's Läsen werd onsereenem blutsuer. Hieren bliebet hieren."

„Wollte Gott, wir hätten erst wieder einen Pastor hier", entgegnete Frau von Itzleben gerührt über die Anerkennung. „Was ich thun kann, lieben Leute, ist ja nur geringer Notbehelf. Es wird aber noch einige Zeit vergehen, ehe wir so weit wieder in Ordnung sind, einen Seelsorger berufen zu können."

„Die Pfarrwohnung kann jederzeit bezogen werden", meinte Rothenbein. „Ich habe gedichtet und gebessert, wo es not that. Das Pfarrland ist zwar ganz verwildert, doch wollen wir's im Frühjahr mit in Angriff nehmen und bestellen, daß der neue Pastor etwas zu leben vorfindet. Ich denke, auch ein Pastor ist ein Segen im Orte."

„Das es iwiß, e Herr Pastor es e Segen im Orte. Da gä'ch dem Herrn Leutnant Beifall", mischte sich der Bauer Martin Seyfarth ins Gespräch. „Awer veel nutwenniger bruchen m'r e Scholmöster. 's Kinnervolg kennt gar kene Sitte un Ordnung merre und bliebet dumm wie's liebe Vieh."

„Das es de Wahrhet, was Seyfahrts Martin säht", rief die Strobartin lebhaft. „Öch kann's nur an meiner Banne abinehme, die es rein ganz un gar verwillert."

Katharine warf leichthin dazwischen: „Wenn die Mutter den Pastor spielt, kann sich Herr von Rothenbein auch einmal mit dem Schulmeister versuchen. Ihr habt doch studiert und kommandiert und werdet die Kinder ebenso in Ordnung halten können, wie die Soldaten und Kühe."

Rothenbein sah Katharinen verwundert an, denn er wußte nicht, war's im Scherz oder Ernst geredet, entgegnete aber kein Wort. Als indes aber nach einigen Tagen Stöberwetter eintrat, das alle Arbeit im Freien verbot, brachte Strohbart auf des Leutnants Befehl den größten Teil seiner Kinderschar zum Pfarrhause und trieb auch die übrigen Dorfkinder dorthin zusammen.

Einige Wochen später äußerte Rothenbein zu Frau von Itzleben: „Wollte die hochedle, gestrenge und gebietende Frau Patronin der Pfarre und Schulen zu Itzleben sich durch eigene Wahrnehmung überzeugen von der Erteilung des Schulunterrichtes, so würdet Ihr dem Vizeschulmeister eine Freude bereiten."

Als auf diese Einladung Frau von Itzleben mit ihrer Tochter am andern Morgen ins Pfarrhaus kam, fand sie die

Stube freundlich und warm. Manche Glasscheiben in den Fenstern waren zwar durch Papier ersetzt, doch der Kachelofen war in gutem Stande, und mächtige Holzklötze prasselten darin.

Mitten im Zimmer stand Rothenbein umgeben von den kleineren Kindern, die mit leuchtenden Augen zu ihm emporsahen, denn er war eben dabei, eine schöne Geschichte zu erzählen von einem Knaben, namens Joseph, den die bösen Brüder nach Egyptenland verkauft hatten.

Auf den alten Holzbänken, die noch von früher her als altes Pfarrinventarium längs der drei Seiten der Stube an den Wänden angebracht waren, saßen andere Kinder. Sie hatten unregelmäßige Stücke Schiefer in der Hand, die früher auf dem Schloßdache gesessen hatten und jetzt aus dem Schutt hervorgesucht waren, und schrieben darauf mit anderen spitzen Schieferstücken steifbeinige große Buchstaben. Wieder andere hatten ein Bibelbuch vor sich, in welchem sie buchstabierten.

Nachdem die Damen eine Weile zugehört hatten, sagte die Patronin: „Ihr seid doch in allen Sätteln gerecht, Herr von Rothenbein. Man muß Euch immer mehr bewundern, je mehr man Eure Gaben kennen lernt.“

„Wer viel in der Welt herumgeworfen wird, lernt manches, worauf er nicht schulgerecht studiert hat“, entgegnete Rothenbein. „Item ist das Geschäft nichts auf die Dauer für einen Kriegsmann. Ich werde suchen müssen, einen ingeniosen Schuster oder Schneider aufzutreiben, der hier die Kinder lehrt und dabei seine Profession ausüben kann.“

Katharine sagte zu alledem kein Wort. Ihr fiel Rothenbeins Reiterhut, die bunte Feldbinde und der große Degen in die Augen. Diese Dinge lagen friedlich auf einem alten wackligen Repositorium, auf dem sonst des verstorbenen Pastors geistliche Bücher gestanden. Es reute sie, die Veranlassung zu einer Beschäftigung gegeben zu haben, die ihr jetzt ebenso schwierig erschien als unpassend für einen Offizier. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, etwas angestiftet zu haben, woraus Übles erwachsen möchte. — — —

In dieser ganzen Zeit war der Bürgermeister nur ein einzigesmal wieder zu Besuch in Itzleben gewesen und zwar eine Woche später, als durch die Anleihe bei dem Juden Asser dort eine gehobenere Stimmung herrschte. Der Freiersmann hatte diesmal Katharinen gar nicht zu Gesicht bekommen, sondern war von deren Mutter allein, zwar höflich, aber kalt empfangen worden. Auf sein erneutes stürmisches Andringen hatte Frau von Itzleben doch wieder ausweichende Antworten gefunden und auf zudringliche Fragen selbstbewußt geantwortet: „O, man hat doch auch noch seine Hilfsquellen!“

Grimmig war Prätorius heimgeritten, und über Rothenbeins Gesicht, der ihm nachschaute, zog ein höhnisches Lächeln, indem er für sich hinmurmelte: „Bläsy, Bläsy, solltest nur wissen, von wessen Gelde wir hier leben; du würdest bersten vor Ärger!“

Wie fluchte und schimpfte der Bürgermeister dann gegen seinen Vertrauten, den Ratsschreiber über das hochfahrende Bettelpack, das ihn an der Nase herumgeführt hatte! Als er später erfuhr, daß in Itzleben Pferde und Ackergeräte angeschafft wurden, als man ihm erzählte, daß Adrian von Rothenbein dort eine Anzahl Arbeiter kommandierte und mit ihnen einen Acker Landes nach dem andern in Kultur brachte, da wußte er sich vor Zorn kaum zu lassen und schwur bei Potz, Gix, Blitz und Macht, demjenigen den Hals zu brechen, welcher den Hungerleidern aus der Not geholfen.

Von allen Vorgängen in Itzleben blieb er genau unterrichtet. So erhielt er auch davon Kunde, daß die gnädige Frau sonntägliche Andachten auf dem Schlosse veranstaltete und Rothenbein im Pfarrhause Schule hielt.

„Ratsschreiber“, sprach er zu seinem Getreuen, „Potz Wetter, mich dünkt, aus dieser Nachricht ließe sich ein Pfeifchen schnitzen, mit dem wir dem Adrian den Marsch blasen könnten.“

Jener steckte die Gänsefeder hinters Ohr, strich sich den spitzen Kinnbart bis zur Nase hinauf, ehe er bedächtig entgegnete: „Meiner Seel, das hat der Rothenbein gut gemacht. Es wird sich eine Handhabe finden lassen. Schreiben wir an das hochwürdige Konsistorium zu Dresden von den greulichen Zuständen in Itzleben. Berichten wir von dem Winkelgottesdienst daselbst und lassen etwas einfließen von Schwarmgeisterei und wiedertäuferischem Wesen. Man soll im hohen Konsistorium erfahren, daß sich dort ein verdächtiger Mensch im Pfarrhause eingenistet und den Schuldienst auszuüben unternommen habe, ohne Vokation oder Ordination vorweisen zu können; das alles aus keinem andern Grunde als unter Benutzung der jetzigen ungeordneten Zustände die Intraden der Pfarre und Schule an sich zu bringen. Das bricht dem verwegenen Mann den Hals. Es kann nicht fehlen, daß der Herr Bürgermeister mit dem Kommissorium in dieser Sache betraut werden und dann den Adrian nach Gefallen fortzujagen die Macht haben.“

„Das wollen wir thun!“ jubelte der Bürgermeister, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Der Adrian soll, ehe er's denkt, landräumig werden.“

VII.

Ein warmer leiser Wind strich am ersten Juli desselben Jahres über die Kornfelder der Itzlebener Fluren. Bald lagen die Felder im hellen Sonnenglanz, bald im Schatten schnell vorübersegelnder Wolken. Die Halme, deren Ähren sich mit vielen und schweren Körnern gefüllt hatten, wogten im Winde auf und nieder, hoben und senkten sich, wie im Wellenschlage. Was war das für ein herrliches Bild, von wie viel Hoffnung sprach der Anblick!

In glücklicher Stimmung ging Frau von Itzleben durch die Felder und erfreute sich der schönen Ernte, die Gottes Gnade ihr in Aussicht gestellt hatte, um sie nach den vielen mühevollen Jahren wieder zu trösten.

Katharine, die an ihrer Seite ging, pflückte sich einen Strauß Kornraden und sang dazu mit heller Stimme: „Rade, Rade, Rade rot — in vier Wochen neues Brot“, dann sprach sie vergnügt: „Die größte Not liegt jetzt hinter uns, sollst sehen Mutter, es kommen bessere Zeiten.“

„Beschrei's nicht Kind!“ entgegnete die Mutter ängstlich. „Gott behüte uns vor Hagelschlag, Mißwachs und anderm Unglück.“

Von der Stadt her kam ein Mann mit langem Rock und breitkrämpigem Hute. Einen Spieß hielt er in der Hand und einen Wadsack trug er an der Seite.

„Sieh Mutter, dort kommt ein Briefträger“, rief Katharine erfreut. „Da können wir einmal wieder neue Zeitung aus der Welt erfahren. Wir wollen ihn ausfragen!“

„Kümmere dich nicht um solche verlogene Hudler“, meinte die Mutter, welche beim Anblick des Boten unwillkürlich fürchtete, unerwünschte Botschaft erfahren zu müssen. „Laß uns umkehren. Wer wird auf Botenavisen achten! Glaube mir, mein Kind, Postgeschrei ist im Augenblicke hin und vergangen, denn was solche Leute für gewisse Wahrheit ausgeben, haben sie meist selbst erdacht.“

Kurz vor dem Schlosse hatte der Bote sie eingeholt, zog einen Brief mit großem Siegel aus dem Wadsack, zeigte die Aufschrift, und fragte die Frau: „Seid Ihr das?“

Frau von Itzleben nahm den Brief mit zitternden Händen, denn sie sah auf dem Siegel das Stadtwappen. „Gib dem Boten zu essen“, sagte sie zu Katharinen und eilte nach ihrem Zimmer, um den gewiß unfreundlichen Inhalt des Briefes kennen zu lernen.

Katharine that, wie ihr die Mutter befohlen, blieb aber selbst in der Gesindestube zurück, um vom Boten zu erfahren, wie es in der Welt draußen zugehe. Dies Verlangen des Mädchens merkte der Bote kaum, als er zwischen jedem Bissen und jedem Schluck, den er zu sich nahm, mit den unerhörtesten Neuigkeiten zum Vorschein kam. Von Diebstahl und Mord berichtete er, von merkwürdigen Krankheiten und Gebresten und grauenhaften Sterbefällen. Von verhextem Vieh und Schadenfeuer erzählte er, und kam schließlich auf den plötzlichen Tod des Juden Asser zu sprechen. „Er soll grausam reich gewesen sein“, sagte er. „Unser Herr Bürgermeister hat ein

ganzes Bündel Papiere, lauter Schuldbriefe, aufs Rathaus tragen lassen."

Das war eine aufregende Nachricht. Schnell eilte Katharine zur Mutter, um ihr die Kunde mitzuteilen. Doch das Wort blieb ihr in der Kehle stecken vor Schreck bei dem Anblick der Mutter. Diese saß zusammengesunken im Stuhle, sah so alt und vergrämt aus, hielt den zerknitterten Brief in der krampfhaft zusammengeballten Hand und sagte leise: „Weiß schon alles. Rufe den Leutnant."

Als Adrian von Rothenbein, von Katharine herbeigerufen, ins Zimmer trat, redete ihn Frau von Itzleben mit matter Stimme an: „Ei Herr Gott nein, was sind das für Dinge! Nun macht er uns gänzlich bankerott, bringt uns in den Schuldturm, oder Kathi muß sein Eheweib werden. Leset selbst den Schandbrief eines ausbündigen Wucherers, der auch Eurer Person nicht am besten gedenkt."

Während Rothenbein den Brief las, malte sich Bestürzung und Grimm auf seinem Gesicht. „Pfui der feige und gemeine Wicht!" rief er. „Andrer Not ist stets seine Milchkuh gewesen. Aber warte, Bürschlein, wir rechnen noch einmal ab und so schnell werfen wir die Flinte nicht ins Korn."

„Großer Gott, was gibt es?" fragte Katharine mit fliegendem Atem. „Thut mir's auch kund. Freilich kann ich denken, daß von dort nichts Gutes kommt."

Adrian berichtete nun ruhig und geschäftsmäßig, daß der Jude Asser gestorben sei und der Bürgermeister dessen ganzen Nachlaß in den Händen habe. Ob mit Recht oder Unrecht, wer kann's wissen? So habe er denn auch den Schuldschein der gnädigen Frau an sich gebracht. Da er nun die gleiche Summe, über welche dieser Schuldschein ausgestellt war, erst selbst dem Juden vorgestreckt hätte, so betrachte er dieselben als sein unzweifelhaftes Eigentum und kündige das Geld zur Rückzahlung auf den ersten Oktober, indem er für die gnädige Frau den Schuldturm in Aussicht stelle, falls er an dem genannten Tage nicht befriedigt würde.

„Und einem solchen Wucherposche hast du mich als Frau an den Hals werfen wollen, Mutter?" rief Katharine entrüstet. Die Mutter hörte nicht darauf, sondern fragte den Leutnant fast unfreundlich: „Wußtet Ihr, daß der Jude das Geld von Prätorius geliehen hatte?"

„Ich wußte es. Darin sollte seine Strafe bestehen. Wider Wissen und Willen sollte er der gnädigen Herrschaft mit seinem eigenen Gelde die Möglichkeit bieten, ihn als Freier zurückweisen zu können", antwortete Rothenbein grimmig lachend. „Wie konnte ich wissen, daß Bläsy so bald dahinterkommen würde! Assers Tod stand nicht mit in meiner Berechnung."

„Es war ein gefährliches Unternehmen", entgegnete Frau von Itzleben hart. „Der Bürgermeister hat vielleicht nicht unrecht, wenn er Euch einen verwegenen Mann nennt, der mir zum Unglück ins Haus gekommen ist."

„Mutter, Mutter, wie kannst du das sagen!" schluchzte Katharine ganz außer sich.

„Eifert nicht um mich, edle Jungfer", sagte Rothenbein gelassen. „Verleumdung ist wie zäher Schmutz, wo er hinfliegt, bleibt etwas kleben. Hab's zu oft erfahren, als daß ich's Eurer Mutter verargen kann, wenn sie jetzt Mißtrauen heget gegen mein Thun. Item, es zeigt der Brief deutlich die Rettung aus dieser Lage. Der gestrenge Blasius Prätorius gibt zum Schluß nicht undeutlich zu erkennen, daß es ihm ganz genehm sein würde, von seiner Forderung abzustehen, wenn die edle Jungfer endlich ihre unbegründete Abneigung in Liebe gegen ihn umwandeln wollte."

„Nimmermehr!" schrie Katharine, „nimmermehr! Mutter, das kannst du nicht wollen!"

„Armes Kind, was kann's helfen! Wirst wohl das Opferlamm sein müssen", sprach die Mutter mit schwerem Seufzer, und Rothenbein setzte finster hinzu: „Ich will nimmer im Wege sein, will zu niemandes Unglück beitragen. Meine Sache ist's nicht, mich zwischen die gnädige Frau und deren künftigen Tochtermann zu setzen. Gotte segne euch, Jungfer!"

Damit wollte er gehen. Katharine aber schluchzte laut auf, hielt ihn am Arme fest und rief: „Herr Leutnant, Herr Leutnant, Herr von Rothenbein, Adrian bleibet da! Ihr dürft nicht fort! Ihr müßt uns helfen!"

„Kind, nicht so leidenschaftlich, laß den Leutnant los!" wehrte die Mutter und fuhr gegen Rothenbein gewendet milder fort: „An Eurem guten Willen zweifle ich nicht. Aber, sagt selbst, wo soll ich sonst Rat und Hilfe finden?"

Rothenbein blickte sinnend auf Katharinen. Alle Bitterkeit verschwand aus seinen Zügen, und er antwortete sanftmütig: „Sollte meinen, es könnte nicht schwer sein, anderes Geld zu erhalten. Wenn es gelang, einige hundert Gulden in die Hand zu bekommen, zu einer Zeit, in der hier noch alles öde und aussichtslos war, um wie viel leichter muß es werden, jetzt die erforderliche Summe zu erhalten, da die Felder so reichen Ertrag versprechen. Wenn Ihr meiner Dienste noch länger benötigt seid, so schwöre ich Euch zu, daß ich nicht ruhen und rasten will, bis ich vor Euch hintreten kann und sprechen: ‚die Not hat ein Ende!' Darum ist mein Rat, antwortet auf den Brief mit keinem Worte. Haben wir doch noch drei Monate Frist, ehe die Entscheidung fallen muß. Hab' ich dann zu viel versprochen, so thut, was Ihr vor Gott und Eurem Gewissen verantworten könnt."

„Wollte Gott, Ihr hättet recht", seufzte die geängstete Frau, welche wieder zu hoffen begann.

Von der ganzen Angelegenheit wurde in der nächsten Zeit kein Wort mehr geredet. Alles ging in Itzleben seinen gewohnten Gang, doch der stille Friede, der bis dahin auf dem Schlosse gelegen, war durch des Bürgermeisters Brief verscheucht, und die Nachtvögel der Angst und Sorgen hatten sich wieder ungebeten eingenistet.

Katharine nahm zwar die Sache weniger schwer als die Mutter. Doch wenn Rothenbein von seinen verschiedenen Ausflügen mißgestimmt und niedergeschlagen zurückkam, wenn er von den vielen abschläglichen Antworten berichtete, die er überall erhalten, dann überschlich auch sie die Bangigkeit, und doch war sie es dann, die den Leutnant ermutigte, daß er, sobald er nur irgend bei der begonnenen Ernte abkommen konnte, immer wieder mit neuen Hoffnungen auf die Geldsuche ausging. — —

Um die Mitte des September hatte sich Rothenbein auf eine weitere Reise begeben, die wohl über eine Woche in Anspruch nehmen konnte. Kam er dann wieder ohne Geld zurück, dann war freilich guter Rat teuer. Der Zahlungstermin war in bedrohlicher Nähe. Die Abwesenheit des Mannes, auf den Frau von Itzleben schweigend und Katharine mit beredten Worten ihre Hoffnung setzte, ließ in beider Herzen die Verzagtheit überhand nehmen.

Dieser Stimmung mochte Valentin Wanzel, der Ratsschreiber, wohl Rechnung tragen, da er, von Rothenbeins längerer Abwesenheit unterrichtet, zum Erstaunen der beiden Damen plötzlich in Itzleben eintraf, um eine Unterredung mit der gnädigen Frau nachzusuchen.

Frau von Itzleben hütete sich wohl, direkt nach seinem Begehr zu fragen, und Wanzel ging mit seinen Reden lange um den eigentlichen Gegenstand herum, wie die Katze um den heißen Brei. Als er endlich auf den Zahlungstermin zu sprechen kam, sagte die gnädige Frau stolz: „Kommt der Termin, so wird auch das Geld da sein." Doch der andere ließ sich nicht täuschen, sondern setzte die großen Schwierigkeiten auseinander, die gerade jetzt vorlägen, das nötige Darlehn zu erhalten. „Mehr noch als im vergangenen Jahre spüret alle Welt den Geldmangel. Jeder muß seine Nahrung noch teuer kaufen, bis die Ernte ausgedroschen ist. Jeder spannt den Kredit vor seinen Wirtschaftswagen — —"

„Was soll das Reden in einer Sache, die sich, wie Ihr sagt, nicht ändern läßt", fiel ihm Frau von Itzleben ungeduldig ins Wort. „Seid Ihr nur gekommen, mich in die Angst zu treiben? Sprecht endlich aus, welches Verlangen der Bürgermeister durch Euch, seinen Helfershelfer mir ansinnt."

„Der Herr Bürgermeister will gar nichts von Euch, er weiß auch nicht, daß ich hier bin", entgegnete Wanzel, indem

Feine Nasen.

Ein Bild zur Eröffnung der Hühnerjagd. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

Hinter dem Vorsteher.

Die Hühnerjagd ist aufgegangen. Draußen ist heller Sonnenschein, aber ein kühler Wind fährt erquickend über die Stoppeln, heute soll es zum erstenmal hinausgehen mit der Flinte. In freudiger Spannung greift der Jäger am Morgen nach den Jagdkleidern und sofort merkt Nimrod, um was es sich handelt. Er springt von seinem Sack auf und richtet sich freudig an seinem Herrn empor. Je weiter dieser mit der Toilette kommt, um so aufgeregter wird das Tier. Unruhig blickt es von seinem Herrn auf die Flinte an der Wand, von der Flinte auf seinen Herrn. Endlich ist dieser fertig und greift nach dem Gewehr. Nun hat der Jubel kein Ende. Wie ein Toller setzt der Hund über die Stühle, stürmt zur Thüre und bellt laut. Auch draußen in der frischen Morgenluft ist des Hin- und Herspringens kein Ende und der Herr muß schließlich energisch einschreiten, um die Kräfte seines Gehilfen für die eigentliche Arbeit aufzusparen.

Endlich ist das Revier erreicht und die Suche beginnt. Unermüdlich geht es nun durch das Kraut, hin und her, bis Nimrod plötzlich wie angewurzelt stehen bleibt. Dieser Augenblick hat mitunter für den Beschauer etwas sehr Komisches, denn wenn der Wind, der die Witterung der Hühner dem Hunde zuführt, diesen in schneller Bewegung trifft, so fährt dieser so jäh herum, daß er fast zu Fall kommt. Nun steht der Hund unbeweglich da und harrt, obgleich er vor Jagdfieber am ganzen Leibe zittert, ungeduldig seines Herrn. Läßt dieser zu lange auf sich warten, so wendet Nimrod für einen Augenblick den Kopf nach ihm um und wirft ihm einen flehenden Blick zu.

Endlich ist der Jäger heran und der Hund darf avancieren. Wie langsam geschieht das, wie schlank, wie hübsch erscheint der Leib des Tieres, wie spielt da jeder Muskel vor verhaltener Leidenschaft.

Jetzt geht das Volk auf, die Schüsse fallen und mehrere Hühner stürzen herab. Schnell sind sie aufgesucht und dem Herrn überbracht. Dann geht es weiter hinter den Versprengten her, die sich vergeblich zu verstecken suchen. Noch vor dem Abend sind sie alle wieder zusammen — in der Küche.

er sich alle Mühe gab, durch Stimme und Miene das Zutrauen der beiden Damen zu erwecken. „Ich bin in dieser Sache nicht sein Helfershelfer und mag's auch nicht sein. Ich bin nicht so hartherzig wie er. Mein Seel, ich will nicht mehr mit ihm unter einem Hütlein spielen, sondern Euch und der edlen Jungfer gern helfen."

Darauf folgte eine Aufzählung aller Untugenden und Schlechtigkeiten des Bürgermeisters, mit welchem auf die Dauer niemand an einem Seile ziehen konnte, der alles für sich beanspruchte und keinem einen Groschen gönnte. „Ich kann's nicht mehr mit ansehen", sagte er wehmütig nach der Zimmerdecke blickend, „wie der heißhungrige Wolf aller Gefälle, Haus- und Handelssteuer, Bürgerschoß, Renten und des Einkommens des Stadtgutes sich gar eifrig annimmt, aber der Bürgerschaft davon wenig Kraft und Gedeihen empfinden läßt, sondern den besten Saft an sich zieht. Man sollte nur wissen, wie er die Amtswürfel aufwirft und den gemeinen Beutel reget und feget, wie er sein Salarium und Besoldung eignen Gefallens steigert, kurz in allem seinen Nutz und Lukrum sucht. Wenn dagegen ein anderer armer Teufel, wie unsereiner, einen von den gelen Füchsen im Stiefel mit heimträgt oder ins Ofenloch weiset, so macht er ein groß Geschrei, wenn er's merkt."

„Auch will ich nicht mithelfen, daß solch ein Mann Euch das Fell über die Ohren streife. Er gedenkt Euer schönes Gut mit einigen hundert Gulden an sich zu bringen und die tugendsame Jungfer mit in den Kauf zu nehmen. Welchen Stand sie später bei ihm als Hausfrau haben würde, ist nicht schwer zu sehen. Sie würde gar oft die Augen zudrücken müssen über sein Schlemmen und Demmen, Leckmäulen und Löffeln."

Frau von Itzleben hörte voll Entsetzen die Beschreibung des Mannes an, in dessen Hand sie samt ihrer Tochter gegeben zu sein fürchtete. Der aber, welcher ihr vorgeblich ohne allen Eigennutz aus reinem Mitgefühl solche Dinge hinterbrachte, stieg dadurch um kein Haar breit in ihrer Achtung. „Labe dich, Kuckuck, an deinem Gesang, man hört's am Geschrei, was du für ein Vogel bist", sagte sie leise vor sich hin. Es überkam sie ein Ekel, den Ratsschreiber in solcher fast vertraulichen Weise zu sich reden zu hören, und doch war's ja möglich, durch ihn einen Ausweg gezeigt zu erhalten. Um das peinliche Gespräch schnell zum Abschluß zu bringen, fragte sie kurz: „Wodurch wollt Ihr mich meiner Verbindlichkeit gegen den Bürgermeister entledigen?"

Der Ratsschreiber strich wiederholt seinen Spitzbart, rückte auf dem Stuhle hin und her und fing endlich von der Jungfer Heiratsgut zu reden an, davon die gnädige Frau selbst ihm einst Kenntnis gegeben habe. „Wenn dieser vergrabene Schatz könnte gehoben werden", meinte er, „dann wäre aller Not gewehrt."

„Wüßten wir, wo mein Geld vergraben liegt, so brauchten wir weder den Bürgermeister noch Euch", fuhr Katharine unwillig dazwischen.

„Das ist es ja eben, weshalb ich komme", entgegnete Wanzel mit möglichst überzeugendem Tone, und fuhr fast flüsternd fort: „Ich kenne einen klugen Mann, der sich wohl auf geheime Dinge versteht, der die Wunderbücher, darin das sechste und siebente Buch Mosis enthalten ist, und andere seltene Scharteken besitzt. Er hat mir auf Befragen mitgeteilt, daß Euer Schatz jetzt abermal verblüht hat, welches alle sieben Jahre einmal geschieht. Er ist jetzt zeitig und kann also herausgenommen werden. Die gewisse Stelle wird der Mann schon finden mit seiner Wünschelrute, wenn Ihr nur ungefähr die Gegend angeben könnt, da er liegt."

„Daß der Schatz auf der Wiese liegen soll, erinnere ich mich wohl", entgegnete Frau von Itzleben, deren leicht erregbares Gemüt sich schon an den möglichen Erfolg klammerte. „Die genaue Stelle dagegen und die Merkzeichen, die mein seliger Gemahl in einem Verse niedergeschrieben, habe ich vergessen. Doch was fordert Ihr, wenn Ihr den Schatz gehoben habt?"

Wanzel wand sich auf seinem Stuhle wie ein Wurm, strich wiederholt den Bart herauf und herab und kam endlich mit der Proposition hervor, den Schatz zu teilen, da der vermeldete Schatzgräber diese Bedingung auf das bestimmteste gestellt hätte.

Frau von Itzleben sagte schnell: „Für uns ist der Schatz ja schon lange verloren, können wir zur Hälfte gelangen, so müssen wir zufrieden sein.' Wann muß das Werk unternommen werden?"

„Es muß geschehen, so lange die Sonne noch im Zeichen der Jungfrau steht, also in den nächsten Tagen", antwortete der Ratsschreiber schnell.

Die Mutter nickte zustimmend, Katharine aber widersprach entschieden. „Der Schatz ist kein Frosch", sagte sie, „der hüpft nicht fort, wir wollen warten, bis Herr von Rothenbein zurückgekehrt sein wird."

„Es ist keine Zeit zu verlieren, Jungfer", entgegnete Wanzel mit Eifer, dem durchaus nichts daran lag, in diesem Geschäfte mit dem Leutnant zusammenzukommen. „Wird der rechte Zeitpunkt nicht benutzt, so wird künftighin vor Verfliegung anderer sieben Jahre die Arbeit umsonst sein. Mein Ratgeber schlägt St. Siegfried als einen besonders glücklichen Tag vor."

„Aber ich lasse nicht graben", rief Katharine, indem sie den Kopf trotzig zurückwarf. „Der Schatz gehört mir, es ist mein Heiratsgut. Ehe Herr von Rothenbein da ist, darf niemand ihn berühren."

„Kathi, von solchen Dingen verstehst du nichts", sprach die Mutter verweisend. „Du hörst doch, daß St. Siegfried der geeignete Tag ist, und das ist in drei Tagen."

„Es steht die Erlaubnis zur Hebung des Schatzes allerdings Euch zu, edle Jungfer", entgegnete der Ratsschreiber, der auf diese Einwendung gefaßt war und auch schon einen neuen Trumpf ausspielte, indem er sagte: „Was soll Euch der gewesene Leutnant und Kuhhirt, der jetzige Schulmeister helfen? Er ist ein gefährlicher, abenteuerlicher Mensch, den sein Geschick schon ereilen wird. Wer weiß, ob er je wiederkommt, und ob sie ihn unterwegs nicht aufgreifen und einsperren."

„Eingesperrt soll er werden?" fragte Katharine entsetzt. „Was gibt man ihm schuld?"

„Er hat sich unbefugt in ein fremdes Amt gedrängt, maßet sich hier den Schuldienst an, sintemal er die Intraden des Pfarrers und Schulmeisters allein an sich bringen will", antwortete Wanzel. „Es ist höheren Orts darüber berichtet worden. Wenn sie ihn nicht einstecken, wird er wenigstens mit Schimpf und Schande davongejagt."

Katharine saß da, ein Bild des Jammers. „Ach das ist meine Schuld", seufzte sie. „Nein er ist unschuldig, die Untersuchung wird alles ans Licht bringen. Mutter, wir wollen warten, bis er zurück ist", bat sie unter Thränen.

Doch Frau von Itzleben entgegnete hart: „Das geht nicht an. Wir können keinen Tag verlieren, es ist dein eignes Beste. Trefft Eure Anordnungen", sagte sie zu Wanzel, „findet Ihr das Geld, so ist die Hälfte Euer."

„Aber die Jungfer muß es erlauben", meinte der Ratsschreiber, dem es Freude zu machen schien, das Mädchen zu quälen.

„Willst du den Bürgermeister heiraten, so sag's", sprach die Mutter streng, „dann ist das andere nicht nötig."

„Nein, nein, macht was Ihr wollt", schluchzte die Geängstigte und verließ weinend das Zimmer.

Die Zurückbleibenden aber besprachen noch alle Einzelheiten, die für die beabsichtigte Schatzgräberei erforderlich waren.

VIII.

Die wenigen Tage bis zu St. Siegfried waren höchst aufregend. Katharine dachte mit Sehnsucht des Leutnants, der nichts von sich hören und sehen ließ. Würde er rechtzeitig wiederkommen und Hilfe bringen, oder würde er, sie wagte es kaum zu denken, ergriffen und eingesteckt werden? Würde der Schatz gefunden werden und ausreichend sein, sie von dem Bürgermeister frei zu machen? Daß man das Geld durch

Zauberkünste finden könnte, hielt sie nicht für unmöglich, aber der Gedanke erschreckte sie, daß dabei der Böse im Spiel sein könnte. „Mutter, wir wollen uns nicht mit dem Teufel einlassen“, bat sie mit Thränen im Auge, „der liebe Gott wird uns doch endlich helfen!“

„Dummes Kind, davon verstehst du nichts“, entgegnete Frau von Itzleben unfreundlicher, als es sonst ihre Art war. Das machte, sie fühlte sich in ihrem Gewissen beschwert, wollte es sich aber selbst nicht gestehen. Darum redete sie sich lieber in den Zorn hinein. „Der liebe Gott hat uns bis jetzt im Stich gelassen, da müssen wir uns auf andere Art helfen. Gebrauchen Schatzgräber den Gottseibeiuns, so mögen sie selbst zusehen. Das Geld gehört uns, es klebt kein Unrecht daran.“

Katharine wurde durch solche Auseinandersetzung nicht beruhigt, sondern ihr ward immer banger. An keinem Ort fand sie Ruhe, keine Arbeit vermochte sie zu fesseln. Bald lief sie zwecklos in Haus und Hof umher, bald trieb sie es auf die Kuhweide hinaus, wo sie sonst so fröhlich mit Rothenbein gescherzt hatte. Dort sollte der Schatz liegen und es war ihr zumute, als müsse sie ihn hüten.

Nun war der verhängnisvolle Tag angebrochen. Die Sonne sollte noch einmal ihren Lauf über das Himmelszelt vollführen, und wenn dann die Nacht kam, wurde das unheimliche Werk begonnen. Am Vormittage eilte Katharine voll Unruhe ins Freie, ging nachdenklich über die Wiese und wendete sich dem nahen Walde zu, über den eine steile Felsenwand hervorragte. Dort am Waldesrande setzte sie sich nieder und machte in der Einsamkeit ihrem bedrückten Herzen Luft durch den Ausruf: „Ach du mein Gott.“

„Ein Gott“, klang ihre Stimme im Echo deutlich zurück. Katharine horchte auf und mußte lächeln. Saß sie doch an der Stelle, da es ihr als Kind so oft Freude gemacht hatte, mit ihrem Ruf das Echo zu wecken.

Es kam ihr das Echolied in den Sinn, welches die Mutter sie in den Kriegszeiten einst gelehrt. Oft hatte sie es gerade an diesem Ort gesprochen und durch die Antwort des Widerhalls die Hoffnung auf bessere Zeiten belebt.

„Ob das Lied auch auf meine jetzige Not paßt?“ dachte sie und fing unwillkürlich an, einige Verse daraus zu deklamieren, indem sie die Worte, auf welche das Echo antworten sollte, laut sprach:

„Der du allhier um diesen Ort
Mehr nicht als unser letztes Wort,
Scherzhaftes Echo, wiedertönst
Und uns, so oft wir reden, höhnst.

O komm, benimm der Sorgen mich,
Mit welchen trägt mein Herze sich
Und längst ohn' Hoffnung hat getragen,
So daß ich nur nicht muß verzagen.

Durch Zehren hört mein Leid nicht auf,
Weil ich im Elend lauf!“

„Entlauf!“ klang es von der Felswand zurück.

„Soll ich nun, da ich so getroffen,
Entlaufen oder Hoffen?“

„Hoffen!“ war die tröstliche Antwort.

„Kommt es, daß Mars von hinnen zeugt?
In andere Örter weicht?“

„Er weicht!“ rief der Widerhall.

„Und ich getröstet auf der Fahrte
Auch meines Glücks erwarte?“

„Warte!“ ermahnte das Echo.

„Warte!“ rief es noch einmal mit tieferer Stimme, als ob das Echo sich plötzlich verwandelt hätte.

Katharine sprang erschrocken auf und sah an der Waldecke zwei Pferde hervorkommen, die einen schweren Reisewagen zogen. Sie wollte fliehen, doch der Insasse des Wagens, der sich an dem Zwiegespräch des Mädchens mit dem Echo ergötzt hatte und mit wohlwollender Stimme als kräftiger Wiederhall eingefallen war, rief noch einmal: „warte!“

Katharine blieb stehen, der Wagen kam heran und ein älterer Herr blickte heraus. Daß er ein Geistlicher war, erkannte jeder leicht an dem schwarzen Anzuge und der weißen Binde, deren gestickte Enden auf die Brust herabfielen, auch an dem schwarzen Samtkäppchen auf dem weißen Haupte.

„Führt dieser Weg nach Itzleben?“ fragte der Fremde das Mädchen, als der Wagen hielt.

„Hochwürden können nicht irren, Ihr kommt gerade vors Schloß“, antwortete Katharine, welcher bei dem Anblick des freundlichen alten Herrn alle Furcht geschwunden war.

Der geistliche Herr sah ihr einen Augenblick prüfend ins Gesicht, dann sagte er lächelnd: „Bist du nicht Katix? Es ist kein Zweifel. Du hast die grauen, schlauen Augen und das krause unbändige Haar der kleinen Katharine. Du kennst mich nicht mehr? Besinne dich, ich bin oft bei deinem Vater, seligen Andenkens gewesen.“

Nun blickte ihm Katharine forschend ins Gesicht, besann sich eine Weile und rief dann: „Ihr seid der Herr Superintendent Thielemann!“

„Ganz recht“, antwortete dieser, indem er so behende als es sein runder Leib gestattete, aus dem Wagen stieg, „fahre hin Fuhrmann!“ befahl er diesem, „ich komme mit der Jungfer zu Fuß nach. Ganz recht, Katharine, ich bin der alte Thielemann“, fuhr der freundliche Herr fort, während er mit dem Mädchen quer über die Wiese ging. „Superintendent war ich früher drüben in der Stadt an der Laurentiuskirche. Siehe dort kann man den Kirchturm zwischen den Bäumen sehen. Wie lange habe ich den St. Laurentius mit seinem Rost als Wetterfahne nicht erblickt. Es thut einem gar wohl, einen alten Bekannten wieder zu schauen. Doch wie kommst du dazu, das Echolied noch zu singen? Der Kriegsgott Mars ist gottlob von hinnen gezogen aus dem deutschen Vaterlande. Das Hoffen ist erfüllt und das Warten vorbei.“

„Bei uns hat die Kriegsnot noch nicht aufgehört“, antwortete Katharine, „wir leben noch in Angst und Sorgen. Ich wollte das Echo fragen, ob es auch dafür Trost hätte. Ich will ja gern geduldig warten und hoffen, daß der liebe Gott noch alles zum Guten wendet.“

„Bleibe bei dem Glauben, mein Kind“, entgegnete der alte Herr, indem er seine Hand dem Mädchen aufs Haupt legte. „Die Stimmen der Natur predigen dem Menschen, der darauf acht hat, die Güte Gottes. Im Echo hast du eine artige Abbildung der Antwort Gottes auf dein gläubiges Gebet. Rufst du: ‚mein Gott‘, so antwortet er: ‚dein Gott‘. Sprichst du: ‚ich flehe zu dir‘, so antwortet er: ‚ich helfe dir‘. So mußt du in deiner Not fleißig rufen und beten. Nun aber erzähle mir ganz aufrichtig, was gibt es hier für schreckliche Umstände, die euch Angst und Unruhe machen? Was gehen hier für greuliche Dinge vor mit Schwarmgeisterei und Winkelgottesdiensten und was ist das für ein verwegener Mensch, der sich widerrechtlich in die Pfarrstelle eingeschlichen hat und ohne Befugnis auch Schule hält?“

„Habt Ihr den Adrian von Rothenbein schon ins Gefängnis geworfen?“ fragte Katharine schüchtern. „O, laßt ihn wieder los und nehmt mich gefangen, ich bin an allem schuld.“

„Du bist nicht klug, Käthchen“, entgegnete der geistliche Herr verwundert. „Sehe ich aus wie ein Häscher? Du mußt wissen, ich gehöre zum Konsistorio in Dresden und bin auf einer Visitationsreise begriffen. Denn da man bei den landverderblichen und unsicheren Kriegszeiten keine Kirchen- und Schulvisitation gehalten, so sind viele schädliche Irrungen, Gebrechen und ander ärgerlich Wesen eingerissen. Sonderlich führt mancher Priester und Schuldiener auf den Dörfern kein geistliches Leben, sondern ärgert seine ihm auf die Seele anvertraute Herde auf das gröblichste und gibt den Widersachern zu Lästerung Anlaß. Ich bin hierhergekommen zu untersuchen und zu berichten. Wir wollen langsam gehen, daß du mir alles getreulich erzählen kannst. Verschweige mir nicht die geringste Kleinigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum von Velhagen & Klasing.

Der 12. August war für das Daheim und damit auch für die Leser des Daheim ein wichtiger Tag, denn er brachte dem Hause Velhagen & Klasing, in dessen Verlage unser Blatt seit seinem Beginn erschien und erscheint, das fünfzigjährige Jubiläum. Ohne Velhagen & Klasing kein Daheim, der Satz ist unumstößlich, obgleich gerade dieses Verlagsunternehmen ausnahmsweise nicht aus der Initiative der Firma hervorgegangen ist. Die Idee, ein illustriertes Familienblatt großen Stils auf christlicher Grundlage zu gründen, entstand zuerst im Kreise einer Anzahl christlicher Männer in Rheinland und Westfalen, die nicht Buchhändler waren, und diese Männer zeigten sich entschlossen, das schwierige Werk, an welches sie die Hand legten, in jeder Weise zu unterstützen, aber wer in diesen Dingen nur etwas Bescheid weiß, wird zugeben, daß alles auf die Wahl der Buchhandlung ankam, in deren Hände das Unternehmen gelegt wurde. Man vergegenwärtige sich nun jene Tage wieder, jene Zeit, in welcher ein thörichter Bildungsdünkel über die ewigen Wahrheiten des Evangeliums lächelnd zur Tagesordnung übergehen zu können meinte, in der die Grundsätze der Zucht und freiwilligen Unterordnung, zu denen sich die Nation heute wieder willig und freudig bekennt, auch den Guten vielfach abhanden gekommen waren. Nichts leichter als Christentum für Muckertum —, eine historische Auffassung des Staatslebens für Kultus des Junkertums, Freude an unserm herrlichen Heerwesen für reaktionäre Neigungen zu erklären. Sobald unser Blatt in die Welt ging, hieß es auch schon: Muckerblatt, Junkerblatt, Kasernenblatt.

Und welch ein Kapital mußte in ein solches Blatt gesteckt werden! Die ersten anderthalb Jahrgänge kosteten 240 000 M. Nur ein sehr großer Absatz, nur ein Absatz, der nach Zehntausenden von Exemplaren zählte, konnte das Blatt halten. Durfte man auf einen solchen Absatz zählen?

Was war das nun für eine Firma, die ein solches Unternehmen auf ihre Schultern nahm?

Velhagen & Klasing waren damals (1864) schon ein großes Haus. Ihr Théâtre français, ihre Polyglottenbibel, das Langesche Bibelwerk hatten seinen Namen hinausgetragen in alle Lande.

Die Firma war damals noch nicht alt und sie war aus sehr kleinen Anfängen hervorgegangen. Am 12. August 1835 trat August Klasing als Associé in das Geschäft seines Schulkameraden August Velhagen und damit entstand die Firma Velhagen & Klasing, zunächst ein kleines Sortiment in einer kleinen, weltverlorenen Stadt. Aber in den beiden jungen Buchhändlern war Temperament, Intelligenz und Sachkunde. Mit scharfem Blick musterten sie ihr Arbeitsfeld, und wo sich die Aussicht auf ein erfolgreiches Unternehmen zu eröffnen schien, gingen sie kühn ans Werk. Gleich hier bethätigten sie eine Gabe, die ihre Erfolge auch später größtenteils hervorrief, die Gabe, die richtigen Leute für die von ihnen geplanten Werke zu finden. Es gibt schwerlich eine zweite große Verlagsbuchhandlung in Deutschland, deren Verlagswerke so fast ausschließlich aus der Initiative der Verleger hervorgingen wie die von Velhagen & Klasing.

Das Daheim erforderte gewaltige Anstrengungen, aber sie wurden von Erfolg gekrönt. In einigen Jahren war seine Existenz gesichert. Nun wirkte es an seinem Teil befruchtend zurück auf den Verlag. Mit dem „Maler auf dem Kriegsfelde“ begann die lange Reihe der illustrierten Werke der Firma. Es sei hier nur an das Bismarckbuch, an die Hiltlschen Kriegsbücher, die Koenigsche Litteraturgeschichte, die Stackesche deutsche Geschichte — sowie an die zahlreichen illustrierten für die Jugend bestimmten Bücher erinnert. Auch in Stacke und Koenig ist die Illustration durchaus eigenartig: die Zeit wird aus der Zeit illustriert, ein neues, höchst fruchtbares Prinzip.

Dann entstand die Geographische Anstalt, aus der die Andreeschen Atlanten, Putzgers historischer Atlas, Andrees Handatlas, Droysens historischer Atlas hervorgingen, monumentale Werke, denen der Grundsatz: „Gut und billig“ die weiteste Verbreitung gab.

Daneben entwickelte sich ein eben so gangbarer wie weit verbreiteter Schulbücherverlag.

So ist aus dem bescheidenen Reise, das 1835 in die rote Erde gepflanzt wurde, bis heute ein mächtiger Baum geworden, der weithin erquickenden Schatten spendet und in dessen Zweigen viele Vögel verschiedenster Art ihr Nest bauen durften.

Als das Jubiläum die Mitarbeiter nach Bielefeld rief, bestand die Firma nicht mehr nur aus den beiden Begründern. Zu ihnen hatten sich im Laufe der Zeit ihre Söhne: Otto und Johannes Klasing und Wilhelm Velhagen als Teilhaber gesellt.

Es war ein schönes, jedem Teilnehmer unvergeßliches Fest. Wie selten ist es zwei Männern vergönnt, ein halbes Jahrhundert in erfolgreichster Arbeit zusammenzuwirken und dann, umgeben von gleichstrebenden, gleichtüchtigen Söhnen, gesund und frisch an Seele und Leib die Glückwünsche aller derer entgegenzunehmen, mit denen diese lange Lebensarbeit sie so oder so verband.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Fest hier zu beschreiben. Es verlief groß, schön und würdig. Von allen Seiten wurde der Jubilarin gesagt, daß man ihr Wirken freudig anerkenne, ihr für dasselbe dankbar sei, von allen Seiten brachte man ihr herzliche Glückwünsche dar.

Auch wir thaten das, in unserem Namen und im Namen unserer Leser. Wir zweifeln nicht daran — auch in ihrem Sinne.

Die Redaktion.

Der Archipel der Karolinen.

Durch die Besetzung des Archipels der **Karolinen** seitens Deutschlands ist unser Macht- und Handelsgebiet in der Südsee abermals wesentlich erweitert worden. Zwar erhebt Spanien Einsprache gegen dieses Vorgehen, auch werden hier und da in Atlanten und Lehrbüchern die Karolinen als spanischer Besitz bezeichnet, die Thatsache ist aber die: Seit der Zeit der Entdeckung hat sich Spanien nicht um diese Inseln gekümmert, keinerlei Niederlassung noch Verwaltung dort gehabt, und erst jetzt erinnert es sich dieser Inselgruppe. Dagegen wehte auf allen größeren Inseln des Archipels die deutsche Flagge über größeren und kleineren Niederlassungen, die durch ihren legitimen Handel die Eingeborenen für die Civilisation gewannen, selbst auf Inseln, die den hier thätigen Missionaren noch verschlossen geblieben sind. Auf Kusaie und Ponapé haben sich bereits deutsche Mittelpunkte gebildet, die man wohl als den Kern späterer, mehr oder minder bedeutender Handelsstädte ansehen darf, und überall findet man den deutschen Handel als den Haupthebel, als die belebende und erhaltende Kraft. Andere Nationen lassen sich kaum oder selten in diesem abgelegenen Inselgebiete sehen. Da nun durch das Wachsen des gesetzlichen Handels das Faustrecht verdrängt wird, so wächst gleichmäßig das Bedürfnis nach geordneten Verhältnissen. Diese aber konnten von den einheimischen Häuptlingen und Autoritäten nicht in der dem Handel genügenden und notwendigen Weise geschaffen werden, somit blieb denn nichts weiter übrig als die Inseln unter deutschen Schutz zu stellen. Gegenwärtig sind deutsche Interessen vertreten oder Niederlassungen vorhanden auf folgenden Karolineninseln, wobei wir in der Aufzählung von Ost nach West verfahren: Kusaie oder Ualan, Ponapé, Nukuor, Mortlock, Ruk oder Hogolu, Namonuito, Wolea, Fais, Uluthi oder Mackenzie, Jap, Ngoli und Palau.

Der ganze Archipel besteht aus etwa fünfzig Inseln, sie liegen im Norden des Äquators, nördlich von Neu-Guinea, und erstrecken sich über einen Raum von 9 Breiten- und 32 Längengraden. Alle Inseln sind klein und (die Palau im Westen eingerechnet) umfassen nur 1400 Quadratkilometer. Der jetzige Name der Karolinen, den man durch Ausdehnung des Namens einer vom Admiral Lazeano 1686 entdeckten Insel (wahrscheinlich Jap) auf alle gebildet hat, findet sich bereits seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts im Gebrauch.

Entdecker des Archipels sind die Spanier, welche auf ihren Fahrten von Mexiko nach den Molukken die nördlichen Inseln desselben berührt haben müssen und zwar schon im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts. Wohl verkehrten die Karolinier mit der spanischen Kolonie auf den Ladronen, auch machten von dort aus die Jesuiten früher Missionsversuche — aber sonst that Spanien **nichts** für die Erforschung oder Civilisierung und Colonisierung der Inseln. Die erste gründliche Erforschung war die des Franzosen Duperrey im Jahre 1824; ihm folgte wenige Jahre später Kapitän Lütke, bei dem sich der Mainzer von Kittlitz befand, und ihm haben wir die beste Aufnahme des Archipels zu danken. Professor Semper (für die Palau), Kubary, Tetens, Miklucho-Maclay und Hernsheim veröffentlichten später mehr oder minder Wertvolles über die Inseln. Nur wenige von den Inseln, etwa fünf, sind bergig und tragen mäßig hohe Berge vulkanischen Ursprungs; die meisten dagegen sind flache Koralleninseln mit Riffen. Alle aber sind mit einem außerordentlich anmutigen Pflanzenwuchs bedeckt. Bis auf die höchsten Gipfel zieht sich der Wald hin, nur von den angebauten Stellen unterbrochen. Besonders häufig sind Farne, namentlich schöne Baumfarne; es fehlen nicht die Palmen, darunter die wertvolle Sago- und Kokospalme. Lianen verbinden malerisch die Baumstämme der Hochwälder, während am Seestrande die Mangroven wachsen. Feigenbäume herrschen in den Bergwäldern, denen sich Brotfruchtbäume, Citronen, ja selbst einige Nadelhölzer zugesellen. Arm ist, wie auf den meisten Südseeinseln, die Tierwelt vertreten. Außer Ratten und dem fliegenden Fuchs (einer großen Fledermaus) trafen die Entdecker keine Säugetiere; Haustiere wurden erst durch die Europäer eingeführt. Dagegen ist die See ungemein reich an Fischen, die sich durch schillernd bunte Farben und eigentümliche Formen auszeichnen. Das Klima ist ein feucht-tropisches und auf den meisten Inseln unzweifelhaft gesund, durch die Seewinde gemäßigt. So erscheinen uns in kurzen Zügen geschildert die Inseln selbst. Wie sind nun die Menschen beschaffen? Sie gehören zu jener Gruppe der braunen Südseeinsulaner, die man als **Mikronesier** bezeichnet, und sind wenig zahlreich. Denn im ganzen zählt man nur etwa 22 000 Karolinier, von denen die meisten auf den großen Inseln: Palau, Ruk, Ponapé, Jap und Kusaie leben. Es sind durchgehends gut und stark gebaute Leute von mittlerer Größe und dunkelbrauner Farbe; die Frauen werden als „schön" bezeichnet, wobei immer ein Südseestandpunkt maßgebend ist. Im hohen Grade günstig sind aber die Charakterschilderungen dieser Menschen und es kann kein Zweifel sein, daß sie einer der gutartigsten und friedfertigsten Volksstämme der Südsee sind. Alle Berichterstatter preisen ihre Milde und Sanftmut, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, ihren Frohsinn und ihre Heiterkeit. Freilich unsere Begriffe von Sittlichkeit existieren dort nicht, und auch eine fortgesetzte, andauernde Thätigkeit ist auf den Karolinen unbekannt. Nahrung liefern der Brotfruchtbaum, die Kokosnuß, die Knollen des Taro und die Bananen. Dazu Fische, Schildkröten, Muscheln und auch der Braten von Hunden und Schweinen, seit diese Tiere eingeführt wurden. Ihre Kleidungsweise, Nahrung, ihre Fischerei, ihr geringer Landbau, ihre Schiffahrt und Gewerbthätigkeit ist mehr oder minder ähnlich derjenigen aller Südseeinsulaner, nur verdient hervorgehoben zu werden, daß die Karolinier bis zur Weberei vorgeschritten sind, die den andern Ozeaniern unbekannt blieb. Über die religiösen Ansichten und Einrichtungen dieses **Volkes** sind wir nur dürftig unterrichtet, doch lassen sich höhere und niedere Gottheiten unterscheiden; die Priester besitzen (oder besaßen) bedeutenden Einfluß; sie leiten den Kultus und Beschwörungen wie Orakelverkündigungen liegen ihnen ob.

„Grüß Gott!" Aus dem bayerischen Gebirge. Originalzeichnung von C. Koch.

Das **Christentum** hat erst verhältnismäßig spät auf den

Inseln Eingang gefunden. Der erste Anstoß ging von den Sandwichinseln aus, wo 1849 dortige bekehrte Eingeborene beschlossen, die Karolinier zu bekehren. In Boston wurde der Vorschlag aufgenommen, und 1852 ging ein Schoner „Karoline" von den Sandwichinseln ab, auf dem sich amerikanische und kanakische (Sandwich-) Missionare befanden. Die Aufnahme derselben auf den Inseln Kusaie und Ponapé bei den eingeborenen Häuptlingen war eine vorzügliche, und war die Arbeit auch lang und schwer, so faßte doch das Christentum festen Boden hier, sowie auf den benachbarten Inseln. Ein eigenes Schiff, das den Missionaren zur Verfügung stand, diente zur weiteren Ausbreitung des Evangeliums im Archipel. Heute stehen zahlreiche kleine Kirchen auf den Inseln, auf Ponapé arbeitet eine Presse, der Sonntag wird streng geheiligt, die Schulen sind besucht, und auf Ponapé wird die Zahl derer, die lesen können, auf eintausend geschätzt.

Nach diesem allgemeinen Überblick über die Karolinen mag es am Platze sein, auf einige Einzelheiten an der Hand zuverlässiger Führer einzugehen, durch die wir einen näheren Einblick in Land und Leute erhalten. Unter allen Südseeinseln zeichnen sich die Karolinen durch seltsame Steinbauten aus, deren Natur noch rätselhaft erscheint. Wir verdanken ihre Kenntnis einem Reisenden des Museum Godeffroy, Johann Kubary. Es sind dieses nämlich die Ruinen von Nanmantal auf der Ostseite der Insel Ponapé. Sie bilden einen Komplex von größtenteils vierseitigen Umzäunungen, die einer Stadt ähnlich gruppiert und aus eckigen Basaltsäulen aufgetürmt sind. Die Form und Größe der Vierecke ist eine verschiedene, entweder Quadrate von 18 bis 27 Meter Seitenlänge, oder Parallelogramme von 41 bei 9 bis 137 bei 27 Meter Seitenlänge. Sämtliche Vierecke bilden, durch 9 bis 72 Meter breite Wasserstraßen voneinander getrennt, Inseln. Die Dauerhaftigkeit der Bauten beruht lediglich auf der Schwere der kreuzweise aufeinander geschichteten Basaltsäulen. Das Ganze charakterisiert sich als ein Wasserbau; der leere Raum zwischen den Basaltwänden wurde mit Korallenblöcken gefüllt und an der Oberfläche dann gepflastert. Von den achtzig Ruinen sind etwa drei Viertel als Häuserfundamente aufzufassen, auf den übrigen finden sich Bauten errichtet, von denen Kubary nachwies, daß sie als Grüfte gedient und zwar teils als Familiengräber, teils als Königsgräber. Das bedeutendste und am vollständigsten erhaltene Grab ist das von Nan-Tauatsch, in dem die Könige von Matalanim bestattet wurden. Einzelne der zu den Bauten verwendeten Basaltsäulen wiegen nach der Schätzung von Kubary bis 3800 Kilogramm. Die Bewegung solch riesiger Steinmassen und die Erbauung der Grüfte aus denselben fordert unser Staunen heraus und man fragt mit Recht, wie es möglich war, solche ungeheuere Steinmassen zu bewegen? Die heutigen Bewohner wissen nichts davon.

Die eigentliche historische Zeit für die Karolinen beginnt für uns mit dem Besuche der europäischen Seefahrer in den zwanziger Jahren. Unser Landsmann von Kittlitz, der 1826 mit Lütke Kusaie und Ponapé besuchte, kann sich nicht rühmend genug über den liebenswürdigen Charakter der Eingeborenen auslassen; die Inseln waren damals „vielleicht das einzige Land der Erde, welches den Ehrennamen einer Heimat des Friedens mit Recht in Anspruch nehmen konnte. Man kannte daselbst weder den Krieg, noch ein Mittel, Gewalt über andere Menschen zu üben. Die Befehle der Vorgesetzten wurden aus natürlicher Gutmütigkeit und angeborener Achtung ohne Zwang befolgt." Freilich, meint Kittlitz, ein solcher Zustand müsse aufhören, wenn hier erst die Europäer festen Fuß fassen — und er hat recht gehabt. Die Frauen waren anfangs nicht sichtbar; später sah man sie nur truppweis beisammen; ihr Benehmen war ein natürliches, sie waren sehr gesprächig und neugierig. „Doch äußerte sich diese Neugier nie auf unbeholfene Weise, wir mußten vielmehr den Takt bewundern, mit welchem ihr ganz furchtloses Benehmen stets in den Schranken großer natürlicher Anmut blieb. Die weiße Farbe der Haut schien für sie noch viel merkwürdiger als für die Männer zu sein; sie erbaten sich mit der vorsichtigsten Höflichkeit die Erlaubnis, unsere Ärmel aufzustreifen, um sich durch den Augenschein von der ganzen Größe des Naturwunders überzeugen zu können."

Eisen war damals auf den Karolinen noch fast ganz unbekannt; nur wenige Stücke des seltenen Metalls waren durch das französische Schiff „Coquille" dorthin gekommen. Ein Federmesser, das von Kittlitz zeigte, wurde allgemein bewundert, denn ein schneidendes Instrument von solcher Feinheit war unbekannt und mehrere wünschten es zu versuchen. Einer schnitt sich damit in den Finger. „Obgleich die Wunde klein war, zeigte sich doch in der ganzen Gesellschaft ein nicht geringer Schrecken und den Verwundeten selbst befiel eine solche Niedergeschlagenheit, daß er mit geschlossenen Augen dasaß, wie jemand, der augenblicklich den Tod erwartet."

Schon wesentlich andere Eindrücke empfängt der Besucher jetzt. Der deutsche Konsul Hernsheim, welcher etwa 50 Jahre später als Kittlitz diese Inseln besuchte und dessen Bericht über dieselben wohl der neueste ist, kann schon vielfach von den schneidenden Einwirkungen der Europäer erzählen. König Tokosa von Kusaie empfing ihn in einem weißen Anzuge, er war nicht der lustige Naturmensch, sondern sah aus „wie ein weltschmerzbedrückter Candidatus theologiae. Er wie seine Frau sprachen gut englisch — eine Frucht der amerikanischen Missionsthätigkeit — und in ihrem Hause fanden sich in bunter Zusammenstellung allerlei europäische Gerätschaften. Rindvieh war eingeführt und Milch und Butter war zu haben. Der Bruder des Königs, stolz auf sein Wissen, sagte zu Hernsheim: O me know plenty, me know Merika, me know Jesus Christ, me know million! Before no know nothing, now missionary this place, me know — all! Als Hernsheim Ponapé zu Gesicht bekommt, schildert er den Anblick folgendermaßen: „Gleich bei der Einfahrt erblickten wir die schwarz-weiß-roten Fahnen, die lustig über den deutschen Handelsstationen wehen. Es wird etwas Copra (getrocknete Kokosnüsse), vegetabilisches Elfenbein (die nußartige Frucht einer Palme) und Perlschalen gegen europäische Erzeugnisse eingetauscht. Früher pflegten sich die Walfischfänger hier mit Yams und Schweinen zu versorgen, doch beträgt heute der ganze Umsatz kaum 6—7000 Dollar."

Die Karolinen haben wohl noch eine Zukunft — aber nicht ihre Eingeborenen. „Freundlich, gutherzig, ohne Arg, mit einem dünnen Überzuge von Kenntnissen oder richtiger Namen; aber ohne Verständnis, ohne Gedächtnis, ohne Streben, ohne jegliche Tradition oder nur alte Gebräuche und Sitten, lassen sie sich willenlos leiten und leben, frei von jeglicher Sorge, in ihrem Paradiese dahin, bis sie über kurz oder lang, ihr reiches Land zur Ausnützung an Fremde abgeben müssen." So Hernsheim, der außerdem angibt, daß die Karolinier „langsam aber sicher" ihrem Untergange entgegengehen.

Das tiefe Geheimnis.

Novellette von Zoë von Reuß.

(Schluß.)

Von einer nördlichen größeren Höhe herab stieg der Photograph vom Salinenweg, um seinen neuen Aufnahmen der Kissinger Umgegend noch die fränkische Burgruine „Bodenlaube" hinzuzufügen. Der Tag war gut gewählt, die Beleuchtung erwies sich als vortrefflich, und dazu zeigte sich die Perle des Saalthals, die anmutige „Bodenlaube", durch die wiederaufgerichtete, lang herabwallende deutsche Fahne heute in ihrem schönsten Festschmucke!

Mit erprobter Erfahrung sucht der Photograph zuerst nach einem passenden Standpunkte. Auf einem kleinen sonnenbeschienenen Hügel, der Burgruine etwas schräg gegenüber, scheint solcher bald gefunden zu sein, denn der Photograph winkt den Träger des geheimnisvollen Kastens dorthin, und hilft seinem Faktotum den Apparat daselbst aufstellen. Dann richtet er das Objektiv, allerdings vorläufig nur oberflächlich, zieht den Rock aus und bedeckt damit den Apparat, um die Lichtempfindlichkeit der in dessen Innern sich befindenden Platte zu erhöhen. . . . Dann erst erfolgt ein genaueres Proben — gilt es doch den am meisten malerischen Punkt des Aufnahmeobjekts herauszufinden. Auch scheint der Mann jenes künst-

lerisch gebildeten, fein empfindenden Sinnes nicht ganz zu entbehren, ohne welchen die landschaftlichen Spiegelbilder der Natur volle Befriedigung nicht gewähren können. Endlich ist er doch befriedigt — nein, noch immer nicht ganz! Es fehlt dem Bilde noch etwas: die Staffage! . . . Das Lachen und Schwatzen der Kurgäste auf der Terrasse dringt zwar bis in sein Waldversteck hinüber, aber das gemeinsame Vergnügen hält sie daselbst fest, kein Fuß verirrte sich bis jetzt wohl in das grünumwachsene Gemäuer. . . . Halt dort im Gebüsch raschelt's dennoch — auf dem verdeckten Waldpfade kommt's näher und näher. Vielleicht ein Jäger mit Büchsflinte und Hund? Oder ein verfolgtes Wild? . . . Nein, es sind doch zwei Personen aus der vergnügten Badegesellschaft, und zwar ein Herr und eine Dame — ein Offizier sogar! Sie kommen wie gerufen!

Die beiden, zwei Liebende, die die Einsamkeit suchen, wandeln still und in sich versunken. Jetzt legt der Offizier den Arm um das junge Mädchen.

Schnell entschlossen öffnet der Photograph sofort den „Momentverschluß“ seines neuesten Apparats. Er legt das Objektiv auf minimale Zeit frei. . . . Dabei schiebt eine starke Spiralfeder, zum gegebenen Zeitpunkte ausgelöst, ein Brettchen derart über das Glas hinweg, daß auf einen kurzen Augenblick ein Ausschnitt in diesem Brettchen und die Objektivöffnung sich gegenseitig decken, und — die Aufnahme der fränkischen Burgruine ist in diesem „Moment“ erfolgt, selbst die Staffage fehlt nicht mehr! — —

Nach einem halbstündigen Spaziergang wendet sich Leutnant von Hochstedt mit Elly zur Gesellschaft zurück. In den grünen, tiefschattigen Laubengängen wandeln sie einher, glückstrahlend aber stumm! Das ruhige Beisammensein, der Friede in der Natur macht die Herzen wunschlos und still. Nein — nicht wunschlos! — — Wer wäre es auch hienieden?

„Die Zeit vergeht peu à peu, wie's Donnerwetter, wie unser alter Feldwebel spricht!“ unterbricht Leutnant von Hochstedt endlich das Stillschweigen — „schon Sonnabend muß ich wieder in der Garnison sein!“

„Schon Sonnabend?“ fragt Elly erschreckt. „Das — sind ja kaum nur noch vier Tage! — — Muß es denn wirklich schon Sonnabend sein?“

„Jedenfalls!“ meint Leutnant von Hochstedt bestimmt. „Das heißt — mein Urlaub lautete auf zehn Tage, und läuft mit Sonnabend ab. Du wirst dich vielleicht entsinnen, teure Elly, daß ich dir schon am Tage nach meiner Ankunft davon gesprochen habe.“

„Freilich sprachst — du davon!“ antwortete Elly, und errötete bis an die Simpelfransen, die wie leichtgeschwungene, dunkle Pinselstriche auf der reinen Mädchenstirne lagen. Das erste „Du“ klang dem Ohre zwar süß wie ein Schmeichelwort, glitt aber doch nur spröde und ungewohnt über die Lippe. . . . „Ist es denn wirklich unumgänglich notwendig, daß du so rasch schon zurückgehst?“

„Einige Tage gäbe der Oberst vielleicht Nachurlaub“, überlegte Leutnant von Hochstedt im Gehen. „Es wäre wenigstens möglich!“

„Es wäre himmlisch!“ rief Elly entzückt.

„Sonntag gibt's so nichts zu thun, und Montag und Dienstag könnte mich ein Kamerad im Dienst noch vertreten. Wenn der „Alte“ will, läßt sich die Sache am Ende machen!“

„Siehst du! — O bitte, schreibe an ihn — er wird es uns gewiß zu Gefallen thun.“

„Es fragt sich dennoch —“

„O nein, Oberst von Görmar ist sehr liebenswürdig — wenn er auch als Frauenhasser gilt, ist er dennoch freundlich und ritterlich. Ich weiß es bestimmt!“

„Du weißt es?“ fragte der Leutnant erstaunt.

„Freilich! Glaubst du, daß wir jungen Mädchen es nicht auch bemerken, ob es jemand ernst mit der aufgelegten strengen Miene meint? Ich meine wirklicher, böser Ernst. . . .“

„Schlauköpfchen!“

„Bei Oberst von Görmar ist sie gewiß nur des Dienstes wegen angenommen!“ entschied Elly schlau und mit Bestimmtheit. „Er ist nicht nur aufmerksam und galant gegen die Generalin und gegen die andern Offiziersdamen und die Ballschönheiten eures Kasinos, sondern auch gegen die armen übriggebliebenen jungen Mädchen aus der Stadt, die an den Wänden als Tapetenblumen sitzen geblieben sind, und schickt ihnen allemal seine jüngsten und hübschesten Offiziere als Tänzer, um sie aus der unausstehlichen, peinlichen Situation zu befreien. Darum weiß ich, daß Oberst von Görmar im Grunde seines Herzens ein guter Herr ist!“

„Wie schade, daß dich unser „Alter“ nicht hören kann!“

„Er wird dir gewiß gern ein paar Tage Nachurlaub geben! versuche es nur!“

Leutnant Hans von Hochstedt erklärte sich für besiegt, indem er versprach, gleich morgen an den Oberst zu schreiben. Es schien ihm selbst wahrscheinlich, daß sich derselbe willig finden lasse. Leutnant von Hochstedt galt nicht mit Unrecht für das enfant gâté desselben, und durfte schon etwas mehr wagen als mancher andere. Selbst der Regimentskommandeur lachte, wenn er gerade bei guter Laune war, gern einmal über seine Streiche . . . Überdem würde sich Oberst von Görmar voraussichtlich den Wünschen des jungen Offiziers noch zugänglicher erweisen, seit derselbe durch das glücklich absolvierte Examen sich vorgesetzt hatte, ein „Springer“ zu werden. Das seiner Leitung unterstellte Regiment durch einen seiner jungen Offiziere an der höchsten militärischen Bildungsstätte vertreten zu wissen, blieb gewissermaßen immer Ehrensache eines strebsamen Regimentskommandeurs. . . . Der Versuch durch eine Anfrage war also immerhin zu wagen.

VI.

Den folgenden heißen Tag verbrachte man mit Krocketspielen oder in dolce far niente unter den Bäumen des Kurgartens. Später machte man einen gemeinschaftlichen Abendspaziergang, von welchem der Leutnant frühzeitiger als sonst in den Wittelsbacher Hof zurückkehrte. — Noch heute abend wollte er um Nachurlaub an Oberst von Görmar schreiben.

Auch schien ihm das Schicksal zu solchem Vorhaben ganz besonders günstig zu sein. Bei seiner Rückkehr fand er nämlich die für den Oberst bestellten Photographieen der Kissinger Umgegend auf dem Tische liegen, mit deren Anfertigung er den besten Photographen des Kurorts vor zwei Tagen beauftragt hatte. Sein Gesuch gewann durch die Pünktlichkeit und Gefälligkeit, mit welcher er sich des Auftrags entledigt hatte, jedenfalls die beste Fürsprache! . . . Noch heute sollte das Paket abgehen, eilig setzte er sich nieder und schrieb:

„Sehr verehrter Herr Oberst!

Von einem Spaziergange mit meiner Tante zurückkehrend, finde ich die Photographieen vor, welche ich die Ehre hatte für Ew. Hochwohlgeboren hier zu bestellen. Da sie nach einem neuen Verfahren — sogenannter Momentaufnahme — gefertigt, sind sie hoffentlich gut ausgefallen, und wird es mir zur ganz besonderen Ehre und Freude gereichen, wenn die Bilder Ew. Hochwohlgeboren ein wenig Vergnügen bereiten!

Beinahe notgedrungen knüpfe ich an die Sendung der Photographieen aber auch eine Bitte, die auszusprechen mir nicht ganz leicht wird. Meine gute alte Tante, welche die Veranlassung zu meiner Reise hierher gewesen ist, wünscht dringend meine Gegenwart noch für die wenigen Tage, die sie selbst hier noch verbringen wird. Da sie etwas gebrechlich ist, steht sie der hiesigen Badegesellschaft fern, und ist allein auf mich angewiesen. Ich lese ihr vor, gehe oft mit ihr spazieren, oder spiele mit ihr Whist à deux, und suche ihr überhaupt durch kindliche Aufmerksamkeit und liebevolle Pflege die Zeit zu verkürzen. Ist es unbescheiden, wenn ich Ew. Hochwohlgeboren ergebenst bitte, mir die eventuelle Bewilligung eines dreitägigen Nachurlaubs telegraphisch zukommen zu lassen? Anders werde ich die Ehre haben mich Sonntag vor Parade bei Ew. Hochwohlgeboren dienstlich zu melden.

In Hochachtung und tiefer Ergebenheit

Hans von Hochstedt, Premierleutnant.“

Der Brief ward schnell kouvertiert, dann zog Leutnant von Hochstedt die Glocke und übergab dem eintretenden Zimmerkellner das kürzlich erhaltene, wohlverschlossene Paket Photographieen nebst Brief zur eiligen Besorgung. Dazu bestellte er sich auf den Balkon anstatt des Kissinger Maxbrunnens ein Glas Kitzinger Biers, nahm die beste, d. h. einzige Havana, die er noch besaß, und trat sehr befriedigt ins Freie hinaus, um in der Hoffnung auf ein paar weitere, freie, vergnügte Tage den schönen Sommerabend vollends auszukosten.

Auch der nächste Tag verging wieder im angenehmen Verkehr, dann folgte der Geburtstag des Justizrats.

Schon am frühen Morgen traf Leutnant von Hochstedt denselben im Kurgarten. Er war heute allein und schien stark gelangweilt, die Justizrätin war wegen des Geburtstagsaufbaues unter einem durchsichtigen Vorwand zu Hause geblieben, und Elly wollte sich einmal ausschlafen. Die Begegnung mit einem Bekannten war dem Justizrat darum hoch willkommen, besonders wenn dieser von solcher Liebenswürdigkeit war wie Herr von Hochstedt. Man promeniert während der Trinkpausen miteinander unter den Bäumen, hörte am Orchester stehend dem Konzert zu und plauderte gemütlich, so daß der Justizrat allmählich in die beste Laune geriet.

Auch war die günstige Stimmung diesmal immerhin von einiger Dauer. Nach Hause zurückgekehrt, nahm er die Gratulationen von Frau und Tochter nebst obligaten Familienküssen nicht ohne Langmut und Würde hin, roch an den beiden Rosenstöcken, ohne über die Dornen zu schelten, prüfte mit befriedigtem Kennerblick den „echten" Meerschaumkopf und liebäugelte mit dem humpenähnlichen Steinkrug, der das Bier hoffentlich kühl und frisch erhalten werde. Dann streckte er sich mit vollster Behaglichkeit in einen Sessel und meinte selbstzufrieden: „Mir scheint beinahe, als ob der Brunnen diesmal seine Schuldigkeit thun werde, liebe Frau! Kongestionen und Beklemmungen sind entschieden besser geworden!"

„Gottlob!" sagte die Justizrätin aus vollem Herzen heraus.

„Ich bin ordentlich verjüngt und könnte tanzen und Luftsprünge machen", meinte der Justizrat mit der gewöhnlichen Übertreibung des Hypochonders weiter. Nur Ruhe habe ich noch dringend nötig." — „Nun, dafür ist hoffentlich gesorgt", erwiderte die Gattin entgegenkommend, indem sie ihre Stricknadeln leiser bewegte, um das gewöhnliche Rasseln der kleinen stählernen Instrumente auf das allergeringste Maß zurückzuführen.

„Eine einzige Aufregung könnte alles verderben und würde mir sicherlich einen Schlaganfall zuziehen!"

„Rede doch nicht von so schrecklichen Dingen!" bat die Justizrätin inständig. — „Der erste Schlaganfall ist eine Zitation des Todes, der zweite der Verhaftsbefehl!" fuhr der Justizrat fort.

„Entsetzlich!"

„Darum Ruhe und keine Erregung irgend einer Art!" — „Das versteht sich von selbst!" gab die Gattin zu. Jetzt aber wollen wir Kaffee trinken und den Geburtstagskuchen probieren." — Auch während der ganzen Kaffeestunde hielt die gute Laune des Justizrats noch vor. Er bewunderte wiederholt Ellys glücklich vollendetes Notizbuch, und entwarf späterhin sogar selbständig den Plan zu einer Nachmittagsausfahrt.

„Wer soll den vierten unbesetzten Platz im Wagen erhalten, Papa?" wagte Elly schüchtern zu fragen, nachdem die Sache ins Reine gebracht war.

„Ihr könnt ihn meinetwegen Fräulein Eugenie anbieten!" erwiderte der Justizrat entgegenkommend.

„Fräulein Eugenie?" meinte Elly enttäuscht. Ein weiteres diplomatisches Vorgehen zu Gunsten Leutnant von Hochstedts, zu welchem sie eben den Mund spitzte, ward durch das unerwartete Eintreten eines Zimmerkellners unterbrochen. Er überbrachte ein mit der Adresse des Justizrats versehenes, wohlverschlossenes Paket. Die Justizrätin ahnte den Inhalt sofort. „Ah die Photographieen — endlich!" rief sie erfreut. „Wir haben sie für dich bei dem Photographen am Salinenweg bestellt und sind gestern schon in seiner Wohnung gewesen, um sie abzuholen. Leider aber waren sie noch nicht fertig, da sie nach neuen Aufnahmen gearbeitet sind."

„Habt ihr euch schon mal wieder photographieren lassen? Zum wievielten Male ist es gewesen?" fragte der Justizrat mit einer Stimme, die dem frühern Brummen schon nicht mehr ganz unähnlich war.

Die Gattin überhörte die Frage und den Ton. Vor Neugier und Spannung, aber doch nicht ohne die gewöhnliche bedächtige Sorgfalt, war sie bestrebt die Verschnürung des Pakets mit spitzen Fingern zu lösen. Da kam ihr Elly mit der Ungeduld der Jugend zuvor. Im Nu war der verknotete Bindfaden zerschnitten, und eilig schlugen die schlanken gewandten Mädchenfinger die Papierenveloppe auseinander: ein halbes Dutzend wohlgelungener Landschaftsphotographieen fielen in ihre Hände.

„Ah, der Kurgarten!" sagte Elly und hielt das erste Blatt in die Höhe, „wie ähnlich die Bäume, die gußeiserne Trinkhalle und dort das Orchester! Sieh mal, Papa! Und hier die Saline!" erhob sie das zweite Bild, indem sie sich an die Justizrätin wandte.

Der Justizrat empfand jetzt unwillkürlich gleichfalls Interesse und faßte voll Neugier nach einem dritten Bilde. Es stellte die Burgruine „Bodenlaube" in neuer Aufnahme und malerischer Auffassung dar, auch die technische Ausführung schien ganz vorzüglich gelungen. Er rückt die Brille in den richtigen Sehwinkel und prüft. . . . Plötzlich entgleitet das Blatt der Hand, er selbst steht starr und steif — als erwarte er etwas Schreckliches, was aber nicht kommt. . . . Die Gattin, die jede Bewegung des Gatten kennt, wird sofort aufmerksam und faßt gleichfalls nach dem Bilde. — Ein einziger prüfender Blick, und ihre Finger beben. . . . Dazu ist sie totenblaß. Da klingt draußen laut vernehmliches Klopfen.

„Herein!" ruft Elly, die in die Betrachtung der drei andern Photographieen vertieft die urplötzliche Erregung der Eltern noch gar nicht wahrgenommen hat. — „Pardon, daß ich ohne

Die Kaiserhalle in Lorsch. Ein Denkmal aus der Zeit der Karolinger.

Der Mann mit der Feder. Rembrandts Selbstbildnis von 1635. Nach einem alten Schabkunstblatt.

Anmeldung eintrete!" sagt Herr von Hochstedt mit ehrfurchtsvoller Verbeugung — „aber es war niemand von dem Dienstpersonal draußen zu sehen! Ich komme, um offiziell meinen unterthänigen Glückwunsch abzustatten. Herr Justizrat — erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Ehrfurcht bezeuge!" setzte der Leutnant mit Eleganz und Sicherheit hinzu, und ohne die Spannung zu ahnen, die das Ehepaar noch immer gefangen hält. „Ich wollte den Ihrigen nicht zuvorkommen mit meiner Gratulation, als ich heute morgen auf kurze Zeit die Ehre hatte Ihr Begleiter zu sein. Die ersten Glückwünsche pflegt man am liebsten von den Seinigen zu hören! . . . . Aber — was ist Ihnen?"

„Trink das Glas Wasser, Mann!" flehte die Justizrätin, die sich zuerst gesammelt hatte — „hier!"

„Hinweg!" rief der Gatte. „Nein — gib!"

Er trank wirklich, zuerst hastig, dann langsamer und mit saurer Miene, als ob es Rakozci sei. Auch schien er durch das jetzt gewohnheitsmäßige Wassertrinken dem Leben voll und ganz zurückgegeben. . . . Das zeigte vor allem der Jupiterblitz, der aus dem Auge brach.

„Wer ist dies, Herr Leutnant von Hochstedt?" fragte er den ahnungslosen jungen Offizier mit einer Stimme, deren nörgelnden Ton der Zorn beinahe in wirkliches Pathos verwandelte, und zeigte dabei auf zwei stecknadelgroße Gestalten des dritten Bildes.

„Auf Ehre, das gnädige Fräulein und — ich!" schmunzelte der Leutnant unwillkürlich, indem er die hübsche Staffage der Landschaft hocherstaunt betrachtete.

„Wirklich? Hahaha!" machte der Justizrat höhnend.

„Herr Justizrat, wenn ich auch den Zusammenhang der Sache keineswegs ahne, begreife ich dennoch sehr wohl Ihr Erstaunen, Ihren Zorn und Schreck — ja, ich teile sogar den letztern!" sagte Herr von Hochstedt nicht ohne Verlegenheit. Dann setzte er mit Unerschrockenheit und Geistesgegenwart hinzu: „Ein Zufall hat an den Tag gebracht, was noch jedermann ein tiefes Geheimnis bleiben sollte — auch Ihnen, wie ich leider eingestehen muß. . . ."

„Ich schwärmte einmal für eine heimliche Verlobung!" schluchzte Elly laut. „Auch wollte Mama dir während der Kur jede Aufregung fern halten: so kam's! O sei nicht böse, Papa!" bat sie mit dem Unglücksbilde in der Hand.

„Weiß Mama um die Verlobungsgeschichte?"

„Natürlich! — Ich hätte es nicht ertragen, Mama nicht in das Geheimnis zu ziehen", meinte Elly, der Justizrätin um den Hals fallend.

„Ganz selbstverständlich! Wenn es gegen die Männer geht, hängen die Frauen wie Kletten aneinander!" brummte der Justizrat.

„Es war doch nur gutgemeint: wir wollten dich während des Brunnens vor jeder Aufregung behüten — nimm doch endlich Raison an!" sagte die Gattin ärgerlich. Seit sie die Überzeugung gewonnen hatte, daß der mit Sicherheit in Aussicht gestellte Schlaganfall nur ein Gespenst sei wie die andern, täglich wechselnden Einbildungen des hypochondrischen Gatten, war sie zu energischem Vorgehen entschlossen. Er mochte sich immerhin auf eine gelegentliche kleine Revanche mit Stecknadelstichen gefaßt machen. In diesem Augenblicke freilich schnitt ihr Herr von Hochstedt jedes weitere böse Wort ab, indem er mit leichter Verbeugung sagte:

„Herr Justizrat, ich gebe mir hiermit die Ehre, um die Hand von Fräulein Elly Sperber in aller Form anzuhalten. Nur um mich zu verloben bin ich hierhergekommen. Ich bin dem Fräulein nachgereist."

„Siehst du, Frau — nachgereist! Du strittest wie gewöhnlich", triumphierte der Justizrat wieder.

„Ja, ich bin dem Fräulein nachgereist, weil ich es nicht ertragen konnte, länger in Ungewißheit zu bleiben, umsomehr als ich die Garnison demnächst verlassen werde!"

„Sie sind — versetzt?"

„Nein, nur abkommandiert, d. h. zur Kriegsakademie einberufen. Ich absolvierte das Examen mit gutem Erfolg."

Die Züge des Justizrats erheiterten sich unwillkürlich. „Ei, ei, ich gratuliere", meinte er anerkennend.

„Hoffentlich auch gleich zur Verlobung?" lachte der Leutnant. „O Papa, sei gut, recht gut!" bat Elly herzlich. „Du bist ja gesund, wolltest sogar tanzen und Luftsprünge machen, wie du vor einer Viertelstunde noch gesagt hast!" setzte sie mit neuer Liebkosung hinzu. „Der vierte Platz im Wagen ist nun auch gleich besetzt, wir brauchen Fräulein Eugenie nun überhaupt nicht mehr, und werden uns künftig ohne sie viel besser unterhalten!"

Der Justizrat schaute jetzt in der That auch ganz freundlich drein. Auch änderte sich der Gesichtsausdruck nicht einmal, als er bemerkte, wie Herr von Hochstedt unbeirrt seinen Arm um Elly legte, gerade ebenso wie es die Gruppe des Bildes darstellte, ja ein vergnügtes Lächeln spendete dem „lebenden Bilde" sogar ein stilles Bravo! . . . Da, plötzlich ging sehr unerwartet über das lustige Gesicht des Leutnants ein tiefer Schatten. „Ich muß sofort zu dem verdammten Photographen am Salinenweg", sagte er sehr ernst. „Man muß der dummen Geschichte natürlich auf den Grund kommen, noch weiß ich nicht, wie sie zusammenhängt. Der Mann soll mir Rede stehen!"

„Geh, o geh!" sagte Elly drängend, „du kommst doch aber bald wieder?" setzte sie schnell hinzu.

„Natürlich! Sofort! Die ominösen Bilder müssen aber doch gleich kassiert werden — wer weiß denn überhaupt, wieviele davon schon bestellt und verkauft sind, jetzt in der Hauptsaison! Ich habe die Ehre mich zu empfehlen!" Damit war der Leutnant hinaus.

Da — packt ihn abermals ein neuer schrecklicher Gedanke! Er erinnert sich mit einemmale auch der vor zwei Tagen an Oberst von Görmar abgesandten Bildersendung. Und diese Erinnerung trifft ihn wie ein vernichtender Blitz! Schon hoffte er umsonst Stunde auf Stunde auf das erbetene Telegramm. So sicher es erhofft war, ist es dennoch ausgeblieben! Und unter den fatalen gegebenen Verhältnissen ist auch nicht mehr darauf zu rechnen. . . .

„Was mag der Alte für ein Gesicht machen, bei der Verlobungsanzeige in effigie!" ruft er fast laut aus. „Und dazu die — Flunkerei mit der „alten Tante"! Auf Ehre, mein Pech ist grenzenlos! Und das alles gerade in dem Augenblicke, wo selbst der Alte hier kapitulierte — meine liebe, arme, kleine Elly!"

Auch schien das „Pech" noch nicht einmal erschöpft. Der Photograph war nicht zu Hause, dazu gestand der Gehilfe zu, daß seit vorgestern bereits eine große Anzahl Bilder verkauft seien, welche nach der jüngsten Aufnahme gefertigt wurden. . . . Es half also wenig mehr, daß der Leutnant die übrigen für sich erstand: Das tiefe Geheimnis war enthüllt!

Nach der Rückkehr von der Nachmittagsausfahrt war Leutnant von Hochstedt zu sofortiger Abreise entschlossen. Er kehrte auf kurze Zeit nach dem Hotel zurück, um seine Dispositionen zu treffen, den Rest des Abends dachte er dann in der Familie seiner Verlobten zu verbringen. Der Sorge und Unruhe, die ihn trotz der Nähe der Geliebten bedrückten, vermochte er aber freilich nicht zu gebieten.

Da — in letzter Stunde trifft ein Brief von Oberst von Görmar ein. Gespannt, fast atemlos entfaltet der junge Offizier das Blatt, eilig überfliegt er die Anrede. Sie gibt ihm das Leben zurück. . . . Der Brief lautet:

„Lieber Hochstedt!

Es wäre allerdings nur wohlverdiente Strafe gewesen, wenn ich Sie Sonntags bei Ihrer Meldung öffentlich geschnitten hätte. Auch würde unsere Tischunterhaltung im Kasino durch die Erzählung des pikanten Vorfalls nur gewonnen haben, besonders wenn das hübsche Bild als corpus delicti zum Dessert dabei an der Tafel herumgegangen wäre.

Da ich aber trotz meines Weiberhasserrufes die Fühlung mit der Jugend noch nicht ganz verloren habe, und die Sache glücklicherweise nur uns beide angeht, so mag sie zwischen uns auch Geheimnis bleiben. Es bleibt für den höheren Offizier nun einmal mißlich, dem Offizierkorps seine Düpierung ein-

gestehen zu müssen. Auch hoffe ich, daß der zukünftige Ehemann und Generalstäbler die dummen Streiche künftig jüngern Kameraden überlassen wird.

Indem ich bitte mich der „alten Tante“ angelegentlichst zu empfehlen, erteile ich Ihnen hiermit einen dreitägigen Nachurlaub, und meine Einwilligung als Regimentskommandeur zu Ihrer Verlobung mit dem reizenden Fräulein Elly Sperber, und erwarte die baldige offizielle Verlobungsanzeige. Mit Gruß

Ihr wohlgeneigter Oberst von Görmar.

„Viktoria! meine liebe, kleine Elly hat unsern ritterlichen Alten richtig beurteilt“, ruft der Leutnant mit einem Luftsprung. „Und wenn mein Herr Schwiegerpapa kein ganz unheilbarer Hypochonder ist, muß er über die Geschichte auch noch lachen!“

Am Familientisch.

Vor der Sennhütte.

(Zu dem Bilde auf Seite 777.)

Welch' ein liebliches Bildchen, diese kleine Sennerin der Zukunft! Da steht sie, an einen Felsblock gelehnt und blickt lächelnd den Fremden entgegen, die unter Vortritt eines hochbepackten Führers — man sieht seinen Schatten schon auf unserm Bilde — schwer keuchend den Berg hinanklimmen. Was sie hier nur eigentlich wollen mögen? Was nur diese Glücklichen, die in den prächtigen Städten weit unten in der Ebene wohnen, veranlassen kann mit so viel Mühe diese öden Berghalden emporzuklimmen?

So fragt sich die Kleine verwundert und ahnt gar nicht, wie gut sie es hat da oben in der frischen Bergluft, die ihre Haut so braun, ihre Wänglein so rot und ihre Augen so blank machte. Die Fremden aber blicken mit innerster Lust auf das holde kleine Mädchen, das ihnen so frisch ins Auge schaut.

Die Kaiserhalle in Lorsch.

(Zu dem Bilde auf S. 780.)

Unweit von Worms wurde in der fruchtbaren Rheinebene an der Bergstraße im Jahre 764 das Benediktinerkloster Lauresheim (mit späterem Namen Lorsch) gegründet, bei dessen Einweihung Karl der Große persönlich zugegen war: eine Pflegestätte der Gelehrsamkeit und Kunst, wie alle Niederlassungen dieses Ordens, und allgemein bekannt durch die dort verfaßten Jahrbücher, welche die ganze Regierungszeit Karls des Großen und die nächste Zeit nach seinem Tode ausführlich behandeln. König Ludwig der Jüngere ließ in Lorsch für seinen Vater Ludwig den Deutschen und für sich selbst eine Grabkirche erbauen; außer diesen beiden Karolingern fand noch die Gemahlin Konrads I, Kunigunde, in derselben ihre letzte Ruhestätte; auch die deutsche Heldensage heftet sich an die Königsgruft zu Lorsch: der Epilog des Nibelungenliedes, „die Klage“, verlegt dorthin die Beisetzung der Leiche von Krimhildens Mutter Ute.

Das Kloster verlor im Laufe des Mittelalters allmählich seine Bedeutung. Der heutige Marktflecken Lorsch, in dem vorzugsweise Tabaksindustrie betrieben wird, zeigt in seinen meist niedrigen und durchweg ganz modernen Häusern keine Spur mehr von der alten Herrlichkeit; selbst die Überreste von Klosterbauten mit einer im Jahre 1130 geweihten Kirche, einer flachgedeckten Pfeilerbasilika, haben nur wenig Reiz. Um so seltsamer und fremdartiger wirkt in der nüchternen Umgebung ein kleines aber wohlerhaltenes Baudenkmal aus den Tagen der Karolinger: die sogenannte Michaelskapelle, vor jener Kirchenruine nahe dem Ausgange des Ortes an einem grasbewachsenen Platze gelegen.

Dieses merkwürdige Gebäude, welches augenscheinlich ursprünglich eine nach allen Seiten offene Durchgangshalle war und erst später in eine Kapelle umgewandelt und dabei an den Schmalseiten geschlossen wurde, ist äußerlich durch einen leichten aber reich ornamentierten Fries in zwei Stockwerke geteilt. Unten erheben sich an jeder Langseite vier schlanke glatte Halbsäulen mit römischen (kompositen) Kapitälen als Träger des Frieses, zwischen denselben öffnen sich drei weite Arkaden; oberhalb des Frieses schmücken neun zierliche ionische Pilaster die Wandfläche, welche durch Spitzgiebel miteinander dergestalt verbunden sind, daß diese Spitzgiebel eine zusammenhängende Zickzacklinie unter dem kräftigen Kranzgesims bilden; drei kleine rundbogige Fenster, die in jüngster Zeit in ihrer ursprünglichen Anordnung wiederhergestellt sind, befinden sich zwischen den Pilastern. An den Schmalseiten bezeugen noch die Reste des Gesimses, daß die Giebel des Gebäudes ursprünglich flacher, mehr der Bauweise des Altertums entsprechend, gehalten waren, als das jetzige Dach.

Einen eigenartigen Reiz verleiht der Erscheinung der Halle schon von weitem deren Farbenwirkung. Die Pfeiler und Bögen der Arkaden, die Halbsäulen, der Fries, die Pilaster mit ihren Spitzgiebeln sowie das Gesims sind in sehr hartem roten Stein ausgeführt; die Flächen dazwischen sind überall mit regelmäßigen Mustern von roten und weißen Steinen ausgelegt: in den Bogenzwickeln schachbrettartig, unter dem Friese — zwischen den Säulenkapitälen — in übereck gestellten Quadraten, im Obergeschoß in einem sternartigen Muster. Diese Täfelung, welche lebhaft an arabischen, im IX. Jahrhundert auch nach Konstantinopel übertragenen Geschmack erinnert, welche sich aber in ähnlicher Weise, wenn auch nirgendwo in so sauberer und regelmäßiger Ausführung wie an dem Lorscher Monument, auch an einigen anderen, zum Teil vielleicht schon vorkarolingischen Bauresten der Rheinlande und Frankreichs (z. B. am sogenannten Römerturm zu Köln) vorfindet, ist der Grund, auf den hin man ziemlich allgemein annimmt, die buntschimmernde Halle habe mit der Grabkirche Ludwigs, welche in den Annalen wiederholt mit dem Beinamen „die bunte“ (ecclesia, quae dicitur varia) bezeichnet wird, in irgend welchem Zusammenhang gestanden, und auch die an derselben bei Gelegenheit einer neuerlichen Instandsetzung angebrachte marmorne Inschrifttafel spricht diese Ansicht aus. Von anderer Seite wird dagegen geltend gemacht, daß die außerordentlich feine Ausführung und besonders die gründliche Kenntnis der Antike, welche sich — in auffallendem Gegensatz zu der ganz barbarischen, vielleicht uralt germanischem Holzbau nachgebildeten Anordnung der Spitzgiebel — in allen Einzelheiten, in den Kämpfergesimsen der Bögen, in den Säulen mit ihren schönen Kapitälen, in den Pilastern, in Fries und Gesims und selbst in der Gliederung jener Spitzgiebel mit überraschender Klarheit kundgibt, der Spätzeit des Jahrhunderts nicht entsprächen, in der die von Karl dem Großen gegebenen Anregungen zu erlöschen und die Kunst zu verwildern begann; daß man vielmehr bei unserem Gebäude einen mittelbaren oder persönlichen Einfluß von Karls gelehrtem und kunstverständigem Freunde Einhard, der in des Kaisers Tafelrunde nach dem Erbauer der Stiftshütte den Beinamen Beseleel führte, annehmen müsse. Es ist bekannt, daß Einhard in seinen letzten Lebensjahren zu dem Kloster Lorsch in nahen Beziehungen stand. Der klassischen Richtung dieses seltenen Mannes, die sich in seiner Schreibweise ebensowohl wie in der Bauart der unter seiner persönlichen Leitung auf seinen Besitzungen zu Michelstadt im Odenwald und zu Seligenstadt am Main errichteten, in Resten noch vorhandenen Kirchen kundgibt, würde allerdings die klare und bewußte Wiederbelebung antiker Formen, die wir an der Lorscher Halle so deutlich wahrnehmen, völlig entsprechen. Doch ist es ja auch nicht undenkbar, daß ein begabter Schüler Einhards auch noch sechsunddreißig Jahre nach dessen Tode (Einhard starb 840, Ludwig der Deutsche 876) im Sinne des Meisters die königliche Grabkirche und mit ihr die Halle erbaut habe.

Wie dem auch sei, unter den wenigen erhaltenen Architekturwerken aus der Karolingerzeit ist nächst dem Aachener Münster dieses kleine Gebäude das interessanteste, ein lebendiges und anschauliches Bild der künstlerischen Bestrebungen jener Epoche, in der das Studium des klassischen Altertums lebendiger war als vorher und Jahrhunderte lang nachher, während zu gleicher Zeit germanisch-barbarische Erinnerungen und Einflüsse des Morgenlandes, zu dem ja der große Karl in feindlichen und freundlichen Beziehungen stand, sich geltend machten.

H. Knackfuß.

Rembrandts Selbstbildnis von 1635.

(Zu dem Bilde auf S. 781.)

Kein anderer klassischer Meister hat so viele Abbilder seiner eigenen Persönlichkeit in ausgeführten Ölgemälden, Studienköpfen und Radierungen hinterlassen wie Rembrandt van Rijn. Aber man würde daraus einen verkehrten Schluß auf seinen Charakter ziehen, wenn man Eitelkeit und Lust an Selbstverherrlichung und Selbstbespiegelung als Triebfedern dieser Produktionsfülle annehmen wollte. Rembrandt war unablässig bestrebt, die Kraft seiner Palette an allen möglichen Problemen des Lichts und der Farbe zu erproben, um sein koloristisches Können nach allen Richtungen zu erweitern, und für solche Probe- und Bravourstücke benutzte er seinen eigenen Kopf und seinen eigenen Körper, den er zu diesem Zwecke möglichst bunt und malerisch ausstaffierte, zum Modell. Als Rembrandt im Jahre 1634 durch seine Vermählung mit Saskia van Ulenburgh, der Tochter des Predigers Rombertus van Ulenburgh, zu Wohlstand gekommen war — seine Frau brachte ihm die für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 40 000 Gulden in die Ehe —, scheint er für sich und seine anmutige junge Frau eine ganze Masken- und Theatergarderobe angeschafft zu haben. Er wurde während der ganzen Zeit seines Eheglücks — Saskia starb 1642 — nicht müde, seine Frau und sich in diesen glänzenden Kostümen zu porträtieren und sich dadurch einen Farbenreichtum anzueignen, welcher für eine ganze Periode seiner künstlerischen Thätigkeit charakteristisch ist. Bis zu seiner Verheiratung war Rembrandt, der um 1632 aus dem kleinen Leyden nach der reichen und lebhaften Handelsstadt Amsterdam übergesiedelt war, darauf angewiesen, seinen Unterhalt durch Ausführung von Porträtaufträgen zu bestreiten, wie sie sich ihm darboten. Als wohlhabender Mann konnte er jetzt von der Hand weisen, was ihn künstlerisch nicht reizte. Jetzt konnte er ohne Rücksicht auf Gelderwerb seinen Neigungen folgen. Das Selbstbildnis aus der fürstlich Liechtensteinschen Gemäldegalerie in Wien, welches wir nach einem Schabkunstblatte reproduzieren, trägt die Jahreszahl 1635. Der etwas ernste, fast melancholische Gesichtsausdruck, welcher zu den übrigen flotten und jovialen Rembrandtporträts in auffallendem Gegensatz steht, ist daher kaum auf eine Gemütsstimmung zurückzuführen, sondern vermutlich vom Künstler beabsichtigt, um

einmal eine Abwechselung herbeizuführen. Mit diesem ernsten Gesichtsausdruck harmoniert vortrefflich der dunkelviolette Samtmantel, welcher in breiten Falten den Oberkörper umgibt. Der stählerne Halskragen, ein Überrest der mittelalterlichen Eisenrüstung, muß zu Rembrandts beliebtesten Schmuckstücken gehört haben, da er selten auf einem seiner Porträts fehlt. Adolf Rosenberg.

Ein neues Kalifornien.

Vom Amurfluß, der fern im östlichen Asien in das stille Weltmeer mündet, kommt die Kunde von einem neuen Kalifornien. Da, wo dieser Strom durch den Zusammenfluß der beiden Flüsse Argun und Schilka gebildet wird, aber auf chinesischem Gebiete, gegenüber dem russischen Ufer, liegt die Landstrecke Dscholtuga und hier wurde im Sommer 1883 von zwei Kosaken Gold entdeckt. Schon im Laufe des Sommers war es am ganzen Amur bekannt, daß dort sehr viel Gold vorkomme, und so begann denn auch bald nach dem Zufrieren des Amur — wodurch der Verkehr ermöglicht wurde — eine wahre Völkerwanderung nach dem neuen Dorado. Von der chinesischen Seite durch hohe Gebirge und wüstes, wasserloses Hinterland getrennt, war der Platz nur den Russen von der russischen Seite des Amur her zugängig, und die Chinesen vermochten nicht zu hindern, daß gerade Russen in dem neuen Goldlande sich ansiedelten und das Gold ausbeuteten.

Nach einem Berichte des Hamburgers A. Cordes ist dort die obere Erde bis zu einer Tiefe von etwa 3 Metern metallfrei, darunter aber folgt eine weithin sich erstreckende 1½ bis 2 Meter dicke, Plast genannte, ungemein goldhaltige Schicht, aus der das edle Metall durch Wasser in großartiger Menge gewonnen wird. Alle Bergwasser und das Dscholtugathal, soweit es sich erstreckt, auch andere Nebenflüsse des Amur, wie der Albasin, sind stark goldhaltig. Die neue Goldkolonie hat jetzt (Frühjahr 1885) schon 600 Holzhäuser und ebensoviele Erdhütten. Die Zahl der Arbeiter, die nach russischem Genossenschaftssysteme arbeiten (Artelle), beläuft sich schon auf 8000, dazu kommen noch 1500 Händler u. s. w., so daß hier im Handumdrehen in der Wüstenei eine Stadt entstanden ist.

Von großem Interesse ist es nun zu hören, daß diese herrenlose zusammengeströmte, zum Teil aus ehemaligen Sträflingen bestehende Gesellschaft sich musterhaft selbst verwaltet. Ein entlassener Sträfling, Karl Karlowisch mit Namen, ist zum Präsidenten erwählt — es soll ein Ungar oder Italiener sein. Neben ihm leiten elf Älteste die Verwaltung und Justiz. Vergehen gegen das Gemeinwohl werden durch Stockprügel, Geldstrafen oder Ausweisung gerügt; die ersteren werden in der liberalsten Weise in der neuen Republik zuerteilt, gewiß ein Beweis für deren Vortrefflichkeit. Wer früh morgens schon betrunken zur Arbeit kommt, erhält 25 Schläge. Kein Schnapshaus darf — bei 25 Rubel Strafe — länger als bis 10 Uhr abends geöffnet sein; im Wiederholungsfalle beträgt die Buße 300 Rubel. Jeder Schnapsladen zahlt monatlich 60 Rubel Steuer. Es bestanden deren im Frühjahr 1885 etwa 30, daneben noch 5 „Hôtels“ und 26 Läden.

In Dscholtuga hat sich ein lebhafter Handel entwickelt; viel Waren werden zugeführt und gegen Gold eingetauscht, wobei der Solotnick Gold (etwas über 0,4 Gramm) für vier Rubel gerechnet wird. Die tägliche Goldausbeute war anfangs Februar ein Centner! Chinesen und namentlich Juden — wo wären die nicht, wenn Gold in Frage kommt? — kaufen das meiste Gold, um es weiter zu verhandeln. „Der Reichtum, so heißt es in einem Briefe vom Amur, ist ungeheuer. Das ganze chinesische Ufer des Amur erweist sich als goldhaltig.“

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von E. A. Schmitt.

a b c d e f g h

WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Füllrätsel.

	E	E	N	
R				k
A				s
V				a
	n	t	e	

Die neun leeren Felder der Figur lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die drei wagerechten und die drei senkrechten Reihen sechs bekannte Wörter von je fünf Buchstaben ergeben. Die sechs Wörter aber in anderer Reihenfolge bezeichnen:

1) Eine Göttin der Römer, 2) einen Vornamen, 3) den Grund einer Enttäuschung, 4) ein Herrscherhaus, 5) einen Vornamen, 6) einen Vornamen.

Bilderrätsel.

kkk r

2. Rätsel.

Lautlos mit geschloßner Lippe
Sitz' ich brummig in der Sippe,
Dem Geschlecht der Labialen,
Und such' Umgang mit Vokalen.
Hab mein Bräutchen ich gefunden,
Ist die Stummheit schnell geschwunden
Und es löst das Zungenband
Sich geschwind im Ehestand.
Doch was hilft der Stimme Ritze,
Wenn ich unbeweglich sitze!!
Auf! Ein Eslein vorgespannt!!
Gleich bin ich ein Mann von Stand;
Ganze Völker mich verehren,
Die im Morgenland verkehren.
Ei! Du spannst ja hinten an!
Nun — da bin ich an der Lahn,
Und geh sicher nicht vom Platz,
Ehe mir der Rede Schatz
Dort vollkommen wird beschert,
Und die Stimme wiederkehrt!! Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösung des Sedanrebus in Nr. 48.

(Die Zahlen in dem Schlüssel zum Rösselsprung geben die Stellen an, wo die einzelnen Teile zu suchen sind.)

(Überschrift.)

1. Mitte: 1885. — Sedan.

2. Rechts und links:
Zur Erinnerung an den 2. September 1870.

(Rechts und links vom Rösselsprung.)

3. Chassepot. — Mitrailleuse.

4. Was kraucht denn da im Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium.

(Schlüssel zum Rösselsprung.)

2 2 1 1 3 5 3 4 4 6

Wie Märchen klingt's, und doch im Jubelton,
Durch alle Straßen wälzt sich's freudebrausend.
Sie haben ihn, den Schelm Napoleon,
Sie haben ihn und seine achtzigtausend.
Die Kinder rufen's in den Gassen aus,
Den Männern rollen Thränen von den Wangen,
In Fahnen hüllt sich festlich Haus um Haus.
Viktoria! Der Kaiser ist gefangen.

5. (Mittelfeld des Rösselsprungs.)
Welche Wendung durch Gottes Führung!

6. (Fuß.)
Nicht Leipzig ist's, nicht Waterloo fortan,
Wo deutscher Kraft ihr Bestes ist gelungen.
Dort hat es halb Europa mit gethan;
Bei Sedan haben wir's allein gezwungen.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Fortsetzung. Geschichtliche Erzählung von Hans Hillna. — Hinter dem Vorsteher. Zu dem Bilde: Feine Nasen. Von Sperling. — Das Jubiläum von Velhagen & Klasing. — Der Archipel der Karolinen. — Das tiefe Geheimnis. Schluß. Novellette von Zoë von Reuß. — Am Familientisch: Vor der Sennhütte. Zu dem Bilde von E. Koch. — Die Kaiserhalle in Lorsch. Von H. Knackfuß. Mit Illustration. — Rembrandts Selbstbildnis von 1635. Von A. Rosenberg. — Ein neues Kalifornien. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. September 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 50.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Fortsetzung.)

Katharine empfand es als eine Wohlthat, sich aussprechen zu können. Offenherzig und ohne Zögern ließ sie durch ihren Bericht den alten Herrn, dessen freundliches Wesen ihr großes Vertrauen einflößte, einen tiefen Einblick in alle Zustände von Itzleben thun. Sie sprach von der Notlage nach dem Kriege und dem gänzlichen Geldmangel, von der erheuchelten Hilfe des Bürgermeisters und der wirklichen des Rothenbein. So oft sie auf Rothenbein zu reden kam, geriet sie in großen Eifer, um nichts von dem zu übergehen, was er für sie gethan; wie er von früh bis abends thätig war; wie er alles auf das klügste angefangen, trotz eines gelernten Landwirts; wie er so gut mit den Leuten fertig wurde, daß alles ohne Zank und Streit seinen Fortgang hatte.

Über die Züge des Zuhörers flog dabei ein freundliches Lächeln, dann wieder blickte er mitleidig und teilnehmend auf das Mädchen herab, als es die Nutzlosigkeit aller bisherigen Arbeit beklagte, denn das Ende würde sein, entweder für die Mutter der Schuldturm oder für sie selbst das Haus des Bürgermeisters. Von der Schatzgräberei sprach sie indes kein Wort. Sie fühlte, daß es unpassend wäre, vor einem geistlichen Herrn von solch ungöttlichem Unternehmen zu reden.

„Du hast mir viel Gutes von jenem merkwürdigen Manne erzählt. Wie willst du aber sein Unterfangen rechtfertigen, womit er widerrechtlich Schule hält, und was sind das für Winkelgottesdienste, von denen wir gehört haben, als sollten sie auf dem Schlosse ohne Beisein eines Pfarrers gehalten werden?" fragte der Konsistorialrat in amtlichem Tone.

Katharine berichtete von der Hausandacht auf dem Schlosse. Verwundert fragte sie: „Ist das ein Verbrechen? Soll die Mutter deshalb auch eingesperrt werden?"

„Nein, mein Käthchen", entgegnete der alte Herr lächelnd. „Doch wie steht's mit der Schule?"

Katharine meldete, daß, als die Bauern geklagt hätten, wie ihre Kinder ohne Lehrer verwilderten, sie in ihrem Unbedacht Rothenbein aufgefordert habe, Schule zu halten, da er doch ein studierter Mann sei.

„So hat er also studiert?" fragte der Konsistorialrat erstaunt. „Mache noch weitere Mitteilung über seine Schulmeisterei."

Das Mädchen erzählte alles, was es wußte, und daß Rothenbein nichts sehnlicher wünschte, als wieder von der Arbeit eines Schulmeisters befreit zu werden, wie es der Wunsch der Mutter sei, wieder einen Pfarrer im Orte zu haben.

Der geistliche Herr nickte zu allem beifällig, sagte aber nichts dazu. So waren die beiden vor dem Schlosse angekommen, in dessen Thür Frau von Itzleben aufgeregt und angstvoll der Ankommenden harrte. War sie doch durch den vorausgeschickten Fuhrmann von dem bevorstehenden Besuche unterrichtet worden. „Es stürmt alles auf mich ein", seufzte sie in ihrem bedrängten Herzen. „Welch neues Unglück mag wieder herannahen!"

Der Konsistorialrat erschien ihr bei dem Näherkommen indes gar nicht wie ein Unglücksbote. Ja als sie bei seinem herzlichen Gruße in ihm den alten guten Hausfreund erkannte, war es ihr ein groß Teil leichter ums Herz.

Sobald sie mit ihrem Gaste im Zimmer saß, hob dieser an: „Ich bin gekommen zur Abhaltung einer Visitation, sintemal böse Dinge von hier berichtet sind. Wohl habe ich die geschehenen Anschuldigungen für übertrieben erachtet, da mir der Ankläger, der Bürgermeister Blasius Prätorius nicht unbekannt ist. Wenn sich indes alles so verhält, wie Euer liebes Kind mir erzählt hat, so verdient der verdächtige Adrian von Rothenbein vielmehr das höchste Lob für seinen guten Willen und seine Geschicklichkeit. Den Mann hat Euch Gott der

Herr als treuen Beistand gesendet. Setzet ferner Euer Vertrauen auf den Allerhöchsten, und denket daran, wie Ihr mit Gottes Hilfe auch wieder einen Pfarrer und Schulmeister im Orte haben könnt."

Frau von Itzleben war bei dieser Anrede recht weichmütig geworden und fühlte sich bei der lobenden Erwähnung Rothenbeins im Herzen tief beschämt. Neue Hoffnung und Zuversicht erweckten ihr die Worte und sie antwortete schnell: „Wie gern wollte ich hier Pfarre und Schule wieder besetzen! Sobald ich wieder frei aufatmen kann, soll's geschehen. Es ist schon durch Bestellung einiger Pfarr- und Schuläcker für den Unterhalt vorgesorgt."

„Das freuet mich aufrichtiglich", antwortete jener. „Aber um eines bitte ich die liebe gnädige Frau. Seied vorsichtiglich in der Erwählung und Berufung des Predigers und verfahret nicht nach Gunst. Man darf damit nicht leichtfertig umgehen, gleich als wenn man einen Vogt, reisigen Knecht, Koch, Kellner oder Pförtner um Lohn annimmt, da doch hierbei der Richtschnur, Weise, Maß und vorgeschriebenen Form des heiligen Geistes gefolgt werden muß."

Vollkommen zufriedengestellt war der Visitator durch die Bitte der Frau von Itzleben, ihr einen würdigen Mann für diese Stelle zuzusenden, um denselben für das Pfarramt vozieren zu können. Nachdem er sich an Speise und Trank erquickt, sprach er: „Wir wollen mit den Glocken läuten lassen, daß die Gemeinde zusammenkommt, und ich ihr einen Gottesdienst halte, denn ich muß noch heute bei Zeiten weiter reisen und mich auch in anderen Orten umsehen."

„Ach daß Gott erbarm!" klagte die Frau. „Der Kirchturm ist bis zur Hälfte abgebrannt, die Glocken sind herabgestürzt und von den Soldaten als Kanonengut fortgeschafft. In der Kirche sieht es öde und traurig aus. Doch will ich einen Knecht herumschicken, der die Leute zusammenrufen soll."

„Ja thut das, und laßt auch die Kinder mitkommen", meinte der alte Herr, zog ein kleines Bibelbuch hervor und begann darin zu blättern.

In freudige Erregung wurden die Leute in Itzleben durch die Kunde versetzt, daß nach so langer Zeit wieder einmal ein ordentlicher Gottesdienst gehalten werden sollte, und bald war die ganze Gemeinde, alt und jung, im Gotteshause versammelt.

Lange waren die Leute nicht dort hinein gekommen, darum erschraken sie fast über das Aussehen des Raumes. Die meisten Bänke waren umgestürzt, und einzelne Teile von zerbrochenen Stühlen lagen überall umher. Der Altar stand nackt da, ohne Bekleidung, ohne Kruzifix, Bibel und Lichter. Nasse Stellen zeigte der Fußboden überall, denn das Dach war nicht mehr dicht. Gras und Moos wuchs zwischen den Steinen. Mitten im Schiff war sogar noch ein schwarzer Fleck sichtbar, die Spur eines Lagerfeuers, und Reste von verkohltem Holze lagen dabei. Überall lag Staub, Schmutz und Moder.

Doch das alles wurde bald vergessen, sobald der Konsistorialrat seine Predigt begann.

Nach derselben hielt der Visitator eine Unterredung mit den Erwachsenen, darin er von weltlichen und geistlichen Dingen sprach und sich leicht überzeugte, daß hier von Schwarmgeisterei keine Rede war, sondern die Gemeinde begierig war, das langentbehrte Gotteswort wieder zu hören. Auch die Kinder machten einen guten Eindruck. Wenn auch ihr Wissen ein geringes war, so zeigten sie doch, daß sie wieder gelernt hatten, aufzumerken und auf leichte Fragen mit etwas mehr als mit ja und nein zu antworten.

Ganz befriedigt fuhr der Konsistorialrat Thielemann wieder von dannen und gab, als er schon im Wagen saß, Frau von Itzleben das Versprechen, in allernächster Zeit ein würdiges Individuum zu senden, den die gnädige Frau ohne Bedenken als Pastor vozieren könne.

IX.

Der Zuspruch des geistlichen Herrn hatte auf Mutter und Tochter sehr beruhigend gewirkt. Voll neuer Hoffnung saßen sie am Nachmittage dieses Tages mit ihrer Handarbeit am Fenster und malten sich die Zukunft in freundlichen Bildern aus.

Plötzlich fuhr Katharine erschrocken in die Höhe und rief: „Mutter, die Schatzgräber sind da!"

Die Mutter erschrak ebenfalls. Hatte sie doch seit dem Besuche des Konsistorialrats an die Schatzgräberei mit keiner Silbe gedacht. Als sie zum Fenster hinausschaute, erblickte sie den Valentin Wanzel, der in Begleitung von zwei Männern auf den Hof gekommen war. Der eine war ein Bekannter, nämlich der fortgejagte rotbärtige Arbeiter, jetzt versehen mit Grabscheit und Hacke. Der andere war ein kleiner Mann mit schrumpligem Gesicht und einem Höcker auf dem Rücken. Sein armseliger Anzug sprach nicht dafür, daß ihm seine Wissenschaft im Schätzeheben schon großes Glück gebracht hätte.

„Mutter, schicke die Männer wieder fort! Was sollte der Herr Konsistorialrat dazu sagen, wenn er von diesem unheiligen Vorhaben etwas erführe", bat Katharine.

Die Mutter aber entgegnete mit erkünstelter Gleichgiltigkeit: „Laß sie machen was sie wollen, wir werden uns um gar nichts kümmern und uns nicht sehen lassen. Bleib still sitzen bei deiner Arbeit."

Sie strickte emsig fort an ihrem Strumpf, und Katharine trennte weiter an einem alten Kleide der Mutter. Jedes war mit unruhigen Gedanken beschäftigt.

„Ach Herr Gott nein, was sind das für Zeiten!" hob nach einer Weile die Mutter mit schwerem Seufzer wieder an. „Hatte ich doch gehofft, mir in diesem Herbst ein neues Kleid erhandeln zu können. Nun müssen wir den alten verbrämten Rock noch einmal wieder herrichten. Nimm dich in acht, daß du nicht in die Pessamente schneidest, sie haben schon Löcher genug."

Katharine entfernte sorgfältig mit dem Messer die Besätze vom Kleide, und als dabei viel altes beschriebenes Papier zum Vorschein kam, fragte sie: „Was ist das für Papier? Darauf erkenne ich des guten Vaters Handschrift."

„Es ist nichts wert", entgegnete die Mutter. „Das alte Papier ist, als das Kleid genäht wurde, dazwischen gelegt worden, daß beides, Zeug und Pessamente keinen Schaden leiden. Wirf's fort! Wir müssen neues verwenden."

Katharine arbeitete fort. Hin und wieder las sie die Schrift auf den vergilbten, zerknitterten Papierstreifen, ehe sie dieselben auf die Erde warf. Darauf fand sie alte Rechnungen und Zahlen. Die Worte auf einem Stück Papier fesselten jedoch auf einmal ihre Aufmerksamkeit. Es standen Sätze darauf, die ihr bekannt waren, sie legte den Zettel vor sich auf den Tisch, und als ihr dann noch ein anderer Streifen, der daran paßte, in die Hand kam, konnte sie den Vers entziffern:

> Wo unsers Kirchturms Wetterhahn
> Tritt an den Schloßturmknopf heran,
> Zur rechten Hand Laurentii Rost,
> Links einsam eine Tanne sproßt,
> Wo unterm Wiesengras ein Stein,
> Da eingekratzt das Wappen mein,
> Drei Schuhe tief man finden thut
> Unsrer Katharine Heiratsgut.

„Großer Gott, das ist derselbe Vers, auf den ich mich so lange vergeblich besonnen. Gewiß ist es das Konzept des Papierblattes, das mir der Vater auf dem Sterbebette gegeben hat, und dessen Verlust ich so oft beklagt habe", dachte Katharine und blickte scheu zur Mutter hin, ob dieselbe von diesem wichtigen Funde etwas gemerkt hätte. Doch da die Mutter ganz in tiefe Gedanken versunken von nichts etwas zu merken schien, was um sie vorging, überlegte Katharine, ob sie ihr von der Entdeckung Mitteilung machen sollte oder nicht.

„Sie ist imstande, den Vers den Schatzgräbern zu sagen, damit sie mein Heiratsgut um so sicherer finden und die Hälfte davon nehmen", dachte sie. „Nein, ich sage nichts. Rothenbein muß bald kommen, dann finden wir den Ort ohne Zauberei und alle Not ist vorüber."

Verstohlen steckte Katharine das Papier in die Tasche und nahm ihre Arbeit wieder auf. Dabei quälte sie ein neuer

Gedanke. „Wie, wenn sie den Schatz heute finden? Das darf nicht geschehen! Sie müssen vertrieben werden. Wie kann aber ein schwaches Mädchen wagen, es mit drei Männern aufzunehmen?"

Katharine vermochte vor innerer Erregung nicht bei ihrer Arbeit im Zimmer zu verharren. Sie eilte ins Freie, ohne zu wissen, was sie beginnen sollte. Unwillkürlich lenkten sich ihre Schritte nach der Wiese; doch wagte sie nicht, dieselbe zu betreten; denn sie bemerkte schon aus der Ferne die drei Männer, welche sich dort zu schaffen machten. Wanzel prüfte mit begehrlichen Blicken die Grasdecke, als ob er den Schatz durch dieselbe hindurch wahrnehmen könnte. Der Rotbärtige stampfte hier und da mit dem Fuße auf die Erde, um zu hören, wo es hohl klingen möchte. Der kleine Alte aber schritt allein für sich bedächtig auf und nieder und trug in den Händen zwei kleine Zweige, die er gekreuzt über den Boden hielt.

Katharine eilte weiter und überlegte, was sie thun sollte. So kam sie an der kleinen Kate des Kossaten Strohbart vorüber, in deren Thür die Strohbartin mit dem jüngsten Kinde auf dem Schoße saß.

Kurz entschlossen trat Katharine zu ihr und sagte mit fliegendem Atem: „Alte Trine, treue Seele, rate und hilf mir, ich bin in tausend Ängsten!"

„Herr du mines Läbens, was get's fer e Unglicke?" rief die Angeredete. „Öch ha's d'n gnädgen Fräul'n schonne lange animärkt, daß se dee Kopp vull Sorgen hen. Wos wullen denn die drei Liete halt driben uf der Wese? Das sin de schlächtsten Kärle, die's uf Gottes Erdbodden gätt."

Katharine erzählte von ihrem Heiratsgut und von der Absicht der drei Männer, danach zu graben. Die Strohbartin, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, schlug einmal übers andere vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Jetzt habe ich den Zettel wieder gefunden", so schloß Katharine ihren Bericht, „auf dem der Vater die Stelle angegeben, wo das Geld liegt. Nun können wir's allein finden und brauchen den andern nicht die Hälfte abzugeben. Die drei Menschen drüben auf der Wiese dürfen meinen Schatz nicht finden. Ach wüßte ich nur, wie ich sie vertreiben könnte!"

„Die wull'n mer schone fort ibringe", entgegnete die Strohbartin und stemmte die Hände entschlossen in die Seite. „Die Kärle soll'n schiecne die Benne in de Hand inehme, daß se 's Wedderkommen fer immer vergässn!"

„Ach was können wir schwachen Frauen gegen die drei Männer ausrichten?" fragte Katharine zaghaft.

„Hiert mech an, Jumfer Käthchen", meinte die Strohbartin. „Öch well uch ze wesse thue, was m'r itze in'n Kopp ikommen es. 's gett e Spaß, über den m'r noch lange lache kenne."

Ganz heiter und guter Dinge kehrte Katharine wieder ins Schloß zurück, nachdem sie den Plan der guten Frau vernommen hatte. Dort fand sie die Mutter, welche das Weggehen der Tochter kaum bemerkt hatte, immer noch in demselben trüben Hinbrüten vor. Still setzte sich Katharine ihr gegenüber und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Langsamer als sonst schienen den beiden heute die Stunden zu verstreichen. Je mehr die Sonne sank, destomehr nahm bei Mutter und Tochter die Spannung und Aufregung zu. Doch keins verriet dem andern seine Gedanken.

Endlich kam die Schlafenszeit heran, und es ward still im Schlosse. Mutter und Tochter gingen zur Ruhe und jedes suchte den andern durch erheuchelten tiefen Schlaf zu täuschen.

Es mochte kurz vor zwölf Uhr sein, da richtete sich Frau von Itzleben in die Höhe, und da Katharine sich nicht regte, schlüpfte sie schnell aus dem Bette, warf einen alten Schafpelz um und verließ leise das Zimmer.

Kaum war sie fort, so erhob sich Katharine, hüllte sich in einen dunklen Mantel, nahm ein weißes Laken um den Arm und folgte vorsichtig der Mutter.

Es war eine stürmische Nacht. Die rostige Wetterfahne auf dem Schloßturme kreischte, die Bäume bogen sich im Winde und knarrten mit den Ästen, die Wolken flogen wie weiße Gespenster an der Mondsichel vorüber, und die Käuzchen, die in den alten Weiden und Pappeln an der Wiese nisteten, schrieen so kläglich, als hätten sie nur dazu ihre Stimme, um kommendes Unglück zu verkündigen. Es war eine Nacht so unheimlich, so ganz geeignet zu dem grausigen Werke des Schatzgrabens. Die drei Männer standen am Rande der Wiese. Der kleine gab den beiden andern nochmals die nötigen Anweisungen.

„Nur nicht reden und rufen!" sagte er, „auf keine Frage Antwort geben. Wenn aber der Böse kommt und Euch etwas anhaben will, so dürft Ihr nur die Worte sagen: ‚ich bin frei' dann seid ihr ihn los. Bleibt mir nur hart an der Seite und achtet auf meinen Wink."

Als Mitternacht vorüber war, schritten sie vorwärts und machten in der Nähe eines alten Weidenbaums halt. Der Alte beschrieb einen Kreis auf dem Boden mit seinem Stabe und trat mit den andern in dessen Mitte.

Unweit davon lugte hinter einer Weide eine dunkle Gestalt hervor. Wanzel bemerkte sie zuerst und machte die andern darauf aufmerksam.

Der Kleine hielt ihm den Mund zu, doch war er selbst von der Erscheinung betroffen. Sicherlich war es einer der Geister, die den Schatz hüteten. Darauf zeigte er dem Rotbärtigen am Boden die Stelle, wo er graben sollte, und die Arbeit begann. Nach einer Weile blickte Wanzel abermals erschrocken in die Höhe, denn er vernahm klägliche Töne, die aus der Ferne zu kommen schienen. Ängstlich gab er den anderen ein Zeichen mit der Hand. Der Rotbärtige aber stieß verächtlich den Spaten in die Erde und setzte die Arbeit fort.

Wieder erklangen dieselben Töne, doch jetzt in größerer Nähe. Zwei Gestalten, deren lange weiße Gewänder im Winde flatterten, tauchten aus dem dunklen Schatten der Bäume auf. Gespensterhaft schienen sie in dem unsicheren Mondlichte dahin zu schweben und beschrieben unter kläglichem Seufzen um die drei Männer große Kreise.

„Gotts ein Donner! Was ist das?" fluchte der Rotbärtige. Doch der kleine Alte legte ihm die Hand auf den Mund und deutete ihm an, unbekümmert weiter zu graben.

Mehrmals hatten die zwei Gespenster unter Klagegeheul die Schatzgräber umkreist und waren ganz nahe herangekommen. Wanzel und der Rotbärtige wurden immer unruhiger, und auch der Kleine verlor nach und nach die Fassung. Auf die Erscheinung des Teufels war er nach Angabe seiner Bücher gefaßt gewesen; aber auf Gespenstererscheinungen hatte er nicht gerechnet. Wieder wurde eine Weile schweigend weiter gegraben. Der Spaten stieß klirrend auf etwas Hartes. Der Alte wühlte mit der Hand in der Erde und zog einen großen Knochen und einen Scherben hervor. Die Zeichen schienen ihn zu befriedigen, denn er nahm selbst den Spaten, um die Arbeit zum Ende zu bringen. Da trat unmittelbar bei ihm hinter der Weide ein langer hagerer Mann hervor, der auf einem Fuß lahm zu gehen schien. Die Augen sprühten Feuer, Hörner hatte er am Kopfe und eine lange rote Zunge hing ihm zum Munde heraus. Blaue Funken, wie von brennendem Schwefel flogen nach allen Seiten.

„Das ist der Teufel", dachten die drei Schatzgräber „jetzt kommt die Entscheidung", und unwillkürlich faßten sie sich einander fest an. Jener aber lachte höhnisch auf und sagte mit scharfer Stimme: „Einer von euch muß hängen!"

„Ich bin frei," antwortete der Alte leise.

„Ich bin frei", schrie der Rotbärtige frech.

Wanzel schwieg, und als ihn der Alte in die Rippen stieß, daß er dasselbe Wort sagen sollte, platzte er heraus: „Ach du lieber Gott, soll ich armer unschuldiger Mann noch an den Galgen kommen. Gestrenger Herr Teufel, ich bitte um Gnade."

„Hol Euch der Teufel!" knirschte der Alte, indem er das Grabscheit zornig auf die Erde warf. „Warum sagtet ihr nicht: ‚Ich bin frei', dann konnte uns der Teufel nichts anhaben."

„Ihr habt gut reden", antwortete Wanzel mit kläglicher Stimme. „Wenn ihr beide frei seid, so blieb's auf mir sitzen."

„Ein Esel seid Ihr", schimpfte der alte Schatzgräber. „Nun ist alles verloren, und der Schatz ist wieder zehn Klafter in die

Erde gesunken. Jetzt haltet Euch fest an mich, ich will den Teufel bannen."

Doch ehe er noch seinen Reim sprechen konnte, holte der Teufel einen Strick hervor, und rief mit heulender Stimme: „Greift sie, ihr Geister, der letzte muß hängen."

Als darauf die Gespenster mit markdurchdringendem Gekreisch herbeigeflogen kamen, da dachte Wanzel nicht mehr ans Stehenbleiben. Er stürmte in den Wald hinein, indem er fortwährend schrie: „Ich bin frei, ich bin frei!"

Der Rotbärtige folgte fluchend, und auch der kleine Bucklige machte sich eiligst aus dem Staube, da er einen großen, schwarzen Hund quer über die Wiese auf sich zukommen sah. Am Rande der Wiese aber eilte die zuerst erschienene dunkle Gestalt flüchtig dem Schlosse zu.

„Halt, Halt!" rief ein kräftiger Mann, der dem Hunde folgend auf der Wiese erschien, „steht oder ich schieße."

Die beiden Gespenster, und der Teufel blieben ruhig an dem gegrabenen Loche stehen, und um sie herum sprang der große Hund. „Faß, Vulgus!" kommandierte der Ankommende, der Hund aber wedelte mit dem Schwanze und ließ sich die Liebkosungen der unheimlichen Gestalten gefallen.

„Ei, so schlage doch Blei hinein, oder sonst was Schweres", schalt jener, während er ohne die geringste Furcht zu zeigen, auf die sonderbare Gruppe zuschritt. „Was ist das für gotteslästerlicher Spuk? Wer seid ihr, was treibt ihr hier?"

„Mi speelen Gester, Herr Leutnant", lachte das eine Gespenst. „'s Heiratsgut von gnädgen Fräulein ha'm'r i hütt."

„Hättet Ihr nur gesehen, Herr von Rothenbein, wie sie auf unser Geschrei Fersengeld geben", setzte vergnügt der andere Geist hinzu.

„Der Teibel hole de ganze Benne", rief der lange hagere Mann. „Sonne Hasenfüße wull'n nant met'n Teibel anbinden, und reißen ver e ohlen Kossaten us!"

Darauf löste er die Hörner vom Kopfe, band die beiden Stücke faules Holz ab, die er als feurige Augen an der Stirn befestigt trug, und nahm den zungenförmigen roten Lappen vom Munde.

„Schon von weitem hörte ich den Mordspektakel, dachte ich doch nicht anders, als es gebe hier ein Unglück", sprach der so unerwartet dazwischen gekommene Rothenbein. „Sagt um Gottes willen, gnädiges Fräulein, was hat das alles für Sinn und Bedeutung?"

„Ach Herr von Rothenbein, wie gut, daß Ihr wieder da seid! Ich habe so sehnlichst nach Euch verlangt. Was konnte nicht alles für Unrecht geschehen in Eurer Abwesenheit", rief Katharine erfreut, warf das weiße Laken von den Schultern und drückte jenem herzlich die Hand.

„Habt Ihr mich vermißt, Jungfer", antwortete der Leutnant bewegt, indem er den Händedruck kräftig erwiderte.

Beide fühlten sich bei diesem eigenartigen Zusammentreffen wieder als die alten Kameraden, und mit Lachen und Scherzen besprachen sie den Vorfall. Als Rothenbein erfuhr, daß Wanzel die ganze Sache angeregt hatte, rief er: „So ein Schuft! Der weiß den Mantel fein nach dem Winde zu hängen und unter jedem Ellbogen ein Kissen zu machen. Wie gut, daß Ihr ihm tüchtig auf die Finger geschlagen. Seid Ihr aber sicher, daß wir selbst das Heiratsgut finden werden?"

„Ohne Zweifel; habe ich doch den Vers des Vaters", antwortete Katharine zuversichtlich. „Ich verstehe freilich nicht den Sinn, doch Ihr werdet euch daraus schon zu vernehmen wissen, denn ihr seid ein studierter Mann."

„Kumm, Ohle", brummte Strohbart, dem die Unterredung Rothenbeins mit Katharinen zu lange währte. „M'r wull'n säh, daß m'r noch e par Ogen voll Schlaf erwische!"

„s'es fer onsereins nischt zer Nachtziet als Gespenster drußen rim ze losen", meinte die Frau lachend, „m'r kreit nur s'Reißen in de Benne dadervon."

„Hab viel schönen Dank, Trine", sagte Katharine freundlich. „Ich will's einmal schon wieder gleich machen."

„Nöch Ursache", entgegnete die gute, zufriedene Frau und ging mit ihrem Hennig heim. Auch Katharine eilte dem Schlosse zu, um leise und unbemerkt ihr Schlafgemach wieder aufzusuchen. Zu ihrem Erstaunen fand sie die beiden Mägde, die bestürzt im Hause herumliefen.

„Wo steckt Ihr nur, Fräulein?" rief ihr die eine zu.

„Gott sei Dank, daß Ihr da seid", meinte die andere, „wir sind rein zu Tode erschrocken. Die gnädige Frau liegt oben im Zimmer und hat das böse Wesen."

„Gott, was redst du, Ursel!" schrie Katharine entsetzt. „Was stehst du hier! komm, laß uns hinauf eilen. Und du Bärbchen, lauf schnell zu dem Herrn Leutnant und bitte ihn, daß er alsogleich herkommt."

Oben in der Stube fand sie die Mutter auf dem Sitzbett zusammengekauert liegend. Das böse Wesen hatte sie zwar nicht, wohl aber war sie von einem krampfhaften Weinen ergriffen. „Was ist, meine gute Mutter? Was hast du?" fragte die Tochter besorgt.

„Kind, mein Kind", jammerte Frau von Itzleben, indem sie sich furchtsam umblickte. „Danke deinem Gotte, daß du diese Nacht im Bette zugebracht. Ich Unselige bin bei dem Schatzgraben gewesen. Ich habe den leibhaftigen Satan gesehen, auch greuliche Geister und Gespenster."

„Ach Mutter, warum bist du nicht im Bett geblieben?" fragte Katharine wieder. „Was wolltest du draußen bei den entsetzlichen Männern?"

„Sollte ich die Leute den Schatz allein heben lassen?" entgegnete die Mutter mit matter, zitternder Stimme. „Konnten sie sich nicht auf und davon machen und auch unser Teil mitnehmen? Ich traute ihnen nicht, darum schlich ich mich nach. Ach Katharine, niemand bringt mich zur Mitternachtsstunde je wieder aus dem Hause. Ach der Schwefeldunst, den der Böse gespieen, dämpft mir noch den Odem ab."

Von neuem begann sie krampfhaft zu weinen. Als aber jetzt der Leutnant ins Zimmer trat, sprang sie auf, ergriff ihn an beiden Händen und rief: „Lieber Herr von Rothenbein, rettet uns! beschützt uns! Wie froh bin ich, daß Ihr wieder da seid! Hätte ich Katharines Rat gefolgt und gewartet mit dem Schatzgraben, bis Ihr zurück wäret, ich hätte das Entsetzliche nicht erlebt."

„Ängstigt Euch nicht, Ihr seid ganz in Sicherheit", tröstete Rothenbein, der den Zusammenhang leicht erriet, aber die Aufklärung der Sache Katharinen überlassen wollte. Doch diese hielt die Furcht vor der Mutter Schelten ab, das Gespensterspiel zu gestehen.

Die geängstigte Frau konnte sich indes nicht sofort beruhigen, sondern sie jammerte weiter: „Brennt Lichter an! Dort in der dunkeln Ecke sehe ich den Teufel sitzen!" Als an dem bezeichneten Orte ein Talglicht brannte, erspähte die gnädige Frau wieder in einem andern Winkel einen unheimlichen Schatten, und als dieser mit einem neuen Licht vertrieben war, mußten wieder an anderen Stellen Lichter angezündet werden. Bald war das ganze Gemach wie ein Festsaal illuminiert. Frau von Itzleben ward ruhiger und setzte sich zu den beiden andern, denn ans Schlafengehen war für diese Nacht nicht zu denken.

Bei einem Glase warmen Gewürzweins ward das Ereignis nochmals mit mehr Ruhe besprochen.

„Es hat nicht sein sollen", klagte Frau von Itzleben, „daß wir uns mit eigenen Mitteln helfen. Wir müssen daher von neuem borgen. Was habt Ihr für Geschäfte gemacht, Herr von Rothenbein?"

Der Gefragte berichtete von seinen vielen Fehlgängen und den erlittenen Demütigungen.

„War's meine Angelegenheit", sagte er, „so hätte ich, hol mich der und jener, manchem dicknäsigen Wucherfrosch die Zähne eingeschlagen. Für die gnädige Frau habe ich indes alle Kränkung schweigend eingesteckt, denn ich habe Euch meinen Dienst heilig angelobt."

„Ach, Ihr armer Mann! Hättet einen besseren und lohnenderen Dienst erwählen sollen als bei mir", seufzte Frau von Itzleben, während sie sich von neuem nach den Schreckensgespenstern in allen Ecken umsah.

Am frühen Morgen. Gemalt von F. Hiddemann.

„Ich bringe die gute Nachricht mit, daß das Getreide im Preise steigt", entgegnete Rothenbein. „Doch wenn wir auch die ganze Ernte zu Gelde machen könnten, würden wir kaum den vierten Teil der nötigen Summe haben, indes hat mir ein Jude versprochen, in nächster Woche Geld zu bringen. Läßt der uns im Stich, so muß Bläsy warten, und kommt er her mit Zwang und Gewalt, so treibe ich ihn mit meinen Leuten über die Grenze zurück. Ich fühle einen Grimm in mir, um es mit hundert solcher Schurken aufnehmen zu können."

„Solche Kriegsthat werden wir nicht nötig haben", meinte Katharine. „Nun können wir ja mein Heiratsgut ohne Schatzgräber haben."

„Rede nicht vom Schatzgraben", wehrte die Mutter, die wieder zu zittern anfing.

„Mutter, du weißt noch gar nicht, daß ich des Vaters Vers wieder gefunden habe. Siehe, hier ist er", rief Katharine voll Freude, zog die alten Zettel hervor, tanzte in der Stube herum und sang nach der ersten besten Weise, die ihr einfiel:

„Wo unsers Kirchturms Wetterhahn
Tritt an den Schloßturmknopf heran,
Zur rechten Hand Laurentii Rost,
Links einsam eine Tanne sproßt,
Wo unterm Wiesengras ein Stein,
Da eingekratzt das Wappen mein,
Drei Schuhe tief man finden thut
Unsrer Katharine Heiratsgut."

X.

Die Mägde steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, die Knechte standen auf dem Hofe herum und fluchten. Alle Arbeit in Itzleben geriet ins Stocken, nichts wurde zur rechten Zeit angeordnet, überall fehlte es an umsichtiger Leitung. Auch die gnädige Frau wußte keinen Rat, denn so viel Kenntnis hatte sie nicht in der Hof- und Feldarbeit, daß sie selbst die Zügel in die Hand nehmen konnte. Katharine vermochte mit den Strohbartschen Eheleuten nur mühsam zu erreichen, daß nicht gleich alles gänzlich außer Rand und Band geriet, sondern Menschen und Pferde in der allernötigsten Beschäftigung blieben. Nun merkte man erst, wie bisher ein jeder sich auf den Leutnant verlassen, und wie dieser das ganze Anwesen still und umsichtig geleitet hatte.

Doch Rothenbein, welcher schon infolge der mancherlei Reisen sich um die Wirtschaft weniger hatte kümmern können, und das Einbringen der Ernte der Anordnung Strohbarts hatte überlassen müssen, ließ sich auch nach der Rückkehr von seiner letzten Reise zu aller Verwunderung nirgends sehen, sondern hielt sich meist in seinem Zimmer auf. Die Strohbartin nannte ihn einen Leuteschen und Unhold, und Katharine meinte seufzend: „Es ist doch sonst nicht seine Art, lieber der Fliegen und Fledermäuse Gesellschaft zu ertragen als die vernünftiger Kreaturen." Die Knechte und Mägde behaupteten, der Teufel sei in ihn gefahren, und davon sei er wahnwitzig geworden. Gewiß war eine Kunde von dem nächtlichen Teufelsspuk unter die Leute gedrungen. Hennig Strohbart aber schlug allen Ernstes vor: „'s beste es, m'r stecken'n nant in e Faß un lassen'n etzliche mal den Barg runger walze. Abber mer tummeln'n emal tüchtig im Kreise rim, daß e werblig in Koppe werd."

„Ja, daß er darüber völlig zum Narren wird", sagte Katharine, trotz ihrer Betrübnis lächelnd. „Laßt ihn nur in Ruhe, er wird schon selbst wieder zu sich kommen."

„Der arme Mann", seufzte Frau von Itzleben, „er martert sich ab um uns. Gott mag ihn erleuchten! Aber ich fürchte, der Segen ist von hinnen gewichen, seit wir uns mit dem Teufel eingelassen haben."

In solch traurigem Zustande war der September fast zu Ende gegangen, und der Zahltermin rückte in beängstigende Nähe. Mit jedem Tage, der erfolglos verging, ward Rothenbein aufgeregter. Meist saß er schweigend in seinem Zimmer, hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und hielt den Kopf zwischen den Händen, als wollte er das Zerspringen des Schädels verhindern. Dann fuhr er mit den Fingern durch das Haar, daß es wirr um den Kopf herumhing, oder er schrieb auf ein Papier Zeichen und Worte, die er auf alle mögliche Weise umstellte.

Zur Mittagszeit ging er nicht aufs Schloß, und er wäre wohl verhungert, hätte ihm Katharine nicht die Speisen zugeschickt, die er aber auch dann oft halbe Tage lang unberührt stehen ließ.

Gegen Abend ging er aus und alle Begegnenden wichen scheu von der Seite. Dann lief er auf der Wiese umher, hielt nach allen Seiten, nach oben und unten scharfe Ausschau und kehrte enttäuscht wieder in seine Wohnung zurück. Dort lief er noch bis spät in die Nacht hin und her und deklamierte den Vers, der mit „unsers Kirchturms Wetterhahn" begann. Längst wußte er ihn auswendig, aber noch immer brachte er nicht Sinn und Verständnis in die Worte.

„Was hilft nun alles Studieren, wenn man vor einem einfachen Vers steht, wie die Kuh vor dem neuen Thor", stöhnte er. „O habe ich denn auf einmal allen Witz verloren?"

Alle Leute, die von ihm Auskunft verlangten, bekamen von ihm die Gegenfragen zu hören: „Wo ist unsers Kirchturms Wetterhahn hingekommen? Wo sproßt einsam eine Tanne? Was ist Laurentii Rost?" Wer darauf keine Antwort zu geben wußte, wurde von dem sonst so gutmütigen Manne hart angefahren, und so wagte sich kaum jemand mehr zu ihm. Bei solcher fast hoffnungslosen Lage bemächtigte sich der Frau von Itzleben die größte Bangigkeit und Verzagtheit und das krampfhafte Weinen befiel sie wieder von neuem. Es fehlte nicht viel, so geriet sie in denselben unnahbaren Zustand wie Rothenbein.

Die Stimmung der Mutter machte Katharinen die größte Sorge. Es gelang ihr nicht, sie aufzuheitern und zu trösten. Nur mit Mühe hatte sie an einem der letzten Septembertage die Mutter vermocht, mit in den Garten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen und sich an dem milden Sonnenscheine zu erquicken.

Ganz ermattet setzte sich Frau von Itzleben auf den am Boden liegenden Stamm eines Apfelbaums. Der Sturm hatte den Baum einst umgeworfen, doch da ein Teil der Wurzeln in der Erde geblieben, war der Stamm nicht erstorben, sondern hatte vor Jahren neue Schößlinge nach oben getrieben, die in diesem Jahre die ersten Früchte brachten.

Mit trübem Lächeln sah die Mutter der Tochter zu, wie diese die rotwangigen Äpfel brach und in der Schürze sammelte. „Ach, Kind", seufzte sie, „wer weiß, ob wir uns an dem schönen Obst werden erlustigen können. Mir ist als ob alles uns genommen würde."

„Ei, Mutter, sei nicht so angstvoll", tröstete das Mädchen. „Wir werden das Heiratsgut schon noch finden, und bis wir's haben, muß sich der Bürgermeister gedulden, denn auf den Juden, der Geld bringen wollte, ist nicht mehr zu rechnen."

„Und wenn der Bürgermeister keine Geduld hat?" fragte die Mutter verzagt.

„Dann gebrauchen wir Gewalt", entgegnete das Mädchen, indem es mit dem Fuß grimmig auf die Erde stampfte. „Sie sollen nur wagen, dich in den Schuldturm fortzuführen. Ich werde unsere Knechte gegen die ganze Gerichtskommission marschieren lassen."

„Mädchen, Mädchen, sprich keine Tollheiten", jammerte die Mutter. „Schweig still, daß niemand deine frechen Reden hört. Sieh, dort kommt jemand."

Ein Mann, etwa in Rothenbeins Alter, mit blassem Gesicht und schlichtem blonden Haar, angethan mit dem schwarzen Habit eines Geistlichen, war von den beiden unbemerkt in den Garten gekommen, ging auf Frau von Itzleben zu, verbeugte sich tief und begann mit sanfter Stimme: „In der Überzeugung, mich der gnädigen Frau von Itzleben gegenüber zu befinden, wage ich meine devote Aufwartung zu machen. Mein Name ist Heinrich Taube, ich bin beauftragt, diesen Brief Seiner Hochwürden des Herrn Konsistorialrats Thielemann zu überreichen."

Nachdem Frau von Itzleben den ihr übergebenen Brief gelesen, sprach sie: „Ich heiße Euch sehr willkommen, Herr Pfarrer, und bedauere nur, daß Ihr zu solch ungeschickter Zeit gekommen seid. Noch nichts ist zu Eurem Empfange im Pfarrhause bereit und mag es wohl für Euch ein kümmerlicherer Anfang werden, als Ihr denkt. Ich selbst habe das Herz voll Sorgen und schwerer Gedanken, daß ich nicht einmal weiß, ob ich noch die Befugnis haben werde, Euch zu vozieren."

„Die gnädige Frau mache sich meinetwegen kein Bedenken", entgegnete der junge Geistliche, den der Konsistorialrat, wie er versprochen, so schnell nach Itzleben geschickt hatte. „Im Städtchen drüben riet man mir zwar, den Weg zu sparen, maßen alles hier dem Ende nahe sei und böse Geister hier hausten."

Ohne auf den beängstigenden Eindruck, den diese Worte auf Frau von Itzleben machten, zu merken, fuhr er fort: „Obschon die Leute davon redeten, daß sich der Bürgermeister vermessen habe, hier einen Bankkorrupt auszurichten und die gnädige Herrschaft in den Schuldturm zu bringen, habe ich mir davor doch nicht bange machen lassen, denn der Blasius Prätorius mit seiner Großsprecherei ist mir nicht unbekannt."

„Hörst du, Katharine, die Leute reden schon von unserm Unglück. So stadtkundig sind wir geworden", klagte Frau von Itzleben.

„Laß sie reden, was sie wollen", entgegnete Katharine mit Entschiedenheit, „kommt's doch nur von des Bürgermeisters Prahlerei. Jetzt glaube ich um so fester, daß der liebe Gott uns helfen wird, damit das Lästermaul zu schanden werde."

„Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade", bestätigte der junge Pastor. „Und hier, edle Jungfer, habe ich auch einen Brief für Euch von dem Herrn Konsistorialrat."

Katharine las den Brief langsam und aufmerksam, während die beiden anderen über die Verhältnisse der Pfarrstelle sprachen. Ihr Gesicht verklärte sich vor Freude, da sie vernahm, wie gut der Konsistorialrat über Rothenbein dachte und wie er, statt ihn anzuklagen, nur Löbliches über ihn berichtet hatte. Den Pfarrer Taube solle sie als rechten Friedensboten ansehen, der ihnen allen in Itzleben das Ölblättlein des Evangeliums als Friedens- und Trostzeichen bringen werde. „Mutter, Mutter, den Schluß des Briefes mußt du gleich hören", rief die Leserin. „Bitte, Herr Pfarrer, lest einmal von hier an vor, Ihr vermögt das besser als ich."

Dieser las: „Als ich im Wegfahren von Itzleben an deinem Garten vorüberkam, sah ich einen Apfelbaum, den der Sturmwind zu Boden gelegt und der Krone beraubt hatte. Weil nun der gefallene Baum nicht gänzlich erstorben war, hatte er neue Sprossen getrieben, daß, obwohl der Stamm noch mehrenteils auf der Erde lag, die Reiser dennoch gleich aufstanden und lustig daherwuchsen. Daran sollst du merken, wenn du jetzo von einem Unglückswinde geniedrigt bist, du aber mit deinen Seufzern, Verlangen, Begierden und Gedanken einig und gänzlich gen Himmel gerichtet bist, und wenn du auch dem äußeren Zustande nach der Welt unter den Füßen liegest, du dennoch im Geiste in Gottes Schoße sitzen kannst. Wenn du aber die Äpflein, die ich an dem neuen Holze hangen sah, jetzo pflücken und ernten magst, so sprich: ‚Du liebes Bäumlein, wie milde bist du, gibst du mir doch mehr als ich erwartet und begehret.' Erinnere dich dabei an des barmherzigen Gottes unbegreifliche und unverdiente Güte, die uns immer neue Wohlthaten als fruchtbringende Zweiglein entgegenstrecket."

„Siehe doch, Mutter, das ist ja der umgeworfene Stamm, auf dem du sitzest", sprach Katharine erfreut. „Das sind ja die gerade in die Höhe gewachsenen Zweige, von denen der liebe Herr Konsistorialrat schreibt. Da sind ja die rotwangigen Äpfelchen schon in meiner Schürze. Mutter, wir wollen glauben, daß uns der liebe Gott nicht von Haus und Hof treibt, sondern uns unser Glück noch lange hier genießen läßt."

„Ja, glaubet das festiglich", mahnte der Pfarrer. „Ihr habet den Sinn der Worte gut gefasset."

„Gott gebe es", meinte Frau von Itzleben, indem sie sich erhob. „Aber dies erinnert mich, daß wir uns noch im Garten befinden und den Herrn Pfarrer ins Haus führen müssen, damit er sich ausruhe und erquicke."

In hoffnungsvollerer Stimmung, als sie das Haus verlassen, gingen Mutter und Tochter in Begleitung des neuen Pfarrers in dasselbe zurück. Kaum hatte indes Pfarrer Taube der Bewirtung der gnädigen Frau einige Ehre angethan, so sprach er seinen Wunsch aus, das Dorf, die Kirche und das Pfarrhaus anzusehen.

„Ach, du mein guter Gott und Herr!" seufzte die Mutter, „habe ich doch den Leutnant ganz vergessen! Ihr müsset wissen, Herr Pfarrer, daß mein Vogt, der unrichtig im Kopfe geworden ist, jetzt im Pfarrhause wohnt. Wer weiß, ob er das Haus Euch gutwillig räumen wird. Niemand wagt sich jetzt an ihn heran."

„So wollen wir einmal anfragen", sagte der junge Geistliche sanft aber bestimmt.

„Ja, thut das, Herr Pfarrer", bat Katharine. „Kommt, ich geleite Euch hinüber. Ihr braucht nichts zu fürchten. Unterwegs erzähle ich Euch die näheren Umstände."

„Kehrt aber bald zurück", meinte die Mutter. „Ich bin in steter Angst, wenn ich allein bin."

Aber die beiden blieben lange aus, viel länger als sie selbst gedacht hatten.

Pfarrer Taube klopfte an die Thür, doch es wurde von innen nicht geantwortet. Die draußen Stehenden hörten den Rothenbein nur abgerissene Sätze des fraglichen Gedichtes mit lauter Stimme rezitieren und dazwischen fluchen und stöhnen.

„Der arme Mann scheint wirklich wahnwitzig zu sein", sagte Pfarrer Taube voll Mitleid und öffnete dreist die Thür. Aber wie gebannt blieb er auf der Schwelle stehen und betrachtete staunend den Leutnant, der, die Eintretenden keines Blickes würdigend, grübelnd mitten im Zimmer stand.

„Wie heißt der Mann?" fragte der Pfarrer leise seine Begleiterin, und als diese den Namen eben so leise genannt, nickte Taube mit dem Kopfe und murmelte: „Ganz recht, so habe ich mich nicht geirrt." Noch eine Weile staunte er den Dastehenden liebevoll an, dann ging er langsam auf ihn zu, streckte ihm beide Hände entgegen, und sprach sanft: „Adrian, Bruderherz, komm zu dir!"

Rothenbein horchte auf. Kaum aber hatte er den Fremden ins Auge gefaßt, so wich er entsetzt zurück, hielt beide Hände abwehrend vor sich, als glaube er, ein Gespenst vor sich zu sehen.

Taube ging noch näher, faßte des Leutnants beide Hände, indem er von neuem noch viel inniger rief: „Adrian, Bruderherz, kennst du mich nicht mehr?"

„Heinz, mein Heinz! Taube, Täubchen, Bruderherz! steht dein Geist vor mir, mich zur Rache zu fordern?" entgegnete Rothenbein, wie im Traume redend.

„Nein, Bruderherz, noch habe ich Fleisch und Blut", antwortete dieser.

„So habe ich dich nicht erstochen?" fragte jener immer noch ungläubig. „Kommst du, da du lebst, mir die schwere Last vom Herzen zu nehmen?"

„Ja, ich lebe", war die Antwort. „Gottes Barmherzigkeit hat längst die tiefe Wunde wieder heilen lassen und mir Kraft verliehen, daß ich hier des Pfarramtes warten kann."

„Gott verzeih dem Bläsy die Sünde", rief Rothenbein, „der mich durch die Nachricht deines Todes in die Fremde trieb. Sag, Bruderherz, bist du mir wieder gut? Kannst du mir verzeihen?"

„Ja Bruderherz, komm an meine Brust", sagte Taube, indem er dem Freunde um den Hals fiel. „Laß vergangen sein, was vergangen ist, wir sind wieder die guten Freunde und treuen Bruderherzen."

Katharine wußte nicht, was sie sagen sollte, als sie sah,

wie die beiden Männer sich aus der Umarmung gar nicht los lassen wollten und sich küßten und herzten.

Plötzlich aber riß sich Rothenbein los, hielt dem andern den Zettel hin und sagte: „Lies und rate die Bedeutung!"

Jener nahm das Papier, und nachdem er den Vers aufmerksam durchstudiert, entgegnete er bedächtig: „Inmaßen ich von dem gnädigen Fräulein schon unterrichtet bin von dem ganzen Handel, so sage du zuerst, was du herausgebracht!"

„Nichts, nichts, gar nichts", rief Rothenbein grimmig. „Seit acht Tagen studiere ich die acht Zeilen und bin keinen Schritt vorwärts gekommen. Finde ich nicht bald den Sinn, so werde ich darüber noch wahnwitzig."

„Sechs Augen sehen mehr als zwei", entgegnete Taube mit einer Ruhe, die gegen Rothenbeins jetziges hastiges Wesen seltsam abstach. „So laß uns gemeinsam studieren. Kommt, edle Jungfer, setzt Euch mit heran zu ruhiger und verständiger Überlegung."

(Fortsetzung folgt.)

Im Gotscheer Ländchen.

Eine nationale Wanderfahrt von W. Groos-St. Blasien.

Seit Deutschland politisch wieder erstarkt ist und einen mächtigen Staat bildet, hat sich naturgemäß auch das Interesse für die politisch nicht zu uns gehörenden Volksgenossen im hohen Grade gesteigert, und wir fühlen die Verpflichtung, denjenigen von ihnen, welche mit übermächtigen nichtdeutschen Nachbarn einen ungleichen Kampf um ihr bedrohtes Volkstum führen, nach Kräften zu Hilfe zu kommen. Aus diesem Streben ist der so segensreich wirkende deutsche Schulverein entstanden, und dieses Interesse war es auch, das mich veranlaßte, vor Jahr und Tag eine Wanderung in eine der interessantesten deutschen Sprachinseln, in das Gotscheer Ländchen in der äußersten Südostecke Krains zu unternehmen. Die Gotscheer hatten es mir seit lange angethan und ich würde mich herzlich freuen, wenn es mir gelingen sollte, auch die Daheimleser für diese kerndeutschen Menschen zu erwärmen. Darum fordere ich sie auf, mich auf meiner Wanderschaft zu begleiten.

Nach etwa zweistündiger Fahrt von Fiume ab verließ ich auf der kleinen Station Delnice mit beginnender Nacht den Zug und fand in einem kleinen Wirtshause ein bescheidenes, aber reinliches Unterkommen. Delnice liegt in Kroatien, es gab aber weder hier noch später Schwierigkeiten in Bezug auf die Verständigung, denn ich traf immer wieder auf deutschsprechende Leute. —

Es war ein wonniger Maimorgen, als ich von da das Gebirge nach Verd an der Kulpa hinabstieg. Drunten wogten dichte Nebelschwaden, über welche allmählich die Sonne siegte, in tiefen Thälern zwischen dunkeln Bergen. Während auf dem Abhang des Gebirges zum Meer nur dann und wann ein verkümmerter Busch seine dürren Äste, wie gespenstige Arme, ausstreckt, zeigt auf der Nordseite das prächtigste Waldland, daß der Karst nicht von der Natur zur kahlen Öde verurteilt ist, sondern erst durch die Menschen dazu gemacht wurde. Hier rauschen klare Bäche längs der Straße herab, während drüben alles Wasser in den entblößten Kalkfelsen hinabsinkt, um unterirdisch dem Meere zuzufließen. Ich hätte mich in eine Wanderung im Schwarzwald oder Thüringerwald zurückversetzt glauben können, wenn nicht die fremdartige Tracht der Begegnenden, sowie mehrere Zigeunerlager mich in die Gegenwart zurückgerufen hätten.

Die Kulpa bildet hier die Grenze zwischen Kroatien und Krain. Drüben über der Brücke stand vor einem Wirtshaus das Postwägelchen, mit welchem ich nachmittags nach Gotschee hätte fahren können, doch zog ich es vor, zu Fuß zu gehen.

Der Weg führte zunächst noch durch slowenische Orte. — Wie froh war ich daher, als ich mich endlich in Mrauen und Stalzern unter deutschen Gotscheern befand!

Nach einem sauern Anstieg in der Mittagshitze gab schöner Laubwald wieder den ersehnten Schatten, und bald ging's hinab ins „Land", wie die ebene Gegend um das Städtchen Gotschee genannt wird, und zwischen Hasenfeld und Birnfeld über die Rinse, den Thalbach der Gotscheer Mulde, ein echtes Karstgewässer, welches bald ziemlich stark zwischen steilen Kalkfelsen hinströmt, bald im Boden verschwindet und von diesen Unterbrechungen seines oberirdischen Laufes in mehreren Teilen wohl auch den Namen hat (Rinnsee).

Nahe bei der Stadt blicken von der Höhe eines steilen Waldberges die Ruinen des in Geschichte und Sage des Gotscheer Ländchens einst vielgenannten Friedrichstein herab, des Schlosses seiner einstigen Herren, der Grafen von Cilli, das später oft eine Zufluchtsstätte in der Zeit der Türkeneinfälle bot. An jene Burgherren erinnert der Name des Dorfes Krapfenfeld (Grafenfeld) am Fuße des Berges.

Etwa um fünf Uhr nachmittags war Gotschee erreicht. Ungemein lieblich liegt das kleine etwa 1500 Seelen zählende Städtchen da, mitten in der weiten grünen Thalmulde, die von waldigen, oft mit weißen Kirchlein gekrönten Berghöhen auf allen Seiten eingefaßt ist; aus den hübschen Häusern des sauberen Städtchens, welches die Rinse zu drei Vierteilen umfließt, heben sich das Auerspergsche Schloß, die Kirche, das Gymnasium recht ansehnlich hervor.

Von den Thoren aber schon lenkte ein schattiger Baumgang die Schritte zu dem wohlgepflegten Anwesen der „Post", eines Gasthauses, wie es auf Meilen in der Runde kein zweites gibt, und in dessen Besitzer G. Hauff, einem Verwandten des Dichters, der Besucher einen gefälligen Ratgeber und echt deutschen Mann findet. — „Als die Lust nach Speise und Trank gestillt war", hatte bald eine kurze Benachrichtigung von meiner Ankunft eine Tafelrunde wackerer Männer versammelt, Vorkämpfer des Gotscheer Deutschtums, durch schriftlichen Gedankenaustausch mir teilweise schon bekannt. Es waren die Herren Apotheker R. Braune, Direktor Dr. Knapp, Professor Wolsegger und Obergföll, Schulleiter Spintre und andere, denen ich auf diesem Wege herzliche Grüße sende. — Ich hatte es glücklich getroffen: Den folgenden Tag, Christi Himmelfahrt, sollten von den Vorständen der Ortsgruppe des „Deutschen Schulvereins" mehrere in ihrem Volkstum gefährdete Dörfer am Rand der Sprachinsel besucht werden, um zu sehen, wo Hilfe not thue und wie sie gereicht werden könne.

Ehe wir aber diese Fahrt mitmachen, müssen wir uns noch ein wenig umthun im Gotscheer Ländchen.

Dieses ist das weitaus größte zusammenhängende Gebiet deutscher Zunge im Kronlande Krain und hat gegen 25000 ortsanwesende Einwohner, zu denen noch gegen 5000 abwesende zu rechnen sind. Es umfaßt etwa 16 Quadratmeilen.

Die Ursache der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung ist die Beschaffenheit des Bodens. Das wasserarme Land gehört durchaus der Kalkformation des Karstes an, so daß von der ganzen Bodenfläche nur drei Quadratmeilen kulturfähiges Land bieten, während zehneinhalb Quadratmeilen mit Wald bedeckt sind, und zweieinhalb Quadratmeilen nur als Hutweiden dienen können.

Nur mit Mühe ringen die Bewohner auf diesen beschränkten Flächen dem undankbaren Boden die notwendigsten Feldfrüchte ab. Die Weiden gehören wie die Wälder meist dem Fürst von Auersperg, welcher den Titel eines Herzogs von Gotschee führt. Auf Verdienst aus der Waldarbeit ist ein großer Teil der Bevölkerung angewiesen. Alles dieses ist aber nicht ausreichend zur Ernährung der Bevölkerung, deshalb haben die Männer schon seit mehreren Jahrhunderten auch in der Fremde Erwerb gesucht. Manche der Männer haben sich in der Fremde zu Wohlhabenheit und Reichtum aufgeschwungen, und man findet ihre Geschäftshäuser überall, selbst in der neuen Welt. Neuerdings ist aber dieser Erwerbszweig durch die veränderten Zeitverhältnisse sehr zurückgegangen; — falls es gelingt, Neues an seine Stelle zu setzen, nicht zum Schaden dieses Gliedes unsers Volks: denn wenn auch der kleine Handel in der Fremde jährlich eine auf durchschnittlich 60- bis 80000 fl. geschätzte Summe baren Geldes, sowie mancherlei Kenntnisse und Anregungen ins Land gebracht hat, so hat doch anderseits wieder die Abwesenheit eines großen Teils der

männlichen Bevölkerung schwerwiegende Nachteile wirtschaftlicher und sittlicher, auch politischer Art im Gefolge.

Es zeugt für einen vorzüglichen Kern bei unserm Völkchen, daß es sich bei dieser Lebensart doch im großen und ganzen gute Sitten bewahrt hat; alle die es kennen, stimmen darin überein, seinen biedern und gutartigen Charakter, seine Zuverlässigkeit, seine Arbeitsamkeit und sein Streben nach Bildung zu rühmen.

Obgleich auf allen Seiten von Slawen umgeben, hat der Gotscheer sich auch im Laufe von Jahrhunderten den deutschen Charakter rein erhalten. Es erklärt sich das aus der scharfen Absonderung gegen den „Krainer“ (wie der Gotscheer den Slowenen nennt), und namentlich in der Seltenheit von Ehen zwischen den beiden Volksstämmen. Während der Mann durch das Leben in der Fremde dem allgemeinen deutschen Charakter in Sprache, Sitte und Kleidung sich angenähert hat, ist der eigenartig gotscheerisch deutsche mehr bei der weiblichen Bevölkerung erhalten geblieben. Die alte Tracht der Männer — Rock und weite Beinkleider, „Ploderhosen“, — und selbst der Mantel von grobem grauweißen Leinentuch, ist fast vollständig verschwunden; dagegen haben die gotscheerische Eigentümlichkeit der weißen Leinentracht — leinener Unterrock mit gleicher Schürze und leinene ärmellose Joppe, durch einen schwarzen oder blauen Gurt um den Leib festgebunden, über dem langärmeligen Hemd („pfoat“); dazu ein weißes Kopftuch („huderle“) — die fester am Hergebrachten haltenden Frauen treu bewahrt.

Auch in den Volkssitten und -gebräuchen, den Maibäumen, den Johannisfeuern, den Martinsgänsen, den aus Brotteich gebackenen Vögeln zu Weihnachten u. a. m. können wir genug Anklänge an Heimisches finden, und sie könnten dem des Volkslebens Kundigen manchen erwünschten Anhalt zur Bestimmung der Herkunft unseres Völkchens geben.

Schützende Bäume. Gemalt von R. Schrader.

Die geschichtlichen Zeugnisse über die Gotscheer sind nur spärlich und zweifelhaft, und die Mundart läßt keinen genügend sichern Schluß zu. Schröer, ein ausgezeichneter Kenner, ist der Ansicht, daß der Gotscheer Dialekt im großen und ganzen den Charakter der bair.-österr. Ostlechmundart trage mit einem alten Zusatz aus Schwaben und Franken her: „die Gotscheer stammen wohl von Markomannen.“ — Vor ihm hatte Elze das Fränkische in dem Gotscheer Dialekt überwiegend gefunden, wohl beeinflußt durch eine Überlieferung über die Herkunft der Gotscheer aus dem thüringischen Franken. Davon wollen indes die Arbeiten eines Mannes, welcher sich um die Popularisierung der Kenntnisse über diese Sprachinsel und um die Förderung des Deutschtums derselben besonders verdient gemacht hat, des unter dem Namen Mupperg schreibenden Dr. Lotz in Frankfurt am Main, nichts wissen; selbst Franke, habe er, so sagt er, von spezifisch Fränkischem in der Sprache derselben nichts entdeckt. Auch ein anderer Besucher des Gotscheer Ländchens hat eine Anzahl von Wortbildungen zusammengestellt, welche alle weder aus dem bayrisch-österreichischen noch auch aus dem schwäbischen und dem fränkischen Dialekt sich erklären, und die er, da sie höchst altertümlich sind, auf einen uralten Grundstock deutscher Bevölkerung auf diesem Boden zurückzuführen geneigt ist. Das wäre eine gewisse Bestätigung der zuerst durch den trefflichen Zeuß vertretenen Ansicht, daß die Gotscheer ein Rest der Vandalen seien.

Leider gibt uns auch die Geschichte nichts zweifellos Sicheres über die Herkunft der Gotscheer an die Hand.

Auf eine Angabe des alten Valvasor in seiner „Ehre Krains“: „ein Laibacher Bischof Chrön habe 1509 in seinem Kalender notiert, daß nach einem von ihm im bischofl. freisingschen Archiv zu Laak gefundenen Dokument Kaiser Karl IV dem Grafen Friedrich von Ortenburg dreihundert Familien

der überwundenen Franken und Thüringer in die Leibeigenschaft geschickt habe", stützen verschiedene Schriftsteller die Ansicht, daß das Ländchen, welches zum Teil die Grafen von Ortenburg von den Patriarchen von Aquileja zu Lehen trugen, auf diese Weise mit Deutschen besiedelt worden sei; und zwar ums Jahr 1347. An der Richtigkeit dieser Annahme ist aber, selbst abgesehen davon, daß diese Urkunde sich nirgends findet, ja nicht einmal in einem Repertorium verzeichnet ist, ein Zweifel schon deshalb erlaubt, weil sich in dem angeblichen Heimatland Vorgänge solcher Art um diese Zeit nicht nachweisen lassen. — Bei den Bewohnern des Ländchens geht eine alte Sage: sie seien einst von einem Kaiser nach einer großen verlorenen Schlacht dorthin geschickt worden. Sollte das nicht den Anlaß zu der erwähnten Bemerkung gegeben haben? Daß neben Karl IV auch Karl V und Maximilian I genannt werden, trägt nicht gerade zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit der Erzählung des Laibacher Bischofs bei; man wird eben nach einem Kaiser für jene Sage gesucht haben. Bei den Deutschen in Rieg geht die Sage, daß sie im Hinterland „älter" seien, d. h. länger im Lande, als die in der „Stadt" (Gotschee); solche alte Überlieferungen verdienen alle Beachtung und sind schon manchmal von der Wissenschaft, nach anfänglicher Anfechtung, später als richtig anerkannt worden. Wohl sind vielleicht später Ansiedler zugeführt worden — das würde die verschiedenartigen Bestandteile des Gottscheer Dialektes erklären — aber sie fanden hiernach bereits Bevölkerung dort vor, deutsche, indem im Gottscheer Völkchen nichts an fremde Beimischung erinnert.

Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach uralt deutscher Boden dort unten in den Ländern am Nordufer der Adria; denn eine deutsche Vergangenheit künden die zahllosen deutschen Ortsnamen bis weit herunter in Istrien. Die Slowenen sind spätere Eindringlinge!

Doch nun zurück zu den Freunden in Gotschee.

In aller Frühe rollte am andern Morgen ein offenes Wägelchen mit den Teilnehmern der Fahrt ostwärts zur bedrohten Grenze. Rückblicke von den Höhen auf die hübsch gelegene Stadt und ernste Gespräche über die Lage des deutschen Volkes in diesem Lande belebte die Fahrt.

Nirgends übrigens ein Tropfen fließenden Wassers; alles versinkt in den durchlässigen Boden. Nicht jedes Dorf hat seine Quelle, manche versiegt wenigstens im Sommer — da muß also auch das Trinkwasser in Zisternen zusammengespart werden, in welche die Dachrinnen einmünden; für das Vieh wird Wasser in mit Lehm ausgestampften Mulden gesammelt.

In Schöflein und Warmberg begann dann die eigentliche Aufgabe. — Die Kinder mußten bislang — bis auf ein und eine halbe Stunde Entfernung! — nach Nesselthal über den Berg in die Schule. Ähnlich liegt es leider meist in dem armen Ländchen; es sind der öffentlichen Schulen wenig mehr als ein Dutzend auf sechzehn Quadratmeilen, zu denen nun erfreulicherweise Anstalten des deutschen Schulvereins, besonders am Rande der Sprachinsel, wo deutsche Orte vielfach in slowenische Schulbezirke eingeschult sind, eine um die andere hinzukommen. Bis zu zwei Stunden betragen aber vielfach noch die Entfernungen zur Schule, so daß im Winter bei der Rauheit dieses Berglandes, dessen Wälder noch Wölfe bergen, vielen Kindern oft wochenlang der Schulbesuch nicht möglich ist. — In Schöflein fand sich ein verschuldetes Anwesen, das für 600 fl. zu haben war samt Acker und Garten, und weitere 1000 fl. etwa zur Herrichtung als Schulhaus erforderte. Gern wollten die über die zugesagte Hilfe hocherfreuten Landleute mithelfen, soweit ihnen möglich, um eine eigene deutsche Schule zu bekommen.

Nun abermals über eine Höhe und zu Füßen liegt die weite Mulde von Tschernembl und Möttling mit ihren Rebhügeln, dahinter im N.O. das Uskokengebirge, im S.O. der Klek bei Ogulin, der Blocksberg der Kroaten. — Dort ist rein slawische Welt; in den Bezirk Tschernembl greift aber das deutsche Sprachgebiet noch über die Wasserscheide (wenn man so sagen darf) mit den Ortschaften Maierle, Tscheplach, Brasowiz, Saderz, Winkel und der ganzen Gemeinde Stockendorf hinüber.

In Maierle sieht's äußerlich mit dem Deutschtum zwar bedenklich aus: Ortstafel mit slowenischer Aufschrift, und Knaben, das Hemd über den Hosen — eine Art sich zu tragen, die ein österreichischer Schriftsteller als Grenzmarke des Deutschen im Osten bezeichnet hat. — Aber „geblieben ist ihm doch der Kern", davon konnten wir uns bald überzeugen. — Das Dorf war bis dahin nach der Stadt Tschernembl eingeschult, und hatte dorthin die Schulumlagen zu bezahlen; dafür durfte es seine deutschen Kinder anderthalb Stunde weit in den ausschließlich slowenischen Unterricht schicken. — Ihre Muttersprache, deren Kenntnis ihnen auch materiell von großem Wert ist in der Fremde, halten aber die wackern Leute so hoch, daß sie trotz ihrer Unbemitteltheit neben der Schulumlage für die Tschernembler Schule seit einigen Jahren noch 100 fl. jährlich zusammengeschossen haben, um eine eigene deutsche Schule zu bekommen. Für 50 fl. Jahresgehalt bekommt man freilich keinen geprüften Lehrer; der sogenannte Notlehrer ist daher nur ein ehemaliger Unteroffizier (auch Friedrich der Große schickte bekanntlich aus Mangel an eigentlichen Lehrern anfänglich viele Unteroffiziere als Lehrer in die neuerworbenen polnischen Provinzen), und doch hatte sein Unterricht, nach den Schulheften der Kinder zu schließen, schon ersprießliche Ergebnisse aufzuweisen.

Die Kinder waren des Feiertags halber nicht in der Schule. Man denke übrigens bei dem Wort Schule nicht an unsere manchmal nur allzu kostspielig ausgestatteten Schulhäuser. Hier handelte es sich um ein gemietetes großes Zimmer in einem Bauernhaus; darin vier Bänke, auf denen die Kinder nur dicht gedrängt Platz finden; an die vorderste Bank stoßend, in einer Ecke auf der einen Seite das Bett des glücklicherweise kinderlosen Lehrerehepaares, auf der andern ein großer gemauerter Ofen. — Trotz der Frühlingswärme draußen war das Zimmer wie geheizt. „Wir haben heute, weil es Feiertag ist, warm gekocht", erklärte die Frau, „und der Ofen im Schulzimmer wird durch den Herd der Küche mit geheizt." — Gut für die Kinder, daß der Lehrer nicht oft zu einem gekochten Fleisch zu kommen schien; man sah's dem langen, hagern Manne an. Obgleich seine Frau heute warm gekocht hatte, stellte er später bei unserm Essen seinen Mann. Er weinte, als ihm beim Abschied eine kleine unter den Teilnehmern der Fahrt zusammengelegte Summe übergeben wurde, vor Freude und Rührung; in der Küche aber fand ich die Frau buchstäblich auf den Knieen einem der Professoren dankend, der ihr die Reste unserer mitgebrachten Speisen zusammengepackt hatte.

Der Mann freute sich im Interesse der Sache seines Volkes, daß nun eine öffentliche für alle Kinder ausreichende deutsche Schule errichtet werden sollte; ein zu mäßigem Preis feiles Haus hatte sich als geeignet erwiesen, nach kleinen baulichen Änderungen ein ordentliches Schulhaus abzugeben; ein edler deutscher Mann, von dem wir noch einmal hören werden, hatte auch für diesen Zweck 2500 fl. gestiftet; und die hocherfreute Gemeinde war bereit, auch ihrerseits so viel Opfer als möglich zu bringen, damit ein geprüfter deutscher Lehrer angestellt werden könne. — Der Notlehrer wußte, daß er dann seinen Stab weiter setzen könne, um in einer der anderen deutschen Gemeinden mit ähnlichen Verhältnissen, an denen es leider an den Grenzen der Sprachinsel nicht fehlt, von neuem einen kümmerlichen Unterhalt zu suchen.

Und doch freute sich der Mann.

Ist das nicht eine Größe der Gesinnung unter diesen armen Landleuten, der wärmsten Teilnahme und Anerkennung würdig!

Die Rückfahrt führte uns auf anderem Wege, der noch manche Einblicke in das Volksleben und neue landschaftliche Bilder bot, durch die deutschen Orte Unter-Teutschau, Graflinden, Kämergrund, Rainthal, Ober-Mösel, wieder nach Gotschee. Trotz der späten Stunde hatte dort noch eine größere Gesellschaft, uns erwartend, ausgeharrt, und in gehobener Stimmung erfreuten wir uns zusammen der Erfolge dieses Tages. Unermüdliche Arbeit gelobten wir uns, bis das gefährdete Deutschtum der besuchten Orte und der leider zahlreichen anderen in gleicher Lage gesichert sei.

Leider hat die sogenannte verfassungstreue Regierung der Deutschen es versäumt, die deutsche Sprachinsel ganz in dem einen Verwaltungs- und Gerichtsbezirk Gotschee zusammenzuschließen; zahlreiche deutsche Ortschaften an den Rändern derselben sind den umliegenden Bezirken Tschernembl, Möttling, Rudolfswerth, Seisenberg, Reifnitz zugeteilt, in denen das Slowenische herrscht. — Im Laufe der Zeiten sind so allmählich manche Gemeinden des deutschen Gottesdienstes und Unterrichts beraubt worden und gleiche Gefahr droht stetig andern, ohne die größte Wachsamkeit und energischste Gegenwehr.

Hocherfreulich ist aus dem obigen zu ersehen, daß die Gotscheer sich der Größe ihrer Aufgabe bewußt sind und danach handeln. Man wird neben den siebenbürgischen Sachsen und den Deutschen in Nordböhmen keine wackereren Deutschen, als sie, in der österreichisch-ungarischen Monarchie finden.

Mit großen Opfern haben sich die Bewohner von Gotschee ein Gymnasium errungen, das jetzt doppelt wertvoll ist, nachdem alle anderen Mittelschulen und die Lehrerseminare in Krain slowenisiert sind oder es werden, obgleich für manche Lehrgegenstände Lehrbücher in slowenischer Sprache erst verfaßt, d. h. aus dem Deutschen übersetzt werden müssen. — Es dient zugleich zur teilweisen Vorbereitung künftiger deutscher Volksschullehrer, deren nun schon ein Dutzend aus dieser Anstalt hervorgegangen ist und im Ländchen wirkt. — Die hochherzige Stiftung des wackeren Johann Stampfl in Prag, eines in der Fremde reich gewordenen Gotscheers — die Zinsen eines Kapitals von 100 000 fl. österr. — wird ermöglichen, daß trotz der Ausschließung der Deutschen vom Lehrerseminar in Laibach das deutsche Schulwesen im Gotscheer Ländchen doch keine Schädigung erleiden, sondern im Gegenteil das letztere bald vollständig mit deutschen Lehrern versehen sein wird.

Möge in gleicher Weise auch die Besetzung aller Kirchendienste mit Deutschen erreicht werden — manche deutsche Gemeinde muß sich jetzt noch einen fanatischen Slowenen als Priester gefallen lassen —, dann können wir unbesorgter in die Zukunft unsers Volkes dort im Südosten ausschauen.

Von den mancherlei Sehenswürdigkeiten des Ländchens, für die der deutsche Besucher stets gefällige Führung finden wird, seien hier noch hervorgehoben die Stelle in der Stadt, an der die stark fließende Rinse plötzlich im Erdboden verschwindet, die interessanteste Grotte am Sale, etwa eine Stunde von der Stadt, und der Friedrichstein mit der neu entdeckten Eishöhle in der Nähe derselben, einer der großartigsten von den uns bis jetzt bekannten Höhlen dieser Art. — Wie Krain das höhlenreichste Land der Monarchie, so ist wiederum Gotschee darin der am reichsten von der Natur bedachte Bezirk; manche sind schon zugänglich, andere harren noch der Aufschließung, und nur ein Loch im Waldboden verrät ihr Dasein; bei einem solchen zählte ich manche Sekunde, bis ich den hineingeworfenen Stein auf dem Boden aufschlagen hörte. — Gar wundersame Tiere finden sich in dieser unterirdischen Welt — blinde Käfer, der augenlose Höhlenolm (proteus anguineus) —, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt haben.

Noch einmal hatten sich die neugewonnenen Freunde zusammengefunden zum Abschied — dann ging's in dem täglich zwischen Gotschee und Laibach verkehrenden Postwagen weiter, nun durch den westlichen Teil der Sprachinsel; vorbei an den Orten Moschwald, Kerndorf, Mitterdorf, Koslem, wo die Grenze derselben erreicht ist, obgleich auch die weiter folgenden Orte meist deutsche Namen tragen — sie wurden im Laufe der Zeiten slowenisiert. — Es ist zuerst eine anmutige Fahrt durch Wiesenland, auf beiden Seiten von bewaldeten Bergzügen eingefaßt — ein Thal nun ohne Wasserlauf, denn die Rinse bleibt verschwunden; erst jenseits einer die Gotscheer Mulde abschließenden Erdwelle bei Büchelsdorf („Bühel") tritt Wasser, stellenweise in stattlicher Breite, wieder an die Oberfläche, um nach kurzem Lauf für immer zu verschwinden, wahrscheinlich unterirdisch der Kulpa zufließend. — In dieser zweiten Mulde reihen sich die Orte Deutschdorf, Weikersdorf, der Bezirkshauptort Reifnitz, Oberdorf, Willingen — alle aber jetzt slowenisch sprechend, selbst — o Schmach! — Deutschdorf trotz seines Namens.

Nun wechselt die Szenerie: es folgt eine mehrstündige Fahrt durch waldbedecktes Bergland vorbei an Dorf und Ruine Ortenegg (slowenisierend Orteneк auf der Ortstafel geschrieben), einem der vielen Pölland, dessen Lage durchaus nicht für die slowenischerseits beliebte Ableitung aus der slavischen Poljanaebene, spricht, einem ansehnlicheren Ort Groß-Lasitsch, mit einzelnen deutschen Namen auf Geschäftsschildern, und dem seitwärts liegenden Auersperg.

Bald nach letzterem beginnt die Straße, nach der grünen Laibacher Ebene sich hinabzusenken, die neuerdings durch zahlreiche vorgeschichtliche Funde für die Wissenschaft bedeutsam geworden ist. — Noch in ziemlicher Ferne jenseits der Ebene breitet sich ungemein malerisch am Fuße seines Burgberges Laibach aus, mit prächtigem Gebirgshintergrund.

Es war gegen sechs Uhr abends, als nach achtstündiger Fahrt der Postwagen durch die Straßen der hübschen Stadt und in den Posthof des Gasthauses zur Stadt Wien rollte, wo meiner schon, auf Benachrichtigung der Gotscheer Freunde, in der Person des Professor W. Linhart vom Lehrerseminar ein gefälliger Führer durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt und der wackersten einer unter den Kämpen des Krainer Deutschtums wartete.

Damit war meine Reise ins Gotscheer Ländchen beendet.

Möchte diese Schilderung manchen Deutschen veranlassen, unsere Volksgenossen in Gotschee aufzusuchen!

Ein umgänglicher Räuber.

Der Generalleutnant Krenke veröffentlicht in einem russischen Journal Erinnerungen, in denen unter anderm auch von einem Räuber berichtet wird, der es verdient, den Rittern von seiner Zunft beigesellt zu werden. Dieser russische Rinaldini trieb in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts sein Wesen in der Nähe der Festung Dünaburg, in einem Landstrich, in dem fünf Gouvernements zusammenstoßen, die von verschiedenen Nationalitäten bewohnt werden und in denen damals auch eine von einander verschiedene Verwaltung gehandhabt wurde. Der Mann führte den Räubernamen Trischka und galt für einen entlaufenen Leibeigenen des Fürsten Paskiewitsch. Er war nicht ohne Bildung und in seiner Weise ein ritterlicher Mann, d. h. er schonte die Armen durchaus, marterte oder tötete nie jemand und pflegte selbst den Wohlhabenden nicht alles zu nehmen. Was schließlich aus ihm geworden ist, weiß der Berichterstatter nicht.

Die Bande Trischkas nun hielt eines Tages auf der Landstraße eine mit 6 Pferden bespannte Kutsche an. Trischka öffnete persönlich den Wagenschlag und fragte die Insassen — es waren drei Damen — wer sie wären. „Ich bin die Tänzerin Taglioni," antwortete die eine, „und diese Damen hier sind meine Begleiterinnen."

„Wie seltsam," versetze Trischka, „da habe ich mir nun in Petersburg alle Mühe gegeben Sie tanzen zu sehen und nur darauf verzichtet, weil ich kein Billet erhalten konnte, während ich Sie hier treffen sollte. Haben Sie die Güte und erfreuen Sie uns jetzt durch einen Tanz."

Vergeblich wies die Tänzerin darauf hin, daß sich auf der schmutzigen Chaussee nicht tanzen lasse, Trischka wußte Rat zu schaffen. Auf seinen Befehl wurden die Teppiche, welche die Dame mit sich führte, ausgepackt und über die Landstraße ausgebreitet. Die Taglioni tanzte nun vor Trischka und seiner Bande und konnte dann unbehelligt weiter fahren.

Ein andermal hatte ein Rittergutsbesitzer in Kurland erfahren, daß Trischka ihm einen Besuch zugedacht habe, und sich hilfesuchend an den Oberst des in der Nähe garnisonierenden Infanterieregiments gewandt. Am folgenden Tage fuhr ein Wagen vor, der einen Offizier und drei Gemeine brachte. „Wir sind nur die Vorhut unsers Kommandos," versicherte der Offizier, „aber auch wir werden Sie zur Not schon vor den Räubern schützen können, zumal die Unsrigen in ein paar Stunden hier sein müssen. Sagen Sie uns nur, welche Räume in erster Linie geschützt werden müssen."

Nachdem der Gutsbesitzer den Rettern in der Not seinen Geldschrank gezeigt hatte, stellte der Offizier sich dem entsetzten Herrn als Trischka vor. „Seien Sie übrigens ohne Sorge," beruhigte dieser, „ich werde Ihnen nichts thun, wenn Sie mir sagen, welche Wertsachen Sie hier aufbewahrt haben."

Es erwies sich, daß der Schrank das Silberservice und 4000 Rubel enthielt. Trischka ließ sich darauf 2000 Rubel auszahlen und fuhr dann mit höflichem Gruße davon.

Die vermißte Kreuzerkorvette Augusta.

Die Korvette Augusta, welche am 28. April zur Überführung des Ablösungskommandos für die Kreuzerfregatte Gneisenau, den Kreuzer Albatros und das Kanonenboot Hyäne unter dem Kommando des Korvettenkapitäns v. Glöden (dem als erster Offizier der Kapitän-Leutnant Rasche, ferner der Leutnant zur See Habermaas, die Unterleutnants zur See Müller III, Schillbach, v. Rosenberg-Gruszczynski und Stabsarzt Dr. Michaelis zur Seite standen) in See ging, wird seit dem 3. Juni vermißt und ist vermutlich verloren gegangen. An dem letztgenannten Tage, an welchem sie von Perim, einer kleinen Insel am Eingang des Roten Meeres in die Straße Bab el Mandeb, in der Richtung nach Australien absuhr, wütete an der arabischen Küste ein fürchterlicher Cyklon (Wirbelsturm). In einem Privatbrief an das „Frankfurter Journal“ wird über denselben folgendes erzählt: „Ich segelte am 2. Juni mit dem Dampfer Kaiser-i-Hund von Aden nach Bombay. Nachmittags 5 Uhr — wir waren etwa 120 englische Meilen östlich von Aden und in Sicht der arabischen Küste — begann ein Unwetter, welches in der Nacht entsetzlich wurde. Um 1 Uhr morgens erfolgte ein fürchterlicher Schlag, und alles brach, was nicht niet- und nagelfest war. Nachher beruhigte sich das Wetter, und wir erfuhren von unserem Kapitän, daß wir in einem Cyklon, glücklicherweise aber in dem Schwanzteile desselben, gewesen wären. Der Kapitän schätzte den Umfang des Cyklons auf 200 Meilen, von denen wir über 50 Meilen durchfahren hatten. Da Schiffe, welche nach Australien gehen, in etwas südlicherer Richtung segeln, so ist es leider nur zu wahrscheinlich, daß die Augusta der vollen Heftigkeit des Cyklons ausgesetzt war. Eine Woche nach meiner Ankunft in Bombay erfuhr ich den Untergang des Schiffes Speke Hall und einer französischen Korvette, welche wir beide am 3. Juni östlich von Aden gesehen hatten.“

Die Augusta, eine sogenannte Glattdeckskorvette mit 10 Geschützen und einer Maschine von 1300 Pferdekräften, wurde auf der Werfte von Bordeaux zusammen mit der Viktoria erbaut. Die beiden Schwesterschiffe waren ursprünglich zu Kapern für die konföderierten Staaten Nordamerikas bestimmt, wurden aber im Jahre 1864 während des dänischen Krieges von der preußischen Regierung gekauft; da sie aber erst nach dem Friedensschlusse fertig wurden, konnten sie damals nicht mehr in Dienst gestellt werden. Beides sind ungewöhnlich lange Schiffe und haben deshalb viel mehr Raum für Kohlen, wie die anderen Korvetten. So können sie Strecken von tausend geographischen Meilen unter Dampf zurücklegen, ohne den Kohlenvorrat zu erneuern, was sie bei unserm früheren Mangel an Kolonieen in Kriegszeiten besonders wertvoll machte.

Ihre Feuerprobe bestand die Augusta im französischen Kriege unter dem Kommando des damaligen Korvettenkapitäns Weickhmann. Derselbe hatte im Anfang des Krieges das Schulschiff Nymphe kommandiert und mit demselben bereits im August 1870 drei vor Hela erscheinende französische Panzer attackiert: ein kecker Streich, der den Franzosen den Mut nahm, aufs neue in der Nähe unserer Küsten zu ankern. Nach ihrem Abzug trat die Augusta unter demselben Kommando an die Stelle der Nymphe, da sie sich zur Beunruhigung des Feindes besser eignete. Vor dem Hafen von Bordeaux, wohin sie von Dünkirchen mit einer für die 3. Militärdivision bestimmten Ladung Mehl und Brot fuhr, kaperte sie im Dezember 1870 drei französische Schiffe, zwei Segelschiffe und einen Regierungstransportdampfer, der mit Proviant für die französische Armee nach Rochefort bestimmt war. Die beiden ersteren wurden als Prisen nach Deutschland geschickt, den Dampfer steckte sie vor der Garonnemündung in Brand. Dieser kecke Streich rief damals eine große Aufregung unter den Franzosen hervor. Sechs französische Panzerschiffe wurden beordert, die Augusta zu fangen; sie verfolgten sie scharf bis an den spanischen Hafen Vigo, konnten sich ihrer aber nicht bemächtigen, sondern sie nur für den übrigen Teil des Krieges lahm legen. Später hat die Augusta noch verschiedene Reisen nach Ost- und Westindien gemacht, bevor sie in diesem Jahre ihre letzte Fahrt antrat.

Die Angehörigen der 283 Mann, welche die Besatzung dieses braven Schiffes ausmachen, schwanken nun seit Wochen zwischen Furcht und Hoffnung; leider scheint es aber nach der Aussage eines Sachverständigen unwahrscheinlich, daß die Augusta den Cyklon überstanden hat und entmastet im Indischen Ozean treibt, oder an einer Insel desselben gelandet ist; denn schon auf ihrer letzten größeren Reise 1876—1878 soll sie bei einigermaßen stürmischem Wetter schwer zu kämpfen gehabt haben, und vor der Fahrt von Shanghai nach Hongkong soll die ganze, zu schwere Takelage bis auf die feststehenden Untermasten heruntergenommen worden sein, um gegen einen Cyklon besser gerüstet zu sein. Gott gebe, daß wider menschliches Vermuten und Berechnen das Schiff oder wenigstens seine Bemannung dennoch gerettet sei!

Von der vermißten Korvette Augusta: S. M. S. Augusta und Nymphe bei steifer Marssegelkühlte.
Aus R. Werners Buch von der deutschen Flotte.

Die Reise nach Rothenburg.

Novellette von Moritz von Reichenbach.

I.

„Na, was ist denn hier passiert?“ fragte der Doktor Beinlein und blickte von dem Schreibtisch, an dem sein Freund, der Kommerzienrat Hoffmann mißmutig saß, zu dem Erker hinüber, in dem Fräulein Ella Hoffmann stand und sich vergebens bemühte, vor dem alten Herrn die Thränen zu verbergen, die ihre sonst so klaren braunen Augen umflorten.

„Na, was ist denn hier passiert? Ihr seht ja aus, wie die betrübte Zeit!“

„Ich habe auch alle Ursache, mich zu ärgern“, knurrte der Kommerzienrat, „ich sage dir, Doktor, danke dem Himmel, daß du keine Tochter hast!“

Nun fing Fräulein Ella aber an so ernstlich zu weinen, daß der Doktor, dem sein Patenkind sehr an das Herz gewachsen war, eine Prise nahm, um Kontenance zu behalten. Dann sagte er:

„Kinder, Arme und Beine will ich euch abschneiden, wenn's not thut, ohne mit den Wimpern zu zucken. Aber so ein Dingelchen wie dich, Ella, weinen zu sehen, das kann ich nicht. Also ich laufe entweder davon, oder ihr sagt mir mit vernünftigen Worten, was geschehen ist.“

„Ach die Ella ist ein phantastisches, thörichtes Frauenzimmer und weiß selbst nicht, was sie will.“

„Aber ich weiß es doch, Papa, ich will den Albert nicht, und wenn ich auch hundertmal als Kind mit ihm gespielt habe. Ich mag ihn ja gern, aber ich kann ihn nicht heiraten, und es thut mir so leid, daß ich dich betrübe und ihn, ja, es thut mir sehr, sehr leid um ihn!“

„Na da hörst du es, Doktor. ‚Es thut mir sehr leid um ihn, aber heiraten kann ich ihn nicht!‘ Das ist nun das sechste oder siebente Mal, daß sie mir das sagt. Mit allen befreundeten Familien verfeindet man sich, weil die Söhne sich einen Korb holen, nichts wie Ärger hat man! Und nun muß auch noch der Albert, mein Neffe, du weißt ja, auf die unglückselige Idee kommen, das Mädel heiraten zu wollen. Nun habe ich den Krach in der eigenen Familie, es ist zum verzweifeln.“

„Ich kann doch aber nichts dafür, Papa, ich liebe ihn doch nicht!“

„Die verwünschte Liebe!“ rief der Kommerzienrat, „wenn die Kinder klein sind, kriegen sie Masern und Keuchhusten, und wenn sie groß sind, haben sie Liebesnöte!“

Von der vermißten Korvette Augusta: S. M. S. Augusta unter Kapitän Weikhmann, im Dezember 1870 vor der Garonnemündung einen französischen Dampfer verbrennend. Aus R. Werners Buch von der deutschen Flotte.

Der Doktor trat an Ella heran und blickte in ihr verweintes Gesicht.

„Weißt du was, Kindchen, setze deinen Hut auf und gehe hinaus, und wenn du eine Stunde spazieren gelaufen bist, dann kommst du mir mit klaren Augen zurück. Die Thränen da, die brauchen wir nicht. Also vorwärts, marsch, marsch.“

„Ich glaube auch, es ist am besten, wir sprechen eine Weile nicht davon“, meinte Ella und ging.

„Was so eine heiratsfähige Tochter einem für Not macht, Doktor“, klagte der Kommerzienrat. „Hübsch ist sie ja, verdenken kann ich es all den armen Teufeln nicht, wenn sie sich in sie vergaffen, na, und daß die Tochter des Kommerzienrats Hoffmann keine schlechte Partie ist, wissen die Leute auch. Wenn sie ganz bei mir bleiben wollte, sollte es mir ja nur recht sein, denn sie ist lieb und verständig, wie ihre verstorbene Mutter es war. Aber siehst du, bei mir bleiben wird sie doch nicht, und bei jeder vernünftigen Partie, die sie ausschlägt, denke ich immer, es kommt noch 'mal einer, der mir gar nicht paßt, und in den sie sich verliebt. Hätte ich gewußt, wie es

gehen würde, ich hätte sie damals ihren Leutnant heiraten lassen, obgleich sie erst sechzehn Jahre alt war und er gar kein Vermögen hatte. Das war gleich der erste, der kam, und doch immerhin ein anständiger Mensch. Jetzt hat sie erst einmal das Wählen gelernt, und weiß der Himmel, was sie mir da noch einmal ins Haus bringt."

Der Doktor hatte den Kommerzienrat sich aussprechen lassen und still zugehört. „Weißt du, was aus dem Leutnant geworden ist?" fragte er endlich.

„Ja, er hat sich verheiratet und soll glücklich und zufrieden in seiner Garnison sein."

„Der kann ihr also nicht mehr im Kopfe stecken", meinte der Doktor.

„Bewahre! Was ihr im Kopfe steckt, das sind romantische Grillen. All die jungen Leute, die um sie werben, waren nach ihrer Meinung Geldjäger, oder wo das nicht zutrifft, wie bei meinem Neffen Albert, behauptet sie, es seien flache Alltagsmenschen. Lieber Himmel, als ob es lauter Feiertage im Leben gäbe! Und über dem allen ist sie vierundzwanzig Jahre alt geworden, und nach jedem neuen Korbe haben wir acht Tage Regenwetter, mit Selbstvorwürfen und traurigem Gesicht!"

„Ja, die Ella ist ein sonderbares Ding oder vielmehr, sie ist ein richtiges Weib. Wenn eine Frau einmal eine Neigung überwunden und gesehen hat, daß auch das sich vergißt und verschmerzt, sieht sie sich die Männer mit kritischen Augen an, der erste hat meist gewonnen Spiel, und den Leutnant hat sie geliebt, deshalb ist es schade, daß nichts daraus wurde. Nun laß uns aber von vernünftigen Dingen reden, ich dachte wunder, was passiert wäre!"

„Erlaube einmal, Doktor, wenn es sich um das Glück meines Kindes handelt, so ist das ein sehr vernünftiger und wichtiger Gesprächsstoff!"

„Ach was, sie wird sich ihr Glück schon zurecht machen und du wirst ja und Amen dazu sagen. Im übrigen sind Liebesgeschichten immer unvernünftig, und ich habe ein Vorurteil dagegen. Die geschriebenen sind unnatürlich, und die natürlichen sind für den Dritten langweilig, denn es ist immer ein und dasselbe, ein ewiges Einerlei, und die Beteiligten sind dabei nur halb zurechnungsfähig. Also laß dir nun was anderes erzählen. Ich trete nächste Woche meine Sommerreise an. Wirf einmal deine Rechnungsbücher über den Haufen und komm mit."

Der Kommerzienrat sah nachdenklich aus. „Verreisen wollte ich allerdings auch, wenn auch noch nicht nächste Woche. Jetzt nach der dummen Geschichte mit Ella wäre es aber vielleicht am allergescheitesten, man machte sich aus dem Staube."

„Natürlich, am allergescheitesten!"

„Und die Stadt wird jetzt mit jedem Tage unbehaglicher —"

„Mit jedem Tage! Also machen wir uns auf die Wege. Mir ist so reiselustig zumute wie in meiner Studentenzeit, und ich habe schon einen fertigen Plan. Zunächst gehen wir nach Rothenburg an der Tauber."

„Rothenburg? Ach ja, ein kleines Nest mit großer Korbwarenindustrie in Oberbayern."

„Bleibe mir vom Halse mit deiner Korbwarenindustrie! Die Baronin Z., der ich von meinem Reiseplan sprach, rief gleich: ach Rothenburg, der Schauplatz der reizenden Heyseschen Novelle: das Glück von Rothenburg? Aber ich will nichts von der Novelle und nichts von der Korbwarenindustrie wissen, ich will hin, um gesundes, frisches Volksleben im Rahmen eines prächtig erhaltenen altdeutschen Städtchens zu sehen, das glücklicherweise ziemlich weit vom gewöhnlichen Touristenwege abliegt. Die Leutchen führen da ein historisches Festspiel auf, von dem ich mir allerlei habe erzählen lassen, und das wollen wir uns ansehen, du und ich und die Ella. Und wenn es euch recht ist, nehmen wir auch noch mein anderes Patenkind, die jüngste Tochter des Geheimrats Müller mit."

„Doktor, das wird ja eine Gesellschaftsreise!"

„Bewahre, aber vier Personen sind immer eine bessere Reisegesellschaft als drei, und wenn wir beide ein vernünftiges Wort zusammen sprechen, können die Mädchen mit einander schwatzen und lachen. Und der kleinen Müller ist eine Erholung zu gönnen. Siehst du, unser guter Geheimrat hat den umgekehrten Kummer wie du. Von seinen fünf Töchtern hat keine eine Partie gefunden, die ältesten sind nun schon über das heiratsfähige Alter, und der arme Kerl läßt gewaltig den Kopf hängen, wenn er seine fünf Mädel ansieht. 's ist aber auch unvorsichtig, so viele Töchter und keinen Groschen Vermögen zu haben. Na, also, die Kleine nehmen wir mit, es ist abgemacht, nicht wahr? Wie werden wir vergnügt sein! Zwei junge Mädel und zwei alte Burschen, das ist die rechte Zusammenstellung, damit uns keine vertrackte Liebesgeschichte die ganze Freude verderben kann! Schlag ein, nächste Woche geht es nach Rothenburg."

„Nun, so unbedingt einschlagen will ich denn doch noch nicht — aber ich will mir's überlegen!"

II.

Acht Tage später war die kleine Reisegesellschaft unterwegs.

„Würzburg", rief der Schaffner, das Koupee öffnend, „nach Rothenburg aussteigen!"

Und die zwei alten Herren mit den beiden jungen Mädchen stiegen aus.

„Hier haben wir einen mehrstündigen Aufenthalt", sagte der Doktor. „Da nehmen wir einen Wagen und fahren hinauf nach der Citadelle, nicht wahr?" Alle waren einverstanden und der Doktor rieb sich die Hände.

„Eine passendere Reisegesellschaft als uns hat es niemals gegeben, Kinder", rief er. „Wir sind immer ein Herz und eine Seele."

Während er den Wagen bestellte und der Kommerzienrat nach den Koffern sah, standen die beiden Mädchen auf dem Perron und musterten die Ein- und Aussteigenden.

„Sieh nur, Ella, da sind sie wieder", flüsterte Annchen Müller.

Ella zuckte die Achseln.

„Laß doch, Annchen, du wirst sie noch aufmerksam auf uns machen."

„Die? Ach die haben uns längst bemerkt. Sie sind ja nur ausgestiegen, weil wir es auch thaten."

„Was du dir einbildest! Es ist auch so gleichgültig, ein paar fremde, ganz uninteressante Menschen."

„Aber der jüngere, der Braune ist doch sehr hübsch. Und er sieht so elegant aus!"

„Das finde ich nicht."

„Du bist eben zu wählerisch. Mir gefällt er und er verwendet kein Auge von dir."

„Komm, Annchen, gehen wir weiter, der Mensch sieht wahrhaftig aus, als wollte er uns ansprechen."

„Das wäre doch kein Unglück", meinte Annchen, und im nächsten Augenblick lag das Schirmpaket, das sie trug, an der Erde, der braunäugige Fremde sprang herzu, um es aufzuheben, Annchen dankte verbindlichst, und der Fremde fragte, wohin er das Paket bringen solle, da das Fräulein es doch unmöglich länger tragen könne.

„Bitte, geben Sie es nur her, der Onkel kommt gleich mit dem Wagen", meinte Annchen.

„Ah, Sie haben also hier schon das Ziel Ihrer Reise erreicht?"

„O nein, wir wollen nach Rothenburg."

„So, so, nach Rothenburg?"

„Ja, zu dem Festspiel."

„Ganz recht, zu dem Festspiel, da haben wir dasselbe Reiseziel."

Ella zupfte Annchen am Ärmel, doch diese fuhr unbeirrt fort: „Das freut mich, da sind wir ja Reisegefährten."

„Das ist ein überaus glückliches Zusammentreffen für mich."

Ella stand mit verdrießlichem Gesicht neben dem Plaidpaket, der Begleiter des Braunäugigen hatte sich nach der entgegengesetzten Richtung entfernt, und Annchen plauderte

seelenvergnügt mit dem neuen Bekannten. Als der Doktor zurückkam, stellte jener sich vor: „Assessor Landorf, ebenfalls im Begriff nach Rothenburg zu reisen.“

„Sehr verbunden“, knurrte der Doktor, „wünsche glückliche Reise!“

Er wandte sich zu den Mädchen.

„Der Wagen steht bereit, das wird eine prächtige Fahrt werden.“

Annchen machte ein sehr ärgerliches Gesicht, der Kommerzienrat kam herbei, und der Wagen fuhr mit der Reisegesellschaft davon. Zuerst war der Himmel bedeckt. Dann brach die Sonne durch die Wolken, es wurde heiß und der Weg war schattenlos.

„Wo sind denn unsere Schirme?“ fragte Ella.

Der Wagen wurde durchsucht, die Schirme waren nicht da.

„Siehst du, Onkel Doktor, hättest du den armen Assessor nicht so angeknurrt, so hätten wir jetzt unsere Schirme. Nun hat er sie vor Schreck über dein Gesicht vergessen und behalten“, meinte Annchen.

„So, meinst du, wir wären unterwegs, um Reisebekanntschaften zu machen und junge Herren aufzuladen, in die du dich verlieben und denen Ella wieder einen Korb geben könnte?“ brauste der Doktor auf. „Das hätte nur gefehlt. Wir wollen uns unsere Reisefreude nicht durch solche Herrchen stören lassen, und auf unserm Reisepanier steht: Liebesgeschichten ausgeschlossen! Merkt euch das, ihr junges Volk!“

„Aber wenn ein höflicher Herr unsere Schirme trägt, so ist das doch keine Liebesgeschichte.“

„Larifari, mit so etwas fängt es immer an. Wenn ich nur wüßte, wie wir die Schirme wiederbekommen, jetzt, wo wir schon fast oben bei der Citadelle sind, können wir doch nicht umkehren.“

„O, der Herr Assessor wird uns die Schirme schon zurückgeben, er fährt ja auch nach Rothenburg.“

„Bleib mir mit dem Assessor weg! Schlimmstenfalls kaufe ich uns allen neue Schirme. Und nun lassen wir uns die Reiselust nicht durch diesen Zwischenfall verderben. Achtet auf die Aussicht, Kinder, der Blick von der Citadelle ist prächtig!“

Doch der Doktor sollte nicht recht behalten, die Aussichten waren durch Bäume und Sträucher verwachsen, für die Festungswerke hatten weder die Mädchen noch der Kommerzienrat besonderes Interesse, und enttäuscht und schlecht gelaunt kehrte die Gesellschaft nach dem Bahnhofe zurück. Inzwischen fing es auch noch an zu regnen. Nun blieb nichts anderes übrig als den Assessor mit den Schirmen aufzusuchen, und der Doktor mußte sich entschließen, auch noch ein paar höfliche Worte und etwas, das wie eine Entschuldigung klang, zu brummen.

Der Assessor murmelte darauf ebenfalls ein paar undeutliche Worte. Beide Herren verbeugten sich und der Doktor zog mit seinen Schirmen ab. Seine gute Laune aber fand er erst wieder, als er mit seiner Gesellschaft allein in einem Koupee saß und der Assessor mit seinem Freunde sich nicht sehen ließ.

„Kinder, es ist doch zu gemütlich, so unter sich zu sein“, rief er sich die Hände reibend.

„Ja, man hat Zeit seinen Gedanken nachzugehen,“ seufzte Ella.

„Wenn man nur manchmal am Abend eine Whistpartie hätte“, meinte der Kommerzienrat, „junge Mädel sind schlechte Spielpartner.“

Annchen sagte nichts, aber sie sah den „Onkel Doktor“ mit einem Blick an, der weder Zustimmung noch Anerkennung enthielt.

Spät in der Nacht kam man in Rothenburg an. Rasselnd fuhr der Hotelomnibus, der die Fremden von der Bahn geholt hatte, durch das alte Stadtthor.

„Höchst romantisch!“ sagte der Doktor, sich zum Fenster des Wagens hinausbiegend und die Stadtmauer, deren Zinnen das Mondlicht versilberte, betrachtend. Der Kommerzienrat war müde, die beiden Mädchen saßen halb träumend in den Wagenecken, „'s ist kein rechtes Leben in der heutigen Jugend“, brummte der Doktor.

III.

Am andern Morgen stand die Sonne in strahlender Heiterkeit über Rothenburg, und der Doktor lief schon lange ungeduldig im Frühstückszimmer auf und ab, als seine Reisegesellschaft endlich kam.

„Nun schnell gefrühstückt, und dann auf nach der Engelsburg, damit ihr einen Begriff von der Lage Rothenburgs bekommt“, rief der Doktor, und war so damit beschäftigt, seine Gesellschaft zur Eile anzutreiben, daß er den Gast, der am Nebentisch frühstückte, gar nicht bemerkte.

„Da ist er wieder“, flüsterte Annchen Ella ins Ohr, und auch diese warf jetzt einen halben Blick auf den einsamen Reisenden am Nebentisch, und wurde sogar rot, als dieser sich plötzlich umwandte. Der junge Mann stand bald darauf auf und verließ das Zimmer. Später folgte der Doktor mit seinen Leuten.

„Nu seht euch 'mal um, diese Giebel, diese Erker — was? Das ganze Städtchen ist so wohl erhalten, so echt mittelalterlich, als sei es gar nicht die Luft des XIX. Jahrhunderts, die durch seine Gassen streicht. Und nun lest einmal die Gedenktafeln! ‚Hier in diesem Hause weilte Kaiser Albrecht acht Tage lang!‘ und da drüben ‚hier wohnte Kaiser Maximilian‘, ja, ja, Rothenburg hat seine Glanzzeiten gehabt!“

Der Doktor lief kreuz und quer in der alten Stadt umher, blickte jede Straße und jedes Haus mit einem Entzücken an, als ziehe er die Schubfächer einer Raritätenkommode eines nach dem andern auf und entdecke in jedem einen neuen Schatz.

Endlich war man bis zum Klingenthor gelangt.

„Da, seht die hölzernen Laufstege an der Stadtmauer“, rief der Doktor, „und dieses Thor mit seinen grauen Mauern — Stimmung liegt über dem allen, Stimmung! — Was?“

Der Kommerzienrat wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wenn's nur nicht so heiß wäre!“

Annchen blickte die Straße hinab, wo sie geglaubt hatte, einen gewissen grauen Hut auf einem gewissen braunen Kopf entdeckt zu haben, und Ella seufzte.

Der Doktor schritt inzwischen munter voran, hinab in das grüne Tauberthal dem alten Gemäuer des Kaiserstuhles entgegen, das da zwischen den Laubpartieen am Ufer der Tauber emporragte. „Auf der andern Seite des Thales steigen wir dann wieder empor nach der Engelsburg“, sagte er, „dort genießen wir die Totalansicht von Rothenburg.“

„Ob wir nicht einstweilen ein Glas Bier genießen könnten?“ meinte der Kommerzienrat.

„Aber lieber Freund, wer wird in dieser reizenden Umgebung an Biertrinken denken!“

„Ja, siehst du, Doktor, was nützt mir die Umgebung, wenn ich durstig bin?“

„Gut, trinke du dein Bier, ich steige inzwischen mit den Mädchen auf den Kaiserstuhl, der Balkon dort oben an dem Turm verlockt mich schon längst. Kaiser Wenzel hat in diesem Turm als Flüchtling gehaust, müßt Ihr wissen“, wandte er sich zu den Mädchen, „wir stehen auf historischem Boden.“

Als sie von ihrer Exkursion zurückkehrten, fanden sie den Kommerzienrat nicht mehr allein. Der Assessor Landorf hatte sich zu ihm gesellt, und beide hatten für den Abend eine Whistpartie im „Hirschen“ verabredet. Der Kommerzienrat schien überhaupt besonders liebenswürdige Seiten an dem Assessor entdeckt zu haben, die beiden erwiesen sich als unzertrennlich, und der Assessor wanderte, trotz des verdrießlichen Gesichtes, das der Doktor machte, mit durch den duftigen Bergwald hinauf nach dem Plateau, auf welchem ein kaum bemerkbarer Mauerrest den stolzen Namen der „Engelsburg“ führt, und von dem aus die Gesellschaft den vielgerühmten Blick auf Rothenburg hatte. Mit ihren wohlerhaltenen Umfassungsmauern, welche von phantastisch profilierten Wachttürmen überragt werden, breitete sich die Stadt auf der gegenüberliegenden, steil und felsig abfallenden Bergwand aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verzweifelter Entschluß.

Am Familientisch.

Das bekannte Wort des Archimedes von Syrakus:

„Gebt mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich will euch die Erde aus ihren Angeln heben“ hat dem berühmten englischen Astronomen Fergusson Veranlassung gegeben, in seiner „Astronomy explained“ (London 1803 S. 83) eine Berechnung anzustellen, deren Resultat für den alten Erfinder des Hebels etwas demütigend ausfällt. Fergusson rechnet, daß wenn der liebe Gott den letzteren beim Wort genommen und ihm seinen Standpunkt dreitausend Meilen vom Mittelpunkt der Erde angewiesen und ihm bei einem Gegengewicht von 200 Pfund einen Hebel bewilligt hätte, dessen langer Arm am Ende die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel hätte, er in siebenundzwanzig Billionen Jahren den Erdball um einen Zoll gehoben haben würde. R. F.

Zu unsern Bildern.

Was die Maler nicht alles belauschen! Keine Liebe ist so heimlich, keine Werbung so verborgen, die sie nicht erspähen. Kein noch so lauschiges Plätzchen ist vor ihren scharfen Augen sicher. Das vornehme Reiterpaar, das vor dem strömenden Regen unter den Schutz der dichtbelaubten Bäume geflüchtet ist (S. 793), hat es sich gewiß ebensowenig träumen lassen, wie das Pärchen an der Gartenmauer des alten Städtchens (S. 789), daß sie demnächst im Daheim abkonterfeit erscheinen würden. Wie schade, daß man nicht auch hören kann, was hier und dort gesprochen wird, und vor allem, daß man nicht erfährt, ob — sie sich kriegen! Unsere geneigten Leserinnen werden das aber schon herausbekommen — verstehen sie sich doch aufs Deuten und Lösen von Rätseln, wie keiner vom starken Geschlecht. — Der kleine Bursch auf dem nebenstehenden Bildchen weiß noch nichts von Liebes Leid und Lust, umsomehr quält ihn ein anderer Schmerz, und wie gerne wäre er ihn los! Er hat auch einen ganz heroischen Entschluß gefaßt: der Zahn soll und muß heraus! Das eine Ende des starken Fadens ist um das schmerzende Glied, das andere um den Thürgriff geschlungen — jetzt gilt's nur die Thüre zuzuwerfen! Ein Stoß, ein Ruck, und Zahn wie Zahnschmerz sind auf einmal fort. Das ist aber leichter gesagt wie gethan! Er zagt und zittert; er zögert, den entscheidenden Schritt zu thun — es bangt ihm vor dem gewaltsamen Herausreißen des Zahnes ebensosehr wie vor der Fortdauer seiner Schmerzen — wird er's vollenden?

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1.

Eine Summe soll zu gleichen Teilen unter sechs Erben verteilt werden. Einer derselben verzichtet zu Gunsten der fünf anderen auf seinen Anteil. Dadurch erbt jeder der fünf andern achthundert Mark mehr als ihm sonst zugefallen wären.

Wie groß war die Summe, welche unter die fünf Erben verteilt wurde?

Bilderrätsel.

2. Zweisilbige Scharade.

Nur gegen dich selber bei eigenen Pflichten
Sei immer das Erste; gibt's andre zu richten,
Sei milde dein Letztes, versöhnlich dein Herz!
Dein Ganzes, laß ungehemmt es jetzt walten,
Bei dem, was ich sehe in Händen dich halten;
Bewunderung erntet's bei Ernst und bei Scherz.
E. St.

3. Homonym.

Zart wie das Bild auf klarer Flut,
Von jedem Hauch getrübt,
Bist du, des Weibes hohes Gut,
Das liebend Demut übt!

Des Mannes Stolz du jederzeit,
Wenn makellos und rein,
Kannst du zu blut'gem Kampf und Streit
Auch oftmals Führer sein.

Und tönest du auch noch so leis
In Not hier oder Schmerz;
Wer dich nicht zu verstehen weiß,
Der hat kein fühlend Herz! E. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 49.

Schachspielaufgabe.

1. L d 1 — f 3 1. g 4 — f 3:
2. S g 6 — e 7 2. beliebig
3. D oder T ♯

A.

1. . . . . 1. anders
2. D S. oder T ♯

1. Füllrätsel.

	E	E	N	
R	u	r	i	k
A	g	n	e	s
V	e	s	t	a
	n	t	e	

Bilderrätsel:

Ein kräftiger Säugling.

2. Rätsel.

M, Sem — Ems.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Forts. Gesch. Erzählung von H. Hillna. — Im Gotscheer Ländchen. Von W. Groos-St. Blasien. — Ein umgänglicher Räuber. — Die vermißte Kreuzerkorvette „Augusta“. Mit zwei Illustrationen. — Die Reise nach Rothenburg. Novellette von M. von Reichenbach. — Am Familientisch: Das bekannte Wort des Archimedes von Syrakus. — Zu unsern Bildern: Am frühen Morgen von Hiddemann. — Schützende Bäume von R. Schrader. — Ein verzweifelter Entschluß. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. September 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 51.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Fortsetzung.)

Taube nahm nun gelassen mit Katharinen am Tische Platz und ergriff den Zettel mit dem rätselhaften Verse. Als aber Rothenbein fortfuhr, mit großen Schritten im Zimmer auf und abzugehen, mahnte er ihn: „So wird es nichts, Bruderherz. Willst du den Sinn, gleichsam als eine Festung, im Sturm erobern, so bedenke, Gewalt ist zuweilen wohl angebracht in rebus terrestribus, aber niemals in spiritualibus und literalibus. Setze dich zu uns!"

Als Rothenbein der Aufforderung Folge geleistet, fuhr Taube fort: „Wenn wir eine gründliche exegesin treiben wollen, so entwickele zuerst die Fragepunkte!"

Rothenbein berichtete: „Der Schatz liegt auf der Wiese, denn es ist von Wiesengras geredet, und zwar an einem Orte, von welchem aus man den Schloßturmknopf sieht. Weiter aber weiß ich kein Wort, denn der Kirchturm ist bis auf die Hälfte niedergebrannt. Man sieht von der Wiese aus nicht mehr seine Stelle, und eine einsame Tanne habe ich auch nicht entdeckt, um in ihrer Nähe graben zu können. Was aber Laurentii Rost bedeutet, ist meinem Geiste völlig verborgen."

Taube dachte eine Weile nach, dann setzte er seine Meinung mit der Würde eines dozierenden Professors auseinander. „Es will mich bedünken", sagte er: „der Schatz ist nicht unter einem Baume noch sonst in der Nähe eines sichtbaren Zeichens vergraben. Er mag vielmehr in der Mitte der Wiese liegen, inmaßen er daselbst aus Ursache des Mangels von jedem äußeren und sichtbaren Zeichen sich vor Nachgrabungen am gesichertsten befunden hat. Wie aber der Schiffer auf dem hohen Meere nach den Himmelszeichen sich orientieren und den Ort bestimmen kann, an dem er seinen Kurs einhält, also hat der in Gott selig entschlafene Herr von Itzleben in seinem Verse irdische puncta directionis angeben wollen zur Erfindung des Ortes, da das Heiratsgut vergraben ist. Ergo, ich schließe, wer auf einem Punkte stehet, da er siehet den Schloßturmknopf und den Wetterhahn des Kirchturms in einer Linie, da er zur linken eine einsame Tanne und zur rechten Laurentii Rost hat, der hat gerade unter seinen Füßen den Schatz ruhend."

„Bruderherz, Bruderherz, dich hat der Herrgott selbst hergesendet", jubelte Rothenbein. „Du bringst mit der Akribie deines ingenii Licht in das Dunkel. Bisher habe ich am Rande der Wiese gesucht, nun aber wollen wir in der Mitte einige Ruten ins Geviert aufhacken lassen, daß wir den Stein treffen, denn den genauen Ort finden wir nicht, da von den vier Punkten directionis nur noch einer übrig ist."

„Das ist eine zu unsichere Arbeit", meinte der andere. „Suchen wir die puncta directionis, und beginnen bei dem dunkelsten. Was ist Laurentii Rost? Ist ein Heiligenbild des Laurentius in der Nähe? Oder trägt ein Haus im Dorfe das heilige Wahrzeichen, den Bratrost?"

Als die andern dies verneinten, fragte er weiter: „Ist in der Gegend eine Kirche, die dem heiligen Laurentius geweiht ist und deren Turm man von der Wiese aus sehen kann?"

„Ich hab's, ich hab's", rief Katharine erfreut. „Als der Herr Konsistorialrat Thielemann mit mir über die Wiese ging, zeigte er mir den Kirchturm der Stadt und darauf den Rost, den der Heilige als Wetterfahne in der Hand trägt. Ich habe es ganz deutlich gesehen."

„Gut, so haben wir den zweiten Punkt", meinte Taube, ohne eine Miene zu verziehen. „Nun fehlen noch zwei. Der Wetterhahn der Dorfkirche ist nicht mehr da, doch wo er geschwebt, müssen wir ermitteln. Wie hoch mag wohl der Kirchturm gewesen sein, Jungfer Katharine?"

„Wie soll ich das wissen", antwortete die Gefragte ratlos. „Ich habe den Turm wohl noch stehen sehen, aber seine Höhe kann ich nicht nennen."

Nun ward Rothenbein lebendig, und er sagte: „Mir ist, als ob der Druck, der bei dem langen und erfolglosen Denken auf meinem Schädel gelastet, plötzlich gewichen ist. Es geht mir wieder wie in der Schulzeit. Wenn ich mich verwirrt und verrannt hatte, so wurde ich mehrmals durch des Magisters geschicktes Fragen davon überführt, daß ich mehr wußte, als ich selbst geglaubt hatte. Strohbart ist ein älterer verständiger Mann, der kann uns Auskunft geben über die Höhe des Turmes, ich will ihn rufen."

„Wir wollen mitgehen", entgegnete Taube. „Gern lerne ich meine neuen Beichtkinder in ihrer eigenen Behausung kennen."

Strohbart war über den unerwarteten Besuch wohl erstaunt, doch schüttelte er dem fremden Mann zutraulich die Hand. Die Strohbartin aber war sehr erschrocken. Als sie vollends noch erfuhr, der Fremde, der ihr die Hand zum Gruße hinstreckte, sei der neue Pfarrer, wischte sie die vom Waschen nassen Hände am Rocke ab und reichte statt der Hand nur das Handgelenk, um den Herrn Pfarrer ja nicht zu beschmutzen.

Dann wischte sie einen Stuhl mit der Schürze ab, denn der Herr Pfarrer mußte sich erst setzen, „um die Ruhe nicht fortzunehmen", auch mußte die lange Reihe des ganzen Kindersegens heran, um die Hand zu geben.

Dem Leutnant dauerte das alles viel zu lange, und er fuhr mit der ungeduldigen Frage dazwischen: „Strohbart, der Herr Pfarrer will gern wissen, wie hoch der abgebrannte Kirchturm gewesen ist."

Strohbart kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „Da fraht'r mech ze veel, dos konn nant keener merre wisse."

„Wie viel Stufen führten etwa bis zu den Glocken?" forschte Rothenbein.

Strohbart entgegnete nach kurzem Überlegen: „Als Jonge ha' ech se ostermalen izählt, es waren sächs'ndreiß'g."

„Gut, so können wir an den noch vorhandenen Stufen die ganze Höhe leicht bestimmen", sagte Rothenbein, indem er sein Schreibtäflein hervorzog. „Merken wir uns die Zahl pro memoriam an. Und welches war die Höhe vom Glockenstuhl bis zur Spitze?"

Strohbart sann wieder eine Weile nach, dann sagte er: „Emal war öch bis nan in de Spitze nach e Ulennest rufiklettert, un de Ledder hotte umenähmens füfzehn Sprossen."

Rothenbein schrieb auch diese Zahl auf, und Taube fragte dazwischen: „Stand früher nicht unweit der Wiese ein einzelner hoher Tannenbaum?"

„War d'r Herr Pfarrer schonne emal in onse Gegend, daß'r hier so arg Bescheid wißt?" mischte sich die Strohbartin ins Gespräch. „Frilich, frilich war bi d'r Weese eine hoche Tanne. Onse gnäd'ge Herrschaft hat mänchesmal drunger isässe. Awer de elenden Kriegsgurgeln han se abihackt un's Holz verbrennt."

„Wenn Ihr uns die Stelle zeigen könnt, so wollen wir des gnädigen Fräuleins Heiratsgut schon finden", sprach Taube.

„Do frei'ech mech doch zu siehre, daß mer nu endlich wisse, wu d'r Schatz liege soll", rief die Strohbartin mit Lebhaftigkeit. „Kummt allemetsamt glich fix met, öch will uch de Stelle wise, wu de gruße Tanne gestanden hat. Hennig, lange nur fix de Hacke anbei, daß m'r glich los kenne grabe."

„Nein, heute wird noch nicht nachgegraben", entgegnete Taube. „Wir müssen erst noch einige Vorbereitungen treffen."

„Verstieht sich'enn der Herr Pfarrer och ufs Schatzgraben?" fragte die Frau verwundert. „Öch sullte meenen, von sonnem Teibelswerk derfte e geistlicher Herr gar nischt nöch wisse."

„Nein, gute Frau, wir brauchen weder Zauberei noch Satanshilfe", meinte Taube lächelnd. „Wir graben morgen am lichten Tage, und wenn uns der Herrgott hilft, werden wir auch des gnädigen Fräuleins Schatz finden. Doch laßt uns jetzt den Ort besehen, da die einsame Tanne gestanden."

Die Strohbartin hatte nicht zu viel versprochen. Sie führte die Gesellschaft durch dichtverwachsenes Gebüsch unfern der Wiese und zeigte dort einen fast von Gras und Moos überwachsenen Stumpf einer Tanne. Nach dem Umfange zu schließen, mußte dort ein großer weithin sichtbarer Baum gestanden haben. Nachdem sich die Männer dann überzeugt, daß man von der Wiese aus den Turm der Stadtkirche mit dem Rost des heiligen Laurentius als Wetterfahne darauf sehen konnte, gingen alle befriedigt zum Dorfe zurück.

„Kommt, Herr Pfarrer, wir wollen zur Mutter gehen", mahnte Katharine. „Sie wird sich ängstigen, daß wir so lange fortgeblieben sind."

„Nun aber kein Gerede von der Sache gemacht!" mahnte Rothenbein. „Strohbartin, Sie hält reinen Mund und Strohbart, Er kommt mit, wir haben noch Vorbereitungen zu treffen, um morgen den Zauber lösen zu können."

„Gott si tusend Dank, daß d'r Herr Leitnant wedder verninft'g is", meinte die Strohbartin, als sie diesen mit Hennig unter verständigem Gespräch ruhig nach der Kirche gehen sah. Nach den von Strohbart gemachten Angaben ließ sich die frühere Höhe des Kirchturms leicht berechnen, und Rothenbein befahl: „Verschaffe eine Stange von zwanzig Schuh Länge, binde oben einen Strohwisch daran, und sieh zu, daß du sie oben auf der Ruine des Turmes befestigst. Eine gleiche Stange mußt du neben dem Tannenstumpf in die Erde stecken."

XI.

Die hohe Stange mit dem Strohwisch daran, welche am andern Morgen auf dem Kirchturm aufgerichtet stand, gab den Leuten im Dorfe davon Kunde, daß etwas besonderes im Werke sein müsse. Daß der neue Pfarrer dieses Merkzeichen selbst aufmerksam und kopfnickend betrachtete, steigerte die Neugier der Leute, welche sich versammelt hatten und zuhaufen auf dem Kirchhofe standen. Gottlob Arthelm, der immer der klügste sein wollte, sagte: „Dadermet soll iwiß schwarze Kunst itrieb'n wärn. Das bruch'n mer nöch ze liede, de Stange muß runger!"

Der alte Mäusel kratzte sich erst eine Weile in den spärlichen grauen Haaren, dann hub er an: „Wenn d'r Herr Pfarrer dadermet zefrie es, kann's kei gottlos Werk isei. 'ses iwiß e Mittel in Wetters- un Donnerszieten, weil daß m'r kene Glocken merre oben uffn Turme ham."

„Gestliche Herrn han och schone met'n Besen im Bunde istannen", brummte Arthelm.

So gingen die erregten Reden hin und her, bis einer rief: „Se kummen, se kummen!"

Zum Dorfe hinaus nach der Wiese zu sah man den Pfarrer und Rothenbein gehen mit der gnädigen Frau, Jungfer Katharinen und Strohbart, der Hacke und Spaten auf der Schulter trug. Dann folgte die Strohbartin und ein Stück hinterher die zehn Strohbartschen Kinder. So weit hatten sich die Zeiten doch schon gebessert, daß man es jetzt an den Kleidern erkennen konnte, welches Büblein und welches Mägdlein waren. Nur über das jüngste konnte man zweifelhaft sein, welches mit den andern nicht Schritt halten konnte, sondern schreiend hinterherlief.

„Wo se nur hen wull'n?" fragten die Männer.

„M'r wull'n dach met, daß m'r sähn, was se ze schicken han", meinten die Frauen, und die ganze Dorfbewohnerschaft folgte. Die Knechte und Mägde vom Gute schlossen sich an, und auch die Dorfkinder blieben selbstverständlich nicht zurück.

„Wenn's nicht heller Tag wäre und der Herr Pfarrer selbst mitginge, würden mich zehn Pferde nicht herausgebracht haben", seufzte Frau von Itzleben. „Ach, ich bin immer noch so in Angst vor Teufel und Gespenstern."

„Die sind auch heute wieder zur Stelle", scherzte Rothenbein, der seine gute Laune wieder erlangt hatte.

„Wo, wo?" fragte Frau von Itzleben angstvoll.

„Lasset uns nicht leichtfertig von dem Bösen reden", mahnte Pfarrer Taube. „Den hat er am ehesten in seinen Krallen, der am meisten über ihn lacht. Lasset uns lieber der gnädigen Frau endlich erzählen, wer sich in jener Nacht für Teufel und Gespenster angegeben und verkleidet hat und damit einen Schrecken angerichtet, den die gnädige Frau in Tag und Wochen nicht verwunden hat. Ist es nicht besser,

daß sie, befreit von Angst und Pein, freudig teilnehmen kann an dem Werk, das wir unter Anrufung der Hilfe Gottes beginnen wollen?"

Nun mußte Katharine beichten. Als die Mutter vernahm, wie der Teufelsspuk an jenem Abend zusammenhing, zankte sie nicht, wie die Tochter gefürchtet, sondern atmete erleichtert auf und sagte: „Katharine, wenn wir jetzt deinen Brautschatz finden, will ich dich für ein kluges Mädchen halten und dir nie wieder einen Mann aufdrängen, den du nicht magst."

Auf der Wiese angekommen, begannen der Pfarrer und Rothenbein nach den Richtpunkten auszuschauen, um den Ort zu finden, an welchem gegraben werden sollte.

„Wo unsers Kirchturms Wetterhahn — tritt an den Schloßturmknopf heran", rezitierte Rothenbein etwas erregt.

„Nehmen wir an, jener Strohwisch sei der Wetterhahn, so sehe ich ihn jetzt hinter dem Schloßturmknopf. Auf dieser Linie muß der Schatz liegen", sagte Taube mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

In der Richtung der gefundenen Linie gingen beide auf und ab, bis sie genau zur rechten Hand die Turmspitze der Stadtkirche hatten und zur linken die andere Stange mit dem Strohwisch, die aus dem Gebüsch an Stelle der einsamen Tanne hervorschaute.

„Zur rechten Hand Laurentii Rost — links einsam eine Tanne sproßt", sang Katharine fröhlich.

„Seht, Jungfer", sprach der Pfarrer, „hier haben wir die vier puncta directionis, nun laßt uns weiter sehen!"

„Sull ich hier grabe?" fragte Strohbart.

„Nein noch nicht", entschied Rothenbein. „Erst müssen wir das letzte Merkzeichen finden und die Stelle entdecken, wo unterm Wiesengras ein Stein — drauf eingekratzt das Wappen mein. Hacke nur die Grasnarbe um und achte drauf, wo du auf einen Stein triffst."

Strohbart begann die Arbeit, und die anderen sahen in höchster Spannung zu. So oft die Hacke einen Stein berührte, wurde innegehalten und der Fund sorgfältig untersucht. Aber es wollte sich an keinem der herausgewühlten Steine eine Spur zeigen, die einem eingekratzten Wappen von fern ähnlich war. Da Frau von Itzleben schon verzagen wollte, rief Katharine: „Nur weiter, nur weiter! Wir werden unser Wappenschild schon finden!" Rothenbeins Mienen verfinsterten sich immer mehr, er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und begann voller Aufregung auf der Wiese hin und her zu laufen.

Als Taube ihn sanft am Arme faßte und ihm zuredete, standhaft und vernünftig zu sein, riefen die Zuschauer sich zu: „Itze gieht de Beschwörung lus. Seht uch vär un gieht nöch ze nahe ran!"

Während alle scheu zurückwichen, trat der alte Mäusel ehrerbietig auf den Pfarrer zu, zog sein Käppchen und sagte: „Met Verlob, Herr Pfarrer, m'r globen alle gerne, daß Ehr e gelehrter Herr seid. Awer wenn Ehr den Teibel ustreibt, nähmt uch in acht, daß'r kenen Schaden anricht'!"

„Er bricht lus, er bricht lus!" riefen die Leute und gaben Fersengeld.

„Lieben Leute, seid nicht verkehrt", mahnte der Pfarrer. „Es ist kein gottlos Werk, das wir treiben. Wollt ihr ruhig zusehen, so werdet ihr den Zweck bald erfahren."

„Der Stein, der Stein", rief Katharine. „Hier haben wir den Stein." Freudig zeigte sie einen flachen Kalkstein, der deutlich das eingekratzte Wappen derer von Itzleben zeigte, mit dem springenden Hirsch und der Weinkanne.

„Gott sei Dank", sprach Rothenbein aus tiefster Seele. „Nun grabe an der Stelle, wo der Stein gelegen, Strohbart. Drei Schuhe tief man finden thut — unsrer Katharine Heiratsgut."

Strohbart arbeitete mit einem Eifer, als ob an jeder verlorenen Minute ein Menschenleben hinge. Sobald er den Arm sinken ließ, um sich zu verschnaufen, ergriff Rothenbein den Spaten und grub, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirn liefen. Das Loch wurde immer tiefer und der Haufen der ausgeworfenen Erde immer höher, so daß die Arbeitenden kaum noch sichtbar waren. Darum drängten die Umstehenden immer näher heran, damit keines den Augenblick versäumte, wenn der Geldtopf zum Vorschein kommen mußte. Auch die Dorfbewohner rückten wieder näher heran.

„Eisen, Eisen!" rief Rothenbein. „Jetzt kommen wir auf Eisen." Nicht lange dauerte es, so war der Deckel eines eisernen Kastens bloßgelegt, und bald darauf wurde der Fund von Rothenbein und Strohbart aus der Grube gehoben. Da der Grund des gehobenen Loches nun überall gewachsenen Boden zeigte, wurde die Arbeit für beendet erklärt, und die Schatzgräber wischten sich den Schweiß vom Gesichte.

„Den Kasten kenne ich", meinte Frau von Itzleben. „Er war lange im Besitze meines seligen Mannes, doch", setzte sie bedenklich hinzu, „wenn nun nichts drin ist?"

„Das wollen wir gleich in Erfahrung bringen", sprach Rothenbein lebhaft, und ohne Umstände zu machen, setzte er die Hacke an den Schließhaken. Ein kräftiger Ruck, der Deckel sprang auf, und nachdem einige alte Lappen beiseite geworfen waren, blitzten den Zuschauern blanke Goldstücke freundlich entgegen.

So war die Erwartung nicht getäuscht worden. Jeder Beteiligte hatte auf den Fund gehofft, und jeder hatte im Stillen den Mißerfolg gefürchtet. Als nun endlich der kostbare Schatz nach seiner langjährigen Ruhe ans Licht gefördert war, da konnten alle darüber nicht sattsam staunen.

Rothenbein, der auf einmal alle seine Munterkeit wieder gewonnen, sagte zu den Bauern und Dienstleuten: „Habt ihr's nun gesehen, ihr Esel, was für Teufelswerk wir hier getrieben haben? Nun könnt ihr wissen, der Herr von Itzleben seligen Gedächtnisses hat hier das Heiratsgut des gnädigen Fräuleins vergraben, damit es in den unruhigen Zeiten nicht den Kriegsgurgeln und Schnauzhähnen zur Beute fallen sollte. Nach vieler Nachforschung haben wir heute den rechten Ort gefunden und den Schatz ohne Zauberei gehoben. Das beste Verdienst hierbei gebührt unserm lieben Pfarrer Taube, der durch den Scharfsinn seines ingenii uns auf die rechte Spur geleitet. Denkt aber nicht, da so viel Geld zur Stelle ist, daß es fortan Glück regnet, und daß es Reichsthaler hagelt, daß es Beulen gibt. Die gnädige Frau kann mit dem Gelde kaum ihre Gläubiger befriedigen, und wir alle haben noch zu kauen und zu beißen genug, ehe Ordnung und Wohlstand wieder seinen Einzug hält."

„Geliebte, Gott fürchtende Herzen!" hob Pfarrer Taube an, den es drängte, seiner neuen Gemeinde, die so unerwartet heute vollzählig um ihn versammelt war, bei dieser Gelegenheit einen heilsamen Gedanken mit auf den Weg zu geben. „Ein lieber Mann, Dr. Georg Werner, hat ein Friedenslied gesungen:

Du Vaterland, beschweret,
Von Feinden ausgezehret,
Verwüstet hie und da,

Lob Gott, der Krieg, er endet
Und alles Unglück wendet.
Von Herzen singt: Halleluja!

Daraus sollt ihr zum ersten lernen, mit dem Herzglöcklein eures Dankes in den Lobgesang, so dem getreuen Gott allezeit gebühret, als in ein Musikal-Lobopfer einzustimmen. Er hat eurer gnädigen Frau in dero Bedrängnis itzo sichtlich geholfen, damit anzuzeigen, daß man auf sein Wort allezeit kühnlich trauen darf. Zum andern sollt ihr wissen, daß der mildreiche Gott auch für einen jeden von euch einen guten Schatz vergraben hat auf den Feldern. Inmaßen ihr in gegenwärtigen geruhigen Zeiten unter Gottes Segen mit Arbeit und Gebet den Acker wendet, locker und bestellet, so werdet ihr unter jedem Erdklößlein so viel an irdischem Gut finden, als euch nützet und frommet. Darum gebe ich euch Salomonis Ameise zur Lehre heim. Zum dritten sollt ihr nie vergessen, daß man zu der Seelen Schaden einem schlechten Gewinne nachläuft und ohne auf das beste Teil zu achten, der himmlische Hausvater uns einen noch viel besseren Schatz vergraben hat. Darum sollen wir unter dem Beistande des heiligen Geistes auf dem wohlgeratenen Acker des gnadenreichen Evangelii graben, bohren und suchen allerlei nützliche Lehren, heilsamen Trost und nötige Vermahnungen und solchen edlen Schatz nicht verderben lassen,

sondern sorgsamlich bewahren in der Schatzkammer eines feinen und guten Herzens. Summa Summarum, daß ich mit einem Worte schließe, lasset uns Gott danken für allerlei leiblichen und geistigen Segen, so uns gegeben ist, und Fleiß anwenden, solchen recht zu gebrauchen. Amen."

Frau von Itzleben drückte dem Redenden gerührt die Hand; Worte konnte sie nicht finden. Rothenbein klopfte dem Freunde auf die Schulter und sagte: „Bruderherz, das war ein gutes Wort zur rechten Stunde. Ihr theologi wisset doch immer gleich passende Gedanken in schöne Gleichnisse zu fassen und allerlei Nutzanwendungen daran zu knüpfen." Die Leute aber aus dem Dorfe flüsterten sich zu: „'s kann alles nischt ihelfe, 's es e tücht'ger Mann! — Er hat ene gute Usrede — der wiß de Worte ze setze, de hört m'r nur gerne zue."

Darauf ging die ganze Versammlung zufrieden und andächtig auseinander. Die gnädige Frau und Katharine kehrten in Begleitung von Taube und Rothenbein ins Schloß zurück, um das Geld zu zählen.

* * *

Der Bürgermeister Blasius Prätorius hatte keine Ahnung von der günstigen Wendung in Itzleben, als er am andern Tage, als am 1. Oktober, stolz und zuversichtlich dorthin ritt. Valentin Wanzel, der ihn begleitete, hatte freilich von dem gefundenen Schatze ein Vögelchen pfeifen hören, doch hütete er sich, ihm davon Mitteilung zu machen. Er hörte mit spöttischem Lächeln des Bürgermeisters Bramarbasieren an, als dieser rief: „Potz Gix, heute kommt die Sache zum Schluß; behauptet Katharine ferner ihren Kopf und wagt mir zu trotzen, so soll sie und ihre gnädige Frau Mutter schon die Zähne vor Hunger blecken."

„Wenn sie aber zahlen, Herr Bürgermeister?" meinte Wanzel mit verstecktem Hohn.

„Was zahlen! die Bettelgesellschaft", rief der Bürgermeister verächtlich, „möchte wissen wovon? Ich hab's mir zugeschworen und mich hoch und teuer vermessen, die alte Schelle gibt mir ihre Tochter, oder sie muß in den Schuldturm."

„Und wenn Ihr des Henkers Großmutter ein Bein abschwört, so glaube ich, es gibt noch einen dritten Fall", brummte der Ratsschreiber.

Als die beiden im Schlosse angekommen waren, wurden sie von der Magd ins Wohnzimmer gewiesen und mußten dort lange warten, denn niemand ließ sich sehen. Der Ratsschreiber hatte sich in eine Ecke auf einen Schemel gesetzt und beobachtete mit einer gewissen Schadenfreude den Bürgermeister, der ungeduldig und unwirsch in der Stube auf und abging. „Sie suchen vielleicht all ihr Geld zusammen und kehren Kasten und Taschen um, daß sie den Herrn Bürgermeister befriedigen können", sagte Wanzel lauernd.

„Macht keine albernen Späße", rief der andere unwirsch. „Potz Hagel und Wetter! mir ist gar nicht lustig zu Sinn. Was denkt das alte Daus-Es einen Mann wie mich so ungehörig warten zu lassen! Ich werde es aber der Hungerhexe schon anstreichen!"

„Nicht so laut, Herr Bürgermeister", mahnte der andere mit schlecht verhohlenem Spott. „Was sollen die Leute denken, wenn Ihr solche Schimpfworte mit vollem Halse in das Haberland hinaus schreit."

„Ratsschreiber, menagiert Euch mit Euren Redensarten. Ihr werdet zu dreist!" sprach der Bürgermeister streng verweisend.

„Und wenn Ihr wartet wie die Dohle auf die Nuß, Ihr müßt Euch doch gedulden", knurrte der unverbesserliche Wanzel.

Endlich knarrte die Thür. Der Bürgermeister hielt in seinem Gange durch das Zimmer inne, drehte sich um und vermochte kaum einen derben Fluch zu unterdrücken, denn dicht vor sich sah er Adrian von Rothenbein.

Nach kurzem Gruß zog dieser einen Stuhl an den Tisch, setzte sich und sagte mit einer Ruhe, die dem Bürgermeister die Galle vollends überfließen ließ: „Lasset uns nun das Geschäft erledigen."

„Potz Sakrament!" schrie Prätorius, „mit Euch habe ich nichts zu schaffen! Wo bleibt die alte Itzlebin?"

„Die gnädige Frau von Itzleben hat mich hergesendet, um mit Euch zu verhandeln", antwortete jener mit kaltem, förmlichem Wesen.

„Hier ist nichts zu verhandeln", versetzte der Bürgermeister hitzig. „Hier ist der Schuldschein. Die Frist ist abgelaufen. Ich will Geld sehen, oder —"

Rothenbein ergriff, ehe es der Bürgermeister hindern konnte, die Schuldverschreibung, prüfte sie eine Zeitlang mit der Miene eines Advokaten und sagte endlich gelassen: „Es ist alles in Richtigkeit, bemerkt darunter den richtigen Empfang der benannten Summe. Hier ist Schreibgerät."

Ohne darauf zu achten, wie der andere bald rot bald blaß wurde vor Zorn, holte er einen Beutel hervor und begann langsam, mit großer Umständlichkeit und Sorgfalt das Geld bis auf den letzten Heller auf dem Tische in Reihen zu ordnen.

„Zählt nach!" sprach er kurz, indem er die Arme über einander kreuzte und sich im Stuhle zurücklegte.

Während der Bürgermeister mit zitternder Hand das Geld zählte und manches Stück bald rechts und links betrachtete, bald auf dem Tische klingen ließ, um zu prüfen, ob es auch echt sei, schrieb der Ratsschreiber den Zahlungsvermerk unter den Schein und reichte die Feder, ohne ein Wort zu sprechen, dem Bürgermeister zum Unterschreiben hin.

In höchster Aufregung schrieb dieser seinen Namen unter die Quittung und machte statt des Punktes dahinter einen großen Klex. Rothenbein prüfte aufmerksam die Unterschrift und meinte gleichgültig: „Es ist richtig. Diese Unterschrift erkennt jeder als die Eure. Da nehmt Euer Geld. Es werde Euch gesegnet wie dem Hunde das Gras."

Darauf steckte er den Schein zu sich und ging mit kurzem Gruß, wie er gekommen, wieder zur Thür hinaus.

Die Zurückbleibenden blickten sich eine Weile sprachlos an, endlich begann der Bürgermeister: „Was soll das heißen?"

„Weil er danach speit", antwortete der Ratsschreiber gelassen.

„Wer?" fragte der Bürgermeister verwundert.

„Nun der Hund, wenn er das Gras gefressen", lachte jener boshaft.

„Potz Gift! Das will ich nicht wissen", rief der Bürgermeister wütend. „Was meint Ihr hier zu dem Gelde?"

„Daß es Euer Geld ist", war die Antwort. „Steckt es ein; doch sollte ich meinen, ich hätte davon auch einige Goldfüchse für meine Bemühungen verdient. Meine Schuld ist's nicht, daß die Sache einen schiefen Ausgang genommen hat!"

„Nichts da!" schrie der andere, indem er hastig das Geld einstrich.

Auf dem Heimwege herrschte zwischen den beiden ein ganz anderer Ton, als sonst. Der Ratsschreiber schien allen Respektes bar und ledig geworden zu sein und forderte immer dringender sein Salär, und der Bürgermeister schlug es ihm mit immer steigender Heftigkeit ab. Sie begannen einander Vorwürfe zu machen und einander zu drohen, ihre geheimen unredlichen Thaten an die große Glocke zu schlagen.

So ritten sie an einer Kiesgrube vorbei, in welcher Strohbart beschäftigt war. Als dieser die beiden kommen sah, duckte er sich und rief mit hohler Stimme durch die an den Mund gehaltenen Hände: „Einer von Euch muß hängen!"

„Ich bin frei, ich bin frei", schrie der Ratsschreiber aufs höchste erschrocken, gab dem Pferde die Sporen und rief dem Bürgermeister im Fortsprengen zu: „Sprecht: Ich bin frei, sonst kommt's an Euch!"

Dem Bürgermeister war gleichfalls der Schreck in den Leib gefahren, daß er an Händen und Füßen zitterte, aber er brachte kein Wort heraus.

Strohbart rief ihm hohnlachend nach: „Laß dich an deinem allerbesten Halse aufhängen!"

(Schluß folgt.)

Ein Duell zur Zeit der französischen Republik. Gemalt von Max Volkhart.

Ein Blick auf die Sonne.

Von Dr. Klein.

Im Prolog zu seinem Faust läßt unser großer Dichter den Erzengel Raphael auftreten und sagen:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang."

Was in diesen Versen die poetische Inspiration geschaut und ausgesprochen hat, umschreibt in sehr treffender Weise die Wirklichkeit, wie solche durch die Forschungen der neuesten Zeit erkannt worden ist. Einer tönenden Glocke vergleichbar geht die Sonne ihren Weg durch den Weltraum und sendet ununterbrochen Kraftwellen aus, die als Licht- und Wärmestrahlen zu uns niederströmen, während auf ihrer Oberfläche selbst Donnern und Tosen, Glut und Toben der Elemente, Brüllen und Krachen der furchtbarsten Explosionen erschallt. Die Sonne ist kein Reich des Friedens, sondern ein unermeßliches Gebiet des furchtbarsten Kampfes feuriger Gewalten, ein grausenhafter Glutball, der durch den Weltraum dahinstürmt und der belebend für unsere Erde wirkt, weil eine Entfernung von 20 Millionen Meilen uns von ihm trennt. Trotz dieses ungeheuren Abstandes ist die Wärmestrahlung der Sonne doch noch so beträchtlich, daß in den äquatorialen Gegenden unserer Erde örtlich die direkte Bestrahlung für den Menschen fast tödlich wird. Welche ungeheure Glut muß daher die Sonne bei größerer Annäherung ausstrahlen, welche Temperaturen müssen endlich auf ihrer Oberfläche selbst herrschen! In der That ist die Glut des Sonnenballes eine so ungeheure, daß nichts sich ihr vergleichen läßt. Mittels eines Brennspiegels kann man bekanntlich die Sonnenstrahlen auf einen sehr kleinen Raum konzentrieren, und es ist einleuchtend, daß die Quelle dieser Glut, die Sonne, jedenfalls eine noch viel höhere Temperatur besitzen muß, als in diesem Brennpunkte erzeugt wird. Nun hat man mit Hilfe großer Brennspiegel Platin geschmolzen und Diamanten zum Verbrennen gebracht, man kann also schon hieraus ermessen, welch' ungeheure Hitze auf der Sonne vorhanden sein muß. Bis jetzt fehlt uns sogar jedes Mittel, um diese grausenvolle Temperatur zu bestimmen. Die höchsten Temperaturen, die wir, und zwar mit Hilfe des elektrischen Stromes erzeugen können, erreichen etwa 4000 Grad, sie sind aber ohne Zweifel ganz unvergleichlich niedriger als die Wärme, welche an der Sonnenoberfläche herrscht. Einige Forscher haben die dortige Temperatur auf mehrere Millionen Grad geschätzt, andere auf 60000, wieder andere auf 10000 bis 20000 Grad; jedenfalls ist sie so hoch, daß die schwerst schmelzbaren Metalle, die wir kennen, in der Sonnenatmosphäre in Dampf und glühenden Dunst aufgelöst sind. Welche Temperaturen im Innern des Sonnenballs herrschen, entzieht sich völlig jeder Vermutung. Dazu muß man erwägen, daß die Sonne ein Ball ist von solcher Größe, daß er den Erdball $1^1/_4$ millionenmal an Volumen übertrifft, ja wenn die Sonne hohl wäre und die Erde in ihrem Mittelpunkte stände, so könnte der Mond innerhalb des Sonnenballs die Erde umkreisen.

Zur Beobachtung der Sonne bedient man sich besonderer Vorrichtungen, mittels deren der Glanz ihres Lichts so weit abgeschwächt wird, daß das Auge ihn ohne Gefahr ertragen kann. Dies geschieht durch Anwendung dunkel gefärbter Gläser, Blendgläser genannt, die man auf das Augenglas des Fernrohrs schraubt. Gewöhnlich haben diese Blendgläser eine dunkelgrüne oder blauviolette Färbung; im letzteren Falle sieht man dann das Sonnenbild fast weiß, aber strahlenlos und mildleuchtend. Wenn man ein großes Fernrohr benutzt, so muß man freilich noch andere Vorsichtsmaßregeln treffen, besonders auch, um die Wärme zu mildern, welche sich bald am Augenglase bemerkbar macht.

Nehmen wir an, man habe das Auge auf irgend eine Weise vor dem übermächtigen Sonnenlicht geschützt und schaue nun mit Hilfe eines Fernrohrs auf die Sonnenscheibe. Man erkennt dann zunächst, daß dieselbe keineswegs eine einförmige, helle Fläche darstellt, sondern eine reiche Mannigfaltigkeit dunkler und heller Flecke zeigt, die auf mattgesprenkeltem, gewissermaßen granuliertem oder meliertem Grunde stehen. Diese Granulierung wird hervorgerufen durch eine ungeheuere Anzahl kleiner grauer Körnchen oder Punkte, die, wie man an sehr großen Instrumenten erkennt, in unaufhörlicher Bewegung begriffen sind und mit einer Geschwindigkeit bis zu 2000 Fuß in der Sekunde umherwirbeln. Diese grauen Punkte sind, wie das Spektroskop zeigt, nichts anderes als Wasserstoffflammen oder feurige Strahlen. Rings am Sonnenrande, wo man also diese Schicht im Profil erblickt, sieht man die kurzen Feuerstrahlen gleichsam wie Borsten oder Zacken emporragen, nur selten zeigt sich die Oberfläche dieses Glutmeeres ruhig und glatt. Diese Schicht hat eine Höhe von 1000 bis 1500 Meilen, sie besteht hauptsächlich aus glühendem Wasserstoff und man hat ihr den Namen Chromosphäre gegeben. Weit leichter wahrnehmbar als diese Gebilde sind große schwarze Stellen, welche in der That schon von dem ersten Beobachter der Sonne erkannt und Sonnenflecken genannt wurden. Ihre Anzahl, Größe und Dauer ist sehr verschieden. In gewissen Jahren ist die Sonne sehr fleckenreich, in anderen arm an Flecken, im Durchschnitt liegen die Zeiten der größten und geringsten Fleckenhäufigkeit etwa elf Jahre auseinander. Manche Flecke dauern nur wenige Tage, andere wochenlang, selten jedoch erhält sich ein Sonnenfleck drei Monate hindurch. Wenn man einen und denselben Fleck mehrere Tage lang verfolgt, so sieht man, daß er sich von Ost nach West über die Sonnenscheibe bewegt und endlich am westlichen Rande derselben verschwindet. Diese Bewegung ist allen Flecken auf der Sonnenscheibe gemeinsam, und man schließt daraus, daß sich die Sonne in der Richtung von Ost nach West um sich selbst wälzt und zwar in einer Zeit von etwa $25^1/_4$ Tagen. Wenn man größere Flecke durch das Fernrohr genau betrachtet, so findet man, daß ihre Gestalt zwar unregelmäßig ist, daß sie aber häufig aus- und einspringende Ecken und Kanten zeigen und daß die eigentliche schwarze Fläche häufig von einem braunen Saum umgeben ist, welche den Namen Penumbra erhalten hat. In guten Ferngläsern sieht man bisweilen im Innern großer Flecke noch besondere, sehr dunkle Stellen, die unwillkürlich den Eindruck von Abgründen oder tiefen Höhlungen machen. Ja, wer häufig die Sonne beobachtet, hat wohl Gelegenheit Flecke zu sehen, welche von spiraligen, hellen und matten Streifen umgeben sind, gleichsam als wenn die benachbarte Materie der Sonnenoberfläche in Strömen sich wirbelnd dem Fleck entgegenwälzte. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß sich in der Umgebung diese Flecke gewaltige Umwälzungen auf der Sonne vollziehen. Und so ist es in der That. Viele solche Flecke übertreffen unsere ganze Erde an Größe. Ein am 30. Juli 1865 von Secchi beobachteter Fleck hatte eine Länge, die $4^1/_2$ mal den Durchmesser des Erdäquators übertraf. In der Mitte desselben erschien eine Anhäufung leuchtender Materie, die den Anblick einer wirbelnden Masse darbot, während links davon eine weite klaffende Öffnung von feurigen Zungen in verschiedenen Richtungen umgeben war. Diese Öffnung war groß genug, um unsere ganze Erde hindurchzulassen! Noch andere Öffnungen zeigten sich in der Nähe und ebenso ein mehrere tausend Meilen langer gekrümmter Spalt, der, nach den Worten Secchis, dem Auge einen Wirrwarr darbot, der jeder Beschreibung spottet. Möglichst schnell wurde eine Zeichnung des Ganzen angefertigt, allein, ehe sie vollendet war, hatte schon ein Teil des Flecks auf einer Ausdehnung von vielen Millionen Quadratmeilen eine ganz andere Gestalt angenommen. Nach vierundzwanzig Stunden war die Länge des Flecks sogar auf das Neunfache des Erddurchmessers angewachsen. Hier sehen wir also Umwälzungen von einer Großartigkeit, welche auch die kühnste Phantasie überbietet, und solche Umwälzungen vollziehen sich vor den Augen des Beobachters tagtäglich, ja stündlich und ohne Rast und Ruhe.

Neben den dunklen Flecken erblickt man im Fernrohr auch hellere Stellen auf der Sonnenscheibe, man nennt sie Sonnenfackeln. Häufig erscheinen sie in Gestalt von Lichtknoten, meist aber als Lichtstreifen oder verzweigte Adern, die

sich von einem Mittelpunkte aus nach allen Richtungen hin über die Sonnenoberfläche verbreiten. Oft ist ein Fleck von solchen Fackeln umgeben, und man kommt, wenn sich derselbe dem Rande nähert, bisweilen unwillkürlich auf die Vorstellung, die Fackeln seien leuchtende Berge und der Fleck eine Vertiefung. Das ist in der That die Ansicht Secchis, und er hat bisweilen Sonnenfackeln als wirkliche Hervorragungen am Rande der Sonnenscheibe gesehen. Bezüglich der Natur und des eigentlichen Wesens der Sonnenflecke ist man bis jetzt noch keineswegs zu übereinstimmenden Ansichten gelangt, die einen halten sie für eine Art von Schlackenmassen, andere für glühende, dunkle Wolken, noch andere für Öffnungen in der Sonnenoberfläche, eine Art Strudel, in welche sich die glühenden Gasmassen von allen Seiten wirbelnd hereinstürzen. Die Höhlungen werden nach Secchi dadurch gebildet, daß aus dem Sonneninnern ungeheure Massen glühender Dämpfe fontänenartig emporsteigen und bei ihrem Herabsturze in die glühende, leichtere Atmosphäre zunächst der Sonnenoberfläche einsinken. Das Aussehen der Sonnenflecke am Fernrohre läßt sich mit jeder der angeführten Ansichten über ihre Natur und Beschaffenheit vereinigen; wie aber auch immer letztere sein möge, jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß in der Region der Flecke auf der Sonne ungeheure Wirbelstürme in der glühenden Gasmasse rasen und zwar Stürme von einer Heftigkeit, daß sie unsern ganzen Erdball mit sich fortreißen könnten. Diese gewaltigen, jede Vorstellung überbietenden Bewegungen auf der Sonne lassen sich mit Hilfe des Spektroskops direkt beobachten; man kann die emporgeschleuderten Glutströme unmittelbar mit dem Auge verfolgen, ja bisweilen sehen wir diese glühenden Massen in Tropfen zerschmettert werden, von denen der kleinste noch sichtbare größer ist als der Mond!

Das Instrument, mittels dessen das menschliche Auge diese wunderbar großartigen Vorgänge auf der Sonne wahrnimmt, ist, wie bemerkt, das Spektroskop, welches zu diesem Zwecke am Okularende des Fernrohrs angeschraubt wird. Anfangs bot die Untersuchung der in Rede stehenden Erscheinungen auf der Sonne große Schwierigkeiten, allein diese sind jetzt dank den Erfahrungen der Beobachter und den Fortschritten der Technik völlig überwunden, sodaß der Blick auf die hier zu besprechenden Vorgänge heute jedem möglich ist, der ein solches Instrument besitzt.

Die ersten Andeutungen der merkwürdigen Erscheinungen, welche später das Spektroskop enthüllt hat, zeigten sich im vorigen Jahrhundert bei Gelegenheit totaler Sonnenfinsternisse. Man sah damals, als die dunkle Mondscheibe genau die Sonne verdeckte, am Rande derselben rote, hellleuchtende Zacken und Zungen, auch wohl wolkenförmige Gebilde, denen man den Namen Protuberanzen gab. Genauer beobachtet wurde die Erscheinung bei den totalen Sonnenfinsternissen von 1842, 1851 und 1860, da aber die Totalität nur einige Minuten dauert und die Protuberanzen verschwinden, wenn die Sonne hinter der Mondscheibe wieder hervortritt, so gelang es nicht, über die wahre Natur derselben klar zu werden. Dies geschah erst, nachdem das Spektroskop erfunden worden und bei der totalen Sonnenfinsternis am 18. August 1868 zum erstenmal auf die Protuberanzen gerichtet wurde. Ein Blick gab damals den Beobachtern die Lösung des Problems: die Protuberanzen erwiesen sich als glühende Wasserstoffmassen, als ungeheure, viele tausend Meilen emporsteigende Garben dieses Gases im Stadium der höchsten Glut und des Selbstleuchtens. Rasch folgte dieser Entdeckung mittels des Spektroskops eine weitere Anwendung des letzteren. Man fand nämlich, daß man mit Hilfe dieses Instruments die Protuberanzen nicht nur in den wenigen Minuten einer totalen Sonnenfinsternis, sondern zu jeder Zeit, wenn überhaupt die Sonne scheint, sehen kann. Damit trat die Erforschung dieser merkwürdigen Gebilde in eine ganz neue Phase. Astronomen, Physiker und Freunde der Himmelsbeobachtung wetteiferten miteinander, die Geheimnisse der Sonne zu enträtseln, und ihre Bemühungen wurden von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Zum erstenmale traten nun in den Gesichtskreis der Menschen Vorgänge auf dem Sonnenballe, die niemand hätte ahnen können.

Zunächst fand sich, daß die uns bereits bekannte Chromosphäre zwar hauptsächlich aus glühendem Wasserstoffgase besteht, daß sie aber zu Zeiten auch Magnesiumdämpfe enthält, sowie wenigstens noch einen Körper (ein chemisches Element), welchen man auf der Erde noch nicht gefunden hat und dem der Name Helium beigelegt wurde. Diese Elemente sind stets als glühende Gase in der Chromosphäre vorhanden, allein zu gewissen Zeiten wird letztere durch ungeheure Ausbrüche aus dem Sonneninnern in Aufregung versetzt. Dann zeigt das Spektroskop in ihr noch zahlreiche andere Elemente, darunter besonders: Eisen, Natrium, Calcium, Nickel, Strontium ꝛc. Diese Elemente werden in Gestalt von glühenden Dämpfen mit emporgerissen, die Oberfläche der Chromosphäre gleicht dann einem wogenden Meere, dessen Wellen Hunderte von Meilen Höhe haben. Endlich springen aus diesem chromosphärischen Glutmeere bald hier bald da, fontänenartig mit einer Geschwindigkeit, die bisweilen viele Meilen in einer Sekunde beträgt, ungeheure Garben glühenden Wasserstoffs empor; sie steigen auf, 1000 Meilen hoch, ja 5000 und in einzelnen Fällen selbst bis zu 10 000 Meilen über die Sonnenoberfläche. Deutlich erkennt man den wilden Kampf dieser gigantischen Glutmassen! Von Zeit zu Zeit erfolgen in ihnen Explosionen, die uns zwar lautlos erscheinen, von deren furchtbarem Donner auf der Sonne selbst man sich aber versichert halten kann, wenn man erwägt, daß es sich dabei um Vorgänge handelt, die einer Zertrümmerung und einem Zerreißen unserer ganzen Erde vergleichbar sind. Professor Young sah einst eine Protuberanz, die unmittelbar auf der Sonne eine Breite oder einen Durchmesser von 21 700 Meilen hatte, bis zu 11 700 Meilen Höhe aufragen. In weniger als einer halben Stunde wurde diese ungeheure Masse von einer Explosion zerrissen, aber die Trümmer stiegen, offenbar durch die Gewalt dieser Explosion, vor den Augen des Beobachters immer höher bis zu 46 000 Meilen über der Sonnenoberfläche, mit einer Schnelligkeit von 36 Meilen in der Sekunde. — In diesen hohen Regionen und selbst noch weit darüber hinaus, umgibt den Sonnenball eine Atmosphäre von sehr verdünnten Gasen, die sich bei totalen Sonnenfinsternissen als leuchtende Glorie oder Korona darstellt. Sie erscheint in Umriß und Helligkeit jedoch sehr unregelmäßig, lange Lichtstreifen oder Strahlen erstrecken sich an einzelnen Stellen bis weit von der Sonne ab, während an anderen Punkten die Korona schmal und niedrig ist. Überhaupt scheint das Aussehen derselben ziemlich rasch zu wechseln, ja ihre Intensität und Höhe steht wahrscheinlich in einem gewissen Zusammenhange mit der Fleckenentwickelung der Sonne. Eine überaus merkwürdige und anscheinend völlig sicher festgestellte Thatsache ist, daß die Korona nicht nur in eigenem Lichte leuchtet, sondern auch einen beträchtlichen Teil Sonnenlicht zurückstrahlt. Da nun die Gase, aus denen die Korona besteht, zweifellos so außerordentlich verdünnt sind, daß sie das hindurchgehende Sonnenlicht nicht merklich zurückwerfen können, so muß man schließen, daß in der Korona-Atmosphäre der Sonne zahlreiche kleine Körper vorhanden sind, welche den Reflex des Sonnenlichts verursachen. Anderseits ist aber auch einleuchtend, daß diese kleinen Körperchen nicht schwebend erhalten bleiben, sondern auf die Sonnenoberfläche herabfallen werden. Ihre dauernde Anwesenheit in der Korona ist daher nur zu erklären, indem man annimmt, daß ein ununterbrochener Regen dieser Partikelchen dort stattfindet. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ohne Aufhören zahllose Meteore von allen Seiten auf die Sonne herabstürzen und daß dieselben in reflektiertem Lichte leuchten, aber freilich auch bald, infolge der ungeheuren Erhitzung, eigenes Licht ausstrahlen und völlig vergasen. Daß auch in den äußersten Regionen der Korona noch eine sehr hohe Temperatur herrschen muß, hat der zweite Komet von 1882 erwiesen. Derselbe lief nämlich am 17. September jenes Jahres durch die Korona und zeigte dann im Spektroskop die Anwesenheit von glühendem Natriumdampfe, der später, als der Komet sich wieder von der Sonne entfernte, verschwand.

Das Licht der Korona ist im Vergleich zum Sonnenlichte

und der die Sonnenscheibe rings umgebenden Helligkeit unserer Atmosphäre so schwach, daß es nur bei totalen Sonnenfinsternissen dem menschlichen Auge erkennbar hervortritt, man sollte daher glauben, daß die Wahrnehmbarkeit der Korona für immer auf kurze Minuten beschränkt bleiben müsse. Allein dem menschlichen Scharfsinn ist es gelungen, auch in dieser Beziehung geradezu wunderbares zu erreichen, nämlich die Sonnen-Korona bei vollem Sonnenschein zu photographieren. Die bisherigen Versuche lassen die Hoffnung begründet erscheinen, daß auf diesem Wege wichtige neue Aufschlüsse über das Wesen der Sonnenatmosphäre und die Vorgänge in der höchsten Schicht derselben gewonnen werden.

Fassen wir jetzt alles was die neuere Wissenschaft bezüglich der Sonne erforscht hat, zusammen, so sehen wir in ihr einen Weltkörper, der $1\frac{1}{2}$ millionenmal die Erde an Volumen übertrifft und dabei in allen Teilen in einem Stadium so hoher Glut ist, daß alle uns bekannten Körper darin völlig vergast sind. Dabei gehen auf der Sonne unaufhörlich die großartigsten Umwälzungen vor sich, die glühenden Massen wirbeln durcheinander und erregen Hunderte von Meilen hohe Glutwogen, springbrunnenartig erheben sich bald hier bald da ungeheure Massen glühenden Wasserstoffgases bis zu 10000, selbst 20000 Meilen Höhe, auch die äußersten Teile der Sonnenatmosphäre sind glühend und werden unaufhörlich durchfurcht von Millionen meteorartiger Körperchen, die dann verdampfend in den unermeßlichen Gasozean des Sonnenballs herabstürzen. So ist der Zustand der Sonne, so war er vor Jahrtausenden und so wird er nach Jahrtausenden noch sein. Dieser Tumult der glühenden Materie ist es, der uns Licht und Wärme verschafft, und würde die Sonne ruhig werden, so müßte alles Leben auf der Erde in Nacht und Kälte untergehen. Damit hier unten ein Gräslein blüht und die Eintagsfliege ihre schwachen Schwingen regt, donnern auf der Sonne die Glutwogen der Chromosphäre, und Protuberanzen werden emporgeschleudert, die den ganzen Erdball in wenigen Sekunden vernichten würden, wenn er in ihren Bereich käme. Freilich: damit ein Gräslein grünt, aber auch damit ein Mensch denkt und sich seines Daseins bewußt wird. Das ganze, unermeßliche Weltall weiß nichts von seinem Dasein, und man kann ihm nur eine Bedeutung zuschreiben, insofern es sich im Bewußtsein eines empfindenden und denkenden Wesens widerspiegelt. Von diesem Standpunkte aus darf man also wohl sagen, daß die Sonne glüht, damit lebende Wesen möglich sind. Auf der andern Seite findet aber bei der Sonne eine überaus große Verschwendung von Licht und Wärme, überhaupt von Kraft statt. Man kann mit mathematischer Sicherheit angeben, daß von der strahlenden Kraft der Sonne weniger als ein Dreiundzwanzigmilliontel von einem einzigen Prozent unserer Erde zugute kommt, und auch die andern Planeten erhalten verhältnismäßig ebensowenig. Die weitaus überwiegende Menge der Sonnenkraft geht also in den Weltraum hinaus, ohne daß man heute mit Sicherheit angeben könnte, zu welchem Zwecke diese Verschwendung stattfindet. Nun gibt es aber für den Bestand des Lebens auf der Erde nichts Kostbareres, als die Sonnenwärme, und es ist daher klar, daß die Wissenschaft sich die Frage vorlegen mußte: woher stammt denn eigentlich diese ungeheure Wärmekraft der Sonne und für welchen Zeitraum wird sie noch aushalten?

Was zunächst die Frage nach dem Ursprung der Sonnenwärme betrifft, so darf man gegenwärtig mit voller Sicherheit behaupten, daß er nicht in einem Verbrennungsprozesse zu suchen ist. Dieser würde nämlich in keinem Falle ausreichen, um die Wärmestrahlung der Sonne auch nur für einen Zeitraum von viertausend Jahren zu unterhalten, während doch niemand ernstlich bezweifeln wird, daß die Sonne länger als vierzig Jahrhunderte strahlt und auch heute noch für unabsehbare Zeiten Wärme genug besitzt. Man weiß, daß gehemmte Bewegung Wärme erzeugt, und es wurde deshalb die Vermutung aufgestellt, daß die sicherlich in überaus zahlreicher Menge auf die Sonne stürzenden Meteore, vielleicht auch Kometen, die sich mit ihr von Zeit zu Zeit vereinigen, Ersatz für den Verlust infolge der Ausstrahlung und Erkaltung böten. Es kann nicht bezweifelt werden, daß auf diesem Wege Wärme auf der Sonne erzeugt wird, allein es läßt sich ziffermäßig nachweisen, daß wenn selbst unser ganzer Erdball auf die Sonne stürzte, alsdann höchstens nur soviel Wärme entstünde, als die Sonne in einundneunzig Jahren aussendet. Von dieser Seite her kann also die Sonnenwärme schwerlich unterhalten werden. Es bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß die heutige Glut der Sonne der Überrest einer früheren weit größeren Wärme ist oder mit andern Worten, daß die Sonne ununterbrochen Wärme durch Ausstrahlung verliert, die ihr nicht wieder ersetzt wird. Die Ursache der Sonnenglut ist aber in der Art und Weise der Entstehung der Sonne gegeben.

Ursprünglich bildete diese einen ungeheuren Nebel, ähnlich manchen, die man heute noch mit dem Fernrohr am Himmel sehen kann. Nach und nach aber verdichtete sich dieser Nebel unter dem Einflusse der Anziehung seiner einzelnen Teile und hierdurch mußte die gesamte Materie desselben sich immer mehr erhitzen. Es läßt sich durch Rechnung zeigen, daß bei diesem Vorgange eine ganz ungeheure Glut entstehen mußte, nämlich unter der ungünstigsten Annahme eine solche, welche die gesamte Materie der Sonne und der Planeten auf eine Temperatur von mehr als zwanzig Millionen Grad brachte. Hier haben wir also eine völlig genügende Quelle für die hohe Temperatur der Sonne und wir begreifen zugleich, daß letztere schon viele Millionen Jahre hindurch geleuchtet haben mag und doch heute noch einen jeder Vorstellung spottenden Zustand der Glut besitzen kann. Eine gewaltige Quelle von Wärme ist außerdem in dem Prozesse der Zusammenziehung des Sonnenballs gegeben, und diese tritt in dem Maße ein, als die ursprüngliche Temperatur durch Ausstrahlung sich vermindert. Für eine sehr große, völlig unübersehbare Reihe von Jahrtausenden reicht auf diese Weise die Sonnenglut noch aus, aber einmal muß doch der Tag anbrechen, an welchem die Sonne zum letztenmale einen Strahl ihres Lichts aussendet, und diesem letzten Tage folgt die ewige Nacht. Man hat in früheren Zeiten, als die Wissenschaft noch weniger entwickelt war als heute, bisweilen von einer Ewigkeit des Bestehens der Weltkörper, speziell der Erde und der Sonne gesprochen; man wähnte, daß die Sonne ununterbrochen leuchten und die Erde ohne Aufhören den Sonnenball umkreisen werde, womit dann die hauptsächlichsten Bedingungen eines vergnügten Fortbestehens der Menschheit für alle Zeiten gegeben seien. Aber diese Meinung ist ganz irrig. Heute ist ein Grundgesetz der Natur gefunden, das allen Hirngespinsten von der Ewigkeit des Bestandes der heutigen Welteinrichtung unerbittlich ein Ende gemacht hat. „Auch unserm eignen Geschlecht“, sagt Helmholtz, „will es wohl ein langes, aber kein ewiges Bestehen zulassen, es droht ihm mit einem Tage des Gerichts, dessen Eintrittszeit es glücklicherweise noch verhüllt. Wie der Einzelne den Gedanken seines Todes ertragen muß, muß es auch das Geschlecht; aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere, sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt.“ Wäre aber, muß man hinzusetzen, diese Bestimmung beschränkt auf Raum und Zeit, so bliebe es nicht der Mühe wert, sie zu erfüllen, da die heutigen Formen im Himmel und auf Erden vergehen werden und einst keine Spur ihres Daseins mehr gefunden werden wird.

Friedrich-Wilhelmshafen.

Von Harry Koenig, Assistenzarzt an Bord S. M. S. „Elisabeth“.

Am 17. November 1884 bei klarem schönen Wetter fuhr S. M. S. „Elisabeth“ langsam in den Friedrich-Wilhelmshafen an der Westseite der Astrolabe-Bai auf Neuguinea ein, dessen Entdecker, Kapitän Dallmann, als Gast des Kommandanten an Bord unsers Schiffes weilte. Die schmale Einfahrt, deren Ufer weit überhängende Mangrovebäume besäumen, hinter denen vielfach die Plantagen der Eingebornen liegen, mündet in mehrere Buchten, deren größte das an Ort und Stelle gezeichnete Bild dem Leser vorführt; die Berg-

spitzen, die hinter dem Kanonenboot „Hyäne“ (rechts) hervorragen, sind von den Engländern „Gladstone“ und „Disraeli“ genannt worden; dieselben werden überragt von einem mächtigen Gebirgszug, dessen Höhe wir auf 20000 Fuß schätzten; demselben hat der Entdecker — mit Bewilligung S. M. des Kaisers — den Namen **Bismarckgebirge** gegeben. Das Wasser der Bucht ist tief genug, um den größten Schiffen sicheren Ankergrund zu bieten. Wild und üppig ist die Vegetation, die den Strand bedeckt; fast unmöglich ist es, durch die dichten Bäume und Gebüsche durchzudringen, und erst nach zweitägiger schwerer Arbeit gelang es, einen freien Platz herzustellen, in dessen Mitte die deutsche Flagge geheißt werden konnte. Die Eingeborenen, die in sauber und stark gebauten Kanoes mit mächtigem Ausleger bald vertrauensvoll die Schiffe umschwärmten, sind von kleiner kräftiger Gestalt und kupferbrauner Farbe, und zeigen im allgemeinen wohlgebildete Gesichtszüge — bis auf die Nase, die stark gebogen ist und namentlich den Frauen ein orientalisches Aussehen verleiht. Männer und Frauen sind mit Schmuck überladen, der in breiten Ohrringen aus Schildpatt, in Halsbändern, an denen kunstvoll vereinigt Muscheln und Eberhauer sich befinden, und in Armbändern besteht, die am Oberarm dicht anliegen, aus Stroh geflochten und mit Muscheln verziert sind. Das Haar, das sie lang und zu einem mächtigen lockigen Büschel wachsen lassen, wird am Hinterhaupt durch eine Pfauenfeder geschmückt; ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Speere, sind gut und dauerhaft gearbeitet, oft kunstvoll verziert. Schmuck und Waffen boten sie uns im Tauschhandel an; aber während wir in Neu-Britannien und Neu-Irland mit Tabak den größten Beifall der Eingeborenen gefunden hatten, mußten wir hier zu anderen Gegenständen greifen. Die Eingeborenen rauchten Papierzigarren, die wir auf ihren Inhalt nicht näher untersuchen konnten, und wiesen unsere schönen Thonpfeifen und den bloß für sie angeschafften Tabak „Niggerhead“ schnöde zurück. Dagegen nahmen sie Glasperlen — am liebsten in Schachteln, — Hobeleisen, Messer, hie und da auch einen Kartenkönig, eine Weste oder eine abgetragene Hose, besonders gern aber Spiegel, wobei sie geschickt durch Pantomimen ihre Wünsche zu erkennen gaben. Auch hier fiel uns die Leichtigkeit auf, mit der die Leute unsere Worte — oft ganze Sätze — nachsprachen: eine Fähigkeit, die gewiß auf Sprachtalent hinweist.

Von unseren Besitzungen in der Südsee: Der Friedrich-Wilhelmshafen an der Astrolabe-Bai in Neu-Guinea mit S. M. S. „Elisabeth“ und S. M. Kanonenboot „Hyäne“. Originalzeichnung eines Offiziers der Besatzung.

Die Jagd war mit großen Schwierigkeiten verknüpft; sie konnte fast nur vom Boote aus geübt werden, war aber doch insofern ergiebig, als sie die schönsten Papageien lieferte, die wir bis dahin zu sehen bekommen hatten. — Als wir am 18. auf Oberdeck unter dem Sonnensegel den Erzählungen lauschten, mit denen der weitgereiste Kapitän **Dallmann** uns zu erfreuen pflegte, unterbrach derselbe sich mit den gleichgültig gesprochenen Worten: „Dort können Sie ein Krokodil sehen!“ Ein weniger scharfes Auge erblickte eine grün-graue Masse, die sich träge fortbewegte und einem Baumstamm ähnlich sah. Sofort wurden zwei Boote klar gepfiffen, und bald näherten sich beide, mit Jagdlustigen besetzt, dem langsam treibenden, anscheinend schlafenden Untier. Gleichzeitig wurden sechs Gewehrläufe abgeschossen; alle Jäger trafen, das Krokodil aber sank unter, um im Schlamm begraben auf immer verloren zu gehen.

Am 20. November früh 8 Uhr wurde die deutsche Kriegsflagge am Lande geheißt und von Bord mit 21 Schuß salutiert, die in mächtigem, siebenmal wiederhallendem Echo die Luft erschütterten. Die Eingeborenen, die bis zum ersten Schuß die Fallreepstreppen belagert hatten, verschwanden bei dem Geschützdonner unter den deutlichsten Zeichen der Angst und wagten sich auch nicht wieder hervor, als kurz darauf die Anker gelichtet wurden und die Schiffe den Hafen verließen.*)

Die Reise nach Rothenburg.

Novellette von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

„Ist das nun nicht schön und romantisch?“ fragte der Doktor. Doch nur Ella blickte das echt mittelalterliche Städtebild vor sich mit Interesse an. Die beiden anderen lachten über einige Schnurren, die der Assessor vortrug, und schenkten diesem mehr Aufmerksamkeit als der Aussicht.

Als man sich der Stadt wieder näherte, läutete es Mittag von den Türmen.

„Stimmungsvoll!“ murmelte der Doktor wieder. Ella, die sich zu dem Doktor hielt, seit der Assessor zur Gesellschaft gehörte und sich bemühte ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, sagte: „Wenn ich älter sein werde, Onkel Doktor, machen wir eine Reise zusammen, nur wir beide, da wird uns niemand aus der poetischen Stimmung herausbringen.“

„Meinst du, Kleine? Na, bis dahin wirst du wohl verheiratet sein.“

„Nein, ich heirate niemals.“

„So, und warum denn nicht?“

„Ich fühle das so, Onkel.“

„Hm, na, wir wollen uns in ein paar Jahren wieder sprechen!“

„Ach, Onkel, ich möchte einmal etwas erleben! So etwas Wirkliches, Besonderes, wie es in den Büchern vorkommt!“

„Etwas Besonderes erleben? Wenn ein Mädchen das sagt, so steckt doch nichts dahinter als die unklare Vorstellung irgend einer Liebesgeschichte, Kind.“

„Nein, Onkel, bei mir nicht, das kannst du mir glauben!“

„Ja, was willst du denn anderes erleben?“

„Das weiß ich nicht, aber etwas Besonderes müßte es sein!“

---

*) Eine Karte des Friedrich-Wilhelmshafens, aufgenommen von den Offizieren S. M. S. „Elisabeth“, nebst offiziellem Berichte über denselben enthalten die „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“. Herausgegeben von dem hydrographischen Amt der Admiralität. XIII. Jahrg. 1885. Heft IV. S. 197 ff.

„Das ist kindisch, Ella, man muß nichts wünschen, was man sich nicht klar vorstellen kann."

Sie hatten das Stadtthor erreicht und standen erstaunt still. War das noch dieselbe stille, kleine Stadt, die sie vor wenigen Stunden verlassen hatten? Vor dem Thore standen Landsknechte in gepufften Wämsern mit mächtigen Hellebarden in den Händen; in dem runden Mauerhofe, welcher sich zwischen dem äußeren und inneren Thor befand, lagerten andere beim Würfelspiel. Seltsam geformte riesige Gewehre lehnten an der Mauer, und auf der bergab gehenden Stadtgasse, welche man von dem Thor aus überschaute, zog allerlei Kriegsvolk in Trupps daher, da wehten mächtige Federn von breiten Schlapphüten, da blitzten die Stahlhauben der „Schwedischen" und schimmerten die bunten Wämser aller Art. Die altertümliche Umgebung und die helle Mittagsonne, welche darüber stand, nahm dem bunten Treiben den Eindruck des Maskenhaften, den man sonst vielleicht davon empfangen hätte, die Schwedischen und Kaiserlichen sahen so echt aus, wie ihre mittelalterliche Umgebung, und als der Doktor den einen der Hellebardiere fragte, wann das Festspiel beginne, da antwortete er: „Ich bin nur ein Landsknecht und weiß nur meinen Dienst. Wollt Ihr weitere Kundschaft, so fragt die Herren vom Rat."

Und dabei blickte das sonnenverbrannte Gesicht unter dem Schlapphut so ernsthaft darein, daß der Doktor lachte.

„Brav gemacht! Ihr Rothenburger seid ja geborne Schauspieler!" rief er, doch sofort scharten sich die Landsknechte um ihn.

„Sucht Ihr Händel, Herr?"

„Wollt Ihr uns verspotten?" rief es von allen Seiten, daß man fast an die Rauflust der wilden Gesellen hätte glauben können, wenn ihre Augen nicht so schalkhaft dabei geblitzt hätten. „Ich sehe schon, ich muß mich auslösen", rief der Doktor, „da, Leute, trinkt ein Bier auf das Gedeihen der guten Stadt Rothenburg."

„Schon recht, Herr, und schönen Dank", klang es nun von allen Seiten.

Ella blickte mit glänzenden Augen um sich, die anderen lachten, und die Gesellschaft schritt durch das Thor, die Gasse hinab, an all dem bunten Kriegsvolk vorüber.

„Sehen Sie, Fräulein, und bemerken Sie, Fräulein", sagte der Assessor, sich immer wieder an Ella wendend und sie auf hundert Dinge aufmerksam machend, die ihr ohnehin nicht entgingen. Sie sah und bemerkte alles, nur nicht den Assessor Landorf und das enttäuschte Gesicht Annchens, wenn der Assessor sich von dieser ab und Ella zuwandte. Zu des Doktors Ärger saß der Assessor auch während des Mittagsmahls im Hirschen zwischen den beiden Mädchen und wurde vom Kommerzienrat, der den dritten Mann zum Whist nicht aus den Augen verlieren wollte, aufgefordert, sich der Gesellschaft anzuschließen, um das Festspiel im Rathause anzusehen. Gleich nach Tisch begab man sich dorthin. War das Gedränge auf den Straßen schon groß, so war es um das stattliche alte Rathausgebäude her noch viel größer, und um so bunter, als sich dort unter die fremdartig gekleideten Männer auch Frauen und Mädchen in der Tracht des XVII. Jahrhunderts mischten. In der Eingangshalle und auf der Treppe bewegten sich die Leute aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, so zwanglos und natürlich, als hätten sie nie etwas anderes getragen als bunte Wämser, Lederkoller, Gretchenkleider und Häubchen. Der Doktor führte seine Gesellschaft auf den großen Balkon, da das Festspiel noch nicht begonnen hatte. Ella trat an das Geländer und blickte auf das bunte Leben und Treiben unter sich herab.

„Hurra, Tilly!" rief da unten eine Stimme, und über die Straße herüber bewegte sich eine Gestalt, welche den Bildern, die Ella von Tilly gesehen hatte, täuschend glich. Sie neigte sich weiter vor, einen vor ihr stehenden Blumentopf als Stütze benutzend, dieser gab plötzlich nach und fiel herab, und Ella, welche einen Absatz des Geländers erstiegen hatte, um besser sehen zu können, wäre ihm wahrscheinlich gefolgt, wenn sich ein Arm nicht plötzlich um ihre Taille gelegt und sie zurückgezogen hätte. Verwirrt blickte sie auf.

„Das macht nichts, Fräulein, der Topf hat keine Menschen getroffen, und Sie sind ja auch heil geblieben", sagte der Besitzer dieses Armes, und Ella sah in ein lächelndes Gesicht, das unter einem breiten federgeschmückten Hute hervor, unternehmungslustig und doch gutmütig genug auf sie herabblickte.

„Ich dachte, er stünde fest!" sagte sie kleinlaut und ärgerte sich im selben Augenblick darüber, daß ihr, ihrem Retter gegenüber, nichts Klügeres einfiel.

„Nein, ‚er' stand nicht fest, aber ich stand glücklicherweise daneben", sagte er.

„Ach ja, und ich danke Ihnen."

„Sie haben mir eine ganz besondere Freude gemacht, Fräulein. Einem Tillyschen Offizier begegnet es nicht alle Tage, eine junge Dame zu retten."

„Ach, Sie sind bei dem Festspiel beteiligt?"

Er zuckte die Achseln.

„Ich bin Tillyscher Offizier und als solcher in der guten Stadt Rothenburg einquartiert. Wir schreiben das Jahr 1631, Fräulein, vergessen Sie das nicht."

Ella lachte. „Ach ja, wir schreiben das Jahr 1631, und wir anderen laufen in einer fabelhaften Maskentracht, die ein Kostüm der Zukunft vorstellen soll, umher, nicht wahr?"

„So ist es", erwiderte er mit unerschütterlichem Ernst. Der Doktor, welcher mit den übrigen weiter gegangen war, kehrte zurück, um Ella zu rufen, da die Musik, welche das Festspiel einleitete, eben begann. Ella war zumute, als sei sie plötzlich in eine andere Welt versetzt. Im Rathaussaale, in welchen sie dem Doktor folgte, waren schon die Zuschauerplätze dicht besetzt. Die freigebliebene Hälfte des länglichen Raumes, dessen Ausstattung noch dieselbe ist, wie sie es 1631 war, bildete die historische Bühne für das Festspiel. Als die Musik verklungen war, trat der Bürgermeister Rothenburgs auf und schilderte die Gefahr, in welcher sich die protestantische Stadt durch das Herannahen Tillys befände. Er rief die Ratsherren zusammen, die ersten Schüsse krachten vor den Thoren, die Jugend Rothenburgs holte die Fahnen aus dem Rathaus und zog aus, um die Stadt zu befreien, während die Ratsherren in ernster Sitzung versammelt blieben und die Glocken der Jakobikirche die Kampfunfähigen zum Gebet riefen. Es sind dieselben Glocken, welche vor mehr als zweihundert Jahren in ernster Stunde zum Gebet riefen, welche nun während des Festspiels geläutet werden. Und in den Glockenklang mischt sich das immer häufigere, immer näher kommende Krachen der Schüsse. Eilige Boten stürzen in den Rathaussaal und melden das Eindringen des Feindes in die Stadt. Die Fenster klirren unter dem Lärm der Schüsse und des heranbrausenden Kampfgetöses, ratlos und schreckensbleich stehen die Ratsherren, den Sieger, der seinen Weg zunächst zum Rathause genommen hat, erwartend. Ein Marsch erklingt draußen, das Getöse erstirbt, die Marschklänge ertönen immer näher und die Thüren des Rathaussaales springen auf, Tilly, gefolgt von seinen Offizieren, hält seinen Einzug. Der Moment wurde so lebhaft dargestellt und wirkte so packend, daß viele von den Zuschauern sich unwillkürlich erhoben. Auch Ella, welche einen Eckplatz, dicht neben der Eingangsthür hatte, stand auf, und als sie ihren Bekannten vom Balkon her, jetzt mit finsterem Gesicht, hinter dem alten Feldherrn einherschreiten sah, den Federhut tief in die Stirn, die nervige Hand auf das Schwert gedrückt, da wurde ihr so wunderlich bewegt zu Sinne, daß sie fortan nur noch den einen von allen sah, und während des Festspieles keinen Blick mehr von ihm verwandte. Für sie war das Festspiel zur Wirklichkeit geworden. Das waren wirkliche Helden aus dem dreißigjährigen Kriege, die da vor ihr standen, und sie selbst erschien sich wie ein schlichtes Bürgerkind der eroberten Stadt, das nun Leben oder Tod von den gewaltigen Herren dort zu erwarten hatte. Und finster genug schauten sie zunächst darein, der Bürgermeister und die Ratsherren wurden zum Tode verurteilt. Tilly schien wenig aufgelegt zur Gnade, bis daß

der feurige Tauberwein, den des Truchseß blondköpfiges Töchterlein auftrug, den Feldherrn zur Milde zu stimmen begann. Der riesige Becher, derselbe, welcher einst bei dem historischen Akte eine so große Rolle spielte, begann zu kreisen, und auch Ellas Freund führte ihn an die Lippen, und that einen so kräftigen Zug daraus, daß Tilly, der immer heiterer wurde, ihm zurief: „Bleibt nur nicht über Nacht in diesem Becher.“ Und der Wein that Wunder. Tilly versprach dem Rat das Leben zu schenken und die Stadt zu verschonen, wenn der Bürgermeister vor seinen Augen den Riesenbecher bis zum Grunde leeren wolle. Ratsherren und Offiziere halten das für ein verstecktes Todesurteil, der Bürgermeister selbst nimmt Abschied von Frau und Kindern und schickt sich an, den Rettungs- und Todestrank zu thun. Er leert den Becher bis zum Grunde, doch — die Rothenburger Chronik berichtet über diesen historischen Vorgang: „er schadete ihm aber gar nichts!“

Demzufolge endet das Festspiel mit einem feierlichen Tedeum. Rothenburg ist gerettet, im Rathaussaale herrscht wieder reges Leben, und bald vermischen sich die Kinder des XIX. Jahrhunderts in fröhlichem Gedränge mit den lebendig gewordenen Gestalten der Vorzeit. Der Tillysche Offizier, dem Ellas Blicke immer noch bewundernd folgen, steht in lebhaftem Gespräch mit dem Assessor und schüttelt ihm am Ende lachend die Hand. Der Doktor läuft von einer buntgekleideten Gruppe zur andern, hier in Entzücken ausbrechend über einige Rothenburger „Gretchen“, dort voller Bewunderung Haltung und Waffen der Kaiserlichen oder Schweden betrachtend. Bekannte und Unbekannte sprechen miteinander bald im Geist des XVII. Jahrhunderts, bald im ungezwungnen Ton von heute. Endlich setzt sich alles in Bewegung und zieht hinaus nach den Biergärten.

„Kinder, ich bin mit Euch allen von Tilly selbst eingeladen worden, an seinem Tisch ein Maß Bier zu trinken“, ruft der Doktor ganz aufgeregt nach seinem Rundgange zu seiner Gesellschaft zurückkehrend. „Kinder das lassen wir uns nicht entgehen! Ein famoser Kerl, der Tilly, sieht so echt aus, als wäre er in seinem Leben nicht Kürschnermeister gewesen, was er doch in Wahrheit ist.“

„Kürschnermeister?“ wiederholt Ella entgeistert, und ein besorgter Blick fliegt zu dem jungen Offizier hinüber, der in der Nähe steht und sie gerade anblickt. „Wenn der General Kürschnermeister ist, was sind dann wohl seine Offiziere?“ Und wieder begegnen ihre Blicke denen ihres Retters von vorhin. Sie schüttelt den Kopf. Nein, es ist nicht möglich, daß auch er von niederem Stande ist! Sie preßt die Hände auf ihr Herz, es ist ihr, als empfinde sie dort einen Schmerz.

„Vorwärts, Kinder“, ruft der Doktor, und hinaus geht es nach dem Vergnügungsgarten, in dem Tilly der kleinen Gesellschaft Rendezvous gegeben hat.

IV.

Unter schattigen Bäumen stand der lange Tisch, an dessen oberem Ende der gefürchtete und jetzt so gemütliche Tilly saß, während weiterhin in bunter Reihe seine Offiziere und die Gäste Platz nahmen. Die Festteilnehmer hatten alle ihre Kostüme beibehalten, und sie sahen prächtig aus, die sonnengebräunten, bärtigen Gesichter unter den großen, von Federn überwallten Hüten. Ella saß zwischen dem Assessor und ihrem „Retter“. Sie war befangen, freundlicher gegen den Assessor als sonst, und still und zurückhaltend gegen den Offizier. Als aber an einem Ende des Tisches ein Volkslied angestimmt wurde, das auch sie kannte, und als ihr „Retter“ mit klangvoller Stimme in den Refrain einfiel:

„O Röslein rot, o Röslein schön
O hätt' ich nimmer dich gesehn“,

da begann auch Ella mitzusingen, und es war ihr bald, als klängen nur noch allein ihres Nachbars Stimme und die ihre in voller Harmonie, und schwebten über all den anderen in seligem Vereine. Als das Lied beendet war, fragte der Offizier Ella, ob sie das erste Mal in Süddeutschland sei, und als sie bejahte, begann er von lustigen Kreuz- und Querzügen zu erzählen, die er durch das Bayernland gemacht hatte. Er schilderte Land und Leute so anschaulich, daß es Ella war, als habe sie alles mit angesehen, und auch in den Kunstsammlungen Münchens wußte er gut Bescheid und machte sie auf das aufmerksam, was sie nicht versäumen dürfe zu sehen, wenn sie, wie beabsichtigt war, weiter nach München reisen würden. Am Ende ließ er sich auch von ihr und ihrem Leben in der norddeutschen Provinzialhauptstadt erzählen, und lachte, als sie meinte, daß sie bald zu alt zum Ausgehen und zum Tanzen sein werde.

„Ich gehe nun schon sechs Jahre aus,“ sagte sie ehrlich, „und ich versichere Sie, es ist sehr langweilig, wenn man schon immer im voraus bei jeder Gesellschaft weiß, was die Leute anziehen, was sie essen und am Ende auch was sie sagen werden.“

„Ja, das glaube ich“, rief er, „da ist eine Fußtour durch das Gebirge viel amüsanter, denn da kann jeder Tag etwas Unerwartetes bringen.“

Der Assessor, der vergebliche Versuche gemacht hatte, das Gespräch zu unterbrechen, wandte sich schließlich an Annchen, und beide kamen überein, daß ein Ball denn doch ein ganz anderes Vergnügen sei als eine Reise, „so ein recht flotter Ball, aber man muß dabei alle Walzer als Galopps tanzen.“

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und der Mond stieg in leuchtender Klarheit über den Garten auf. Das Musikkorps, das vorhin die Volkslieder intoniert hatte, begann einen Walzer zu spielen, bunte Lampions glühten zwischen dem Laube auf, und bald fing die fröhliche Jugend an zu tanzen. Der Doktor, der neben Tilly gesessen und sehr häufig mit ihm angestoßen hatte, sprang auf.

„Das ist ein echtes Volksfest, Kinder“, rief er, „und heute thue ich auch einmal ein Übriges.“

Er holte Ella und trat mit ihr unter die Tanzenden.

„Was sagst du, Kindchen?“ fragte er sie, „sind das nicht Prachtmenschen? Sitzen wir verwöhnten Leute nicht seit zwei Stunden hier unter Schustern und Schneidern und unterhalten uns wundervoll? Und nicht ein Wort fällt dabei, was peinlich berühren könnte!“

„Unter Schustern und Schneidern!“ die Worte trafen Ella wieder wie ein schwerer Schlag. Der Doktor schwenkte sie indessen lustig im Kreise, und der Assessor mit Annchen folgte dem Paare im Reigen.

„So, nun habe ich gezeigt, was unsereiner auch noch leisten kann“, sagte der Doktor, als er endlich, laut atmend und etwas schwindlig, aus der Reihe der Tanzenden trat. „Nun gehe ich zu meinem alten Tilly zurück!“

„Darf ich denn auch um einen Tanz bitten?“ fragte der Offizier, der plötzlich an Ellas Seite stand. Im nächsten Augenblick flog sie in seinen Armen dahin, und er tanzte den Walzer so regelrecht, als habe er sein lebenlang nichts anderes gethan. Ella wurde so leicht ums Herz, als müßte sie in die warme Sommernacht laut hinausjubeln. Sie hatte niemals etwas Ähnliches beim Tanzen empfunden. Der Walzer war zu Ende. Sie blickte zu ihrem Tänzer auf, und sein Blick begegnete dem ihren. Er sah so stattlich aus in seiner kleidsamen, vornehmen Tracht, und Ella fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg unter seinem Blick. Sie fühlte einen leisen Händedruck, denn er hatte ihre Hand noch in der seinen behalten, und sie hätte diesen Druck so gern erwidert, und wagte es doch nicht.

„Wann gehen Sie nach München?“ fragte er leise.

„Ich glaube morgen“, antwortete sie ebenso, „aber sind Sie denn ein Rothenburger?“ fragte sie dann zagend.

„Ja freilich, ein echt Rothenburger Kind“, antwortete er. Sie hätte so gern seinen Namen und Stand gewußt, aber sie brachte die Frage nicht über die Lippen, eine unbesiegbare Scheu hielt sie davon zurück, da begann ein neuer Tanz, der Assessor trat an Ella heran und bat um denselben.

„Sie scheinen sich ja ganz vorzüglich mit meinem Freunde

Morgenstimmung im deutschen Buchenwald. Originalzeichnung von Ch. Kröner in Düsseldorf.
(Aus „Lieder der Heimat“ von L. Bund.)

Feilenhauer zu unterhalten“, begann er, als er ein paarmal herumgetanzt hatte und nun neben Ella stehen blieb.

„Ihr Freund ist der Tillysche Offizier also“, fragte Ella, und Feilenhauer heißt er?“ setzte sie etwas kleinlaut hinzu.

Der Assessor lachte.

„Nun, ich nenne alle Rothenburger meine Freunde, und Feilenhauer heißt er nicht, sondern ist er.“

„Feilenhauer!“

„Ja, das ist so eine Art von Schmied, er macht eiserne Feilen; wollen wir noch einmal herumtanzen?“

Ella folgte ihm willenlos. Ihr war, als habe ein plötzlicher Hagelschlag all die Sommerherrlichkeit um sie her vernichtet, als sei die ganze Welt ihr plötzlich gleichgültig geworden, so gleichgültig, daß sie nicht einmal die Kraft fand den Assessor zu verabschieden. Sie hörte seinem Geplauder zu, ohne zu verstehen, was er sagte, sie tanzte mit ihm, weil

Herbstnacht im Odenwald. Originalzeichnung von Ch. Kröner in Düsseldorf.
(Aus „Lieder der Heimat“ von L. Bund.)

sie sich davor fürchtete allein zu sein und dem „Feilenhauer“ wieder zu begegnen, und der Assessor war so damit beschäftigt, sich selbst in das beste Licht zu rücken, daß er ihre Schweigsamkeit und die Thränen, die sich unwillkürlich in ihre Augen gedrängt hatten, gar nicht bemerkte.

Endlich rief der Kommerzienrat nach seinem Spielpartner, und Ella klammerte sich krampfhaft an den Arm des Doktors.

„Wenn du noch tanzen willst, Kindchen, ich bleibe gern noch hier“, sagte dieser.

„Nein, nein, Onkel, bringe mich nach Hause.“

„Was hast du denn?“ fragte er und blickte ihr aufmerksam in das Gesicht, das von einer der Lampen hell erleuchtet wurde. „Wie siehst du denn aus?“

„Mir ist elend zumute, Onkel Doktor, sehr elend!“

(Schluß folgt.)

Die Verdeutschung der englischen Sprache.

Die Zeit der Reformation war eine Zeit regen Gedankenaustausches und fleißigen Wechselverkehrs zwischen Deutschland und England. Die Reformation war ja auch von einem gewissen Gesichtspunkte aus eine Schilderhebung des dem Kindesalter entwachsenen Germanentums gegen wälsche Bevormundung und wälschen Übermut, und es kann niemanden verwundern, daß diese Befehdung des gemeinsamen Feindes die Brüder des deutschen Stammes für eine kurze Zeit wenigstens mit innigeren Banden aneinander knüpfte. Wer eine der älteren englischen Bibliotheken, zum Beispiel die Kollegialbibliotheken von Oxford und Cambridge, durchmustert hat, der hat sich gewiß erfreut an der reichen Fülle von deutschen Werken aus der Reformationsperiode, welche dort in altertümlichen englischen Übersetzungen vertreten sind. Besonderer Beliebtheit scheinen sich Sebastian Brants Narrenschiff (Ye Schyppe of Fools) und Luthers Tischgespräche erfreut zu haben.

Leider geriet dieser Gedankenverkehr, der bei längerer Fortdauer für beide Nationen von so großem Segen hätte sein können, nur zu bald in völliges Stocken. Der dreißigjährige Krieg fegte über Deutschland dahin, und für mehr als ein Jahrhundert lag es wie an Leib und Seele gebrochen da. Die französischen Sympathieen der Stuarts führten einen Anschluß an Frankreich in der englischen Litteratur herbei. Auch nachdem die politischen Beziehungen der beiden Länder sich längst wieder feindselig gestaltet hatten, behauptete sich noch der französische Einfluß in der Sprache und Poesie. Gegen das Ende des vor. Jahrh. hatten selbst feingebildete Engländer keine Ahnung von dem mächtigen Erblühen der deutschen Litteratur.

Es war wieder der gemeinsame Haß gegen Frankreich und der gemeinsame Kampf gegen wälschen Übermut, welcher die beiden Völker zusammenbrachte. Von der Zeit der gemeinschaftlichen Niederwerfung Napoleons an beginnt das englische Vorurteil gegen deutsches Wesen sich zu heben. Dieses Vorurteil war, und ist zum Teil noch, auf vollständiger Unwissenheit und totaler Unkenntnis deutscher Verhältnisse begründet. Es war aber auch genährt und bestärkt worden durch die hannöversche Favoritenwirtschaft der ersten welfischen Beherrscher Englands.

Aber, wie gesagt, das Blatt begann sich jetzt zu wenden. Deutschland hatte jetzt wieder etwas zu geben, und es gab mit vollen Händen. Der Schwerpunkt europäischer Litteratur, Wissenschaft und Philosophie verlegte sich wie durch einen plötzlichen Zauberschlag nach Deutschland. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts gründeten in England Sir Walter Scott, Wordsworth, Coleridge und Shelley eine neue Dichterschule, welche von dem Gekünstelten der französischen Manier zur Einfalt der Natur zurückkehrte. Alle diese Männer hatten sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten, waren mit der deutschen Sprache wohlvertraut und blickten mit Liebe und Begeisterung zu Goethe und den deutschen philosophischen Denkern empor. Der deutsche Geist und die deutsche Denkart, welche sie in Deutschland eingesogen hatten, war der Grund ihrer Macht und ihres Erfolges. Und ihr Erfolg war ein großartiger. Sie führten eine vollständige Umwälzung in der englischen Geisteswelt herbei. Aber der größte Vertreter des Deutschtums in der englischen Litteratur ist noch nicht genannt worden. Thomas Carlyle war mehr als ein bloßer Bahnbrecher. Bei ihm war bewußte Kraft und bewußte Absicht, was bei jenen mehr oder minder unbewußter Antrieb gewesen war. Goethe und Jean Paul waren die großen Meister, zu deren Füßen er am liebsten saß. Aber er hatte ein wunderbar inniges Verständnis für jede Form des deutschen Geisteslebens und hat es mit mächtiger Kraft und Klarheit seinen Landsleuten zu vermitteln gewußt.

Man kann wohl sagen, daß innerhalb der letzten fünfzig Jahre kein wirklich wertvolles Buch in England geschrieben worden ist, dessen Verfasser nicht der deutschen Sprache mächtig gewesen wäre, oder doch auf andere Weise mittelbar oder unmittelbar unter deutschem Einflusse gestanden hätte. Allerdings ist das Deutschtum gebildeter Briten nicht immer ein bewußtes. Sie würden sich sehr sträuben, es zuzugeben. Aber es ist dennoch unverkennbar. Man öffne irgend ein tüchtiges theologisches, naturwissenschaftliches, philosophisches oder philologisches Werk in englischer Sprache. Die Einleitung und die Anmerkungen wimmeln von deutschen Namen. Man sehe sich ein Verzeichnis der Bücher an, deren Lektüre der studierenden Jugend von Oxford und Cambridge vorgeschrieben ist. Zum mindesten die Hälfte davon sind in deutscher Sprache, und man könnte ohne große Schwierigkeit noch eine Anzahl mehr auf deutsche Quellen zurückleiten. Die deutsche Sprache wird ein immer wichtigerer Unterrichtsgegenstand auf den englischen Schulen. Hunderte von jungen Engländern gehen jeden Sommer während der langen Universitätsferien an den Rhein, nur um deutsch zu lernen.

Immer deutlicher erkennt man als Wahrheit das, was die Koryphäen englischer Pädagogik (unter denen besonders der Dichter Matthew Arnold und der Orientale Renouf zu nennen sind) jahrelang gepredigt haben, und was erst kürzlich wieder der Bischof von Chester bei der Prämienverteilung an einer der großen Public Schools klar und offen aussprach: „Der deutschen Sprache gehört die Zukunft. Während der nächsten fünfzig Jahre wird niemand auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen können, der dieser Sprache nicht mächtig ist. Alle starken, rüstigen Schwimmer im Strome modernen Kulturlebens werden sich in Deutschland ausrüsten müssen. Das Französische ist nicht unerläßlich. Aber die deutsche Sprache und Litteratur wird keiner ungestraft vernachlässigen können."

Es läßt sich wohl denken, daß dieses fleißige Studieren der deutschen Schriftsteller einen starken Einfluß auf die englische Sprachbildung ausgeübt haben muß. Schon im Jahre 1843 sprach Macaulay, der bekanntlich den Deutschen nicht besonders hold war, von dem „halbdeutschen Kauderwälsch der Gegenwart." Wie das Deutsche mit vielfachen französischen Elementen versetzt ist, deren sich der Purist umsonst zu erwehren sucht, weil sie schon teilweise in das Leben und Blut der Sprache übergegangen sind, so gewinnt das deutsche Element immermehr die Oberhand in der englischen Sprache.

Wenn nach jahrhundertelanger Entfremdung ein Volk dem andern wieder nahe tritt, so wird der dadurch bedingte lebhafte Ideenaustausch zugleich mit einem regen Austausch von Worten und idiomatischen Redewendungen verbunden sein, und zwar wird dieser Austausch in einem gewissen Verhältnis zu dem Grad der bisherigen Entfremdung und nationalen Verschiedenheit stehen. Wenn ein Volk einen gewissen Begriff nicht hat, so hat es ja auch kein Wort dafür, und natürlich wird es von der Nation, von welcher es den Begriff erhält, auch das Wort entlehnen. Die deutschen Fremdwörter im Englischen deuten auf die geistigen Gebiete hin, in deren Umkreise England durch den Verkehr mit Deutschland bereichert worden ist. Am tiefsten sind wohl die deutschen Märchen, besonders die Grimmsche Sammlung, in das englische Volk eingedrungen. Auch das deutsche Volkslied hat sich in gebildeten Kreisen viele Verehrer gewonnen. Aus diesen Umständen erklärt sich die große Anzahl von deutschen Lehnwörtern auf diesen Gebieten, zum Beispiel: volkslied, märchen, saga, minnesinger, werewolf, fay (Fee), nixie (Nixe), heimweh, gemüt. Das Wort flugelman, welches auch fugleman geschrieben und ausgesprochen wird, ferner kriegspiel, pickelhaube (oft picklehaube geschrieben), landwehr und landsturm mögen als Vertreter einer großen Anzahl militärischer Lehnwörter dienen. Auf dem Gebiete der Pädagogik sind kindergarten und fraulein (der stehende Appellativname deutscher Gouvernanten) fest eingebürgert. Das unter die Aegide der englischen Orthographie genommene lagerbeer verzeichnet die Kultursiege und das erobernde Vordringen des deutschen Gebräues, welches immer mehr das schwere englische Bier verdrängt und für die Sache der Mäßigkeit mehr thut, als alle Temperenzlervereine und Blue Ribbon-Armeen zusammengenommen. Die allgemein verstandenen Ausdrücke „Kulturkampf" und „nach Canossa gehen" bezeugen, mit wie kräftigen Schwingen die geflügelten Worte des Fürsten Bismarck ausgerüstet sind. Endlich hat auch die wissenschaftliche Mineralogie in England einen unverkennbar deutschen Ursprung. Wörter wie quartz, schaalstein, schieferspar, feldspar, kupfernickel haben für deutsche Ohren einen heimischen und vertrauten Klang. Unter anderen deutschen Wörtern, die sich in neuerer Zeit das englische Bürgerrecht erworben haben, und, wie leider fast alle deutschen, welche dies thun, in der äußeren Form verenglischt sind, sind noch zu nennen: steinbock, rotheln (Rötheln), mangelwurzel (Mangold), meerschaum (mirsch'm), doubleganger (Doppelgänger), kohlrabi, sourcrout (Sauerkraut), dachshund, edelweiss, to yodel (jodeln), to loaf (laufen — umherschlendern), waltz (Walzer), Schottsche und leider auch — schnaps.

Die englische Sprache hat die Eigentümlichkeit, daß sie fast gleichmäßig aus germanisch-angelsächsischen und französisch-normannischen Elementen zusammengesetzt ist. Wie Professor Max Müller zur Genüge nachweist, sind die grammatischen Gesetze der Sprache durchaus germanisch, d. h. deutsch geblieben. Durch deutschen Einfluß hat aber nun auch das angelsächsische Element im Wörterbuche ein bedeutendes Übergewicht über das französische Element erhalten. Man vergleiche nur die Sprache Tennysons mit der Ausdrucksweise der englischen Dichter des vorigen Jahrhunderts, und man wird verstehen, welch ein bedeutender Umschwung im Sprachgefühl sich in der Zwischenzeit vollzogen hat. Im poetischen Stile Tennysons findet man eine fast sentimentale Vorliebe für Ausdrücke angelsächsischen Ursprunges, und oft ist eine Stelle kaum verständlich, weil das allgemein gebräuchliche Wort wälscher Herkunft einem altertümlichen sächsischen Ausdruck seinen Platz hat einräumen müssen. Die Dichtersprache zeichnet sich durch eine starke germanische Färbung aus, und viele mit Wilhelm dem Eroberer eingedrungene Wörter sind wenigstens in der Lyrik und in der schwunghaften Poesie auf das strengste verpönt.

Dieser germanische Zug des Sprachgefühls geht so weit, daß sogar einige dem Deutschen nachgebildete Wörter den bisher allein gebräuchlichen Ausdruck lateinischer Abkunft fast gänzlich verdrängt haben. Noch vor dreißig Jahren war das Wort manual der alleingültige Ausdruck für unser deutsches „Handbuch"; jetzt vermag es sich kaum noch gegen das nach deutschem Muster gebildete hand-book zu behaupten. Für diese Bereicherung ihres Sprachschatzes sind die Engländer vielleicht dem „roten Bädeker" zu Danke verpflichtet. Wo ferner der Brite früher nur von seiner native country sprach, da singt und sagt er jetzt von seinem himmlischen Fatherland (Vaterland). The Fatherland (das Vaterland) hat aber eine ganz bestimmte Beziehung auf Deutschland: the poets of the Fatherland (die Dichter des Vaterlandes) sind die Bürger des deutschen Parnassus. Im Anschluß an das Deutsche sind auch feeler (Fühler), guest-friend (Gastfreund), und Staff General (Generalstab) gebildet. Ein fortwährendes und eingehendes Studium der deutschen Philosophen

von Kant und Hegel bis zu Hartmann, Schopenhauer und besonders auch dem Göttinger Professor Lotze, hat die englische Gelehrtensprache um viele neue Bildungen bereichert. Begriff und anschauung sind ganz einfach aus dem Deutschen herübergenommen. Die meisten Bezeichnungen philosophischer Begriffe sind aber wörtlich aus dem Deutschen übersetzt. Englische philosophische Abhandlungen der Gegenwart wimmeln von früher ganz unerhörten und für das Sprachgefühl manchmal ganz haarsträubenden Wortbildungen; doch würde es schwer halten, dem deutschen Leser das Haarsträubende daran klar zu machen.

Auch im neueren englischen Satzbau und in der Grammatik ließen sich deutsche Elemente nachweisen, so z. B. ein viel häufigerer Gebrauch der sächsischen Genitivform anstatt der französischen (my father's anstatt of my father). Dies läßt sich schon aus der oben angeführten ingrimmigen Bemerkung Macaulays über „das halbdeutsche Kauderwälsch der Gegenwart (half-German jargon of the present day)“ schließen. Macaulay war selbst der letzte Vertreter des reinenglisch-klassischen Stils und hatte ein feines Ohr für jede, auch nur die geringste Neuerung, ja sogar für jede Abweichung vom klassischen Silbenfall, und darum darf sein mit dem größten Widerstreben abgegebenes Zeugnis mit besonderem Vertrauen aufgenommen werden. Wenn es sich um deutsche Satzbildung im Englischen handelt, so wird denen, welche sich viel mit englischer Litteratur beschäftigt haben, sogleich der Name Carlyle in den Sinn kommen. Dies ist allerdings ein extremer Fall; denn Carlyle war ein glühender Verehrer Jean Pauls, und scheint mit Vorliebe den unbändigen Stil desselben nachgeahmt zu haben. Aber deutsche Satzbildung und deutsches Idiom finden sich im englischen Stile auch da, wo sie der deutsche Leser nicht vermutet.

In dieser Thatsache kann für England nichts Demütigendes liegen. Es ist ein gewaltiger Fortschritt für ein Inselvolk, welches lange Zeit eine nur zu große Neigung zur Selbstgenügsamkeit an den Tag gelegt hat, wenn es sich erst wieder mit liebendem Verständnis in das Kulturleben eines andern Volkes zu versenken anfängt. Wir Deutschen haben das ja England gegenüber schon längst gethan und haben ihm viel, sehr viel zu verdanken. Aus diesem Grunde können wir uns ohne jede Selbstüberhebung aufrichtig freuen, wenn die Reihe des Gebens wieder an uns kommt, und wenn durch deutschen Einfluß ein Brudervolk sich vom Banne des Wälschtums freimacht und wieder in germanische Bahnen einlenkt.

B. A. Schleicher.

Am Familientisch.

Ein Zweikampf auf Leben und Tod.

(Zu dem Bilde auf S. 805.)

Der Zweikampf, den uns Max Volkhart in seinem stimmungsvollen Bilde vorführt, ist jedenfalls sehr ernster Natur. Darauf deutet die Uhr in der Hand des Unparteiischen, darauf läßt die Spannung schließen, mit der die Sekundanten und Zeugen dem Vorgang zusehen. Nur der alte Turm blickt gleichgültig auf die Duellanten herab, denn sie sind nicht die ersten, die er hier ihre Händel ausfechten sah. Vor ihnen kamen Männer in prächtiger spanischer Tracht, die solche mit Allongeperücken und andere mit Zöpfen ablösten, und Leute im Frack und mit dem Cylinder werden ihnen folgen. Die Trachten wechseln und die Generationen, die sich ihrer bedienen, die Menschen aber und ihre Leidenschaften bleiben immer dieselben.

Max Volkhart ist unseren Lesern kein Fremder. Wir veröffentlichten bereits von ihm: „Bischof Egon von Fürstenberg empfängt Ludwig XIV“ (XIII. S. 600); „Zwerg Nase“ (XV. S. 165); „Flotte in Sicht“ (XVII. S. 164), lauter prächtige, höchst ansprechende Bilder.

Ein Dichterbuch für den Salon.

Kein Salontisch darf heutigen Tages ohne den Schmuck einiger prächtig gebundener und schön illustrierter Bücher sein. Die Sitte — oder besser Mode — ist nur zu loben. Sie hilft dem Wartenden, wie den sprechmüden Gästen, die Zeit auf gute Weise vertreiben und veranlaßt auch die Salonbesitzer zu mancher Lektüre, die sie sonst vielleicht nicht gewählt haben würden. Vor allem gehört ein Dichterbuch auf den Salontisch, und da wüßten wir kaum ein äußerlich und innerlich schöneres zu nennen, als Ludwig Bunds „Lieder der Heimat“*), die einen großen und verdienten Erfolg bereits gehabt haben. Der gegenwärtig vorbereiteten achten Auflage sind die beiden stimmungsvollen Waldbilder von C. Kröner auf S. 812 und 813 entnommen. Sie werden unseren Lesern zeigen, wie meisterhaft die mit feinem Geschmack ausgewählten Gedichte illustriert sind. In der That haben sich die hervorragendsten Künstler der Gegenwart, namentlich die Düsseldorfer (Achenbach, Camphausen, Deiker, Ph. Grotjohann, Vautier), aber auch zahlreiche Vertreter anderer Schulen (C. Piloty, G. Richter, P. Thumann, A. v. Werner, K. T. Lessing, H. Knackfuß 2c.), im ganzen etwa 70, vereint, um den hervorragendsten Dichtern der neueren und neuesten Zeit — von Goethe und Schiller bis auf Baumbach, Dahn, Gerok, Hamerling, Scheffel — das Geleit zu geben. Wir wollen dabei nicht leugnen, daß auch manches mittelmäßige Gedicht und mancher unbedeutende Dichter sich eingeschlichen hat, was aber bei der Art des Buches nichts ausmacht, aus dem man doch nur hie und da sich an dieses und jenes Gedicht erinnern lassen und sehen will, wie die Kunst es aufgefaßt und gewissermaßen kommentiert hat. Die Ausstattung des auf Chamoispapier gedruckten Werkes ist eine würdige und im besten Sinne vornehme. Kurz: ein Werk trotz seiner Buntheit und Mannigfaltigkeit aus einem Guß, das auch dem elegantesten Salon zur Zierde gereichen wird.

R. K.

*) Lieder der Heimat. Eine Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Bilderschmucke deutscher Kunst. Herausgegeben von Ludwig Bund. Achte Auflage. Mit ca. 270 Holzschnitt-Illustrationen und sechs farbigen Bildern nach Allwine Schrödter und Professor C. Scheuren. In Prachtband mit Goldschnitt gebunden. 15 Mark. Verlag von Julius Baedeker in Iserlohn.

Die Cyklone.

Um den Verlust der Korvette „Augusta“, die mit über zweihundert braven deutschen Seeleuten im indischen Meere einem Cyklon oder Wirbelsturm zum Opfer gefallen ist, trauert die ganze Nation. Die „Augusta“, daran möge hier erinnert werden, ist das zweite deutsche Schiff, welches von jenem „Schrecken der Meere“ mit Mann und Maus hinab auf den Grund des Ozeans gewirbelt wurde, denn bereits im September 1860 ist der Schoner „Frauenlob“ der jungen — damals noch preußischen — Flotte spurlos von einem Cyklon vernichtet worden. Es möge daher gestattet sein, kurz einige Nachrichten über diese entsetzlichen Stürme zu geben.

Die Geschwindigkeit der Winde ist sehr verschieden. Ein Wind, dessen Geschwindigkeit nur einen Meter in der Sekunde beträgt, ist kaum merklich und einen doppelt so schnellen finden wir angenehm; mit zwanzig Meter in der Sekunde nennen wir ihn heftig, und geht er über diese Grenze hinaus, dann bezeichnet man ihn als Sturm. Die stärksten Stürme, deren Geschwindigkeit bis fünfzig Meter in der Sekunde (siebenunddreißig deutsche Meilen in der Stunde) beträgt, werden mit dem Namen Orkane bezeichnet. Ihre mechanische Gewalt ist etwa vergleichbar mit dem Drucke von fünfzig Pfund auf eine Oberfläche von einem Quadratfuß. Furchtbar sind die Verheerungen der Stürme auf dem Lande, am furchtbarsten sind sie in der heißen Zone, wo sie, wie in Westindien und den ostasiatischen Meeren, als Wirbel auftreten.

Die westindischen Wirbelstürme oder Hurrikans schreiten in der Richtung von Südost nach Nordwest vor; auf der südlichen Halbkugel ist die Richtung der Sturmwirbel die entgegengesetzte. Innerhalb der heißen Zone geht das Minimum des Luftdrucks in der Richtung von Nordost nach Südwest voran, biegt aber beim Übergang in die südliche gemäßigte Zone in die nordwestliche Richtung um. Die unter dem Namen der Teufune in den chinesischen Meeren bekannten Stürme endlich schreiten von Osten nach Westen vor.

Eine charakteristische Erscheinung bei den tropischen Cyklonen ist die Windstille im Mittelpunkte des Sturmes, und dieses wirbelstille Zentrum kann bis zu fünf Meilen im Durchmesser groß sein. Die Erkenntnis der Gesetze der Wirbelstürme ist natürlich für die Schiffahrt von hoher praktischer Bedeutung. Aus dem Fallen des Barometers und der Art, in welcher sich die Windrichtung ändert, erkennt der Seefahrer, welchem Teile des Sturmfeldes er sich nähert und in welcher Richtung ungefähr das böse Element liegt.

Der chinesische Name Teufun, von den Engländern Typhon geschrieben, bedeutet Mutter der Winde. Vor vierzig Jahren noch wußte die Seefahrt kein Mittel diesem schrecklichen Feinde zu entgehen oder, wenn ein Schiff von ihm überrascht wurde, wenigstens das Zentrum des Wirbelsturmes zu vermeiden. Dem englischen Oberst Reid gebührt der Ruhm, durch Auffindung dieses Mittels der Schiffahrt einen sehr großen Dienst erwiesen zu haben, für den ihm jeder Seemann zu Dank verpflichtet sein muß. Er zeigte die Gesetze, denen die Wirbelstürme unterliegen und wie das Schiff im Cyklon steuern muß — freilich auch nicht immer mit Erfolg. Öfter werden Schiffe von Teufunen, namentlich von solchen, die kleinen Durchmesser haben und urplötzlich erscheinen, an Stellen überrascht, wo Land oder Klippen ihnen das Fortlaufen verbieten. Dann ist freilich nichts anderes zu machen, als das Schiff auf der richtigen Seite unter den Wind zu bringen, um wenigstens sich soweit als möglich vom Zentrum des Sturmes zu entfernen. Damit ist menschlicher Macht die Grenze gezogen und das Schiff der Gnade Gottes überlassen.

Der Art war der Wirbelsturm, welcher im September 1860 die Dampffregatte „Arkona“ und den Schoner „Frauenlob“ auf ihrem Wege nach Japan betraf. Admiral Werner, der damals das Transportschiff „Elbe“ führte, berichtet darüber folgendermaßen: die Arkona hatte den Schoner im Schlepptau und befand sich bereits nahe vor der Bucht von Jedo, als plötzlich ein schrecklicher Teufun mit kleinem Durchmesser über die Schiffe hereinbrach, die wegen der gefährlichen Nähe des Landes nicht entrinnen, sondern nur klein beidrehen konnten. Der Sturm begann morgens vier Uhr, erreichte seinen Höhepunkt gegen Mittag und war nachmittags vier Uhr ganz vorbei. Die „Arkona“ hatte sehr gelitten, sie hatte mehrere Stunden auf der Seite gelegen und nur dadurch ihre Masten behalten, daß es ihr endlich mit Hilfe der Maschine gelang, den Wind von der andern Seite zu erhalten. Der arme Schoner dagegen war ver-

loren und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich hat ihn eine der furchtbaren Seeen, die in den Teufunen regelmäßig von allen Seiten laufen und zehn Meter und darüber pyramidal in die Höhe steigen, mit ihrem Zusammenbrechen erdrückt und in die Tiefe gezogen, ein schmerzliches Opfer, das die Expedition den Elementen zu bringen hatte. Zweiundvierzig Menschen, darunter sechs Offiziere und Beamte, kamen dabei um.

Gesundheitsrat.

A. M. in K. Sie wollen wissen, was es mit der „Abfallseife“ auf sich hat und ob dieselbe „wirklich die Hände so rauh und rot und spröde macht, wie viele sagen.“ Es thut uns leid, von Ihrem Liebling — denn das scheint die Abfallseife nach Ihrem Brief zu sein — so wenig Rühmliches berichten zu können. Der Titel „Abfallseife“ dient nämlich nur als Aushängeschild für eine schlechte Seife. Es mag ja vorkommen, daß auch einmal bessere wegen Alter, Farbe oder aus einem anderen Grunde zurückgesetzte Seife als „Abfallseife“ verkauft wird, aber die Seifen, welche erst fabriziert werden, um als Abfallseife verkauft zu werden, gehören nach den zur Verwendung gelangten Materialien, nach der Art der Herstellung, nach ihren Eigenschaften zu dem Miserabelsten, was man sich denken kann, genug, in des Wortes verwegenster Bedeutung zum „Abfall“. Kein Seifenname entspricht so sehr den thatsächlichen Verhältnissen wie dieser. Jeder Preis — und mag das Pfund noch so billig sein — ist für die Abfallseife zu hoch, im Gebrauch ist sie doch teurer als gute (wegen ihres großen Gehaltes an Wasser), und so schädlich für die Haut wie sie ist so leicht keine andere Toiletteseife (wegen ihres großen Gehaltes an freiem Ätznatron oder Soda). Der Name „Abfallseife“ ist gewählt als Lockspeise für die sparsame Hausfrau; der Fabrikant kennt ihre Schwäche: sie kauft so gern eine Ware unter dem Preis.

G. B. in Soblen. Zu welcher Gattung der Pilze gehört der in neuerer Zeit bekannt gewordene, zur Bereitung des Kephir-Kumys verwandte Kephir-Pilz?

Kumys und Kephir stellen zwei verschiedene gegorene Getränke aus Milch dar, und zwar wird das erste vorzugsweise aus Stutenmilch, der Kephir aus Kuhmilch hergestellt. Die Fermente, durch welche die Kephir- resp. Kumysgärung eingeleitet wird, sind aber nicht eine Pilzart, sondern deren mehrere. Die Kephirgärung der Milch wird angeregt durch die sogenannten „Kephirknollen“, in denen außer dem Pilz der Milchsäuregärung noch zwei andere noch nicht genauer bekannte Arten von „Pilz“ vorhanden und für die charakteristische Umwandlung der Milch unerläßlich sind. Diese Kephirknollen sind sehr schwer zu erhalten, weil die mohammedanischen Einwohner der Kaukasusländer dieselben mit dem größten Argwohn gegen Fremde behüten, denn „des Tages, wo die Kephirknollen, ein Geschenk Mohammeds, des Propheten selbst, in die Hände der Ungläubigen kämen, so geht die Sage, würden sie ihre altbewährte geheimnißvolle Kraft einbüßen.“

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von C. A. Schmitt.

WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Bilderrätsel.

le

3.

		E		
		E		
K	U	?	H	I
		R		
		R		
		R		

Die Buchstaben in dem Kreuze lassen sich so umstellen, daß die senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, ein Herrscherhaus, die wagerechte Reihe, von links nach rechts gelesen, eine Armee bezeichnet. Ersetzt man das Fragezeichen durch einen Buchstaben, so nennt die eine der beiden Reihen eine Abteilung, die andere einen einfachen Apparat.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

1.

Ein Knabe hütete Schafe und Gänse, seine Schafe hatten zusammen ebensoviel Füße als seine Gänse zusammen. Wäre die Anzahl der Schafe um dreizehn größer und die Anzahl der Gänse um sechs kleiner gewesen, so hätten die Schafe zusammen dreimal so viel Füße gehabt als die Gänse zusammen.

Wieviel Schafe und wieviel Gänse hütete der Knabe?

2.

1. Edam. 2. Rinde. 3. Garde. 4. Tibet.
5. Ares. 6. Meisen. 7. Tadel. 8. Stern.
9. Traun. 10. Ampel. 11. Niere. 12. Schiene.
13. Sirach. 14. Nester. 15. Altona. 16. Borneo.
17. Odem. 18. Seil. 19. Galen. 20. Kain.

Aus jedem der obigen zwanzig Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein anderes bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen zwanzig Wörter (in derselben Reihenfolge) ergeben den Titel eines Dramas von Schiller.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 50.

Damespielaufgabe.

1. f4 — g5	1. h6 — f4
2. c5 — d6	2. D c7 — e5
3. f2 — e3	3. f4 — d2
4. D e1 — h8 gewinnt.	

Bilderrätsel:
Dreiklassen-Wahlsystem.

1. 24 000 Mark.

2. Scharfsinn.

3. Ruf.

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Fortsetzung. Geschichtliche Erzählung von Hans Hillna. — Ein Blick auf die Sonne. Von Dr. Klein. — Friedrich-Wilhelmshafen. Von Dr. Harry Koenig, Arzt an Bord S. M. S. „Elisabeth“. Mit Illustration. — Die Reise nach Rothenburg. Fortsetzung. Novellette von M. v. Reichenbach. — Die Verdeutschung der englischen Sprache. Von B. A. Schleicher. — Am Familientisch: Ein Zweikampf auf Leben und Tod. Zu dem Bilde von M. Volkhart. — Ein Dichterbuch für den Salon. Zu den Bildern von Ch. Kröner. — Die Cyklone. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. September 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1884 bis dahin 1885. 1885. № 52.

Der Schatz des Fräuleins von Itzleben.

Erzählung aus den ersten Friedensjahren nach dem dreißigjährigen Kriege von Hans Hillna.

(Schluß.)

XII.

„Der gute Vater! Wie er für dich gesorgt hat", sagte am andern Morgen Frau von Itzleben gerührt zu ihrer Tochter, als sie beide in behaglicher Ruhe, wie seit lange nicht, ihr Morgensüpplein aßen.

„Nun sind wir den Bürgermeister los", frohlockte Katharine. „Er ist abgefunden, und wir haben noch eine kleine Summe übrig. Da kaufst du dir nun ein neues Kleid, Mutter. Ich nähe das alte nicht wieder zusammen. Dem Herrn von Rothenbein möchte ich auch gern etwas schenken. Wir sind's ihm schuldig und er wird's brauchen können."

„Hast recht, mein Kind", antwortete die Mutter. „Er hat sich treu unserer Sache angenommen, obschon wir ihm noch keinen Pfennig des ausbedungenen Lohns auszahlen konnten. Gib ihm zehn Dukaten. Es ist drückend, einem fremden Manne verpflichtet zu sein."

Sofort machte sich Katharine mit kindlicher Geschäftigkeit daran, die schönsten Dukaten für Rothenbein auszusuchen, und sie wählte Hamburger und Holländische, welche gewappnete Männer auf dem Gepräge zeigten. „Das paßt am besten für ihn", sprach sie lachend. „Ich lege die Goldstücke wie eine Bescherung um seinen Teller herum."

Sie war ganz glücklich in dem Gedanken an die freudige Überraschung, welche Rothenbein beim Anblick des Geschenkes haben würde. Ein erstauntes Gesicht machte Rothenbein allerdings, als er zum Mittagessen kam und neben seinem Teller die in Schlachtordnung aufgestellten Ritterbilder fand, aber ein vergnügtes Gesicht war es nicht. Mit welcher Freude hatte er der Familie von Itzleben geholfen, wie hatte er sich so mit ganzer Seele ihrer Angelegenheit angenommen; und nun wirkte diese Lohnauszahlung auf ihn wie ein Guß kalten Wassers. Wenn er daran dachte, wie notwendig er das Geld im Grunde brauchte, kam ihm die Armseligkeit seiner Lage auf einmal wieder deutlich zum Bewußtsein. Hastig schob er darum das Geld zur Seite.

„Wollt Ihr die Dukaten nicht haben?" fragte Katharine, der bei dem sonderbaren Benehmen des Leutnants Thränen in die Augen traten.

„Das Geld ist von Eurem Heiratsgut", antwortete Rothenbein finster. „Wie soll ich davon auch nur einen roten Heller nehmen!" — „Nehmt's nur getrost. Ihr habt's um uns gar wohl verdient. Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert", meinte Frau von Itzleben wohlwollend, indem sie keine Ahnung davon hatte, wie wehe sie mit diesem Gemeinplatze dem anderen that.

Grimmig entgegnete er: „Ja man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden! Indes erst wenn die Ernte verkauft ist, werde ich meinen Lohn mir erbitten."

„Ach, Herr von Rothenbein, warum weiset Ihr meine kleine Gabe zurück?" sagte Katharine schüchtern und sah ihn bittend mit ihren von Thränen glänzenden Augen an. „Ich hatte mich so sehr gefreut, Euch etwas schenken zu können."

Rothenbein sah sie forschend an, und seine Mienen verklärten sich etwas. Bitter lächelnd steckte er die Dukaten ein, indem er sagte: „Quis resistet tot armatis!"

„Was meint Ihr damit?" fragte die gnädige Frau verwundert. Doch statt des Gefragten antwortete Pfarrer Taube: „Er gedenket jenes untreuen Beamten, der zu seiner Entschuldigung dieses Wort gebrauchte, zu deutsch: ‚Wer widerstehet so vielen Gewappneten'; inmaßen der Anblick der Goldstücke mit dem schönen Gepräge der gewappneten Männer alle seine Bedenken aus dem Felde geschlagen hatte. Doch glaube ich, Bruderherz, dich haben jetzo nicht die Sporen und Schwerter der goldnen Reiter besiegt, sondern die spitzen Pfeile aus Cupidinis Köcher."

Rothenbein warf dem Freunde einen unwilligen Blick zu, Katharine errötete und die gnädige Frau schaute erstaunt fragend den Redenden an.

Dieser aber ging ganz unbefangen zu einem andern Thema über: „In der Schätzung solcher Geldsorten", sagte er gelassen, „birgt sich leicht ein subtiler Geiz. Es ist ein schön Gepräge nichts anderes als eine starke Klammer und festes Band, damit sich uns der Pfennig ans Herz befestigt und dieses also gegen den Notleidenden und Dürftigen desto sicherer verschlossen wird."

Man redete noch dies und jenes, ohne recht bei der Sache zu sein, und in Verstimmung trennten sich die Tischgenossen.

„Bruderherz, du kannst nun einziehen hier ins Pfarrhaus", sprach Rothenbein mürrisch zu Taube, als beide nach Tisch dort eingetreten waren. „Ich werde dir Platz machen."

„Wo willst du hinziehen?" fragte jener erstaunt. „Jetzt kannst du noch nicht auf dem Schlosse wohnen, und ein anderes Haus findest du nicht im Dorfe, das dir genügen könnte."

„Ich nehme den Wanderstab in die Hand und suche mir einen anderen Ort, wo mir es vergönnt ist, mein Brot in Frieden zu essen", sagte Rothenbein seufzend. „Hier ist mein Werk gethan. Nun können sie ohne mich fertig werden."

„Das glaube nicht", antwortete Taube. „Die gnädige Frau sagte zu mir noch gestern, sie sei willens, nun mit deiner Hilfe die Bewirtschaftung des Gutes noch ganz anders in die Hand zu nehmen, da sie jetzt frei aufatmen kann. Sie weiß recht wohl, daß sie alles nur dir verdankt."

„Wer in dieser Welt auf Dank rechnet, der ist mit seinem Exempel zu Ende, ehe er noch recht zu rechnen begonnen hat", versetzte Rothenbein mit selbstquälender Beharrlichkeit. „Ich könnte ihnen einst im Wege stehen, darum will ich weichen, ehe sie's verlangen. Bruderherz, du mußt wissen, die Gewappneten auf den Dukaten haben mir wie mit Pfriemen ins Herz gestochen. Wer sich sobald mit Geld abfinden kann, der will auch nicht lange an seinen Dank gedenken. Ich gehe und schlage mir alles aus dem Sinn. Kurze Thorheiten und kleine Hosen sind die besten!"

„Bruderherz, dein Herz ist bitter wie der Quell zu Jericho", mahnte der Pfarrer mit sanfter Überlegenheit. „Wie dies böse Wasser das ganze Land unfruchtbar machte, so verderben bittere Gedanken verständige Entschlüsse. Wie kann dein Herz von lauter Galle erfüllt sein, weil Jungfer Katharine dir eine Freude bereiten wollte?"

„Das ist es, was mich wurmt", grollte Rothenbein. „Sie wollte mir Freude machen, und womit? mit schnödem Golde!"

„O du thörichtes Bruderherz", entgegnete Taube lächelnd, „ist dir's nicht genug, daß das Mädchen an dich denkt und dich gern froh machen will? Verlangst du, sie sollte dir auch ihr Herz mitten unter den Goldstücken beschert haben? Sie braucht dir's nicht erst zu schenken; weißt's ja selbst, daß du's schon hast." — „Mein Seel, wenn ich das sicher wüßte!" stöhnte der andere, indem er erregt im Zimmer auf- und ablief.

„Du bist schon über Jahr und Tag hier und weißt das noch nicht, und ich hab's gesehen gleich am ersten Tage?" sprach Taube in überzeugendem Tone. „Hätte ich sonst gewagt, heute in der Jungfer Gegenwart von Cupidinis Pfeilen zu reden?"

„Bruderherz, Bruderherz! darüber wollte ich dir böse werden", rief Rothenbein und fiel dem Freunde um den Hals. „Hättest du wahr gesehen, so hättest du mein größtes Glück erschaut. Glaube mir, nur Katharinens wegen habe ich mich hier mit ganzer Kraft in die Schanze geworfen. Das Mädchen hat's mir vom ersten Augenblick an angethan. Seit sie mir im Herzen sitzt, denkt mein Haupt ganz andere Gedanken, und diese sind oft besser und frömmer als früher. Aber wie soll ich's wagen, vor sie hinzutreten? Sie ist trotz aller überstandenen Dürftigkeit ein reiches Mädchen, und bei mir heißt's: Junge Soldaten, alte Bettler!"

„In deinem Kopfe steckt ein großes Kapital", tröstete Taube. „Wenn jetzt die Not gewendet und es nach den üblen Kriegsbeschwerden hier wieder besser geht, so sind dies mit Gottes Hilfe schon die ersten Zinsen davon. Bleib hier! Wir wohnen zusammen, es ist für uns beide Raum im Pfarrhause, bis du als mein gestrenger Kirchenpatron einziehst in das Schloß. Habe Geduld, ich will für dich reden."

Am Abend, nachdem Taube allein auf dem Schlosse gewesen war, sprachen die beiden weiter über die wichtige Herzensangelegenheit. „Es ist alles richtig", bestätigte der Pfarrer triumphierend, „das Mädchen hat bitterlich geweint, als ich ihr deinen Weggang vermeldete."

„Und Frau von Itzleben?" fragte Rothenbein gespannt.

„Auch sie zeigte ungeheuchelte Bekümmernis", berichtete Taube. „Als ich mit ihr allein war, habe ich ihr den wahren Grund deines beabsichtigten Fortzuges erraten lassen, worauf sie nachdenklich sagte: ‚Katharine ist ein kluges Mädchen. Was sie will, soll mir recht sein.' Ist das nicht Balsam genug auf deine Herzenswunde?"

„Nein, noch nicht genug", sagte Rothenbein mit einer Zaghaftigkeit, die ihm sonst ganz fremd war. „Was soll ich thun?"

„Das weißt du nicht?" lachte Taube. „Bring flugs deinen Spruch an, und mach der Quälerei ein Ende."

„Ich habe dazu keinen Mut", sagte Rothenbein mit so kläglicher Stimme, daß Taube hell auflachen mußte.

„Was, du, ein so tapferer Haudegen", rief er, „und jetzt auf einmal keinen Mut?"

„Das ist etwas ganz anderes, einem mit dem Degen einen Paragraphum über den Kopf zu geben, daß der rote Saft davon geht", meinte Rothenbein kleinlaut, „als mit einem reichen Mädchen vom Freien reden, wenn man weiter nichts sein eigen nennt, als was man auf dem Leibe trägt." — —

In der That fand der Leutnant keinen Mut, das entscheidende Wort zu reden, so oft der Freund ihm auch die beste Gelegenheit vermittelte, seine Worte bei Katharinen anzubringen. Kam Taube zu den alleingelassenen Liebenden zurück, so hatten diese von Feld und Vieh, von Krieg und Frieden geredet, aber nicht von Liebe und heiraten.

„Der Sache muß ein Ende gemacht werden", dachte Taube, als er sah, wie Katharinens Wangen täglich bleicher und ihre Augen trüber wurden, und wie Rothenbein täglich einen neuen Anlauf nahm und doch von seinem Bedenken immer aufs neue aus dem Felde geschlagen wurde. Da kam ihm ein Ereignis zu Hilfe, das seine wohlwollenden Absichten fördern konnte.

Nach einigen Wochen kam Strohbart zu ihm und meldete mit etwas betrübter Miene die Ankunft von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen. „Das ist also das elfte und zwölfte Kind", meinte Taube. „Eine lange Reihe, guter Freund."

„'s war m'r och vererst nischt dran ilegen", entgegnete der Vater der großen Kinderschar, „awer mine Ohle sahte fer mich, wo zähne allewile satt geworren sin, da wärren och zwälwe nich verhungere, voltgerns in itzigen Friedenszieten."

„Da hat die gute Frau nicht unrecht", sagte Taube. „Viel Kinder, viel Segen. Kinder sind eine Gabe des Herrn. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Bei der Geburt seiner zehn andern Kinder war noch Waffenlärm und Kriegsgeschrei. Dies sind Friedenskinder. Gott segne sie!"

„Un übermorgen will öch tofe lasse", fuhr Strohbart fort, „un ze Gevattern wull öch gerne den Herrn Leitnant un 's gnäd'ge Freilein bitte. 's is mer nich um den Patengroschen, sondern um de Ihre. Awer e Schulmöster, der de Gevatterbriefe schreibe kann, han m'r nöch, un öch getraue mer nöch, de beeden anzesprähe."

„Das will ich gern selbst besorgen", entgegnete Taube bereitwillig, ging sofort aufs Schloß und brachte daselbst seine Rede an.

Die gnädige Frau aber erklärte zu Taubes Erstaunen: „Das kann nicht sein. Katharine kann mit Herrn von Rothenbein nicht zum Taufstein treten. An Katharinens Statt will ich die Patenstelle übernehmen."

„Aber warum, Mutter? warum soll ich nicht mit dem

Herrn Leutnant das Kind aus der Taufe heben?" fragte Katharine mit sichtlicher Bekümmernis.

„Es ist ein Aber dabei", meinte die Mutter lächelnd, und Katharine errötete.

Pfarrer Taube verstand den Sinn nicht, und auch Rothenbein, dem er die sonderbare Äußerung allsogleich mitteilte, wußte keinen Bescheid darüber zu geben. Allerhand Zweifel und Bedenken quälten ihn von neuem, und er fing wieder an, wie in jenen aufregenden Tagen zwecklos umherzulaufen.

So traf er vor der Wiese mit Strohbart zusammen, der ihn nun auf die Patenschaft anredete: „Hat uch onse Herr Pfarrer schonen isäht, daß'r bei meinen Zwillingen met Jungfer Käthchen Gevatter stihe sollt?"

„Ja, ich weiß", antwortete Rothenbein zerstreut. „Aber die gnädige Frau will nicht, daß sie mit mir zusammen des Kindes Pate sein soll, es wäre ein Aber dabei. Was ist das für ein Aber?"

Strohbart schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und sagte: „Frilich, frilich, das giht nöch. Wo kunn öch och so e Schafkopp sin! Brutliete derfen nich mit enanner Gevatter stihe, sonsten gieht de Sache zerück. Des es ene ohle Sache."

Rothenbein ging sinnend weiter, indem er dachte: „Es ist also nicht zu fürchten, daß sie mir den Korb mit großem Schimpf und Gelächter geben wird."

Wer weiß aber, ob er seinen Entschluß, nun das entscheidende Wort zu reden, so bald ausgeführt haben würde, wenn ihm nicht Katharine gerade in den Weg gekommen wäre! Auch sie hatte die innere Unruhe herausgetrieben, und gerade an der Stelle auf der Wiese, wo sie mit dem Kuhhirten Rothbein so oft gelacht und geplaudert hatte, traf sie mit dem Herrn von Rothenbein zusammen.

War es nun die Erinnerung an jene Zeit, war es die Wirkung von Strohbarts Worten, kurz Rothenbein hub in launigem Tone an: „Jungfer, sagt mir, wollt Ihr mich nicht zum Gevatter haben?"

Katharine entgegnete schüchtern: „Nein!"

„Ist's Euch unerwünscht, mit mir an den Taufstein zu treten?" fragte Rothenbein weiter, indem er das Wort Taufstein ganz besonders betonte. — Katharine nickte.

„Wenn aber eine Trauung vorfiele", fragte Rothenbein wieder, und seine Stimme ward unsicher, „wenn Ihr an den Traualtar treten solltet, wäre es Euch unlieb, wenn ich neben Euch stände?" — „Nein, nein, nein", lachte und weinte Katharine durcheinander und fiel dem andern um den Hals. — — —

Die Taufe war vollzogen, die Taufgesellschaft schritt aus der Kirche nach Strohbarts Kate zu. Voran wurden die Kinder getragen, die die Namen Adrian und Katharine empfangen hatten, dann folgte Rothenbein mit Frau von Itzleben, seiner Frau Gevatterin, umschwärmt von Strohbarts Kinderschar. Auf Katharinens Gesicht, die mit Strohbart zuletzt ging, lag eine stille, selige Freude, wenn sie auf die hohe Gestalt Rothenbeins blickte und hörte, wie freundlich die Mutter mit ihm redete. Wenn aber Rothenbein zu dieser, statt 'Frau Gevatterin' zuweilen 'gnädige Frau Schwiegermutter' sagte, dann konnte sie ein fröhliches Lachen nicht unterdrücken.

Nun traten sie in die Kate ein, um der Wöchnerin die als kleine Heiden fortgetragenen Kinder als junge Christen wiederzubringen und den „Brautschatz" der Kinder aufs Wochenbett zu legen. Die Strohbartin wischte sich eine Thräne aus den Augen, dann sagte sie zu Frau von Itzleben und zu Rothenbein: „Och wulle mech och veelmal fer de Ihre bedankt ha." Und zu Katharinen sprach sie: „Ehr kreit einen guten Mann, gnäd'ges Fräulein."

„Das weiß ich!" antwortete Katharine verschämt.

„Un Ehr kreit eine guete Fru, Herr Leutnant", setzte Strohbart hinzu.

„Sie muß sich noch sehr ändern", meinte Frau von Itzleben, „wenn sie einem Manne von Eurem esprit und Eurer hardiesse wert werden will."

„Das weiß ich", sprach Katharine demütig.

„Sie kann so bleiben, wie sie ist", rief Rothenbein freudig dazwischen, indem er die Braut an seine Brust drückte.

* * *

Zu Anfang des nächsten Jahres 1651 sollte die Hochzeit Adrian von Rothenbeins mit Katharine von Itzleben gefeiert werden. Die Brautmutter sorgte sich schon seit Wochen, wie sie diesen Tag mit dem ihrem Hause gebührenden Glanze feiern möchte. Als sie eines Tages kurz vor dem Trautage in Speisekammer und Keller tüchtig herumwirtschaftete und überall selbst Hand anlegte, brach auf einmal Katharine, welche ihr half, in ein herzliches Lachen aus.

„Was hast du schon wieder?" fragte die Mutter verwundert. „Wirst du nie gesetzt werden?"

„Ja, ja", lachte Katharine weiter, „das werde ich schon, wenn ich erst Frau von Rothenbein bin. Ich muß über eine lustige Erinnerung lachen. Weißt du noch, Mutter, wie wir für den Herrn Bürgermeister das leckere Mahl bereiteten? Wenn wir solch' weichen Schinken und solch' duftiges Wildbret auch zu meiner Specksuppe wieder haben könnten, das wäre schön."

„Schweig still, du Närrin", entgegnete die Mutter, welche diese Erinnerung gar nicht lächerlich fand. „Ei, Herr Gott nein, welchem Unglück sind wir entgangen! Wer hätte damals gedacht, daß wir jetzt dein Hochzeitsfest so fröhlich feiern können, mein Käthchen! Auch die Knechte und Mägde sollen einen lustigen Tag haben. Das Erntefest sind wir ihnen doch bis dato schuldig geblieben."

„Draußen ist ein Briefbote mit einem großen Briefe", meldete Ursel, die Magd.

„Mein Gott, es wird doch kein Unglücksbote sein", rief Frau von Itzleben angstvoll.

„Mutter, sei nicht so verzagt", meinte Katharine. „Wir haben jetzt nichts mehr zu fürchten, seit Adrian mein herzliebster Schatz ist!"

Mit vor Erregung zitternder Hand erbrach die gnädige Frau das Siegel und ward erst ruhig, als sie die Unterschrift des Konsistorialrats Thielemann erkannte.

Es war die Antwort auf ihren Brief, in welchem sie dem Konsistorialrat die letzten merkwürdigen Ereignisse in Itzleben mitgeteilt hatte. Mutter und Tochter schauten auf die starken, sicheren Schriftzüge, und daß diese etwas Gutes enthielten, konnte man an den freudigen Gesichtern der Lesenden erkennen.

„Da muß ich gleich meinen Adrian rufen", jubelte Katharine und sprang davon.

„Bring den Herrn Pfarrer mit", rief die Mutter ihr nach.

Mit höchster Spannung vernahmen die beiden Herbeigerufenen die neuesten Nachrichten. Nach den erforderlichen Benachrichtigungen über Bestätigung des Pfarrers Taube wünschte der Konsistorialrat der gnädigen Frau von Herzen Glück zu ihrem Eidam, für den er bei kurfürstlichen Gnaden ein besonderes Hochzeitsgeschenk ausgewirkt hätte. Dazu schrieb er: „Nachdem endlich das Kriegsgeschrei und große Getümmel, so allenthalben geherrschet, aus unserm geliebten Vaterlande gewichen ist, wodurch nicht allein des Landes Gut und Schätze in die Rappuse gegeben waren, sondern auch alle Ordnung zernichtet wurde, und viel ungehorsames und widersetzliches Wesen entstanden ist, als hat unser allergnädigster Landesherr überall von neuem Amtleute, Schöffen und Richter zu verordnen beschlossen, wo solche in den abgewendeten unruhigen Zeiten in Abgang gekommen sind. Sintemal nun des Herrn Adrian von Rothenbein Meriten und Verstand von mir Kurfürstlichen Gnaden wohl rekommandieret sind, soll derselbe für den Itzlebener Kreis als Amtmann ernennet werden, maßen die Bestellung mit Zusicherung eines guten salarii bald folgen wird."

Jubelnd wie ein Kind bei der Christbescherung, umfaßte Katharine den erstaunten Bräutigam und rief lustig: „Amtmann, Amtmann, brauchst du keine Amtsfrau?"

„Daß du mich wegen des Titels nicht lieber hast, mein Käthchen", antwortete jener gerührt, „das weiß ich, aber wegen der gnädigen Frau Mutter bin ich dieser Anstellung nicht gram. Nun mache ich der Frau von Itzleben wohl weniger Unehre."

„I Herr Gott, nein! Ich bin ohne dies schon stolz auf

den Tochtermann“, sagte Katharinens Mutter. „Lest nur noch weiter, was der geistliche Herr schreibt.“

„Ich bin der festen Zuversicht“, hieß es in dem Briefe, „der neue Herr Amtmann wird in seinem Amte redlich handeln, nicht den Weg des Rechtes beugen, sich vor der großen Menge nicht grauen, noch sich einen Zaum ins Maul legen lassen. Aber er wird auch nicht stolzieren in seinem Amte, sondern ein wohlthätig Vaterherz zeigen gegen alle Unterthanen, insonderheit gegen die Notleidenden.“

„Ich will meinen Mund und meine Feder nicht in den Sack stecken“, rief Rothenbein begeistert, „sondern zeigen, daß ich ihm Manns genug bin, der wohl die Klinge kennt, wenn sie vom Leder gezogen ist, und auch vom corpus juris mehr gesehen hat, als nur den Lederband.“

„Wenn du Amtmann bist“, fragte Katharine harmlos, „dann kannst du wohl auch dem Bürgermeister alle Ungerechtigkeit, die er dir zugefügt, vergelten?“

Statt Rothenbeins, der nicht wußte, was er darauf antworten sollte, nahm Taube das Wort und sagte: „Das wird er nicht thun; hat's auch nicht nötig. Der Mann gräbt sich selbst sein Grab, denn Henker mundus ist und bleibt stets das zarte, niedliche Bißlein des Teufels.“

„Hast recht, Bruderherz“, entgegnete Rothenbein. „Der Mann hat zwar ein so weites Gewissen, daß man junge Hunde durchbeuteln könnte; aber seine Kehle ist wohl enger als er denkt, daß er an einem Grätlein plötzlich ersticken kann.“ —

Die Folge gab dem Pfarrer recht. Adrian von Rothenbein war nach seiner Verheiratung mit Katharinen noch nicht lange Amtmann auf dem Schlosse zu Itzleben, da hatten sie im Städtchen einen anderen Bürgermeister. Ungerechtigkeit, Bestechlichkeit und Geiz hatten dem Blasius Prätorius den Hals gebrochen. Nur seiner zahlreichen Vetterschaft hatte er es zu danken, daß er der Schande des Gefängnisses entging. Alle Vergehen wurden dem mitschuldigen Valentin Wanzel zur Last gelegt, und dieser mußte flüchtig werden.

In jenem Briefe des Konsistorialrats Thielemann befand sich noch die Abschrift eines Liedes von Paul Gerhardt, auf den langersehnten Friedensschluß gedichtet. Das Lied lernte in Itzleben alt und jung auswendig, um es bei freudigen und traurigen Anlässen zu singen.

Wenn Sorge und Kummer einmal einkehrte, so rezitierte Katharine von Rothenbein ihrem Mann und ihren Kindern gern die Verse:

„Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohl auf, und nimm nu wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich. —

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder
Mit frischer Saat bestreut,
Itzt aber lauter Wälder
Und dürre wüste Heid;
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutgen Heldenschweiß
Der Helden, derengleichen
Auf Erden man nicht weiß. — —

Ach, laß dich doch erwecken,
Wach auf, wach auf, du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt!
Wer aber Christum liebet,
Sei unerschrocknes Muts,
Der Friede, den Er gibet,
Bedeutet alles Guts.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da sollt ihr bei Gott leben
In ewgem Fried und Ruh.“

Zur hundertjährigen Erinnerung an Joh. Jakob Moser.

Ein schwäbisches Charakterbild von Theodor Schott.

Am 30. September 1785 starb in Stuttgart Johann Jakob Moser, Landschaftskonsulent von Württemberg, allbekannt durch seine langjährige harte Gefangenschaft auf dem Hohentwiel. Die Wissenschaft verehrt ihn als den Vater des deutschen Staatsrechts, als Schriftsteller, dem an Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit wenige Deutsche gleichen. In den Herzen seiner schwäbischen Landsleute hat er sich ein unvergängliches Andenken erworben durch die männliche Unabhängigkeit, mit welcher er das alte gute Recht verteidigte gegen fürstliche Willkür. Ein guter Patriot, ein frommer Christ, ist er es wohl wert, daß wir den wechselvollen Gang seines Lebens an uns vorüberziehen lassen.

Mit einem bedeutungsvollen Tage, mit der ersten preußischen Königskrönung fällt sein Geburtstag 18. Januar 1701 zusammen, aber so gern Moser dieses Umstandes erwähnte, einen Einfluß auf seine politische Gesinnung, eine besondere Vorliebe für den jungen aufstrebenden Staat erzeugte dies zufällige Zusammentreffen nicht. So viel bewegt sein Leben war, in so vieler Herren Dienst er getreten ist, im tiefsten Grunde seines Wesens blieb er stets ein echter Schwabe, immer wieder ist er in die schönen Gaue seiner engeren Heimat zurückgekehrt, mit unverhohlener Freude schilderte er ihre landschaftlichen Schönheiten, ihren Handel und Gewerbe, in dem Herzogtum, dem er durch Geburt angehörte, brachte er den größten Teil seines Lebens zu, seinen Landsleuten widmete er am eifrigsten seine Dienste. Schon seit dem XV. Jahrhundert war seine Familie in Württemberg ansässig, angesehene Staats-

Aus den Herbstmanövern: Fremdländische Offiziere. Originalzeichnung von R. Knötel.

Eine Idylle im Kuhstall. Gemalt von H. Schaumann.

und Kirchenstellen hatten ihre Mitglieder bekleidet, sprichwörtlich war die „Mosersche Ehrlichkeit und Redlichkeit“; mächtig wirkte diese Familientradition auf seinen energischen und selbständigen Charakter; in allem, im Kleinsten wie im Großen als ein ehrlicher Mann erfunden zu werden, war sein Streben, sein höchster Stolz. Schon im Knaben zeigte sich reiche Anlage, rasche Auffassung, vorzügliches Gedächtnis, Witz und Geistesgegenwart und ein unendlicher Wissensdurst, der das Leben hindurch anhielt und mit welchem eine ebensogroße Thätigkeit Hand in Hand ging. Als Schüler des Stuttgarter Gymnasiums quälte er seine Lehrer mit unzähligen lateinischen Reden und Versen, die er freiwillig fertigte. Tausend der letzteren übergab er einmal seinem Magister, der ihn aber erzürnt anfuhr: „Narr, meinst du, ich habe allein eine Besoldung für dich!“ Seinen wenig bemittelten Vater, Expeditionsrat in württembergischen Diensten, brachte er dazu, daß er einem Antiquar alle seine alten Schmöker, zwölfhundert Bände an der Zahl, abkaufte, und der Sohn machte sich daran, sie durchzulesen! Eine gewaltige Menge von Kenntnissen sammelte sich so in dem jugendlichen Kopfe, das Interesse für alles Mögliche wurde dadurch erregt; während seines langen Lebens behielt er diese offene, freudige Teilnahme für das Verschiedenste, kaum gibt es wohl ein Gebiet des Wissens und des Lebens, in welchem er nicht heimisch gewesen, für die Kunst allein fehlte das Interesse. Früh reif wurde er durch dieses Studium, schon mit sechzehn Jahren bezog er die Universität, aber auch selbständig blieb er in seinem Denken, kein einziger der dortigen Lehrer gewann entscheidenden Einfluß auf ihn, er war und blieb Autodidakt. Mit beispiellosem Fleiße durchjagte er des Wissens Gefilde, jeden Morgen ließ er sich um zwei Uhr durch den Nachtwächter zur Arbeit wecken (lose Freunde zogen oft schon um elf Uhr die Glocke, so daß der Eifrige manchmal um die ganze Nachtruhe kam); für studentische Lustbarkeiten hatte er keine Zeit und kein Geld, denn er mußte mit zehn Gulden alle Nebenausgaben des Semesters bestreiten; zu stolz um Schulden zu machen, brachte er diese große Kunst fertig. Mit rastlosem Eifer, mit unruhiger Leidenschaft strebte er vorwärts; als Knabe hatte er ein Antiquitäten- und Medaillenkabinet geschrieben, als achtzehnjähriger Student gab er Biographieen württembergischer Theologen heraus und trat mit angesehenen Staatsmännern und Gelehrten in Briefwechsel, mit neunzehn Jahren machte er sein juristisches Examen und ließ sich sogleich nachher zum Professor ernennen, um seiner Mutter nicht beschwerlich zu fallen, welche nach dem frühen Tode des Vaters für die andern sechs Geschwister genug zu sorgen hatte. Aber wenn der junge Professor auch alles aufbot, die Studenten anzulocken, ihnen seine Bibliothek zur Verfügung stellte, sein Hörsaal blieb leer, er war Dozent ohne Zuhörer, ohne Brot, ohne Besoldung. Unbekümmert um diesen Mißerfolg verlobte er sich mit Friederike Rosine Vischer, nicht etwa als ob eine langjährige Jugendneigung damit ihren Abschluß erreicht hätte, der harmlose etwas hölzerne Gelehrte ließ sich von seiner Schwester eine Lebensgefährtin vorschlagen und wählte die genannte „um ihres natürlich guten Gemüts willen.“ Nun gab er seine aussichtslose Tübinger Professur auf und wanderte getrost auf sein gutes Glück vertrauend nach Wien; als Empfehlung hatte er nur den Regierungsrattitel und seine Kenntnisse, besonders im Staatsrecht. In überraschend kurzer Zeit erwarb sich der freimütige junge Mann Gönner in den höchsten Kreisen.

Bis 1726 blieb er in Wien, wohin er Frau und Kind hatte kommen lassen, da ihm sein Vaterland trotz mehrfacher Versuche keine passende Stellung gewährte; eine zweite hohe Schule gewährte ihm dieser Aufenthalt, mehr als das trockene Studium auf Archiven und Bibliotheken, welche er mit der Regelmäßigkeit eines Liebhabers durchstöberte und benützte, förderte ihn der Umgang mit den leitenden Personen, die ihm offenes Vertrauen entgegenbrachten, in die Leitung der Reichsgeschäfte von Wien aus war er bald aufs genaueste eingeweiht. Fürsten und Reichsstände, Gesandte und Privatpersonen aus allen Gegenden Deutschlands wandten sich an den vielgelten-den zuverlässigen Rechtsgelehrten mit ihren Bitten und Beschwerden. Hier legte Moser den Grund zu dem großen Ansehen, das er überall als Rechtsanwalt genoß; aber alle Thätigkeit und alle Kenntnisse vermochten ihm keine Stellung in kaiserlichen Diensten zu verschaffen, da der eifrige Protestant jeden Gedanken, seinen Glauben zu wechseln, weit von sich wies. Darum lehnte er einen ehrenvollen Antrag seiner heimatlichen Regierung nicht ab, er wurde 1726 Regierungsrat in Stuttgart, einige Jahre brachte er in Tübingen als Professor zu, 1739 wurde er in gleicher Eigenschaft wegen seiner „durch viele gelehrte Schriften genugsam an den Tag gelegten sonderbaren Meriten“ nach Frankfurt a./O. berufen, um die dortige Universität wieder emporzubringen. Aber schon nach drei Jahren gab er aus Gesundheitsrücksichten die undankbare Stellung auf und zog sich in das freundliche Ebersdorf zurück, um dort der notwendigen Ruhe zu pflegen. Die „vergnügteste“ und seligste Zeit seines Lebens brachte er hier zu, seine freiwillige Muße für die Ausarbeitung seines deutschen Staatsrechtes verwertend, aber doch wiederum lebendig teilnehmend an den großen Ereignissen der Zeit; bei den zwei Kaiserwahlen (Karl VII 1741 und Franz I 1745) wurde er in Frankfurt diplomatisch verwendet. Die Sorge um das tägliche Brot und die in ihm liegende Ruhelosigkeit entzog ihn wieder der ländlichen Zurückgezogenheit, 1747 nahm der vielumworbene eine Geheimratsstelle in Homburg an, um im nächsten Jahre sie wieder niederzulegen, da es ihm unmöglich war, Ordnung in das verlotterte Kanzlei- und Finanzwesen zu bringen, dann versuchte er sich in freiwilliger lehrender Thätigkeit, indem er in Hanau eine Staats- und Kanzleiakademie gründete zur praktischen Heranbildung junger Staatsmänner. Im Oktober 1751 trug ihm sein schwäbisches Vaterland die einflußreiche Stelle eines Landschaftskonsulenten an; aber damit ging er einem unerwarteten schweren Geschicke entgegen.

Auf der Höhe seiner Wirksamkeit, seines Ansehens stand der fünfzigjährige Mann, eine mittelgroße gedrungene Gestalt, aufrecht in Haltung und Gang, entschieden und selbstbewußt im ganzen Auftreten; aus dem offenen Antlitz strahlten zwei prächtige helle Augen, denen man es anmerkte, sie haben nicht gelernt, aus Furcht oder Gunst sich niederzuschlagen; mit der gesunden jugendfrischen Farbe der Wangen kontrastierten lebhaft die schneeweißen Locken (schon mit dem zwanzigsten Jahre begann er, ein Erbteil der Moserschen Familie, grau zu werden) der enggeschlossene Mund verriet eine unbeugsame Entschlossenheit, aber doch lagerte über dem ganzen Gesicht ein Ausdruck des Wohlwollens und der Zufriedenheit. Bis in sein hohes Alter hielt der dauerhafte Kern dieser Natur aus, so daß Moser mit fünfundsiebzig Jahren noch imstande war, einen zinnernen Teller mit der Hand aufzurollen, mit den Zähnen einen Tisch in die Höhe zu heben. Diese eisenfeste Gesundheit machte ihm eine Thätigkeit möglich, welche wohl jeden andern aufgerieben hätte; nur das, was er bis dahin publiziert hatte, bildet eine kleine Bibliothek, sein deutsches Staatsrecht umfaßt allein sechsundzwanzig Quartbände, seine Reichsfama acht Teile, die Reichshofratskonklusa zwanzig Bände, der zahllosen Menge größerer und kleinerer Schriften, die seiner Feder entströmten, gar nicht zu gedenken. Moser ist kein Schriftsteller von Gottes Gnaden, den zu lesen ein ästhetischer Genuß ist, in Stil und Sprache ist er keine neuen ungewohnten Bahnen gewandelt, er nahm sich oft nicht die Zeit, seine Schriften bis zum letzten Titelchen auszuarbeiten, er war ein echtes Kind seiner Zeit und seiner Heimat: etwas eckig und unbeholfen sind Wendungen und Ausdruck, aber anspruchslos und klar fließt seine Erzählung dahin, aus jeder Zeile spricht die gesunde praktische Lebensauffassung des Mannes, seinem Grundsatze „nicht lauter Neues, aber lauter Brauchbares zu schreiben“, ist er treu geblieben. Weder seine litterarische Produktivität noch seine sonstige Thätigkeit ist imstande gewesen, ihm Reichtümer zu sammeln, oft genug hat ihm die Sorge um das tägliche Brot die Feder in die Hand gedrückt, aber der Erfolg war gering; denn bald zahlte der Buchhändler nicht, bald druckte er verstohlen nach und verkaufte es insgeheim, bald

waren die Bücher zu teuer oder es kam Krieg 2c. Auch dem Mitleiden verdankte manches Büchlein seine Entstehung, einer armen Buchdruckerswitwe mußte geholfen werden, deswegen ließ Moser etwas bei ihr drucken. „Ein königliches Herz, aber eines armen Mannes Beutel" schrieb er sich einst zu, so sparsam er für sich selbst war, oft genug fehlte es am Allernötigsten, aber ebenso oft hatte er die wunderbare Durchhilfe Gottes zu erfahren. In Wien besaß er einmal nur noch einen einzigen Gulden und seine Frau schrieb ihm dringend um Geld; mit schwerem Herzen ging er zum Reichsvizekanzler, welcher ihn zur Audienz bestellt hatte. Mit einem Hut voll Geld (200 fl.) kam ihm dieser entgegen und sagte: „Ihre Majestät der Kaiser haben vernommen, daß Sie Geldes benötigt seien und haben mir dieses für Sie zugestellt." Wie ein Vogel lebte er von Tag zu Tag, aus der guten Hand seines Gottes sein Brot erwartend und erhaltend, ohne Mangel und stets zufrieden.

Diese Unabhängigkeit von äußeren Bedürfnissen, diese Gleichgültigkeit gegen Reichtum und Ehre waren die starken Stützen seiner geistigen Selbständigkeit und Freimütigkeit; in einer Zeit, wo alles sich beugte vor fürstlicher Willkür, blieben Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ihm völlig fremd. Wie sein Gewissen ihm vorschrieb, so redete, so handelte er, mochte er mit Monarchen oder Geringen zu thun haben. Als Friedrich Wilhelm I. die Professoren von Frankfurt a/O. zu der unwürdigen Komödie zwang, vor großem Auditorium im öffentlichen Hörsaal mit seinem Hofnarren Morgenstern zu disputieren, war es Moser allein, welcher dem Unwillen des Gewaltigen trotzte und die Versammlung verließ, ohne disputiert zu haben, und der König, getroffen von diesem Freimut, ließ es ihn nicht entgelten. Moser war bekannt dafür, daß er den Leuten gern unangenehme Wahrheiten sage, und gerade bei den Vornehmsten und Angesehensten hielt er am wenigsten hinter dem Berge. Dies verschaffte ihm auch seine ungemeine Popularität; der gemeine Mann, der Unterthan wußte, daß er in ihm einen Beschützer habe, der laut und vernehmlich rede, auch wo alles sonst sich in demütiges Schweigen hülle.

So war er ein Mann, der wo er auftrat, stets die Augen auf sich zog, immer in der vordersten Reihe stand, stets bereit das schwerste Teil der Arbeit auf sich zu nehmen, nichts Unangenehmem auszuweichen und doch dabei zufrieden zu sein. Ein felsenfestes Gottvertrauen gab ihm diese innere Ruhe und Sicherheit; in seiner Selbstbiographie, wo er mit ungeschminkter Aufrichtigkeit, mit dem gerechten Selbstgefühl eines Mannes, der das Gute will, die großen und kleinen Wandlungen seines Lebens berichtet, erzählt er schmucklos und einfach, wie die Pracht des gestirnten Himmels ihn, der in jungen Jahren wenig sich um Gott bekümmert hatte, zum Glauben an den Schöpfer führte, wie er vom dreiunddreißigsten Jahre an anfing, „sein Christentum einen wahren Ernst werden zu lassen" im innigsten Einverständnis mit seiner Frau, welche durch ihren Bruder religiös angeregt worden war. Seiner ganzen Anlage nach mußte er den Hauptnachdruck auf ein praktisches Christenleben legen „zu thun den Willen Gottes", ein Kind Gottes zu sein und sich als solches zu wissen. Vielleicht das Merkwürdigste in seinem Leben ist die Erzählung von dem Gerichte Gottes, vor welches er sich einmal gestellt fühlte im Geiste, da die Sünden seines ganzen Lebens in einem Augenblicke an ihm vorüberzogen, und er deutlich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße, aber um Christi willen Vergebung erhielt, und vom Frieden Gottes ganz überströmt wurde, so daß sein Lebenlang ihn dies Gefühl begnadigt zu sein, nicht mehr verließ. Der Pietismus mit seinen Privatversammlungen hatte damals in Württemberg schon festen Fuß gefaßt, auch Moser hielt solche jahrelang in seinem Hause, er trat mit Zinzendorf, mit Oetinger, Bengel und andern in Verbindung, der Erbauung des Nächsten, der Förderung des Reiches Gottes widmete er freudig seine nimmermüde Feder, auch in geistlichen Liedern sprach er seinen Glauben aus, wegen der religiösen Förderung, welche er in Ebersdorf fand, hatte er dies zu seinem Aufenthalt erwählt. Aber je länger er dort weilte, um so weniger gefielen dem nüchternen Mann die separatistischen Tendenzen, die sich dort breit machten; nach seiner Art sprach er sich offen darüber aus, allmählich ging die Differenz so weit, daß Moser vom Abendmahl ausgeschlossen wurde. „Strick ist entzwei, ich bin frei", rief er fröhlich aus, er blieb der evangelischen Kirche seiner Heimat treu.

Unerquickliche Verhältnisse erwarteten Moser, als er Oktober 1751 sein neues Amt in Württemberg antrat. Der damalige Herzog Karl voll fürstlichen Selbstbewußtseins, gern geneigt, in seinem kleinen Lande den Monarchen in großem Stile zu spielen, prunksüchtig bis zur maßlosen Verschwendung, lag in fortwährendem Kampfe mit der „Landschaft", den Ständen seines Herzogtums, welche mit eifersüchtiger Wachsamkeit die alten verbrieften Rechte, besonders das der Steuerbewilligung verteidigten. Als Konsulent trat Moser in den „engern Ausschuß" und dadurch recht in die Mitte der Geschäfte, aber es konnte nicht fehlen, daß ein Mann seiner Gesinnung bei beiden Parteien anstoßen mußte; ihm war es redlich um das Wohl des Ganzen zu thun, der Landschaft empfahl er Nachgeben in allen billigen Dingen, der herzoglichen Regierung trat er, wo es sich um einen Fundamentalsatz der Verfassung handelte, unnachsichtlich entgegen. Mit dem bequemen Wesen seiner Kollegen, welche mit echter schwäbischer Zähigkeit auch in volkswirtschaftlichen Dingen beim Althergebrachten als dem Besten blieben und dem Grundsatze huldigten: Nur nichts Neues, stand der weitgereiste Mann, welcher offenen Auges die Fortschritte anderer Staaten beobachtet hatte, und dessen Kopf voll Verbesserungsplänen steckte, in offenem Kampfe, es bedurfte all seiner Energie, um nur eine zweckmäßige Witwen- und Waisenkasse einzurichten, eine neue Gemeindeordnung durchzusetzen. Anfänglich wurde er in diesen Bestrebungen vom Herzog unterstützt, aber mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wo Karl auf die Seite von Österreich trat, seit der Anstellung des Ministers Montmartin, eines gewissenlosen Ausländers, der einen „unbegrenzten und unbeschränkten Gehorsam" forderte, änderte sich das Verhältnis. Der streng protestantischen Bevölkerung war die Verbindung ihres katholischen Herzogs mit dem Hause Habsburg ein Stein des Anstoßes, die Subsidienverträge mit Frankreich, wonach Tausende von Landeskindern um schnödes Gold an den Erbfeind verschachert wurden, erregten mit Recht die größte Erbitterung; denn die Unglücklichen wurden mit Gewalt ihren Familien entrissen und zu den Fahnen geschleppt, es kam zu Exzessen und Blutvergießen. Die Einsprache der Landschaft wurde mit Hohn zurückgewiesen, ihre Kasse, die „landständische Truhe" mit Gewalt geleert. Als die Seele des Widerstands galt Moser; Montmartin faßte gegen ihn, der Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen gleich unzugänglich war, einen persönlichen Haß, und als dem Herzoge verraten wurde, daß Moser in einer geheimen Denkschrift dem Ausschuß empfohlen habe, die Vermittelung eines fremden Hofes (Preußen?), zur Beilegung der Irrungen anzurufen, hatte Moser auch dessen Grimm auf sich geladen. In echt despotischer Weise sollte er ihn zu fühlen bekommen. Am 12. Juli 1759 wurde er zum Herzog nach Ludwigsburg beschieden. Sein Schicksal ahnend, aber seiner Unschuld bewußt und auf seinen Gott vertrauend, sagte er zu dem Sekretär, welcher ihn beim Herzog einführte:

Unverzagt und ohne Grauen / Wo er ist,
Soll ein Christ, / Stets sich lassen schauen.

Mit den heftigsten Worten fuhr ihn der Herzog an: „Weil Er in Seinen ehrenrührigen Schriften immer fortfährt, sehe ich mich genötigt Ihn nach Hohentwiel zu schicken; ich werde die Sache durch die allerschärffste Inquisition untersuchen lassen." „Eure Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden", war Mosers ruhige, gefaßte Antwort. Vor der Thüre wartete ein Wagen; wie er ging und stand, ohne Kopfbedeckung mußte Moser denselben besteigen, er durfte ihn nicht verlassen, mit niemand sprechen, ohne Aufenthalt ging es unter militärischer Begleitung der gefürchteten Bergfeste zu.

Der königliche Berg, von dessen stolzer Höhe der Blick entzückt über die gesegneten Flächen des Hegaus hinüber-

schweift zu den schimmernden Gipfeln der Alpen, und dessen mächtige Ruinen, seit ihrer poetischen Verklärung durch Scheffel, ein Wallfahrtsort Unzähliger sind, war damals noch eine stattliche Feste, wurde aber ebenso häufig als Staatsgefängnis benutzt. Ein verhältnismäßig gutes Zimmer mit schöner Aussicht nahm den Unglücklichen dort auf; beinahe vier Jahre lang durfte er dasselbe nicht verlassen, nicht einmal die Kirche besuchen, niemand durfte mit ihm sprechen, der harte, geizige Kommandant quälte ihn mit schlechter Kost und dürftiger Heizung, so daß ihm in einem kalten Winter beinahe „das Mark in den Beinen erfror". Aber nichts war für den Mann, dessen Leidenschaft eigentlich die Arbeit war, härter als die völlige Unthätigkeit, zu welcher er verurteilt war. Feder und Tinte waren ihm versagt, von Büchern nur Bibel, Gesangbuch und Steinhofers Predigtbuch gestattet; sein elastischer Geist, sein energischer Wille, sein unerschütterliches Gottvertrauen halfen ihm die langen Stunden entsetzlicher Einsamkeit zu überwinden, finstere und trübe Gedanken niederzukämpfen. Gleich beim Anfange seiner Haft hatte er sich vorgenommen, „diese hohe Schule" zum Heil seiner Seele zu benutzen; in streng regelmäßiger Abwechslung brachte er seine Zeit hin mit Beten, Lesen der Bibel, Spaziergängen in seinem Zimmer und Niederschreiben seiner Gedanken und Dichtungen. Mit der Spitze seiner silbernen Schuhschnalle, mit einer geschärften Lichtscheere — pietätsvolle Anverwandte bewahren dieselbe noch als kostbare Reliquie auf — selbst mit einer Scheere kratzte er dieselben in die weißen Wände seines Kerkers, auf die leeren Stellen seiner Bücher, auf die Briefe seiner Frau und Kinder, wo ein leeres Stückchen vorhanden war; noch sind manche dieser seltenen Schriftstücke erhalten, aber ohne daß es möglich wäre, sie zu entziffern. Moser, dessen Augen nicht dunkel wurden, schrieb sie nachher selbst wieder ab. In mehr als tausend geistlichen Liedern hat er Zeugnis abgelegt von dem Frieden, welcher ihn nicht verließ in dieser schweren Zeit, aber sein regsamer Geist wandte sich auch wieder den liebgewordnen rechtlichen Fragen zu, der Entwurf eines europäischen Staatshandbuches, Grundsätze über das Besteuerungsrecht fanden ihren Platz an der Wand des Gefängnisses, selbst zu harmlosen Satiren mit praktischer Nutzanwendung vermochte er sich aufzuschwingen in den „Muntern Stunden eines alten Mannes während eines engen Festungsarrestes". — Seit dem 27. Oktober 1759 durfte er mit seiner Familie korrespondieren: fleißig wurde davon Gebrauch gemacht; was Großes und Kleines begegnete, wurde nach Hohentwiel geschrieben, und mitten in seiner Haft sorgte der Großvater dafür, daß ein liebes Enkelskind eine recht große Gucke (Düte) voll roter und weißer Kraftküchlein erhalte. Aber wahrhaft erbauen kann man sich an der herzlichen Innigkeit, der ungeheuchelten Frömmigkeit, die aus jedem Briefe der beiden Gatten spricht; kein Jammern und Murren, kein Klagen über den Herzog, kein Verzweifeln und Ungeduldigwerden findet sich, aber viel Lob und Dank gegen Gott, die beiden gleichgestimmten Seelen hielten sich „erhaben, ruhig und getrost".

Denn länger als man vermutet hatte, währte die ungerechte Haft; in ganz Deutschland, ja über die Grenzen desselben hinaus hatte diese brutale Kabinetsjustiz die größte Entrüstung hervorgerufen, aber alle Bitten Mosers und seiner Verwandten, alle Verwendung der Landschaft und anderer Mächte richteten nichts aus. „Wegen überhäufter Regierungsgeschäfte", „um ihn nicht einer schärferen Ahndung auszusetzen", verschob der Herzog die Untersuchung immer wieder. Endlich legte sich Friedrich d. Gr. ins Mittel und drang in Wien ernstlich darauf, „diesen alten würdigen und hartbedrängten Mann aus dem Gefängnis loszulassen." Die Landschaft klagte gegen den Herzog bei dem Reichshofrat und in Wien selbst war aus verschiedenen Gründen die Stimmung gegen denselben nicht sehr günstig. Am 6. September 1764 erging ein kaiserlicher Befehl, den Konsulenten Moser seiner fünfjährigen Haft unverzüglich zu entledigen. Ein Versuch, noch in letzter Stunde ein Schuldbekenntnis von dem Gefangenen zu erpressen, scheiterte kläglich, würdig wie immer erklärte er, seine Freiheit nicht mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen, nur zu dem Versprechen verstand er sich, sich stets zur weitern Untersuchung dem Gerichte zu stellen. Am 28. September wurde er entlassen nach mehr als fünfjähriger Gefangenschaft, aber diese lange Zeit hatte seinem Geist nicht das Feuer, seinem Körper nicht die Kraft genommen, unverändert fanden ihn die Seinen, nur etwas mager; freilich war er auf dem Hohentwiel, wie er sagte, auch nicht „in der Mast gewesen."

Einem Triumphzug glich seine Reise nach Stuttgart, wo er hinkam, standen die Leute an den Fenstern, auf den Straßen, um den Märtyrer zu begrüßen, nur die Landschaft fehlte in der Zahl der Glückwünschenden, die Dankbarkeit, auf welche Moser hätte rechnen dürfen, wurde ihm von dieser Seite nicht zu teil; doch hielt er es für seine Pflicht, seine Kraft dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, aber als durch den Erbvergleich von 1770 das alte württembergische Recht und damit der Frieden zwischen Herzog und Landschaft hergestellt wurde, war auch für ihn die Zeit gekommen, sich von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Sein Haus hatte er bei der Rückkehr von der Festung verwaist gefunden, seine Frau war im September 1762 gestorben, der Kummer um ihren Mann hatte ihr das Herz gebrochen. Moser, der auch diesen schwersten Schlag seines Lebens mit Ergebung trug, brachte den Lebensabend teils bei seinen Kindern, teils im eigenen einfachen Witwerhaushalte zu, mit gelehrten und erbaulichen Studien der verschiedensten Art aufs eifrigste beschäftigt. Bis ans Ende bewahrte er seine Arbeitslust und Kraft und die ruhige Heiterkeit seines Gemütes; „ich bekomme ein sanftes Schlagflüßlein", hatte er einem Freunde versichert, am 30. September 1785 ging die Vorhersagung in Erfüllung, abends elf Uhr verschied er sanft in seinem Lehnstuhl. Schon auf Hohentwiel hatte er seinen Leichentext gewählt Ps. 103, 1—3: Lobe den Herrn, meine Seele 2c.; „Lobend will ich schlafen gehn", hatte er dort in einem Liede gesungen, das ganze Glaubensbekenntnis des trefflichen Mannes liegt in diesem schönen Worte.

Im Eise eingekerkert.

Aus den Erlebnissen eines Walfischfahrers.

„Oft genug sieht so ein Eisberg in der Ferne aus wie ein Walfischfänger", erzählte der alte Kapitän, der dreißig Jahre lang auf die seltsamste aller Jagden in die Eisregionen hinausgesegelt war. „Habe ich mich doch manchmal täuschen lassen und Segel und Masten zu erkennen geglaubt, bis das schwimmende Ungeheuer näher rückte und keine Verwechslung mehr möglich war. Aber daß ein Eisberg selbst einen Walfisch gefangen und in seinem Innern mit sich herumgeschleppt, das habe ich doch nur einmal gesehen.

„Es war unweit der südlichen Shetlandsinseln, und wir segelten lustig auf meiner alten „Polly" dahin — da ertönte mit einemmale vom Fockmars der willkommene Ruf: „Whale o'!" (Ein Walfisch!) Aber in der Richtung, wohin der Ausguck deutete, war das erwünschte Tier nicht zu sehen, sondern nur die breite Seite und die schneeige Spitze eines dreihundert Fuß in die Luft emporragenden Berges. Doch als wir genauer zuschauten, was war das? Wahrhaftig, nahe dem Gipfel, in die Eismasse eingefroren, erblickten wir den schwarzen Leib eines ungeheuren Walfisches!

„So etwas hatte ich all die Jahre, daß ich auf den Walfischfang ging, noch nicht erlebt, und ebensowenig irgend einer von meinen Teerjacken! Ein Walfisch im Eise eingekerkert! War's möglich? Wir mußten uns das Wunderding doch etwas näher ansehen. Da es zu gefährlich war, ihm mit dem Schiffe zu nahe auf den Leib zu rücken, befahl ich, das Boot flott zu machen, und fuhr mit meinem Sohne auf den riesigen Gefangenen der Eisinsel zu.

„Nur ein Walfischfahrer kann es uns nachfühlen, welche Tantalusqualen wir durchmachten, als wir nun so nahe das Wild erblickten, dem wir nachjagten und das wir doch aus seinem Eiskerker nicht befreien konnten. Es war ein Prachtexemplar, ein Röhrenwal, nahezu hundert Fuß lang!

„Auf das Schiff zurückgekehrt, waren wir verurteilt, noch lange das Riesentier vor uns zu behalten. Der Wind war flau geworden und wir konnten nicht aus der Stelle. Wir sahen den Berg im goldenen Licht erglänzen, als die Sonne unterging, und dann wieder im Silberglanz des Mondes, der den erfrorenen Riesen mit erschreckender Deutlichkeit hervortreten ließ. Erst gegen Morgen stieg der Wind wieder auf, und wir konnten weitersegeln. Das eingekerkerte Seeungeheuer war bald in der Entfernung verschwunden,

wünsche ich in der That mich zu verheiraten. Was soll man denn in einer Stadt mit 4000 Einwohnern anfangen, wenn man nicht verheiratet ist?"

„Du bist doch ein beneidenswerter Mensch, daß deine Verhältnisse dir erlauben, ganz nach Neigung zu wählen."

„Ja, Geld brauchte sie ja eigentlich nicht zu haben, aber — soll ich sie deshalb im Stich lassen, weil sie vermögend, und zwar ganz beträchtlich vermögend ist, wie ich glaube?"

„Geld hat der Engel auch noch? Nun, dann gratuliere ich dir aufrichtig. Was du für ein Glück hast!"

Der Assessor lächelte geheimnisvoll.

Zu Mittag suchte der Assessor seine neuen Freunde im Rheinischen Hof auf.

Auf der Treppe kam ihm Annchen entgegen.

„Meine Leute schlafen noch alle, sie sind todmüde von der Nachtfahrt", sagte sie lächelnd. „Ich muß aber ausgehen, ich halte es nicht mehr im Zimmer aus. Außerdem muß ich mir Handschuhe kaufen. Wissen Sie einen guten Laden?"

„Ich werde Sie begleiten, wenn Sie erlauben."

„Schön, da sollen Sie auch allerlei Neues zu hören bekommen."

„Ich bin sehr neugierig."

„Erstens: Ella ist sehr böse auf Sie."

„Sie erschrecken mich!"

„Zweitens: Ella hat gestern abend bitterlich geweint."

„Mein Gott, was ist denn vorgefallen?"

„Drittens: Ella ist seit heute morgen sehr glücklich."

„Aber erklären Sie mir doch."

„Alles, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Freund, der Assessor Feilenhauer heute Nacht in Würzburg in unser Koupee gestiegen, sich in aller Form vorgestellt, wegen der Komödie, die er gespielt, um Entschuldigung gebeten und sich während der ganzen langen Fahrt so vorzüglich mit Ella unterhalten hat, daß —"

„Daß?"

„Nun, daß ich denke, den beiden wird der Gesprächsstoff nicht so bald ausgehen. Warum haben Sie denn Ella die Geschichte von dem Schmied erzählt?" fragte sie, als der Assessor keine Erwiderung auf ihre letzte Bemerkung zu finden schien.

„Mein Gott, wir hatten uns verabredet, mein Freund und ich, er wollte ja durchaus nicht von „etwaigen Fremden", wie er sich ausdrückte, gekannt sein. Ich konnte doch nicht wissen, daß er Ihnen gegenüber eine Ausnahme machen würde. Die Rothenburger kennen ihn alle, er ist ja dort geboren und duzt sich mit der ganzen Stadt. Und während des Festspiels wollte er nur Rothenburger Bürger sein."

„So, das entschuldigt Sie freilich einigermaßen."

Jetzt wurde auch Annchen schweigsam und stumm, und eilig gingen die beiden weiter die Straße hinab.

Der Doktor Harweg und der Referendar Haltmann begegneten ihnen und grüßten mit einem sonderbaren Lächeln.

„Die beiden müssen uns auch gerade treffen", dachte der Assessor, „was für Kombinationen die jetzt machen, kann ich mir vorstellen, und daß sie sagen werden, ich hätte einen Korb bekommen, wenn ich mich nun nicht verlobe, weiß ich auch."

Er blickte Annchen von der Seite an. Hübsch war sie, das mußte man ihr lassen.

„Sie sind gewiß recht traurig", sagte sie mit gepreßter Stimme.

„Traurig, ich? Aber weshalb denn? Im Gegenteil, ich bin außerordentlich gut aufgelegt." Dabei hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Sie wird doch nicht etwa auch glauben, daß ich — o, dieser abscheuliche Feilenhauer! Solch eine Hinterlist! In Würzburg zu bleiben, um Fräulein Ella aufzulauern, sie mir so zu sagen vor der Nase wegzukapern, und mich jetzt in diese nichtswürdige Situation zu bringen! Diese Ella ist aber auch unverzeihlich kokett, sie hat mich entschieden ermutigt, und nun —" Er blickte Annchen wieder von der Seite an.

„Ob sie mir die Wahrheit gesagt hat? Sie sieht nicht so aus, als ob sie lügen könnte, und dann — die Sache interessiert sie offenbar sehr, sie hat mich so merkwürdig dabei angesehen. Ein reizendes Geschöpfchen ist sie übrigens — ich weiß eigentlich gar nicht, warum die andere mir besser gefiel — am Ende —"

Wieder sah er Annchen an und machte zugleich die Entdeckung, daß sie unter seinem Blick errötete.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Verrückte Welt", brummte zwei Tage später der Doktor, „um die Liebesgeschichte zu vergessen, führt man die Mädchen auf Reisen, und zum Dank dafür führen sie einen mitten in diese vertrackten Geschichten hinein. Nun sitzen wir zwischen zwei Brautpaaren — hübsche Situation für uns Unbeteiligte! Verrückte Welt", dabei blickte er aber doch mit einem verstohlenen glücklichen Lächeln seine beiden Patenkinder an und schlug dem Kommerzienrat vor, fortan mit ihm so viel als möglich Schach zu spielen.

„Das junge Volk findet uns doch sehr überflüssig", meinte er, „und eine Whistpartie mit zwei Bräutigams — da soll mich der Himmel bewahren."

Am Abend des Verlobungstages umarmten die beiden Mädchen sich zum erstenmal wieder recht innig.

„Hübsch war es ja nicht von ihm, daß er dir zuerst den Hof machte", meinte Annchen, „aber — ich habe ihn doch so lieb!"

„Ach", erwiderte Ella, „hübsch ist es ja auch nicht, daß mein Bräutigam Feilenhauer heißt, während ich doch so sehr für alle poetischen Namen schwärme, aber — ich habe ihn doch so lieb!"

Die beiden Bräutigams wurden indessen mit lautem Hurra von dem Freundeskreise empfangen, den sie noch am späten Abend am gewohnten Stammtisch versammelt fanden.

„Das war es also", rief der Referendar Haltmann dem Assessor zu.

„Ja, natürlich, das war es", antwortete er seelenvergnügt, denn Annchen gefiel ihm mit jeder Stunde besser, und er gab es schon nicht mehr vor sich selbst zu, daß er nicht von Anfang an an sie gedacht hatte.

„Ich kann euch nur allen raten, geht auch nach Rothenburg", rief der Assessor Feilenhauer mit glückstrahlendem Gesicht, und:

„Hoch die Reise nach Rothenburg, hoch, hoch!" antworteten die Freunde.

Am Familientisch.

Rechtsrat.

Kann ein Gasthofsbesitzer einem Gaste Bier ꝛc. verweigern, ohne sich der Beleidigung schuldig zu machen?

Wenn z. B. ein Gastwirt mit seinem Nachbar, der auch Geschäftsmann ist, in Feindschaft lebt und jeder darauf ausgeht, den andern wegen Polizeicontravention zur Anzeige und Bestrafung zu bringen, kann da der Gastwirt — ohne sich der Beleidigung schuldig zu machen — dem andern Bier verweigern, wenn er sich womöglich alle Abende um die Polizeistunde einfindet, um zu sehen, ob der Wirt noch Gäste hat, abgesehen davon, daß der Wirt ihn mit Eintritt der Polizeistunde eo ipso abweisen kann? H. in N.

Der Gastwirt ist durchaus berechtigt, jedem, der ihm nicht gefällt, die Bewirtung zu verweigern und seine Wirtschaft zu verbieten. Es ist dieses Recht ein Ausfluß des Hausrechts und der Gewerbefreiheit, und die Ausübung dieses Rechtes kann niemals als Beleidigung angesehen oder sonst strafbar werden.

— — —

Meine Nichte ist neunzehn Jahre alt. Im ersten Halbjahr ihres Lebens verlor sie die Mutter durch den Tod, seitdem steht sie unter einem Vormund, ihrem wieder verheirateten Vater, der weder lesen noch schreiben kann. Sie selbst war noch immer und ist heute noch bei ihren Großeltern mütterlicherseits, welche sie auch großgezogen. Familiengestaltungen machen ihre Verheiratung wünschenswert; Gelegenheit hierzu ist da, aber der Vormund versagt die ihm nach dem Gesetz zustehende Erlaubnis. Was ist in dem Falle zu thun?

A. G. in H.

Nach dem Reichs-Personenstandsgesetze steht nur großjährigen Kindern das Recht zu, bei Versagung der Einwilligung zur Verheiratung aus unzureichenden Gründen vermittels der Klage die richterliche Ergänzung dieser Einwilligung zu fordern. Da Ihre Nichte erst 19 Jahre alt ist, so muß sie bis zum vollendeten 21. Lebensjahre warten.

Rechtsrat.

Ich bezahlte heute meine Gemeindesteuern. Ist der Gemeindeerheber berechtigt zu verlangen, daß ich Papier zu einer von ihm auszustellenden Quittung mitbringe? — Einen Steuerzettel habe ich weder im vergangenen Jahre (wo ich zum ersten Mal bezahlte) noch in diesem bekommen. **Daheimleser** in **Kl.**

Der Gemeindeerheber ist im Unrechte, derselbe ist verpflichtet, Ihnen auf seinem Papier Quittung zu leisten.

Eine höchst abnorme Art des Wachstums

ist kürzlich bei einem Schweizer Senn beobachtet und von den Doktoren Fritsche und Klebs wissenschaftlich beschrieben worden. Wir alle glauben, daß der Mensch eine Zeitlang wachse und daß alsdann ein Stillstand bis an sein Lebensende eintrete. In dem Falle des Peter Rhyner aus Elm im Kanton Glarus ist das jedoch nicht der Fall gewesen. Bis in sein 36. Jahr war derselbe ein kräftiger und gutgewachsener Senn von beinahe sechs Fuß Höhe. Dann aber, acht Jahre vor seinem 1884 erfolgten Tode begann er merkwürdigerweise noch einmal zu wachsen, aber nicht mit dem ganzen Körper, sondern nur in einzelnen Teilen desselben. Unter spannenden, zerrenden Schmerzen in den ganzen Händen entwickelte sich zunächst eine Schwäche derselben, welche sich beim Melken zuerst bemerkbar machte. Die Schmerzen gingen in die Arme über, dazu kam ein Ameisenkriechen, das sich später auf die Beine ausdehnte. Gleichzeitig mit diesen Schmerzen bemerkten der Leidende und seine Umgebung zu ihrem größten Erstaunen an ihm eine allmähliche Vergrößerung, ein Wachstum der Hände und Füße, der Ohren, der Lippen, des Halses und des ganzen Kopfes. Lippen, Nase, Ohren wuchsen ganz energisch und Rhyner hatte im Verlauf von sechs Jahren durch partielles Wachstum ein völlig anderes Aussehen erhalten. Die Gesamthöhe hatte indessen nicht zugenommen. Dieses sonderbare, als krankhaft anzusehende Wachstum war auch schließlich die Ursache des im verflossenen Jahre eingetretenen Todes des Rhyner.

Eine „fruchtlose" Unternehmung I.
So nah!

Eine „fruchtlose" Unternehmung II.
Und doch so weit!

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 51.

Schachspielaufgabe.

1. Lc8 — a6   Sb5 — c3
2. Tc7 — c4 ‡

A.

1. . . . .   Beliebig anders.
2. D. L oder c2 — c3 ‡

Bilderrätsel: Simultanschule.

1.

11 Schafe und 22 Gänse.

2.

„Die beiden Piccolomini."

1. Dame	2. Inder	3. Edgar	4. Bitte
5. Esra	6. Ismene	7. Delta	8. Ernst
9. Natur	10. Palme	11. Irene	12. Chinese
13. Charis	14. Ostern	15. Latona	16. Oberon
17. Mode	18. Ilse	19. Nagel	20. Inka

3.

		R		
		U		
H	E	B	E	R
		R		
		I		
		K		

Inhalt: Der Schatz des Fräuleins von Itzleben. Schluß. Gesch. Erzählung von H. Hillna. — Aus den Herbstmanövern: Fremdländische Offiziere. Bild von R. Knötel. — Zur hundertjährigen Erinnerung an Joh. Jak. Moser. Ein Charakterbild von Th. Schott. — Ein Kuhidyll. Bild von H. Schaumann. — Im Eise eingekerkert. Mit Illustration. — Die Reise nach Rothenburg. Schluß. Novellette von M. von Reichenbach. — Am Familientisch: Rechtsrat. Eine höchst abnorme Art des Wachstums. Auflösung der Rätsel und Aufgaben in Nr. 51. — Eine fruchtlose Unternehmung I. u. II.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer beginnt der XXII. Jahrgang des Daheim. Wir ersuchen daher unsere geehrten Leser, das Abonnement, insbesondere dasjenige bei der Post **rechtzeitig** erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entstehe.

Wir werden den neuen Jahrgang mit einer fesselnden Erzählung: **„Unser Neffe"** von **L. F. Born** eröffnen und derselben unter andern einen deutsch-amerikanischen Roman: **„Sphinx"** von **Doris Freiin von Spättgen**, die auf holsteinischem Boden spielende Erzählung: **„Die Bräute von Mohrstätt"** von **J. Steenhusen** (Verfasser der „Dämmerstunden im alten Hause") und: **„Der alte Junggherr und seine Liebe"** von **Theodor Hermann Pantenius** folgen lassen. Auch von unsern altbewährten Mitarbeitern: **Moritz von Reichenbach** und **E. Oswald** (Bernh. Schulze-Smidt) stehen neue Romane in Aussicht. Neben der größeren Erzählung werden wir, wie bisher, in der Regel in jeder Nummer kleinere Geschichten erscheinen lassen. Außer durch **Hans Arnolds** „lustige Geschichten", wird der Humor durch Erzählungen und Skizzen von **R. Werner**, von **H. Ferschke** und andern vertreten bleiben. Zahlreiche Aufsätze alter und neuer Mitarbeiter aus allen Gebieten des Wissens liegen außerdem zum Abdrucke bereit. Den Aktualitäten werden wir nach wie vor eine rege Aufmerksamkeit schenken; vor allem wird die Kolonialentwicklung unsers Reiches durch Sachkundige und Augenzeugen in Text und Bild eine frische und authentische Vertretung finden.

Die Redaktion.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen Freimarken gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Der Walfisch im Eisberge. Nach einer amerikanischen Vorlage.

aber in meiner Erinnerung lebt es noch heute so deutlich, als ob es in seinem Eispalast vor mir läge!"

Die Erzählung des alten Kapitäns war mir lange unglaublich vorgekommen — ich habe sie aber seitdem von verschiedenen Seefahrern bestätigen hören, die ein ähnliches Schauspiel erlebt hatten.

Wie aber kommt ein so riesiges Tier in den Eisberg hinein? So wird es erklärt. Die Wogen spülen es auf eine der dicken Eisschollen, welche die antarktischen Inseln oft meilenweit vom Ufer windsicher bedecken. Der Schnee vom Strande her bläst Jahr auf Jahr darüber hin, schmilzt und friert wieder, bis zuletzt das Tier von hartem klaren Eis ganz umgeben ist. Nun zwingt das immer zunehmende Gewicht die Eismasse unter das Wasser, und da der Schnee auf dem Gipfel sich fortwährend anhäuft und zu Eis wird, ragt die ganze Masse mit dem eingeschlossenen Walfisch schließlich weit über die See hervor. Und immer noch schmilzt und friert der Schnee und türmt sich aufwärts. Da löst eines Tages ihr eigenes Gewicht oder vielleicht ein starker Wind die Masse los, und fort flutet sie, eine Eisinsel, die den gefangenen Walfisch mit sich führt. Gelangt nun der schwimmende Berg in wärmere Strömungen, die sein unter Wasser befindliches Teil wegschmelzen, so geschieht es leicht, daß der Berg oben schwerer als unten wird und geradezu umstürzt, wodurch dann das lange Zeit eingekerkerte Ungeheuer mit einemmale hoch hinauf in die Luft gelangt.

C. F. H.

Die Reise nach Rothenburg.

Novellette von Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen beim Frühstück war der Kommerzienrat der heiterste von der kleinen Gesellschaft.

„Der Assessor ist ein brillanter Whistspieler“, sagte er, „überhaupt ein netter Kerl. Findest du's nicht auch, Ella?“

„O ja, Papa.“

„Heiter, liebenswürdig, von guten Manieren.“

„O ja, Papa.“

Der Kommerzienrat rieb sich die Hände, und Ella wußte kaum, wovon die Rede gewesen war, so sehr war sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Bald darauf kam der Assessor, um sich zu verabschieden. Er reiste nach München, und der Kommerzienrat, der dem Doktor zu Gefallen erst am Abend abreisen und bis dahin noch allerlei Kirchen und alte Häuser besichtigen wollte, trug ihm auf, für ihn und die Seinen im Rheinischen Hofe Quartier zu bestellen. Er war dermaßen liebenswürdig gegen den jungen Mann, daß dieser mit ganz verklärtem Gesicht von Ella Abschied nahm und mit einem verheißungsvollen „auf Wiedersehen“ von dannen zog.

„Was ihr an dem da habt, weiß ich nicht“, brummte der Doktor, „von der Sorte haben wir ein paar Dutzend zu Hause. Da waren die Tillyleute gestern doch ganz andere Kerls.“

Ella bückte sich sehr tief auf ihre Kaffeetasse herab, um die Thränen, die ihr bei des Doktors Äußerung in die Augen gekommen waren, zu verbergen, und Annchen stand schon seit einer Weile am Fenster ebenfalls in der Absicht, ihr Gesicht nicht sehen zu lassen. Sie war empört — über Ella, über den Assessor, über diese ganze Reise, von der sie sich vorgenommen hatte womöglich verlobt zurückzukehren, und die so wenig Gelegenheit bot, ihren Vorsatz auszuführen. Der Doktor hatte seine liebe Not an diesem Tage. Er mußte allen Enthusiasmus allein vertreten, denn der Kommerzienrat seufzte nur über die Hitze, und die beiden Mädchen zogen mit so trübseligen Gesichtern umher, als hielten sie die schöne sonnige Welt für eine Marteranstalt. Annchen machte kaum die Augen auf, und Ella blickte ängstlich und erwartungsvoll zugleich umher. Endlich begab man sich nach dem Bahnhofe, und bald darauf trug der Zug rasselnd und schnaubend die kleine Gesellschaft davon. Die beiden Herren schliefen, die beiden Mädchen saßen einander gegenüber in den Koupeeecken und hatten ebenfalls die Augen geschlossen. Plötzlich sahen sie einander an.

„Du weinst?“ rief Annchen erstaunt.

„Du weinst ja auch“, erwiderte Ella.

„O, ich, das ist etwas ganz anderes, aber du, du hast doch wirklich keine Veranlassung dazu!“

„Das kannst du doch nicht wissen, aber warum weinst du denn?“

„Sage du mir zuerst, warum du es thust.“

„Ich habe Kummer, aber du kannst mir doch nicht helfen!“

„Nein, freilich, wie sollte ich armes Ding dir, der Verwöhnten, Glücklichen, Vielbegehrten helfen können — aber manchmal ist es doch gut sich auszusprechen.“

„Wenn du wüßtest, wie wenig ich danach frage, daß ich verwöhnt und vielbegehrt werde, wie du sagst.“

„Vermissen möchtest du es doch auch nicht, und du nimmst auch die Leute, wie du sie eben triffst. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß du dir aus dem Assessor gar nichts machst.“

„Da hast du recht!“

„Siehst du, und du läßt dir doch von ihm den Hof machen.“

„Ich? Aber das fällt mir ja gar nicht ein!“

„O doch, und das ist unrecht von dir, denn er ist so ein guter, lieber Mensch und du spielst mit ihm und willst ihn doch nur unglücklich machen, wie all die anderen, denen du Körbe gegeben hast. Du bist herzlos und schlecht!“

Ella blickte mit weit geöffneten Augen in die dunkle Nacht von den Koupeefenstern, als sähe sie dort seltsame Dinge.

„Glaubst du denn, daß er mich liebt, der Assessor?“ fragte sie langsam.

Annchen verstummte und zupfte an ihrem Taschentuch. Ella seufzte. „Es ist mir alles gleich“, sagte sie, „und ich habe den Entschluß gefaßt, ich heirate den nächsten, der um mich anhält. Diese Quälerei muß doch einmal aufhören.“

„Aber das ist abscheulich, Ella, wenn du ihn nicht liebst —“

„O, ich werde nie wieder einen Mann lieben!“

„Dann darfst du ihn auch nicht heiraten.“

„Ihn? den Assessor, meinst du? Lieber Himmel, er ist eben so gut wie ein anderer, oder liebst du ihn etwa?“

„Dumme Frage! Ich finde es aber sehr unrecht, daß du gestern so mit dem Rothenburger kokettiert hast — wenn du an so etwas denkst. Ganz abscheulich unrecht!“

„Mit dem Rothenburger?“ rief Ella, und sie hatte Mühe ihre Thränen zu bekämpfen, „weißt du denn, wer der Rothenburger war? Ein Schmied, ein Feilenhauer, und es ist nicht zu glauben! Und er spielt den gebildeten Mann so gut, daß man hätte darauf schwören können, er gehöre in unsere Kreise.“

„So, und zur Strafe für deine Leichtgläubigkeit dem Feilenhauer gegenüber willst du nun den Assessor heiraten“, rief Annchen empört. „Wie ich das finde!“

Der Zug fuhr in den Bahnhof von Würzburg ein.

„Nach München umsteigen“, rief der Schaffner.

Der Doktor schaffte seine Gesellschaft in ein leeres Koupee, in dem man allein zu bleiben hoffte. Da, eine Minute vor der Abfahrt des Zuges, wurde die Koupeethür noch einmal geöffnet — ein Herr, der einen großen, weichen Hut tief in die Stirn gedrückt trug, stieg ein und setzte sich in die Ecke gegenüber Ella, da Annchen im ersten Schrecken über den Eindringling aufgesprungen war und sich an die Seite des Doktors geflüchtet hatte. Die beiden alten Herren knurrten mißvergnügt in sich hinein. Annchen beschloß nun ernstlich zu schlafen, und Ella seufzte resigniert. Das Gesicht des Fremden war tief beschattet. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

V.

Ein Kreis heiterer junger Leute hatte sich im Restaurant des Kunstausstellungsgebäudes in München versammelt. Man hatte fleißig die Maßkrüge kreisen lassen und war in animierter Stimmung.

„Schade, daß Freund Feilenhauer noch fehlt“, rief der Referendar Haltmann, und der Assessor Landorf erwiderte lachend: „Den hält wahrscheinlich eins von den „kreuzbraven Würzburger Madeln“ fest. Er ist in Würzburg ausgestiegen und — ward nicht mehr gesehen.“

„Hat er seine Sache in Rothenburg gut gemacht?“

„Famos, er sah wirklich brillant aus, und die ganze Sache war grandios — so viel ich davon gesehen habe.“

„War viel hübsches Weibervolk dabei?“

„So ziemlich, so viel ich gesehen habe.“

„Sage einmal, was hat denn eigentlich deine Aufmerksamkeit so speziell in Anspruch genommen, daß du alle Antworten nur mit einer gewissen Reserve gibst?“

Der Assessor machte ein geheimnisvolles Gesicht und zuckte die Achseln.

„Du mußt doch etwas ganz besonderes dort erlebt haben?“

„Möglich.“

„Erzähle, erzähle!“

„Jetzt noch unmöglich — später vielleicht.“

„Oho, das scheint ernsthaft zu sein!“

„Möglich.“ Nun nahmen die Neckereien kein Ende.

„Sage einmal, im Vertrauen, was hat es denn gegeben?“ fragte sein Freund der Doktor Harweg, als die Gesellschaft endlich aufgebrochen war und er und der Assessor allein über die Straße schritten.

„Im Vertrauen, ich habe ein Mädchen kennen gelernt, das — nun, unter uns gesagt, ich glaube diesmal wird es Ernst. Wir haben einen sehr bedeutungsvollen Abschied genommen, man war außerordentlich liebenswürdig gegen mich, na und jetzt, wo meine Versetzung in das kleine Nest feststeht,